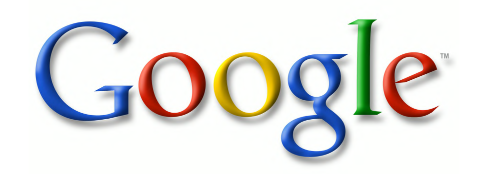
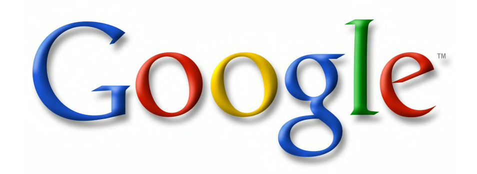
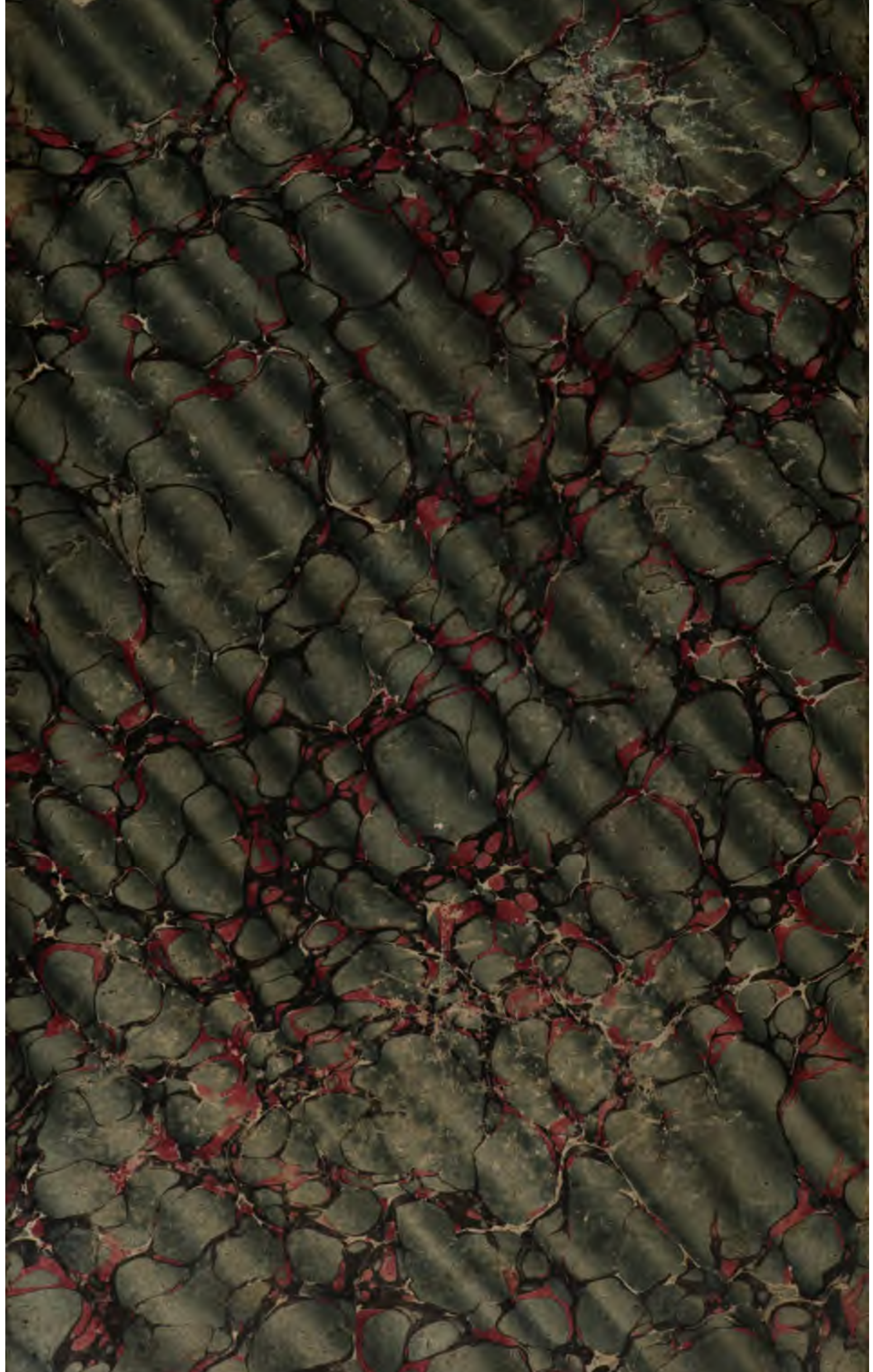
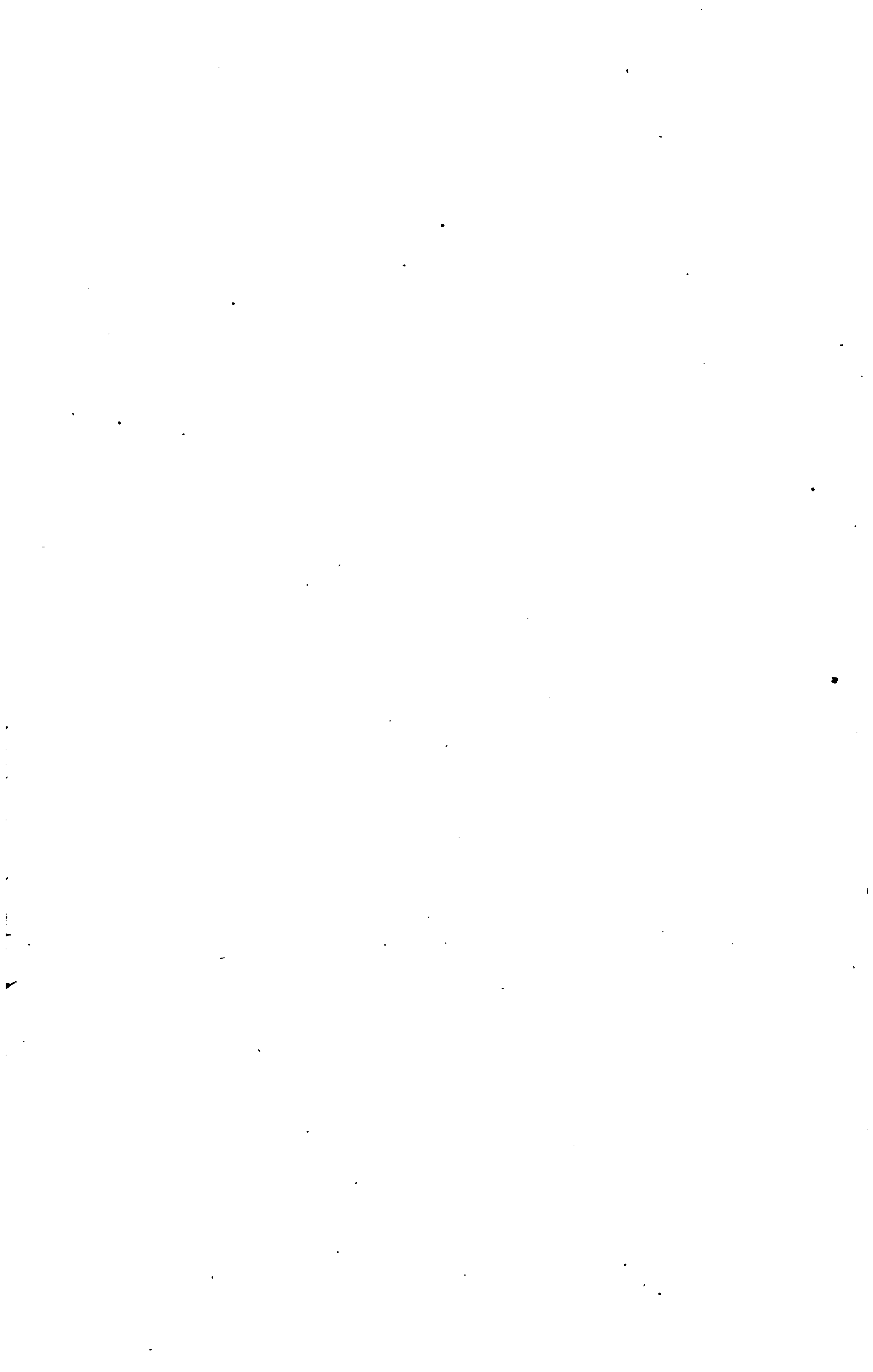







TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA



Bibliothek

der besten ältern und neuern

Deutschen Schriftsteller.

Vierzehnter Band.

Tieck's sämmtliche Werke.

II.



Paris. — Gedruckt bei Paul Renouard, rue Garancière, 5.

Ludwig Tieck's sämmtliche Werke.

Zweiter Band.



Paris,

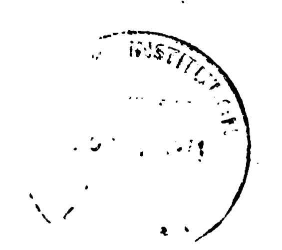
BAUDRY'S europäische Buchhandlung,

QUAI MALAQUAIS, N° 3, nahe dem PONT DES ARTS,

STASSIN und XAVIER, RUE DU COQ, N° 9, nahe dem Louvre.

Auch zu haben bei AMYOT, RUE DE LA PAIX; TRUCHY, BOULEVARD DES ITALIENS; GIRARD FRÈRES, RUE RICHELIEU, und in allen guten Buchhandlungen Frankreichs und des Auslandes.

1841.



Inhalt.



Zweiter Vorbericht.

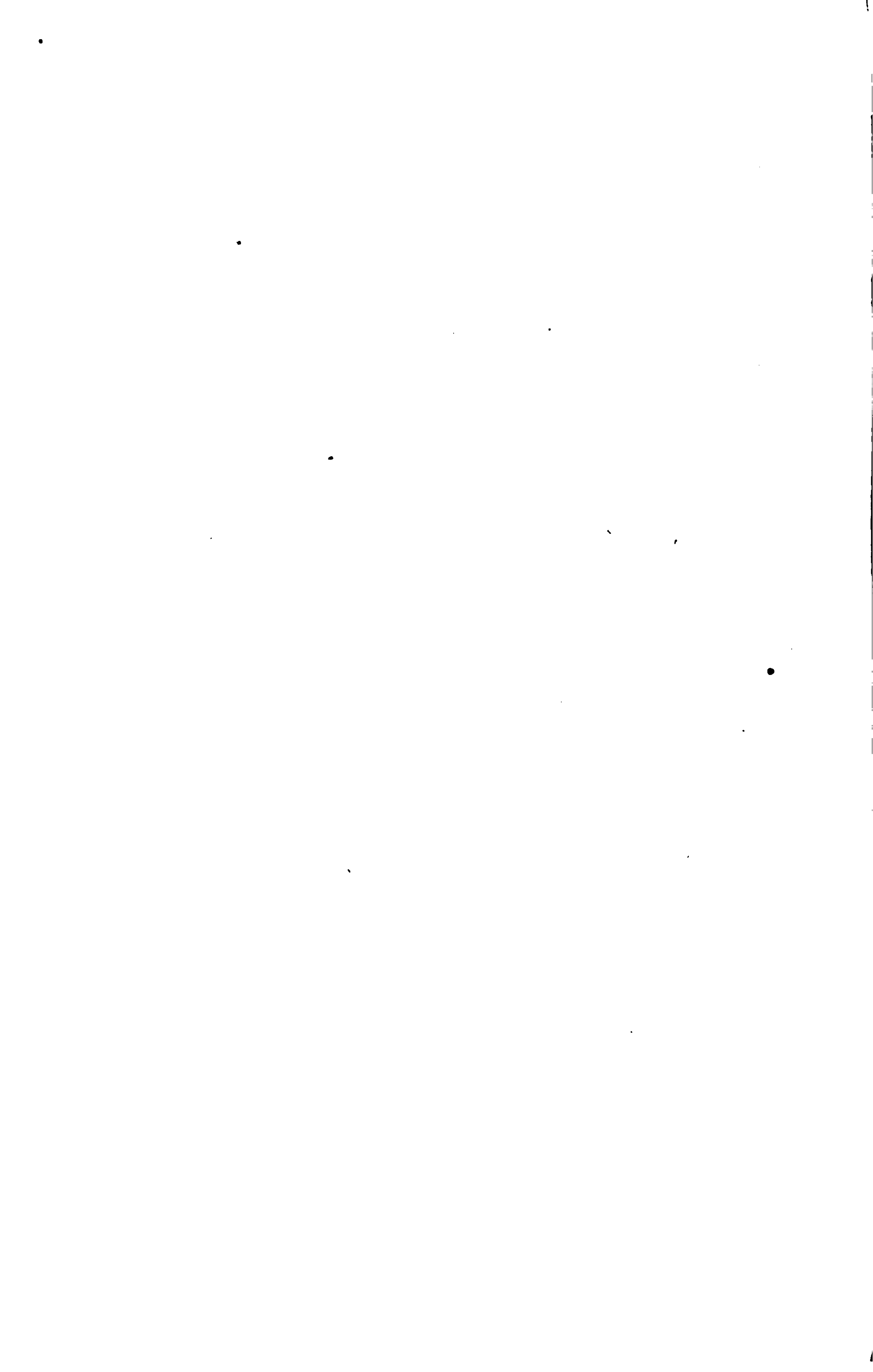
Schon früh, in jener Zeit, wenn die meisten Menschen fast unbewußt ihrer Jugend froh genießen, führte mich mein Gemüth zu den ernstesten und finstersten Betrachtungen. Unbefriedigt von dem Unterrichte, den ich von Lehrern und Büchern erhielt, versenkte sich mein Geist in Abgründe, die zu durchirren und kennen zu lernen wohl nicht die Aufgabe unsers Lebens ist. Das Kind ist durch Instinkt und Liebe zur Religiosität gestimmt; der Jüngling vermischt eben so den Frohsinn der Jugend mit den schönen Ahndungen, die ihn ein höhres Leben in Glaube, That, Natur und Poesie errathen lassen. Ein vorwitziger, kecker Zweifel, ein unermüdliches, finsteres Grübeln hatten für mich den Baum des Lebens entblättert, und Studium, Arbeit, ein Talent, das sich meldete und zur Entwicklung strebte, konnten nur allgemach den verlornen Frühling wieder erneuen, und dieselbe Energie und Leidenschaft, die sich dem Dunkel zugewendet hatte, für die Regionen des Lichtes und der Heiterkeit in Thätigkeit setzen.

Die frühern Werke Göthe's waren die erste Nahrung meines Geistes gewesen. Ich hatte das Lesen gewissermaßen im Berlichingen gelernt. Durch dieses Gedicht hatte meine Phantasie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Gestalten und Begebenheiten bekommen. Nicht vergessen, aber verdunkelt wurden diese Eindrücke, als sich jener Schatten über mein Gemüth ausbreitete, der durch Werther freilich noch finstrer sich verdichtete. Aber am meisten ward ich durch die neu auftretende Kraft Schillers zerrissen und vernichtet. So wie Poesie das erhöhte Leben ist und seyn soll, wie aus dieser Begeisterung nur die Tragödie hervorgehen und verstanden werden kann, so melden sich doch Zeiten und Stimmungen, die das Grauen des Todes, die Angst vor der Vernichtung erfassen, und mit wilder Erhitzung, im Verzweifeln an Leben, Schönheit, Schicksal und Tugend, den Tod selbst mit der Kraft der Poesie abspiegeln und verkündigen wollen. Liebe, Schönheit, Glaube, Ordnung und Heiterkeit erscheinen dann als die nichtigen, trügerischen Gespenster, die sich vor der Wahrheit der Wirklichkeit, gleißend und mit nüchterner Heuchelei hinstellen; und diese so genannte Wahrheit und Wirklichkeit verkündet sich als Vernichtung, als ungeheuerer, leerer Abgrund, wenn sich jene Scheingestalten von ihm weggezogen haben.

In dieser Stimmung beherrschten jene frühesten Werke Schillers, vorzüglich sein erstes und größtes, die Räuber, mein Gemüth so ausschließlich, daß mir die vorigen Lieblinge als schwach erschienen, ja wie in Täuschung befangen, weil sie das Leben, das nicht seyn konnte, verherrlichten, und mit zartem Sinn und poetischer Scheu jene Verzweiflung des Herzens nur andeuteten; indessen ihr höherer Sinn, der mir als schwacher Irrthum erschien, über das Vergängliche in Liebe triumphirte.

In dieser geschilderten Sinnesart war schon früh die Erzählung Abdallah entworfen, selbst der Anfang niedergeschrieben worden. Nach einigen Jahren, als die Nebel, die das Gemüth bedrückten, durch Reisen, wiederkehrende Gesundheit und Heiterkeit sich schon größtentheils wieder verzogen hatten, ward das Buch, so wie es später erschien, mit großer Anstrengung, in Erinnerung jener frühern Zeit, ausgearbeitet. War der Autor selbst auch nicht mehr in den dargestellten Lebensansichten immerdar befangen, so hielt er sie doch nicht für die unrichtigen, und meinte, sie in Poesie und Darstellung verkündigen zu müssen.

Dies Buch erschien zu einer Zeit, als Gespenstergeschichten, gräßliche Schicksale, wilde Leidenschaften das lesende Publikum sehr beschäftigten und interessirten. Dieser Abdallah aber, der auch dergleichen, nur mehr motivirt und mit einem gewissen Tiefsinn vortrug, wurde wenig beachtet. Was das Bessere in ihm, dem Gewöhnlichen der Art gegenüber, vielleicht war, gab dem Buche auch wohl eine gewisse Schwerfälligkeit, die ihm am Fortkommen hinderlich fiel. Der junge Autor, dem sein Gegenstand sehr wichtig erschien, hatte alles und jedes mit gleicher Umständlichkeit, jeden Gedanken mit gleicher Kraft vortragen wollen. Er hatte es noch nicht gelernt, wie man Lichter und Schatten ausspart, und wie manches nur leicht angedeutet werden muß, um die beabsichtigte Wirkung hervor zu bringen. Das Gespenstische und Wilde, wenn es sich auch steigert, übersättigt endlich. Dies Buch hat später seine Freunde gefunden; die erste Ausgabe desselben ist eine Seltenheit geworden.



Zweiter Vorbericht.

Schon früh, in jener Zeit, wenn die meisten Menschen fast unbewußt ihrer Jugend froh genießen, führte mich mein Gemüth zu den ernstesten und finstersten Betrachtungen. Unbefriedigt von dem Unterrichte, den ich von Lehrern und Büchern erhielt, versenkte sich mein Geist in Abgründe, die zu durchirren und kennen zu lernen wohl nicht die Aufgabe unsers Lebens ist. Das Kind ist durch Instinkt und Liebe zur Religiosität gestimmt; der Jüngling vermischt eben so den Frohsinn der Jugend mit den schönen Ahndungen, die ihn ein höhres Leben in Glaube, That, Natur und Poesie errathen lassen. Ein vorwitziger, kecker Zweifel, ein unermüdliches, finsteres Grübeln hatten für mich den Baum des Lebens entblättert, und Studium, Arbeit, ein Talent, das sich meldete und zur Entwicklung strebte, konnten nur allgemach den verlornen Frühling wieder erneuen, und dieselbe Energie und Leidenschaft die sich dem Dunkel zugewendet hatte, für die Regionen des Lichtes und der Heiterkeit in Thätigkeit setzen.

Die frühern Werke *Göthe's* waren die erste Nahrung meines Geistes gewesen. Ich hatte das Lesen gewissermaßen im *Berlichingen* gelernt. Durch dieses Gedicht hatte meine Phantasie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Gestalten und Begebenheiten bekommen. Nicht vergessen, aber verdunkelt wurden diese Eindrücke, als sich jener Schatten über mein Gemüth ausbreitete, der durch *Werther* freilich noch finstrer sich verdichtete. Aber am meisten ward ich durch die neu auftretende Kraft *Schillers* zerrissen und vernichtet. So wie Poesie das erhöhte Leben ist und seyn soll, wie aus dieser Begeisterung nur die Tragödie hervorgehen und verstanden werden kann, so melden sich doch Zeiten und Stimmungen, die das Grauen des Todes, die Angst vor der Vernichtung erfassen, und mit wilder Erhitzung, im Verzweifeln an Leben, Schönheit, Schicksal und Tugend, den Tod selbst mit der Kraft der Poesie abspiegeln und verkündigen wollen. Liebe, Schönheit, Glaube, Ordnung und Heiterkeit erscheinen dann als die nichtigen, trügerischen Gespenster, die sich vor der Wahrheit der Wirklichkeit, gleißend und mit nüchterner Heuchelei hinstellen; und diese so genannte Wahrheit und Wirklichkeit verkündet sich als Vernichtung, als ungeheuerer, leerer Abgrund, wenn sich jene Scheingestalten von ihm weggezogen haben.

In dieser Stimmung beherrschten jene frühesten Werke *Schillers*, vorzüglich sein erstes und größtes, die *Räuber*, mein Gemüth so ausschließlich, daß mir die vorigen Lieblinge als schwach erschienen, ja wie in Täuschung befangen, weil sie das Leben, das nicht seyn konnte, verherrlichten, und mit zartem Sinn und poetischer Scheu jene Verzweiflung des Herzens nur andeuteten; indessen ihr höherer Sinn, der mir als schwacher Irrthum erschien, über das Vergängliche in Liebe triumphirte.

In dieser geschilderten Sinnesart war schon früh die Erzählung *Abdallah* entworfen, selbst der Anfang niedergeschrieben worden. Nach einigen Jahren, als die Nebel, die das Gemüth bedrückten, durch Reisen, wiederkehrende Gesundheit und Heiterkeit sich schon größtentheils wieder verzogen hatten, ward das Buch, so wie es später erschien, mit großer Anstrengung, in Erinnerung jener frühern Zeit, ausgearbeitet. War der Autor selbst auch nicht mehr in den dargestellten Lebensansichten immerdar befangen, so hielt er sie doch nicht für die unrichtigen, und meinte, sie in Poesie und Darstellung verkündigen zu müssen.

Dies Buch erschien zu einer Zeit, als Gespenstergeschichten, gräßliche Schicksale, wilde Leidenschaften das lesende Publikum sehr beschäftigten und interessirten. Dieser *Abdallah* aber, der auch dergleichen, nur mehr motivirt und mit einem gewissen Tiefsinn vortrug, wurde wenig beachtet. Was das Bessere in ihm, dem Gewöhnlichen der Art gegenüber, vielleicht war, gab dem Buche auch wohl eine gewisse Schwerfälligkeit, die ihm am Fortkommen hinderlich fiel. Der junge Autor, dem sein Gegenstand sehr wichtig erschien, hatte alles und jedes mit gleicher Umständlichkeit, jeden Gedanken mit gleicher Kraft vortragen wollen. Er hatte es noch nicht gelernt, wie man Lichter und Schatten ausspart, und wie manches nur leicht angedeutet werden muß, um die beabsichtigte Wirkung hervor zu bringen. Das Gespenstische und Wilde, wenn es sich auch steigert, übersättigt endlich. Dies Buch hat später seine Freunde gefunden; die erste Ausgabe desselben ist eine Seltenheit geworden.

Das Idyll Almansur ist vielleicht noch früher geschrieben, als es das Titelblatt angiebt. Diese Kleinigkeit hatte sich zufällig unter meinen Papieren erhalten. Beim Durchblättern derselben gerieth es vor Jahren einem Freunde in die Hand, der es las, und, gleichsam um die neuen Leser zu prüfen, es in einem kleinen Romane als vorgetragene Episode einrückte. Sein Büchelchen erschien unter dem Namen Nesseln, und er nannte sich Falkenhayn. Um 1800 gedruckt ward dies Büchelchen bemerkt, und auch in Recensionen jener Tage beifällig erwähnt.

Die Erzählung, das grüne Band, ward einem befreundeten Herausgeber verschiedener Geschichten im Ton der Vorzeit auf dessen Begehren eingesendet. Er fand es für gut, sie durch Wegschneiden jener psychologischen Motive abzukürzen, welche, vielleicht zu weitläufig, den Verf. eigentlich bewogen hatten, sie niederzuschreiben. Da diese drei Versuche schon gedruckt waren, so erscheinen sie hier von neuem, ohne auf besondere Aufmerksamkeit Anspruch zu machen.

Das Leben und die Laune des aufstrebenden Jünglings werden oft verkümmert, wenn sein ernster Wille nicht verstanden, wenn seine Entwickelung und sein Forschen nach Wahrheit nicht von älteren Freunden unterstützt wird. Die Mehrzahl der Menschen empfängt alles vom Hörensagen und begnügt sich damit in einer Bescheidenheit, die unbegreiflich seyn würde, wenn sich in der Regel mit ihr nicht Eitelkeit und Hochmuth am leichtesten verbänden. Das so wohlfeil Empfangene ist nur ein Scheinbesitz, der aber auf dieselbe Art, ohne Anstrengung und Erfahrung, ins Unendliche hin vermehrt werden kann. Da dergleichen Gemüther niemals verlangen, daß Gedanke, Wissenschaft, Kunst und sogenannte Bildung ein Erlebtes, Errungenes seyn soll, so lächeln viele von ihnen vornehm genug auf jene ernsteren Naturen hinab, denen das Leben ein Kampf wird, weil sie alles, was sich ihnen als echt und groß ankündigt, in ihrem Innern wahrhaft erfahren, es mit ihrem eigensten Selbst verbinden, und so für alle Zeiten besitzen wollen. Wenn jene halb Träumenden nirgend Widerstand in den Dingen finden, so können sie sich bald in einer Vielseitigkeit und Universalität leicht und wohlhaglich bewegen, die nur zu oft dem wahrhaft Strebenden imponirt und ihn in der Jugend irre an sich selber macht. Durch wie viele Bestrebungen mußte ich mich kämpfend winden, weil Freunde und Lehrer so weit von mir getrennt waren, daß sie nicht einmal die Möglichkeit meiner Zweifel begriffen, die Einwendungen und Fragen, die aus meinem Innern hervorwuchsen, mit den trivialsten Antworten abwiesen, und mich auf Bücher und Ueberzeugungen vertrösteten, die ich schon kannte, und eben von ihnen den Ungrund und die Richtigkeit der Weisheit und Sicherheit einzusehn gelernt hatte, auf welchen jene Wissenden so sorglos wie auf unerschütterlichen Fundamenten wohnten und lebten.

Ist das Bedürfniß erwacht und zur Natur geworden, Wahrheit zu suchen und sich anzueignen, so folgt von selbst, daß das Verständniß der Kunst und Poesie anfangs nur mangelhaft und einseitig seyn kann, weil die ganze Energie der Seele sich eben am Verstehn einiger Lieblinge erschöpfen wird. Die allerwenigsten Menschen gerathen nur auf den Wunsch, ganz in einem Werke der Kunst aufzugehn, oder es vollständig in sich aufzunehmen. Diese Beobachtung betrübte, irrte und verdroß mich in vielen Stunden. Wenn ich den Homer beinah, ohne Uebertreibung, auswendig wußte, und mich am Erscheinen dieser Gestalten und dem Ton dieser Worte nicht ersättigen konnte, so waren mir, die griechischen Idylls und großen Geschichtschreiber etwa ausgenommen, die meisten klassischen Werke des Alterthums lange ein versiegeltes Geheimniß; mein Sinn, der völlig im Homer, Shakspeare und einigen neueren Poeten einheimisch war, konnte sich auf keine Weise jene Dichterwelt aneignen, oder ihr nahe kommen. Ich las freilich so wie die übrigen, ich kannte Inhalt und Worte, aber ohne daß es mir ersprießlich geworden wäre. Jene Bewunderer begnügten sich eben mit einer äußern Schale, und konnten mir mit ihrem Lobpreisen jene Welt nicht eröffnen. Denselben Kampf hatte ich mit der Geschichte. Die der Griechen und Römer hatte ich kennen gelernt und glaubte sie auch zu verstehn. An eine neuere der spätern europäischen Völker glaubte ich nicht, weil ich sie in den Geschichtsbüchern nicht finden konnte. Erst auf einem Umwege, nachdem ich Dante und Ariost studirt, neben Shakspeare mich mit Spenser, Chaucer, und den Englischen Schauspieldichtern aus der Zeit der Elisabeth und Carls II genau bekannt gemacht und befreundet hatte, schloß sich mir, aus diesem Gegensatze, von selbst das Verständniß der griechischen Tragödie auf: und noch mehr, als mir das spanische Theater mit seinen wunderbaren Erscheinungen näher getreten war. Auf ähnliche Weise hat sich mir später der Sinn der Geschichte offenbart. Immer war mein Streben, jenen leeren Schein, jene nichtige Unwahrheit, in der ich, nach meiner Erfahrung, die meisten versunken sah, von mir entfernt zu halten, oder mit einseitiger Vorliebe für das, was mir lebendig geworden war, zu bekämpfen.

Konnte ein Schein, Uebereinkunft und das Nachsprechen des zweiten und dritten von Einsichten, Kunsturtheilen und leerer Bewunderung nicht genü-

gen, oder mich antreiben, auf ähnliche Art zu leben und zu denken, so ward mein Unwille noch stärker erregt, wenn ich zu bemerken glaubte, daß man mit Wahrheiten, die man die heiligen nannte, mit Moral, Tugend, Religion und den Geheimnissen des Gemüthes eben nicht anders verfuhr. Mein Zweifel verschmähte es, weil ich ihn für die Kraft der Seele hielt, den Glauben und die Gegend der Religiosität wieder aufzusuchen, die sich mir völlig entfernt und verdunkelt hatten, aber ich meinte den leeren Enthusiasmus oder die sophistisirende Leidenschaftlichkeit so vieler Gemüther zu verstehn, die für die kräftigen und erleuchteten galten. Denn allerdings hatte sich, abgesehen von der Schule der Philosophen, der Aufgeklärten und Erzieher, von dem neueren Umschwung der deutschen Literatur angeregt, eine Art Sekte gebildet, die meist die besseren Köpfe unter den jungen Leuten zu den ihrigen zählte. Diese, auf die rasche Erhitzung ihres Gemüthes eitel, stolz auf den Werth des Herzens, im Aufschwung der Leidenschaft das Höchste suchend, führten das Wort Genie, Kraft, Originalität immer im Munde, und konnten sophistisch mit scheinbaren Tugenden ihren Egoismus verkleiden. Diese hatte ich oft in verschiedenen Gestalten zu beobachten Gelegenheit gehabt. Zog mich ihre höhere Genialität, das Spiel mit der Poesie, die Bewunderung unserer deutschen Genien an, so stieß mich doch, wie gern ich hier meine Freunde gesucht hätte, wieder die Sicherheit ab, der es sogar gelang, die Pedanterie und das Phantastische zu vereinigen. So blieb mir nichts *als eine* gewisse trübe und nüchterne Resignation übrig, die mir nicht genügte, mich aber noch weniger zu jenen führen konnte, die gegenüber als die Besseren standen, zu jenen ruhigen, kälteren, einfacheren und wahrerern Menschen, die allen jenen Truggestalten Lebewohl gesagt hatten, aber dafür in einer engen, traurigen Umgränzung lebten, die man ihnen nicht beneiden konnte. Das Kühne, Geniale, sich Erhebende schien sich immerbar mit Schein und Trug, das Wahre, Gute, mit dem Engherzigen verbinden zu müssen: wer die glänzenden Schatten verschmähte, mußte sich bei jenen schwachen, unwissenden, trübselig Wohlwollenden einbürgern. — Wie ging es aber dem, der sich zu keiner von beiden Partheien entschließen konnte und wollte?

Und in dieser Lage befand sich der Autor, als er den Lovell entwarf und ausführte. Der Plan zu diesem Buche schreibt sich schon vom Jahre 1792 her, und im folgenden wurde es angefangen. Das Bestreben in die Tiefe des menschlichen Gemüthes hinab zu steigen, die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, welche Gestalt sie auch annehmen, die Verachtung des Lebens, die Anklage der menschlichen Natur: diese Aufgaben und finstern Stimmungen, die nicht oberflächlich hingemalt sind, sondern mit Ernst aufgefaßt, waren wohl die Ursache, warum das Buch bei seinem Erscheinen nur wenige, späterhin aber viele Freunde und Leser fand. Wer sich bloß unterhalten will, wird es auch jetzt noch mit Unmuth aus der Hand legen. Menschenkenntniß, Leidenschaft, seltsame Situationen, große, ergreifende Momente, dies war das, dem der Verfasser fast unbedingt nachstrebte. Nur das große Tragische, nur die Wahrheit der Charaktere verstand und bewunderte er damals im Shakspear. Ein Buch, was jetzt wohl vergessen, oder wenigstens nicht mehr beachtet ist, hatte in jener Zeit meine Zuneigung sehr gewonnen: der paysan perverti von Retif de la Bretonne. Dieser seltsame Mann hatte damals die höchste Stärke seiner Darstellung erreicht, sein Talent hatte sich entwickelt, und er wäre ein merkwürdiger Autor geworden, wenn er nicht Vielschreiber, ja Sudler geblieben wäre, dem verdorbne Phantasie für Begeisterung, und Schmutz und Niedrigkeit für menschliche Natur gelten mußten. (*) — Lehrreiche Anzeigen oder Recensionen meines Romans erinnere ich mich nicht gesehn zu haben. Auszüge, oberflächliches Lob, seichter Tadel, die nirgend die Sache trafen, waren auch damals an der Tagesordnung. Nur ein Recensent, (irre ich nicht, in der Jenaer Lit. Z.) bewies mir, das Buch sei aus dem Englischen übertragen; er konnte zwar das Original nicht nachweisen, wohl aber mir einige Uebersetzungsfehler, wo ich nach seiner Einbildung hergebrachte Englische Metaphern oder Redensarten nicht verstanden hatte. Ein Beweis wenigstens, daß durch Beobachtung des Costüms, der Art und Weise der Engländer, was ich durch meine Studien ziemlich hatte kennen lernen, jener anmaßliche Kenner so war getäuscht worden, daß er den deutschen Ursprung des Buches nicht witterte. —

Alles dasjenige, was ich zu besitzen glaubte, verwandelte sich fast plötzlich in einen anderen, höheren Reichthum, der alles Dürftige, Alltägliche und Unbedeutende, das Leben selbst durch Glanz und Freude erhöhte. Dies war das innigere Gefühl der Poesie, ein Entzücken, das unmittelbar aus den Werken der Kunst die Seele durchdrang und durch ein geistigeres Auffassen, als auf dem Wege der Beobachtung und

(*) Wer vieles von der Bibliothek, die dieser merkwürdige Mann geschrieben hat, kennt, wird auch wissen, daß in den meisten, selbst schlechtesten seiner Bücher, Stellen vorkommen, Gedanken aufblitzen und Darstellungen erschüttern, die den bessern Genius auch in der Erniedrigung beurkunden.

des Verstandes, dem begeisterten Sinne das Wesen der Poesie aufschloß. Wie anders stellte sich mir jetzt das Prachtgebäude der großen Erfindungen Shakspear's dar! Von Sophokles und Aeschylus, der alten Welt, den lieblich trunknen Italiänern, den entzückenden Träumen des Calderon und den wundersamen Bildern der Spanischen Poeten schien plötzlich mir ein Vorhang herunter zu fallen, und die tiefe Weisheit des Britten und Cervantes, die Orakel der Alten waren mir nun, in der Tiefe des Verständnisses und der Ahndung zugleich, nicht mehr ein fremdes Wort und nicht bloß dem Staunen halb unverständlich ausgesprochen. Was die deutschen Minnesänger so oft von dem Uebermuth des Herzens, von dem hochstrebenden Sinne ihrer freudenreichen Begeisterung aussagen, warum sie Frühling und Liebe, Wunder und Scherz so freundlich im Gesang vermählen, und sich an Farbe und Glanz, an Spiel und Pracht, in Schmerz und Zärtlichkeit nicht ersättigen können, war mir in dieser Stimmung ganz befreundet und verständlich. Auf ganz andere Weise, als früher, war es mir jetzt vergönnt, mich in die geistige Schönheit Göthe's zu versenken. Wenn diese trunkene Stimmung auch durch einzelne Stunden der Melancholie unterbrochen wurde, so besiegte sie doch bald jede Störung. Fand mein Gemüth doch alles in diesen Anschauungen, und ich glaubte es nun erst einzusehen, warum sich mein störriger Sinn der Philosophie der Schulen so starr widersetzt hatte. Was meine Kindheit in der Religion suchte und ahndete, glaubte ich jetzt in Poesie und Kunst gefunden zu haben, und jene grübelnden Zweifel späterer Jahre waren mir in dieser lichten Gegenwart entschwunden, weil sie zu unbedeutend und klein erschienen; denn das letzte Bedürfniß, sie aufzuklären oder zu beschwichtigen, der ehemalige Hunger nach Beruhigung, schien bei diesem vollen Gastmal des Lebens auf immer abgewiesen. Hatte ich früher die Schilderung der Leidenschaft, Kenntniß des Herzens und aller menschlichen Verwirrungen und Gebrechen in neugieriger Beobachtung vielleicht zu hoch angeschlagen, so begeisterte jetzt das Totale, die Anmuth und der Scherz, die tiefsinnige Weisheit der Erfindung und jener muthwillige Wahnsinn, der oft die selbsterfundenen Gesetze wieder vernichtet, meinen Sinn und meine Forschung, und das Spiel der Kunst, der edle Leichtsinn der Freude verdunkelte mir wohl auf Momente wieder die Größe der Leidenschaft, die Schilderung des tiefen Seelenschmerzes in Schakspear und Sophokles. Unzählige Gebilde und Erfindungen tauchten aus meiner erregten Phantasie empor, und wenn die wenigsten jener Plane und Entwürfe, und vielleicht nur die schwächeren, ausgeführt und wirklich geworden sind, so ward dies theils durch Krankheit, Reisen, andere Studien oder Stimmungen und jene Schwäche der menschlichen Natur veranlaßt und verschuldet, die nur allzuleicht, wenn nicht die stärksten Aufforderungen sie zwingen, das Talent in's Mannichfaltige und dessen Kraft in das Kleine versplittert. —

Dasjenige, was meine Jugend bedrängte, die Widerwärtigkeiten in der Zeit, die mich gestört hatten, die Bitterkeit und Verfolgung, die ich früher gern gegen Albernheit, Irrthum und Abgeschmacktheit in den Kampf geführt hätte, trat jetzt in der Gestalt parodirender aber nothwendiger Nebenpersonen in dem magischen Zaubergemälde der Poesie auf. Der heitere Scherz mußte sich dieser Gebilde mit milder Spaßhaftigkeit bemächtigen, und indem mir selbst ein Wohlwollen gegen Dinge, Lehren, Bücher und Menschen, die meinem eigensten Wesen feindlich waren, möglich und nothwendig wurde, begriff ich erst, weshalb Swift, Juvenal und ähnliche Satyriker mir widerwärtig, und die Absicht, durch scharfen Spott Laster des Tages zu geiseln, und dergleichen ähnliche Aussprüche und Anmaßungen mir unverständlich gewesen waren.

So entstanden jene Gebilde der Poesie, mit Scherz und Laune umkleidet, die damals entweder Freude bei Gleichgesinnten, oder mehr und minder Aergerniß erregten. Viele, die auch später Autoren wurden, fanden in ihnen auch wohl einen Schlüssel, eine Eröffnung zum Leben, zur Poesie und zum freien Scherz. Ob viele Leser damals diese Phantasieen eben so leicht und unbefangen aufnehmen konnten, wie sie ihnen von diesem poetischen Uebermuth geboten wurden, bezweifle ich: meine Freunde, die ich später kennen lernte, Wilhelm und Friedrich Schlegel, Novalis und einige andre, erfreuten sich wahrhaft und heiter dieser Produktionen; Solger, der Freund meines reifern Alters, achtete sie, und Jean Paul läßt mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren, daß der Humor in diesen Gedichten immer heiter und ohne Bitterkeit sei.

Die Historie von den Schildbürgern ist 1796, nach Anleitung jenes bekannten Volksbuches geschrieben. Der feierliche Ton, die Spitzfindigkeit, so wie das Hereinziehen einiger ganz modernen Thorheiten, die Anspielungen auf unser gesunkenes Theater, und dergleichen, schien mir zweckmäßig. Diese Aufgabe, die Geschichte jenes Staates darzustellen, wäre würdig, wer sich die Kräfte dazu fühlt, ins Große ausgeführt zu werden, und wenn sie gelänge, so könnte ein National-Roman daraus entstehen, der viele Jahre und politische Veränderungen überdauern würde. Diese Thorheit, die vorzüglich aus übertriebener Weisheit erzeugt wird, die sich gleich

anfangs überstürzt, und bald die größten Albernheiten, immer noch unter dem Schein von Vernunft und Zweckmäßigkeit einschwärzt, dieses gutmüthige Forschen und Erprüfen von Dingen, die die alltägliche Erfahrung schon längst widerlegt und aufgeklärt hat, alles dieses ist so ächt deutsch, so aus der Natur des Volkes aufgegriffen, daß das bekannte Büchelchen wohl nur in unserm Vaterlande geschrieben und beliebt werden konnte.

Das Drama Blaubart, war die erste Frucht jener trunken poetischen Stimmung gewesen.

Es hatte Beifall gefunden und Aufmerksamkeit erregt. Mein Verleger, der jüngere Nicolai, glaubte von seinem Vater Kritik geerbt zu haben, und war zugleich Recensent meiner Schriften. In seiner Familie war denn auch über meine Versuche hin und her gesprochen und verhandelt worden. Eine geistreiche, würdige Frau, die in dem Hause mit Recht verehrt wurde, hatte geäußert, daß es ein interessantes Werk, eine Aufgabe für den besten und erfahrensten Autor geben könne, wenn der Dichter zeige, durch welche Neigungen und Schwächen jede der sieben Weiber des Wütherichs in die Schlinge fiele, und ein Opfer seiner Grausamkeit würde.

Mein Verleger und Kritiker theilte mir dieses Gespräch mit und forderte mich zugleich auf, Hand ans Werk zu legen, und meine Kräfte im Darstellen, Entwickeln und Motiviren zu versuchen. Die Bestellungen ähnlicher Art hatte ich immer mit dem größten Mißfallen bemerkt und getadelt, wenn mir bekannte Schriftsteller sie sich von Buchhändlern hatten geben lassen. In jener geschilderten Stimmung und Ansicht der Poesie konnte eine solche Aufgabe, auch wenn ich sie hätte lösen können, kein Interesse für mich haben, denn ähnliche Bücher, deren es in allen Sprachen giebt, hatten mir mit diesen absichtlichen psychologischen Schilderungen immer nur einen peinlichen Eindruck erregt. Und bennoch übernahm ich diese Arbeit, weil sich mir, ohne es zu suchen, sogleich die Möglichkeit aufdrängte, daß, statt eines philosophischen Romans, ein höchst phantastisches, seltsames und launiges Buch aus diesem Gegenstand sich machen lasse. Ich fing an; aber meine Laune wurde bald gestört, und der Scherz, der sich, meinem Vorsatze nach, weit hinaus spinnen sollte, so viel als möglich abgekürzt. Denn ohne mein Erinnern wird der Leser sehen und fühlen, daß die sieben Weiber des Blaubart, von denen hier die Rede ist, der Anlage nach ein weitläuftiges Buch, ein Tummelplatz für Schalkheit, Spaß, seltsame Begebenheiten, ja Kritik in dieser bizarren Form und Selbstparodie des Dargestellten werden sollten. Aber jene Laune, die die Fäden eingeschlagen hatte, ermattete, und statt des bunten Teppiches, den er sich vorgesetzt hatte, war der Weber nachher zufrieden, wenn nur ein ziemlich schlichtes und einfaches Muster herauskam.

Die absichtliche moralische Tendenz so vieler Bücher, die sich für poetische Werke ausgaben, war mir schon immer kümmerlich und als ein grober Mißverstand erschienen. Darüber zu spotten war die Aufgabe der Einleitung. Der Spaß und die Ironie schien mir so deutlich ausgedrückt, daß selbst der Unwissende nicht glauben konnte, ich wolle die Tugend und die Moral läugnen, anfeinden, oder als Unsinn lächerlich machen. Mein Erstaunen war daher nicht geringe, als mein Verleger, mit dem ich schon nicht mehr in freundlichen Verhältnissen war, mir in einem Briefe, in welchem er seiner Empfindlichkeit freien Spielraum gab, meldete, der Censor habe fast das ganze Kapitel als anstößig gestrichen. Ich begab mich selbst zu diesem, einem Manne, der sehr liberal dachte, und so wenig ängstlich oder engherzig war, daß er viele Dinge vertheidigte, und in Schutz nahm, die mir, der ich die Aufklärung jener Tage nicht theilte, vielleicht anstößig seyn mochten. Ich suchte, indem ich ihm jenes Kapitel noch einmal vorlas, und meine Absicht kommentirte, ihm meine Unschuld deutlich zu machen; aber vergebens. Er kam immer wieder darauf zurück, der Schriftsteller, wenn er auch vielleicht nicht ganz im Unrecht sei, müsse der Menge niemals den Glauben an Tugend, die Verehrung vor der Moral nehmen wollen: oder wenigstens die Sache so fein ausdrücken, daß der große Haufe ihn nicht so ganz begreife. Der Mann wurde ganz irre an mir, als ich im Verlauf unsers Gespräches gerade dies am Candide, Diderots Fatalisten und manchen ähnlichen Büchern nicht ohne Bitterkeit tadelte, denn er glaubte, diese Werke seien eben so über alle Einwürfe erhaben, wie ich, als ein junger Mann, ihnen doch vorzüglich meine Bildung und Aufklärung, die mich ja eben zu so anstößigen Aufsätzen begeisterten, zu danken haben müsse. Wir wurden nicht einiger, ich mußte im Verdruß das Kapitel umschreiben, wodurch es lahmer und unbedeutender wurde. Ich fragte mich wohl, ob ich nicht mein Gespräch mit dem Censor, als Fortsetzung der Materie, einschieben solle. Doch konnte ich wohl darauf rechnen, daß er es wieder ausstreichen würde.

Hier also wurde nun die ganz einfache Ironie die Umkehrung der Sache, daß das Schlechte gut, und das Gute schlecht genannt wird, wie Swift und andre, selbst Rabener, sie so oft gebraucht haben, völlig von einem Manne mißverstanden, der auf

der Höhe seiner Zeit zu stehen glaubte. Wie soll denn die höhere Ironie des Aristophanes, oder gar des Shakspear, von so vielen Lesern gefaßt werden? Oder was sollen Leser, die doch nur untergeordnet sind, mit der sokratischen, oder jener Ironie anfangen, die Solger als jedem Kunstwerk unerläßlich verkündigt hat, wenn viele Philosophen von Metier (möchte man glauben) schwerlich einen platonischen Dialog, gewiß aber nicht den Erwin Solgers zu Ende gelesen haben? Ueber dem Ganzen eines platonischen Dialogs (nehmen wir nur das Gastmal,) schwebt doch wohl noch eine höhere geistigere Ironie, als sich etwa in Sokrates scheinbarer Unwissenheit verkündigt. Und wie wollen denn Kritiker oder Philosophen jene letzte Vollendung eines poetischen Kunstwerks, die Gewähr und den höchsten Beweis der ächten Begeisterung, jenen Aethergeist, der, so sehr er das Werk bis in seine Tiefen hinab mit Liebe durchdrang, doch befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt, und es von dieser Höhe nur, (so wie der Genießende) erschaffen und fassen kann, nennen? Wenn wir diese Vollendung nicht mit Solger, oder mit Fr. Schlegel (wie dieser es früher im Athenäum schon andeutete) Ironie nennen sollen, so gebe und erfinde der Einsichtige einen andern Namen. Es wird aber wohl besser seyn, diese passende Bezeichnung beizubehalten, die auch Schleiermacher in seinen meisterhaften Einleitungen zu Platons Dialogen schon so trefflich charakterisirt hat. Wenn jene Philosophen aber vielleicht noch niemals in sich erfahren haben sollten, was Solger bezeichnen und erklären will, so ergeht es ihnen freilich nicht besser, wie so vielen von jenen untergeordneten Lesern; und es hilft ihnen nichts, wenn sie noch niemals ein ächtes Kunstwerk wahrhaft empfunden oder genossen haben, den Erwin zu Ende zu lesen, oder im Nachlasse Solgers, in manchen mitgetheilten Briefen des gründlichen Denkers sich zu unterrichten. Scheint es doch fast, als meinten sie, Solger fordre, das poetische Werk solle sich durch diese Ironie selbst wieder aufheben.

Das Büchelchen, die sieben Weiber, hätte ich gern unbeendigt gelassen, wenn der Verleger nicht anfangs so begierig gewesen wäre, es zu besitzen, daß er den Druck desselben schon angefangen hätte: denn sein Mißverstehen nahm mit jedem Bogen zu, und da er einsah, meine Art und Weise würde ihm niemals dazu dienen können, seine kritischen Meinungen ins Publikum zu bringen, so hielt er es für nöthig, beim dritten Bande der Volksmährchen zu erklären, er könne diese Dichtungen nicht vertreten, und weder größere noch kleinere Stücke derselben seien aus seiner Feder geflossen. — So beschloß ich denn die Erzählung vom Blaubart, ohne mich zu nennen, wie ich mir erst vorgesetzt hatte, und der Verleger änderte das Titelblatt auch wieder auf seine Weise.

Im folgenden Jahre, 1798, gerieth mir ein Büchelchen in die Hände, einer jener schlicht und schlecht geschriebenen Romane aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, der in seiner Treuherzigkeit die albernsten Geister-Erscheinungen, Wunderthaten und Verwandlungen vortrug. Das Büchelchen, welches ich verloren habe, scheint ohne alle Ironie so recht für den Bedarf träger und sinnlicher Menschen geschrieben. Ich nahm aus ihm, indem ich nur den Ton, aber nichts an den Thatsachen änderte, den Abraham Tonelli, den Kaiser von Aromatha, der im letzten Bändchen der Straußfedern gedruckt wurde. In heitern Stunden wurde der Scherz hingeschrieben, der auch andere Gemüther ergötzt hat. Ich sehe aus dem Leben und Nachlaß Hoffmanns, daß dieser geistreiche Autor die Absicht hatte, den Spaß fortzusetzen, und sich auch wirklich schon einige Blätter unter seinen Papieren ausgearbeitet gefunden haben.

Ein größeres Schauspiel, poetisch und launig, parodirend und die Mißverständnisse des gemeinen Lebens so wie der damaligen Kritik darstellend, wovon schon 1796 drei und 1797 fünf Akte fertig waren, ward im Jahr 1798 beendiget. Sonderbar genug sollte dieser Zerbino auch eigentlich eine Fortsetzung der Volksmährchen bilden. In Berlin geboren und erzogen, nach den Universitätsjahren dort wieder lebend, mit den meisten Zirkeln und Gelehrten bekannt, hatte ich früh diesen Ton der Anmaßung und des Allwissens kennen gelernt, der so oft die Ausländer verletzte. Was wir mit dem Worte Aufklärung bezeichnen, im schlimmen oder tadelnden Sinn, war von Berlin aus vorzüglich verbreitet worden, jene Seichtigkeit, die ohne Sinn für Tiefe und Geheimniß alles, was sie nicht fassen konnte und wollte, vor den Richterstuhl des sogenannten gesunden Menschenverstandes zog. Wenn diese Aufklärung in der That manchen Mißbrauch rügte, manchen im Finstern schleichenden Aberglauben anklagte und der Verachtung Preis gab, so setzte sie sich doch auch bald in Verfolgung um, und verschmähte nicht inquisitorische Bösartigkeit und Verketzerung. Die Religion, die christliche vorzüglich, war überhaupt der Stein, an welchen sich fast alle aufgeklärten Schriftsteller jener Tage stießen und ärgerten.

Von der Verbesserung der Schulen und des ganzen Erziehungswesen war auch vielfach die Rede; es geschah manches Gute, doch zeigte sich gegenüber auch vielfache Charlatanerie, und es war überhaupt mehr Geschrei als Wolle vorhanden. Die Berliner

Monatsschrift, welche auch vorzügliche Schriftsteller zuweilen mit Beiträgen beehrten, war hauptsächlich Träger und Beförderer dieser Stimmungen. Allenthalben aber war ein Rühmen, wie die Menschheit vorschreite, eine kindliche Hoffnung, daß bald keine Vorurtheile den armen Menschen mehr quälen würden. Dazwischen tummelten sich die verschiedenen Lieblingsschriftsteller und nahmhaften Autoren. Göthe's Ruhm, der nach dem allgemeinsten Beifall, den ein Schriftsteller wohl je in Deutschland erfahren, bald gesunken war, hob sich von neuem um 1792 und verbreitete sich immer mehr. Einige Recensionen, namentlich eine von Huber, hatte Anstoß und Aufmerksamkeit erregt. Es schien andern Schriftstellern und Kritikern ärgerlich, daß diesem Einen schon bei seinen Lebzeiten der Ruhm der Nachwelt auf lange hinaus zugesichert werden sollte, und daß man diesen, als einen Genius, der dem ganzen Volk angehörte, verkündigte. In Berlin schieden sich diejenigen, die sich ein Urtheil zutrauten, offenbar in zwei Partheien. Die, die sich für die Besseren hielten, und denen ich mich jugendlich zuversichtlich von 1794 an ebenfalls anschloß, verkündigten, erläuterten und priesen diesen großen Geist und fühlten sich mehr oder minder von ihm begeistert. Man kannte sich an diesem Vereinigungspunkt wieder, und Freundschaft und Wohlwollen verband rasch die ähnlich Denkenden. Doch war diese neue und schwärmende Kirche die unterdrückte. Fast alle ältern Männer strebten ihr entgegen. Die namhaften, oder berühmten Gelehrten Berlins bekämpften und verspotteten diesen Schwindel der unerfahrnen Jugend, wie sie diese Liebe zur Poesie nannten. Engel machte seine frühere persönliche Bekanntschaft mit Göthe, den er schon in Leipzig gesehn hatte, geltend: Nicolai berief sich auf seine deutsche Bibliothek und Lessing; mehr als ein Moralist führte die alten Klagen über Stella und noch lautere über Werther wieder auf: die wenigen Religiösen bedauerten des Dichters Freigeisterei, und die erhitzten Demokraten schalten auf den Groß-Cophtha und Bürgergeneral. Die Horen, Meister, Hermann und Dorothea, am meisten aber die Xenien, vermehrten den Kampf und steigerten die Heftigkeit desselben. Daß für den ruhigen Beobachter, für den Freund des Scherzes dabei manche Splitter abfielen, die der Dichter brauchen konnte, versteht sich von selbst: und manches in meinen Schriften, was zuweilen der Leser wohl übertrieben oder zu gewagt finden könnte, vieles namentlich im Kater, der verkehrten Welt und dem Zerbino, ist nur wörtlich wiederholt, was ich zufällig in diesem oder jenem Zirkel vernahm, oder was auch wohl im Streit als scharfe Waffen gelten sollte.

Das Leben in seinen mannichfaltigen Verhältnissen bietet dem komischen Dichter, wegen seiner vielfachen Verschlingungen, Mißverhältnisse, Widersprüche und der nothwendigen Ungeschicklichkeit, mit welcher die subalternen Kräfte so häufig die größten Gedanken in der Ausführung entstellen, immerdar Stoff zu seinen Gemälden. Die Verkehrtheit des Menschen weiß sich allenthalben Bahn zu machen, und das poetische Auge, das durch Unbefangenheit geschärft, von innerer Richtigkeit gelenkt in diese vielfachen Kreise hineinschaut, und Bedeutsamkeit und Wahrheit vom Thörichten und Zufälligen zu unterscheiden weiß, wird wohl immerdar Gegenstände für den Scherz und das heitere Lachen entdecken; wenn der Dichter sich mit Bitterkeit auch nicht in das Individuelle verliert, um dies, was ihm als Irrthum erscheint, verfolgend zu vernichten. In dieser bittern Stimmung (ist die Gesellschaft, wie unter den Römischen Kaisern, oder die Umgebung einer Catharina Medicis, nicht ganz verderbt) wird er im Gegentheil leicht sich täuschen, und eben so oft das Beste und Edelste, wie das Verwerfliche, mit seinem Spotte verwunden. Wenn ich mir also erlaubte, über Kritik, Gelehrsamkeit, Erziehung, Aufklärung, gelehrte Gesellschaften, Theater, Bildung und so manches Gutgemeinte der bürgerlichen Welt zu scherzen, ohne eben dieses und jenes Individuum im Auge zu haben, so schien es mir auch erlaubt, den so oft entarteten kleinen Dienst des Soldatenstandes in Anspruch zu nehmen. Ich, als geborner Brandenburger, wußte am besten, was der große König mit seiner Armee in jenen denkwürdigen sieben Jahren ausgerichtet hatte; ich hatte aber auch von frühester Jugend beobachten können, wie so viele kleine Geister das, was beim Soldaten freilich eben so nothwendig wie Tapferkeit ist, zur einzigen Beschäftigung des Lebens und zur höchsten Aufgabe desselben machen wollten. Jene kleine Scene, die Wachtparade, war 1796 geschrieben, im Jahre 1797 war schon fast der Zerbino vollendet, und überflüssig könnte es scheinen, dies hier noch einmal zu erwähnen, wenn nicht vier oder fünf Jahre später Kotzebue seinen Zutritt zu hohen Personen so gemißbraucht hätte, daß er diesen jene Scene, als eine beziehende, bedeutsame vorzulesen wagte. So sehr glaubte er meinen Irrthum, daß ich ihn nicht für einen großen dramatischen Dichter halten konnte, bestrafen zu müssen. Jenes hochverehrte Haupt, das aber dennoch, da der Zerbino später erschienen war, das Unmögliche der Anklage nicht einsehn konnte, überhörte mit edlem und großem Sinn die

arme Frechheit des Comödiendichters. Brauche ich denn zu erinnern, welchen ewigen Ruhm das Heer im neuen Kriege wieder errungen hat? Wer weiß nicht, wie der Fürst desselben zugleich Held und Feldherr und Vater desselben war, jene Gesinnung wieder lebendig darstellend, die wir an den edelsten Rittern der Vorzeit bewundern? Welche Kunstschätze, Gebäude, aufmunternde Anstalten für Wissenschaft und Gelehrsamkeit schmücken und erheben jenen Staat seit den Zeiten des Friedens! Selten ist so viel für das Edelste der Menschheit geschehn. Es war niemals mein Bedürfniß, wie es meine schriftstellerische Laufbahn wohl beweisen kann, den Großen oder Kleinen zu schmeicheln, aber eben so wenig mochte ich mich jenen zugesellen, die mit scharfem Groll Fürsten und Thronen angreifen. und darum soll auch diese Erörterung nur hier sagen, daß ich mich nicht zu den schmeichelnden, lobpreisenden Autoren, aber auch nicht zu den Libellisten will zählen lassen.

Auf eine ähnliche Art, wie mit Darbes (s. den ersten Vorbericht) erging es mir aber noch oft, und selbst nach dem Verlauf von manchem Jahre, daß ich Fremden, Leuten, die in der Welt lebten, die Bedeutung dieses und jenes Charakters in diesem wilden Phantasiespiel, im Zerbino, erklären sollte. Viele fanden diesen und jenen Mann aus der großen Welt getroffen, den ich nicht kannte, dessen Namen ich wohl nicht einmal hatte nennen hören. Am lustigsten aber war es, daß um dieselbe Zeit, als dies Gedicht erschien, ein Kriegsrath Zerboni, wegen Verhaftung und Verfolgung, die er für ungerecht hielt, sich in Druckschriften vertheidigte, und ein gutmüthiger Landsmann desselben (wie mir ein Freund erzählte) den Zerbino als Erzählung derselben Begebenheit las, und nach Endigung des Buchs sein Urtheil so stellte, daß er hier diesen Vorfall etwas abweichend vorgetragen findet.

Es ist nicht meine Absicht gewesen, im Polykomikus, oder Nestor, wie manche Leser wohl geglaubt haben, Nicolai, oder irgend ein Individuum bestimmt nachzuzeichnen. Diese Masken, der Stallmeister und ähnliche, sollten in komischer Figur mehr die allgemeine Gesinnuug jener Zeit vortragen.

Da sich aber doch manche literarische Beziehung, manche Anspielung auf Schriftsteller und ihre Werke hie und da im Drama befinden, so sei es mir hier erlaubt, diese in Kürze zu erörtern, da sich manches davon schon dem Gedächtniß der älteren Leser entzogen hat, vieles mit jedem Jahre wohl mehr vergessen wird, und die jüngeren manche Schriften und Autoren wohl gar nicht kennen gelernt haben.

S. 193, erste Spalte. Der Leser vergesse nicht, wie viele psychologische und philosophische Romane um 1797 an der Tagesordnung waren. Klinger, dessen Zwillinge ich sehr ehrte, und dessen Jugendwerke mich lebhaft interessirten, hatte damals sein bestes Werk, Weltmann und Dichter, noch nicht herausgegeben: wohl aber seinen Faust und andere Schriften, in welchen das böse Prinzip den Helden verleitet und verdirbt. Wenn man Goethe's großes Gedicht liebte oder den Sinn der Legende verstanden hatte, konnten diese geschilderten Experimente an den schwachen Seelen uninteressanter Figuren kein Interesse erregen. Ueber diese Bücher wird in unsern Zeiten wohl kein Streit mehr entstehen.

S. 198. — In dieser Scene sind die meisten Anspielungen auf damals gekannte Autoren und Bücher. Wortspiele mit und über Namen haben freilich nicht bei allen Lesern gleichen Kredit. Der deutsche La Fontaine war damals ohne Zweifel der gelesenste und beliebteste Autor; viele seiner Romane wurden auch ins Französische übersetzt. — Auf Clara du Plessis, Heymeran von Flamming und Rudolf von Werdenberg, einige seiner früheren und wohl auch besseren Bücher, wird hier angespielt, so wie auf der folgenden Seite auf die Almanache denen seine Beiträge, wie begreiflich, sehr erwünscht waren.

S. 199, 1 Sp. Vor dem kleinen Rathenow. — Der große Churfürst vor Rathenow, von Rambach, war damals kürzlich auf dem Berliner Theater aufgeführt worden.

Daselbst 2 Sp. Die häuslichen Gemälde von Starke waren damals bekannt und beliebt, so wie die Schriften eines gewissen Grosse, der sich Marquis nannte, in Spanien zu wohnen eine Zeit lang vorgab, den Genius, und später Novellen, als Graf Vargas, den Dolch etc., auch Beschreibungen von Spanien und der Schweiz geschrieben hatte; er ist jetzt wohl vergessen. Sein erstes Buch, der Genius, war nicht ganz ohne Talent. Damals wirkten die geheimen Gesellschaften, Gespenster, furchtbare Unbekannte, mit üppigen Liebschaften verbunden, sehr auf die lesende Welt. — Auf derselben Seite wird Rambach noch einmal aufgeführt. Hiero und seine Familie war ein weitläufig politisch-demokratischer Roman, der aber, so sehr das Zeitalter in seiner Stimmung diesen Dialogen und Gesinnungen entgegen kam, dennoch keine Wirkung machte. Zwei seiner Schauspiele, die auch vergessen sind, heißen der Hochverräther und der schuldlose Verbrecher. Das letzte ist die bekannte Geschichte des Grafen Alarcos, die der Dramatiker aus Bertuchs Spanischem Magazin hatte kennen lernen. Ein

andres Familien-Gemälde von ihm war „der Verstoßene.“

Daselbst. Die politisch philosophischen Romane Feßlers, Marc-Aurel, Themistokles und Aristides, Attilla und Alexander standen damals, die frühesten vorzüglich, bei nachdenkenden Lesern in großem Ansehn. Dem jungen Poeten waren sie ungenießbar. Feßler hat es für gut gefunden, in der Erzählung seines Lebens (Rückblicke auf seine siebenzigjährige Pilgerschaft, 1824.) dieser Stelle im Zerbino zu erwähnen. So sei es denn auch erlaubt, einiges auf diese zu antworten. F. sagt p. 318: Der Verf. habe ihn für schafsköpfig gehalten. Ich denke, dergleichen Aussprüche sind mir, wie jedem Gebildeten, nicht eigen, so lange noch Urtheil oder Einfälle irgend zu Gebote stehn. Ich lernte Herrn Feßler sehr früh in Berlin kennen und sah ihn in mehr als einer Gesellschaft wenn er mich auch vielleicht nicht bemerkte. F. sprach gern, wenn er die Zuhörer fand, denen er vertraute, und alsdann gut und fließend. Seine Suada war bekannt und gerühmt. Nur war er der sich freute, sich Anhänger zu verschaffen, „zu klug um klug zu seyn.“ Es war ihm nicht genug, bewundert zu werden, diejenigen, die ihn anstaunten, mußten auch sehn und fühlen, daß er selbst seine Ueberlegenheit kannte, daß er den Hörenden weit übersah. Dergleichen wird immer unbequem, und der Zuhörer, der zu oft hat fühlen müssen, wie niedrig er stehe, wendet sich endlich mit Verdruß ab. Da ich nicht zu Feßlers Bewunderern gehörte, so war mir die Anmaßung, mit welcher er einigemal über Dichterwerke, vorzüglich über Goethe, sprach, anstößig; denn ob er gl ich selbst in der Jugend ein Schauspiel geschrieben hatte, so war doch nicht zu verkennen daß ihm die Poesie fremd war, und daß er, wie so manche andre, aus der Altklugheit der Prosa die Begeisterung und Poesie verwarf. Komisch ist es, daß F. sich etwas darauf zu Gute thut, wie er doch die Helden bezwungen, gebunden und in den Mehlsack geschafft habe. Das thaten, um im Bilde zu bleiben, die andern Autoren auch, erschufen aber eben so die winzigen Karrikaturen aus den großen Vorbildern und Gegenständen, diese parodirend. Seine Großmuth, die er in seiner Lebensbeschreibung kund giebt, hat er nicht in der Zeitschrift Eunomia bewiesen. Uebrigens erzählt er selbst, wie sich bald nachher seine philosophische Ueberzeugung, die ihm nicht mehr genügte, verändert habe, und ich meine, seine spätern Schriften, wenn ich den verunglückten Nachtwächter ausnehme, haben die früheren politischen durch Innigkeit und lebendige Anschauung weit übertroffen.

Ebendaselbst wird noch Schlenkert erwähnt, dessen Heinrich der Vierte, deutscher Kaiser, Friedrich mit der gebissenen Wange, und andre Geschichten in Dialogen und mehreren Bänden abgefaßt, damals ihre Freunde und Verehrer hatten.

Ebenda wird auf den Autor des Siegfried von Lindenberg, Müller, angespielt, der manche Romane aus den Papieren des braunen Mannes, außer jenem, seinem berühmtesten, herausgegeben hatte. Das Archiv der Zeit und Biesters Monatsschrift, die schon in der ersten Scene des Stücks die blaue genannt wird, werden nur kurz erwähnt.

Seite 210 und folg. — Der Autor, welcher unter dem angenommenen Namen Veit Weber Geschichten aus der Ritterwelt heraus gab, ist, so viel ich mich erinnere, der erste, der (nachdem schon durch den Götz v. B. Schauspiele dieser Art erschienen waren) in Romanen diese alten Sitten und Begebenheiten dem Publikum annehmlich machte. Seine Zeit war damals, von andern verdrängt, eigentlich schon vorüber. Seine neueste Erzählung, Nackt und bloß, war nicht lange vorher im Archiv der Zeit abgedruckt worden. Spieß wurde damals sehr gelesen; ein Schriftsteller, der, wenn die Erfindung allein zu bewundern wäre, sich in dieser außerordentlich zeigte: seine Art zu schreiben war aber so schlecht, seine Geschmacklosigkeit so groß, daß er mit Recht ist vergessen worden. Eine seltsame Erscheinung war Cramer; diese naive Gemeinheit hatte sich noch niemals vernehmen lassen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man einmal wieder einen Blick in seine Bücher wirft, und daran denkt, daß sie damals die Lieblingslektüre, auch der sogenannten gebildeten Frauen und Mädchen, waren. Und welch ein Abstand von den letzten Büchern zu seinem ersten, dem Erasmus Schleicher, der noch sauber und mit Vernunft geschrieben ist, in welchem sich der Autor noch als Beobachter und Darsteller zeigt. Dieses unterhaltende Buch machte ihn bekannt und so beliebt, daß er es wagen durfte, viele Jahre hindurch auf diesen ersten Beifall hin durch die größten Roheiten und Abgeschmacktheiten sich am Publikum zu versündigen, dessen Gutmüthigkeit aber erst sehr spät aus diesem Alpdrücken und der Beklemmung des Schlafes erwachte.

S. 211, erste Sp. ist vom Satyrendichter Falk die Rede. Ich lernte ihn schon früh in Berlin kennen. — Dieser junge Mann war damals eine sonderbare Erscheinung. So eben erst von der Universität kommend, ohne Welt- und Menschenkenntniß, war er durch das übereilte Lob, welches Wieland seinen ersten Versuchen geschenkt hatte, so trunken und von seiner Größe überzeugt, daß er unfähig war, zu hören, zu beobachten, oder sich zu unterrichten. Für seinen Scherz und die Ironie des gebildeten Lebens

schien er gar keinen Sinn zu haben. Nach seinen ersten Gedichten, die wenigstens ausgearbeitet waren, gab er in einigen Jahrgängen scherzhafte Taschenbücher heraus, in denen Studenten-Späße und Seichtigkeit nicht durch einige bessere Seiten aufgewogen werden konnten. Ueber eines dieser Büchelchen hatte ich späterhin eine Anzeige in das Berliner Archiv der Zeit eingerückt. Falk kannte den Verfasser nicht, und der unschuldige Herausgeber, Rambach, mußte dafür büßen. Schon früher hatte der Satyriker Ramlers Passions-Cantate auf einen bekannten Gelehrten parodirt. Diese wohlfeilste Art des Witzes hatte er uns damals selbst in Berlin mitgetheilt. Jetzt ließ er diese Parodie drucken, und schaltete nur den Namen Rambach ein, wo früher jener andere Gelehrte figurirt hatte. Nach Erscheinung des Zerbino konnten nun freilich meine Schriften recht gut zur Zielscheibe dienen. Die späteren Schriften Falks, in denen er ein vom ersten ganz verschiedenes Streben ausspricht, haben unter ernsteren Gemüthern ihre Freunde gefunden.

In dieser Scene, so wie in einer folgenden, wird Wielands auf eine scherzhafte Art erwähnt. Die Ueberzeugung, daß Wieland, trotz seiner damaligen Popularität, und der auf diese berechneten Pracht-Ausgabe seiner Werke, nicht der Dichter der Nation sei und seyn könne, war immer das Gefühl meiner Jugend und ward Ueberzeugung, bevor ich noch mit jenen tiefsinnigen und vielumfassenden Geistern, den Brüdern Schlegel, befreundet war. Sie haben späterhin oft für mich, so wie ich für sie gelitten, da die ähnliche Gesinnnung uns verband. Ich bin jetzt alt genug, daß ich wohl hätte lernen können, wenn es mir in der Jugend unmöglich gewesen wäre, worin und inwiefern Wieland vortrefflich sei. Von seinen dichterischen Werken denke ich aber immer noch, wie damals. Diese Menschenkenntniß, dieses Scheitern einer sogenannten platonischen Gesinnung an dem Reiz, der Gelegenheit und Sinnlichkeit, diese Lehre, die sich immerdar wiederholt, stieß mich in der Jugend von diesen Werken zurück, in denen die Lüsternheit so oft, neben der Moral. ihr ganzes Recht auf die Phantasie ausüben soll. Dieser Voltaire, jüngere Crebillon, Dorat und andere Franzosen, die man immerdar bei Wieland wiederfindet und die auch unläugbar, nebst Lucian, den entschiedensten Einfluß auf seine Bildung und die zweite Epoche seiner schriftstellerischen Laufbahn gehabt haben, sind die Ursache, daß viele seiner Werke schon jetzt veraltet sind, und noch mehr veralten werden. Wie gern hätte meine Jugend den Dichter begleitet: "zum Ritt ins alte romantische Land," — wenn dieser schöne Vers sich nur erfüllt hätte! Allenthalben trat mir die moderne Zeit mit ihren Gelüsten und Sophistereien entgegen. Wie mehr, als ich den lieblichen Muthwillen, die großartige Schönheit, und den kecken Witz des Ariost in seinen glänzenden Darstellungen genauer kennen lernte! Wer den Tristan des Gottfried von Straßburg kennt und versteht, der findet hier jenes Versprechen wohl noch über Erwarten erfüllt. W. v. Schlegel sollte uns wohl auf ähnliche Weise, wie in seiner musterhaften Charakteristik Bürgers, eine tiefgehende und erschöpfende Kritik der Wielandischen Werke schenken. Der unvollendete Idris, und noch mehr der neue Amadis, scheinen mir, weil sie eben ganz muthwillig sind, die vorzüglicheren Gedichte Wielands. Mißt man aber Oberon, Gereon, Pervonte und andere Gedichte des Verfassers an einige neuere, die selbst von Wielands Verehrern höher als Wieland gestellt werden, so sucht man freilich in des ältern Poeten lieblicher Diktion, dem geschmeidigen Verse, der anmuthigen Schalkheit und süßen Geschwätzigkeit einen Trost für die steife Feierlichkeit und fromme Salbung, die in dieser Gattung keinen Fortschritt des Zeitalters dokumentiren.

213, 1 Sp. Hilft sich Nestor durch den Sebaldus Nothanker von Nicolai.

S. 219, 2 Sp. Bürger spricht hier den Namen Goethe aus, weil Nicolai in seinem Anhang zu den Xenien eine alte verschollene Anekdote, und ein Epigramm Bürgers, in welchem sich dieser über Goethe's unfreundliche Aufnahme beklagte, wieder beigebracht hatte. Andre erzählten jene Anekdote anders, und schoben die Schuld auf Bürgers eigene Ungeschicklichkeit, was auch wohl einige Wahrscheinlichkeit hat. Im Genius der Zeit, einer Monatsschrift von Hennings, war kürzlich eine alberne Recension über Hermann und Dorothea erschienen.

S. 223. Nur leichte ohne Groll scherzende Hinweisung auf einige Kunsturtheile des bekannten Reisenden Fr. Brun.

S. 225, 2 Sp. Der Dichter Schmidt von Werneuchen. Nicht lang zuvor hatte ich seinen „Almanach der Musen und Grazien" im Archiv der Zeit kritisch angezeigt, was den Dichter so erzürnte, daß er den unbekannten Recensenten eine Schlange nannte. Bald darauf erschien Goethe's Gedicht: „Musen und Grazien in der Mark," welches, so viel ich weiß, unbeantwortet blieb. Späterhin dichtete W. Schlegel den herrlichen Dreigesang zwischen Schmidt, Matthisson und Voß.

S. 227, 2 Sp. In Leanders Rede, Anspielung auf die damaligen Studenten-Unruhen in Halle, die durch des Minister Wöllners Anwesenheit und dessen Religions-Edikt waren veranlaßt worden. Es erschien bald darauf eine drohende Verordnung, in welcher, wenn die Excesse der Jugend zu weit

gingen, auch von Schlägen, die jedoch der Ehre nicht nachtheilig seyn sollten, die Rede war.

Das schöne Lied: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall," das früher der Waldbruder sang, ist in dieser Ausgabe nicht zu finden. Ich war damals Willens den Simplicissimus, einen altdeutschen Roman, neu herauszugeben, und wollte das Gedicht gleichsam als Probe voranschicken. Als Plagiat war es nicht gemeint, denn ich machte selbst jeden Leser auf dessen Schönheit und das merkwürdige Buch, in welchem es stand, aufmerksam.

Goethe forderte mich damals auf, den ernsthaften Theil des Gedichtes, die untergeordnete Geschichte des Dorus, der Lila, des Helikanus, Waldbruders und der Cleora zusammenzuziehen, und als ein selbstständiges idyllisches oder lyrisches Drama der Weimar'schen Bühne zu geben. Ich konnte mich nicht entschließen, diese poetischen Töne vom Spaß der übrigen Figuren abzusondern, weil ich, vielleicht irrig, glaubte, ein Theil sei dem andern unentbehrlich.

Aus der Correspondenz im Solger'schen Nachlaß ersieht der Leser, daß es einmal meine Absicht war, den Zerbino ganz umzuarbeiten. Es kann aber nur selten gelingen, spätere Theile einem frühern Gedichte, das doch, so seltsam es seyn mag, aus einer Stimmung und Begeisterung hervorging, einzufügen. Besser, wenn die komische Muse dazu mahnt, ein eignes neues Gedicht, als Fortsetzung, oder in andrer Form, zu beginnen. An Stoff wenigstens gebricht es nicht, und die rüstige Zeit sorgt immerdar für Materialien.

Die Kleinigkeit, das jüngste Gericht, wurde 1799 in Jena geschrieben. Schelling hatte eben das Armselige der dortigen Literatur-Zeitung in einer scharfen und geistvollen Schrift aufgedeckt. Jean Paul, mit dem ich stets in freundlichen Verhältnissen war, hat mir die Neckerei niemals nachgetragen. Er kannte meine Verehrung für seinen genialen Humor und sah meine Liebe. Ich hatte ihm aber in unsern Gesprächen auch niemals verschwiegen, wie wenig ich mit der Schilderung seiner erhabenen Charaktere und seinen sentimentalen Frauen einverstanden sei. Die unvergleichliche kurze Charakteristik Fr. Schlegels (in den Fragmenten des Athenäums), wo er im scharfen Tadel mit tiefer Einsicht würdig gelobt ist, hat er nie verzeihen können. In seinen Schriften, besonders in denen aus einer gewissen Periode, ermüden die Ausfälle auf diese berühmten Brüder. —

Dresden, im November
1828.

L. Tieck.

Dritter Vorbericht.

Es ist schon erwähnt worden, daß die Umstände, welche die Herausgabe meiner Schriften veranlaßt haben, mich bestimmen, keine Auswahl zu treffen, und jene Versuche nicht zurück zu legen, die zu jugendlich, oder unbedeutend erscheinen könnten: sondern die Liebhaber dieser Produktionen haben gerade dadurch den wiederholten Nachdruck befördert, daß sie eine vollständige Sammlung alles dessen, was von mir je mit und ohne meinen Namen ist gedruckt worden, verlangt haben Eine kritische Auswahl der Schriften, die ich für die bessern und wichtigern erkenne, kann also nur künftigen Jahren vorbehalten werden, obgleich die Selbstkritik eines Autors immer, auch bei dem besten Willen, mißlich und unzuverlässig ist. Auch fordern die Freunde des Dichters oft dasjenige mit Begier, was der Verfasser selbst verwerfen möchte. Die Zeit selbst übt durch Vergessen oder Wieder-Aufsuchen praktisch die Kritik am sichersten aus, und diesem Strome muß sich jeder Mensch, der etwas geleistet zu haben glaubt, überlassen, ohne zu ängstlich zu sinnen, ob vieles oder alles von seinen Erwerbungen verloren gehn möchte.

Schon früh gab es scheinbar eine Ausgabe meiner sämmtlichen Schriften. Es war freilich nur ein Schein derselben, und um dies verständlich zu machen, muß ich die näheren Umstände hier erzählen.

Zufälle führten es herbei, daß, so jung ich auch war, ich mit dem Buchhändler Nicolai in Verbindung stand, bevor ich ihn noch persönlich kennen gelernt hatte. Er wollte den Abdallah, der schon im Jahr 1792, 93, geendigt war, drucken. Ein Buch über Shakspear, das ich schon damals in jugendlicher Art und Weise entworfen und fast ausgeführt hatte, ein andres über die ältere englische Bühne wollte er ebenfalls verlegen. Eschenburg, Ebert, und manche Gelehrte, die meinem guten Willen sehr freundlich entgegen kamen, hatten ihn wahrscheinlich auf meine Bestrebungen aufmerksam gemacht. Sein Sohn, Carl Nicolai, hatte sich bald darauf, im Jahr 1794 etablirt. Diesem gab der Vater den Abdallah, den er im Manuskript schon längst gehabt hatte, und der junge Buchhändler eifrig und voll sanguinischer Hoffnungen suchte nun so viel Verlag und Manuskripte aufzutreiben, als er nur irgend konnte. Es war ihm daher erwünscht, daß der Lovell schon zum Theil ausgearbeitet war; den Plan zu den Volksmährchen, so wie zu andern Werken, von welchen ich ihm sprach, ergriff er mit Begierde. Mit Jünger und andern namhaften Autoren setzte er sich in Verbindung, er verschmähte auch nicht alte, vergessene Bücher, von denen ihm der Vater selber eins corrigirt hatte, wieder zu drucken. Er ließ Zeichner und Kupferstecher für sich arbeiten, unternahm und erneuerte Zeitschriften, und war viel zu ungeduldig, um abzuwarten, welchen Erfolg diese vielfachen Bemühungen haben konnten. Sein Eifer, nur recht viel zu drucken, war so groß, daß er eine große Anzahl schlechter, ja unbekannter Englischer Romane, die kürzlich erschienen waren, herbei schleppte; er foderte mich auf, zu übersetzen, je mehr und je schneller, um so besser. Als ich die Sachen gelesen hatte, suchte ich ihm, da sie mir alle schlecht und verwerflich schienen, sein Vorhaben auszureden; aber vergeblich. Ich mußte ihm wenigstens die Bücher aussuchen, die ich für die besseren, oder weniger schlechten erkannte, und diese waren: der Demokrat, das Schloß Montford und das Kloster Netley. Da ich weder Zeit noch Lust hatte, den Uebersetzer dieser unbedeutenden Geschichtchen abzugeben, so mußte ich unter meinen Bekannten einige junge Leute aufregen, die müssig genug waren und die Sprache verstanden, diese Sachen zu übertragen, deren Durchsicht und Verbesserung ich selbst ablehnte.

Die Sache entwickelte sich nach und nach so, wie ich voraus gesehn hatte. Der enthusiastische Verleger hatte zu viel und zu viel Unbedeutendes gedruckt. Auch war nicht zu vermeiden, daß sich mein Verhältniß mit ihm und seinem Vater in den Jahren 1797 und 98 völlig auflös'te. Man hatte mich aufgemuntert, mein Talent gelobt, aber in der gutmüthigen Voraussetzung, weil ich nicht hart und eigensinnig widersprach, ich sei mit jener Tendenz der Aufklärung, nüchterner Poesie, und was damals jene berlinische Zeit charakterisirte, als Eingeborner und Mitbürger völlig einverstanden. Aelteren Leuten, wenn sie sich nur immer selbst sprechen hören, ist die Ueberzeu-

gung, daß jüngere, mit denen sie in freundlichem Verkehr stehn, dieselbe Ansicht haben, ganz natürlich. Indessen erfuhr man doch natürlich meinen Umgang mit verdächtigen Widersachern, meine Verehrung von verketzerten Männern, z. B. des neu aufgehenden Jean Paul; meine Polemik gegen die altkluge Mittelmäßigkeit, die Goethe nicht begriff und aus Mangel an Urtheil tadelte, und dergleichen mehr. Es entdeckten sich nun, indem man meine Bücher wieder aufschlug, in den selbst verlegten Schriften dunklere oder deutlichere Spuren dieser verpönten Gesinnung, und der jüngere, heftigere Kritiker fand sich veranlaßt, an vielen Orten drucken zu lassen, er sei durchaus nicht der Verfasser meiner Schriften, von denen er manche nur nach dem Abdruck habe kennen lernen.

Was mich von diesem Zirkel entfernte, war dasselbe, was mir anderswo Freunde und Wohlwollende gewonnen hatte. Huber, die Schlegel, und einige andere bekannte Männer lobten meine Arbeiten, oder richteten die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie hin. Mein Bestreben ward als ein der Zeit angemessenes anerkannt, je dreister und deutlicher ich mich aussprach. Meine Schriften wurden bekannter, und wenn dies dem Verleger, dessen Umstände damals verwickelt und ihm drückend waren, auch lieb seyn mußte, so erweckte es doch auf der andern Seite seinen kritischen Zorn, daß gerade dasjenige in diesen Arbeiten, was er als verwerflich erklärt hatte, Beifall finden sollte. Dazu ging der Verkauf dieser Sachen doch nur langsam und nach und nach von statten. Er fiel daher, um schnellern Gewinn zu erhalten und auch seinem Zorn Genüge zu thun, auf ein sonderbares Mittel. Den Abdallah, Lovell, Lebrecht, die sieben Weiber, die Volksmährchen, Shakspears Sturm, von mir übersetzt und mit einer Abhandlung begleitet, alle diese Schriften verkaufte er plötzlich mit herabgesetzten Preisen unter dem Titel von **Tieck's sämmtlichen Schriften**. Meine Kritiker und Freunde hatten einigemal den Ausdruck gebraucht, diese Produktionen seien nicht so wohl für den gewöhnlichen gelangweilten Leser, als für den höheren Menschen, der Bildung suche und schon besitze, geschrieben. Nicolai's Ankündigung, in welcher er seinen Zorn gegen mich ausließ, war witzig und launig genug, und am Schluß motivirte er den herabgesetzten Preis damit: „daß auch der unbemittelte höhere Mensch in den Besitz dieser vorzüglichen Werke gelangen könne."

Dies Verfahren war aber, wenn es auch eine spaßhafte Seite hatte, doch ungeziemlich, ja unrechtlich. Der Verleger machte, ohne beim Autor um die Einwilligung nachzusuchen, plötzlich diesen als den Verfasser vieler Schriften bekannt, die ohne dessen Namen erschienen waren. Abgesehn davon, daß nur die Titel, nicht aber die Schriften neu gedruckt waren, so wurde durch den Titel eine Unwahrheit ausgesagt. Denn weder der Klosterbruder, noch Sternbald, von welchem der erste Theil schon erschienen war, noch die Erzählungen, die in den Straußfedern gedruckt waren, konnten oder durften, in diese sogenannten „sämmtlichen Schriften" aufgenommen werden. Diese Unwahrheit wurde aber dadurch noch vermehrt, daß diese Ankündigung mir jene Uebersetzungen beilegte, von denen keiner so gut als der Verleger selbst wußte, daß sie nicht von mir herrührten, und daß ich ihm diese Bücher als ganz verwerfliche bezeichnet hatte.

Auf meine Klage beim Stadtgericht, und indem ich aus eigenhändigen Briefen des jungen Nicolai bewies, daß diese Uebersetzungen nicht von mir herrührten, ward ihm, auch in Rücksicht, daß diese Titel nicht das hielten, was sie versprächen, der Autor auch seine Einwilligung nicht gegeben, bei namhafter Geldstrafe verboten, die Bücher unter diesem Titel zu verkaufen. Die Bogen, welche diese Titel enthielten, blieben also liegen. Es wäre besser gewesen, sie gleich wegzunehmen und zu vernichten. Denn nach einigen Jahren, als Nicolai gestorben war, gingen diese Schriften mit den verbotenen Titeln durch Auktion an eine andre Handlung über, und als auch diese Handlung in Concours gerieth, brachte ein Leipziger Buchhändler diesen Verlag an sich, benutzte diese Titelbogen, und bot von neuem diese sämmtlichen Schriften aus. Es ist zu vermuthen, er kannte das frühere, gerichtliche Verbot nicht, oder meinte, es erstrecke sich auf Sachsen nicht. Ich scheute die Weitläufigkeit, die Sache noch einmal anhängig zu machen oder sie in Journalen zu berichtigen, und so ist es gekommen, daß diese Titel die Grundlage zum mehrmals wiederholten Nachdruck in Wien geworden sind. Zweimal wenigstens sind diese eben genannten englischen Romane in der Sammlung abgedruckt worden.

Dieser Nachdruck meiner Schriften hat sich auch über die Gränzen des österreichischen Staates verbreitet. Und selbst Freunde haben ihn gern von jenseit mitgenommen, oder sich senden lassen, unter dem (soll ich sagen schmeichelnden?) Vorgeben, daß der Liebhaber meiner Schriften hier doch wenigstens alles fände, was ich nur jemals habe drucken lassen.

Lange habe ich gezaudert, weil ich den Entschluß nicht fassen konnte, alle Jugend-Versuche oder

flüchtig entworfenen Aufsätze dem Publikum von neuem zu übergeben. Da ich und mein Freund, der Verleger meiner Werke, aber fürchten müssen, daß irgendwo ein Nachdrucker diesen scheinbaren Mangel von neuem benutzen möchte, um wiederum durch vorgespiegelte Vollständigkeit den Vortheil über uns davon zu tragen, so haben wir uns entschließen müssen, alles, bis auf wenige unbedeutende Ausnahmen, zu geben, was von mir im Druck erschienen ist. Ist die Vollständigkeit einmal ein Vorzug (was für jetzt wenigstens der wiederholte Nachdruck zu beweisen scheint), so übertrifft die gegenwärtige Ausgabe alle die bisherigen unrechtmäßigen Sammlungen; denn sie enthält weit mehr, als jene aufzeigen können: manches aus den Straußfedern, was bisher nur meine vertrauten Freunde als meine Arbeit kannten, manches vergessene, oder nicht beachtete; das jugendliche und schwächere dieser Art nimmt eben das Wohlwollen meiner Leser in Anspruch, weil ich, wie schon gesagt, es ihnen nur deshalb mittheile, damit nicht ein Nachdrucker (der so leicht von einem meiner Freunde, durch die vierte, fünfte Hand, das unbedeutende Geheimniß erfahren konnte) ohne anzufragen diese Versuche druckt, und die Liebhaber wieder das vollständigere dem besseren vorziehn.

Auf diese Nachsicht macht gleich Alla-Moddin Anspruch. Dieses Schauspiel ist einer der frühesten Versuche. Es wurde meiner Jugend leicht, viel dem Aehnliches, in Erzählung, Gedicht, oder Schauspiel hervor zu bringen. Manche dieser Blätter sind aufbehalten worden, vieles, das meiste, ist verloren gegangen. Mein Freund Wackenroder hatte eine Zärtlichkeit für dieses sogenannte Schauspiel, er hatte es, nebst dem Abschiede, so wie ein Lustspiel, von dem gleich die Rede seyn wird, selbst abgeschrieben, und gab diese drei Stücke, im Jahre 1797, als ich von Berlin abwesend war, einem Verleger. Und weil diese drei Versuche schon gedruckt waren, erscheinen sie hier von neuem. Die Geschichte dieses indianischen Fürsten las ich, wenn ich nicht irre, im deutschen Museum. Die Ferne, die Aufhebung des Jesuiter-Ordens, der Haß gegen geistliche Verfolgung, alles dies erhitzte meine Imagination. Ich habe in diesem neuen Abdruck nur einige Tiraden ausgestrichen, aber nichts verändert, oder hinzugefügt. Für das Frühlingslied hatte ich, vielleicht ohne Ursach, eine solche Vorliebe, daß ich es späterhin in den Lovell aufnahm, damals überzeugt, daß das Drama, aus welchem ich es entlehnte, niemals gedruckt werden würde.

Meine Bewunderung Shakspears führte mich schon früh zu den Engländern, die nach der Rebellion das Theater beherrschten. Congreve, Farquhar, Steele, so wie die neuern Lustspiele von Cumberland, Garrick, Colman und andern waren mir bekannt; es war mir wichtig, die Literatur, die die größte Erscheinung hervorgebracht hatte, in ihrem Umfang, und das Drama in seinen manichfaltigen Verzweigungen zu studiren. Auch Otway, Southern, Lee und Rowe hatte ich mit meinem Blicke abreichen können, nur blieb mir die eigentliche alte Bühne verschlossen, weil die Ausgaben der Werke jener Zeit damals in Deutschland große Seltenheiten waren. Ich war daher sehr erfreut, im Jahre 1792 die Bibliothek in Göttingen auch für dieses Studium benutzen zu können. Man genießt und arbeitet in der Jugend schneller, als in den späteren Jahren, und man verwundert sich im reiferen Alter über das Viele und Mannichfaltige, das man in jenen schönen Zeiten der Entwickelung hat vereinigen und bewältigen können. So begeisterte mich, neben den Schauspielen des Massinger und Fletcher, vorzüglich die Kraft und Gediegenheit des Ben. Jonson: diese Fülle und Stärke, dieses grosartige Herbe, das sich dem Aristophanes nähert, beherrschte meine Phantasie eine Zeit so ausschließend, daß mir die Werke dieses Autors, je länger ich sie studirte, um so größer und bedeutender wurden. Er schien mir das zu erfüllen, was die Kritik der meisten Neuern allenthalben gesucht und nirgend gefunden hatte. Ein starker Sinn, der die Sprache beherrscht, die Muster der Alten kennt, und mit fester Hand einen tiefsinnigen Plan entwirft, in welchem Charaktere und Handlung sich gegenseitig auf das nothwendigste bedingen: eine Ausführung, in der jedes Wort nothwendig ist, und nur an dieser einzigen Stelle gesprochen werden kann, wo jede Rede motivirt ist und jede Vorbereitung sich erfüllt: ein Kunstwerk, in welchem endlich sich jeder Wunsch erschöpft und jede Erwartung befriedigt wird, und in welchem der Dichter so wie der verständige Beschauer nun auch jedes Wort rechtfertigen, jede Beziehung erklären, jedes auffallende und seltsame Ereigniß im Organismus des Ganzen, so wie jede Episode und scheinbare Ausschweifung als nothwendig nachweisen, und dadurch das Sinnreiche, Tiefe, Kluge und Weise des vielfach verschlungenen Räthsels auflösen kann. Selbst Lessing schien mir in seinen Aufsätzen, so groß er die Kunst aufzufassen strebte, mehr wie einmal das Wesen der dramatischen Poesie in diese mechanische Vollendung zu setzen. Als ausübender Künstler hat er selbst auf diese Art vieles in seinen Schauspielen angelegt und gearbeitet. Den Ben. Jonson hat er

wohl nur wenig gekannt, weil er ihn nur selten nennt, und alsdann neben Shakspear in dieselbe Reihe stellt, als Zeitgenossen, der Aehnliches, wie jener, habe hervorbringen wollen. Mir war die Bekanntschaft mit diesem Dichter so lehrreich, weil er in einer Welt, die der des Shakspear völlig entgegengesetzt ist, als Meister schafft und waltet; weil Ben. Jonson als größter Virtuose uns am deutlichsten zeigt, was diese Principien, wenn der Ausübende mit den größten Kräften ausgerüstet ist, hervorbringen können. Selbst die Verehrer des Ben. Jonson können nicht läugnen, daß seine Trauerspiele viel schwächer und unbedeutender, als die Komödien, eigentlich wohl ganz verfehlt, kalt und steif, und dieses großen Geistes unwürdig sind. Es zeigt sich auch dem unkritischen Auge, daß die Tragödie nur aus der Begeisterung hervor gehn könne, welche das Uebermenschliche auszudrücken und in anschauliche Gestalt zu bringen strebt, und daß die Vision, wenn sie in die Seele des Dichters steigt, so geheimnißvoll im Schaffen wirkt, daß in allen Zeiten die Ungeweihten diese Frucht der Begeisterung so oft das Willkührliche, Widersprechende, Ungeziemende gescholten haben, weil sie eben den gewöhnlichen Maasstab, den ihnen Zufall und Herkommen in die Hand gegeben, anlegten, und nicht sahen, wie jedes ächte Kunstwerk die innersten und nothwendigsten Regeln befolgt, indem der schaffende Dichter auch diese erst auf seiner neuen Bahn gefunden hat. Die Art und Weise, wie der Kritiker die innere Nothwendigkeit und poetische Weisheit in den Werken des Sophokles oder Shakspear erläutern kann, ist darum eine ganz andre, als die, die beim Ben. Jonson angewendet werden muß. Die Weisheit und Tiefe dieses kräftigen Geistes, seine Kunstabsicht und Vollendung lassen sich auch mit dem kritischen Verstande völlig ergründen, die Erkenntniß kann und soll die Vortrefflichkeit von seinen Produktionen erkennen und genügend aussprechen, da sich im Gegentheil ein ächtes Kunstwerk in seiner Unendlichkeit niemals erschöpfen läßt, sondern in seinem Geheimniß auch dem eifrigsten Forscher wieder neue Beziehungen, Verständnisse und ungeahndete Entdeckungen, indem Stimmung oder die Stellung des Auges wechseln, immerdar anbietet.

Und so ist Ben. Jonson als das verständige und regierende Haupt jener Schule von Poeten anzusehn, die im Dichten selbst ihren kleinen oder großen Krieg gegen die eigentliche Poesie geführt oder fortgesetzt haben. Der Repräsentant der wahren Dichtung als Kunst wird unter den Neuen dann wohl Shakspear bleiben. Aus seinen Antagonisten lernt man aber eben über ihn und die dramatische Kunst unendlich viel, indem die immerdar fortgeführte, im Drama, Charakter, Witz und Handlung spielende Gegenrede, ohne es zu wissen und zu wollen, das Aechte und Wahre, den größern Dichter erläutert und rechtfertigt. Fletcher, der schneller arbeitete und leichtsinniger, und sich darum die Zeit nicht nehmen konnte, die gründlichen Studien des Jonson zu machen, setzte, ohne die Tiefe und Kraft seines Freundes zu besitzen, in Witz und anmuthiger Sprache dessen Streben fort, und ward auch darum viel populärer und beliebter, als der schwerfällige Jonson, mit dem sich eigentlich das Volk und das Theater-Publikum weder in der frühern noch späteren Zeit befreundet hat. Die Zeitgenossen des Dichters lassen sich sehr bestimmt erkennen und als solche unterscheiden, die die Bahn Shakspears, oder die Natur, wie man es nannte, verfolgten, und diejenigen, die der Kunst, oder dem Muster des Jonson nachstrebten.

Wenn man sich mit den vorzüglichsten Werken dieses Meisters, als dem Volpone, dem Alchimisten, Every man in und Every man out of his humour, bekannt macht, so entdeckt man bald, den scharfsinnigen und tief gelegten Plan abgerechnet, wie die Kunst in den Charakteren darin besteht, daß diese einen Begriff, eine Eigenschaft aussprechen und darstellen, die sich im Fortgange des Schauspiels bis an die Gränze des Möglichen erschöpfen. Ueber diesen Geiz, Haß, Zorn, diese und jene Fratze oder Thorheit, muß nach dem Schlusse, wenn es dem Dichter gelungen ist, nun und für alle Zeit nichts mehr zu sagen seyn, kein neuer Zug muß sich auftreiben, keine neue Seite, kein Witz und Spaß über diesen Charakter, keine Situation, in welcher er sich noch zeigen könnte, entdecken lassen.

Diese Art und Weise hat sich in der Poesie oft wiederholt, der verkörperte Begriff soll oft die Kunst vertreten, und da die Allegorie scheinbar das Aehnliche beabsichtigt, so ist die halbe und unreife Kritik schon oft auf den Abweg gerathen, beide miteinander zu verwechseln. Calderon und viele spanischen Komödiendichter sind allegorisch und streifen nicht selten in die kalte Allegorie, in das trockne Personificiren des Begriffes hinüber. Ben. Jonsons Kraft, die seine vortrefflichen Werke so großartig ausstattet, ermattet in den letzten Arbeiten seines Alters, und die Allegorie wird fast buchstäblich und trocken. Diese Dichter also, um der scheinbaren Willkühr zu entgehn, die sie in den Werken der Begeisterung tadelten, verfielen, seltsam genug, in ihren schwächern Produkten in eine so prosaische Willkührlichkeit, daß Ben. Jonsons Magnetick Lady und the staple of news,

so wie viele Autos des Calderon, noch mehr aber viele Loas oder Prologe zu diesen, an Buchstaben-Räthsel und Logogryphen gränzen, die die Phantasie mit steifen, gemachten Blumen und grellen Farben in lebendige Poesie hinüber zu täuschen streben. Die buchstäbliche Allegorie, diese Darstellung von Begriffen ist die Fessel, die die so reiche Poesie des Spenser in seinem großen Gedichte lähmt, und ihn nur zu oft ohnmächtig und albern erscheinen läßt, wenn viele Stanzen wieder den ächten Poeten und eine reiche, wunderbare Phantasie beurkunden.

Am meisten bewegte mich damals der Volpone unter den Werken des Ben. Johnson. Ohne auf eine Wirkung nach außen, ohne an Theater oder den Buchdrucker zu denken, befriedigte ich den Trieb, mir dieses Gedicht näher zu bringen, es Befreundeten und unserer Zeit, die indessen andere Begriffe und Gewöhnungen sich angeeignet hat, verständlich zu machen, und gleichsam den alten Poeten in die neuere Beschränktheit hinein zu übersetzen. Wie mißlich, wie unmöglich es sei, fühlte ich während der rasch vorrückenden Arbeit stets: das Robuste, ja das Erhabene der Situation und des Humors mußte herausgebrochen und statt dieses großartigen Umschwungs kleine Rädchen der Mode eingefügt werden, die die Maschine nicht mehr umtreiben können. Daß statt der eigenen Frau der habsüchtige Rabe ein Mündel, die einem unbekannten jungen Menschen versprochen ist, dem reichen Schwelger verkaufen will, ist nur ein mattes Surrogat, wenn freilich unser Theater und lesendes Publikum, insofern es auch vom Lustspiel Zier verlangt, vor dem Auftritt jenes Riesen zu sehr erschrecken würden. In diesem Sinn ist Dialog, Charakterzeichnung, Sprache gemildert.

Die treffliche Episode des Originals, die Schilderung eines seynwollenden Ueber-Politikers jener Tage, schien mir für meine Absicht ganz unbrauchbar. Birnam, der deutsche Gelehrte, und dessen Gattin sind ganz von meiner Erfindung. Es zeigt sich hier schon, wie wenig der Umarbeiter ein Verehrer jener neumodigen Erziehung und Aufklärung war, und es kündigen sich alle die Ansichten, Grillen und Ueberzeugungen an, die im Zerbino und späteren Schriften mehr oder minder angedeutet oder ausgesprochen sind.

Meine Freunde ergötzten sich an meiner Umarbeitung. Wider meinen Willen sendete sie einer von diesen an Schröder nach Hamburg, der aber, mit einem verbindlichen Briefe, wie ich vorhergesehn hatte, das Stück als dem Theater unpassend zurückschickte. Aus dem Briefe selbst schien mir hervor zu gehn, daß Schröder damals den Ben. Jonson wenig oder gar nicht kannte. Dieses Lustspiel ist das dritte von denen, welche Wackenroder, um mich zu überraschen, in meiner Abwesenheit drucken ließ. Vielleicht regt es manche Leser an, sich mit dem trefflichen Ben. Jonson selbst bekannt zu machen.

Volpone und der Alchemist werden in England für die vorzüglichsten Werke des Dichters gehalten. Den letztern erneuete Garrick auf der Bühne, so wie er auch Every man in his humour wieder aufführte. Waren diese Komödien schon in ihrer Zeit nicht populär, so konnten sie es, so viel auch gestrichen und gemildert wurde, in der neuern noch weniger werden.

Im Jahr 1800 übersetzte ich ein andres Lustspiel desselben Autors fast ganz wörtlich, in der Absicht, den Freunden Shakspears diesen Gegensatz, die ganz verschiedene Absicht der dramatischen Poesie nahe zu bringen, und dadurch ein helleres Licht auf Shakspear zu werfen. Epicoene charakterisirt ebenfalls den Ben. Jonson vollständig, denn das Stück ist aus seiner besten Zeit. Wie viel Witz, Laune, scharfe Satire, Beobachtung und Charakterzeichnung aufgewendet sind, braucht nicht aus einander gesetzt zu werden. Die Kenner der Alten werden auch ohne Andeutung die Stellen aus Juvenal und Ovid wieder finden. Wie viel sich immer am Werke loben läßt, so hat man am Schlusse doch das Gefühl, daß Morose, so wie die übrigen Personen, todt, ja mehr als todt sind. Die völlige Erschöpfung des Stoffes im Witz, erregt im Beschauer Ermüdung und Sehnsucht nach dem Leben der wirklichen Poesie. Aber lernen kann der Kenner wie der Liebhaber an diesem energischen Werke.

Ein französischer Dichter hatte im achtzehnten Jahrhundert diesen Morose zu einem Lustspiel verarbeitet, welches seinem Publikum aber nicht gefiel. Ein anderer hatte wohl noch früher, den Volpone modernisirt. Diese beiden französischen Bearbeitungen fielen unserm bekannten Gotter, dessen Geschicklichkeiten im Uebersetzen und Umbilden nach dem Französischen fast immer zu loben sind, zu einer Zeit in die Hände, als man dem Mangel an guten Lustspielen, selbst durch ausgesetzte Preiße, abhelfen wollte. Gottern schien es möglich und zulässig, die beiden französischen Lustspiele, deren Verfasser auf die eigentliche Quelle zurück gewiesen hatten, zu verschmelzen, und so entstanden die Erbschleicher, eine Komödie, die für vortrefflich galt, und sich auch jetzt noch neben die bessern stellen darf. Gotter, so sehr er geändert und hinzuerfunden, hatte also durch einen witzigen Zufall, ohne es zu wissen,

zwei Werke eines und desselben Autors, den er wohl damals nicht kannte, verschmolzen; und so modern die Erbschleicher gehalten sind, so erkennt man doch immer noch in den beiden ersten Akten die Grundlinien des stillen Frauenzimmers, und in den drei letzten die Aufgabe der Volpone wieder.

Epicoene wurde im Jahr 1800 im Poetischen Journal gedruckt, von welchem nur zwei Stück erschienen sind; die Noten sind jetzt hinzugefügt. In dem Lustspiel nach Volpone ist nichts geändert, es ist wörtlich nach jener frühen Bearbeitung abgedruckt.

Da ich durch Korrespondenz und verschiedene Abhandlungen wie poetische Versuche, auch durch Empfehlungen bekannter Literatoren schon früher mit dem Schriftsteller Nicolai in Verbindung gekommen war, so wurde ich späterhin als ein junger, angehender Schriftsteller, welchem er Rath, Ermahnung und Ermunterung zukommen ließ, mit Wohlwollen von ihm aufgenommen. Um mir Gunst und Zutrauen zu erweisen, übertrug er mir sogleich eine literarische Arbeit, gegen die ich, so sehr er mich auch dadurch zu ehren glaubte, anfangs viel einzuwenden hatte. Musäus, der durch seine physiognomischen Reisen sehr auf sein damals neu aufstrebendes Zeitalter gewirkt hatte, der früher durch den deutschen Grandison und neuerdings durch seine Volksmährchen Aufsehn erregt hatte und beliebt geworden war, galt mit Recht für einen geistreichen Schriftsteller, der, wenn er auch seine Aufgabe nicht ganz befriedigend lös'te, doch anmuthig unterhielt, und durch Gedankenreichthum oft unscheinbare Gegenstände veredelte und den Leser im Scherz und Witz zum Nachdenken reizte. Dieser hatte, unter dem etwas gesuchten Namen Straußfedern, eine Sammlung von Erzählungen angefangen, welche freie Umarbeitungen älterer, vergessener französischen seyn sollten. Der Tod hinderte den Verfasser, mehr als Ein Bändchen dieser launigen, verwandelten Geschichtchen zu schreiben. Fr. Müller in Itzehoe, damals durch seinen Siegfried von Lindenberg und andre Romane, die genau das wirkliche Leben abschildern sollten, berühmt, hatte die Fortsetzung übernommen, und den zweiten und dritten Theil dieser Straußfedern heraus gegeben. Zum vierten hatte er dem Verleger noch eine kurze, unbedeutende Erzählung geliefert, war es aber überdrüssig geworden, noch mehr Federn auszuraufen, und sich damit zu schmücken. Alles, was ich bisher versucht hatte, war aus eigner Lust hervorgegangen, und ich hatte wenig oder gar nicht an Leser und Publikum gedacht: was mir der alte, erfahrne Schriftsteller als leicht schilderte, erschien mir eben schwer, weil ich mich in eine fremde Seele als Fortsetzer einer angefangenen Sammlung hinein denken sollte. Und wie es auch wohl einem geübten Autor schwer wird, einen Geschäftsbrief, oder ein Gelegenheitsgedicht hervorzubringen, so unüberwindlich kam mir der Auftrag vor, der mit Leichtsinn ausgeführt seyn sollte, diese Erzählungen ohngefähr in einem ähnlichen Ton weiter zu schreiben. Dazu kam noch daß mir Müller und selbst Musäus nicht in dem Lichte erschienen, daß ich sie mir gern als Muster vorsetzte, am wenigsten konnte ich mich aber mit jener leichten französischen Waare in einen Handel einlassen, da ich für die Engländer und einige Deutsche, die nach meinem Gefühl verkannt wurden, schwärmte. Indessen ließ ich mich durch Freunde bereden, und viele Novellen, Bibliotheque de campagne, und wie ähnliche Sammlungen heißen, wurden mir zugesendet. Es half mir fort, daß ich schon vor Jahren in diesen Schriften, von denen mir seitdem nur wenige im Gedächtnisse geblieben sind, ziemlich belesen war, und auch so ziemlich die beliebten deutschen Bücher kannte, die von den Ausländern entlehnt hatten.

Ich verdarb nun mit dem Lesen dieser Erzählungen manche Stunde, und folgte, wie so oft im Leben, dem Reiz, das Unbedeutende, Verkehrte und Richtige mit Aufmerksamkeit zu betrachten, darüber hin und her zu denken, wie es anders gestellt, geändert, verkürzt und vermehrt etwas Besseres werden könne. Die Phantasie lernt auch dabei und der Witz wird geübt, wenn auch auf einem Umwege. Der beste Gewinn mag seyn, daß der Leser zuweilen auf eigne, originelle Plane und Entwürfe geräth. Nun sollte aber aus der vielfachen Leserei dies und jenes ausgewählt und neu geschrieben werden. Die Leser dieser Straußfedern, die Freunde des Siegfried von Lindenberg, diejenigen, die sich aus der deutschen Bibliothek unterrichteten, die gangbaren Kritiken standen mir vor Augen. Alle jene Uebergänge: — „Hier bricht die Geschichte ab," — „der Leser gedulde sich" — „Wir wenden uns jetzt zu einem andern Gegenstande," — und dergleichen, — wovon ich das meiste in so vielen Büchern als ungeschickt, linkisch und unnöthig getadelt hatte, schwebte mir vor, und ich setzte nun die Feder an, um in dieser Manier mich selbst vernehmen zu lassen, was mir im Anfang so schwer wurde, wie dem Ungeübten eine Schrift an seinen Vorgesetzten, oder Fürsten. So (aus welchen Büchern kann ich nicht mehr nachweisen) sind die Erzählungen: das Schicksal, die männliche Mutter, und die Rechts-

gelehrten, entstanden. Bald vergaß ich den gefürchteten Leser etwas mehr, und schrieb leichter, ja das eine der französischen Büchelchen zog mich so viel mehr an, daß ich mir eine freiere Form erlaubte, es in Kapitel theilte, und es als kleinen Roman auftreten lassen wollte. Ich hatte den Helden der Erzählung mit dem trivialen Namen Friedrich Lebrecht genannt, und als mein Verleger diese Bogen durchsah, gefiel ihm der Schwank so sehr, daß er ihn seiner Familie vorlas. Der Sohn desselben, der selbst Verleger wurde, bemächtigte sich des Büchelchens, um es selbst in die Welt zu senden, der Vater überließ es ihm, und ich mußte den Vornamen Friedrich in Peter umändern, um den Titel, nach der Meinung meiner Beschützer, pikanter zu machen. So wurde das Werkchen ausgegeben, das in manchem Cirkel Glück machte, und in vielen Journalen und Kritiken jener Tage als etwas Treffliches und Vielversprechendes gelobt wurde. Es sprach freilich die mittlere Bildung vieler Menschen, die leichte Aufklärung, den mäßigen Spaß und die sanfte Satire aus, die man verstand und billigte. Waren doch selbst manche Freunde der Meinung, diese Art und Weise sei mein Beruf, und andre Aufgaben, die ich mir gesetzt hatte, wären zu weit vom Wahren und Natürlichen entfernt.

Die nächsten Plane waren, den angefangenen Lovell zu vollenden und die Phantasien auszuarbeiten, die bald darauf unter dem Titel der Volksmährchen erschienen. Auch diesen letztern mußte nach dem Verlangen des Verlegers der Name P. Lebrecht vorgedruckt werden. Ungern nur gab ich nach, denn dieses Büchelchen, welches manchen gefiel, war nicht nach meinem Sinn, es war wie in eines andern Namen im jugendlichen Leichtsinn hingeschrieben. Wäre es nicht schon in den Nachdrücken bekannt gemacht, so hätte ich es nicht, so wenig wie jene oben erwähnten drei Geschichten, in diese Sammlung aufgenommen; diese werden den meisten Lesern wenigstens neu seyn, und ich beziehe mich, warum sie erschienen, auf mein obiges Wort.

Zwar selbst erfunden, aber ängstlich geschrieben ist die Versöhnung. Ein Freund gab sie als seine eigne Arbeit dem Archiv der Zeit, und machte es mir sehr angelegentlich, mit Aufmerksamkeit das Mährchen zu schreiben. So dachte ich mich wieder in einen fremden Geist hinein, und in dessen Namen zu sprechen. Es ist als ein Vorspuk der Volksmährchen anzusehn. Für jenen Freund und im Namen desselben habe ich nachher noch einige kritische Aufsätze in jene Monatsschrift gegeben.

Der junge, ungeduldige Verleger verlangte, vom Absatz des ersten Bändchens aufgemuntert, eine Fortsetzung des Lebrecht. In seiner jugendlichen Erwartung meinte er, je mehr Theile erschienen, je mehr müsse das Buch gefallen. Ich wollte versuchen, in Schilderungen unbedeutender Vorfälle, in leichter Charakteristik mit Scherz und Humor nach und nach manches vorzutragen, was mir wichtiger schien, als jene Abentheuer. Diesen Plan theilte ich dem Verleger mit, der ihn billigte, und so entstand der zweite Abschnitt des Lebrecht. Das Büchelchen ist nachher nicht fortgesetzt, und so ist die Erzählung von dem falschen Münzer, so wie die Scherze über jetzt vergessene oder noch gelesene Bücher nicht geendigt, und manches Heitere, das ich damals ausführen wollte, unterdrückt worden.

Auf meiner ersten Reise durch Franken, im Jahr 1792, hatte Berneck, im Bayreuthschen, einen sonderbaren, finstern Eindruck auf mich gemacht. So erfreut ich war, jene Gegenden kennen zu lernen, so erregte die Natur mir hier einen fast tragischen Eindruck, wenn dieses Wort hier erlaubt ist. An diese Felsen und finstre Thäler knüpfte sich die Erinnerung an die Ritterzeit, und so entwarf ich 1793 ein Trauerspiel und führte es fast zu Ende, das ich Karl von Berneck nannte. Es war der Pendant zum Abdallah. Dieser deutsche Orestes fing damals mit der Ankunft des jungen Heinrich an, der im Walde den verwilderten, wahnsinnigen Freund bei Sturm und Gewitter wieder findet. Des Vaters Tod, der Mord der Mutter, alle diese Begebenheiten sind längst vorüber. Diese finstere Tragödie war beinah geschlossen. Jetzt nahm ich diese Blätter wieder vor, und das Gedicht erschien mir zu beschränkt und eng, es erhielt die neuere Gestalt, in der sich alles deutlicher motiviren, und leichter von dem dunkeln Hintergrunde ablösen sollte.

War die erste Bearbeitung zu schwer, so hatte diese wohl, um Colorit hervorzubringen und die Nebensachen und Motive deutlich zu machen, die eigentliche Aufgabe wieder zu leicht genommen. Der Verkürzungen im Gemälde sind so viele und der originelle Gedanke des Schlusses bemächtigt sich nicht der Seele ganz, weil das Leidenschaftliche zu schwach ist.

Schon in der kleinen bürgerlichen Tragödie der Abschied war an ein Bild, Messer, selbst an einen Apfel etwas Verhängnißvolles geknüpft, was durch die Erfüllung der Vorahndung zum Orakel-mäßigen erhoben, eine tragische Wirkung hervorbringen sollte. Im Karl Berneck ist (so viel ich weiß) damals in Deutschland der erste Versuch gemacht worden, das Schicksal auf diese Weise einzuführen. Ein Geist,

welcher durch die Erfüllung eines seltsamen Orakels erlöst werden soll, eine alte Schuld des Hauses, die durch ein neues Verbrechen, welches am Schluß des Stückes als Liebe und Unschuld auftritt, gereinigt werden muß, eine Jungfrau, deren zartes Herz auch dem Mörder vergiebt, das Gespenst einer unversöhnlichen Mutter, alles in Liebe und Haß, bis auf ein Schwerdt selbst, das schon zu einem Verbrechen gebraucht wurde, muß, ohne daß es geändert werden kann, ohne daß die handelnden Personen es wissen, einer höhern Absicht dienen. Wie sehr dieses Schicksal von jenen der griechischen Tragödie verschieden war, sah ich auch damals schon ein, ich wollte aber vorsätzlich das Gespenstische an die Stelle des Geistigen unterschieben. In wiefern die Spanier zuweilen eine ähnliche Aufgabe gelöst haben, konnte ich nicht wissen, weil ich die spanischen Dramen damals nur wenig kannte. Der Gedanke, daß die Liebe als Mittlerin auftreten will, war es eigentlich, der mich zu dieser Arbeit begeisterte, das Schicksal (wenn man es so nennen will) ist zwar mächtiger, aber die Brüder sind ebenfalls am Schluß in der Liebe versöhnt.

Das Gespenstische, Neue, Originelle dieses Versuchs, den ich ohne alle Absicht auf die Bühne, zu meiner eignen Lust ausgeführt hatte, gewann einige Freunde so sehr, daß sie sich ohne mein Zuthun dieses Gedichtes annahmen. Ich mußte es einigen Schauspielern vorlesen, die davon über meine Erwartung ergriffen wurden. Ein junger Künstler, der damals in der Blüthe der Jugend und auf dem Gipfelpunkt seines Talentes und Rufes stand, freute sich, am Abend seines Benefizes den Haupt-Charakter darzustellen; man vertheilte schon im voraus die Rollen, man wünschte einige Aenderungen und Abkürzungen, die leicht zu machen waren. Man nahm das Manuskript mit. Da ich mich aber nicht weiter um die Sache bemühte, erhielt ich es nach einigen Monaten zurück, ohne daß von der Aufführung weiter gesprochen wurde. Wohl hatte man erwartet, daß ein Autor, von dem die Bühne noch nichts wußte, selbst am meisten treiben und ansuchen sollte. Ich bezweifle aber kaum, daß damals, als Klara von Hoheneichen und ähnliche Produkte noch für vortreffliche Schauspiele galten und oft mit Beifall gegeben wurden, dieser Karl Berneck, gut besetzt und gespielt, nicht Glück sollte gemacht haben. Seitdem ist von mehr als einem ausgezeichneten Talent dieses sogenannte Schicksal in den schwärzesten Farben ausgemalt und für Verbrecher der schlimmsten Art, die kaum einen guten Gedanken haben, Antrieb, Ausrede und Strafe geworden. Diese Tragödien haben bei uns ihre Epoche gehabt, und Lillo's fatal curiosity (das Vorbild von Werners Februar) konnte in einer gemilderten Umarbeitung von 1780 auf keiner deutschen Bühne halten. In London selbst ließ sich der Beifall dieser Tragödie freilich auch nur auf kurze Zeit vernehmen.

Den Karl Berneck hatte ich fast vergessen, (denn er war von mir auch nicht für den Druck bestimmt) als der Verleger der Volksmährchen, der ihn zufällig kennen lernte, sich desselben bemächtigte. Er war mit manchen Mährchen, und mit einigen humoristischen Produktionen, die er mir zurückgegeben, schon sehr unzufrieden gewesen, und wollte lieber dieses ernste Gedicht, das keinen Anstoß geben könne, als Schluß der Sammlung einverleiben, die, gegen frühere Abrede, mit dem dritten Theil endigte.

Für diese Volksmährchen schrieb ich sogleich nach dem Blaubart und blonden Eckbert, die H e y m o n s-k i n d e r. Seit lange schon hegte ich eine Vorliebe für diese verkannten und verschmähten Volksbücher. Goethe erzählt in seinem Leben, wie er in seiner Jugend gerade dieses Volksgedicht ebenfalls geliebt, gehegt, und mit einigen vertrauteren Freunden fast zu viel von dieser alten, treuherzigen Geschichte gehalten habe. Zog die einfache Form und Herzlichkeit des Tons schon an, so erhöhte der Widerspruch gegen jene Zeit, in welcher Kotzebue, Iffland und La Fontaine die Gefeierten waren, gegen die man, der Menge gegenüber, nicht einen Tadel aussprechen durfte, noch die Freude an dem übersehenen Gedicht, und drohte, bei der Jugend des neuen Herausgebers, den Glauben in Aberglauben zu verwandeln. Denn das Zufällige, Entstellte, die Abkürzungen, die oft die Sache dunkel und unverständlich machen, die Ungeschicklichkeit der Abschreiber und Umarbeiter, ja Schreib- und Druckfehler können am Ende, wenn die Vorliebe schon bis zum Phantastischen gesteigert ist, diesen Dingen einen Werth geben, der natürlich bei abgekühlter Ueberlegung wieder verschwindet. Ein solches altes Poem wird durch die Ueberlieferung, die es bald roh, bald unverständlich macht, bald Widersprüche hineinbringt, gleichsam in ein Naturprodukt verwandelt, an dem unsre ahndende Kraft eben recht viele Arbeit findet, um diese Unebenheiten zu erklären, oder wegzuschaffen. Kommt doch selbst etwas dieser Art bei unsern Niebelungen zur Sprache. Es ist lächerlich, wenn in einigen Exemplaren der Heymonskinder das Wort C l e v e (Lanze) erst in Cleve, Cleva, dann Clavie, und endlich in ein C l a v i e r verwandelt wird, mit welchem die Ritter an einander rennen.

Mein Versuch, die gute, alte Geschichte in einer ruhigen, treuherzigen Prosa, die sich aber nicht über

den Gegenstand erheben, oder ihn gar parodiren will, wieder zu erzählen, war damals der erste in Deutschland. Dieser Ton ist nachher oft genug, auch wohl bis zum Ueberdruß, wiederholt worden. Es ziemt nicht vielen Gegenständen, und muß sich auch bei den passenden kurz fassen. Im getreuen Eckart, der Magelona und Melusina kehrt er nur theilweis wieder.

Als ich auf dem Batican (im J. 1805 und 6) die altdeutschen Manuskripte studirte, und vieles abschrieb, fand ich zwei Volumina, die in alten Reimen (obgleich die Codices nicht zu den älteren gehören) weitläufig die Geschichte dieser Heymonskinder und aller Verwandten singen. Sonderbar genug, daß unser Volksbuch nur der zweite Theil, die letzte Hälfte der Sage ist, und sich diese, obgleich sich vieles auf die erste Hälfte bezieht, und alles, was Malegys und Roß Bayard Ursprung betrifft, ohne diese dunkel bleibt, bei uns als selbständig hat erhalten und durch mehr als ein Jahrhundert beliebt bleiben können. Man sieht eben hieraus, wie die Phantasie des ächten, noch unbefangenen Lesers ergänzt und fort bildet. In den Niederlanden fand ich in holländischer Sprache diese erste Hälfte, die Geschichte des Malegys, auch als Volksmährchen, mit den Heymonskindern (die man noch an manchem Wirthshausschilde auf ihrem Roß Bayard dort sitzen sieht) vereinigt. Es scheint ein Auszug und prosaische Umarbeitung jener Batikanischen Handschrift zu seyn, die sich jetzt wieder in Heidelberg befindet. Diese Handschrift, nach manchen niederländischen Ausdrücken (z. B. quaadt Malegys, böser, schlimmer) zu schließen, ist wohl auch in der Nähe der Niederlande geschrieben und gearbeitet worden. Ist das älteste Gedicht über diesen Gegenstand rein französisch, so verdient es wohl eine Untersuchung, wie alt das Original, und unter welchen Umständen, ob es schon nach einem Vorbilde, oder nur nach Tradition gearbeitet sei, und wie viel wahre Geschichte das spätere Mährchen enthalte. Interessant ist es auch, zu erforschen, wenn und in welcher Gegend die spätere Arbeit gedichtet ist, in welcher Zeit es möglich war und Beifall fand, den christlichen Kaiser, der sogar als ein Heiliger verehrt ward, als eine komische Person einzuführen, der alles das gut steht, was sie Schlimmes wie Possierliches erleiden muß. Ich vermuthe, das diese Umwandlung einer ganz ehrbaren Historie auch am Rhein oder den Niederlanden statt gefunden hat, wo der wohlhabende Bürgerstand sich schon früh ziemlich unabhängig zu machen suchte.

Mein Aufenthalt in Paris im Jahr 1817 war zu kurz, um das auf der königlichen Bibliothek befindliche große und alte Mskpt. von den Heymonskindern ganz zu lesen. So weit ich es eingesehn habe, ist es durchaus im ernsten Ton geschrieben und jenen Späßen, die wohl eine spätere Zeit hinzufügte, völlig entfrembet. Es ist in jenen sonderbaren dreizehn- und vierzehnsylbigen Alexandrinern geschrieben, die den alten spanischen Cid und Alexander charakterisiren, und die auch unsern Niebelungen zum Grunde liegen; es ist merkwürdig, daß der Reim, oder auch nur die Assonanz, ohne alle Regel in dem französischen Gedicht so weit geführt worden, als es nur irgend Sinn und Sprache erlauben will.

Der **Prolog** ist ein Scherz, in einer heitern Stunde, im fröhlichen Gespräch empfangen, und bald darauf in einer Stimmung niedergeschrieben, die so harmlos und lauter ist, daß man dankbar für so behaglichen Frohsinn seyn darf, den wir nicht immer in unsrer Gewalt haben. Nimmt der Leser die Kleinigkeit mit demselben Gefühl auf, so hat er die Minuten, die sie ihn kosten, ebenfalls nicht zu bereuen.

Da ich mir einmal für jene, den Straußfedern versprochenen Erzählungen freiere Bahn gemacht hatte, so gab ich es ganz auf, mich fernerhin mit den französischen Büchern zu quälen, und die noch übrigen Erzählungen sind ganz von meiner Erfindung. **Der Fremde, die Freunde, Siegmund, Ulrich, Fermer, der Naturfreund, die gelehrte Gesellschaft, der Psycholog, das Tagebuch, der Roman in Briefen** sind mit Heiterkeit niedergeschrieben worden. Auch diese Kleinigkeiten wollen nur unterhalten, sie sind manchem Freund, der sie kannte, nicht unlieb gewesen, und es war in meinem Plan, sie (den **Psychologen** etwa ausgenommen) in die Fortsetzung des Phantasus aufzunehmen. Meine kritischen Verleger nahmen einige dieser leichten Scherze, z. B. den **Siegmund**, damals viel ernsthafter; ich sollte ihnen durchaus das Buch, woraus ich diesen Schwank geschöpft, nachweisen, weil sie dem jungen Autor diese unbedeutende Erfindung nicht zutrauen wollten. Hartnäckig hielten sie meine Behauptung für Eitelkeit, welche geflissentlich die Quelle verschwiege. Das Gedicht, welches in der gelehrten Gesellschaft vorgetragen wird, ist von einem Freund, der Spaß verstand, und selber bald einsah, daß er in diesen Versen nichts Vortreffliches producirt hatte. Von demselben Freunde ist das Gedicht im zweiten Lebrecht; er gab es gern her, um es hier kritisiren zu lassen.

Uebersättigt von allen Empfindsamkeiten und der schlechten Sentimalität des Theaters, versuchte ich es

in der Theegesellschaft ohne Aufwand von Elend, Jammer und Liebe einen leichten Scherz, wohl zu leicht auszuführen, und gab nach einiger Zeit auch diese Kleinigkeit für die Straußfedern ab, da sie dem Zweck dieser Sammlung nicht zu widersprechen schien. Diese hier, so wie die in den vorigen Einleitungen angezeigten Aufsätze der Straußfedern sind von mir, alle übrigen rühren von andern Verfassern her, die ich auch nennen könnte, wenn es nöthig wäre.

Der Kapellmeister Reichard, mit dem ich seit lange in Verbindung stand, wünschte, eine Oper von mir zu componiren. Rhegini und andre vorzügliche Meister haben sich nachher zu verschiedenen Zeiten mit diesem Verlangen an mich gewendet. Plane genug habe ich zu Dichtungen dieser Art gemacht, vieles ist sogar angefangen worden, aber niemals habe ich, außer einem einzigen Versuch, wieder den Muth finden können, ein anderes Gedicht der Art auszuarbeiten. Es ist nicht die Undankbarkeit der Arbeit die mich abschreckt, und daß der Dichter sich völlig dem Musiker unterordnen, ja aufopfern muß: sondern, wie ich schon anderswo angedeutet habe, daß, so viel wir auch Opern aller Art besitzen, wir immer noch nicht über die Form dieser Dichtart und ihre Bedeutung einig sind. Beschränkt ist die ernsthafte, oder tragische Oper: wie sie an die Tragödie gränzen darf, wie Deklamation in Gesang übergehen kann, hat uns Gluck bewiesen. Die romantische Oper aber, die sich in unsrer Zeit am klarsten und kühnsten in Mozarts großen Werken entwickelt hat, ist, ihrer Unbeschränktheit und ihrer mannichfaltigen Formen wegen, schwer zu beschreiben. Ob man in den neusten Zeiten nicht den Weg, den uns Mozart zeigte, zum Theil verloren hat, indem man diesen Zauber, der im Don Juan die letzte Gränze des Möglichen schon berührte, hat überbieten wollen, ob man nicht in die Aufgabe der romantischen Wildheit zu viel musikalische Tragödie eingemischt hat, überlasse ich Kennern der Musik zu untersuchen und zu entscheiden. Mir scheint, man hat neuerdings, das übertriebene Geräusch und die unnöthige Verstärkung des Orchesters abgerechnet, die Form der romantischen Oper zu sehr beschränkt, indem es nun schon Gesetz geworden ist, jeden Akt mit einer großen, leidenschaftlichen, vielstimmigen Scene zu schließen, das Gedicht zusammen zu drängen, um dem ausmalenden Musiker nur recht viel Raum zu geben. Auch zwei Akte oder Theile, sind seit lange beliebt, wodurch auch der Umfang des Werkes gehindert wird. Vielleicht läßt die romantische Oper so viel Mannichfaltigkeit der Formen so verschiedene Elemente zu, als die romantische Komödie, in welcher auch bei weitem noch nicht alles versucht ist, was sich der ahndenden Phantasie darbietet. Die Welt der Elfen und Feen, die man recht eigentlich hat, für diese neue Kunst der Musik auswählen wollen, verträgt eine sehr verschiedene Behandlung, die räthselhafte und doch so populäre Zauberflöte bewegt sich in jenen ihr ganz eigenthümlichen Kreisen, und hat uns bewiesen, was dem großen Genius eines Mozart möglich war. Don Juan ist gleichsam eine phantastische Tragödie und die grellen Töne der Lust und des Witzes erheben die dunkle und wilde Leidenschaft noch mehr. Daß der Witz selbst sich musikalisch aussprechen kann, haben wir in Figaros Hochzeit gelernt, wie so manches was uns vorher wohl jede Theorie würde haben abläugnen wollen. Und diese unendliche Fülle des Humors, Witzes, Gefühls und der süßesten Liebe und innigsten Leidenschaft ist es, was alle Werke des großen Meisters, auch seinen Belmont charakterisirt und als einzig hinstellt, als Muster und Vorbilder, die dem Genie unendlich mannichfaltige Wege und Aussichten zeigen. Vielleicht hat Nachahmung, die sich selbst immer mißverstehn muß und stets mit dem Bestreben, den Meister und das Vollendete zu überbieten, welches in aller Kunst unmöglich ist und das Uebertriebene herbei ruft, geschadet, und unsre ächte romantische Oper (die wohl ein wahres deutsches Gewächs ist, und sich vielleicht in Zukunft nochmehr als solches ausbilden mag) wieder um manchen Schritt zurück geschoben. Soll es einmal einem Dichter gelingen, eine gute Oper zu schreiben, so muß er vorerst mit dem Musiker ganz einverstanden seyn; der Musiker muß wissen, oder in der Begeistrung mit seinem Gefühle einig seyn, in wiefern das Werk an Tragödie oder Komödie gränzen soll, welche Art des Witzes und Humors, welche Leidenschaft herrschen und durchdringen darf, welche Art der Episode das Reich der Wunder, oder des Scherzes, der Tollheit oder der Schönen aufschließen soll, um in jeder Produktion eine neue Form, eine neue Gattung von Musik hervor zu bringen, wie Mozart unbewußt durch seinen Genius, und seine Poeten in Unschuld, die ihre Gedichte beinah zum Naturerzeugniß machen, wirklich schon gethan haben.

Dies mag zugleich als Antwort auf einige mich ehrende Anfragen und Forderungen mancher berühmten Musiker dienen, denen ich bis jetzt Briefe schuldig geblieben bin, weil ich nur weitläufig und unmöglich mit einem bloßen Nein oder Ja erwiedern konnte. Der berühmte Meister Spohr mag auch diese Aeußerungen hier als Beantwortung seines

freundlichen Briefes fürs Erste wohlwollend annehmen. Mündliche Gespräche und Erörterungen könnten uns näher bringen und einem gemeinschaftlichen Ziel entgegen führen. Wie ich im Jahr 1798 die Aufgabe zu lösen suchte, eine Oper zu dichten, kann dem edlen Künstler der bezauberte Wald deutlich machen.

Reichard, der sich nach den Mustern Glucks gebildet hatte, sah den Mozart nicht so an, wie dieser Künstler mir erschien. In allen Compositionen Reichards finden sich große und glückliche Stellen, Phantasie und Gemüth erregen das Gefühl. Entzückend ist vieles in Goethes Elmire und Claudine, und die goethischen Lieder sind fast alle, vorzüglich die früheren, wie eingegeben, sie sind entstanden, gefühlt, und nicht gemacht, und es ist schwer, vielleicht unmöglich, sich nach ihnen die Singweise anderer, auch großer Meister, derselben Poesieen anzueignen. Mir schien aber das eigentlich dramatische Genie in der Musik meinem Freunde nicht zu eignen, noch weniger das Phantastische, wofür ihm der Sinn fast ganz in der Poesie fehlte, obgleich er die Hexenscenen zum Macbeth vorzüglich gesetzt hatte. Nach vielem Streiten, da er mich hatte bereden wollen, Was Ihr wollt, von Shakspear, in eine Oper zu verwandeln, versprach ich ihm endlich ein musikalisches Gedicht, doch unter der Bedingung, daß ich ganz meiner Laune folgen dürfe.

Vielleicht war es der neckende Geist des Widerspruchs, vielleicht auch halb unbewußt der Vorsatz, den Komponisten gleich mit dem Ersten Akte zurück zu schrecken, daß ich auf diese grillenhafte Komposition verfiel, von der schon seit Jahren eine in manchen Zügen ähnliche Arbeit unter meinen Papieren lag. Wider Erwarten war der Musiker aber ganz mit diesem Anfange einverstanden, und der zweite Akt gefiel ihm noch mehr. Mir schien es bei meinem Gedicht nothwendig, daß die prosaische, oder redende Parthie einen nicht unbedeutenden Raum einnehme, ich glaubte, daß das immer wiederkehrende Rezitativ in einer romantischen Oper ermüden müsse; als Gegensatz wollte ich die völlige Unterbrechung der Musik, das Ausruhen des Ohrs im Redevortrag als poetisches nothwendiges Element gleichsam musikalisch benutzen. Ist das parlando, in welches in komischen Opern das Rezitativ sich auflöst, doch nur gar zu oft eine unreife linkische Rede. Ich hatte mir deshalb zwei sprechende Charaktere, welche niemals singen, den König und seinen vernünftigen Minister ausbedungen und vorbehalten. In diesen prosaischen Naturen sollte die Unmusik sich den phantastischen, abergläubigen, verliebten gegenüber, als nothwendig rechtfertigen. Eben so war mein Bestreben gewesen, die Handlung während der Musik fortschreiten zu lassen, im Ernsten wie Komischen die Situationen, so wie die Geschichte selbst, musikalisch zu machen, und vorzüglich zum Schluß die musikalischen Elemente und Effekte zu steigern. Bei einigen Figuren hatten die Gebilde Gozzi's mir vorgeschwebt.

Die Oper war geendigt, der Komponist übernahm sie mit Laune und Lust, Iffland, der Theaterdirektor in Berlin, dem ich sie zweimal vorgelesen hatte, war mit allem einverstanden. Er selbst wollte den König spielen, und diejenigen, die sich seines Spiels erinnern, werden von selbst sehn, wie sehr mir des Künstlers Art und Weise, Ton und Geberde, jene liebenswürdige Leichtigkeit, der feine Humor, mit dem er auch oft das Unbedeutende witzig und komisch machen konnte, in dieser grillenhaften, überladenen Rolle gegenwärtig gewesen sind. Ich hatte den Einfall, daß dieser Charakter, so wie der Minister Samili, welcher Fleck zugetheilt war, im Gegensatz gegen alle singenden Personen, in modernem Hofkostüm auftreten sollten: auch hiemit war Iffland einverstanden. Sebastian sollte Unzelmann vortragen, so wie dessen Frau Angeliken, ob der Schick die alte Zauberin oder die Königin bestimmt war, erinnere ich mich nicht mehr.

Lange hörte ich nichts von der Oper, und nach langer Zeit gab mir Reichard ängstlich und verlegen mein Manuskript zurück. Er durfte freier handeln und sprechen, da er meine Sorglosigkeit über dergleichen Gegenstände kannte. Vielleicht war das Stück zu lang, forderte zu viel Personen, sagte ihm bei näherer Prüfung nicht zu; vielleicht war man über die Karikatur des Königs ängstlich, den man aber leicht in einen Schach oder Sultan umändern konnte, — vielleicht, — was weiß ich! — Ich habe nie gegen den Komponisten oder den Theaterdirektor über die gebrochene Zusage, oder über meine unnütze Arbeit, die ich nur auf Verlangen unternahm, Ein Wort verloren. Der Komponist nahm ein Zauberstück mit natürlichen Wundern von Kotzebue, und Text wie Musik machten kein Glück. Nach zwei Jahren ließ ich die Oper drucken mit einer kleinen Vorrede. Den jetzigen Komponisten würde dieses Singspiel wohl zu lang und mannichfaltig seyn. Einiges ließe sich ohne Nachtheil kürzen. Ich zweifle aber, ob nicht jeder Musiker auch die Zauberflöte als zu lang verwerfen würde. Mozart, weil ihm die Entführung zu kurz war, ließ noch manches hinzudichten, worüber dazumal Brezner, der Verfasser des Gedichts, sich öffentlich beklagte.

Nach einer schmerzlichen und langwierigen Krankheit wurde in Jena das Mährchen von der Melusina 1800 bei schönem Wetter, in einer anmuthigen Gartenwohnung geschrieben, in welcher ich um dieselbe Zeit Ben. Jonsons Epicoene übersetzte. Die meisten Sagen, die sich im Volk erhalten haben, und von denen die meisten sich auf irgend eine Geschichte gründen, sind durch den Lauf der Zeit, durch veränderte Zustände, und durch die vielfachen Erzähler so wunderlich gestaltet, oft selbst so formlos geworden, daß der Dichter nur selten eine der Legenden so benutzen kann, wie sie ihm gegeben ist. Je freier er sie umschafft, um so leichter wird ihm seine Arbeit werden. Diese Melusina scheint ein uraltes französisches Mährchen zu seyn, das sich auf irgend eine Familiengeschichte beziehn mag, auf das sonderbare Glück eines Emporkömmlings, Erklärung des Wappens vielleicht, Volks-Aberglaube gewiß, dabei das Hinzufügen einer scheinbaren Chronik, alle diese Dinge machen diese Geschichte zu einer der formlosesten. Vieles in der Erzählung stimmt nicht überein, eines Schlusses ermangelt sie ganz. Daß sie alt ist, beweiset, daß in manchen Gegenden Frankreichs Brunnen und Grotten noch nach dieser Fee genannt werden, daß das Volk die Nymphe selber noch zu Zeiten zu sehn glaubt. Die Vorstellung, die sich schon im höchsten Alterthum und bei allen Völkern findet, daß durch einen Fluch eine magische Wirkung hervorgebracht werden könne, die nur durch höchst seltsame Zufälle sich wieder auflösen darf, ist noch in unsern Zeiten beim gemeinen Volk fast allenthalben ein herrschender Aberglaube. Die verwünschten Prinzen und Prinzessinnen finden sich in allen Feen-Mährchen, in den Gespenstergeschichten der alten Burgen, und im Barbarossa auf dem Kyfhäuser, so wie in dem verschwundenen Attila wieder, und durch die Indische Lehre und Dichtung geht diese Vorstellung in vielen Sagen, so wie in der griechischen Mythologie und in den ältesten Schöpfungsgeschichten. Wie sich die verschiedenen Bestandtheile in einem solchen allbekannten Mährchen zusammenfinden, ist nicht mehr nachzuweisen, aber der seltsame Gegenstand lockte mich, die Geschichte zu Ende zu führen, die ich schon vor meiner Krankheit angefangen hatte. Es reizte mich, die Stanze auch einmal so treuherzig, wie die alte deutsche Prosa erklingen zu lassen, ein Ton, der schon viele Stellen des Morgante so wunderbar anziehend macht, indem das Possierliche und Edle sich in diesem merkwürdigen Gedicht mit dem Alterthümlich-Ehrbaren so anmuthig verbinden. Vielleicht hätte ich das Mährchen, wenn ich es nicht dramatisch ganz umgestalten konnte, in seiner alten Weise, ohne mich seiner anzunehmen, liegen lassen sollen.

In derselben Zeit ward der dialogirte Schwank gedichtet, der jetzt als ein Fastnachtspiel, der Autor, auftritt. Dieses Spiel ist aus jener Zeit und deutet sie in jeder Zeile an, als man heftig über Goethe, Poesie, Aufklärung, das Nützliche, die populäre Philosophie kämpfte und herüber und hinüber stritt. Vieles, was jetzt von jedem Schulknaben als abgeschmackt abgewiesen wird, durfte sich damals noch eine vornehme Miene geben, und galt bei Vielen, die selbst Stimmführer waren, als gediegene Wahrheit. Nicht, als wenn jetzt die Bildung so viel sicherer und weiter in allen Verhältnissen vorgeschritten wäre, oder als wenn die Menge, und viele, die auch laut genug mitsprechen, eben nun klarere Einsicht verriethen: ein Irrthum löst immer nur den andern ab, um wieder zu schildern und pedantisch auf und ab zu gehen: und darf jetzt Nicolai nicht mehr mitsprechen, oder hört man sogar auf Lessing nur selten mehr hin, so heben sich aus allen Gegenden neue Gottschede hervor, die in der Physiognomie jenem Urältervater völlig gleich sehn, nur daß sie dessen Gelehrsamkeit und Fleiß nicht besitzen.

So wie eine Literatur zum Bewußtseyn ihres Strebens gelangt, so wie jene Zeit der unschuldigen Unbefangenheit vorüber ist, in der es dem Empfangenden so wie dem Gebenden daran genügt, zu produciren und zu genießen, müssen Schulen entstehen. Je bestimmter sich diese aussprechen, je deutlicher sie wissen, wohin sie wollen, um so besser für die Literatur. Dieser Kampf weckt und belebt die Kräfte, und die ächte Kritik, die an der Hand der Begeisterung und Kunstliebe geht, zeigt sich ermunternd, um eben so wohl zum Schaffen anzuregen, als sie dem Unedlen, Abgeschmackten entgegen wirkt. Treten Faktionen statt der Schulen ein, so wird Leidenschaft, Persönlichkeit und das Gemeine, Gehäßige, die Plätze einnehmen, wo sich die Weisheit und die schönsten Musentöne sollten hören lassen. Lessing und Klopstock gegenüber arbeitete mit armen Waffen eine Parthei und Faktion, die niemals den Namen der Schule verdienen konnte. In der Philosophie bildeten sich allgemach Schulen. Mußte man Klopstock, Lessing, Haller und wenige andre, im Gegensatz gegen frühere Bestrebungen deutsche Dichter nennen, so eröffnet sich doch eigentlich mit Goethe nur jene Epoche, in welcher die eigentliche Schule wahrer deutscher Dichtkunst entsteht. Einheimisch, wahrhaft vaterländisch, verständlich und dem Volke nothwendig wird nun in Lied und Wort, in Schau-

spiel und Erzählung die deutsche Muse. Es ist, wenn man hiervon überzeugt ist, nicht nothwendig, jene Früheren zu verwerfen, und das große Bestreben edler Geister zu verkennen, so wenig, als manche Zeitgenossen und glänzende Talente zu schmähen. Als dieses ward es aber von vielen, indem eine sich bildende Schule der Kritik dies zuerst und bestimmt aussprach, aufgenommen, und die Armuth hielt nun alle Waffen für erlaubt, um das zu bekämpfen, was jetzt Deutschland (wieder Faktionen ausgenommen) glaubt, und wohl die schwachen Angriffe auf immer unwirksam machen wird. Gegen jene Stimmung der Aufgeregten und für diese von allen Seiten angefochtene Lehre sollte nun in mancher Wendung auch dieses Fastnachtspiel sprechen.

Durch die neuere Schule der schlesischen Poeten war seit Opitz die Verbindung mit dem deutschen Mittel-Alter, dessen Sprache und Verskunst gleichsam abgegraben; der letzte Nachhall jener ältern Zeit diente nur, um mit dem Namen des Hans Sachs alle elende und verächtliche Bänkelsängerei zu bezeichnen, Goethe's freier Sinn fühlte sich zuerst von diesem verschmähten Altvater angezogen, und in einem schönen Gedicht sprach er jugendlich begeistert das Lob des Nürnberger Bürgers aus. Sein Faust, der schon früher begonnen war, wurde in einer Sprache geschrieben, die der veredelte, tiefsinnigere Widerhall jenes alten vergessenen deutschen Tones war. Und gewiß, wenn man auch Komposition, Gedanke, Charakter, Bild und Leidenschaft dieses Faust, des verwunderswürdigsten Gedichtes einmal beiseit setzt, um die unendliche Fülle dieser Komposition nicht zu berühren, so grünen jenem Kritiker schon Lorbeeren, der einmal über diese Sprachweise genügend reden wird, über diesen tiefen Ton, diese volle Kraft des deutschen Lautes, der wie aus dem reinen Urquell geschöpft, in dieser Mannichfaltigkeit Zier, Schalkheit, Witz, Leichtigkeit neben dem Ehrbaren, Wundervollen, Klangreichen, Geheimnißvollen und Kindlichen in so unnachahmlichen Wendungen zuläßt. Die ersten Scenen dieses Gedichtes, der Monolog, die Geister-Erscheinung, Wagner, und das Auftreten des Mephistopheles würden allein schon einen großen und einzigen Dichter beurkunden, wenn auch die Naturtöne der Liebe, des Schmerzes und der Sehnsucht nicht im Gedicht aufleuchteten, wenn man auch in diesen Momenten die übrigen großen Werke des Poeten vergäße. Seit jenen Tagen ist unser Hans Sachs wieder etwas zu Ehren gekommen, auch ist sein Dichterton oft auf verschiedene Weise versucht worden. Auch mich reizte es, diesen Schwank in einer ähnlichen Manier anzustimmen, und in einigen heitern Tagen war die Aufgabe ausgeführt, in der ich den Autor selbst als mißmuthig und verdrießlich darstellte, der Rath, Tadel, Lob, Einfältiges und Ueberschwengliches von verschiedenen Masken-Figuren anhören muß, in deren Kleide manche bekannte Gestalten verhüllt sind, so wie einige, die nicht bekannter geworden sind. Es war damals meine Absicht, ein poetisches Journal, von welchem nur zwei Stück erschienen, herauszugeben, um Ansichten oder Entdeckungen in der spanischen Literatur, die damals in Deutschland nur noch wenig bekannt war, auszusprechen, die Gedichte der ältern Engländer, vorzüglich Shakspears zu erläutern, und zugleich die Kritik der neuen Schule in meinem Sinne fort zu führen. Die gutgemeinte Sache wurde ungeschickt angefangen und erregte kein Interesse. Es erfordert ein eignes Talent, um ein Journal annehmlich zu machen, und ich war so der Mannichfaltigkeit aus dem Wege gegangen, daß ich mich selbst nicht einmal um Mitarbeiter bemüht hatte. Mein Widerwille gegen viele der gelesenen Blätter war im Gegentheil so stark, daß ich die Zeitschrift London und Paris, die damals mit illuminirten Karikaturen nach Gilrei die lesende Welt beschäftigte, selbst nannte (S. 468.) Diese Art der Literatur hat sich seitdem nicht bei uns verbessert. Der alte Mann (S. 472) ist der bekannte Nikolai, wie ihn auch Fichte bald darauf in seinem zu heftigen Büchelchen als diesen zitirte. Lessing ward von dieser scheltenden Faction, die der neueren Bildung, ohne sie zu kennen, unbedingt entgegen strebte, immer als Verbündeter und Schutzpatron bei jeder armseligen Behauptung, selbst bei den Gemeinheiten, die man sich erlaubte, vorgeschoben. Jetzt sieht wohl jeder ein, wie wenig dieser Heros neben jenen Kritikern genannt werden muß, und ich erlaubte mir, der ich längst mich an Lessings weniger gelesenen Schriften, vorzüglich dem Briefwechsel, erbaut und gestärkt hatte, dies in Lessings Erscheinung auszusprechen.

War die ältere Welt, jene praktischen Menschen, oder diejenigen, die sich zur Schule der alten Philosophie und Poesie rechneten, unbillig, einseitig, oder leidenschaftlich gegen die Bemühungen der neueren Zeit, fehlte es ihnen oft an gutem Willen noch öfter wohl an Sinn und Fähigkeit, sich die Erscheinungen der neueren Welt deutlich zu machen: so entstand diesen gegenüber ein junges Geschlecht, das ohne Ernst und Fleiß, ohne Begeisterung und Talent, die ausgesprochenen Worte und Gesinnungen nur so eben abschöpfte, mit ihnen prunkte, das nicht verstandene noch übertrieb und zu überbieten suchte, und natürlich von jenen altklugen Verächtern alles Neuen mit

zu der verschrieenen Schule gezählt, ja wohl für den Ausbund derselben gehalten wurde; welches Märtyrerthum sich diese zu jungen Propheten wieder recht gern gefallen ließen. Ein solcher ist der Bewunderer, der in diesem Gedichte auftritt. Es fehlt nicht an ähnlichen Liedern, die seitdem in mancher Sammlung gedruckt sind, wie der begeisterte sie hier vernehmen läßt; aber manche Ausdrücke, z. B. „eine Sache bis zur Religion treiben," (Seite 476 f.) sind wieder aus der Mode gekommen. Novalis, Schleiermacher, Fr. Schlegel und auch das Gedicht von der Genoveva, hatten damals, vor dreißig Jahren, auch den Blick der Gebildeten, der Dichter und Philosophen wieder auf die ganz vergessene Religion und das Christenthum hingerichtet. Nicht, daß es nicht gläubige Theologen, oder fromme Christen sollte gegeben haben, aber sie waren nicht die Stimmführer, sie hörten nicht nach der Welt und ihren Bestrebungen hin, und wieder nahm Welt und Bildung keine Rücksicht auf sie, wußte selbst von ihnen nichts. Einsam, verkannt stand Hamann, er hatte nur auf einige Freunde, nicht auf seine Zeit gewirkt, und diese Freunde, wie Jacobi und Herder, waren nur ein vermittelndes Element zwischen Religion und Bildung, ohne sie wirklich vereinigen zu können und zu wollen. Dem ehrsamen Claudius vergab man sein Christenthum, wegen seiner Liebenswürdigkeit; und auch nicht immer. Der edle Schlosser hatte nur wenig wirken können, und Lavater und Stolberg, deren Enthusiasmus alle Rücksicht durchbrochen hatte, waren den Gebildeten zum Gespött geworden. Wie viel bei diesen Religiösen übertrieben, einseitig, oder selbst unbegründet war, wie viel Einsicht die Vermittelnden in das Wesen des Christenthums hatten, was schon damals sich der politischen Absicht, der Herrschsucht, der Verfinsterung, oder verdächtigen Planen näherte und für diese arbeitete, ist so oft erörtert, bestritten, bewiesen und geläugnet worden, daß diese Krise unserer Zeit hier nur angedeutet zu werden braucht.

Der Dichter ist zum Glück frei, und braucht sich als solcher um diesen theologischen und politischen Streit und Widerstreit nicht zu kümmern. Sonderbar ist es, wenn man ihm anmuthen will, daß seine Phantasieen, die Laune und Eingebung ihn regiert, nicht den Göttern des Olymp huldigen soll, wenn manche die Begeisterung, die uns die herrlichen römischen Elegieen erzeugte, oder die Götter Griechenlands, zur Sünde rechnen, die, wenn ältere Zeiten wiederkehren dürften, wohl gar Kirchenbuße nach sich ziehen möchte. Dieselbe Beschränktheit ist es, den großen Gestalten und glänzenden Erscheinungen, die die katholische Form des Christenthums in Cultus, Legende, Wundersage, Poesie, Malerei, Musik und Architektur entfaltet und erschaffen hat, das Auge verschließen oder gar dem Dichter verbieten zu wollen, sich dieses Reiches zu bemächtigen. In jenen Tagen, von denen ich spreche, war es um so natürlicher, wenn die Begeisterung diese so ganz untergegangene, verschmähte Liebe wieder verkündigte und dem Herzen näher bringen wollte; denn wenn das Christenthum selbst vergessen war, so wurde die katholische Form desselben als Blödsinn und Aberwitz, Aberglaube und Pfaffentrug von den Gebildeten charakterisirt. Wenn damals jene Liebe, die sich des Verschmähten und Verhöhnten in Wort und Lied wieder annahm, und das Edle der verkannten alten Zeit verkündigen und rechtfertigen wollte, hie und da gegen die protestantische Form des Christenthums unbillig schien, so ist auch dies mit der allgemeinen Stimmung zu entschuldigen. Denn Unglaube, seichte Aufklärung, Unphilosophie, Haß alles Heiligen, Geheimnißvollen und aller Ueberlieferung, galt für Protestantismus, und kaum der Gelehrte, viel weniger der Laie konnte die völlige Unwahrheit der verfolgenden Verneiner einsehn, die sich für vorgeschrittene, höher stehende Luther ausgaben.

Von allen diesen sollte der nach dem gemeinen Ausdruck „altfränkisch" verkörperte Altfrank, den ich im vierten Gesicht, Todtenheer, des Philander von Sittewald schon vorfand, manches aussagen. Seitdem sind, wie gesagt, dreißig Jahre verflossen, und die Welt hat sich vielfach anders gestaltet. War jene Zeit doch durch Schleiermachers herrliches Buch, „Reden über die Religion," — ja selbst durch den Zusatz auf dem Titelblatt: „an die gebildeten Verächter derselben" völlig charakterisirt. Giebt es deren noch viele heut zu Tage? Könnte man aber nicht vielleicht (und derselbe Autor wäre dessen wohl am fähigsten) bei diesem umsichgreifenden Pietismus, der Kunst und Poesie verschmäht, in beschränktem Buchstabendienst so oft das Edelste verfolgt, und ein kümmerliches, ängstliches Leben für ein frommes ausgeben will, „Reden über die Religion an die ungebildeten Enthusiasten für dieselbe" schreiben? Es ist nicht zu verkennen, daß die poetische oder religiöse Vorliebe für den Katholicismus, die sich vielfältig ausgesprochen, den Protestantismus selbst wieder gekräftigt hat, da ein Gegensatz immer den andern hervorruft. Das Bedürfniß der Religion hat allenthalben das Bewußtseyn, das Streben und das Forschen geweckt. Auch Schulen haben sich gebildet, von denen man nur wünschen muß, daß sie sich immer mit

edlen Waffen bekämpfen möchten. Der Razionalist wird dem Mystiker oder Orthodoxen, der Philosoph dem Freunde der Tradition, der Exeget dem Verehrer des Wortes und Geheimnisses immer nur, wenn jeder seinen Beruf erfüllt, scheinbar entgegen stehen. Durch das Gesammtwirken, wenn es redlich und gründlich geschieht, muß die Wissenschaft der Religion gewinnen.

Freilich hört man nun auch von denen, die übertreiben (und in aufgeregten Zeiten sind es nicht gerade die schwächsten Geister), es dürfe keiner Calderon oder Raphaels Madonnen bewundern, wenn er nicht Ernst mache, und selbst auch glaube, wie die katholische Form der christlichen Kirche es will und gutheißt; andere wenden sich neuerdings von den poetischen Gestaltungen, die sie wieder, wie zu den Zeiten der Wiedertäufer, Götzendienst nennen, mit Unwillen hinweg. Man will uns bange damit machen (und manche Journale und Tagesschriftsteller könnten durch ihr unbesonnenes Geschwätz, das der katholischen Kirche dienen soll, diese Furcht rechtfertigen), daß neue Zeiten der Verfinsterung künstlich vorbereitet werden, die Pfaffenthum, Gewissenszwang einführen, und jede unerlaßliche Geistesfreiheit vernichten sollen. Der Jesuitismus soll wiederum erhoben werden, um dem Despotismus zu dienen. Der Gelehrte, der Forscher, der ächte Patriot, der Politiker, der Mängel rügt, der Geschichtschreiber, welcher warnt, alle werden von manchem Zionswächter der Partheien mit verhüllten Worten, oder deutlicher, bald als Obscuranten, bald als Verdächtige, Ketzer, oder zu Freigesinnte bezeichnet. Daß diese Art von Verwirrung in der Kirche und in mehr als einem Staate um sich gegriffen hat, ist nicht zu verkennen: eben so wenig die Gefahr, daß die begeisterte Liebe, wenn sie sich jetzt aus der schwächern protestantischen Parthei in die zahlreichere der katholischen hinüber begeben wollte, von Priestern und Eigennützigen, von offnen, oder verdeckten Partheihäuptern wohl leichter gemißbraucht werden könnte, als damals in jenen unbefangnern Tagen.

So erscheint denn auch in diesem Gedicht wieder meine Verehrung vor Jakob Böhme, die damals so vielen Aufgeklärten ein Aergerniß gegeben hat. Als ein Genosse meiner Zeit hatte ich mich früh jenen freien Geistern zugewendet, die der Religion nicht bedürfen. Alles schien mir abgemacht, bewiesen und widerlegt, und das heilige Bedürfniß nach Religion und Geheimniß schlummerte, wie bei so vielen Tausenden, in meinem Herzen. Nur in der Poesie erkannte ich die Mystik und das Heilige, hier durften mir jene nüchternen Frevler keine Laube und keinen Baum zerstören. Dadurch, daß ich mich der Philosophie abgewendet hatte, war, ohne daß ich es wußte, mein Sinn für Mystik erwacht und geschärft worden. Jeder Mensch, wenn er nicht von Hörensagen lebt, hat eine ihm eigenthümliche Bildung, deren Gang und Entwickelung von jeder andern, auch der des Befreundeten verschieden seyn wird, die er darum auch keinem andern empfehlen kann, und jenem noch weniger wird aufdringen wollen. Indem ich, von selbst getrieben, nach Vollständigkeit, oder Umsicht strebte, entwirrte sich aus der Liebe zur Poesie eine Sehnsucht zum Religiösen, ein Zufall gab mir den Böhme in die Hand, und ich ward geblendet von dem Glanz des innigsten, blühendsten Lebens, von der Fülle der Erkenntniß, erschüttert ward ich von dem Tiefsinn, und von dem Aufschluß beglückt, der sich aus diesem neuentdeckten Reiche über alle Räthsel des Lebens und des Geistes verbreitete. Ich hatte nicht geahndet, daß in diesen Regionen auch Dialektik, gründliche Forschung, Strenge der Folgerungen, kurz, philosophische Kraft und Kunst walten könne, die sich freilich nur dem erschließen, der sich tiefer in diese wunderbaren Werke hinein liefet. Dieses Studium, das mich einige Jahre beschäftigte, hat mich später zur Philosophie geführt. Viele beginnen mit der Philosophie, und manchem, der nur in den Formeln stehn bleibt, verschließt sich durch sein Forschen der Sinn für die Mystik auf immer, zuweilen auch der für Poesie. Und doch wird nur der Philosoph gründlich und befriedigend lehren können, der die Mystik kennt und liebt, wie nur der ein ächter Mystiker genannt werden kann, der auch in der Vernunft und ihrem Vermögen die göttliche Kraft erkennt und verehrt. Ein leidenschaftliches Zanken der Partheien herüber und hinüber beweiset immer nur, daß beide noch nicht die freie, nothwendige Mitte gefunden haben, wo sie sich wohl verständigen würden.

Geschah des Andächtigen und Frommgemeinten von jungen Gemüthern in der Hast zu viel, so war es nicht minder schlimm, daß sie das Anstößige, grell Sinnliche eben so zur Schau trugen. Fr. Schlegels Lucinde war die Veranlassung dazu gewesen, und keins seiner Bücher hat, auch in spätern Jahren, seinen Gegnern zu so vielen scheinbaren Triumphen verholfen. Der bloße Name des Buches sollte ihm, wenn er etwas Auffallendes behauptete, oder in irgend einer Meinung parador schien, die Lippen versiegeln. Es wäre unziemlich, hier über einen vieljährigen Freund, der erst kürzlich in meiner Nähe gestorben ist, mit kritischer Schärfe sprechen zu wol

len. Selbst sein Bruder hat es für nothwendig gehalten, öffentlich zu erklären, daß er in den neueren Bestrebungen nicht den gleichen Weg mit ihm gehn könne. Fr. Schlegels heftiger Geist war von je an geneigt, die Extreme zu suchen, und das in allen Dingen so nothwendige Maaß nicht zu beobachten, so wie er auch die Form für manche seiner Werke nicht finden konnte oder zu suchen verschmähte. Dies letzte war es wohl vorzüglich, was schon beim Erscheinen die Lucinde vielen Lesern verleidete. Es kann auffallen, daß dieses Buch so viel Anstoß erregt hat, und so verrufen geblieben ist, wenn wir sehn, daß, mancher Ausländer zu geschweigen, Wielands komische Erzählungen, oder Thümmels Reisen, nur wenige Widersacher gefunden haben, und selbst ernste Gemüther diese Lüsternheit oder das Aergerniß entschuldigten, die Recensenten aber keinen Anstand nahmen, öffentlich zu loben. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß Schlegels Buch, über welches sich damals in vertrauten Briefen ein Befreundeter mit vielem Witze, der das Gemälde als ein lauteres und unschuldiges beleuchten sollte, vernehmen ließ, in manchen Stellen jene heilige Scham verletzt, die auch der Dichter der Liebe nie kränken soll. Wäre das Buch ein Gedicht in Liedern und Stanzen, oder spräche es mit heiterm Muthwillen einen ersonnenen Roman aus, so würde diese Uebertragung schon das meiste entschuldigen. Es verletzt dadurch, daß es sich fast als Confession aufdrängt. Mit einem Wort, die Ungeschicklichkeit des Autors beleidigt mehr, indem die Erfindung formlos hingestellt ist, als die Erzählung selbst. Sonst sind der witzigen, geistreichen, glänzenden Stellen genug in diesem geschmähten Büchelchen, andre voll großer poetischer Kraft und tiefen Ernstes. Es ist eben darum nicht leicht, eine befriedigende Kritik über diese sonderbare Chimäre zu geben, wenn man nicht aus dem Standpunkt der Moral, der ehrwürdig ist, kurz und gut den Stab über den zu linkischen Frevler bricht.

Im Munde des Altfrank ist eine Ankündigung von Schauspielen, deren Inhalt die Darstellung des dreißigjährigen Krieges ist. Von Shakspears Bürgerkriegen begeistert, hatte ich mich schon seit Jahren mit den Studien dieser trübseligsten aller Geschichten beschäftigt, ich hatte gesammelt, vorgearbeitet, und das Gedicht angefangen. Krankheit, veränderter Wohnort, andre Plane verhinderten die Fortsetzung. Der Friede ist freilich bei diesem großen Entwurf mehr ein nothwendiges Ende, als ein wahrer poetischer Schluß, völlig jenem Kampf der Rosen unähnlich, wo der Dichter auf die blühende Zukunft, auf die herrliche Zeit der Elisabeth hindeuten konnte.

Der Prolog zur Magelone ist ein Fragment eines Gedichtes, welches auch jetzt noch nicht vollendet ist. Zu der Zeit, als ich an dem früher begonnenen Roman „Alma," arbeitete, aus welchem Sonette in meinen Gedichten abgedruckt sind, fing ich dieses Drama an, welches als Allegorie zwischen Octavian und Genoveva eintreten sollte.

Ich hatte mich seit 1801 sehr viel mit der altdeutschen Poesie beschäftigt; die Gedichte der Minnesänger, welche bald nach diesem Jahre herauskamen, waren damals, nach langer Pause, in welcher jene deutschen Meister fast wieder waren vergessen worden, der erste Versuch, die Aufmerksamkeit von neuem auf diese Erscheinungen zu lenken. Mit jenen Liedern beschäftigte mich zugleich das Epos der Niebelungen. Ich forschte in Chroniken und Geschichtswerken, und glaubte manche größere oder kleinere Entdeckung gemacht zu haben. Die Eddalieder wurden fleißig von mir studirt, so wie die isländische Wilkina-Saga, die nachher mein Freund von der Hagen übersetzt hat. Ich faßte endlich den vielleicht zu kühnen Entschluß, die Lücken des großen Heldengedichtes, die mich an einigen Stellen störten, auszufüllen, das, worauf sich das Gedicht selbst an manchen Orten bezieht, und was ich in andern Liedern gefunden hatte, anzufügen, und so ein Ganzes hervorzubringen, das sich der Nation empfehlen und ohne literarischen Krieg ein Volksbuch werden könnte. Da bis dahin nur Bodmer von dem Epos gesprochen, Johannes Müller es nur einmal lobend erwähnte, und fast Niemand den Druck selbst gelesen hatte, so durfte ich auf unbefangene Theilnahme rechnen, da wohl nur die wenigsten die versuchten Ergänzungen erkannt hätten. Mein Freund, W. v. Schlegel, der sich schon 1799 mit dem großen Werke beschäftigt und auch eine verständliche Umarbeitung im Sinne hatte, würde meine Arbeit, eben als Kenner, nachsichtig behandelt haben. Als ich im Jahre 1805 in München war und meine Arbeit schon ziemlich vorgerückt sah, verglich ich den Codex, der sich dort befindet, genau mit dem gedruckten Werk, trug die Varianten und alle Verse ein, die dem Müllerschen Exemplar fehlten, und wurde selbst in der Arbeit am Gedicht nicht ganz durch die lähmende und schmerzhafte Gicht gehindert. Auf der Rückreise von Italien verweilte ich bloß wegen des Manuskriptes der Niebelungen einige Tage in St. Gallen, um auch dort die Varianten und fehlende oder hinzugefügte Verse genau zu bemerken. In Rom selbst aber arbeitete ich 1805 und 1806 fleißig auf dem Vatican; nicht nur zogen die Heldenlieder, die sich mehr oder weniger auf

die Niebelungen beziehn, meine Aufmerksamkeit an sich, sondern ich durchlas alle altdeutschen Handschriften, die ich dort fand, und kopirte vieles aus den meisten. Da ich einen Druck vom Titurell mit mir hatte, so verglich ich auch diesen mit den verschiedenen Handschriften aus früherer und späterer Zeit, die ich dort antraf; eben so den Tristan und Iwein. Das alte merkwürdige Heldengedicht vom König Rother kopirte ich ganz, and gab es nachher meinem Freunde von der Hagen, der es in den altdeutschen Gedichten hat abdrucken lassen. Als ich im J. 1806 nach Deutschland zurück gekommen war, setzte ich meine Arbeit der Niebelungen fort; nur war, als im folgenden Jahre die Umarbeitung des gelehrten v. der Hagen erschien, mir die Lust, eine neue Welt den Deutschen aufzuschließen, verdorben, auch jene Unbefangenheit der Leser, die ich so sehr mit eingerechnet hatte, war nun verschwunden, da mir jedermann gleich meine Zusätze nachweisen konnte. In jenem Jahre wollte ich zugleich eine gründlichere Nachricht, als man bis dahin gehabt hatte, von den deutschen Handschriften des Vaticans herausgeben. Es wäre an der Zeit gewesen, aber ein böser Geist schob mir unvermerkt den Plan unter, diese Nachricht zugleich mit einer Geschichte der alten deutschen Poesie zu verbinden. So erweiterte sich mein Studium, Bücher und Bibliotheken wurden gesendet und besucht, selbst verschiedene seltene Manuskripte, die man mir anvertraut hatte, wurden zum Theil abgeschrieben. Der zu große Umfang des Plans machte das Nützliche unmöglich, welches sich leicht hätte ausführen lassen, und so blieb fürs Erste alles liegen. Den König Rother und einige andere Heldenlieder, die sich dem epischen Kreise anschließen, der sich um Etzel oder Attila zieht, hatte ich indessen modernisirt, um sie lesbar zu machen, diese sollten ein eignes Heldenbuch bilden. Aus dem Rother ließ Achim von Arnim in einer Zeitung, die er damals herausgab, die hier erscheinende Episode drucken.

Als ich 1801 und im folgenden Jahre zum erstenmale Dresden zu meinem Aufenthalt gewählt hatte, besuchte ich oft das sogenannte Sommertheater auf dem Linkischen Bade. Diese Bühne war gewissermaßen eine Opposition gegen jene, die in der Stadt während der Wintermonte spielte. Im Winter sah man die Schauspiele des Kotzebue und Iffland, zuweilen ein Werk Schillers, Lustspiele von unbekannteren Verfassern, und alles ging so zu, wie auf den übrigen deutschen Theatern, nur hatte sich, vorzüglich im tragischen, eine Art der Darstellung gebildet, die mir nicht zusagte. Das Theater war mir damals überhaupt durch die Monotonie, die auf ihm herrschte, ermüdend geworden, und ich wallfahrte gern zu jener heitern, unbefangenen, oft auch albernen und zuweilen rohen Bühne, die den dreißigjährigen Abeschützen, den alten Ueberall urd Nirgends, die Teufelsmühle und dgl. und neben diesen auch die Donau-Nixe gab, alles meist Wiener Produktionen, die auf den Nebentheatern dort Glück gemacht hatten. Ein doppeltes Theater, wo in jedem Local eine ganz andre Welt spielt, ist immer erfreulich, und für den sogenannten guten Geschmack auch nützlich. Das Widersprechende kreuzt sich nicht, und das Alberne wird, weil es nicht mit dem Besseren vermischt wird, weniger thöricht. Diese Donau-Nixe, die nachher auch von allen vornehmen und Hoftheatern mit vielem Beifall der gebildeten Zuschauer ziemlich lange gewirkt hat, ist so kindisch und unbewußt, so bloß auf die gemeinste Wirkung hingeführt, daß sie fast wieder wie ein Natur-Produkt wird, und man kaum noch den ordnenden und schaffenden Menschengeist gewahr wird. Als eine solche Natur-Anschauung hatte sich die wunderliche Erscheinung meiner Phantasie bemächtigt, und unmittelbar entspann sich ein allegorisches Gedicht, das ich freilich erst verschiedene Jahre später angefangen habe. Man findet über diesen Gegenstand einiges im Solgerschen Briefwechsel. Der Herausgeber einer Sammlung von Gedichten wünschte vor geraumer Zeit irgend etwas von mir mit aufnehmen zu können, es störte ihn nicht, daß ich ihm nur diesen ersten Akt, als Fragment anbieten konnte, und so erschien dieser damals in der Sängerfahrt, von Förster.

Die Novelle der Geheimnißvolle, ist, ob sie schon nach 1819 geschrieben wurde, doch in diese Sammlung aufgenommen worden. Der Kenner sieht vielleicht, daß der Gegenstand ursprünglich zu einer Comödie bestimmt war, die letzte Entwickelung nämlich. Nachher, als ich es zu einer Erzählung umschuf, mußte das dramatische Element zurücktreten, und die ersten zwei Drittheile, die mir im erzählenden Vortrage nothwendig schienen, wurden hinzugefügt.

Wir brauchen jetzt das Wort Novelle für alle, besonders kleinern Erzählungen; manche Schriftsteller scheinen sogar in diese Benennung eine Entschuldigung legen zu wollen, wenn ihnen selbst die Geschichte, die sie vortragen wollen, nicht bedeutend genug erscheint. Was wir mit dem Roman bezeichnen wollen, wissen wir jetzt so ziemlich: aber der Engländer nennt schon seit lange alle seine Romane Novellen. Als das Wort zuerst unter den Italiänern aufkam, sollte es wohl jede Erzählung, jeden Vorfall bezeichnen, die neu noch nicht bekannt waren. So wurde der

Name fortgebraucht, und die Italiäner zeichneten sich dadurch aus, daß ihre meisten Geschichten, die sie gaben, anstößig, obscön oder lüstern waren. Unzucht, Ehebruch, Verführung, mit lustigem Geist, sehr oft ohne alles moralisches Gefühl vorgetragen, nicht selten bittre Satyre und Verhöhnung der Geistlichen, die seit Boccaz, um so mehr sie regieren wollten, um so mehr von den Witzigen verspottet wurden, ist der Inhalt der meisten dieser Novellen. Als Cervantes seinem züchtigern Volke, das unter einer strengen geistlichen Polizei stand, Novellen geben wollte, mußte er diesem ägerlichen Titel das Beiwort moralisch hinzufügen, um anzuzeigen, daß sie nicht im Tone jener italiänischen seyn sollten.

Boccaz, Cervantes und Goethe sind die Muster in dieser Gattung geblieben, und wir sollten billig nach den Vorbildern, die in dieser Art für vollendet gelten können, das Wort Novelle nicht mit Begebenheit, Geschichte, Erzählung, Vorfall, oder gar Anekdote als gleichbedeutend brauchen. Das Wort Humor entstand gegen 1600 bei den Engländern zufällig, und jetzt können wir es in unsern Kunstlehren nicht mehr entbehren, um Produktionen und eine Eigenschaft des Geistes zu bezeichnen, die weder mit Laune, Geist noch Witz charakterisirt sind. Eine Begebenheit sollte anders vorgetragen werden, als eine Erzählung; diese sich von Geschichte unterscheiden, und die Novelle nach jenen Mustern sich dadurch aus allen andern Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinern Vorfall ins hellste Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet völlig umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter andern Umständen wieder alltäglich seyn könnte. So erfahren wir es im Leben selbst, so sind die Begebenheiten, die uns von Bekannten aus ihrer Erfahrung mitgetheilt, den tiefsten und bleibendsten Eindruck machen.

Um uns an ein Beispiel zu erinnern. So ist in jener Goethischen Novelle in den Ausgewanderten, der sich aufhebende Ladentisch, der das Schloß überflüssig macht, welches der junge Mann eine Zeitlang benutzt, um sich mit Geld zu versehen, ein solcher alltäglicher und doch wunderbarer Vorfall, eben so wie die Reue und Besserung des Jünglings, die in eine Zeit fällt, daß sie fast unnütz wird. Das sonderbare Verhältniß der Operata im Meister, ist wunderbar und doch natürlich, wie dessen Folgen; in jeder Novelle des Cervantes ist ein solcher Mittelpunkt.

Bizarr eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Farben und Charaktere läßt die ächte Novelle zu, nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen andern Gattungen der Erzählung unterscheidet. Aber alle Stände, alle Verhältnisse der neuen Zeit, ihre Bedingungen und Eigenthümlichkeiten sind dem klaren dichterischen Auge gewiß nicht minder zur Poesie und edlen Darstellung geeignet, als es dem Cervantes seine Zeit und Umgebung war, und es ist wohl nur Verwöhnung einiger vorzüglichen Kritiker, in der Zeit selbst einen unbedingten Gegensatz vom Poetischen und Unpoetischen anzunehmen. Gewinnt jene Vorzeit für uns an romantischem Interesse, so können wir dagegen die Bedingungen unsers Lebens und der Zustände desselben um so klarer erfassen.

Es wird sich auch anbieten, daß Gesinnung, Beruf und Meinung, im Contrast, im Kampf der handelnden Personen sich entwickeln, und dadurch selbst in Handlung übergehen. Dies scheint mir der ächten Novelle vorzüglich geeignet, wodurch sie ein individuelles Leben erhält. Eröffnet sich hier für Räsonnement, Urtheil und verschiedenartige Ansicht eine Bahn, auf welcher durch poetische Bedingungen das klar und heiter in beschränktem Rahmen anregen und überzeugen kann, was so oft unbeschränkt und unbedingt im Leben als Leidenschaft und Einseitigkeit verletzt, weil es durch die Unbestimmtheit nicht überzeugt und dennoch lehren und bekehren will, so kann auch die Form der Novelle jene sonderbare Casuistik in ein eignes Gebiet spielen, jenen Zwiespalt des Lebens, der schon die frühesten Dichter und die griechische tragische Bühne in ihrem Beginn begeisterte. So hat man wohl dasjenige, was sich vor dem Auge des Geistes und Gewissens, noch weniger vor der Satzung der Moral und des Staates nicht ausgleichen läßt, Schicksal genannt, um die Streitfrage vermittelst der Phantasie und der religiösen Weihe in einen höhern Standpunkt hinaufzurücken; Orest, vom Gott der Weissagung begeistert, wird Muttermörder, und als solcher vom ältesten und einfachsten Naturgefühl in der Gestalt der Erinnyen verfolgt, bis Gott und Mensch ihn frei sprechen. Und wie der Dichter hier das Geheimnißvolle zwar klar, menschlich und göttlich, zugleich aber doch wieder durch ein Geheimniß ausgleichen will: so ist in allen Richtungen des Lebens und

Gefühls ein Unauflösbares, dessen sich immer wieder die Dichtkunst, wie sie sich auch in Nachahmung und Darstellung zu ersättigen scheint, bemächtigt, um den todten Buchstaben der gewöhnlichen Wahrheit neu zu beleben und zu erklären. Strebt die Tragödie durch Mitleid, Furcht, Leidenschaft und Begeisterung uns in himmlischer Trunkenheit auf den Gipfel des Olymp zu heben, um von klarer Höhe das Treiben der Menschen und den Irrgang ihres Schicksals mit erhabenem Mitleid zu sehn und zu verstehn; führt uns der Roman der Wahlverwandtschaften in die Labyrinthe des Herzens, als Tragödie des Familienlebens und der neuesten Zeit; so kann die Novelle zuweilen auf ihrem Standpunkt die Widersprüche des Lebens lösen, die Launen des Schicksals erklären, den Wahnsinn der Leidenschaft verspotten, und manche Räthsel des Herzens, der Menschenthorheit in ihre künstlichen Gewebe hinein bilden, daß der lichter gewordene Blick auch hier im Lachen oder in Wehmuth, das Menschliche, und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt. Darum ist es dieser Form von Novelle auch vergönnt, über das gesetzliche Maß hinweg zu schreiten, und Seltsamkeiten unpartheiisch und ohne Bitterkeit darzustellen, die nicht mit dem moralischen Sinn, mit Convenienz oder Sitte unmittelbar in Harmonie stehn. Es läßt sich ohne Zweifel das Meiste und Beste im Boccaz nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, was niemand wohl mit den spätern italiänischen Novellisten versuchen möchte.

Ich habe hiermit nur andeuten wollen, warum ich im Gegensatz früherer Erzählungen verschiedene meiner neueren Arbeiten Novellen genannt habe.

Dresden, im Mai 1829.

L. Tieck.

Abdallah.

Eine Erzählung.

1792.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein Theil der Tartarei ward vom Sultan Ali beherrscht. — Dem Tyrannen entgeht der Haß nie, mit dem ihn seine Unterthanen verfolgen und Ali betrachtete sie bald als eben so viele Feinde, über die ihn nur seine Grausamkeit und sein Ansehn erhalten konnten: mit andern Freuden unbekannt, sollte ihm das Gefühl seiner Macht jeden Mangel ersetzen.

Ohne Begriffe, ohne zu denken, ohne nur Seelengenuß zu kennen, war er zum Greise geworden und in einer unerschöpflichen Leere schmachtete er itzt jedem neuen Tage entgegen. Mehrere seiner Gemahlinnen starben und er begrub sie mit eben der Gleichmuth, mit der er den Untergang der Sonne sahe, die, wie er wußte, jenseit des Horizonts wieder heraufstieg. — selbst sein einziges Kind Zulma liebte er nicht, nur Stolz war es, was ihn an diese fesselte, da das ganze Land sie für die Krone der Schönheit anerkannte. —

In der Hauptstadt des Landes lebte Selim in einer weisen Eingezogenheit, ohne eine öffentliche Bedienung; ohne daß man viel von ihm sprach, ward er von allen geliebt. Er war freigebig ohne Prahlerei, sparsam ohne Kargheit und sein Aufwand unterschied sich sehr von der Pracht des Veziers und der übrigen Großen.

Aus seinen Leiden hatte er stets seine große starke Seele gerettet; seinen Haß konnte nichts aussöhnen, aber eben so unauslöschlich war seine Liebe. — Mit dieser dauernden Liebe umfing er seinen Sohn Abdallah, das Einzige, was ihm seine geliebte Gattin zurückgelassen hatte.

Zweites Kapitel.

Die Sonne war schon untergegangen, als Abdallah und Omar durch ein schönes Gehölz wandelten. Omar war der Lehrer Abdallahs, ein ehrwürdiger Greis, dessen flammende Augen tief in eines jeden Seele schauten, seine Stirn und sein Blick trugen Ehrfurcht vor ihm her, aber ein süßes Lächeln, das fast immer seinen Mund umschwebte, verjüngte sein Gesicht durch eine liebenswürdige Freundlichkeit und lockte zur Mittheilung aller Gefühle und einer kindlichen Aufschließung des Herzens.

Sie traten itzt in einen freien Platz, wo ein stiller See im bleichen Licht des Mondes glänzte. Der letzte Streif der Abendröthe glimmte durch die Fichtenwipfel und durch die zitternden Cypressen bebten ungewiß die Sterne. Verspätete Mücken spielten im Mondstrahle, Käfer summten träge und schläfrig um sie her, und laut erklang durch die ruhige Einsamkeit des Waldes das zirpende Lied des Heimchens.

Siehe Omar, begann Abdallah, wie schön! — Ha! der ruhige See über den sich der Mondschein so lieblich herabsenkt, — der Abendwind, der noch in den hohen Wipfeln der Bäume säuselt, das Lied der Nachtigall, das mit tausend abwechselnden Melodieen aus dem Walde heraufschallt, — o sieh Omar! wie alle Geschöpfe sich freuen, wie alles lebt und im Leben glücklich ist! Sieh, wie die kleinen Fliegen von der Abendröthe Abschied nehmen, und der Käfer der Nacht seinen dumpfen Willkommen entgegensummt. — O die lebendige Kraft, die aus der Natur so unerschöpflich quillt und unzähligen Wesen Athem und Daseyn giebt, — dieser Anblick erfüllt das Herz mit lautem überströmenden Dank gegen den, der so gütig alles aus dem Nichts hervorrief und zum Staube sprach: Lebe und sei glücklich! —

Omar lehnte sich auf den Stamm eines abgehauenen Baums und sahe starr vor sich nieder.

Abdallah. Du bist traurig, mein Omar, kann dich dieser Anblick nicht heiter machen?

Omar blickte auf und faßte seine Hand. — Sieh,

sprach er, die Abendfliegen sind verschwunden, sie sangen der Sonne so wehmüthig nach, denn es war das letztemal, daß sie sich in ihrem Strahl erquickten. — Diese Woge wirft das Leben an den Strand, die nächste Welle kömmt, verschlingt es wieder und senkt es in die tiefsten Abgründe. — Eine unendliche Schöpfung spielt itzt lebendig um dich herum, — und in der folgenden Stunde — liegt sie todt und verwest. — Eine Lebenskraft fliegt durch die Natur, und Millionen Wesen empfangen wie ein Almosen auf einen Augenblick einen Funken Leben, sie sind — und geben dann ihr Leben wieder ab und werden todter Staub. Die Welt ist ein Gesang, wo ein Ton den andern verschlingt und vom nächsten verschlungen wird. —

Abdallah. Diese traurige Wahrheit, Omar, wirft meine schöne Begeisterung mächtig nieder. — Ach ja, alles geht durch die Natur hindurch und verläuft sich wie ein Funken in der Asche. Alles wird nur geboren, um zu sterben, alles wandelt wieder dahin zurück, woher es gekommen ist. — O Omar, wenn ich dich nun fragte: Warum glänzt dieser Mond? Warum funkeln diese Sterne und wozu haucht ein lebendiger Geist in meinem Innern?

Omar. Wozu? O Jüngling, laß die Erde unaufgewühlt, du findest ein scheußliches Todtengerippe! Laß diese Geheimnisse ewig deiner Seele verschlossen bleiben. —

Abdallah. Verschlossen? — O nein, mein drängender Geist steht vor dieser Pforte und klopft ungestüm an. — Was der Mensch fassen kann, will auch ich begreifen.

Omar. Du vertraust dich einem Meere, das dich nie ans Land zurückträgt. Zweifel wälzen dich auf Zweifel, Woge stürmt auf Woge, dein Ruder ist unnütz und die unendliche See dehnt sich dir furchtbar unermeßlich entgegen.

Abdallah. Ich könnte nicht ruhig seyn, wenn ich wüßte, daß etwas da sey, was in meinem Gehirne Raum hätte und dem ich den Eingang versagen müßte.

Omar. Aber unsre Weisheit findet eine Felsenmauer vor sich, an die sie vergebens mit allen Kräften anrennt, — wir sind in einem ehernen Gewölbe eingeschlossen, wir sehen nichts, was wirklich ist, die schimmernden Gestalten, die wir wahrzunehmen glauben, sind nichts, als der Widerschein von uns selbst im glatten Erze, — o schon viele Weisen stürzten mit Ohnmacht von diesen Schranken zurück, — und starben. — Der Zweck unsers Daseyns? — O wer hindurchschauen könnte durch das Geheimniß der unendlichen Nacht, wenn doch vom Thron der Gottheit nur ein Sonnenstrahl herniederschösse! — Wir tappen ängstlich umher — und finden nur die Wände, die uns eingeschlossen halten. Wir sehen nichts, als daß wir Gefangene sind, — warum wir es sind, müssen wir mit Geduld vom Ausspruch des kommenden Gerichts erwarten.

Abdallah. O warum verlieh uns der Schöpfer nur so viel Kraft, diese Schranken zu sehn und nicht zu durchbrechen? — Warum ward eine Ahndung in unser Herz gelegt, die nie zur Gewißheit reift? Eine Centnerlast liegt auf unsrer Brust, und wir kämpfen vergeblich, sie abzuschütteln.

Omar. Vielleicht werden alle diese Räthsel einst gelöst. — Ein großer Schwung wälzt sich durch alle Theile der Natur, durch alle Wesen klingt ein Ton, Eine Kraft drängt sie zu einem Mittelpunkt: Genuß! — Alles schöpft aus dem nie versiegenden Quell und legt sich dann zum Schlafe nieder. — Die Welt ist eine reiche Tafel, an der sich alles niedersetzt und gesättigt aufsteht, der Schöpfer schickte die Millionen Wesen in die Wüste hinaus, sie sind Staub und in sich selber eingekerkert, — aber er gab ihnen tausend Mittel auf den Weg, ihr Daseyn zu empfinden, und alles freut sich, alle Wesen kommen, genießen und sterben dann, ohne es zu wissen, so wie sie geboren wurden, — nur der verblendete Mensch verfehlt sein vorgestecktes Ziel.

Abdallah. Der Mensch? — Wie? — Der Preis der Schöpfung? Um dessentwillen die Natur ihre reichen Schätze aufthut? Um den sich die Bestimmung alles Erschaffenen dreht?

Omar. O des Stolzes! — Die Bestimmung alles Erschaffenen? Kein Mensch weiß seine eigne Bestimmung, er taumelt selbst verlassen in der Finsterniß und maßt sich an, den Wesen ihren Rang und ihren Zweck anzuweisen. — Allen Wesen ward ein gleiches Bürgerrecht ertheilt; der ausgeartete Mensch reißt sich aus der Kette des Erschaffnen, statt zu genießen wie alles genießt, ringt er im ewigen Kampfe mit dem Tode und seinem Verhängniß, alle seine Kräfte kämpfen rastlos von der Zeit eine Stunde und eine Minute nach der andern zu erbetteln, — um auch in dieser zu fürchten, um auch in dieser mit Gedanken zu streiten, deren Auflösung weit außer ihm liegt.

Abdallah. Wenn Genuß der höchste letzte Zweck unsers Daseyns ist, wodurch ist dann der Mensch vom Thiere unterschieden?

Omar. Und wozu des Unterschiedes? Der Mensch wäre glücklich, hätte er nie höher gestrebt, die Natur umfinge ihn dann noch mit ihren liebevollen Armen, hegte ihn und spielte mit ihm als ihrem Kinde, — aber der Stolze hat sich von seiner Mutter losgeschworen, sieht die Sterne, die über seinem Haupte hängen, erklimmt eine schroffe Klippe und schreit ihnen zu: ich bin euch nahe! Wehmüthig lächelnd blicken die Sterne auf ihn herab, und er steht nun verirrt am schwindelnden Abschuß; zur blühenden Wiese, die er erst verschmähte, hat er den Rückweg verloren. —

Abdallah. Und nichts als diesen verächtlichen Uebermuth hätte der Mensch vor den Thieren des Waldes voraus?

Omar. Nichts als ihn. Mit verachtendem Fuß stößt er die Erde zurück und will sich an die Gottheit drängen, aber seine klägliche Natur zieht ihn allmächtig zurück. Seine Weisheit, seine Tugend, mit der er sich brüstet, — Wolkenschatten, die der Wind über die Ebne jagt und denen der Wahnsinnige nachtaumelt.

Abdallah. Tugend, Omar, nur ein Schatten? — Der Lasterhafte und der Edle ständen hier in einer Reihe? Die beiden Enden, Größe und Verächtlichkeit schlängen sich zusammen? Aus einem Samen sproßte der Schierling und die heilende Pflanze? — Unmöglich! —

Omar. Und warum unmöglich?

Abdallah. Wo ich anbetend in den Staub sinke, wo mein Geist in verehrender Demuth die Flügel zusammenschlägt, wo mein ganzes Wesen sich in Ehr-

furcht auflöst, — an diesen Stolz der Menschheit wäre die Scham der Welt mit unauflöslichen Ketten geschlagen?

Omar. Derselbe Gesang auf einer andern Laute.

Abdallah. Nein, Omar, nein. — Die Gerechtigkeit des Ewigen wird durch diesen Glauben angeklagt. — Wie könnte der Gütige dem Edlen Belohnung und dem Bösewicht Strafen aus jener schwarzen Thür am Ende ihrer Bahn entgegenschicken?

Omar. Abdallah, wir wissen nicht, woher wir kommen, wir wissen nicht, wohin wir gehen. Ob uns ein Gedanke folgt, wenn wir hier Abschied nehmen, ob wir mit allen unsern Träumen in das kalte Grab eingeriegelt werden — o das ist ein Räthsel, vor dem die Weisen ewig forschend stehen werden. — Strafe, — Belohnung, — Tugend, — Laster. — Wenn ich dich fragte, wo du die Scheidewand zwischen Tugend und Laster gründetest, du würdest um eine Antwort verlegen seyn. — Die Gewohnheit lehrt uns Worte sprechen, bei denen wir uns oft nur wenig denken.

Abdallah. Omar, du machst, daß ich mir selber mißtraue. —

Omar. Wir sind mit unserm Lob und unsrer Verdammung so freigebig und kurzsichtig genug, um nicht wahrzunehmen, wie ungerecht wir oft beides vertheilen. — Wir ahnden nicht, daß es nur eine Kraft ist, die in der Tugend und im Laster lebt, beides eine Gestalt, aus demselben Spiegel zurückgeworfen. — Nur ein kalter eigensinniger Thor trat hinzu, schied und sagte: dies sey gut, dies nicht!

Abdallah. Ein Thor?

Omar. Dieses Leben, das uns geliehen ward, ist zu kurz, uns selbst zu kennen, — in unsrem eignen Innern herrscht ein wüstes Dunkel und mit vorwitzigem Blick treten wir zu unserm Nachbar und wollen in seiner Seele lesen.

Abdallah schwieg und sahe starr vor sich nieder. Omar fuhr fort:

Alle meine Handlungen sind Gestalten, die aus meinem Innern aufsteigen, von tausend innern Kräften genährt, von hundert Neigungen gepflegt, schießt die Pflanze empor, nur ich, der Schöpfer, bin mit ihrer Entstehung bekannt, ich verstehe mich selbst nur, ich handle nur für mich, der ich mich selbst kenne, — alle übrigen Menschen sind für mich in einer mindern Abstufung fremde Wesen, wie mir der Wurm und der Krokodil Fremdlinge sind.

Abdallah. Omar, du wirfst mich in eine fürchterliche Einsamkeit, ich verliere mich selbst in der schrecklichen Wüstniß —

Omar. Ich handle, wie mein innrer Sinn es mir befiehlt, und ein Fremdling, der nicht in das Gebäude meiner Seele hineinschauen kann, der die Leiter nicht entdeckt, von der die Ahndung zum Gefühl, das Gefühl zum Gedanken, zum Vorsatz, und dieser endlich zur Wirklichkeit aus dem unergründeten Brunnen heraufstieg, — dieser tritt mit kaltem und verschlossnem Sinn herbei und sagt: deine That ist ein Laster!

Abdallah. O ich verstehe dich! weiter! weiter!

Omar. Aus derselben Quelle wird eine andre Schaale heraufgezogen und man nennt sie Tugend. Beide steigen aus der Tiefe einer Seele hervor, aus einem Stoff gewebt — und man hält sie für Feinde.

Abdallah. Fürchterlich sonderbar!

Omar. Wo ist der Bösewicht, der nicht zum Engel würde, wenn er den Richter in die geheime Werkstätte seiner Seele führen könnte? — Abdallah, wir sind Brüder aller Mörder, die je die Geschichte mit Abscheu genannt hat, und schwesterlich schließt sich unsre Seele an alle, die einst bewundert und angebetet wurden. — O ihr Thoren, laßt den nichtigen Rangstreit, ein Hauch weht in allem Leben, — freut euch dieses Hauches, er kehrt nicht zurück, wenn er entflohen ist.

Abdallah. Du führst mich durch Labyrinthe, Omar. —

Omar. Als die erste Gesellschaft zusammentrat, als man das erste Gesetz niederschrieb, da veräußerte der Mensch selbst sein hohes, heiliges Recht. Dem Ganzen opferte jeder Einzelne seine Freiheit, allmächtig ward eine Schnur zwischen Gut und Böse gezogen, und unglückliche Vorurtheile keimten auf. Vorurtheile, die Menschen gegen Menschen hetzten, das Blut von Tausenden vergossen. — An den Gedanken Verbrecher knüpfte man Haß und Unversöhnlichkeit, und eine ewige Verfolgung wühlt durch das ganze Menschengeschlecht. — Seit der Zeit ist der große Spruch gesprochen; in einem nichtigen Taumel greift der eine zur Belohnung seiner Tugend nach der Sonne und tritt gewaltsam seinen Bruder unter sich, der nach dem Uebereinkommen ein Verbrecher ist. —

Abdallah. Ha! die ewigen Schranken stürzen ein!

Omar. Strafe und Belohnung? — Hier unten sind sie entschieden, — aber wen soll der Richter dort belohnen oder strafen? — Sandte er nicht alles was ist, aus seiner Hand in die Sterblichkeit? Ist es nicht sein Athem, der den Staub belebt? — Alle Handlungen kommen zu ihm zurück und melden sich als ihm angehörig: sein Schatten wandelt in tausend Gestalten umher; wo er hinsieht, erblickte er sich nur selbst in dem Spiegel der unendlichen Naturen, soll er, kann er sich selber strafen? —

Abdallah. Omar, halt ein! immer neue Wundergestalten stehn aus einem Abgrund auf, mich zu schrecken. —

Omar. Von einer unbekannten Macht der Welt übergeben, tritt der Mensch seine Bahn an, nicht aus sich selbst hervorgebracht, ohne seinen Willen in das Leben geworfen. — Er lebt und vereinigt tausend Pflanzen und Thiere mit seinem Selbst, sein erstes Wesen geht durchaus verloren, — alle Lagen, von Kindheit an bis in sein Greisenalter, prägen sich in treuen Abdrücken in seinen Geist; alles um ihn her modelt und formt ihn anders, er selbst geht unter, und aus seiner Nahrung, seinem Vergnügen, aus den todten Gegenständen, die ihn umgeben, tritt ein andres fremdes Wesen an seine Stelle, — das nach und nach von einem neuen wieder verdrängt wird.

Abdallah. So sind wir nur eine Hütte, in die ein Fremdling nach dem andern einkehrt und sie dem folgenden überläßt.

Omar. Wer handelt nun? — Wer ist gut, wer böse? — Soll des Mörders Dolch bestraft werden, oder sein Arm, sein Herz, sein Blut? Oder der Gedanke, den er vielleicht vor zwanzig Jahren dachte? — Sein Blut, das er sich nicht selber gab? Der Ge-

danke, der durch tausend Formen wandelnd, von einem Sonnenstaub seinen Weg antrat und beim gräßlichsten Morde aufhörte?

Abdallah. Undurchdringlich ist das Gewebe, das sich seit Ewigkeiten her verschlang.

Omar. Eigne Kraft ist uns versagt; was wir unsern Willen, unsern Vorsatz nennen, ist nur der Einfluß fremder Dinge, wir sind nur ein Stoff, an welchem fremde Kräfte sichtbar werden; ein großes Spiel von einer fremden Macht regiert, der eine steht als König, der andere als Sklave da, — und alle sind sich gleich, nichts als hölzerne Zeichen, obgleich der König und der Ritter stolz auf das Fußvolk vor sich hinabsehn, — das Spiel ist zu Ende — und Laster und Tugend hört auf verschieden zu seyn. — Ein Wirbel dreht sich durch die Welt, alles bis zum kleinsten wirkt in den großen Plan; der eine Augenblick gebiert den folgenden, eine Handlung stößt die andere vor sich her, eine unendliche Kette, die sich rund um alle Welten zieht. Kein Glied kannst du herausreißen, ohne das vorhergehende und folgende zu zerstören und eine allgemeine Vernichtung zu bewirken.

Abdallah. O entsetzlich! — Omar, — ich schaudre, — wenn ich gerade diesen Schritt itzt nicht thäte, — nicht gerade diesen Gedanken dächte — so könnte die Welt nicht erschaffen seyn. —

Omar. Nothwendig. — Eine große Schwungkraft belebt die Unendlichkeit, alle Kräfte weben und wirken durch einander von Ewigkeit berechnet, die treibende Gewalt ermattet nie, das Leben fliegt durch alle Pulse der Natur und so geht das große Werk den allmächtigen Gang. — Wie will dies kleine Wesen, der Mensch, sich gegen ewige Gesetze stemmen? Wie in seinem engen Geist den Schöpfer mit all seinen Planen fassen? Eigenmächtig gegen das Weltall wirken und durch sein jämmerliches Daseyn noch Verdienst erringen? Ohnmächtig kämpfend wird er fortgerissen, der eine Ton verklingt in der allgemeinen Harmonie.

Beide schwiegen düster vor sich hinbrütend. Ein hohes Roth flog über Omar's Wangen, ein neues Feuer fuhr in seinen Augen auf, er faßte heftig Abdallah's Hand.

Jüngling! rief es aus, was wir gut, was wir böse nennen, verschwimmt in ein Wesen, alles ist nur ein Hauch, ein Geist wandelt durch die ganze Natur und ein Element wogt in der Unermeßlichkeit — und dieses ist Gott!

Abdallah fuhr zurück.

Omar. Wo sollte der Unendliche jenseit der Schöpfung Raum für sich finden? — Er umarmt und durchdringt die Welt, die Welt ist Gott, in einem Urstoff steht er in Millionen Formen vor uns, wir selbst sind Theile seines Wesens! — Dies ist der tiefe Sinn von der Lehre seiner Allgegenwart. — Wirft er einst die Kleidung wieder von sich, dann gehn im Ruin die Welten und seine Himmel unter, dann steht er wieder da, er vor sich selbst, in der ewigen Wüste. —

Eine tiefe Stille. Um Abdallah war alles rund umher versunken, er stand mit gesenktem Haupte und betrachtete in seinem Innern die gestaltlosen Bilder, die auf- und niederschwebten. — Omar, sagte er nach langer Zeit, — nun ist die Kraft meiner Seele versiegt, alle meine schönen Entwürfe, meine wonnevollen Schwärmereien liegen wie Leichen um mich her, alle Freuden sind verwelkt, alle Hoffnungen in meiner Brust verwest. — Ein Kampf rastloser Zweifel wüthet da, wo ehedem meine Himmel standen.

Omar. Du hast es so gewollt, du hast das fürchterliche Todtengerippe ausgegraben, wo du einen Schatz zu finden hofftest. — O, wohl dem, der mit verbundenen Augen durch das Leben taumelt! der nie sich selbst anrührt und furchtsam fragt: Wer bin ich?

Abdallah warf sich unter eine Cypresse nieder. Sein Geist war von hundert neuen Vorstellungen verwirrt, ohne sich festhalten zu lassen flohen tausend Gestalten seiner Seele mit Blitzesschnelle vorüber.

Der Mond stand itzt hinter den dunkeln Zweigen der Tannen und von zitternden Schatten getheilt, gossen sich goldene Streifen über die Wiese aus. Ein leiser Abendwind wiegte sich in den Wipfeln der Bäume und spielte mit einem Blatte, das auf dem glatten See schwankend tanzte; ruhig betrachtete sich die Gegend selbstgefällig in dem Wasserspiegel und der Duft der Nacht stieg ernst und langsam aus dem Schooß der Erde.

Die schöne Landschaft, mit all den lieblichen Träumen, die über ihr hingen, vermischte sich nach und nach mit den Gedanken Abdallah's; er hatte sich schon den Spielen seiner Einbildungskraft überlassen, als er noch zu denken glaubte.

Die Wipfel säuselten immer leiser und leiser, vom Winde angehaucht lief ein stilles Flüstern durch das Rohr des Sees, — immer wunderbarer spielte das Mondlicht um die buschichten Tannenzweige, — noch einigemal blickte er mit mattem Auge empor und sahe wie vom nahen Berge ein Greis in die Arme seines Omar eilte, — beide hielten sich umarmt — als die Gegend allgemach wie hinter einem schwarzen Vorhang hinabsank. —

Aus den Cypressen stiegen Träume auf ihn herab, durch seine Augenlieder dämmerte schwach in seine Traumgestalten die monderhellte Gegend. —

Plötzlich rollt es dumpf wie ferne Donner, ein wildes Rauschen, wie wenn die erboßte Fluth gegen Felsen hinanheult, fuhr immer lauter und lauter über ihn dahin, — Abdallah erwachte.

Da stand er einsam in schwarzer Nacht, Stürme hatten den Mond hinter ferne Gebirge hinabgeschleudert, große Wolken wälzten sich krauß durch einander, die hohen Wipfel der Cedern schlugen krachend zusammen. — Ein Schaudern springt aus dem Walde hervor und packt ihn an mit eiskaltem Arm. Omar! ruft er mit bebender Stimme, aber höhnend stürmt der Orkan durch seine Töne und wirft sie zerrissen in die Lüfte.

Ein leuchtender Glanz flammte plötzlich in den Wolkengebirgen auf, eine Feuerkugel flog durch den Himmel, von einer andern verfolgt, die tausend blendende Funken von sich sprühte. — Jeder Funken sprang mit einem Donner los, der sich furchtbar auf des Sturmwindes Schwingen über alle Wälder hinabwälzte. — Mit lautem Gebrüll sank die Kugel nieder und die stille Nacht stand wieder um Abdallah. —

Eine bleiche zitternde Gestalt fährt aus dem nahen Busche und ergreift kalt Abdallah's Hand, — es war Omar. — Krampfhaft preßte er die Hand

des Jünglings in die seinige und riß ihn mit sich fort. —

Abdallah folgte schaudernd.

Sie kamen in die Stadt und eilten auf ihr Gemach, Omar's Gesicht war lang und verzerrt, sein Auge rollte wild. Abdallah wagte kaum, ihn anzusehen. — An Geist und Körper müde, legte er sich schlafen, Omar ging noch lange gedankenvoll umher.

Drittes Kapitel.

Abdallah erwachte, als Omar sich schon entfernt hatte. Der Tag sah trübe durch die Fenster, und eine schwermüthige Erinnerung des gestrigen Abends kam ihm sogleich entgegen. Sein Leben trat itzt eine neue Bahn an; alles, was er vorher gedacht hatte, war von einem Strudel kämpfender Zweifel verschlungen. Alle seine früheren Gedanken schienen unreif und kindisch; er hatte mit Leidenschaft die Lehre Omars ergriffen, und doch that es ihm weh, seine ganze Pflanzung, die er so sorgfältig aufgezogen hatte, zerstört zu sehn. — Wie eine schwarze Nacht stieg es in ihm auf, wenn sein Geist noch einmal über alle die Gedanken hinwegsahe, die er seit gestern dachte; er hätte es so gern nicht geglaubt, er hätte so gern den vorigen Sonnenschein zurückgerufen, die vorige Unschuld seiner Seele zurückgezaubert, aber sein Verstand wies mit verachtendem Ernst alle seine früheren Gedanken zurück, die wieder in ihm aufdämmern wollten.

O heilige Tugend! rief er aus, — vor deren Bilde ich einst niederkniete, — dein Altar ist umgestürzt! Du Sonne bist erloschen, zu der ich mit kühnem Fittig emporfliegen wollte, und der Pfeil des Zweifels hat meine Schwingkraft gelähmt. — Wer bin ich, wenn diese Gottheit todt ist, die mich sonst mit mütterlichem Lächeln zu sich lockte? — Ich muß mich selbst verachten, wenn ich nicht mein eigen bin, wenn nur eine finstre Nothwendigkeit mich durch das Leben jagt, wenn ich dem Druck einer fremden Macht nachgeben muß, die mich wider meinen Willen zu Gräueln oder edeln Thaten drängt. — Doch, was schwatz' ich? — Mein Wille sinkt im Triebwerk des Ganzen unter und mit der Tugend ist das Laster zugleich gestorben, ich bin ein abgerißnes Blatt, das der Wirbelwind nach seinem Gefallen in die Lüfte wirft. — Der Unendliche, den ich sonst schwindelnd dachte, auf dessen Vatersorge und Allmacht ich so fest vertraute — er und das Schicksal ist mir entrissen. Im Felsen und im Gesträuch steht der Unfaßliche vor mir, mir näher gebracht und dadurch um so entfernter. Omars Lehre hat mich zu einer Waise, mich mir selbst verächtlich gemacht, und doch bin ich ein Strahl jener Gottheit! —

Er schwieg und verlor sich immer tiefer in seinen Träumen; Gefühle wollten sich itzt in seine Seele zurückdrängen, die ihn einst so bezaubert und die Aussichten des Lebens so verschönt hatten, aber kein Klang aus der Vorzeit schlug wie ehedem an seine verstimmte Seele. O! rief er aus, gieb mir meine glückliche Unwissenheit zurück, Omar, laß mich wieder zum Kinde werden, wie ich war, mein Geist ist zu schwach für diese Last, er seufzt gekrümmt unter der drückenden Würde.

Raschid trat itzt zu ihm herein. Er war kein Freund Abdallah's, aber einer von den angenehmen Gesellschaftern, an die der Jüngling sich so leicht schließt und sie eben so leicht wieder verliert. Er war Aufseher über die Gärten des Sultans und kam itzt zu Abdallah um Trost zu suchen, denn er war gewöhnlich finster und verdrüßlich. Abdallah ging ihm freundschaftlich entgegen. »Willkommen, sprach er, indem er ihm froh die Hand drückte, ich habe dich lange nicht gesehn.« — Er freute sich, daß ihn jemand aus seinen Träumereien riß, die er gern von sich abwarf und sich dem Wohlwollen überließ — Willkommen! rief er noch einmal.

Raschid war traurig, sein Gesicht war bleich und sein Auge eingefallen. Ein schweres Leiden schien seine Seele zu drücken, eine tiefe unbestechliche Schwermuth sahe aus seinem schwarzen tiefliegenden Auge, nichts vermochte eine Heiterkeit über sein Gesicht zu werfen, seine Stimme war langsam und ohne Feuer.—

Dein Anblick wird immer kränker, fuhr Abdallah fort.

Raschid. Kränker? — Wirklich? — Vielleicht geh' ich dem Tode entgegen.

Abdllah. Dem Tode? —

Raschid. Ich hoff' es?

Abdallah. Du hoffst es?

Raschid. Mein Geist erträgt die Leiden nicht mehr, die sich immer höher thürmen.

Abdallah. Deine Liebe, Raschid, wird dich in dein Grab hinunter tragen. — Sei heiter, verabschiede deinen Gram und werde wieder der blühende Jüngling, der du warst. — Die Liebe soll ja, wie man sagt, in Felsen Paradiese auferstehen lassen und dir —

Raschid. O glücklich, daß du davon wie von einem unbekannten Lande sprichst. — Doch nein, du bist unglücklich. — Ein Wesen ohne Liebe, — eine Laute ohne Saiten. — Für die göttlichsten Empfindungen todt kriecht der Gefühllose im Staube, wenn der Liebende den glänzenden Fittig im Morgenrothe wiegt. —

Abdallah. Und dennoch nennst du dich elend.—

Raschid. Ja und doch möcht' ich meine Liebe nicht zurückgeben, — Freund, nur ein Blick aus ihrem Auge — ach! er würde den Frühling in meiner Seele wieder auferwecken! — Eiserne, unzerbrechliche Ketten halten mich zurück, — ich liebe und darf nicht hoffen, — ich wünsche und meine Wünsche überschreien meinen Verstand; wenn er zuweilen die Stimme erhebt, — o dann treten sie alle bleich zurück. — Mein Unglück hat alle Blumen um mich her ausgerissen und in den Wind zerstreut, die Freude hat mich in eine düstre Nacht geworfen und mir ewig ihre Thür verschlossen, — ach Abdallah, ich sterbe gern: denn welcher Wunsch, welche Hoffnung soll mich im Leben zurückhalten? —

Abdallah. Wer würde nicht wenigstens hoffen? —

Raschid. Ach wenn ich nur hoffen dürfte! wenn ich nur eine Spalte in der hohen Felsenmauer entdeckte, durch die ich mich hindurchwinden könnte!

Abdallah. Du hast mir aber noch nie den Gegenstand deiner Liebe genannt — wen liebst du?

Raschid. Laß dies noch itzt ein Geheimniß bleiben. — Ach! ich möcht' es mir selber nicht gestehn, daß der Mensch sich seinem Glücke Mauern in den Weg baute, die seiner Ohnmacht spotten, daß — ich kam hierher mich zu trösten und ich gehe trauriger von dir als ich kam.

Abdallah. Wodurch kann ich dich trösten?

Raschid. Nein, ich mag auch nicht getröstet seyn. — Lebe wohl — dieser Schmerz ist mir lieb, denn ich leide ihn für sie, — ich will in der Einsamkeit meine Thränen weinen, ich finde keinen Menschen, der mich versteht.

Er ging und Abdallah sah ihm traurig nach, dann versank er wieder allmählig in sein voriges Nachdenken. Omar kam. — Du bist so tiefsinnig, Abdallah?

Abdallah fuhr auf und sahe ihn bedeutend an.

Worüber dachtest du? fragte Omar.

Abdallah. Ueber deine gestrigen Lehren.

Omar. Sie haben dich traurig gemacht.

Abdallah. Ich irre in einer ausgestorbenen Wüste, alles ist hin, was einst mein war, ich selbst habe mich verloren. Du hast mich Verachtung meiner selbst und der Welt gelehrt; wohin mit meiner Liebe, mit der ich sonst so warm die Natur umfaßte? —

Omar. Und muß denn Abdallah hassen, um lieben zu können? — Ich habe dir deinen Haß genommen und um so größer sollte deine Liebe seyn; du sollst alles lieben, auch den, den die schmähende Welt mit Füßen tritt.

Abdallah. Alles? — Ach Omar, kann es der Mensch?

Omar. Er soll es wollen.

Abdallah. Mein Geist sträubt sich gegen diesen freudenleeren Glauben.

Omar. Weil er deinen Stolz kränkt. — Vieles ist gestürzt, auf das du bis itzt eingebildet dich für besser als tausend andre hieltest; es ist dir genommen und du sinkst zu den übrigen Menschen hinab. Aus Eigennutz bist du unzufrieden und bildest dir ein, es geschehe der Tugend wegen. —

Abdallah. Omar, du hast tief in meine Seele geschaut. — Kann aber die sterbliche Natur sich ganz vom Eigennutz losreißen? du sagtest selber, jeder handle nur für sich, bin ich daher nicht der erste Zweck meiner Entwürfe und müssen die übrigen Wesen nicht mir selber weichen?

Omar. Du sollst und kannst dich nie von dieser Schwäche trennen, — nur der Stolz sei dieser Eigennutz nicht; sei eigennützig im Genuß, ein Traum ist kein Genuß. —

Ein Sklave kam und rief Abdallah zu seinem Vater Selim.

Omar. Und verschließe diese Lehren tief in deine Brust, sie taugen für kein ander Ohr.

Abdallah. Für mich allein hast du also diese Trostlosigkeit ausgelesen?

Omar. Abdallah, sei nicht undankbar. — Der Weisere kann mich nur verstehn.

Abdallah ging.

Viertes Kapitel.

—

Selim saß in tiefen Gedanken, als Abdallah zu ihm hereintrat, er bemerkte seinen Sohn und stand auf. Ich habe dich rufen lassen, sagte er, um dir eine wichtige Nachricht anzukündigen; hat dir Omar nichts davon gesagt?

Nichts, antwortete Abdallah, — aber dieser Name den du genannt hast, lieber Vater, erinnert mich an eine Bitte, sage mir, wer ist dieser Omar?

Und wie kömmst du so plötzlich zu dieser Frage, fragte Selim, du kennst ihn schon so lange und noch nie ist es dir eingefallen, etwas näher von ihm unterrichtet zu seyn.

Dieser Omar, antwortete Abdallah, ist mein zweiter Vater, nach dir lieb' ich ihn am meisten, ja vielleicht, wenn ich aufrichtig seyn soll, habe ich zwischen dir und ihm meine Liebe ganz gleich vertheilt. — So tief meine Erinnerung in die Vergangenheit hinunterreicht, eben so lange kenne ich auch diesen Omar; er war der Spielgenosse meiner Kindheit und ist der Lehrer meiner Jugend, als Knabe konnt' ich mir Gott nie anders, als meinen Omar denken und itzt ist er mir ein Bild der Weisheit. Alles, was ich denke und weiß, habe ich aus ihm geschöpft, — ohne seine Liebe könnte ich nicht glücklich seyn. — Er ist mir bekannter als meine eigne Gestalt, sein Geist ist meiner Seele so vertraut, ich schmiege mich so kindlich an ihn, alle seine Züge hab' ich so oft betrachtet und tief in meine Seele geprägt, — nur gestern am Abend, war es die magische Nacht, die meine Einbildung mehr als gewöhnlich hob, — oder war es das nüchterne leere Erwachen von einem Schlummer, wo uns sogleich in der freien Landschaft hundert verworrene Gebilde entgegentreten; als ich gestern durch den Wald mit Omar zur Stadt zurückging, trat mich plötzlich das sonderbare Gefühl an, als wenn ein fremder Mann zu meiner Seite gehe, — ich war hundertmal im Begriff, meine Hand aus der seinigen zu ziehn, ich wagte es nicht, ihn anzusehn, der Schein der Nacht flatterte ungewiß um ihn her und verstellte alle seine bekannten Züge, — ich war aus mir selbst herausgerissen, — ich folgte ihm schaudernd.

Selim. In den Jahren, wo die Einbildungskraft unsre Amme ist, spielen tausend Schwärmereien und trügende Gefühle um uns her, die, wenn wir nach ihnen greifen, in Luft zerfließen und unsern Geist zu einer trägen, thatenlosen Beschaulichkeit führen. Der männliche Jüngling muß alle diese kindischen Einbildungen mit ernstem Blick zurückweisen, auf seiner Bahn ungestört weiter gehn und diesen Morgendünsten nicht einmal ein zurückgeworfenes Auge schenken.

Abdallah. Seit gestern aber beunruhigt mich der Gedanke. Sage mir, wer ist dieser Omar?

Ich will dir alles sagen, was ich von ihm weiß, antwortete Selim; du hast ihn bis itzt als deinen Lehrer und Freund geliebt, du wirst ihn nun auch als deinen Wohlthäter ehren. — Ali, der wie ein verzehrender Brand in dem Körper seines Landes wüthet, gegen den tausend Flüche der Wittwen und Waisen rastlos um den Thron Gottes schweben, Ali hatte auch mich unter Tausenden elend gemacht. Ich war reich und meine Schätze lockten seine Habsucht, er entriß mir alles, was ich besaß, — nur deine Mutter und du — weiter blieb mir in dieser Welt nichts übrig. Du warst damals einen Sommer alt und lächeltest am Busen deiner Mutter unverständig

dem Elend entgegen. — Wir verließen die Stadt und wanderten über unbekannte Berge zu fremden Gegenden, der Jammer ging neben uns und reichte uns die ärmliche Nahrung, alle meine Freunde verließen mich, als hätten sie mich nie gekannt, Sorge und Dürftigkeit waren unsre einzigen unzertrennlichen Gefährten; so wandelten wir von Stadt zu Stadt und lebten kärglich von den Almosen, die uns das Mitleid der Menschen zuwarf. — Ein stiller Gram wühlte unsichtbar in dem Herzen deiner Mutter, sie reichte mir lächelnd den Abschiedskuß — und ging nach einigen Stunden in ihre bessere Heimath zurück. Ich blieb mit meinem Unglück in der Einsamkeit.

Traurig schwieg Selim einige Zeit, dann fuhr er fort:

Sie ward begraben. Die Erde fiel feucht und schwer auf sie hinab, ein Dolch schnitt durch meine Seele, wenn du mit kindischem Lächeln nach deiner Mutter fragtest und an den Grabhügel pochtest, um sie wieder heraufzulocken; aber dein Lächeln war das letzte schwache Band, das mich damals an diese Welt zurück hielt, unverletzliche Pflichten sprachen mich aus deinem freundlichen Auge an, du lebtest noch und darum war mir das Leben noch etwas theuer. Ich konnte mich nicht aus der Gegend entfernen, in der Zamiri ruhte, ihr Geist schien dort zu schweben und mich in dem Wohnorte meines Grams zurück zu halten. — Ach Abdallah, es waren traurige Tage, — wenn das junge Morgenroth so glühend heraufstieg und zitternd auf mein schlafloses Auge schien, wenn der goldne Abend über die Berge zog und die traurige einsame Nacht mit hundert neuen Sorgen langsam aufstieg, — die Erinnerung dieser Tage, — der Mensch muß viel erdulden, aber sein Muth muß ihn nie verlassen.

Eine kleine Stille. Aufmerksam und traurig hörte Abdallah die Erzählung seines Vaters, dieser sprach dann weiter:

Ich besuchte täglich den Kirchhof auf dem sie ruhte, ich betete andächtig auf ihrem Grabe und flehte um Stärke. Im innigsten Gefühle meines Elends saß ich einst auf dem Grabhügel, du spieltest unbefangen vor mir im tiefen Grase, die Vergangenheit trat freundlich auf mich zu und setzte sich traulich an meine Seite, unmännliche Thränen rannen heiß über meine Wangen und fielen auf gelbe Todtenblumen, die auf dem Grabe blühten. — Plötzlich sah' ich einen Derwisch, der sich mir aus dem Schatten der Bäume näherte. Er hatte mich in meinem Glücke oft besucht und in seiner Gegenwart empfand ich stets eine heilige Ehrfurcht, denn ein stiller Schauer hauchte mich an, als wenn aus ihm der Geist des Propheten wehte. Mein Unglück schien ihn zu rühren: Grabe, sprach er, hinter jenem verfallnen Hügel und ein neues Glück wird dir entgegenblühen. — Ich grub und fand einen großen Schatz, der mir mehr ersetzte, als mir Ali genommen hatte, — als ich dem Derwisch meinen heißen Dank bringen wollte, konnt' ich ihn nirgends entdecken — und dieser Derwisch ist Omar!

Abdallah. Omar?

Selim. Dein Lehrer Omar. — Ihm dank' ich alles, was ich besitze, alles was ich habe ist nur ein Gut, das er mir geliehen hat. — Ich ließ mich an der fernsten Gränze des Reiches nieder, veränderte meinen Namen und nannte mich Selim. Hier war ich vor Ali's Grausamkeit und Habsucht sicher, bis er nun seit einem Jahre seinen Wohnsitz verändert und sich hierher begeben hat. — Ich war itzt so glücklich als ich nur werden konnte, als nach dreien Jahren eine seltsame Erscheinung mein Haus besuchte. Ein hag'rer ausgedörrter Greis reichte mir seine lange Hand, die wie ein Todtengebein klapperte, der Tod sahe aus seinen tiefen eingefall'nen Augen, kraftlos wankte der Schädel hin und her und seine Sprache war nur das Keuchen eines Sterbenden. Ich erschrack bei diesem Anblick des Jammers und erst nach langer Zeit erkannte ich in diesem Todtengerippe — deinen Omar.

Abdalah. Omar?

Selim. Ich nahm ihn auf, wie meinen Wohlthäter, verpflegte ihn wie einen Vater, bis er von seiner Siechheit genaß. Als seine Gesundheit und seine Kräfte zurückgekehrt waren, nahm er freundschaftlich meine Hand und sagte: „du bist mein Wohlthäter „Selim, du hast mein Leben gerettet und ich will „nicht undankbar seyn; du hast einen Sohn, ihm „will ich bezahlen, was ich dem Vater nicht bezahlen „kann." So ward unser Wohlthäter dein Gespiele, dein Lehrer, dein Freund.

Abdallah stand nachdenkend. Eine neue Dankbarkeit band ihn fester an Omar und hing an seine Lehren ein noch größeres Gewicht; seines Lehrers Tugend war unbezweifelt, um so zuverläßiger mußte also seine Weisheit werden; der Lasterhafte, der die Tugend läugnet, wird nicht gehört, aber wenn der Edle dem Bösewicht die Hand reicht und ihn ungescheut Bruder nennt, dann zagt die stolze Tugend und sieht zweifelhaft in ihr Innres.

Du schweigst, begann Selim von neuem, bist du nun nicht begierig, die Nachricht zu hören, die ich dir anzukündigen hatte?

Abdallah. Verzeih' mein Vater — ich höre. —

Selim. Du sollst dich vermählen.

Abdallah. Dein Gebot ist mein Wille.

Selim. Des edlen Abubekers Tochter.

Abdallah. Du willst es und sie ist meine Gattin.

Selim. Diesen Gehorsam hatte ich von dir erwartet, mein Sohn. Abdallah wird seines Vaters Liebe nicht mit Undank vergelten.

Abdallah. Nein, nie mein Vater.

Selim. Du liebst also nicht, mein Sohn?

Abdallah. Ich liebe nur dich und Omar. —

Selim. Laß diese kindliche Liebe nie in deinem Busen verlöschen. — Abubekers Tochter, — oder meinen Fluch!

Selim sah ihn mit einem durchbohrenden halberzürnenden Blick an, den Abdallah nicht verstand. Es war ein kalter fester Blick, der sich unauslöschlich mit dem fürchterlichen Worte Fluch in Abdallah's Gedächtniß grub; bei diesem Blicke kehrte plötzlich wie ein Blitzstahl die sonderbare Unbekanntschaft mit Omar in seine Seele zurück, — als dieser hereintrat.

Er sahe ihn an, und es war ganz wieder der alte, freundliche, bekannte Omar; er ging froh hinweg und alle seine ängstlichen Besorgnisse waren verschwunden.

Raschid. Laß dies noch itzt ein Geheimniß bleiben. — Ach! ich möcht' es mir selber nicht gestehn, daß der Mensch sich seinem Glücke Mauern in den Weg baute, die seiner Ohnmacht spotten, daß — ich kam hierher mich zu trösten und ich gehe trauriger von dir als ich kam.

Abdallah. Wodurch kann ich dich trösten?

Raschid. Nein, ich mag auch nicht getröstet seyn. — Lebe wohl — dieser Schmerz ist mir lieb, denn ich leide ihn für sie, — ich will in der Einsamkeit meine Thränen weinen, ich finde keinen Menschen, der mich versteht.

Er ging und Abdallah sah ihm traurig nach, dann versank er wieder allmählig in sein voriges Nachdenken. Omar kam. — Du bist so tiefsinnig, Abdallah?

Abdallah fuhr auf und sahe ihn bedeutend an.

Worüber dachtest du? fragte Omar.

Abdallah. Ueber deine gestrigen Lehren.

Omar. Sie haben dich traurig gemacht.

Abdallah. Ich irre in einer ausgestorbenen Wüste, alles ist hin, was einst mein war, ich selbst habe mich verloren. Du hast mich Verachtung meiner selbst und der Welt gelehrt; wohin mit meiner Liebe, mit der ich sonst so warm die Natur umfaßte? —

Omar. Und muß denn Abdallah hassen, um lieben zu können? — Ich habe dir deinen Haß genommen und um so größer sollte deine Liebe seyn; du sollst alles lieben, auch den, den die schmähende Welt mit Füßen tritt.

Abdallah. Alles? — Ach Omar, kann es der Mensch?

Omar. Er soll es wollen.

Abdallah. Mein Geist sträubt sich gegen diesen freudenleeren Glauben.

Omar. Weil er deinen Stolz kränkt. — Vieles ist gestürzt, auf das du bis itzt eingebildet dich für besser als tausend andre hieltest; es ist dir genommen und du sinkst zu den übrigen Menschen hinab. Aus Eigennutz bist du unzufrieden und bildest dir ein, es geschehe der Tugend wegen. —

Abdallah. Omar, du hast tief in meine Seele geschaut. — Kann aber die sterbliche Natur sich ganz vom Eigennutz losreißen? du sagtest selber, jeder handle nur für sich, bin ich daher nicht der erste Zweck meiner Entwürfe und müssen die übrigen Wesen nicht mir selber weichen?

Omar. Du sollst und kannst dich nie von dieser Schwäche trennen, — nur der Stolz sei dieser Eigennutz nicht; sei eigennützig im Genuß, ein Traum ist kein Genuß. —

Ein Sklave kam und rief Abdallah zu seinem Vater Selim.

Omar. Und verschließe diese Lehren tief in deine Brust, sie taugen für kein ander Ohr.

Abdallah. Für mich allein hast du also diese Trostlosigkeit ausgelesen?

Omar. Abdallah, sei nicht undankbar. — Der Weisere kann mich nur verstehn.

Abdallah ging.

Viertes Kapitel.

—

Selim saß in tiefen Gedanken, als Abdallah zu ihm hereintrat, er bemerkte seinen Sohn und stand auf. Ich habe dich 'rufen lassen, sagte er, um dir eine wichtige Nachricht anzukündigen; hat dir Omar nichts davon gesagt?

Nichts, antwortete Abdallah, — aber dieser Name den du genannt hast, lieber Vater, erinnert mich an eine Bitte, sage mir, wer ist dieser Omar?

Und wie kömmst du so plötzlich zu dieser Frage, fragte Selim, du kennst ihn schon so lange und noch nie ist es dir eingefallen, etwas näher von ihm unterrichtet zu seyn.

Dieser Omar, antwortete Abdallah, ist mein zweiter Vater, nach dir lieb' ich ihn am meisten, ja vielleicht, wenn ich aufrichtig seyn soll, habe ich zwischen dir und ihm meine Liebe ganz gleich vertheilt. — So tief meine Erinnerung in die Vergangenheit hinunterreicht, eben so lange kenne ich auch diesen Omar; er war der Spielgenosse meiner Kindhei[t] und ist der Lehrer meiner Jugend, als Knabe konnt[e] ich mir Gott nie anders, als meinen Omar denke[n] und itzt ist er mir ein Bild der Weisheit. Alle[s] was ich denke und weiß, habe ich aus ihm geschöpf[t] — ohne seine Liebe könnte ich nicht glücklich seyn. — Er ist mir bekannter als meine eigne Gestalt, sei[n] Geist ist meiner Seele so vertraut, ich schmiege mi[ch] so kindlich an ihn, alle seine Züge hab' ich so oft b[e]trachtet und tief in meine Seele geprägt, — n[ur] gestern am Abend, war es die magische Nacht, [die] meine Einbildung mehr als gewöhnlich hob, — od[er] war es das nüchterne leere Erwachen von eine[m] Schlummer, wo uns sogleich in der freien Landsch[aft] hundert verworrene Gebilde entgegentreten; als [ich] gestern durch den Wald mit Omar zur Stadt zurü[ck] ging, trat mich plötzlich das sonderbare Gefühl a[n,] als wenn ein fremder Mann zu meiner Se[ite] gehe, — ich war hundertmal im Begriff, meine Ha[nd] aus der seinigen zu ziehn, ich wagte es nicht, ihn a[n]zusehn, der Schein der Nacht flatterte ungewiß [um] ihn her und verstellte alle seine bekannten Züge, ich war aus mir selbst herausgerissen, — ich folgte i[hm] schaudernd.

Selim. In den Jahren, wo die Einbildun[gs]kraft unsre Amme ist, spielen tausend Schwärmer[eien] und trügende Gefühle um uns her, die, wenn [wir] nach ihnen greifen, in Luft zerfließen und un[sern] Geist zu einer trägen, thatenlosen Beschaulich[keit] führen. Der männliche Jüngling muß alle diese [kin]dischen Einbildungen mit ernstem Blick zurückwei[sen,] auf seiner Bahn ungestört weiter gehn und di[esen] Morgendünsten nicht einmal ein zurückgeworf[enes] Auge schenken.

Abdallah. Seit gestern aber beunruhigt [mich] der Gedanke. Sage mir, wer ist dieser Omar?

Ich will dir alles sagen, was ich von ihm [weiß,] antwortete Selim; du hast ihn bis itzt als de[inen] Lehrer und Freund geliebt, du wirst ihn nun als deinen Wohlthäter ehren. — Ali, der wie [ein] verzehrender Brand in dem Körper seines La[ndes] wüthet, gegen den tausend Flüche der Wittwen [und] Waisen rastlos um den Thron Gottes schweben, hatte auch mich unter Tausenden elend gemacht. [Ich] war reich und meine Schätze lockten seine Hab[sucht,] er entriß mir alles, was ich besaß, — nur [deine] Mutter und du — weiter blieb mir in dieser [Welt] nichts übrig. Du warst damals einen Somme[r alt] und lächeltest am Busen deiner Mutter unverst[ändig]

[illegible]

[illegible]

ie
ra
nf
aß
e S
nd
üa

Fünftes Kapitel.

Jetzt trat auch Abubeker in das Zimmer und mit ihm mehrere von seinen und Selim's Freunden.

Abubeker war ein Greis von siebenzig Jahren, sein Gesicht war lang und hager, sein Auge sanft und sein silberweißer Bart sank ehrwürdig auf seine Brust herab. Schon seit langer Zeit war er der Welt abgestorben, ohne daß er sie, oder sie ihn vermißte; er lebte mit seiner Tochter in einer häuslichen Einsamkeit, nur von seinen Freunden gekannt und geehrt. Er war im Felde erzogen und unter der Rüstung ein Greis geworden, die Feinde hatten seine Tapferkeit gefürchtet, und in seinem männlichen Alter war Abubekers Name durch das ganze Land bekannt gewesen; aber mit den Diensten des Feldherrn verschwindet zugleich der Dank des Volkes, der Ruhm gleicht dem Nebel, der sich über das ganze Gefilde auseinander wickelt und am weitesten ausgestreckt, verschwindet. Im Lager und in Schlachten hatte Abubeker seinen Geist nur wenig bilden können, er dachte daher nur langsam und beharrte unerschütterlich auf jeder gefaßten Meinung, jede seiner Ueberzeugungen ließ er sich ungern nehmen, und eine neue an ihre Stelle setzen: denn das, worüber er einmal gedacht hatte, schien ihm die einzige und letzte Wahrheit.

Selim bewillkommte ihn und seine Begleiter, und alle setzten sich.

Eine kleine Stille weilte über der Versammlung, als Selim endlich aufstand, Abubekers Hand ergriff und wie von einem heiligen Feuer ergriffen, also redete:

Abubeker, du bist mein Freund, und was mehr ist, ein wackrer Mann; das seyd Ihr alle, die Ihr zugegen seyd, und wäre einer unter uns, der dies große Gefühl nicht in seinem Busen trüge, der entferne sich, ehe ich weiter spreche, denn meine Worte taugen für kein unedles Ohr. — Aber nein, — die edelsten Männer des Staats sind hier versammelt, und darum sollen ungescheut meine Gedanken und Worte einerlei Weg wandeln. Zum Biedermanne muß der Biedermann ohne Umschweif sprechen, und eben dies war die Ursach meiner Einladung.

Alle schwiegen; Selim stand und sahe in der Versammlung umher, dann fuhr er fort:

Abubeker, du erinnerst dich vielleicht noch der goldnen Tage, als der Scepter des weisen Alfargo dieses Land beherrschte, als ein ewiger Friede an den Gränzen des Reiches wachte, als eine unzerbrechliche Treue alle Unterthanen in ein schönes Band vereinte und die Rüstung der Fürsten war, als das Glück in unsern Häusern wohnte, als — wozu der schönen Erinnerung, Freunde? diese Zeit war und ist nicht mehr, der Sonnenstrahl, der scheu an des Gefängnisses Mauern zittert, macht dem Gefangenen den Kerker enger, diese Erinnerung ist uns das, was dem verirrten Wandrer in der Sturmnacht das ausgelöschte Licht. Wir waren glücklich, aus diesem Gedanken springt die traurige Ueberzeugung: wir sind unglücklich! — Wie beim Gewitter hängt die Luft schwer und drückend über unserm Vaterlande, die Arbeiter haben furchtsam das Feld verlassen und verbergen sich in Höhlen, das Gras zittert leise dem kommenden Sturm, die ganze Natur athmet schwer und harrt mit banger Ungeduld dem einbrechenden Wetter. — Dies ist das Bild unsers Vaterlandes, Freunde; kein Gesicht lächelt, als das der unverständigen Kinder, kein Auge glänzt als das Auge des Sterbenden, — keine Fröhlichkeit lacht aus betrübten Herzen, — traurig, mit gesenktem Haupte, in uns selbst versunken, von keinem heitern Gefühl aus unsern schwarzen Träumen geweckt, stehn wir verlassen auf einer spitzen, meerumheulten Klippe und klagen in das wilde Rauschen der See. — Und warum hängen unsre Thränen so schwer an den rothgeweinten Augenliedern? Warum schwellen unterdrückte Seufzer unsre Brust so hoch? — Sind die blühenden Felder um uns her Wüsten und Sand geworden? Entfaltet die Sonne nicht mehr ihren Mantel über dieses Reich? Hängt eine verzehrende Seuche über unsern Häuptern? Sind unsre Freunde verschieden? —

Ach ja, unsre Freunde sind verschieden, eine Pest schaut wild auf uns herab, die Sonne ist uns untergegangen und die Blüthe unsrer Fluren ist dahin! Ein liebliches Morgenroth spielte im fröhlichen Wogengeräusch um uns her, die Fluth sinkt zurück und unser Nachen steht auf einem dürren Felsengrund eingeklammert. — Das Glück hat uns seine Hand zum ewigen Abschied gereicht, und wir sehen mißvergnügt seinem Scheiden nach. — Und tröstet uns denn kein Ersatz über unsern Verlust, und sind wir auch nicht einmal begierig, die Ursach unsers Elends zu erfahren?

O zum Allgütigen laßt eure Klagen nicht bringen, denn er zürnt uns nicht, die freigebige Natur hält keine karge Hand über uns ausgestreckt. — Aber welche übermenschliche Gewalt schnürt unsre Brust so mächtig zusammen? Wer schlägt dies versinsternde Gewölbe um uns her? — O daß ich es schaamroth aussprechen muß, — ein Fremder würde staunend unsrer Schwachheit spotten, — ein Mensch! —

Ihm tragen unsre Felder, zu ihm fließt, wie zu einem geizigen Meere, alle unsre Arbeit zurück, wir leben nur für ihn, für den Einzigen kämpfen im unnützen Streit alle unsre Kräfte. — Ihm hast du, dem Undankbaren, deine Schlachten gefochten, Abubeker, er ist die Pest, die das Land verzehrt, hinter seinem Thron ist unsre Sonne untergegangen, in seiner fürchterlichen Allmacht liegt der Tod aller unsrer Freunde. — Leben und Vernichtung hält er auf der verfälschten Wage, an seinen Launen hängt schwankend unser Glück, Gewitter donnern aus seinem zürnenden Auge, das Lächeln seines Mundes ist unsre erquickende Frühlingssonne, seine Worte des Ewigen unveränderliche Gesetze, — wir stehn da und fühlen, daß wir elend sind, und o der Schande! — wir begnügen uns damit, daß wir es fühlen!

Sind wir alle schon so tief in Kraftlosigkeit versunken, daß wir auch nicht einmal murren? Sind wir uns so fremd geworden, daß wir auch nicht einmal unser Schicksal geändert wünschen? Daß wir uns mit dem begnügen, was er uns aus der Verehrung zurückwirft und uns der Gnade freuen, die uns noch unter den Trümmern unsrer vorigen Heimath zu wandeln vergönnt? Die Schlange verwundet wüthend die Ferse ihres Mörders, die schuldlose

Taube kämpft ohnmächtig gegen den Zerstörer ihres Nestes, ja der zertretene Wurm krümmt sich zürnend unter dem Fuße des Wandrers — und wir! — Wer ist der Schändliche, der sich nicht der Ketten schämte und sie gern von seinen Armen streifte? — O er gehe hin und erzähle Ali meine Rede!

Sklave und freier Bürger sind in unsern Zeiten gleich, das Reich kennt nur einen freien, wir alle sind seine Sklaven, das Vaterland und seine Bürger sind in dem Einzigen untergegangen, uns're Wünsche knien vor seinem Willen, das hohe Recht, das jeder Mensch mit auf die Welt bringt, haben wir an diesen Betrüger verspielt. Unser Daseyn können wir nicht Leben nennen, wir sind todte Massen ohne eignen Willen, Steine, die ein muthwilliger Knabe zum Spielwerk am Abend in das Meer wirft. — — Und wer ist dieser Allgewaltige? Ein Riese mit ehernem Körper, von dem zerbrochen jeder Stahl zurückprallt? — Nein, eine Sammlung Staub, wie wir, von einem aufgehob'nen Arm auf ewig zu Boden gestürzt.

Wo ist der Muth, der in unsern Vätern focht und die Feinde erzittern machte? Sind alle Dolche stumpf? Ist keiner mehr, der zu den Waffen greift und sich und seine Brüder rächt? Keiner? — O ich habe mich geirrt, ich vergaß, daß ich jezo lebe, itzt, wo Knechtschaft ehrt, wo unser höchster Wunsch ist, der schändlichste seiner Sklaven zu werden. — Die Zeit hat ihren Kreis gemacht und alles Edle aus unsern Jahren hinweggenommen, nur mich Unglücklichen hat sie einsam stehen lassen.

Er schwieg. — Die Männer glühten, die Arme der Jünglinge zuckten unwillkührlich. In vielen Augen stand die Thräne der hohen Begeisterung, viele wollten aufspringen und ihre Dolche schwenken, als der weise Abubeker mit langsamer bedächtiger Stimme also sprach:

Selim, deine Stimme ist die Stimme der Wahrheit, das Reich ist unglücklich, die Tyrannei herrscht mit erschlichener Gewalt von ihrem Thron herab, das Volk seufzt tiefgebückt unter dem ehernen Joch, — aber höre mich als Freund und zürne nicht. — Ich stehe auf einem hohen Gipfel, von dem ich über so manche Jahre hinweg sehe, die zu meinen Füßen ausgebreitet liegen, das Alter und die Erfahrung tritt endlich an die Stelle der Weisheit. — Hast du nie, Selim, eine Fluth gesehn, die verheerend das Gefilde überschwemmt, und es gedüngt und fruchtbarer wieder verläßt? Einen Stamm, den der Blitz verbrennt und aus dessen Asche ein schönerer mit frischer Kraft hervorschießt? — In dem gegenwärtigen Uebel liegt oft die Geburt eines künftigen Glücks, nur daß das sterbliche Auge nicht durch die Dunkelheit der Zukunft drängt, daß unser kleiner Blick nur das umfaßt, was vor uns nicht, was oft dicht daneben liegt. — Schon vielen Völkern sandte der Herr zur Züchtigung einen eisernen Scepter und schon viele erkannten die bessernde Hand. — Ali ist vielleicht nur der Abgesandte einer höhern Macht, der uns von dorther Krieg ankündigt: können wir rebellisch gegen den Ewigen aufstehn und seine weisen Plane meistern und verwerfen? Ziemt es dem Sklaven, seinen Herrn zur Rechenschaft zu ziehn? — Tausend Diener horchen auf das Gebot des Unendlichen und vollbringen die Befehle seines Zorns. Er darf nur winken und Ali wird vom Blitz durchbohrt, vom Sturm zerrissen. Er vermag die Erde aus ihren Angeln zu heben, und im Unmuth mit dem Hauch seines Mundes gegen die Gränze des Weltalls zu zerschmettern, — und er sollte nicht einen Staub zum Staube wieder hinabsenden, wenn es sein Wille wäre? — Nein, wir wollen dulden, Selim, und im Dulden uns're große Seele zeigen. Rache brüllt nur aus den Thieren, der Mensch dulde und verzeihe! —

O Greis! rief Selim aus, das Alter, das alle uns're Kräfte verzehrt, spricht aus dir. Der Stunden die du noch zu leben hast, sind dir zu wenige, um für sie zu handeln, — aber uns're Kinder, Abubeker!

Abubeker. Wacht nicht über sie das große Auge, das sich niemals schließt? — Laß sie die Tugend und Gott verehren und sie können nicht elend werden.

Selim wandte sich unwillig hinweg und Omar fing an zu sprechen:

Du sprachst mit tiefer Weisheit, Abubeker, die Hand aus den Wolken lenkt oft sichtbar die Schicksale der Menschen, das dunkle Verhängniß tritt oft aus seiner Finsterniß hervor, und zwingt selbst den kühnsten Zweifler zur schaudernden Verehrung.

Selim. Und auch du, Omar? der du meinen großen Entwurf zuerst zur Reife brachtest?

Omar. Oft aber waltet die Allmacht in ihrer Undurchdringlichkeit und lagert vor die frechen Augen Finsternisse um sich her. Oft tritt das unerbittliche Schicksal zurück, es zerreißt den Faden, an dem es den Menschen lenkt und läßt ihn ohne Leitung gehn. Dann schaut es auf den Weg des Wandrers herab und zeichnet ihn mit ewigen Zügen auf der unvergänglichen Tafel. Dann wird des Menschen Name unter die Seeligen oder Verdammten eingeschrieben, ohne fremden Druck stehn aus dem Herzen die Tugend oder das Laster auf.

Abubeker. Ich fasse den Sinn deiner Rede, Omar. Wenn das ewige unwandelbare Schicksal niemals den Menschen aus seiner Hand ließe, dann trieben wir einen reißenden Strom hinab, der ohne unsre Schuld den Nachen vielleicht an einen Fels zerschellte, oder in die See versenkte.

Omar. Alle Widersprüche vereinten sich dann in einen Mittelpunkt, die ganze Natur wäre eine Flöte, auf der ewig die Töne des schaffenden Künstlers erklängen, keine That gehörte uns, unschuldig kehrten alle zum Schöpfer zurück. — Nein, Abubeker, wenn der Ewige auch nach seiner Güte das Laster zuläßt, so ist er es doch nicht selbst, der den Lasterhaften führt, das hieße ihn aus seinem Wesen hinausschelten, denn er ist ja das Gute selbst; blind ihn aus seinem Glanz vernünfteln, mit eben der Vernunft die er uns lieh, ihn zu erkennen.

Abubeker. Ein Irrthum täuschte mich, Omar.

Omar. Ein Athem seines Wesens streifte leise den irdischen Staub und es entstand der Mensch. Dieser göttliche Funke, der aus der Nacht sich ihm freundlich zugesellte, ist es, der ihn aus den Thieren des Waldes, den Bäumen und Felsenwänden heraushebt, dieses ist das große Zeichen, an dem die Menschen sich erkennen, das untrügliche Unterpfand, daß uns jenseit ein neues Leben entgegentrete, wenn die Seele hier den Staub wieder von sich abschüttelt und zürnend das Thal verläßt, um einen schönern Hügel zu ersteigen.

Abubeker. Deine Worte wecken in meiner Seele eine Sonne auf.

Omar. Dieser Verstand lehrt uns die Wunder der Natur finden. Wie der Schnecke und dem Wurme Fühlhörner gegeben sind, um ihre Nahrung zu suchen und ihre Feinde zu fliehen, so verlieh der Gütige dem Menschen den Verstand. Der Zweck des Wurmes ist das Leben, dem edleren Menschen ist das Leben nur ein Weg, auf dem er zu seinem Endzweck geht: durch seinen Verstand sich selbst und Gott erkennen: je näher er diesem Ziele gekommen ist, je mehr hat er die Krone des Siegers verdient. — Ohne diesen Stern, der unser Schiff regiert, lebten wir, wie der Maulwurf, unter tausend Wundern, ohne sie zu bemerken. — Die Kraft der Heilung liegt in tausend Pflanzen ausgegossen, aber der Schöpfer tritt uns nicht unmittelbar in den Weg; die schwache menschliche Natur würde zu sehr vor ihm zusammenschaudern, er legt seine Furchtbarkeit ab und in schönen Blüthen findet der Verstand des Menschen die Kraft des Gütigen wieder, und Tod und Krankheiten fliehen vor dem wohbekannten, allbelebenden Hauch, der ihnen aus den Kräutern entgegen duftet.

Abubeker. Deine Gedanken über den Ewigen sind wie der Schein des Mondes, sie leuchten auf den Pfad, ohne zu blenden, du verschlingst die Allmacht mit der Lieblichkeit und vor dem wonnevollen Bilde kann der Mensch anbetend in tiefer Ehrfurcht knien, und es zugleich lieben.

Omar. Der Verstand regiert wie ein Steuermann unsern Willen gegen Wind und Wogen der Leidenschaften und des Unglücks. — Der Verstand formt aus dem ungestellten Zufall eine Säule; statt uns selbst die Hand zu reichen und durch das Dunkel zu führen, haucht der Ewige an diesen Funken und er leuchtet heller. — Dann werden große und edle Thaten geboren, Tyrannenthronen gestürzt, des Vaterlandes Feinde geschlagen, Völker besiegt und des Propheten Glaube über Meere getragen. — Diesen Fingerzeig der Gottheit nicht achten, heißt seiner Güte spotten, da er uns einen Schatz anvertraute, den wir nicht benutzen, dann wird er uns einst schwer zur Rechenschaft ziehen, daß wir ein Gut verachteten, das uns ihm ähnlich macht. — Es waren Propheten, die die Zukunft weissagten von Gottes Athem angeweht: wenn nur der Ewige selbst in unsre Seelen diese Gedanken gesendet hätte, wenn er durch uns Ali strafen und das Reich wieder glücklich machen wollte und seine Allmacht dabei unsichtbar erhalten, wenn wir die Pflanzen wären, aus denen der Gütige mittelbar Genesung unsern Brüdern zusendete?

Abubeker dachte tief den Worten Omar's nach, die übrigen horchten aufmerksam auf seine Rede.

Omar. Ist es dann nicht unsre Pflicht, seinem Wink zu folgen und unverzeihliche Trägheit, wenn wir die Arbeit, die er uns in den Weg legt, verdrossen liegen lassen? — Auf dann! tretet alle Zweifel unter euch, beginnt das Werk und sagt der Ewige „Nein“ zu unsrer That, — nun, dann wird das Unglück unsern Schritten folgen und uns von seinem Zorne Nachricht bringen.

Abubeker. Du hast mich überwunden, Omar, ich gebe deiner Weisheit nach.

Omar. Ha! wenn wir keine Leuchte hätten, die uns durch die Nacht begleitete! — aber wir tragen sie in unserm Busen. — Glaubet! ruft uns der Ewige selbst zu — und handelt nach eurem Glauben und Herzen! Daher jagt das nagende Gewissen den Bösewicht, dies ist der gute Engel, der den Menschen zu edlen Thaten winkt. — Ein jeder muß nach seiner Ueberzeugung handeln — und wer glaubt nicht, daß wir alle glücklicher wären, wenn Ali von seinem Thron herunterstiege? Unser Recht? — o er hat unser Recht verletzt, er hat unsre Menschheit gekränkt, er zwingt uns, unser Wort zu brechen, das wir ihm gaben, er ist unser Feind, nicht unser Fürst. Wir scheuchen das Unglück über die fernen Gebirge, das itzt so dräuend über uns hängt, wir sind die Retter unsers Vaterlandes, aus seinem Grabe wird das Glück dann wieder auferstehen und uns dafür belohnen, unsre Brüder werden Freudenthränen weinen, — ha! wer steht noch müssig? Wer kann noch furchtsam zurückzagen? — Nein, Abubeker, Freunde, — wir wollen nicht die Krone von Ali's Haupte reißen, wir müssen es, — das Land liegt kniend zu unsern Füßen, des Ewigen ernstes Auge schaut anmahnend auf uns herab, die Nothwendigkeit reicht uns den blutigen Dolch, — wir können nicht zurücktreten und den furchtbaren Arm von uns weisen.

Selim. Nein, wir können, wir dürfen es nicht. Die Gefahr streckt uns ihren Rachen entgegen, — stürzt auf sie zu, Freunde, sie verherrlicht unsern Triumph! Welcher Feige würde nicht mit dem Edlen um jeglichen Kampfpreis ringen, wenn die Furchtbarkeit nicht die große, nie zerfallende Scheidemauer zöge? Daß wir unser Leben wagen, o das ist es was unser Unternehmen zu einer großen That stempelt, das ist es, warum sie Männer und keine Knaben fordert. Das Glück schwebt um uns her; faßt mit starkem Arm den ehernen Ring und haltet ihn fest, — dreht er sich allmächtig weiter, — nun was können wir mehr als sterben? Und können wir in tausend Jahrhunderten einen ruhmvollern Tod finden, als im Kampf mit der Tyrannei dahinzusinken? — O wem das Leben das höchste Gut ist, der mag zagen, ihm sei es erlaubt zu zittern, er mag sich hinter Ali's Thron verkriechen und sich fest an seine Ketten klammern und an den Pfahl, an dem er gefesselt ist, — wir kämpfen, siegen oder sterben fürs Vaterland und unsre Brüder, — das Schild am Arm, den Säbel in der Faust stürzen wir vor Ali hin und fordern uns selbst von ihm zurück, — wir verschwinden in dem großen Ganzen, eine Woge im Meer; was liegt an mir, wenn ich auch untergehe? — Die Gefahr nicht achten, heißt sie tödten; sich selber muß der Edle freudig seinen Brüdern opfern können. — Wer so denkt, der reiche mir seine Rechte!

Alle sprangen auf, man lief eilig durcheinander, jeder wollte der Erste seyn, der die Hand des edlen Selim faßte. — Es ist kein Schändlicher unter uns! riefen alle, wie aus Einem Munde, auch Abubeker trat hinzu und umarmte Selim und Omar. Eine große Begeisterung wandelte durch den Saal, alle Gesichter glühten, Alle Augen funkelten.

Brüder; rief Selim aus, das Loos ist gefallen! — Er kniete nieder. — Hier schwör' ich bei dem Ewigen und seinem Propheten, bis auf meine letzte Lebenskraft gegen Ali zu kämpfen, mein Vaterland zu retten oder zu sterben!

Alle knieten und schwuren ihm den großen Eid nach, dann umarmten sie sich von neuem, drückten sich die Hand und küßten sich wie Brüder. Ein Gedanke lebte in allen Seelen, eine Entzückung, ein Geist wehte durch die ganze Versammlung.

Freunde! sprach Omar, — und wer soll denn an Ali's Stelle treten und eine neue Sonne über unser Reich heraufgehn lassen.

Alle schwiegen und Omar fuhr fort.

Das unmündige Volk bedarf eines Führers, ohne Oberhaupt würde es sich selber vernichten. Ein weiser Mann muß an der Spitze stehn, der alle die schweifenden Kräfte in einen Mittelpunkt sammelt, die sonst unnütz an tausend mannichfaltigen Gegenständen zerschellen. — Ihr kennt Selims Weisheit, seinen Muth, seine Güte und Menschenliebe. Er betrete den verwaisten Thron, er werfe unser Elend in das unergründete Meer und wecke das Glück aus seinem Schlummer. — Wer andrer Meinung ist, der spreche!

Du thust mir Unrecht, rief Selim, als alle schwiegen; wahrlich Omar, deine Worte schmerzen mich tief. — Hat denn Ehrgeiz oder Herrschsucht meine Gedanken geleitet? Bin ich der einzige Edle in dieser Versammlung? — Ich widerspreche dir hier laut, ich widerspreche euch allen, wenn ihr ihm beistimmt. — Der Unbetrügliche sieht mein Herz, beim Grabe seines Propheten schwör' ich hier, — durch meinen Tod, ja durch meine Schande wollt' ich Euer Elend von mir kaufen, ungenannt sterben und vergessen werden. Ich selbst war bei diesem Entwurf mein letzter Gedanke. — Omar, wie konntest du dem weisen, tapfern, erfahrnen Abubeker vorübergehn? — Hier steht unser Herrscher! Er verdient das Diadem zu tragen, das Ali entweiht. —

Er warf sich vor dem Greise nieder und berührte mit der Stirn dreimal den Boden, alle übrigen folgten seinem Beispiel. Der erstaunte Abubeker war gerührt und konnte ihnen nur durch Thränen antworten.

Du bist unser, Abubeker, sprach Selim, freiwillig zu uns herübergetreten, von keinem äußern Zwange gedrückt. Der Edle muß aus eignem Willen handeln, und damit auch nicht der kleinste Schein von Eigennutz auf dich fiele, hab' ich dir noch eine Nachricht vorbehalten, die du itzt erfahren sollst. — Ali, nach deinen Schätzen begierig, hat das Ziel deines Lebens näher rücken wollen; Omar hat durch seine Weisheit diesen Anschlag vernichtet und dich uns gerettet.

Der Greis Abubeker drückte ihm schweigend die Hand. — Selim, sprach er dann, ich bin dir sehr viel schuldig, dir dank' ich meinen Reichthum, du wandest ihn aus den Händen ungerechter Feinde, du schütztest mein Leben gegen einen Räuber, dessen Säbel schon über meinem Schädel blinkte, — erinnerst du dich noch jener Tage, als wir uns ewige, unzerbrechliche Freundschaft schwuren. Wir haben unsern Eid gehalten und wollen ihn noch ferner halten. — Damals schwurst du feierlich in meine Hand, dein Sohn Abdallah sollte der Gatte meiner Tochter werden, ist es noch dein Wille?

Selim. Ich schwur und ich hätte keinen Willen mehr, wenn es nicht mein sehnlichster Wunsch, mein freudenvollster Gedanke wäre.

Abubeker. Mein Kind vermählt sich deinem Sohne.

Selim. Und wenn auch das Unglück uns verfolgt, auch wenn ich tausend Schätze besäße und du wärst eben so elend, wie ich einst war, — sie wird meine Tochter, — nimm dies Versprechen noch einmal vor dieser feierlichen Versammlung.

Abubeker. Eben dies verspreche ich dir, wackrer Selim. — Dein Sohn wird der meinige, — aber wo ist er? Meine Augen haben ihn schon vorher vermißt. Sollte er keinen Theil an diesem großen Schauspiel nehmen?

Omar trat hervor. — Der zarte gefühlvolle Jüngling, sprach er, taugt noch nicht für Männer-Unternehmungen. Tausend zärtliche Besorgnisse für seinen Vater würden sein Inneres zerreißen; sein Geist steht itzt noch in der Blüthe und kann noch keine Früchte treiben; diese Gedanken würden ihm Ruhe und Schlaf rauben und seine Hülfe würde uns unmerklich seyn. — So tragen wir ihn schlummernd den steilen Fels hinan, auf dem ein Schwindel ihn wachend seiner Vernunft berauben würde. Wenn er oben steht, dann wecken wir ihn sanft und er wird uns unsre zärtliche Sorgfalt danken.

Alle stimmten ihm bei und man beschloß am folgenden Tage sich von neuem zu versammeln, um über die Mittel zur Ausführung ihres Entwurfs zu berathschlagen. Dann ging man froh auseinander und ein jeder nahm große Gedanken und schöne Entwürfe in seiner Brust verschlossen mit sich.

Sechstes Kapitel.

So untergruben Selim und Omar den Thron Ali's; unbefangen ging Abdallah neben allen Gefahren hin, die er nicht sahe, das Gewitter zog sich in schwarzen krausen Wolken über ihn zusammen, aber er hörte nicht den Sturm, der von allen Bergen her die Dämpfe zusammenjagte, unbesorgt ging er in seiner Unwissenheit dreist einher, wo er, in das Geheimniß der Verschwörung eingeweiht, sorgsam prüfend den Fuß auf die schwankende Brücke gesetzt hätte und zitternd sich umgesehn, ob nicht unter ihm die Pfeiler stürzten.

Der Sonnenschein hatte ihn aus seinem Hause gelockt, er wollte eben die Stadt verlassen, als ihm Raschid begegnete:

Sei mir willkommen, Freund! rief ihm Abdallah entgegen.

Raschid war traurig wie gewöhnlich und erwiederte Abdallah's Gruß mit niedergeschlagenem Blicke.

Du bist traurig, sprach Abdallah, komm mit mir in die schöne Natur, der Frühling wird dich heiter machen.

Itzt nicht, antwortete Raschid, nöthige Geschäfte rufen mich zu Ali; aber wenn die Sonne untergeht, dann erwarte mich auf der steinernen Bank, dem Pallast gegen über. — Er entfernte sich schnell und Abdallah ging durch die Thore der Stadt.

Der schönste Frühlingstag war aus dem Meer emporgestiegen, die Luft athmete lau, Düfte von tausend Blumen lagen auf den Schwingen des Westwindes, über die Berge war der glänzende Himmel

wie ein blaues Zelt ausgespannt, unter welchem lichte Wolken in leichter Bewegung tanzten. — Jzt hatte er einen Hügel erstiegen, der die schönste Gegend übersahe. Ein Thal schmiegte sich zwischen waldbewachsnen Bergen, der Wald rauschte ernst und feierlich und durch sein zitterndes Grün blinkte ein Strom verstohlen hervor, der bald verschwand und dann wieder schön gekrümmt wie ein weiter See im Sonnenschein glänzte. Friedliche Hütten lagen traulich unter den Zweigen der Bäume, der Sonnenschein spielte in mannichfaltigen Strahlen auf das frische Grün des Rasens, das bald heller bald dunkler sich den Hügel hinuntergoß. Cedern standen feierlich schwarz auf den Bergen, die den Horizont begränzten. Alle Wesen, von der Fliege die im Sonnenschein summte bis zum Hirsch im Walde und dem Adler in den Wolken, waren froh und glücklich, von jedem Zweige des Waldes rauschte die Freude, in tausend Gesängen bunter Vögel zwitscherte sie in das Geräusch der Waldung.

Abdallah stand und betrachtete mit Entzücken die glanzumschlungne Gegend. O der schönen Welt! rief er endlich aus. Wie freundlich es aus dem Thale zu mir heraufweht! Wie göttlich diese Wonne mich wie ihren Freund umarmt! Alle meine Sorgen liegen unbedeutend weit hinter mir, alle meine Sinne thun sich dem wohlthätigen großen Gefühle auf. — Welch ein Feuer in meinem Busen lodert! Wie tausend flammende Empfindungen zum Herzen strömen! — O unglückseliges Gedächtniß! — Nur Tod brütete in dieser unendlichen Pracht? — Mein Geist nur ein leiserer Ton von dem, der im Walde rauscht? — Mit dieser funkensprühenden Begeistrung bin ich nichts mehr, als dieser Strauch? — Und doch drängt sich alles so zu mir herauf, alles kniet vor mir und meinen Gefühlen nieder, in meinen Empfindungen schwimmt ein ätherischer Glanz, der von mir selbst Bewunderung erzwingt, ich schlage an die goldnen Saiten der Natur und verstehe den großen Klang, — ja, ich bin ein edler Wesen, als die todten stummen Massen, — hinweg mit dir, du Weisheit, die mich verschmachten läßt, — du raubst mir den Genuß, und Genuß ist ja das erste und letzte Ziel dieses Erdenlebens.

Er lagerte sich am grünen Abhang des Hügels und schaute in die unendlichen Reize hinaus, die sich nach und nach dem aufmerksamen Auge unaufhörlich auseinander wickelten. — Eine heilige Ruhe schwebte mit leisem Fittig über die Gegend, hundert neue Schönheiten gossen sich aus, wenn sich der Schatten vor den Wald hin ausstreckte und die Berge höher hinanlief, über das weite Gefilde lagen Dunkel und Sonnenschein freundlich zusammen und wechselten und spielten durch einander. Ein gelber schräger Sonnenstrahl schimmerte gebrochen durch die fernen Cedern und erglühte durch die Zweige wie Flammenstreifen auf dem grünen Berg, die im Rauschen des Waldes funkelnd auf und nieder zuckten.

O! daß ich mich stürzen könnte in das Meer der unermeßnen Göttlichkeit! rief der wonnetrunkene Abdallah, — diese tausendfachen Schätze in meinen Busen saugen! Könnt' ich sie fesseln und ewig wach erhalten in meiner Brust, diese göttlichen Gefühle, die durch meine Seele zittern! Ach, daß der Gesang durch die Laute rauscht und nachher verstummt! — Ich höre das Pochen meines ungeduldigen Geistes: was ist diese unnennbare, unausfüllbare Leere, die mich stets im Genusse so kalt und todt ergreift? Ein fremdes Streben ringt mit meiner Begeisterung und wirft sie nieder. Ich schwindle auf der Freude höchstem Gipfel und stürze in den Staub betäubt zurück. — Alle meine Gefühle drängen mich weiter hinaus zu einem unbekannten Etwas, zuweilen flattert unstät ein Schein durch die Dämmerung und wie eine holdselige Erinnerung winkt es mir zu, — aber er verlischt plötzlich und die ungestümen Wogen wälzen sich von neuem durcheinander.

Ein Abendwind blies durch die Waldung, ein rother Duft schwebte um den Horizont, die ungewissen Widerscheine flossen nach und nach zusammen und ein Kranz von Gold, Purpur und Violet flocht sich rund um die Stirn des Himmels. Ein friedlicher Rauch stieg aus den Hütten und vermischte sich mit dem Nebel, der leise und langsam über die Fluren schritt und in tausend blendenden Sternen flimmerte, von einem Sonnenstrahl durchbrochen. Ein Schäfer zog mit seiner klingenden Heerde den Abhang herauf und seine einsame Flöte tönte sanft in das Thal hinab.

Abdallah ging mit seinen Träumen zur Stadt zurück, das Rauschen des Waldes hallte ihm noch immer wieder, in sein Ohr tönte noch die Flöte, die vom Berg herab ihm mit ihren Melodieen flüsternd gefolgt war.

Er setzte sich auf die steinerne Bank, dem Pallast des Sultan's gegenüber, in tausend verworrenen Gefühlen versunken. Die Leere der Stadt mit ihrem abendlichen Geräusch und der lärmenden Emsigkeit umgab ihn, die Kaufleute verschlossen ihre Thüren, der Handwerker verließ seine Läden, die Ausrufer gingen durch die Straßen, von den Moscheen ward die Stunde zum Gebet gerufen und durch das verwirrte bedeutungslose Getöse hallte ihm noch wehmüthig froh der Flötenklang, in das Bild der dämmernden Straßen schwamm noch ein Wiederschein von der reizenden Landschaft und bildete eine Gestalt, die ihn mit schwermüthigem Lächeln ansah. Das Getön einer Thür riß ihn aus seinen Träumen, er schlug die Augen auf und sahe — Zulma, des Sultans Tochter.

Schlank und mit majestätischer Anmuth trat sie herbei, um auf dem Altan die Blumen und jungen Citronenbäume zu begießen und auf einen Augenblick die Kühlung des Abends einzuathmen. Ihr dunkles Haar floß geringelt auf ihre Schultern, ihr schwarzes Auge brannte wie ein Stern durch die Wolkennacht. Um ihre zarten Lippen spielte eine süße Freundlichkeit und die Liebe selbst legte den Mund in das lieblichste Lächeln.

Weitgeöffnet starrte Abdallah's Auge zum Altan hinauf, er verschlang mit glühendem Blicke die reizende Gestalt und jede ihrer kleinsten Bewegungen, er glaubte ein Seliger des Paradieses zu seyn und in Zulma die schönste der Houris zu sehn, — unter ihm hätte ein Erdbeben unergründliche Schlünde reißen können — er hätte es nicht gefühlt, — hätten tausend Donner um ihn her gebrüllt — er hätte sie nicht gehört, — alle seine Sinne waren todt, sein Geist war aus seinem Körper entflohen und brannte verzehrend in seinen Augen. — Zulma ging wieder zurück und Abdallah starrte noch immer zum

Altan hinauf, er glaubte noch immer den Schimmer des weißen Arms durch die grünen zitternden Blätter zu sehn, zu sehn, wie die Rosen von ihrem Anhauch schöner glühten und von Zulma's Glanz die Lilien heller leuchteten.

Endlich erwachte er aus seiner Betäubung, so wie der Wandrer in der Nacht erwacht, der müde auf dem Felde einschlief und den ein Reisender mit einer Fackel weckt. Er steht auf und sieht ohne Besinnung umher, er kennt die Gegend und sich selber nicht, von allen seinen Erinnerungen abgerissen, taumelt er dumpf seine Straße fort, die Berge um ihn her wanken im Schein und die Gegend liegt dunkel wie ein Räthsel vor ihm. — Aus diesem Gewirre kehrte Abdallah endlich zurück, — er sah, er hörte wieder, seine zugeschloßnen Sinne thaten sich wieder auf — aber er erkannte sich selbst nicht wieder. So wie er itzt sahe, hatte er noch nie gesehen, so hatte noch kein Klang sein Ohr getroffen: eine neue Sonne schien ihm entgegen, aus jedem Ton grüßten ihn holde Melodieen. Ihm war als stiege er aus einer finstern Gruft heut zuerst dem Licht entgegen, hundert Besorgnisse schüttelte er von sich ab, er fühlte sich frei, stark und groß, kühn zu jedem Unternehmen, ausdauernd für jede Arbeit, unerschrocken vor jeder Gefahr, feiner fühlend für Schönheit und Edelmuth. — Rothe Wolken schwammen durch den Himmel und glänzten vorüberfliegend an den hellen Fenstern, Schwalben zwitscherten um ihn her, alles war ihm theuer, alles war ihm neu und ein neugewonnener Freund. — Er ging über die Brücke des Flusses, der die Stadt durchströmte. Eine flammende Gluth brannte durch den Himmel, das Abendroth sank hinter den Fluß nieder und warf ein bleiches goldnes Netz nach dem Abendsterne, der seinem Glanze folgte, der Strom glühte in Purpur, vom Kuß des Himmels erröthend, in sanften Krümmungen schlich sich das erhabne Ufer neben den Strom hin und spiegelte sich in seiner Fluth, rosenrothe Wellen plätscherten an das grüne Gestade und lockten in der Ferne eine Heerde, die auf einem schmalen grünen Landstreif sich in den Strom drängte und aus den goldnen Wellen trank, eine Guitarre sprach in zärtlichen Tönen vom Fluß herüber. — Abdallah sahe in jeder Schönheit Zulma's Gestalt, die jeden Reiz erhöhte, er schwamm in einem Meer von Wonne, er stürzte sich und versank in die schönsten, erhabensten Gefühle.

Itzt sank der letzte goldne Streif des Abends nieder und aus Osten stiegen Schatten mit großen Schritten auf: er weinte und wußte nicht. warum eine Thräne sich so heiß aus seinem Augen drängte.

Sinnend ging er auf sein Zimmer, wiegende Wogen trugen ihn auf dem Bache der süßen Schwärmerei hinauf und hinab, ermüdet schlief er ein.

Die Zukunft strömte ihm hell und glänzend entgegen, wie ein Quell dem durstigen Wanderer, goldne Träume umfingen ihn und Zulma's Gestalt stand in den Träumen. — Er war so glücklich, daß er nie hätte erwachen mögen.

Siebentes Kapitel.

Die Traumbilder wickelten sich leise aus Abdallah's Armen und er erwachte. Zulma war sein erster Gedanke, der gestrige Abend stand vor ihm und seine Einbildung holte ihm jede seiner gestrigen Empfindungen zurück. Alles lag ahndungsvoll wie ein Traum vor seiner Seele, oder wie eine mondbeglänzte Gegend, er zweifelte an allen seinen Gefühlen, durch ihre ganze Harmonie wand sich sein Geist hindurch und suchte die Quelle, aus der dieser Strom seiner umgewandelten Empfindungen geflossen sei.

Ein früher Strahl des Morgens zitterte durch sein Fenster, er öffnete es und sahe sinnend in die schöne Gegend hinaus. Ein frischer, kühlender Hauch kam ihm entgegen, die Sonne schimmerte auf den Wellen des Flusses und brannte golden an den Fenstern der hundert Palläste umher, ein dünner Nebel sank in den Fluß zurück und durch den Himmel war ein purpurnes Meer ausgegossen. Durch jedes Wolkengebilde blickte Zulma's Gestalt hindurch, sie stand in den Sonnenstrahlen, die sich auf den Wellen brachen und lächelte ihm entgegen, in den Gebüschen am gegenüberliegenden Berge säuselte ihr Name, die ganze Natur umher war nur ein Wiederhall seiner Empfindungen. — Dürftig und ohne Reiz schien ihm alles, was er vor dieser Umwandlung gefühlt hatte, seine Phantasie war nun erst mündig geworden und verschmähte ihr voriges kindisches Spielwerk, seine erhabensten Gedanken reihten sich willig an das, vor dem er sonst kalt und ohne Empfindung vorübergegangen war, ein heiliges Entzücken flüsterte im Grase und spielte in der Gluth der Wolken, wie ein großes verschloßnes Buch hatte sich ihm die ganze Natur aufgeschlagen.

Raschid trat herein, als Abdallah sich schon seinen Schwärmereien überließ, er wollte seinem Freunde Vorwürfe machen, daß er sein Wort gebrochen und ihn am Abend nicht erwartet habe, dieser aber hörte nicht, was er sagte, sondern sprach mit seinen Träumen und wußte kaum, daß Raschid neben ihm stand. Dieser verließ ihn endlich voll Verdruß, als ihm Abdallah nur durch einzelne unzusammenhängende Töne antwortete.

Abdallah hatte sich und sein ganzes Wesen vergessen, er hing glühend an seinen Phantasieen und Omar und seine traurige Weisheit war von seinen neuen Gefühlen verschlungen. — Vordem hatte er mit Kindlichkeit die Tugend und sich geliebt, alle Räthsel, die vor ihm lagen, hatte ihm Niemand Räthsel genannt und er stand unbefangen vor ihnen; seit jenem Abend, an welchem Omar ihn in seine Weisheit eingeweiht hatte, schien ihm alles Glück der Einbildung erloschen, die schöne Hülle war von der Natur abgefallen und er sahe nur das nackte Gerippe; er hatte schon daran verzweifelt, daß ihn je wieder ein Strahl aus den glücklichen Tagen seiner Unwissenheit anfliegen könnte, — und itzt schmückte sich alles schöner als je, so zauberreich stand noch nie die Wirklichkeit vor ihm, so geläutert und rein hatte noch kein Gefühl in ihm geklungen.

Omar trat herein, aber Abdallah bemerkte ihn nicht. — Worüber denkst du? fragte ihn dieser.

— Ueber nichts, fuhr Abdallah erschrocken auf, und Omar entfernte sich wieder. Abdallah war so froh, als ihn sein geliebter Lehrer verließ, als wenn eine lästige Gesellschaft von ihm gegangen wäre; er überließ sich ungestört seinen Schwärmereien, wie jemand, der in einem schönen Traum erwacht und wieder einzuschlafen sucht. — Was ist dir, mein Abdallah, sprach Omar nach einiger Zeit, indem er von neuem hereintrat.

Abdallah schwieg. — Was hat dich so tiefsinnig gemacht? fragte ihn Omar mit freundschaftlicher Unruhe.

Omar! stammelte Abdallah, sieh die Natur, die unendliche, unbegränzte, sieh wie tausend Schönheiten mich anlächeln und tausend schlafende Empfindungen in meinem Busen wecken. Sieh, wie die Herrliche ausgegossen vor mir liegt, vom himmlischen Reiz umfangen. Wie des Morgens Gluth sich durch die Wolken schwingt, wie die blühende Erde sich lächelnd in die Arme des Himmels schließt, sieh, wie alles rund umher in dem lebendigen Glanze schwelgt, — o daß ich diese Göttlichkeit an mein Herz drücken könnte und mit Seligkeit gesättigt in den hohen allgemeinen Wohllaut zerfließen!

Es ist nicht das, sprach der ernste Omar, indem er Abdallah's Hand ergriff, du willst deinen alten Freund hintergehen und das solltest du nicht. Du warst mir noch nie verschlossen, noch nie vergaßest du über deine Empfindungen mich, noch nie brannte dein Auge so wie itzt, — noch nie suchtest du deinen Blick meinen Forschungen zu verbergen, — nein Abdallah, noch nie strebtest du deine Hand aus der Hand deines Freundes zu ziehn. —

Abdallah sahe nieder und schwieg; Omar hatte die geheimsten Geberden seines Geistes verstanden, er suchte daher beschämt seine Gesinnungen zu verbergen und dann war er wieder im Begriff, dem Freund mit seinen innigsten Gefühlen entgegen zu gehn. Sein Gesicht glühte, seine Blicke irrten ungewiß auf dem Boden umher und suchten einen Gegenstand, der sie fesseln könnte. — Omar fuhr fort:

Hast du denn alles Vertrauen zu mir verloren? — Bin ich nicht mehr Omar, dein Freund? Warum willst du dich mir verbergen? Entdecke dich mir, unsre Seelen sind sich ja verschwistert, laß mich dein Glück oder Unglück mit genießen oder leiden; seit wann ist Abdallah so eigennützig geworden?

Er schwieg und Abdallah wollte sprechen, aber eine heiße Thräne stieg in sein Auge, ein großer Seufzer erstickte seine Worte, seine Hand zitterte in der Hand Omars, dieser ließ sie mit freundschaftlichem Unwillen fallen.

Ich habe mich geirrt, dies ist nicht mehr mein Abdallah, so stehen Omar und er nicht mit einander. — Gut, ich muß dein Vertrauen noch erst zu verdienen suchen. — Er wollte gehn. —

Nein, nein, Omar, rief ihm Abdallah heftig nach, bleib! o ich will ja zu dir sprechen. — Doch was soll ich dir sagen? Wie wirst du mich verstehn, da ich mich selbst nicht verstehe? — Es giebt keine Worte, keine Sprache, in der ich alles so lebendig, so lauter hingießen könnte, wie es hier in meinem Herzen strömt und lebt! — Könnt' ich dein Herz in das meinige legen, deinen Geist in den meinigen schmelzen, o dann würdest du mir die Worte ersparen und mich ohne Sprache verstehn!

Omar. Seelen, die sich so vertraut sind, wie die unsrigen, legen in die Worte jene Empfindungen hinein, die keine Beschreibung ausfüllt, den geistigen Hauch, der sich in keinen Tönen festhalten läßt, — darum werd' ich dich verstehen.

Abdallah. Aber kann deine ernste Weisheit auch dem jungen Freunde verzeihen?

Omar. So sehr kann Abdallah nicht fehlen, daß für sein Vergehn keine Verzeihung seyn sollte.

Abdallah. Ach nein, ich bedarf keiner Verzeihung, das sagt mir mein Herz, die Unbefangenheit, mit der ich den Blick in mein Innres werfe. Es ist kein Verbrechen, denn alles, die Natur, ich selbst, du mein Omar, alles ist mir unendlich theurer als vorher, das Lebende und Leblose ist meinem Herzen näher gerückt, ich fühle mich größer, edler, geistiger, — o mein Omar, laß dir alles in einem Wort' enträthseln: ich liebe!

Omar. Du liebst?

Abdallah. O du möchtest lächeln! Ach nein, es ist nicht das, nein, es ist nicht jenes Gefühl, das unsre Dichter so oft beschreiben, kein Mensch hat noch je dieses hohe, heilige, unaussprechliche Wesen in seiner Brust beherbergt, Liebe ist es nicht, es ist das Gefühl der Seligen, mir allein seit Ewigkeiten aufbewahrt, mich aus dieser Welt hinauszureißen; eine allmächtige Woge hat mich auf die hohe gähe Spitze einer Klippe geschleudert, die Welle sinkt ins Meer zurück und ich stehe schwindelnd über Wolken, von allen Menschen, die einst waren und sind, auf ewig abgerissen, die Unendlichkeit um mich her, — die Gottheit hat heut mein Leben von neuem berührt und durch die leisesten Töne hindurch zittert der allmächtige Stoß. — Wer würde nicht dies Verbrechen mit mir theilen und welcher Freund mir nicht verzeihen?

Omar. Dir verzeihen, daß du liebst? Ist Liebe nicht der Zweck alles Erschaffenen, das, was uns die öde Welt in einen Garten umwandelt?

Abdallah. Du sprichst zu meiner Seele, wie ein Vater zu seinem kranken Kinde; ja, es ist die schönste Vollendung des Menschen, ich fühl' es. Liebe ist die einzige Tugend; nimm mir alle, laß mir nur diese übrig und ich werde sie nicht vermissen.

Omar. Sie bleibe dir ewig. Verdient aber auch deine Geliebte, — nenne mir ihren Namen.

Abdallah. Omar, du bist ein Gotteslästerer! — Setze das Paradies auf die eine und Zulma auf die andre Seite, und ich werde Zulma ohne Bedenken wählen. — Ich sahe sie gestern und seitdem sehe ich nichts, als sie, — mir war's, als fiele ein lächelnder Blick ihres holden Angesichts auf mich herab, — o wär' es Wahrheit, ich wollte mein Leben gegen noch einen dieser Himmelsblicke tauschen!

Omar. Zulma? — Ali's, des Sultan's Ali's Tochter?

Abdallah schwieg, dann fuhr er langsamer fort, Ach Omar, warum hast du die freundliche Binde von meinen Augen genommen? Ich war so glücklich, als ich nicht daran dachte, warum gönntest du mir nicht diesen lieblichen Betrug?

Omar. Wo willst du Adlersfittige hernehmen, dich zu dieser Sonne empor zu schwingen?

Abdallah. O die Liebe, die Allmächtige wird sie mir reichen! — Der Verzagte verliert ewig, dem Kühnen geht das Glück selbst entgegen.

Omar. Du stehst vor einem Abgrund, der sich zwischen zwei Felsen reißt, ein dichter Nebel liegt wie Land dazwischen und du trittst mit vertrauendem Fuß in die Luft, aber du wirst in die Tiefe stürzen.

Abdallah. Ach Omar, ich habe dir mein Geheimniß entdeckt, kannst du nichts, als es tadeln, hast du keinen mitleidigen Trost, keinen Rath für mich?

Omar. Und wenn ich ihn hätte?

Abdallah. O dann wollt' ich vor dir knien und dich meinen Erschaffer nennen. — Nur Hoffnung und ich bin nicht ganz elend!

Omar. Nicht elend? Wenn aber tausend Gefahren —

Abdallah. Die Unmöglichkeit soll unter das Joch den ehernen Nacken beugen, Gefahren will ich wie Blumen brechen und sie Zulma entgegen tragen, ich will durch wilde Ströme schwimmen, über Abgründe springen, durch hundert Schauder unerschrocken gehen, mich durch Klüfte drängen, durch die kein Leben wandelt, wenn sie nur am Ziel der schreckenvollen Wanderung steht. — O sprich! nur ein Strahl, der mir aus der Ferne leuchtet und ich will ihm mit Adlersflug entgegenfliegen!

Abdallah! rief Omar aus, sein Gesicht war feierlich ernst, seine Augen durchschauten wild den Jüngling, — heut in der Nacht will ich dich wieder sprechen. Dann ging er und Abdallah sah ihm staunend nach.

Unglücklicher! rief er aus, — wo sind nun alle deine hohen, himmlischen Schwärmereien? Sie sind vor einem Worte wie Nebel niedergesunken, und eine kahle Felsenwand steht vor dir, wo erst ein goldner Duft im tausendfachen Schimmer spielte. — Welche Kette hängt an dem Worte Ali, die mich so gewaltsam von Zulma zurückreißt? Lieg' ich in den Staub gebunden und glänzt sie ewig unerreichbar wie ein Sirius über mir? — Nein, ich will eine Leiter bis in den Himmel legen, ohne sie giebt es kein Glück, kein Leben für mich, bei diesem Spiele kann ich nur gewinnen.

Er schwieg und sein Blick senkte sich, als wenn ihn ein Gedanke plötzlich überraschte.

Nur gewinnen? fuhr er dann langsam und traurig fort. — Und mit deines Vaters Fluch, Elender, verlierst du nichts? — O eine schwarze Ahndung breitet sich über meine Seele aus. Mit diesem Tage nimmt vielleicht das Elend meines Lebens seinen Anfang, ich stehe hier vielleicht am Scheidewege, wo ich in einen dunkeln, unendlichen Wald hineingehe und die freie helle Flur auf immer verlasse. — Mein Vater selbst tritt mir in den Weg und hält mich an, mein Vater liebt mich, um mich elend zu machen. — Alle meine Hoffnungen stürzen von diesem Fels zurück und hinter mir stehn schwarze Klippen furchtbar aufgepackt, und versperren mir den Rückweg. — Omar, leite deinen Freund aus dieser Irre! —

Er überließ sich seinen Gedanken, die bald den vorigen Schwärmereien weichen mußten, bald wieder kalt und verweisend ihre Stelle einnahmen. — So träumte und dachte er bis zum Abend.

Achtes Kapitel.

Schwarz lag die Nacht auf dem Gefilde, als Omar und Abdallah die Stadt verließen.

Wolken gossen sich gedrängt und düster von den Bergen herab, in hohen unendlichen Gebirgen aufgewälzt, wie eine dicke gewölbte Mauer hing der schwarze Himmel mit seinen wankenden Riesenschatten über ihnen, kein Stern sah durch die Hülle, kein Strahl des Mondes zitterte durch die Wolkenwildniß: ein Regen rauschte in den nahen Bäumen, durch den fernen Wald wandelte der Sturm dumpf murrend, die Wächter riefen aus der Stadt die Stunden der Nacht, die Natur schwieg mit feierlichem Ernst und ein heimliches Grauen stieg von den finstern Bergen. — Beide gingen schweigend und in tiefen Gedanken versunken. — Nach einer langen Stille begann Omar:

Sieh, Abdallah, wie der hohe Himmel mit seinen unabsehbaren Finsternissen über uns schwebt, wir treten wie in eine unendliche Wüste hinaus. Wie fürchterlich verlieren wir uns in diesem Wogensturm, der sich schwarz um uns her wälzt, — sieh, wie es durch einander wogt und flieht und sich zerrissen jagt! — Kaum ist ein ferner Schimmer des Mondes sichtbar, der unaufhörlich mit der Finsterniß kämpft, der Regen fällt in schweren Tropfen auf die Flur und der Sturmwind heult durch den dichten Wald, wie ein verlornes Kind, das in der Irre winselt.

Abdallah schloß sich fester an den Arm seines Freundes, — Omar, sprach er mit beklemmter Stimme, — o diese Nacht ist das Bild eines unglücklichen Lebens! So schwebt der Elende am Finger der Allmacht in die Nacht des Jammers verlassen hinausgehalten, von keinem Lichtstrahl erquickt. — Horch! wie sich der Strom in wunderbaren Tönen an dem Ufer bricht! Wie verworren alles vor uns liegt, — Omar, diese Nacht ist fürchterlich!

Omar. Fürchterlich?

Abdallah. Noch nie hab' ich mich so einsam in der Natur gefühlt, so einsam unter tausend Schaudern und fremden Gefühlen, so losgespühlt wie ein Sandkorn und an ein fremdes Gestade angeworfen. Dies wunderbare Gefühl der Einsamkeit, Omar, macht mich schaudern.

Omar. Mich begeistert diese Einsamkeit zu hohen Gedanken und Träumen; so in der stillen Nacht umherzugehen, so den Flug der Wolken zu sehn, das einsame wimmernde Plätschern des Ufers zu hören, — o dann ist mir, als stiege ich tief in eine Grube hinab, wo ich nur noch in einer weiten Ferne unvernehmlich ein loses Wehen dieser Welt verstände, dann ist mir oft, als könnt' ich den ewigen Weltgeist durch die Glieder seiner Weltordnung stillschaffend wandeln hören, als könnte mein entkörperter Blick durch das große Gebäude dringen und die hohe Ordnung verstehn. — Ja, Abdallah, eine solche Nacht winkt der Schwärmerei, hier wohnen tausend kühne Gedanken, die vor dem kalten ernsten Tageslicht zurückzittern, hier tritt unsre angestammte Furcht wieder in ihre Rechte, hier machen uns dieselben Gedanken erblassen, die wir frech im Sonnenschein verlachen; der Spötter sinkt nieder und ruft: Gnade! der Zweifler

Raschid. Laß dies noch itzt ein Geheimniß bleiben. — Ach! ich möcht' es mir selber nicht gestehn, daß der Mensch sich seinem Glücke Mauern in den Weg baute, die seiner Ohnmacht spotten, daß — ich kam hierher mich zu trösten und ich gehe trauriger von dir als ich kam.

Abdallah. Wodurch kann ich dich trösten?

Raschid. Nein, ich mag auch nicht getröstet seyn. — Lebe wohl — dieser Schmerz ist mir lieb, denn ich leide ihn für sie, — ich will in der Einsamkeit meine Thränen weinen, ich finde keinen Menschen, der mich versteht.

Er ging und Abdallah sah ihm traurig nach, dann versank er wieder allmählig in sein voriges Nachdenken. Omar kam. — Du bist so tiefsinnig, Abdallah?

Abdallah fuhr auf und sahe ihn bedeutend an.

Worüber dachtest du? fragte Omar.

Abdallah. Ueber deine gestrigen Lehren.

Omar. Sie haben dich traurig gemacht.

Abdallah. Ich irre in einer ausgestorbenen Wüste, alles ist hin, was einst mein war, ich selbst habe mich verloren. Du hast mich Verachtung meiner selbst und der Welt gelehrt; wohin mit meiner Liebe, mit der ich sonst so warm die Natur umfaßte? —

Omar. Und muß denn Abdallah hassen, um lieben zu können? — Ich habe dir deinen Haß genommen und um so größer sollte deine Liebe seyn; du sollst alles lieben, auch den, den die schmähende Welt mit Füßen tritt.

Abdallah. Alles? — Ach Omar, kann es der Mensch?

Omar. Er soll es wollen.

Abdallah. Mein Geist sträubt sich gegen diesen freudenleeren Glauben.

Omar. Weil er deinen Stolz kränkt. — Vieles ist gestürzt, auf das du bis itzt eingebildet dich für besser als tausend andre hieltest; es ist dir genommen und du sinkst zu den übrigen Menschen hinab. Aus Eigennutz bist du unzufrieden und bildest dir ein, es geschehe der Tugend wegen. —

Abdallah. Omar, du hast tief in meine Seele geschaut. — Kann aber die sterbliche Natur sich ganz vom Eigennutz losreißen? du sagtest selber, jeder handle nur für sich, bin ich daher nicht der erste Zweck meiner Entwürfe und müssen die übrigen Wesen nicht mir selber weichen?

Omar. Du sollst und kannst dich nie von dieser Schwäche trennen, — nur der Stolz sei dieser Eigennutz nicht; sei eigennützig im Genuß, ein Traum ist kein Genuß. —

Ein Sklave kam und rief Abdallah zu seinem Vater Selim.

Omar. Und verschließe diese Lehren tief in deine Brust, sie taugen für kein ander Ohr.

Abdallah. Für mich allein hast du also diese Trostlosigkeit ausgelesen?

Omar. Abdallah, sei nicht undankbar. — Der Weisere kann mich nur verstehn.

Abdallah ging.

Viertes Kapitel.

—

Selim saß in tiefen Gedanken, als Abdallah zu ihm hereintrat, er bemerkte seinen Sohn und stand auf. Ich habe dich rufen lassen, sagte er, um dir eine wichtige Nachricht anzukündigen; hat dir Omar nichts davon gesagt?

Nichts, antwortete Abdallah, — aber dieser Name den du genannt hast, lieber Vater, erinnert mich an eine Bitte, sage mir, wer ist dieser Omar?

Und wie kömmst du so plötzlich zu dieser Frage, fragte Selim, du kennst ihn schon so lange und noch nie ist es dir eingefallen, etwas näher von ihm unterrichtet zu seyn.

Dieser Omar, antwortete Abdallah, ist mein zweiter Vater, nach dir lieb' ich ihn am meisten, ja vielleicht, wenn ich aufrichtig seyn soll, habe ich zwischen dir und ihm meine Liebe ganz gleich vertheilt. — So tief meine Erinnerung in die Vergangenheit hinunterreicht, eben so lange kenne ich auch diesen Omar; er war der Spielgenosse meiner Kindheit und ist der Lehrer meiner Jugend, als Knabe konnt' ich mir Gott nie anders, als meinen Omar denken und itzt ist er mir ein Bild der Weisheit. Alles, was ich denke und weiß, habe ich aus ihm geschöpft, — ohne seine Liebe könnte ich nicht glücklich seyn. — Er ist mir bekannter als meine eigne Gestalt, sein Geist ist meiner Seele so vertraut, ich schmiege mich so kindlich an ihn, alle seine Züge hab' ich so oft betrachtet und tief in meine Seele geprägt, — nur gestern am Abend, war es die magische Nacht, die meine Einbildung mehr als gewöhnlich hob, — oder war es das nüchterne leere Erwachen von einem Schlummer, wo uns sogleich in der freien Landschaft hundert verworrene Gebilde entgegentreten; als ich gestern durch den Wald mit Omar zur Stadt zurückging, trat mich plötzlich das sonderbare Gefühl an, als wenn ein fremder Mann zu meiner Seite gehe, — ich war hundertmal im Begriff, meine Hand aus der seinigen zu ziehn, ich wagte es nicht, ihn anzusehn, der Schein der Nacht flatterte ungewiß um ihn her und verstellte alle seine bekannten Züge, — ich war aus mir selbst herausgerissen, — ich folgte ihm schaudernd.

Selim. In den Jahren, wo die Einbildungskraft unsre Amme ist, spielen tausend Schwärmereien und trügende Gefühle um uns her, die, wenn wir nach ihnen greifen, in Luft zerfließen und unsern Geist zu einer trägen, thatenlosen Beschaulichkeit führen. Der männliche Jüngling muß alle diese kindischen Einbildungen mit ernstem Blick zurückweisen, auf seiner Bahn ungestört weiter gehn und diesen Morgendünsten nicht einmal ein zurückgeworfenes Auge schenken.

Abdallah. Seit gestern aber beunruhigt mich der Gedanke. Sage mir, wer ist dieser Omar?

Ich will dir alles sagen, was ich von ihm weiß, antwortete Selim; du hast ihn bis itzt als deinen Lehrer und Freund geliebt, du wirst ihn nun auch als deinen Wohlthäter ehren. — Ali, der wie ein verzehrender Brand in dem Körper seines Landes wüthet, gegen den tausend Flüche der Wittwen und Waisen rastlos um den Thron Gottes schweben, Ali hatte auch mich unter Tausenden elend gemacht. Ich war reich und meine Schätze lockten seine Habsucht, er entriß mir alles, was ich besaß, — nur deine Mutter und du — weiter blieb mir in dieser Welt nichts übrig. Du warst damals einen Sommer alt und lächeltest am Busen deiner Mutter unverständig

dem Elend entgegen. — Wir verließen die Stadt und wanderten über unbekannte Berge zu fremden Gegenden, der Jammer ging neben uns und reichte uns die ärmliche Nahrung, alle meine Freunde verließen mich, als hätten sie mich nie gekannt, Sorge und Dürftigkeit waren unsre einzigen unzertrennlichen Gefährten; so wandelten wir von Stadt zu Stadt und lebten kärglich von den Almosen, die uns das Mitleid der Menschen zuwarf. — Ein stiller Gram wühlte unsichtbar in dem Herzen deiner Mutter, sie reichte mir lächelnd den Abschiedskuß — und ging nach einigen Stunden in ihre bessere Heimath zurück. Ich blieb mit meinem Unglück in der Einsamkeit.

Traurig schwieg Selim einige Zeit, dann fuhr er fort:

Sie ward begraben. Die Erde fiel feucht und schwer auf sie hinab, ein Dolch schnitt durch meine Seele, wenn du mit kindischem Lächeln nach deiner Mutter fragtest und an den Grabhügel pochtest, um sie wieder heraufzulocken; aber dein Lächeln war das letzte schwache Band, das mich damals an diese Welt zurück hielt, unverletzliche Pflichten sprachen mich aus deinem freundlichen Auge an, du lebtest noch und darum war mir das Leben noch etwas theuer. Ich konnte mich nicht aus der Gegend entfernen, in der Zamiri ruhte, ihr Geist schien dort zu schweben und mich in dem Wohnorte meines Grams zurück zu halten. — Ach Abdallah, es waren traurige Tage, — wenn das junge Morgenroth so glühend heraufstieg und zitternd auf mein schlafloses Auge schien, wenn der goldne Abend über die Berge zog und die traurige einsame Nacht mit hundert neuen Sorgen langsam aufstieg, — die Erinnerung dieser Tage, — der Mensch muß viel erdulden, aber sein Muth muß ihn nie verlassen.

Eine kleine Stille. Aufmerksam und traurig hörte Abdallah die Erzählung seines Vaters, dieser sprach dann weiter:

Ich besuchte täglich den Kirchhof auf dem sie ruhte, ich betete andächtig auf ihrem Grabe und flehte um Stärke. Im innigsten Gefühle meines Elends saß ich einst auf dem Grabhügel, du spieltest unbefangen vor mir im tiefen Grase, die Vergangenheit trat freundlich auf mich zu und setzte sich traulich an meine Seite, unmännliche Thränen rannen heiß über meine Wangen und fielen auf gelbe Todtenblumen, die auf dem Grabe blühten. — Plötzlich sah' ich einen Derwisch, der sich mir aus dem Schatten der Bäume näherte. Er hatte mich in meinem Glücke oft besucht und in seiner Gegenwart empfand ich stets eine heilige Ehrfurcht, denn ein stiller Schauer hauchte mich an, als wenn aus ihm der Geist des Propheten wehte. Mein Unglück schien ihn zu rühren: Grabe, sprach er, hinter jenem verfallnen Hügel und ein neues Glück wird dir entgegenblühen. — Ich grub und fand einen großen Schatz, der mir mehr ersetzte, als mir Ali genommen hatte, — als ich dem Derwisch meinen heißen Dank bringen wollte, konnt' ich ihn nirgends entdecken — und dieser Derwisch ist Omar!

Abdallah. Omar?

Selim. Dein Lehrer Omar. — Ihm dank' ich alles, was ich besitze, alles was ich habe ist nur ein Gut, das er mir geliehen hat. — Ich ließ mich an der fernsten Gränze des Reiches nieder, veränderte meinen Namen und nannte mich Selim. Hier war ich vor Ali's Grausamkeit und Habsucht sicher, bis er nun seit einem Jahre seinen Wohnsitz verändert und sich hierher begeben hat. — Ich war itzt so glücklich als ich nur werden konnte, als nach dreien Jahren eine seltsame Erscheinung mein Haus besuchte. Ein hag'rer ausgedörrter Greis reichte mir seine lange Hand, die wie ein Todtengebein klapperte, der Tod sahe aus seinen tiefen eingefall'nen Augen, kraftlos wankte der Schädel hin und her und seine Sprache war nur das Keuchen eines Sterbenden. Ich erschrack bei diesem Anblick des Jammers und erst nach langer Zeit erkannte ich in diesem Todtengerippe — deinen Omar.

Abdalah. Omar?

Selim. Ich nahm ihn auf, wie meinen Wohlthäter, verpflegte ihn wie einen Vater, bis er von seiner Siechheit genaß. Als seine Gesundheit und seine Kräfte zurückgekehrt waren, nahm er freundschaftlich meine Hand und sagte: „du bist mein Wohlthäter „Selim, du hast mein Leben gerettet und ich will „nicht undankbar seyn; du hast einen Sohn, ihm „will ich bezahlen, was ich dem Vater nicht bezahlen „kann." So ward unser Wohlthäter dein Gespiele, dein Lehrer, dein Freund.

Abdallah stand nachdenkend. Eine neue Dankbarkeit band ihn fester an Omar und hing an seine Lehren ein noch größeres Gewicht; seines Lehrers Tugend war unbezweifelt, um so zuverläßiger mußte also seine Weisheit werden; der Lasterhafte, der die Tugend läugnet, wird nicht gehört, aber wenn der Edle dem Bösewicht die Hand reicht und ihn ungescheut Bruder nennt, dann zagt die stolze Tugend und sieht zweifelhaft in ihr Innres.

Du schweigst, begann Selim von neuem, bist du nun nicht begierig, die Nachricht zu hören, die ich dir anzukündigen hatte?

Abdallah. Verzeih' mein Vater — ich höre. —

Selim. Du sollst dich vermählen.

Abdallah. Dein Gebot ist mein Wille.

Selim. Des edlen Abubekers Tochter.

Abdallah. Du willst es und sie ist meine Gattin.

Selim. Diesen Gehorsam hatte ich von dir erwartet, mein Sohn. Abdallah wird seines Vaters Liebe nicht mit Undank vergelten.

Abdallah. Nein, nie mein Vater.

Selim. Du liebst also nicht, mein Sohn?

Abdallah. Ich liebe nur dich und Omar. —

Selim. Laß diese kindliche Liebe nie in deinem Busen verlöschen. — Abubekers Tochter, — oder meinen Fluch!

Selim sah ihn mit einem durchbohrenden halberzürnenden Blick an, den Abdallah nicht verstand. Es war ein kalter fester Blick, der sich unauslöschlich mit dem fürchterlichen Worte Fluch in Abdallah's Gedächtniß grub; bei diesem Blicke kehrte plötzlich wie ein Blitzstahl die sonderbare Unbekanntschaft mit Omar in seine Seele zurück, — als dieser hereintrat.

Er sahe ihn an, und es war ganz wieder der alte, freundliche, bekannte Omar; er ging froh hinweg und alle seine ängstlichen Besorgnisse waren verschwunden.

— Ueber nichts, fuhr Abdallah erschrocken auf, und Omar entfernte sich wieder. Abdallah war so froh, als ihn sein geliebter Lehrer verließ, als wenn eine lästige Gesellschaft von ihm gegangen wäre; er überließ sich ungestört seinen Schwärmereien, wie jemand, der in einem schönen Traum erwacht und wieder einzuschlafen sucht. — Was ist dir, mein Abdallah, sprach Omar nach einiger Zeit, indem er von neuem hereintrat.

Abdallah schwieg. — Was hat dich so tiefsinnig gemacht? fragte ihn Omar mit freundschaftlicher Unruhe.

Omar! stammelte Abdallah, sieh die Natur, die unendliche, unbegränzte, sieh wie tausend Schönheiten mich anlächeln und tausend schlafende Empfindungen in meinem Busen wecken. Sieh, wie die Herrliche ausgegossen vor mir liegt, vom himmlischen Reiz umfangen. Wie des Morgens Gluth sich durch die Wolken schwingt, wie die blühende Erde sich lächelnd in die Arme des Himmels schließt, sieh, wie alles rund umher in dem lebendigen Glanze schwelgt, — o daß ich diese Göttlichkeit an mein Herz drücken könnte und mit Seligkeit gesättigt in den hohen allgemeinen Wohllaut zerfließen!

Es ist nicht das, sprach der ernste Omar, indem er Abdallah's Hand ergriff, du willst deinen alten Freund hintergehen und das solltest du nicht. Du warst mir noch nie verschlossen, noch nie vergaßest du über deine Empfindungen mich, noch nie brannte dein Auge so wie itzt, — noch nie suchtest du deinen Blick meinen Forschungen zu verbergen, — nein Abdallah, noch nie strebtest du deine Hand aus der Hand deines Freundes zu ziehn. —

Abdallah sahe nieder und schwieg; Omar hatte die geheimsten Geberden seines Geistes verstanden, er suchte daher beschämt seine Gesinnungen zu verbergen und dann war er wieder im Begriff, dem Freund mit seinen innigsten Gefühlen entgegen zu gehn. Sein Gesicht glühte, seine Blicke irrten ungewiß auf dem Boden umher und suchten einen Gegenstand, der sie fesseln könnte. — Omar fuhr fort: Hast du denn alles Vertrauen zu mir verloren? — Bin ich nicht mehr Omar, dein Freund? Warum willst du dich mir verbergen? Entdecke dich mir, unsre Seelen sind sich ja verschwistert, laß mich dein Glück oder Unglück mit genießen oder leiden; seit wann ist Abdallah so eigennützig geworden?

Er schwieg und Abdallah wollte sprechen, aber eine heiße Thräne stieg in sein Auge, ein großer Seufzer erstickte seine Worte, seine Hand zitterte in der Hand Omars, dieser ließ sie mit freundschaftlichem Unwillen fallen.

Ich habe mich geirrt, dies ist nicht mehr mein Abdallah, so stehen Omar und er nicht mit einander. — Gut, ich muß dein Vertrauen noch erst zu verdienen suchen. — Er wollte gehn. —

Nein, nein, Omar, rief ihm Abdallah heftig nach, bleib! o ich will ja zu dir sprechen. — Doch was soll ich dir sagen? Wie wirst du mich verstehn, da ich mich selbst nicht verstehe? — Es giebt keine Worte, keine Sprache, in der ich alles so lebendig, so lauter hingießen könnte, wie es hier in meinem Herzen strömt und lebt! — Könnt' ich dein Herz in das meinige legen, deinen Geist in den meinigen schmelzen, o dann würdest du mir die Worte ersparen und mich ohne Sprache verstehn!

Omar. Seelen, die sich so vertraut sind, wie die unsrigen, legen in die Worte jene Empfindungen hinein, die keine Beschreibung ausfüllt, den geistigen Hauch, der sich in keinen Tönen festhalten läßt, — darum werd' ich dich verstehen.

Abdallah. Aber kann deine ernste Weisheit auch dem jungen Freunde verzeihen?

Omar. So sehr kann Abdallah nicht fehlen, daß für sein Vergehn keine Verzeihung seyn sollte.

Abdallah. Ach nein, ich bedarf keiner Verzeihung, das sagt mir mein Herz, die Unbefangenheit, mit der ich den Blick in mein Innres werfe. Es ist kein Verbrechen, denn alles, die Natur, ich selbst, du mein Omar, alles ist mir unendlich theurer als vorher, das Lebende und Leblose ist meinem Herzen näher gerückt, ich fühle mich größer, edler, geistiger, — o mein Omar, laß dir alles in einem Wort' enträthseln: ich liebe!

Omar. Du liebst?

Abdallah. O du möchtest lächeln! Ach nein, es ist nicht das, nein, es ist nicht jenes Gefühl, das unsre Dichter so oft beschreiben, kein Mensch hat noch je dieses hohe, heilige, unaussprechliche Wesen in seiner Brust beherbergt, Liebe ist es nicht, es ist das Gefühl der Seligen, mir allein seit Ewigkeiten aufbewahrt, mich aus dieser Welt hinauszureißen; eine allmächtige Woge hat mich auf die hohe gähe Spitze einer Klippe geschleudert, die Welle sinkt ins Meer zurück und ich stehe schwindelnd über Wolken, von allen Menschen, die einst waren und sind, auf ewig abgerissen, die Unendlichkeit um mich her, — die Gottheit hat heut mein Leben von neuem berührt und durch die leisesten Töne hindurch zittert der allmächtige Stoß. — Wer würde nicht dies Verbrechen mit mir theilen und welcher Freund mir nicht verzeihen?

Omar. Dir verzeihen, daß du liebst? Ist Liebe nicht der Zweck alles Erschaffenen, das, was uns die öde Welt in einen Garten umwandelt?

Abdallah. Du sprichst zu meiner Seele, wie ein Vater zu seinem kranken Kinde; ja, es ist die schönste Vollendung des Menschen, ich fühl' es, Liebe ist die einzige Tugend; nimm mir alle, laß mir nur diese übrig und ich werde sie nicht vermissen.

Omar. Sie bleibe dir ewig. Verdient aber auch deine Geliebte, — nenne mir ihren Namen.

Abdallah. Omar, du bist ein Gotteslästerer! — Setze das Paradies auf die eine und Zulma auf die andre Seite, und ich werde Zulma ohne Bedenken wählen. — Ich sahe sie gestern und seitdem sehe ich nichts, als sie, — mir war's, als fiele ein lächelnder Blick ihres holden Angesichts auf mich herab, — o wär' es Wahrheit, ich wollte mein Leben gegen noch einen dieser Himmelsblicke tauschen!

Omar. Zulma? — Ali's, des Sultan's Ali's Tochter?

Abdallah schwieg, dann fuhr er langsamer fort, Ach Omar, warum hast du die freundliche Binde von meinen Augen genommen? Ich war so glücklich, als ich nicht daran dachte, warum gönntest du mir nicht diesen lieblichen Betrug?

Omar. Wo willst du Adlersfittige hernehmen, dich zu dieser Sonne empor zu schwingen?

Abdallah. O die Liebe, die Allmächtige wird sie mir reichen! — Der Verzagte verliert ewig, dem Kühnen geht das Glück selbst entgegen.

Omar. Du stehst vor einem Abgrund, der sich zwischen zwei Felsen reißt, ein dichter Nebel liegt wie Land dazwischen und du trittst mit vertrauendem Fuß in die Luft, aber du wirst in die Tiefe stürzen.

Abdallah. Ach Omar, ich habe dir mein Geheimniß entdeckt, kannst du nichts, als es tadeln, hast du keinen mitleidigen Trost, keinen Rath für mich?

Omar. Und wenn ich ihn hätte?

Abdallah. O dann wollt' ich vor dir knien und dich meinen Erschaffer nennen. — Nur Hoffnung und ich bin nicht ganz elend!

Omar. Nicht elend? Wenn aber tausend Gefahren —

Abdallah. Die Unmöglichkeit soll unter das Joch den ehernen Nacken beugen, Gefahren will ich wie Blumen brechen und sie Zulma entgegen tragen, ich will durch wilde Ströme schwimmen, über Abgründe springen, durch hundert Schauder unerschrocken gehen, mich durch Klüfte drängen, durch die kein Leben wandelt, wenn sie nur am Ziel der schreckenvollen Wanderung steht. — O sprich! nur ein Strahl, der mir aus der Ferne leuchtet und ich will ihm mit Adlersflug entgegenfliegen!

Abdallah! rief Omar aus, sein Gesicht war feierlich ernst, seine Augen durchschauten wild den Jüngling, — heut in der Nacht will ich dich wieder sprechen. Dann ging er und Abdallah sah ihm staunend nach.

Unglücklicher! rief er aus, — wo sind nun alle deine hohen, himmlischen Schwärmereien? Sie sind vor einem Worte wie Nebel niedergesunken, und eine kahle Felsenwand steht vor dir, wo erst ein goldner Duft im tausendfachen Schimmer spielte. — Welche Kette hängt an dem Worte Ali, die mich so gewaltsam von Zulma zurückreißt? Lieg' ich in den Staub gebunden und glänzt sie ewig unerreichbar wie ein Sirius über mir? — Nein, ich will eine Leiter bis in den Himmel legen, ohne sie giebt es kein Glück, kein Leben für mich, bei diesem Spiele kann ich nur gewinnen.

Er schwieg und sein Blick senkte sich, als wenn ihn ein Gedanke plötzlich überraschte.

Nur gewinnen? fuhr er dann langsam und traurig fort. — Und mit deines Vaters Fluch, Elender, verlierst du nichts? — O eine schwarze Ahndung breitet sich über meine Seele aus. Mit diesem Tage nimmt vielleicht das Elend meines Lebens seinen Anfang, ich stehe hier vielleicht am Scheidewege, wo ich in einen dunkeln, unendlichen Wald hineingehe und die freie helle Flur auf immer verlasse. — Mein Vater selbst tritt mir in den Weg und hält mich an, mein Vater liebt mich, um mich elend zu machen. — Alle meine Hoffnungen stürzen von diesem Fels zurück und hinter mir stehn schwarze Klippen furchtbar aufgepackt, und versperren mir den Rückweg. — Omar, leite deinen Freund aus dieser Irre! —

Er überließ sich seinen Gedanken, die bald den vorigen Schwärmereien weichen mußten, bald wieder kalt und verweisend ihre Stelle einnahmen. — So träumte und dachte er bis zum Abend.

Achtes Kapitel.

Schwarz lag die Nacht auf dem Gefilde, als Omar und Abdallah die Stadt verließen.

Wolken goßen sich gedrängt und düster von den Bergen herab, in hohen unendlichen Gebirgen aufgewälzt, wie eine dicke gewölbte Mauer hing der schwarze Himmel mit seinen wankenden Riesenschatten über ihnen, kein Stern sah durch die Hülle, kein Strahl des Mondes zitterte durch die Wolkenwildniß: ein Regen rauschte in den nahen Bäumen, durch den fernen Wald wandelte der Sturm dumpf murrend, die Wächter riefen aus der Stadt die Stunden der Nacht, die Natur schwieg mit feierlichem Ernst und ein heimliches Grauen stieg von den finstern Bergen. — Beide gingen schweigend und in tiefen Gedanken versunken. — Nach einer langen Stille begann Omar:

Sieh, Abdallah, wie der hohe Himmel mit seinen unabsehbaren Finsternissen über uns schwebt, wir treten wie in eine unendliche Wüste hinaus. Wie fürchterlich verlieren wir uns in diesem Wogensturm, der sich schwarz um uns her wälzt, — sieh, wie es durch einander wogt und flieht und sich zerrissen jagt! — Kaum ist ein ferner Schimmer des Mondes sichtbar, der unaufhörlich mit der Finsterniß kämpft, der Regen fällt in schweren Tropfen auf die Flur und der Sturmwind heult durch den dichten Wald, wie ein verlornes Kind, das in der Irre winselt.

Abdallah schloß sich fester an den Arm seines Freundes, — Omar, sprach er mit beklemmter Stimme, — o diese Nacht ist das Bild eines unglücklichen Lebens! So schwebt der Elende am Finger der Allmacht in die Nacht des Jammers verlassen hinausgehalten, von keinem Lichtstrahl erquickt. — Horch! wie sich der Strom in wunderbaren Tönen an dem Ufer bricht! Wie verworren alles vor uns liegt, — Omar, diese Nacht ist fürchterlich!

Omar. Fürchterlich?

Abdallah. Noch nie hab' ich mich so einsam in der Natur gefühlt, so einsam unter tausend Schaudern und fremden Gefühlen, so losgespühlt wie ein Sandkorn und an ein fremdes Gestade angeworfen. Dies wunderbare Gefühl der Einsamkeit, Omar, macht mich schaudern.

Omar. Mich begeistert diese Einsamkeit zu hohen Gedanken und Träumen; so in der stillen Nacht umherzugehen, so den Flug der Wolken zu sehn, das einsame wimmernde Plätschern des Ufers zu hören, — o dann ist mir, als stiege ich tief in eine Grube hinab, wo ich nur noch in einer weiten Ferne unvernehmlich ein loses Wehen dieser Welt verstände, dann ist mir oft, als könnt' ich den ewigen Weltgeist durch die Glieder seiner Weltordnung stillschaffend wandeln hören, als könnte mein entkörperter Blick durch das große Gebäude dringen und die hohe Ordnung verstehn. — Ja, Abdallah, eine solche Nacht winkt der Schwärmerei, hier wohnen tausend kühne Gedanken, die vor dem kalten ernsten Tageslicht zurückzittern, hier tritt unsre angestammte Furcht wieder in ihre Rechte, hier machen uns dieselben Gedanken erblassen, die wir frech im Sonnenschein verlachen; der Spötter sinkt nieder und ruft: Gnade! der Zweifler

greift geängstigt nach seinen Zweifeln und dem Weisen verstummt das dumpfe verworrne Getöse der Zeitlichkeit, er vernimmt den Gang der ewigen Naturgesetze, die Kleidung fällt von der Endlichkeit ab, und er sieht mit anbetendem Schauder die unendlichen Kräfte durch einander weben und die Räder im ewigen Schwung sich drehen.

Abdallah. Sieh, wie hier verloren ein Glühwurm mit mattem Fluge summt und sich in das feuchte Gras setzt, so einsam und traurig wie die verarmte Wittwe, die im engen Gemach bei der kleinen Lampe weinend betet und sie nicht auslöschen will, um mit dem Strahl nicht auch das Bild eines Freundes zu verlieren. — Ach Omar, dieser kleine Wurm verliert sich so armselig unsern Blicken, das aufkeimende Gras ist ihm ein Wald, unser Auge muß ihn ängstlich wiedersuchen, — und wie verlieren wir uns in diesem mitternächtlichen Gefilde, und diese unbegränzte Flur wird auf der Erde kaum bemerkt. —

Omar. Und wie versinkt diese Erde in der Unermeßlichkeit der Welt? — Abdallah, unser kühnster Schwung fällt lahm von dem Gedanken zurück, — diese Welt, — o vielleicht, daß für Wesen jenseit unsrer Gedanken dieser Mond und diese Sterne nur Feuerwürmer sind, die der Erde wie einem Grashalm einen grünen vorüberscheidenden Lichtstrahl zuwerfen, — und die höchsten Gedankenschwünge dieser Wesen schlagen gewiß noch nicht an die Gränze des Weltalls. Die Unendlichkeit wirbelt sich noch immer höher und höher, Millionen Arme streckt sie durch die ernste Ewigkeit, und in jeder Hand hält sie tausend Welten.

Abdallah. Der Gedanke stürzt unter dieser Gewalt zusammen. Wo die Orionen und die Macht der Sterne wie Nebelblasen schwinden, o was bin ich da und dieser Verstand, der diese Wunder fassen will?

Omar. Ja, Abdallah, der Donner kann sich nicht durch die schwachen Saiten der Laute wälzen, sie brechen unter seiner Last. Je eilender wir diesem Gedanken folgen, je weiter flieht er von uns hinweg und um so lauter spottet ein höhnendes Gelächter unsrer Schwachheit.

Abdallah. Eine fremde Hand streckt sich uns entgegen, aber wir verstehen ihr Winken nicht.

Omar. Die Gottheit zieht an die große Kette des Lebens und vom Elephanten bis zum Wurm, den unser Auge kaum bemerkt, zittern alle ihre Glieder, ein Faden, der alle diese Perlen schüttelt. — Du wirst Gewürme gesehen haben, Abdallah, die nur wenige Stunden leben, die sich freuen und ihr armseliges Geschlecht nicht untergehen lassen. — für uns sind sie nur Wesen eines Augenblicks, — auf uns lächeln vielleicht eben so mitleidig andre Geschaffene herab, denen unser Daseyn nur ein Athemzug scheint; ihr Leben scheint höhern Wesen nur ein Tropfen Thau's, den der erste Sonnenstrahl aufküßt, und diese verwehen doch nur wie ein Staub in der Ewigkeit.

Abdallah. Das Leben ist nur eine Wasserblase, die sich aus der Fluth emportaucht und im Auftauchen zerspringt.

Omar. Darum sagte jener große Sänger: „Jahrtausende sind vor dir nur wie ein Augenblick." — Und doch kriechen die nichtigen Gewürme auf der Erde umher und nennen sich dem Ewigen ähnlich, und brüsten sich mit Weisheit und tiefen Forschungen, und verachten den, der nicht ihre Weisheit kennt, — o Abdallah, dies ist ein Anblick, der den Unbefangenen zur Verzweiflung bringen könnte. — Eine alberne Mummerei, wo ein jeder nur darauf sinnt, seine Larve nicht Lügen zu strafen, — wenn wir sie nach Hause begleiten und die Larve abnehmen sehn — so sind sie nichts als Knochen und verächtliche Verwesung. — Ha! sie wollen den Ewigen fassen und sind sich selber unbegreiflich, und brandmarken alles Lüge und verlachen alles, was in ihren engen Sinn nicht geht.

Abdallah. Verachtung sei ihre Strafe!

Omar. Ihr Verstand, eine Sammlung Staub, der wieder in Staub zerfällt, der nichts als Staub ist, in eine unkenntliche Form gemodelt, der aus Würmern ward und wieder zu Würmern wird, — o des Erbarmens! mit diesem verläugnen sie den Finger, der seinen Namen in die Unendlichkeit hineinschreibt!

Abdallah. O sie sollten verehrend niederknien, blinde Anbetung des Ewigen sollte ihre Weisheit seyn.

Omar. Die Welten sollen in ihrem Gehirn ihren Lauf vollenden und sie können die Lebenskraft der Schnecke nicht begreifen, ihre armselige Erfahrung stempeln sie Gesetze der Natur; daß die Sonne auf- und untergeht, hat ihrem dumpfen Sinn die Gewohnheit begreiflich gemacht, aber daß sie einst stille stände, oder an den Gestirnen zertrümmerte, — dagegen sträubt sich ihr Glaube und die Welt nennt sie Weise.

Abdallah. Der blöden Thoren!

Omar. Wir stehn unter unendlichen Räthseln, nur die Gewohnheit hat sie uns weniger fremd gemacht; vom Baum bis zum Grase, vom Elephanten bis zur Mücke, wer sind diese Fremdlinge, die an uns vorüber gehn? O könnten wir an diese Wunder allmächtig schlagen und Antwort fordern; — aber es ist nur der Ton unsers Arms, der durch den Felsen dröhnt, — sie ziehn vorüber und bleiben stumm. — Wir selbst sind uns eben so unbegreiflich, als der Geist, der auf Mondstrahlen niederschwebend durch die Wolken flattert und Wälder mit einem Hauch ausrottet.

Abdallah. O könnte der richtende Mensch von allen Wesen Rechenschaft fordern!

Omar. Empfandest du nie, Abdallah, daß wenn dein Verstand durch tausend Stufen auf der höchsten schmalen Spitze schwindelnd taumelte, — daß er dann wieder zur thierischen Dumpfheit, zur Unbehülflichkeit des Steins herabstürzte?

Abdallah. Oft, Omar. Dann liegt die Menschheit am verächtlichsten vor mir, wenn wir endlich gegen unsre Schwäche kämpfend im Begriff sind ringend den Preis zu gewinnen, und ohnmächtig hinsinken, und nichts als verworrene Gefühle davon tragen, dunkler und körperlicher als die unmittelbarsten, die todte Gegenstände um uns unsern Sinnen reichen. — O es sind Augenblicke, wo ich mein Wesen mit dem Wesen der Schwalbe austauschen möchte!

Omar. Auf dieser gähen Spitze gelingt es zuweilen dem Forscher, diesen fliegenden Augenblick zu fesseln. Dann weht es ihn wie mit reineren Lüften an, dann sieht er, wie durch einen dicken Vorhang, ein Licht über die nächtliche Haide wandeln; dies ist der fürchterliche Augenblick, wo der Verstand zwischen

höherer Weisheit und Wahnsinn ungewiß hängt, ein Windstoß von hier oder dorther jagt ihn auf ewig auf die eine oder auf die andre Seite. — Dem Weisen fallen dann der Wesen vorgehaltne Bilder nieder, er erkennt was ist, ihm antworten die Wunder umher, sein Blick gräbt bis auf den Mittelpunkt der Erde. — Verstehst du mich, Abdallah?

Abdallah. Ich folge deinem Geiste.

Omar. Diesen ist dann die Binde von den Augen genommen, der Verblendete nennt sie Thoren, die Welt bewundert oder verachtet sie dumm, doch ihre Weisheit ist ihnen genug, der Gesunde bedarf keiner Krücken. Sie ergreifen die großen Zügel der Natur und lenken sie nach ihrer Willkühr, sie rufen Geister aus dem Abgrund, sie lassen die Jahreszeiten wandeln, das Meer sinken und anschwellen, sie fassen ein Glied von der großen Kette des Schicksals und lassen sie bis tief hinunter wanken. — Die Weisen der Welt sehn mit Verachtung auf sie herab und der Weisere klagt sie nicht ihrer Blindheit wegen an, er greift dreist an die Handhabe der Natur, er hat die verborgenen aber einfachen Gesetze gesehn und er ist Herr der Welt, durch Zuversicht hat er die Herrschaft gewonnen, nichts kann sie ihm entreißen; daher sagte ein weiser Prophet mit tiefem Sinn zu seinen Schülern: Glaubet, und ihr werdet Berge versetzen! und sie glaubten und die Natur gehorchte ihnen.

Abdallah stand in tiefen Gedanken und Omar fragte ihn leise: Liebst du Zulma noch?

Abdallah fuhr auf. — Zulma? — Du hast alles um mich her ausgelöscht, Omar, aber in tiefer Ferne winkt mir aus der dicken Nacht noch ein freundlicher Funke, — ja, Omar, ich liebe sie, ich werde sie ewig lieben. — Ich stoße die Verächtlichkeit der Welt auf die Seite, ich gehe unwissend ihren Räthseln vorüber, — diese Weisheit ist nicht für ein sterbliches Gehirn, — meine Weisheit sei Genuß, mögen Wunder und Furchtbarkeiten um mich spielen, ich verhülle mich an ihrem Busen und sehe sie nicht.

Omar. Wenn dich aber nur dies Reich der Geister glücklich machen kann?

Abdallah. Ich gehe freudig jeden Weg, der mich zu dieser Krone führt.

Omar. Fühlst du dich stark genug für die furchtbare, zermalmende Vertraulichkeit?

Abdallah. O ich will zentnerschwere Bürden mit allen ihren haarsträubenden Schaudern, mit allem kalten Grausen auf meinen Rücken nehmen, — denn Zulma steht vor mir und lächelt und sie drücken mich nicht.

Omar ergriff schweigend die Hand des Jünglings. — Abdallah! rief er laut, Abdallah! so erfahre, was du nie erfahren solltest und laß es tief in deinem Innern widerhallen, Omar ist mehr als dein Freund, mir sind die Gesetze der Welt unterthänig!

Abdallah fuhr zurück und riß seine Hand aus der Hand Omars. — Wie? — Omar? — Ha! wie eine eiskalte Hand mich fürchterlich von dir hinwegreißt! Omar, dieser bekannte Omar mehr als Mensch? — Er tausend Stufen höher als ich — und doch derselbe, mit dem der Knabe Abdallah spielte? — O fürchterlich! fürchterlich!

Omar. So jämmerlich sinkst du unter diesem Grausen zusammen und sollst es nur bis zu deiner Zulma tragen?

Abdallah. Nein, Omar, ich sinke nicht. — So sei denn mehr als Mensch, laß die mächtigen Riegel der Zukunft aufspringen, und die Welt sich unter deinen Sprüchen krümmen, laß alle deine Kraft meinen Wünschen nachfliegen und aus meinen Träumen Wirklichkeit schaffen.

Es sei, sprach Omar langsam und ernst. — Sie waren in ein kleines Felsenthal gekommen, in dem sich ein Wasserfall schäumend von einem Hügel goß. — Wo sind wir? rief Abdallah aus, — diese Gegend sah ich noch nie. — Omar schlug mit seinem Stab dreimal auf den Boden und ein dumpfes Dröhnen und Pochen unter der Erde antwortete ihm. Man ruft dich, sprach Omar und zugleich riß sich eine schwarze Kluft klingend in den Boden.—Omar faßte die bebende kalte Hand Abdallah's.—Hier steige hinab und gehe im geraden Wege, so weit du gehen kannst, dort wird sich dir die Zukunft enthüllen.

Abdallah setzte langsam den Fuß hinein und sahe seinen Lehrer zweifelhaft an; Eulen heulten ihm aus der Kluft entgegen, aus tiefer Ferne rief der Wächter in der Stadt die Mitternachtsstunde, — Omar ließ die Hand Abdallah's fahren und dieser taumelte hinab. — Die Erde verschloß sich wieder.

Die Wolken entflohen und der Mond und die Sterne sahen durch das blaue Gewölbe, zuweilen noch rauschten die Bäume und schüttelten rasselnd den Regen von den Blättern, Omar stand sinnend an eine Felsenwand gelehnt.

Ein fernes Winseln zitterte unter der Erde, Omar schlug auf den Boden — und Abdallah trat bleich, mit verzerrten Zügen und starren Augen wie ein Gespenst aus der Grube, seine Knie zitterten. — Er stürzte wüthend nieder und betete mit einer Inbrunst, die der Raserei ähnlich war.

Neuntes Kapitel.

Abdallah hatte geendigt und stand langsam auf — Ha! rief er fürchterlich welch ein bleiches Feuer schlägt über mir zusammen und nagt an meinen Gebeinen? — Warum sieht das richtende Schicksal aus tausend glühenden Augen so fürchterlich auf mich herab?

Abdallah, sprach Omar und ging ihm näher, Abdallah, der Mondschein umgiebt dich und die Sterne flimmern über dir.

Der Mondschein? Die Sterne? O sie sind auf ewig untergegangen! — Sie werden mich nicht wieder grüßen, — dann ging Abdallah zu Omar, und sagte zu ihm leise und langsam: Omar! bewahre mich vor Wahnsinn!

Was hast du gesehen? fragte ihn Omar.

Abdallah stand in Gedanken und schwieg, bis das wilde Keuchen seiner Brust sich etwas besänftigt hatte, dann sprach er:

Ich stieg in die Kluft hinab wie ein Träumender, der laute Donner der zusammenspringenden Felsen weckte mich aus meinem Taumel. — Ich tappte unendliche kalte, feuchte Wände hinab, eine fürchterliche Stille ging vor mir her, ich hörte in der entsetzlichsten Einsamkeit nichts als das Wehen meines Athems, der

sich die Mauer hinabschleifte und das Dröhnen meiner Tritte. — Meine Zähne klapperten vor kaltem Schauder, und ein Grausen setzte mir die Hände in den Rücken und trieb mich weiter. — Plötzlich kam es mir wie ein Heereszug entgegen, mit Trommeten und Paukenwirbeln, wie einem Sieger, der in seiner Heimath empfangen wird. — Donner wälzten sich durch die hallenden Gewölbe, Waldströme stürzten sich rauschend herab, und ein Hohngelächter dorst mir von allen Seiten entgegen. O es war ein Gewirre, das jeden meiner Sinne betäubte und zu neuen Schrecknissen wieder weckte. — Oft schwieg es und wie Flöten und Nachtigallengesänge flüsterte es über mir und weckte hämisch die Erinnerung meiner Kinderjahre in meinem innersten Herzen. — und plötzlich brachen dann wieder die Donner und Siegestöne hervor, und das Hohngelächter schallte von neuem und jagte meine Seele zur Verzweiflung. —

Itzt versank und erlosch alles wieder rund umher und die Einsamkeit und Stille streckten sich wieder vor mir aus, tausend Schrecken flogen um mich herum und saußten mit kaltem Fittig um mein Haupt. — Eine nasse Felsenwand stand vor mir, — ich tappe zur Seite — unerbittlich streckt sich mir ein Fels entgegen, — ich stürze rückwärts, — auch dort der Weg durch eine Klippe verriegelt.

Ich warf mich nieder, ich zerfleischte mein Gesicht, mein Gebrüll sprang fürchterlich von den Felsen zurück, ich verfluchte mich und dich und betete von neuem in noch gräßlichern Verwünschungen. — Plötzlich wehte es wie ein Wind über mir hin, es flüsterte und zischte und aus dem Felsen leuchteten sanfte Schimmer. — In mannichfaltigen Verschränkungen webten und flutheten sie in tausend Farben zusammen, die Strahlen schossen hin und her und leckten die Felsenmauer und rollten sich dann in eine große Flamme. Aus der Flamme streckte sich langsam ein weißgebleichtes Todtengebein hervor und steckte kalt und klappernd an meinen Finger einen Ring, dann ging die Hand wieder in den Schein zurück. — Itzt fuhr das Feuer wüthend auf und ab und ein heller Sonnenschein sprang plötzlich aufrecht und stieß mit dem Haupte an die Felsendecke, und itzt sah' ich — o wären meine Augen ewig verblindet! — Hätte vor dieser Stunde mich der Todesengel mit seinem Schwert geschlagen, — ich sahe, — o verflucht, dreimal verflucht sei die Stunde meiner Geburt! — den Leichnam meines Vaters, fürchterlich geschwollen und mit entstellten Zügen und die scheußliche Hand reckte sich noch einmal hervor und zeigte auf ihn hin. —

Der Schein versank, die Felsen sprangen krachend auseinander und das schauderhafte Getön kömmt mir wieder schneidend entgegen, wie ein Heer von bösen Engeln, die in gräßlicher wüthender Schadenfreude mit den Höllenpauken die Verdammten begrüßen, — das Hohngelächter trat mir wieder frech entgegen, ach! und hinter mir schleppte sich das fürchterliche Bild meines gemordeten Vaters, als wenn es die Hand ausstreckte, mich festzuhalten, — ich flohe mit kalten Schweißtropfen auf der Stirn, bis mir endlich das verworrene Getöse nur wie aus tiefer ungewisser Ferne nachtönte. — Ich ging durch hundert Gewölbe, ich drängte mich durch unendliche Klüfte, wand mich durch tausend Felsenspalten kalt und ohne Leben hindurch, und immer weiter dehnte sich mein Weg, ich schrie um Hülfe, mein Geschrei erklang durch hundert gewundene Oeffnungen und verhallte wie der Wind in der Ferne, — ich stürzte durch neue Felsengemächer und alle meine Klagen kamen ohne Trost zu mir zurück. — Schon verließen mich meine Kräfte, schon wollt' ich mich verzweifelnd niederwerfen und lebendig eingegraben ein Daseyn enden, das mir nur Qualen verhieß, — als ein mächtiger Donner die Erde über mir auseinander riß. — Dem gräßlichsten aller Tode entronnen stürzte ich der Rettung und dem Lichte entgegen und dankte.

Abdallah schwieg und ein neuer Schauder ergriff ihn. — Omar! Omar! schrie er plötzlich auf. — Sieh! sieh! da liegt das bleiche, fürchterlich verzerrte Bild und sieht mich mit den todten Augen an, — o warum hast du es nicht in die Kluft zurückgeschleudert, und sie dann auf ewig, auf ewig verschlossen!

Omar antwortete nicht und sah ihn wehmüthig an. — Abdallah stand lange und starrte auf einen Punkt, dann fragte er, ohne sich umzusehen: — Nur meines Vaters Tod kann mich glücklich machen?

Das Schicksal hat es ausgesprochen, das fürchterliche Wort, antwortete Omar.

Beide gingen langsam und schweigend zur Stadt zurück.

Zehntes Kapitel.

—

Abdallah erwachte nur erst spät, fürchterliche Träume hatten ihn gequält und seine Kräfte erschöpft; er fuhr schreiend aus dem Schlafe auf und seine Augen suchten Omar, aber vergeblich, denn dieser hatte schon früh sein Gemach verlassen.

Er stand auf und brütete mit finstrer Seele über sein Unglück, er suchte umsonst nach tröstenden Gedanken. Wenn er an Zulma dachte, so stellte sich ihm der Fluch seines Vaters und das gräßliche unterirdische Bild entgegen, der Freund Omar war ihm entrissen und dafür ein fremdartiges übermenschliches Wesen untergeschoben, in sich selber konnte er nicht zurückfliehen, denn aus seinem Innern heulten ihm tausend Ungeheuer entgegen, eine trostlose Lehre hatte ihm die Vorsehung und Tugend genommen, und dunkle Zauberdämonen grinzten ihn in seiner schwarzen Wüste an; alles, was ihm je theuer gewesen, war ihm gestohlen, seine Begeisterung, die einst für das Große und Edle so rein gebrannt hatte, war von schwarzen Dämpfen erstickt, in denen Schreckensgebilde auf- und niedertanzten. Für eine Freundesseele, der er sich hätte aufschließen können, hätte er die Hälfte seines Lebens dahingegeben; hundertmal stieg der Gedanke in ihm auf, seinen Jammer in den Busen seines Vaters zu schütten und seinem hohen eingebildeten Glück zu entsagen, in einer beschränkten Zufriedenheit zu leben, und seine goldnen Träume zu verabschieden, aber dann fühlte er wieder lebhaft, daß er die Ketten, die Omar und Zulma ihm angelegt hatten, nie wieder von sich abschütteln könnte, sein Elend hatte ihn so fest verstrickt, daß seine Lebenszeit zu kurz schien, die verwickelten Fäden auseinander zu lösen. Der Strudel hatte ihn ergriffen, er konnte nicht rückwärts, sondern mußte sich den Wogen überlassen,

die ihn dürren Felsenmauern vorüberwälzten, Zulma war die einzige Blume, die in der starren Wildniß ihn mit ihren lieblichen Farben erquickte.

„O ich sehe den grausen Finger, sprach er, der mich in das Thal des Jammers ernst hineinwinkt, unerbittlich jagt das Verhängniß hinter mir her, nur das todte Opfer kann es versöhnen, der Abgrund gähnt bereitwillig unter mir und hinter mir steht das Schicksal und läßt mich nicht entrinnen, ich sträube mich vergebens, mein Wille ist zu schwach, ich muß hinunter. In der Sterblichkeit ist keine Rettung und Gott — o dieser Grundstein ist versunken, alles ist eingestürzt und die wüsten Trümmer rufen mir wehmüthig zu: es war!"

Erst mit der Dämmerung kam Omar zurück. Er fand Abdallah in Gedanken versunken und den Ring betrachtend, den er in der Nacht aus der unterirdischen Grube gebracht hatte. Omar setzte sich neben ihn, und Abdallah sah ihn mit starren Augen aufmerksam an und sagte: Omar, — ja ich erkenne noch jene Züge, die einst meinem Freunde zugehörten. — Er konnte sich nicht länger zurückhalten, er fiel ihm lautweinend in die Arme, — ja Omar, rief er aus, — es war eine schöne Zeit!

Omar umarmte ihn feurig; Abdallah, sagte er, du sprichst von ihr, als wäre sie nicht mehr. Ich war und bin dein Freund, wandre durch das weite Asien und du wirst vergeblich ein Wesen suchen, das dich inniger liebte als ich. —

Abdallah machte sich aus seinen Armen los. O gib mir zurück, Omar, was du mir genommen hast, sagte er mit klagender Stimme, als ich mit kindlichem, leichtem Herzen noch durch das Leben ging. Mit frohen Ahndungen ging ich der verschlossenen Welt vorüber, du hast sie mir aufgethan, und verächtlich liegt die häusliche Armseligkeit der innern Natur vor mir. Die Brücke ist hinter mir eingestürzt, ich kann nicht wieder rückwärts. Mit sicherm Fuße stand ich einst auf diesem Ufer, der Triebsand schießt unter mir zusammen und versenkt mich in den Abgrund.

Omar. Deines Omars Liebe wirft dir einen Balken zu, ergreife ihn und rette dich.

Abdallah. Als ich noch auf deinen Knien ruhte, mit deinem Barte spielte, und mich in deinen Augen lächelnd sah, — o wie glücklich war ich damals! Rufe jene Jahre zurück, Omar, und ich gebe dir freudig alles wieder, was ich von dir empfangen habe. Gieb mir die Liebe zurück, mit der ich dich damals liebte, da gehörtest du mir, ich dir. — Omar, ich liebe dich noch, aber ein geheimes Grausen hält Wache um dich her und läßt meine Liebe nicht in das Innerste deines Herzens bringen. — Du stehst mir verloren in den Wolken und ich seufze zu dir hinauf, der Mensch kann nur den Menschen lieben, dem Gotte gebührt Anbetung.

Omar. Das soll nicht seyn, Abdallah. Ich bin derselbe Freund, der ich war, bleibe auch du derselbe.

Abdallah. Ich? — O von dem Abdallah ist nichts mehr als der Name da, alles übrige gehört den bösen Geistern.

Omar. Ermanne dich, Abdallah, und vergiß die Begebenheiten dieser Nacht.

Abdallah. Vergessen? — Er zeigte auf den magischen Ring, — o sieh den ernsten unermüdlichen Mahner, nein, ich werde sie nicht vergessen.

Er betrachtete den schwarzen Ring, auf dem wunderbare magische Charaktere eingegraben waren. — Sieh, Omar! rief er aus, — hier steht in unverständlichen Zeichen mein Unglück geschrieben, dies ist der Pfandbrief meines Elends, meines Vaters gräßliches Todesurtheil, der schwarze Gränzstein meines Lebens; — wie eine Blutschuld hängt dieser Ring an meinem Finger.

Omar. Nimm Abschied von mir, Abdallah, denn ich werde dich heut noch verlassen. — Du fährst zurück? Nicht auf lange, nur auf wenige Tage — Nur höre meine Bitte: liebe mich stets, laß keine Verläumder sich zwischen unsre Freundschaft drängen, ich bin dein auf ewig, dein Glück ist der Endzweck meines Lebens. Laß keinen Wurm der Lästerung sich auf die Blume unsrer Liebe setzen und sie vergiften. — Versprichst du mir das?

Abdallah. Ja. — Aber warum reisest du? — Und warum geradezu itzt?

Davon ein andermal, sagte Omar, und umarmte ihn. Abdallah hielt ihn ängstlich fest umschlossen, er drückte ihn lange an seine Brust. — Mir ist, Omar, seufzte er, als würdest du mich lange nicht wiedersehn, oder noch unglücklicher als itzt!

Bald und glücklich, sagte Omar und machte sich aus Abdallahs Umarmung los, — vergiß nicht meine Bitte. Auch abwesend will ich dich nicht verlassen, mein Schutz soll eine Rüstung um dich legen. Verfolgen dich Gefahren, so nenne meinen Namen, drehe diesen Ring und du bist gerettet.

Bei diesem Ringe soll ich an meinen Omar denken? fragte Abdallah mit schwerem Schmerz. Omar sah ihn mit einem ungewissen Blick an und wollte gehen, er kehrte wieder zurück. — Noch, sagte er, habe ich dir eine Botschaft zu bringen, die dein Herz bis oben an mit Freuden erfüllen und jeden Kummer ertränken muß, oder meine Freundschaft hat vergebens gehandelt. Höre!

Abdallah erwartete ungeduldig die Nachricht.

Zulma liebt dich! rief Omar.

Zulma? und zugleich sprang Abdallah heftig auf — o dann bin ich mit mir selber wieder ausgesöhnt! — Zulma? — Unendliche Wonne kömmt mir in diesem Ton entgegen! — Zulma? — Nicht möglich! — So plötzlich kann die feindselige Wirklichkeit nicht auf die andre Seite springen! — O Himmel! wie verächtlich liegen dann alle meine Klagen vor mir! — Sie liebt mich? — O nun — nun mag das Unglück gedrängt um mich wimmeln — vor diesem Worte flieht alles rückwärts. — Omar, dieser Talisman schützt mehr als der deinige, nun bin ich dir wieder gleich, denn nun bin ich mehr als ein Mensch! — Dein Freund und Zulma's Geliebter! O wo ist der Sterbliche, der mit mir um den Rang nach der Gottheit stritte? — Aber nicht möglich! — Wie kann — o du willst mich täuschen, Omar, um mich wieder lächeln zu sehn, du grausam zärtlicher! In eben so vielen Worten wird noch tausendfacher Elend liegen, als diese Seligkeit enthielten. — Omar, sprich, schweige nicht, — in einem Worte Seligkeit oder Verdammniß, — o auf Jammer bin ich nun ja schon gefaßt, sprich es aus: sie liebt mich nicht!

Omar. Nein, beim Schicksal! sie liebt dich, — laß mich sprechen. Ich sahe in die schwarze Tiefe deines Unglücks und suchte einen goldnen Sonnenstrahl in die Todtengruft hinabzuleiten. Schnell

mußte die Rettung seyn, oder du warst verloren. — Ich eilte zu Zulma, (wie ich die hundert Schwierigkeiten überwand, das sei dir itzt gleichgültig) ich sprach von dir, sie kannte dich, sie hat dich schon seit lange bemerkt, ohne von dir bemerkt zu werden, ich schilderte deine Liebe, sie ward gerührt. — Ja! rief sie aus, ich will ihn erhalten! Gehe mit dem Geständniß zu ihm zurück, daß ich keinen als Abdallah liebe.

Abdallah. Keinen als Abdallah? — O nun erst ist mir dieser Name theuer, von itzt an will ich stolz werden, Abdallah zu seyn. — O Omar, wäre diese Empfindung nicht so übermenschlich, sie würde mich unglücklich machen, denn nun bleibt mir ja nichts zu wünschen übrig.

Omar. Auch nicht sie zu sehen, sie zu sprechen?

Abdallah. Zu sehn? Zu sprechen? Zeige mir die Möglichkeit, und ich muß, ich muß sie sehen! —

Omar. Abdallah, laß nur die Vorsicht neben deiner Liebe gehn und die trunkene durch die Gefahren sicher geleiten. — Sie selbst hat mir die Möglichkeit gegeben. — Dort, jenseit des Flusses siehst du die Mauer, die sich um den Garten des Sultans zieht, eine alte Cypresse steht dort am Ufer, nach jener Stelle fahre in der Nacht, in dieser Nacht, du wirst Gesang und die Töne einer Guitarre hören, antworte mit deiner Laute und übersteige dort die Mauer des Gartens — und du findest Zulma allein, nur von einer vertrauten Sklavin begleitet.

Abdallah umarmte Omar heftig, er schluchzte vor Wonne, und Thränen erstickten seine Worte. — Fort rief er, ich kann nicht danken! —

Omar ging und sprach einige Worte, um den berauschten Abdallah noch einmal an die Vorsicht zu erinnern, die bei seiner Liebe so unentbehrlich war. — Dann ging dieser allein mit großen Schritten auf und ab, er küßte seine Laute und schlug mit brennendem Entzücken in ihre Saiten. Er sahe nach dem Abend, ob er nicht bald heraufdämmern wollte und der Nacht die Zügel der Welt übergeben, er hätte ungeduldig den zögernden Himmel herumrollen mögen und die schwarze Seite mit dem Mond und ihren Sternen heraufreißen. Dann sah er wieder nach der Mauer hinüber, die ihm aus der Ferne entgegenschimmerte, er erinnerte sich, wie oft er seit seiner Kindheit ohne Gedanken zu ihr hinübergeschaut, und wie sie itzt sein Glück und alle seine Wünsche umfasse. Aus allen seinen Träumen herausgerissen tanzten tausend goldne Hoffnungen vor ihm her, Zukunft und Vergangenheit waren vor ihm und hinter ihm untergegangen, diese Nacht war die einzige Heimath seiner Träume, Wünsche und Gedanken.

Selim und Abubeker hatten indeß schon mehrmahls ihre Freunde versammelt, der Strom war hoch gegen seinen Damm angeschwollen und erwartete noch die letzte Welle, um ihn zu durchbrechen und über die Flur seinen verderblichen Grimm auszugießen.

Sklaven wurden im Pallast Selims verborgen gehalten und bewaffnet, jede Art der Rüstungen in unterirdischen Gewölben verwahrt, heimliche Zeichen unter den Verschwornen verabredet, die sich durch heilige Eide verbanden. Ein mächtiges Feuer loderte in allen Herzen und brannte zur Vernichtung Ali's, Redlichkeit hielt den geheimen Bund mit unzerbrechlichen Fesseln zusammen. — Omar trat itzt zum letztenmal in ihre Versammlung, dann nahm er Abschied und trat seine Reise an.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

—

Itzt schwamm der Mond in silbernen Wolken über die Spitze eines fernen Berges herüber und jagte einen freundlichen Schein über den Strom; Abdallah bestieg einen kleinen Nachen. Er hatte schon seit langer Zeit auf diesen Augenblick gehofft, schon hundertmal den Kahn losgebunden und wieder befestigt, die Wellen schienen ihn mit ihrem Murmeln einzuladen, die Winde ihm zuzurufen: er war lange ungeduldig auf- und abgegangen, es war fast Mitternacht, der Dampf der Nacht stieg in leichten Streifen dem Himmel und seinen Sternen zum Opferrauch entgegen, und kaum goß sich itzt der erste goldene Schimmer des süßen zauberischen Lichtes über den Fluß aus, so sprang Abdallah rasch in den Nachen, nahm das bunte Ruder und fuhr in den glatten Strom hinein. — Er schwamm wie in einem Meere von Wonne, leicht von spielenden Wellen getragen, von kleinen lauen Abendwinden geneckt, die um ihn säuselten. Der Fluß schien ein Becher voll goldenen Weins, in tausend Schimmern rieselten die Wellen durcheinander und hüpften hin und her, wimmelten funkelnd um den Nachen herum und schienen ihn zu küssen, Wolken durchzogen abspiegelnd den Fluß und kleine schießende Goldwellen jagten ihrem silbernen Saume nach, die gestirnte Wölbung lag im Wasser ausgebreitet und wogte sanft auf und nieder. Dem Liebenden tönte das Plätschern des Ruders und das Rauschen des Kahns wie Flötengesang in die süße Wellenmelodie.

Er landete und verbarg den Kahn im hohen Schilf, das säuselnd seine grünen Schwerter im Mondstrahle blitzen ließ und unaufhörlich gegen Abendfliegen kämpfte, die summend am Ufer des Stromes schwärmten. — Die alte Cypresse stand wie ein Freund am Ufer und streckte dem Jüngling ihre Zweige wie Arme entgegen, er ging in ihren Schatten und harrte mit klopfenden Herzen auf den ersten Klang, der sich aus der Laute Zulma's losreißen würde, mit ängstlicher Furcht erwartete er diesen schönen Augenblick; die höchste Sehnsucht erschrickt vor dem langerhofften Gegenstand. — Der Schall eines Fußtrittes kam längst dem Fluß herab, er schloß sich dichter an den Baum; der Schall kam näher und Abdallah erkannte das Gesicht Raschids, der traurig und gedankenvoll vorüberging, ohne ihn zu bemerken. — Denkend und träumend, hoffend und fürchtend stand er an den schattigen Stamm des traulichen Baumes gelehnt und lächelte seine Träume an, alles flüsterte so heimlich und liebevoll um ihn her, ein stiller Wind lustwandelte durch die Blumen des Ufers und beschenkte die blauen Kinder des Frühlings mit hellen kristallenen Tropfen, Meerlilien trieben muthwillig auf ihren schwimmenden grünen Blättern in dem Strom umher, bläuliche Wasserschmetterlinge haschten sich im einsamen Grase, der Gesang der Nachtigall schallte aus Zulma's Garten her und verhallte in immer lei-

seren Accenten und schwoll dann wieder wollüstig in hohe silberne Töne hinein, die weithin durch das Laub der Bäume zitterten. — Izt — ein freudiger Schauder fiel mächtig auf Abdallah herab und zuckte pochend bis in die kleinsten Adern, — izt erklang eine leise Guitarre über die Mauer des Gartens und sang:

Mondschein winke,
Welle locke
Den Geliebten
In die Fluth. —

Und der Mond winkt,
Und die Welle lockt, —
Kömmt der Geliebte
Durch die goldnen Fluthen?

Sprich aus deiner hohen Palme,
Holde Sängerin der Nacht:
Kömmt er durch Wellengelispel?
Naht er durch der spielenden Wogen Melodie?

Steht er silbern unter goldnen Schimmern
Die in lichten Kreisen um ihn zucken,
Um die Locken eine Strahlenkrone weben?
Sprich ihm mit traulichem Geschwätz entgegen:

Wie ich harre,
Auf ihn hoffe,
Und die holde Nacht
Neben mir schlummert. —

Der letzte Ton verwehte wie ein leises Lispeln im Geständniß der Liebenden. Abdallah horchte noch und die ganze Natur schwieg, als horchte sie mit ihm auf neue Melodieen, in lieblicher Stille schmiegte sich der Himmel umarmend um die Erde. — Mit zitternder Hand ergriff Abdallah die Laute und sang:

Sonne der Nacht!
Himmel meiner Seele!
Reizgeschmückte,
Schönheitgekrönte,
Ich nahe deiner Gottheit!

Er hing die Laute auf die Schulter und nahte sich der Mauer. — Selbst die leblose Natur schien ihn zu begünstigen, die Zeit hatte aus der Mauer viele Steine herausgenommen und so Stufen gebaut, auf denen er leicht bis auf die oberste Decke der Wand stieg. Mit einem kühnen Sprunge stand er dann in dem Garten.

Verworren standen hier tausend Lieblichkeiten durcheinander, Bäume schienen in Bäume verschlungen. Die Winde wühlten in tausend Wohlgerüchen und jagten und verließen sie wieder, und die Blumen schüttelten zutraulich ihr Haupt gegeneinander. — Abdallah eilt mit großem Schritt durch den Garten, er hat vergessen wo und wer er ist, er fliegt zu einer blühenden dunkeln Laube von Jasmin, erkennt die reizende Zulma, in einer schönen Stellung auf einen Rasensitz hingegossen und stürzt in namenlosen Entzückungen ohne Sprache, ohne Besinnung vor ihr nieder. —

Zulma beugte sich schüchtern uber ihn. — Abdallah! flüsterte sie leise, — Abdallah!

Abdallah hob langsam sein Haupt auf und legte es zitternd auf ihr Knie.

Steh auf, Abdallah, sprach sie, und setze dich hieher.

Er gehorchte. — Und es ist wahr, rief Abdallah, was mir noch der kühnste Traum nicht gegeben hat? Es ist wahr, Zulma? — O ich darf dich ja nicht fragen, denn die Traumgestalt wird von meinen Wünschen bestochen seyn.

Zulma faßte seine Hand. — Es ist kein Traum, Abdallah, nein, so schön sind Träume nicht.

Abdallah. Nein, nein, Zulma, denn wenn sie es ja sind, so muß uns das hohe Entzücken aus dem Schlafe reißen, — dies ist mein Trost, ja es muß Wahrheit seyn.

Sie hielten sich beide schweigend Hand in Hand. — Die Blätter säuselten, die Blüthen dufteten, der Mondschein schlummerte süß auf dem grünen Rasen, durch die Guitarre Zulma's klang ein leiser Hauch.

Abdallah. O Zulma, wie hab' ich diesem Augenblick entgegengesehen! — Was hätt' ich dir zu sagen, — und nun, — meine Zunge ist stumm, kaum bin ich mich meiner selbst bewußt.

Zulma. Wo findet die Liebe Worte? — o Abdallah, wie glücklich machst du mich, — wie haben dich seit drei Monden meine Augen nun so oft vergebens gesucht, als ich dich an jenem Feste unter meinem Fenster erblickte, tausend heimliche Seufzer sind dir nachgeflogen, — und nun sind alle meine Wünsche erfüllt!

Abdallah. O wie werd' ich mich von der Qual dieser Wonne wieder erholen können? Wie wird mir nun die Welt dort draußen leer und öde seyn! — O Zulma, könnt' ich hier, hier zu deinen Füßen sterben, daß mein Geist aus einem Paradiese in das andre schlüpfte!

Er warf sich nieder und bedeckte die Hände Zulma's mit Küssen. — Zulma beugte sich zärtlich auf ihn herab, eine Thräne, halb von Freude, halb von Wehmuth glänzend, trat in ihr schwarzes Auge. „Liebst du mich wirklich, Abdallah?“ fragte sie mit der rührendsten Unschuld.

O laß mich schwören! rief der trunkene Abdallah aus, bei dem Hauch der Liebe der durch den Garten wandelt, bei der Liebe, die aus dem Himmel mit tausend goldenen Augen auf uns herabsieht —

Zulma ergriff seine Hand. — Lügner, sagte sie leise, und dieser Ring, — sie hielt ihm den Zaubertalisman an der linken Hand entgegen.

Eine dumpfe Bangigkeit zog durch Abdallah's Brust, es war ihm, als würden furchtbare Gestalten aus den rauschenden Gebüschen hervortreten; er verschloß die Augen und verbarg sein Haupt an Zulma's Busen.

Nein, sagte er betäubt, dies ist ein Geschenk der Freundschaft, ein heiliges Versprechen meines Glücks, ein Unterpfand das mich deines Besitzes versichert. — O Zulma mein, auf ewig mein!

Zulma. Auf ewig?

Abdallah. Es soll, es wird seyn! — warum würde sich alles so wunderbar fürchterlich an einander reihen, wenn es nicht dazu wäre? O das Schicksal häuft nicht Begebenheiten, um seine Menschen elend zu machen: ich werde glücklich seyn!

Zulma. Ich verstehe dich nicht, Abdallah.

Abdallah. Ach ja, Zulma, Zulma liebt mich! o Thörichter, was willst du mehr?

Er umarmte sie und drückte sich inniger an ihren Busen, sein Mund fiel glühend auf den ihrigen, eine Stille der Mitternacht lag um sie her. Das Herz sprach zum Herzen in verständlichen Schlägen, die Geister besprachen sich in der hohen Entzückung, — ein heiliger Hauch wehte wie ein Schutzgeist um sie her, die Sterne glänzten goldener, die Natur lächelte mütterlich auf ihre glücklichen Kinder hin.

Ein Händeklatschen aus dem nahen Busche. — Wir müssen scheiden, sagte Zulma seufzend; geh' zuweilen dem Pallast meines Vaters vorüber, dann sollen dir die Blumen Nachricht geben, ob du wieder zu mir kömmst. Die blasse Lilie bedeutet Furcht, der Citronenbaum Unmöglichkeit, das Veilchen vergebliches Hoffen, die Rose bist du, — wenn diese auf der Mitte des Altans steht, dann kömmst du wieder hieher, sobald dich meine Laute gerufen hat. — Sie drückte ihn noch einmal feurig an ihre Brust und Abdallah ging wie im Traume taumelnd zurück. —

Als er in den Nachen stieg, tönte es ihm silbern aus dem Garten nach:

Walle sanft auf stillen Wellen,
Dich geleitet meine Seele
Säuselnd durch die blaue Fluth.

Er ließ das Schiff vom Strome forttreiben und sang leise zurück:

Doch bei dir weilt meine Seele;
Wie die abgerißne Blume
Schwimm' ich durch die blaue Fluth.

Die Töne verklangen in dem leisen Wogengeräusch. — Der Nachen landete.

Abdallah's Brust war zu voll von hoher Begeisterung, alle seine Gefühle waren zu laut angeschlagen, in seine stille enge Wohnung konnte er itzt nicht zurückkehren. Er eilte ins Freie, wo der Mond über das Gefilde ausgegossen lag und heimlich in den dichten Wald durch kleine Spalten blickte. — Er überließ sich allen seinen Empfindungen, die durcheinander strömten. — Das Rauschen eines Wasserfalls weckte ihn endlich aus seinen Träumen, er sahe auf und stand wieder in dem Felsenthal, wo Omar ihn neulich unter die Erde hinabgesandt hatte. Vom Berge rann im Mondschein der Strom wie schäumendes Blut hinunter.

Ein Schauder verschlang alle seine süßen Empfindungen, mit kalter Hand griff ein Grausen in seine Brust und zerriß das zarte Gewebe.

Welche dunkle Macht hat mich hieher geführt? rief er aus. — Der Jammer verfolgt mich ungestüm bis in die Wohnung der Seeligen. — Alle gräßlichen Erinnerungen steigen wieder von diesen Felsen herab, es kömmt mir wild und zähneknirschend entgegen! — Das Bild meines Vaters regt sich unter meinen Füßen und will sich zu mir emporarbeiten. — Hinweg! hinweg! —

Er entflohe mit bleichem Antliz, als es aus den Bergen hinter ihm „Abdallah!" rief.

Ein neuer Schauder warf sich ihm entgegen. Er stand. — Ein Greis stieg von dem Berge herab und eilte auf Abdallah zu.

Wer bist du? rief ihm der Jüngling entgegen.

Dein Freund, antwortete der Greis. —

Eine dunkle Erinnerung schwebte in dem Gesicht des Alten, Abdallah hatte ihn schon gesehn: nach langem Nachsinnen entdeckte er, daß es eben der Greis sei, der in jener fürchterlichen Sturmnacht in die Arme Omars geeilt sei, ehe er unter der Cypresse einschlief. —

Der Greis reichte ihm stumm eine Sammlung von Palmblättern.

Was soll das? fragte Abdallah erstaunt.

Nimm, antwortete der Greis, — lies und sei gerettet!

Gerettet? rief Abdallah aus.

Ein böser Geist, antwortete der Fremde, steht in der Gestalt deines Freundes Omar neben dir, nimm die Warnung des alten Nadir gütig auf, der auch einst sein Freund gewesen ist, und verlaß' diese Schlange, die dich mit ihren giftigen Knoten umstrickt.

Omar? sagte Abdallah, Omar? — O nenne seinen Namen mit Ehrfurcht, deine Lästerungen werden nicht an mein Herz und meine Freundschaft hinanreichen.

Lebe wohl, antwortete Nadir, ich darf nicht zu lange weilen und ein heimliches Grauen, das von dir ausströmt, jagt mich zurück.

Der Greis verschwand wieder in den Felsen. —

Ein wacher Hahn krähte von einem Dorfe durch die Monddämmerung. Hunde heulten in der Gegend umher, und Abdallah ging in einem tiefen Nachdenken langsam zur Stadt zurück.

Er wollte noch itzt diese Blätter lesen, aber die Gefühle, die ihn durchstürmt hatten, hatten ihn so ermüdet, daß er nach wenigen Augenblicken in einen tiefen Schlaf versank.

Zweites Kapitel.

Die Verschwornen hatten sich in dieser Nacht wieder in dem Pallast Selims versammelt und man war itzt im Begriff, heimlich auseinander zu gehen. — Der morgende Tag, sprach Selim, ist also zur Ausführung unsers großen Entwurfs bestimmt? — Ihr habt es selbst beschlossen, es sei. — Das Glück geht uns entgegen und reicht uns zu unsrer Unternehmung die Hand.

Am folgenden Tage ward im Pallast des Sultans ein großes Fest gefeiert, zu dem schon alles bereitet war. Der ganze Pallast war dann in Freude und Lust berauscht, fast jedermann hatte dann Zutritt, die Wachten vernachlässigten ihr Amt und auf dieses Fest hatten die Verschwornen ihren Anschlag gegründet. — Man hatte Selims Freunde und Sklaven in dieser Nacht gerüstet, alles stand bereit zu dem furchtbaren Schlage, einem jeden war zu diesem großen Augenblick sein Amt angewiesen, Rüstungen und Harnische erklangen dumpf in den stillen Gewölben und durch die Einsamkeit der Nacht, Erwartung stand auf jeglichem Gesicht, alle Seelen waren stark wie die Sehne eines Bogens angezogen, schon zitterte der Pfeil, losgeschnellt nach seinem Ziel zu fliegen.

Seht! rief Selim, schon wankt die graue Dämmerung des Tages herauf, schon drängt sich ein blutrother Streif hervor und erinnert uns an unsre Unternehmung. — Seid ihr es noch itzt zufrieden, daß heut der große Wurf gewagt werde?

Alle bejahten es einstimmig, nur Abubeker lehnte sich stillschweigend an die Mauer.

Nun dann, rief Selim aus, so sind wir frei!

Ich schwieg in eurer Versammlung, begann endlich Abubeker, denn die Menge hätte mich doch überstimmt, aber itzt laßt mich sprechen und handelt dann nach eurem Willen. — Diese Nacht war fürchterlich, ein kaltes Grausen nach dem andern ist meinen Rücken hinabgeschlichen; mögt ihr mich doch einen thörichten Greis nennen, den das Alter wieder in die Kindheit zurückgeführt hat. — Als Omar von uns Abschied nahm und aus der Thür ging, hörtet ihr da nicht aus der Ferne ein Gelächter, das mein Blut in Eis verwandelte? — Hörtet ihr nicht über dem Pallast ein Gekrächz von Raben, die über uns, als ihre Beute hinwegflogen? Die Eulen winselten um das Dach und Hunde heulten vor der Thür, als wäre das Haus mit Leichen angefüllt. — Mir war, als sähe ich schadenfrohe böse Geister mit höhnischen Gesichtern durch die Spalten der Thür sehen und einen schwarzen Strich durch unsern Anschlag ziehen, der Todesengel hat uns in sein Buch eingezeichnet, sein Schwert liegt auf den Wink des Schicksals bereit. —

Der Morgen stieg in Säulen von Dampf empor und ein gedrängtes Heer von Raben flog krächzend von Osten her, und flatterte von neuem über das Dach des Pallastes. —

Seht! rief Abubeker, — da steigt die Unglücksvorbedeutung von neuem herauf! Diese Vögel des Todes krächzen uns noch einmal unser Schicksal entgegen. Der heutige Tag sträubt sich unwillig unter der Last, die wir auf ihn legen wollen; wartet auf einen günstigeren, wo uns das Glück seine holden Blicken entgegensendet. —

Die ganze Versammlung sahe auf Selim, der itzt zu reden anfing:

Ihr tretet alle ungewiß zurück, von einer schwarzen Ahndung hart angeredet, ihr werfet zaghaft euren Vorsatz von euch und entflieht, und ihr glaubt, daß auch ich zu euch hinübertreten werde und dem großen Entwurf Lebewohl sage. — Abubeker, du hast das Blut aus allen Wangen gejagt und die Furcht sitzt auf derselben Stelle, auf welcher der Muth vorher thronte. Ha! wessen Auge darf sich anmaßen, in die Geheimnisse der Natur zu schauen und ihre Winke zu deuten? Wer versteht die räthselhafte Schrift, in der der Ewige der dienstbaren Welt ihre Gesetze schreibt? Sie enträthseln wollen, heißt nicht den tiefen Sinn verstehen. Deine Aengstlichkeit hat hier geirrt, Abubeker; welches kühne und große Unternehmen wird erst auf die Einwilligung ungewisser Vorbedeutungen warten? Wer könnte handeln, wenn Thiere erst seinen Vorsatz bestätigen müßten? Ward der Mensch darum über diese Wesen gesetzt, um vor ihnen zu zittern? — Und laß diese Vorbedeutungen selbst Wahrheit sagen, laß die Hunde der Nacht um unsern Leichnam heulen, muß darum unser Unternehmen nicht in Erfüllung gehen? Wenn wir nun zugleich mit Ali sterben, so sind wir nicht unglücklich, denn unser Tod macht unsre Freunde glücklich. — Was werdet ihr bei den Gefahren thun, wenn ihr schon vor der dunkeln Ahndung der Gefahr zurückzittert? Kein so begünstigender Tag als der heutige wird uns wieder entgegengehn; unverzeihliche Trägheit ist es, wenn wir unsre Arbeit stets von einem Tage zum andern uns selber aufbewahren, euer Muth erkaltet, der Sultan wird von unserm Vorhaben benachrichtigt, und dann erst haben diese unglücklichen Vorbedeutungen Wahrheit gesprochen. Wenn das Schicksal uns zürnt, so ist es mir erwünschter, noch heute seinen Zorn zu erfahren, als unter ängstlichen Erwartungen zu leben.

Abubeker selbst stimmte ihm etwas unwillig bei und die übrigen folgten seinem Beispiel. — Man beschloß am Abend mit gewaffneter Hand in den Pallast zu dringen und Ali und sein Gefolge niederzumachen. — Alle warteten ungeduldig auf die ersten rothen Streifen des Abends.

Drittes Kapitel.

Abdallah erwachte und tausend verworrene Gefühle, traurig und froh, drängten sich ihm mit den ersten Strahlen der Sonne entgegen, Ahndungen die ihn mit Schaudern umgaben und doch mit hohen Entzückungen seinen Busen schwellten: in seiner Seele schwebte eine Dämmerung, die hundert Flammen durchzuckten und von der kalten Finsterniß wieder ausgelöscht wurden. Zulma, die ihn gestern so liebevoll aufgenommen hatte, neben dem blutigen Strom im Felsenthal, jene wollüstigen Empfindungen waren ihm nachgeschwommen und kämpften itzt mit den Schreckenserinnerungen. Seine Seele rang mit Freude und Verzweiflung, Qualen und Seligkeiten wechselten in seinem Busen, wie eine Welle, die bald der Schatten überfliegt, bald wieder ein blendender Sonnenstrahl vergoldet. — Die Palmblätter lagen neben ihm, er nahm sie und wollte zu lesen anfangen.

Deine Ahndung edler Freund, sprach er, hat dich nicht getäuscht, die Schmähsucht will das Band zerreißen, das meine Seele an die deine knüpft, man will dich aus meinem Herzen jagen und mir auch das letzte Andenken meines vorigen Glückes rauben, auch den letzten Becher will man von meinen brennenden Lippen nehmen. — Ob ich diese Blätter lese? Oder sie ungesehn in den Strom auf ewig versenke? Kein Verdacht hat dann meine Freundschaft befleckt, dann kann ich ohne Scheu dem zurückkehrenden Omar entgegengehn und ihm den Kuß der Liebe geben. — Verdacht? — Himmel! was kann dem großen allmächtigen Omar an dem Wurm Abdallah liegen? — Ihm ziemt es von seiner Freundschaft Rechenschaft zu fordern, nicht mir. — sein Sonnenglanz sieht mit milder Güte auf mich Verlassenen herab — und ich will ihm mißtrauen? Was kann er denn von mir gewinnen, das er nicht schon tausendfach besäße? Was kann ich verlieren, das er mir nicht unendlich ersetzen könnte? — Nein Omar, dein Abdallah wird nie undankbar seyn, du pflanzest für ihn einen Garten dessen Kühlung ihn erquicken soll, und ich will dankbar dein Geschenk an-

nehmen. Hast du nicht mir in dieser Nacht Himmelsseligkeiten zubereitet? Das feindselige Verhängniß kämpft gegen deine Güte an, es fordert laut mein Elend, aber du hältst einen Schild vor meine Brust. — Deinen Freund Nadir hast du verloren, mich sollst, mich kannst du nicht verlieren, wenn du mich nicht selbst verächtlich von dir wirfst, und darum will ich ohne Scheu diese Blätter lesen, ich will diese Verläumdungen erfahren, um desto unzertrennlicher an dir zu hangen.

Er nahm die Blätter und fing an zu lesen:

Abdallah, ich beschwöre dich bei allem, was dir auf dieser Erde und jenseit des Grabes theuer ist, weise diese Worte nicht mit der Kälte zurück, mit der man einen verdächtigen Fremden abzuweisen pflegt, grabe sie tief in die Tafel deiner Seele und laß sie dort durch kein Mißtrauen, durch keinen täuschenden Verdacht wieder auslöschen. Zweifle in der ganzen Zukunft deines Lebens, nur itzt nicht, denn diese Zweifel könnten dich um alles bringen, was je ein Wunsch und eine Hoffnung ahndete, was je ein Geist zu erlangen strebte. O ich bin glücklich, es ist die edelste That meines Lebens, und der Zweck meines Daseyns ist zehnfach erfüllt; wenn diese Blätter nicht zu spät in deine Hände fallen, der Baum ist gesegnet, auf dem sie hervorschossen, das Rohr ein Heiligthum, das diese Züge niederschrieb, dann kann ich dem Richter jenseit mit Vertrauen entgegentreten und meine Rechnung seinen Händen überliefern, diese That löscht alle meine Sünden in seinem schwarzen Buche aus. —

Aber du möchtest mich nicht verstehen und in meinen Worten nur Verläumdungen finden, darum will ich zu dir wie zu einem Verbündeten sprechen, der schon in die Geheimnisse der Nacht eingeweiht ist. Du stehst einmal jenseit der glücklichen Unwissenheit, und es wäre Frevel, von Geheimnissen zu schweigen, deren Mittheilung dich vielleicht noch von dem Abgrund zurückreißen kann, vor dem du schwindelnd im dumpfen Nachsinnen stehst. —

Eine schwarze Nacht liegt um dich her und du kniest vor einem verdorrten Stamm, den du für das Bild eines Gottes hältst, du verehrst in Omar die Macht, die über die Menschenkraft hinausgreift, du siehst ihn auf der Spitze eines Felsen, zu der du den schroffen Abschuß vergebens hinaufklimmst, — o dürft' ich ganz die Hülle von deinen Augen nehmen und einen Stern in dieser Nacht erwecken! du siehst einen prächtigen Nebel in der Abendsonne in hohen gewundenen Säulen brennend emporsteigen — und vergissest, daß es nur Dampf und nichtiger Rauch ist. — Könntest du ohne Blendung in die wesenlose Pracht hineinblicken, du würdest da verachten, wo du itzt verehrst. — Die Mauer der Allmacht ist unübersteiglich, kein Sterblicher wird je in das Innere des Heiligthums dringen, eine unwiderstehliche Hand hält den Staub unerbittlich von dem zurück, was nur daurende Geister sehn und begreifen können, uns ist ein Feld angewiesen, wo wir über Blumen denken dürfen, jene unendlichen Wälder sind unserm Blick zu groß, kaum hören wir zuweilen von der Mauer ihr dumpfes Rauschen herüber, kein Auge wird sich je in den Garten des Ewigen wagen. — Jene Kraft, die der Getäuschte für einen Theil der Allmacht hält, ist nichts als ein Blendwerk, das in seinen eignen Augen schwimmt, er selber bringt wider seinen Willen das hervor, was er glaubt vom Himmel herabsteigen zu sehen.

Welcher Wurm kann sich ohne Flügel zum Glanz der Sonne aufwärts schwingen? Ein Strahl zittert auf ihn hernieder und er glaubt, sie steige auf sein Gebot zu ihm herab und spiele neben ihm im Grase, aber es ist nichts, als ein Tropfen Thau's, in welchem ihm ihr Bild aus einem kleinen Spiegel entgegenlächelt. Die Hand des Menschen wird nie in ewige Gesetze greifen und ihnen Stillstand gebieten; wer würde noch zum Allmächtigen beten, wenn der Hauch des Staubes die Weltendonner seiner Sprache überschrie, wenn ein Sonnenstaub sich seinem Willen entgegenwürfe und das große Gewebe sperrte? — Nein, Abdallah, du glaubst zu sehen, was du nicht sehen kannst, in dir selber schlägst du die Töne an, die du aus den Wolken zu hören glaubst, die Unendlichkeit steht deinem Lehrer nicht zu Gebot, aber deine schwachen Sinne vermag er zu beherrschen, das große Geheimniß, vor dem du verehrend zurückschauderst, ist nichts, als ein gemeiner Betrug, den du an einem armseligen Künstler verachten würdest.

Darum höre mich und sei was du warst, verliere den Freund und gewinne dich selber der Verrätherei wieder ab, sprich das belebende Wort über die Leichen aus und laß aus ihrem Grabe die Seligkeiten wiederkommen, die du selbst ermordet hast; laß das schlachtende Messer inne halten und binde sorgsam die letzte Rose auf, die schon in der Sonnenhitze verschmachten will. —

Mein Name ist Nadir, ich trete mit dem morgenden Tage in mein achtzigstes Jahr, traue meinem Alter, das mich bald vor den Thron des Richters bringen wird, wo man mir jede Lüge aufbewahrt. — Seit meiner Kindheit brannte in mir eine unauslöschliche Ungeduld, alles zu erfahren und zu wissen, was nur in der Seele des Menschen Raum fände; als Jüngling schweifte ich bald mit meinen Gedanken über die Gränze hinaus, die eine gütige und grausame Hand unserm vorwitzigen Geiste gesetzt hat. Mein Verstand wollte das Unendliche umspannen und das Undurchdringliche durchdringen, die Schwäche der Menschheit hielt ich nur für die Schwäche meines Geistes, meine Sinne schweiften durch alle Regionen der kühnsten Zweifel und der verwegensten Irrthümer, ich riß alles um mich her aus, und bepflanzte die leere Schöpfung dann mit den Wesen meiner Einbildung, ich glaubte nichts, um alles zu glauben. Alle meine Kräfte bot ich zum Kampfe auf und fühlte mitten im Streit meine Schwäche, ich hatte durch meine Kühnheit Gott und das Schicksal verloren und doch genügte ich mir nicht selbst in der traurigen Einsamkeit, ich hatte die Vorsehung geläugnet und fing nun an, die Macht fremder Wesen und Dämonen zu glauben; Aberglaube und Nichtglaube berühren sich unmittelbar auf der Gränze, aus einem Feinde der Andacht ward ich ein Schwärmer. Von itzt lebte ich unter Wundern und Unbegreiflichkeiten, zu denen ich mich hinandrängen wollte, die Aehnlichkeit der Gottheit schien mir darin zu liegen, die geheimen Winke der Natur zu verstehn, und das Unmögliche möglich zu machen, ich taumelte auf einem schmalen gefährlichen Wege durch das

Gebiet des Wahnsinns, von blendenden Hoffnungen begleitet.

Auf dem Gipfel des Caucasus, hört' ich, wohne der weise Achmed, der die große Auflösung zu den Millionen Räthseln gefunden habe, den Stab, mit dem er an die Sonne und die Sterne reichen könne und dem sich die Zukunft aufthue. Ich verließ mein Vaterland, um diesen Gott zu sehen und sein Schüler zu werden, wenn er mich für würdig erklärte. Er nahm mich auf und ich überstand fünf harte Probejahre, in denen er mich durch tausend Mühseligkeiten zurück zu schrecken versuchte, aber meine Wißbegierde ertrug alle Lasten leicht und tröstete meine Ungeduld, die zuweilen erwachte, mit dem herrlichen Augenblick, in welchem meinen Augen der ewige Vorhang niederfallen würde. — Omar war wie ich ein Schüler Achmeds, — der erharrte Tag erschien endlich und ich ward in den schwarzen Bund aufgenommen. — Wir mußten beide dem edeln Achmed mit einem heiligen Eide schwören, nur durch unsre Macht Glück und Freude zu verbreiten, dem Elenden beizustehn, den Schändlichen zu strafen und so dem Ewigen ähnlich zu werden. — Wir schwuren es und Achmeds Gewalt war die unsrige.

Nun erst sah ich ein, daß meine Wünsche jenseit der Schranken der Menschheit lagen, daß das, was ich verloren gegeben hatte, mehr werth sei, als mein Gewinnst. Alle meine großen Hoffnungen waren hintergangen, ich war im Begriff mich selbst zu verachten. Tausendmal wünscht' ich die Vergangenheit zurück, in der ich noch nicht an die Gränze der menschlichen Kraft gekommen war, wo mich eine unbarmherzige Schrift höhnend zu den Thieren des Feldes zurückwies. Ich hatte gehofft, daß sich mir die Ewigkeit aufschließen würde, wo ich im Heiligsten die Gottheit schaute und den großen Plan der Welt sähe, den sie gezeichnet hat — und ich ward vor einen Spiegel geführt, in dem ich nun meine eigne Verächtlichkeit sahe und eine Kunst war mir verliehen, die mir durch armseligen Betrug den großen Verlust nicht ersetzen konnte, eine Macht, die Niemand an dem Besitzer beneiden würde, wenn er nur einen Blick durch den blendenden Glanz zu werfen vermöchte.

Omars Freundschaft tröstete mich in meiner Trostlosigkeit und versöhnte nach und nach mein Mißvergnügen, wir tauschten unsre Seelen gegen einander aus, und ein jeder gewann, wir schlossen einen heiligen Bund und jeder Gedanke, jedes Gefühl floß in das Wesen des Freundes hinüber.

Endlich trennte sich Omar von mir und ich blieb allein bei meinem Lehrer, und lebte in einer stillen Einsamkeit und Ruhe, von der Welt und ihren Geschäften geschieden, in steten Betrachtungen der Natur und der Weisheit Gottes. Ich dachte oft an meinen Freund Omar und wünschte ihn zu mir zurück. Zwanzig Jahre waren so verflossen, als ich von meinem Lehrer Achmed den Auftrag erhielt, ihn aufzusuchen, denn meine Reise, setzte er hinzu, könnte wichtige Folgen haben.

Ich durchreiste Arabien und Persien vergebens und fand ihn endlich hier wieder, an jenem Abend, als du unter einer Cypresse eingeschlafen warst und ein brausender Sturm dich aus deinen Träumen weckte. — Er eilte in meine Arme, es war eine wonnevolle Stunde des Wiedersehens; wir erzählten uns unsre Schicksale und Omar sprach also

„O! daß der Mensch in seinem Busen einen unversöhnlichen Feind mit sich herumtragen muß, der ihn unablässig quält! daß dies heillose Drängen unsrer Seele, dies Streben gegen die Unmöglichkeit uns den Genuß unsers Daseyns raubt und uns gegen uns selbst verderbliche Waffen in die Hand giebt!"

Wir hatten uns weiter hinein in den Busch entfernt, die Nacht sah schweigend auf uns herab, die Bäume wiegten sich leiserauschend und Omar fuhr also fort:

„Wir sprachen schon damals, Nadir, als wir beide noch den Unterricht des weisen Achmeds genossen, von jenem Sturm, der unaufhörlich in dem Baum unsers Geistes wüthet und ihn zu zerstören droht. Kaum hatte ich von dir Abschied genommen, so verfolgten mich alle meine Wünsche mit erneuerter Wuth, mein brennender Durst war nicht gestillt, sondern durch Achmeds Kenntniß nur von neuem angefacht, mein Vordrängen war vergebens gewesen, denn noch in dichtem Nebel eingehüllt lag der große Felsen in der Ferne, hinter welchem die Sonne wohnte, die ich suchte. Ich fühlte mich eingeengt und gepreßt und war unglücklicher als ich je gewesen war."

„Furchtbare Gedanken standen itzt leise in meiner schwarzen Seele auf wie Verbrecher, die die Ketten von sich streifen und sich frech im düstern Kerker erheben. Weisheit war mir der edelste, der einzige Zweck des Menschen, die einzige Krone, die seine Stirn schmücken könnte, ein Zweifel an alle Tugend machte mir diese gepriesene Gottheit verächtlich — und ich wagte endlich vermessen einen Schritt, von dem ich vorher wußte, daß sich hinter mir ein Abgrund reißen würde, um mir den Rückweg ewig unmöglich zu machen."

Omar hielt ein und mit gespannter Aufmerksamkeit horchte ich auf seine Rede. — Mein Freund fuhr fort:

„Am Ende der Welt, in einem fürchterlichen Schlund, der sich zwischen die Klippen des Atlas wirft, an einer Stelle, wohin noch kein Menschenfuß sich verirrte, wo zwischen ewig einsamen Felsenwänden das Grausen wohnt und kaum ein verirrter Wind mit seinem Fittig gegen die hohen Steinmauern streift, dort — so sagte eine alte Sage, — wohne seit Jahrtausenden ein furchtbarer Sterblicher, der hier im kalten Haß der Ewigkeit entgegenharre, von Menschen und Engeln losgerissen, ein Wesen, einzig, ohne je ein Leben zu finden, dessen Seele mit der seinigen gleichgestimmt sei. — Greise erzählten mir unter Schaudern, daß er ein höherer Geist gewesen sei, der sich vom Ewigen losgeschworen und in die leere Wüste der Strafe der Allmacht entronnen sei, Mondal, so nannten sie den Schrecklichen und sagten, daß der große Verworfene keine Strafe bedürfe, denn er selber sei seine Verdammniß. Man sprach von den Wundern die er ehedem gethan und vor denen die Völker in Demuth erzittert wären, von gräßlichen Strafen, mit denen er sich an seinem Feinde gerächt, sein Name war die Loosung zum Schrecken."

„Ihn wollt' ich aufsuchen und mich an seine fürchterliche Größe drängen, hier die Flammen meines Busens kühlen, oder ein unausbleibliches Verderben finden. — Ich wanderte durch die Wüsten von Afrika, ich ging über die hohen unermeßlichen Gebirge und näherte mich endlich der langerhofften Gegend. Das Gebirge lag fürchterlich aufgethürmt,

wie die Mauer der Welt vor mir, die Wolken des Himmels schienen scheu um den Fuß zu flattern und frech hoben sich die Spitzen des Klippengebirges in die unendliche Leere des Aethers, immer höher und höher aufgewälzt und immer furchtbarer und kühner aufgethürmt."

"Ich bestieg die untersten Gebirge, die sich nur wie Hügel an die unbegränzte Felsenmauer lehnten. Die Erde lag unter mir mit allen ihren Schätzen und Städten ausgebreitet und schien mir Lebewohl zu sagen, das Meer unermeßlich ausgegossen tief unter mir. In tausend Herrlichkeiten winkte mich die Sterblichkeit zurück, sie streckte die Arme liebevoll nach ihrem verlornen Sohne aus und rief mich mütterlich an ihren Busen hin, an dem ich in der Kindheit meines Geistes mit so inniger Liebe gehangen hatte. — Aber ich ging vorwärts und ließ hier meine Menschheit zurück, ich warf alles von mir ab, was der Endlichkeit gehörte, ich riß auf ewig das große Band entzwei, das mich an die Schöpfung hielt, ich setzte den Fuß vorwärts, von diesem Augenblick ganz mein eigen, die Menschheit hinter mir auf ewig zugeschlossen, ich auf ewig in die Unendlichkeit des Meeres hinausgewiesen, von keinem Ufer jemals wieder angewinkt zu werden."

"Mein Pfad wand sich immer steiler die Felsen hinan, immer unfreundlicher die Natur umher, die Bäume starben aus, die Sträucher, und endlich erlosch auch der letzte Schimmer des grünen Grases unter meinen Füßen. — Itzt lag die Erde und das Meer in eins verschwommen ungewisser wie ein Nebel unter meinem Blicke, wie in einen schwarzen Schleier eingewickelt; so weit mein schwindelnder Blick sich wagte, über mir und unter mir und neben meinem Schritte die unendliche gedankenlose Leere. — Bei jedem Schritte zog sich ein härterer Panzer um meine Brust, keine meiner vormaligen Empfindungen wagte es, mir in den eisernen Aufenthalt zu folgen, nur von nackten Felsen und dem Himmel umgeben hatt' ich schon vergessen, daß ich einst ein Mensch gewesen sei." —

"Ich kam in Gegenden, die die Natur zuletzt in ihrer Ermüdung geschaffen zu haben schien, kein Leben, kein Moos, das die Felsen hinaufkroch, erinnerte mich an die Welt, die ich verlassen hatte. Hier schien der Tod seine Behausung zu haben, eine Welt schien hier einst untergegangen, und dies ihre schauderhaften Ruinen zu seyn. Ein kaltes Grauen begleitete mich, immer größere Furchtbarkeiten kamen mir entgegen, alle meine Gefühle gingen nach und nach in meiner Brust unter, und nichts als mein Vorsatz und das Bewußtseyn meines Daseyns blieb mir übrig."

"Itzt stand ich auf einer Felsenspitze, die in ein Thal hinabsahe, das rings von kahlen schwarzen Klippen eingeschlossen war, ein Schauder brütete über tiefem Schlund, in den sich tausend Höhlen rissen und ein verworrenes Gebäude bildeten, kein Luftzug rauschte durch die Felsenwüste, kein Ton, der ein Leben verrieth, schlich hervor; die gespaltenen Klippen grinzten mir aus dem Abgrund entgegen, die Vernichtung sahe sich hier selbst mit Wohlgefallen an und behorchte sich in der schauderhaften Stille."

"Dies ist seine Behausung! rief ich unwillkührlich aus, und der erste Klang warf sich zerschmettert die gewundenen Klippen hinab, ich selber fuhr erschrocken zurück und der Ton verlor sich winselnd in den fernsten Schlünden."

"Die letzte Furcht faßte mich zweifelhaft an. — Soll ich hinuntersteigen? fragte ich mich leise. — Noch, noch steht mir der Rückweg offen! Noch darf ich selber über meinen Willen gebieten. — Doch was soll ich in der Welt? — Ein Engel darf, ein Mensch mag ich nicht seyn, nur die Hölle bleibt den Unbefriedigten übrig, — ich kann nicht anders, ich würde nichts vom Menschen wieder rückwärts bringen: — und zugleich stieg ich in das fürchterliche Thal hinab."

"Wie mit tausend kalten Armen hielt es mich eingeklammert, wie in den unerbittlichen Tod schritt ich hinunter."

"Plötzlich fuhr ich bebend zurück. — In einer halb dunkeln Grotte saß ein Greis und lächelte mir mit einer Freundlichkeit entgegen, die mehr dem Zähngeknirsch eines Ungeheuers glich. Ein weißer Bart sank bis auf seine Füße hinab und deckte sein Gesicht. Ein fremdes, mir unbegreifliches Wesen sahe aus seinen wilden Augen, er hatte bloß das Ansehen eines Menschen, um die Menschheit von sich zurückzuscheuchen. — Sein Anblick hatte mich bis in das Innerste meiner Seele erschüttert, und ich wagte es nicht, die Augen zum zweitenmal auf ihn hinzuwerfen: ich hatte allen sanften Gefühlen Abschied gegeben, und die Schauder vertraulich in meinem Busen aufgenommen, — aber hier fand ich ein Wesen, vor dem meine Frechheit Demuth ward, alle meine Verwegenheit sich in banges Grauen auflöste."

"Wer bist du? rief er mir in Tönen entgegen, wie ohne Klang und Athem; sie kamen zu mir, wie aus einer fernen Welt und sprachen in Accenten, von denen kein sterbliches Ohr eine Ahndung hat und haben kann."

"Ein Wesen, schrie ich ihm entgegen, das sich selber nicht begreift! Meine Menschheit hab' ich jenseit dieser Klippen ausgezogen! — Das Leben hat keinen Reiz für mich, ich will in der Wildniß meine Freude suchen."

Mondal schwebte mir entgegen und stierte mich mit einem Blicke an, der meine Seele mit Riesenkräften zusammendrückte."

"Du bist das erste Wesen, sprach er, das mein Angesicht sieht, ich sitze hier und fasse der Ewigkeit entgegen, und noch kein Staubgeborner hat es gewagt, mich in meinem Hause zu besuchen, wo ich mit dem Grausen spiele und Schauder mir die Zeit verkürzen. — Was suchst du hier?" —

"Was ich hier oder nirgends finde, antwortete ich zitternd, ich schäme mich ein Mensch zu seyn, nimm du mich in deine Gesellschaft auf und vergönne, daß ich deinen Geist begreife und dir ähnlich werde."

"Er sahe mich an und lachte fürchterlich auf, daß die Felsen umher in ihren Wurzeln wankten. — Vermessener! rief er dann: — Du verläugnest die Menschheit und doch zeigen deine Worte, daß du ihr noch zugehörst. Ein Funke, der von mir zu dir herüberleuchtete, würde dein Wesen zersprengen. Dank' es meiner Verachtung, daß mein Anblick dich nicht tödtet!"

Nun dann, sprach ich mit knirschender Verzweiflung, so bleibt mir keine Hoffnung übrig, als meine Vernichtung!"

"Vernichtung? antwortete der Furchtbare und zog den Mund zum Grinsen, so kalt und todt wie die Felsen umher. Was ist, kann nicht vernichtet werden, die Ewigkeit hält dich fest, so lange die Zeit dauert,

dauerst du selbst. Du kannst dich tödten und in eben dem Augenblick stehst du ein neues Wesen in deiner eignen Verdammniß wieder da, so hat es der Gütige dort gewollt, der alles mit seiner Milde umfängt. O! wenn Vernichtung möglich wäre, wenn wir uns selber angehörten und beherrschten — o dann wäre noch Glück in seiner Schöpfung!" —

„Ich fuhr mit Entsetzen zurück. — Voll Frechheit kömmst du hierher, sprach Mondal weiter, und bedachtest nicht, daß dein Wesen sich nie dem meinigen nähern könne. — Nein, Sterblicher, ganz kannst du mich nicht verstehen, denn tausend Naturen stehen zwischen uns; die Gedanken, die du begreifst, sind nicht meine Gedanken, unser Urstoff ist verschieden, wir können uns in keiner Empfindung begegnen."

„Wo find' ich dann, rief ich mit bitterm Unwillen aus, ein Wesen, das mich versteht? Mir ist alles verschlossen, in der ganzen Schöpfung kein Laut, der in mir denselben anschlüge. Vernichte dies Streben in meiner Brust, das mich durch alle Welten drängen würde, du verwirfst mich als deinen Schüler, erniedrige mich bis zum Wurm, der sich dumpf und ohne Bewußtseyn zu deinen Füßen windet."

„Ich verwerfe dich nicht, sagte Mondal, deine Natur hält dich gefangen! Ich will dir geben was ich kann, — aber du wirst meine Bedingung nicht erfüllen."

„Alles, alles, sprach ich hastig, — nur reiß mich aus diesem peinvollen Daseyn, mach, daß ich mich nicht verachten muß, soll' ich mich auch dafür verabscheuen! —

„Mondal schwieg eine Weile, dann sagte er: Ich stehe nicht über der Menschheit, ich bin nur ein fremdartiges Geschöpf, dessen Gedanken und Gefühle Strahlen sind, die nie mit denen der Menschen in ein Licht zusammenfließen, sondern sich ewig zurückstoßen. Die Menschen haben von ihrem Gotte jenen Trieb, alles zu ordnen und in ein Ganzes zu bringen, meine Freude ist Zerstörung. Ihrem Triebe genug zu thun, arbeiten sie in einer ewigen Thätigkeit an Ordnung und Harmonie, Sklaven eines Herrn, dem sie dadurch schmeicheln wollen, Schönheit und Tugend nennen sie das Gebäude, das sie aufführen, für mich giebt es keine Tugend als ihre Laster. — Kannst du deine angeborne Menschheit bis auf die letzte schwächste Ahndung ablegen und mir voll Vertrauen die Hand reichen, kann ein heiserer Mißklang dir eben so viel Freude geben, als jener Wohlklang dort unten, verlierst du nichts an jenem Gott dort oben, so bist du mein!"

„Ich reichte ihm mit erzwungener Festigkeit die Hand."

„Zerstörung! rief er mit wilder Freude, dein Hauch sei Vernichtung, jeder Pulsschlag ein Verbrechen, verfolge ihre Tugend und sei der Freund des Bösen, kehre in die Welt zurück, nur zerreiß das Gewebe, mit dem sie sich an ihre Gottheit knüpfen wollen, dies beschwöre mir mit einem großen Eid und unter diesen Bedingungen will ich zeigen, was kein Auge sieht. Fern ist noch der letzte Tag, wir wollen wirken, bis die Zeit zum Greise wird." —

Omar hielt hier in seiner Erzählung ein. — „Und du schwurst den Eid?" rief ich erschrocken aus. — Ich schwur ihn," antwortete er langsam und sprach dann weiter: „Es war ein Schwur o, mehr ein Fluch, unter dem sich die geängstigte Erde hätte bäumen mögen, ich wag es kaum, ihn in Gedanken zu wiederholen." —

„Wie ein Vorhang fiel es von meiner Seele hinweg, alle meine Gedanken waren zu Riesen aufgewachsen, die gegen den Himmel anstürmten, meine vorige Frechheit schien mir itzt Feigheit, alle meine Gefühle waren ehern, mein Busen Diamant."

„Ich ward in seine fürchterlichen Geheimnisse eingeweiht, Flüche segneten mich ein, Grausen stieg mir aus den unendlichen Labyrinthen entgegen und Schauder waren meine Erfrischung. Meine Gedanken dachten das Ungedachte, ich war über den fernsten Gränzstein der Menschheit hinausgeschritten und wandelte nun, ein fremder Pilger, jenseit dem Leben auf der dürren Haide. — Die Vergangenheit kam meinem Ruf zurück, die Zukunft schloß sich meinem Blicke auf. — Mondal zeigte mir ein ungeheures Buch, in welchem auf jedem seiner Millionen Blätter tausend Punkte gezeichnet waren. — Dies ist mein Almanach, sagte er lächelnd, so viel Punkte du ausgelöscht siehst, so viele Tage hab' ich durchlebt, die übrigen sind die Tage, die noch bis zum letzten Tage übrig sind, ihre Zahl ist unzählbar; aber endlich nutzt sich nach und nach die Zeit ab, auch der letzte Punkt wird ausgelöscht und die neugeborne Ewigkeit wandelt über den Ruin der Welten. Bis dahin sieht mein Auge; was dann seyn wird, ist ein Geheimniß, das ich schon seit Jahrtausenden zu enthüllen strebe."

„Mein Geschäft war nun geendigt und ich ging in die Welt zurück, nicht um zu leben und zu genießen, sondern um Genuß und Leben zu zerstören. Alle meine vormaligen Freuden kamen mir wie eben so viele Feinde entgegen, ich zerstörte und vernichtete, so weit nur meine Gewalt reichte, Jammergeschrei folgte meinen Schritten und Flüche der Wittwen und Waisen, mein Weg war mit Thränen benetzt und Grabhügel waren die Denkmale, die von meiner Durchreise sprachen. — Der Ewige hatte mich in ein Leben verwiesen, das ich verachtete und ich sättigte mich im Genuß der Rache, ihn selber konnte mein Arm nicht erreichen, aber seine Geschöpfe mußten meinem Zorne büßen! Das Daseyn quälte mich, wie eine Gewissensangst, Vernichtung war nicht möglich, Flüche nicht genug, ich mußte ihn strafen." —

„Ich kam in mein Vaterland und der Sultan Ali ward mein Freund, er war im Begriff, seinen Unterthanen ein guter Fürst zu werden, aber ich lehrte ihn die Menschheit und ihre Tugend verachten und so kam er endlich zu jener kalten Grausamkeit, die seinen Namen zum Schrecken des Landes gemacht hat. Durch mich ließ er tausend Schlachtopfer fallen und tausend eine Beute des Mangels werden, unter diesen war auch Selim; Ali nahm ihm seine Schätze, Selim entflohe mit seiner Gattin und seinem kleinen Sohne, auch die Gattin mußte sterben und ihn sein Sohn nur noch gewaltsam in ein quaalvolles Leben zurückhalten. — Ich ging unter den Menschen in einer ewigen Einsamkeit, wie dienstbare Henkerknechte liefen Schrecken vor mir her und schlugen gewaltsam jedes Gefühl, jeden Menschengedanken von mir zurück. — so fand ich den armen, vormals glücklichen Selim, weinend auf dem Grabe seiner Gattin sitzend — da flog mir wie ein ferner

Schein der Wunsch vorüber, wieder in den entweihten Menschenorden zu treten. — In diesem unseligen Augenblick vergaß ich meines Amts und meines Herrn und ließ den trauernden Selim in den Schooß des Glücks zurückkehren, meine Macht ließ ihn einen Schatz finden, der ihm dreifach ersetzte, was er verloren hatte. — O wie habe ich Jahrelang diesen einzigen Augenblick verflucht, wie gern hätt' ich ihn zurückgenommen und Selim's Glück mit neunfachem Jammer ausgetauscht, wenn es dem Zauberer vergönnt wäre, sein eigen Werk wieder zu vernichten.«

»Unaufhaltsam jagte es mich seit dieser Zeit zu Mondals Wohnung zurück, ich sträubte mich vergebens gegen die drängende Macht. — Mondal trat mir entgegen. Schon so früh kömmst du wieder? sagte er mit gräßlichem Hohnlächeln, — du hast deine Menschheit abgeschworen, dein Vertrauen war so frech — und doch kömmst du selber zurück, dich anzuklagen? Stumm ging er mit mir zu einem fernen, verzackten, einsamen Klippenmeer, er spaltete einen Felsen und warf mich bis an die Hüften in die Oeffnung, die donnernd wieder zusammensprang.« —

»Mich zermalmten unaussprechliche Martern. Eine heiße Gluth webte sich am Tage um mich her und nagte und saugte an meinen Gebeinen, Flammen bohrten sich glühend in mein Innres und in der Nacht jagten sich kalte Nordwinde um mich her und bliesen mich mit ihrem Athem an, ein Panzer von Eis umgab meinen Körper und zerschmolz wieder an der Gluth des Morgens. Siedende Waldströme stürzten brausend auf mich herab und schmetterten spielend mein Gebein gegen hervorragende Felsenspitzen. Mein Geheul erklang fürchterlich den Abgrund hinab, und sprang von Klippe zu Klippe, eine taube stumme Einsamkeit lag kalt und ohne Mitleid um mich her. — So brüllte ich vier Jahre meine Flüche und meine Bitten dem unerweichlichen Mondal entgegen, aber er hörte mich nicht; zuweilen flog er auf einer braunen Wolke über mein Haupt, sahe höhnisch auf mich herab, freute sich meiner Qualen und überließ mich dann von neuem den unerbittlichen Martern. — Endlich schien er gerührt oder der alten Ergötzung überdrüssig, denn welches Mitleid sollte diese steinerne Brust bewohnen? — Ich will dich von deiner Kette losnehmen, rief er und neigte sich wie ein Gewitter weiter auf mich herab, aber nur unter einer schweren Bedingung geb' ich dich frei.« — — — —

Abdallah wollte unter Schaudern weiter lesen, als sich ein lautes Getümmel im Hofe des Pallastes erhob. — Bestürzt eilte er ans Fenster — und die furchtbaren Palmblätter entsanken seiner Hand. —

Viertes Kapitel.

—

Säbel glänzten im Schein der Sonne und leuchteten Abdallah wie Blitze entgegen; in einem fürchterlichen Getümmel kämpften Selim's Sklaven mit der Leibwache Ali's, sein Vater stand in der Mitte des Gefechts, mit entblößtem Säbel stürzte er hinaus.

Ein wildes Geschrei flog über den Hof des Pallastes, Ali's Sklaven wütheten gegen Selims bewaffnete Freunde, das Geklirre der Säbel an die Schilder geschlagen, rasselte furchtbar. Abubeker lag mit seinem weißen Barte vor ihm, in seinem Blute gewälzt, das Geschrei und der Klang der Waffen schlug gegen die Mauern des Pallastes, Blut floß in Strömen, einige Sklaven flohen, andre stürzten todt nieder, — und itzt sahe Abdallah auch seinen Vater unter einem Säbelhiebe sinken.

Er stürzte sich wüthend in das Gedränge und metzelte um sich her, eine blinde Wuth gab ihm Riesenkräfte, er fühlte die leichten Wunden nicht, die er erhalten hatte und tobte wie ein Rasender in dem Gewühle auf und ab, — eine bekannte Stimme rief seinen Namen aus, — es war sein Freund Raschid. Auch du? rief Abdallah wüthend, — auch du bist mit meinem Elende einverstanden? — Nur wider meinen Willen, antwortete Raschid und gab ihm die Hand; rette nur deinen Vater, setzte er leise hinzu, sieh' er lebt noch.

Abdallah blickte nieder, sein Vater lag zu seinen Füßen und sahe ihn mit einem matten Blicke an; Abdallah ergriff ihn stark und trug ihn aus dem Getümmel, Raschid begleitete ihn und half den verwundeten Selim aus dem Hofe des Pallastes führen, alle Krieger machten dem bekannten Raschid Platz, weil sie den Verwundeten für einen Diener Ali's hielten; so brachte Abdallah seinen Vater aus dem Pallast und durch das Thor der Stadt.

Selim war stumm und in sich selbst verschlossen, heftige Gedanken schienen ihn zu beunruhigen, nur zuweilen stahl sich ein Seufzer aus seiner Brust, den er aber seinem Sohne zu verbergen suchte.

Ich kann nicht weiter, sagte er endlich und setzte sich auf einen Erdhügel am Wege. Sein Gesicht war bleich, seine Wunde, die Abdallah verbunden hatte, fing von neuem an zu bluten. — Warum hast du mich nicht sterben lassen? sagte er dann, da das Schicksal auf mich zürnt? — Du hättest mich jenen Dolchen lassen sollen, denen du mich entrißest, denn ich gehörte ihnen an, von Verrätherei dem Tode verkauft. —

Abdallah kam itzt erst aus seinem Staunen, seiner Wuth und Angst nach und nach zurück. Er war bis itzt in eine unwillkührliche Thätigkeit geworfen, er hatte nicht empfunden und nicht gedacht, über die Gefahr seines Vaters hatte er sich selbst vergessen. — Vater! rief er aus, — o daß ich dich habe retten können, daß ich dich aus dem Gemetzel herausriß und dem Leben wiedergab, — o das ist das erstemal, daß dein Sohn dir etwas mehr als Dank sagen kann, — eine Stunde, wo ich dir durch Thaten meine Liebe zeigen könnte, habe ich so lange gewünscht, — ach! und sie mußte so schrecklich, so unvermuthet kommen!

Abubeker, sagte Selim, der redliche Greis ist todt, mein großer Entwurf ist dahin! — deine Ahndung, alter wackerer Mann, hatte Recht, warum hörten wir nicht auf deine Stimme? Wozu leb' ich noch, da die schönste Hoffnung meines Lebens umgesunken ist? — Ich habe ein großes Spiel gewagt, ich setzte verwegen mich und Ali dem Verderben zum Pfande aus — und das Schicksal rief Selim!

Schmerzt dich deine Wunde, Vater? fragte Abdallah.

O ich weiß kaum, daß ich verwundet bin! rief Selim unwillig aus, ich weiß nur, daß ich habe entflie-

hen müssen. — O warum kann ich nicht der verächtliche Hund jedes müden Wanderers seyn, der den Berg herunterzieht? Er ist freier und glücklicher als ich! —

Dann ging Abdallah mit seinem Vater langsam weiter. Oft ließ er ihn auf Rasenhügeln sich niedersetzen und wenn er erquickt war, mahnte er ihn sogleich wieder zur Flucht, weil er die Verfolgung seiner Feinde fürchtete. — So gingen sie langsam bis zum Abend und wandten sich zu einem kleinen unbesuchten Nebenweg, der in einen Wald hineinführte. —

Die rothen Streifen des Abends wallen durch den Himmel, sagte der Greis, sie wollen den trägen Selim zu seinem Vorhaben rufen, aber ihr kommt zu spät und findet nur noch meine Schande. — O dürft' ich eure verhaßten Flammen nicht erblicken, oder spiegeltet ihr euch in Ali's Blute! — Meine Freunde sind für mich gefallen und der feigherzige Selim flieht und rettet ein freudenleeres Leben. O des edlen Greises Abubeker! dessen Silberhaar so schrecklich auf den Steinen ausgebreitet lag und vom Blute triefte! — verzeih Abubeker, dem unvorsichtigen Freunde, der deiner ältern Weisheit nicht traute. —

So klagte Selim auf dem Wege und hörte nur wenig auf den Trost seines Sohnes. — Das Schicksal, sprach er endlich, nachdem er lange bei sich gedacht hatte, erprobt den Mann durch tausend Gefährlichkeiten und mannichfaltiges Unglück, mein Muth soll vielleicht noch härter gestählt werden, um dann desto größere Funken zu schlagen. Der Mann muß vor seinem Tode nichts verloren geben, seine Entwürfe müssen ihm so unverletzlich seyn, wie Heiligthümer, die man ihm zum aufbewahren anvertraute, der nächste Tag versöhnt mich vielleicht mit dem heutigen. —

Er ging getröstet weiter.

Fünftes Kapitel.

In einer entfernten Gegend des Waldes, wo die Bäume am meisten verwachsen waren, wo das dichteste Dunkel sich unter den verschränkten Zweigen herabsenkte und man kaum von der fernen Landstraße zuweilen ein dumpfes Getöse hörte; dort stand unter Büschen versteckt ein kleines ländliches Haus, das Selim sich vor vielen Jahren hatte erbauen lassen, um hier auf der Jagd einen einsamen, unbekannten und stillen Ruheplatz zu finden. Nur Omar, Selim und sein Sohn kannten diesen Aufenthalt, kein Weg führte zu dieser Wohnung, nur ein Fußsteig, der sich in hundert Krümmungen wand und den kein Fremder auffinden konnte. Seit vielen Jahren war diese Wohnung unbesucht geblieben, selbst Selim fand itzt den Weg dahin nur mit Mühe. Büsche und hohes Gras hatten den kleinen Fußsteig verschlungen, sie mußten sich durch junge Bäume drängen, die in einander gewachsen waren, sie verloren oft den Pfad und fanden ihn nur mühsam wieder, erst mit der Finsterniß kamen sie an die Hütte. —

Alles war verwildert, das Dach mit Moos bedeckt und vom Regen durchlöchert, durch die Fenster hatten sich junge Gesträuche gedrängt und Epheu schlängelte sich in grünen Labyrinthen die Wände hinan, Heimchen nisteten in ihren Schlupfwinkeln und zirpten einsam durch die Stille der Nacht und das Rauschen des Waldes: Eulen hatten sich auf den benachbarten Bäumen niedergelassen und heulten nach dem Hause hinüber. Der Aufenthalt begrüßte sie traurig und verfallen, wie ein kranker Freund, der auf dem Sterbebette Abschied nimmt.

Sie traten in das Zimmer und der ermattete Selim ließ sich sogleich auf ein kleines Ruhebett nieder. — In der Nähe rieselte eine Quelle vom Berge herab und Abdallah schöpfte aus dem frischen Wasser einen Trank für seinen entkräfteten Vater. — Ich bin erquickt, sprach dieser, — o daß ich dich noch übrig habe, daß das Schicksal dich nicht von meiner Seite genommen hat, das ist ein Glück, dessen Größe ich mit inniger Dankbarkeit verehre.

Abdallah verband von neuem die Wunde Selims und bat dann seinen Vater, ihm zu sagen, woher dieses Unglück so plötzlich auf ihn eingestürmt sei, was es veranlaßt habe und womit sein Vater den Zorn Ali's so heftig aufgereizt habe. — Diese Wunde, sagte Selim, die mir plötzlich so tödtlich geschlagen wurde, ist mir selber unbegreiflich, schon seit lange wälze ich alle meine Gedanken umher, dieses Räthsel zu verstehen, alle meine Freunde und Sklaven lasse ich in Gedanken vorübergehn, aber auf keinem einzigen Gesichte steht der Name Verräther. — Der Himmel selber wirft sich mir entgegen und drängt den Strom gegen seine Quelle zurück. — Dann erzählte er ihm die Entstehung der Verschwörung gegen Ali's Leben und nannte ihm alle Ursachen, die sie veranlaßt hatten. — Ich wollte das Land glücklich machen, so schloß er, aber der Ewige will, daß sein Elend noch ferner dauere, er zürnt auf mich, daß ich seinen weisen Rathschlüssen habe vorgreifen wollen und an seine Stelle treten. Der Sterbliche muß nur der Hand folgen die ihn leitet, nicht aber mit Vorwitz den geheimen Plan der Gottheit zu übersehen glauben, sein Frevel bestraft sich selbst. — Der Tyrann herrscht und ich beseufze hier verlassen mein Unglück, ohne Rath und Hülfe, ohne Freund. — O wenn nur Omar zurückkäme, auf ihm und seiner Weisheit ruht itzt meine letzte Hoffnung: aber wenn er auch zurückkömmt, kann er das, was geschehen ist, ungeschehen machen? Er kann nichts als trösten, und Trost ohne Hülfe ist kein Trost für mich, — meinen Freunden wird endlich kein Dienst übrig bleiben, als mich in mein Grab zu legen.

Es war im Zimmer dunkel geworden und Selim fühlte einige Thränen heiß über seine Wangen fließen, er schämte sich seiner Schwäche und nur die Finsterniß, die die Zähren seinem Sohne verbarg, tröstete ihn etwas über seine Unmännlichkeit. Abdallah ergriff die Hand seines Vaters und drückte sie ohne zu sprechen an seine brennenden Lippen, Selim umarmte ihn schweigend und eine wehmüthige Stille war um ihren Schmerz ausgegossen. — Durch die Fenster dämmerte ein irrer Schein der Sterne und eine Fledermaus schlug mit rauschendem Flügel an die äußern Wände. Selim sah mit starren Augen nach dem matten Sterngeflimmer, das sich durch die grünen Gebüsche brach, vom Wege und seiner Wunde

müde schloß sich endlich das gespannte Auge und er versank in einen sanften Schlummer. Abdallah stand in tiefen Gedanken neben seinem Vater und schien auf das Athemholen Selims zu horchen.

Sechstes Kapitel.

Alles um Abdallah her war still wie das Grab, die Quelle in der Nähe plätscherte immer leiser und leiser, das Rauschen der Bäume verhallte immer dumpfer, und Selims Athem röchelte schwach, wie der Athem eines Sterbenden. Abdallah stand an die Wand gelehnt und sahe in einer kalter Seelenträgheit dem wunderbaren Spiele seiner Gedanken zu. Sein Vater hatte den Namen Omar genannt und mit diesem Namen waren die Schreckenserinnerungen reißend wie ein Waldstrom in seine Seele zurückgekommen; schon hatte er alles vergessen, aber dieser Ton brachte ihm mit Wucher zurück, was er so gern nicht angenommen hätte, was er so gern auf ewig von sich zurückgewiesen hätte. — Omar! sprach er leise zu sich selbst — Omar! wiederholte er mit zitternder Stimme. Sein Geist wandte sich scheu vor dem Gedanken zurück, der sich unüberwindlich zu ihm hinaufkämpfte. — Omar hatte die kindliche Liebe schon verloren, mit der er ihn ehedem geliebt hatte, seit jener Nacht die ihn zum Vertrauten seiner übermenschlichen Gewalt gemacht hatte, hatte sich seine Liebe mit Furcht und einem fremden Gefühl, einer Art von Anbetung vermischt: aber er war immer noch der Freund Omars geblieben, seine Liebe hatte sich gleichsam nur ein anderes Gewand gewählt, ohne ihr Wesen zu verändern, — aber zu der Empfindung, die itzt seine Seele durchschnitt, hatte bis dahin auch kein Keim, keine Ahndung in seiner Brust gelegen: es war nicht Mißtrauen, nicht Haß, nicht Abscheu, nicht Entsetzen; ein schwarzes Gewebe aus allen diesen Gefühlen gewirkt. Ein Todtengewölbe hatte sich ihm aufgethan, in welchem grinsende Gerippe, Moder und scheußliche Verwesung in tausend gräßlichen Vermischungen vor ihm lagen, das ganze Heer des Entsetzens zog mit schadenfrohem Lächeln an ihm vorüber und wie in Nebel gehüllt tobten neue Furchtbarkeiten aus der nächtlichen Ferne auf ihn zu; er sahe einen unendlichen engen Felsenweg vor sich, durch den er sich hindurch drängen sollte, um sich dann in einen Abgrund zu zerschmettern.

Omar! sagte er leise, wie fremd klingt mir itzt dieser Name, der einst meinem Vater zugehörte? der die Loosung zur Freude und zur Liebe war! — Itzt ist es der Name eines Ungeheuers, das seine Tigerklauen nach mir auswirft. — Oder war alles, alles nur ein Traum? Es kann nicht Wahrheit seyn, unmöglich! Wie könnte so die Zeit ihr Gewand umkehren? Wie könnte so plötzlich der Zorn aus demselben Auge sehen, in dem so eben noch die Freundlichkeit thronte? — Wenn Omar statt mir die Hand zu reichen, mir einen schuppigen Drachenhals entgegenreckt, — wer soll mich dann aus der Grube ziehen, in der ich an den feuchten Wänden, ein verlorner Wurm umhertappe? Was ist Wahrheit, wenn der Ort, wo meine Seele sonst am liebsten verweilte, sich so plötzlich in einen Kerker umwandeln kann? — Ich schwindle vor den tausend Gestalten zurück, die aus einem wüsten dunkeln Abgrund so drohend ihr Haupt emporheben und mir still und schweigend wie unversöhnliche ewige Strafen zunicken! — Nein, so fürchterlich sieht die Wirklichkeit nicht aus, nur Träume verweben sich in solchen verworrenen Wolkengebilden. Wo war mein guter Engel, als diese Phantasieen in meiner Seele aufstiegen und auch den letzten Strahl verschlangen, der noch kärglich in ihre dunkle Tiefe hinunterleuchtete? — Wer würde dann noch zaudern und sich bedenken, aus diesem Leben herauszugehn, wenn es ihn mit so entsetzlichen Speisen fütterte? — Nein, nein, o Verzweiflung wäre für ein solches Unglück zu wenig, es kann nicht Wahrheit, es **soll** ein Traum gewesen seyn! —

Er schwieg, eine dunkle Stille säuselte um ihn her, in der finstern Nacht und der leeren Einsamkeit sahe er nichts als seine Gedanken schwimmen, ein Widerhall seiner Seele wiederholte unzähligemal den Namen **Omar**.

Und doch ist es Wahrheit, fuhr er leise fort. — Ich erinnere mich der Stelle, wo ich jene schrecklichen Worte las, o ich weiß es zu gut, wann und wie es war, mein boshaftes Gedächtniß wiederholt mir mit hämischer Freude die gestrige glückselige Nacht, und stellt mir noch einmal den alten **Nadir** hin, der mir die Blätter reicht. — Nein, es ist kein Traum, wenn unser ganzes Leben nicht ein einziger schwarzer Traum ist, und wir sebst ein bestandloses Traumbild, ein Dunst, der durch die Leere segelt und den ein nichtiger Schein anfliegt, bis ihn ein Wind verweht. — Blas't mich Wirbelwinde gegen Felsen, daß mein Wesen in tausend Luftblasen zerspringe und sich niemals wieder zusammen finde! — Wo Grausen und Unglück wohnen, wo der letzte leuchtende Funke knisternd aus der Asche springt, wo eine ewige Einsamkeit auf tausend Verderben brütet, — o da, da finde ich mich jederzeit wieder, dort ist die Heimath meiner Seele, dahin kehrt nach allen seinen Streifereien mein müder Geist zurück, dies ist das Ziel, wo ich endlich ruhen soll, nach welchem mein schwarzer Engel mich hohnlachend peitscht; alles weicht aus meiner Bahn zurück, nur meine Verächtlichkeit bleibt mir übrig, und die Hölle, die hinter mir ras't.

Omar ist mir auf ewig verloren; es ist ausgesprochen, das unbarmherzige Urtheil, das fürchterliche Geheimniß ist wie ein Todtengerippe aus seinen verhüllenden Gewändern herausgeschritten, — zurück, zurück von meinem Halse, Scheusal! — Es klopfte ja ein Menschenherz in dir, als ich dich verhüllten Fremdling an meine Brust drückte; wo hast du Betrüger dein Herz gelassen? Habe ich jene grausen vollen Blätter bis zu Ende gelesen und ihre ganze Gräßlichkeit in meinen Busen gesogen? — Nein, nein, ein freudiger Funke glimmt in der Nacht wieder auf, die Auflösung des Räthsels ist noch übrig, — ja, du wirst mir wieder geschenkt werden, mein Omar! Ja, der Ort kann itzt noch keine Wildniß seyn, auf welchem so eben noch dieser freudenreiche Tempel stand. — Ja, Omar hat sich von Mondals fürchterlichem Bunde losgerissen und in die Arme der Menschheit zurückgeworfen; ja, er liebt, er liebt mich, er ist wieder ein Mensch geworden, die übrigen Blätter werden, müssen es enthüllen. —

Er faßte den Entschluß in die Stadt zurück zu gehn und jene Blätter wieder aufzusuchen, die sein Schicksal enthielten, er bückte sich leise auf seinen Vater herab und hörte, ob er noch schlummere, dann verließ er schnell das Zimmer. —

Er drängte sich durch die Labyrinthe der Gebüsche und tappte in der wüsten Nacht mit den Händen um-

her, um den verborgenen Pfad zu entdecken. — Rauschend jagten sich Wolken durch die hohen Baumwipfel, die Sterne weinten kalten Thau herab, Sturmwinde spielten heulend im dichten Walde. — Abdallah stürzte oft gegen Bäume und fuhr durch rasselnde Gesträuche, flimmernde Lichter führten ihn oft trügend tiefer in den Wald hinein, wo ihm die Nacht noch dumpfer entgegen kam; endlich trat er auf die Heerstraße. —

Er ging durch das Thor und durch die stillen Straßen der Stadt, auf der Brücke hatten zwei Fischer ihre Netze ausgeworfen und unterredeten sich leise — Abdallah stellte sich an das Ufer und dachte mit wehmüthiger Verzweiflung an den Abend zurück, an welchem der Untergang der Sonne sich so schön in dem Flusse spiegelte, als auf allen Wogen kleine Nachen schwammen, die für ihn mit Seligkeiten landeten, als jede Welle den Namen Zulma und Abdallah lispelte und mit dem Abendwinde stritt, wer „Zulma" am süßesten säuselte, er dachte an die Himmelsnacht zurück, als sich ihm das Paradies mit allen seinen unendlichen Wonnen aufgethan hatte. — er sahe nach der Gartenmauer, aber eine neidische Finsterniß warf sich vor sie, die Wogen schauerten in verschlungenen Ringen im kaltem Winde der Nacht und wankten in einer düstern Dämmerung, ein Stern blickte zuweilen wehmüthig hinter den schwarzen Wolken hervor und warf traurig einen flüchtigen Blick auf die dunkle Fluth. — Er stand in tiefen Gedanken und maß sein Elend an der Größe seines vorigen Glücks. Das Gespräch der Fischer flüsterte leise in das Rieseln der Wellen.

Wie ich dir sagte, Sabi, sprach der eine, auch keine Mauer von seinem Pallaste will der Sultan stehen lassen, er hat den unglücklichen Selim mit den gräßlichsten Flüchen verflucht. Sein Zorn ist noch nie so fürchterlich gewesen, Niemand wagt es sich ihm zu nähern.

Aber man sagt, fing der andere an, Selim habe dem Sultan nach dem Leben getrachtet; wenn das ist, so verdient er auch die Strafe, da er seine Hand an den Gesalbten des Herrn legen wollen.

Aber Sabi, antwortete der erste, Selim war von jeher ein wackerer Mann, er hat mich vom Hungertod gerettet, er muß gewiß Ursachen gehabt haben, so zu handeln, denn er ist ein edler Mann.

Aber den Sultan, fing Sabi vom neuem an, hat Gott über uns gesetzt und ihn verletzen heißt Gott verletzen und darum hat er den Zorn und die Strafe Ali's verdient.

Sie stritten noch länger und zogen dann ihre Netze aus dem Flusse, sie hatten nichts gefangen und gingen verdrießlich nach Hause. Abdallah hatte ihrem Gespräche traurig zugehört, und näherte sich dem Pallast seines Vaters.

Kein Licht brannte im Hause, alles war still wie ein großes Todtengewölbe. Er schlich sich durch das Thor und trat in den Hof, wo seine einsamen Tritte die Wände hinabschallten, er stieß mit dem Fuß an die Körper der Erschlagenen, die man mit Verachtung hatte liegen lassen und aus einem Winkel der Hofes seufzte ein Halbgestorbener und röchelte fürchterlich. Abdallah schritt bebend über sie hinweg und trat in die Gemächer des Pallastes. Alles war einsam und verödet, so still, als hätten niemals Menschen zwischen diesen Mauern gewohnt, — itzt kam er in sein Zimmer. — Mit zitternden Händen suchte er auf den Tischen und am Boden umher und fand die fürchterlichen Blätter nirgends. — Wie? — rief er aus, — sollte ich unter ewigen Zweifeln umhergeworfen werden und auch nicht einmal meinem Elende ins Angesicht sehen können? Sollte das schadenfrohe Schicksal mir auch selbst diese fürchterliche Freude der Gewißheit rauben wollen, damit meine Verdammniß in unaufhörlicher Angst bestehe?

Aengstlicher durchsuchte er das Zimmer noch einmal: — es gilt deine Liebe, Omar! ob ich mich mit dir aussöhne, oder nicht, hängt von diesem Augenblicke ab, — jetzt weiß ich nur genug, um unaufhörliche Qualen zu dulden und nicht zur Verzweiflung reif zu seyn. — Er suchte lange und unermüdet, endlich sprang er wüthend auf und wollte gehn, sein Fuß stieß an eine Rolle, die sich rasselnd auf dem Boden wälzte, er streckte seine Hand darnach aus, — es waren die erwünschten fürchterlichen Palmblätter, die ein Schreck ihm heut am Morgen aus der Hand geschlagen hatte. —

Siebentes Kapitel.

Die Hände Abdallah's zitterten, als er die Blätter ergriff und mit ihnen durch die Gemächer zurückeilte, alles, was er in ihnen gelesen hatte, trat wieder vor seine Seele, er drückte krampfhaft die Faust zusammen und eilte durch die Zimmer. Als wenn Drachen mit klingenden Flügeln hinter ihm herjagten, so entflohe er über den Hof des Hauses und durch die Stadt, nur vor dem Pallast des Sultans stand er still. — Nur ein einziges Licht wandelte noch hinter den Vorhängen umher und seine Einbildung schuf Zulma's Gestalt in dem Zimmer hinzu, er sahe sie unruhig auf und niedergehn, er hörte seinen Namen nennen und starrte lange mit unverwandtem Auge zum Pallast hinauf. — Das einzige lebendige Licht in der großen todten Steinmasse des Pallastes, die Erinnerung Zulma's neben seiner Verzweiflung ließ einen wunderbaren Schein in die tiefen Schachten seiner Seele fallen, so wunderbar wie eine verirrte Blume, die zu früh in einem schönen Wintertage aufbricht. Das Liebliche und die Gräßlichkeit sahen sich an und wollten sich die Hand reichen, aber Abdallah trat zwischen beide und ging mit dem Schauder, ein dichter Nebel verfinsterte Zulma's Sonne in seiner Seele, sie ging in ihm auf, aber nur hinter einem Wolkenvorhang, es war die wehmüthige Erinnerung einer Freude, auf die er nicht mehr zu rechnen wagte.

Er ging langsam weiter und eine Gestalt kam ihm durch die schwarze Nacht entgegen, es war Raschid, sein Freund. Raschid kehrte mit ihm zurück und ging lange schweigend neben ihm hin, aber Abdallah bemerkte ihn kaum, in die Verworrenheit seiner Träume verloren.

Nun bin ich ganz unglücklich, begann Raschid, nun ist mir alles genommen, ich sehe keinen Ausweg, als die Verzweiflung. Alles, auch der letzte fernste Abendschein meiner Hoffnungen ist mir auf ewig untergegangen. — Ich bin aus Ali's Pallast entflohen und habe mich vor seiner Wuth gerettet, denn er hat mir den Tod geschworen, — er glaubt, daß

durch meine Hülfe dein Vater seiner Rache entronnen sei, denn er weiß, daß ich dein Freund war. — Ist dein Vater gesichert?

Mein Vater? fuhr Abdallah auf, — ja! —

Sei wachsam, Abdallah, antwortete Raschid, Ali wüthet, wie er noch nie gewüthet hat! er hat beim Grabe des Propheten geschworen, deinen Vater lebend oder todt zu bekommen, er ras't im Pallast umher, wie ein Tiger, dem seine Beute entrissen ist, jeder entflieht seiner zertrümmernden Wuth. Dein Vater hat gewagt, was noch Niemand wagte, diese blutige Verschwörung, dieses Unternehmen, von dem er glaubte, es sei für einen Menschen zu kühn, hat seine Rache so heißhungrig gemacht, daß sie nur durch Selims Tod wird gesättigt werden können. — Dein Haus wird zerstört werden und ein Fluch des Himmels darüber ausgesprochen. Schütze Selim, denn sein Schicksal würde fürchterlich seyn, wenn sein Aufenthalt dem Sultan verrathen würde.

Raschid ging und Abdallah verließ die Stadt und eilte nach der einsamen Hütte zurück. — Der bleiche Morgen schimmerte schon durch die Wipfel der Bäume und jagte ein nüchternes Licht durch die Schatten des Waldes, als Abdallah von der dunkeln Anhöhe hinunterging und sich im Waldgrunde der einsamen Wohnung seines Vaters näherte. — Ich habe dich schon vermißt, mein Sohn, rief ihm dieser entgegen, ich dachte, auch du hättest mich verlassen, denn der Elende muß jeder Furcht und keiner Hoffnung trauen. —

Du siehst bleich und krank aus, mein Vater, sagte Abdallah.

Ich bin erquickt, antwortete Selim, dieser Schlaf hat mir meine Kräfte zurückgegeben. — Sieh wie das Morgenroth sich durch den verwachsenen Wald zu meinem Fenster drängt, um mich zu grüßen, wie der Himmel mich mit munterm feurigem Auge aus der Ferne ansieht, ja, ich will noch hoffen; ein Sturm hat mich in das Meer des Elends hineingeworfen, aber ich will nicht untersinken, auch dieses Unglück will ich noch auf meine Schultern nehmen und mein Haupt aufrecht halten; ja Abdallah, mögen tausend Donner um mich schelten, ich will mich nicht furchtsam vor ihrer Stimme in eine Höhle verkriechen, sondern ihnen mit Kühnheit antworten. Du bist ja noch mein und dieser Stab wird nicht unter mir zusammenbrechen, noch einen Faden hat mir das gütige Schicksal übrig gelassen und an diesem will ich das Gewebe meines Glückes unverdrossen von neuem beginnen; wenn dieser reißt, dann erst will ich die Arbeit auf ewig aus den Händen werfen.

Er umarmte feurig seinen Sohn. Ja, Vater, rief Abdallah aus, ich bin noch dein und werd' es bleiben. Laß dich von dieser Freude noch in dieser Welt zurückhalten.

Die Wunde Selims war minder gefährlich als gestern, aber er war ermattet, selbst das Sprechen ward ihm schwer. Abdallah blieb bei seinem Vater, er brannte vor Begierde den Inhalt der Blätter zu erfahren, aber es war unmöglich, den Kranken, dem seine Hülfe so unentbehrlich war, zu verlassen. — Am Abend stellte er ein kleines Ruhebett neben das Bett seines Vaters und zündete eine Lampe an, die er in einem benachbarten Zimmer gefunden hatte.

Schon zitterten die Sterne durch die fliehenden Wolken, die Nacht stieg aus ihrer schwarzen Behausung auf und breitete durch den Himmel ihren Mantel aus, Selim schlief nach und nach ein und die kleine Lampe warf durch das enge Zimmer eine matte Dämmerung. Abdallah zog aus seinem Busen die Palmblätter, sein Auge durchflog sie von neuem und alle Schreckgestalten traten mit neuem wirklichen Leben auf ihn zu. — Nein, sagte er zu sich selbst, Omar kann mir nicht zurückgegeben werden, diese Warnungen hier lassen mich das Schrecklichste fürchten, die grausamen Blätter werden mir ihn nicht wiedergeben, — er las weiter:

— — — — — — „Endlich schien er gerührt, oder der alten Ergötzung überdrüssig, denn welches Mitleid sollte diese steinerne Brust bewohnen? — Ich will dich von deiner Kette losnehmen, rief er, und neigte sich wie ein Gewitter auf mich herab, aber nur unter einer schweren Bedingung geb' ich dich frei."

„Sprich sie aus, Gräßlicher, heult' ich ihm entgegen, o sprich, nur nimm mich wieder aus dieser Höllenpein, sprich es schnell und ich will das Unmögliche möglich machen!" —

„Der Felsen bog sich auseinander und gab mich frei, voll von der wonnevollsten Empfindung der Freiheit lag ich lange ohnmächtig und ohne Bewußtseyn; endlich kam mein Geist zu mir zurück, Mondal stand noch neben mir."

„Wandre zur Welt zurück, sagte er mit fürchterlicher Stimme, und nur das Gräßlichste, vor dem der Sterbliche beim Anhören zurückschaudert, kann dir meine Verzeihung erwerben. — Keine gemeine und leichte That söhnt dich mit mir aus, wohlfeil kannst du dich nicht loskaufen. Itzt versuche deine Kraft; nur ein Sohn kann dich befreien, der, ohne vom Wahnsinn umhergejagt zu werden, seinen eignen geliebten Vater dem Tode übergiebt. Vollendest du diese Arbeit nicht, so will ich Qualen für dich ersinnen, die im Augenblick dich zermalmen und mit noch gräßlichern Schmerzen dich wieder ins Leben zurückreißen, alle meine Kunst will ich dann aufbieten und meinen ganzen Scharfsinn an dir in Thätigkeit setzen. Ungestraft soll ein Mensch meiner nicht spotten dürfen. — Geh zurück und lies dir einen Sterblichen aus, der dich löse; nach zwanzig Jahren erwart' ich deine Rechenschaft.

Ich ging. — Für Selim, sprach ich, habe ich gelitten, er soll meine Qualen bezahlen. — „Und dort, Nadir," rief Omar itzt mit lauter Stimme, — „dort liegt mein Unterpfand!"

Omar hielt ein und stand in tiefen Gedanken. Schauder und Erstaunen hatten bis itzt meine Zunge gelähmt, ich fühlte mich von Omar mit tausend Armen zurückgerissen. — Dort unter jener Palme? rief ich nach langem Stillschweigen aus. —

„Ja," antwortete Omar, „er bezahlt die große Schuld, auf ihn bin ich von Mondal angewiesen, er ist meine Speise, an der ich meine Rache sättige."

Ich fuhr zurück und wollte auf dich zueilen, dich zu wecken und dir alles zu sagen. — Unglücklicher! erwache! rief ich mit lauter Stimme, du schläfst und siehst den Felsen nicht, der über deinem Haupte zusammenstürzen will!

„Nadir! mein Freund!" schrie Omar, — „o hab'

ich mich an der Menschheit wieder geirrt? Ich hoffte auf dein erquickendes Mitleiden, dein Bedauern wäre mir ein frischer Sonnenstrahl gewesen, — und du willst deinen Omar zu unendlichen Martern zurücksenden? Ist dir dieser Unbekannte mehr als dein Freund?" —

Fort von mir, Entsetzlicher! rief ich mit wilder Stimme, fort mit deinen Händen! Du hast die Verdammniß angetastet, die Hölle hängt an dir!

Ich wollte auf dich zueilen, aber Omar riß mich gewaltig zurück, wir rangen einen hartnäckigen Kampf, wüthend stritten wir in hundert Gestalten, als Tiger, Löwen und Elephanten, unermüdet jagten wir uns durch viele Leben hindurch, Omar verwandelte sich endlich in eine große glühende Feuerkugel, um mich zu zernichten, ich warf mich ihm in eben der Gestalt entgegen und wir fuhren donnernd gegen einander. Endlich mußte ich der höllischen Uebermacht Omars weichen, die Donner und Sturmwinde erweckten dich aus deinem Schlafe.

Ich sahe dich mit ihm zur Stadt zurückgehn, er hielt dich fest und wachte über dich, wie ein Tiger über seine Beute.

Ich konnte diesen schrecklichen Abend nicht vergessen, durch die Gewalt, die Achmed mir verliehen hat, schwebte mein Geist unsichtbar um dich her, ich entdeckte die Kunst, mit der Omar dich der schwarzen Stufe allgemach entgegenführt, er hat dir deinen Glauben an Gott und die Tugend genommen, die Welt ist dir verächtlich, deine Leidenschaft kämpft gegen die Liebe deines Vaters, das Zaubergeheimniß führt dich dem Wahnsinn entgegen, du ringst mit hundert furchtbaren Wogen, die dich verschlingen wollen, dein Wesen zuckt in ewigen Todeskrämpfen; nur Zulma hält deine Sterblichkeit noch zusammen. Liebe beglückt die Natur, nur dir ist sie eine Quelle, in der dir Tod sprudelt, auf diesem Nachen fährst du in den unvermeidlichen Strudel hinein, — o Abdallah, Abdallah, rette dich! Ich habe dir die Zukunft aufgethan, du weißt nun deine grausenvolle Bestimmung; o ich beschwöre dich, glaube meinen Worten, laß keine blendende Lehre dein Herz dem Ewigen untreu machen, vergiß nicht seine heiligsten Gebote. Wenn du, mir mißtrauend, zu deinem vorigen Freunde zurückkehrst, o so bist du unfehlbar verloren, er führt dich gewiß endlich auf dem verderbenvollen Wege zu seinem gräßlichen Endzweck; ich biete dir die Hand zur Rettung, o ergreife sie mit kühnem Muth; bin ich gleich ein Fremdling, nicht dein bekannter Freund, so glaube mir dennoch, denn beim Ewigen, meine Gedanken sind lauter, mein Herz schlägt noch für die Tugend.

Ja, Jüngling, es ist Tugend, o verachte den, den sie auf ewig von sich gestoßen hat und der sie aus boshafter Rache verläugnen will. Suche diesen Diamant wieder, der den werthlosen Ring adelte. Wir wanken unter Räthseln umher, aber fühltest du nicht ehedem ein Feuer in dir, das dieser Gottheit loderte? Das Gefühl der Tugend ward uns mit auf die Welt gegeben, um hier unten an diesem goldenen Gewebe weiter zu arbeiten und es einst vollendet zurück zu bringen. Dies Gefühl, das in unserm Busen glüht, ist mit der Natur des Menschen verschmolzen und keine Vernünftelei wird es je verbannen, nichts löscht diesen Glanz aus, der auch wider des Bösewichts Willen niedergedrückt stets von neuem in ihm aufleuchtet, diese Stimme schreit immer wieder im Busen des Verbrechers, der innere Richter schläft nie ein, sein Buch liegt immer offen und unverfälscht da. — Dieses himmlische Gefühl ist der Fittig, der uns einst zum Thron der Gottheit hinaufschwingen wird; o lähme nicht diese Flugkraft, dieser Muthwille würde dich einst an jenem Tage allmächtig niederwärts halten. Kehre zurück und baue die wilden Trümmern wieder auf, laß dein Menschengefühl von keiner falschen Vernunft zu Boden ringen, der Thron des Ewigen wird unerschüttert stehen, wenn auch tausend Zweifel gegen ihn anschlagen, die Welt geht ewig ihren großen Gang und kein Menschenauge, kein andres Auge als der Blick des Schöpfers wird in das innere Geheimniß dringen. Glaube es, Abdallah, wie du es ehedem geglaubt hast, daß der Mensch höher stehe, als das Thier, das unverständig über die Pracht der Schöpfung hinweggeht, ohne in ihr den Wiederschein der Gottheit zu sehn: in dem Busen jedes Sterblichen liegt das hohe Gefühl, das ein Abglanz des Himmels ist; Abdallah, laß dir nicht heimtückisch dies Kleinod entwenden, du findest keinen Ersatz in der Sterblichkeit. Ein großes Netz ist um dich her geworfen, zerbrich muthig das eiserne Gewebe, ein Verbrechen ist dir zubereitet, an dem noch kein Mensch der Verdammniß zueilte, durch den zärtlichsten Sohn soll der Vater sterben, Liebe und täuschende Lehren haben ihre ehernen Haken nach dir ausgeworfen, du mußt verbluten, wenn du dich nicht rettest, Dämonen tanzen um dich her und schleppen dich dem Meere zu, wo du auf ewig untersinkst.

Du siehst traurig auf diese Worte hin und fühlst, daß du Zulma's Liebe nicht verloren geben kannst, du zweifelst, ob du dieses Unterpfand deines Glücks selbst gegen die Tugend auswechseln solltest, du kannst nicht zurückschreiten, ohne den Fuß über den Strom zu setzen, der dein Glück und Unglück scheidet. — Deines Vaters Fluch wirft sich deiner Liebe entgegen und Omar will dich auf der Bahn des Lasters über diese Unmöglichkeit hinwegführen, du glaubst keinen andern Pfad zu sehen, aber vertraue dich mir und ich will dich glücklich machen. Die Geheimnisse des Geisterreichs sind dir nicht unbekannt, in einer Nacht soll sich in diesen magischen Gefilden dein großes Glück entscheiden. Ohne deine Menschheit zu zertrümmern, will ich dich über den Fluch deines Vaters hinweg, in die Arme deiner Zulma führen, diesen einen Weg, nur mir bekannt, hat dir das Verhängniß offen gelassen, reich deinem Freund Nadir die Hand und du wirst nicht in der Irre wandeln. — O wie leicht, voll von Seligkeiten wird dein Herz in deinem Busen klopfen, wenn du am sonnbeglänzten Ziele die Krone des Siegers empfängst, Zulma in deinen Armen, dein Vater neben dir und dich selber dem schwarzen Verderben wieder abgekämpft. Alle Schrecken, die dir nachjagten, fliehen dann mit flatterndem Haar zur Hölle ihrer Heimath zurück, glänzend steht die Gegenwart wieder neben dir, die Zukunft geht dir mit Rosenkränzen entgegen. O Jüngling, betrachte dies wonnevolle Bild und kehre zurück. — Kannst du je selbst in Zulma's Armen glücklich seyn, wenn der schwarze Wurm in deinem Busen ewig frißt und an deiner Seele mit giftigem Zahne nagt? Wenn du dir selbst unaufhörlich einen Spiegel vorhältst, aus

dem dir das todte Haupt deines Vaters von einem unerbittlichen Ankläger entgegengestreckt wird? Wenn Verzweiflung dir den Becher reicht und die bleiche Reue dir auf jedem Schritte folgt? — Wenn selbst die Thräne endlich in deinem Auge vertrocknet und du mit banger Gewissensangst vor deinem eigenen Schatten zurückstürzest? — Verehre den Schöpfer und seine Welt, gieb dir selbst deine Achtung wieder; o wenn du einst Zulma nicht mehr lieben solltest, so wirst du auch nur in ihr den gemodelten Staub und die Hülle eines leblosen Gerippes finden, laß den Vorhang wieder fallen, den du vorwitzig von dem Innern der Natur hinweggezogen hast, das Auge des Menschen kann und darf nicht den großen Weltenschöpfer meistern; ehedem sahst du in jeder Fliege Schönheit, itzt steht in jedem Leben ein unbekanntes Ungeheuer vor dir, dein einseitiger Blick muß ewig irren. Du verachtest die Welt, weil sie sich nicht in deine Launen fügt, du klagst den Ewigen und seine Schöpfung an, weil er dich beim großen Gebäude nicht um Rath befragte.

Wenn du dich zum Kampfe gewappnet hast, der dir Zulma erkaufen soll, so komm in der Mitternachtsstunde in jenes Felsenthal, in welchem sich ein Wasserfall vom Berge gießt; du mußt mit dem Geisterreich vertraulich werden und durch tausend Schauder unerschrocken gehen. Wenn du auch nicht die Möglichkeit der Auflösung begreifen kannst, so ist sie doch da, durch Muth mußt du Zulma gewinnen; um dein Glück in Ruhe zu genießen, um ewig von diesen schwarzen Dämonen der Nacht unangefochten zu bleiben, mußt du dich kühn hinein in ihre Mitte wagen, dann wirst du auf immer ihre Furchtbarkeit von dir abschütteln. — Geh ihnen dreist entgegen, es sind nichts als leere Schreckgestalten, die vor dem Blick des Muthigen sich zurück in ihre Nichtigkeit retten. — In jenem Thal' erwart' ich dich.

Den Zauberring reiß von deinem Finger, er fesselt dich unauflöslich an Omar und dein Elend, es ist das letzte Glied der schwarzen Kette, an der der Meineidige dich hinter sich schleppt, wirf ihn von dir und das Band zwischen dir und ihm ist zerrissen, und du gehörst der Menschheit wieder zu.

Ich stehe hier auf dem Felsen wie ein Leuchtthurm, der dich im Wogensturm in einen sichern Hafen winkt; säume nicht, Abdallah, neun Nächte erwart' ich dich hier, kömmst du nicht, so will ich für dich beten."

Achtes Kapitel.

Abdallah hatte die fürchterlichen Blätter geendigt und sein Auge sah noch immer starr auf die letzten Worte hin, er verlor sich in tausend wunderbaren Gedanken und Gefühlen, und eine stumpfe Betäubung hielt endlich alle seine Sinne gefangen. — Das schwarze Buch der Nacht mit der goldenen Schrift war durch den Himmel aufgeschlagen, die Erde ruhte ringsum in einem heiligen Schlummer; die Lampe im Zimmer brannte matt und blau, und zuckte sterbend um die rothe Gluth des Dochtes, itzt hob sie sich zum letztenmale und verflog in die Finsterniß, die rothe Kohle zersprang knisternd und die Funken erloschen nach und nach, immer leiser und leiser flüsterte es um Abdallah her.

Nun ist es ja gelöst, sprach er endlich, das große Räthsel. O daß die Hölle Raum in so wenigen Worten findet! Hinweg mit dem schändlichen Namen Omar aus meinem Gedächtniß! Hätt' ich ihn nie nennen hören! dieser Name — o ich kann diesem Gedanken nicht folgen, bei dem mein Verstand erlahmt — dieser Name ist das Freudengeschrei der Hölle und doch so fest in mein Leben verwachsen: aber ich will ihn auf ewig ausreißen, die Vergessenheit soll ihren Fittig über ihn schlagen, und dann ist es, als wär' es nie gewesen. Eine neue Hoffnung tritt auf mich zu, Zulma und doch Mensch bleiben, meine Liebe und meinen Vater erhalten, — ja, Omar, fahre wohl, ich nehme diesen Weg, fahre wohl, wir sehn uns nie wieder. Gehe du zu deiner kalten Verdammniß zurück, ich gehe in die Wohnung der Seligen und finde dort alle jene Schätze wieder, die einst mein waren. Mögen die Stunden verflucht seyn, die ich mit dir verlebte, dreimal verflucht! — Doch still, Unbesonnener, du verfluchst dein ganzes voriges Leben! —

Er zog den Ring vom Finger und wollte ihn eben durch das Fenster in ein Gebüsche werfen, aber plötzlich hielt er ein, — ein Gedanke überraschte ihn. —

Was willst du thun? fuhr er fort, — auch das letzte Bret fahren lassen, das dir der Schiffbruch übrig gelassen hat? — Hat Omar mich nicht selbst vor den Verläumdungen der Lästerer gewarnt? Wodurch hat es dieser Fremdling verdient, daß ich seinem Mährchen und seiner ungeprüften Redlichkeit mehr glaube, als meinem längst erprobten Freunde? Ihn will ich zurückstoßen und mich einem ungewissen Schicksal in die Arme werfen? Wie kann ich wissen, in welchem dunkeln Winkel ein neues, noch größeres Elend für mich gesponnen wird, und diese Erfindung ist vielleicht zum Eingang in das Jammerthal bestimmt. Und wie kann dieser Nadir die Unmöglichkeit unter sich niederkämpfen? Wie meines Vaters Gebot mit meiner Liebe vereinigen? Auf welchem Wege sollen sich diese Widersprüche begegnen? — Es kann nicht Wahrheit seyn, es ist ein Betrug, ein Fremdling will auf dem Thron sitzen, den mein Omar bis itzt eingenommen hat. — Aber wenn es Wahrheit wäre? O welcher Schmerz, welche Wuth erschöpften dann mein Elend? Was könnte mir dann meine Seligkeit bezahlen, die ich wie ein muthwilliger Knabe verspielt hätte? — Ich will hinaus und das Unternehmen wagen, für Zulma ist jede Gefahr nur ein Spiel! Und dieser Ring hier sei mein Anker, den ich an das Land werfe, wenn Wogen mich zu verschlingen drohen.

Mit diesem Entschlusse ging er leise aus dem Zimmer und suchte durch den Wald den Weg nach jenem furchtbaren Felsenthal. Wild lag die Nacht über der Natur ausgebreitet und tausend schreckliche Phantome ruhten auf ihrem schwarzen Mantel, Irrlichter schweiften durch den Wald und rothe Strahlen kräuselten sich um die Krone der schlanken Fichten, Ungewitter zogen am Horizont mit fürchterlichem Schweigen auf; aber Abdallah drängte sich durch die Nacht, und ihre Furchtbarkeiten hindurch, er fand endlich die Heerstraße und das enge Thal.

Willkommen! Willkommen! rief ihm eine Stimme freudig entgegen, o glücklich, daß du meiner Einladung gefolgt bist. Nadir stieg schnell von einem Felsen herab und eilte ihm entgegen. — Wenn ich dich retten

kann, Abdallah, so bin ich glücklich, dein Geist ist edel, dein Herz sanft und so tief zum schändlichsten Verbrechen solltest du herabsinken? In dir fließen tausend Quellen der Seligkeit, und alle sollten dir mit Qualen entgegenrauschen?

Abdallah reichte ihm zagend die Hand. — Ich will mich dir vertrauen, rief er aus, ich will dir glauben, so gern ich dir nicht glauben möchte. — Zeige mir den Weg zu meinem Glücke!

Du wirst durch eine Menge von Schreckgestalten gehen, sagte Nadir, aber laß dich von keiner auf deinem Wege zurückhalten, es sind nur leere Gebilde, die wie ein Rauch um dich wehen und sich wieder in Nichts verwandeln; wenn du durch alle Schrecken hindurchgezogen bist, so bist du nur von einem schweren Traum erwacht. Um nie wieder vom Geisterreich und seinen Phantomen im Glücke beunruhigt zu werden, mußt du durch das ganze magische Gefilde wandeln; laß dich von keiner Furcht überraschen, denke unaufhörlich daran, daß es dein Glück oder Elend entscheidet, wenn du zitterst, oder sie muthig verachtest. —

O laß mich durch das Reich der Nacht hindurchdringen, laß mich mein Glück erjagen und mich tausend grauenvolle Bilder verfolgen, Zulma sey mein Kriegsgeschrei, ich will ihr Bildniß in meiner Fahne tragen und mich kühn durch alle Schrecken kämpfen. —

N a d i r ergriff seine Hand und sprach einige Worte. — Plötzlich sank unter ihren Füßen die Erde ein und sie standen in einem weiten unabsehlichen Felsengewölbe. Eine matte Dämmerung goß sich durch das Steingemach aus, an tausend hervorragenden Spitzen zuckte ein bleicher Schimmer und fluthete in grünen Strahlengeweben durcheinander, ein betäubender Duft wälzte sich in leichten Wolken empor und schimmerte wie ein Nebel, oben lag eine schwarze Finsterniß, eine Mauer durch die kein scheuer Strahl des Sternenlichtes zitterte. Ein leises Brausen rauschte wie ein Gespenst in der Ferne dahin und aus den Steinen sprangen Strahlen und verflogen wie sinkende Sterne.

Vergiß meine Worte nicht, sagte Nadir noch einmal, laß dich nicht täuschen, sondern gehe kühn durch jene Gestalten, die sich dir mit allen Schaudern entgegenwerfen werden. So ungestalt und wunderbar, in so seltsamen Schreckgebilden sich auch die Richtigkeit verkleiden mag, so vergiß nie, daß es nur Dünste sind und keine Wirklichkeit, daß alles ohne Gewalt um dich herum spielt und nicht an dich hinandringen kann, ein eherner Schild ist vor deiner Brust gehalten, laß die Wesen daran vorüberrauschen, so lange dein Muth dich aufrecht hält, können sie dir nicht schaden. —

Und wann, fragte Abdallah, wann ist mein Glück entschieden? —

Noch in dieser Nacht, antwortete der Greis, lös't sich alles auf; gewinnst du das Kleinod, so ist es dein vor dem Aufgang der Sonne, so kömmt dir dein Vater und Zulma mit der Morgenröthe entgegen und bringt dir deine verlorne Ruhe wieder. —

Aber nur eine Ahndung, sagte Abdallah dringend, nur ein Wink meinem Geiste, wie dieses schwere Räthsel aufzulösen möglich sei. —

Ich darf nicht sprechen, antwortete Nadir mit ernstem Blick, denn sähest du in der Tiefe der Ungewißheit den Rachen der Zukunft schwimmen, dränge dein Blick bis auf den Boden des Abgrunds, in den du hinuntersteigen sollst, o so wäre dein Unternehmen kein Kampf, vor dem man zurückzagen könnte, das Verdienst des Wagens ginge unter und Abdallah wäre ein falscher Spieler, der dem Schicksal mit Betrug sein großes Glück abgewönne.

Er schwieg und ließ dann unwillig die Hand Abdallah's fahren. — Aber du traust mir nicht, setzte er mit Verdrossenheit hinzu, das sagt mir dieser Ring. — O möge dich dies Mißtrauen nie gereuen! — Jetzt lebe wohl.

Er ging zurück und verschwand plötzlich in die Felsenwände.

Neuntes Kapitel.

—

Abdallah sahe ihm lange nach, er war ungewiß, ob er noch itzt den Ring vom Finger reißen solle, oder nicht, er versuchte es, aber der Zauberring klemmte sich fest und gab dem Drucke nicht nach. Abdallah ging mit langsamen Schritten vorwärts.

Das Gewölbe schloß sich immer dichter hinter ihm zu, als wenn es ihm den Rückweg zur Welt versperren wollte, gewaltsam hielt ihn die Unterwelt in ihren Armen, lebendig eingegraben war ihm zum Tage durch tausend Klippen die Rückkehr verriegelt, vor ihm eine schwarze, undurchdringliche Nacht, unter bangen Räthseln und Erwartungen gefangen, war er oft im Begriff, sich umzuwenden und den Rückweg durch die Klippenlabyrinthe zu suchen. Aber dann dachte er wieder an jene unterirdischen Gewölbe, zu denen ihn Omar hinabgesandt hatte, er sahe den Leichnam seines Vaters vor sich liegen und ging weiter, indem er laut den Namen Zulma rief und sich durch die dicke Finsterniß drängte.

Der bleiche Schimmer glitt nach und nach von den Wänden herab und die Dunkelheit wuchs immer dichter zusammen, endlich versank der letzte Strahl und eine schwarze dichtere Nacht fuhr wie in tausend Wolken nieder. — Die Felsenmauern endigten sich und er trat in ein großes unendliches Gefilde, über das ein dürrer Wind hinwehte. — Er athmete bange empor, drückend lag die Finsterniß auf ihn gewälzt, er ging wie ein Schatten durch die schwarze Nacht dahin, wie ein Gespenst, das auf dem öden Schlachtfelde in stiller Nacht seinen Leichnam sucht, er wagte es kaum, Athem zu holen und den Fuß hörbar aufzusetzen, eine Stille, so einsam und todt lag um ihn her, daß er den Wurm vernahm, der durch das erstorbene Gras mit knisterndem Fuße ging. Bei jedem Schritt verschlang ihn eine dickere Dunkelheit, bei jedem Fußtritt glaubte er in ein neues Grab zu treten, das über seinem Kopf zusammenschlug; wohin er auch das bange Auge warf, stand die kalte Nacht dicht vor ihm, kein Strahl zuckte mitleidig durch das schwarze Gewölbe, kein Funke erglühte und warf sich durch das Dunkel, selbst kein Laut trat freundschaftlich seinem Ohre nahe, ihn zu trösten. —

In dumpfer Betäubung wandelte er durch die dunkle ausgestorbene Leere, als er plötzlich an der fernsten Gränze der Finsterniß ein blaues Licht entdeckte,

das wie eine kleine Sonne grüne Strahlen um sich warf, in hundert Krümmungen zuckte und in wechselnden Farben spielte. Die Nacht sog begierig den Schein in sich und zitterte dämmernd und ungewiß um die ferne Helle. — Abdallah ging mit erneutem Muthe dem Lichte näher, das ihn mit tausend hellen Fingern zu sich winkte. — Schon sah er deutlicher den Weg unter sich, schon zog die Dämmerung immer schneller von seinen Augen hinweg, — als er vor einem Pallaste stand, aus welchem ihm das Licht entgegen glänzte. — Ein breiter Fluß rauschte dem Schlosse vorüber und eine Brücke führte zum Eingang des Pallastes. — Der Strom floß still und schwermüthig hin, seine Wellen murmelten leise wie das Schluchzen eines Weinenden, das hohle Ufer klagte ihnen in wimmernden Tönen nach.

Abdallah betrat die Brücke, lehnte sich gedankenvoll auf das Geländer, und betrachtete den Funken, der vom Pallaste her sich in trüben Streifen in den Wogen spiegelte, hundert Wellen flossen unter ihm hinweg und wollten den tröstenden Schein mit sich hinwegwälzen, aber hartnäckig sprang er wieder von dem Rücken der Woge herunter und sie floß weinend und klagend weiter. —

Er verließ die Brücke und sie zog sich hinter ihm auf; Abdallah fuhr zusammen. — Jedes Grausen stieß ihn vor sich her, übergab ihn dem benachbarten Schauder und sprang dann von ihm zurück, wie ein Felsenstück, das ein Wasserfall von der höchsten Spitze des Berges reißt; eine Klippe wirft es spielend der andern zu, ein Abgrund dem andern, zurück führt es kein Sturm und kein Wassersturz, die Klippen beugen sich nicht herab, um es wieder aufwärts zu tragen. —

Itzt stand er vor dem Eingang des Pallastes; über der Thür waren diese Worte geschrieben:

»Wanderer, der du über den Thränenstrom gegangen bist, sieh hinter dir, der Rückweg ist unmöglich, nur durch diesen Pallast geht der Pfad der Rettung. — Fühlst du aber keinen Muth in deinem Busen, so wirf dich in den Strom, denn Schrecken lauern auf dich hinter der Thür.«

Abdallah trat in das große Thor und sein Fußtritt hallte laut in den hohen Gewölben, wunderbare Töne kamen ihm entgegen, flogen über ihn hinweg und streiften die Mauer, die Gebäude schienen den Fremdling staunend anzublicken, ein ungewisses Gewirre von gebrochenen Lauten wimmelte um ihn her. — Er ging über den gepflasterten Hof, jeder Schritt hallte dreifach an den unermeßlichen Wänden, auf denen sich die Nacht zu stemmen schien. Er ging durch eine Thür und trat in ein dunkles stilles Zimmer. Er ging durch das Gemach hindurch, um eine andre Thüre zu öffnen, die ihn auch in ein leeres unerleuchtetes Gemach führte, das Grausen schien diesen Pallast zu bewohnen, alles rundumher war still wie ein Grab. — Er eilte mit leisen Schritten und verhaltenem Athem durch viele Gemächer, und alle fand er leer, endlich eröffnete er eine Thür und ein schwacher Schimmer brach ihm entgegen.

Eine Lampe hing in der Mitte des Zimmers, die es erleuchtete wie der Mond durch schwarze Wolken das Gefilde, alles war still und feierlich umher, ein betäubender Duft umgab ihn, und auf einem Ruhebette lag ein Greis und schlief, sein silberweißer Bart fiel ehrwürdig auf seine Brust herab, seine Füße ruhten auf einem kostbaren Teppich. Er glich dem Propheten Gottes an Majestät, Engel wären vor ihm niedergekniet. —

Abdallah stand in einer ehrerbietigen Entfernung und betrachtete den schlummernden Greis; der Schlaf schien sich mit Wohlgefallen über ihn zu neigen und ein Traum ihm den Himmel aufzuschließen, er lächelte im Schlaf, und Abdallah fühlte, daß sich Thränen heiliger Ehrfurcht und Anbetung in seine Augen drängten.

Endlich trat er näher, und eine leise Musik schwebte wie ein Abendnebel vom Boden empor und wiegte sich zitternd durch die Dämmrung, wie ein Duft stieg sie auf, und verhallte im leisen Nachklang an dem Gewölbe und quoll von neuem in süßeren Melodieen auf; Wohllaut klang auf Wohllaut, wie kleine Wellen sich im Mondschein übereinanderjagen, von wankenden Blumen angerührt: jeder Ton schwamm so süß hinüber, wie der letzte sterbende Klang der Flöte, jeder Ton schien den Wonnegesang zu schließen, und immer neue Accente gossen sich aus, wie ein stiller Quell, der sich unaufhörlich aus der Wiese hervordrängt. Heilige Wollustschauer zitterten durch Abdallahs Brust, seine Seele verlor sich in den entzückenden Melodieen.

Wie eine Wasserblase langsam aus dem Meere aufsteht, und sich immer größer und größer ausdehnt, bis sie endlich zerspringt, — so hob sich itzt der Greis von seinem Ruhebette langsam und nach dem Fluß des Gesanges auf, er stand, dehnte sich und sank von neuem zurück und erhob sich von neuem, seine weit ausgestreckten Arme schienen sich von dem gewundenen Körper loszureißen, seine Züge und seine Gestalt waren nicht körperlich, er glich einem leicht gewundenen Nebel — endlich öffnete er die Augen, es war, wie wenn der erste Strahl des Morgens durch den nächtlichen Rauch bricht.

Wer schlägt den heiligen Talisman an, sprach er leise und langsam, und erweckt mich vom Schlummer? Die Melodie zerreißt das goldene Netz, das ein schöner Schlaf um mich her geflochten hat, mein Geist kömmt über den Fluß zurück, der die Erde und den Himmel scheidet. Wer ist es, der die große Glocke anzieht, die mich zu erscheinen zwingt?

Abdallah schwieg. — Ha! bist du es, Jüngling fuhr der Greis freundlich fort, auf den ich hier schon so lange harrte? Glücklich, daß du mich gefunden hast. — Ich will deinem Blicke das Reich der Weisheit aufschließen, du sollst in die Tiefen der Erkenntniß bringen, ich will dir eine Leuchte geben, und du sollst in die finstern Schachten steigen, um Gold von schlechtem Erze zu sondern. Auf dem Pfad des Lebens will ich dich begleiten und in den Sonnentempel der Tugend führen, dich dem Glanzthrone der Gottheit näher bringen, du sollst den Blick in die flammenden Meere wagen und sehen, was nur der Cherub sieht.

Plötzlich fuhr er mit der Hand nach der Brust, ein innerer Krampf schien ihn heftig zu erschüttern, wie Meereswogen sank und stieg sein Busen ungestüm, eine wilde Wuth schien in seinem Innern zu ringen und gewaltig seine Seele gegen die Mauern seines Körpers zu schleudern.

Tugend? rief er geängstigt, — o wo geht der Strahl auf, nach welchem die Menschheit so ungestüm

sich drängt? — Wo ist der Grund, auf dem der Thron der Gottheit ruht? —

Der Wahlspruch der Unendlichkeit, die Loosung aller Wesen heißt Genuß! — Was kann der Staub, den das Ohngefähr im Spiele modelte und zum Scherz in die Wirklichkeit warf — wie kann er sich so trotzig aufrichten und nach den Sternen als seinen Brüdern die Hand ausstrecken? — Wie kann er vermessen den ewigen Richter auffordern, um sich auf der untrüglichen Waage abwägen zu lassen? — Er geht im Trotze zur Verwesung zurück und träumt von Unsterblichkeit; ein herrschsüchtiger Sklave, der sich von der eisernen Kette des harten Nichtseyns losgerissen hat, und verächtlich den Tyrannen spielt, ein Wurm, der sich aus seiner engen Höhle an das Licht verirrt hat und sich für den Herrn der weiten Schöpfung hält. — — Ein Wesen, das die Tugend erfand, um sich in seiner Tyrannei noch mehr zu brüsten; sein Name ist Verächtlichkeit, er gehört der Verwesung, die Elemente arbeiten an seiner Zerstörung, sie senden den Stolzen zurück, woher er gekommen ist, die Erde läßt sich unerbittlich die Schuld wieder bezahlen, ihrer strengen Rechnung ist noch keiner entronnen

Welcher Sohn des Staubes kann in seinem engen Busen den Gedanken der Gottheit beherbergen? Sie fassen ihn nicht, den Unendlichen, und streben ihm entgegen, wie die Mücke, die der Sonne zufliegen will und sich am Schein der Lampe verbrennt: sie glauben und können ihn nicht begreifen, sie drängen sich einander in undurchdringlicher Nacht, ohne zu wissen wohin, alle Pfeile fliegen nach einem Ziele, das niemals aufgestellt wurde. Anbetung ohne Glaube und Glaube ohne Ueberzeugung.

Es ist kein Gott! rief er lauter, die Ewigkeit verspricht ihn vergebens, tausend Ewigkeiten sind verflossen, die Welten rollen sich durch die Unendlichkeit, und sehen ihm mit harrendem Auge entgegen, aber er kömmt nicht. Wo steht er verborgen und spottet der Erwartung?

Das Kochen seines Busens ward wüthender, er schlug heftig an seine Brust. Sein Kopf drehte sich gewaltsam hin und her, und seine Augen glühten und schwangen sich herum wie Feuerräder. — Ein Grinsen fletschte plötzlich aus seinem Munde hervor, er brüllte und hielt dem bebenden Abdallah ein knirschendes Lächeln in starrer Wuth entgegen. Abdallah fuhr mit einem lauten Schrei zurück, denn in der Nebelgestalt wankte es hin und her wie Omars Gesicht. —

Es ist kein Gott und keine Tugend! rief er noch einmal. Genuß ist die Tugend des Menschen, er selbst sein Gott, die Kette des Schicksals ist zertrümmert, ein blindes Ohngefähr streckt durch die Welten die eherne Hand aus, — alles ist Staub und Würmer, die Verächtlichkeit thront in der Schöpfung!

Vatermörder! schrie Omar's Stimme aus der Gestalt heraus, dein Vater wirft sich deinem Glück entgegen, — Vatermörder! Stoß ihn nieder und sei mir gegrüßt! —

Das wankende Bild streckte die bleiche Hand gegen Abdallah aus, der mit zitterndem Knie aus dem Zimmer entfloh. Ein kalter Schauder goß sich über seinen Körper aus, sein Herz schlug laut, ein eisiger Schweiß benetzte seine Stirn.

Er sammelte seine Kräfte und ging dann langsam weiter. Viele Gemächer und Säle öffnete er und ging hindurch, alle standen leer in wüster Dunkelheit, von einem heimlichen Grauen durchsäuselt. — Er kam an eine Thür, durch deren Spalten sich kleine Lichtstreifen drängten. — O es ist fürchterlich, sagte er leise, eine unbekannte Pforte zu öffnen und zu wissen, daß mir Schrecken entgegenspringen.

Er öffnete die Thür furchtsam und fuhr mit einem krampfhaften Schauder wieder zurück. — In einem großen hellerleuchteten Saal wütheten stumm und ohne begleitenden Gesang tausend Ungeheuer in Weibergestalten tanzend auf und ab. — Ein Riesenkopf mit verzerrten Zügen wankte auf zwergartigen Körpern schrecklich hin und her. Sie verschlangen sich in wilden Gruppen und stürmten wie Meereswogen stumm durch den Saal, sie rauschten immer schneller und ungestümer vorüber, die Flammen der Kerzen zitterten: — Vatermörder! schrie ihm eine wilde Gestalt entgegen und riß ihn in den Saal in die Mitte der schwärmenden Ungeheuer, man führte ihn taumelnd in den fürchterlichen Reigen, und eine Unholdin warf ihn der andern zu, im lauten Brausen wand man sich von neuem auf und ab, die Tänzerinnen sprangen und schwebten wild durcheinander, mit lächerlicher Entsetzlichkeit wälzten sie sich um einander her und hüpften mit fürchterlichen Geberden. — Dies ist deine Hochzeit, raunte ihm eine schreckliche Gestalt vertraulich ins Ohr und Abdallah fuhr zusammen; eine andre trat leise hinzu und flüsterte: siehe rückwärts, deine Zulma steht hinter dir. Abdallah wandte sich schnell, und ein gräßliches Wesen stand hinter ihm und fletschte ihn mit einem wahnsinnigen Grinzen an, alle ihre Züge waren fürchterlich verzerrt. — Sie reichte ihm eine lange dürre Todtenhand, und Abdallah entflohe; sie verfolgte ihn mit lautem Gebrüll, schon hielt sie sein Gewand, als Abdallah von einem Altan, auf den er sich gerettet hatte, hinuntersprang. —

Zehntes Kapitel.

Abdallah stand in einer weiten leeren Gegend, die schwache Mondstrahlen durch finstre Wolken nur mit einer einschleiernden Dämmerung erhellten. Ein schneidender Regen wehte ihn an, über das einsame Gefilde wehte traurig ein lauter Wind. Wie ein verschüttetes Grab fiel es hinter ihm zu.

Unbekannte Wesen schauerten ihm vorüber und entflohen eiligst, Gestalten gingen vorbei und schienen ihn mit mitleidigem Erstaunen zu betrachten, er war in eine Welt von Ungeheuern eingesperrt und ging mit wankenden Schritten durch ihre Einwohner, ein unbekannter Fremdling.

Wohin soll ich mich retten? rief er. Welche Schrecken stehn noch im Hinterhalt und lauern auf ihre Beute? Welche Schauder sollen noch in dem Mark meiner Gebeine wühlen? Meine Wünsche reichen zur Welt nicht zurück, die Gedanken, die ich von dort mitnahm, sind an dem gräßlichen Thor angehalten, Grausen umgibt mich, alle meine Gefühle zerschmelzen in Schaudern, meine Gedanken werden Wahnsinn. In eine ungeheure Wüste hinausgestoßen, begrüßen mich

nur die Ungeheuer der Nacht. — Ueber welche Steppen soll mein Fuß itzt wandeln? Wie Gefilde der Nichterschaffung streckt es sich vor mir aus, wo noch das wilde Chaos ungeordnet liegt und die Zeit nicht in die Tiefe hinabsieht, wo alle trägen Elemente im Todtenschlafe liegen, und Leben und Verwesung sich umarmt, wie eine Gegend, die den schaffenden Ruf der Allmacht nicht hörte, aufgespart, um eine Hölle hier aufzubauen.

Er ging über eine große Haide, von einer schweren Bangigkeit gedrückt, von jedem Trost feindselig zurückgestoßen, von jedem erquickenden Gedanken abgewiesen. Endlich hörte er aus der Ferne einen Gesang, wie von Stimmen gesungen, die in krampfhaften Zuckungen und Todesschmerzen den letzten Schrei ausbrüllen; es glich dem Gerassel eines Wagens, der zerschmettert von Felsen stürzt, dem Schreien des Wassersturzes, der auf Klippen zerspringt:

Wir sind des großen Hauses
Gewalt'ge Wächter. —
Das Thor ist Verzweiflung,
Der Eingang Wahnsinn,
Jammergeschrei,
Schaudergebrüll
Sind die jauchzenden
Wonnegesänge,
Die aus der Wohnung
Dem Fremdling tönen. —
Ewig! Ewig!
Sieht der Gequälte
Marterzermalmte
Mit schwerem Aechzen
Nach der letzten Qual.
Aber sie kömmt nicht,
Aber sie naht nicht,
Nimmergesättigt
Knirscht der grausame Zahn
An ihren Gebeinen. —

Ein wilder Klang ertönte zu der gräßlichen Melodie des Gesanges, Abdallah kam näher. —

Zwei riesengroße nackte Gerippe standen vor dem Eingang eines engen Felsenweges, der sich in geschlängelten Krümmungen wand. Sie standen gebleicht und zitterten mit den wankenden Häuptern; nach der Melodie des Gesanges schlugen sie mit Todtenbeinen klingend gegen einander, ihr weißer Schädel nickte fürchterlich, einzelne dunkle Haare schweiften flatternd durch die dämmernde Finsterniß und seufzten in dem feuchten Nachtwind; mit den leeren Augenhöhlen starrten sie in die Wüstniß hinaus und aus den grinsenden nackten Gebissen drängte sich der zerschmetterte Gesang hervor.

Abdallah fühlte sich von einem kalten Wahnsinn angefaßt und ging in einer dumpfen Gleichgültigkeit den entsetzlichen Gestalten entgegen. —

Vatermörder!
Auf des Vaters Leichnam
Tritt in das Heiligthum der Schauder! —

so brüllte es ihm aus den Wächtern des Felsenwegs entgegen, er kam ihnen näher.

Vor dem Eingang lag der Leichnam seines Vaters gewälzt, blaß, mit geschwollenem Gesicht und fürchterlich aufgerissenen Augen. — Er schritt über den Leichnam ohne Besinnung hinweg, und der Gesang fuhr ihm knirschend nach; wüthend und geängstigt, von tausend Foltermartern verfolgt, rannte er wie ein Rasender durch den Felsenweg: er war kühn durch die Gestalten hindurchgeschritten, und fuhr itzt selbst vor dieser Erinnerung bleich und zitternd zurück. Aus der Ferne hörte er den Gesang und das Klingen der Todtengebeine, er stürzte mit Verzweiflungseil durch die Krümmungen des Pfades, die schrecklichen Gerippe folgten ihm, er hörte ihren Vernichtungsgesang und stürzte brüllend weiter. —

Plötzlich stand er still. Die Felsen verliefen sich in einen spitzen schroffen Winkel, er hörte das Nahen der Gespenster, schon sahe er ihre Schädel über die Felsen her blinken, — stumm, ohne Gefühle stand er da, eine Distel, die sich von der Felsenwand beugte, schoß in seinem dämmernden Auge zum Baum empor, alles wankte zitternd hin und her, — er sank zur Erde, nannte den Namen Omar und drehte den Zauberring.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Abdallah erwachte am Morgen auf dem Ruhebette in der kleinen Hütte, er öffnete langsam die Augen und fuhr zusammen, als er die so bekannten Gegenstände wiedersahe: sein Vater schlief noch neben ihm. Er starrte die Decke und die Wände des Zimmers lange mit weit geöffneten Augen an, es schien ihm unmöglich, daß er das sähe, was vor ihm stand. — Der Morgen säuselte in den Gebüschen vor dem Hause, ein früher Strahl schlüpfte durch das grüne Gewebe des Waldes und zitterte flimmernd durch das Fenster, — lautschreiend bedeckte er seine Augen mit den Händen, denn Omar saß neben ihm. — Er stritt lange mit sich selbst, ob er es wagen solle, noch einmal nach dieser Gestalt hinzublicken, alles schien ihm nur eine neue Einbildung und die schrecklichste, die räthselhafteste von allen.

Abdallah, du kömmst aus einem schweren Traum zurück, sagte Omars freundliche Stimme.

Abdallah ließ ermüdet die Hände fallen, er sahe betäubt vor sich nieder. — Aus einem Traum komme ich wieder? sprach er mit erstickter Stimme, — o wo fängt die Wahrheit an? Wo steht die Gränzsäule? Laß mich sie finden, denn alle meine Sinne haben sich verwirrt. —

Omar wollte seine Hand ergreifen, Abdallah zog sie hastig und mit plötzlichem Schrecken zurück. — Was ist dir? sagte sein Lehrer; warum sieht mein Abdallah nicht zu mir auf? Warum erschrickt er vor meiner Stimme?

Warum? rief Abdallah lauter. — Ha! bist du nicht Omar, der der Nacht und ihren Schrecken gehört, was suchst du auf der Oberwelt? Willst du den Flüchtling einholen, der dir entlaufen ist? — Geh, wo mitternächtliche Schauder wandeln, wo das Verderben wohnt, dort ist deine Behausung, taste mich nicht an, Unhold, ich bin ein Mensch!

Ist das der erste Gruß, sagte Omar klagend, den mir mein Abdallah bei meiner Zurückkunft giebt?

Abdallah hörte nicht was er sagte, sein Geist stand vor einem gräßlichen Schlunde, in welchem tausend Mißgestalten sich übereinander wälzten und verschlungen, ein hundertfaches Leben wie in einem Körper wimmelte, sein Blick strebte die Ungeheuer zu sondern und jedes einzeln mit festem Auge zu betrachten, aber ein trüber Schleier zog sich vor sein Gesicht.

Ich habe in dieser Nacht eine gräßliche Bekanntschaft gemacht, sprach er, die Hölle hat sich mir aufgethan und in ihr Innres eingeführt, ein großes Siegel hat sich mir gelöst, ein böser Engel hat dir einen Brief gebracht und vorwitzig hab' ich ihn erbrochen. Ja, Omar, ich weiß nun alles, alles, deine Geheimnisse haben sich in meinen schwachen Menschenbusen gewagt, die Hölle wohnt in meinem Herzen; alle Schauder, die du pflanztest, sind mächtig emporgeschossen und ihre Frucht hat dich selbst vergiftet. — Fort! sei was du warst und dann komm zu mir zurück, bis dahin will ich dich verkennen, bis du mir ein Zeugniß bringst, das dich wieder unter die Menschen einschreibt.

Abdallah! Abdallah! rief Omar aus, deine Träume sprechen noch aus dir; nein, so kannst du nicht zu deinem Freunde Omar reden, oder hat dich Zulma in der neulichen Nacht zum Wahnsinnigen gezaubert?

Zulma! rief Abdallah aus, — dieser Klang ist der einzige in der ganzen Natur, der freundlich an die Saiten meines Herzens schlägt, diese Melodie ist mir in der großen Zertrümmerung übrig geblieben, alle meine Seligkeiten habe ich verspielt und diese einzige dafür gewonnen. — O alle meine Erinnerungen sind Lügner, oder du warst es, der mir diesen Diamant in der Finsterniß schenkte.

Omar. Ich that es, — aber mein Abdallah lohnt mich mit Undank. Oder hat mich ein Lästerer aus deinem Herzen gerissen? — Welche Hand hat jene Gemälde verlöschen können, die ich seit deiner Kindheit in deiner zarten Seele zeichnete? Ist denn von jener Lieb: alles, auch die Wurzel verdorret und vermodert? Hat ein Sturmwind allen Blüthensaamen in das Meer verweht, daß auch nicht eine grüne Sprosse von neuem aus dem Boden keimt? — o dann hab' ich meine schönsten, meine letzten Jahre wie ein Knabe verschwendet, alle meine Hoffnungen und Wünsche einer Morgenröthe anvertraut, die hinter schwarzen Gewitterwolken untersinkt, — dann hab ich keine Freude mehr, als das Grab. —

Abdallah. Du willst in meinem Herzen Fürsprecher erwecken, die ich selber nicht wiederfinden kann. — Ach, Omar, Omar, bin ich vielleicht wahnsinnig? Was sprech' ich? Wer bist du und was ist diese Welt? — O allenthalben renn' ich an eine Mauer wüthend an, die mich unbarmherzig zurückwirft. Wen soll ich fragen und wo nach Wahrheit forschen? Ach, vielleicht bin ich ein Wesen, einzig und ohne Freund und Feind in einer leeren Wüste, das eingeschlafen ist und von allen irdischen Possenspielen und Furchtbarkeiten träumt und beim Erwachen sich selbst verspottet.

Er dachte diesem Gedanken weiter nach und wandte sich dann von neuem zu Omar. Sei es, wie es sei, sprach er, ich will dir Rechenschaft geben, wie lange ich mit dem Vermögen ausreichte, das du mir geliehen hast, unbesonnen verschleudert hab' ich es nicht. Nein, Omar, der Kampf mit dir hat mir Arbeit gekostet, du ließest dich von meinem Mißtrauen nur schwer zu Boden ringen.

Er erzählte ihm den Inhalt der Palmblätter, die ihm Nadir in der Nacht gegeben hatte und die Erscheinungen der Unterwelt. — Siehe, schloß er seine Erzählung, dies sind die Begebenheiten dieser fürchterlichen Nacht, o alle Erscheinungen weisen mit ihren Gräßlichkeiten nach einem Mittelpunkt, meinem Elende hin; der Greis, der dir glich, der mich mit täuschender Freundschaft empfing und mit Gotteslängnungen von sich jagte, — ja nur das Grausen wird mich mit Zulma vermählen, meine Hochzeit wird seyn, wie ich sie in dieser Nacht gesehen habe und auf dem Leichnam meines Vaters werde ich in die Wohnung der Verdammten steigen, ja, die Hölle hat mir einen Spiegel vorgehalten, in dem mir die Zukunft vorübergezogen ist.

Omar. Aber ermanne dich nur, Abdallah, und siehe, daß alle diese Gestalten nur Traumgestalten waren, die neckend um den Schlafenden gaukeln und bange vor dem ersten Blick des aufwachenden Auges zurückfliehen; denn ich kam in der Stunde der Mitternacht hierher und fand dich schlafend.

Abdallah. Du fandest mich? schlafend hier auf diesem Bette?

Omar. Beim Propheten!

Abdallah. Nun, dann will ich alles Unbegreifliche glauben und auf die wunderbarste Erzählung, wie auf Wahrheit schwören. — Was sind alle meine Sinne, wenn sie solche Täuschung nicht bemerken? — Wenn der Herr in seinem eignen Hause sich verirrt und von einem Fremden wieder zurechtweisen läßt? — Omar, dann bin ich mir noch nie unbegreiflich gewesen, als itzt, wie soll ich dann die Wahrheit festhalten, die wie eine Schlange meinen Händen entschlüpft? — Woran soll ich dann nicht zweifeln, wenn ich daran zweifeln soll, daß ich diese Hütte verließ, daß ich die Sterne über mir flimmern sah, daß ich jene Blätter las? Wer stellt mir dann für mein Daseyn einen Bürgen? O ich möchte nicht auf diese bedenkliche Behauptung schwören! — Welchen Gehalt hat dann der Verstand des Menschen, wenn seine Sinne, durch die er seine Schätze erhält, so betrügerische Sklaven sind? Alles, was wir wissen und glauben, ist dann nur ein Irrthum, unsre höchste Weisheit verkriecht sich dann vielleicht beschämt, wenn einst ein erleuchtender Strahl in die dämmerungsvolle Grube fährt.

Omar. Irrthum ist des Menschen Nahrung und hält ihn fest in dem Kreis der Menschen; wenn im Mondschein die schwächere Täuschung möglich ist, den Stamm eines Baumes für einen bekannten Freund anzusehen, warum willst du an jener zweifeln, die dich im Traum über eine Haide und zu gespensterbewachten Felsen führt? Wer hat nicht schon irgend einmal so lebendige Gestalten im Traum gesehn, daß er ihn Wahrheit nennen möchte?

Abdallah. Aber auf diese Art, in solchem Zusammenhange mit meinem Schicksal!

Omar. Wären deine Gesichte weniger zusammenhängend, dann eben würd' ich sie um so leichter für Wirklichkeit halten, aber weil sie sich so genau an dein Schicksal schließen, scheinen sie mir nur Traum-

gestalten. — An jenem Abend, an welchem ein Sturm und der Glanz einer Feuerkugel dich aus dem Schlafe weckte, — an jenem Abend sannest du über neue, dir unbekannte Lehren, dein Lehrer war dein Freund, deine Schule eine schöne mondbeglänzte Gegend, liebliche Bilder wiegen dich in den Schlaf, — ein Greis eilt auf deinen Omar zu, — wer könnte Omar hassen, da du ihn liebst? Deine Augen sehen die Umarmung zweier Freunde — und du bist eingeschlafen. Aber deine Augen täuschten dich, dieser Nadir ist schon seit vielen Jahren mein Feind, er verfolgt mich von einem Ende der Welt bis zum andern, und als ich ihn an jenem Abend vom Berge steigen sah, warf ich mich ihm zu einem hartnäckigen Kampf entgegen, wir stritten in mancherlei Gestalten gemodelt und jagten uns endlich glühend durch den Himmel; ich sahe dein Erschrecken, aber damals wollt' ich dir diese Erscheinung nicht erklären, es wäre grausam gewesen, dem weichen Jünglings-Herzen den menschlichen Freund zu nehmen und ihm ein fremdes, kaltes Wesen dafür zurückzugeben. — Du liebst Zulma, die Unmöglichkeit geht dir entgegen, nur von der Noth gezwungen, entdeck' ich dir, wer ich bin. — Eine neue Thür zu einem unbekannten Gemache geht dir auf, du staunest, Schauder führen dich in die Geheimnisse der Mitternacht und du erfährst den grausamen Ausspruch des harten Schicksals. Du denkst nun deinen Omar nicht mehr mit der kindlichen Unbefangenheit, mit der du ihn ehedem dachtest, an seinen Namen knüpfst du dein Unglück und durch eine verzeihliche menschliche Täuschung verwechselst du ihn in eben diesem Augenblick mit der Ursach dieses Unglücks. — Ich nehme Abschied von dir und warne dich besorgt vor Lästerungen, die deinen Freund verläumden würden, du bist gerührt und kaum bin ich entfernt, so steht ein leiser Argwohn nach und nach in deiner Seele auf, du hältst meine Besorgniß für Bangigkeit des Bewußtseyns. Was ich fürchtete, tritt ein, mein Feind Nadir benutzt meine Abwesenheit und warnt dich vor deinem Lehrer, der dich unglücklich machen will. — Du kömmst in Gedanken zurück, du bist nicht der einzige, der mißtraut, selbst ein Freund Omar's steht auf und zeugt gegen ihn, du verlierst dich in schwarze Träume. — Nadir will dich retten, Omar will dich elend machen. — Nur etwas Großes, Fürchterliches kann Omar bewegen, dein Elend zu wollen, — in diesem Gedanken versammelst du alle fürchterliche Träume deiner Kindheit, so entsteht das ungeheure Mährchen, das du in den Palmblättern zu lesen glaubst. — Aber ist denn kein Ausweg aus diesem Felsengewinde? Soll dir Zulma ewig verloren seyn? — Dieser Wunsch, der nach einer Befriedigung schreit, greift nach einer Hoffnung, mit den nächtlichen Geheimnissen vertraut siehst du nur in der Allmacht der Geister die Möglichkeit der Rettung, ein unbekanntes Wesen winkt dir und lockt dich durch süße Versprechungen an sich und du schläfst ein. — Schwarze Traumgestalten nehmen dich in Empfang, alle Gedanken, die du am Tage dachtest, kommen in der Nacht, in Phantasieen gekleidet, wieder, Omar ist ein Ungeheuer, Zulma dein Unglück, dein Vater liegt vor dir und Gespenster bewillkommen dich mit höllischen Gesängen. — In diesem Traume finde ich dich, von meiner Reise zurückkehrend: du siehst, nichts als eine Täuschung hat das ganze Gewebe zusammengeschoben. Allen Verdacht in dir zu tödten, dürft' ich dir nur die Ursach meiner Reise erzählen, aber sei damit zufrieden, daß sie dich deinem Glücke näher gebracht hat, etwas muß mein Abdallah mir auf mein Wort glauben, dies sei das Zeichen, daß er sich mit seinem alten Freunde wieder ausgesöhnt hat. — Ja Abdallah, du mußt mir es glauben, o bei allem, wobei ein Wesen schwören kann, ich liebe dich! — Meine Weisheit, meine Gewalt genügt mir nicht, mein Herz verschmachtet und dürstet nach Liebe, — dich hab' ich gefunden, dich hab' ich ausgewählt, deine Liebe soll mich glücklich machen, oder ich muß mich in mein Grab einschließen, — o Abdallah, laß diesen Traum dein einziges Verbrechen an meiner Freundschaft seyn, gieb mir deine Seele zurück; willst du mich aus allen meinen Hoffnungen hinausstoßen und einsam und verlassen durch meine letzten Tage wandeln sehen? Nein, nein, das wird, das kann mein Abdallah nicht, dann hätt' ich ihn nie mit dieser innigen Vaterliebe lieben können, dann hätte er nicht so lange bei mir ausgehalten. — Ja, Abdallah, du bist wieder mein!

Abdallah sahe ihn mit festem Blicke an, als wollte er in seinem Auge die Seele wiedersuchen, die ehedem aus ihm gesprochen habe; in allen Zügen redete ihn jener Omar so herzlich, so dringend an, den er als Knabe geliebt hatte, — er fiel weinend an seine Brust. — Ja! ja! rief er laut schluchzend, ich bin wieder dein, keine Gewalt soll unsre Seelen auseinander reißen!

Selim erwachte. — Du begrüßest deinen Lehrer, sagte er, er ist in dieser Nacht zurückgekommen, aber du schliefest so sanft, daß wir dich nicht wecken wollten.

Omar. Wir sehn uns traurig wieder, Selim; das Schicksal hat eine schwere Hand gegen dich ausgestreckt.

Selim. Ja, Omar, aber meine Wunde schmerzt mich nicht mehr, meine Kräfte kehren zurück und ich will mich gewaltsam an die letzte Hoffnung halten, — sieht deine Weisheit noch in irgend einer Ferne ein Mittel, meinen großen, edlen Vorsatz auszuführen?

Omar. Ich sehe nichts. —

Selim. O dann, ja dann will ich meine Kräfte fallen lassen und mich verdrossen in den Wellen untertauchen. — Nun erst fängt mein Unglück an, mich zu drücken, die Hoffnung hatte mir bis itzt noch einen Stab gegeben, auf den ich mich stützte, — aber itzt wird mir das Leben eine Last, nun wünsch' ich zu sterben. Seitdem ich weiß, daß mein Tagewerk ganz geendigt ist, bin ich ermüdet und will mich schlafen legen. — In dieser trägen Unthätigkeit sollt' ich leben, hier, wie ein Thier in der Wildniß, von allen Menschenrechten ausgeschlossen? wie eine Pflanze nach und nach verwelken, die in ihrem Sumpfe unter trägen und verfaulten Dünsten emporwuchs und war und dann nicht mehr ist? — Nein, Omar, blicke noch einmal über den Horizont deiner Weisheit hin und schaue mit Seherkraft umher, — kann nichts, auch mein Tod nicht durch die Mauer bringen, die das Schicksal vor mein Vorhaben gestellt hat?

Omar. Dein Tod könnte dein Volk vielleicht glücklich machen.

Selim. O dann ist ja noch nicht alle Hoffnung aufgebrannt. — Aber ich Unglücklicher! meine Gesundheit kömmt schadenfroh zu mir zurück und selbst den Ausgang aus diesem Thal des Lebens zu suchen, ist Frevel, — o sage mir, wie ich ohne Sünde sterben kann und mein Volk ist glücklich.

Omar. Diesen Aufschluß mußt du nicht von mir, sondern von der Zeit erwarten, noch liegt alles dunkel und verworren vor meinen Blicken. —

Abdallah verließ das Zimmer.

Zweites Kapitel.

In tiefen Gedanken ging der Jüngling unter dem lauten Rauschen des Waldes auf und ab. — Ja, — sprach er zu sich selbst. — Omar ist mir zurückgegeben, alles umher liegt in wüster Verwirrung von schwarzer Nacht bedeckt, er ist mein Freund, er soll es seyn, mir und dem Schicksal zum Trotz; ich habe ihn wieder in meine Seele aufgenommen: denn wo fänden meine Zweifel sonst ein Ziel? Durch diese einzige Gewißheit, die ich eigenmächtig zur Untrüglichkeit stemple, fallen alle Zweifel, die mir boshafte Geister entgegenhielten, wieder zur Erde, und ich stehe da in der freien uneingeschränkten Gegend. Meine Rechnung ist richtig, wenn dieser einzige Fehler ausgelöscht wird, ich will meiner Mühe ein Ende machen, er sei vernichtet! Ich gebe unangesehen diesen Verlust preis, um ein langweiliges Spiel zu beschließen.

Mein Vater wünscht zu sterben, — o ich sehe schon in der Ferne die Woge schwimmen, die auch die letzte kleine Bergspitze, auf der ich stehe, herunterschlagen wird, sie wälzt sich immer näher und näher. — Das Schicksal rückt den schwarzen Zeiger und stellt ihn nach und nach auf jene fürchterliche Stunde, unvermeidlich schlägt sie an und ich stehe plötzlich, ohne es ändern zu können, ohne meine Beihülfe jenseit der Gegenwart. — Traurig wie der Mond geht dann mein Vater unter und zugleich steigt Zulma mir gegenüber mit tausendfacher Pracht unter goldnen Flammen auf, — das Verhängniß läßt mich zwischen dem Vater und der Geliebten wählen, — o verzeihe, großer Prophet, ich wähle Zulma! Es muß seyn, es kann, es will nicht anders. — Welcher Sterbliche kann den Eigensinn des Schicksals brechen?

Unter diesen Gedanken war er nach und nach aus dem Walde herausgegangen und stand itzt auf der Landstraße. — Die Stadt mit ihren runden Moscheen lag vor ihm, die Fenster im Pallaste Ali's glänzten blendend in der Sonne, er glaubte Zulma's Gestalt an jedem Fenster zu sehen, seine Schwärmerei sahe ihre Blicke, mit denen sie wehmüthig nach ihm hinstarrte; ohne an die Gefahren zu denken, denen er sich unbedachtsam Preis gab, ging er in die Stadt hinein.

Der zürnende Ali hatte indeß auf Befriedigung seiner Rache gesonnen. Daß Selim ungestraft diese Verschwörung sollte unternommen haben, daß er ihm selbst entflohen sei, ohne daß irgend jemand wisse wohin, diese Gedanken reizten seine Wuth stets von neuem auf. Er hatte einen fürchterlichen Eid geschworen, sich an Selim zu rächen und dieser Schwur quälte ihn unablässig; er hatte daher an diesem Tage seine Vertrauten zu einer geheimen Rathsversammlung berufen, um sich von ihnen Mittel vorschlagen zu lassen, die den verborgenen Selim entdecken müßten, er hatte beschlossen, alles auf diese Wollust der befriedigten Rache zu verwenden, nichts sollte ihm zu kostbar seyn, den verwegenen Aufrührer zu strafen.

Abdallah stand vor dem Pallast des Sultans und sahe mit brennenden Augen nach den Fenstern des Altans hinauf, — er sahe Zulma, sie blickte verstohlen hinter einem zurückgezogenen Vorhang auf die Straße, kaum aber sahe sie Abdallah's Gestalt, als sie sogleich schnell und erblassend zurückflohe. Er sah ihr festgezaubert nach, bis auch der letzte Schimmer ihres Schattens verschwand, dann warf er sich auf eine Bank und sahe nach den Blumen des Altans. — Die Rose war hinter den Citronenbaum gestellt und in der Mitte des Altans stand die bleiche Lilie, das Sinnbild der Furcht. —

Er ging weiter und kam über die Brücke der Stadt an den Pallast seines Vaters. — Wehmüthige Thränen traten ihm in die Augen, als er so unbarmherzig alles zerstört sah. Einzelne Mauern und Thüren standen wie verspottet unter dem Schutt, im Hofe lag alles wild umher, Steine und Balken aufeinander gehäuft. Traurig suchte er die Stelle des Zimmers auf, das er ehedem bewohnt hatte; die Stufen waren abgebrochen, auf denen man auf das Dach hinaufstieg, ein Theil des Daches lehnte sich noch auf eine Mauer und drohte in jedem Augenblick den Einsturz. Das bekannte Haus, das ihn so oft so freundlich und väterlich aufgenommen hatte, das die Freuden und Schmerzen seiner Kindheit mit ihm getheilt hatte, lag itzt zerrissen vor ihm. Selbst das Leblose, in welchem er sonst glücklich gewesen war, war vernichtet, auch selbst das Andenken seiner Seligkeit schien ihm der zürnende Himmel nehmen zu wollen und bis auf die letzte Wurzel alles auszureißen, was ihn einst mit den schönsten Freuden genährt hatte.

Abdallah stand noch immer in seinem traurigen Nachdenken, als er das laute Schmettern einer Trompete hörte, von einem verwirrten Getöse und Geschrei des Volks begleitet; er kümmerte sich nicht um das Geräusch, nur klang es ihm, als wenn er den Namen Selim laut habe nennen hören. — Jetzt kam der Zug bei ihm vorüber und er sahe einen Herold auf einem Pferde, der dicht neben ihm still hielt, einigemal in die Trompete stieß und dann laut ausrief:

„Daß derjenige, und wäre er selbst ein Sklave, welcher den Verräther Selim lebendig in die Hände des Sultan's liefern würde, seine berühmte, schöne Tochter Zulma als Gemahlin dafür zum Lohn erhalten solle.“

Wieder das Schmettern der Trompete und der Zug lärmte vorüber. —

Dumpf und ohne Gedanken verließ Abdallah die Stadt, träumend wie ein Mann der vom Schlafe erwacht und sein Haus in prasselnden Flammen sieht, die schon sein Bette lecken; er springt auf und steht betäubt und ohne Bewußtseyn vor dem leuchtenden Element, das wüthend durch seine Besitzungen geht, er hat sich nur gerettet um desto unfehlbarer zu ver-

derben: — so kam Abdallah fast ohne es zu bemerken zur Hütte im Walde zurück.

Drittes Kapitel.

—

Fürchterliche Gedanken warfen in der Nacht Abdallah hin und her, sein Auge starrte in die Finsterniß hinaus. Gräßlichkeiten zogen durch seinen Busen, Schauder jagten sich durch seine Gebeine, er wünschte mit Sehnsucht den Tag, die Dunkelheit um ihn her machte seine Seele noch schwärzer, oft schleppten seine heißen Wünsche seine sanftern Gefühle in Ketten hinter sich, oft riß sich sein Gefühl wieder los und rang seine Wünsche nieder. Er schien in zwei feindselige Wesen zerrissen, die unermüdet gegen einander kämpften.

Endlich erschlafften alle seine Kräfte, in seiner müden Seele starben alle seine Wünsche und Hoffnungen aus, gewaltsam schloß er in der Ermattung mit sich selbst einen Frieden.

Er sprang von seinem Lager auf, als kaum die erste graue Dämmerung des Tages die Schatten spaltete. Selim schlief noch und Abdallah verließ die Hütte. Er ging schnell unter den Bäumen auf und ab, er athmete die frische Luft des Morgens ein und wollte gewaltsam alle Gefühle von sich abwälzen, die ihn, wie lebendig eingegraben gleich Steinen drückten, aber er schlug vergeblich gegen die Mauern der Grube, kein Strahl des Tageslichtes wagte sich hinein.

Omar näherte sich ihm jetzt und beide gingen schweigend auf und ab; Abdallah scheute sich, seinen Freund einen Blick in die Wüste seiner Seele thun zu lassen.

Was wühlt in deinem Innern so gewaltig? begann Omar, in der Nacht hört' ich dich seufzen. — Was ist dir, mein Abdallah?

Abdallah schwieg noch. — Nein, rief er plötzlich, — meine Seele ist zu schwach für diesen ewigen Streit! — die menschliche Natur erliegt dieser Gewalt, ich bin endlich müde und will mich selbst besiegt zu Boden werfen. — Er ergriff Omar's Hand. — Ja, Omar, höre das Gelübde, das ich vor dir ablegen will, — ich will, ich muß Zulma entsagen, mein Vater bleibe mir und Zulma gehe mir verloren; ich ward geboren, um den Becher des Glückes nicht zu kosten, ich willige in diese traurige Nothwendigkeit. —

Omar. Und was hat dich zu diesem Entschluß gebracht, der dir alle deine Hoffnungen kostet?

Abdallah. Meine Menschheit, — o! ich bezahle sie mit dem kostbarsten, was ich besitze, vielleicht weit über ihren Werth, denn ohne Zulma ist mir die Welt ausgestorben; ich entsage der höchsten Seligkeit auf ewig, das Gefühl der Liebe wird nie in meinem Busen wieder aufwachen, nur ihre Schmerzen bleiben mir auf immer zurück.

Abdallah erzählte seinem Lehrer itzt, was er gestern in der Stadt gesehn habe. — Diese Erinnerung, fuhr er dann fort, hat mir diese Nacht schlaflos gemacht; wenn ich die Augen schloß, weckten mich Ungeheuer durch Zuckungen auf, — o Omar, Omar, giebt es auf der Erde ein Wesen, das sein Elend mit dem meinigen messen könnte?

Omar. Und Abubekers Tochter wird deine Gattin?

Abdallah. Niemals, das Schicksal nimmt mir Zulma, aber kein andres Weib soll auch jemals in diesen Armen ruhn, diese Freiheit wird mir noch bleiben. Nein, ich will den Schwur nicht brechen, den ich zu Zulma's Füßen schwur. — Jeder Freude, jeder Hoffnung sage ich Lebewohl, mit meinem Elend will ich in die Wüste ziehn und dort das Morgenroth mit meinen Thränen begrüßen und den Abend mit Klagen rufen, Seufzer sollen meine Sprache werden und die Wehmuth meine Gespielin. — Ja, Omar, dieses Glück ist mir noch übrig, diese Freude ist die einzige, die mir nicht kann genommen werden.

Omar. Auch nicht durch deines Vaters Gebot? — Er will, du sollst der Gemahl Roxanens werden.

Abdallah. Nein, das kann er nicht wollen, wenn ich ihm dies Opfer bringe. Nein, ich komme ihm entgegen, o er wird es auch thun, er ist ja mein Vater, er liebt mich ja so wie ich ihn liebe: Zulma kann nicht meine Gattin werden, und Roxane soll es nicht. —

Omar. Und dann wirst du in deiner Einsamkeit mit leerem Herzen glücklich seyn? —

Abdallah. Ich glaube es itzt, und wenn ich es nicht kann, so will ich es wenigsten glauben. Alle meine Hoffnungen lasse ich dann in der Welt zurück, dem ersten Thoren will ich sie schenken, nur meinen Schmerz und die schönen Erinnerungen nehme ich mit mir. —

Omar. Wenn aber dein Vater auch zu diesem Glück nicht seine Einwilligung gäbe?

Abdallah. O, er kann es mir ja nicht beneiden; er ist nicht grausam. — Ich will itzt gleich zu meinem Vater gehn, er soll mir mein voreiliges Versprechen erlassen. — Dann geh' ich aus der Welt und eine geräumige Höhle wird meine Wohnung, Bäume und Thiere sind meine Gesellschaft, ach, nach und nach werd' ich vergessen, was ich verloren habe, in der Gesellschaft meines Kummers werd' ich zum Greise, und erzähle mir dann zum Abendzeitvertreib, wie ein geschwätziges Kind, meine Leiden selbst. — Nicht wahr, Omar? die Zeit legt Balsam auf jede Wunde? wir werden uns nach Jahren selber unkenntlich, was mir itzt Thränen auspreßt, darüber kann ich einst vielleicht lächeln? Endlich ermüdet die Qual an mir und geht verdrossen hinweg, die Stunde durchläuft ihren Kreis und wir stehn an der schwarzen Pforte, und alles was wir litten, alles worüber wir uns freuten, liegt wie Schaum des Meeres hinter uns, dann erst sehen wir, daß wir nur nach Schatten griffen, wie Kinder, die die Hand nach dem Morgenroth ausstrecken und den fliehenden Regenbogen haschen wollen. — Alles ist in mir gestorben und wird nie wieder aufleben, die Flammen meiner Seele sind ausgelöscht, mein Busen ist Eis. Zulma ist todt meine Liebe ist verschwunden, und was sonst in diesem Herzen brannte, das hast du erstickt, — nein, zürne nicht, Omar, ich verlange es nicht zurück, unter Felsen und verdorrten Wäldern brauch' ich nicht ein Mensch zu seyn, was nützt mir dort die Tugend und der Glaube an Gott? Ich will mich auf ewig von der Menschheit losreißen und mit den Thieren verbrüdern. Ja, Omar, ich gehe zu meinem Vater.

Er kehrte schnell in das Zimmer zurück. Selim war noch nicht erwacht, und Abdallah kniete vor sein Bette und betrachtete aufmerksam seinen Vater, der süß lächelte, in holdselige Träume verloren. — Nein, sagte er leise, — jene Gedanken, die sich in der Nacht zu mir hinanschlichen, sind verflucht, — Gott! wie konnt' ich sie nur denken, ohne mich zu verabscheuen? — diesen Greis, der mein Vater ist, — diesen, — nein, ich mag es mir selber nicht gestehn. — Nein, dazu bin ich nicht in die Welt getreten, noch ist Rettung möglich, noch ist nicht die letzte Oeffnung zugefallen, durch die ich aus dem Felsenschlund entrinnen kann. — Wie sanft er schläft! — Wie er mich auch im Schlaf anlächelt! — Seine Vaterliebe fühlt die Nähe des geliebten, des einzigen Sohnes, — als meine Mutter gestorben war, war ich es, der ihn an das Leben festhielt, und ich! — Nein! die Hölle mag sich einen andern Zögling suchen — meine Seele findet hier noch einen Ankergrund!

Der Vater erwachte und sahe Abdallah neben sich. — Was will mein Sohn? fragte er.

Abdallah küßte ihn und umarmte ihn glühend. — O Vater! rief er aus, — kannst du deinem Sohne eine Bitte abschlagen, die einzige, die letzte, die er von dir erflehen wird?

Selim. Was kann der arme Selim noch besitzen, das seinem Sohne nicht auch gehörte? — Doch nein, Abdallah, — mein Vermögen sind Thränen und Jammer, dies werde dir nicht.

Abdallah. Gieb mir deinen Segen, Vater. —

Selim legte die Hand auf das Haupt seines Sohnes.

Abdallah. Nein, Vater, ich will dich nicht täuschen, segne mich, wenn ich dir meine Bitte gesagt habe.

Selim. Sprich, mein Sohn, warum gehst du diesen Umweg zum Herzen deines Vaters?

Abdallah. O mein Vater! — Wenn du mich liebst, wenn dein Sohn nicht von dir gehaßt wird, — o so nimm jenen Fluch zurück, mit dem du mir einst drohtest. — Abubekers Tochter kann nicht meine Gattin werden. —

Er bedeckte mit den Händen das Gesicht und warf sich nieder, Selim sahe starr auf ihn hin. —

Sie kann nicht! — fragte er kalt, — und was hat der Sohn an dem Willen seines Vaters zu tadeln? —

Abdallah. O nicht diesen Ton, der mich verurtheilt, sprich gütiger mein Vater, oder ich muß verzweifeln! —

Selim. Du verlangst Güte, wo du mir nur Trotz giebst? Auch gegen den ungehorsamen Sohn soll ich zärtlich seyn?

Abdallah. Nein, ungehorsam schelte mich nicht — kein andres Mädchen soll meine Gattin werden, aber auch Roxane nicht — Nur widerrufe jenen Fluch, Vater, wenn du nicht meine Verzweiflung sehen willst! —

Selim. Ich widerrufe nicht.

Abdallah stand auf und sahe ihn mit einem festen Blicke an. — Vater! rief er aus, an diesem Fluch hängt das ganze übrige Glück meines Lebens, meine letzte Tugend, mein Schicksal jenseit dieser Welt! — Widerrufe, Vater, du sollst, du mußt es, — o ja und du wirst es auch. —

Selim. Nein. In dreien Tagen wird Roxane deine Gattin, oder alle Verwünschungen, die ein Vater für einen ungehorsamen Sohn vom Himmel herabflehen kann, fallen auf dein Haupt.

Ich kann nicht, sagte Abdallah kalt und langsam. — Du liebst mich, ja, Vater, — o wie wenig kostet diese Zurücknahme, — ach! und wüßtest du, wie viel sie mir gälte!

Selim. Zurück, Ungehorsamer! ich widerrufe nicht, das schwör' ich beim Himmel und der Pracht seiner Sonne! — Mein Wort kann ich nicht brechen, das ich Abubeker gab, um die thörichten Launen eines Jünglings zu befriedigen, der seinem Vater trotzen will.

Abdallah warf sich wüthend nieder. — Du schwörst? rief er heftig. — Nun so schwör' ich hier auch beim Grabe des großen Propheten, beim Himmel und allen seinen Engeln, daß Roxane nie, nie, nie meine Gattin wird! —

Selim stand zornig auf. — Ich habe keinen Sohn mehr! sprach er heftig. — Ist das die Sprache, in der ein Sohn zu seinem Vater sprechen muß? Glaubst du mich durch Trotz zu beugen? O hier stoßen Felsen auf Felsen, ich wanke nicht in meinem Vorsatz. — Du hast den Sohn verläugnet, nun so will ich denn auch den Vater verläugnen! — Ich werfe meinen Fluch auf dich hin, mit Centnerlast möge er dich drücken. — Alles Unglück jage hinter dir dreimal Verfluchten her, der Himmel wende sein Angesicht von dir ab, wenn die Hölle nach dir die Arme ausstreckt; wenn du am Busen der Geliebten liegst, so fresse ein kaltes Grauen das Mark deiner Gebeine, in der Einsamkeit liege der Leichnam deines Vaters vor dir, den dein Ungehorsam zum Grabe reif macht; von Gewissensangst gefoltert, von allen Schrecken zum Leibeigenen erkauft, stirb unter Krämpfen und Verzuckungen.

Abdallah. O wirf nur Fluch auf Fluch, der Ewige hat mich schon seit der Geburt verflucht, dein Höllensegen findet nichts mehr zu vollenden. — Ha! so spricht ein Vater zum einzigen Sohn? dies ist die Einsegnung, die er mir auf die große Reise giebt. — Wer soll mich segnen, wenn der Vater mich mit diesen Flüchen verwünscht?

Selim. Fort aus meinem Angesicht! Du hast meinem Unglück die Krone aufgesetzt! — Du gehörst mir nicht mehr! Ich hasse deinen Anblick! hinweg! daß ich nicht versucht werde, dir noch mehr zu fluchen!

Er verließ das Zimmer wüthend.

Nein! schrie Abdallah, mir soll keine Rettung bleiben! Ich steh' in der Verdammniß eingekerkert, und mein Vater selbst nimmt den Schlüssel zur Pforte und wirft ihn auf ewig ins Meer; nun ist keine Befreiung möglich, die Hölle streckt den Arm über mich aus und läßt mich nicht entrinnen! — Er warf sich ohne Bewußtseyn in einen Sessel und Omar trat herein. — Er sahe lange den Jüngling mit forschendem Auge an: Hat er deine Bitte erhört? fragte er besorgt.

Abdallah. Du siehst dies Kochen meiner Brust und fragst noch? O! wann könnte mir auch eine Hoffnung in Erfüllung gehen, wäre sie auch so armselig, daß sie der Bettler auf seinem Wege liegen ließe! — Ich darf nur wünschen und tausend Stimmen schreien: Nein! in meinen Wunsch. — Das Schicksal hat mich unter Millionen zu seinem grausamen Spiel erlesen. — O warum ward ich ein

Mensch geschaffen? — Warum mußte ich hinter dem Vorhang hervorgestoßen werden, um den Zuschauern zum Gespött zu werden?

Omar. Und dein Entschluß?

Abdallah. O was kann ich noch wollen? — Welchen Entschluß kann ich noch fassen? Selbst das Elend, das ich mir wählte, ist keine Freistätte mehr für mich; wohin ich auch fliehen will, hält mich ein Abgesandter der Verdammniß fest, die Erde stürzt unter mir ein, jede Scholle, an der ich mich empor arbeiten will, giebt treulos nach, — was kann ich anders als mich dem Verderben überlassen?

Omar ging mit großen Schritten auf und ab, seine Augen funkelten, seine Mienen drohten fürchterlich. — Ha! rief er endlich aus, — dies ist der zärtliche Vater, der seinen Sohn so innig liebt! — Worte sind seine Liebe, unbarmherzig läßt er den Sohn an diesem ehernen Eigensinn verbluten? Kalt läßt er ihn liegen und sterben, hat er doch seine Vaterrechte behauptet! — Und dieser Grausame nennt sich meinen Freund! — Wie kann er ein Freund seyn, da er kein Vater ist? Liebe ist ihm fremd, seine Tugend ist Troß, Eigensinn seine Standhaftigkeit! — Ich kündige ihm meine Freundschaft auf, wer meinen Abdallah haßt, den hasse auch ich. Selim ist aus meinem Herzen gestoßen, ich will seinen Namen aus meinem Gedächtniß reißen! — Dir auch dieses Glück nicht zu gönnen! — Diese Hölle war ihm noch zu schön für seinen Sohn, er hat härtere Strafen für ihn ersonnen. — Die Liebe sei verwünscht, mit der ich einst sein Freund war, für dich geb' ich die feindselige Welt verloren, was liegt mir an diesem Selim? —

Abdallah. O wär' ich nicht Selims Sohn, o dann, dann wär' ich glücklich! — Aber boshaft weht mir das Schicksal alle Unmöglichkeiten zusammen! Nur für mich wird alles angeordnet zum fürchterlichen Scherz. — O könnt' ich den Sohn verläugnen, dann würde Selims Eigensinn bestraft werden können, — aber, — es kann, es darf nicht seyn!

Omar. Du wolltest ihn verloren geben, um Zulma zu gewinnen? Seinen Eigensinn gegen deine Liebe. — Er sollte dir eine Verschreibung werden, durch die du einen Schatz einlösetest, der dich auf ewig vor dem Mangel sicherte? — Ha, Abdallah, nein, nein, es kann, es darf nicht seyn! — Die Tugend, die Pflicht, — o wer kann es alles nennen, was dich von diesem Gedanken zurückreißt? —

Abdallah. O ich schmachte nach andern Speisen, ich bin mit Grausen gesättigt. — Führt mein Pfad zur Hölle, o so ist es besser durch einen kühnen Sprung, als durch Umwege dahinzukommen. Aber noch spricht eine Stimme in mir, die mich Sohn nennt, die laut um Hülfe schreien würde, wenn ich sie ersticken wollte, hundert Gefühle sind mit diesem Ton verbunden. — Das Entsetzen der Natur wäre in den Abdallah verkleidet, wenn ich so sehr alles vergessen könnte, was den Menschen zum Menschen macht.

Omar. Nein, du darfst dich nicht von ihnen losreißen, verachte sie, nur halte dich treu in ihrer Mitte; o dürftest du nicht die Freiheit, ein Mensch zu seyn, mit allen Schätzen dieser Welt bezahlen! — Ja, die Unmöglichkeit stellt sich fürchterlich vor den Eigensinnigen hin und beschützt ihn unverwundbar, — aber Abdallah! sorge auch bei Tage und in der Nacht, wachend und schlafend, daß niemand die Wohnung deines Vaters entdecke und ein Sklave den Preis erringe, nach welchem du strebtest. —

Abdallah. O, ehe ich Zulma in eines andern Armen sehe, ehe —

Omar. Ehe?

Abdallah. Will ich sterben. —

Omar. Dann hast du die Leiden der Welt abgeschüttelt, aber keine der hiesigen Freuden geht mit dir. —

Abdallah. Ach, Omar, dann bin ich todt und die Welt nennt mich tugendhaft. — Doch wenn mir Gedanken folgen, wohin keiner unsrer Erdengedanken bringt, — ach Omar, — werden mir dann nicht Freuden begegnen, die ich itzt nicht begreifen kann? — Kann ich itzt wünschen, was ich nicht begreifen kann? Nur der Thor und der Verzweifelte tauscht ein gewisses Gut gegen ein ungewisses aus und glaubt zu gewinnen.

Omar. Und wenn nun unsre Rechnung hier unten schon völlig geschlossen würde? Wenn alle Anweisungen auf jenseit falsch und untergeschoben wären, und wer wird sich für ihre Aechtheit verbürgen? o dann — doch zurück von diesen Trostlosigkeiten! nein, Abdallah, ich habe dir nichts gesagt. — O, Abdallah; was hast du dann gegen deinen großen Verlust gewonnen?

Abdallah. Ich habe mich selbst verloren und das ist für den Elenden Gewinns genug. Dann drückt mich kein Gefühl und kein Gedanke quält mich, ich liege im kühlen Bette, von der Vergessenheit auf ewig zugedeckt, kein Morgenstrahl erweckt mich, keine Abendsonne bescheint mich. Alle Martern suchen mich dann vergebens auf, sie finden mich nicht; in den mütterlichen Armen der Erde gehalten scheucht die Zärtliche jedes Ungemach von dem schlafenden Sohne hinweg, eine ewige Ruhe umweht mich, kein Traum ängstigt meinen Schlaf, kein Schrecken kann mich zurückrufen.

Omar. Nicht seyn? — O die menschliche Natur fährt vor dem Gedanken zurück, — wer wird Leben gegen Nichtseyn austauschen? Kalt da zu liegen, ohne Gefühl und Gedanken, Würmern eine Wohnung, todt, vermodert und verächtlich, ein Scheusal jedem lebenden Auge: kein Schlaf, keine Ruhe, kein Schlummer, — sondern aus dem Reich der Lebendigen auf ewig hinausgestoßen, da gewesen und nicht mehr, — giebt es in der Sterblichkeit einen trostloseren Gedanken als: nicht da zu seyn?

Abdallah. Nichtseyn! O es ist wahr, die Einbildung erblaßt vor dieser Vorstellung, — Leben und Nichtseyn, — Und wenn ich nun alles dem Halsstarrigen und seinen Entwürfen aufgeopfert habe, wenn leere Phantome und Feigheit die Schwelle meines Glücks bewacht haben, Omar, und ich gehe dann unter, auf ewig unter, — das Wesen, dem ich meine Seligkeiten sparte, ist nirgends aufzufinden, — o ist dies etwas anders, als die unsinnige Rechnung des Geizigen, der im ganzen Leben kargt, um nicht zu genießen und im Tode alles hinter sich läßt? —

Omar. Die Ewigkeit lacht spottend hinter dir her, — aber was willst du thun?

Abdallah. Ha! wer verdirbt nicht den Freund,

um die Geliebte zu retten? Wer wagt nicht die Hälfte seines Vermögens, um das Ganze zu erhalten? — Und soll ich dem Eisenharten, oder dem Befehl des Fürsten gehorchen? Er fordert ihn, Ali mag sein Recht an ihn beweisen, der Diener darf nicht die Aufträge seines Herrn prüfen, ohne ungehorsam zu seyn. — Und wo ist die Gränze zwischen Recht und Unrecht? — Mir ist es ewig verborgen, welche meiner Handlungen gut und welche böse wirkt; was die Menschen Tugend und Laster nennen, verstrickt sich hier oft unauflösbar. — Die Zukunft bildet unsern Willen aus, ohne uns um Rath zu fragen. Raschid war mein Freund, war ich es nicht, der ihn elend machte? — Wird er zu Ali zurückgebracht, o so hat ihn meine Freundschaft ermordet, ohne mich wäre er noch glücklich. — Uns're Thaten wandeln oft über viele Stufen unschuldig hinweg, ehe sie Verbrechen werden. — kann die Schuld auf uns zurückfallen? Sollen wir den Fehler des Zufalls büßen? — Diese That — o ich mag sie nicht denken, — warum könnten ihre Folgen nicht glücklich werden? könnte sie sich nicht in dem unergründlichen Strom weiß und unschuldig waschen? —

Omar. Aber den Vater, — dem du das Daseyn dankst, — zwar nicht ein Daseyn voll Freuden —

Abdallah. Nein, voll Todesschmerzen; o wie kann ich ihm für diese Welt voll Qualen danken?

Omar. Nein, für dein Daseyn kann der Felsenharte keinen Dank von dir fordern, denn dann hättest du Unrecht über seine Halsstarrigkeit zu klagen, über den fürchterlichen Fluch zu jammern, den er auf dich gelegt hat. — So lange er dann nicht dein Leben endet, hast du keine Ursach auf ihn zu zürnen.

Abdallah. In eine Hölle hat er mich verwiesen und dafür sollt' ich ihn lieben?

Omar. Er konnte aber nicht vorher wissen, daß dies Leben dir Pein zubereiten würde, — freilich, eben so wenig, ob es dich glücklich machen würde.

Abdallah. Nicht er, ein blindes Ohngefähr hat mich in das Leben gerufen. — Wußte mein Vater denn im voraus, daß gerade ich, dieser Abdallah, sein Sohn werden würde? —

Omar. Wäre es nicht die Pflicht des Sohnes, vor dem rasenden Vater Schutz bei den Gesetzen zu suchen?

Abdallah. Vater, Sohn, nichts als leere Namen, der Verstand muß sich nicht vom Geschrei der Menge betäuben lassen, er zieht der Wahrheit ihre Hülle ab und sieht sie ohne Kleidung Gewohnheit und Sitten hindern ihn nie in seiner Forschung. — Nicht wahr, mein Omar?

Omar. Halt ein, Abdallah! Soll der Leichtsinnige der zärtlichen Vaterliebe, der Fürsorge vergessen? Soll er die Sorgen mit kaltem Undank vergelten? — Dankbarkeit ist das große Band, das sich unzertrennlich durch alle Wesen webt, jeder handelt für den andern, um sich in seiner Brust einen Pallast zu erbauen, an Dankbarkeit knüpft sich Liebe und Wohlwollen, Wohlthaten und Dank wechseln sich in dem Herzen der Aeltern und Kinder aus, ein Magnet in jeder Brust, der sich ewig anzieht.

Abdallah. Dies, ja dies ist das letzte Gefühl, das mich noch an ihn gefesselt hält, alle Fäden hat er durchgeschnitten, nur dieser eine ist ihm treu geblieben. —

Omar. Deine Erziehung war Selims Pflicht, aber nicht die hundert kleinen Wohlthaten, die er dir erzeigte, die tausend Freuden, die er dir zubereitete, das Wohlwollen, mit dem er dich durch das Knabenalter in die Jünglingsjahre begleitete, — dafür mußt du ihm danken.

Abdallah. Omar, es ist meine Pflicht ihn zu lieben.

Omar. Doch mit diesem furchtbaren Fluch nimmt der Geizige hundertfach zurück, was er dir gab; die Freude die das große Glück deines Lebens entscheidet, versagt er dir mit eigensinniger Laune, Spielwerke hat er dir gegönnt, aber Lebensfreuden beneidet er dir, — er schenkt dir ein glänzendes Glas und fordert mit eigenmächtiger Gewalt alle schönen Hoffnungen deiner Zukunft von dir ein, du mußt in einer heißen Wüste verschmachten, weil er dir einst einen Trank aus der Quelle schöpfte, du hast einer Freiheit genossen, wie ein Gefangener, der nicht weiter gehn darf, als seine Kette reicht; strebt er über ihr Maas hinaus, dann fühlt er die täuschende Freiheit, dann fühlt er sich an der unbarmherzigen Mauer festgehalten. —

Abdallah. O es ist schrecklich! — Welch' ein Recht, welches Gesetz liegt in dem Worte Vater, um diese unumschränkte Gewalt über ein Wesen zu haben, das er Sohn nennt? — Darf dieser Ton die Gesetze der Vernunft umstoßen und aus Menschenfreiheit schändliche Sklaverei machen? — Der Tod des Vaters macht den Sohn glücklich, — warum soll er sich nicht freuen dürfen, daß endlich das quälende Band aufgelöst wird? — Ist der Vater nicht hundertfach grausamer, der seinem Sohn in das Leben einen gräßlichen Fluch mitgiebt, von dem er hofft, daß er ihn elend machen soll? — Selim stirbt, — und Abdallah schleppt ein langes Leben wie eine unendliche Kette hinter sich, und an jedem Gliede hängt sich die Pein mit hundertfachen Martern, alle Glückseligkeiten fliehen vor dem fürchterlichen Gerassel zurück, — ist dies ein Vater, der seinen Sohn liebt, oder ein Unmensch, der sich an Todeszuckungen labt?

Omar. Ja, den Tod erdulden ist leicht, gegen den Schmerz der Pfeile, die ein qualvolles Leben auf uns abschießt.

Abdallah. Warum ward dem Menschen die Vernunft gegeben, wenn er sich von einer blinden Gewohnheit will beherrschen lassen? Die Vernunft soll ihn begleiten und über seine Unternehmungen wachen. Die Gewohnheit darf nur den Unverständigen hinreißen, dem dieses Steuerruder fehlt, dieser muß furchtsam landen, wo er die übrigen landen sieht, und mit ihnen sein Schiff wieder ausfahren lassen. Wagt er sich einst mit unnützer Kühnheit allein in die See hinaus, so wird er den spottenden Winden und Wellen ein Spiel. — Und welche Vernunft, — Omar, ich spreche es aus, — welche hält mich zurück? — — Sprich, denn ich sehe nichts! —

Omar. Unsre Vernunft prallt ohnmächtig von allen Dingen zurück, die jenseit der Menschheit liegen, wir verstehen nicht den Gang der Welt und die Schrift der Sterne; die schaffende Kraft und die Entstehung der Wesen wird uns ewig ein unbegreifliches Geheimniß bleiben, — aber eben dadurch,

daß diese Weisheit nicht für das irdische Gehirn ist, werden wir deutlich auf die andre Seite zurückgewiesen. Die Natur winkt ihren Kindern zu, und eine laute Stimme ladet alle Wesen zur reichen Tafel ein und sagt ihnen laut: genießt!

Abdallah. Daß wir da sind, um zu genießen, das ist die Weisheit, die unser Verstand begreift. Jedes Wesen lebt nur in und für sich selbst in einer großen Leere, jeder einzelne Mensch ist das letzte Ziel, auf das sich alle Bestrebungen der Natur beziehen. — Sein Genuß ist es, warum er geschaffen ward, er hat Recht, jedes andre Wesen das ihn im Genießen hindert, aus seiner Bahn hinwegzustoßen. Der Stärkere besiegt den Schwächern, der Löwe bekämpft den Löwen, der Tiger den Tiger, der Mensch den Menschen. — Noch ist kein Gestorbener zurückgekommen und hat gegen diese Weisheit geprediget, noch hat keiner die Geheimnisse der Ewigkeit verrathen, — bis der Leichnam wieder kömmt, bis todte Zungen dagegen lästern, werd' ich an diese Lehre glauben.

Omar. Was wir Tugend nennen, ist bloß Gewohnheit, nichts als ein Gesetz, um die Gesellschaft, die der Mensch errichtet hat, aufrecht zu erhalten, ohne diese würde sie sich selbst vernichten. — Helden, Gesetzgeber, Weise, sind tugendhaft, weil sie das Band der Gesellschaft fester ziehn, Mörder und Diebe nennen wir Bösewichter, weil sie dies Band zu zerreißen suchen. Sicherheit und Eigennutz schrieben zuerst den Unterschied dieser Namen. Daher kann Laster oft zur Tugend werden, wenn es das Wohl der Vereinigung befördert; schon mancher Mord war heilsam und mancher Diebstahl löblich, nur dies bestimmte Selims Vorsatz den Dolch gegen Ali's Brust zu schleifen.

Abdallah. O ja, Laster und Tugend fließen in einen Strahl zusammen, es ist hohe Weisheit, daß man den Unverständigeren glauben läßt, sie wären von Ewigkeit her geschieden. —

Omar. Ach, Abdallah, daran hatt' ich nicht gedacht, daß du mir einst diese Lehren so fürchterlich wiederholen würdest, — o wäre mein Scharfsinn gewachsen, damit ich dir widersprechen könnte! — Zulma mag es einst versuchen.

Abdallah. Zulma? — O Himmel! Omar, sollte sie mich nicht zu Thaten aufrufen dürfen, durch die ich sie dem hartnäckigen Schicksal abränge; nur diese That führt mich in ihre Arme und sie wird mein Zögern schelten.

Omar. Doch wenn nun diese That, diese einzige, dich auf immer elend machte? —

Abdallah. O wenn ich daran glauben soll, so kann ich meinem Elende auf keinem Wege entrinnen. — In Zulma's Armen bin ich unglücklich, meines Vaters Fluch liegt auch in der einsamen Wüste schwer auf meiner Seele, noch größeres Unglück steht neben Roxanen. — Welcher Ausweg bleibt mir übrig?

Omar. Nun so ergreife den Pfad, auf welchem die meisten Blumen blühen, wo der Rasen am hellsten lacht, wo der Himmel blau über der freundlichen Landschaft liegt. Itzt, itzt eben stehst du am Scheidewege. —

Abdallah. Werd' ich aber mit Zulma glücklich seyn? —

Omar. Hör' ich diesen Zweifel aus Abdallah's Munde? Von denselben Lippen, die neulich in trunkener Wonne nicht Worte fanden? — Oder ist es nur Schwachheit die aus dir spricht? Eine Unentschlossenheit, die gern glücklich seyn möchte, ohne doch die Schwierigkeiten der Unternehmung zu tragen? die Fluth stürmt hinter dir her, aber du scheust dich, den schroffen Felsen zu erklettern, der dir die Rettung anbietet.

Abdallah. Nein, — nein, — Selim stirbt, und kann ich ihm sein voriges Glück nicht wieder zurückgeben? Wird sein ganzes Leben nicht eine einzige wehmüthige Erinnerung seyn? Ein ewiger Kampf von Schmerz und Hoffnung? — Er verliert hier nichts, er kann im Tode nur gewinnen, er bauert, oder löscht aus, — es ist besser, nicht zu seyn, als an dem Joch eines qualvollen Lebens zu schleppen. Selim kann mit Zuversicht sterben, er muß es jenseit besser finden: denn er läßt keine Freude zurück, den letzten Kranz, Vaterfreude, hat er muthwillig zerrissen.

Omar. Der schwache Greis, der schon an der Schwelle des Todes steht —

Abdallah. Ha! wenn meine große Aufopferung ihm Unsterblichkeit gewönne, — ha! dann könnt' ich diesen Kampf in meinem Busen dulden, dann könnt' ich Roxanens Gatte werden, oder ohne Klagen mit meinem Fluch in die Wüste ziehn, ja, könnt' ich ihm durch meine Qualen auch nur ein Menschenalter erkaufen, — aber der unerbittliche Tod lacht über mich. Selim muß sterben, vielleicht ist er schon in wenigen Stunden nicht mehr.

Omar. Wer würde dir dann nicht verzeihen, wenn du bereutest, daß du mit diesem unvermeidlichen Tod dein Glück nicht der eilenden Zeit abgekauft hättest? Dieser Athemzug erwirbt dir Zulma, ist er ausgelöscht, dann kannst du dieses Kleinod durch tausend Leben nicht erkaufen.

Abdallah. Und liegt ihm denn selbst an diesen wenigen Stunden, die ihm noch zugezählt sind? Du hast es selbst gehört, wie sehr er den Tod wünscht, seit er mit seiner letzten Hoffnung zerfallen ist. — Itzt würde der Tod seine Hoffnung seyn, wenn wir eine Gewißheit hoffen könnten. — Soll ich mich bedenken, ihn glücklich zu machen, oder warten, bis er sich selbst den Dolch in die Brust stößt? —

Omar. Das Land mit seinen Bürgern war die Freude deines Vaters, einst ein neues Glück zu säen und die schöne Saat aufschießen zu sehen, dies war der feurigste seiner Wünsche, die kühnste seiner Hoffnungen. Für seine Mitbürger unternahm er das große Wagestück, auf das er sein Glück und sein Leben setzte, — die Würfel fielen unglücklich. — Roxane sollte deine Gattin werden, um die Ernte jener Aussaat einzunehmen, aber das Verhängniß verschwor sich gegen ihn, an Einem Tage ward alles zernichtet. — Der Wille deines Vaters könnte entschuldigt, deine Aufopferung gelobt werden, wenn du auch itzt auf diesem Wege den Zweck deines Vaters erreichen könntest, — aber sieh umher, tausend Unmöglichkeiten spotten deines Scharfsinns. —

Abdallah. Aber Zulma, Zulma kann mich dorthin führen, wohin mich Roxane führen sollte, sie giebt mir den Thron dieses Reichs, und ich rotte die Dornen aus, die Ali pflanzte, dann kömmt der schöne, der große Entwurf meines Vaters zur Reife, neue Sterne gehen über dieses Land auf, ich verwandle es

in einen Garten voll schöner Blüthen. — Nicht wahr, Omar, mein Vater würde sich nicht einen Augenblick bedacht haben, mich dem Wohl des Landes aufzuopfern? — Und ich säume ihn dem Glück der Bürger hinzugeben? Das Opfer thut meinem Herzen wehe, aber der Segen der Nachkommen wird mich einst belohnen.

Omar. Und Zulma! — Sollte sie in den Armen eines andern deiner vergessen? Solltest du einst ihrem Pallast als ein unbekannter Sklave vorübergehn und sie von ihrem Gatten umschlungen, einen fremden Blick auf dich herabwerfen? — Solltest du einst als Bettler vorübergehn und von der geliebten Zulma mit Verachtung abgewiesen werden?

Abdallah. Nein, nein, das soll nie geschehen, so lange ein Herz in meinem Busen schlägt, ist sie mein, noch mein letzter Blutstropfe würde für ihren Besitz kämpfen, so lange ich noch Gedanken habe ist sie der Inhalt meiner Gedanken und alle meine Kräfte laufen nach diesem Ziele.

Deiner Bestimmung, sagte Omar, kannst du dich nicht widersetzen. Steht diese That in jenem großen Buche, welcher Finger will die ewigen Züge verlöschen? Deinetwegen wird das große Gewebe nicht inne halten, der Faden wird hineingeschlagen und nicht um seinen Willen gefragt. —

Abdallah stand in tiefen Gedanken. —

Du kannst nicht gut, du kannst nicht böse handeln, fuhr Omar fort, ein Geist ist es, der in den Millionen Leben glüht, du und ich, Selim und Zulma sind nur ein Wesen, du arbeitest stets für und gegen dich, du kannst eigenmächtig über deine Handlungen den Ausspruch fällen, und diese gut und jene böse nennen, wer mag dir widersprechen?

Abdallah sahe starr vor sich nieder, dann wollten beide das Zimmer verlassen, Selim kam ihnen zornig entgegen. — Fort! Verbannter! rief er aus, so lange der Fluch auf deinem Haupte liegt, so lange haſſ' ich dein Angesicht! Hinweg! damit ich dich nicht mit neuen Verwünschungen belade!

Omar blieb bei Selim zurück, und Abdallah ging traurig und zürnend in das Dickicht des Waldes, wo eine einsame Stille ihn begrüßte, nur von einem leisen Wiegen der Baumwipfel unterbrochen. Dunkle Schatten lagen übereinander, kein Sonnenstrahl schlich sich auf den grünen Rasen herab. —

O der Eiskalte! rief Abdallah laut, wie leicht es ihm wird, ewige Qualen auf mich herabzubitten! — und ich zögre und bedenke seinen Tod, — ihm wird es so leicht, mich ewig zu verderben, und ich kann diese Gefühle in meiner Brust nicht niederwerfen. Kann dieser einzige Verlust nicht tausendfachen Gewinn geben? Kann das Land und Zulma nicht laut dies Leben von mir fordern? und da er es selbst verachtet und für seine Mitbürger hinzugeben brennt? —

Ach und was vermag ich gegen das eiserne Schicksal? gegen die dicken Mauern schlagen vergebens meine Kräfte an, — wenn es seyn soll, — o dieser Gedanke selbst ist mir vor meiner Geburt schon vorgeschrieben, ich kann nichts als ihn nachdenken, — in den ewigen Gesetzen liegt die Sünde, — die Hand mordet, die den Dolch ergreift, nicht das Werkzeug, das der größern Kraft wider Willen nachgeben muß. — O das ist ein Gedanke, der mich dem Wahnsinn entgegen führen könnte. — Alle meine Wünsche gehen hier unter, mein Wille ist todt, — ich muß, ich muß es vollbringen, und dann erst wird das Werkzeug aus den Händen gelegt. — Wo finden meine Gedanken auf diesem Meere einen Ort der Ruhe? — Wo eine Insel, an die sie im Sturme landen können? —

Er setzte sich in das Gras unter einen dichten Baum und sahe starr dem Spiel der Mücken und Gewürme auf der Erde zu. —

Viertes Kapitel.

Ein Geräusch dicht neben ihm im Gebüsche schreckte ihn auf, Raschid stand vor ihm. —

Er sprang auf und fiel seinem Freund schnell in die Arme. — O, rief er, das ist es, was ich suchte, ja, ein Mensch hat mir gefehlt und dieser wird mir itzt gesendet.

Wir sind beide unglücklich, sagte Raschid, Elend verschwistert unsre Seelen.

Abdallah. Du elend? — O worin kannst du unglücklich seyn?

Raschid. Ich? — Ich irre in der Nacht und am Tage durch verlassene und wüste Gegenden, ich wünsche und hoffe und verzweifle in demselben Augenblick, — ach Abdallah! Abdallah! du weißt vielleicht, was Unglück ist, nicht wahr, du würdest mich glücklich machen, wenn du es könntest?

Abdallah. Ja ich weiß was Elend ist, Unglück ist mir nicht fremd. — Aber was kannst du bei mir wollen? Suchst du Qualen und Verzweiflung? — o die kann ich dir geben, — sieh! dies sind meine Schätze!

Sie gingen mit einander, in Abdallah's Busen lag es zentnerschwer, er wollte zu reden anfangen und schwieg dann wieder furchtsam. Endlich umarmte er den Freund noch einmal glühend: Raschid! Raschid! rief er, du bist ein Mensch, nicht wahr, es schlägt ein fühlendes Herz in dieser Brust? deine Seele ist für Mitleid nicht taub, — o sprich! nur ein Wort der tröstenden Linderung!

Raschid. Du schweigst? vertraue deinem Freunde den Sturm, der in deiner Seele wüthet. — Was kann dich so mit Riesenkräften niederdrücken.

Abdallah schwieg noch immer — ich liebe Zulma! rief er dann plötzlich. — Ach, ich muß dies fürchterliche Geheimniß in einen Menschenbusen ausschütten, o tröste mich, — verzeihst du mir, nennst du mich Bruder, wenn — hast du je die Allmacht der Liebe gefühlt?

Zulma? rief Raschid und stürzte bleich zurück, Zulma? O Unglücklicher!

Abdallah. Nur ein Wort aus deinem Munde! Darf ich sie wünschen? — macht mich meine Liebe zum Ungeheuer? — warum starrst du mich so an? Willst du mir keinen Trost geben?

Raschid. Trost? — Dieses Entsetzen hat mich zu dir gejagt, ich kam zu dir, um zu deinen Füßen mir mein Glück zu erbetteln, — du liebst Zulma, — o Unglücklicher, so wisse, so erfahre es denn und schaudre bis in das Innerste deiner Seele, — auch Raschid

liebt diese Tochter der Sonne! aus dieser Quelle sind alle meine Martern geflossen, dies hat mich seit Jahren gepeinigt und an der Wurzel meines Lebens genagt.

Abdallah. Du liebst sie? du? — O Raschid, hinweg! du bist nicht mehr mein Freund! — ich verlange einen Ton der mich tröstet, ich schlage verzweifelnd an die Laute, — aber alle ihre Saiten sind zerrissen, kein Widerhall in der ganzen Schöpfung!

Raschid. Darum bin ich hier, Selim sollte mich glücklich machen, du solltest mir ihn abtreten.

Abdallah. Nein! nein! — O beim Unendlichen, alles thürmt sich immer höher und höher, alle Schrecken wachsen zu Riesen auf und werfen sich mir entgegen. — Nein, nein, Raschid, du darfst nicht, Selim ist mein und Zulma mein, deine Hand darf es nicht wagen, in mein Glück zu greifen.

Raschid. Hinweg Freundschaft und Mitleid! die Liebe kömmt ihren Thron zu besteigen! Ich bin nicht mehr Raschid, nicht mehr dein Freund — Ja, ich will den großen Kampf mit dir eingehen, Abdallah, unsre Freundschaft sei zerrissen! Fluch um Fluch, Hölle um Hölle, alle Schrecken gegen einander, — Zulma ist mein! mein, sag' ich, — endlich hat der Himmel den Verstoßenen wieder angenommen, ich bin mit mir selber ausgesöhnt.

Abdallah. Raschid, ich ziehe allmächtig diese Wage nieder, die zu den Wolken aufgeschnellt wird, dieser Baum ist mein, in dessen Schatten du dich lagern willst, — Zulma liebt mich! —

Raschid. O sie wird, sie muß mich einst lieben, deines Vaters Elend ist eine Leiter, die mich in den Himmel trägt, ich will verwegen bis auf die letzte schwindelnde Sprosse steigen und wie ein Gott auf die armselige Welt hinabsehen.

Er wollte gehen und Abdallah hielt ihn mächtig zurück. — Wohin willst du? rief er aus, Schrecklicher!

Zu Ali, antwortete Raschid, dein Vater ist ein Unterpfand, das mir nicht entrinnen wird, ich bin nicht vergebens deinen Schritten nachgeschlichen; o ich muß eilen, denn ich fühl' es im Innern meiner Seele, für Zulma würd' ich freudig meinen Vater und meine Mutter der Schlachtbank überliefern.

Sie rangen hartnäckig mit einander. — O noch, noch verweile, rief Abdallah, nur diesen einzigen Tag noch, nur diese Stunde schenke mir noch mitleidig!

Um in dieser um meine Seligkeit betrogen zu werden? antwortete Raschid. — Nein! zurück von mir! — Er riß sich gewaltsam los und entflohe mit der Eil des Windes, auch keinen flüchtigen Blick warf er seinem Freunde rückwärts. —

Abdallah sahe ihm betäubt und schwindelnd nach. — Ha! nun ist es ja entschieden, sagte er mit unterdrücktem Lächeln, meine Martern habe ich umsonst geduldet, Zulma ist mir ewig, ewig verloren. — Ha! wie es in meinem Innern tobt und wüthet! — Kalt steh' ich da und sehe, wie auch meine letzte Freude von einem fremden vorübergehenden lachend gemordet wird. — Er verhöhnt Freundschaft und Liebe und fliegt nach seinem glänzenden Ziel, — nur ich zögernder Thor schlage mich mit tausend Zweifeln und verliere den großen Augenblick. — Zulma nicht mein, Raschids? — O das, das kann, das soll nicht seyn! So weit dürfte dieser Fremde sich in mein Paradies hineinwagen? — Was hält mich denn zurück? — Wollte er nicht seinen Vater dieser Wonne ohne Bedenken opfern? — O er ist ja auch ein Mensch, — er liebt ja Gott und betet das Schicksal und die Tugend an und dennoch, — mir ist alles genommen und doch zögert meine Trägheit noch? Wie mit hundert Stricken wird mein Arm zum tödtlichen Streich herabgerissen und ich kämpfe noch gegen diesen Schlag, — und muß Selim nicht dennoch sterben? — Er muß — und ich und Zulma sind unglücklich, — ja, ja, es muß seyn, ich höre die Stimmen umher brüllen, die mich zur That anmahnen. —

Er drängte sich in wüthender Eil durch die Gebüsche und sahe auf der Landstraße Raschid schon weit voraus, der der Stadt zueilte. Geängstigt rennt er ihm nach und stürzt wie beflügelt hinter ihm her, seine Augen sahen den Weg nicht, sein Athem röchelte laut, oft biß er knirschend die Zähne zusammen. — Endlich erreichte er ihn matt und ohne Bewußtseyn. — Halt! rief er laut, — halt an mit deiner Beute, Betrüger!

Raschid sahe rückwärts und erblickte Abdallah, er wollte ihm von neuem entfliehen, aber gewaltig ergriff ihn Abdallahs Arm und hielt ihn zurück. — Nein, du sollst mir nicht entrinnen, schrie er wüthend, schwöre hier durch einen gräßlichen Eid dich von Zulma los, — oder beim Propheten! ich vergesse unsre Freundschaft, so wie du sie vergessen hast.

Raschid wollte sich losmachen, aber Abdallah schlug seine Arme um ihn und hielt ihn mit der Kraft eines Riesen an seine Brust geklammert. — Zurückgerissen von dem Sonnenglanz, rief er, sollst du in einem ewigen Dunkel verschmachten, schwöre Zulma ab und wirf deine frechen Wünsche hinter dich, — ha! Selim ist mein Vater, nur Vatermord kann dich Zulma's würdig machen.

Ich schwöre nicht! schrie Raschid auf, — von mir Schändlicher! für Zulma ring' ich mit dir um Leben und Tod. —

Er versuchte es, sich mit allen Kräften aus Abdallah's Armen zu schleudern, aber dieser drängte ihn zu fest an sich, Raschid biß ihn mit den Zähnen wüthend in den Arm, um sich frei zu machen. — Sie rangen unter einem dumpfen Gebrülle gegen einander, kräftig warfen sie sich hin und her, die Erde dröhnte unter ihren Tritten. — Endlich warf Abdallah den ermüdeten Raschid nieder, er kniete auf ihn hin. — Willst du itzt Zulma zurückgeben? schrie er und stierte ihn mit einem eisernen Blicke an. — Nein, nein, und müßt' ich ewig dafür verdammt werden, nein! brüllte ihm Raschid zu. — Abdallah zog einen Dolch und stieß ihn in die Brust des Ueberwundenen, ein großer Blutstrom stürzte hervor und floß über die Erde. — Unter krampfhaften Zuckungen starb Raschid endlich, ein Schleier zog sich über sein starres hervorgetriebenes Auge, er lag bleich und unbeweglich da. —

Abdallah stand über ihm und betrachtete ihn mit fürchterlicher Schadenfreude. — Warum rufst du nicht mehr Zulma's Namen aus? sagte er bitterlächelnd, wirst du mir sie itzt noch abkämpfen wollen? — Kann ich nun ruhen, ohne deine Eile zu fürchten? — Nun wirst du sie nicht gewinnen, die Würmer nehmen dich in Besitz! Nun ist sie mein, mein! o ich will

es dir in die Ohren schreien, bis du von neuem fluchst,— Zulma ist mein! — Ha, warum bist du im Augenblick so kalt, gleichgültig und träge geworden? — Liebst du Zulma nicht mehr? — verdient sie jetzt nicht mehr die Huldigung deiner Wünsche? —

Ein plötzlicher heftiger Schauder fiel ihn an, er wandte sich und flohe mit Windesschnelle zur Stadt.

Fünftes Kapitel.

Er stürzte wild in die Stadt hinein und eilte wie ein Rasender durch die Straßen, alles wich ihm furchtsam auf seinem Wege aus, man hielt ihn für einen Wahnsinnigen, der seinem Kerker entsprungen sei und jedermann sahe ihm mit Furcht und Mitleid nach. Er schweifte wüthend umher und stand itzt vor dem Pallast des Sultans. Als er hineinstürzen wollte, hielten ihn die Leibwächter zurück. Er wollte sich mit Gewalt hindurchdrängen, er schrie laut, man sollte, man müßte ihn zum Sultan führen, man stieß ihn wie einen Unsinnigen fort; da er aber stets von neuem und stets dringender bat, nahm man ihm endlich seinen Dolch ab und ließ ihn in den Pallast treten. Mehmed, der Vezier, begegnete ihm, Abdallah's Kniee zitterten, seine Stimme war nur ein gebrochenes Lallen. Der Vezier sah ihn mißtrauisch an und ging endlich in das Gemach des Sultans. — Abdallah stand zitternd auf dem langen Gange vor den Thüren der Zimmer, er wußte nicht mehr, wer er war und was er wollte, vorübergehende Sklaven betrachteten ihn mit Erstaunen, wie einen niegesehenen Fremdling, er sahe scheu umher, alle fuhren vor ihm, wie vor einem Mörder zurück. Sein Zustand war fürchterlich und doch wünschte er ihn verlängert, sehnlich wartete er auf die Eröffnung der Thür und konnte sich diesen Augenblick nie als wirklich denken; ein wehmüthiges Entsetzen, eine fremde Verzweiflung, die ihn mit einer kalten Freude erfüllte, herrschte in seiner Seele. Itzt war ihm nichts werth und nichts verhaßt, er war sich selber abgestorben, in einem dumpfen Nachsinnen verloren, gab er sich endlich Mühe zu entdecken, warum er dort stehe und auf was er harre. — In einzelnen Streifen brach sich der Sonnenschein durch die Fenster und er betrachtete aufmerksam die kleinen zitternden Strahlen, die sich zusammenwebten und wieder auseinander flogen, sein unverwandtes Auge verlor sich in aufmerksamen Betrachtungen von hundert Kleinigkeiten, dann sahe er wieder nach den Sklaven, die vor ihm zitterten und eine leise Ahndung sprach in ihm an, als müßte er sich vor ihren Blicken schämen. — In der Ferne flog ein Schall den langen Gang hinab, mit seinem todten eiskalten Blick sah er hin, es war Zulma, die mit einigen Sklavinnen dicht vor ihm vorüber in ein Gemach ging, ein Schleier bedeckte ihr Gesicht, aber er erkannte ihren Gang und den Glanz ihres Auges durch die Verhüllung. Alle seine gefesselten wüthenden Leidenschaften wurden plötzlich von eisernen Banden wie Wirbelwinde losgelassen, er kam zu sich selber zurück und fand jedes Entsetzen in der grauenvollen Wohnung wieder. Er starrte dem Schimmer ihres Gewandes lange nach, sie hatte ihn nicht erkannt. — Wo bist du? fragte ihn ein aufwachender Gedanke, — und was willst du? — Ha! die Verdammniß hält dir noch einmal die trügende Speise an der giftigen Angel hin; war es nicht Zulma, die vorüberging? — Es ist meine Zulma, sprach er in sich weiter, sie ist mein, jetzt geh' ich hin und bezahle den großen Kauf, die Hölle reicht mir ihre Verschreibung. — Jetzt, jetzt wird der fürchterliche Augenblick nahen, der mich zum ernsten Verhör fordert, doch auch er wird vorübergehen, die Zeit verschlingt geizig alles. — Aber auch mein Glück wird verschwinden, es wird eine Zeit kommen, in der ich sagen werde, Zulma war mein und dann? — Nein, nein, ich will die Zeit festschmieden und ihre Räder zerbrechen, lahm soll sie langsamer von dannen schleichen. Die Wonne der Liebe soll mich berauschen bis ich wahnsinnig werde; wenn ich Zulma in meinen Armen halte, dann soll sich die Hölle nicht an mich hinanwagen, ihre Schuld einzufordern, o, ich will, ich will glücklich seyn, — ich will schwören, daß ich nicht elend seyn werde, der Fluch Selims trifft mich im Paradiese an, und flattert scheu zurück, in Zulma finde ich die Tugend und Gott, nur hier will ich anbeten, ich will mir selber Trotz bieten; die Seele ist verächtlich die nicht Muth hat, von sich zurückzuschleudern, was feindlich in ihre Seligkeiten bricht, nur der Furchtsame leidet, durch seine feige Einwilligung ist der Elende elend, — ha! ich trotze dem Schicksal und der Allmacht, ich will kühn schroffe Klippen erklettern und mit hohnlachendem Triumph meine Kränze aus den Schrecken pflücken, — wer, wer kann mir verbieten glücklich zu seyn? Wer will meinen frechen Geist beherrschen? Wer in Zulma's Armen Elend auf mich herabsprechen? — o er versuch' es, der Ewige, — mich treffen seine Flüche nicht, — mein Glück ist meine Tugend, ohne Zulma bin ich unglücklich, — Tugend ist ein nichtiger Schall, der verdammende Richter hat in seinem Busen nie die Menschheit gefühlt, — ein tyrannisches Schicksal hat eherne Gesetze für uns geschrieben, der Ewige hielt seine Erschaffenen für Engel, — er selber versteht die Menschheit nicht, — darum zertrümmert diese Gesetze, er wird einst verzeihen, oder er ist ein Tyrann, der die Schöpfung belebte, um sich ihrer Qualen zu freuen. —

Die Thür des Gemaches öffnete sich. Der Vezier des Sultans trat heraus und führte Abdallah in ein prächtiges Zimmer; Ali saß in einer kalten empörenden Wuth auf einem Sessel und sahe dem eintretenden Abdallah starr entgegen; der Jüngling warf sich vor ihm nieder.

Eine lange Stille. Ali blickte auf ihn ernst herab. Abdallah wagte es nicht, die Augen aufzuheben. Seine Sinne hatten ihn verlassen, er ächzte laut in einer todten Betäubung. — Was willst du? fragte ihn endlich der Sultan mit zurückschreckender Kälte.

Abdallah hob sein Haupt auf und blieb auf den Knien liegen. — Was ich will? — antwortete er leise. — O diesen großen, schrecklichen, einzigen Augenblick wollt' ich. — Itzt, itzt ist er da! — Was such' ich hier? — Warum kam ich hierher? — Wer bist du?

Er ist wahnsinnig! schrie Ali auf, hinweg mit dem Unsinnigen!

Sklaven näherten sich und wollten ihn hinwegführen, Abdallah widersetzte sich ihnen stumm, — nein

rief er endlich aus, laßt mich! Ich muß hier bleiben, ein große Entdeckung führte mich vor deinen Thron, darum höre mich an. — Ali winkte, und die Sklaven entfernten sich wieder.

Nun sprich! sagte Ali, oder bei meinem Zorn, du gehst nicht lebendig aus diesem Saal!

Ich will sprechen, sagte Abdallah. O ich muß sprechen, von itzt an hab' ich keinen Willen weiter. — O Zulma! Zulma! — Ali, du hast ein großes Kleinod ausgeboten, du hast dem Zulma verheißen, der Selim deiner Strafe ausliefern würde.

Ali. Ja.

Abdallah. Wirst du dein Versprechen halten?

Ali. Beim Propheten!

Abdallah. O so ist sie mein! ich bringe dir das Geheimniß, gegen das du sie austauschen mußt.

Ali sprang heftig auf. — Selim? rief er, Selim? O meine Rache lechzt nach diesem Blute, sprich es aus, wo ist er? Wo kann ich ihn finden?

Abdallah schwieg. —

Sprich! schrie Ali noch einmal, meine Wuth steht mit neuer Macht in meinem Busen auf, foltre meine Ungeduld nicht länger, — oder beim Propheten —

Was hab' ich gethan? sagte Abdallah. — Hab' ich es ausgesprochen, das fürchterliche Wort? O nein, nein, ich habe nichts gesagt, ich frage dich Sultan, sprich, nicht wahr, ich habe nichts gesagt? — O laßt mich, laßt mich schweigen, meine Worte werden zu Mißgeburten, die meinen eignen Busen verwunden, ich bin an die Schwelle der Verdammniß gekommen, o laßt mich wieder rückwärts schreiten.

Sein Körper zitterte in einer fürchterlichen Angst, er wollte sich aufheben, aber er sank wieder kraftlos nieder.

Verwegner! sprach Ali zürnend, bist du, Frecher! hierhergekommen, meiner zu spotten? — Du kannst nicht wieder zurückfordern, was du gesagt hast; sprich, oder Foltern sollen die Nachrichten aus dir herausquälen, die du mir verweigerst. —

Abdallah. Und es muß also seyn? die fürchterliche Frage ist nun auf ewig entschieden? — Nun so sei es denn!

Er hob sich mühsam auf, seine Stimme zitterte, sein Gesicht war bleich, sein Blick starr. — Er beschrieb dem wüthenden Ali den Pfad, der zu der Wohnung Selims führte, er nannte ihm die Zeichen, an denen man den Weg erkennen könnte. Ali befahl seiner Leibwache, diesen Weg aufzusuchen und Selim zu ihm zu führen. — Abdallah wollte mit dieser wieder aus dem Saal hinauswanken.

Nein, rief Ali, so steht unser Spiel nicht, du verweilst hier, bis die Abgeordneten zurückkommen; sind deine Nachrichten Lügner gewesen, so soll dein Leben für deine Frechheit büßen.

Abdallah blieb zurück und sahe wieder starr vor sich nieder.

Ali. Hast du Wahrheit gesprochen, o dann werde dieser Tag als ein Fest gefeiert, Jubelgesänge sollen durch den Pallast jauchzen, durch die ganze Stadt eine laute Freude brausen. Was Selims Frechheit wagte, hat noch kein Sterblicher gewagt, er werde gestraft, wie noch kein Sterblicher gestraft worden ist. Ich will darauf sinnen, wie ich ihn martre, allen meinen Launen will ich an diesem Verworfnen ein Fest geben, heut will ich nach langer Zeit wieder fröhlich seyn. Fürchterlich will ich unter meine Feinde treten, alles um mich her will ich verwüsten, was mich haßt. Auf Liebe darf ich nicht mehr hoffen. aber fürchten soll man mich immer; so weit ist es mit mir noch nicht gekommen, daß man mich ungestraft verachten dürfte. — Ich will den Trozigen zittern sehn und sollt' ich mein Gehirn mit Ersinnung von Martern zersprengen; Selim läugnet mir meine Menschheit ab, nun so mag er denn einen Tiger in mir finden. Nur durch Martern will ich zu ihm sprechen, die Folter soll mein Dolmetscher seyn.

Bebend hörte Abdallah die Worte Ali's, er sahe ihn mit einem stieren Blicke an, kalt und ohne Leben wie das Gesicht eines ehernen Bildes. Ali fuhr zornig fort:

O daß das Leben nicht meinem Rufe gehorcht, ein Tod ist zu wenig, um diesen Frevel abzubüßen, ich wollte ihn mit Flammengeißeln durch hundert Tode und Leben peitschen, in die Vernichtung geworfen und wieder zum Daseyn aufgeschreckt wollt' ich ihn mit Qualen jagen, bis er in Demuth zitternd um Gnade flehte und den letzten Tod als ein Geschenk erwinselte. — Hat der Bösewicht nicht Freuden genossen, mit denen ich niemals Bekanntschaft machte? War ich nicht von je ein Bettler gegen ihn? Und mit niedrigem Neide steht er auf, mir auch das letzte zu stehlen, das Leben, ein Gut, das er verachtet, das einzige, was mir nur übrig blieb, da diese Menschen, die er liebt, mir alles genommen haben. Meine einzige Perl? — O dafür soll er keine Verzeihung finden, und wenn er mir alle Schätze seines Busens wie einem Erben hinterlassen könnte.

Abdallah erlag unter der Last dieser Gedanken, länger konnte er sie nicht ertragen, er riß mit Gewalt seinen Geist von diesen gräßlichen Vorstellungen zurück. Und Zulma? fragte er mit zitternder Stimme.

Ali. Sie ist dein, sie ist deine Gattin, und du bist mein Sohn, mein ganzes Reich soll es erfahren, daß du mein Sohn bist. — O ich bin glücklich, daß diese Tochter, mein Stolz, eine Lockspeise meiner Rache geworden ist, und durch diese eine That belohnt sie meine väterliche Zärtlichkeit.

Zulma mein? — stammelte Abdallah. —

Aber wer bist du? fragte Ali, du hast mir deinen Namen noch nicht genannt.

Abdallah fuhr erschrocken auf. — Wer? schrie er laut. O daß ich es vergessen dürfte! daß dies Andenken sich nicht so fürchterlich an mich hinge! — Ha! wer bin ich? — — Nein, kein Mensch, kein Thier, kein Teufel, — o hinweg mit der Scham! selbst diese geziemt dem Verworfenen nicht mehr. — Ich bin sein Sohn.

Abdallah? Selims Sohn? schrie Ali auf. —

Ich war einst Abdallah, antwortete er.

Ali fuhr bleich zurück, erblassend sah sich das Gefolge des Sultans an, ein starres Entsetzen bemächtigte sich eines jeden, man betrachtete den Jüngling als ein fremdartiges Wesen, das der Menschheit seiner Mutter auf ewig entlaufen sei.

Ihr fahrt zurück? sagte Abdallah. — Selbst Ali erblaßt, vor dem schüchtern jede menschliche Empfindung zurückbebt, da dieser Blitzstrahl dringt allmächtig durch den steinernen Harnisch seines Busens, er fühlt es, er freut sich, daß er ein Mensch ist! Wie war es denn möglich, daß ich über diese unermeßliche Kluft sprang und nicht im Springen zerschmettert

wurde? — Nun steh' ich jenseit und strecke die Arme nach der Vergangenheit aus. — Ha! warum erblaßt ihr? — Ihr fahrt zurück wie vor einem Verbrecher, der an die letzte fürchterliche Gränze aller Laster gekommen ist, ihr scheut euch mich Bruder zu nennen, — ach, ein hartes Verhängniß weht mich wie einen Staub umher, ich muß der seyn der ich bin. —

Ali sah ihn lange mit einem staunenden Blicke an. — Ich nannte dich so eben Sohn, sagte er langsam und leise, — Zulma bleibt dir, — aber mein Sohn kannst du nicht werden. —

Abdallah. Weil ich diesen Namen auf ewig gebrandmarkt habe, ha! Väter werden bei diesem Ton zusammenfahren und Mütter schaudern; seit Abdallah seinen Vater verrieth, zittert ein schneidendes Gefühl durch die Brust der Eltern, die Hölle jauchzt, der Himmel weint, Greise wetzen Dolche für den ungebornen Enkel, mein böser Engel hat sein schwarzes Buch geschlossen und steht müßig zu meiner Rechten, diese That endigt das Verzeichniß meiner Sünden; alles, was ich nun noch thun kann, ist nichtswürdig gegen diesen glänzenden Triumph.

Alle schwiegen und Abdallah sprach heftiger weiter:

Nun ich über den Gränzstein ausgeschritten bin, o Himmel, nun ich jenseit aller Menschen wohne, o so nimm mir auch das Bewußtseyn und meine Gedanken, — was sollen sie mir dort in der verbrannten Wildniß? — Gieß den Wahnsinn in vollen glühenden Schalen auf mich herab! — Itzt, itzt kann ich wahnsinnig werden, ich fühl' es, — ich gebe dir den Funken zurück, den du mir grausam geliehen hast. — Aber das Schicksal ruft fürchterlich: Nein! Ja mir selbst wächst unaufhörlich der Schierling, der mich in Todeskrämpfen zittern läßt, zum Bewußtseyn verdammt zieh' ich selber die Feuerflammen und Verdammnißqualen um mich herum, dieser Geist ist meine Hölle und giebt mich nie wieder frei. — Itzt ist auch die letzte, die traurigste Blume der Hoffnung verwelkt, ich habe die Verzweiflung überstanden und bin noch der ich war; o warum ist unsre Tugend und Ruhe nicht so felsenhart und unzerbrechlich, als dies kalte quälende Bewußtseyn?

Unglücklicher! sagte Ali, wie war es möglich —

Abdallah unterbrach ihn: — Kann ich es selbst begreifen? das Verhängniß und Zulma, — ich habe diesen Preis gewonnen, was ist es mehr, wenn ich mich selbst dabei verspielte? — Zulma, Zulma, soll es mir alles ersetzen, ha! oder ich will einst den Richter jenseit bitter anklagen, daß er mich um mein Leben betrog, daß er mir hämisch einen großen Tausch anbot — und mich schadenfroh hinterging —

Halt ein! rief Ali, der Wahnsinn spricht aus dir! du lästerst den Herrn, Elender! — Was hilft es, daß du gegen die Last kämpfest, du wirst sie niemals abwerfen. —

Ali sahe starr vor sich nieder, sein Gesicht ward milder, sein Auge menschlicher. Er dachte über einen Gedanken nach, der ihn wehmüthig machte.

Ha, Mehmed! sagte er endlich und wandte sich zu seinem Vezier. — Wer tadelt mich nun noch, daß ich die Menschheit verachte? Wer darf noch murren, wenn ich ihren prahlenden Beglaubigungsschein nicht als gültig anerkennen will? — Sie selber sendet einen aus ihrer Mitte, der ihre schwarze Verrätherei entdeckt, der den verächtlichen Betrug entlarvt. Bis itzt hab' ich noch immer gefürchtet, an diesem Geschlecht zu irren, aber nun sind meine Zweifel gehoben! ich bin überzeugt! — Was hat Selim von mir gewollt, da sein Sohn, den er liebt, der ihn liebt, selber gegen seine Stimme schreit? — Wo soll ich ehren, wo lieben, wenn Verächtlichkeit und Meineid mir warnend auf der Gränze entgegenkommen? diesen Bothschafter hier nennen sie selber tugendhaft und er schlägt das Vermögen unter, das sie ihm anvertrauten und entläuft knechtisch mit seiner Beute. — O hinweg von mir, was sich mit dem Namen Mensch brüstet! Ihr Stolz ist Niedrigkeit, ihre Tugenden sind nur unterdrückte Verbrechen, von itzt sollen sie an mir einen unerbittlichen Richter finden, der sich durch keinen blendenden Glanz bestechen läßt. Ich will ihren Stolz verfolgen, bis er zur Demuth wird, sie verkaufen sich um eine Nichtswürdigkeit der Hölle, ihre eignen Sinne sind die Angelhaken, die sie für die ewige Verdammniß gefangen nehmen. Selim haßte mich, weil ich die Menschheit haßte, weil ich sie nicht lieben konnte, wollte er das Band meines Lebens zerreißen, diesen hat er für seine Menschheit erzogen und er verläugnet sie auf ewig. — Mit Selim will ich mein strenges Amt beginnen, statt zu verachten will ich das Siegel itzt verhöhnen, auf das diese Elenden so stolz sind. Es ist Tugend, diese Brut zu verfolgen, über ihre allgemeine Vernichtung würde die Erde und der Himmel jauchzen. Selim ist die erste Beute, die mir aus dieser schändlichen Rotte zugeworfen wird, an ihm will ich dreist sündigen, an ihm sollen sie eine Probe ihrer Verfolgung sehn und zittern. — Kömmt er noch nicht? Ich schmachte nach seinem Anblick, itzt will ich ihm mit Kühnheit entgegengehn, denn unser großer Streit hat sich entschieden, ich habe meine Anklage gewonnen, er soll zusammenfahren. Alle Qualen will ich an ihm ermüden und ihn dann erst des Spielwerks überdrüssig, in die Vernichtung werfen.

Abdallah hatte bis itzt in tiefen Gedanken verloren da gestanden, er hatte kaum Ali's Worte verstanden. Plötzlich brach wieder ein Ton durch die taube stumme Leere seines Innern, eine Tageshelle stand unvermuthet unter den flüchtigen Schatten, er wachte wie aus einem Rausche auf.

Mächte des Himmels! rief er plötzlich in lauter Angst, — was, was hab' ich gethan? Ha! wie bin ich hierhergekommen? — Wer ist es, der aus meinem Busen spricht? das ist nicht das Wesen, das sich einst Abdallah nannte, ein Fremdling hat ihn aus seiner Behausung geworfen und zerstört seine Wohnung, o könnt' ich ihn aus diesem Herzen reißen! — Nein, dies hat vor mir noch kein Mensch empfunden! Diesen Brand im Innern meiner Seele hat noch kein Sterblicher erduldet.

Er stürzte wüthend nieder.

Allmächtiger! rief er. — Was hab' ich gethan? — Vernichte mich, Gräßlicher, damit ich aus diesem Traum erwache! — Nur einen, einen Donner auf mein Haupt, laß ihn zerstörend durch mein Herz rollen und den Blitz durch diese Brust flammen, — wirf mich in die Hölle hinab, nur rette mich von diesem Gefühl, laß die Verdammniß mich nur von dieser Qual erlösen! — Himmel! wie ein Nachtwandler

wache ich plötzlich auf und finde mich in eine Todtengruft verirrt. — Reißt mit glühenden Ketten, mit Feuerhaken diesen angeklammerten Drachen aus meinem Busen, der wüthend mit scharfem Zahn in mein Eingeweide beißt! — Beschützt mich, Geister der Hölle, und schlagt diese Erinnerungen zurück, die zu mir hinanspringen! — O Ali, Ali, ruf deine Henker und laß mich vernichten, wenn noch ein einziges Menschengefühl unter den vermoderten Ruinen liegt, — findest du nur noch eins, das letzte, o so laß mich sterben. —

Ali sahe kalt auf ihn herab. — Du sollst leben, sagte er.

Abdallah. Leben? — Ha! du geizest mit dem Tode! Selim soll sterben, ich bin dieser Wohlthat nicht werth. O wenn du nur noch einen Klang von der zerrissenen Harmonie in dir spürst, wenn meine Qual dir denkbar ist, — o so laß ihn nicht sterben, gönne dir selber diesen ersten großen Sieg, versuch es nur diesmal, nur dies einzigemal, — und wenn dich dein Gefühl nicht belohnt, o cann freue dich der Todeszuckungen.

Ali. Selim muß sterben. —

Abdallah. Sterben? — O wie kalt du dies eine Wort aussprichst, an das sich meine ganze Seligkeit gehängt hat. — Sterben? — Fühlst du, was ich in diesem einzigen Wort verliere? — mehr, als mir tausend Kronen ersetzen können, mehr, als diese Erde werth ist. — O Ali, denke den großen Gedanken, durch einen Hauch deines Mundes kannst du dich zu meinem Gott emporschwingen, der mir mit freigebiger Güte den Himmel schenkt, der großmüthig mich aus der Hölle nimmt und sie verschließt, — o Ali, sterben kann mein Vater durch den Dolch eines jeden Sklaven, — aber dann steht die ganze Schöpfung da und kann den Hauch des Lebens nicht wieder fesseln, der flüchtig den Körper verließ, — nur die Allmacht kann zu ihm wieder sagen: lebe! O Ali, du darfst itzt des Allmächtigen Stelle vertreten, das Leben liegt im Winke deiner Hand; sei großmüthig, sei menschlich. —

Ali. Er muß sterben. —

Abdallah. Nein, laß ihn den Wink des Ewigen erwarten. — Du findest ihn dort einst wieder: laß ihn dir als Freund entgegengehn. Wünsch' es, daß du den heutigen Tag einst im Buch deiner Tugenden aufgezeichnet findest.

Ali. Nein, er muß sterben, heut sterben. — Wer bist du mir? Und für dich sollt' ich diese Freude verloren geben? —

Abdallah. Sterben? und unter Marten sterben? — Nichts kann diesen fürchterlichen Ausspruch vernichten? — Unter Marten, die bis in die fernsten Pulse der menschlichen Natur zucken? — Nun so häufe Qual auf Qual, sinne mit Henkersscharfsinn auf Schmerzen, trinke sein Blut und laß dir seine Gebeine vorsetzen, fülle das Maaß meiner Verdammniß bis oben an, daß auch keine Faser von mir der Hölle entrinne. — Nun es Flüche gilt, o so stürme die Unendlichkeit mit Millionen Flüchen auf mich ein, — nun bin ich einmal tief hinein in Raserei verirrt, nun mag kommen was da will. — Siehe, Gräßlicher, nun zittre ich nicht mehr, nun scheu' ich nicht mehr den Blick deiner Augen, so verworfen ich bin, so fühl' ich doch noch, daß ich ihm verzeihen würde. — Ich unternahm das fürchterliche Spiel, um mein Glück, um Zulma zu gewinnen, — du aber stehst von deiner Felsenkälte gepanzert da — und freust dich bloß der Todesqualen. Du gewinnst durch seine Schmerzen nichts und ich verliere alles. — O nun dränge sich Verderben auf Verderben, nun die Würfel einmal gefallen sind, nun stürze der Himmel und die Erde zusammen und begrabe alles in eine Hölle und ich will dazu lachen. Sieh, du hast meine Geduld verspottet und mich zur fürchterlichen Gränze des Wahnsinns gerissen und nun troz' ich dir und Gott. Was kann ich noch fürchten, da ich selbst mein größtes Entsetzen bin? — Ich könnte frech den Ewigen zum Zweikampf fordern und fluchend niedersinken. —

Er stürzte zu Boden, brüllte laut und schlug heftig mit den Fäusten seine Brust, der Vezier trat hinzu und wollte ihn hinwegreißen, aber Ali hielt ihn zurück. —

Laß ihn, Mehmed, sagte er mit bitterm Lächeln, mich ergözt die Ohnmacht dieses Wurms. Er möchte sich selber entfliehen und unzerbrechlich ist sein Bewußtseyn an sein Verbrechen geschmiedet. — Sieh, dies ist der Mensch, der Widerschein des Ewigen. — Sieh, wie er in der Wuth sich wälzt und wie ein Rasender brüllt, — würdest du ihn dir als einen Edelstein unter verächtlichen Gewürmen hervorlesen? Laß ihn liegen, — o beklage mich, daß ich zum Menschen ward, ich schäme mich meiner selbst!

Abdallah's Bewußtseyn kam zurück. — Derselbe Leichnamsblick kömmt mir wieder entgegen? sprach er matt und leise. — Sieht so ein Mensch aus? — O dann will ich zu den Teufeln flehen und ich werde sie mitleidiger finden, als dich.

Ali. Ich bedaure dich. —

Abdallah. Es ist nicht möglich, — dann würde dein Auge eine andre Sprache reden.

Ali. Es thut mir weh, ein Wesen zu seyn, das mit dir einen Rang in der Schöpfung hat, ich bemitleide mich selbst und darum bedaure ich dich. Weil ich euch verachte, will ich deinem Vater die Qualen erlassen, mir ekelt, das Auge auf die Menschheit zu werfen, auch ihre Schmerzen können mich nicht vergnügen. Stehe auf, ich erlasse sie ihm.

Abdallah stand langsam auf, er ging betäubt zurück und stand ohne Bewußtseyn und Gedanken an die marmorne Mauer gelehnt, Ali sahe starr vor sich nieder.

Es erhob sich ein Geräusch im Hofe des Pallastes, der Vezier eilte ans Fenster.

Was ist dort? fragte Ali. —

Selim, antwortete Mehmed, wird von der Wache hereingeführt. — Wie stolz der Verwegene seine Ketten trägt! —

Man hörte laut Ketten klirren; Abdallah fuhr aus seinem Todtenschlafe auf. —

Ketten? sagte er leise. — Ketten? — O wohin soll ich mich verbergen? —

Das Geräusch kam näher, Abdallah drückte sich fester an die Mauer und bedeckte mit den Händen das Gesicht.

Sechstes Kapitel.

—

Selim trat mit der Wache herein, die ihn vor Ali führte. Er stellte sich stumm vor ihn hin, Ali sahe ihn mit einem durchbohrenden Blick an; Selim hielt unerschrocken diesen Blick aus, ohne die Augen niederzuschlagen.

Du bist mein! rief Ali aus. —

Ja, antwortete Selim, das strenge Schicksal hat es so gewollt.

Ali. Und du zitterst nicht?

Selim. Nein. —

Ali. Da du in meiner Gewalt bist? —

Selim. Was soll ich fürchten? Du hast die Gewalt mich zu tödten, und ich wünsche den Tod. —

Ali. Auch einen martervollen Tod?

Selim. Endlich muß doch die letzte Marter zu mir kommen, die mich mitleidig frei macht. Wie soll ich Martern fürchten, wenn sie nicht ewig dauren? — Wie kann ein Mann so kindisch ungeduldig einige schmerzvolle Stunden scheuen? —

Ali. Du wünschest den Tod und dies könnte mich versuchen, dich nicht zu tödten.

Selim. Seit mein Entwurf dahin ist, giebt es keine Freude, keine Hoffnung mehr. Ich mag nicht in einer Welt leben, wo dein Wille, dein Befehl alle Seelen lenkt. O versuch' es, ich werde mit größerer Kaltblütigkeit sterben, als du Muth hast, meinen Tod auszusprechen. — Ich hatte auf diesen Fall gerechnet; daß ich sterben konnte, daß du Sieger seyn konntest, diese Möglichkeit hatte ich nicht vergessen, und darum bin ich darauf vorbereitet. Auf beides machte ich mich gefaßt, entweder ich sprach dein Todesurtheil, oder du das meinige. —

Ali. Du hättest mich dem Tode übergeben?

Selim. Ja, denn du machst dein Volk unglücklich und es verdient glücklich zu seyn. —

Ali. Du hättest mich unter Martern sterben lassen.

Selim. Nein, für dich wäre der Tod die größte Strafe gewesen.

Ali. Du verachtest mich?

Selim. Lehre mich, wie ich dich ehren kann. —

Ali. Du kannst mich hassen, nur verachten sollst du mich nicht.

Selim. Nimm mir meine Meinung.

Ali. Du wirst zittern!

Selim. Vor dir? — Niemals! — dies ist also der Ali, vor dem Asien bebt? das Schrecken des Volks, der Mann, mit dessen Namen Mütter ihre Kinder zur Ruhe bringen? — Ich hätte ihn schrecklicher geglaubt. — Dies ist der Blick, der Tausende bleich macht, dies die Hand, auf deren Wink das Leben wie ein Hauch entflieht? — O versperre dich, Sultan, in deinem Pallaste, werde von Niemanden gesehen, sonst wird es bald dahin kommen, daß keiner vor dir zittert.

Ali. Du wagst es, mich zu verspotten?

Selim. Was kann ich wagen? — Das Leben haß' ich, so wie ich dich hasse, deine Martern veracht' ich, wie ich dich verachte, — nenne mir ein Wort, das die Farbe von meinen Wangen jagte, einen Ton, der mich erzittern macht; du kannst es nicht. — Sieh, ich bin über dir und über dem Schicksal erhaben. — O sieh' mich nicht so drohend an, dein Blick fällt vergebens so flammend auf mein Angesicht, ich bin kein Verbrecher, ich darf mich nicht vor deinem Auge verkriechen; trüg' ich nicht diese Ketten, o so müßtest du in meiner Gegenwart zittern, ein Verräther hat dir dies Zittern erspart, ein Verräther hat meinen Vorsatz vernichtet, auf ihn komme das Elend des Volks, nicht über dich. —

Ali. Nicht über mich?

Selim. Nein, — du verachtest die Menschheit, du verkennst ihren Werth. Menschen gelten dir weniger als Pflanzen, durch Schätze kannst du sie nur belohnen, durch Hinrichtung nur bestrafen; du hast keine Ahndung von dem Gefühl, das den Menschen zum Menschen erhebt, — und darum bemitleid' ich dich, darum verzeih' ich dir.

Ali. Verworfner? du verzeihst mir? — Welcher Stolz spricht aus diesem Sklaven? — Führt ihn hinweg!

Die Leibwache wollte ihn wegführen, als Selim sich noch einmal zu Ali wandte: —

Und was gewinnst du mit meinem Tode? — sprach er mit fester Stimme, wird dein Zittern enden mit diesem Schlag? — Wirst du weniger beim Schall des Windes und vor deinem Schatten zurückschrecken? — Die Tyrannen tragen ihre Strafe in ihrem eigenen Busen. — Dein Volk haßt dich und du weißt es, die Welt verachtet dich und du verachtest dich selbst. — Hartnäckig ringst du mit dir, dich aus dieser Selbstverachtung, aus dieser Seelenträgheit herauszureißen, — aber du vermagst es nicht. — Ich sterbe und du lebst, — aber beim Allmächtigen! ich möchte dein Schicksal nicht mit dem meinigen vertauschen! — Schon daß ich dich im Tode verliere, ist ein Gewinn, ein Leben, über das du in jeder Stunde gebieten kannst, ist kein Gut für mich, ein Glück, das von dir abhängt, kann kein Glück seyn. — Und welches Leben, welches Glück bleibt dir zurück? o sieh in die Zukunft hinaus und erzittre vor der nimmerendenden freudenleeren Wüste. — Ohne lieben zu können und ungeliebt, verachtet und verachtend gehst du jeder Stunde entgegen. Eine ewige Langeweile, von keiner Freude vertilgt, ein ewiger Durst, der nie eine löschende Quelle findet. — Deine Brust ist hohl, du schämst dich ein Mensch zu seyn, du kennst keine Seligkeiten, treulos haben sie dich alle verlassen. — So lebst du — und stirbst endlich, ohne gelebt zu haben. Du hoffst stündlich Freuden und vertraust dich unbefriedigt jedem neuen Tage, der letzte sinkt unter, — du bist nicht mehr und glaubst auch nicht gewesen zu seyn, — und darum, weil ich dich bemitleide, verzeih' ich dir!

Ali stand nachdenkend. — Noch bräut der Mordstahl in deiner Hand, fuhr Selim fort, noch erzittert alles rund umher vor deinem Machtspruch, — aber eine freudige Aussicht thut sich mir auf. — Unaufhaltsam bricht der Wogensturm heran, unaufhaltsam rauscht es immer näher, armselig wird deine Schreckensstimme in dem Brüllen der Orkane verwehen, dann, — o sie kann nicht fern seyn, diese Zeit, — dann fühlt die Menschheit ihre große Kraft und fühlt zugleich ihre Ketten, sie zerspringen mit einem

furchtbaren Klang und du zitterst! — Dann löscht kein Mord die hellen Flammen aus, dann gehn deine Geschlechter unter und die Menschheit fordert ihre ewigen Rechte zurück; — ich kann ruhig sterben, denn diese Zukunft lacht mir entgegen.

Selim wandte sich hinweg, um den Saal zu verlassen, Abdallah eilte hervor und stürzte vor seinem Vater nieder. —

Du hier? fragte Selim freundlich; glücklich, daß ich dich gefunden habe, mein Herz suchte dich schon auf dem Wege, aber doch wird mir der Abschied von dir diese Reise erschweren. —

Du gehst um zu sterben, Vater? sagte Abdallah mit dumpfer Stimme. Er klammerte sich schmerzhaft um seine Kniee, alle seine Pulse schlugen gewaltsam, seine Brust röchelte, sein Auge starrte brennend zum Vater hinauf.

Stehe auf, mein Sohn, sagte Selim, komm in die Arme deines Vaters. — Er umarmte ihn. — Mit diesem Kusse, fuhr er fort, nehme ich den Fluch wieder von dir, den ich voreilig über dich ausgesprochen habe, wenn ich dir fluche, welche Seligkeit lasse ich dann auf dieser Welt zurück? — Nein, Abdallah, aller Segen des Himmels komme auf dein Haupt herab. — O vergieb dem Vater, der vom Zorne übereilt ward, vergieb ihm, geliebter Sohn! —

Vater! Vater! schrie Abdallah laut, — dein Segen brennt glühend auf meinen Haupte, gieb mir meinen Fluch zurück, er machte mich glücklich. Fluche mir, Vater, fluche mir dreifach, wenn du mich nicht ganz elend machen willst. —

Selim. Du sprichst im Wahnsinn, Abdallah; hat dich mein Unglück in diese Wuth gesetzt? — o laß mich, ich sterbe freudig. Ehre das Andenken deines Vaters und Abubekers Tochter werde deine Gattin.

Abdallah. Fluche mir, Vater, oder ich bin verloren! die Hölle ist mein Paradies; Flüche sind meine Freude!

Selim. Ich mußte ja doch bald sterben, Abdallah, — laß mich, du bist nicht Schuld an meinem Tode, wir sehn uns einst wieder.

Abdallah. Nein, nein! du bist mir ewig, ewig verloren; wir sehn uns nie wieder, ach! du weißt nicht —

Selim. Wir wollen Abschied nehmen, nur auf ein Menschenalter. Ich lasse dir meinen besten Segen zurück, mein Geist wird über dir wachen, meine Seele der Wächter deines Glücks seyn. Ich will der Gehülfe deines guten Engels werden, — nur verzeih meine Härte, geliebter Sohn, mit der ich heut am Morgen mit dir sprach, ich habe sie nachher tief bereut. —

Abdallah schloß sich ohne Bewußtseyn krampfhaft an seinen Vater, Selim hielt ihn in seinen Armen und sahe wehmüthig auf ihn hin. — Komm zurück, sagte er zärtlich, denn ich muß scheiden, von dir und von dieser Welt; ich habe genug gelebt, bleibe du zurück, entfliehe von hier und suche dir ein besseres Vaterland, hasse den Bösewicht und liebe den Tugendhaften, ehre Gott und seine Gesetze, und das Elend wird vergebens gegen dich anstürmen, du wirst in dir selber stets eine unversiegbare Quelle von Glück entdecken, das dir kein Tyrann und kein Boshafter rauben kann; an den Edlen reicht das Unglück nicht hinan, ihn erreicht keine Grausamkeit, kein Bösewicht kann ihn niederdrücken, er lebt und geht aus dem Leben hinaus ohne zu klagen, denn er weiß, daß er dort den Lohn seines Edelmuths empfängt. —

Nimm mich mit dir! rief Abdallah. — An deiner Seite wird man es nicht wagen, mich vom Eingange des Paradieses zu verscheuchen. O laß mich mit dir sterben!

Selim. Nein, Abdallah, du bleibst zurück, bis dich der Richter fordert, bis die Jahre ihren Kreis gemacht haben, bis die Welle deines Lebens in das große Meer der Ewigkeit fließt, — bis dahin sei ruhig, wir sehn uns wieder. — Tröste dich mit dem schönen Augenblick, in welchem ich freudig meinem Sohn entgegen gehen werde, wo die Ewigkeit unsre Liebe unzertrennlich verbindet; wo wir uns mit Lächeln von den hiesigen Träumen erzählen, — o halte mich nicht länger von diesem schönen Aufenthalt zurück, der Tod ist nur eine Brücke, die mich dorthin führt. — Lebe wohl! —

Er wollte sich von Abdallah losmachen, aber dieser hing sich fest an seinen Vater. — Ich lasse dich nicht, ich kann dich nicht lassen, schrie er wüthend, fluche mir und ich gebe dich frei, übergieb mich der Hölle und ich will dich dem Paradiese lassen. — Vater, du weißt nicht, wen du in deinen Armen hältst.

Meinen Sohn, meinen geliebten Sohn, antwortete Selim. —

Als du mir heut zürntest, antwortete Abdallah, als du mir fluchtest, da liebt' ich dich, da warst du mein gütiger Vater, hinweg! itzt muß ich dich hassen, denn du labst dich an meiner Höllenpein.

Abdallah stieß seinen Vater wüthend von sich, Selim sahe ihn befremdet an. —

Ist das mein Sohn? sprach er leise. — Welcher böse Engel spricht aus deinem Munde?

Abdallah. O erst hast du mich in die Verdammniß tief hineingestoßen, dein Arm ist zu schwach, mich wieder zurückzureißen, dein Segen wird den Fluch nicht von mir hinwegnehmen, der in allen meinen Gebeinen rast, dieser Wassertropfen kann den schrecklichen Brand nicht löschen.

Selim. Hat deines Vaters Zorn dich wahnsinnig gemacht, geliebter Sohn? — Komm aus deiner Raserei zurück, ich muß fort, lebe wohl.

Er umarmte ihn noch einmal zärtlich, sein Kuß ruhte lange auf den Lippen seines Sohnes, Abdallah lag erschöpft in seinen Armen, sein Auge hing matt an den Blicken seines Vaters. — Lebe wohl, sagte der Jüngling schluchzend, Thränen stürzten über seine Wangen. Sein Vater wollte ihn verlassen, er drückte stumm die Hand des Sohnes, Abdallah hielt sie fest in der seinigen eingeschlossen; endlich wickelte er sich von ihm los, Abdallah taumelte zurück und sank gefühllos gegen die Mauer. —

Auch dies hab' ich überstanden, sagte Selim, und wandte sich zu Ali, dies war die Marter, die mir meinen Tod schmerzhaft machte; itzt magst du dich an meinen Schmerzen ergötzen und kein Stöhnen, kein Aechzen soll dir einen schadenfrohen Triumph gönnen. —

Ali sahe ihn mit einem leichenkalten Blick an. —

Du glaubst, fragte er ihn höhnisch, nichts kann

dich mehr erschüttern, nun dieser Abschied vorüber ist?

Selim. Nichts. —

Ali. Hüte dich, daß ich dich nicht schamroth mache und du als ein Lügner vor mir stehst.

Selim. Ich wiederhole es, nun mag kommen, was da will, ich will ihm mit festem Auge ins Angesicht sehen. —

Ali. Du stirbst gern?

Selim. Ja.

Ali. Du liebst, du achtest die Menschheit?

Selim. Würd' ich dich sonst je haben hassen können? — Ja, könntest du mir diesen Glauben an die Menschheit nehmen, dann würd' ich dich für meinen Sieger anerkennen, dann, nicht eher, würd' ich mein Leben bereuen, dann, dann hätt' ich umsonst gelebt, dann wäre mein Stolz eine verächtliche Traumgestalt, die Arbeit meines Lebens ein nichtiges Kinderspiel gewesen, ich würde die Stunden zurückwünschen, in denen ich Menschenglück aufbaute und an dem Reichthum meiner Seele sammelte, dann würd' ich wünschen, Ali gewesen zu seyn.

Ali. Und wenn ich dich nun dahin bringen könnte?

Selim sah ihn mit einem furchtsamen Blick an, — dann, sagte er schüchtern, dann würd' ich vor dir zittern. — Aber nein, unmöglich, diesen Glauben kannst du mir nicht nehmen, du bist kein Mensch, was willst du von ihrem Adel wissen? —

Ali lächelte ihn höhnisch an. — Bist du nicht neugierig den kennen zu lernen, der mir deinen Aufenthalt verrieth? fragte er mit funkelnden Blicken.

Nein, antwortete Selim, ich habe ihm verziehen, sei es, wer es wolle.

Ali ergriff die Hand Selims und führte ihn dann zu Abdallah. — Dieser ist es! sagte er schnell.

Selim fuhr blaß zurück. — Soll ich dieser Lüge glauben? sagte er nach einigem Stillschweigen; nein, Ali, dazu ist sie nicht fein genug ersonnen.

Dieser ist es! sagte Ali noch einmal mit schadenfroher Miene.

Selim. O Lügner, sieh dies Auge, diese entstellten Züge, diese Todesblässe, und wiederhole dann deine Worte noch einmal.

Ali. O dann wäre mein Triumph noch tausendmal herrlicher, wenn er itzt nicht bereute. —

Selim schwieg, er sahe mit einem schweren Blick auf Abdallah hin; Abdallah schlug die Augen nieder, alle seine Glieder zitterten.

Und mein Sohn antwortet nicht? fuhr Selim auf. — Nicht mit einem Ton, durch einen Blick widerlegt er diese gräßliche Lüge? — Soll ich dies Stillschweigen für Bewußtseyn halten?

Abdallah drängte sich fester an die Mauer, er wünschte, daß ihn die Erde verschlingen möchte und schwieg.

Soll ich es glauben? sprach Selim erschrocken. — O wenn ich hier zweifeln soll, dann ist alles, was ich glaubte, Irrthum, dann — o ich Unglückseliger! — dann Ali, geb' ich mich besiegt. — O Himmel! Abdallah! Abdallah! sprich zu deinem Vater, höre meine letzte Bitte. — Er faßte die Hand Abdallah's. — Sprich, und zerrisse der Ton mein Ohr, nur eine Sylbe, nur einen Athemzug: sprach er Wahrheit? —

Abdallah's Herz wollte springen, er zitterte stärker, sein Busen kochte, mit matter stockender Stimme stammelte er endlich: Ja!

Ja? — sagte Selim und ließ plötzlich seine Hand niederfallen. — Ja? — Nun dann bin ich von einem tiefen Schlaf erwacht. — Auch dir hab' ich verziehen. —

Ali sahe ihn mit einem durchbohrenden Blicke an. — Auf diese Verdammniß hättest du nicht gerathen und hättest du dein Gehirn zersprengen sollen? fragte er ihn boshaft. — Du liebtest ihn, er liebte dich? Er gehört zu den Edelsten der Menschheit? — Sieh, dies sind die Verehrungswürdigen unter der Natterbrut. — Selim, nun kann ich dir dreist ins Auge sehen, nun ist mein Triumph vollendet, der Eid, den ich beim Ewigen schwur, ist kein Meineid, — ich habe, was ich wollte, ich sehe dich zittern!

Ein Fieberschauer schüttelte Selims Gebeine. Ich habe die Menschheit nie gekannt, sagte er sehr ernst.— Noch einmal sahe er mit starrem Auge nach seinem Sohn, dann verließ er stumm den Saal, — die Leibwache folgte ihm. — Ali sahe ihm schadenfroh nach. — Ich bin gerächt! sprach er freudig, für die Menschheit hat er gekämpft und sie fällt in seiner letzten Stunde treulos von ihm ab, ha! nun wird ihm der Tod einen bittern Kelch reichen! So groß hätt' ich meinen Sieg nie geträumt. — Er wagte es nicht, mich anzusehen,— nun kann ich ihn verachten!

Abdallah stand ohne Bewegung, ohne Leben, sein Gesicht war todtenbleich, alle Glieder in einer fürchterlichen Erschlaffung erstarrt, man sahe kaum, daß er Athem holte.

Verloren! verloren! schrie er dann plötzlich. — Er schwieg wieder, alles war still, nur zuweilen tönte ein abgerissener brüllender Schrei Abdallah's durch den Saal. — Eine innere Wuth arbeitete in seiner Brust, tausend folternde Schmerzen duldete er in einem Augenblick zugleich, Angst und Verzweiflung, Wuth und Entsetzen stürmten durch seine Seele. — Mein Vater! mein Vater! rief er dann von neuem mit lauter Stimme. — O dies war sein letzter Blick! — dies! — o Ewiger, warum starb ich nicht vor diesem Blick? — Er hat mir vergeben? — Nein, eine heißhungrige Qual nagt an mir. Alles ist zerstört und zernichtet, — o mein Vater! — Stille, daß ich diesen Namen nicht nenne! Vater? — Ich bin kein Sohn, ich habe keinen Vater! — Nein, wie Abdallah sieht kein Sohn aus, ich bin von der Menschheit ausgestoßen! Teufel sind meine Brüder, die Hölle ist meine Heimath.

Ein Sklave trug einen Giftbecher durch den Saal, Ali winkte ihm: man gebe ihm den Trank noch nicht, sagte er. Der Sklave ging.

In diesem Becher, rief Abdallah, wird meinem Vater der Tod gebracht! — Ha, wie die bösen Engel alle hohnlachend um mich grinsen! Nun gehör' ich ihnen leibeigen, nichts wird mich loskaufen; — Mein Name ist aus der Zahl der Lebendigen ausgestrichen, im Buch der Verdammniß steh' ich eingeschrieben, — bald wird mir die fürchterliche Rechnung vorgelesen werden! — —

Ali ging ihm näher und sagte: Verweile hier, ich gehe um Selim sterben zu sehn. — Itzt wird er den Giftbecher nicht so muthig, so verächtlich leeren. Höhnisch lacht ihm die Menschheit nach, er wird sich seiner Thaten und seiner Begeisterung schämen. — Diese Wonne will ich mir nicht versagen.

Ali ging und der Vezier und die übrigen begleiteten ihn. — Abdallah blieb in dem weiten Saal allein, alles um ihn her schien ihn mit fürchterlichen Gesichtern anzublicken, er stieß wüthend seinen Kopf gegen die Mauer.

Itzt! itzt! — sprach er leise, — itzt trinkt er den Becher, itzt lachen Ali und sein schändliches Gefolge über die Todeszuckungen meines Vaters; Selim denkt an seinen Sohn und dieser Gedanke dreht ihn in noch schrecklichern Krämpfen. — O Abdallah! Abdallah! — Wardst du darum geboren? — O nun ist jenes fürchterliche Ziel herangerückt! — Auf ewig, auf ewig bin ich verloren! — Selim! — Abdallah! — Die ganze Natur wird in ihr Chaos zurückspringen, denn die Liebe ist todt, alle Elemente werden von neuem feindselig gegen einander kämpfen und die Welt in Trümmern schlagen. — O warum gerade ich, unter Millionen ich der Verworfene, der seinen Vater ermorden muß? — Nur ich? — In diesem Gedanken grinst mich die ganze Hölle an.

Er stand von neuem in einer dumpfen Betäubung.

Siebentes Kapitel.

Omar trat in den Saal. Abdallah fuhr auf als er ihn sahe und stürzte sich wild in seine Arme. Rettung! Rettung! schrie er heftig. — Omar, reiß mich durch deine Gewalt aus diesem Strudel, der mich zerschmettert; wo bist du gewesen? Warum hast du mich so unbeschützt allen diesen fürchterlichen Qualen überlassen? — Bin ich deiner Hülfe nicht mehr werth? Liebt kein Wesen mehr den Abdallah, seit er der Menschheit untreu geworden ist? — Omar! rette mich vor mir selbst! sieh, ich bin fast wahnsinnig, o könnt' ich es ganz werden, ich wäre glücklich!

Ich erschrecke vor dir, sagte Omar, ich glaubte dich nicht so zu finden.

Abdallah. Nicht so? — O und wie anders? Wie kann ich anders seyn? Wundre dich, daß du mich noch lebendig antriffst, kein Sterblicher hat noch mit so vielen Martern gerungen. — Ich sollte ruhig seyn, itzt, da mein Vater unter gräßlichen Schmerzen knirscht? —

Omar. Er leidet nicht mehr.

Abdallah. Jetzt?

Omar. Er ist todt.

Abdallah. Todt? — Todt? — Er ward und ist nicht mehr. Todt? O wie viel liegt in dem armseligen kleinen Worte. Nun hat er mein Verbrechen abgebüßt. —

Er sank wieder in ein tiefes Nachdenken, das Omar vergeblich zu zerstreuen suchte. — Ich habe ihn gehabt, fuhr er dann fort. — Gehabt? O Himmel, mein Vater, den ich so zärtlich liebte, der mich so innigst liebte, dieser ist todt. Von seinem Sohne geschlachtet, hingegeben der Mordgier durch Abdallah — Ach Omar! Omar! — So eben hätt' ich durch Zulma seine Martern abkaufen mögen und nun klag' ich darüber, daß er sie nicht mehr fühlt. —

Omar. Sei weise, Abdallah. Laß das, was vergangen ist, vergangen seyn. — Was hast du gewonnen, wenn dich diese Gedanken ewig quälen? Zweifle an allem was war, und lebe nur in der Gegenwart, alle deine Hoffnungen kommen dir gekrönt entgegen, siehe, es fehlt keine in ihrem feierlichen Zuge, geh mit heitrer Stirn auf sie zu, wie es dem Glücklichen ziemt. — Hinweg mit diesen Falten! Sieh aus wie ein Bräutigam, der seine Braut erwartet;. Tausende sind unglücklich, ohne des Glücks zu genießen, das dein ist. Zulma! rufe diesen Namen nur, und alle Sorgen werden zurücktreten, feigherzig entflieht dann jeder Kummer.

Abdallah. Zulma? — O das war eine Seligkeit, auf die ich einst so sehnlichst hoffte, aber auch dieser Strahl ist hinter Wolken untergegangen, auch diese Freude hab' ich verspielt, um nichts zu gewinnen. — Du zeigst, um mich zu trösten, auf ein Grabmal hin, in welchem ein Freund schlummert, der einst meine Wonne war.

Omar. O Zulma, Zulma ist dir nicht gestorben, ruf nur einen Strahl jener Entzückungen zurück, mit denen du ehemals ihren Namen dachtest. —

Abdallah. Ach Omar, sie wird mir ein ewiges Verzeichniß meiner Verbrechen seyn, alle beseligenden Gefühle sind auf ewig von mir hinweggeflohen, nur die entsetzlichen sind mir geblieben, diese knüpfen sich an jedes Wesen, an jede Erwartung. —

Omar. Reiß dich aus dieser trägen Seelentaubheit, zeige den Schaudern eine Heldenbrust, und sie werden zurückstürzen!

Abdallah. Nein, Omar, auf welche Freude darf der Vatermörder rechnen? Jedem andern Verbrecher verzeiht der gütige Himmel einst, aber des Vatermörders Gebet darf sich nicht in seine Himmel wagen, die Engel würden erzittern und der ewige Glanz seines Thrones erbleichen. Seit Ewigkeiten ward ich ausgelesen, ein Spott des grausen Verhängnisses zu seyn, und dies fürchterliche Spiel wird sich niemals enden. — Ach! könnt' ich wieder werden was ich war, könnt' ich zu dir sagen: weck mich auf! und ich erwachte dann und alles, alles wäre nur ein Traum gewesen, stände dann der Abdallah wieder vor dir, der einst vor dir stand, wärst du derselbe Omar, der du ehedem warst, — ach! als ich deine Lehren noch mit kindlicher Unbefangenheit in mich sog, als ein zürnender Blick meines Vaters oder von dir das Unglück dieser Erde für mich war, als ich froh an jedem Abend einschlief und der Strahl des Morgens mich zu neuen Freuden weckte, als ich mich so unbesorgt und mit kindlichem Lächeln jedem Tage überließ, der mich dem folgenden überlieferte, — o wenn kann ich wieder eine dieser Seligkeiten kosten? Wie ist dieser Abdallah so plötzlich jenseit aller Verbrechen und Laster geschleudert! — Himmel, wie nahe liegt mir die Zeit, als ich noch vor dem Gedanken Mörder zurückbebte! — Und selbst ein Mörder seyn und der verworfenste von allen Mördern, Vatermörder! — o dürft' ich an die Unmöglichkeit glauben, dürft' ich der Unwahrscheinlichkeit vertrauen und mich keck mit mir selber wieder versöhnen. — Aber nein, es ist. Nicht wahr, Omar, es ist? —

Omar. Es war.

Abdallah. Nein, es ist! die Ewigkeit, der

Allmächtige selbst kann mein Verbrechen nicht von mir wieder abkaufen. — Ach, Omar, als mein Vater hörte, daß sein Abdallah ihn dem Verderben verrathen habe, — ach, da sahe er mich mit einem Blicke an, — o es war ein entsetzlicher Blick, nie wird meine Einbildung diesen Blick verlieren, keine Stunde meines Lebens war mir noch so fürchterlich, als diese, noch nie war meine Seelenangst so hoch gestiegen, als bei diesem Anblick des Auges; alles Entsetzen lag darin. Laß mich nur diesen Blick vergessen, Omar, und ich will das freche Versprechen wagen, alles übrige zu vergessen!

Omar. Dein Vater hat dir verziehen, verzeihe dir selbst. —

Ali und sein Gefolge kamen zurück. — Auch keinen Schrei konnte ihm der Tod auspressen, sagte Ali mürrisch, sein Tod war so halsstarrig wie sein Leben, er ging in die Vernichtung wie ein andrer sich zum Schlafen auf sein Lager wirft; der Schmerz wühlte in allen seinen Zügen und trieb seine Glieder fürchterlich geschwollen auf, aber er sahe dem gräßlichen Anblick wie einem Spiele zu. — Auch kein Seufzer ist ihm entschlüpft.

Ali winkte und einige Sklaven traten hervor, die den betäubten Abdallah in ein Bad führten. In Träumen verloren that er ohne Besinnung alles, was man von ihm verlangte. Man salbte ihn dann mit köstlichem Balsam und schmückte ihn mit reichen Kleidern, er bemerkte kaum diese Veränderungen. — Mit Gold und Purpur geschmückt ward er in den Saal zu Ali zurückgeführt.

Alle Großen des Reichs waren hier versammelt, der Saal schimmerte von Edelsteinen, himmelblaue Polster mit Gold geschmückt lagen an den Seiten des Saales. Jedermann begrüßte Abdallah ehrerbietig, alles neigte sich tief, er zwang sich heiter umherzusehen und jeden Gruß mit Freundlichkeit zu erwiedern.

Prächtig gekleidet trat Zulma itzt herein; Abdallah hatte sie noch nie so schön gesehn, er fuhr unwillkührlich auf und eilte ihr entgegen: mit ihr trat ein Priester herein. —

Ali nahm die Hand Zulma's und legte sie in die Hand Abdallah's. — Ich gebe sie dir, sprach er, so wie ich sie dir verheißen habe; deine Treue gegen deinen Fürsten hat dir diesen Lohn erworben, werde nie untreu, und meine Gnade und die Gunst des Himmels wird ewig auf dich herunterblicken.

Der Priester sprach den Segen über beide aus, die Gäste warfen sich nieder und wünschten ihnen Glück. — Abdallah sahe immer starr vor sich nieder, nur zuweilen drückte er heftig und stumm Zulma's Hand, sie sahe oft besorgt nach ihm hin, aber er bemerkte ihre Blicke nicht und brütete wieder in seinem dumpfen Nachsinnen weiter.

Die Feierlichkeit war geendigt, Ali und die Gäste entfernten sich, um im Garten die frische Kühle der Abendluft einzuathmen, Abdallah und Zulma standen allein im Saale. —

O so ist denn endlich, begann Zulma, der große, der fürchterlich schöne, der langerwünschte Augenblick herangekommen, an dem ich von jeher zweifelte? — So sind denn nun alle meine Wünsche erfüllt? — O wie zagt' ich gestern, und flohe erschrocken zurück, als ich dich vor dem Pallast stehen sahe, ich wußte wie sehr mein Vater dem deinigen zürnt, — aber nun ist ja alles vorüber, — ich sinne vergebens, wie du durch die Unmöglichkeiten hindurchgedrungen bist und dich zu mir gekämpft hast, — aber sei's auf welche Art es wolle, ich halte dich in meinen Armen und bin glücklich, und was will ich denn noch mehr als dieses Glück? Daß ich glücklich bin, daran weiß ich genug, alles übrige ist mir heute gleichgültig und ohne Werth. — Aber warum bist du so stumm, Abdallah? Meine Freude schwatzt und die deinige schweigt in ein stilles Nachsinnen verloren?

Abdallah sahe auf. — Fühlst du dich glücklich in meinen Armen? fragte er leise.

Zulma. So glücklich wie im Paradiese.

Abdallah. Ganz glücklich?

Zulma. Könntest du daran zweifeln?

Abdallah. O so ist der Fluch des Ewigen nicht auf meine Stirn geprägt, — und du fühlst nicht, daß du in den Armen eines Mörders liegst?

Zulma. Eines Mörders?

Abdallah. Hörtest du den Herold nicht das schreckliche Gebot ausrufen?

Himmel! — du hast nicht, — sagte Zulma mit banger Ahndung, — sie konnte, sie wagte es nicht, weiter zu sprechen.

Ja! rief Abdallah lautlachend, ich gab meinen Vater verloren, um dich, dich zu gewinnen!

Zulma fuhr erblassend zurück, sie wollte ohnmächtig niedersinken, aber Abdallah fing sie in seinen Armen auf. Mit halbgeschlossenen Augen sahe sie ihn starr an, sie konnte nicht sprechen, ihre Lippen zitterten, sie wollte sich aus seiner Umarmung losmachen, aber in einem schrecklichen Krampf hielt er sie fest an seine Brust gedrückt. Du bist mein! mein! schrie er laut, — ich habe dich der Hölle abgerungen und keine Hölle soll dich mir wieder rauben, — so wie du mir gehörst, gehörte noch kein Weib dem Manne, jedes Haar deines Hauptes ist durch einen Fluch erkauft. — O Zulma! Zulma! auch du willst mich verlassen? — Für dich hab' ich mich ja der Verdammniß verpfändet, für dich, nur für dich bin ich der Natur und meiner Menschheit abtrünnig geworden und habe wüthend an meinen eignen Gebeinen genagt, — o hier ist noch die letzte Freistatt meiner Seele, in kein andres Gebiet darf sich der gebrandmarkte Verbrecher wagen, nur die Liebe nimmt ihn gütig auf. — O Zulma! an deinen Busen gelehnt sollen mich deine süßen Lippen Vergessenheit lehren, hier will ich dem Himmel zum Trotz Seligkeiten genießen, — o dich hatt' ich vergessen, als ich dem Ewigen meine Freuden aufkündigte.

Ein Mörder? Ein Vatermörder? schrie Zulma schrecklich auf. — O hinweg Ungeheuer aus meinen Armen, du bist nicht mehr Abdallah!

Zulma! Zulma! rief Abdallah, hier ist meine letzte Hoffnung, nimm mir diese und meine Wollust ist Raserei und Gotteslästerung! — Wenn mir auch diese Seligkeit untreu wird, o so will ich mich in das ganze Meer der Verdammniß hineinwerfen, da Rettung doch unmöglich ist! Nein, Zulma muß mir bleiben, oder der Allmächtige ist mehr als grausam, er hat ja eine ganze Ewigkeit vor sich, mich zu martern, er lasse mir diese wenigen Jahre hier unten.

Gräßlicher! sagte Zulma. — O du hast mir ein entsetzliches Geheimniß enträthselt. — Liebe sollte sich in deine Brust hinein erkühnen? Wo das Grausen auf einem schwarzen Throne sitzt und Schauder seine furchtbaren Wächter sind? — Nein, Abdallah, —

meine Liebe ist seit dem ersten Augenblick erloschen; o Entsetzlicher, ich fürchte dich, wie sollt' ich dich lieben können?

Zulma! schrie Abdallah, o es gilt nun alles, alles, ich fluche dir mit entsetzlichen Flüchen, denn um dich hab' ich die That gethan, ich weihe dich zur Verdammniß und zum Grausen ein, ich klammre mich fest an dich und reiße dich mit mir in die Hölle, die meiner wartet.

Zulma. Du rasest, Abdallah. — O hast du mich so gewinnen wollen? — So? — hinweg! — die Menschheit hat dich ausgestoßen, was will der Verworfene in meinen Armen? Ich gehöre ihr noch an, — ich habe meinen Vater nicht ermordet, — wenn ich mit seinem Blut bespritzt zu dir komme, dann wollen wir uns lieben, bis dahin sei mein Abscheu!

Abdallah ließ sie fahren. — Diese Furchtbarkeit, sagte er, fehlte noch an der gräßlichen Zahl, Zulma weicht zurück; nun ewige Qualen nehmt mich in Empfang! — die Liebe vergiebt mir nicht, — was soll ich von dem strengen Richter dort hoffen? Alles sagt sich von mir los, nur ich selber bleibe mir übrig. Vernichtung, stürme hervor! Braule heran, Verderben! — Hölle, öffne deine Arme! Sei verflucht Zulma, und der Augenblick, in welchem ich dich zuerst erblickte!

Abdallah warf sich erschöpft auf einen Polster, Zulma wagte es nicht, ihn anzusehen, sie trocknete sich heimlich kalte Thränen des Entsetzens von den Augen. — Ihr Vater kam mit den Gästen aus dem Garten zurück.

Achtes Kapitel.

Auch Omar trat itzt mit den übrigen Gästen herein und bewillkommte Abdallah. — In einem bunten Gewühl durchkreiste sich alles fröhlich und sprach und schwatzte mit einander; Sklaven und Sklavinnen liefen durch den Saal und bereiteten die Tafel und die festliche Mahlzeit; Lichter glänzten auf goldenen und silbernen Leuchtern und blendende Schimmer zitterten durch das Gemach. Alle Augen sahen fröhlich umher, alle lachten und scherzten, nur Abdallah stand mitten unter ihnen, wie ein Gegenstand ihres Spottes, sein Auge verirrte sich in der Versammlung und starrte dann wieder unbeweglich auf den Boden hin; oft fing er an mit dem, der ihm am nächsten stand, zu sprechen, aber sogleich brach er wieder ab, ohne es selbst zu wissen, und verlor sich in seinem gräßlichen Stillschweigen. — Zulma wandelte verlegen durch den Saal, bald sprach sie mit ihrem Vater, bald sahe sie nach dem leblosen Abdallah hin. — Endlich erblickte Abdallah seinen Omar im Gedränge, er eilte sogleich auf ihn zu, er hatte ein bekanntes Wesen endlich aufgefunden, das mit seinen Gefühlen vertraut war. Abdallah und Omar gingen auf und ab.

Auch das letzte Glück, sagte endlich Abdallah, ist mir abtrünnig geworden, Zulma liebt mich nicht.

Sie liebt dich nicht? fragte Omar erstaunt.

O sie verabscheut mich, antwortete Abdallah. — Diese Liebe war nur ein sehr kurzer Frühling, der schwarze Winter kömmt zurück. Siehst du, wie mir alles, alles ungetreu wird? — Ach Omar, ich wanke wie in einem Traum einher, — könnt' ich mich ruhig in mein Grab hineinlegen! O hätt' ich nie gelebt!

Omar wollte ihn beruhigen, aber Abdallah hörte nicht auf seine Worte, er blieb in sich selbst zurückgezogen und seufzte schwer.

Das Gastmahl war indeß angeordnet, die Lichter glänzten in helleren Schimmern, das Gewühl verlor sich itzt, man ordnete sich und setzte sich an den Tisch. Zulma saß zur Linken Abdallah's, Omar zur Rechten.

Man aß und alle waren froh und vergnügt, Sklavinnen tanzten, sangen und spielten auf Guitarren und Theorben, andre schlugen kleine Handpauken, andre Cymbeln.

Abdallah sprach nur wenig, er sahe starr vor sich nieder, Zulma anzusehen wagte er nicht. —

Unter einer fröhlichen Musik tanzten die Sklavinnen und sangen:

Schwebt in süßen Melodieen
Sanftgesungne Hochzeitslieder,
Und in immer süßern Tönen
Grüßt des Bräutigams,
Grüßt das Ohr der Braut. —

Wonnenlieder
Sprechen in den frohen Tanz,
Jauchzende Gesänge
Schweben in leisem Fluge
Um euer beglücktes Haupt.

Wie ein goldner Blüthenregen
Schwimme Glück auf euch herab,
Wie nach Wettergewölken
Sich Regenbogen
Durch die Finsterniß spannen,
So komme stets nach trüben Stunden
Die Freude unermüdet wieder. —

Die Tänze verwebten sich in immer neuen Verschlingungen, ein zauberischer Wohlgeruch floß durch den ganzen Saal, alle Gesichter lachten und glänzten von Fröhlichkeit. Abdallah war betäubt, er hatte alles vergessen, die Tänze und Gesänge hatten ihn so sehr aus sich selbst herausgerissen, daß er mit der Freude eines Wahnsinnigen jedem fröhlich entgegenlachte. Von einer wilden, thierischen Fröhlichkeit berauscht umarmte er bald Omar und dann wieder Zulma, selbst Zulma lächelte zuweilen und spiegelte sich munter in seinen Augen. Die Gesänge jauchzten und Abdallah jauchzte zuweilen laut in die tanzenden Chöre. Auch Ali schien fröhlich, seine Rache war befriedigt und der furchtbare Selim, der einzige Mann in seinem Reiche, vor dem er zitterte, war nicht mehr. —

Eine lange Gestalt drängte sich itzt aus dem Gewühl hervor, dicht eingewickelt in schwarzen Gewändern zog sie einher, ein stiller Schauer begleitete sie, alles wich zurück. — Zu einer Laute hörte man leise singen:

Die Hölle hat den Sünder angenommen. —
Dem Feigen ziemen keine Kronen,

Nur der Muth kann sie erringen;
Seht ihr den Frevler
Unwissend
Neben seinem Verderben sitzen?

Abdallah fühlte, wie ein kaltes Grausen seinen Rücken hinunterging. Die seltsame Gestalt zog itzt bei Abdallah vorüber, sie schlug das Gewand vom Kopf zurück, es war Nadirs altes todtenbleiches Gesicht; er trug einen Spiegel unter seiner Hülle; — Omar's Gesicht spiegelte sich von ohngefähr, — und o des Entsetzens! es zeigte sich so, wie es Abdallah in dem wunderbaren Zauberpallast gesehen hatte. Der Greis verlor sich wieder in dem Gedränge.

Omar! sagte der schaudernde Abdallah leise zu seinem Freunde, — horch! — hörst du nicht unter den Gesängen eine Stimme leise: Vatermörder! ächzen? — horch! horch! wie der Ton eines Sterbenden, — das ist sein Geist, — Vatermörder! seufzt es so schwer, so abgestoßen, wie mit einer innigen Herzensbangigkeit. — O schlagt die Guitarren und Theorben! rief er laut, bis ihre Saiten springen! überschreit diesen verwegenen Mahner und jagt ihn betäubt aus dem Saale, laßt die Pauken lauter donnern! — Schlagt alles in einen furchtbaren Klang zusammen, daß keine fremde Stimme hörbar werde! —

Die Gesänge wurden lauter und wilder, die Tänze wüthender, wie schießende Flammen, so schnell flohe und verfolgte man sich, in immer künstlichern Geweben verschlungen:

Schlag an das Sterngewölbe
Stürmender Wonnegesang!
Daß weit durch die stille Nacht
Die rauschende Freude töne!
Trage zum Meeresstrande
Tönender Widerhall
Unsern Wonnegesang!
Daß ferne Klippengestade
Den Namen Abdallah hallen,
Daß über grüne Wiesen
Der Name Zulma wandle,
Die Blumen schöner färbe.
Daß der Mond sich freue
Und goldner scheine,
Und die Zügel der Nacht nicht fahren lasse
Vor der Sonne fliehend.

Abdallah hatte ein bleiches Gesicht auf die gegenüberstehende Wand geheftet, seine Augen starrten fürchterlich aufgerissen wild in die Leere hinaus. — Befremdet fragte ihn Omar: was ist dir?

Sieh! Omar! ächzte Abdallah. — Sieh, die seltsame Erscheinung dort vor mir! — Eine weiße dürre Todtenhand klemmt sich heimlich und unbemerkt aus der Wand heraus und winkt mich unermüdet hinein, — was mag es seyn, das mich so ruft? — Noch immer winkt sie mir ernst und befehlend, — sieh den zernagten gekrümmten Finger! — Ha! es hat dich gesehn, denn die Hand hat sich zurückgezogen! Omar, sie kömmt wieder, — sieh, der Arm dürr und knochicht bis zur Schulter, — es will sich aus der Mauer herausdrängen, — sollte das mein Vater seyn, der durchaus zu mir will, um an meiner Freude Theil zu nehmen? — Stich mir die Augen aus, Omar, ich mag es nicht länger sehn! —

Omar lächelte ihn wehmüthig an. — Omar, sieh umher! sagte Abdallah ängstlich, — mir ist plötzlich, als sitze ich hier unter todten fremden gemietheten Maschinen, die bestimmt den Kopf drehen und die Lippen öffnen, — sieh doch, wie der abgemessen mit dem hölzernen Schädel nickt, der sich Ali nennt, — ich bin betrogen! — das sind keine Menschen, ich sitze einsam hier unter leblosen Bildern, — ha! nickt nur und hebt die nachgemachten Arme auf, — mich sollt ihr nicht hintergehn! — Sieh doch, dies hier sollte Zulma seyn? — Ha! ein beinernes Gerippe, scheußlich mit Fleisch eingehüllt, — sieh! itzt eben werden ihr die todten Augen aus dem Schädel fallen, — hu! ich sitze unter Moder und Verwesung, wie in einer Schlachtbank bei aufgehäuftem Fleisch, - - rette mich, — o hinweg! du bist nichts besser als diese!

Die Gesänge übertönten ihn: —

Im goldnen Wolkenschleier
Steigt die schöne Tochter der Nacht
Ihre Himmelsbahn hinan.
Fröhlich rauschend
Hüpfen Meereswellen
Ihr mit holdem Gruß entgegen. —
Sie mustert ernst ihre Sternenreihen,
Alle Sterne neigen sich mit Ehrfurcht,
Sie wandelt still. — —

Plötzlich fielen alle Lauten mit einem mächtigen Klang auf den Boden, alle Gesichter am Tisch wurden plötzlich starr und blaß, jeder ward unwillkührlich in einer gräßlichen Stellung festgehalten, wie zum Spott aufgestellte Leichname saßen alle da und sahen sich unter Schaudern an. — Abdallah sprang auf, seine Zähne knirschten entsetzlich. —, Vatermord! — Vatermord! — schrie er, — die Hölle kriecht unter unsern Füßen umher, — der bleiche Tod steigt aus der Wand heraus und kömmt drohend auf mich zu! —

Alle fuhren auf. — Er ist rasend! — schrie Ali laut und ein plötzlicher Schreck fiel auf alle herab, sie entflohen hinweggejagt, Abdallah's Augen funkelten, — er wollte Zulma mit Gewalt zurückhalten, sie riß sich mit einem lauten Geschrei von ihm los, und ließ ihren Schleier in seinen Händen; schäumend warf er ihr brüllend seinen Dolch nach, er fuhr in die Wand.

Unsichtbare Wesen tobten hinter den Entflohenen her, sie zertraten die Lauten und polterten fürchterlich durch den Saal. — Stürme hausten klingend in den Fenstern, seltsame Töne schrien aus den Mauern hervor, es ras'te durch den ganzen Pallast wie ein fliehendes Heer. — Abdallah sank auf seinen Sitz zurück. —

Es ward still und als er die Augen wieder aufschlug, tanzten stumm durch den Saal die grauenvollen mißgestalteten Zwerge aus dem Zauberpallast, das Ungeheuer Zulma hatte sich ihm gegenüber gestellt, einzelne lange Haare wiegten sich auf dem nackten Schädel, aus dem ungeheuern Kopf grinsten ihm wild verzerrte Züge und Zähnknirschen entgegen, sie nickte ihm einen freundlichen Gruß zu, bot ihm die Hand, warf einen blutigen Ring auf den Tisch, und versank dann lächelnd unter die Erde.

Mit ihrem freundlichen Grinsen begrüßten ihn alle Ungeheuer und verflogen dann in die Wände.

———

Neuntes Kapitel.

—

Abdallah blieb lange stumm, der Mond schien blutig durch die purpurnen Vorhänge auf den Boden, in kaltem Ernst saß Omar neben ihm.

Omar! rief endlich Abdallah, von der entsetzlichsten Angst und Verzweiflung gefoltert, — Omar! er umschlang ihn wüthend mit den Armen. — Alles, alles ist fort, nur du bleibst unauflöslich mein, ja, du hast es mir geschworen, — du liebst den Vatermörder noch, — o ja, du kannst ihn nicht hassen. — O könnt' ich mich stürmend in deinen Busen drängen und dort meine Wohnung bauen, und in dir mich gegen alle diese Schrecken verschanzen. — Könnte sich meine Seele in die deinige retten! — du antwortest nicht, mein Omar, — o sprich! — horch! wie entsetzlich die Todtenstille um uns flüstert! — sprich!

Omar lachte laut auf, Abdallah bebte zurück. —

Du lachst? — schrie er wüthend, — Omar, komm, wir wollen uns beide wahnsinnig spielen und mit den Nägeln unsere Gesichter zerkratzen, damit ich mich im Spiegel nie wieder kenne! — Omar, willst du deinen Freund nicht schützen?

Suche Schutz beim Schicksal und bei Gott! sagte Omar lachend.

Du hast sie mir gestohlen! rief Abdallah aus, gieb mir mein Eigenthum zurück! —

Er stürzte auf Omar zu und ergriff ihn wüthend bei der Brust.

Ich kann es dir nicht wiedergeben, antwortete Omar kalt, ich gehöre Mondal an. —

Abdallah stürzte mit neuen Schrecken rückwärts. — Mondal? schrie er, — o so ist es dennoch alles wahr? — Mondal!

Er saß starr und leblos da, alle Fürchterlichkeiten hatten seine Kräfte erschöpft. —

Itzt mußt du alles wissen, sprach Omar, diese Qualen hab' ich dir bis zuletzt aufgespart, damit du nicht darben dürftest. — Wisse, ich war es, der Ali Selim's Verschwörung verrieth, meine Abreise war eine Lüge, um dich und Selim zu täuschen. — Mondal! meine Rechnung ist richtig und ich bin frei!

Abdallah wand sich in zuckenden Krämpfen, es zermalmte seinen Busen und er konnte lange nicht sprechen. — Du hast es meisterlich vollbracht, sagte er endlich, ich möchte dir verzeihen, wenn ich es nicht wäre, der zum Abdallah verdammt worden ist; o wechsle mich mit dem elendesten Gewürme aus, und ich will jauchzen. — Sogar der armseligste Trost fehlt mir, mich zu laben, es ist auf dieser Erde kein Elenderer als ich; der gefolterte Sklave, der gespießte Verbrecher würde sich nicht gegen den glücklichen Gemahl Zulma's austauschen lassen, o könnte mir die Wonne werden, daß ich ein Bösewicht würde, der unter Millionen Qualen auf der Folter in Stücken gerissen würde, und nicht dieser Abdallah. —

Omar sahe triumphirend auf ihn hin: — Es war keine leichte Arbeit, sagte er, diese schöne Seele so zu verstümmeln.

Abdallah fuhr auf. — Erinnere mich daran nicht, schrie er mit den Zähnen knirschend, Hämischer! nicht diese Erinnerungen! — Omar, sieh wie weit du mich in den Abgrund hinabgerissen hast, laß mich nun ganz hinunterspringen! — Du gehst zu Mondal zurück, o nimm mich mit dir, laß mich nicht zurück, — ich muß ihn kennen lernen und sein Freund werden, ich will ihm bald ähnlich seyn, meine Prüfung habe ich schon überstanden.

Er blickte matt empor. — Omar war nicht mehr da, ein unbekanntes gräßliches Wesen saß neben ihm. — Abdallah stürzte wie eine Leiche zurück. —

Das hagre Gesicht beugte sich fürchterlich auf ihn herab. — Elender, krächzte es, — dies ist Omars wahre Gestalt, wenn er die lästige Larve abnimmt — so kannst du ihn ewig nicht ertragen. —

Abdallah lag noch ohne Bewegung auf dem Polster. —

Es hob sich neben ihm auf, ging zur Thür, er hörte sie öffnen, der Fremde ging hinaus und schloß sie hinter sich wieder zu. —

Zehntes Kapitel.

—

Abdallah war auf seinen Sitz zurückgesunken, — Alles war still um ihn her, er schlug die Augen wieder auf.

Der runde Mond sahe durch die purpurnen Vorhänge der Fenster, die Stunde der Mitternacht ward ausgerufen. — Alle Lichter im Saale waren erloschen, nur ein einziges brannte in der Ferne noch matt und blau und zuckte sterbend und flimmernd auf und nieder. — Itzt erlosch es und ein kleiner Strahl von Dampf zog sich aufwärts und verflog in der Dämmerung. —

Nun bin ich allein, sagte Abdallah leise, — nun ihr Schauder, nun werft euch alle auf einmal über mich! — Ihr Flüche Selims, kommt heran, itzt habt ihr Zeit, mich zu zermalmen. — O sie sind schon gräßlich in Erfüllung gegangen, ich habe alles erduldet und überlebe die fürchterliche Zerstörung. — Die Schauder mögen sich itzt an mir versuchen, ich spiele vertraulich mit ihnen, die Gräßlichkeit ist meine Braut geworden, ich erschrecke nicht mehr vor ihr. —

Allem Entsetzen Preis gegeben, will ich itzt selbst einen kühnen Schritt meinem Feind entgegensetzen. Hier unten finde ich kein neues Grausen mehr, ich will nun durch unbekannte Gefilde wandeln und dort meine Freunde suchen. —

Er suchte nach seinem Dolch auf dem Polster umher, als seine Hände plötzlich das kalte Gesicht eines Leichnams fühlten. — Eine Leiche ist mein Bett! rief er und taumelte bebend auf. — Der Mond schien auf das weiße Antlitz, aufgeschwollen, mit weit hervorstarrenden Augen und verzerrten Zügen lag der Leichnam seines Vaters vor ihm. —

Darauf hätt' ich mich nicht besonnen! schrie er rasend, — der Scharfsinn der Hölle übertrifft den meinen, — sie hat gesiegt! —

Er sahe starr auf den Leichnam hin. — Regte er sich nicht? — sprach er leise. — Er starrte von neuem auf ihn hin. — Ha! er regte sich wieder! —

Wie das Stöhnen eines Schlummernden schallte es

itzt aus der fürchterlichen Leiche heraus. — Abdallah hörte es bebend. —

Er schläft! — Er schläft! — sprach er im Wahnsinn. — O in der stillen Mitternacht neben einem Schlafenden zu stehn, ist fürchterlich, ich muß ihn wecken! — Er schlug mit der Faust auf die Brust des Todten. —

Bist du's, geliebter Sohn? — erhob sich eine dumpfe Stimme. — Die Leiche hob sich langsam auf. — Komm in meine Arme! — Komm! ich muß von Tugend und Gott zu dir sprechen! —

Die Todten kommen wieder! schrie Abdallah, — meine Lehre war falsch. —

Der Todte kam mit offnen Armen auf ihn zu. — Abdallah fuhr zurück. — Hinweg! hinweg! brüllte er, — wir kennen uns nicht mehr!

Dann stürzte er auf ihn zu und schlug ihn wüthend mit der Faust auf den Schädel, daß er laut und fürchterlich erklang. — —

Als die Sklaven sich am Morgen zitternd in den Saal schlichen, fanden sie Abdallah mit wild verzerrtem Gesicht todt auf der Erde liegen.

Die Brüder.

Eine Erzählung.

1795.

In der Nähe von Bagdad lebten Omar und Machmud, die Söhne einer armen Familie. Als der Vater starb, erbten sie nur ein kleines Vermögen, und jeder von ihnen beschloß, zu versuchen, wie hoch er damit sein Glück bringen könne. Omar zog fort, um eine kleine Reise zu machen, und den Ort zu finden, wo er sich niederlassen wolle. Machmud begab sich nach Bagdad, wo er einen kleinen Handel anfing, der in kurzer Zeit sein Vermögen um ein Ansehnliches vermehrte. Er lebte sehr sparsam und eingezogen, und sammelte sorgfältig jede Zechine zu seinem Kapitale, um mit diesem wieder etwas Neues zu unternehmen. Auf diese Art bekam er bei mehreren reicheren Kaufleuten Kredit, die ihm zuweilen einen Theil der Schifffracht abtraten und gemeinschaftliche Spekulationen mit ihm versuchten. Durch wiederholtes Glück ward Machmud dreister, er wagte größere Summen, und sie trugen ihm jedesmal reichliche Zinsen. Nach und nach ward er bekannter, seine Geschäfte wurden größer, er hatte bei vielen Leuten Summen ausstehen, so wie er von vielen andern Gelder in den Händen hatte, und das Glück schien ihm beständig zu lächeln. Omar war im Gegentheil unglücklich gewesen, keiner von seinen vielen Versuchen war ihm gelungen; er kam jetzt ganz arm, fast ohne Kleider, nach Bagdad, hörte von seinem Bruder und ging zu ihm, um bei ihm Hülfe zu suchen. Machmud freute sich, seinen Bruder wieder zu sehn, beklagte aber seine Armuth. Da er sehr gutmüthig und weich war, gab er ihm sogleich eine Summe aus seiner Handlung, und richtete ihm davon ebenfalls einen Laden ein. Omar fing an mit Seidenwaaren und Kleidern für Frauen zu handeln, und das Schicksal schien ihm in Bagdad günstiger, sein Bruder hatte ihm die Summe Geldes geschenkt, und er hatte es daher nicht nöthig, sich wegen der Wiederbezahlung zu ängstigen. Er war in allen Unternehmungen unbesonnener als sein Bruder, und eben deswegen glücklicher; er war bald mit einigen Kaufleuten bekannt, die bis dahin mit Machmud ihre Geschäfte gemacht hatten, und es gelang ihm, sie zu seinen Freunden zu machen: dadurch verlor sein Bruder manchen Vortheil, der jetzt auf seine Seite fiel. Machmud hatte sich jetzt eine Gattin gewählt, die ihn zu manchem Aufwande nöthigte, den er bis dahin nicht gemacht hatte; er mußte von seinen Bekannten Summen aufnehmen, um Schulden zu bezahlen. Andre Gelder, die er erwartet hatte, blieben aus, sein Kredit sank, und er war der Verzweifelung nahe, als er die Nachricht erhielt, daß eins von seinen Schiffen untergegangen sei, ohne daß man das mindeste habe retten können: jetzt meldete sich ein Gläubiger, der dringend die Bezahlung seiner Schuld verlangte. Machmud sah ein, daß an dieser Zahlung sein ganzes noch übriges Glück hänge, er beschloß also in dieser äußersten Noth seine Zuflucht zu seinem Bruder zu nehmen. Er eilte zu ihm, und fand ihn sehr verdrüßlich, weil er gerade einen kleinen Verlust erlitten hatte. — Bruder, begann Machmud, ich komme in der äußersten Verlegenheit mit einer Bitte zu dir.

Omar. Sie betrifft?

Machmud. Mein Schiff ist gescheitert, alle Gläubiger drängen mich und wollen von keinem Aufschube wissen, mein ganzes Glück hängt von diesem Tage ab, leihe mir nur auf kurze Zeit zehntausend Zechinen.

Omar. Zehntausend Zechinen? — Du versprichst dich doch nicht, Bruder?

Machmund. Nein, Omar, ich kenne die Summe recht gut, die ich fordre, und nur gerade so viel, nicht eine Zechine weniger, kann mich von der schimpflichsten Armuth retten.

Omar. Zehntausend Zechinen?

Machmud. Gieb sie mir, Bruder, ich will alles anwenden, sie dir in kurzem wieder zu erstatten.

Omar. Wer sie hätte! — mir sind Schulden ausgeblieben, — ich weiß selbst nicht, was ich anfangen soll, — man hat mich noch heut' erst um hundert Zechinen betrogen.

Machmud. Dein Kredit wird mir diese Summe leicht verschaffen können.

Omar. Aber niemand will jetzt Geld ausleihen, Mißtraun von allen Seiten: nicht ich bin miß-

trauisch, das weiß der Himmel! — aber es würde jedermann vermuthen, daß ich das Geld für dich verlange, und du weißt am besten, an wie schwachen Fäden oft das Zutrauen hängt, was man zu einem Kaufmanne hat.

Machmud. Lieber Omar, ich muß dir gestehen, ich hatte diese Bedenklichkeiten nicht von dir vermuthet. Ich würde mich in umgekehrtem Falle nicht so argwöhnisch und saumselig finden lassen.

Omar. Das sagst du jetzt. Auch bin ich gar nicht argwöhnisch — ich wollte, ich könnte dir helfen: Gott ist mein Zeuge, daß es mich freuen würde.

Machmud. Du kannst es, wenn du nur willst.

Omar. Alles, was ich besitze, würde die verlangte Summe noch nicht vollmachen.

Machmud. O Himmel! ich hatte mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß mein Bruder nicht der erste war, bei dem ich Hülfe suchte, — und wahrlich es schmerzt mich, daß ich ihm auch nur mit Einem Worte zur Last gefallen bin.

Omar. Du wirst böse; das solltest du nicht, denn du hast Unrecht.

Machmud. Unrecht? — Wer von uns beiden thut nicht seine Pflicht? — Ach, Bruder, ich kenne dich nicht wieder.

Omar. Ich habe erst heute hundert Zechinen eingebüßt, dreihundert andere stehn mir auch gar nicht sicher, und ich muß mich auf ihren Verlust gefaßt machen. — Wärst du in der vorigen Woche zu mir gekommen, o — ja, da herzlich gern —

Machmud. Soll ich dich denn an unsre ehemalige Freundschaft erinnern? — Ach, wie tief kann uns das Unglück erniedrigen!

Omar. Du sprichst da auf eine Art, Bruder, die mich fast beleidigen sollte.

Machmud. Dich beleidigen?

Omar. Wenn man alles mögliche thut, — wenn man selbst Noth leidet und fürchten muß, noch mehr zu verlieren; — soll man da nicht gekränkt werden, wenn man für seinen guten Willen nichts als bittern Spott, tiefe Verachtung zurück empfängt?

Machmud. Zeige mir deinen guten Willen, und du sollst meinen wärmsten Dank empfangen.

Omar. Zweifle nicht länger daran, oder du bringst mich auf; ich bleibe lange kalt, ich kann viel ertragen, aber wenn man mich auf solche ausgesuchte Art kränkt. —

Machmud. Ich merke es recht gut, Omar, daß du den Beleidigten spielst, um einen bessern Vorwand zu haben, völlig mit mir zu brechen.

Omar. Du würdest nicht auf diesen Gedanken kommen, wenn du dich nicht auf solchen Kleinigkeiten ertappt hättest. Die Laster argwöhnt man von andern am leichtesten, mit denen man selber am meisten vertraut ist.

Machmud. Nein, Omar, weil du mich doch durch diese Sprache zum Prahlen aufforderst, ich handelte nicht so gegen dich, als du, ein unbekannter Fremdling, nach Bagdad kamst.

Omar. Also für die fünfhundert Zechinen, die du mir damals gabst, verlangst du jetzt von mir zehntausend?

Machmud. Hätte ich's vermocht, ich hätte dir damals mehr gegeben.

Omar. Freilich, wenn du es verlangst, muß ich dir die fünfhundert Zechinen zurück geben, ob du es gleich nicht gerichtlich erweisen kannst.

Machmud. Ach, mein Bruder! —

Omar. Ich will sie dir schicken. — Erwartest du keine Briefe aus Persien?

Machmud. Ich erwarte nichts mehr.

Omar. Aufrichtig, Bruder, du hättest dich etwas mehr einschränken sollen, auch nicht heirathen, wie ich es bis jetzt noch immer unterlassen habe; aber du warst von Kindheit an ein wenig unbesonnen. Laß dir das zur Warnung dienen.

Machmud. Du hattest ein Recht, mir die verlangte Gefälligkeit zu verweigern, aber nicht dazu, mir so bittere Vorwürfe zu machen.

Machmud verließ mit tiefgerührtem Herzen seinen undankbaren Bruder. — So ist es denn wahr, rief er aus, daß nur Gewinnsucht die Seele des Menschen ist! — Nur sie selber sind ihr erster und letzter Gedanke! für Geld verkaufen sie Treue und Liebe, stoßen die schönsten Gefühle von sich weg, um das nichtswürdige Metall zu besitzen, das uns mit schändlichen Fesseln an diese schmuzige Erde kettet! — Eigennutz ist die Klippe, an der jede Freundschaft zerschellt, — die Menschen sind ein verworfenes Geschlecht! — Ich habe keine Freunde und keinen Bruder gekannt, nur mit Kaufleuten bin ich umgegangen. Ich Thor, daß ich von Liebe und Menschenfreundlichkeit zu ihnen sprach! nur Geldstücke muß man ihnen wechseln!

Er machte einen Umweg, ehe er nach Hause ging, um seinen Schmerz etwas erkalten zu lassen. Er weinte, als er das tobende Marktgewühl sah, wie jedermann gleich den Ameisen beschäftigt war, in seine dumpfe Wohnung einzutragen, wie keiner sich um den Andern kümmerte, als nur wenn es mit seinem Gewinn zusammenhing, alle durch einander laufend, so empfindungslos, wie Zahlen. — Er ging trostlos nach Hause.

Sein Schmerz vermehrte sich hier; er fand die fünfhundert Zechinen, die er seinem Bruder einst mit dem besten Wohlwollen gegeben hatte; sie waren bald eine Beute der stürmenden Gläubiger. Alles, was er besaß, ward öffentlich verkauft; eines seiner Schiffe lief in den Hafen, aber die Ladung diente nur, um alle seine Schulden zu bezahlen. Arm, wie der Bettler, verließ er die Stadt, ohne vor dem Hause seines hartherzigen Bruders vorüberzugehen.

Seine Gattin, die ihn in sein Elend begleitete, tröstete ihn und suchte seinen Kummer zu zerstreuen; aber es gelang ihr nur wenig, das Andenken seines Unglücks war noch zu frisch in Machmuds Gedächtniß, er sah noch immer die Thürme der Stadt vor sich, in der sein Bruder wohnte, der kalt und ungerührt bei seinem Unglücke geblieben war.

Omar fragte niemand nach seinem Bruder, um ihn nicht bemitleiden zu dürfen, er bildete sich ein, es könne vielleicht noch alles gut gegangen seyn. Indessen hatte sein Kredit doch auch durch seinen Bruder gelitten, man ward mißtrauischer gegen ihn, und

Die Brüder.

Eine Erzählung.

1795.

In der Nähe von Bagdad lebten Omar und Machmud, die Söhne einer armen Familie. Als der Vater starb, erbten sie nur ein kleines Vermögen, und jeder von ihnen beschloß, zu versuchen, wie hoch er damit sein Glück bringen könne. Omar zog fort, um eine kleine Reise zu machen, und den Ort zu finden, wo er sich niederlassen wolle. Machmud begab sich nach Bagdad, wo er einen kleinen Handel anfing, der in kurzer Zeit sein Vermögen um ein Ansehnliches vermehrte. Er lebte sehr sparsam und eingezogen, und sammelte sorgfältig jede Zechine zu seinem Kapitale, um mit diesem wieder etwas Neues zu unternehmen. Auf diese Art bekam er bei mehreren reicheren Kaufleuten Kredit, die ihm zuweilen einen Theil der Schifffracht abtraten und gemeinschaftliche Spekulationen mit ihm versuchten. Durch wiederholtes Glück ward Machmud dreister, er wagte größere Summen, und sie trugen ihm jedesmal reichliche Zinsen. Nach und nach ward er bekannter, seine Geschäfte wurden größer, er hatte bei vielen Leuten Summen ausstehen, so wie er von vielen andern Gelder in den Händen hatte, und das Glück schien ihm beständig zu lächeln. Omar war im Gegentheil unglücklich gewesen, keiner von seinen vielen Versuchen war ihm gelungen; er kam jetzt ganz arm, fast ohne Kleider, nach Bagdad, hörte von seinem Bruder und ging zu ihm, um bei ihm Hülfe zu suchen. Machmud freute sich, seinen Bruder wieder zu sehn, beklagte aber seine Armuth. Da er sehr gutmüthig und weich war, gab er ihm sogleich eine Summe aus seiner Handlung, und richtete ihm davon ebenfalls einen Laden ein. Omar fing an mit Seidenwaaren und Kleidern für Frauen zu handeln, und das Schicksal schien ihm in Bagdad günstiger, sein Bruder hatte ihm die Summe Geldes geschenkt, und er hatte es daher nicht nöthig, sich wegen der Wiederbezahlung zu ängstigen. Er war in allen Unternehmungen unbesonnener als sein Bruder, und eben deswegen glücklicher; er war bald mit einigen Kaufleuten bekannt, die bis dahin mit Machmud ihre Geschäfte gemacht hatten, und es gelang ihm, sie zu seinen Freunden [...] durch verlor sein Bruder manchen V[...] auf seine Seite fiel. Machmud [...] eine Gattin gewählt, die ihn zu m[...] nöthigte, den er bis dahin nicht g[...] mußte von seinen Bekannten Su[...] um Schulden zu bezahlen. Andre [...] wartet hatte, blieben aus, sein [...] war der Verzweifelung nahe, als [...] hielt, daß eins von seinen Schiffe[...] ohne daß man das mindeste habe [...] meldete sich ein Gläubiger, der d[...] seiner Schuld verlangte. Ma[...] an dieser Zahlung sein ganz[...] hänge, er beschloß also in die[...] Zuflucht zu seinem Bruder [...] zu ihm, und fand ihn sehr v[...] einen kleinen Verlust erlitte[...] gann Machmud, ich kom[...] genheit mit einer Bitte zu [...]

Omar. Sie betrifft?

Machmud. Mein [...] Gläubiger drängen mich [...] schube wissen, mein gan[...] Tage ab, leihe mir nur [...] Zechinen.

Omar. Zehntaus[...] dich doch nicht, Brud[...]

Machmund. [...] Summe recht gut, di[...] viel, nicht eine Zechi[...] schimpflichsten Armu[...]

Omar. Zeh[...]

Machmud. [...] alles anwenden, [...] statten.

Omar. We[...] ausgeblieben, — [...] gen soll, — man [...] Zechinen betrog[...]

Machmud [...] leicht verschaff[...]

Omar. [...] Mißtraun [...]

...n Bruder geflucht. — Ach ich habe es
... leide jetzt die Strafe für meinen
...keit, der Himmel ist ge-
... Stolz einhergehen,
...ufen? —

...t
...e
...abt
...ane
...auf-
...mar
...amung
...Rach-
...ng, und
...n flossen
...ndste Ver-

Verarmung
...rt mit einem
...orden, der ihn
...em Vermögen
...n Vertriebenen
...nes Vermögen in
...thäter starb, und

...er mit seinem Bru-
...n dieser eine neue
... vermählte sich und
...einem Bruder schuldig
...it in der größten Ein-
...nze Stadt ein Muster

mehrere Kaufleute vertrauten ihm nicht mit der Leichtigkeit ihre Gelder wie ehemals. Dazu kam noch, daß Omar jetzt sehr geizig, und auf sein erworbenes Vermögen stolz ward, so daß er sich viele Feinde machte, die sich freueten, wenn er irgend einen Schaden erlitt.

Es schien, als wenn das Verhängniß seine Undankbarkeit gegen seinen Bruder bestrafen wolle, denn Ein Verlust folgte in kurzer Zeit auf den andern. Omar, der gern das Verlorne schnell wieder erlangen wollte, wagte größere Summen, und auch diese gingen verloren. Er hörte auf, Gelder, die er schuldig war, zu bezahlen, das Mißtrauen gegen ihn ward allgemein, alle Gläubiger meldeten sich zu gleicher Zeit, Omar kannte niemand, der ihm aus dieser Verlegenheit würde helfen wollen; er sah keinen andern Ausweg vor sich, als in der Nacht heimlich die Stadt zu verlassen, und zu versuchen, ob ihm das Glück in einer andern Gegend günstiger seyn würde.—

Das kleine Vermögen, das er noch mit sich hatte nehmen können, war bald verzehrt. Seine Unruhe wuchs in eben dem Grade, als sein Geld abnahm; er sah der drückendsten Armuth entgegen, — und doch keinen Ausweg, ihr zu entfliehen.

Unter Klagen und schwermüthigen Gedanken war er so bis an die persische Gränze gewandert. Er hatte jetzt alles Geld, bis auf drei kleine Münzen, ausgegeben, die grade nur noch hinreichten, um ein Abendessen in einer Carawanserei zu bezahlen; er fühlte Hunger, und da sich die Sonne schon zu neigen anfing, eilte er, um einen Zufluchtsort zu erreichen, in welchem er noch in dieser Nacht, vielleicht in der letzten, herbergen könne.

Wie unglücklich bin ich! sprach er zu sich selbst. Wie verfolgt mich das Schicksal und fordert mein Elend, welche schreckliche Aussicht eröffnet sich mir! — Ich werde von den Almosen mitleidiger Seelen leben müssen, es ertragen müssen, wenn man mich verhöhnend abweist, nicht murren dürfen, wenn der Verschwender frech vorübergeht, mich keines Anblicks würdigt, und hundert Goldstücke für eine elende Spielerei verschleudert. — O Armuth, wie kannst du den Menschen erniedrigen! — wie ungleich und ungerecht theilt das Glück seine Schätze aus. Es schüttet seinen ganzen Reichthum über den Lasterhaften, und läßt den Tugendhaften Hungers sterben.

Die Felsen, die Omar überstieg, machten ihn müde, er setzte sich auf eine Rasenerhöhung am Wege nieder und ruhte aus. Da schleppte sich an Krücken ein Bettler vor ihm vorüber und murmelte eine unverständliche Bitte; er war zerlumpt und abgezehrt, sein brennendes Auge stand tief im Kopfe, und seine bleiche Gestalt zerschnitt das Herz und zwang es zum Mitleiden. Die Aufmerksamkeit Omars ward wider seinen Willen auf diesen Gegenstand des Abscheus gelenkt, der murmelnd seine dürre Hand nach ihm ausstreckte. Er fragte nach dem Namen des Bettlers, und merkte jetzt, daß dieser Unglückliche auch taub und stumm sei.

O wie unaussprechlich glücklich bin ich! rief er aus, — und ich klage noch? Warum kann ich nicht arbeiten; — warum nicht durch das Werk meiner Hände meine Bedürfnisse erwerben? Wie gern würde dieser Elende mit mir tauschen und sich glücklich preisen! Ich bin undankbar gegen den Himmel.

Von einem plötzlichen Mitleiden ergriffen, zog er die letzten Silbermünzen aus seiner Tasche und gab sie dem Bettler, der nach einem stummen Danke seinen Weg fortsetzte.

Omar fühlte sich jetzt außerordentlich leicht und froh, die Gottheit hatte ihm gleichsam ein Bild vorgehalten, wie elend der Mensch seyn könne, um ihn zu belehren. Er fühlte jetzt Kraft in sich, die Armuth zu erdulden und durch seine Thätigkeit wieder abzuwerfen. Er machte Plane, wie er sich ernähren wolle, und wünschte nur gleich eine Gelegenheit herbei, um zu zeigen, wie fleißig er seyn könne. Er hatte nach seinem edlen Mitleiden gegen den Bettler, nach der Freigebigkeit, mit der er ihm sein ganzes übriges Vermögen hingegeben hatte, eine Empfindung, wie er sie bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Ein steiler Fels stand an der Seite, und Omar bestieg ihn mit leichtem Herzen, um die Gegend zu überschauen, die der Untergang der Sonne verschönerte. Er sah hier zu seinen Füßen gelagert die schöne Welt mit ihren frischen Ebenen und majestätischen Bergen, mit den dunklen Wäldern und rothglänzenden Strömen, über alles das goldene Netz des Abendroths ausgespannt; und er fühlte sich wie ein Fürst, der alles dies beherrsche, und den Bergen, Wäldern und Strömen gebiete.

Er saß oben auf der Felsenspitze in dem Anschaun der Gegend versunken. Er beschloß, hier den Aufgang des Mondes abzuwarten und dann seine Reise fortzusetzen.

Das Abendroth versank und Dämmerung fiel aus den Wolken nieder, ihr folgte bald die finstere Nacht. — Die Sterne flimmerten am dunkelblauen Gewölbe, und die Erde ruhte und schwieg in einer feierlichen Stille. Omar sah mit starren Augen in die Nacht hinein, und sein Auge verlor sich schwindelnd in die unendliche Zahl der Sterne, er betete an die Majestät Gottes und fühlte heilige Schauer durch seine Seele ziehn.

Da war's als wenn sich ein Lichtstrahl am fernen Horizont erhöbe, blauleuchtend zog er empor und näherte sich wie ein glänzendes Feuer dem Mittelpunkte des Himmels. Die Sterne traten bleicher zurück, und wie ein Wiederschein des Morgens flimmerte es durch den ganzen Himmel und regnete in zarten, rothdämmernden Strahlen herab. — Omar erstaunte über die wunderbare Erscheinung und ergötzte sich an dem schönen und seltsamen Lichte: die Wälder und Berge umher funkelten, die fernen Wolken schwammen in blassem Purpur, wie ein goldenes Gezelt wölbte sich der Schein über Omar zusammen.

Sei mir gegrüßt, Edler, Mitleidiger, Tugendhafter, rief eine süße Stimme von oben herab, du erbarmest dich des Elends, und der Herr sieht mit Wohlgefallen auf dich herab.

Wie verhallende Flötentöne säuselten die Winde der Nacht um Omar, seine Brust hob sich froh und beklemmt, sein Auge war vom Glanze, sein Ohr von den himmlischen Harmonieen trunken. Und aus dem Glanze schritt eine Lichtgestalt hervor, und stellte sich vor den Entzückten; es war Asrael, der glänzende Engel Gottes. — Steige mit mir auf diesen rothen Strahlen in die Wohnung der Seligen, rief die süße Stimme, denn du hast es durch deinen Edelmuth verdient, das Paradies mit seinen Seligkeiten zu schauen.

Herr, sprach Omar zitternd, wie soll ich dir als

ein Sterblicher folgen können? Mein irdischer Leib ist noch nicht von mir genommen.

Gieb mir deine Hand, sprach die Lichtgestalt. — Omar reichte sie ihm mit bebendem Entzücken, und sie wandelten auf den rothen Strahlen durch die Wolken, zwischen den Sternen hindurch, und die süßen Töne gingen hinter ihnen, und Morgenroth legte sich in ihren Weg, und Blumendüfte würzten die Luft.

Plötzlich ward es Nacht, Omar schrie laut auf, und lag in dicker Finsterniß unten am Fuße des steilen Felsen mit zerschmetterten Armen. Der Mond hob sich eben dunkelroth hinter einem Hügel hervor, und warf die ersten ungewissen Strahlen in das Felsenthal.

O ich dreimal Unglücklicher; rief Omar jammernd aus, als er seine Besinnung wieder gesammelt hatte. — Hatte der Himmel nicht genug an meinem Elende, daß er mich in einem lügnerischen Traume von der Spitze des Felsen schleudert, meine Glieder zerbricht, damit ich dem Hunger zum Raube werden soll? — Belohnt er so das Mitleiden, das ich mit einem Elenden hatte? — Wer war jemals unglücklicher als ich?

Eine Gestalt schleppte sich mühsam vorüber, die Omar für den Bettler erkannte, dem er heute den Rest seines Vermögens gegeben hatte. Omar rief ihn jammernd an, er solle die Wohlthat, die er von ihm empfangen, mit ihm theilen, aber der Krüppel keuchte gleichgültig in seinem Wege weiter, und Omar wußte nicht, ob er ihn nicht gehört habe, oder sich nur verstelle, um ein Recht zu haben, sich nicht um ihn zu kümmern. Bin ich nun nicht elender, als dieser Verworfene? — klagte Omar durch die Nacht. — Wer wird sich mein erbarmen, da mir nun alles genommen ist, was mich noch trösten könnte?

Er seufzte tief und seine Arme schmerzten ihn, wie glühend Feuer brannte es in den Gebeinen, und jeder Athemzug gab ihm Pein. Er überlegte schweigend sein Schicksal, und dachte jetzt zuerst wieder an seinen Bruder. —

O, wo bist du, Edelmüthiger! rief er aus, vielleicht hat dich das Schwert des Todesengels schon getroffen, das Elend hat dich vielleicht in der drückendsten Armuth verzehrt, und du hast in der Todesstunde deinem armen Bruder geflucht. — Ach ich habe es um dich verdient, ich leide jetzt die Strafe für meinen Undank, für meine Hartherzigkeit, der Himmel ist gerecht! — Und ich konnte noch so stolz einhergehen, und Gott zum Zeugen meiner Tugend anrufen? — O Himmel! vergieb dem Sünder, der sich ohne Murren deiner Züchtigung unterwirft.

Omar verlor sich in trüben Gedanken, er erinnerte sich, mit welcher brüderlicher Liebe ihn Machmud damals, als er zum erstenmal verarmet war, aufgenommen hatte, er warf es sich vor, daß er es unterlassen habe ihn zu retten, und auf diese Art seinen Dank gegen seinen Bruder abzubezahlen; er wünschte den Tod als das Ende seiner Strafe und seiner Leiden.

Der Mond erleuchtete die Gegend hell, und eine kleine Carawane von einigen Kameelen zog sich langsam durch das Thal. Die Liebe zum Leben erwachte wieder bei Omar, er rief die Vorüberziehenden mit kläglicher Stimme um Hülfe an. Man legte ihn behutsam auf ein Kameel, um in der nächsten Stadt seine Wunden verbinden zu lassen, die die Carawane mit dem Anbruch des Tages erreichte. Der Kaufmann verpflegte den Unglücklichen selbst, und Omar erkannte in ihm seinen Bruder. Seine Beschämung war ohne Gränzen, so wie das Mitleiden Machmuds. Der eine Bruder bat um Verzeihung, und der andere hatte schon vergeben; Thränen flossen von dem Angesichte beider, und die rührendste Versöhnung ward zwischen ihnen gefeiert.

Machmud hatte sich nach seiner Verarmung nach Ispahan gewandt, und war dort mit einem alten reichen Kaufmann bekannt geworden, der ihn bald lieb gewann und ihn mit seinem Vermögen unterstützte. Das Glück war dem Vertriebenen günstig, und er erlangte sein verlorenes Vermögen in kurzer Zeit wieder; sein alter Wohlthäter starb, und setzte ihn zum Erben ein. —

Als Omar geheilt war, reiste er mit seinem Bruder nach Ispahan, wo ihm dieser eine neue Handlung einrichtete. Omar vermählte sich und vergaß nie, wie viel Dank er seinem Bruder schuldig sei. Beide lebten von dieser Zeit in der größten Eintracht, und waren für die ganze Stadt ein Muster der brüderlichen Liebe.

Almansur.

Ein Idyll.

1790.

Langsam erhob sich Almansur aus dem Schatten der Palme, eine Thräne rollte von seinen Wangen, er blickte ihr wehmuthsvoll nach, wie sie an seinem Stabe hinuntergleitete und sich im Staube verlor, die ganze Vergangenheit stand mit ihren hellen und finstern Farben vor ihm, Abendroth und Regennächte. Noch einmal blickte er rückwärts nach Bagdad und sahe wie sich der letzte goldne Mond hinter einem blauen Berge langsam hinabzog. — Nun so lebe wohl! Auf ewig wohl! rief er, und ging langsam weiter ohne selbst zu wissen wohin. Die Sonne ging unter, die Vögel des Abends sangen im nahen Walde, aber seine Augen sahen weder das goldne Feuermeer um dort sich Trost zu holen, sein Ohr hörte nicht die Melodieen, die von jedem Zweige herab um ihn schwammen, der Wind spielte mit seinem Mantel, aber er ließ ihn nachläßig hängen und eilte weiter vom Wege ab, mit tiefgesenktem Blick.

Endlich blickte er auf, er sah sich in einem schönen Thale, rings um von grünen Bergen umschlossen, im Thale glänzte ein silberner See, auf den das Abendroth auf jeder Welle sich wiegte, die Berge erhoben sich sanft umher und auf ihnen schimmerten Reben, Palmen standen auf Abhängen und wiegten sich rauschend über das Thal hinab, die ganze Gegend spiegelte sich zitternd im See, und das Abendroth und der aufgehende Vollmond gossen ein so süßes Licht um alle Gegenstände, daß Almansur sich in einem Theile des Paradieses glaubte. Er stand und sahe die schönbewachsnen Berge, wie der Abendschein über die grünen Abhänge herüberschwamm und sanftes Roth auf den gegenüberstehenden Berg streute, durch einen Palmenhain schlängelte sich der schimmernde Glanz der Gluth des Himmels, und bebte zurück in jedem Tropfen der am Grase zitterte, von jedem Blatt, an welchem ein Rubin sich wiegte. Der Mond stand über einem finstern Tannenhain, ein kleiner Wasserfall rauschte, die großen Wälder sangen der Natur ihr Abendlied, der Tag eilte in sein Rosenbett hinab, das Heimchen zirpte, der Mond schien aus dem goldnen See zu trinken, und auf jedem leichten Wölkchen des Himmels, das unter dem Monde hinwegschlüpfte und ihm etwas von seinem goldnen Glanze stahl, schien Ruhe, Trost und Freude zu schweben. Lange stand noch Almansur so, doch endlich löste sich sein Gefühl in die Harmonie einer wonnevollen Wehmuth auf, die Erinnerung seines Unglücks war mit dem letzten Streit der untergehenden Sonne hinter den Bergen hinabgeleitet. Er bestieg den Berg, ging bald hinauf, bald hinab, und sein Blick schwebte stets auf den gegenüberstehenden Abhang, oder auf den Spiegel des tief unten glänzenden Sees.

Er ging über einen Quell, der aus den Spalten des Berges sich drängte und sein Silber hinuntergoß; er kam zu einer kleinen Vertiefung, wo unter Weidenzweigen versteckt der Gipfel eines moosbewachsnen Daches hervorragte. Ruhe und Heiterkeit schienen hier ihren Sitz aufgeschlagen zu haben; er ging herum um diesen Kranz von Weiden, und stand vor dem Eingang einer kleinen Hütte. Ein Greis, dessen Silberhaar im Winde hin und her wallte, pflanzte mit ruhigem Lächeln Reben, und band sie an die schwesterliche Ulme, dann sah er zum Monde hinauf, dann in den goldnen See hinab, und setzte wieder freudig seine Arbeit fort. — „Der Himmel schütte seinen Segen auf dich herab!" rief Almansur dem Greise zu; liebevoll dankte der Greis und führte den Jüngling in die dämmernde Hütte.

Freundlich sprangen dem Alten zwei Hunde entgegen, bellten und wedelten. Der Greis und der Jüngling setzten sich auf Flechtwerk von Binsen, dann holte der geschäftigte Alte aus seiner Vorrathskammer Milch und Datteln. „Iß!" sprach er. — Almansur aß wenig; bald sah er die niedren Wände der Hütte an, bald blickte er auf den lächelnden Alten. Nach der Mahlzeit setzten sich beide vor den Eingang der Hütte.

Du bist recht glücklich! fing Almansur nach einer langen Stille an, wenn man je glücklich werden kann. — Ja, war die Antwort des Greises; ich stahl mich aus dem Getümmel der Welt hinweg, und niemand vermißte mich; ängstlich, mit Schweißtropfen auf der Stirn jagte ich dem Glücke nach — umsonst! Es floh wie der luftgewebte Morgentraum: ver-

zweiflungsvoll schlich ich mich in diese Hütte, ich sah mich um, und es stand neben mir. — Ja! Dank dir großer Prophet! Ich bin hier recht glücklich! — O, wenn ich am Morgen hier stehe, der frischgebadete Tag, rosenroth an jener neigenden Spitze hängt, dann zollen dir meine Thränen heißen Dank, dann seh' ich auf mein voriges Leben zurück, wie der müde Pilger am Grabe des Propheten auf die zurückgelegten Steppen; — dann schwebt vor mir die ferne Zukunft, dann fliegt mein Geist durch das rosenrothe Gewebe des Morgens, er durchfliegt die Bahn der Sterne, und schwingt sich im Flug um die glühenden Räder des Sonnenwagens. — Jeder meiner Blicke schaut dann voll Dank zum Himmel!

Almansur horchte vorwärts gebeugt mit Ehrfurcht der Rede des Greises, er sah in seinen Augen eine Thräne glänzen, heiß rann eine Zähre über die Wangen Almansurs. — Dann ergriff er voll Zutraun die Hand des Greises; o weiter! sprach er, deine Stimme ist wie das Murmeln der fernen Quelle dem Durstigen. Weiter! Mein Geist fliege dir nach! — Versuch' es in todten Worten mir das Abendroth deines Glücks zu malen. —

O Jüngling, sprach der Greis, Glück läßt sich besser fühlen, als dies Gefühl sich in Worte zwängen läßt. — Leise schleicht sich durch das helle Weinlaub am Morgen die Sonne; sie fliegt zu meinem Bette und flüstert mir: „Erwache!“ zu. Ich erhebe mich vom rothen Glanz umflossen, und sehe wie die Sonne majestätisch hinab ins Thal schreitet, die Natur wacht auf und lächelt freundlich der Sonne entgegen, unter mir glüht der See, über mir flammt der Himmel, die Waldung rauscht, die Lerche singt, der See bebt, und ihre Rosenwellen laufen mit dem Westwind um die Wette. Wenn das purpurne Gold des Himmels sich hinter den blauen Mantel stiehlt, dann besuch' ich meine Heerden, die Ziegen blöken mir entgegen, die Lämmer hüpfen um mich her. — O ich lebe hier nicht ganz verlassen! Ich kenne jeden Baum dieser Gegend, jeden Zweig eines jeden Baums; wenn das erste Laub nach dem Winter erscheint, oder mein Blick des Frühlings erstes Veilchen erjagt, o dann freu' ich mich eben so, als wenn ein längst gewünschter Freund unvermuthet dem Schiff entsteigt; das erste Sommerlüftchen, das meiner Wange vorüberbebt, ist mir, was dem Elenden ein blauer Hoffnungsstrahl ist. Als der Sturmwind im vorigen Monden von meinem Berge herab eine junge Pappel ins Thal warf, da weint' ich um den jungen Baum, als habe mir der Tod einen geliebten Jüngling davon geführt. Ach, dies einsame Thal möcht' ich nur gegen Mahomets Paradies vertauschen, es gilt mir mehr als die Erde mit ihren Königreichen, diese Bäume gelten mir mehr als Könige und Fürsten mit ihren Unterthanen. Ich besuche oft drüben die alten Palmen, sehe nach jenen jungen Birken die ich selber pflanzte, und freue mich über ihren Wachsthum wie ein Vater über seine Kinder. Im kleinen Gärtchen hinter meiner Hütte scheint die Gluth der Rose auf die weiße Lilie, das Veilchen kniet zu den Füßen der stolzen Malve, und jede der Blumen kenn' ich, bei jeder erinnre ich mich im Vorbeigehn, wenn und wie ich sie pflanzte, jede habe ich selbst am Morgen und Abend begossen. Diese Blumen, diese Bäume sind meine Freunde, von ihnen brüstet sich keiner vor dem andern, von ihnen lacht mir keiner höhnisch nach. Neid und Verläumdung dürfen nicht über diese Berge fliegen, des Glückes Pfeil zerschnitt ihnen die Sehnen des Fittigs, sie liegen jenseits den Bergen und suchen vergebens mit schwarzen nachschleppenden Schwingen der Felsen Gipfel zu erklimmen; das Glück und die Ruhe fliegen hier verschlungen Arm in Arm durch den Himmel, in jedem Baum, in jeder Quelle flüstert Glück, in jedem Nachhall der Berge tönt ruhige Freude.

Wenn nach und nach das gelbe Laub zur Erde fällt, wenn der Herbst auf selbst gesponnenen Seidenfäden durch die Lüfte schwebt, sie um die Bäume wickelt, und das reife Obst mit den Blättern abschüttelt, dann seh' ich, wie die Natur sich entkleidet, und unter dem glänzenden Schwanenbette schläft, um gestärkt mit neuem Glanze zu erwachen. Wenn dann Regen herabrauscht, wenn der Nordwind durch den Gipfel der Palmen saust, wenn die Fichten knarren, der Wind Schneegestöber vor sich her wirbelt — dann nehm' ich von der Wand die silberbezogne Leier, dann sing' ich dem Frühlinge meines Lebens Lieder, und sehe lächelnd dem Untergang meiner Sonne entgegen. Dann dämmert vor meinen Augen der Nebel der Vergangenheit, dann schwing' ich mich auf dem Adlersfittig meiner Phantasie durch Dämmerung ferner Vorzeit, durch schweigende öde Nacht der Zukunft. — In diesem Kreislauf wallte mir mehr als ein halbes Jahrhundert vorüber, in dieser schönen, ununterbrochenen Einförmigkeit. — —

O Jüngling! Mit warmer Freundschaft drückst du meine Hand, eine Thräne zittert in deinen schwarzen Augenwimpern, — sprich — führte dich Kummer zu meiner Hütte?

Almansur. Ja, Kummer führt mich zu dir, Greis! — Ach, laß mich mit Dir diese Hütte bewohnen, laß mich dein Sohn seyn. Die Freude ist für mich gestorben. — Ich muß die Gesellschaft der Menschen verlassen; hier laß unter dieser Palme den Wind am Abend meine Seufzer davon führen, laß am Morgen mich unter dieser Cypresse weinen. — Warum sollt' ich zu jenen Menschen zurückkehren, wo jeder dem fliehenden Glücke nachläuft, und keiner den Saum seines Kleides berührt, wo einer des andern lacht, und blind für eigne Fehler ist, wo Verläumdung und Neid hinter mir gehn, die sich täuschend in das Gewand der Freundschaft hüllen. — Nein, hier will ich ein neues Leben beginnen, mein voriges Leben mir als einen Traum denken, den der Sonne heller Strahl verscheuchte. O Greis, weise meine Bitte nicht zurück, in keinem Winkel glimmt für mich ein Fünkchen Freude mehr als hier. Schon lange war es mir unerträglich, mich ohne Zweck und Absicht vom Wirbel der menschlichen Gesellschaft mit fortreissen zu lassen, warum sollt' ich noch ferner unter einem Haufen, wo jedes Gesicht mir zuwider ist, essen und trinken, schlafen und aufstehn, den einen Tag so wie den andern; warum leb' ich in der menschlichen Gesellschaft? Ich bin mir selbst und andern verhaßt! zu welchem Endzweck schuf der Schöpfer die Menschheit? Einer den andern zu quälen? Ihm den Genuß des Lebens zu rauben? Warum tanzen die zahllosen Welten den ewigen schwerfälligen Tanz um ihre Sonnen? Warum ließ der Schöpfer aus seiner Hand die Schöpfung hervorgehn? Warum warf er das Sternenheer durch den Himmel? Sollen wir hier leben, ohne glücklich zu

seyn, und dann wie der Baum verwelken; wozu dann dies qualenvolle Leben? — Oder harrt schönerer Sonnenschein unsrer nach dem Todesschlaf? Wozu diese Pilgerschaft durch Dornen, über Felsen? — — O Greis! dies, dies hat mich schon längst unglücklich gemacht! —

Der Greis sah ihn an und schwieg. „Verweile!“ sprach er dann. Ein frommer Einsiedler schenkte mir schon vor vielen Jahren ein kleines Buch; es ist nur ein Mährchen, der Mond scheint hell; ich will es dir lesen. — —

Er ging fort. Almansur sah indeß starr vor sich hin ins Thal, sein Blick ruhte auf einem Zweig, den der Wind hin und her warf; sein Kummer war zurückgekehrt, die mancherlei Scenen seines Lebens wachten in seiner Seele auf. Er preßte eine Thräne in sein Auge zurück; der Greis kam, setzte sich nieder und las: — —

Nadir. Ein Mährchen.

Der finstere Menschenhasser Nadir wandelte über eine von Arabiens Steppen. Die Sonne stand in der Mitte des Himmels und warf ihre glühenden Strahlen auf den Wanderer, ringsum kein Baum, kein Gesträuch, welches einen erquickenden Schatten darbot; Nadirs Auge suchte vergebens eine Quelle, seinen brennenden Durst zu löschen, er ging matt und langsam, er sahe schmachtend umher, ob keine mitleidige Wolke herbeischweben wollte, ihm Regen und Kühlung zu schenken; so weit sein Auge reichte, glänzte der Himmel im hellblauen Gewande, der Sonne Strahlen wurden immer heißer und heißer, kein milder Wind wehte ihm Kühlung zu, Stille lag ausgestreckt über der Erde, die Vögel waren im Schatten des fernsten Waldes zurückgeflogen, und kein Dorf, kein Haus winkte dem Wandrer. Vor sich und um sich sah Nadir nur eine unermeßliche Wüste, er beneidete die kleine Fliege, die sich in den Schatten des verdorrten Grases setzen konnte.

Nadir verwünschte tausendmal sein Schicksal, tausendmal das Schicksal der Menschen, denen ewig Qual und Schmerz auf jedem ihrer Schritte folgen. Durch den blauen Himmel goß sich nach und nach ein sanfter Purpur, die Sonne sank, der Schatten flog über die Ebene.

Dank sei dir großer Prophet! rief der schmachtende Nadir, indem er über sich den Mond und die Sterne hervorkeimen sah. Er schleppte sich langsam fort, seine Zunge lechzte nach einem einzigen Wassertropfen. O ging' ich im tiefsten Schnee des klippigen Caucasus, könnt' ich jetzt durch einen Strom des Nordpols schwimmen! Er ging weiter. Es wehte ein kühlender Wind über die Haide, Nadir kam in einen Wald. Der Wind ward stärker, Wolken flohen durch den Himmel, und löschten mit ihren schwarzen Fingern den Mond und die Sterne aus, der Sturm schüttelte den Wald, die Fichten seufzten, die Cypressen rauschten, Regen stürzte herab. Endlich sah Nadir durch den verschränkten Wald ein fernes, flimmerndes Licht, das durch das nasse Laub und durch den Regen ihm entgegenblickte: er drängte sich durch den Wald, durch Gebüsche, die ihn oft mit ihren nassen Armen umfaßten: er kam durch die Waldung, und sah über eine Ebne das Licht vor sich glänzen.

Es war eine niedre Hütte, deren moosiges Dach vom Regen triefte, er schlug an die kleine Thür, ein Hund bellte ihm aus dem Hofe entgegen, der Wetterhahn des Daches knarrte im Winde; leise öffnete sich die Thür des Hauses, eine alte Frau trat heraus. — Wollt ihr einem armen Wandrer erlauben, diese Nacht hier zu schlafen? flehte Nadir. Sehr gern, war die Antwort. Sie führte ihn in das Haus durch einen Gang. Dort, wo du das Licht durch die Thüre flimmern siehst, dort geh hinein; — sie verließ ihn. Nadir bewunderte den großen Gang in der kleinen Hütte, seine Schritte hallten von der Mauer zurück, als er durch die Stille ging. Er stand vor der Thür, aus der das Licht ihm entgegenglänzte, — er öffnete sie — und das Erstaunen schlug seine geblendeten Augen zu. Er trat in einen großen unermeßlichen Saal, den tausend Lichter erleuchteten; die Wände glänzten von Marmor mit Gold umgossen, eine himmlische Musik schwamm auf den Wellen der Harmonie durch den Saal. — Wo bin ich? rief Nadir. Ein prächtiggekleidetes Frauenbild kam ihm entgegen, sie führte ihn zu einem Tische und lud ihn zum Essen ein; Nadir aß und wagte kaum die Augen empor zu heben. Als er gegessen und getrunken hatte, fühlte er sich durch neuen Muth, durch neue Kraft beseelt, er sah um sich. Tausend Lichter glänzten auf Kronenleuchtern von Diamant. Saphir, Rubinen und Gold waren über die schönpolirten Wände hingestreut, unsichtbare Musik goß sich umher und gaukelte um Nadirs Ohr, sein Auge verlor sich ermüdet in die entferntesten Bogengänge, ohne ihr Ende erreicht zu haben; Nadirs Staunen ward immer größer.

„Komm!“ rief ihm die Besitzerin dieses Pallastes zu und führte ihn durch die blendenden Säle. Er sahe sie mit allen Arten von Menschen angefüllt und weidete sich an den verschiedenen Gruppen. Hier tranken und aßen einige, dort weinten andre, andre tanzten in fröhlichen Reihen. Dieser Pallast, begann Nadirs Führerin, ist ein Werk meines gestorbenen Gatten, er suchte das Glück lange vergebens und fand es endlich mit mir in der Einsamkeit; zu seiner Erinnerung hat er mir dies Spielwerk hinterlassen, das ich erneuern kann, so oft ich will. — Er war ein mächtiger Zauberer, gewandt in allen geheimen Künsten; auf sein Gebot entstand dieser Pallast, er brachte in ihm die Welt im Kleinen zusammen. Sieh, jede Art von Menschen befindet sich hier; dort auf dem Thron sitzt ein König, seine Stirn schmückt das Diadem, seine Schultern umfließt der Purpur, er wird von jedermann beneidet, aber ach! er beneidet heimlich den Sklaven, der jetzt vor ihm kniet und zittert; er ist ein gütiger Regent, er macht andre glücklich, ist aber selbst unglücklich. Jener Volkslehrer lehrt Demuth und haßt den der neben ihm steht, weil er ihn mehr als sich geehrt glaubt. Dort an jene Säulen gelehnt steht ein Haufe unglücklicher Menschen, in der Welt nennt man sie Kluge, sie sehn die Eitelkeit der Welt ein, sie lassen sich durch keinen Glanz von Ehre noch von Reichthümern blenden, ihre Wünsche scheinen so mäßig und sind doch so vielumfassend, werden fast nie erfüllt. — Dort stehen andre, für welche die Welt mit allen ihren Schönheiten gestorben ist, sie können keine Blume sehen, ohne ihr einen Namen zu geben und ihre Blätter zu zählen, keinen schönen Baum, ohne sein Laub und seine Rinde zu betrachten und zu bemerken, zu welchem Geschlecht er gehöre; sie kennen jeden Stern der am Himmel

flammt, und wissen die Stunde, wenn der Mond auf- und untergeht, sie haschen jede Abendfliege, und stellen sie in ihren Rang in der Schöpfung, sie sagen uns, daß jeder Sonnenstaub bewohnt sei. — Dieser Pallast ist zugleich auf eine wunderbare Art mit Gemälden ausgeziert, sie sind doppelt; auf der einen Seite stellen sie alles ernsthaft, auf der andern dasselbe lächerlich dar. Sieh, hier trauert eine Mutter um ihren einzigen Sohn, dieser Zuschauer weint gerührt, jener auf der andern Seite lacht. — Siehst du jene dort, die so bleich sind und starr auf die Erde blicken? bei ihrer Geburt vergoß das Elend Thränen über sie und weihte sie sich dadurch zu seinen Kindern; sie können über ein gelbes Blatt weinen, das vom Baume auf die Erde fällt, sie hassen die Welt und sich am meisten; sie machen oft andre glücklich, aber kein Anblick von Glück, kein Anblick der aufgehenden Sonne kann sie vergnügt machen; sie lächeln, aber ihr Lächeln ist, als wenn die Abendsonne durch einen verdorrten Baum scheint, ihnen folgt das Unglück wie ihr Schatten, ihre Augen sind matt von Thränen, ihre Wangen bleich, sie sind die ärmsten Geschöpfe. — Jener jauchzende Haufe verspottet sie, ihr Mund lacht stets, ihre Augen blinzeln jedem freudig entgegen, die Welt nennt sie Thoren, sie sind glücklich, denn sie halten sich für weise, sie fragen nicht nach ihrer Bestimmung, sie durchlachen ihr Leben, lachen im Winter eben so wie im Sommer, bei dem Aufgang der Sonne wie beim Untergang, die Natur nahm ihnen jede sanftere Empfindung und gab ihnen das Vermögen alles lächerlich zu finden. — Jene spielten mit ihrer Phantasie, der Verstand löste die Fesseln der gebundenen Einbildung, sie schoß wie ein Blitzstrahl dahin und nun hinkt der Verstand an seinen Krücken hinter ihnen her und kann sie nicht einholen, jede Saite ihrer Laute ist verstimmt und giebt angeschlagen einen falschen Ton, man nennt sie Wahnsinnige, Unglückliche; aber sie sind wirklich glücklich. Jener hält die Kette, die ihn an die Mauer festhält, für ein goldnes Halsgeschmeide, seine Lumpen für den Purpurmantel des Königs. Jener glaubt in seinem Strohlager alle Schätze Indiens zu besitzen und fühlt sich beseligt. — Jener ist taub für jeden Harfenton, blind für jede Schönheit, die der Maler der Natur abstahl, seine Seele sitzt auf seiner Zunge, er freut sich nur wenn er sich an den Tisch setzt, er hört nicht die himmlische Musik, die ihn umfließt, aber er lächelt beim Becherklang, der Duft von Speisen bringt Freude in seine Seele. — Wer von allen diesen scheint dir in dem Zustande zu seyn, in den die Natur den Menschen aus ihrer Hand hervorgehen ließ? — O jener, rief Nadir, der sich an dem Dampf der Speisen weidet, denn er ist der glücklichste, an sein Herz reicht nicht die Stimme des Elends, ihn durchbohrt nicht des Mitleids scharfer Pfeil, er ist der glücklichste, er kann viermal täglich glücklich seyn; wozu sind jene feinern Empfindungen, sie bringen weit mehr Schmerz als Vergnügen hervor! — Sieh, jener Mann, fing die Führerin Nadirs an, der dort unbekannt herumgeht, ist ein verehrungswürdiger Mann; keiner kennt ihn, keiner achtet auf ihn, aber er findet sein Glück im Glücke anderer; manche heiße Thräne fleht im Dunkeln Segen für ihn vom Himmel, manche Brust athmet durch ihn freier, manche Klage verstummte durch ihn, er erfüllt den Beruf des Menschen, er macht andre glücklich, und nur dazu schuf uns die Natur. — Du willst die Gesellschaft der Menschen verlassen, komm und überzeuge dich, daß der Mensch da sei um in Gesellschaft glücklich zu leben; warum will der schwache Mensch seine Bestimmung erforschen, warum die Bestimmung der Welten? zwecklos rollen sie nicht um ihre Sonnen, aber warum wollen des Verstandes Maulwurfsaugen den Plan der Natur durchdringen? der Mensch ist da, das zu genießen, was ihm die freigebige Natur darbeut, sein Verstand soll aber nicht über die Gränze hinausschreiten wollen, die ihm gezeichnet ward. Sie gingen hin durch die hundert Bogengänge und Nadir bewunderte die Pracht des Pallastes; seine Augen wurden erhellt, er sahe ein, daß es Frevel sei, sich von den Menschen zurückzuziehn, vor ihm zerrann der dunkle Nebel, er durchdrang den Plan der höchsten Weisheit; er versprach zur Gesellschaft der Menschen zurückzukehren.

Der Tag öffnete die blinzelnden Augen, das Morgenroth flog über die Ebne und schimmerte an den Fenstern; Nadirs Führerin verließ ihn, ein Bogengang verschwand nach dem andern, mit ihm ihre Gemälde und ihre Beschauer, ein Licht erlosch nach dem andern, die Pracht gleitete von den Wänden, die Decke sank, der Saal zog sich zusammen, ward immer kleiner und kleiner, immer düstrer und düstrer, und der helle Sonnenschein glänzte endlich an den Wänden einer niedern Hütte. Nadir öffnete vor Staunen stumm die niedre Thür, er suchte vergebens den langen Gang, die alte Frau öffnete die kleine Hausthür, er ging hinaus, die Thür ward hinter ihm verschlossen; dieselbe kleine Hütte, an deren Thür er gestern klopfte — der Hund bellte ihm wieder nach, der Wetterhahn knarrte in den Wind, das moosbewachsne Dach triefte noch vom gestrigen Regen und das Morgenroth schwamm in den großen Tropfen. „Wacht' ich, oder träumt' ich?" rief Nadir aus; er sah über einen niedern Zaun in den Garten neben der Hütte, ein Knabe mit nackten Füßen pflückte sich Kirschen von einem Baume. Er stand lange stumm da, seine Phantasie malte ihm noch einmal den gestrigen Tag; stumm ging er weiter, blickte noch oft zurück nach der wundervollen Hütte, bis ein Wald den letzten weißen Schimmer von ihr ihm entzog. — —

Der Greis schwieg. Almansur sah starr vor sich hin. Der Mond schien hell, die Sterne bebten im schimmernden See, die Cypressen rauschten. Kehre zurück, Jüngling, begann der Greis, kehre zur Welt zurück, wer weiß, wo dein Glück schlummert, gehe hin und erwecke es, du bist zur Gesellschaft geboren, gehe hin und erfülle deine Bestimmung, genieße ohne zu grübeln und du wirst gewiß glücklich seyn.

Almansur. Verzeihe, edler Greis, daß ich dich täuschte, dir meinen Gram nicht ganz enthüllte. Wenn du die Geschichte meines Unglücks hörst, und du räthst mir dann noch zur menschlichen Gesellschaft zurückzukehren, so will ich dein Verlangen erfüllen.

Ich heiße Almansur, mein Vater war ein Kaufmann in Bagdad; ich hatte einen Freund, einen einzigen, ganz mir gleichgeschaffenen, er starb vor wenig Wochen; ich hatte eine Geliebte, ich liebte sie mehr als meine Seele, sie vermählte sich vor wenig Tagen. — Roxane war schön, wie der werdende Tag, schöner wie eine der Houris, auf ihren Wangen floß Abendroth, ihre Lippen waren wie der Purpur der untergehenden Sonne, die sich im Meere spie-

gelt, ihr Lächeln war der Sonnenschein des Frühlings, in ihren blauen Augen lachte das ganze Paradies Mahomets, ihre blonden Haare flossen um ihre Schultern, wie der Nebel im goldnen Glanze der Morgensonne um Felsen sich kräuselt; — sie kannte meine Liebe. — Ihr Vater lag einst auf dem Sterbebette, nur ein Trank konnte ihn retten, aber er mußte ihn trinken in weniger Zeit als die Biene am Abend braucht nach ihren Zellen zurückzufliegen, es war ein Quell, der in der schwarzen Kluft eines weitentfernten Felsen murmelte. *Roxane* liebte ihren Vater, ich sah die Thränen in ihren Augen glänzen, ich schwang mich auf mein Roß, eilte hin, füllte eine Flasche mit diesem wundervollen Wasser, ich stürzte zurück, die Wälder sausten mir vorüber, eine Eiche raubte mir meinen Turban, mein Roß eilte dem Winde voraus, sein Hufschlag tönte laut, ich kam zurück; *Roxanens* Vater ward gerettet, ihr Lächeln dankte mir, und ich war vergnügt. Ich sank nieder von Schweiß und Staub bedeckt, mein gutes treues Roß starb noch an demselben Abend, *Roxanens* Lächeln dankte mir, und ich war vergnügt. O für sie hätte ich die heißen Ebnen Aethiopiens mit nackten Füßen durchmessen, für sie hätte ich unbedeckt den Schnee des Caucasus erklettert. Ach ich träumte eine so heitre goldne Zukunft in ihren Armen; mein Freund starb, sie trauerte mit mir, aber ach, sie gab ihre Hand einem andern, denn er war reicher als ich; vorgestern ward ihre Vermählung gefeiert, jeder Trompetenstoß, der aus der Ferne mein Ohr erreichte, jeder Klang der Cymbeln, jeder ferne Donner der Pauken, stieß einen glühenden Dolch durch meine Brust; in der Mitternacht verließ ich Bagdad kalt und stumm, verließ den Ort, wo jeder Baum, wo jedes Haus verflossene Scenen in meine Seele zurückriefen, die Sonne war für mich auf ewig untergegangen; ich ging fort, ohne zu wissen wohin, endlich kam ich zu deiner glücklichen Einsamkeit. Edler Greis, o höre meine heiße Bitte, es ist der einzige Wunsch, der mir zurückblieb, laß mich an deiner Seite, im Schooße der Ruhe und der Einsamkeit, meine übrigen Tage verleben; ach, die Einsamkeit hat ja Trost für so manche Leiden, sie trocknet so manche Zähre, wiegt so manchen Kummer ein; hier in diesem glücklichen Thale will ich den Traum meiner Jugend noch einmal träumen, hier will ich weinen, wenn ich erwache. Laß mich bei dir wohnen, jedes Band, das mich an die Menschheit fesselte, ist gerissen, jede Freude hat der Ostwind von dort weggeweht, sie sind alle hier auf diesen Bergen hingestreut, laß sie mich hier wiedersuchen; laß sie mich wiederfinden, Greis, denn beim Barte des Propheten! ich kann nie unter Menschen wieder glücklich seyn. — Aber warum glänzen Thränen in deinen Augen und verlieren sich in die Silberwellen deines Bartes? Woher diese Seufzer, die deine Brust erheben? Woher diese fliegende Röthe auf deinen Wangen?

Greis. Ach, *Almansur*! — deine Worte haben meinen entschlafenen Kummer erweckt, ich hielt ihn für todt, aber er schlief nur. — O Jüngling du hast den Morgentraum meiner Jugend, meine Phantasie wieder vorübergeführt. — Ein ähnlich Schicksal führte mich hierher; ach, *Fatime*! diese Thränen fließen dir! dieser Seufzer fliegt zu dir! Vor meinen Augen webt sich die Vergangenheit noch einmal hin, sie glänzt im Sonnenschein, eine Nebelwolke verfinstert sich auf ewig. — O *Almansur*, bewohne mit mir diese Hütte, trinke mit mir von meiner Milch, laß uns beide in den Schatten eines Baumes ruhn. Ach, ich will denken, du seist mein Sohn, denke du, ich sei dein Vater. Jüngling, du bist mir theuer geworden, theile mit mir, was ich habe, wir wollen wie die Sonne des Tages, wie der Mond der Nacht in schöner Gleichförmigkeit unser Leben verfließen sehn, wollen sehn, wie sich unser Leben in einem Kreise dreht, so leben wie eine Welle beständig um ihr grünes Eiland murmelnd fließt; beide bewundern wir nun den Aufgang der Sonne, wir beide sehn ihrem Scheiden nach, du hilfst mir Blumen in meinem Gärtchen pflanzen, du begießest sie mit mir am Abend, du brichst mit mir das Obst von den Zweigen und freust dich mit mir des Frühlings und Sommers. Jeden Wanderer, der seinen Weg verfehlte, wollen wir mit Speise und Trank erquicken, und ihn dann auf die rechte Straße führen; dem Trauernden wollen wir den Balsam des Trostes reichen, vor dem Fröhlichen unsern Kummer in unsrer Brust verschließen. Wir erzählen uns dann die Geschichte unsrer verflossenen Jahre, wir tauschen unsre Erfahrungen gegen einander ein, ich lerne jeden Baum kennen, der dir einst mächtig war, du beschreibst mir deine vorige Wohnung so genau, als wollte ich sie morgen beziehn, ich sage dir von jedem Bache, bei dem ich mich einst freute oder Thränen vergoß, ich zeichne dir jeden Gang in meines Vaters Garten, jede Rosenhecke, jeden Apfelbaum; so lebe ich in deiner vorigen Welt, du in der meinigen, oder wir sitzen am Abend unter dieser Cypresse und sehen wie sich der Mond auf jeder Welle wiegt, wie sich jene Ulme im Wasser spiegelt, wie ihre Zweige zittern, und durch ihr finstres Laub die Sterne gebrochen flimmern; wir erzählen uns wunderbare Mährchen so vertraut, als wären es die alltäglichsten Dinge; wir träumen uns unser Leben nach dem Tode, bauen luftige Schlösser und reißen sie wieder ein; so leben wir, bis der Tod mir immer näher und näher schleicht und mich unvermerkt aus deinen Armen führt, dann häufest du mir einen Grabhügel unter jener Cypresse, die ich selber pflanzte, dann bewohnest du meine Hütte allein, dann sitzest du ohne mich vor dem Eingange, dann denkst du beim Schimmer des Mondes an den gestorbenen *Abdallah*, dann brichst du das Obst allein, und pflanzest Blumen ohne meine Hülfe, dem verirrten Pilger zeigst du das Gras auf meinem Grabe und sagst zu ihm: hier ruht ein biedrer Greis! dann sitzest du einsam in der kleinen Hütte und hörst den Regen gegen die Fenster schlagen, bis ich deinem Geiste mit einem Lichtkranze entgegenfliege.

Denkwürdige Geschichtschronik

der

Schildbürger,

in zwanzig lesenswürdigen Kapiteln.

1796.

CAPUT I.

Einleitung des Verfassers. — Geographische Nachrichten. — Beschreibung der Einwohner.

—

Es ist sonder Zweifel für den Menschen ein sehr interessantes Studium, zu sehn und zu erfahren, was sich vor seiner Zeit in der Welt zugetragen hat, um nach den verschiedenen Vorfällen in der alten Welt die Begebenheiten seines Zeitalters beurtheilen zu lernen. Die Wissenschaft der Geschichte ist eben darum von je sehr hochgeachtet worden, so daß man von ihr sogar behauptet hat, sie könne den Staatsmann, so wie den Kriegshelden erziehn; aber auch für den, der in keiner von diesen Laufbahnen groß zu werden denkt, sondern nur zum Nutzen seines Geistes die Begebenheiten aus einer ruhigen und sichern Ferne beschauen will, ist es angenehm, in denen Sachen, die in der Welt vorgefallen sind, nicht unwissend zu bleiben.

Darum sind von je an billig die Männer geachtet worden, die ihre Zeit und Arbeit darauf verwandten, Begebenheiten zu sammeln, um sie dem Verstande des Lesers in einer zierlichen und klugen Ordnung vorzuführen. Auch können wir in unserm Zeitalter nicht klagen, daß es uns ganz und gar an Geschichtsbüchern mangle, wenn der Mensch deren gleich nie genug erhalten kann, und noch manche Lücken auszufüllen wären. Dem Leser ist es vergönnt, alle Nationen genau kennen zu lernen, und von allen Ländern und Städten die Beschreibungen in den Händen zu haben; daneben gebricht es ihm auch nicht an dem nöthigen Räsonnement, sondern wir haben unzählige weitläufige Werke, in denen fast nur geurtheilt wird, und wo die Geschichte selbst nur dem Scharfsinne des Scribenten dient. Es darf sich überdies der Leser nicht über Einseitigkeit der Anschauungen beklagen, denn er kann es häufig inne werden, wie man ohne sonderliche Verdrehung die größten Menschen zu kleinen, so wie die kleinsten zu den größten macht; ein Handgriff, der jetzt in der Geschichte fast nothwendig geworden ist, um den alten, längst bekannten Thaten und Männern wieder den Reiz der Neuheit zu geben, damit wir uns zugleich ergötzen können, indem wir uns um dergleichen alte Historien bekümmern.

Die Vergangenheit ist mit Recht ein Spiegel der Zukunft zu nennen, und deswegen ist schon zum bessern Verständniß der Zeitgeschichte die Kenntniß der alten Welt nützlich. Ich darf mir daher vielleicht einigen Dank von einem großgünstigen Leser versprechen, wenn ich ihm nachfolgende alte, längstvergangene Vorfälle erzähle, indem er dadurch vor der Einseitigkeit bewahrt wird, mit der er sonst gar zu leicht die moderne Weltgeschichte lesen könnte, die in Hamburg, Berlin, Leipzig, Erlangen, Baireuth u. s. w. wöchentlich in zweien oder dreien kleinen Heften erscheint; ich habe darum auch keine Mühe beim Sammeln dieser Nachrichten gescheut.

Ich darf überhaupt in dieser Chronikgeschichte wohl am meisten auf den Beifall des Lesers rechnen, weil es doch viel ehrwürdiger ist, ein Historiograph, als ein Mährchenerzähler zu seyn; ich hoffe daher hier auch diejenigen mit mir zu versöhnen, die wegen der andern Erfindungen vielleicht übel mit mir zufrieden sind. Der Leser hat es auch nur dem Zufall zu danken, daß diese Geschichtsdarstellung in diese Mährchen geräth, für die ich sie anfänglich gar nicht bestimmt hatte, und man erlaube mir, hierüber nur noch ein paar Worte zu sagen.

Wenn man sich einem Beschützer und Gönner empfehlen will, indem man wünscht, bürgerliche Pflichten zu erfüllen, oder ein gutes Auskommen zu erhalten, und man bei einer solchen feierlichen Gelegenheit seinen Verstand zu zeigen wünscht, so wäre es höchst lächerlich, irgend etwas Poetisches hervorzu-

Die Brüder.

Eine Erzählung.

1795.

In der Nähe von Bagdad lebten Omar und Machmud, die Söhne einer armen Familie. Als der Vater starb, erbten sie nur ein kleines Vermögen, und jeder von ihnen beschloß zu versuchen, wie hoch er damit sein Glück bringen könne. Omar zog fort, um eine kleine Reise zu machen, und den Ort zu finden, wo er sich niederlassen wolle. Machmud begab sich nach Bagdad, wo er einen kleinen Handel anfing, der in kurzer Zeit sein Vermögen um ein Ansehnliches vermehrte. Er lebte sehr sparsam und eingezogen, und sammelte sorgfältig jede Zechine zu seinem Kapitale, um mit diesem wieder etwas Neues zu unternehmen. Auf diese Art bekam er bei mehreren reicheren Kaufleuten Kredit, die ihm zuweilen einen Theil der Schifffracht abtraten und gemeinschaftliche Spekulationen mit ihm versuchten. Durch wiederholtes Glück ward Machmud dreister, er wagte größere Summen, und sie trugen ihm jedesmal reichliche Zinsen. Nach und nach ward er bekannter, seine Geschäfte wurden größer, er hatte bei vielen Leuten Summen ausstehen, so wie er von vielen andern Gelder in den Händen hatte, und das Glück schien ihm beständig zu lächeln. Omar war im Gegentheil unglücklich gewesen, keiner von seinen vielen Versuchen war ihm gelungen; er kam jetzt ganz arm, fast ohne Kleider, nach Bagdad, hörte von seinem Bruder und ging zu ihm, um bei ihm Hülfe zu suchen. Machmud freute sich, seinen Bruder wieder zu sehn, beklagte aber seine Armuth. Da er sehr gutmüthig und weich war, gab er ihm sogleich eine Summe aus seiner Handlung, und richtete ihm davon ebenfalls einen Laden ein. Omar fing an mit Seidenwaaren und Kleidern für Frauen zu handeln, und das Schicksal schien ihm in Bagdad günstiger, sein Bruder hatte ihm die Summe Geldes geschenkt, und er hatte es daher nicht nöthig, sich wegen der Wiederbezahlung zu ängstigen. Er war in allen Unternehmungen unbesonnener als sein Bruder, und eben deswegen glücklicher; er war bald mit einigen Kaufleuten bekannt, die bis dahin mit Machmud ihre Geschäfte gemacht hatten, und es gelang ihm, sie zu seinen Freunden zu machen: dadurch verlor sein Bruder manchen Vortheil, der jetzt auf seine Seite fiel. Machmud hatte sich jetzt eine Gattin gewählt, die ihn zu manchem Aufwande nöthigte, den er bis dahin nicht gemacht hatte; er mußte von seinen Bekannten Summen aufnehmen, um Schulden zu bezahlen. Andre Gelder, die er erwartet hatte, blieben aus, sein Kredit sank, und er war der Verzweifelung nahe, als er die Nachricht erhielt, daß eins von seinen Schiffen untergegangen sei, ohne daß man das mindeste habe retten können: jetzt meldete sich ein Gläubiger, der dringend die Bezahlung seiner Schuld verlangte. Machmud sah ein, daß an dieser Zahlung sein ganzes noch übriges Glück hänge, er beschloß also in dieser äußersten Noth seine Zuflucht zu seinem Bruder zu nehmen. Er eilte zu ihm, und fand ihn sehr verdrüßlich, weil er gerade einen kleinen Verlust erlitten hatte. — Bruder, begann Machmud, ich komme in der äußersten Verlegenheit mit einer Bitte zu dir.

Omar. Sie betrifft?

Machmud. Mein Schiff ist gescheitert, alle Gläubiger drängen mich und wollen von keinem Aufschube wissen, mein ganzes Glück hängt von diesem Tage ab, leihe mir nur auf kurze Zeit zehntausend Zechinen.

Omar. Zehntausend Zechinen? — Du versprichst dich doch nicht, Bruder?

Machmund. Nein, Omar, ich kenne die Summe recht gut, die ich fordre, und nur gerade so viel, nicht eine Zechine weniger, kann mich von der schimpflichsten Armuth retten.

Omar. Zehntausend Zechinen?

Machmud. Gieb sie mir, Bruder, ich will alles anwenden, sie dir in kurzem wieder zu erstatten.

Omar. Wer sie hätte! — mir sind Schulden ausgeblieben, — ich weiß selbst nicht, was ich anfangen soll, — man hat mich noch heut' erst um hundert Zechinen betrogen.

Machmud. Dein Kredit wird mir diese Summe leicht verschaffen können.

Omar. Aber niemand will jetzt Geld ausleihen, Mißtraun von allen Seiten: nicht ich bin miß-

trauisch, das weiß der Himmel! — aber es würde jedermann vermuthen, daß ich das Geld für dich verlange, und du weißt am besten, an wie schwachen Fäden oft das Zutrauen hängt, was man zu einem Kaufmanne hat.

Machmud. Lieber Omar, ich muß dir gestehen, ich hatte diese Bedenklichkeiten nicht von dir vermuthet. Ich würde mich in umgekehrtem Falle nicht so argwöhnisch und saumselig finden lassen.

Omar. Das sagst du jetzt. Auch bin ich gar nicht argwöhnisch — ich wollte, ich könnte dir helfen: Gott ist mein Zeuge, daß es mich freuen würde.

Machmud. Du kannst es, wenn du nur willst.

Omar. Alles, was ich besitze, würde die verlangte Summe noch nicht vollmachen.

Machmud. O Himmel! ich hatte mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß mein Bruder nicht der erste war, bei dem ich Hülfe suchte, — und wahrlich es schmerzt mich, daß ich ihm auch nur mit Einem Worte zur Last gefallen bin.

Omar. Du wirst böse; das solltest du nicht, denn du hast Unrecht.

Machmud. Unrecht? — Wer von uns beiden thut nicht seine Pflicht? — Ach, Bruder, ich kenne dich nicht wieder.

Omar. Ich habe erst heute hundert Zechinen eingebüßt, dreihundert andere stehn mir auch gar nicht sicher, und ich muß mich auf ihren Verlust gefaßt machen. — Wärst du in der vorigen Woche zu mir gekommen, o — ja, da herzlich gern —

Machmud. Soll ich dich denn an unsre ehemalige Freundschaft erinnern? — Ach, wie tief kann uns das Unglück erniedrigen!

Omar. Du sprichst da auf eine Art, Bruder, die mich fast beleidigen sollte.

Machmud. Dich beleidigen?

Omar. Wenn man alles mögliche thut, — wenn man selbst Noth leidet und fürchten muß, noch mehr zu verlieren; — soll man da nicht gekränkt werden, wenn man für seinen guten Willen nichts als bittern Spott, tiefe Verachtung zurück empfängt?

Machmud. Zeige mir deinen guten Willen, und du sollst meinen wärmsten Dank empfangen.

Omar. Zweifle nicht länger daran, oder du bringst mich auf; ich bleibe lange kalt, ich kann viel ertragen, aber wenn man mich auf solche ausgesuchte Art kränkt. —

Machmud. Ich merke es recht gut, Omar, daß du den Beleidigten spielst, um einen bessern Vorwand zu haben, völlig mit mir zu brechen.

Omar. Du würdest nicht auf diesen Gedanken kommen, wenn du dich nicht auf solchen Kleinigkeiten ertappt hättest. Die Laster argwöhnt man von andern am leichtesten, mit denen man selber am meisten vertraut ist.

Machmud. Nein, Omar, weil du mich doch durch diese Sprache zum Prahlen auffoderst, ich handelte nicht so gegen dich, als du, ein unbekannter Fremdling, nach Bagdad kamst.

Omar. Also für die fünfhundert Zechinen, die du mir damals gabst, verlangst du jetzt von mir zehntausend?

Machmud. Hätte ich's vermocht, ich hätte dir damals mehr gegeben.

Omar. Freilich, wenn du es verlangst, muß ich dir die fünfhundert Zechinen zurück geben, ob du es gleich nicht gerichtlich erweisen kannst.

Machmud. Ach, mein Bruder! —

Omar. Ich will sie dir schicken. — Erwartest du keine Briefe aus Persien?

Machmud. Ich erwarte nichts mehr.

Omar. Aufrichtig, Bruder, du hättest dich etwas mehr einschränken sollen, auch nicht heirathen, wie ich es bis jetzt noch immer unterlassen habe; aber du warst von Kindheit an ein wenig unbesonnen. Laß dir das zur Warnung dienen.

Machmud. Du hattest ein Recht, mir die verlangte Gefälligkeit zu verweigern, aber nicht dazu, mir so bittere Vorwürfe zu machen.

Machmud verließ mit tiefgerührtem Herzen seinen undankbaren Bruder. — So ist es denn wahr, rief er aus, daß nur Gewinnsucht die Seele des Menschen ist! — Nur sie selber sind ihr erster und letzter Gedanke! für Geld verkaufen sie Treue und Liebe, stoßen die schönsten Gefühle von sich weg, um das nichtswürdige Metall zu besitzen, das uns mit schändlichen Fesseln an diese schmuzige Erde kettet! — Eigennutz ist die Klippe, an der jede Freundschaft zerschellt, — die Menschen sind ein verworfenes Geschlecht! — Ich habe keine Freunde und keinen Bruder gekannt, nur mit Kaufleuten bin ich umgegangen. Ich Thor, daß ich von Liebe und Menschenfreundlichkeit zu ihnen sprach! nur Geldstücke muß man ihnen wechseln!

Er machte einen Umweg, ehe er nach Hause ging, um seinen Schmerz etwas erkalten zu lassen. Er weinte, als er das tobende Marktgewühl sah, wie jedermann gleich den Ameisen beschäftigt war, in seine dumpfe Wohnung einzutragen, wie keiner sich um den Andern kümmerte, als nur wenn es mit seinem Gewinn zusammenhing, alle durch einander laufend, so empfindungslos, wie Zahlen. — Er ging trostlos nach Hause.

Sein Schmerz vermehrte sich hier; er fand die fünfhundert Zechinen, die er seinem Bruder einst mit dem besten Wohlwollen gegeben hatte; sie waren bald eine Beute der stürmenden Gläubiger. Alles, was er besaß, ward öffentlich verkauft; eines seiner Schiffe lief in den Hafen, aber die Ladung diente nur, um alle seine Schulden zu bezahlen. Arm, wie der Bettler, verließ er die Stadt, ohne vor dem Hause seines hartherzigen Bruders vorüberzugehen.

Seine Gattin, die ihn in sein Elend begleitete, tröstete ihn und suchte seinen Kummer zu zerstreuen; aber es gelang ihr nur wenig, das Andenken seines Unglücks war noch zu frisch in Machmuds Gedächtniß, er sah noch immer die Thürme der Stadt vor sich, in der sein Bruder wohnte, der kalt und ungerührt bei seinem Unglücke geblieben war.

Omar fragte niemand nach seinem Bruder, um ihn nicht bemitleiden zu dürfen, er bildete sich ein, es könne vielleicht noch alles gut gegangen seyn. Indessen hatte sein Kredit doch auch durch seinen Bruder gelitten, man ward mißtrauischer gegen ihn, und

mehrere Kaufleute vertrauten ihm nicht mit der Leichtigkeit ihre Gelder wie ehemals. Dazu kam noch, daß Omar jetzt sehr geizig, und auf sein erworbenes Vermögen stolz ward, so daß er sich viele Feinde machte, die sich freueten, wenn er irgend einen Schaden erlitt.

Es schien, als wenn das Verhängniß seine Undankbarkeit gegen seinen Bruder bestrafen wolle, denn Ein Verlust folgte in kurzer Zeit auf den andern. Omar, der gern das Verlorne schnell wieder erlangen wollte, wagte größere Summen, und auch diese gingen verloren. Er hörte auf, Gelder, die er schuldig war, zu bezahlen, das Mißtrauen gegen ihn ward allgemein, alle Gläubiger meldeten sich zu gleicher Zeit, Omar kannte niemand, der ihm aus dieser Verlegenheit würde helfen wollen; er sah keinen andern Ausweg vor sich, als in der Nacht heimlich die Stadt zu verlassen, und zu versuchen, ob ihm das Glück in einer andern Gegend günstiger seyn würde. —

Das kleine Vermögen, das er noch mit sich hatte nehmen können, war bald verzehrt. Seine Unruhe wuchs in eben dem Grade, als sein Geld abnahm; er sah der drückendsten Armuth entgegen, — und doch keinen Ausweg, ihr zu entfliehen.

Unter Klagen und schwermüthigen Gedanken war er so bis an die persische Gränze gewandert. Er hatte jetzt alles Geld, bis auf drei kleine Münzen, ausgegeben, die grade nur noch hinreichten, um ein Abendessen in einer Carawanserei zu bezahlen; er fühlte Hunger, und da sich die Sonne schon zu neigen anfing, eilte er, um einen Zufluchtsort zu erreichen, in welchem er noch in dieser Nacht, vielleicht in der letzten, herbergen könne.

Wie unglücklich bin ich! sprach er zu sich selbst. Wie verfolgt mich das Schicksal und fordert mein Elend, welche schreckliche Aussicht eröffnet sich mir! — Ich werde von den Almosen mitleidiger Seelen leben müssen, es ertragen müssen, wenn man mich verhöhnend abweist, nicht murren dürfen, wenn der Verschwender frech vorübergeht, mich keines Anblicks würdigt, und hundert Goldstücke für eine elende Spielerei verschleudert. — O Armuth, wie kannst du den Menschen erniedrigen! — wie ungleich und ungerecht theilt das Glück seine Schätze aus. Es schüttet seinen ganzen Reichthum über den Lasterhaften, und läßt den Tugendhaften Hungers sterben.

Die Felsen, die Omar überstieg, machten ihn müde, er setzte sich auf eine Rasenerhöhung am Wege nieder und ruhte aus. Da schleppte sich an Krücken ein Bettler vor ihm vorüber und murmelte eine unverständliche Bitte; er war zerlumpt und abgezehrt, sein brennendes Auge stand tief im Kopfe, und seine bleiche Gestalt zerschnitt das Herz und zwang es zum Mitleiden. Die Aufmerksamkeit Omars ward wider seinen Willen auf diesen Gegenstand des Abscheus gelenkt, der murmelnd seine dürre Hand nach ihm ausstreckte. Er fragte nach dem Namen des Bettlers, und merkte jetzt, daß dieser Unglückliche auch taub und stumm sei.

O wie unaussprechlich glücklich bin ich! rief er aus, — und ich klage noch? Warum kann ich nicht arbeiten; — warum nicht durch das Werk meiner Hände meine Bedürfnisse erwerben? Wie gern würde dieser Elende mit mir tauschen und sich glücklich preisen! Ich bin undankbar gegen den Himmel.

Von einem plötzlichen Mitleiden ergriffen, zog er die letzten Silbermünzen aus seiner Tasche und gab sie dem Bettler, der nach einem stummen Danke seinen Weg fortsetzte.

Omar fühlte sich jetzt außerordentlich leicht und froh, die Gottheit hatte ihm gleichsam ein Bild vorgehalten, wie elend der Mensch seyn könne, um ihn zu belehren. Er fühlte jetzt Kraft in sich, die Armuth zu erdulden und durch seine Thätigkeit wieder abzuwerfen. Er machte Plane, wie er sich ernähren wolle, und wünschte nur gleich eine Gelegenheit herbei, um zu zeigen, wie fleißig er seyn könne. Er hatte nach seinem edlen Mitleiden gegen den Bettler, nach der Freigebigkeit, mit der er ihm sein ganzes übriges Vermögen hingegeben hatte, eine Empfindung, wie er sie bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Ein steiler Fels stand an der Seite, und Omar bestieg ihn mit leichtem Herzen, um die Gegend zu überschauen, die der Untergang der Sonne verschönerte. Er sah hier zu seinen Füßen gelagert die schöne Welt mit ihren frischen Ebenen und majestätischen Bergen, mit den dunklen Wäldern und rothglänzenden Strömen, über alles das goldene Netz des Abendroths ausgespannt; und er fühlte sich wie ein Fürst, der alles dies beherrsche, und den Bergen, Wäldern und Strömen gebiete.

Er saß oben auf der Felsenspitze in dem Anschaun der Gegend versunken. Er beschloß, hier den Aufgang des Mondes abzuwarten und dann seine Reise fortzusetzen.

Das Abendroth versank und Dämmerung fiel aus den Wolken nieder, ihr folgte bald die finstere Nacht. — Die Sterne flimmerten am dunkelblauen Gewölbe, und die Erde ruhte und schwieg in einer feierlichen Stille. Omar sah mit starren Augen in die Nacht hinein, und sein Auge verlor sich schwindelnd in die unendliche Zahl der Sterne, er betete an die Majestät Gottes und fühlte heilige Schauer durch seine Seele ziehn.

Da war's als wenn sich ein Lichtstrahl am fernen Horizont erhöbe, blauleuchtend zog er empor und näherte sich wie ein glänzendes Feuer dem Mittelpunkte des Himmels. Die Sterne traten bleicher zurück, und wie ein Wiederschein des Morgens flimmerte es durch den ganzen Himmel und regnete in zarten, rothdämmernden Strahlen herab. — Omar erstaunte über die wunderbare Erscheinung und ergötzte sich an dem schönen und seltsamen Lichte: die Wälder und Berge umher funkelten, die fernen Wolken schwammen in blassem Purpur, wie ein goldenes Gezelt wölbte sich der Schein über Omar zusammen.

Sei mir gegrüßt, Edler, Mitleidiger, Tugendhafter, rief eine süße Stimme von oben herab, du erbarmest dich des Elends, und der Herr sieht mit Wohlgefallen auf dich herab.

Wie verhallende Flötentöne säuselten die Winde der Nacht um Omar, seine Brust hob sich froh und beklemmt, sein Auge war vom Glanze, sein Ohr von den himmlischen Harmonieen trunken. Und aus dem Glanze schritt eine Lichtgestalt hervor, und stellte sich vor den Entzückten; es war Afrael, der glänzende Engel Gottes. — Steige mit mir auf diesen rothen Strahlen in die Wohnung der Seligen, rief die süße Stimme, denn du hast es durch deinen Edelmuth verdient, das Paradies mit seinen Seligkeiten zu schauen.

Herr, sprach Omar zitternd, wie soll ich dir als

ein Sterblicher folgen können? Mein irdischer Leib ist noch nicht von mir genommen.

Gieb mir deine Hand, sprach die Lichtgestalt. — Omar reichte sie ihm mit bebendem Entzücken, und sie wandelten auf den rothen Strahlen durch die Wolken, zwischen den Sternen hindurch, und die süßen Töne gingen hinter ihnen, und Morgenroth legte sich in ihren Weg, und Blumendüfte würzten die Luft.

Plötzlich ward es Nacht, Omar schrie laut auf, und lag in dicker Finsterniß unten am Fuße des steilen Felsen mit zerschmetterten Armen. Der Mond hob sich eben dunkelroth hinter einem Hügel hervor, und warf die ersten ungewissen Strahlen in das Felsenthal.

O ich dreimal Unglücklicher; rief Omar jammernd aus, als er seine Besinnung wieder gesammelt hatte. — Hatte der Himmel nicht genug an meinem Elende, daß er mich in einem lügnerischen Traume von der Spitze des Felsen schleudert, meine Glieder zerbricht, damit ich dem Hunger zum Raube werden soll? — Belohnt er so das Mitleiden, das ich mit einem Elenden hatte? — Wer war jemals unglücklicher als ich?

Eine Gestalt schleppte sich mühsam vorüber, die Omar für den Bettler erkannte, dem er heute den Rest seines Vermögens gegeben hatte. Omar rief ihn jammernd an, er solle die Wohlthat, die er von ihm empfangen, mit ihm theilen, aber der Krüppel keuchte gleichgültig in seinem Wege weiter, und Omar wußte nicht, ob er ihn nicht gehört habe, oder sich nur verstelle, um ein Recht zu haben, sich nicht um ihn zu kümmern. Bin ich nun nicht elender, als dieser Verworfene? — klagte Omar durch die Nacht. — Wer wird sich mein erbarmen, da mir nun alles genommen ist, was mich noch trösten könnte?

Er seufzte tief und seine Arme schmerzten ihn, wie glühend Feuer brannte es in den Gebeinen, und jeder Athemzug gab ihm Pein. Er überlegte schweigend sein Schicksal, und dachte jetzt zuerst wieder an seinen Bruder. —

O, wo bist du, Edelmüthiger! rief er aus, vielleicht hat dich das Schwert des Todesengels schon getroffen, das Elend hat dich vielleicht in der drückendsten Armuth verzehrt, und du hast in der Todesstunde deinem armen Bruder geflucht. — Ach ich habe es um dich verdient, ich leide jetzt die Strafe für meinen Undank, für meine Hartherzigkeit, der Himmel ist gerecht! — Und ich konnte noch so stolz einhergehen, und Gott zum Zeugen meiner Tugend anrufen? — O Himmel! vergieb dem Sünder, der sich ohne Murren deiner Züchtigung unterwirft.

Omar verlor sich in trüben Gedanken, er erinnerte sich, mit welcher brüderlicher Liebe ihn Machmud damals, als er zum erstenmal verarmet war, aufgenommen hatte, er warf es sich vor, daß er es unterlassen habe ihn zu retten, und auf diese Art seinen Dank gegen seinen Bruder abzubezahlen; er wünschte den Tod als das Ende seiner Strafe und seiner Leiden.

Der Mond erleuchtete die Gegend hell, und eine kleine Carawane von einigen Kameelen zog sich langsam durch das Thal. Die Liebe zum Leben erwachte wieder bei Omar, er rief die Vorüberziehenden mit kläglicher Stimme um Hülfe an. Man legte ihn behutsam auf ein Kameel, um in der nächsten Stadt seine Wunden verbinden zu lassen, die die Carawane mit dem Anbruch des Tages erreichte. Der Kaufmann verpflegte den Unglücklichen selbst, und Omar erkannte in ihm seinen Bruder. Seine Beschämung war ohne Gränzen, so wie das Mitleiden Machmuds. Der eine Bruder bat um Verzeihung, und der andere hatte schon vergeben; Thränen flossen von dem Angesichte beider, und die rührendste Versöhnung ward zwischen ihnen gefeiert.

Machmud hatte sich nach seiner Verarmung nach Ispahan gewandt, und war dort mit einem alten reichen Kaufmann bekannt geworden, der ihn bald lieb gewann und ihn mit seinem Vermögen unterstützte. Das Glück war dem Vertriebenen günstig, und er erlangte sein verlorenes Vermögen in kurzer Zeit wieder; sein alter Wohlthäter starb, und setzte ihn zum Erben ein. —

Als Omar geheilt war, reiste er mit seinem Bruder nach Ispahan, wo ihm dieser eine neue Handlung einrichtete. Omar vermählte sich und vergaß nie, wie viel Dank er seinem Bruder schuldig sei. Beide lebten von dieser Zeit in der größten Eintracht, und waren für die ganze Stadt ein Muster der brüderlichen Liebe.

Almansur.

Ein Idyll.

1790.

Langsam erhob sich Almansur aus dem Schatten der Palme, eine Thräne rollte von seinen Wangen, er blickte ihr wehmuthsvoll nach, wie sie an seinem Stabe hinuntergleitete und sich im Staube verlor, die ganze Vergangenheit stand mit ihren hellen und finstern Farben vor ihm, Abendroth und Regennächte. Noch einmal blickte er rückwärts nach Bagdad und sahe wie sich der letzte goldne Mond hinter einem blauen Berge langsam hinabzog. — Nun so lebe wohl! Auf ewig wohl! rief er, und ging langsam weiter ohne selbst zu wissen wohin. Die Sonne ging unter, die Vögel des Abends sangen im nahen Walde, aber seine Augen sahen weder das goldne Feuermeer um dort sich Trost zu holen, sein Ohr hörte nicht die Melodieen, die von jedem Zweige herab um ihn schwammen, der Wind spielte mit seinem Mantel, aber er ließ ihn nachlässig hängen und eilte weiter vom Wege ab, mit tiefgesenktem Blick.

Endlich blickte er auf, er sah sich in einem schönen Thale, rings um von grünen Bergen umschlossen, im Thale glänzte ein silberner See, auf den das Abendroth auf jeder Welle sich wiegte, die Berge erhoben sich sanft umher und auf ihnen schimmerten Reben, Palmen standen auf Abhängen und wiegten sich rauschend über das Thal hinab, die ganze Gegend spiegelte sich zitternd im See, und das Abendroth und der aufgehende Vollmond gossen ein so süßes Licht um alle Gegenstände, daß Almansur sich in einem Theile des Paradieses glaubte. Er stand und sahe die schönbewachsnen Berge, wie der Abendschein über die grünen Abhänge herüberschwamm und sanftes Roth auf den gegenüberstehenden Berg streute, durch einen Palmenhain schlängelte sich der schimmernde Glanz der Gluth des Himmels, und bebte zurück in jedem Tropfen der am Grase zitterte, von jedem Blatt, an welchem ein Rubin sich wiegte. Der Mond stand über einem finstern Tannenhain, ein kleiner Wasserfall rauschte, die großen Wälder sangen der Natur ihr Abendlied, der Tag eilte in sein Rosenbett hinab, das Heimchen zirpte, der Mond schien aus dem goldnen See zu trinken, und auf jedem leichten Wölkchen des Himmels, das unter dem Monde hinwegschlüpfte und ihm etwas von seinem goldnen Glanze stahl, schien Ruhe, Trost und Freude zu schweben. Lange stand noch Almansur so, doch endlich löste sich sein Gefühl in die Harmonie einer wonnevollen Wehmuth auf, die Erinnerung seines Unglücks war mit dem letzten Streit der untergehenden Sonne hinter den Bergen hinabgeleitet. Er bestieg den Berg, ging bald hinauf, bald hinab, und sein Blick schwebte stets auf den gegenüberstehenden Abhang, oder auf den Spiegel des tief unten glänzenden Sees.

Er ging über einen Quell, der aus den Spalten des Berges sich drängte und sein Silber hinuntergoß; er kam zu einer kleinen Vertiefung, wo unter Weidenzweigen versteckt der Gipfel eines moosbewachsnen Daches hervorragte. Ruhe und Heiterkeit schienen hier ihren Sitz aufgeschlagen zu haben; er ging herum um diesen Kranz von Weiden, und stand vor dem Eingang einer kleinen Hütte. Ein Greis, dessen Silberhaar im Winde hin und her wallte, pflanzte mit ruhigem Lächeln Reben, und band sie an die schwesterliche Ulme, dann sah er zum Monde hinauf, dann in den goldnen See hinab, und setzte wieder freudig seine Arbeit fort. — „Der Himmel schütte seinen Segen auf dich herab!" rief Almansur dem Greise zu; liebevoll dankte der Greis und führte den Jüngling in die dämmernde Hütte.

Freundlich sprangen dem Alten zwei Hunde entgegen, bellten und webelten. Der Greis und der Jüngling setzten sich auf Flechtwerk von Binsen, dann holte der geschäftigte Alte aus seiner Vorrathskammer Milch und Datteln. „Iß!" sprach er. — Almansur aß wenig; bald sah er die niedren Wände der Hütte an, bald blickte er auf den lächelnden Alten. Nach der Mahlzeit setzten sich beide vor den Eingang der Hütte.

Du bist recht glücklich! fing Almansur nach einer langen Stille an, wenn man je glücklich werden kann. — Ja, war die Antwort des Greises; ich stahl mich aus dem Getümmel der Welt hinweg, und niemand vermißte mich; ängstlich, mit Schweißtropfen auf der Stirn jagte ich dem Glücke nach — umsonst! Es floh wie der luftgewebte Morgentraum: ver-

zweiflungsvoll schlich ich mich in diese Hütte, ich sah mich um, und es stand neben mir. — Ja! Dank dir großer Prophet! Ich bin hier recht glücklich! — O, wenn ich am Morgen hier stehe, der frischgebadete Tag, rosenroth an jener neigenden Spitze hängt, dann zollen dir meine Thränen heißen Dank, dann seh' ich auf mein voriges Leben zurück, wie der müde Pilger am Grabe des Propheten auf die zurückgelegten Steppen; — dann schwebt vor mir die ferne Zukunft, dann fliegt mein Geist durch das rosenrothe Gewebe des Morgens, er durchfliegt die Bahn der Sterne, und schwingt sich im Flug um die glühenden Räder des Sonnenwagens. — Jeder meiner Blicke schaut dann voll Dank zum Himmel!

Almansur horchte vorwärts gebeugt mit Ehrfurcht der Rede des Greises, er sah in seinen Augen eine Thräne glänzen, heiß rann eine Zähre über die Wangen Almansurs. — Dann ergriff er voll Zutraun die Hand des Greises; o weiter! sprach er, deine Stimme ist wie das Murmeln der fernen Quelle dem Durstigen. Weiter! Mein Geist fliege dir nach! — Versuch' es in todten Worten mir das Abendroth deines Glücks zu malen. —

O Jüngling, sprach der Greis, Glück läßt sich besser fühlen, als dies Gefühl sich in Worte zwängen läßt. — Leise schleicht sich durch das helle Weinlaub am Morgen die Sonne; sie fliegt zu meinem Bette und flüstert mir: »Erwache!« zu. Ich erhebe mich vom rothen Glanz umflossen, und sehe wie die Sonne majestätisch hinab ins Thal schreitet, die Natur wacht auf und lächelt freundlich der Sonne entgegen, unter mir glüht der See, über mir flammt der Himmel, die Waldung rauscht, die Lerche singt, der See bebt, und ihre Rosenwellen laufen mit dem Westwind um die Wette. Wenn das purpurne Gold des Himmels sich hinter den blauen Mantel stiehlt, dann besuch' ich meine Heerden, die Ziegen blöken mir entgegen, die Lämmer hüpfen um mich her. — O ich lebe hier nicht ganz verlassen! Ich kenne jeden Baum dieser Gegend, jeden Zweig eines jeden Baums; wenn das erste Laub nach dem Winter erscheint, oder mein Blick des Frühlings erstes Veilchen erjagt, o dann freu' ich mich eben so, als wenn ein längst gewünschter Freund unvermuthet dem Schiff entsteigt; das erste Sommerlüftchen, das meiner Wange vorüberbebt, ist mir, was dem Elenden ein blauer Hoffnungsstrahl ist. Als der Sturmwind im vorigen Monden von meinem Berge herab eine junge Pappel ins Thal warf, da weint' ich um den jungen Baum, als habe mir der Tod einen geliebten Jüngling davon geführt. Ach, dies einsame Thal möcht' ich nur gegen Mahomets Paradies vertauschen, es gilt mir mehr als die Erde mit ihren Königreichen, diese Bäume gelten mir mehr als Könige und Fürsten mit ihren Unterthanen. Ich besuche oft drüben die alten Palmen, sehe nach jenen jungen Birken die ich selber pflanzte, und freue mich über ihren Wachsthum wie ein Vater über seine Kinder. Im kleinen Gärtchen hinter meiner Hütte scheint die Gluth der Rose auf die weiße Lilie, das Veilchen kniet zu den Füßen der stolzen Malve, und jede der Blumen kenn' ich, bei jeder erinnre ich mich im Vorbeigehn, wenn und wie ich sie pflanzte, jede habe ich selbst am Morgen und Abend begossen. Diese Blumen, diese Bäume sind meine Freunde, von ihnen brüstet sich keiner vor dem andern, von ihnen lacht mir keiner höhnisch nach. Neid und Verläumdung dürfen nicht über diese Berge fliegen, des Glückes Pfeil zerschnitt ihnen die Sehnen des Fittigs, sie liegen jenseits den Bergen und suchen vergebens mit schwarzen nachschleppenden Schwingen der Felsen Gipfel zu erklimmen; das Glück und die Ruhe fliegen hier verschlungen Arm in Arm durch den Himmel, in jedem Baum, in jeder Quelle flüstert Glück, in jedem Nachhall der Berge tönt ruhige Freude.

Wenn nach und nach das gelbe Laub zur Erde fällt, wenn der Herbst auf selbst gesponnenen Seidenfäden durch die Lüfte schwebt, sie um die Bäume wickelt, und das reife Obst mit den Blättern abschüttelt, dann seh' ich, wie die Natur sich entkleidet, und unter dem glänzenden Schwanenbette schläft, um gestärkt mit neuem Glanze zu erwachen. Wenn dann Regen herabrauscht, wenn der Nordwind durch den Gipfel der Palmen saust, wenn die Fichten knarren, der Wind Schneegestöber vor sich her wirbelt — dann nehm' ich von der Wand die silberbezogne Leier, dann sing' ich dem Frühlinge meines Lebens Lieder, und sehe lächelnd dem Untergang meiner Sonne entgegen. Dann dämmert vor meinen Augen der Nebel der Vergangenheit, dann schwing' ich mich auf dem Adlersfittig meiner Phantasie durch Dämmrung ferner Vorzeit, durch schweigende öde Nacht der Zukunft. — In diesem Kreislauf wallte mir mehr als ein halbes Jahrhundert vorüber, in dieser schönen, ununterbrochenen Einförmigkeit. — —

O Jüngling! Mit warmer Freundschaft drückst du meine Hand, eine Thräne zittert in deinen schwarzen Augenwimpern, — sprich — führte dich Kummer zu meiner Hütte?

Almansur. Ja, Kummer führt mich zu dir, Greis! — Ach, laß mich mit Dir diese Hütte bewohnen, laß mich dein Sohn seyn. Die Freude ist für mich gestorben. — Ich muß die Gesellschaft der Menschen verlassen; hier laß unter dieser Palme den Wind am Abend meine Seufzer davon führen, laß am Morgen mich unter dieser Cypresse weinen. — Warum sollt' ich zu jenen Menschen zurückkehren, wo jeder dem fliehenden Glücke nachläuft, und keiner den Saum seines Kleides berührt, wo einer des andern lacht, und blind für eigne Fehler ist, wo Verläumdung und Neid hinter mir gehn, die sich täuschend in das Gewand der Freundschaft hüllen. — Nein, hier will ich ein neues Leben beginnen, mein voriges Leben mir als einen Traum denken, den der Sonne heller Strahl verscheuchte. O Greis, weise meine Bitte nicht zurück, in keinem Winkel glimmt für mich ein Fünkchen Freude mehr als hier. Schon lange war es mir unerträglich, mich ohne Zweck und Absicht vom Wirbel der menschlichen Gesellschaft mit fortreissen zu lassen, warum sollt' ich noch ferner unter einem Haufen, wo jedes Gesicht mir zuwider ist, essen und trinken, schlafen und aufstehn, den einen Tag so wie den andern; warum leb' ich in der menschlichen Gesellschaft? Ich bin mir selbst und andern verhaßt! zu welchem Endzweck schuf der Schöpfer die Menschheit? Einer den andern zu quälen? Ihm den Genuß des Lebens zu rauben? Warum tanzen die zahllosen Welten den ewigen schwerfälligen Tanz um ihre Sonnen? Warum ließ der Schöpfer aus seiner Hand die Schöpfung hervorgehn? Warum warf er das Sternenheer durch den Himmel? Sollen wir hier leben, ohne glücklich zu

seyn, und dann wie der Baum verwelken; wozu dann dies qualenvolle Leben? — Oder harrt schönerer Sonnenschein unsrer nach dem Todesschlaf? Wozu diese Pilgerschaft durch Dornen, über Felsen? — — O Greis! dies, dies hat mich schon längst unglücklich gemacht! —

Der Greis sah ihn an und schwieg. »Verweile!« sprach er dann. Ein frommer Einsiedler schenkte mir schon vor vielen Jahren ein kleines Buch; es ist nur ein Mährchen, der Mond scheint hell; ich will es dir lesen. — —

Er ging fort. Almansur sah indeß starr vor sich hin ins Thal, sein Blick ruhte auf einem Zweig, den der Wind hin und her warf; sein Kummer war zurückgekehrt, die mancherlei Scenen seines Lebens wachten in seiner Seele auf. Er preßte eine Thräne in sein Auge zurück; der Greis kam, setzte sich nieder und las: — —

Nadir. Ein Mährchen.

Der finstere Menschenhasser Nadir wandelte über eine von Arabiens Steppen. Die Sonne stand in der Mitte des Himmels und warf ihre glühenden Strahlen auf den Wanderer, ringsum kein Baum, kein Gesträuch, welches einen erquickenden Schatten darbot; Nadirs Auge suchte vergebens eine Quelle, seinen brennenden Durst zu löschen, er ging matt und langsam, er sahe schmachtend umher, ob keine mitleidige Wolke herbeischweben wollte, ihm Regen und Kühlung zu schenken; so weit sein Auge reichte, glänzte der Himmel im hellblauen Gewande, der Sonne Strahlen wurden immer heißer und heißer, kein milder Wind wehte ihm Kühlung zu, Stille lag ausgestreckt über der Erde, die Vögel waren im Schatten des fernsten Waldes zurückgeflogen, und kein Dorf, kein Haus winkte dem Wandrer. Vor sich und um sich sah Nadir nur eine unermeßliche Wüste, er beneidete die kleine Fliege, die sich in den Schatten des verdorrten Grases setzen konnte.

Nadir verwünschte tausendmal sein Schicksal, tausendmal das Schicksal der Menschen, denen ewig Qual und Schmerz auf jedem ihrer Schritte folgen. Durch den blauen Himmel goß sich nach und nach ein sanfter Purpur, die Sonne sank, der Schatten flog über die Ebene.

Dank sei dir großer Prophet! rief der schmachtende Nadir, indem er über sich den Mond und die Sterne hervorkeimen sah. Er schleppte sich langsam fort, seine Zunge lechzte nach einem einzigen Wassertropfen. O ging' ich im tiefsten Schnee des klippigen Caucasus, könnt' ich jetzt durch einen Strom des Nordpols schwimmen! Er ging weiter. Es wehte ein kühlender Wind über die Haide, Nadir kam in einen Wald. Der Wind ward stärker, Wolken flohen durch den Himmel, und löschten mit ihren schwarzen Fingern den Mond und die Sterne aus, der Sturm schüttelte den Wald, die Fichten seufzten, die Cypressen rauschten, Regen stürzte herab. Endlich sah Nadir durch den verschränkten Wald ein fernes, flimmerndes Licht, das durch das nasse Laub und durch den Regen ihm entgegenblickte: er drängte sich durch den Wald, durch Gebüsche, die ihn oft mit ihren nassen Armen umfaßten: er kam durch die Waldung, und sah über eine Ebne das Licht vor sich glänzen.

Es war eine niedre Hütte, deren moosiges Dach vom Regen triefte, er schlug an die kleine Thür, ein Hund bellte ihm aus dem Hofe entgegen, der Wetterhahn des Daches knarrte im Winde; leise öffnete sich die Thür des Hauses, eine alte Frau trat heraus. — Wollt ihr einem armen Wandrer erlauben, diese Nacht hier zu schlafen? flehte Nadir. Sehr gern, war die Antwort. Sie führte ihn in das Haus durch einen Gang. Dort, wo du das Licht durch die Thüre flimmern siehst, dort geh hinein; — sie verließ ihn. Nadir bewunderte den großen Gang in der kleinen Hütte, seine Schritte hallten von der Mauer zurück, als er durch die Stille ging. Er stand vor der Thür, aus der das Licht ihm entgegenglänzte, — er öffnete sie — und das Erstaunen schlug seine geblendeten Augen zu. Er trat in einen großen unermeßlichen Saal, den tausend Lichter erleuchteten; die Wände glänzten von Marmor mit Gold umgossen, eine himmlische Musik schwamm auf den Wellen der Harmonie durch den Saal. — Wo bin ich? rief Nadir. Ein prächtiggekleidetes Frauenbild kam ihm entgegen, sie führte ihn zu einem Tische und lud ihn zum Essen ein; Nadir aß und wagte kaum die Augen empor zu heben. Als er gegessen und getrunken hatte, fühlte er sich durch neuen Muth, durch neue Kraft beseelt, er sah um sich. Tausend Lichter glänzten auf Kronenleuchtern von Diamant. Saphir, Rubinen und Gold waren über die schönpolirten Wände hingestreut, unsichtbare Musik goß sich umher und gaukelte um Nadirs Ohr, sein Auge verlor sich ermüdet in die entferntesten Bogengänge, ohne ihr Ende erreicht zu haben; Nadirs Staunen ward immer größer.

»Komm!« rief ihm die Besitzerin dieses Pallastes zu und führte ihn durch die blendenden Säle. Er sahe sie mit allen Arten von Menschen angefüllt und weidete sich an den verschiedenen Gruppen. Hier tranken und aßen einige, dort weinten andre, andre tanzten in fröhlichen Reihen. Dieser Pallast, begann Nadirs Führerin, ist ein Werk meines gestorbenen Gatten, er suchte das Glück lange vergebens und fand es endlich mit mir in der Einsamkeit; zu seiner Erinnerung hat er mir dies Spielwerk hinterlassen, das ich erneuern kann, so oft ich will. — Er war ein mächtiger Zauberer, gewandt in allen geheimen Künsten; auf sein Gebot entstand dieser Pallast, er brachte in ihm die Welt im Kleinen zusammen. Sieh, jede Art von Menschen befindet sich hier; dort auf dem Thron sitzt ein König, seine Stirn schmückt das Diadem, seine Schultern umfließt der Purpur, er wird von jedermann beneidet, aber ach! er beneidet heimlich den Sklaven, der jetzt vor ihm kniet und zittert; er ist ein gütiger Regent, er macht andre glücklich, ist aber selbst unglücklich. Jener Volkslehrer lehrt Demuth und haßt den der neben ihm steht, weil er ihn mehr als sich geehrt glaubt. Dort an jene Säulen gelehnt steht ein Haufe unglücklicher Menschen, in der Welt nennt man sie Kluge, sie sehn die Eitelkeit der Welt ein, sie lassen sich durch keinen Glanz von Ehre noch von Reichthümern blenden, ihre Wünsche scheinen so mäßig und sind doch so vielumfassend, werden fast nie erfüllt. — Dort stehen andre, für welche die Welt mit allen ihren Schönheiten gestorben ist, sie können keine Blume sehen, ohne ihr einen Namen zu geben und ihre Blätter zu zählen, keinen schönen Baum, ohne sein Laub und seine Rinde zu betrachten und zu bemerken, zu welchem Geschlecht er gehöre; sie kennen jeden Stern der am Himmel

flammt, und wissen die Stunde, wenn der Mond auf- und untergeht, sie haschen jede Abendfliege, und stellen sie in ihren Rang in der Schöpfung, sie sagen uns, daß jeder Sonnenstaub bewohnt sei. — Dieser Pallast ist zugleich auf eine wunderbare Art mit Gemälden ausgeziert, sie sind doppelt; auf der einen Seite stellen sie alles ernsthaft, auf der andern dasselbe lächerlich dar. Sieh, hier trauert eine Mutter um ihren einzigen Sohn, dieser Zuschauer weint gerührt, jener auf der andern Seite lacht. — Siehst du jene dort, die so bleich sind und starr auf die Erde blicken? bei ihrer Geburt vergoß das Elend Thränen über sie und weihte sie sich dadurch zu seinen Kindern; sie können über ein gelbes Blatt weinen, das vom Baume auf die Erde fällt, sie hassen die Welt und sich am meisten; sie machen oft andre glücklich, aber kein Anblick von Glück, kein Anblick der aufgehenden Sonne kann sie vergnügt machen; sie lächeln, aber ihr Lächeln ist, als wenn die Abendsonne durch einen verdorrten Baum scheint, ihnen folgt das Unglück wie ihr Schatten, ihre Augen sind matt von Thränen, ihre Wangen bleich, sie sind die ärmsten Geschöpfe. — Jener jauchzende Haufe verspottet sie, ihr Mund lacht stets, ihre Augen blinzeln jedem freudig entgegen, die Welt nennt sie Thoren, sie sind glücklich, denn sie halten sich für weise, sie fragen nicht nach ihrer Bestimmung, sie durchlachen ihr Leben, lachen im Winter eben so wie im Sommer, bei dem Aufgang der Sonne wie beim Untergang, die Natur nahm ihnen jede sanftere Empfindung und gab ihnen das Vermögen alles lächerlich zu finden. — Jene spielten mit ihrer Phantasie, der Verstand löste die Fesseln der gebundenen Einbildung, sie schoß wie ein Blitzstrahl dahin und nun hinkt der Verstand an seinen Krücken hinter ihnen her und kann sie nicht einholen, jede Saite ihrer Laute ist verstimmt und giebt angeschlagen einen falschen Ton, man nennt sie Wahnsinnige, Unglückliche; aber sie sind wirklich glücklich. Jener hält die Kette, die ihn an die Mauer festhält, für ein goldnes Halsgeschmeide, seine Lumpen für den Purpurmantel des Königs. Jener glaubt in seinem Strohlager alle Schätze Indiens zu besitzen und fühlt sich beseligt. — Jener ist taub für jeden Harfenton, blind für jede Schönheit, die der Maler der Natur abstahl, seine Seele sitzt auf seiner Zunge, er freut sich nur wenn er sich an den Tisch setzt, er hört nicht die himmlische Musik, die ihn umfließt, aber er lächelt beim Becherklang, der Duft von Speisen bringt Freude in seine Seele. — Wer von allen diesen scheint dir in dem Zustande zu seyn, in den die Natur den Menschen aus ihrer Hand hervorgehen ließ? — O jener, rief Nadir, der sich an dem Dampf der Speisen weidet, denn er ist der glücklichste, an sein Herz reicht nicht die Stimme des Elends, ihn durchbohrt nicht des Mitleids scharfer Pfeil, er ist der glücklichste, er kann viermal täglich glücklich seyn; wozu sind jene feinern Empfindungen, sie bringen weit mehr Schmerz als Vergnügen hervor! — Sieh, jener Mann, fing die Führerin Nadirs an, der dort unbekannt herumgeht, ist ein verehrungswürdiger Mann; keiner kennt ihn, keiner achtet auf ihn, aber er findet sein Glück im Glücke anderer; manche heiße Thräne fleht im Dunkeln Segen für ihn vom Himmel, manche Brust athmet durch ihn freier, manche Klage verstummte durch ihn, er erfüllt den Beruf des Menschen, er macht andre glücklich, und nur dazu schuf uns die Natur. — Du willst die Gesellschaft der Menschen verlassen, komm und überzeuge dich, daß der Mensch da sei um in Gesellschaft glücklich zu leben; warum will der schwache Mensch seine Bestimmung erforschen, warum die Bestimmung der Welten? zwecklos rollen sie nicht um ihre Sonnen, aber warum wollen des Verstandes Maulwurfsaugen den Plan der Natur durchdringen? der Mensch ist da, das zu genießen, was ihm die freigebige Natur darbeut, sein Verstand soll aber nicht über die Gränze hinausschreiten wollen, die ihm gezeichnet ward. Sie gingen hin durch die hundert Bogengänge und Nadir bewunderte die Pracht des Pallastes; seine Augen wurden erhellt, er sahe ein, daß es Frevel sei, sich von den Menschen zurückzuziehn, vor ihm zerrann der dunkle Nebel, er durchdrang den Plan der höchsten Weisheit; er versprach zur Gesellschaft der Menschen zurückzukehren.

Der Tag öffnete die blinzelnden Augen, das Morgenroth flog über die Ebne und schimmerte an den Fenstern; Nadirs Führerin verließ ihn, ein Bogengang verschwand nach dem andern, mit ihm ihre Gemälde und ihre Beschauer, ein Licht erlosch nach dem andern, die Pracht gleitete von den Wänden, die Decke sank, der Saal zog sich zusammen, ward immer kleiner und kleiner, immer düstrer und düstrer, und der helle Sonnenschein glänzte endlich an den Wänden einer niedern Hütte. Nadir öffnete vor Staunen stumm die niedre Thür, er suchte vergebens den langen Gang, die alte Frau öffnete die kleine Hausthür, er ging hinaus, die Thür ward hinter ihm verschlossen; dieselbe kleine Hütte, an deren Thür er gestern klopfte — der Hund bellte ihm wieder nach, der Wetterhahn knarrte in den Wind, das moosbewachsne Dach triefte noch vom gestrigen Regen und das Morgenroth schwamm in den großen Tropfen. „Wacht' ich, oder träumt' ich?" rief Nadir aus; er sah über einen niedern Zaun in den Garten neben der Hütte, ein Knabe mit nackten Füßen pflückte sich Kirschen von einem Baume. Er stand lange stumm da, seine Phantasie malte ihm noch einmal den gestrigen Tag; stumm ging er weiter, blickte noch oft zurück nach der wundervollen Hütte, bis ein Wald den letzten weißen Schimmer von ihr ihm entzog. — —

Der Greis schwieg. Almansur sah starr vor sich hin. Der Mond schien hell, die Sterne bebten im schimmernden See, die Cypressen rauschten. Kehre zurück, Jüngling, begann der Greis, kehre zur Welt zurück, wer weiß, wo dein Glück schlummert, gehe hin und erwecke es, du bist zur Gesellschaft geboren, gehe hin und erfülle deine Bestimmung, genieße ohne zu grübeln und du wirst gewiß glücklich seyn.

Almansur. Verzeihe, edler Greis, daß ich dich täuschte, dir meinen Gram nicht ganz enthüllte. Wenn du die Geschichte meines Unglücks hörst, und du räthst mir dann noch zur menschlichen Gesellschaft zurückzukehren, so will ich dein Verlangen erfüllen.

Ich heiße Almansur, mein Vater war ein Kaufmann in Bagdad; ich hatte einen Freund, einen einzigen, ganz mir gleichgeschaffenen, er starb vor wenig Wochen; ich hatte eine Geliebte, ich liebte sie mehr als meine Seele, sie vermählte sich vor wenig Tagen. — Roxane war schön, wie der werdende Tag, schöner wie eine der Houris, auf ihren Wangen floß Abendroth, ihre Lippen waren wie der Purpur der untergehenden Sonne, die sich im Meere spie-

gelt, ihr Lächeln war der Sonnenschein des Frühlings, in ihren blauen Augen lachte das ganze Paradies Mahomets, ihre blonden Haare flossen um ihre Schultern, wie der Nebel im goldnen Glanze der Morgensonne um Felsen sich kräuselt; — sie kannte meine Liebe. — Ihr Vater lag einst auf dem Sterbebette, nur ein Trank konnte ihn retten, aber er mußte ihn trinken in weniger Zeit als die Biene am Abend braucht nach ihren Zellen zurückzufliegen, es war ein Quell, der in der schwarzen Kluft eines weitentfernten Felsen murmelte. Roxane liebte ihren Vater, ich sah die Thränen in ihren Augen glänzen, ich schwang mich auf mein Roß, eilte hin, füllte eine Flasche mit diesem wundervollen Wasser, ich stürzte zurück, die Wälder sausten mir vorüber, eine Eiche raubte mir meinen Turban, mein Roß eilte dem Winde voraus, sein Hufschlag tönte laut, ich kam zurück; Roxanens Vater ward gerettet, ihr Lächeln dankte mir, und ich war vergnügt. Ich sank nieder von Schweiß und Staub bedeckt, mein gutes treues Roß starb noch an demselben Abend, Roxanens Lächeln dankte mir, und ich war vergnügt. O für sie hätte ich die heißen Ebnen Aethiopiens mit nackten Füßen durchmessen, für sie hätte ich unbedeckt den Schnee des Caucasus erklettert. Ach ich träumte eine so heitre goldne Zukunft in ihren Armen; mein Freund starb, sie trauerte mit mir, aber ach, sie gab ihre Hand einem andern, denn er war reicher als ich; vorgestern ward ihre Vermählung gefeiert, jeder Trompetenstoß, der aus der Ferne mein Ohr erreichte, jeder Klang der Cymbeln, jeder ferne Donner der Pauken, stieß einen glühenden Dolch durch meine Brust; in der Mitternacht verließ ich Bagdad kalt und stumm, verließ den Ort, wo jeder Baum, wo jedes Haus verflossene Scenen in meine Seele zurückriefen, die Sonne war für mich auf ewig untergegangen; ich ging fort, ohne zu wissen wohin, endlich kam ich zu deiner glücklichen Einsamkeit. Edler Greis, o höre meine heiße Bitte, es ist der einzige Wunsch, der mir zurückblieb, laß mich an deiner Seite, im Schooße der Ruhe und der Einsamkeit, meine übrigen Tage verleben; ach, die Einsamkeit hat ja Trost für so manche Leiden, sie trocknet so manche Zähre, wiegt so manchen Kummer ein; hier in diesem glücklichen Thale will ich den Traum meiner Jugend noch einmal träumen, hier will ich weinen, wenn ich erwache. Laß mich bei dir wohnen, jedes Band, das mich an die Menschheit fesselte, ist gerissen, jede Freude hat der Ostwind von dort weggeweht, sie sind alle hier auf diesen Bergen hingestreut, laß sie mich hier wiedersuchen; laß sie mich wiederfinden, Greis, denn beim Barte des Propheten! ich kann nie unter Menschen wieder glücklich seyn. — Aber warum glänzen Thränen in deinen Augen und verlieren sich in die Silberwellen deines Bartes? Woher diese Seufzer, die deine Brust erheben? Woher diese fliegende Röthe auf deinen Wangen?

Greis. Ach, Almansur! — deine Worte haben meinen entschlafenen Kummer erweckt, ich hielt ihn für todt, aber er schlief nur. — O Jüngling du hast den Morgentraum meiner Jugend, meine Phantasie wieder vorübergeführt. — Ein ähnlich Schicksal führte mich hierher; ach, Fatime! diese Thränen fließen dir! dieser Seufzer fliegt zu dir! Vor meinen Augen webt sich die Vergangenheit noch einmal hin, sie glänzt im Sonnenschein, eine Nebelwolke verfinstert sich auf ewig. — O Almansur, bewohne mit mir diese Hütte, trinke mit mir von meiner Milch, laß uns beide in den Schatten eines Baumes ruhn. Ach, ich will denken, du seist mein Sohn, denke du, ich sei dein Vater. Jüngling, du bist mir theuer geworden, theile mit mir, was ich habe, wir wollen wie die Sonne des Tages, wie der Mond der Nacht in schöner Gleichförmigkeit unser Leben verfließen sehn, wollen sehn, wie sich unser Leben in einem Kreise dreht, so leben wie eine Welle beständig um ihr grünes Eiland murmelnd fließt; beide bewundern wir nun den Aufgang der Sonne, wir beide sehn ihrem Scheiden nach, du hilfst mir Blumen in meinem Gärtchen pflanzen, du begießest sie mit mir am Abend, du brichst mit mir das Obst von den Zweigen und freust dich mit mir des Frühlings und Sommers. Jeden Wanderer, der seinen Weg verfehlte, wollen wir mit Speise und Trank erquicken, und ihn dann auf die rechte Straße führen; dem Trauernden wollen wir den Balsam des Trostes reichen, vor dem Fröhlichen unsern Kummer in unsrer Brust verschließen. Wir erzählen uns dann die Geschichte unsrer verflossenen Jahre, wir tauschen unsre Erfahrungen gegen einander ein, ich lerne jeden Baum kennen, der dir einst mächtig war, du beschreibst mir deine vorige Wohnung so genau, als wollte ich sie morgen beziehn, ich sage dir von jedem Bache, bei dem ich mich einst freute oder Thränen vergoß, ich zeichne dir jeden Gang in meines Vaters Garten, jede Rosenhecke, jeden Apfelbaum; so lebe ich in deiner vorigen Welt, du in der meinigen, oder wir sitzen am Abend unter dieser Cypresse und sehen wie sich der Mond auf jeder Welle wiegt, wie sich jene Ulme im Wasser spiegelt, wie ihre Zweige zittern, und durch ihr finstres Laub die Sterne gebrochen flimmern; wir erzählen uns wunderbare Mährchen so vertraut, als wären es die alltäglichsten Dinge; wir träumen uns unser Leben nach dem Tode, bauen luftige Schlösser und reißen sie wieder ein; so leben wir, bis der Tod mir immer näher und näher schleicht und mich unvermerkt aus deinen Armen führt, dann häufest du mir einen Grabhügel unter jener Cypresse, die ich selber pflanzte, dann bewohnest du meine Hütte allein, dann sitzest du ohne mich vor dem Eingange, dann denkst du beim Schimmer des Mondes an den gestorbenen Abballah, dann brichst du das Obst allein, und pflanzest Blumen ohne meine Hülfe, dem verirrten Pilger zeigst du das Gras auf meinem Grabe und sagst zu ihm: hier ruht ein biedrer Greis! dann sitzest du einsam in der kleinen Hütte und hörst den Regen gegen die Fenster schlagen, bis ich deinem Geiste mit einem Lichtkranze entgegenfliege.

Denkwürdige Geschichtschronik

der

Schildbürger,

in zwanzig lesenswürdigen Kapiteln.

1796.

CAPUT I.

Einleitung des Verfassers. — Geographische Nachrichten. — Beschreibung der Einwohner.

—

Es ist sonder Zweifel für den Menschen ein sehr interessantes Studium, zu sehn und zu erfahren, was sich vor seiner Zeit in der Welt zugetragen hat, um nach den verschiedenen Vorfällen in der alten Welt die Begebenheiten seines Zeitalters beurtheilen zu lernen. Die Wissenschaft der Geschichte ist eben darum von je sehr hochgeachtet worden, so daß man von ihr sogar behauptet hat, sie könne den Staatsmann, so wie den Kriegshelden erziehn; aber auch für den, der in keiner von diesen Laufbahnen groß zu werden denkt, sondern nur zum Nutzen seines Geistes die Begebenheiten aus einer ruhigen und sichern Ferne beschauen will, ist es angenehm, in denen Sachen, die in der Welt vorgefallen sind, nicht unwissend zu bleiben.

Darum sind von je an billig die Männer geachtet worden, die ihre Zeit und Arbeit darauf verwandten, Begebenheiten zu sammeln, um sie dem Verstande des Lesers in einer zierlichen und klugen Ordnung vorzuführen. Auch können wir in unserm Zeitalter nicht klagen, daß es uns ganz und gar an Geschichtsbüchern mangle, wenn der Mensch deren gleich nie genug erhalten kann, und noch manche Lücken auszufüllen wären. Dem Leser ist es vergönnt, alle Nationen genau kennen zu lernen, und von allen Ländern und Städten die Beschreibungen in den Händen zu haben; daneben gebricht es ihm auch nicht an dem nöthigen Räsonnement, sondern wir haben unzählige weitläufige Werke, in denen fast nur geurtheilt wird, und wo die Geschichte selbst nur dem Scharfsinne des Scribenten dient. Es darf sich überdies der Leser nicht über Einseitigkeit der Anschauungen beklagen, denn er kann es häufig inne werden, wie man ohne sonderliche Verdrehung die größten Menschen zu kleinen, so wie die kleinsten zu den größten macht; ein Handgriff, der jetzt in der Geschichte fast nothwendig geworden ist, um den alten, längst bekannten Thaten und Männern wieder den Reiz der Neuheit zu geben, damit wir uns zugleich ergötzen können, indem wir uns um dergleichen alte Historien bekümmern.

Die Vergangenheit ist mit Recht ein Spiegel der Zukunft zu nennen, und deswegen ist schon zum bessern Verständniß der Zeitgeschichte die Kenntniß der alten Welt nützlich. Ich darf mir daher vielleicht einigen Dank von einem großgünstigen Leser versprechen, wenn ich ihm nachfolgende alte, längstvergangene Vorfälle erzähle, indem er dadurch vor der Einseitigkeit bewahrt wird, mit der er sonst gar zu leicht die moderne Weltgeschichte lesen könnte, die in Hamburg, Berlin, Leipzig, Erlangen, Baireuth u. s. w. wöchentlich in zweien oder dreien kleinen Heften erscheint; ich habe darum auch keine Mühe beim Sammeln dieser Nachrichten gescheut.

Ich darf überhaupt in dieser Chronikgeschichte wohl am meisten auf den Beifall des Lesers rechnen, weil es doch viel ehrwürdiger ist, ein Historiograph, als ein Mährchenerzähler zu seyn; ich hoffe daher hier auch diejenigen mit mir zu versöhnen, die wegen der andern Erfindungen vielleicht übel mit mir zufrieden sind. Der Leser hat es auch nur dem Zufall zu danken, daß diese Geschichtsdarstellung in diese Mährchen geräth, für die ich sie anfänglich gar nicht bestimmt hatte, und man erlaube mir, hierüber nur noch ein paar Worte zu sagen.

Wenn man sich einem Beschützer und Gönner empfehlen will, indem man wünscht, bürgerliche Pflichten zu erfüllen, oder ein gutes Auskommen zu erhalten, und man bei einer solchen feierlichen Gelegenheit seinen Verstand zu zeigen wünscht, so wäre es höchst lächerlich, irgend etwas Poetisches hervorzu-

bringen und es als ein Beglaubigungsschreiben einzureichen. Darum wird auch kein vernünftiger, im kultivirten Staate erzogener Mensch darauf verfallen, den Aufschneider umzuarbeiten, oder den Finkenritter zu elaboriren, wenn er sich zu einer geistlichen oder Civilstelle melden will, denn es sind Mährchen und Possen, und kein Gönner glaubt an den Eulenspiegel und Aufschneider, selbst dann nicht, wenn er sogar einer von beiden in eigener Person seyn sollte. Die Dankbarkeit des Staats, die Liebe unsrer Mitbürger, das Eingreifen und Mitwirken, das Helfen beim Fortschieben des Jahrhunderts, die zunehmende Aufklärung und Humanität, alle diese Sachen, die doch gewiß keine Mährchen sind (weil sonst ja der dankbare Staat keine Gehalte dafür bezahlen würde), wird man nie durch Mährchen erlangen; sondern eben deswegen hat es ja Griechen und Römer gegeben, und deswegen haben so manche Männer unter ihnen etwas gethan und gelitten, daß man in unsern Zeiten Programme und Disputationen darüber schreiben kann, um Ruhm und Aemter zu erlangen. So wenig es sagen will, ein Gedicht hervorzubringen, so viel hat es zu bedeuten, wenn man eine Abhandlung über ein Gedicht zu verfertigen im Stande ist, und dazu haben wir auch die alten Classiker.

So war ich neulich des unthätigen Lebens überdrüssig geworden, und beschloß also, am Baue des Staates mit Hand anzulegen. Ich hatte einen alten Verwandten von Einfluß, der mich aber schon längst vergessen hatte; darum wollte ich ihm das Gedächtniß auffrischen und ein kleines Buch schreiben, das den Beweis enthalten sollte, wie Nero nichts weniger als ein grausamer Kaiser gewesen sei, sondern im Gegentheil ein sehr gütiger Mann, ein Charakter, der in der Ausbildung zu groß und daher für diese kleine Welt unpassend geworden; unser Zeitalter liebt solche Bücher, und ich hätte mich dadurch vielleicht sehr empfohlen. Nachher wollt' ich von des Caligula Pferde schreiben und davon Gelegenheit nehmen, unser Zeitalter und unsre Bürgermeister zu loben; aber ein guter Freund warnte mich noch zur rechten Zeit und versicherte mich, daß man keinen Spaß verstehe. Ich schwur ihm, es sei mein bittrer Ernst, aber da er am Ende Recht behielt und ich nicht gern für boshaft ausgegeben seyn wollte, so ließ ich auch diese interessante Abhandlung liegen. Doch da ich wußte, daß mein Oheim, als ein rechtschaffener Geschäftsmann, alles Unernsthafte und Poetische verachtete, so mußte ich doch an irgend etwas Gründliches die Hand legen; und so verfiel ich denn auf die Geschichte der Schildbürger, die ich nach allen meinen Kräften auszuarbeiten versucht habe. — Aber kaum war ich mit dem Werke fertig, als mein Oheim starb und ich auch nach bürgerlichen Geschäften zu streben aufhörte; damit aber meine Untersuchungen nicht ganz unnütz seyn sollten, habe ich, um der Welt zu nutzen, einen kleinen Verstoß gegen die Schicklichkeit begangen und diese wahre Geschichte in diese Erfindungen hineingetrieben.

So viel zur Einleitung.

Es fällt mir ganz unmöglich, dem wißbegierigen Leser nur einigermaßen befriedigende Nachrichten über die Geographie dieses Landes, Volksmenge, Anzahl der Feuerstellen u. s. w. zu geben, ob es gleich meine erste Pflicht wäre, denn ich habe davon gar keine Notizen, trotz aller wiederholten Nachforschungen, angetroffen. Der Leser kann sich überhaupt schwerlich vorstellen, welche Schwierigkeiten ich habe überwinden müssen, um ihm gegenwärtige Geschichterzählung zu liefern, denn die Quellen dazu sind fast alle versiegt und vertrocknet. Ich ließ in den angesehensten Bibliotheken nachsuchen, ich gab vielen Buchhändlern Aufträge, um mir von der Messe dahin einschlagende Bücher mitzubringen, aber Alles vergebens; in den Buchläden selbst war keine Spur eines zu meinem Endzwecke brauchbaren Werkes anzutreffen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, sondern besuchte aus reinem Enthusiasmus die Leipziger Messe in eigner Person. Einige unverständige Buchführer wollten mir Schmids Geschichte der Deutschen oder dergleichen aufheften, aber ich merkte bald, daß das nicht einmal Hülfsmittel, viel weniger gute Quellen zu nennen wären. Als ich schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, fand ich auf der Straße endlich noch einen kleinen, unansehnlichen Buchhändler sitzen, der aber bei aller seiner wenigen Figur die seltensten Werke feil hatte, die man vergebens in den größern Handlungen suchen wird. Das Exemplar, das ich hier von der Geschichte der Schildbürger antraf, ist daher billig für ein Manuscript zu achten, und aus diesem habe ich auch in der That das Meiste geschöpft. Der kleine Kaufmann erzählte mir unter Thränen, wie sehr er sich wundere, daß ich dergleichen Bücher kaufte, da ich doch wahrscheinlich zu den aufgeklärten Männern gehörte, die jetzt dergleichen Bücher so sehr verachteten und ihnen einen so schlimmen Einfluß auf die Sitten des gemeinen Mannes zuschrieben, daß er bisweilen wohl gar auf den Gedanken gekommen sei, sich für ein verderbliches Mitglied des Staats zu halten. Man suche ja zum Besten der Aufklärung und der Menschheit den Till Eulenspiegel, die Heymonskinder, den gehörnten Siegfried und dergleichen Bücher durch andere neuere, ungemein abgeschmackte, zu verdrängen; es stehe, fuhr er fort, zu befürchten, daß man ihn nächstens als einen Sittenverderber über die Grenze bringen würde, so wie er prophezeihte, daß man diese Volksgeschichten mit der Zeit den Bauern so gut mit Gewalt wegnehmen würde, wie das Schießgewehr.

Ich wußte auch um diese Projekte, und hatte schon oft gelesen, wie jeder unbeholfene Schriftsteller in neugedruckten Büchern jene altgedruckten verachtet hatte, ich suchte daher den Mann, mit dem ich ein inniges Mitleiden hatte, einigermaßen zu trösten. Ich sagte ihm, nach meiner Ueberzeugung, daß er doch nur glauben solle, es sei der pure Neid, der die neuen Schriftsteller dahin bringe, daß sie diese guten alten Deutschen zu verdrängen trachteten, denn sie fühlten, daß jene besser geschrieben hätten, als sie im Stande wären; daß überhaupt diese Vorschläge, dem Volke bessere Lesebücher unterzuschieben, eben ein Projekt seien, recht im Sinne der Schildbürger gedacht; daß die Menschen das Volk am liebsten erziehn möchten, die das Volk nicht kennen und selbst der Erziehung bedürfen, so wie diejenigen gern Lesebücher für alle Stände anfertigen, die für keinen Stand lesbar schreiben. Er sollte, fuhr ich immer fort, der Noth- und Hülfsbücher, der Boten aus Thüringen und dergleichen Bücher wegen nur unbesorgt seyn, eben so wegen der neuen moralischen Volkserzählungen, die so unbeschreiblich albern sind, weil sich die Verfasser das Volk so gar dumm vorstellen und daher

nicht wissen, wie sie sich genug herablassen wollen; denn in jenen alten sogenannten Scharteken stecke eine Kraft der Poesie, eine Darstellung, die im Ganzen so wahr sei, daß sie beim Volk, so wie bei jedem poetischen Menschen noch lange in Ansehn bleiben würden. Seid nur zufrieden, sagte ich weiter, denn, mein lieber Mann, wenn jene Herren aufrichtig seyn wollen, so denken sie vom Homer nicht besser, wie von den schlichten Heymonskindern; ein Curius incomptis capillis kommt ihnen mit seiner natürlichen Natur, mit seiner Wahrheit der Gefühle viel zu unhöflich vor, sie möchten sich Alles auf Popische Weise in langweilige Stanzen auflösen und übersetzen lassen, damit sie aus diesen Büchern heraus nicht mit einer zu harten altfränkischen Stimme angeredet würden, damit man ihnen den Honig noch verzuckerte, und statt der rohen Lächerlichkeiten lieber nichtswürdige, charakterlose Albernheiten zu genießen vorsetzte. Sie möchten gar zu gern, daß der simple, treuherzige Bauersmann eben so bei langweiligen, kraftlosen Büchern gähnte, wie sie, damit sie sich an seiner Bildung erfreuen könnten. Ich weiß es auch, daß die alten guten Jägerlieder, so wie die naiven verliebten Arien und Gesänge, die oft so kindlich reden und es so ehrlich meinen, abgedankt werden sollen, und daß der Märkische Herr Schmidt und noch ein anderer großer Dichter Lieder beim Melken und Waschen will singen lassen, um die Kühe und das Gesinde poetischer Weise zu ermuntern; indessen, wie gesagt, seid unbesorgt, ich hoffe, das Bessere wird oben bleiben. — Ich ging endlich so weit, daß ich dem Manne entdeckte, wie ich die Absicht hätte, diese alten Volksbücher zum Theil umzuschreiben und sie spitzbübischer Weise sogar in die öffentlichen Lesebibliotheken zu bringen, damit selbst aufgeklärte und wahrlich nicht schlecht fühlende Demoiselles sie mit lesen und sie eine der andern empfehlen möchte, ohne zu merken, daß es so alte verlegene Waare sei. Der Mann war sehr erfreut darüber und wir schieden als gute Freunde.

Der Leser verzeihe mir diese Abschweifung; sie kann dazu dienen, ihm zum Theil deutlich zu machen, was ich von jenen Volksbüchern denke, und warum ich sie von Neuem abschreibe.

Von der Geographie des Landes also weiß ich nichts beizubringen. Einige haben die Scene nach Utopien legen wollen; indessen halte ich dies nur für einen gelehrten Kunstgriff, um sich aus der Verlegenheit zu ziehn, weil Utopien eine Gegend ist, die es verträgt, daß man ihr Alles aufbürde.

Aus dem Mangel der geographischen Nachrichten so wie der historischen Quellen, so wie aus der Geschichte der Schildbürger selbst, die fast etwas Possierliches an sich hat, haben Einige schließen wollen, daß diese Schildbürger niemalen existirt hätten, sondern nur eine Erfindung der Imagination seien. Ich will nicht weitläuftig untersuchen, welche gefährliche Folgen dergleichen Hypothesen für die ganze Geschichte haben können und daß diese Sucht, Alles allegorisch zu erklären, am Ende nothwendig Geschichte und Poesie zerstören müsse. Ein guter Freund von mir ist dieser Erklärungsmethode gänzlich ergeben, und liest deswegen Banier's Mythologie, so wie die neueren noch tiefern Abhandlungen und etymologisch-, mystisch-allegorischen Werke fleißig; dieser läugnet mir gradezu, daß die Schildbürger jemals existirt hätten. Er hat sich die Mühe gegeben, die Odyssee und Ilias prosaisch aufzulösen, um zu beweisen, daß diese beiden Gedichte nichts sind, als eine wunderliche Einkleidung von allerhand Sittensprüchen und Gemeinplätzen. Er hält daher die Mühe der Botaniker für etwas sehr überflüssiges, wenn sie sich quälen, den Homerischen L o t o s ausfindig zu machen, denn er findet in der Geschichte der Lotophagen und der Gefährten des Odysseus, die sich in der Lotosspeise überessen, wieder nur eine scharfsinnige Allegorie. Ulysses war nämlich mit seinen Kameraden lange nach Art der Vagabunden umhergeirrt, die keine Gelegenheit fanden sich zu fixiren, bis sie endlich in ein Land geriethen, das ordentlich mit Collegien, Accise, Lotterie und dergleichen eingerichtet war; sie erhielten Alle Bedienungen, und schmeckten nun die Süßigkeit eines bestimmten bürgerlichen Einkommens; sie waren in die politischen verschiedenen Fächer versetzt, übten Pflichten aus und hatten überdies noch die Hoffnung, zu avanciren. Als Ulysses sie nun wieder abrufen wollte, um das unstäte Leben von vorn anzufangen, hatte, wie begreiflich, Keiner Lust, ihm zu folgen; und diese schöne Wahrheit hüllte nun Homer in das Gewand der Fabel, und erfand so seine Lotophagen, die also nichts Anderes significiren, als einen gut eingerichteten Staat. Ich will dem Leser in der Beurtheilung dieser Erklärung nicht vorgreifen; nur werfe ich die Frage auf: Wohin führt das endlich? Wenn Jemand nach mehreren hundert Jahren unsere ordentliche deutsche Geschichte läse und ihm die religiöse und statistische Einrichtung bekannt würde, wenn er die verschiedenen Collegia und ihre Gewalt kennen lernte, unsere Methode zu arbeiten, die mannigfaltigen Spaltungen, das verschiedene wechselnde Interesse, die Wirkungen des Aberglaubens und der Aufklärung, die Akten, die Registraturen, die Controllen, die tausend und aber tausend Bogen, die Keiner liest, die Tabellen, die Steuern, die Finanzprojekte, würde er, sag' ich, nicht vielleicht in die Versuchung kommen, unser ganzes Zeitalter, und Alles in ihm, nur für eine witzige, scharfsinnige Allegorie zu erklären? So absonderlich dürfte ihm Alles dünken; so daß ich und alle meine wirkenden und gewiß nicht zu verachtenden Mitbürger nur a l l e g o r i s c h e Personen wären, das heißt, abstrakte Verstandesbegriffe. Und doch versichern wir gegenwärtig (und ich thue es hier um so lieber, damit auf keinen Fall in der Zukunft ein Irrthum entstehe), und unser ganzes Zeitalter stimmt mir darin bei, daß wir Alle wirklich existiren und also an Scharfsinn und Witz bei uns gar nicht gedacht werden darf, daß wir uns auch daran begnügen wollen, lebende Personen zu seyn und uns das gute Zutrauen verbitten, für Verstandesbegriffe zu gelten.

Ich habe dies Exempel nur darum anführen wollen, um dem geneigten Leser recht klar zu machen, wohin die verderbliche Allegorieensucht führen könne.

Es scheint mir daher auch außer allem Zweifel zu seyn, daß die Schildbürger wirklich existirt haben, und in dieser Ueberzeugung will ich nun endlich zu ihrer eigentlichen Geschichte übergehn.

Höchst wahrscheinlich war es eine Colonie vertriebener griechischer Staatsmänner und Philosophen, die sich zuerst im Lande S c h i l d a niederließen. Es entstand in diesem Lande wenigstens nach und nach eine Generation von Menschen, die einen ganz ver-

wunderns würdigen Verstand in sich hatten. Sie unterschieden sich durch ihre Weisheit von allen übrigen Menschen, und wußten beständig, was recht und gut sei, und was man schlimm und unrecht zu nennen habe; sie waren nicht nur im theoretischen Theile der Klugheit wohl erfahren, sondern auch im praktischen, so daß Alles, was sie thaten und riethen, einen glücklichen Ausgang gewann.

Dergleichen Vortrefflichkeit konnte nicht lange verborgen bleiben, und die ganze Welt sprach bald von der großen Weisheit und dem fast übermenschlichen Verstande der Schildbürger. Einige der benachbarten Könige und Fürsten zogen die berühmtesten an ihren Hof und machten sie zu Ministern, ja, was noch mehr war, sie folgten ihrem Rathe und befanden sich wohl dabei; andere ahmten diesem Beispiele nach, und so war bald ganz Schilda von Einwohnern entblößt, die ihr eignes Land unregiert lassen mußten, um dafür alle übrigen vortrefflich zu regieren.

Es war also nun dahin gekommen, daß ein jeder Fürst einen Schildbürger als einen weisen Mann an seinem Hofe hielt, und daß der Verstand aller übrigen Länder in Mißkredit kam. Es schien, als hätte die Natur alle ihre Kräfte aufgewandt, um in dem kleinen Lande Schilda die allervortrefflichsten Rathschläger aufsprossen zu lassen, und daß es deshalb bald Mode und haut goût werden mußte, einen rathschlagenden Mann nirgends anders her zu verschreiben, so daß auch einige Fürsten, die keinen mehr überkommen konnten, sich innerlich schämten und wenigstens ein Paar Schildknaben an ihrem Hofe erziehen ließen, um mit ehestem Verstand und guten Rath als eine sichere Erndte davon zu bringen. Auch gab es hier und da Surrogate und nachgemachte Schildbürger, und der Rath war dann freilich so, daß er einer feinen verwöhnten Zunge nicht schmecken wollte.

Man darf sich übrigens über dieses anscheinende Wunderwerk nicht verwundern, denn die Natur scheint überall ihre Oekonomie so eingerichtet zu haben. An irgend einem bestimmten Orte ist jeglichesmal jede Sorte von Früchten die beste, so daß alle übrigen nur Abarten von dieser Art zu seyn scheinen. Die Krebse sind in manchen Gegenden weit vorzüglicher, als in andern. Die Römer konnten es zu des Horatii Zeiten den Fischen anschmecken, wo sie waren gefangen worden. In den neueren Zeiten hat man beobachten können, wie die Treue so in dem engen Bezirke der Schweiz zusammengedrängt gewachsen war, daß kein anderes Volk ein Talent dazu hatte, eine Leibwache der Fürsten zu formiren, bis sich in den neuesten Zeiten diese Fähigkeit der Schweizer wieder verloren zu haben scheint, so wie auch die Früchte manchmal plötzlich wieder aus der Art schlagen. So haben die Pariser Pasteten, so wie die englischen Guineen, immer alles gute Vorurtheil für sich; so wie ich auch nicht begreifen kann, warum ein Fürst seine Unterthanen nicht als Soldaten solle vermiethen oder verkaufen können, wenn er einmal eine ganz besondere Anlage in ihnen dazu verspürt. Sollen denn Talente vergehen und verwesen? Ja, so wie ich es eben nicht unbillig finde, daß der berühmte Redner Demosthenes zweien gegeneinander streitenden Partheien die Reden machte, mit denen sie sich vortrefflich bekriegten, so halte ich es für bloße Einseitigkeit, daß man nicht öfter beiden Partheien zu dem doch nothwendigen Kriege die Soldaten aus einem Lande übermacht hatte. Der Tadel dürfte auch übel angebracht seyn, da in frühern Jahrhunderten schon die edle Unpartheilichkeit der Schweizer auch hierin mit schönem Beispiele vorangegangen ist.

Auf diese Art waren also die Schildbürger im Rathschlagen unvergleichlich; denn da sie vielen Fürsten dienten, geschah es eben so, daß einer oft Rath gegen den Rath seines Mitbürgers geben mußte, und sie sich also mannichfaltig mit dem einen Verstand bekriegten, der auf demselben Boden gewachsen war.

CAPUT II.

Weiberversammlung zu Schilda. — Ihr Brief.

Es war jetzt geschehen, daß alle Männer aus Schilda mehrere Jahre hintereinander waren entfernt gewesen, und ihre Frauen indessen das Regiment zu Hause hatten führen müssen. Sei es nun, daß sie dieser Einsamkeit überdrüssig geworden sind, oder daß vielleicht ein durchreisender Fremder sie auf andere Gedanken gebracht hat, oder daß es gar der Wille des Schicksals war, welches beschlossen hatte, daß die Geschichte der Schildbürger von diesem Zeitpunkte die denkwürdigsten Vorfälle enthalten sollte; genug, die Weiber kamen an einem Morgen zusammen und beschlossen nach einer langen Berathschlagung, daß ihre Männer nothwendig zurückkehren müßten, und in dieser Absicht verfaßten sie folgendes Sendschreiben.

Vielgeliebten Männer!

Es ist uns lieb gewesen, zu vernehmen, daß Ihr Euch noch wohl befindet, und wir haben lange vergebens auf Eure Zurückkunft gehofft. Ihr dürft es uns nicht übeldeuten, wenn wir auf Eure übergroße Weisheit gar nicht gut zu sprechen sind, da diese eben Schuld daran ist, daß wir Euren erwünschten Umgang entbehren müssen. Ihr habt, mit Erlaubniß zu sagen, Verstand für fremde Leute, aber keinen fürs Haus, Ihr versteht nur zu säen, aber nicht zu erndten, und eben deswegen wird Euer Winter sehr karg ausfallen. Da Ihr die ganze weite Welt mit gutem Rath ausfüllt, so möchten wir armen bedrängten Weiber uns auch wohl ein Stückchen ausbitten, was wir denn anfangen sollen, wenn, wie es zu vermuthen steht, Eure Abwesenheit noch länger währen sollte. Es ist sehr schmeichelhaft für uns, daß Ihr in uns're Treue ein so festes Vertrauen setzt, und doch sind wir nicht ganz außer Zweifel, ob wir Euch so unbedingt trauen dürfen, wenigstens hat es einen sehr zweideutigen Anschein, daß Ihr ganz keine Sehnsucht nach uns und nach Euren väterlichen Herden empfindet. Wollt Ihr denn bloß vielleicht dem Sprichwort zu gefallen: „Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande," niemals wieder zurückkehren? Denkt nur daran, daß es auch heißt: der Pfennig ist da am meisten werth, wo er geschlagen ist; und daß Ihr

ser in Schilda geschlagen seid, darüber werdet Ihr doch hoffentlich keinen Zweifel haben.

Ihr seid durch Eure verdammte Weisheit über alle Eifersucht erhaben, sonst wollten wir Euch bald durch einige guterfundene Lügen hieherbannen können; wenn Ihr aber nicht aus Mißtrauen zurückkehren wollt, so kommt wenigstens zurück, um Euch unsrer musterhaften Treue zu erfreuen; laßt die Welt einmal ohne sonderliche Weisheit ihren Gang gehn und nehmet Euch des Hauswesens wiederum an. Schlagt Ihr aber unsern guten Rath in den Wind, so haben wir auch auf diesen Fall einen Entschluß gefaßt. Wir haben uns dann nämlich nach Männern umgesehn, die uns mehr lieben, wenn sie auch größere Dummköpfe sind; wir leben dann um so glücklicher mit ihnen, und haben des Bischen Verstandes wegen nicht so viel Sorge und Kummer. Wir wünschen insgesammt, daß diese verzweifelte Gegenwehr nicht nöthig sei und daß wir uns Alle unterschreiben dürfen

Eure Weiber.
N. N. n. n. etc.

Dieses Sendschreiben ward ohne Verzug durch einen Expressen an die Männer abgeschickt.

CAPUT III.

Berathschlagungen. — Philemon trägt seine Gedanken vor, die Beifall finden.

—

Die Männer, als sie diesen Brief empfingen, wunderten sich anfangs, dann aber gingen sie in sich und sahen ein, daß ihre Frauen das größte Recht von der Welt hätten. Sie beschlossen also, nach ihrer Heimath zurückzukehren, und nahmen deshalb von den Fürsten und Königen Urlaub, die sie ungern entließen und nur auf das Versprechen, daß sie zurückkehren wollten, sobald man ihres Raths bedürfe.

Ein jeder fürchtete sich vor seiner Hausfrauen, besonders vor dem ersten Empfange; aber als sie angekommen waren, vergaßen Alle über die Freude des Grolls, und man sah allenthalben Trinkgelage, man hörte Gesang und freundschaftliche Gespräche und Jedermann war zufrieden.

Als sich aber die Männer nach dem Zustande ihres Landes umsahen, fanden sie Alles in der größten Verwirrung. Das Gesinde war ungehorsam, die Aecker lagen unbebaut, die Werkzeuge waren in Stücken gegangen oder verrostet, das Vieh war abgestorben, Nesseln und Unkraut wucherten auf den Wiesen und in den Saatfeldern, die Kinder hielten sich für die Vornehmsten und sprachen in Alles mit, kurz, es läßt sich nicht beschreiben, welche Verwirrung, Verwickelung und Unordnung im ganzen Staate herrschte. Die Männer nahmen daraus so viel ab, daß ihre Gegenwart ganz unumgänglich nöthig sei; das machte ihnen schlaflose Nächte, denn sie sahen nicht ein, wie sie von den Fürsten und großen Herren abkommen wollten, die sie so lieb gewonnen hatten.

Sie hielten endlich eine allgemeine Versammlung, worin die Noth des Vaterlandes in einer recht kräftigen Rede allen ans Herz gelegt wurde, und die der Redner endlich damit beschloß, daß man ein Mittel ersinnen müsse, irgend einen Anschlag, um von den Fürsten loszukommen, um im Stande zu seyn, die eigenen Angelegenheiten wieder einzurichten.

Die weisen Männer dachten nach, und endlich erhob sich einer, Gerard genannt, und sagte: Meine lieben Freunde und Mitbürger, es ist unsers Verstandes wegen, daß wir uns von unserm Vaterlande haben entfernen müssen, weil die Weisheit unsrer Rathschläge uns weit und breit zu bekannt gemacht hat, so ist es meine unmaßgebliche Meinung, daß wir uns nicht gleich so plötzlich von den Fürsten und Herren losmachen, denn sie möchten über uns ergrimmt werden, gegen uns ausziehen, uns gefangen nehmen und den guten Rath mit Gewalt von uns fordern, den wir ihnen im Guten versagen; denn es ist immer ein gefährliches Unternehmen, sich den Großen zu widersetzen, ihr Verlangen mag nun billig oder unbillig seyn. Deshalb schlag' ich vor, daß wir noch auf einige Zeit zu den Fürsten zurückkehren, ihnen aber so schlechte Rathschläge ertheilen, daß sie uns bald freiwillig als untauglich entlassen.

Als er ausgeredet hatte, setzte er sich wieder nieder, und Barthel, ein sehr erfahrner Mann, stand auf und antwortete: Mein lieber Schwager, Dein Rath ist aus einer sehr guten Meinung hervorgegangen, nur glaub' ich, daß wir auf diesem Wege das Ziel gänzlich verfehlen möchten. Es ist mit dem Verstande und den Zufällen in dieser Welt eine so wunderliche Einrichtung, daß beide selten zusammentreffen. Ein verständiger Rath ist meistentheils nichts weiter, als ein gutgemeinter Wunsch, der bedächtlich ausgesäet wird, und über den die Folgezeit mit ehernen Füßen hinstampft und dadurch Schuld ist, daß er gar nicht aufgehn kann. Es ist daher nicht genug, daß man säet, sondern es muß auch eine Windstille folgen. Kein naschender Vogel darf die Saamenkörner wegfressen, dann muß ein milder Regen folgen, die Nachtfröste müssen ausbleiben, und unter diesen günstigen Umständen geht die Pflanze auf und wird nachher doch noch vielleicht vom Hagelschlag, oder durch Raupen und andres Ungeziefer verdorben. Eben also ist es mit der Weisheit, die ausgesprochen auf keinen dürren Boden fallen muß, wenn sie Wurzel fassen soll; ein guter Rath muß gerade so vernünftig gebraucht werden, wie vernünftig man ihn gegeben hat, denn sonst ist er oft wie ein übel zusammengelegtes Messer, das den verwundet, der es bei sich trägt. Auch müssen sich die Zufälle so schicken, alle Kleinigkeiten, auf die man vorher gar nicht rechnen kann, daß die Umstände und die Zeit den guten Rath vertragen. Denn so wie es thöricht wäre, die Schafe in jeder Jahreszeit zu scheeren, wenn sie auch Wolle haben, eben so unbesonnen wäre es oft, den an sich guten Rath in der und jener Stunde zu befolgen, wo sich die Gegenwart, wie ein aufgebrachter Truthahn, mit allen Federn dagegen sträubt. Und habt ihr es, meine Freunde, nicht selber aus der Erfahrung gelernt, daß guter Rath oft wie ein blinder Gärtner ist, der bei aller seiner Erfahrung die

Obstbäume verdirbt und die Blumenwurzeln mit seinem Spaden zersticht? Befanden wir uns oft nicht in großer Noth, wenn wir guten Rath frisch und gesund vorangeschickt hatten, und er unterwegs krank ward und, von den Umständen aufgehalten, liegen bleiben mußte? Nun wurde nachgeräthelt und abgenommen und hinzugethan, verschoben und versetzt, gelenkt und gerenkt, daß wir manchmal unsere ersten eigenen Gedanken nicht wieder kannten. Statt daß oft der Unbesonnene einen Rath vom Bogen schießt, ohne hinzusehn, und doch das Weiße der Schreibe trifft. Hieraus, meine lieben Mitbürger, wollte ich nur die Anwendung auf uns machen, daß uns schlecht geholfen wäre, wenn wir uns damit abgäben, thörichten Rath zu ertheilen; denn wider alles Verhoffen könnte so in dieser thörichten und ungereimten Welt gerade der beste Rath entstehn und wir würden noch mehr hochgeschätzt und gesucht, und es gelänge uns denn das, was tausend andern Narren gelingt, die auf ihre Einfalt sich durch die Welt betteln, und eben dadurch reicher werden, als die verständigen Leute, die ihnen Almosen geben.

Diese Meinung des alten Barthel schien den Schildbürgern noch mehr Weisheit zu enthalten; sie fielen ihm daher Alle bei und sahen sich dann einander an, da sie noch keine Arznei für ihre Krankheit gefunden hatten. Endlich erhob sich Philemon, den man fast für den hellsten Kopf erklärte, und redete. Er war noch jung, aber seine Gebehrden und sein Anstand, so wie seine deutliche, zierliche Aussprache, brachte ihm selbst bei den Aeltesten Ehrfurcht zuwege. Sein einziger Fehler als Redner war, daß er sich etwas zu lange vorher räusperte, den Kragen zurechtschob u. s. w., so daß er darin gleichsam den Fechtern nachahmte, die sich vorher mit Oel salben, und alle Gelenke geschmeidig zu machen trachten. Er redete folgendermaßen:

Verehrungswürdige Freunde und Mitbürger!

Ich ersuche Euch demüthig, mir geduldig zuzuhören und Euch durch meine Vorschläge nicht erbittern zu lassen, wenn sie sich Eures Beifalls nicht erfreun dürfen.

Es scheint eine eben so alte als ausgemachte Wahrheit zu seyn, daß man viel leichter Andern als sich selber rathen könne. Dies beweiset diese ansehnliche Versammlung, die aus den erfahrensten Männern besteht, und die, um die Minerva und ihr ganzes Gefolge zu beschämen, ihrer eigenen Angelegenheiten wegen immer noch in Verlegenheit ist. Würden es jene Fürsten und Könige glauben können, wenn sie es hörten oder läsen, die lehrbegierig zu Euren Füßen saßen und Eure weisen Reden mit Aufmerksamkeit und tiefer Demuth auffingen? Ist denn der Verstand so kurzarmig, daß er sich selber nicht helfen kann, wenn es die Noth gebietet? Wir haben ein Handwerk daraus gemacht, Andre aus dem Wasser zu ziehn, ohne das Naßwerden zu scheuen, und jetzt wäre fast nöthig, daß wir nach jenen Thoren um Hülfe riefen, da es scheint, als wenn wir die edle Kunst des Schwimmens verlernt hätten.

Man dürfte sogar darauf kommen, an unserer bisherigen Weisheit zu zweifeln, da wir unsern Staat haben verfallen lassen, um andern aufzuhelfen; denn so wenig das ein gutes Auge zu nennen ist, das nur das Nahe bemerkt und das Fernliegende nicht zu sehn im Stande ist, eben so wenig ist das ein gutes Gesicht, das nur das Fernliegende unterscheidet und dem das Nächste gleichsam zu nahe steht, so daß es deswegen darüber hinwegsehen muß. Ich wage es, zu behaupten, daß wir uns beinahe in diesem letztern Falle befunden haben. Wir sind Köche gewesen, die nur für Andere kochen und selbst mit dem Abhube vorlieb nehmen; da wir Tag und Nacht uns mit der Weisheit abgearbeitet haben, ist sie uns gleichsam zu unserm Gebrauch etwas zu Geringes geworden.

Gar vortrefflich hat der verständige Barthel in schönen Figuren deutlich gemacht, wie selten sich die Weisheit eigentlich mit den Begebenheiten dieser Welt vereinigen lasse, denn es ist fast immer, als wenn die schlanke Grazie mit einem unbeholfenen Bauerntölpel spazieren gehn wolle; sie werden sich nicht mit einander vertragen. Eben darum ist es auch ein undankbares Geschäft, die Umstände mit der Weisheit auszugleichen und dann wieder den Verstand durch die Umstände zu verkümmern, so daß Beide nur so eben wie Mann und Frau mit einander leben können; und eben deswegen habt Ihr, verehrungswürdige Väter, nicht so ganz Unrecht gehabt, wenn Ihr am Ende eine heimliche Verachtung gegen die Wissenschaft der Erfahrung und gegen die Klugheit bekamt, so daß Ihr auch lieber in Euren eignen Häusern die Unwissenheit aufwachsen ließet, um nicht in den Ruhestunden auch das lästige Gewerbe fortzusetzen. — Bemerkt, wie fein ich nun den vorigen Tadel zum Lobe herumgedreht habe und wo ich alsbald hinaus will.

Es giebt nämlich gewiß noch einen höhern Verstand, als mit dem wir uns bisher in unserm undankbaren Leben beschäftigt haben; einen Verstand, der zarter und feiner ist, so daß man ihn vielleicht den wohlgerathenen, ausgebildeten jungen Sohn jener altfränkischen, bäurischen Erfahrungsweisheit nennen könnte. Ehe die Flöte erfunden war, war der Dudelsack das lieblichste Instrument, und als man noch keinen Kaffee kannte, war Warmbier ein vornehmes Frühstück. Daß aber alle menschliche Kenntniß wachsen und sich verfeinern müsse, werdet Ihr nicht im Stande seyn zu läugnen, denn es hieße nichts anders, als behaupten, man habe nun die Gestalt der Weisheit von oben bis unten genau gesehn, man sei bis an den kleinen Zehen gekommen und fühle nun ganz deutlich, daß hier die Schuhe anfingen. Das riesengroße Bild der Göttin steht aber mit dem Haupte über die Wolken hinaus, und mit den kolossalen Füßen ist sie tief in die Erde gegründet, so daß vielleicht noch viele Jahrhunderte vergehn, ehe das Menschengeschlecht ihre Form ganz kennen lernt. Es wäre aber ein unedler Vorsatz wenn wir in der Kniekehle wollten stehen bleiben, in die wir uns jetzt eingegraben haben; wir sind bloß so weise geworden, indem wir immer nach größerer Weisheit strebten. So wie wir uns also für vollendet halten, und das Trachten nach dem Höherklimmen aufhört, so schüttelt uns die Göttin wie Staub von sich, und wir fliegen dann weit ins Feld der Unwissenheit hinein und liegen im Sande der Thorheit und werden von den Dornen der Dummheit gestochen und gänzlich zerrieben.

Es giebt aber keinen bessern Ständer, keine bessere Grundlage, um das Gebäude des Verstandes aufzuführen, als wenn man stets vor Augen hat, was man eigentlich will. Wenn wir unsern Willen in einer ungewissen Ferne wandeln sehn und nicht darauf wetten mögen, ob er Vogel oder vierfüßt sei, dann ist unser Können nur ein tauber Handlanger, der sich aus den Befehlen des Baumeisters nicht zu vernehmen weiß. Und dies, meine Freunde, war in dem Auslande unser Fall. Wir mußten immer aufs Gerathewohl auf die Jagd gehn, da das Terrain zu groß war, um es genau kennen zu lernen; und so mußten wir freilich oft vorlieb nehmen, einen kleinen Hasen zu erschnappen, wenn wir uns auf einen ansehnlichen Hirsch Rechnung gemacht hatten. In solcher beschränkten Lage muß man sich genau an die Erfahrung halten und an jene blöde Weisheit, die nicht wagt, weil statt eines großen Gewinnstes auch ein großer Verlust fallen könnte, und die den Zufall immer für verständiger als den Verstand halten muß, weil er sich durchaus nicht vom Verstande berechnen läßt. In solchen Umständen ist es gut, den Pferden des Scharfsinns die Augen von der Seite zuzubinden, damit sie immer nur gerade aussehn und das Lenken vertragen. Diesen Zustand, den wir nur verlassen haben, möcht' ich, wenn mir diese kühne Metapher erlaubt ist, den Milchbart unserer Weisheit nennen, den wir dem Auslande, als gleichsam einem Apollo, geopfert haben, um dem männlichen, kräftigern Nachschusse Platz zu machen. Denn hier sind wir nun in unserm kleinen beschränkten Vaterlande, wo es uns vergönnt ist, genau zu wissen, was wir wollen, wo wir Alles also auch um so dreister angreifen dürfen. Hier können wir Alles mit Einem Blicke umschaun und unsre bisherigen Erfahrungen als Vordersätze zu weit scharfsinnigern Folgerungen benutzen; hier können wir die fliegende Spekulation mit kriechender praktischer Vernunft vermählen, und so in unserm Eigenthum eine Weisheit treiben, die Alles weit übertrifft, was die Sterblichen bisher auch nur geahndet haben.

Um diesen Vorsatz auszuführen, ist es aber nöthig, daß wir unser Vaterland nicht wieder verlassen, und ich komme also nun zum eigentlichen Zweck meiner Rede.

Der verständige Barthel hat Recht, wenn er Gerards gut gemeinten Vorschlag verwirft; ein besserer muß also dessen Stelle ersetzen. Hier ist er:

Um recht sicher zu seyn, müssen wir keinen der gewöhnlichen Wege gehn, weil man sonst unsre wahre Absicht gar zu leicht entdecken könnte. Wir müssen einen kühnern Plan entwerfen, den uns die Spekulation vielleicht an die Hand giebt.

Es ist bei manchen Gelegenheiten nicht undienlich, die Naturgeschichte nachzuschlagen, und jene unschuldigen, eingeschränkten Politiker, ich meine die sogenannten Thiere, zu beobachten, und einen Wink, den sie uns geben, auf eine klügere Art zu benutzen. So wissen wir, daß der Biber sich selbst der aromatischen Arznei entäußert, wegen der ihn der Jäger verfolgt, um nur in Sicherheit zu entkommen. Uns hat man wegen unserer köstlichen Weisheit nachgestellt, die man in uns fand, und dieser wunderbaren Essenz wegen, die einmal ohne unser Zuthun in uns wächst, wird man uns auch niemals in Ruhe lassen. Guter Rath ist theuer, sagt das Sprichwort, und eben deswegen wird man noch immer Jagd auf uns machen. Wir sollten also scheinbar dem Biber nachahmen, und uns freiwillig dessen berauben, was uns so kostbar macht; der Verstand ist die Ursache unsers Unglücks, wir müssen daher dem Scheine nach den Verstand auf einige Zeit beiseite legen, und eben dadurch im höchsten Grade verständig seyn.

Da es keine Frage weiter ist, ob wir weise Männer sind, so wird es uns eben um so leichter werden, Narren zu scheinen, und dadurch wird die Welt bethört werden, und die Fürsten und Herren werden von uns ablassen. Einen solchen Plan auszuführen ist nur dem Weisen möglich, denn für den Thoren ist es ein gefährliches Unternehmen, sich mit der Narrheit vertraut zu machen; statt daß er sie regieren sollte, regiert sie ihn, und so muß er nach dem Anlaufe den ganzen Abhang des Berges wider seinen Willen hinunterlaufen.

Dies ist mein Vorschlag. Laßt uns thöricht scheinen, um klug zu bleiben, uns're Widersacher hintergehn, und unsern eigenen Verstand vollkommen machen, indeß wir in unserm kleinen Lande so glücklich sind, und es so glücklich machen, als es nur möglich ist. — Dixi. —

Er setzte sich nieder und ein lauter Beifall erscholl durch die ganze Versammlung. Alle nahmen sich vor, die Thoren zu spielen, und Jeder überlegte, welche Rolle er wohl am besten durchzuführen im Stande sey. Nur Gerard stand auf, und sagte:

Wie, meine Freunde, sollt' ich denn mein ganzes Leben mit dem Studium der Weisheit verloren, und es nun endlich bis zum Narren gebracht haben? Sind das die Früchte des tiefen Forschens? Wahrlich, ich will doch lieber der ganzen Welt Rath ertheilen, als in meinem Hause für mich selber ein Narr seyn.

Es war aber einer in der Versammlung, den die übrigen nur immer aus Scherz Pyrrho zu nennen pflegten, weil er oft an den unbezweifeltsten Sachen zweifelte. Dieser antwortete:

Mein lieber Gerard, Ihr hättet ganz Recht, wenn die Rede davon wäre, daß wir simple Narren ohne weitern Zusatz seyn wollen. Wenn ihr aber bedenkt, daß wir zum Besten des Vaterlandes es werden wollen, so könnt Ihr mir Euren Beifall nicht versagen. Ist es süße Pflicht, für sein Vaterland zu sterben, so ist es vielleicht noch eine lieblichere Aufgabe, den Kopf in der Thorheit unterzutauchen, und sich vom Grunde dieser wunderlichen Quelle herauf den Kranz eines Patrioten zu holen. Die meisten Menschen sind Narren ihr Lebelang, ohne sich und Andren zu nutzen; wir haben den schönen Gewinn, daß wir den Staat und unsre Mitbürger damit erfreuen. Welches Opfer könnte zu groß seyn!

Nur erlaube mir diese verehrungswürdige Versammlung einige Zweifel, die ich nicht gänzlich verschweigen darf. — Es entsteht die Frage, ob es durchaus kein ander Mittel der Rettung giebt, als das vorgeschlagene? Man sagt: Wer Pech angreift, besudelt sich; und so, fürcht' ich, ist es mit der Narrheit beschaffen. Es läßt sich nicht mit ihr spaßen, sie macht keinen Unterschied unter Groß und Gering, Arm und Reich, und ihre höchste Schadenfreude ist es, von einem verständigen Manne den Stempel der Vernunft wegzulöschen. Ja, es fällt mir ein, ob nicht vielleicht, ohne daß wir daran denken, unsere Zeit gekommen ist, daß wir umschlagen und aus gu-

tem Weine ein kamiges Getränk werden. Ich meine, daß wir vielleicht schon Narren sind, und aus keiner andern Ursache einen solchen Vorschlag thun und ihn genehmigen; dann dürfte es uns vielleicht wider Willen ziemlich leicht werden, das aufgegebene Thema durchzuführen. Es ist mit dem Menschen vielleicht wie mit dem Obst, das auch nur auf eine kurze Zeit durch sich gut ist und einen natürlichen Hang zum Verwildern hat, eben so wie sich auch die Kartoffeln mit jedem Jahre verschlechtern, wenn man sie nicht wieder aus neuem Samen zieht. Wenn man etwas Besseres haben will, verliert man oft noch, so wie der Hund in der Fabel, das Gute obenein, und so könnte es mit unserer zukünftigen Weisheit gehn. Wir werden am Ende, zum Beispiel für die ganze Welt, aus Ueberklugheit dumm, und dann, — wie soll es dann werden? Bedenkt also, Ihr weisen Männer, bedenkt den Schritt, den Ihr zu thun gesonnen seid; es ist fast eben so mißlich, als zu heirathen, und darum seid um des Himmelswillen nicht allzurasch.

Er hatte ausgeredet, und man fand seinen Vortrag nicht unweise; aber dennoch ging das Gesetz durch, das Philemon vorgeschlagen hatte, daß künftig jeder Schildbürger nur darauf sinnen solle, wie er den Narren natürlich genug darstellen könne.

CAPUT IV.

Die Narrheit nimmt glücklich ihren Anfang.

—

Da es der freiwillige Entschluß der Schildbürger war, sich in der Thorheit zu versuchen, so wird schon Jedermann vermuthen, daß sie es nicht gleich zum Eingange zu grob werden angefangen haben. Sie hatten sich klüglicher Weise vorgenommen, nur Schritt für Schritt in dieser schweren Wissenschaft weiter zu gehn, damit sie die Welt um so besser betrügen könnten.

Es ward beschlossen, ein neues Rathhaus zu errichten, weil sich das alte in einem gar zu baufälligen Zustande befand. Die Schildbürger versammelten sich daher, um im Walde Holz zu fällen und es dann nach der Stadt zu schaffen.

Sie begannen das Werk ganz ordentlich, fällten das Holz und säuberten es von Aesten und Laubwerk, da ein ächter, unverstellter Narr im Gegentheil schon hier seine Thorheit würde offenbart haben.

Sie hatten viele Mühe, es auf dem Wege nach der Stadt über einen ziemlich hohen Berg zu schleppen, und auf der andern Seite die Bäume wieder hinunter zu schaffen. Aber die Schildbürger ließen bei bei dieser Gelegenheit ihre Liebe zur Thätigkeit gewahr werden, denn es machte sie nicht verdrießlich, als sie schwitzten und heftig keuchten, sondern die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatten, machten ihnen gleichsam einen neuen Muth zur Arbeit.

Es war nur noch einer von den Bäumen oben auf dem Berge liegen geblieben, dieser riß sich wegen seiner Schwere von den Stricken los und rollte aus eigener Kraft den steilen Berg hinunter. Die Schildbürger standen oben und verwunderten sich über den Verstand eines so groben Klotzes, der freiwillig seiner Bestimmung entgegeneilte; daneben freuten sie sich über das possirliche Hinunterrutschen, und Einer unter ihnen sagte: Sind wir nicht rechte Thoren, daß wir uns also abgequält haben, da das Holz durch sich selbst geschickt genug ist, den Berg hinunterzugehn? Ihm antwortete behende ein Anderer: Dem Schaden, Freunde, kann leichtlich abgeholfen werden, wir dürfen nur die Bäume wieder heraufschaffen, so können sie dann von selbsten herunterlaufen, und wir uns an ihrer Schnelligkeit ergötzen.

Dieser Rath fand großen Beifall; obgleich die Mittagssonne brannte, so hielten die eifrigen Arbeiter doch nicht eher Ruhe, bis sie alle Bäume wieder auf den Gipfel des Berges geschafft hatten. Dann ließen sie einen nach dem andern los, und genossen nun im friedlichen Zuschauen den Lohn ihrer unermüdeten Thätigkeit, dann gingen sie in die Herberge und schmauseten auf Unkosten der Gemeine, weil sie ein so löbliches, allgemeinnützliches Werk glücklich vollbracht hatten.

Der Zweifler Pyrrho blieb noch eine Weile allein zurück und überlegte den ganzen Vorfall. Er war bei sich unschlüssig, ob er seine Stimme mitgegeben habe, um einen artlichen Scherz zu treiben und gleichsam einen Narren zu significiren, oder ob es sein Ernst gewesen. Er konnte sich seines Seelenzustandes nicht mehr so deutlich erinnern, um ein richtiges Urtheil über sich selber zu fällen; doch war er endlich dahin mit sich einig, daß ihm das possirliche Hinunterrutschen der Hölzer ein großes Vergnügen gemacht habe.

Nach diesem wurde das Rathhaus nach einem verständigen Plane angefangen und glücklich zum Ende hinausgeführt.

CAPUT V.

Einrichtung des neuen Rathhauses.

—

Ich kann nicht bestimmen, ob es Zufall war, oder durch die Absicht Philemons geschehen, der den Bau dirigirte, daß das neue Rathhaus, als es vollendet war, keine Fenster hatte. Es war in einem länglichen Viereck gebaut, und über der Thür stand mit großen Buchstaben:

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.

Als man sich nun das erste Mal versammelte, um das Gebäude feierlich einzuweihen, siehe da, so fehlte es inwendig gänzlich am Lichte, Keiner konnte den Andern gewahr werden, Alle verfehlten ihrer Sitze, sie rannten mit den Köpfen gegeneinander, und es entstand ein großes Geschrei, Getümmel und Gepolter. Man merkte, daß diese Verwirrung allein durch die Finsterniß entstände, deshalb ließ man schnell ein Kaminfeuer anzünden, und nun fand ein Jeglicher seinen Sitz und seinen Rang wieder. Einer der Aeltesten in der Versammlung sagte hierauf: Es scheint,

daß uns unser neues Rathhaus viele Verwirrung bringen wird; es wäre aber nicht gut, wenn wir jedesmal unter solchen Umständen zusammenkommen sollten, denn es wäre dann eine schlimme Handthierung, Rathsherr von Schilda zu seyn. Uebrigens mögt Ihr, werthgeschätzter Philemon, jetzt die Einweihungsrede halten.

Philemon stand auf, und Alle waren aufmerksam: er fing an:

Es ist heute für uns Alle, meine Freunde, ein feierlicher Tag. Nicht nur deswegen, weil wir an diesem Tage zum erstenmale uns hier in diesem Gebäude versammeln, sondern auch deswegen, weil es nun gerade drei Monate sind, als ich zuerst den Vorschlag that uns thöricht und närrisch anzustellen. Es ist sehr von Nutzen, zuweilen still zu stehn, um zurückzusehn auf unsere Laufbahn, und zu überlegen, wie wir diesen weisen Vorsatz ausgeführt haben. Wenn ich an unser ganzes Betragen zurückdenke, so kann ich nichts anders thun, als uns selber loben und bewundern, daß wir als weise Männer uns in einer fremdartigen Maske doch so natürlich ausgenommen haben. Es ist aber auch sehr nützlich, so oft die Gelegenheit kömmt, uns ja zu erinnern, daß wir uns nur verstellen, und dabei genau untersuchen, ob nicht manche Thorheit etwa aus einem natürlichen Hange zur Narrheit entsteht, und wenn wir es gewahr werden sollten, uns ja in allem Ernste davor zu hüten. Denn es wäre doch ein schlimmes Beginnen, wenn wir das plötzlich im Ernste wären, wozu wir uns anfangs kaum aus Verstellung bekennen wollten; es würde für die Folgezeit alle weise Entschließungen in einen übeln Kredit bringen und man würde sehr über uns spotten, daß uns unser Vorsatz nur gar zu gut gerathen wäre. Deshalb wollen wir uns immer mit beiden Händen an der Weisheit, als unsrer lieben Mutter, fest halten, damit sie das Schwesterkind, die Thorheit, die wir haben adoptiren müssen, in den gehörigen Schranken halte.

Ihr habt Euch nun vielleicht gewundert, warum es doch in diesem unserm neuen Rathause also finster sei. Ihr habt es wahrscheinlich für einen Fehler erklärt, und gemeint, es sei meine Nachlässigkeit, Unachtsamkeit, Zerstreuung oder sogar unfreiwillige Thorheit, die dergleichen Finsterniß veranlasset habe. Ich freue mich, eine Gelegenheit zu haben, mich zu vertheidigen und zugleich eine kurze Rechenschaft von meinem Verstande abzulegen.

Es ist nämlich aus kluger Ueberlegung entstanden, daß ich dieses Haus der Rathschläge also habe einrichten lassen; und damit Ihr seht, wie viel ich mir dabei gedacht habe, will ich Euch alle meine Gründe nach einander zur Prüfung vorlegen.

1) Ohne alles Bedenken muß jeder Rathsherr mit ernsten Gedanken in die Rathsstube treten, voll von seinen Vorschlägen und Meinungen. Es ist unschicklich, wenn er sich durch Nichtswürdigkeiten in seinen tiefen Betrachtungen stören läßt und etwa, ehe die Verhandlungen ihren Anfang genommen haben, wie ein gemeiner Mann aus dem Fenster sieht, die Vorübergehenden grüßt, und wohl gar mit einem oder dem andern spricht. Oft hab' ich es erlebt, daß eine ganze Rathsversammlung aufsprang, und neugierig die Fenster aufriß, wenn sich ein Lärmen auf der Gasse hören ließ und etwa ein Puppenspieler mit seiner Trommel vorüberzog; ein plötzlich angespielter Dudelsack hat manchmal einem wichtigen Prozesse eine ganz falsche Wendung gegeben. — Diesem Uebel und dieser Unanständigkeit habe ich vorgebaut, denn Ihr werdet hier keine Fenster sehn, die uns irgend einmal in unsern tiefsinnigen Betrachtungen stören könnten.

2) Bringt die Dunkelheit schon immer ihrer Natur nach ernsthafte Gedanken mit sich. Darum sind auch die meisten Kirchen, in denen man andächtig und religiös seyn soll, etwas finster gebaut, weil das Licht gleichsam etwas Leichtsinniges in sich trägt, das unser Gemüth zerstreut und eine ungeziemende Heiterkeit auf uns herunterschüttet, so daß Licht und Finsterniß sich wie Scherz und Ernst gegenüberstehn und die Dämmerung ein Bastard von beiden ist, der zu gar nichts nützt. Ein Rathhaus kann aber darum nicht dunkel genug seyn, und Ihr seht, ich habe so ziemlich die beste Finsterniß getroffen.

3) Selbst das Alterthum spielt ganz deutlich auf die finstern Rathhäuser an, indem es die Gerechtigkeit beständig mit verbundenen Augen darstellt. Die Neueren haben es nachgeahmt, ohne zu wissen, was sie thun. Ich hoffe, wir sitzen hier Alle so gut, als wenn uns die Augen verbunden wären, und das ist es eben, was jeder Rathsherr inniglich wünschen muß, damit er ein ganz vollkommenes Bild der Gerechtigkeit ist.

4) Wird unsre Versammlung immer etwas Ehrwürdiges, ja für die übrigen Menschen etwas höchst Schauerliches haben, indem wir hier also im Finstern unser Wesen treiben. Ihr werdet bemerkt haben, wie die Dichter in ihren Trauerspielen das Theater immer verfinstern lassen, wenn sie einen recht großen, tief eindringenden Effekt hervorbringen wollen, wie man schwarze Kleidung trägt, wenn man recht ehrwürdig auszusehen wünscht; wie aus keiner andern, als dieser schwarzen Ursache, Kinder sich vor den Mohren fürchten, und der, Gott sei bei uns! meistentheils deswegen so entsetzlich ist, weil er sich ganz schwarz trägt, so daß er sogar schwarzes Blut und eine ganz schwarze Seele haben soll. So sind wir nun auch hier mit unsern heiligen Amtskleidern, schwarz in Schwarz. Bedenkt nur, wie einem Missethäter (die uns doch Gott hoffentlich bescheren wird) zu Muthe werden muß, wenn er hier hereintritt, und so wenig Richter als Gesetze wahrnimmt, und sich nun die Stimmen aus dem heiligen Dunkel erheben, und ihn wie Richter eines heimlichen Gerichtes verdammen. Es wird ein solches Entsetzen unter die Leute bringen, daß schon deswegen alle Missethaten aufhören werden.

5) Man hat den Richtern so oft vorgeworfen, daß sie sich haben bestechen lassen. Ich möchte sehen, wie es ein Delinquent anstellen wollte, uns hier in dieser Finsterniß zu bestechen; denn wir wären ja nicht einmal im Stande zu unterscheiden, ob das Geld, das er uns anböte, ächtes oder falsches Geld wäre. Die Schönheit einer Verbrecherin wird auch nicht unsere Herzen rühren können, weil wir nicht im Stande sind, sie zu sehn; und so werden unsre Urtheile immer unpartheiisch seyn. Ihr seht, ich habe durch diese Finsterniß zugleich dafür gesorgt, daß wir ohne Anfechtung tugendhaft bleiben können.

6) Ich komme nun zum sechsten, letzten und zugleich wichtigsten Grunde. — Es scheint einmal eine

ganz nothwendige Sache zu seyn, ein physischer Erfolg, der unmittelbar aus dem Rathschlagen entsteht, daß einige von den Richtern bei den Verhandlungen einschlafen müssen. Es herrscht in einem Gerichtssaal immer eine Dosis narkotischer Ausdünstungen, die auf einige Köpfe fällt, und so das verursacht, was wir Schlummer oder Schlaf nennen. So wie es in einer Armee immer einige Leute geben muß, die sich fürchten, und die so gleichsam die Furcht verbrauchen, die einmal nothwendig da ist, und dadurch eben nützlich und Ursache sind, daß die übrigen desto muthiger bleiben. Eben so wie die Kranken in der Welt nur den Krankheitsstoff eingesogen haben, der in der Welt herumfliegt, und daß diese sich also zum Besten der Gesunden aufopfern. Es wäre gut, wenn Furcht in der Armee, Krankheit in der Welt und Schläfrigkeit in einem Gerichtssaale herumgehn könnten, damit es denen Wenigen nicht zu sauer würde, die sich damit einlassen müssen; aber die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Es ist, als wenn gewisse Menschen reizbarer für diese Eindrücke wären, und ihre Nerven am Ende, wenn der Eindruck öfter geschieht, einen gewissen Habitum darin bekommen, so daß sie dann leicht die andern übertreffen, und fast ausschließend diese Bemühung auf sich nehmen. Ist es also ausgemacht, daß beim Berathschlagen einmal geschlafen werden muß, so habe ich ohne Zweifel für meine Herren Collegen und Freunde weit besser gesorgt, als es bisher noch irgend ein Baumeister gethan hat. Denn es leidet keinen Zweifel, daß das muntre Licht, besonders aber wenn die fröhliche Sonne scheint, der Schläfrigkeit sehr entgegen arbeitet. Ich habe es auch oft bemerkt, wie zuwider den Schlafenden die Sonnenstrahlen sind, so daß sie die Augen reiben, den Kopf verdrießlich hin und her wenden und in ihrem Stuhle irgendwo einen sichern Schatten suchen. Diesem Uebel ist nun abgeholfen, und ich denke, ich habe Dank von Euch Allen verdient. Daneben ist auch nun der Uebelstand vermieden, daß die citirten Partheien es niemals wissen können, wenn ihre Richter schlafen: denn da diese Kläger und Angeklagten gewöhnlich unwissende Leute sind, die noch in ihrem Leben nicht auf einem Richterstuhl gesessen haben, so wissen sie auch nicht leicht, was zu einem Richter gehört; sie machen daher von der Schläfrigkeit oft sehr schiefe und unrechte Auslegungen, nehmen sie gewöhnlich übel, und bringen bei andern Dummköpfen die Richter in eine üble Nachrede. Wenn ihr also nunmehr sichrer schlafen könnt, so schafft Euch diese heilsame Finsterniß zugleich Gelegenheit, im Schlafe bessere Gedanken zu bekommen, und Euer Richteramt ist dadurch um so mehr vervollkommnet. Denn es würde eine große Unwissenheit verrathen, wenn man es läugnen wollte, daß einem oft die schönsten und scharfsinnigsten Gedanken im Schlafe kommen; wie mir denn zum Beispiel die meisten dieser sinnreichen Gründe für die Dunkelheit im Schlafe beigefallen sind. Es wird also wohl dahin kommen, daß nach allem diesem unser Rathhaus der verehrungswürdigen und furchtbaren Höhle des Trophonius ähnlich wird, wo man in der Dunkelheit saß und endlich einschlief; im Schlafe aber offenbarte sich der Gott den um Rath Fragenden durch die seltsamsten Gesichte, und gab sein Orakel von sich. Wir haben also ein berühmtes und göttliches Beispiel als Muster vor uns; wir können daher mit so größerer Zuversicht auf unserm Wege fortwandeln.

Dies war es, was ich Euch zu sagen hatte. Ihr seht, daß alle meine Gründe auf der sichern Stütze der Weisheit ruhen und deshalb begründete Gründe zu nennen sind; sie sind nicht von denen Gründen, die man aus der Luft greift oder vom Zaune bricht, und die daher jeder Narr haben kann, sondern es sind tief versteckte Gründe, zu denen man nur durch schwierige Umwege gelangt, und deren daher nur der ächte Weise habhaft werden kann. Ihr seht aus meiner heutigen Rede zugleich, wie man in der Ferne eine Sache fast für thöricht erklären möchte, die doch in der Nähe die Weisheit selber ist. Im Gegentheil gleicht die Thorheit manchmal einem perspektivischen Gemälde, das in der Ferne nach etwas aussieht, wenn man aber näher geht, so sind es nur grobe und verwirrte Striche.

Laßt uns nun zum Schlusse noch versuchen, wie es sich in diesem neuen Gebäude rathet; denke ein Jeder fleißig für sich nach, damit sich das Haus daran gewöhne, denn es ist mit dem Denken wie mit dem Schall; neue Häuser wollen sich anfangs nicht recht dazu bequemen.

Er hatte ausgeredet. Alle saßen in tiefen Gedanken und über ein Kurzes schliefen sie und schnarchten so stark, daß die Vorübergehenden draußen still standen, und sich über den großen Eifer ihrer Rathsherrn wunderten. Das Feuer im Kamine war längst ausgebrannt, und die Denker erwachten erst in der tiefen Nacht, sie tappten nach der Thür und gingen nach Hause; Alle waren darüber einig, daß, nach der ersten Probe zu urtheilen, das neue Rathhaus zum Rathschlagen ganz unvergleichlich sei. Uebermacht und von ihren patriotischen Bemühungen ermüdet, legten sie sich zu Bette und schliefen, wie es allen so guten Bürgern zu wünschen ist, einen sehr gesunden Schlaf.

CAPUT VI.

Rede zum Besten der Experimentalphysik. — Ein physikalischer Versuch.

—

So war das Rathhaus der Schildbürger eingeweiht, und die Bürger eilten, irgend einen Prozeß zu haben, damit er in dem neuen Gebäude geschlichtet werden könnte. Es fanden sich bald mehrere Gelegenheiten, Recht zu sprechen, und die Justiz wurde vortrefflich im Dunkeln gehandhabt, denn wenn man auch keine Polizei, noch irgend einen Diener der Gerechtigkeit gewahr wurde, so ging das Staatssystem doch immer seinen Gang fort und die Bürger waren glücklich und zufrieden. Es entstanden aber bald mehrere Unannehmlichkeiten, an die man anfangs nicht gedacht hatte. In der Dunkelheit des Saals konnte man nie wissen, welcher von den Rathsherrn da war oder welcher fehlte, keinem konnten die ihm gebührenden Titel gegeben werden, und einigemal hatte man viel zu lange Rath gehalten, denn alle Anwesenden waren eingeschlafen und hatten darüber die Mittagstafel und das Abend-

essen versäumt. Es fügte sich auch einigemal, daß die Leute mit den ausgesprochenen Urtheilen nicht zufrieden waren und öffentlich über das Gericht murrten. Man kam nicht darauf, es auf die Dunkelheit der Rathsstube zu schieben, sondern man maß alle diese Unfälle den unglücklichen Sternen bei, und war auf keine Abänderung bedacht.

Als man sich wieder einmal versammelt hatte, begegnete es dem Pyrrho, daß er in der Finsterniß seinen Stuhl nicht finden konnte; er irrte lange umher und traf auf keinen, worauf er denn, da er müde war, sich ergrimmt in eine Ecke stellte und folgende Rede hielt:

Meine Freunde, ich kann den Stuhl immer noch nicht finden und muß mich hier an die Wand lehnen, welches sich für einen Rathsherrn sehr wenig schickt. Wenn ich es nicht zu gewiß wüßte, daß mein Stuhl hier stehen muß, so würde ich am Ende zweifeln, ob er sich wirklich hier befinde; ich weiß nicht, wo er hingerathen ist, und kann die Augen nicht zu Hülfe nehmen, weil es zu finster ist. Seht, solcher Nachtheil erwächst uns durch die neumodische Einrichtung unseres Rathhauses, so schwer wird uns der Stand eines Rathsherrn gemacht. Ich fürchte gar sehr, unser Freund und College Philemon hat uns mit seiner neulichen sophistischen Rede nur hinter's Licht geführt, und wir sind etwas zu leichtgläubig gewesen, ihm sogleich Recht zu geben. Man kann jegliches Ding immer von mehreren Seiten betrachten, und es ist eben nicht Unrecht, wenn man nun einmal wieder über denselben Gegenstand ganz andere Gedanken herauskehrt. Es läßt sich gewiß für die Dunkelheit sehr viel sagen, und ich bin selbst zuweilen gern im Dunkeln; nur warum ein Rathhaus grade so sehr finster seyn muß, kann ich nicht einsehn. Gehört denn nicht das Licht zu den Elementen, ohne welches nichts wächst, gedeiht und zur Vollkommenheit reift? Die Pflanzen müssen so gut Licht, als Luft und Wasser und Erde haben, um sich zu entwickeln und ihr grünendes, liebliches Haupt hervorzuheben. Seht nur die kleinen Blumen an, wie sie sich manchmal winden und drehen, um nur ihr kleines Angesicht der alles belebenden Sonne entgegen zu strecken. Sie härmen sich im Gegentheil ab und sterben elend dahin, wenn sie ohne Licht aufwachsen sollen; sie verschmachten in der Dunkelheit. Noch mehr Freude fühlen die lebendigen Kreaturen am Glanz des Tages; seht nur, wie der grüne Wald sich belebt, wenn am frühen Morgen die Sonne aufgeht und von allen Aesten der nasse Thau glänzt, und die Vögel von Zweig zu Zweig hüpfen. Das Wild brüllt vor Freude in den abgelegenen Gebüschen und springt dem jugendlichen Lichte entgegen; alle Vögel singen und zwitschern bis auf den kleinen Zaunkönig hinunter, der in seiner Freude doch auch nicht stumm seyn will; die Lerche schwingt sich über die Wolken hinaus, und spielt den Herold der übrigen Vögel, als wenn sie die Sonne im Namen Aller begrüßen wollte und ihr entgegenfliegen; so singt sie auch am Abend zur Ruhe, und legt sich dann zu Bette, bis sie die Dämmerung des Tages weckt. Dann steht sie in der Frühe auf, und bläst die fröhliche Trompete, die auch das andre Waldgeflügel munter macht. So gewaltig ist die Liebe zum Lichte, daß viele Völker deshalb die Sonne als ihre Gottheit angebetet, und ihr mit frühen Opfern gehuldigt haben. Warum, meint Ihr, soll ein Schildbürger Rathsherr allein keiner Sonne bei seiner Arbeit bedürfen? Warum wollen wir uns, gleich der lichtscheuen Fledermaus oder dem blinden Maulwurf, in die Dunkelheit verkriechen? Wenn die Pflanzen ohne Licht nicht wachsen können, so ist es gar wohl möglich, daß der Kopf des Menschen ohne Licht nicht denken kann; mir ist es wenigstens oft so gewesen, als wenn die Nacht hier um mich her alle meine innerlichen Geister gefangen hielte. Ich glaube, daß die Dunkelheit uns eben so den Kopf verstopft, wie der Stöpsel die Bouteille, so daß nichts heraus kann, und daß darum das Licht ein Pfropfenzieher genannt werden könnte, weil es den brausenden und schäumenden Gedanken den Weg eröffnet. Darum hat auch wahrscheinlich unsre Religion die Nacht dem Schlafe und den Tag der Arbeit gewidmet. Ihr müßt Euch übrigens nicht darüber verwundern, und es mit meinen Behauptungen widersprechend finden, daß ich hier in der Dunkelheit eine so vortreffliche Rede zu halten im Stande bin, denn ich habe sie mir schon draußen im Sonnenschein ausgedacht, sonst wäre es mir freilich selber unbegreiflich.

Es wäre unbillig, wenn ich nun nach dieser Einleitung vorschlagen wollte, diese Mauern mit Fenstern zu verunstalten, und so das ganze Gebäude zu verderben, abgerechnet, daß es von neuem zu große Kosten machen würde. Ich habe daher darauf gedacht, uns auf eine leichtere Art ein angenehmes Licht zu verschaffen.

Ihr werdet es ohne Zweifel wissen, meine Freunde, daß die Wissenschaft der Physik in den neuesten Zeiten gerade dadurch sehr viel gewonnen hat, daß man nicht sowohl versucht hat, neue Theorien aufzustellen, sondern im Gegentheil durch Erfahrungen und wiederholte Experimente der Natur auf die Spur zu kommen. Oft ist ein glückliches Ohngefähr der Erfinder der nützlichsten Sache gewesen. Vor dem Bartholb Schwarz würde Jedermann gelacht haben, wenn man ihm vom Schießpulver hätte erzählen wollen; und doch ward die Sache nachher so einfach befunden, daß man glauben sollte, ein jeglicher Kopf hätte darauf verfallen müssen. So ist es auch mit der Schifffahrt und mit tausend andern Sachen gegangen. Es ist ein simples Wesen, daß der Tag durchs Fenster bricht, und da es in jedem Hause so ist, so kömmt es uns jetzt vor, als müßte es so seyn. Davon begreife ich aber die Nothwendigkeit nicht. Wer zuerst in der Nacht ein Licht anzündete, war gewiß ein großer Mann zu nennen. So wollen wir denn auch einen neuen Weg versuchen. Wenn man das flüssige Wasser in einem Gefäße tragen kann, warum nicht auch das Licht? Ihr werdet sagen, wenn Ihr nicht schlaft: es hat's noch keiner gethan, noch einer von uns jemalen thun sehen. Indessen ist das gar keine Antwort auf meine Frage. Nach der neuesten Meinung kömmt die Wärme nicht von der Sonne, wie doch Jedermann glauben sollte, sondern aus der Erde. Ihr werdet es öfters gelesen haben, wie man durch Bücher Licht und Aufklärung ordentlich ballenweise nach dunkeln Gegenden geschickt habe; nun, warum sollt' es denn also nicht möglich seyn, auf eine ähnliche Weise Licht in unser dunkles Rathhaus zu schaffen? um unsern Ruhm zu verherrlichen, ist vielleicht noch kein Sterblicher auf diesen einfachen Ge-

danken gerathen; darum aber wollen wir auch die Gelegenheit nicht unbenutzt lassen.

Weil man noch keine Erfahrungen darüber gesammelt hat, so kann es auch leichtlich seyn, daß es uns nicht geräth. Allein ich bin auch auf diesen Fall gefaßt. Wir brauchen es denn gar nicht zuzugeben, daß es uns eigentlich Ernst damit gewesen sei, sondern es kann dann bloß als eine neue, kräftige Probe unsrer verstellten Narrheit dienen. Seht, so ist diese Sache immer in jedem Falle von sehr großem Nutzen.

Die Rede Pyrrho's fand sehr vielen Beifall, so daß man beschloß, schon am folgenden Tage, wenn die Sonne schiene, den Versuch anzustellen. Um die Mittagsstunde versammelten sich daher die Schildbürger mit schicklichen Instrumenten, um in der Experimentalphysik etwas zu thun; der Eine kam mit einem Sacke, der Andere mit einer Schaufel und einem Kessel, ein Dritter lud das Licht in einen Eimer, und so war ein Jeder beschäftigt, Licht und Aufklärung in die Rathsstube zu schaffen. Die Geschichte erwähnt ganz ausdrücklich eines Schildbürgers, der die Sonne auf eine eigne Weise zu überlisten gedachte. Er hielt ihr nämlich geschickt eine Mausefalle entgegen, und ertappte so die Strahlen, die er dann, nach seiner Einbildung, im Rathhause wieder laufen ließ.

Alle Mühe und Arbeit war aber gänzlich vergebens, denn es blieb darin so finster, als zuvor.

CAPUT VII.

Die Schildbürger trösten sich und verändern ihr Rathhaus.

Als die Schildbürger nun einsahen, daß ihr Beginnen gänzlich vergebens sei, standen sie endlich still, und Einer sah den Andern an. Der alte Gerard sagte: Nein, wahrlich, meine lieben Mitbürger, wir greifen die Narrheit zu hitzig an; was unser großes Werk nach vielen Jahren hätte krönen sollen, um endlich etwas zu leisten, wobei der ausgemachteste Narr hätte gestehn müssen, daß er in der Kunst nicht weiter könne, dieses Allerhöchste haben wir gleich in unsern Bemühungen vorangestellt. Darum soll man doch selbst über etwas Gutes ja nicht zu heftig herfallen. Ich fürchte überhaupt, daß diese Thorheit, die wir hier vorgenommen haben, etwas so Thörichtes sei, daß sie fast aus keiner Verstellung herrühren könne. Bedenkt Euch, meine lieben Freunde, und thut Euch Einhalt.

Barthel sagte hierauf: Lieber Schwager, wie bist Du doch so ganz ohne Noth für uns besorgt? Du wirst fast etwas zu alt, und darum dünkt Dir in dieser Welt nichts mehr recht und gut eingerichtet, wie dann das Alter immer eine Unzufriedenheit mit andern Menschen mit sich führt. Denn ich kann nicht einsehn, warum wir hier etwas so Thörichtes gethan haben sollen; wir haben nur das unternommen, was sich für jeden Menschen ziemt, der mit den Begriffen seines Verstandes weiter zu kommen denkt. Wir haben eine Erfahrung mehr gewonnen, und können nun mit Gewißheit behaupten, daß sich das Licht nicht auf diese Weise fortbringen läßt; wir können nun auch Jedermann abrathen, der es vielleicht nach uns versuchen wollte; das konnten wir vorher nicht, denn wir hatten keinen vernünftigen Grund dazu. Jetzt aber sind wir unsrer Sache so ziemlich gewiß. Ihr erinnert Euch, wie der weise Aesopus seine Lehren und Reden fabelweise vorzutragen pflegte, um es seinen Zuhörern und Lesern eindringlicher zu machen. So fällt mir jetzt auch eine Geschichte ein, die wie dazu gegossen, auf unsern Zustand paßt, und die jeden Unzufriedenen unter uns trösten und beruhigen muß; ich will sie Euch also vortragen.

Es trug sich einmal zu, daß meines Großvaters Vater von einem Andern diese Rede hörte: Ei, was sind Rebhühner doch für ein schönes Essen! Mein Urgroßvater fragte ihn, ob er dieses Geflügel gegessen habe, daß er es so genau wissen könne? Nein, antwortete der Andere, aber ich habe Einen vor dreißig Jahren gesprochen, dessen Großvater sie in seiner Jugend von einem Edelmann hat essen sehn. Mein Urgroßvater bekam durch dieses Gerede ein übermäßiges Gelüste zu Rebhühnern; da er aber keine Rebhühner haben konnte, so besann er sich auf das Beste, was er wußte, und das waren Butterküchlein. Er ging deshalb zu seinem Weibe, und begehrte, daß sie ihm diese Speise machen sollte, sie aber entschuldigte sich damit, daß sie keine Butter oder Sahne, Milch, enlin Fett im Hause habe; er möchte also seinen Appetit bis auf eine bessere Gelegenheit stillen. Damit aber war mein Urgroßvater nicht zufrieden, und sagte, daß, wenn sie keine Butter, Milch, Sahne, oder enlin Fett im Hause habe, so sollte sie die Sache einmal mit Wasser versuchen. Es geht nicht, antwortete die Frau, denn sonst hätte ich schon lange Küchlein gegessen, und das Wasser sollte mich nicht gereut haben. Du kannst es nicht wissen, antwortete meines Großvaters Vater, denn Du hast es niemals versucht. Versuche es, und will es nicht gerathen, dann erst magst Du sagen: es geht nicht. Die Frau meines Urgroßvaters mußte endlich ihrem Manne nachgeben; sie rührte deswegen einen dünnen Teig ein, und setzte dann eine Pfanne mit dem Teige übers Feuer. Mein Urgroßvater stand daneben und hielt einen Teller hin, und wollte das erste Butterküchlein gleich warm aus der Pfanne essen, ward aber betrogen, denn es war ein mehliger Teig oder Brei geworden. Die Frau sagte hierauf zornig: Nun, hab' ich Dir's denn nicht gesagt, daß es nicht geht? Immer willst Du Recht haben, und kannst doch viel wissen, wie man Küchlein backen soll. Schweig, liebe Frau, sagte mein Urgroßvater; laß Dich's nicht gereuen, daß Du es versucht hast, man versucht ein Ding auf allen Wegen, bis es zuletzt geraden muß; ist es schon diesmal nicht gerathen, so geräth es vielleicht ein andermal; es wäre ja doch eine feine, nützliche Kunst gewesen, wenn es von ungefähr gerathen wäre. — Nun seht, meine Freunde, eben also ist es auch mit unserm Versuche ergangen.

Die Schildbürger waren durch diese Rede wieder sehr getröstet, sie ließen in ihrem Archive mit

großen Buchstaben die neuerfundene Wahrheit niederschreiben, daß sich das Tageslicht nicht in Säcken forttragen lasse. Einer von ihnen schrieb auch eine weitläuftige Abhandlung, worin er zu beweisen suchte, daß es unmöglich sei, und sich dabei besonders auf den neulich angestellten Versuch steifte.

Da die Schildbürger endlich so durch die Noth gezwungen wurden, der dummen gemeinen Weise zu folgen, so machten sie, wie alle übrigen Menschen, Fenster in ihr Rathhaus, und dem Schaden war abgeholfen.

CAPUT VIII.

Von der Verfassung, der Religion, der Philosophie der Schildbürger; Zustand der Künste und Wissenschaften.

—

Ich habe so weit dem Leser die Vorfälle vorgetragen, wie ich sie in der Geschichte der Schildbürger gefunden habe. Nach Art der griechischen und römischen Historiker habe ich ihm zugleich die Reden mitgetheilt, die bei den wichtigsten Begebenheiten gehalten wurden. Jetzt ist es ihm vielleicht angenehm, eine kurze, allgemeine Uebersicht des ganzen Landes zu bekommen.

Die Staatseinrichtung der Schildbürger war eigentlich monarchisch, denn ihr Bürgermeister, oder wie ihn andere Schriftsteller nennen, ihr Schultheiß, hatte das Meiste zu sagen, und ihm waren bei wichtigen Gelegenheiten die Rathsherren untergeordnet, so daß er jeder Sache den Ausschlag geben konnte.

Die Geschichte der Schildbürger ist so fragmentarisch, daß wir dem geneigten Leser hier unmöglich die Reihe ihrer Regenten und wie ein jeder beschaffen war, so auch, was sich unter jedem Merkwürdiges zugetrage, herrechnen können. Vor der gegenwärtigen Periode ist Alles in Dunkelheit, und man hat nur ungewisse und fabelhafte Traditionen. So nennt die Mythologie einige dieser Bürgermeister, die das Vorrecht ganz sollen aufgegeben haben, daß die Bürger den Hut vor ihnen abgezogen haben, und die sich mit einem simplen „guten Morgen," oder „guten Abend" sollen begnügt haben; einige andre sollen ihr Gehalt unter die Armen haben vertheilen lassen; doch sind alle dergleichen Nachrichten, wie gesagt, billig unter die Fabeln zu rechnen.

Die Macht des Bürgermeisters griff in diesen Zeiten sehr um sich, so daß er sich auch in das geistliche Regiment mischte. Seit undenklichen Zeiten war es nämlich eine hergebrachte Sitte, daß der Prediger die freie Wahl hatte, welche Lieder er zu seiner jedesmaligen Predigt wollte singen lassen; dieses Vorrecht aber maßte sich Barthel, als dermaliger Bürgermeister, an, der gewählt worden, nachdem Gerard mit Tode abgegangen. So kam es, indem der Bürgermeister seine Lieblingslieder singen ließ, daß sie oft zum Text der Predigt gar nicht paßten; der Prediger sprach von Toleranz, der Staat ließ von Verfolgung singen, so daß oft die Kanzel und die Orgel mit einander einen Streit zu führen schienen, wer das letzte Wort behalten würde.

Das Reich war übrigens ein Wahlreich, und die Bürger hatten das Recht zu wählen. Nirgends aber, als in Schilda, kann das bekannte Sprichwort entstanden seyn: Wer die Wahl hat, hat die Qual; denn die Bürger waren eben wegen des Wahlrechts übel daran. Jeder Rathsherr suchte für sich durch Geld, Drohungen und alle mögliche Mittel, Stimmen zu sammeln, jeder suchte sich zu rächen, wenn er durchgefallen war; und so brachten Furcht und Bestechungen immer einen Mann auf den Thron, den die Bürgerschaft gewiß nicht gewählt haben würde, wenn sie freie Faust gehabt hätte.

Die Stoiker hatten den Lehrsatz: Nur allein der Weise sei ein König, selbst in der Sklaverei. Dieser Satz fand unter den Schildbürgern viele Freunde, denn alle waren von ihrer Weisheit überzeugt, und darum hielt sich auch ein Jeder für den Vornehmsten. Damit ein jeder Einwohner, soviel als möglich unumschränkt herrschen könne, verachtete er alle übrigen. Und eben dadurch entstand der edle Wetteifer, daß Jeder auch den andern durch Handlungen zu übertreffen suchte, wodurch sich die Schildbürger ihren unsterblichen Ruhm erworben haben.

Außerdem war in ihrer politischen Verfassung noch eine Art von Ostracismus üblich, wodurch sie eben, wie die Athener, diejenigen zu verbannen pflegten, die im Lande zu klug zu werden gedachten, da sie sich erst einmal zur Fahne der Narrheit bekannt hatten; nur daß sie sich nicht die Mühe gaben, ihre Meinung auf Tafeln zu schreiben, sondern diese weitläuftige und langweilige Procedur mehr ins Kurze zogen. Es hatten sich nämlich einmal zwei Fremdlinge in ihrem Lande niedergelassen, die ihre Narrheit nicht mit zu machen gedachten, sondern nach ihrer eigenen Weise lebten, ihr Gewerbe trieben und sich ehrlich nährten. Da diese Sonderlinge sich nicht zu den Landesgesetzen bequemen wollten, verfolgte man sie billig so lange mit Verläumdungen, bis diese sich nach einem andern Wohnorte umsahen, und das Land dadurch von diesen gefährlichen Menschen befreit war.

Was den Charakter der Einwohner anbetrifft, so scheinen sie, nach allen Nachrichten, das redlichste und edelste Gemüth von der Welt gehabt zu haben. Unter vielen Beispielen, die dies beweisen, will ich nur eins anführen. Sie hatten einen schlechten Dichter in ihrer Gegend, mit Namen Gottschalk. Dieser hatte es sich herausgenommen, einen berühmten Helden weitläuftig zu besingen; er hatte dabei, um das Gedicht poetischer einzurichten, dem großen Manne sehr unrecht gethan und aus Kurzsichtigkeit hinzugelogen und weggelassen, um nur die Einheit, die er beabsichtigte, hervorzubringen, so daß in seinem Werke Geschichte und Poesie gleich sehr verfälscht war. So hatte er auch die Verse schlecht gemacht, und mit einem Worte Alles verdorben. Dieses ließen ihm die Schildbürger, wie es billigen Leuten zusteht, ungerügt hingehn, denn kein guter Bürger hat sich darein zu mengen, wenn sich irgend einer an der Kunst vergreift, denn die ganze Bande der neun

Musen mit ihrem Oberhaupte Apollo, war bei den Schildbürgern vogelfrei und genoß nicht des Schutzes der Gesetze. Als man aber vorgab, dieser Gottschalk habe einen höchst unbedeutenden Brief nur durch einen kleinen, höchst unbedeutenden Zusatz verfälscht, entstand ein großes Geschrei im ganzen Lande; man sprach heftig gegen ihn, man vertheidigte ihn, man konnte des Gewäsches und des Ereiferns gar nicht müde werden. Dies beweiset nach meinem Urtheile sehr gut, daß die Schildbürger über die Tugend so dachten, wie es edlen Männern geziemt.

Von der Religion der Einwohner haben wir nur sehr ungewisse Nachrichten. Man behauptet, daß die Vornehmen gar keiner bestimmten Religion sollen zugethan gewesen seyn. Im ganzen Leben hielt man viel von der Toleranz und Moral, man beeiferte sich gegenseitig, und einer suchte den andern in einer recht schönen, liebenswürdigen Toleranz zu übertreffen; dabei aber wurden die Gemüther unvermerkt so erhitzt, daß sie gegen diejenigen sehr intolerant waren, die nicht so aufgeklärt dachten, als sie. Dies mußten auch die beiden Fremdlinge erfahren, von denen schon oben gesprochen ist, die es versuchten, eine wirkliche Religion zu haben, und darüber für abergläubisch ausgeschrieen wurden.

Auf dem Todbette wurden die Schildbürger immer fromm und bekehrten sich, auch in gefährlichen Krankheiten; es geschahe selbst manchmal, wenn einer des Nachts aufwachte und nicht wieder einschlafen konnte. Am Morgen aber sahen sie ihre Thorheit ein und waren bis auf den Abend wieder starke Freigeister.

Die Philosophie der Schildbürger war von der Art, daß es Jedem im Lande leicht war, ein Philosoph zu seyn. Denn man hatte die Einrichtung getroffen, daß sich zur Zeit immer nur einer von den Bürgern damit beschäftigte, so daß es die Uebrigen dann darin leicht hatten, daß sie bloß das nachsagten, was ihnen ihr Vorphilosophirer vorsagte. Dabei befanden sie sich sehr wohl, Keinem ward das Denken sonderlich sauer, weßhalb auch diese Gewohnheit immer ist beibehalten worden.

Die Wissenschaften und schönen Künste standen bei den Schildbürgern im großen Flor. Man zählte die Poesie zwar zu den brodlosen Künsten, doch unterließ man es nicht, großes Interesse an ihr zu nehmen. Ohne Zweifel ist es auch nur den Barbaren vergönnt, die Künste zu verachten und sie nicht auszubilden; dies sahen auch die Schildbürger sehr wohl ein, und darum thaten sie auch weislich das Gegentheil. Da aber dieses Studium viele Zeit erfordert und es auch einigermaßen beschwerlich ist, sich damit einzulassen, so hatte man auch hierin Leute angestellt, die den übrigen Bürgern sagten, was sie von diesem und jenem Buche zu halten hätten. Diese Einrichtung gefiel den Einwohnern ungemein und sie übten sich daher so lange darin, bis sie es dahin brachten, daß sie es gar nicht mehr nöthig hatten, die Werke selbst zu lesen, sondern sie erholten sich nur bei denen Raths, die sie in ihrem Namen beurtheilten. Daher kam auch die wunderliche Sitte, daß es jedem öffentlichen Beurtheiler erlaubt war, sich gleich den Königen und Fürsten in seinen Briefen Wir zu schreiben, weil Jeder fest überzeugt seyn konnte, daß er immer im Namen von tausend Andern spreche. So brachten manche Leute ihre ganze Zeit damit zu, über Bücher zu sprechen, ohne selbst nur ein einziges Buch zu lesen, und die Beurtheiler wurden in ihrer Kunst so perfekt, daß sie es auch am Ende unterließen.

Es sei mir vergönnt, nur noch einige Denkwürdigkeiten ihres Theaters beizubringen, bevor ich dieses Kapitel schließe. Die Schildbürger waren eine so edelmüthige Nation, daß sie ihre Schaubühne zu nichts Anderem brauchen wollten, als nur zu einem Anhange des Lazareths, um sich darin zu bessern. Sie sahen ein, daß sie viele Fehler an sich hatten, und deshalb gingen sie ins Theater, um sich davon zu reinigen. Das Schauspiel war also nicht etwa nur ein Spiel der Phantasie, oder ein Ort, wo man die Zeit mit angenehmen Possen hinbrachte, sondern eine wahre Schule der Sitten. Die Schildbürger nahmen es auch so genau, daß sie die Stücke gar nicht ausstehen konnten, in denen sie etwa unverhofflerweise hatten lachen müssen; ja es ging so weit, daß sie selbst das Marionettentheater verabscheuten, das sich dort etabliren wollte: nicht etwa deswegen weil die Marionetten sich vielleicht nicht mit dem besten Geschmack vertrugen, sondern sie erduldeten es deswegen nicht, weil diese unvernünftigen Puppen sich unterstanden, alberne Possen vorzubringen, und nicht edelmüthig dachten und empfanden, sie sahen daher ein, daß ein weichgeschaffener Mensch unmöglich mit diesen hölzernen Geschöpfen sympathisiren könnte, und deshalb untersagten sie dieses Schauspiel.

Mit eben dem Rechte, mit dem sie das Lustspiel verabscheuten, verfolgten sie auch das eigentliche Trauerspiel. Sie bekümmerten sich nichts darum, ob ein König sein Reich verlor und er im Elend verschmachten mußte, denn sie sahen ganz richtig ein, daß sie hier nicht mitfühlen könnten, weil sie keine Könige wären. Sie verstanden es nur, wenn einer unter ihnen Schulden hatte, oder einen Sohn, der lieber Geld verzehrte, als verdiente; hier waren ihre Herzen diesen tragischen Eindrücken offen, und die edlen Thränen ergossen sich haufenweise; besonders aber, wenn der großmüthige wackere, arbeitsame Hans, die zarte, gutfühlende, liebeathmende Grete in den ersten Akten nicht heirathen konnte, so wußten sich die großmüthigen Zuschauer vor Mitgefühl nicht zu lassen, so daß man Beispiele hat, daß Einige in Ohnmacht gefallen sind, Andre zu den gebrannten Wassern ihre Zuflucht haben nehmen müssen, um vor den großen Eindrücken nur nicht gar zu Grunde zu gehen.

Man sieht, auf welcher hohen Stufe der Cultur diese unsere Vorfahren, die von Manchen verachtet worden, gestanden haben, so daß sie wohl mit Recht die weiland atheniensischen Griechen über die Achseln ansehen konnten, als die ihre Trauerspiele mit Aberglauben und ihre Lustspiele mit den ungereimtesten Possen anfüllten. Die Vernunft und das Herz der Schildbürger im Gegentheil war in ihren Theatern sehr gut aufgehoben, denn man lehrte sie hier durch abschreckende Beispiele, wie Keiner falsche Testamente machen oder nach Italien reisen sollte, wie es unrecht sei, zu stehlen, oder auch im Gegentheil nicht zu heirathen; das achte Gebot der Verläumdung ward auch durchgenommen, so wie man in einem andern Stück die Einwohner um Gotteswillen bat, doch ja nicht zu witzig zu seyn, denn es könne wohl gar nach Algier in die Sklaverei führen.

Es wird vielleicht nicht undienlich seyn, die beiden hauptsächlichsten Dichter nur ganz kurz zu charakterisiren, die sich in der blühendsten Periode um die Nation verdient machten. Zu bedauern ist es, daß ihre Schriften verloren gegangen sind, so daß wir nur dunkeln Traditionen folgen können, die uns keine recht deutlichen Begriffe geben.

Der hauptsächlichste ihrer Dichter und der am meisten vergöttert wurde, hieß Augustus. Er war es vorzüglich, der den vorhin geschilderten Geschmack veranlaßt hatte. Ihm hatten die Schildbürger die schöne Erfindung zu danken, daß gegen Ende der Stücke ein edler Mann auftrat, der Schulden bezahlte, und der jedesmal die einzige Ursach war, daß die Zuschauer mit ziemlich leichtem Herzen nach Hause gehen konnten. Er soll auch der Erste gewesen seyn, der öffentlich vor Witz gewarnt hat, und durch sein eigenes Beispiel bewiesen, wie man ihn am bequemsten vermeiden könne. Er soll auch die Präsidenten und vornehmen Bösewichter erfunden haben, an denen der Tugend zum Besten Exempel statuirt wurden, so daß die Biederkeit mit Recht den Sieg davon trug. Dieser große Mann schrieb sehr viel, und erschöpfte sich doch nie, denn er wußte einen einzigen trivialen Satz geschickter als der beste Musikus zu variiren.

Der zweite große Mann war Hans Knopfsmacher. Er war der Erste, der in seinen Stücken die damals neue Maske der ehrlichen, fast zu tugendhaften Huren erfand. Diese Vorstellungen besserten die Schildbürger ganz ungemein, und Mädchen und Weiber bildeten sich nach diesen zarten Charakteren. Er liebte es sehr, wenn seine Stücke keinen Zusammenhang hatten; was Einige an ihm haben tadeln wollen. Sonst war er noch wegen einer andern Eigenthümlichkeit merkwürdig. So wie manche indianische Zeuge einen rothen Flecken als Zeichen der Aechtheit haben, so konnte man seine Stücke gewöhnlich an einem Mohren oder Araber erkennen, den er geschickt in die Handlung einzuflechten wußte; ja, man hat eine artige Anekdote von ihm, die seine Liebe zur Schwärze ziemlich deutlich macht: denn als er einstmals ein Stück schrieb, in das sich durchaus kein Mohr hineinschicken wollte, so verfiel er auf einen andern Kunstgriff; er beschloß nämlich sein Stück mit einer Decoration, die ein ganz schwarz ausgeschlagenes Zimmer vorstellte, worüber die Schildbürger laut ihren Beifall zu erkennen gaben, daß er so glücklich diese Schwierigkeit mit den Mohren überwunden habe.

So viel vom Theater.

Das edle Gemüth kann aber zu weit gehn und sich gleichsam überspringen, und dieser Satz bestätigte sich auch an den Schildbürgern. Denn sie gingen am Ende so weit, daß sie ihren Spitzbuben Gedichte und Oden vorlasen, um sie vom Laster zurückzubringen, und auf die gelindeste Weise ohne Galgen zu bessern; worüber man sich aber zu wundern hat, ist, daß die Poesie bei diesen abgehärteten Leuten ihre officinelle Wirkung gänzlich verlor, so daß sie eben so merkwürdig als der pontische Mithridates sind, bei dem im Gegentheil wegen der Uebung kein Gift anschlagen wollte.

Die Malerei benutzten sie vorzüglich dazu, daß sie alle Arten der Torturen darstellten, wodurch sie es dahin bringen wollten, daß die Criminalverbrecher sogleich beim Anblick der gepeinigten Menschen ihr ganzes Geständniß ablegten. Ich habe in den neuesten Zeiten denselben Vorschlag in dem bekannten Buche Orestrio wiedergefunden, so daß nichts wahrer ist, als das alte Sprichwort: Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.

Doch es ist Zeit, daß ich mich zur Geschichte zurückwende.

CAPUT IX.

Der Bürgermeister stirbt. Ein andrer wird gewählt. Sein Charakter.

—

Die Schildbürger hatten sich nach und nach so in ihre Lage gefunden, daß Keiner unter ihnen mehr daran dachte, daß sie den Vorsatz gefaßt hatten, sich närrisch zu stellen. Die Natur und das Genie machten, daß sie der Kunst gänzlich entbehren konnten. Alle Dinge, die sie unternahmen, trieben sie daher auch sehr ernsthaft; und so gingen sie immer tiefer in das Gebiet der Thorheit hinein, so daß es ihnen endlich unmöglich fiel, den Rückweg wieder anzutreffen.

Es traf sich, daß der damalige Bürgermeister starb, und daß daher ein neuer gewählt werden mußte. Die Einwohner hatten bis dahin immer die Aeltesten und Einsichtsvollsten zu diesem Amte genommen; jetzt fielen sie darauf, einmal eine Abwechselung vorzunehmen, und einen Mann einzusetzen, der stark von Gliedern wäre, damit er im Amte länger ausdauere und sie nicht zu oft die Mühe des Wählens hätten. So kam der Meister Caspar zur Regierung, der bis dahin Fleischer gewesen war.

Die ansehnliche Statur des Mannes schien dem ganzen Staate Ehre zu machen, und alle Schildbürger versprachen sich eine äußerst vortreffliche Regierung. Er trat sein Amt mit vielen guten Vorsätzen an, und ging daher zuerst ins Bad in die nächste Stadt, um Alles von sich abzuwaschen, was dem ehemaligen Caspar gehörte, damit er das neue vornehmere Leben nachher um so bequemer anfangen könnte. Diesem begegnete unterwegs ein Anderer, der ehemals sein Kamerad gewesen war und nicht wußte, daß er jetzt Bürgermeister zu Schilda war; er fragte also ohne Umstände: Caspar, wo gehst Du hin? Der Bürgermeister besann sich nicht lange, sondern antwortete sehr behende: Mein Freund, mit dem Du und dem Caspar ist es nun vorbei, denn wir sind solches nicht mehr, wir sind nunmehr unser gestrenger Herr, der Bürgermeister von Schilda, geworden. Er ging hierauf in die Stadt ins Bad und setzte sich nachdenklich auf eine Bank. Nach einiger Zeit fragte er einen Andern, ob dies die Bank sei, auf der die Herren zu sitzen pflegten. Als man Ja antwortete, rief er: Seht, das habe ich mit meinem Verstande doch gleich gemerkt, denn ich bin Bürgermeister zu Schilda geworden. Die Uebrigen lachten, aber er beharrte in seiner tiefsinnigen Positur. Der Bader kam und fragte, ob man ihn schon ge-

rieben und ihm den Kopf gewaschen habe. Caspar aber sagte: Ach, lieber Bader, wir Bürgermeister in Schilda haben so wichtige Sachen zu sinnen, daß ich unmöglich darauf habe Acht geben können.

Als er gebadet war, ging er wieder nach Hause, und seine Frau trug ihm auf, ihr zum nächsten Sonntag einen schönen Pelz zu kaufen. Er ging also wieder in die Stadt und fragte gleich im Thore: wo der Mann wohne, bei dem die Bürgermeister ihren Frauen Pelze zu kaufen pflegten. Da die Leute seine Narrheit merkten, schickten sie ihn erst zu einem Wagenmacher und dann zu einem Bäcker, endlich aber gerieth er an einen Kürschner, wo er sich einen sehr schönen Pelz aussuchte. Die Frau war über die Maßen glücklich und konnte den nächsten Sonntag nicht erwarten, um sich damit öffentlich in der Kirche zu zeigen. In der Nacht vorher schlief sie gar nicht, und glaubte endlich, es würde gar nicht Tag werden. Die Sonne ging aber doch zu ihrer großen Freude auf, und nun fing sie sogleich an, sich zu schmücken, um dem neuen Pelze keine Schande zu machen. Sie hatte so lange gezögert, daß es sich also fügte, daß man eben wieder aus der Kirche nach Hause gehen wollte; alle Weiber waren daher aufgestanden, als sie in die Kirche hereintrat. Sie glaubte nicht anders, als es geschehe ihretwegen, sagte also sehr bescheiden: Bleibt nur sitzen, lieben Nachbarsleute, denn ich überhebe mich meines jetzigen Standes nicht, ich weiß die Zeit noch gar wohl, da ich diesen schönen Pelz nicht hatte, und nicht anders einherging, als ihr jetzt thut. Der Mann trat auch hinzu und sah, daß einige Hunde in der Kirche umherliefen; er sagte daher sehr zornig: Nun wahrlich, ich muß unter meinen Unterthanen ein andres Regiment einführen. Er gebot hierauf sogleich, daß sich kein Hund durfte auf den Straßen oder an öffentlichen Orten sehen lassen; womit die Schildbürger sehr unzufrieden waren.

CAPUT X.

Der Handel und die Wissenschaften werden eingeschränkt.

Die Einwohner glaubten sehr bald Ursache zu haben, die Wahl ihres neuen Bürgermeisters zu bereuen. Gleich beim Anfang seiner Regierung zeigte er eine große Abneigung gegen alle Künste und Wissenschaften, die er nur für den unnützen Zeitvertreib der Müßiggänger ansah.

Was aber den Staat in die größte Verwirrung brachte, war, daß der Regent allen auswärtigen Handel untersagte und die Verordnung gab, daß man alle Bedürfnisse im Lande selber erzeugen solle. Das Land war sehr klein und brachte weder Baumwolle, noch Wein, weder Citronen, noch schlesische Leinwand hervor, so daß den Einwohnern nach diesem Befehle fast nichts mehr übrig blieb.

Er verordnete ebenfalls, daß alle Bücher, die im Lande gelesen würden, auch im Lande geschrieben werden sollten; er verbot die Einfuhre alles fremden Verstandes; denn er sagte, die Sachen in den Büchern sind entweder bekannt, oder unbekannt; im ersten Falle können sie ungelesen bleiben, im zweiten aber gar leicht gefährliche Folgen haben, da sie nicht im Lande ersonnen sind.

Alle Schriftsteller und Künstler mußten daher Landeskinder seyn; und so litten die Einwohner großen Mangel an geistiger und körperlicher Nahrung.

CAPUT XI.

Vorbedeutungen einer Veränderung.

Die Schildbürger gaben sich unter einander ihr Mißvergnügen zu verstehen, und die Aeltesten unter ihnen schüttelten über die Einrichtungen des neuen Bürgermeisters sehr die Köpfe. Sie fürchteten für die Wohlfahrt des Staats, besonders da sie sahen, daß der Regent sich selber nicht scheute, Contrebande zu machen, und seine Kleider aus fremden Ländern zu holen, um sie nur kostbarer zu haben.

Es fing an im Lande eine schwüle Luft zu entstehn, die gewöhnlich vor einem Gewitter hergeht. Man hörte Jedermann murren, man kam in der Schenke häufiger zusammen und blieb länger, als gewöhnlich. Die Leute fingen an, über die Menschenrechte zu denken und zu sprechen; einige Redner standen auf, die den Uebrigen ihre verworrenen Begriffe auslegten. In jeder Gesellschaft sprach man gern über die Staatseinrichtungen, Jedermann tadelte und es währte nicht lange, so belegte man Caspar mit dem Namen eines Tyrannen. Alles dieses war für den feinern Politiker von schlimmer Vorbedeutung, der mit vieler Wahrscheinlichkeit eine Veränderung des Staats vorhersagen konnte.

CAPUT XII.

Die Revolution bricht aus.

Es geschah von ohngefähr, daß durch ein Versehen der Brief eines Auswärtigen an einen Einwohner in Schilda dem Bürgermeister in die Hände fiel. Aus diesem Briefe wurde deutlich, daß viele Bürger damit umgingen, in Schilda eine Empörung zu veranstalten, das alte Regiment umzustürzen und ein neues einzurichten. Man ließ sogleich diesen Empörer, an den der Brief gerichtet war, einziehn, so wie die Uebrigen, die in dem verdächtigen Schreiben genannt waren. Man untersuchte ihre Papiere und fing ihre Briefe auf und es fand sich, daß immer mehr Leute eingezogen werden mußten, weil ein oder der andre Umstand in diesen Briefen vorkam, der sie

verdächtig machte. Da man jeden Wink benutzte, so hatte der Verdacht gar kein Ende und die eigentliche Untersuchung der Sache konnte immer noch nicht ihren Anfang nehmen.

Die Schildbürger lebten in der größten Angst, da sie so viele von ihren Freunden und Bekannten im Arreste sahen, und mit jedem Tage Andre ins Gefängniß gesteckt wurden. Der öffentliche Kerkermeister hatte mit ihrer Verpflegung alle Hände voll zu thun und erschrak, als das Gefangennehmen immer noch kein Ende nehmen wollte.

Schon saß ganz Schilda in den Gefängnissen, als sich noch ein Brief fand, der auch den Kerkermeister verdächtig machte; ja, was noch mehr war, ein andres Schreiben schien sogar den Bürgermeister selbst als einen Empörer anzuklagen. Der letzte ließ sich daher, um zu zeigen, daß er ein guter Bürger sei, gefangen setzen, und der Kerkermeister mußte sich selber bewachen.

Da nun kein Gericht niedergesetzt werden konnte, der Kerkermeister also nicht die Erlaubniß erhielt, frei herumzugehn, so bekümmerte sich Niemand um die Gefangenen und sie mußten in ihrem Arreste hungern nnd große Noth leiden. Statt in den gewöhnlichen Häusern zu wohnen, lagen die Einwohner im Kerker einquartiert und wußten nicht, woran sie waren, bis sie endlich, vom Hunger und Ungeduld getrieben, Alle zugleich herausstürzten, durch die Gassen liefen und einmüthiglich ausriefen, daß die Empörung nun wirklich ausgebrochen sei.

CAPUT XIII.

Eine neue Verfassung wird eingeführt.

—

Da man nun nicht nur die Mehrheit der Stimmen, sondern sogar alle Stimmen für eine Staatsveränderung zu haben schien, so ward sogleich ohne Weiteres der Bürgermeister seines Amtes entsetzt, und Caspar sah sich gezwungen, wieder eine Privatperson vorzustellen. Als Einige nunmehr zu einer neuen Wahl schreiten wollten, stand Einer unter ihnen auf und sagte:

Warum wollen wir uns denn stets wieder die alte Qual verschaffen? Warum wollen wir nicht irgend etwas Neues versuchen, um zu erfahren, ob wir es auf diesem Wege nicht vielleicht besser haben? In der ganzen Welt sind, wie man sagt Regierungen und Staatsverfassungen eingeführt, aber daraus folgt noch gar nicht, daß sie nothwendig sind, denn sonst müßten auch tausend andre Sachen nothwendig seyn, deren Entbehrlichkeit doch selbst der blödeste Verstand begreifen kann. Jedes Regiment, es mag Namen haben, welche es will, ist nur darum erfunden, um die Menschen im Zaum zu halten, weil sie Narren sind. Das Gesetz und der Zwang müssen die Stelle der Weisheit vertreten, weil sie sich von der Minerva nicht wollen regieren lassen. Die Strafen müssen an die Stelle der philosophischen Beweise treten, und so sieht jeder Bürger am Ende in der Ferne so ziemlich tugendhaft aus, weil er von allen Seiten so eingeschnürt und eingeengt ist, daß er sich weder rühren noch regen kann. Diese Gesetze und Regierungen sind aber weisen Männern unanständig, die durch sich selber immer gut und ohne alle Gesetze strenge nach den Gesetzen handeln. Wenn wir Autorität und Zwang verbannen, ist es dem Tugendhaften erst möglich, zu zeigen, daß er um ihrer selbst willen die Tugend liebe, weil sonst Jeder, ja er selbst, glauben könnte, er fürchte sich vor dem Zwange und vor der Strafe. Darum wollen wir die höchste Freiheit unter uns einführen, und der Welt zeigen, wie es möglich sei, auf diese Art glücklich zu werden. Dann erst werden große Männer unter uns aufstehn, gegen die alle diejenigen, die sonst an den Höfen der Fürsten dienten, nur Kinder und Narren waren.

Die Schildbürger gaben dieser Rede den ungetheiltesten Beifall; Jedermann versprach laut, tugendhaft und ein großer Mann zu werden, und so hob man alle Gesetze auf, so wie die ganze Verfassung, und ein Jeder ging als der freieste Mann nach Hause. So war der Staat beruhigt, und die reinste Demokratie eingerichtet.

CAPUT XIV.

Der König besucht die Einwohner. — Diogenes der Zweite.

—

Es traf sich um diese Zeit, daß der benachbarte König eine Reise vorhatte, und durch das Gebiet der Schildbürger gehn mußte. Die neuen Republikaner erfuhren den Tag, an welchem er kommen würde, und beschlossen, vor seinen Augen etwas Denkwürdiges auszurichten. Sie kamen also zusammen und wurden dahin einig, daß man ihm nicht die mindeste Ehre erweisen müsse, um ihm dadurch zu verstehn zu geben, daß sie ganz freie Männer wären. Ein Andrer schlug noch außerdem vor, daß es zu solchem Zwecke noch tauglicher sei, ihm gewissermaßen grob zu begegnen, damit er begriffe, daß sie keine Sklaven und Tyrannenknechte wären. Dieser Vorschlag gefiel außerordentlich und man las noch vorher einige Bücher, um sich recht in die Stimmung zu versetzen, die solchen freien Menschen ansteht.

Einem unter ihnen, den man für den witzigsten hielt, ward aufgetragen, sich als Nachahmer des griechischen Diogenes mitten auf dem Markt in einer Tonne häuslich niederzulassen, man wolle den König alsdann dorthin, als zum größten Philosophen, führen, und wenn er sich dann eine Gnade ausbitten dürfe, so solle er ebenfalls die Worte des Griechen wiederholen: Ich verlange nichts, als daß Du mir aus der Sonne gehst. — Dadurch sollte nun dem König recht in die Augen springen, welch' ein armseliges Geschöpf er gegen einen freigebornen Schildbürger sei, und er würde, im innersten Herzen bewegt, dann auch wahrscheinlich die Worte Alexanders sagen: Wahrlich, wenn ich nicht ein König wäre, so möcht' ich ein Schildbürger seyn.

Die Bürger freuten sich sehr über ihre witzige Erfindung, und Jeder lernte ein paar ächtrepublikanische Reden auswendig, womit er gesonnen war, dem Könige zur Last zu fallen. Sehr vieles wollten sie ihm über die angebornen Menschenrechte, über die ursprüngliche Freiheit und dergleichen, vortragen, so daß sie vor Ungeduld den Tag seiner Ankunft kaum erwarten konnten.

Endlich erschien der Tag. Die Schildbürger waren vorbereitet, der Philosoph lag in seiner Tonne und repetirte unaufhörlich seinen philosophischen Spruch; die Sonne schien, es fehlte nichts mehr, als der König. Auch dieser kam endlich. Die Ersten, die mit ihm reden sollten, waren bei seinem Anblick so erschrocken und verwirrt, daß sie keinen tüchtigen Grundsatz und keine zureichende Tyrannenverachtung in sich auftreiben konnten; sie standen stumm und verlegen da. Einige aber, die jünger und kecker waren, sahen die Beängstigung ihrer Brüder, und schämten sich, daß der Republik eine solche Schande zustoßen sollte; sie traten daher hinzu und wollten das Versehen ihrer Mitbürger wieder gut machen. Sie überhäuften den König mit unzusammenhängenden Grobheiten und Schimpfreden, der nicht begreifen konnte, warum ihm eine solche Ehre widerführe. Als er endlich von einigen der Aeltesten hörte, daß es nur geschähe, um ihre neue Freiheit zu probiren, daß es nur Edelmuth der Bürger verrathe, die sich vom Sklavensinn zu entfernen trachteten, und daß er es aus dieser Ursache nicht übel nehmen möchte, so fing er an, aus vollem Halse zu lachen. Die Schildbürger waren sehr vergnügt darüber, daß er über ihre republikanischen Gesinnungen eine solche Freude hatte, und fuhren nun in ihrer patriotischen Declamation um so eifriger fort.

Da der König gar keine Miene machte, nach dem Markte zu gehn, so fragten sie ihn, ob er gar nicht gesonnen sei, ihren merkwürdigsten Philosophen zu sehn, der dort in einer Tonne liege und fast göttlich zu nennen sei. Der König folgte ihnen und betrachtete den Mann, der sich mit vieler Mühe ein sehr wildes Ansehen gegeben hatte; er mußte von Neuem über die wunderlichen Gebehrden des Menschen lachen, und ein Schildbürger sagte: Nun seht Ihr, ich sagte es Euch wohl vorher, daß er Euch gefallen würde; er hat einen tüchtigen Kopf, und trefflich geschickt ist er in kurzen, tiefsinnigen Antworten. Ihr dürft ihn nur etwas fragen, und er wird Euch wahrhaftig schnell genug bedienen, denn er ist Einer von den Hellen, das versichre ich Euch, er kann manchmal Worte sagen, die man vor tiefem Sinn gar nicht versteht. Er wird Euch, mein Seel, gut abfertigen mit Eurer ganzen königlichen Würde, denn im Patriotismus versteht er keinen Spaß. Fühlt ihm nur auf den Zahn, so wird er Euch weisen, daß er Haare auf den Zähnen hat. Fragt ihn einmal zum Exempel, was er sich für eine Gnade von Euch ausbitten will.

Dem König fing die Zeit an lang zu werden, und er sagte daher: Nun, mein lieber Schildbürger, welche Gnade soll ich Dir gewähren? Sprich! Hierauf antwortete der gute Schildbürger: Gnädiger Herr König, schenkt mir tausend Thaler und ich bin mit den Meinigen auf immer glücklich. — Du sollst sie haben, sagte der König schnell, und ich sehe, Deine Mitbürger wissen Dich zu schätzen, denn Du bist wirklich der Weiseste in der Stadt.

Ach Du Bösewicht! riefen die Schildbürger aus, hältst Du so Dein Versprechen? Sind das die Antworten, die Du zu geben hast, Verräther? Herr König, wir schwören's Euch zu, aus der Sonne solltet Ihr ihm gehn, weiter war nichts unter uns abgeredet. Und deswegen haben wir Dir Flegel die Tonne machen lassen, in der Du so bequem, wie in einem Bette liegst? O Du Spitzbube! und wo bleibt denn nun das, daß er Dir aus der Sonne gehen soll?

Nun, hört nur die Narren, Herr König! rief Diogenes erzürnt aus. Aus der Sonne gehn, und es scheint letzt keine Sonne, es hat sich zusammengezogen, als ob es regnen wollte. Nicht der Herr König, Ihr, meine eselhaften Mitbürger, steht mir im Lichte, und darum geht nur plötzlich fort, daß ich meine tausend Thaler in Ruhe empfangen kann. Meint Ihr denn, es soll unter Euch keinen einzigen vernünftigen Menschen mehr geben, weil ihr in die Narrheit so vernarrt seid?

Wir verbannen Dich aus dem Lande, riefen die Uebrigen.

Gut, sagte Diogenes; kommt, Herr König, gebt mir mein Geld und dann wollen wir die Narren hier sitzen lassen.

So endigte sich dieser merkwürdige Tag, und Diogenes war sehr froh darüber, daß er seine ihm aufgetragene Rolle so sinnreich verbessert hatte, er verließ das Land und der König setzte seine Reise fort, nachdem er über die Thorheit der Einwohner noch viel gelacht hatte.

CAPUT XV.

Berathschlagungen. — Seltsame, doch glückliche Vorbedeutung.

—

Die Schildbürger trieben nun ihr republikanisches Wesen immer fort, und fühlten sich sehr glücklich daß ihre Freiheit durch nichts beschränkt wurde. An einem Morgen ging ein junger Schildbürger herum und bat die Uebrigen, sie möchten sich doch in ihren Rathskleidern auf der grünen Wiese versammeln, denn er habe ihnen etwas Wichtiges vorzutragen.

Alle kamen aus Neugier auf der Wiese zusammen und setzten sich in einen Kreis, die Füße durch einander geschlagen und die Köpfe gegen einander gekehrt, worauf derjenige, der den Rath berufen hatte, also anfing:

Meine Freunde, es ist ausgemacht, und Jeder von uns fühlt es, daß wir glücklich sind; dieses rührt aber bloß von unsrer Verfassung her, indem wir die alte hergebrachte Ordnung umgekehrt haben. Sollen wir denn nun so neidisch seyn, sollten wir Alle ein so enges Herz haben, daß wir damit zufrieden sind, wenn wir uns nur allein glücklich fühlen? Nein, meine Mitbürger, das sei fern von uns. Der wirklich große und edle Mensch zeigt sich eben darin, daß er das Glück über den Erdkreis zu verbreiten trachtet, und sich dann im Glücke der Menschheit vollkommen

glücklich fühlt. Darum verehren wir die Erfinder der nützlichen Künste und Wissenschaften, und nennen sie die Wohlthäter der Menschheit. Darum ist es von den Stiftern und Erfindern der Religionen groß und heilsam gewesen, ihre Religion und ihre Lehren auszubreiten, damit auch andere Menschen im Lichte wandeln konnten. Wer verübelt es den Königen, wenn sie mit Gewalt die Wohlfahrt ihrer Länder auch über andere, die ihnen nicht gehören, auszustreuen suchen? Die späteste Geschichte nennt ihre Namen noch mit Ehrfurcht, und legt ihnen den Beinamen der Großen bei. Diesen Beispielen laßt uns folgen. Wir wollen unsre Verfassung auch über die benachbarten Länder erstrecken; der König muß abgesetzt werden, eben so wie unser Bürgermeister abgesetzt ward, und er wird sich auch gewiß freiwillig dazu bequemen; das Volk muß getröstet und beglückt werden, und es wird uns auf den Knien danken.

Noch nie hatte ein Vorschlag bei den Schildbürgern so lauten Beifall gefunden; man wollte sogleich aufstehn und zum Werke schreiten, nur Pyrrho hielt sie noch zurück und rief: Haltet nur noch einen Augenblick ein, geliebte Mitbürger! wohin führt Euch ein edler, aber dennoch blinder Eifer? Wendet die Augen von der Wohlfahrt der Nationen ab, und seht auf Euch selbst.

Du widerräthst uns also diesen Vorschlag? riefen Alle.

Mit nichten, antwortete der weise Pyrrho, Ihr versteht mich falsch, nur seht für diesen Augenblick einmal hierher zur Erde, ich meine auf Eure Beine. Wir sitzen hier in einem runden Kreis, unsre Tracht ist ganz gleich, wie es Rathsherren ziemt; wollt Ihr nun wohl so unbesonnen seyn, und so rasch und plötzlich aufspringen? Könnte nicht, da unsre Beine alle gleich aussehen, im Irrthum Einer des Andern Beine erwischen und so das Beinwesen der ganzen Bürgerschaft unter einander verwechselt werden? Ob es gleich Unrecht ist, von edlen Männern einen solchen Argwohn zu hegen, so fürcht' ich doch, daß diejenigen Füße, die mit Hühneraugen, oder diejenigen Beine, die vom Podagra geplagt sind, gar dahinten bleiben würden, und daß sich Keiner würde zu ihnen bekennen wollen. Es ist eben denjenigen, die von diesen Krankheiten leiden, auch nicht gar zu sehr zu verübeln, denn es liegt einmal das Bestreben in uns, daß wir uns Alle gern auf einen guten Fuß setzen wollen, wie man zu sagen pflegt. Laßt uns daher auf einen Anschlag sinnen, wie wir Alle unsre Beine wieder herauskriegen, und Jedem auch die rechten zu Theil werden, damit keineswegs res publica detrimenti capiat.

Sie saßen Alle still und dachten mit vielem Eifer nach. Keiner getraute sich zu bewegen, aus Furcht, plötzlich fremde Beine an sich zu ziehen, da sie alle so verwickelt waren; man dachte alle Hülfsmittel durch, aber es wollte sich gar nichts Heilsames ergeben.

Indem sie noch so im heftigen Rathschlagen saßen, zog ein Fremder vorüber, der einen tüchtigen Wanderstab in der Hand trug. Sie riefen ihn zu sich, und erzählten ihm ihre verwickelte und verwirrte Lage mit den Beinen, und ob er, als ein gereis'ter Mann, nicht vielleicht durch lange Erfahrung in fremden, weit entlegenen Ländern wundersame Mittel dagegen kennen gelernt habe; wenn es sei, so möchte er sie ihnen mittheilen, sie wollten auch zur Dankbarkeit ein gutes Stück Geld nicht zu sehr bedauern.

Der Reisende sah sie eine Zeitlang an, dann sagte er: seht, meine bedauernswürdigen Freunde, diesen Stab, er ist in der geheimnißvollen Mitternacht, beim Scheine des Vollmondes in der längsten Nacht, in Mesopotamien von einem eingeweihten heiligen Baume, durch einen achtzigjährigen Priester abgeschnitten. Dieser Priester hat ihn mir verehrt zum Schutz gegen meine Feinde, zur Beschirmung der Freunde; wollt Ihr mir nun ein gutes Trinkgeld geben, so denke ich Euch mit diesem bezauberten Zweige aus der Noth zu helfen.

Sie versprachen es, worauf er anfing, mit seinem Stocke auf ihre Beine zu schlagen, so daß Jeder erschrocken aufsprang und auf seinen Beinen stand. Ein Einziger, der nicht getroffen war, blieb sitzen und sagte: Lieber Gesell, warum wollet Ihr Euer Geld nicht auch an mir verdienen? Ich bitte, Ihr wollet mich nicht sparen, oder sind denn jene Beine dort etwa die meinigen? Der Fremde gab auch diesem einige Hiebe und er war auch mit Beinen versorgt, worauf er seine Danksagung empfing und fröhlich von dannen zog.

Hierauf gingen die Schildbürger gutes Muths nach ihrer Stadt zurück und Pyrrho sagte zu ihnen unterwegs: Diese Ineinanderschränkung der Beine ist für uns zweifelsohne von sehr guter Vorbedeutung, denn sie bedeutet unsre unzertrennliche Einigkeit, das Ineinanderfügen unsers Willens und unsrer Macht, und darum können wir uns auch einen glücklichen Ausgang unsers Unternehmens versprechen. Wir sind wie ein Bündel Pfeile, und ich mag Euch die schöne Fabel nicht noch einmal erzählen, die sich am lieblichsten von den holländischen Dukaten lesen läßt. Schließlich aber wollte ich Euch nur noch erinnern, daß es gut sei, wenn wir uns künftig mit den Beinen etwas mehr hüten, denn wenn eine ähnliche heilige Ruthe nicht in der Nähe ist, so könnte uns großer Schaden daraus erwachsen.

Unter derlei weisen Gesprächen kamen sie in ihre Häuser zurück.

CAPUT XVI.

Der Krieg wird angekündigt. — Enthusiasmus der Bürger.

Auf allgemeine Beistimmung ward nunmehr eine Gesandtschaft an den benachbarten König erlassen, als er von seiner Reise in sein Reich zurückgekehrt war. Das Ansuchen der Schildaschen Gesandten bestand darin, der König möchte ohne weitere Umstände den Thron räumen, und seine Unterthanen frei und glücklich machen, oder man würde ihn durch die dahin passenden Mittel zu zwingen wissen. Der König lachte und fragte, wie sie an dieses Begehren gerathen wären, worauf die Abgesandten erklärten, daß sie im Namen der ganzen Menschheit das Wort führten, daß sie dahin trachten würden, daß die ganze Menschheit

das Glück genösse, das sie selber nunmehr errungen hätten. Der König gab ihrem thörichten Ansinnen keine bestimmte Antwort, und so zogen sie nach ihrer Stadt zurück.

Die Einwohner beschlossen sogleich, dem halsstarrigen Könige den Krieg anzukündigen, damit er durch die Gewalt der Waffen gezwungen würde, ihnen nachzugeben. Es ward ein Herold abgefördert, der dem Monarchen den Zorn der Schildbürger ansagen mußte, und daß er auf eine Gegenwehr denken möchte.

In Schilda selbst war Alles im größten Enthusiasmus, Weiber und Kinder redeten sogar auf den Gassen von diesem Kriege, man sah nichts als patriotische Bemühungen, denn hier sah man den Einen sein Gewehr putzen, ein Anderer bemühte sich, einen uralten, eingerosteten Säbel aus der Scheide zu ziehen, dort stand ein Anderer und zeichnete mit einem Stabe den Plan zum Feldzuge im Sande.

Wie sehr die Schildbürger ihr Vaterland liebten, davon kann nachfolgende Geschichte von einem Müller zum Beweise dienen. Dieser ritt um dieselbe Zeit in Geschäften an die Gränze des Landes; da hörte er auf einem Baume einen schildbürger Kukuk, der mit einem königlichen Kukuk im Wettgesange begriffen war. Der Müller merkte sehr bald, daß sein Kukuk den Kürzern ziehe, und der königliche dem schildbürgerischen im Rufen überlegen war. Dieß verdroß ihn in die Seele, daß ein Fremder so sein Vaterland verspotten sollte; er stieg also von seinem Pferde ab und auf den Baum hinauf und half seinem Kukuk so lange rufen, bis der Royalist überwunden war und das Feld räumen mußte.

Als der Schildbürger mit dem fremden Kukuk im hitzigsten Treffen lag, nahm ein Wolf, der gar nicht patriotisch gesinnt war, die gute Gelegenheit in Acht, und fraß das Pferd des Müllers auf, so daß er nach gewonnener Schlacht zu Fuß nach seiner Vaterstadt zurückkehren mußte. Hier erzählte er den ganzen Vorfall, und die Bürger freueten sich seines Eifers; sie schenkten ihm ein neues Pferd, und verehrten ihm außerdem eine Bürgerkrone von Eichenlaub.

CAPUT XVII.

Einrichtung der Schulen zum Besten des Vaterlandes.

Es sahen die Schildbürger aber sehr wohl ein, daß nicht bloß kräftige Arme und geschliffene Schwerter der Sache den Ausschlag geben würden, sondern daß Kriegeswissenschaft und Staatskunst, so wie die übrigen Wissenschaften, in ihrer jetzigen Lage fast unentbehrlich wären. Sie nahmen daher in der Eil eine Reform der Schulen vor, um schnell noch große Männer zu erziehen, die dem Vaterlande und der Menschheit Nutzen brächten.

Die Jugend ward daher zusammengetrieben und mußte Tag und Nacht in den Lehrstunden aushalten; da gab es keine einzige Wissenschaft, über die nicht etwas Weniges wäre gelehrt worden und von der die Schüler nicht etwas begriffen hätten. Um das ganze Werk desto schneller umzutreiben, hatte man den Staatskniff gebraucht, auch unwissende Leute zu Lehrern anzusetzen, damit diese doch eine Gelegenheit fänden, von denen Sachen etwas zu lernen, über die sie Unterricht ertheilten.

Man sah auch bald die Früchte dieser weisen Einrichtung. Es war kein zehnjähriger Knabe in Schilda, der nicht auswendig herzusagen wußte, was Menschheit und Aufklärung sei, warum die Monarchie zu verwerfen, die Republiken im Gegentheil anzuempfehlen seien, was Bügerpflicht auf sich habe, und dergleichen mehr. In Quinta urtheilte man über die große Heroen des Alterthums ab, und in Quarta fing man schon an, die Existenz Gottes und der Tugend zu bezweifeln. Dann fing man schnell an verliebt zu werden und Metaphysik zu treiben, und so wurde man zwar nach und nach, aber doch immer schnell genug ein heller Kopf und großer Mann. Ja, als die Zeit am Ende so genau zugeschnitten war, daß man jede Minute sparen mußte, so brachte ein Vater manchmal seinen Sohn in die Schule, und wenn er ihn nicht abmüßigen konnte, wartete er indessen draußen eine halbe Stunde, bis er ihn als vollendeten Gelehrten zurückempfing.

Man hatte, um dieses durchzusetzen, eine sehr heilsame Encyklopädie der Encyklopädie erfunden, die kompendiöseste Bibliothek aus der kompendiösen Bibliothek. Wenn man einen jungen Menschen in die Lehre bekam, so brachte man ihm zu allererst eine große Verachtung gegen viele Wissenschaften bei, dann ein festes Zutrauen zu sich selber, und den Glauben, daß die übrigen Menschen nur Dummköpfe gegen ihn wären: war diese Medicin vorangeschickt, so ward es einem solchen nachher leicht, es bis zu einer merklichen Originalität zu treiben, um nach wenigen Wochen ein fast zu großer und genievoller Mann zu werden.

Dies ist die Auflösung von dem, was Vielen als ein Räthsel, oder gar als eine fabelhafte Tradition vorgekommen ist, daß man nämlich in der Schule zu Schilda Alles, und zwar in einer sehr kurzen Zeit, habe erlernen können.

CAPUT XVIII.

Krieg. — Flucht der Schildbürger.

Die Zeit war nunmehr gekommen, da alle Vorbereitungen sollten gebraucht und dadurch auf die Probe gesetzt werden. Die Schildbürger zogen bewaffnet und mit vielem Muthe aus und rückten in das Gebiet des Königs. Dieser hatte sich eines so schleunigen Ueberfalls nicht versehen, und schickte ihnen einige Mann von seiner Wache entgegen; an einem Graben kam es zum Treffen. Die Schildbürger ließen ihre muntern Trompeten blasen, und fühlten dadurch eine große Lust zum Kriege in sich. Als aber die Armeen handgemein wurden, verließ die Schild-

bürger der Muth, sie flohen alle schnell zurück, ohne daß sie das Zeichen zum Zurückzuge abgewartet hätten.

CAPUT XIX.

Berathschlagung und Entschluß.

Als sie nun wieder in ihrer Stadt waren und sahen, daß sie vom Feinde nicht verfolgt wurden, kamen sie Alle zusammen, um zu berathschlagen, was numehr zu thun sei.

Meine Freunde, fing ein bejahrter Einwohner an, ich sehe jetzt ein, daß wir bei weitem größere Staatsmänner als Soldaten sind. Wenn wir daher unsern großen, schönen, zum Wohl der ganzen Menschheit abzweckenden Entschluß durchsetzen wollen, so müssen wir einen andern Weg einschlagen. Hier sind wir nun nicht mehr sicher, auch scheint es mir nach diesem ersten Versuche nicht rathsam, die Welt durch die Gewalt unsrer Waffen zu bekehren, aber es ist gut, daß uns noch mehrere Wege offen bleiben. Wir waren schon ehemals weit umher zerstreut und verbreitet, indem uns Fürsten und Herren als nützliche Staatsmänner zu sich riefen, ohne daß irgend Jemand uns rufte; wollen wir uns jetzt eben so in der Welt ausstreuen, und wo einer von uns hinfällt, da wird er bald wuchern und Früchte tragen und ringsum seine Weisheit und Tugend verbreiten. So können wir nützen, ohne jene gewaltsame Mittel zu ergreifen, und so kann sich füglich die Welt am Ende nach uns bequemen, so daß dann unsere Verfassung und unsere Lehren, so wie unsere Geschichte, die Verfassung, Lehre und Geschichte der Menschheit wird.

Man fiel ihm bei; die Schildbürger nahmen Abschied von einander und Jeder suchte sich eine Stadt oder Gegend aus, in die er wanderte, um dort zu wirken.

Schilda ist seitdem verfallen und auch keine Ruinen sagen uns mehr, wo es gestanden hat. So vergänglich ist die menschliche Größe und Alles erreicht sein Ende, so geht es auch Dir, geliebter Leser, wie mir mit dieser Geschichte, und darum wende ich mich schnell zum letzten, oder zwanzigsten Kapitel.

CAPUT XX.

Beschluß und Nutzanwendung.

Seit jener Zeit ist die Nachkommenschaft der Schildbürger in der ganzen bewohnten Welt ausgebreitet. Man weiß kein Amt, in das sie sich nicht eingeschlichen hätten, keine Einrichtung, an der nicht einer von ihnen Theil genommen hätte. In Akademien, auf Universitäten, in den Collegien, auf den Richterstühlen treiben sie ihr Wesen und suchen die übrige Welt nach sich zu bequemen. Sie verschmähen keinen Stand, sondern suchen sich in jedem häuslich niederzulassen. Solltest Du, lieber Leser, auch einer von diesen Nachkommen seyn, so hoffe ich, Du erkennst meine Bemühungen in dieser Geschichtserzählung mit Dank.

Ich will nur noch aus dem Ganzen eine kleine Nutzanwendung ziehn, und dann den Lesern gute Nacht sagen. Daß man sich nämlich vor der Thorheit eben so gut, wie vor den Eroberern hüten müsse; man erlaubt ihnen nur einen Durchzug, und sie nehmen gleich das ganze Land auf immer in Besitz. Man kann fast nicht denken, ich will heute einmal ein Narr seyn! ohne es auch morgen und übermorgen, ja die ganze Woche hindurch zu bleiben. Ahme daher, lieber Leser, die Vorsichtigkeit der Stadt Hamburg nach, die nach Sonnenuntergang ihre Thore verschlossen hält, und kaum noch fremde Briefe annimmt, weil sie Verräther seyn könnten. Hüte Dich eben so vor jedem fremden, thörichten Gedanken, laß ihn in der Ferne stehen und nicht in Deine Mauern kommen, wenn nicht an Deinem Himmel die Sonne der gesunden Vernunft steht; leide es nicht, wenn die Leidenschaften und Launen heimlich oder mit Gewalt die Thore aufmachen wollen.

Ein Nachkomme der Schildbürger wird über meine Furcht vor der Narrheit lächeln, weil sie das Lieblichste ist, was er kennt, die Würze und das Salz des Lebens. Mag er es thun, ich habe wenigstens nach meiner Ueberzeugung gehandelt und Jeglichen gewarnt.

Die sieben Weiber

des

Blaubart.

Eine wahre Familiengeschichte

herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

1797.

Zuschrift

an den

Herrn Peter Lebrecht.

Bester, unbekannter Freund!

Mit welcher Ueberraschung und welchem Vergnügen zu gleicher Zeit ersah ich aus den Zeitungen, daß Sie sich darauf legen, jene alten Historien wieder in der Lesewelt herzustellen, die man jetzt beinahe ganz vergessen hat. Ich ließ mir den Ritter Blaubart sogleich kommen, und als ich ihn geendigt hatte, fühlte ich Lust, gegenwärtige Geschichte zu schreiben, die ich Ihnen hiemit übersende. Ich wünsche, daß sie Ihnen nicht ganz mißfallen möge; ist sie schlecht, so sind Sie in einem gewissen Sinne Schuld daran.

Es wird Ihnen nicht darauf ankommen, von mir, einem ganz unbekannten Manne, gelobt zu werden, wie es denn überhaupt in der Welt gar wenig ist, wenn man gelobt wird, denn der Panegyrist meint es selten so, wie es der zu Lobende gern gemeint wissen wollte, und so könnte es gar leicht kommen, daß ich Ihnen Sottisen sagte, indem ich Ihnen recht galant tournirte Complimente beibringen wollte. Auch will ich unsern berühmten Professoren des Lobes nicht in ihr Amt greifen. Ich kann Ihnen also nur sagen, daß mir Ihr Stück gefallen hat, und daß man keine zu große Prätensionen daran machen muß. Ihr Genie hat das meinige entzündet, das ist, dünkt mich, der größte Lobspruch.

Ich habe Ihre Arbeit einigen Freunden gezeigt, die überaus kritisch sind. Einer davon hat es gar nicht gelesen, weil er behauptete, aus einem solchen Stoffe lasse sich nichts Vernünftiges herausarbeiten; der andere, der billiger ist, hat das Stück studirt, und erklärt es nur für abgeschmackt; er findet weder eine gute Anordnung der Scenen, noch eine tüchtige Moral darin; die Späße hat er vollends gar nicht verstanden oder vielmehr nicht verstehen wollen (welches so ziemlich auf eins hinausläuft), weil sie nicht kunstmäßig genug angelegt sind. Er behauptet, die Tollheit im Stücke sei nicht toll und der Verstand nicht verständig genug, das ganze Stück Arbeit liege also noch in der Minorennität und wage es nicht recht, die Glieder aus einander zu dehnen. Was ich von allen diesen Urtheilen halten soll, weiß ich nicht.

Sie könnten aber wohl gar glauben, unbekannter Freund, ich hätte diese Wendung nur genommen, um Ihnen diese Bitterkeiten beizubringen; ich versichere Sie, daß mir eine solche freundschaftliche Spitzbüberei gar nicht ähnlich sieht, und daß wir uns gewiß einmal besser wollen kennen lernen. Leben Sie bis dahin wohl!

Nachschrift. So eben habe ich den gestiefelten Kater erhalten. Ein anderer guter Freund, der eben zum Besuch bei mir war, konnte sich nicht genug darüber verwundern, wie sich ein ernsthafter, erwachsener Mensch mit dergleichen Possen beschäftigen könne; es gäbe ja noch so Manches zu thun; warum zum Beispiel ein Schriftsteller nicht darauf komme, die Gymnastik des Herrn G. in ein Compendium zu bringen, die Geschichte der französischen Revolution in einer Fibel mit Bildern zu bearbeiten, u. dgl.; alles dies sei den Menschen nützlich, ja wohl gar nöthig, aber keineswegs dergleichen elende Späße. Als er die Vignette auf dem ersten Blatte sah, mußte er lachen, und bat mich sogleich um Verzeihung, daß er sich von einer solchen Albernheit habe anwandeln lassen.

Sie werden noch viele dergleichen Urtheile hören; ich wünschte aber dennoch, daß Sie fortführen, und wenn diese Aufforderung hier nichts hilft, so will ich sie von einem Ungenannten noch in den litterarischen Anzeiger rücken lassen, damit Sie sich einbilden können, ganz Deutschland fordere Sie einstimmig dazu auf.

Die sieben Weiber des Blaubart.

Erstes Kapitel.

Moralität.

So oft ich über dieses Wort nachgedacht habe, habe ich immer empfunden, daß das Denken darüber mit vielen Schwierigkeiten verbunden sei. Ein Mann, der viel Erfahrung in tausend Sachen hat, hat mich versichern wollen, daß man sich sogar beim vielen Denken leicht der Gefahr aussetze, über alle diese Grübeleien konfus zu werden, und plötzlich, ohne daß man wisse, wie es geschehe, unmoralisch zu handeln. Ja, fügte er hinzu, es giebt so wunderbare Seiten in dieser Wissenschaft, so seltsame Ansichten, daß einem raffinirenden Kopfe grade das höchst moralisch vorkommen kann, was der gewöhnliche Dilettant der Moralität schändlich nennen würde, und wie es bei allen übrigen Künsten geht, daß man nur dadurch Kenner wird, indem man den einseitigen Enthusiasmus verliert, so auch hier. Der Mann, den ich hier nicht nennen will, weil seine Bescheidenheit darüber erröthen würde, schwur mir zu, die ganze Welt nenne ihn bloß deswegen den elendesten Egoisten, weil er im Grunde gar zu uneigennützig sei, und er sei schon zuweilen darauf gekommen, etwas von seiner strengen Tugend nachzulassen, damit ihn die Menschen nur besser verstehen möchten.

So mag es hin und wieder gar Manchem gehn; zu großer Glanz wird wieder Finsterniß, indem er die gewöhnlichen Augen blendet. Viele Leute üben die großen Tugenden aus, und müssen dann nothwendig die kleinen vernachlässigen, denn man kann nicht alles in allem seyn. Ich weiß hundert meiner Bekannten, die von Tag zu Tag darauf warten, das Vaterland zu retten, eine Erfindung zu machen, die der ganzen Erde wohlthätig ist, einen Telegraphen zu entdecken, der vom Volke hinaus bis zur Regierung reiche, um beide mit einander sich über ihre wahre Lage besprechen zu lassen; aber dergleichen Leute können sich unmöglich mit jenen Bagatellen von Tugenden abgeben, die nur den Subaltern kleiden. Wo die übrigen Erdbewohner Berge und Thäler sehn, können sie nicht einmal Hügel bemerken, weil ihr Standpunkt zu erhaben ist.

Es giebt noch tausend andere Rücksichten und Gründe und Ursachen, warum es mit der ganzen Moralität in der Welt nicht so recht fort will. Der Leser kann unmöglich verlangen, daß ich hierüber zu weitläuftig seyn sollte, denn Niemand anders, als er, würde es mit der Langenweile entgelten müssen; denn ich sehe mich hier genöthigt, die Ehre zu haben, zu versichern, daß es mir so ziemlich einerlei ist, was ich schreibe, wie es denn jedem redlichen Schriftsteller seyn muß, und indem ich mich über die Tugend recht weitläuftig ausließe, fände ich vielleicht Gelegenheit, mich selber noch zu bessern. Außer des Lesers Langenweile giebt es aber auch noch eine andre und viel bessere Ursach, warum ich hier abbreche; der Leser wird sie weiter unten erfahren.

Der größte Theil der bewohnten Welt hat nun auch eingesehn, daß die Moralität zwar an sich etwas Vortreffliches sei, daß sich jeder Mensch auch kennen lernen müsse, eben so, wie er Recensionen lesen muß, um im Stande zu seyn, ein Urtheil zu fällen, oder um sich wenigstens vor allem Moralischen zu hüten. Die Moralität ist nichts weiter, als das unbeholfene eiserne Geld der Spartaner, das allen Handel unmöglich machte, das sich nicht fortbringen läßt, denn die Akademiciens in Sparta mußten sich ihre Pension immer durch einen Wagen mit sechs Pferden abholen lassen; das Schlimmste aber ist, daß die Nachbarn diese eisernen Münzsorten gar nicht für Münzen wollten gelten lassen, daß sie ihnen immer nur wie Eisen vorkamen. Dieses eiserne Geld findet man daher nur noch in den Antikensammlungen, wo man so manches Unnütze aufbewahrt, und die aufgeklärte Welt gebraucht jetzt allenthalben das gestempelte Gold, oder das Papiergeld der Klugheit, und Handel und Wandel, Wissenschaften und Künste, Gewerbe und Fabriken und Philosophie treiben und blühen seit der Zeit, daß es den Gärtnern allenthalben die größte Freude macht.

Es wäre aber wirklich zu bedauern gewesen, wenn die Moralität so ganz hätte in Vergessenheit kommen sollen; es wurde daher darauf gedacht, sie irgendwo unterzubringen, wo man ihrer gleich und ohne Umstände habhaft werden könne, wenn man in müßigen Stunden einen Trieb nach ihr empfinde. Da sahen die Klügsten unter dem Volke die nichtsthuende, leichte, gewandte Landstreicherin Poesie einhertanzen, die

mit einem zierlichen Korbe voll Blumen über die Erde ging und Augenpracht und süßen Duft einem Jeden anbot. Gleich war der Entschluß gefaßt. Wozu, sagte man, soll sie in unsern fleißigen Zeiten allein müßig gehn? Könnte die leichtsinnige Dirne nicht spinnen, oder sich in einer Fabrik unterbringen, wo es immer noch an Händen und Füßen fehlt? Man fange sie und bringe sie vor uns.

Die Poesie sträubte sich und wollte bald fortspringen, bald fortfliegen, aber die rüstigen Arme der Geschäftsmänner waren ihr zu mächtig, sie mußte sich ergeben und ward nun vor den Rath geführt. Man gab ihr erst ihres Müßiggehens wegen derbe Verweise, da sie nun aber doch einmal nicht anders zu brauchen sei, so solle sie wenigstens Alles, was von Moralität da herum liege, mit in den Blumenkorb legen und sich nicht unterstehen, eine Rose zu verschenken, ohne auch zugleich ein Stückchen Moral mit abzubrechen. Die Poesie schüttelte den Kopf, aber die Richter kümmerten sich wenig darum, denn das Urtheil war einmal gesprochen, sie waren froh, die Moralität nun ganz los zu seyn, und hin und wieder läuft noch einer zur Poesie hin, um zu sehn, ob sie auch dem Befehle gehorcht. Die Poesie tanzt nun nicht mehr, sie hat schwere Last zu tragen und ist in der Ferne nicht von den alten Semmelweibern zu unterscheiden, die mit ihrem Korbe von einem Dorfe zum andern wandern.

Seit der Zeit ist es für den Schriftsteller eine wahre Freude, zu arbeiten, denn er kann sich darauf verlassen, und es ist ihm nun erst möglich gemacht, Nutzen zu stiften. Nebenher, daß er irgend eine schöne Liebesgeschichte erzählt, macht er dem Leser das Ermorden leid, oder warnt ihn, nicht zu stehlen, und bringt ihm überhaupt auf eine geschickte Weise irgend eins der zehn Gebote bei, wobei der beste Spaß noch der ist, daß der Leser es gar nicht recht merkt, sondern in aller Unschuld meint, Alles sei der liebe pure Kunstgenuß, und es gehöre so zur Sache, und es ihm also auch wirklich leicht ist, sich auf eine Minute zu bessern.

Sehr natürlich sind also die Schriftsteller zu verwerfen, die sich unterstehn, etwas ohne moralische Anwendung zu schreiben, denn wozu kann das nützen? Was helfen mir die fingirten Prinzessinnen und Castelle und Liebe und alle Rührung, da ich doch vorher weiß, daß es nicht wahr ist, wenn nicht irgend ein Satz darin liegt, der mich bessern kann? Ja, wo soll denn überhaupt die Tugend hin, wenn sie in den Erfindungen der Romanschreiber kein Quartier mehr findet? Wenn man alle Poesie zusammenschmelzen wollte, muß aus jedem Kunstwerke ein moralischer Satz als caput mortuum zurückbleiben, und die Scheidekünste, die die Kunstrichter bei allen Büchern anwenden, beweisen, wie bald sich die luftige Erfindung und die wässerige Einkleidung verflüchtigen lassen, und die trockne Erde, die Moral, das Element der Kunst, zurückbleibt.

Außer der Moral muß auch noch die poetische Gerechtigkeit beobachtet werden, und hierin lassen sich oft sonst löbliche Schriftsteller zu Fehlern verleiten, weil sie nicht das Criminalgesetzbuch der Kunst genug im Kopfe haben. Es wundert mich um so mehr, da diese Gesetze so einfach sind; denn da es ohne Tod und Ermorden in den Büchern nicht hingeht, so muß der Schuldige seinen Tod verdienen, und der Unschuldige, der stirbt, muß wenigstens dem Mörder so viel Gelegenheit zur Reue und Zerknirschung vor dem Gnadenstoß auf dem letzten Blatte geben, daß der Leser selbst die Hinrichtung beschleunigt wünscht. In allen diesen Sachen hat sich der sonst vortreffliche Peter Lebrecht in seinem Stücke: Ritter Blaubart, vergangen; denn weder poetische Justizpflege, noch Moralität herrschen hinlänglich darin. Die Richter des heimlichen Gerichts, die Recensenten, die über Beides wachen, werden es ihm schon vorrücken, daß er seiner Phantasie zu sehr gefolgt ist, denn wenn man sein Mährchen verflüchtigen wollte, so würde gerade gar nichts Anschauliches zurückbleiben. Ich führe dies nur zum Exempel an, wie selbst sonst große Männer gar zu leicht den wahren Weg verfehlen können.

Ich mache nun den Uebergang zu gegenwärtiger Geschichte. Der Leser wird schon merken, daß Viel darin umkömmt, und die Personen thun mir schon jetzt im Voraus mehr leid, als ihm, aber es ist nicht zu ändern, denn es ist nichts weiter als ein großes Opferfest, das angestellt wird, um den Leser zu bessern. Es muß also dabei bleiben, und alle Anstalten sind auch schon dazu getroffen. Ich muß fast lachen, wenn ich daran denke, wie die Charaktere, die nun auftreten werden, sich im Anfang nichts weniger vermuthen, als daß man sie umbringen wird: aber warum sind auch Leser und Leserinnen so schlimm, daß man sich solche Executionen vorzunehmen genöthigt sieht!

Der Leser darf also nicht besorgen, nicht hinlängliche Lehren zu bekommen, denn wo es nur die Gelegenheit im Mindesten mit sich bringt, werd' ich es nicht unterlassen, ihn auf seine Laster aufmerksam zu machen. Der Ton soll auch nicht zu sanft seyn, sondern eine gewisse Härte kriegen, damit ich es in einem folgenden Buche desto bequemer habe, und schon säuberlicher mit ihm verfahren kann. Weil also das ganze Werk so viel Moral erfordert, so muß ich darauf bedacht seyn, sie weise zu vertheilen, und darum wollte ich mich nicht schon im ersten Kapitel mit Anmerkungen darüber erschöpfen.

Ich nenne übrigens diese Geschichte eine wahre Geschichte, weil sie wirklich wahr ist, so wahr, wie irgend etwas Anderes, das man lesen kann. Es ist Alles aus Documenten und geheimen Papieren gezogen, und ich würde auch diese abdrucken lassen, wenn ich's mit manchen Familien verderben wollte. Manche der Nachkommen Blaubarts haben immer noch etwas von ihrem Vorfahren an sich, und manche Ehescheidungen und Wiederverheirathungen sind nur ein Naturfehler. Alle diese Leute würden sehr böse auf mich werden, wenn ich so die Wahrheit geradezu, ohne alle Umschreibung, sagte. Ich hoffe aber, meine Leser sollen mir aufs Wort glauben, was ich erzähle, wie es eigentlich mit Blaubarts Geschichte zusammenhängt.

Doch es ist endlich Zeit, diese Geschichte selber anzufangen.

———

Zweites Kapitel.

Anfang der Geschichte.

—

Nichts ist gewöhnlicher, als eine Geschichte auf eine recht wunderliche Weise anzufangen; je verworrener sie gleich im Anfang ist, je interessanter. Man darf erst gar nicht begreifen, wer wohl unter den auftretenden Personen der Held der Geschichte seyn könnte, sondern dieser entzieht sich unsern Augen auf die künstlichste Weise, und wechselt, wenn das Buch recht unterhaltend seyn soll, wie Proteus in jedem Augenblicke seine Gestalt. Eben darum hat der Leser auch einen Pfiff erfunden, der gewissermaßen nöthig ist: er schlägt nämlich künstlicherweise die letzte Seite auf, und wird nun gewahr, wer der Held der Geschichte ist, ob er am Leben bleibt, und wen er heirathet; dadurch ist er nachher im Stande, sich über alle Finten des Verfassers hinwegzusetzen und ohne sonderliche Unruhe das ganze Buch zu Ende zu lesen. So sucht der Autor den Leser und der Leser den Autor zu überlisten, und der Letztere scheint nach meiner Meinung den Sieg davon zu tragen. Denn es giebt kein besseres Mittel, alle Verwickelungen und gespannte Situationen, alle Todesgefahren des Helden, und alle unübersteiglichen Schwierigkeiten gegen die Heirath zu verachten, als sich von der letzten Seite den Schlüssel zu allen Räthseln zu holen, und so das Buch zu lesen, um gewiß nicht erschüttert zu werden. Der Dichter mag dann den Leser mit noch so vieler Kunst in medias res versetzen, der Leser weiß doch, daß Alles nur Spaß ist, und daß er schon aus dem Ganzen, aus Plan und Anlage klug werden wird.

Ich habe keine solche künstliche Anstalten getroffen, weil ich gesonnen bin, die Gemüthsruhe des Lesers auf keine Weise zu stören.

Drittes Kapitel.

Erziehung des Helden.

—

Ich will den Leser nicht sogleich in den Mittelpunkt der Lebensbeschreibung versetzen, sondern ihm im Gegentheil das Vergnügen machen, den Helden schon in der Jugend kennen zu lernen. —

„Der losgelassene Sturmwind zog mit aller seiner Macht durch den Wald, und schwarze Wolken hingen schwer vom Himmel herunter; in einer abseits liegenden Burg brannte ein einsames Licht, und ein Wandersmann ging durch die Nacht auf der großen Straße fort.“ —

Da ich voraussetzen kann, daß nur sehr wenige meiner Leser Spaß verstehn, so wird die Geschichte bei manchen Gelegenheiten überaus ernsthaft werden. Ich glaube, ein Verfasser kann nicht ernsthaft und feierlich genug schreiben, wenn er verlangt gelesen zu werden; er darf ohne Bedenken die kläglichsten eingebildeten Leiden der Menschen auf eine lächerlich übertriebene Weise schildern, und er kann auf dankbare Thränen rechnen, so daß die meisten Romane ordentliche Anstalten sind, um die überflüssigen Thränen aus dem Menschen zu schaffen, daß aber dieselben reizbaren Geschöpfe sich nur sehr schwer zum Lachen verstehn.

Ich will hier nur einen ganz kurzen Dialog einführen:

A. O, gnädiger Herr, was haben Sie Alles versäumt! Die ganze Gesellschaft war so lustig, besonders war Herr C. witzig, und da sie nun selbst ein lustiger Mann sind —

v. B. Lustig? Pfui, mein Herr, wie meinen Sie das? Lustig? Abscheulich! Ich ließe mich eben so gern einen Narren nennen.

A. Aber wenn Herr C. witzig ist, so steht Ihnen doch das Lachen so gut.

v. B. Höchst lächerlich! Sie irren sich, mein Herr. Ich versichere Sie, mein Herr, ich lache über Niemands Spaß, als über meinen eigenen, oder, wenn eine Dame scherzt, das kann ich Sie versichern.

C. Wie? sag' ich denn nie etwas, das sich der Mühe verlohnte, darüber zu lachen?

v. B. Pfui doch, Sie verstehn mich falsch, lächle ich doch sogar manchmal über Ihre Einfälle. Aber nichts ist für einen vornehmen Mann so unschicklich, als Lachen; es ist so ein pöpelhafter Ausdruck der Leidenschaft, jeder Mensch kann lachen. Vollends zu lachen, wenn eine geringere Person scherzt, oder wenn ein anderer vornehmer Mann nicht mit uns lacht; höchst abgeschmackt, daß einem das gefallen soll, was dem gemeinen Haufen gefällt! Wenn ich lache, lache ich immer ganz allein.

C. Vielleicht, weil Sie nur über Ihre eigenen witzigen Einfälle lachen.

D. Gehn Sie aber nie in die Komödie, gnädiger Herr?

v. B. O ja, aber ich lache nie.

D. Nie?

v. B. Bewahre! — Ich lache nie.

D. Warum aber gehen Sie hinein?

v. B. Eben um mich von den gemeinen Leuten zu unterscheiden und die Poeten zu ärgern; die Kerls werden so stolz, wenn ihre Einfälle in den Logen Sensation machen. — Ich schwöre, — he he he! ich habe mich sehr oft quälen müssen, das Lachen zu unterdrücken — he he he! um sie nur nicht noch mehr aufzumuntern.

D. Sie sind gegen sich und gegen die Dichter zugleich grausam.

v. B. Im Anfange, das gesteh' ich, mußte ich mir Gewalt anthun, aber jetzt bin ich in der Uebung.

Diese Stelle steht eigentlich im Congreve, und ich möchte sie gern für meine Erfindung ausgeben, da sie für angesehene und gesetzte Leser eine so vortreffliche Vorschrift enthält, wie sie sich in Ansehung des Lachens zu verhalten haben. Jetzt aber lachen auch die jungen Leser und Leserinnen nicht mehr, und eben dadurch, daß man das Weinen und Gerührtseyn mehr ausbildet, wird man fast einseitig, und thut dem Lachen großen Eintrag. Da man nicht mehr unter uns lachen sieht, haben Einige daraus schließen wollen, man treffe auch nichts Lächerliches mehr an, nam

deficiente causa etc. und das Lachen sei nur für Barbaren, es sei nichts als das Getöse, das der Marmor macht, indem er geschliffen wird, das aber mit der Politur in gleichem Grade abnimmt. Es läßt sich gegen diese Behauptung wenig einwenden, und also voraussehn, daß im künftigen goldenen Zeitalter nur die Thränen noch und der freie Wille, die Vernunft und dergleichen Privilegien seyn werden, die die Menschen vor den Thieren voraushaben, und das bisherige Monopol des Lachens wird dann vielleicht um ein Billiges diesen unterdrückten Erdbürgern zur unschuldigen Ergötzung überlassen. — Jener Wandrer also ging in der wüsten Nacht auf seiner Straße fort, wendete sich aber bald feldeinwärts da er das einsame Licht gewahr ward.

Als er näher kam, sah er ein kleines Haus vor sich liegen, und aus dem Fenster herunter ertönte folgender Gesang:

Schlafe mein Kind,
Regen und Wind
Verrauschen geschwind.
Tag und Nacht
Wechselt mit Bedacht,
Fröhlichkeit und Leid;
Drum werde früh gescheid.
Manch' Glück und Unglück wirst du tragen,
Lerne dankbar seyn und klagen.
Schlafe, mein Kind,
Regen und Wind
Bestandlos wie Glück und wie Traurigkeit sind.

Wer hätte aus diesem moralischen Gesange nicht geschlossen, daß hier eine überaus philosophische Mutter oder Amme ein Kind in den Schlaf gesungen? Der Alte stand eine kleine Weile nachdenkend vor der Thür; dann entschloß er sich anzupochen.

Die Thür eröffnete sich, und eine alte Frau führte ihn in ein Zimmer, in dem eine Wiege stand, in welcher ein gesunder Knabe schlief; die Alte war die Sängerin und setzte ungestört ihre Beschäftigung wieder fort. Der alte Wanderer trocknete seine Kleider am Feuer, dann wurde ihm stillschweigend ein Abendbrod aufgetragen und man wies ihm ein Lager an. Er verwunderte sich sonst über wenig in der Welt, aber diese Aufnahme kam ihm doch sonderbar vor.

Als die Sonne aufging, erwachte er. Die Gegend war wüste und ohne Berge, so weit sein Auge reichte, nur kleine Wälder und Gebüsche standen einsam in der weiten Fläche; auf dem Dache des Hauses hörte er einen Vogel singen:

Was gestern war, ist nun vorbei,
Die Luft bleibt mir lieblich und frei,
Was gestern war, weiß ich noch kaum,
Das Leben ist doch nur ein Traum,
Drum sing' ich, und bin ich nicht krank,
Ergötzt mich mein eigner Gesang.
Der Regen und Sturm ist vorbei,
Nun klingt wieder die Melodei.

Viertes Kapitel

Eine gelehrte Disputation.

Es wird Jedermann schon errathen haben, daß der Knabe in der Wiege Niemand anders, als der Held unsrer Geschichte sei.

Der Unbekannte ging wieder zu ihm hinüber, und betrachtete den Knaben genau; er nahm eine sehr nachdenkliche Miene an, und schüttelte dann mit dem Kopfe. Die Alte war zugegen und that, als bemerkte sie es nicht.

Indem wurde an die Thüre geklopft, und die Sängerin ging hinab, um sie zu öffnen. Gleich darauf trat eine schöne Dame ins Zimmer, setzte sich ohne Umstände nieder, und Alle schwiegen still; die Dame schien müde, die Alte setzte die Wiege in Bewegung, und da der Unbekannte nichts Besseres zu thun wußte, fing er wieder an, den Knaben zu betrachten und mit dem Kopfe zu schütteln.

Indem hörte man eine Stimme, wie einen Vogel singen:

Wer Fröhlichkeit liebt,
Ist selten betrübt.
Geht Lachen und Scherzen
Nur immer von Herzen,
So läßt sich das Leben
Mit Leichtigkeit weben.
Kein Knoten beschränkt es,
Kein Verwickeln beengt es,
Zu Ende kommt der Faden sacht
Und unvermerkt die Ruh der Nacht.

Welch ein triviales Lied! sagte der Unbekannte.

Sie sind alle nicht besser, die der abgeschmackte Vogel singt, antwortete die Alte.

Das Lied ist für einen Vogel gut genug, sagte die Dame.

Ich habe mir schon Mühe gegeben, ihm andre Lieder zu lehren, fing die Alte wieder an, aber er hat einen ungelehrigen Kopf.

Zum Exempel? fragte die Dame.

Die Alte fing ohne weitere Umstände an zu singen:

Sagt, wer sind auf jenen Matten,
Wo so manche Blumen blüh'n,
Die verwandten stillen Schatten,
Die in holder Eintracht zieh'n?
Schmerz und Leben heißen beide,
Beide sind sich nah verwandt,
Manchmal grüßet sie die Freude
Und das Leben reicht die Hand.
Aber dann tritt Schmerz dazwischen,
Schnell entflieht dann zu den Büschen
Freude, sie verbirgt sich in den tiefsten Hain,
Schmerz und Leben bleiben stets allein.

Das ist melancholisch, sagte die Dame.

Aber doch ächte Poesie, sagte der Unbekannte mit einem Seufzer.

So weiß ich noch hundert Lieder, antwortete die Alte, und ich singe sie alle dem Kinde vor.

Wozu soll das nützen? fragte die Dame.

Wer ist der Knabe? fragte der Unbekannte.

Die Alte erzählte: Von dem Kinde kann ich weiter nichts sagen, als daß es mir von einem unbekannten Rittersmann anvertraut worden ist. Es soll hier er-

zogen werden und aufwachsen. Man hat mir anbefohlen, es so viel als möglich schlafen zu lassen, denn das ist der einzige Weg, wie der Mensch so manchem Unglück, das ihm im Leben bevorsteht, aus dem Wege gehen kann. Ueber jeden Sterblichen sind viele Schicksale verhängt, und diejenigen Verhängnisse, die ihn nicht wachend treffen, fallen ihn im Schlafe an; darum kann ein Kind in Träumen so manches Unglück seines künftigen Lebens durch Angst und Thränen abverdienen, und darum singe ich ihm auch dergleichen Lieder vor, um ihn schon früh an die Abwechselungen des Lebens zu gewöhnen.

Ihr thut sehr unrecht daran, sagte die Dame, denn dadurch wird das Gemüth des Kindes vielleicht so trübe und verwirrt, daß es eben dadurch eine Verwandtschaft zu allen Unglücksfällen bekömmt. Das Gemüth der Kinder ist ein Spiegel in den schon durch die frühen Eindrücke das künftige Schicksal hineinwachsen kann, so daß ein solcher Mensch nachher Elend erleben muß, weil er in sich ein beständiges Unglück wahrnimmt; alle schlimmen Zufälle treffen dann in ihm einen willfährigen Beherberger an, und so wird der Knabe künftig unglücklich, weil er jetzt Unglück träumt.

Diese Theorie ist mir ganz fremd, antwortete die Alte, aber so wird Euch die Erziehung hier neben an vielleicht um so besser gefallen. — Sie eröffneten eine Thür, und traten in ein anderes Zimmer; hier sahen sie ein Mädchen, das sie mit hellen blauen Augen aus der Wiege anlächelte. Dieses Kind, fing die Alte wieder an, ist jener jungen einfältigen Wärterin zur Erziehung anvertraut, sie läßt es schlafen, wenn es Lust hat, und aufwachen, wenn es aufwachen will, spielt mit ihm kindische, ja beinahe alberne Spiele, so daß man kein vernünftiges Wort zwischen ihnen wechseln hört. Zum Ueberfluß ist der Vogel dort vor dem Fenster, noch als eine Art von Hofmeister hinzugethan, der dem Kinde unaufhörlich die trivialsten Lieder vorsingt, so daß aus dem Mädchen unmöglich eine gescheide Person herauswachsen kann, denn er singt beständig, wie sie lustig seyn soll und dergleichen.

Der Vogel saß vor dem Fenster und sah mit klugen Augen in die Stube hinein; er war fast so groß, wie ein Pfau, und hatte ohngefähr dieselbe Gestalt.

Die ernsthafte Alte drohte ihm mit dem Finger, aber er schien es nicht zu achten, sondern schüttelte leichtsinnig mit dem Kopf und schien von der Pädagogik der Erzieherin nichts zu halten. — Nun, mein Freund, sagte die Dame, und wandte sich gegen den Unbekannten, was sagen Sie zu dem Allen?

Daß es gewissermaßen ein Unglück ist, das Schicksal der Sterblichen vorher zu wissen, antwortete er mit einer feierlichen Stimme. Es bleibt mir das ernste Nachdenken über alles Unglück zum traurigen Genuß, ohne jene Ueberraschung über die seltsame Art, wie sich das Elend manchmal wirft und bricht. Ohne Neugier haben wir eine unaufhörliche Begier, etwas Neues zu erschaffen, wir wissen Alles vorher, und wünschen nichts so sehnlich, als uns selbst einmal überraschen zu können.

Haben Sie das trübselige Handwerk noch nicht aufgegeben? fragte die Dame.

Nein, erwiederte der Unbekannte, gestern ist der Mann gestorben, der unter meiner Leitung Glück und Unglück erlebte. Und ich will nunmehr der Führer dieses Knaben werden, ihn beschützen, da ich vorhersehe, daß ihm viele Gefahren bevorstehn; ich will ihn mit Kühnheit begaben, und wenn er seinem Unglücke nicht entrinnen kann, so soll er's wenigstens auf eine seltsame Art endigen.

Halt ein! rief die Dame aus, Du solltest doch nun schon aus der Erfahrung wissen, das es um das Lenken des Schicksals eine mißliche Sache ist. Wie manchen guten Lebenslauf, der ohne Dich ohne Abentheuer und ohne Merkwürdigkeiten abgelaufen wäre, hast Du nicht schon verdorben. Du bildest Dir ein, Mannigfaltigkeit und Einheit zugleich hineinzubringen und hast von beiden keinen deutlichen Begriff. Deine Mannigfaltigkeit ist zu einfach und in Deiner Einheit steckt immer noch eine willkührliche Mannigfaltigkeit; für den vernünftigen Beschauer ist ein besserer Zusammenhang in dem unzusammenhängendsten Lebenslaufe.

Unbekannter. Almida, Du gehst mit meinen Arbeiten doch auch gar zu unbarmherzig um!

Almida. Nein, lieber Bernard, Du bist der Vorläufer und Ankündiger aller schlechten Schriftsteller. Aber welcher ungeheure Unterschied! sie verderben nur schlechtes, höchstens gutes Papier, aber Du mit Deiner Wahrsagerkunst und dem bischen Zauberei ganz gesunde Lebensläufe und bekömmst weder Honorar, noch Autorexemplare dafür. Laß doch lieber das Leben ablaufen, wie es will.

Bernard. Ich kann's unmöglich mit ansehn, daß die Leute so ins weite Blaue hineinleben, und darum muß ich immer den Helden einer Geschichte vor Augen haben und ihn erziehn. Du solltest doch selbst an Deine sonstigen Schriftstellersünden denken.

Almida. Ich denke so sehr daran, daß ich nun das Gewerbe ganz aufgegeben habe; mich reut noch immer das gesunde Mädchen, der ich den einseitigen Geschmack am Mondschein beigebracht habe, noch mehr ihr Liebhaber, der sie schon vor drei Jahren geheirathet hätte, wenn er nicht ein zu großes Vergnügen am Unglücklichseyn gefunden hätte. — Ich will daher auch dies Mädchen hier, Adelheid, vor allen Abentheuern, vor glänzender Schönheit und vor einem übergroßen Verstande, der nur Mangel an Verstand voraussetzt, bewahren; sie soll auch keine seltsamen Zufälle erleben, sondern ohne sonderliches Glück und Unglück die Erde liebgewinnen und sie ohne zu großes Bedauern verlassen, wenn es nöthig ist.

Bernard. Es ließe sich aber so viel aus ihr machen —

Almida. Oder verderben! Das höchste Glück ist jenes stille Glück, das von Wenigen gekannt und genossen und von den Meisten verachtet wird.

Bernard. Ich gehöre auch zu den Meisten, und ich will diesen Knaben hier, Peter, auf die wahre Art glücklich machen.

Almida. Welche nennst du die wahre Art?

Bernard. Natürlich die meinige.

Almida. Wir werden nicht einig werden.

Bernard. Heute am wenigsten, weil Dir Deine jetzige Art zu denken selbst noch etwas Neues ist.

Sie verließen Beide das Haus und gingen ihre Straße.

Fünftes Kapitel.

Jugendliche Liebe.

Ein sehr schwieriges Kapitel. Lieber Leser, hier ist es für den Autor fast gar zu schwer, etwas Neues zu sagen.

Die beiden Kinder, Peter und Adelheid, wurden nämlich größer, sie sahen sich gern, und da sie ein gewisses Alter erreicht hatten, waren sie sich überaus gut.

Ich kann aber der ganzen Schilderung überhoben seyn, denn Herr la Fontaine (nicht der französische Dichter) wiederholt sie in allen seinen Büchern auf die weitläuftigste Art; und da die Leser diese Schilderungen in jedem seiner Bücher von Neuem lesen, so brauche ich sie nur darauf zu verweisen. Es wäre mir auch unmöglich, so viele Unnatürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zu erfinden, wie z. B. im Sonderlinge stehn, der weder ein Sonderling noch sonderlich ist, ob ihn gleich die nachsichtige Lesewelt für Beides gehalten hat; die Tischlerfamilie und das Opferfest und das Oelen hat ihnen überaus gefallen.

Ich übergehe also hier alle Rührung, weil meine Geschichte einen weit ernsthafteren Zweck hat, und weil ich mich auch nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen darf. Ich bin nämlich gar nicht gesonnen, einen sogenannten historischen Roman zu schreiben, und dadurch die Wahrheit zu verstellen und die Geschichte ungewiß zu machen, sondern Alles ist auf Dokumente gegründet, wie ich schon in einem vorigen Kapitel sagte, und ich will lieber den Vorwurf der Langeweile tragen, als die Weltgeschichte konfus machen, indem ich den Blaubart anders darstelle, als er wirklich gewesen ist.

Der Knabe war groß geworden, Adelheid ebenfalls, und es traf sich, daß Beide an einem Tage aus dem Hause abgeholt wurden, um ihren Verwandten zurückgegeben zu werden. Die philosophische Wärterin, so wie die Unbefangene, wurden versorgt.

Sechstes Kapitel

Die Klippe.

Die Burg und die Güter des jungen Peter waren nach dem plötzlichen Tode seines Vaters von habsüchtigen Anverwandten in Besitz genommen; ein alter Ritter hatte den Knaben Peter Berner ihren Nachstellungen entrissen und in der abgelegenen Wohnung erziehen lassen. Jetzt war der Knabe erwachsen, und der Ritter hatte mehrere Ritter und eine Anzahl von Knechten versammelt, um ihn wieder zu seinem Rechte zu helfen.

Peter Berner kam mit dem alten Ritter, der auch ein weitläuftiger Verwandter von ihm war, bei dem kleinen Heere an. Alle waren voller Muth, als sie ihren künftigen Herrn erblickten; sie leisteten ihm den Eid der Treue und beschlossen, die Burg sogleich zu belagern.

Der junge Peter hatte sich um keine Gelehrsamkeit bekümmert, er hatte immer unbesorgt von einem Tage zum andern hinübergelebt und sich ohne sonderlichen Nutzen tiefsinnige Lieder und weise Sprüche von seiner alten Wärterin vorsagen lassen. Oft hatte er sich in der Stille nach Krieg und Streit gesehnt, und nichts war ihm daher erwünschter, als sich plötzlich in ein Leben versetzt zu sehn, das bis dahin seine höchste Hoffnung gewesen war.

Er ließ sich also bewaffnen und Schwert und Schild reichen, sein alter Vetter schlug ihn zum Ritter, und nun war Peter eifrigst bemüht, mit seinen Verwandten in der Burg in nähere Bekanntschaft zu treten. Dazu ereignete sich bald eine Gelegenheit. Die Belagerten thaten einen Ausfall, und es entstand ein blutiges Gefecht. Peter verwunderte sich über seine eigne Tapferkeit, da er zum erstenmal die Waffen führte, und alle Ritter prophezeiheten, daß aus ihm ein sehr braver Kämpfer werden würde.

Die Anverwandtschaft, die sich der Burg bemächtigt hatte, hatte ihn sogleich bei seinem Erscheinen für ein unächtes, untergeschobenes Kind erklären lassen. Für und gegen diese genealogische Meinung wurde auf beiden Seiten heftig gestritten, und die Untersuchung wurde mit solchem Feuer betrieben, daß mancher Ritter und Knecht für todt in der Abhandlung liegen blieb, ehe sie noch zu Ende gebracht war. Die in der Burg wollten anfangs gar nicht von ihrer Behauptung weichen, aber sie sahen sich doch am Ende genöthigt, Frieden zu schließen. Durch diesen Friedensschluß wurde Peter ein ächter und wahrer Sohn, und Derjenige wurde sogar für einen Nichtswürdigen von Allen erklärt, der seine Aechtheit je wieder bezweifeln würde. Der Gegenpart hatte seinen Irrthum so heftig eingesehn, daß er es gern mit unterschrieb, als die Uebrigen diesen Irrthum künftig bei Todesstrafe untersagten.

Peter war nun Herr von seiner Burg, die Verwandten gaben alle Ansprüche auf, und zogen sich in ihre eigenen Ländereien zurück; sie lebten seit dieser Zeit in einem sehr freundschaftlichen Umgange, ja sie würden ohne Zweifel auch Briefe gewechselt haben, wenn Peter die edle Kunst des Schreibens und Lesens inne gehabt hätte. Da er aber ein ungebildeter Naturmensch war, besuchten sie sich nur zuweilen, und schmausten mit einander.

Der junge Rittersmann übte sich in der Einsamkeit fleißig in den Waffen, so daß man ihn in kurzer Zeit für den tapfersten und gewandtesten im ganzen Lande hielt. Er hatte seine jugendliche Liebe und Adelheid bald vergessen, er brachte seine ganze Zeit entweder im Waffensaale, oder im Walde auf der Jagd zu.

Er hatte sich an einem Tage auf der Jagd von seinem Gefolge verirrt, und suchte eben nach dem Rückwege, als ihm plötzlich aus einem Busche ein alter Mann entgegentrat. Der Alte ging ohne Umstände auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme, worüber sich Peter sehr verwunderte. Kennest Du mich nicht? rief der Alte aus.

Nein, antwortete Peter.

Erinnerst Du Dich meiner nicht?

Nein.

Ich heiße Bernard.

Wenn auch, ich kenne Euch nicht.

Bernard erzählte nun dem Helden der Geschichte, was unsere Leser schon wissen, daß er Niemand anders sei, als ein weiser Mann und ein Zauberer, und daß er ihn schon in der Kindheit gekannt und beschützt habe. Peter hörte seine Erzählung geduldig an, und freute sich nachher, ihn kennen zu lernen.

Sie gingen nun mit einander. Peter betrachtete seinen Beschützer genau und war nicht ganz mit seiner Gestalt zufrieden. Der Alte hatte mehr Lächerliches als Ehrwürdiges in seinem Aeußern, und Peter konnte ihm daher unmöglich vielen Verstand, oder viele Macht zutrauen.

Als sie an einen freien Platz gekommen waren, setzte sich Bernard nieder, und bat den Ritter, ein Gleiches zu thun. Sie ergötzten sich erst eine Weile an der lieblichen Aussicht, dann sagte der Alte:

Ritter, Ihr müßt nicht glauben, daß ich mich Eurer ohne Noth so sehr annehme; tausend Gefahren stehn Euch bevor, und Ihr werdet ihnen ohne meine Beihülfe unterliegen. Ihr seid unter einem ungünstigen Gestirn geboren, und es wird viel Kunst kosten, den unglücklichen Einfluß unschädlich zu machen. Bei nächster Gelegenheit will ich Euch mit Eurer mächtigsten Beschützerin bekannt machen, gegen deren Gewalt die meinige nur unbedeutend ist.

Also giebt es doch Zauberer? fragte Peter.

Wer zweifelt daran? antwortete Bernard, und ich selbst bin ja eben der beste Beweis davon. Glaubt mir, ohne etwas Zauberei kann gar nichts aus Euch werden, ohne sie kommt Ihr gar nicht durch die Welt, folglich je früher Ihr Euch dazu bequemt, je besser ist es für Euch.

An mir soll's nicht fehlen, antwortete Peter.

Nun gut, fuhr Bernard fort, jetzt ist ein wichtiger Augenblick für Euch, ganzes Leben steht jetzt still, und alle Gestirne machen Halt, um dann bald eine neue Epoche anzufangen. Alles Glück der Welt wird ein Mensch niemals in seinem Lebenslauf vereinigen können, und der ist schon selig zu preisen, dem so wie Euch die Wahl gelassen wird. Auf welche Art wünscht Ihr also glücklich zu seyn? Wollt Ihr Reichthum, Ehre, Glück gegen jeden Feind, Liebe? Nennt itzt was Ihr wollt, und es ist Euch gewährt; aber sammelt ja Eure Gedanken vorher.

Peter sah seinen Freund zweifelnd an, der ihm hier mehr Glück anbot, als die Lotterie ihm je gewähren kann, ja als kaum Herr S. für 1 thlr. 8 gr. in seinem H i m m e l a u f E r d e n verspricht. Er dachte nach, ob ihn der Unbekannte nicht etwa für einen Narren hielte.

Wählt! rief B e r n a r d, ehe der günstige Augenblick vorüberfährt.

Nun, weil es denn so seyn muß, sagte Peter, so gebt mir nur Glück gegen meine Feinde, und alles Uebrige mag zum Henker gehn.

Es ist Euch gewährt, sagte Bernard feierlich; aber Ihr müßt wissen, daß sich nun das übrige Glück zusammenzieht, um diesem Platz zu machen und Euer Unglück durch zu lassen. Ihr habt auch hier zu wählen; darum sagt mir ohne Bedenken, welche Sorte von Unglück ist Euch nunmehr gefällig?

Peter bedachte sich eine ganze Weile, denn es kam ihm ein wenig zu frech und unverschämt vor, sich selber sein Unglück aus dem unermeßlichen schwarzen Heere auszulesen. Er konnte keine Wahl treffen und keinen Entschluß fassen, so viel Mühe sich auch der Alte gab, ihm einzuhelfen. Von dem schlimmsten Elende mag ich gar nicht reden, rief Bernard endlich ungeduldig aus, aber wenn ich Euch als Freund rathen soll, so wählt unter den drei Uebeln: Schande, Unglück mit Euren Weibern, oder Kindischseyn im Alter.

Halt! sagte Peter, ich nehme das Unglück mit Weibern an, und zwar aus mehr als einer Ursache. Denn erstlich liegt in den Worten die Prophezeihung, daß ich mehrere Weiber haben werde, welches mir nicht unlieb ist, zweitens kann man mit diesen schwachen Geschöpfen noch immer am ersten fertig werden. Also, dabei bleibt es.

Ich hätte Euch, antwortete Bernard, zu dem Kindischseyn gerathen; ein Unglück, das so unbedeutend ist, daß es die meisten Menschen für Glück achten; indessen Ihr habt einmal gewählt, und dabei muß es also sein Bewenden haben. Ich mag Eure Wahl nicht zu sehr mißbilligen, um Euch den Handel nicht zu verleiden, aber ich wette, daß Euch diese Worte noch gereuen. Denn da alles übrige Unglück Eures Lebens sich nun über Eure Weiber zusammenzieht, so werdet Ihr auch mehr zu leiden haben, als die gewöhnlichen Ehemänner, besonders da Ihr in dem irrigen Wahne steht, daß Ihr mit einem zarten, schwachen Geschlechte zu thun habt.

Ihr seid ja ein Weiberfeind, sagte Peter.

Bernard antwortete: Nur allein Erfahrung spricht aus mir; lernt die Weiber nur früh kennen, damit Ihr nicht Euer ganzes Schicksal verwünscht. Lieber Ritter, nie lernt man sie zu Ende kennen, und je mehr Mißtrauen man in sie setzt, desto sicherer ist man. Doch genug, daß Ihr nun doch ein großer und merkwürdiger Mann werdet, ein Mann, der durch ganz Europa berühmt seyn wird, dessen Namen sogar die Kinder im Munde führen. Nur noch eins: Hütet Euch vor den Tollen: die Verständigen unter den Männern können Euch nicht schaden, aber ich glaube es an Euren Lineamenten wahrzunehmen, daß Ihr von einem Wahnsinnigen Alles zu befürchten habt.

Aus der Tollheit, rief Peter, mache ich mir gar nichts, denn einen wahnsinnigen Menschen verachte ich gleichsam, und ein solcher wird nie im Stande seyn, mir zu schaden; denn warum? er hat keinen Verstand.

Dies war die erste Gelegenheit, bei der sich eine gewisse Blödsinnigkeit im Peter zeigte, die ihn auch sein ganzes Leben hindurch nicht verließ. Bernard bemerkte diesen Zug in seinem Charakter mit Bedauern, denn er paßte so ganz und gar nicht in das Ideal, das er sich von seinem Helden gemacht hatte. Denn wie falsch der obige Ausspruch Peters sei, brauche ich wohl nicht erst auseinander zu setzen.

Sie gingen weiter, und Bernard führte seinen Freund auf wunderbaren Fußsteigen durch den Wald und über Felsen; sie stiegen immerfort eine Anhöhe hinan, und endlich standen sie oben.

Eine einzige spitze Klippe war der Gipfel des Gebirges, und von hier sah man hinab in ein uner-

Sie verließen Beide das Haus und gingen ihre Straße.

Fünftes Kapitel.

Jugendliche Liebe.

–

Ein sehr schwieriges Kapitel. Lieber Leser, hier ist es für den Autor fast gar zu schwer, etwas Neues zu sagen.

Die beiden Kinder, Peter und Adelheid, wurden nämlich größer, sie sahen sich gern, und da sie ein gewisses Alter erreicht hatten, waren sie sich überaus gut.

Ich kann aber der ganzen Schilderung überhoben seyn, denn Herr la Fontaine (nicht der französische Dichter) wiederholt sie in allen seinen Büchern auf die weitläuftigste Art; und da die Leser diese Schilderungen in jedem seiner Bücher von Neuem lesen, so brauche ich sie nur darauf zu verweisen. Es wäre mir auch unmöglich, so viele Unnatürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zu erfinden, wie z. B. im Sonderlinge stehn, der weder ein Sonderling noch sonderlich ist, ob ihn gleich die nachsichtige Lesewelt für Beides gehalten hat; die Tischlerfamilie und das Opferfest und das Oelen hat ihnen überaus gefallen.

Ich übergehe also hier alle Rührung, weil meine Geschichte einen weit ernsthafteren Zweck hat, und weil ich mich auch nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen darf. Ich bin nämlich gar nicht gesonnen, einen sogenannten historischen Roman zu schreiben, und dadurch die Wahrheit zu verstellen und die Geschichte ungewiß zu machen, sondern Alles ist auf Dokumente gegründet, wie ich schon in einem vorigen Kapitel sagte, und ich will lieber den Vorwurf der Langeweile tragen, als die Weltgeschichte konfus machen, indem ich den Blaubart anders darstelle, als er wirklich gewesen ist.

Der Knabe war groß geworden, Adelheid ebenfalls, und es traf sich, daß Beide an einem Tage aus dem Hause abgeholt wurden, um ihren Verwandten zurückgegeben zu werden. Die philosophische Wärterin, so wie die Unbefangene, wurden versorgt.

Sechstes Kapitel

Die Klippe.

–

Die Burg und die Güter des jungen Peter waren nach dem plötzlichen Tode seines Vaters von habsüchtigen Anverwandten in Besitz genommen; ein alter Ritter hatte den Knaben Peter Berner ihren Nachstellungen entrissen und in der abgelegenen Wohnung erziehen lassen. Jetzt war der Knabe erwachsen, und der Ritter hatte mehrere Ritter und eine Anzahl von Knechten versammelt, um ihn wieder zu seinem Rechte zu helfen.

Peter Berner kam mit dem alten Ritter, der auch ein weitläuftiger Verwandter von ihm war, bei dem kleinen Heere an. Alle waren voller Muth, als sie ihren künftigen Herrn erblickten; sie leisteten ihm den Eid der Treue und beschlossen, die Burg sogleich zu belagern.

Der junge Peter hatte sich um keine Gelehrsamkeit bekümmert, er hatte immer unbesorgt von einem Tage zum andern hinübergelebt und sich ohne sonderlichen Nutzen tiefsinnige Lieder und weise Sprüche von seiner alten Wärterin vorsagen lassen. Oft hatte er sich in der Stille nach Krieg und Streit gesehnt, und nichts war ihm daher erwünschter, als sich plötzlich in ein Leben versetzt zu sehn, das bis dahin seine höchste Hoffnung gewesen war.

Er ließ sich also bewaffnen und Schwert und Schild reichen, sein alter Vetter schlug ihn zum Ritter, und nun war Peter eifrigst bemüht, mit seinen Verwandten in der Burg in nähere Bekanntschaft zu treten. Dazu ereignete sich bald eine Gelegenheit. Die Belagerten thaten einen Ausfall, und es entstand ein blutiges Gefecht. Peter verwunderte sich über seine eigne Tapferkeit, da er zum erstenmal die Waffen führte, und alle Ritter prophezeiheten, daß aus ihm ein sehr braver Kämpfer werden würde.

Die Anverwandtschaft, die sich der Burg bemächtig[t] hatte, hatte ihn sogleich bei seinem Erscheinen für ei[n] unächtes, untergeschobenes Kind erklären lassen. Für und gegen diese genealogische Meinung wurd[e] auf beiden Seiten heftig gestritten, und die Unter[-]suchung wurde mit solchem Feuer betrieben, daß man[-]cher Ritter und Knecht für todt in der Abhandlun[g] liegen blieb, ehe sie noch zu Ende gebracht war. Di[e] in der Burg wollten anfangs gar nicht von ihrer Be[-]hauptung weichen, aber sie sahen sich doch am End[e] genöthigt, Frieden zu schließen. Durch diesen Fri[e-]densschluß wurde Peter ein ächter und wahre[r] Sohn, und Derjenige wurde sogar für einen Richt[er-]würdigen von Allen erklärt, der seine Aechtheit wieder bezweifeln würde. Der Gegenpart hatte se[i-]nen Irrthum so heftig eingesehn, daß er es ger[n] mit unterschrieb, als die Uebrigen diesen Irrthu[m] künftig bei Todesstrafe untersagten.

Peter war nun Herr von seiner Burg, die Ve[r-]wandten gaben alle Ansprüche auf, und zogen sich [in] ihre eigenen Ländereien zurück; sie lebten seit die[ser] Zeit in einem sehr freundschaftlichen Umgange, ja [sie] würden ohne Zweifel auch Briefe gewechselt habe[n,] wenn Peter die edle Kunst des Schreibens und Lese[ns] inne gehabt hätte. Da er aber ein ungebildeter N[a-]turmensch war, besuchten sie sich nur zuweilen, u[nd] schmausten mit einander.

Der junge Rittersmann übte sich in der Einsamk[eit] fleißig in den Waffen, so daß man ihn in kurzer Z[eit] für den tapfersten und gewandtesten im ganzen Lan[de] hielt. Er hatte seine jugendliche Liebe und Ade[l-]heid bald vergessen, er brachte seine ganze Zeit en[t-]weder im Waffensaale, oder im Walde auf der Ja[gd] zu.

Er hatte sich an einem Tage auf der Jagd v[on] seinem Gefolge verirrt, und suchte eben nach d[em] Rückwege, als ihm plötzlich aus einem Busche [ein] alter Mann entgegentrat. Der Alte ging ohne U[m-]stände auf ihn zu und schloß ihn in seine Arm[e,] worüber sich Peter sehr verwunderte. Kennst [du] mich nicht? rief der Alte aus.

Nein, antwortete Peter.

[illegible]

sucht,
ickſal
ſo in
Euch
Euch

und
ahm
ihn
ſoll
Ihr
nheit
e zu
hört
ngen
it er
nnds
oldes
eßen,
ihrt,

und
ie zu
urch
itten
altes
n in
oft
nicht
ſehr

Bort
aren
chla-
ngen
; war
amen
Ges
ſchlü-
e ſtill
e uns
eund,
timme

r ver-
neichelt
n Platz
nahmen
Schloß

pf genauer
wie ein ſo
eilen könne.
Fee um die
den vorge-
opf genauer
der ſpötti-

meßlich tiefes Felsenthal, durch das sich ein Waldstrom drängte und schäumte und wie geängstigt zwischen den Klippen ächzte. Es war schrecklich, den Blick die schroffe Felsenwand hinabgleiten zu lassen, und über die Felsenrücken hinweg, die wie kleine Hügel da standen, zum Strom tief hinab, der nur wie ein Silberfaden da lag, und von dem kein Ton in die Höhe und durch die stille Einsamkeit hinaufdrang. Peter sah sich wild in der Gegend um, und schaute hinunter, und stieg beherzt und ohne zu wanken auf den äußersten Stein der Klippe, und beugte sich nach dem Thal hinüber. Der alte schrie laut auf, und warf sich vor Schwindel auf den Boden, da er die menschliche Gestalt so abgerissen hoch oben hängen sah. Peter mußte zu ihm kommen, und sie traten den Rückweg an.

Du gefällst mir gar nicht, fing der Alte nach einigem Stillschweigen an; ich habe Dich hieher gebracht, um zu sehen, wie sich Dein Geist beim Anblick der unermeßlichen Natur äußern würde. Der Schüchterne, der vor den schwindlichten Tiefen und vor der Allmacht der weitliegenden Welt zurückbebt, der zittert, da er die großen Glieder der Muttererde gewahr wird, ist nicht für den Ruhm gemacht. Aber wessen Auge hier glänzt, wessen Herz sich hier erhebt, und der sich und alle seine Kräfte zuerst hier kennen lernt, der ist ein Mann; er wird seine Größe und seinen Ruhm ertragen können, doch muß er auch seine Menschlichkeit fühlen und mit Ehrfurcht vor der Hoheit der Welt dastehn, sich nicht vermessen und über seine eigne Kleinheit hinwegsehen; ein solcher, der nie schwindelt, ist frech, aber nicht muthig; für ihn ist es nichts Großes, die Gefahr zu verachten, da er sie durchaus nicht fürchten kann. — Nein, Ritter, Ihr werdet tapfer seyn, aber nie erhaben, Eure Feinde aus dem Felde schlagen, aber sie nie besiegen. Euer Verdienst und Euer Glück sind so unzertrennlich, daß kein Auge sie von einander sondern kann.

Siebentes Kapitel.

Der Kopf.

—

Unter solchen weisen Gesprächen hatten sie den Weg zurückgelegt, und Bernard bestellte den Ritter in der künftigen Woche wieder auf denselben Platz im Walde; dann zeigte er ihm den Weg nach seinem Schlosse.

Peter kam mit vielen neuen Gedanken auf seiner Burg an, er überdachte sein künftiges Schicksal, das er sich selber ausgewählt hatte. Er überlegte, ob er sich auch die rechten Loose ausgesucht habe, und war doch mit sich selber unzufrieden, wie denn der Mensch nie mit seinem Schicksale zufrieden ist, es mag ihn unvermuthet treffen, oder er mag es vorher wissen. Er ließ alle Güter des Lebens vor sich vorübergehn, und verwünschte am Ende die wunderliche Einrichtung des menschlichen Verhängnisses, daß es dem armen Menschen nicht gegönnt sei, Alles durch einander und zu gleicher Zeit zu genießen.

Er war sehr unruhig und wartete mit vieler Sehnsucht auf den Tag, an welchem er den alten Bernard wiedersehn sollte; denn dieser hatte ihm versprochen, ihn zu der wunderbaren Frau zu führen, die eigentlich die Zügel seines Verhängnisses lenkte. Er machte tausend Plane, er wünschte nichts so sehnlich herbei, als die Zukunft, um seine Feinde besiegt zu sehn, sein Gebiet vergrößert, seine Reichthümer vermehrt und seinen Ruhm durch das Land ausgebreitet. Wie viel Bilder entwickelten sich aus seinem Gehirne! Er vergaß in seinen Aussichten sein ganzes gegenwärtiges Leben.

Endlich erschien der bestimmte Tag. Ohne Begleiter ging er wieder nach dem Waldplatze, und fand schon den alten Bernard, der unter einer Eiche saß und auf ihn wartete. Sie gingen stillschweigend neben einander hin, und Peter war auf etwas Großes und Seltsames gespannt.

Sie verließen bald den großen Weg und gingen durch ein einsames Felsengewinde; sie kamen in eine Gegend, in der Peter noch nie gewesen war, steile Hügel lagen umher, einzeln Gesträuch war wild und unordentlich dazwischen gewachsen, kein Fußsteig führte durch das Labyrinth und man hatte keine Aussicht umher, sondern ging immer zwischen den Felsen hindurch, bald wie durch kleine Grotten und Hallen, bald stieg man wieder empor, bald senkte sich der Weg.

Jetzt standen die Wanderer vor einer schwarzen Felsenmauer, vor der ein zottiger großer Hund lag und Wache zu halten schien. Bernard näherte sich, sprach einige unverständliche Worte und schmeichelte ihm, worauf sich der Hund freundlich spielend zur Erde niederwarf und aus Lustigkeit seinen schwarzen Pelz durcheinander schüttelte. Dann rührte der Alte die Felsenwand an und plötzlich zeigte sich dicht über dem Boden eine kleine Oeffnung; Bernard stieg hinein und Peter mußte ihm folgen.

Wie auf Stufen stieg man inwendig in die Dunkelheit des Felsens hinab, der Weg war naß und schlüpfrig und Peter hielt sich an dem kalten vorragenden Gestein in der Höhlung. Nach einer langen Wanderschaft standen sie in einem großen, geräumigen Saal, der aus Kristallen, Muscheln und glänzenden Steinen zusammengesetzt war; ein ungewisses röthliches Licht schimmerte herein und belebte die wunderbaren Gestalten der Felsen und Mauern, man konnte keine Oeffnung entdecken, durch die der Lichtstrahl in diesen unterirdischen Dom herunterzitterte. Wie kleine Quellen lief es die Wände hinab und unter dem Fußboden hinweg und dadurch erklang ein seltsames Getön, wie Harfensaiten, die vom Winde angerührt werden. Der singende Regen goß sich von allen Wänden herab und verschwand im Boden. Das unbegreifliche Licht und die wunderlichen Töne machten auf den Ritter einen seltsamen Eindruck.

Nach einer kurzen Ruhe ging Bernard weiter. Die Höhle schien weiter keine Oeffnung zu haben, und doch entdeckte sich jetzt ein Gang im Hintergrunde, der unermeßlich schien und ohne Gränzen, als Peter näher trat. Eine sonderbare Finsterniß, durch die einzelne Lichtstrahlen zuckten, blendete ihn, und er konnte nur tappend, langsam und mit Mühe seinen Weg fortsetzen.

Plötzlich war es, als wenn er Wälder rauschen hörte, als wenn feine Stimmen von oben herabfielen,

Bernard stand still und sagte daß es nichts als der Klang der Luft sei, die in solchen Tönen durch die unterirdischen Gemächer ziehe. Sie stiegen nun auf breiten Stufen aufwärts und traten in ein großes Gemach, das schöner als das erste mit Kristallen und Steinen ausgelegt war. Das Licht fiel durch eine große Glasthür, durch die man Felsen und blinkendes Gestein und nasses Moos wahrnahm. Peter war von der seltsamen Wanderung ganz betäubt, ihn setzte nichts mehr in Erstaunen, er überließ sich ganz seinem Führer und den Eindrücken der Gegenstände.

Wir müssen nur die Hausfrau aufsuchen, sagte Bernard und trat aus der Glasthür heraus. Peter folgte ihm. Die Felsenwand lag hoch und kraus dicht vor ihnen, sie stiegen zwischen den Steinen hinauf und standen nun in einem wunderlichen Thale, das von beiden Seiten mit schroffen, unermeßlich hohen Felsenwänden eingefaßt war, die blendend weiß da standen, und zwischen denen die Sonne herunterschien. Ein einsamer Wind wehte dazwischen und die großen Eichenwälder oben sahen von unten aus, wie kleines, kaum bemerkbares Moos, das grünlich auf dem Rande der Mauer schimmerte. Bernard zog ein Birkenblatt aus der Tasche und pfiff darauf so laut, daß der schneidende Ton kreischend durch das Thal hinlief und sechsfach wiederhallte. Plötzlich, ohne daß man begreifen konnte, wo sie her kam, stand eine kleine, eingeschrumpfte, weißliche Figur vor ihnen, die sie freundlich grüßte und mit ihnen in das Gemach zurückstieg. Sie setzte sich in eine Nische und nahm eine Art von Scepter in die Hand. Was wollt' Ihr? fragte sie dann mit einem schnarrenden Tone.

Bernard erzählte ihr nun, daß der vor ihr stehende junge Ritter Peter Berner sei, den sie schon immer geliebt habe und daß er sich jetzt den weiten und beschwerlichen Weg nicht habe verdrießen lassen, um sie näher kennen zu lernen. Die Alte wurde mit jedem Worte freundlicher, sie lobte den Ritter und versprach ihm viel Glück. Sie erzählte, daß sie eben jetzt auf der Jagd gewesen sei, die sie am meisten vergnüge, so theurer Gesellschaft wegen aber wolle sie ihren lustigen Zeitvertreib gerne aufschieben.

Peter dankte auf eine so galante Weise, als es ihm nur möglich war, er sagte ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit, ihre vortreffliche Wohnung, über ihre Art sich auszudrücken, und die freundliche Alte war mit Allem sehr zufrieden. Sie sagte endlich: Aber wir wollen nur auf das eigentliche Thema unserer Rede kommen. Ich habe Euch, Ritter, nämlich rufen lassen, um Euch noch glücklicher zu machen. Ihr seid tapfer und brav, aber es mangelt Euch Weisheit und Verstand; Euer Kopf ist geschickt, den Helm zu tragen und manchen Schwertstreich des Feindes auszuhalten, aber nicht klugen Rath zu ersinnen und deswegen muß ich Euch darin beistehn. Ihr seid jetzt jung und es steht vorauszusehen, daß Ihr mit den zunehmenden Jahren immer dummer werdet, denn Ihr habt eine unvergleichliche Anlage dazu.

Peter war im Begriff, böse zu werden, er nahm sich aber noch zusammen, um zu sehn, was aus dem Allen folgen würde.

Ihr habt Euch darum, fuhr die Alte fort, so ganz ohne Vernunft ein höchst elendes Unglück ausgesucht, und bloß deswegen muß nun Euer ganzes Schicksal eine andre Richtung nehmen. Damit Ihr also in Zukunft nicht ähnliche Streiche macht, muß ich Euch einen Freund mitgeben, der für Euch denkt, da Euch diese Arbeit zu beschwerlich wird.

Sie schlug mit ihrem Stabe an die Wand, und sie that sich auf, wie ein Schrank. Bedächtig nahm sie einen kleinen bleiernen Kopf heraus und gab ihn Petern, der ihn mit Erstaunen betrachtete. Der soll Euch rathen, sagte die Alte; fragt ihn, so oft Ihr wollt, er wird der Antwort wegen nie in Verlegenheit seyn; er weiß immer vorher, was Ihr im Kriege zu thun oder zu lassen habt, er kennt jede Gefahr; hört daher auf seinen Rath und laßt ihn vor allen Dingen ein eignes verschlossenes Zimmer bewohnen, damit er nicht von Narren gestört und so sein Verstand unnöthigerweise verschwendet werde. Nehmt diesen goldenen Schlüssel; damit könnt Ihr die Thür verschließen, wo er wohnt, und wenn Ihr damit den Kopf berührt, wird er antworten.

Peter betrachtete den bleiernen Kopf genau und glaubte etwas Moquantes in seiner Physiognomie zu bemerken. Die Alte aber sagte, er solle sich dadurch nicht irre machen lassen, diesen spöttischen Zug hätten alle kluge Leute. Peter bedankte sich für den erhaltenen bleiernen Staatsminister und versprach ihn in großen Ehren zu halten, ihn auch nicht gar zu oft um Rath zu fragen, damit sich sein Verstand nicht etwa abnütze. Die Alte entließ ihn hierauf sehr gnädig.

Er trat mit seinem Führer, der indessen kein Wort gesprochen hatte, den Rückweg an; Beide waren stumm und Peter war nur besorgt, seinen rathschlagenden Kopf gesund und wohlbehalten aus den engen Felsengewinden herauszubringen. Der Rückweg war fast noch beschwerlicher, als der Hinweg; sie kamen endlich tappend und stolpernd in das klingende Gewölbe, und von da gingen sie die schmale und schlüpfrige Steintreppe hinauf. Endlich mußten sie still halten. Bernard klopfte laut an die Mauer; eine unfreundliche Stimme fragte: Wer da? Gut Freund, sagte der Führer, und der Hund, der die Stimme kannte, eröffnete den Felsen.

Sie standen wieder im Freien, der Hund war vergnügt, und nachdem ihm Bernard lange geschmeichelt hatte, brachte er den Ritter wieder nach dem Platz im Walde, wo sie sich getroffen hatten. Sie nahmen zärtlichen Abschied und Peter ging auf sein Schloß zurück.

Achtes Kapitel.

Mechthilde.

—

Peter betrachtete seinen bleiernen Kopf genauer und konnte immer noch nicht begreifen, wie ein so kleines unscheinbares Ding guten Rath ertheilen könne. Er wußte nicht, ob ihn Bernard und die Fee um die Wette foppten, oder ob wirklich etwas an den vorgegebenen Dingen sei. Indem er den Kopf genauer betrachtete, setzte ihn der kluge Blick und der spötti-

sche Zug um den Mund gewissermaßen in Verlegenheit; er stellte daher den Kopf auf einen Tisch und fuhr dann in seinem Nachdenken fort.

Sollte man nicht, sagte er zu sich selber, manchmal glauben, man träume? Wahrhaftig, ich wäre jetzt im Stande, alle Feen- und Geistergeschichten zu glauben; denn wenn ich die Sache nur etwas genau überlege, so giebt es im Grunde gar keinen Aberglauben. Wer darf an den alten Orakeln zweifeln, wenn ich sogar einen bleiernen Kopf vor mir sehe, der mit einer zuversichtlichen Miene da steht und im Rathertheilen vielleicht seines Gleichen sucht.

Er ließ nun ein schönes Zimmer aufputzen, dem seinigen gegen über, das diesem Kopfe zur Wohnung bestimmt war. Er stellte ihn hier in einen schönen Schrank, und ging zu wiederholtenmalen hin, um ihm den Schlüssel anzulegen und sich Rath ertheilen zu lassen. Der Kopf gab ihm zuerst den Rath sich eine Haushälterin zu suchen, die seiner Wirthschaft vorstehen könnte, damit er lieber von Einer Person, als von vielen Knechten betrogen würde; denn, schloß der bleierne Kopf, der Betrug, den man von einem Einzigen leidet, ist kaum noch Betrug zu nennen; nehmen sich aber im Hauswesen Viele dieses nöthigen Geschäftes an, so geht darüber die gute Ordnung zu Grunde.

Peter erstaunte nicht wenig über die Weisheit des Kopfes und folgte sogleich seinem Rathe. Er reiste im Lande umher und fand endlich ein Mädchen, das ihm gefiel. Sie hieß Mechthilde und war nicht mehr jung, und eben deswegen traute ihr der Ritter mehr Verstand und Erfahrung zu. Außerdem gefiel ihm ihre Schönheit, denn sie hatte schwarze, sehr lebhafte Augen, ihr Betragen war sehr gefällig und munter, so daß Peter sehr von ihr eingenommen ward. Sie schlossen den Vertrag und Peter nahm Mechthilden als Haushälterin mit auf sein Schloß.

Der Ritter glaubte, man könne einen guten Rath dadurch am bequemsten noch besser machen, daß man von seiner eigenen Klugheit etwas hinzuthue und so die fremde Weisheit mit eigener Vernunft beschlage. Aus dieser Ursache verliebte er sich sehr bald in Mechthilden, theils damit sie ihn dann um so weniger betrügen möchte, und zweitens, um eine Frau zu sparen. Auf diesem Wege dachte er am bequemsten dem geweissagten Unglücke mit den Weibern zu entgehen. Mechthilde war auch dem Ritter nicht abgeneigt, denn sie sah ein, daß er ein junger, unerfahrner Mensch sei, und daher glaubte sie, würde es ihr leicht werden, ihn zu beherrschen. Peter wollte Mechthilden nicht heirathen, damit nicht schon mit ihr sein Weiberunglück anhebe; sie hatte einen eben so starken Widerwillen gegen die Ehe, weil sie gern ihre Freiheit behalten wollte, und so kamen denn Beide endlich dahin überein, daß sie als seine geliebte Haushälterin oder seine haushälterische Geliebte bei ihm blieb. Peter setzte sein ganzes Vertrauen auf sie und bekümmerte sich seit der Zeit gar nicht um die Hauswirthschaft, so daß Mechthilde nach kurzer Zeit die eigentliche Gebieterin in der Burg wurde.

Ohngeachtet ihr Peter Alles vertraut hatte, so hatte er ihr doch das Geheimniß mit dem bleiernen Kopfe verschwiegen, weil er gern Etwas für sich behalten wollte, was er nur allein wüßte; er ging aber fleißig in die Kammer und fragte seinen Freund heimlich um Rath und richtete nach seiner Meinung alle seine kleinen Fehden und Kriege ein. Er besiegte seine Nachbarn in allen Zweikämpfen, alle Fehden gingen ihm glücklich von der Hand, so daß er wohl einsah, sein bleierner Kopf sei nicht zu verachten.

Um die Zeit wurde ihm von einem sehr reichen und mächtigen Ritter eine Fehde angekündigt. Peter ging in seine Rathsstube und hörte, was der Kopf dazu sagen würde. Dieser prophezeiete ihm alles Glück, nur schloß er seine Weissagung damit, er möchte nach geendigter Fehde schnell zurückkehren, weil er sonst in seinem eigenen Hause ein großes Unglück erleben könnte. Der Ritter versprach diesen guten Rath zu befolgen, versammelte alle seine Knechte und Reisigen und machte sich fertig, sein Schloß zu verlassen. Er hatte Mechthilden immer die Schlüssel zu allen Zimmern übergeben, ihr aber noch nie den goldenen Schlüssel anvertraut; heute aber hielt er es für unedel, gegen seine Geliebte mißtrauisch zu seyn; er übergab ihr daher auch diesen Schlüssel, verbot ihr aber bei seinem Zorn und bei seiner Ungnade, dieses Zimmer zu betreten. Mechthilde versprach es ihm feierlich, und der junge Peter reiste mit großer Zufriedenheit ab.

Indem sich Peter mit seinen Feinden herumschlug, untersuchte Mechthilde alle Zimmer der Burg, sie besann sich nicht lange, sondern ging auch in das Gemach, das zu besuchen ihr so strenge verboten war. Sie sah nichts Merkwürdiges im ganzen Zimmer, und wunderte sich über die Thorheit des Ritters, der mit diesem Zimmer gerade so geheim gethan hatte. Als sie sich genauer umsah, fand sie den Schrank mit dem kleinen bleiernen Kopfe. Die Sache kam ihr bedenklich vor, und sie betrachtete den Kopf sehr genau; es war im Zimmer etwas dämmerig, und sie wußte daher nicht, ob sie ihren Augen trauen solle, als es ihr vorkam, als wenn der Kopf seine Mienen veränderte. Sie hielt den goldenen Schlüssel in der Hand und legte ihn durch einen Zufall an den Kopf, indem sie fragte: Ich möchte doch wohl wissen, was der Ritter mit diesem kindischen Spielzeuge macht. — Er fragt mich um Rath, antwortete der Kopf sehr behende, denn ich weiß Alles und von mir ist viel zu lernen!

Mechthilde erschrack erst ein wenig; doch begriff sie bald das ganze Geheimniß. Sie wollte diese Entdeckung nicht ohne Nutzen gemacht haben, und fragte deswegen den kleinen Wahrsager nach ihrer Familie, nach der Zukunft, ob sie heirathen sollte und dergleichen, so daß der Kopf genug zu thun hatte, um nur die passenden Antworten hervorzubringen. Mechthilde vergaß über diese unterhaltende Conversation Mittags- und Abendessen, sie schloß sich in dem Zimmer ein und schöpfte unermüdet die geheimnißreiche Weisheit. Da sie merkte, daß der Kopf sehr gründliche Kenntnisse hatte, so ließ sie sich auch am Oberflächlichen nicht genügen, sondern fragte immer weiter nach und brachte es, als es gegen Mitternacht kam, dahin, daß sie klüger war, als ihr Lehrer. Ihr ging am Ende selbst der Kopf von dem wunderlichen Zeuge herum, ihr Geist, der plötzlich so gewachsen war, fühlte sich in ihrem Körper so beengt, aber sie hörte doch nicht eher auf, sich zu unterrichten, bis ihr

Lehrer nicht mehr zu antworten wußte und bei allen Fragen stumm blieb, so daß sie wohl merken konnte, er habe sich nun mit seiner Weisheit erschöpft. Es war diesem Lehrmeister so gegangen, wie manchem Liebhaber, der sich gegen seine Geliebte ausgesprochen hat und kein Wort mehr zu sagen weiß, so daß Beiden nachher nothwendig die Zeit lang werden muß. Mechthilde legte sich nun schlafen und war in allen geheimen Künsten der Zauberei, so wie der Weltweisheit, wohl erfahren.

Am folgenden Tage kehrte der Ritter zurück; schon seit drei Tagen war der Feind aus dem Felde geschlagen, und er hatte sich nur noch auf dem Schlosse eines guten Freundes verweilt, wo er ein Fräulein hatte kennen lernen, das ihn die Rückkehr fast ganz hatte vergessen machen. Jetzt kam er wieder, um sich bei seinem Kopfe Raths zu erholen, ob er sie heirathen sollte oder nicht. Er ging daher sogleich in das Zimmer, legte den Schlüssel an den Kopf und ihm die Frage vor. Er erstaunte nicht wenig, als der Kopf gar kein Zeichen des Lebens und Verstandes an sich spüren ließ, sondern ganz stumm und kaltsinnig die Frage anhörte. Er schlug mit der Wünschelruthe des Schlüssels an, aber vergebens; er wurde zornig und hielt den Kopf für tückisch und verstockt, daß er nur aus Eigensinn nicht antworten wollte, er berührte und schlug ihn daher mit dem Schlüssel ziemlich unsanft, aber Alles war umsonst. Er faßte endlich den Verdacht, daß Mechthilde ihm den Kopf möchte verdorben haben, da er sich überdies erinnerte, daß ihn die unterirdische Fee gewarnt hatte, nicht zu viel zu fragen, weil sich das Orakel sonst leicht erschöpfen möchte. O, dies ist, rief er, das Unglück, vor dem mich der Kopf selber gewarnt hat! Nun ist es zu spät und ich bin verloren.

Er stürmte auf Mechthilden zu, die seine Wuth wohl vermuthet hatte. Nichtswürdige! schrie er heftig, schaff mir meinen Verstand, schaff mir meinen Rathgeber wieder! Seine Einsicht ist jetzt fort, er weiß kein einziges Wort mehr vorzubringen.

Er zog den Degen, um die Haushälterin zu tödten; Mechthilde fiel ihm zu Füßen. Warum bist Du in das verbotene Zimmer gegangen? schrie er laut.

Mechthilde bat um Gnade und versprach, es niemals wieder zu thun; doch damit war dem Ritter wenig geholfen. Er wollte ihr ohne weitere Umstände den Kopf abhauen, da sie ihn nur noch um eine kleine Geduld ersuchte.

Warum habt Ihr mich, sprach sie, so in Versuchung geführt? Wenn ich nicht hätte neugierig seyn sollen, so hättet Ihr mir auch keine Veranlassung zur Neugier geben müssen. Was kann ich dafür, daß ich so eingerichtet bin, wie es alle Frauenzimmer sind? Ihr selbst seid jetzt an Eurem Unglücke Schuld. Konntet Ihr nicht Euren verwünschten Schlüssel behalten? Warum mußtet Ihr ihn denn mir in die Hände geben?

Weil ich Dir traute, sagte Peter.

Ihr hättet mir nicht trauen sollen, antwortete Mechthilde. Daß Weiber nicht neugierig seyn sollten, ist eben so unmöglich, als daß die Sonne kein Licht verleiht, daß der Tiger nicht auf Raub ausgeht, daß auf heute nicht Morgen folgen sollte, oder daß Ihr einen Schimpf, den man Eurer Ehre anthut, geduldig einstecken könntet.

Also ist es Eure Natur so? fragte Peter besänftigter.

Allerdings! Und darum muß uns jeder vernünftige Mensch auch diese Neugier zutrauen. Wer aber seinen ganzen Verstand in einen bleiernen Kopf eingeschlossen hat, der verdient es freilich auch, daß er übel anläuft, und darum ist Euch in so weit ganz recht geschehn.

So verwünsch' ich Euer ganzes Geschlecht! rief Peter in der höchsten Wuth aus; so seid Ihr nicht werth, daß Euch die Erde trägt, und ist es eine Wohlthat für alle Männer, Euch auszurotten. Ich will keiner von Euch mehr trauen, ich will so viele abstrafen, als mein Schwert nur erreichen kann, und mit Dir will ich den Anfang machen.

Mechthilde sagte ganz gelassen: Gebt Euch keine Mühe, denn dagegen habe ich eben von Euerm Kopfe Hülfsmittel gelernt. Wenn Ihr nicht mein guter Freund bleiben wollt, so weiß ich Euch wohl noch zu strafen.

Hiemit berührte sie seinen Arm, und Peter fühlte sich augenblicklich so ohnmächtig, daß er das Schwert fallen lassen mußte. Er sah Mechthilden verwundernd an, die über ihn lachte und sagte: Seht, Euer Kopf hat mich sehr gute Künste gelehrt; ich denke, wir versöhnen uns wieder.

Peter ging nachdenkend in sein Zimmer; er sah ein, daß mit Mechthilden nichts anzufangen sei, that sich aber selber den Schwur, sich dafür am ganzen weiblichen Geschlechte zu rächen.

Neuntes Kapitel.

Ein zweiter Besuch bei der Fee.

—

Peter war nun in der größten Unruhe, weil er durchaus nicht wußte, was er thun sollte, da sein Kopf ihm die Dienste aufgekündigt hatte. Er ging hin und her, bald durch die Zimmer des Schlosses, bald in den nahen Wald, und getraute sich nicht, irgend etwas zu unternehmen, weil ihm der gute Rath gänzlich mangelte. Er hoffte irgend einmal auf den alten Bernard zu stoßen; aber so oft er auch in die dunkeln, abgelegenen Büsche hineinging, kam dieser treue Freund doch niemals auf ihn zu. Bernard beschäftigte sich eben damit, den Plan recht zu überdenken, wie der Lebenslauf seines Lieblings verständig einzurichten wäre, und darüber vernachlässigte er den Ritter in dieser mißlichen Situation.

Peter lief oft verzweifelt nach jener Richtung, um den Felsenweg wieder zu finden, auf dem ihn Bernard zur unterirdischen Wohnung der Fee geführt hatte, aber er konnte auch keine Spur dieses Weges entdecken.

An einem heißen Nachmittage durchstrich er das Feld, und kam endlich an einen Wald. Er ging hinein, um der Hitze zu entfliehen und sich im Schatten abzukühlen. Er hatte den erschöpften und nunmehr unverständigen Kopf mitgenommen, und setzte sich unter einen Baum, indem er ihn genau betrachtete. Wie behende, sprach er dann wehklagend zu sich selber, ist nicht die Veränderung in dieser Welt?

Worauf soll man sich noch verlassen, wenn selbst Klugheit und Einsicht nichts Selbstbeständiges sind? Worauf soll sich der schwache, leicht veränderliche und Krankheiten unterworfene Mensch stützen, wenn es selbst dem Bleie nicht gegeben ist, die jugendliche Kraft der Phantasie, die frische Thätigkeit des Geistes zu behalten? Meinem Freunde hier waren nun die Nerven auf die Dauer gearbeitet, und doch muß er der Zerstörung der Zeit nachgeben; dennoch hat er sich überspannt, und muß vielleicht ein Bad und eine Stahlkur gebrauchen. O man table doch ja nicht mehr unsere alten abgelebten Dichter und Gelehrten, wenn es selbst den leblosen Dingen so geht. Es ist schlimm, daß die Vernunft sich eben so gut, wie jede andre Maschine, durch den Gebrauch abnutzt und der arme Mensch das Nachsehn hat; daß die Dummheit in uns wuchert und den Weizen gar zu leicht erstickt.

Solch Wehklagen trieb Ritter Peter, indem er seinen theuern Rathgeber mit heißen Thränen benetzte und die Augen gar nicht von ihm abwenden konnte. Er stand auf und irrte durch den Wald; bald wählte er diesen Fußsteig, bald jenen, und so geschah es endlich, daß er sich nicht wieder aus dem Labyrinthe der Eichen zurückfinden konnte.

Die Hitze war indessen vorüber, die kühlen Winde des Abends rauschten durch die Blätter. Peter verlor nun auch den Fußsteig, und mußte sich durch die dicht verwachsenen jungen Bäume drängen. Endlich erreichte er das Ende des Waldes, und die Sonne ging eben unter. Er stand auf einem Felsen, und vor ihm war eine tiefe, unabsehliche Bucht gerissen; die Strahlen des Abendroths fielen hinein auf die tausend Klippen und Felsenhügel, und dann auf die schroffe Wand, die roth erglänzte und einen Widerschein auf die dicht gegenüberstehende Felsenmauer warf. Der Wind ging in furchtbaren Tönen durch diese Kluft, und Peter setzte sich nieder und sah schwindelnd in den unermeßlichen Abgrund hinein.

Warum ist nun der alte Bernard nicht hier? dachte er bei sich selber. Nun schwindelt mir, so wie er es verlangt, und er würde mit mir zufrieden seyn.

Indem er noch hinuntersah, war es ihm, als wenn er die Gegend kennte, und nach einigem Nachdenken glaubte er, daß es die tiefe Schluft seyn müsse, in der die unterirdische Zauberin wohne. Je länger er den Abgrund betrachtete, je deutlicher ward ihm die Erinnerung, und er dankte endlich dem glücklichen Zufalle und beschloß, in die Kluft hinabzusteigen. Wenn er die unermeßliche Höhe betrachtete, so grauete ihm innerlich, wenn er aber daran dachte, daß dadurch sein Kopf vielleicht wieder hergestellt werden könne, wenn er die alte Zauberin anträfe, so wurde sein Muth wieder fest, und er entschloß sich, den Versuch zu wagen.

Er fing also an, behutsam hinabzuklettern, indem er bald hinuntergleitete, bald von einer Klippe zur andern sprang, bald Fuß für Fuß auf den schlüpfrigen, steilen Abhang setzte. Als er schon eine Weile mit Gefahr seines Lebens geklettert war, hörte er Jemand oben, der aus vollem Halse schrie. Er sah hoch über sich, und Bernard stand auf der äußersten Klippe, und winkte ihn mit gewaltsamen Bewegungen zurück. Peter schüttelte stillschweigend mit dem Kopfe und senkte sich immer tiefer hinab, indeß Bernard oben ein Angstgeheul erhob, indem er seinen Liebling zwischen den Felsen hängen sah. Am Ende hörte Peter nicht mehr die Stimme seines Lehrers, das Licht nahm ab, und in der Dämmerung konnte er seinen Weg kaum mehr sehn.

Er stand nun auf einem schmalen Steine still, und konnte nicht vorwärts und auch nicht zurück. Er wußte nicht, was er thun sollte, und bedachte sich lange, indem es noch finsterer wurde; nun erst vermißte er recht lebhaft seinen rathgebenden Kopf.

Er sah aber ein, daß er sich doch zu irgend etwas entschließen müsse, denn die Nacht ward immer finsterer, zurück konnte er nicht, folglich mußte er suchen, vorwärts zu gehen, so gut es sich wollte thun lassen. Er überließ sich also dem blinden Ohngefähr, gleitete hinab, und trat bald auf spitzige Steine, bald fuhr er wieder tiefer nieder, und so stand er endlich nach einer langen und unbequemen Reise unten auf dem Boden des Abgrunds.

Die finstre Nacht war indeß heraufgezogen, hell funkelten die Sterne am Himmel, und Peter stand unten und war in Verzweiflung, denn er wußte nicht, was er nun thun solle. Er sah die schroffen Felsenwände hinauf, und gab auf die Töne Acht, die in die verworrene Felsenwüstniß hinabfielen; ihm graute in der Einsamkeit und von den abentheuerlichsten Gestalten umgeben. Er wußte nicht, wo er die Wohnung der Fee suchen sollte, ja er wurde endlich ungewiß, ob er sich nicht gänzlich in seinen Muthmaßungen geirrt habe. Eulen und Fledermäuse flogen über seinem Haupte hinweg, und schwirrten mit traurigen Tönen durch die traurige Gegend. Peter tappte an den Felsen umher, um irgendwo einen Ausgang zu entdecken. Ein leiser Gesang erklang durch die Finsterniß:

In Gärten, im Feld,
Fernab in der Welt,
Stehn Blumen und lächeln
Und Westwinde fächeln
Durch Rosen und Nelken,
Die eilig verwelken,
Und wieder entstehen,
Und wieder vergehen.
Das blumige Land
Mir unbekannt.

So sitz' ich und spinne
Und webe und sinne,
Die Zukunft zu finden,
Die Nacht zu ergründen.
Im wüsten Felsenland
Von Niemand gekannt.

Nacht und einsamer Wind
Meine Gesellschafter sind.

Die wunderbaren Töne waren für den Ritter eine Erquickung; er ging dem Schalle nach. Er stieg einige Felsenstufen hinauf und wieder hinab, und stand nun wirklich vor der großen gläsernen Thür, die in das Gemach der Zauberin führte.

Er sah in die abentheuerliche Grotte hinein, die von einer kleinen schwachen Lampe erhellt wurde, welche in der Mitte des Gewölbes hing. Die Alte saß in einer Ecke des Gemachs in tiefen Gedanken, vor ihr stand ein Spinnrad, das sich von selbst drehte. Um den Schein des Lichtes sumsten in dichten Kreisen Nachtschmetterlinge, und erfüllten mit ihrem Getöne das Gemach. Peter klopfte an die

Thür und ging dann hinein. Die Alte wunderte sich anfänglich, ward aber bald wieder freundlich, indem sie den Ritter erkannte; er mußte sich niedersetzen und ihr die Ursach seines unerwarteten Besuchs erzählen.

Seht, sagte Peter, ich bin ein Mann, schlecht und recht, und Keiner soll mir nachsagen, daß ich krumme Wege gehe, den Weg ausgenommen, den ich heute zu Euch hieher gemacht habe. Doch was thut man nicht, um Euch nur wieder zu sehn? Euer Rathgeber aber, den Ihr mir so gütig mittheiltet, ist hin, völlig abgedankt ist er; er hat jetzt weit weniger Verstand, als ich, so daß ich ihn gewiß richtig beurtheilen kann.

Er erzählte ihr hierauf sein Unglück mit Mechthilden und die Fee hatte großes Mitleiden mit ihm. Wir wollen sehn, antwortete sie, wie wir ihn wieder herstellen können, ruht indessen aus und nehmt mit dem vorlieb, was mein armes Haus vermag. Es ist jetzt gerade die schlimmste Jahreszeit, man kann hier nichts bekommen, Ihr müßt den Willen für die That nehmen.

Sogleich erschien ein Tisch, reichlich mit Speisen von aller Art besetzt, dazwischen standen Pokale mit dem besten Weine angefüllt. Peter aß und trank; bei dieser Beschäftigung vergaß er bald seine beschwerliche Reise, an den Rückweg dachte er gar nicht.

Als er sich mit Speise und Trank erquickt hatte, verschwand der Tisch wieder, und auf einen Wink der Fee erscholl eine äußerst liebliche Musik, die wie ein Wohlgeruch durch das Gemach zog, und leise an den Felsenwänden klang. Euch zu Ehren, sagte die Alte, will ich Euch auch ein kleines Fest geben, Turnier und Ritterspiel, so gut es sich in der Eile veranstalten läßt, Ihr werdet selbst wissen, daß zu solchen Feierlichkeiten Zeit gehört.

In demselben Augenblick sah man Schranken und eine ebene Bahn, Alles wie zu einem Turniere zugerichtet. Etwas erhöht war ein prächtiger Söller, mit Teppichen behängt, für die vornehmsten Zuschauer. Auf den leisen dröhnenden Schall einer Trompete entstand ein wunderbares Gewimmel, wie aus einem unkenntlichen Chaos entwickelten sich tausend und tausend Gestalten, die hieher und dorthin sprangen und ein verwirrtes Geschrei durch einander erhoben. Einzelne Haufen glichen den Heuschrecken, andre den Wieseln und Mäusen; dann erhob sich eine Katze, die mit aufgerecktem Buckel über die Andern hinwegsah; in der Mitte des Getümmels nahm man zuweilen kleine Figuren wahr, ohngefähr so wie Menschen gebaut, die über die übrigen lachten. Vögel flatterten durch die Luft und schrien alle zugleich ihre mannigfaltigen Gesänge durch einander, und Jeder schien sich zu bestreben, das letzte Wort zu erhalten. Dem Ritter schwindelte, als er in dieses lebendige Gewimmel sah, das keine feste Gestalt bekam, sondern sich unaufhörlich veränderte. Ihm war, als wenn sich alle lächerliche Traumgestalten aus seinen Kinderjahren ihm jetzt sichtbar vor die Augen drängten, um die Schauspiele nun wirklich vor ihm auszuführen, die sie sonst nur in seiner Phantasie begonnen hatten.

Ihr seht hier, sagte die Fee, die neugierigen Zuschauer, aber sogleich wird das Fest selbst seinen Anfang nehmen.

Es erklang ein stärkerer Trompetenruf, und das Gewühl stand nun still; in den buntesten Reihen sah man die prunkvollste Versammlung, das ganze Thierreich und alle Insekten und Vögel standen geordnet neben einander. Viele sprachen mit einander, oder wiesen nach der Kampfbahn hin, noch Andre stritten, Einigen waren ganz still und bloß der Neugier ergeben.

Jetzt wurden die Schranken geöffnet, und auf einem stattlichen Hahn ritt ein rothgefleckter Papagei hinein, und stellte sich in die Mitte. Auf einem andern Streitroß kam ein blaugepanzerter Uhu, der seine Lanze gegen den muthigen Papagei schwenkte, sie trafen auf einander und der Uhu ward aus dem Sattel gehoben. Trompeten und Pauken verkündigten den Sieg des schönen Ritters, und oben auf dem Altan sah man, wie sich die Versammlung der Prinzessinnen freute, lauter bunte Tauben, die gegen einander mit den Köpfen wackelten, und sich Bemerkungen über die kämpfenden Ritter mittheilten. Ein Specht ritt nun gegen den Papagei und ward ebenfalls überwunden, und so ging es eben auch einer Rohrdommel und zwei Rebhühnern; der rothe Papagei blieb unüberwindlich, und eine grünliche Taube oben vergoß häufige Freudenthränen.

Der Papagei blieb als Sieger übrig, und er erhielt den Dank des Turniers, der in einer schönen Schärpe bestand, aus hundert Schmetterlingsflügeln gewebt. Der Papagei senkte sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, indeß ihm ein anderer Ritter dieses kostbare Geschenk um den Leib gürtete. Dann stand ein Hahn auf, der ein guter Barde war, und besang sein Lob in folgenden feurigen Versen:

Wessen Lob ist es, das die Sterne singen,
Von wem sprechen die künftigen Jahre und alle Zeiten?
Auf den Flügeln des Sturmwinds rauscht's daher
Und alle Völker horchen ehrfurchtsvoll.
Deinen Ruhm, Unüberwindlicher, singen
Sterne, Zeiten, Zukunft und Gegenwart,
Erden, Sonnen und tausendmal tausend Völker
Sprechen nur von dir, du bist der Rede einziger Inhalt.
Fielen nicht, rasch von deinem Arm getroffen,
Selbst die tapfersten Uhu's, Specht' und Sperber nieder?
Niemals hat die uralte Zeit, die seit lange
Denken kann, einen Mann, einen Helden gesehen
Dir nur ähnlich.

Peters Sinne waren bezaubert. Die Figuren bewegten sich unaufhörlich, schienen zu reden und alle einen vernünftigen Sinn auszudrücken, und wenn er sich nur ein wenig besann, so schien ihm wieder Alles so unmöglich und erlogen, so kindisch und furchtbar zugleich, daß er in seinem ganzen Leben noch nie eine ähnliche Empfindung gespürt hatte. Denn wie in einem muntern Tanz stand hier die ganze Welt vor ihm, seine höchsten Wünsche flogen hier wie leichte Gespenster umher, Alles war albern, und führte eine ernste Meinung in sich, er fühlte es, daß er noch ein Kind sei, ob er gleich an Jahren zugenommen hatte.

Plötzlich verlief sich Alles wieder in die Dämmerung der Luft, und es blieb keine Spur von dem vorigen Schauspiele zurück.

Siehe, sagte die Fee, Dir zu Gefallen habe ich ein solches Spiel angestellt. Betrachte die lebendige

Sie verließen Beide das Haus und gingen ihre Straße.

Fünftes Kapitel.

Jugendliche Liebe.

Ein sehr schwieriges Kapitel. Lieber Leser, hier ist es für den Autor fast gar zu schwer, etwas Neues zu sagen.

Die beiden Kinder, Peter und Adelheid, wurden nämlich größer, sie sahen sich gern, und da sie ein gewisses Alter erreicht hatten, waren sie sich überaus gut.

Ich kann aber der ganzen Schilderung überhoben seyn, denn Herr la Fontaine (nicht der französische Dichter) wiederholt sie in allen seinen Büchern auf die weitläuftigste Art; und da die Leser diese Schilderungen in jedem seiner Bücher von Neuem lesen, so brauche ich sie nur darauf zu verweisen. Es wäre mir auch unmöglich, so viele Unnatürlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten zu erfinden, wie z. B. im Sonderlinge stehn, der weder ein Sonderling noch sonderlich ist, ob ihn gleich die nachsichtige Lesewelt für Beides gehalten hat; die Tischlerfamilie und das Opferfest und das Oelen ha: ihnen überaus gefallen.

Ich übergehe also hier alle Rührung, weil meine Geschichte einen weit ernsthafteren Zweck hat, und weil ich mich auch nicht allzuweit von der Wahrheit entfernen darf. Ich bin nämlich gar nicht gesonnen, einen sogenannten historischen Roman zu schreiben, und dadurch die Wahrheit zu verstellen und die Geschichte ungewiß zu machen, sondern Alles ist auf Dokumente gegründet, wie ich schon in einem vorigen Kapitel sagte, und ich will lieber den Vorwurf der Langeweile tragen, als die Weltgeschichte konfus machen, indem ich den Blaubart anders darstelle, als er wirklich gewesen ist.

Der Knabe war groß geworden, Adelheid ebenfalls, und es traf sich, daß Beide an einem Tage aus dem Hause abgeholt wurden, um ihren Verwandten zurückgegeben zu werden. Die philosophische Wärterin, so wie die Unbefangene, wurden versorgt.

Sechstes Kapitel

Die Klippe.

Die Burg und die Güter des jungen Peter waren nach dem plötzlichen Tode seines Vaters von habsüchtigen Anverwandten in Besitz genommen; ein alter Ritter hatte den Knaben Peter Berner ihren Nachstellungen entrissen und in der abgelegenen Wohnung erziehen lassen. Jetzt war der Knabe erwachsen, und der Ritter hatte mehrere Ritter und eine Anzahl von Knechten versammelt, um ihn wieder zu seinem Rechte zu helfen.

Peter Berner kam mit dem alten Ritter, der auch ein weitläuftiger Verwandter von ihm war, bei dem kleinen Heere an. Alle waren voller Muth, als sie ihren künftigen Herrn erblickten; sie leisteten ihm den Eid der Treue und beschlossen, die Burg sogleich zu belagern.

Der junge Peter hatte sich um keine Gelehrsamkeit bekümmert, er hatte immer unbesorgt von einem Tage zum andern hinübergelebt und sich ohne sonderlichen Nutzen tiefsinnige Lieder und weise Sprüche von seiner alten Wärterin vorsagen lassen. Oft hatte er sich in der Stille nach Krieg und Streit gesehnt, und nichts war ihm daher erwünschter, als sich plötzlich in ein Leben versetzt zu sehn, das bis dahin seine höchste Hoffnung gewesen war.

Er ließ sich also bewaffnen und Schwert und Schild reichen, sein alter Vetter schlug ihn zum Ritter, und nun war Peter eifrigst bemüht, mit seinen Verwandten in der Burg in nähere Bekanntschaft zu treten. Dazu ereignete sich bald eine Gelegenheit. Die Belagerten thaten einen Ausfall, und es entstand ein blutiges Gefecht. Peter verwunderte sich über seine eigne Tapferkeit, da er zum erstenmal die Waffen führte, und alle Ritter prophezeiheten, daß aus ihm ein sehr braver Kämpfer werden würde.

Die Anverwandtschaft, die sich der Burg bemächtigt hatte, hatte ihn sogleich bei seinem Erscheinen für ein unächtes, untergeschobenes Kind erklären lassen. Für und gegen diese genealogische Meinung wurde auf beiden Seiten heftig gestritten, und die Untersuchung wurde mit solchem Feuer betrieben, daß mancher Ritter und Knecht für todt in der Abhandlung liegen blieb, ehe sie noch zu Ende gebracht war. Die in der Burg wollten anfangs gar nicht von ihrer Behauptung weichen, aber sie sahen sich doch am Ende genöthigt, Frieden zu schließen. Durch diesen Friedensschluß wurde Peter ein ächter und wahrer Sohn, und Derjenige wurde sogar für einen Nichtswürdigen von Allen erklärt, der seine Aechtheit je wieder bezweifeln würde. Der Gegenpart hatte seinen Irrthum so heftig eingesehn, daß er es gern mit unterschrieb, als die Uebrigen diesen Irrthum künftig bei Todesstrafe untersagten.

Peter war nun Herr von seiner Burg, die Verwandten gaben alle Ansprüche auf, und zogen sich in ihre eigenen Ländereien zurück; sie lebten seit dieser Zeit in einem sehr freundschaftlichen Umgange, ja sie würden ohne Zweifel auch Briefe gewechselt haben, wenn Peter die edle Kunst des Schreibens und Lesens inne gehabt hätte. Da er aber ein ungebildeter Naturmensch war, besuchten sie sich nur zuweilen, und schmausten mit einander.

Der junge Rittersmann übte sich in der Einsamkeit fleißig in den Waffen, so daß man ihn in kurzer Zeit für den tapfersten und gewandtesten im ganzen Lande hielt. Er hatte seine jugendliche Liebe und Adelheid bald vergessen, er brachte seine ganze Zeit entweder im Waffensaale, oder im Walde auf der Jagd zu.

Er hatte sich an einem Tage auf der Jagd von seinem Gefolge verirrt, und suchte eben nach dem Rückwege, als ihm plötzlich aus einem Busche ein alter Mann entgegentrat. Der Alte ging ohne Umstände auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme, worüber sich Peter sehr verwunderte. Kennest Du mich nicht? rief der Alte aus.

Nein, antwortete Peter.

Erinnerst Du Dich meiner nicht?

Nein.

Ich heiße Bernard.

Wenn auch, ich kenne Euch nicht.

Bernard erzählte nun dem Helden der Geschichte, was unsere Leser schon wissen, daß er Niemand anders sei, als ein weiser Mann und ein Zauberer, und daß er ihn schon in der Kindheit gekannt und beschützt habe. Peter hörte seine Erzählung geduldig an, und freute sich nachher, ihn kennen zu lernen.

Sie gingen nun mit einander. Peter betrachtete seinen Beschützer genau und war nicht ganz mit seiner Gestalt zufrieden. Der Alte hatte mehr Lächerliches als Ehrwürdiges in seinem Aeußern, und Peter konnte ihm daher unmöglich vielen Verstand, oder viele Macht zutrauen.

Als sie an einen freien Platz gekommen waren, setzte sich Bernard nieder, und bat den Ritter, ein Gleiches zu thun. Sie ergötzten sich erst eine Weile an der lieblichen Aussicht, dann sagte der Alte:

Ritter, Ihr müßt nicht glauben, daß ich mich Eurer ohne Noth so sehr annehme; tausend Gefahren stehn Euch bevor, und Ihr werdet ihnen ohne meine Beihülfe unterliegen. Ihr seid unter einem ungünstigen Gestirn geboren, und es wird viel Kunst kosten, den unglücklichen Einfluß unschädlich zu machen. Bei nächster Gelegenheit will ich Euch mit Eurer mächtigsten Beschützerin bekannt machen, gegen deren Gewalt die meinige nur unbedeutend ist.

Also giebt es doch Zauberer? fragte Peter.

Wer zweifelt daran? antwortete Bernard, und ich selbst bin ja eben der beste Beweis davon. Glaubt mir, ohne etwas Zauberei kann gar nichts aus Euch werden, ohne sie kommt Ihr gar nicht durch die Welt, folglich je früher Ihr Euch dazu bequemt, je besser ist es für Euch.

An mir soll's nicht fehlen, antwortete Peter.

Nun gut, fuhr Bernard fort, jetzt ist ein wichtiger Augenblick für Euch, ganzes Leben steht jetzt still, und alle Gestirne machen Halt, um dann bald eine neue Epoche anzufangen. Alles Glück der Welt wird ein Mensch niemals in seinem Lebenslauf vereinigen können, und der ist schon selig zu preisen, dem so wie Euch die Wahl gelassen wird. Auf welche Art wünscht Ihr also glücklich zu seyn? Wollt Ihr Reichthum, Ehre, Glück gegen jeden Feind, Liebe? Nennt itzt was Ihr wollt, und es ist Euch gewährt; aber sammelt ja Eure Gedanken vorher.

Peter sah seinen Freund zweifelnd an, der ihm hier mehr Glück anbot, als die Lotterie ihm je gewähren kann, ja als kaum Herr S. für 1 thlr. 8 gr. in seinem Himmel auf Erden verspricht. Er dachte nach, ob ihn der Unbekannte nicht etwa für einen Narren hielte.

Wählt! rief Bernard, ehe der günstige Augenblick vorüberfährt.

Nun, weil es denn so seyn muß, sagte Peter, so gebt mir nur Glück gegen meine Feinde, und alles Uebrige mag zum Henker gehn.

Es ist Euch gewährt, sagte Bernard feierlich; aber Ihr müßt wissen, daß sich nun das übrige Glück zusammenzieht, um diesem Platz zu machen und Euer Unglück durch zu lassen. Ihr habt auch hier zu wählen; darum sagt mir ohne Bedenken, welche Sorte von Unglück ist Euch nunmehr gefällig?

Peter bedachte sich eine ganze Weile, denn es kam ihm ein wenig zu frech und unverschämt vor, sich selber sein Unglück aus dem unermeßlichen schwarzen Heere auszulesen. Er konnte keine Wahl treffen und keinen Entschluß fassen, so viel Mühe sich auch der Alte gab, ihm einzuhelfen. Von dem schlimmsten Elende mag ich gar nicht reden, rief Bernard endlich ungeduldig aus, aber wenn ich Euch als Freund rathen soll, so wählt unter den drei Uebeln: Schande, Unglück mit Euren Weibern, oder Kindischseyn im Alter.

Halt! sagte Peter, ich nehme das Unglück mit Weibern an, und zwar aus mehr als einer Ursache. Denn erstlich liegt in den Worten die Prophezeihung, daß ich mehrere Weiber haben werde, welches mir nicht unlieb ist, zweitens kann man mit diesen schwachen Geschöpfen noch immer am ersten fertig werden. Also, dabei bleibt es.

Ich hätte Euch, antwortete Bernard, zu dem Kindischseyn gerathen; ein Unglück, das so unbedeutend ist, daß es die meisten Menschen für Glück achten; indessen Ihr habt einmal gewählt, und dabei muß es also sein Bewenden haben. Ich mag Eure Wahl nicht zu sehr mißbilligen, um Euch den Handel nicht zu verleiden, aber ich wette, daß Euch diese Worte noch gereuen. Denn da alles übrige Unglück Eures Lebens sich nun über Eure Weiber zusammenzieht, so werdet Ihr auch mehr zu leiden haben, als die gewöhnlichen Ehemänner, besonders da Ihr in dem irrigen Wahne steht, daß Ihr mit einem zarten, schwachen Geschlechte zu thun habt.

Ihr seid ja ein Weiberfeind, sagte Peter.

Bernard antwortete: Nur allein Erfahrung spricht aus mir; lernt die Weiber nur früh kennen, damit Ihr nicht Euer ganzes Schicksal verwünscht. Lieber Ritter, nie lernt man sie zu Ende kennen, und je mehr Mißtrauen man in sie setzt, desto sicherer ist man. Doch genug, daß Ihr nun doch ein großer und merkwürdiger Mann werdet, ein Mann, der durch ganz Europa berühmt seyn wird, dessen Namen sogar die Kinder im Munde führen. Nur noch eins: Hütet Euch vor den Tollen; die Verständigen unter den Männern können Euch nicht schaden, aber ich glaube es an Euren Lineamenten wahrzunehmen, daß Ihr von einem Wahnsinnigen Alles zu befürchten habt.

Aus der Tollheit, rief Peter, mache ich mir gar nichts, denn einen wahnsinnigen Menschen verachte ich gleichsam, und ein solcher wird nie im Stande seyn, mir zu schaden; denn warum? er hat keinen Verstand.

Dies war die erste Gelegenheit, bei der sich eine gewisse Blödsinnigkeit im Peter zeigte, die ihn auch sein ganzes Leben hindurch nicht verließ. Bernard bemerkte diesen Zug in seinem Charakter mit Bedauern, denn er paßte so ganz und gar nicht in das Ideal, das er sich von seinem Helden gemacht hatte. Denn wie falsch der obige Ausspruch Peters sei, brauche ich wohl nicht erst auseinander zu setzen.

Sie gingen weiter, und Bernard führte seinen Freund auf wunderbaren Fußsteigen durch den Wald und über Felsen; sie stiegen immerfort eine Anhöhe hinan, und endlich standen sie oben.

Eine einzige spitze Klippe war der Gipfel des Gebirges, und von hier sah man hinab in ein uner-

meßlich tiefes Felsenthal, durch das sich ein Waldstrom drängte und schäumte und wie geängstigt zwischen den Klippen ächzte. Es war schrecklich, den Blick die schroffe Felsenwand hinabgleiten zu lassen, und über die Felsenrücken hinweg, die wie kleine Hügel da standen, zum Strom tief hinab, der nur wie ein Silberfaden da lag, und von dem kein Ton in die Höhe und durch die stille Einsamkeit hinaufdrang. Peter sah sich wild in der Gegend um, und schaute hinunter. und stieg beherzt und ohne zu wanken auf den äußersten Stein der Klippe, und beugte sich nach dem Thal hinüber. Der alte schrie laut auf, und warf sich vor Schwindel auf den Boden, da er die menschliche Gestalt so abgerissen hoch oben hängen sah. Peter mußte zu ihm kommen, und sie traten den Rückweg an.

Du gefällst mir gar nicht, fing der Alte nach einigem Stillschweigen an; ich habe Dich hieher gebracht, um zu sehen, wie sich Dein Geist beim Anblick der unermeßlichen Natur äußern würde. Der Schüchterne, der vor den schwindlichten Tiefen und vor der Allmacht der weitliegenden Welt zurückbebt, der zittert, da er die großen Glieder der Muttererde gewahr wird, ist nicht für den Ruhm gemacht. Aber wessen Auge hier glänzt, wessen Herz sich hier erbebt, und der sich und alle seine Kräfte zuerst hier kennen lernt, der ist ein Mann; er wird seine Größe und seinen Ruhm ertragen können, doch muß er auch seine Menschlichkeit fühlen und mit Ehrfurcht vor der Hoheit der Welt dastehn, sich nicht vermessen und über seine eigne Kleinheit hinwegsehen; ein solcher, der nie schwindelt, ist frech, aber nicht muthig; für ihn ist es nichts Großes, die Gefahr zu verachten, da er sie durchaus nicht fürchten kann. — Nein, Ritter, Ihr werdet tapfer seyn, aber nie erhaben, Eure Feinde aus dem Felde schlagen, aber sie nie besiegen. Euer Verdienst und Euer Glück sind so unzertrennlich, daß kein Auge sie von einander sondern kann.

Siebentes Kapitel.

Der Kopf.

—

Unter solchen weisen Gesprächen hatten sie den Weg zurückgelegt, und Bernard bestellte den Ritter in der künftigen Woche wieder auf denselben Platz im Walde; dann zeigte er ihm den Weg nach seinem Schlosse.

Peter kam mit vielen neuen Gedanken auf seiner Burg an, er überdachte sein künftiges Schicksal, das er sich selber ausgewählt hatte. Er überlegte, ob er sich auch die rechten Loose ausgesucht habe, und war doch mit sich selber unzufrieden, wie denn der Mensch nie mit seinem Schicksale zufrieden ist, es mag ihn unvermuthet treffen, oder er mag es vorher wissen. Er ließ alle Güter des Lebens vor sich vorübergehn, und verwünschte am Ende die wunderliche Einrichtung des menschlichen Verhängnisses, daß es dem armen Menschen nicht gegönnt sei, Alles durch einander und zu gleicher Zeit zu genießen.

Er war sehr unruhig und wartete mit vieler Sehnsucht auf den Tag, an welchem er den alten Bernard wiedersehn sollte; denn dieser hatte ihm versprochen, ihn zu der wunderbaren Frau zu führen, die eigentlich die Zügel seines Verhängnisses lenke. Er machte tausend Plane, er wünschte nichts so sehnlich herbei, als die Zukunft, um seine Feinde besiegt zu sehn, sein Gebiet vergrößert, seine Reichthümer vermehrt und seinen Ruhm durch das Land ausgebreitet. Wie viel Bilder entwickelten sich aus seinem Gehirne! Er vergaß in seinen Aussichten sein ganzes gegenwärtiges Leben.

Endlich erschien der bestimmte Tag. Ohne Begleiter ging er wieder nach dem Waldplatze, und fand schon den alten Bernard, der unter einer Eiche saß und auf ihn wartete. Sie gingen stillschweigend neben einander hin, und Peter war auf etwas Großes und Seltsames gespannt.

Sie verließen bald den großen Weg und gingen durch ein einsames Felsengewinde; sie kamen in eine Gegend. in der Peter noch nie gewesen war. steile Hügel lagen umher, einzeln Gesträuch war wild und unordentlich dazwischen gewachsen, kein Fußsteig führte durch das Labyrinth und man hatte keine Aussicht umher, sondern ging immer zwischen den Felsen hindurch. bald wie durch kleine Grotten und Hallen. bald stieg man wieder empor, bald senkte sich der Weg.

Jetzt standen die Wanderer vor einer schwarzen Felsenmauer, vor der ein zottiger großer Hund lag und Wache zu halten schien. Bernard näherte sich, sprach einige unverständliche Worte und schmeichelte ihm, worauf sich der Hund freundlich spielend zur Erde niederwarf und aus Lustigkeit seinen schwarzen Pelz durcheinander schüttelte. Dann rührte der Alte die Felsenwand an und plötzlich zeigte sich dicht über dem Boden eine kleine Oeffnung; Bernard stieg hinein und Peter mußte ihm folgen.

Wie auf Stufen stieg man inwendig in die Dunkelheit des Felsens hinab, der Weg war naß und schlüpfrig und Peter hielt sich an dem kalten vorragenden Gestein in der Höhlung. Nach einer langen Wanderschaft standen sie in einem großen, geräumigen Saal, der aus Kristallen, Muscheln und glänzenden Steinen zusammengesetzt war; ein ungewisses röthliches Licht schimmerte herein und belebte die wunderbaren Gestalten der Felsen und Mauern, man konnte keine Oeffnung entdecken, durch die der Lichtstrahl in diesen unterirdischen Dom herunterzitterte. Wie kleine Quellen lief es die Wände hinab und unter dem Fußboden hinweg und dadurch erklang ein seltsames Getön, wie Harfensaiten, die vom Winde angerührt werden. Der singende Regen goß sich von allen Wänden herab und verschwand im Boden. Das unbegreifliche Licht und die wunderlichen Töne machten auf den Ritter einen seltsamen Eindruck.

Nach einer kurzen Ruhe ging Bernard weiter. Die Höhle schien weiter keine Oeffnung zu haben, und doch entdeckte sich jetzt ein Gang im Hintergrunde, der unermeßlich schien und ohne Gränzen, als Peter näher trat. Eine sonderbare Finsterniß, durch die einzelne Lichtstrahlen zuckten, blendete ihn, und er konnte nur tappend, langsam und mit Mühe seinen Weg fortsetzen.

Plötzlich war es, als wenn er Wälder rauschen hörte, als wenn feine Stimmen von oben herabfielen,

Bernard stand still und sagte daß es nichts als der Klang der Luft sei, die in solchen Tönen durch die unterirdischen Gemächer ziehe. Sie stiegen nun auf breiten Stufen aufwärts und traten in ein großes Gemach, das schöner als das erste mit Kristallen und Steinen ausgelegt war. Das Licht fiel durch eine große Glasthür, durch die man Felsen und blinkendes Gestein und nasses Moos wahrnahm. Peter war von der seltsamen Wanderung ganz betäubt, ihn setzte nichts mehr in Erstaunen, er überließ sich ganz seinem Führer und den Eindrücken der Gegenstände.

Wir müssen nur die Hausfrau aufsuchen, sagte Bernard und trat aus der Glasthür heraus. Peter folgte ihm. Die Felsenwand lag hoch und kraus dicht vor ihnen, sie stiegen zwischen den Steinen hinauf und standen nun in einem wunderlichen Thale, das von beiden Seiten mit schroffen, unermeßlich hohen Felsenwänden eingefaßt war, die blendend weiß da standen, und zwischen denen die Sonne herunterschien. Ein einsamer Wind wehte dazwischen und die großen Eichenwälder oben sahen von unten aus, wie kleines, kaum bemerkbares Moos, das grünlich auf dem Rande der Mauer schimmerte. Bernard zog ein Birkenblatt aus der Tasche und pfiff darauf so laut, daß der schneidende Ton kreischend durch das Thal hinlief und sechsfach wiederhallte. Plötzlich, ohne daß man begreifen konnte, wo sie her kam, stand eine kleine, eingeschrumpfte, weißliche Figur vor ihnen, die sie freundlich grüßte und mit ihnen in das Gemach zurückstieg. Sie setzte sich in eine Nische und nahm eine Art von Scepter in die Hand. Was wollt' Ihr? fragte sie dann mit einem schnarrenden Tone.

Bernard erzählte ihr nun, daß der vor ihr stehende junge Ritter Peter Berner sei, den sie schon immer geliebt habe und daß er sich jetzt den weiten und beschwerlichen Weg nicht habe verdrießen lassen, um sie näher kennen zu lernen. Die Alte wurde mit jedem Worte freundlicher, sie lobte den Ritter und versprach ihm viel Glück. Sie erzählte, daß sie eben jetzt auf der Jagd gewesen sei, die sie am meisten vergnüge, so theurer Gesellschaft wegen aber wolle sie ihren lustigen Zeitvertreib gerne aufschieben.

Peter dankte auf eine so galante Weise, als es ihm nur möglich war, er sagte ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit, ihre vortreffliche Wohnung, über ihre Art sich auszudrücken, und die freundliche Alte war mit Allem sehr zufrieden. Sie sagte endlich: Aber wir wollen nur auf das eigentliche Thema unserer Rede kommen. Ich habe Euch, Ritter, nämlich rufen lassen, um Euch noch glücklicher zu machen. Ihr seid tapfer und brav, aber es mangelt Euch Weisheit und Verstand; Euer Kopf ist geschickt, den Helm zu tragen und manchen Schwertstreich des Feindes auszuhalten, aber nicht klugen Rath zu ersinnen und deswegen muß ich Euch darin beistehn. Ihr seid jetzt jung und es steht vorauszusehen, daß Ihr mit den zunehmenden Jahren immer dummer werdet, denn Ihr habt eine unvergleichliche Anlage dazu.

Peter war im Begriff, böse zu werden, er nahm sich aber noch zusammen, um zu sehn, was aus dem Allen folgen würde.

Ihr habt Euch darum, fuhr die Alte fort, so ganz ohne Vernunft ein höchst elendes Unglück ausgesucht, und bloß deswegen muß nun Euer ganzes Schicksal eine andre Richtung nehmen. Damit Ihr also in Zukunft nicht ähnliche Streiche macht, muß ich Euch einen Freund mitgeben, der für Euch denkt, da Euch diese Arbeit zu beschwerlich wird.

Sie schlug mit ihrem Stabe an die Wand, und sie that sich auf, wie ein Schrank. Bedächtig nahm sie einen kleinen bleiernen Kopf heraus und gab ihn Petern, der ihn mit Erstaunen betrachtete. Der soll Euch rathen, sagte die Alte; fragt ihn, so oft Ihr wollt, er wird der Antwort wegen nie in Verlegenheit seyn; er weiß immer vorher, was Ihr im Kriege zu thun oder zu lassen habt, er kennt jede Gefahr; hört daher auf seinen Rath und laßt ihn vor allen Dingen ein eignes verschlossenes Zimmer bewohnen, damit er nicht von Narren gestört und so sein Verstand unnöthigerweise verschwendet werde. Nehmt diesen goldenen Schlüssel; damit könnt Ihr die Thür verschließen, wo er wohnt, und wenn Ihr damit den Kopf berührt, wird er antworten.

Peter betrachtete den bleiernen Kopf genau und glaubte etwas Moquantes in seiner Physiognomie zu bemerken. Die Alte aber sagte, er solle sich dadurch nicht irre machen lassen, diesen spöttischen Zug hätten alle kluge Leute. Peter bedankte sich für den erhaltenen bleiernen Staatsminister und versprach ihn in großen Ehren zu halten, ihn auch nicht gar zu oft um Rath zu fragen, damit sich sein Verstand nicht etwa abnütze. Die Alte entließ ihn hierauf sehr gnädig.

Er trat mit seinem Führer, der indessen kein Wort gesprochen hatte, den Rückweg an; Beide waren stumm und Peter war nur besorgt, seinen rathschlagenden Kopf gesund und wohlbehalten aus den engen Felsengewinden herauszubringen. Der Rückweg war fast noch beschwerlicher, als der Hinweg; sie kamen endlich tappend und stolpernd in das klingende Gewölbe, und von da gingen sie die schmale und schlüpfrige Steintreppe hinauf. Endlich mußten sie still halten. Bernard klopfte laut an die Mauer; eine unfreundliche Stimme fragte: Wer da? Gut Freund, sagte der Führer, und der Hund, der die Stimme kannte, eröffnete den Felsen.

Sie standen wieder im Freien, der Hund war vergnügt, und nachdem ihm Bernard lange geschmeichelt hatte, brachte er den Ritter wieder nach dem Platz im Walde, wo sie sich getroffen hatten. Sie nahmen zärtlichen Abschied und Peter ging auf sein Schloß zurück.

Achtes Kapitel.

Mechthilde.

Peter betrachtete seinen bleiernen Kopf genauer und konnte immer noch nicht begreifen, wie ein so kleines unscheinbares Ding guten Rath ertheilen könne. Er wußte nicht, ob ihn Bernard und die Fee um die Wette foppten, oder ob wirklich etwas an den vorgegebenen Dingen sei. Indem er den Kopf genauer betrachtete, setzte ihn der kluge Blick und der spötti-

sche Zug um den Mund gewissermaßen in Verlegenheit; er stellte daher den Kopf auf einen Tisch und fuhr dann in seinem Nachdenken fort.

Sollte man nicht, sagte er zu sich selber, manchmal glauben, man träume? Wahrhaftig, ich wäre jetzt im Stande, alle Feen = und Geistergeschichten zu glauben; denn wenn ich die Sache nur etwas genau überlege, so giebt es im Grunde gar keinen Aberglauben. Wer darf an den alten Orakeln zweifeln, wenn ich sogar einen bleiernen Kopf vor mir sehe, der mit einer zuversichtlichen Miene da steht und im Rathertheilen vielleicht seines Gleichen sucht.

Er ließ nun ein schönes Zimmer aufputzen, dem seinigen gegen über, das diesem Kopfe zur Wohnung bestimmt war. Er stellte ihn hier in einen schönen Schrank, und ging zu wiederholtenmalen hin, um ihm den Schlüssel anzulegen und sich Rath ertheilen zu lassen. Der Kopf gab ihm zuerst den Rath sich eine Haushälterin zu suchen, die seiner Wirthschaft vorstehen könnte, damit er lieber von Einer Person, als von vielen Knechten betrogen würde; denn, schloß der bleierne Kopf, der Betrug, den man von einem Einzigen leidet, ist kaum noch Betrug zu nennen; nehmen sich aber im Hauswesen Viele dieses nöthigen Geschäftes an, so geht darüber die gute Ordnung zu Grunde.

Peter erstaunte nicht wenig über die Weisheit des Kopfes und folgte sogleich seinem Rathe. Er reiste im Lande umher und fand endlich ein Mädchen, das ihm gefiel. Sie hieß Mechthilde und war nicht mehr jung, und eben deswegen traute ihr der Ritter mehr Verstand und Erfahrung zu. Außerdem gefiel ihm ihre Schönheit, denn sie hatte schwarze, sehr lebhafte Augen, ihr Betragen war sehr gefällig und munter, so daß Peter sehr von ihr eingenommen ward. Sie schlossen den Vertrag und Peter nahm Mechthilden als Haushälterin mit auf sein Schloß.

Der Ritter glaubte, man könne einen guten Rath dadurch am bequemsten noch besser machen, daß man von seiner eigenen Klugheit etwas hinzuthue und so die fremde Weisheit mit eigener Vernunft beschlage. Aus dieser Ursache verliebte er sich sehr bald in Mechthilden, theils damit sie ihn dann um so weniger betrügen möchte, und zweitens, um eine Frau zu sparen. Auf diesem Wege dachte er am bequemsten dem geweissagten Unglücke mit den Weibern zu entgehen. Mechthilde war auch dem Ritter nicht abgeneigt, denn sie sah ein, daß er ein junger, unerfahrner Mensch sei, und daher glaubte sie, würde es ihr leicht werden, ihn zu beherrschen. Peter wollte Mechthilden nicht heirathen, damit nicht schon mit ihr sein Weiberunglück anhebe; sie hatte einen eben so starken Widerwillen gegen die Ehe, weil sie gern ihre Feiheit behalten wollte, und so kamen denn Beide endlich dahin überein, daß sie als seine geliebte Haushälterin oder seine haushälterische Geliebte bei ihm blieb. Peter setzte sein ganzes Vertrauen auf sie und bekümmerte sich seit der Zeit gar nicht um die Hauswirthschaft, so daß Mechthilde nach kurzer Zeit die eigentliche Gebieterin in der Burg wurde.

Ohngeachtet ihr Peter Alles vertraut hatte, so hatte er ihr doch das Geheimniß mit dem bleiernen Kopfe verschwiegen, weil er gern Etwas für sich behalten wollte, was er nur allein wüßte; er ging aber fleißig in die Kammer und fragte seinen Freund heimlich um Rath und richtete nach seiner Meinung alle seine kleinen Fehden und Kriege ein. Er besiegte seine Nachbarn in allen Zweikämpfen, alle Fehden gingen ihm glücklich von der Hand, so daß er wohl einsah, sein bleierner Kopf sei nicht zu verachten.

Um die Zeit wurde ihm von einem sehr reichen und mächtigen Ritter eine Fehde angekündigt. Peter ging in seine Rathsstube und hörte, was der Kopf dazu sagen würde. Dieser prophezeiete ihm alles Glück, nur schloß er seine Weissagung damit, er möchte nach geendigter Fehde schnell zurückkehren, weil er sonst in seinem eigenen Hause ein großes Unglück erleben könnte. Der Ritter versprach diesen guten Rath zu befolgen, versammelte alle seine Knechte und Reisigen und machte sich fertig, sein Schloß zu verlassen. Er hatte Mechthilden immer die Schlüssel zu allen Zimmern übergeben, ihr aber noch nie den goldenen Schlüssel anvertraut; heute aber hielt er es für unedel, gegen seine Geliebte mißtrauisch zu seyn; er übergab ihr daher auch diesen Schlüssel, verbot ihr aber bei seinem Zorn und bei seiner Ungnade, dieses Zimmer zu betreten. Mechthilde versprach es ihm feierlich, und der junge Peter reiste mit großer Zufriedenheit ab.

Indem sich Peter mit seinen Feinden herumschlug, untersuchte Mechthilde alle Zimmer der Burg, sie besann sich nicht lange, sondern ging auch in das Gemach, das zu besuchen ihr so strenge verboten war. Sie sah nichts Merkwürdiges im ganzen Zimmer, und wunderte sich über die Thorheit des Ritters, der mit diesem Zimmer gerade so geheim gethan hatte. Als sie sich genauer umsah, fand sie den Schrank mit dem kleinen bleiernen Kopfe. Die Sache kam ihr bedenklich vor, und sie betrachtete den Kopf sehr genau; es war im Zimmer etwas dämmerig, und sie wußte daher nicht, ob sie ihren Augen trauen solle, als es ihr vorkam, als wenn der Kopf seine Mienen veränderte. Sie hielt den goldenen Schlüssel in der Hand und legte ihn durch einen Zufall an den Kopf, indem sie fragte: Ich möchte doch wohl wissen, was der Ritter mit diesem kindischen Spielzeuge macht. — Er fragt mich um Rath, antwortete der Kopf sehr behende, denn ich weiß Alles und von mir ist viel zu lernen!

Mechthilde erschrack erst ein wenig; doch begriff sie bald das ganze Geheimniß. Sie wollte diese Entdeckung nicht ohne Nutzen gemacht haben, und fragte deswegen den kleinen Wahrsager nach ihrer Familie, nach der Zukunft, ob sie heirathen sollte und dergleichen, so daß der Kopf genug zu thun hatte, um nur die passenden Antworten hervorzubringen. Mechthilde vergaß über diese unterhaltende Conversation Mittags- und Abendessen, sie schloß sich in dem Zimmer ein und schöpfte unermüdet die geheimnißreiche Weisheit. Da sie merkte, daß der Kopf sehr gründliche Kenntnisse hatte, so ließ sie sich auch am Oberflächlichen nicht genügen, sondern fragte immer weiter nach und brachte es, als es gegen Mitternacht kam, dahin, daß sie klüger war, als ihr Lehrer. Ihr ging am Ende selbst der Kopf von dem wunderlichen Zeuge herum, ihr Geist, der plötzlich so gewachsen war, fühlte sich in ihrem Körper so beengt, aber sie hörte doch nicht eher auf, sich zu unterrichten, bis ihr

Lehrer nicht mehr zu antworten wußte und bei allen Fragen stumm blieb, so daß sie wohl merken konnte, er habe sich nun mit seiner Weisheit erschöpft. Es war diesem Lehrmeister so gegangen, wie manchem Liebhaber, der sich gegen seine Geliebte ausgesprochen hat und kein Wort mehr zu sagen weiß, so daß Beiden nachher nothwendig die Zeit lang werden muß. Mechthilde legte sich nun schlafen und war in allen geheimen Künsten der Zauberei, so wie der Weltweisheit, wohl erfahren.

Am folgenden Tage kehrte der Ritter zurück; schon seit drei Tagen war der Feind aus dem Felde geschlagen, und er hatte sich nur noch auf dem Schlosse eines guten Freundes verweilt, wo er ein Fräulein hatte kennen lernen, das ihn die Rückkehr fast ganz hatte vergessen machen. Jetzt kam er wieder, um sich bei seinem Kopfe Raths zu erholen, ob er sie heirathen sollte oder nicht. Er ging daher sogleich in das Zimmer, legte den Schlüssel an den Kopf und ihm die Frage vor. Er erstaunte nicht wenig, als der Kopf gar kein Zeichen des Lebens und Verstandes an sich spüren ließ, sondern ganz stumm und kaltsinnig die Frage anhörte. Er schlug mit der Wünschelruthe des Schlüssels an, aber vergebens; er wurde zornig und hielt den Kopf für tückisch und verstockt, daß er nur aus Eigensinn nicht antworten wollte, er berührte und schlug ihn daher mit dem Schlüssel ziemlich unsanft, aber Alles war umsonst. Er faßte endlich den Verdacht, daß Mechthilde ihm den Kopf möchte verdorben haben, da er sich überdies erinnerte, daß ihn die unterirdische Fee gewarnt hatte, nicht zu viel zu fragen, weil sich das Orakel sonst leicht erschöpfen möchte. O, dies ist, rief er, das Unglück, vor dem mich der Kopf selber gewarnt hat! Nun ist es zu spät und ich bin verloren.

Er stürmte auf Mechthilden zu, die seine Wuth wohl vermuthet hatte. Nichtswürdige! schrie er heftig, schaff mir meinen Verstand, schaff mir meinen Rathgeber wieder! Seine Einsicht ist jetzt fort, er weiß kein einziges Wort mehr vorzubringen.

Er zog den Degen, um die Haushälterin zu tödten; Mechthilde fiel ihm zu Füßen. Warum bist Du in das verbotene Zimmer gegangen? schrie er laut.

Mechthilde bat um Gnade und versprach, es niemals wieder zu thun; doch damit war dem Ritter wenig geholfen. Er wollte ihr ohne weitere Umstände den Kopf abhauen, da sie ihn nur noch um eine kleine Geduld ersuchte.

Warum habt Ihr mich, sprach sie, so in Versuchung geführt? Wenn ich nicht hätte neugierig seyn sollen, so hättet Ihr mir auch keine Veranlassung zur Neugier geben müssen. Was kann ich dafür, daß ich so eingerichtet bin, wie es alle Frauenzimmer sind? Ihr selbst seid jetzt an Eurem Unglücke Schuld. Konntet Ihr nicht Euren verwünschten Schlüssel behalten? Warum mußtet Ihr ihn denn mir in die Hände geben?

Weil ich Dir traute, sagte Peter.

Ihr hättet mir nicht trauen sollen, antwortete Mechthilde. Daß Weiber nicht neugierig seyn sollten, ist eben so unmöglich, als daß die Sonne kein Licht verleiht, daß der Tiger nicht auf Raub ausgeht, daß auf heute nicht Morgen folgen sollte, oder daß Ihr einen Schimpf, den man Eurer Ehre anthut, geduldig einstecken könntet.

Also ist es Eure Natur so? fragte Peter besänftigter.

Allerdings! Und darum muß uns jeder vernünftige Mensch auch diese Neugier zutrauen. Wer aber seinen ganzen Verstand in einen bleiernen Kopf eingeschlossen hat, der verdient es freilich auch, daß er übel anläuft, und darum ist Euch in so weit ganz recht geschehn.

So verwünsch' ich Euer ganzes Geschlecht! rief Peter in der höchsten Wuth aus; so seid Ihr nicht werth, daß Euch die Erde trägt, und ist es eine Wohlthat für alle Männer, Euch auszurotten. Ich will keiner von Euch mehr trauen, ich will so viele abstrafen, als mein Schwert nur erreichen kann, und mit Dir will ich den Anfang machen.

Mechthilde sagte ganz gelassen: Gebt Euch keine Mühe, denn dagegen habe ich eben von Euerm Kopfe Hülfsmittel gelernt. Wenn Ihr nicht mein guter Freund bleiben wollt, so weiß ich Euch wohl noch zu strafen.

Hiemit berührte sie seinen Arm, und Peter fühlte sich augenblicklich so ohnmächtig, daß er das Schwert fallen lassen mußte. Er sah Mechthilden verwundernd an, die über ihn lachte und sagte: Seht, Euer Kopf hat mich sehr gute Künste gelehrt; ich denke, wir versöhnen uns wieder.

Peter ging nachdenkend in sein Zimmer; er sah ein, daß mit Mechthilden nichts anzufangen sei, that sich aber selber den Schwur, sich dafür am ganzen weiblichen Geschlechte zu rächen.

Neuntes Kapitel.

Ein zweiter Besuch bei der Fee.

—

Peter war nun in der größten Unruhe, weil er durchaus nicht wußte, was er thun sollte, da sein Kopf ihm die Dienste aufgekündigt hatte. Er ging hin und her, bald durch die Zimmer des Schlosses, bald in den nahen Wald, und getraute sich nicht, irgend etwas zu unternehmen, weil ihm der gute Rath gänzlich mangelte. Er hoffte irgend einmal auf den alten Bernard zu stoßen; aber so oft er auch in die dunkeln, abgelegenen Büsche hineinging, kam dieser treue Freund doch niemals auf ihn zu. Bernard beschäftigte sich eben damit, den Plan recht zu überdenken, wie der Lebenslauf seines Lieblings verständig einzurichten wäre, und darüber vernachlässigte er den Ritter in dieser mißlichen Situation.

Peter lief oft verzweifelt nach jener Richtung, um den Felsenweg wieder zu finden, auf dem ihn Bernard zur unterirdischen Wohnung der Fee geführt hatte, aber er konnte auch keine Spur dieses Weges entdecken.

An einem heißen Nachmittage durchstrich er das Feld, und kam endlich an einen Wald. Er ging hinein, um der Hitze zu entfliehen und sich im Schatten abzukühlen. Er hatte den erschöpften und nunmehr unverständigen Kopf mitgenommen, und setzte sich unter einen Baum, indem er ihn genau betrachtete. Wie behende, sprach er dann wehklagend zu sich selber, ist nicht die Veränderung in dieser Welt?

Worauf soll man sich noch verlassen, wenn selbst Klugheit und Einsicht nichts Selbstbeständiges sind? Worauf soll sich der schwache, leicht veränderliche und Krankheiten unterworfene Mensch stützen, wenn es selbst dem Bleie nicht gegeben ist, die jugendliche Kraft der Phantasie, die frische Thätigkeit des Geistes zu behalten? Meinem Freunde hier waren nun die Nerven auf die Dauer gearbeitet, und doch muß er der Zerstörung der Zeit nachgeben; dennoch hat er sich überspannt, und muß vielleicht ein Bad und eine Stahlkur gebrauchen. O man tadle doch ja nicht mehr unsere alten abgelebten Dichter und Gelehrten, wenn es selbst den leblosen Dingen so geht. Es ist schlimm, daß die Vernunft sich eben so gut, wie jede andre Maschine, durch den Gebrauch abnutzt und der arme Mensch das Nachsehn hat; daß die Dummheit in uns wuchert und den Weizen gar zu leicht erstickt.

Solch Wehklagen trieb Ritter Peter, indem er seinen theuern Rathgeber mit heißen Thränen benetzte und die Augen gar nicht von ihm abwenden konnte. Er stand auf und irrte durch den Wald; bald wählte er diesen Fußsteig, bald jenen, und so geschah es endlich, daß er sich nicht wieder aus dem Labyrinthe der Eichen zurückfinden konnte.

Die Hitze war indessen vorüber, die kühlen Winde des Abends rauschten durch die Blätter. Peter verlor nun auch den Fußsteig, und mußte sich durch die dicht verwachsenen jungen Bäume drängen. Endlich erreichte er das Ende des Waldes, und die Sonne ging eben unter. Er stand auf einem Felsen, und vor ihm war eine tiefe, unabsehliche Bucht gerissen; die Strahlen des Abendroths fielen hinein auf die tausend Klippen und Felsenhügel, und dann auf die schroffe Wand, die roth erglänzte und einen Widerschein auf die dicht gegenüberstehende Felsenmauer warf. Der Wind ging in furchtbaren Tönen durch diese Kluft, und Peter setzte sich nieder und sah schwindelnd in den unermeßlichen Abgrund hinein.

Warum ist nun der alte Bernard nicht hier? dachte er bei sich selber. Nun schwindelt mir, so wie er es verlangt, und er würde mit mir zufrieden seyn.

Indem er noch hinuntersah, war es ihm, als wenn er die Gegend kennte, und nach einigem Nachdenken glaubte er, daß es die tiefe Schluft seyn müsse, in der die unterirdische Zauberin wohne. Je länger er den Abgrund betrachtete, je deutlicher ward ihm die Erinnerung, und er dankte endlich dem glücklichen Zufalle und beschloß, in die Kluft hinabzusteigen. Wenn er die unermeßliche Höhe betrachtete, so grauete ihm innerlich, wenn er aber daran dachte, daß dadurch sein Kopf vielleicht wieder hergestellt werden könne, wenn er die alte Zauberin anträfe, so wurde sein Muth wieder fest, und er entschloß sich, den Versuch zu wagen.

Er fing also an, behutsam hinabzuklettern, indem er bald hinuntergleitete, bald von einer Klippe zur andern sprang, bald Fuß für Fuß auf den schlüpfrigen, steilen Abhang setzte. Als er schon eine Weile mit Gefahr seines Lebens geklettert war, hörte er Jemand oben, der aus vollem Halse schrie. Er sah hoch über sich, und Bernard stand auf der äußersten Klippe, und winkte ihn mit gewaltsamen Bewegungen zurück. Peter schüttelte stillschweigend mit dem Kopfe und senkte sich immer tiefer hinab, indeß Bernard oben ein Angstgeheul erhob, indem er seinen Liebling zwischen den Felsen hängen sah. Am Ende hörte Peter nicht mehr die Stimme seines Lehrers, das Licht nahm ab, und in der Dämmerung konnte er seinen Weg kaum mehr sehn.

Er stand nun auf einem schmalen Steine still, und konnte nicht vorwärts und auch nicht zurück. Er wußte nicht, was er thun sollte, und bedachte sich lange, indem es noch finsterer wurde; nun erst vermißte er recht lebhaft seinen rathgebenden Kopf.

Er sah aber ein, daß er sich doch zu irgend etwas entschließen müsse, denn die Nacht ward immer finsterer, zurück konnte er nicht, folglich mußte er suchen, vorwärts zu geben, so gut es sich wollte thun lassen. Er überließ sich also dem blinden Ohngefähr, gleitete hinab, und trat bald auf spitzige Steine, bald fuhr er wieder tiefer nieder, und so stand er endlich nach einer langen und unbequemen Reise unten auf dem Boden des Abgrunds.

Die finstre Nacht war indeß heraufgezogen, hell funkelten die Sterne am Himmel, und Peter stand unten und war in Verzweiflung, denn er wußte nicht, was er nun thun solle. Er sah die schroffen Felsenwände hinauf, und gab auf die Töne Acht, die in die verworrene Felsenwüstniß hinabfielen; ihm graute in der Einsamkeit und von den abentheuerlichsten Gestalten umgeben. Er wußte nicht, wo er die Wohnung der Fee suchen sollte, ja er wurde endlich ungewiß, ob er sich nicht gänzlich in seinen Muthmaßungen geirrt habe. Eulen und Fledermäuse flogen über seinem Haupte hinweg, und schwirrten mit traurigen Tönen durch die traurige Gegend. Peter tappte an den Felsen umher, um irgendwo einen Ausgang zu entdecken. Ein leiser Gesang erklang durch die Finsterniß:

In Gärten, im Feld,
Fernab in der Welt,
Stehn Blumen und lächeln
Und Westwinde fächeln
Durch Rosen und Nelken,
Die eilig verwelken,
Und wieder entstehen,
Und wieder vergehen.
Das blumige Land
Mir unbekannt.

So sitz' ich und spinne
Und webe und sinne,
Die Zukunft zu finden,
Die Nacht zu ergründen.
Im wüsten Felsenland
Von Niemand gekannt.

Nacht und einsamer Wind
Meine Gesellschafter sind.

Die wunderbaren Töne waren für den Ritter eine Erquickung; er ging dem Schalle nach. Er stieg einige Felsenstufen hinauf und wieder hinab, und stand nun wirklich vor der großen gläsernen Thür, die in das Gemach der Zauberin führte.

Er sah in die abentheuerliche Grotte hinein, die von einer kleinen schwachen Lampe erhellt wurde, welche in der Mitte des Gewölbes hing. Die Alte saß in einer Ecke des Gemachs in tiefen Gedanken, vor ihr stand ein Spinnrad, das sich von selbst drehte. Um den Schein des Lichtes sumsten in dichten Kreisen Nachtschmetterlinge, und erfüllten mit ihrem Getöne das Gemach. Peter klopfte an die

Thür und ging dann hinein. Die Alte wunderte sich anfänglich, ward aber bald wieder freundlich, indem sie den Ritter erkannte; er mußte sich niedersetzen und ihr die Ursach seines unerwarteten Besuchs erzählen.

Seht, sagte Peter, ich bin ein Mann, schlecht und recht, und Keiner soll mir nachsagen, daß ich krumme Wege gehe, den Weg ausgenommen, den ich heute zu Euch hieher gemacht habe. Doch was thut man nicht, um Euch nur wieder zu sehn? Euer Rathgeber aber, den Ihr mir so gütig mittheiltet, ist hin, völlig abgedankt ist er; er hat jetzt weit weniger Verstand, als ich, so daß ich ihn gewiß richtig beurtheilen kann.

Er erzählte ihr hierauf sein Unglück mit Mechthilden und die Fee hatte großes Mitleiden mit ihm. Wir wollen sehn, antwortete sie, wie wir ihn wieder herstellen können, ruht indessen aus und nehmt mit dem vorlieb, was mein armes Haus vermag. Es ist jetzt gerade die schlimmste Jahreszeit, man kann hier nichts bekommen, Ihr müßt den Willen für die That nehmen.

Sogleich erschien ein Tisch, reichlich mit Speisen von aller Art besetzt, dazwischen standen Pokale mit dem besten Weine angefüllt. Peter aß und trank; bei dieser Beschäftigung vergaß er bald seine beschwerliche Reise, an den Rückweg dachte er gar nicht.

Als er sich mit Speise und Trank erquickt hatte, verschwand der Tisch wieder, und auf einen Wink der Fee erscholl eine äußerst liebliche Musik, die wie ein Wohlgeruch durch das Gemach zog, und leise an den Felsenwänden klang. Euch zu Ehren, sagte die Alte, will ich Euch auch ein kleines Fest geben, Turnier und Ritterspiel, so gut es sich in der Eile veranstalten läßt, Ihr werdet selbst wissen, daß zu solchen Feierlichkeiten Zeit gehört.

In demselben Augenblick sah man Schranken und eine ebene Bahn, Alles wie zu einem Turniere zugerichtet. Etwas erhöht war ein prächtiger Söller, mit Teppichen behängt, für die vornehmsten Zuschauer. Auf den leisen dröhnenden Schall einer Trompete entstand ein wunderbares Gewimmel, wie aus einem unkenntlichen Chaos entwickelten sich tausend und tausend Gestalten, die hieher und dorthin sprangen und ein verwirrtes Geschrei durch einander erhoben. Einzelne Haufen glichen den Heuschrecken, andre den Wieseln und Mäusen; dann erhob sich eine Katze, die mit aufgerecktem Buckel über die Andern hinwegsah; in der Mitte des Getümmels nahm man zuweilen kleine Figuren wahr, ohngefähr so wie Menschen gebaut, die über die übrigen lachten. Vögel flatterten durch die Luft und schrien alle zugleich ihre mannigfaltigen Gesänge durch einander, und Jeder schien sich zu bestreben, das letzte Wort zu erhalten. Dem Ritter schwindelte, als er in dieses lebendige Gewimmel sah, das keine feste Gestalt bekam, sondern sich unaufhörlich veränderte. Ihm war, als wenn sich alle lächerliche Traumgestalten aus seinen Kinderjahren ihm jetzt sichtbar vor die Augen drängten, um die Schauspiele nun wirklich vor ihm auszuführen, die sie sonst nur in seiner Phantasie begonnen hatten.

Ihr seht hier, sagte die Fee, die neugierigen Zuschauer, aber sogleich wird das Fest selbst seinen Anfang nehmen.

Es erklang ein stärkerer Trompetenruf, und das Gewühl stand nun still; in den buntesten Reihen sah man die prunkvollste Versammlung, das ganze Thierreich und alle Insekten und Vögel standen geordnet neben einander. Viele sprachen mit einander, oder wiesen nach der Kampfbahn hin, noch Andre stritten, Einigen waren ganz still und bloß der Neugier ergeben.

Jetzt wurden die Schranken geöffnet, und auf einem stattlichen Hahn ritt ein rothgefleckter Papagei hinein, und stellte sich in die Mitte. Auf einem andern Streitroß kam ein blaugepanzerter Uhu, der seine Lanze gegen den muthigen Papagei schwenkte, sie trafen auf einander und der Uhu ward aus dem Sattel gehoben. Trompeten und Pauken verkündigten den Sieg des schönen Ritters, und oben auf dem Altan sah man, wie sich die Versammlung der Prinzessinnen freute, lauter bunte Tauben, die gegen einander mit den Köpfen wackelten, und sich Bemerkungen über die kämpfenden Ritter mittheilten. Ein Specht ritt nun gegen den Papagei und ward ebenfalls überwunden, und so ging es eben auch einer Rohrdommel und zwei Rebhühnern; der rothe Papagei blieb unüberwindlich, und eine grünliche Taube oben vergoß häufige Freudenthränen.

Der Papagei blieb als Sieger übrig, und er erhielt den Dank des Turniers, der in einer schönen Schärpe bestand, aus hundert Schmetterlingsflügeln gewebt. Der Papagei senkte sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, indeß ihm ein anderer Ritter dieses kostbare Geschenk um den Leib gürtete. Dann stand ein Hahn auf, der ein guter Barde war, und besang sein Lob in folgenden feurigen Versen:

Wessen Lob ist es, das die Sterne singen,
Von wem sprechen die künftigen Jahre und alle Zeiten?
Auf den Flügeln des Sturmwinds rauscht's daher
Und alle Völker horchen ehrfurchtsvoll.
Deinen Ruhm, Unüberwindlicher, singen
Sterne, Zeiten, Zukunft und Gegenwart,
Erden, Sonnen und tausendmal tausend Völker
Sprechen nur von dir, du bist der Rede einziger Inhalt.
Fielen nicht, rasch von deinem Arm getroffen,
Selbst die tapfersten Uhu's, Specht' und Sperber nieder?
Niemals hat die uralte Zeit, die seit lange
Denken kann, einen Mann, einen Helden gesehen
Dir nur ähnlich.

Peters Sinne waren bezaubert. Die Figuren bewegten sich unaufhörlich, schienen zu reden und alle einen vernünftigen Sinn auszudrücken, und wenn er sich nur ein wenig besann, so schien ihm wieder Alles so unmöglich und erlogen, so kindisch und furchtbar zugleich, daß er in seinem ganzen Leben noch nie eine ähnliche Empfindung gespürt hatte. Denn wie in einem muntern Tanz stand hier die ganze Welt vor ihm, seine höchsten Wünsche flogen hier wie leichte Gespenster umher, Alles war albern, und führte eine ernste Meinung in sich, er fühlte es, daß er noch ein Kind sei, ob er gleich an Jahren zugenommen hatte.

Plötzlich verlief sich Alles wieder in die Dämmerung der Luft, und es blieb keine Spur von dem vorigen Schauspiele zurück.

Siehe, sagte die Fee, Dir zu Gefallen habe ich ein solches Spiel angestellt. Betrachte die lebendige

wirkliche Welt, und es ist nichts anders. Ruhm und Unsterblichkeit ist auch nur ein Hahnengeschrei, das früh oder spät verschallt, das die Winde mit sich nehmen, und das dann untergeht. Alles will klingen und tönen auf seine Weise und rührt sich mit übermäßiger Emsigkeit, dann ist es aber bald vorbei, und eine unkenntliche Form bleibt zurück, und verschwindet nach und nach gänzlich. Und so fallen auch Schlösser und Berge ein, und der Mensch und die Natur arbeiten immer nur für den Anfang, immer bleiben sie beim Anfang stehn, und so wird man nichts als Vorsatz gewahr. Die Zukunft streift einst mit plumper, unbarmherziger Hand über Alles hinweg, und wischt es aus, wie eine unbedeutende, unrichtige Rechnung von einer Tafel; dann ist das verschwunden, was im Grunde nie war, und der leere Raum treibt mit der Vergessenheit da sein Spiel, wo sonst die irdischen Träume standen.

Sehr wahr, antwortete Peter, sehr wahr, aber auch eben so unverständlich. Indessen schadet das Unverständliche den Wahrheiten niemals, je dunkler sie sind, je besser kommen sie fort; sie wohnen gleich den Nachtigallen am liebsten in der Finsterniß, und so muß es mir denn auch schon recht seyn. Aber mit der Zauberei ist es denn doch wahrlich ein ganz gutes Ding, sie nutzt zu Allem, und wenn man nicht wüßte, daß es Zauberei wäre, so sollte man Alles so was kaum begreifen können. — Was fangen wir nun aber mit dem Kopfe an?

Wenn Ihr immer dankbar seyn wollt, antwortete die Fee, so will ich diesmal schon Rath schaffen. Wir müssen ihn vors Erste trepaniren, damit es ihm nur wieder möglich gemacht wird, Verstand zu bekommen.

Sie bohrte darauf ein kleines Loch in den Kopf, dann holte sie ein Fläschchen aus einem Schranke, davon goß sie einen Tropfen hinein; ein kleiner blauer Funke erhob sich, und sank dann in den Kopf zurück, worauf die Alte die Oeffnung schnell mit etwas geschmolzenem Blei verschloß. Nun ist er wieder, sagte sie, so klug als er nur je gewesen ist.

Ist es möglich? fragte Peter.

Sehr möglich, war die Antwort. Ihr glaubt gar nicht, welche Kleinigkeit der menschliche Verstand ist, und welche Nichtswürdigkeiten ihn veranlassen und zerstören. In dieser Flasche, die nur so groß ist, wie mein kleiner Finger, ist Verstand für zwanzig Collegien, für eben so viele Consistorien und funfzig naturforschende Gesellschaften. Ja, was sag' ich? dreihundert Generale mit ihren Auditeuren und Compagniefeldscheren, so wie eine halbe Welt voller Amtleute würden für Kinder und Kindeskinder daran genug haben.

So laßt es mich, sagte Peter, schnell austrinken, und König werden.

Nein, antwortete die bedächtige Fee, Ihr würdet Euch sehr schlecht darauf befinden, denn keinem Menschen ist so viel Verstand gesund. Behelft Euch lieber so, Ihr würdet Euch sonst nur bei einem Theologen, Philosophen und Doctor zugleich in die Cur verdingen müssen, um nur etwas wieder zu menschlichen Kräften zu kommen, Ihr könntet nicht Journale genug lesen, um wieder hergestellt zu werden, ja kaum Theatercritiken könnten Euch wieder etwas auf den rechten Weg lenken. Glaubt nur, daß diese Krankheit, am Verstande zu laboriren, die gefährlichste und unheilbarste sei. Ihr führt ein bequemeres und tugendhafteres Leben, wenn Ihr Euch gar nicht damit befaßt.

Peter dankte ihr für den guten Rath und versprach ihn zu befolgen; aber, schloß er seine Rede, gnädigste Frau Fee, nun habe ich noch eine unterthänigste Bitte.

Ihr habt nur zu befehlen, antwortete die Alte.

Nun, so seid so gut, sagte Peter, und schafft mir einen tüchtigen, anständigen Bart. Die ältern Ritter spotten oft über mich, daß ich noch so wie ein Knabe herumlaufe, und mir bei aller meiner Tapferkeit noch immer dies äußere Zeichen der Männlichkeit fehlt. Glaubt mir nur, daß alle meine Thaten dadurch ihren besten Glanz verlieren, darum gebt meiner Bitte Gehör.

Ihr seid nicht ganz weise, sagte die Alte, wie ich das schon längst an Euch bemerkt habe, sonst würdet Ihr nicht darum bitten. Ihr solltet dem Himmel danken, daß es Euch noch vergönnt ist, jung zu seyn, daß der Frühling von Euch noch nicht Abschied nimmt; wie könnt Ihr Euch schämen, jung, das heißt glücklich zu seyn?

Das ist ganz gut, sagte Peter, nur etwas zu schwärmerisch und poetisch. Man achtet dann doch das Alter mehr, man bekömmt doch dann Weisheit und Verstand, und das ist es, wonach ich jetzt unermüdet trachten will.

Dazu habt Ihr ja den Rathgeber, sagte die Fee mit einigem Unwillen, der wird für Euch denken, und Ihr braucht Euch daher nicht selbst mit einer so gemeinen Beschäftigung abzugeben. Seid und bleibt noch einige Zeit ein Jüngling, das träge, langsame Alter schleicht doch heran, man weiß nicht wie. Ihr dürft ihm nicht noch muthwillig entgegengehn, darum ist es am besten, wenn ihr meinen Rath befolgt.

Ich weiß nicht, rief Peter aus, was Ihr so sehr dagegen seid, daß ich einen Bart tragen soll, es ist doch nun einmal mein Beruf, und je früher ich ihn antrete, je besser ist es für mich. Ich begreife überhaupt nicht, was Ihr am Alter auszusetzen findet, da Ihr doch selber so steinalt seid.

Unverschämter Dummkopf! schrie die Fee mit einer kreischenden Stimme auf; ist es an Dir, mir meine Gebrechen vorzurücken? Ich finde ein Vergnügen daran, alt zu seyn, und folglich hat sich Niemand weiter darum zu bekümmern. Und wie alt bin ich denn? Immer noch nicht alt genug, um Dich wegen Deiner Lästerung umzubringen. Aber zur Strafe sollst Du doch nicht so von mir gehn; Du hast einen Bart von mir verlangt, gut, Deine Bitte sei Dir gewährt.

Sie berührte hierauf mit ihren Fingern sein Kinn, und augenblicklich schoß ein langer, spitziger Bart hervor, der sich unten in einer kleinen Welle endigte. Peter war schon im Begriff, mit dieser Strafe sehr zufrieden zu seyn, als er mit Erschrecken bemerkte, daß dieser Bart ganz blau sei, und er also schloß, daß dadurch sein Gesicht ein sehr wunderliches Ansehn bekommen müsse. Die alte Fee lachte laut auf, als er in dieser Gestalt vor ihr stand.

Wollt Ihr nun so gefällig seyn, sagte sie mit einem höhnischen Tone, Euch nach Hause zu bemühen, denn Ihr fangt sehr an, mir zur Last zu fallen. Ihr habt nun Weisheit und Verstand, wohin Euer lobenswürdiges Trachten gestanden hat; mit diesem

schönen Bart im Gesicht werdet Ihr wohl nicht mehr darauf fallen, Euch Unglück mit Weibern zu wünschen. Ihr werdet nun nicht mehr einer Haushälterin Euer Glück anvertrauen und Euch so plump mit Eurer mächtigsten Beschützerin benehmen. Wenn ich dächte, wie manche Feen, so könnt' ich Euch in ein Einhorn, oder in irgend ein andres Ungeheuer verwandeln; aber dazu bin ich zu sanftmüthig; Ihr seid gestraft genug, und da ich Euch wohl schwerlich wieder sehen werde, so wünsche ich Euch wohl zu leben.

Peter stand in der dummsten Unbefangenheit vor ihr, und wußte nicht, was er antworten sollte; sie aber öffnete ganz leise die Thüre der Grotte, und rieth ihm, denselben Weg zurück nach Hause zu gehn, den er einst mit Bernard gekommen sei, weil der andere über die Felsenmauer hinweg doch gar zu viele Unbequemlichkeit habe. Peter ging stumm zur Thür hinaus, und wußte noch immer nicht, was er that; er tappte mit den Händen an den feuchten Felsenwänden umher. So kam er wie träumend in das klingende Gemach, und suchte von dort den Weg zur Oberwelt.

Er kam endlich an die verschlossene Pforte und klopfte an; der wachhabende Hund fragte: Wer da? Blaubart, antwortete Peter im höchsten Grimme, und sogleich öffnete sich der Felsen, und der Hund trat ehrfurchtsvoll aus dem Wege, als wenn er sich in Demuth vor der vorübergehenden Gestalt neige. Peter ärgerte sich über den Hund, weil er diese Ergebenheit nur für Ironie hielt; er fragte daher: Warum gehst Du so von der Seite? Soll man nicht, antwortete der Pudel, seinen Respect bezeigen, wenn man Weisheit und Verstand so handgreiflich wahrnimmt? Wahrlich, ein schöner Bart, fuhr er knurrend fort, und ein so vortreffliches ächtes Blau! wie einem das in die Augen funkelt! Wenn man auch sonst nicht neidisch ist, so könnte man es doch hier mit leichter Mühe werden. Tragt Ihr aber diesen kostbaren Bart für alle Tage? Nein, wahrlich, das wäre Schade, und nur eine unnütze Verschwendung.

Solche Spottreden hielt der Hund, und Peter verließ ihn, äußerst aufgebracht. Als er auf seinem Schlosse ankam, erschrak Mechthilde vor seiner Gestalt, einige Knechte lachten, keiner konnte aus dem Vorfalle klug werden.

Es geht mancher nach Wolle, und kommt geschoren wieder nach Hause, sagte Peter zu sich selber, und legte sich schlafen.

Zehntes Kapitel.

Bernards Schmerz.

Peter betrachtete sich am folgenden Morgen im Spiegel, und da sein Schicksal nun nicht mehr zu ändern war, so gab er sich auch darüber zufrieden. Man weiß nicht, ob es aus Mangel an Eitelkeit, oder aus herzlicher Eitelkeit entstand, daß er glaubte, als er noch eine Weile in den Spiegel sah, daß ihm dieser Bart unaussprechlich gut stehe, und daß, so wie ein rother Bart ein Zeichen der Falschheit sei, so sei der seinige, im höchsten Grade blau, im Gegentheil der Beweis eines überflüssigen Edelmuths. Er ließ daher den Bart zierlich beschneiden, und eine gute Einrichtung mit ihm treffen, daß er schön und ordentlich wachsen sollte, kurz, er erklärte diesen Bastard für ein rechtmäßiges Kind, und behandelte ihn ganz so, wie andre Ritter mit ihren gewöhnlichen Bärten umzugehen pflegten.

Für seinen Rathgeber beschloß er jetzt bessere Sorge zu tragen. Er ließ ihm daher oben auf dem Dache seines Schlosses einen eigenen Pavillon bauen, da setzte er ihn hinein, und vertraute Niemand den Schlüssel dazu. Da der Rathgeber nun mehr in Acht genommen ward, auch nebenher von oben eine schöne freie Aussicht hatte, so wuchs sein Verstand und seine Erkenntniß mit jedem Tage, so daß es eine ordentliche Freude war, sich mit ihm in Conversation einzulassen. Wir wollen nur eine ganz kleine zur Probe hersetzen, damit sich der Leser einen Begriff von dem Witz des Mannes machen könne.

Peter hatte im Sinne, das Fräulein von Bergfeld zu heirathen; er ging daher zu seinem Freunde hinauf, und legte ihm mit Anlegung des goldenen Schlüssels folgende Frage vor:

Soll ich heirathen?

Antwort. Ich mag weder ja noch nein sagen.

Das Fräulein von Bergfeld.

Antwort. Mit dieser wirst Du nicht sonderlich glücklich seyn.

Ich weiß es wohl, denn es ist mein Destinée; aber ich bin verliebt.

Antwort. So wirst Du auf meinen Rath nicht achten.

Rathe besser!

Antwort. Bessern Rath würdest Du den nennen, der Deinen Leidenschaften schmeichelte; ein solcher ist aber eigentlich gar kein Rath zu nennen.

Du willst nur nicht.

Antwort. Mir fällt es stets bequem, Dein Freund zu seyn.

Sie ist aber schön.

Antwort. Nicht Alles was schön ist, ist gut, nicht alles Gute ist schön; fändest Du auch Schönheit und Güte vereinigt, so ist diese Güte und Schönheit doch deswegen noch nicht für Dich.

Du bist und bleibst ein Narr.

Antwort. Schwerlich kannst Du es beurtheilen, denn Du bist verliebt.

Du mußt immer das letzte Wort behalten.

Hiermit ging Peter wieder fort und warf die Thür stark hinter sich zu, denn die Antworten des Kopfs gefielen ihm gar nicht.

Nach einigen Wochen begegnete Bernard seinem Freunde Peter. Sie grüßten sich Beide freundlich, und indem Peter den Helm abnahm, bemerkte Bernard die Veränderung im Gesichte des Ritters. — Was ist das? fragte er erstaunt.

O die Weiber! die Weiber! rief Peter aus; das Otterngezücht ist an allem Unheil Schuld. Ich verliere alle Geduld, wenn ich daran denke, was ich schon jetzt von ihnen gelitten habe; und wenn ich mich erinnere, daß ich noch mehr leiden soll, so möchte ich lieber gleich in Verzweiflung fallen. Eure Fee, oder

wie das Weib heißt, ist nichts als eine alte Hexe, wenn ich die Wahrheit sagen soll, und das will ich auch vor jedem Gerichte beschwören. Erst habt Ihr mir das Maul nach ihrer Macht und Gewalt wässerig gemacht, und was ist es nun, das ich davon trage? Nichts als einen blauen Bart! Eure ganze Familie ist nicht den Henker werth, denn Euren Rathgeber, den möcht' ich auch nur gleich einschmelzen und Suppenlöffel aus ihm gießen, damit man doch nur etwas Gesundes von ihm in den Mund bekäme.

Peter ging verdrüßlich fort, und Bernard sah ihm lange mit einem betrübten Gesichte nach. Indem strich die holdselige Almida durch die Luft, und grüßte ihren Nachbar Bernard. Wie geht's? fragte dieser; was macht Deine Adelheid?

Sie wird sich bald verheirathen, antwortete die Fee; ich will eben hin zu ihr.

Sie zog weiter, und ließ einen weißen Lichtstreif hinter sich, in den die Lerchen hineinflogen und ihre fröhlichen Lieder sangen.

Was ist nun anzufangen? sagte Bernard in der Einsamkeit zu sich selber. Ich will jeden Menschen von Gefühl fragen, ob es wohl schon irgend einmal einen Helden einer Geschichte mit einem blauen Barte gegeben habe? So sehr ich auch mein Gedächtniß anstrenge, so kann ich mich doch keines ähnlichen Falls entsinnen. Ist dieser nun das Ideal, das sich meine trunkene Phantasie entwarf? Almida hat sich gleich auf die Idylle gelegt, und sie hat wohl daran gethan. Das läßt sich leicht übersehn, das läßt sich bequem in Ordnung halten. Die schönsten Gedanken bleiben mir im Kopfe stecken und schämen sich, herauszutreten, wenn ich mich erinnere, daß Peter einen blauen Bart hat. Wenn es nur möglich wäre, so möcht' ich Alles umarbeiten, und aus dem ganzen Dinge eine Geschichte nach dem Leben, oder gar einen komischen Roman machen; aber dazu ist es zu spät, die Einleitung ist zu pathetisch.

Eilftes Kapitel.

Friederike von Bergfeld.

—

Peter Berner war jetzt fast unaufhörlich in Fehden verwickelt, die er aber alle glücklich beendigte. Er faßte nun den Vorsatz, sich mit dem Fräulein von Bergfeld zu verehelichen, weil er einsah, daß sich sein Unglück doch nicht zurückhalten lasse.

Friederike von Bergfeld hatte aber gerade um diese Zeit einen andern Liebhaber, einen jungen, schönen Ritter, und deshalb mißfiel ihr der Antrag des blaubärtigen Peter sehr. Sie war in der höchsten Bedrängniß, denn sie wußte, daß ihr Vater den Peter Berner sehr begünstigte, weil dieser reich und angesehen war, ihr Liebhaber im Gegentheil arm und aus keiner altadlichen Familie. Als daher Peter angekommen, warf sie sich einst ihrem Vater zu Füßen, als sie mit ihm allein war.

Was willst Du, meine Tochter? sagte der alte Leopold.

Daß Sie Mitleid mit Ihrem einzigen Kinde haben, rief sie aus, daß Sie nicht mein Unglück wollen.

Wie kann ich Dein Unglück wollen? Wie kannst Du nur so albern sprechen?

O mein Vater, lassen Sie mich ausreden, und dann sprechen Sie mein Urtheil.

Rede, mein Kind, und vor allen Dingen steh von der Erde auf.

Dieser Peter Berner ist hieher gekommen, um mich zu lieben und dann zu heirathen, aber weder das Erste, noch das Letzte ist mir wohlgefällig.

Weswegen nicht?

Weil ich schon liebe, mein Vater.

Das konnt' ich mir vorstellen. Wenn Ihr ohne Gängelband gehn könnt, so fangt Ihr auch schon an zu lieben, und eben so zuversichtlich darüber zu sprechen. Ihr redet über das Verliebtseyn und übers Theetrinken mit gleichem Eifer und seht Beides auf Eine Art an. Sprich mir nicht diese abgeschmackten Wörter aus, die Du gar nicht verstehst.

Aber Sie wollten mich ausreden lassen.

Nun so sprich; wer stört Dich denn?

Ich kann diesen Berner nicht heirathen, weil er mir zuwider ist. Sehn sie nur seine Finger, sein ganzes Wesen, seinen häßlichen blauen Bart.

Possen, mein Kind, wer wird sich an so etwas stoßen? Denn bedenke nur den Umstand, daß ich sage: Du mußt! und dann geh' in Dich, gieb Dich fürs Erste zufrieden, dann betrachte ihn genauer, dann lege Dein Vorurtheil gegen die blaue Farbe ab, und so wirst Du Dich allgemach in ihn verlieben und ihn heirathen, Du weißt nicht wie, und dann ist er Dein Mann, und Du denkst so wenig daran, seinen Bart, als seinen Verstand zu untersuchen. Sieh, wenn ich ihn Dir zum Liebhaber bestimmte, so könntest Du mir mit Recht alle diese Einwendungen machen, aber so soll er Dein Mann werden, und mit Männern nimmt man's gar nicht so genau.

Ach! mein Vater, den Gesichtspunkt, den Sie mir da angeben wollen, werd' ich nie haben können.

Und warum denn nicht, Du eigensinnige Närrin? Zwing' ich Dich denn? Hab' ich Dich denn je schon zu etwas gezwungen? Und so kannst Du auch meinetwegen jetzt thun, was Dir gut dünkt, ich will Dir wahrhaftig nicht im Wege seyn. Aber ich sage Dir nur so viel, daß ich Dir meinen schweren väterlichen Fluch gebe, wenn Du gegen meinen Willen handelst, daß ich Dich nicht mehr für mein Kind erkenne, daß ich Dich aus dem Hause stoße, daß Du Dein Brod vor den Thüren suchen und betteln kannst. Nun, heißt denn das in aller Welt zwingen? Antworte! Du kannst ja thun und lassen, was Du willst.

Grausamer Vater!

Das ist auch eins von den abgeschmackten Wörtern, womit Ihr keinen Sinn verbindet. Solcher Redensarten habt Ihr tausende, bloß nur die Luft anzufüllen und die Zeit hinzubringen. Ich fühle sie nicht, ich verstehe sie nicht, und ich sage Dir, bequeme Dich bald nach meinem Entschlusse, oder es soll Dich wahrlich gereuen. Ein närrischer Zustand, Vater zu seyn! Man macht die Bälge glücklich, und muß sie noch obenein zu ihrem Glücke zwingen! Ich bin es

überdrüßig, länger zu reden, Du weißt nun meine Meinung.

Er setzte sich hierauf nieder, um seine Mittagsruhe zu halten, und Friederike ging auf ihr Zimmer, um zu weinen.

Peter ließ indessen auf seinem Schlosse alle Anstalten zur Hochzeit machen, denn er hatte nun die Einwilligung des starrköpfigen Vaters erhalten. Mechthilde machte die prächtigsten Anstalten, indessen Peter sich gar nicht einmal die Mühe gab, die Gunst seiner Braut zu gewinnen.

Der Hochzeitstag rückte heran; Ferdinand, der Liebhaber Friederikens, war auswärts in einer Fehde verwickelt, so daß sie keinen Trost, keine Hoffnung hatte. Sie mußte mit ihrem Vater nach Berners Schlosse reisen, die Heirath ward vollzogen und ihr Vater reisete wieder ab.

O ich Unglückselige! klagte Friederike in der Einsamkeit. Wo ist nun so plötzlich mein Lebenslauf geblieben, auf den ich mich so sehr freute? Warum bin ich nicht vor dieser Zeit gestorben als ein treues Mädchen, als die Geliebte meines Ferdinands? Dann hätte er auf meinem Grabe weinen können und mich noch im Tode die Seinige nennen; aber nun bin ich von ihm abgefallen, ich komme mir selber als eine Nichtswürdige vor, und das ist mein innigster Schmerz; das ist das Gefühl, worüber mich nichts zufrieden stellen kann. Die Welt kömmt mir seitdem wie eine wüste, unangebaute Einöde vor, ich irre allenthalben umher, wie in einem fremden Hause, wo ich nicht hineingehöre, wo Jedermann mit Verachtung auf mich sieht.

Sie weinte heftig, Peter trat herein und fragte was ihr fehle.

Und Du kannst noch fragen? antwortete sie schluchzend. Du unbarmherziges, tigerartiges Geschöpf bist mein Unglück; Du hast mich dem ungetreu gemacht, dem ich ewige, felsenfeste Treue angelobt hatte. Du bist die Ursache, daß das beste, zärtlichste Herz nun mich und die Welt verflucht; daß er an einsamen Waldströmen sitzt, und seinen Schmerz in stürzenden Thränen ergießt; daß er sein Blut Tropfen für Tropfen und unter einer langsamen Pein verschütten möchte, um dieses Lebens nur los zu werden. Und kann ich dich denn lieben? Nimmermehr, Du hast mir mein Glück geraubt, und meine Seele wendet sich mit Entsetzen von Dir zurück; nie werde ich mit Dir vertraut seyn können, ja nie werde ich Dir nur trauen können. Alle Gestalten meiner Furcht sehn aus wie Du; so ein Bild als das Deinige hat mich schon in den Träumen meiner Kindheit erschreckt, und darum wirst Du ewig mein Abscheu bleiben.

Ich weiß wohl, antwortete Peter kaltblütig, daß ich mit meinen Weibern nie recht glücklich seyn werde; ich muß Dir sagen, daß das schon ein altes Orakel ist, das jetzt nur anfängt, in Erfüllung zu gehn. Und sieh, eben darum ist es auch nicht zu ändern; denn wenn Du mich auch anbetest, wenn Du mich auch so liebtest, daß es mir, als einem ernsthaften Manne, selber zur Last fiele; schau nur, so wäre es doch nimmermehr zu ändern, daß ich mit Dir unglücklich seyn und bleiben müßte; eben dieses Unglück ist der Salat, den ich wider meinen Willen zu allen Dingen essen muß. Da es nun aber nicht zu ändern ist, so müssen wir uns schon in die Fügung des Schicksals ergeben; da es das Einzige ist, was wir hierbei thun können, so werden wir es schon deswegen thun müssen. Was übrigens Deinen Geliebten anbetrifft, so sitzt er gar nicht an einsamen Waldströmen und weint, sondern er hat eine ansehnliche kriegerische Mannschaft zusammengebracht, um mich damit zu überziehn, und aus dieser Ursache muß ich jetzt auch gegen ihn ins Feld gehn. Eben darum muß ich Dich auf einige Zeit verlassen; ich denke Dich aber bald wieder zu sehn, denn sobald er todt ist, hat das nichts weiter zu sagen; und sterben wird er hoffentlich wohl, denn er ist ein ganz junger, unbesonnener Mensch, der bei weitem nicht so kaltblütig ist, als ich es bin. Lebe wohl.

Er verließ seine Frau in den tiefsten Schmerzen. Was soll ich wünschen? rief sie aus. Und was würde es mir helfen, wenn meine Wünsche auch in Erfüllung gingen? Ich bin auf immer verloren, das ist bei der Verwirrung aller meiner Sinne das Einzige, was ich weiß; aber daran weiß ich genug. O wär' ich todt, daß ich diesen Jammer nur nicht empfinden dürfte!

Sie ging oben auf das Dach des Schlosses, und sah mit beklemmtem Herzen dem Ritter und seinem Heereszuge nach.

Zwölftes Kapitel.

Das Verbot.

—

Die Klagen Friederikens ermüdeten die Haushälterin Mechthilde sehr; sie suchte sie daher zu trösten, und sagte zu ihr in guter Absicht: Mein Kind, Du mußt diese Welt, in der wir leben, gar nicht für eine ordentliche, fertige Welt ansehen, in der wir uns nun auf- und abtreiben, und in der unser Bleiben eigentlich seyn soll; sondern unser Leben gleicht der eingesperrten Nachtigall, es ist ein ewiges Streben nach Freiheit und nach dem Gute, was wir nicht zu beschreiben wissen, und das wir mit unserer groben, unbeholfenen Sprache Glück benennen. Es ist daher unverständig, dieses Glück in diesem Gefängnisse zu erwarten; wir können höchstens nur davon träumen, und das sind unsere seligen Augenblicke, die sich aber immer von uns in einer scheuen Entfernung halten. Der Mensch wird darum geboren, um sich in das Entsagen einzulernen; die Kinder wimmern, die Männer seufzen, weil ihnen nichts recht ist, und noch der abgelebte Greis sucht aus den entferntesten, dunkelsten Winkeln seines Gedächtnisses Trostgründe hervor, um sich über sein Leben zu beruhigen. Was wir Leben nennen, ist nur Wunsch nach dem Tode, nach dem wir innerlich streben und uns geheimnißvoll darnach sehnen; aber äußerlich erschrickt wieder der Mensch vor dem schrecklichen Bilde, das sich ihm aus der Finsterniß entgegenstreckt. Drum müssen wir uns über Alles beruhigen; unsere Wünsche sind bloß deswegen in uns, daß sie uns in einer lebendigen Thätigkeit erhalten sollen, sie erfüllen sich aber nie, denn es wäre gerade so viel, als wenn man einen Traum im wirklichen Leben fortsetzen wollte. Trockne also Deine Thränen und laß der alten, gleich-

gültigen Mutter Zeit, die durch keine Klage gerührt wird, ihren Lauf, denn sie sieht sich auf ihrem Wege doch nicht nach den jammernden Menschenkindern um. Deine Seufzer verfliegen, Deine Thränen werden vertrecknen, Deine Leiden werden in Dir ersterben.

Du hast wohl nie gelitten, sagte Friederike.

Meinst Du denn nicht, daß ich gelebt habe? antwortete Mechthilde verdrüßlich. Ich habe geliebt, ich habe geweint, und Alles ist nachher doch nur wie ein albernes Possenspiel, indem die oft wiederholten Späße unser Ohr beleidigen. Damals hielt ich die Welt und das Leben für etwas Wichtiges, weil in mir das zarte Morgenroth der Empfindung aufging, aber nun ist Alles versunken; ich kenne mich selber, und sehe auf meine Jugend wie auf eine gestorbene Freundin hin, von der die Zeit selbst die Liebe und die Erinnerung ausgelöscht hat. Ich mag über nichts trauern, nichts kann mich erfreuen; ich zucke über das wunderliche Gaukelwesen die Schultern und sehe, wie in jedem Menschen sich das alte Spiel wiederholt, und Jeder glaubt, nur in ihm sei es etwas Neues, es nehme in ihm seinen Anfang. Drum fange nur an, mit mir zu lachen, füge Dich in Deine Bestimmung, und gieb der Nothwendigkeit nach; daß es so seyn muß, sollte Dich beruhigen.

Eben das muß mich um so mehr niederschlagen, rief Friederike laut schluchzend aus. So kann mich denn nichts über meinen Jammer trösten? So versteht denn das unerbittliche Schicksal nicht das Herz des Menschen? So leb' ich allein in einer dürren, ausgestorbenen Wüste, meine Liebe giebt sich mit Steinen und verbrannten Gesträuchen ab, meine unbegreifliche Sehnsucht geht nach dem giftigen Unkraut. Kein Klang, kein Gefühl antwortet mir, und das unverständliche Gesause dreht sich um mich herum, es nimmt mich mit, und läßt mich niemals wieder los; ich strecke die Hände nach der Freundschaft aus, und es steht kein solches Wesen da. — O so kann ich ja nicht laut genug klagen, so giebt es ja keine Gebehrden der Verzweiflung, die es gehörig ausdrücken könnten, so möcht' ich mir mit diesem Dolche Luft machen und den nichtswürdigen Kerker zersprengen, so möcht' ich in Thränen zerfließen, und Augen und Leben hinwegweinen.

Du würdest einschlafen, antwortete Mechthilde kaltblütig, und nachher wieder eine stille Sehnsucht nach dem Leben empfinden, die Du Dir gerne nicht gestehn möchtest, die aber doch einmal in jedem Busen wohnt. Am meisten sollten wir darüber klagen, daß wir Menschen sind, daß wir uns nicht selber beherrschen, daß die kalte, todte Natur uns tyrannisirt, ja daß wir am Ende so nichtswürdig sind, diese Tyrannei heimlich zu lieben.

Ich will nicht, rief Friederike wüthend aus, ich will frei seyn! Ich will, sag' ich Dir!

Es kann seyn, daß Du es jetzt willst, sagte die Haushälterin; aber jetzt ist nicht immerdar, und kein einziger Augenblick hängt mit dem folgenden zusammen. Unser Wille wechselt; was wir jetzt selber sind, ist im nächsten Momente unser ärgster Feind, den wir verachten und hassen, und dann kehrt jenes Selbst wieder zurück, und so wanken wir hin und her, ein ewiger Aprilwechsel.

Du bist ruhig, antwortete Friederike gelassener, und ich leide unaussprechlich; und doch möcht' ich nicht Du seyn. Ich glaube an die unwandelbare Dauer meiner Gefühle, und möchte darum meinen Schmerz nicht gegen Dein bestes Glück austauschen. In der höchsten Seligkeit bist Du einsam und verloren, und ich finde im Unglücke doch Gott, die Tugend und die Liebe als Gesellschafter. Dein Lächeln ist Finsterniß, aus meinen Thränen lächelt noch Sonnenschein hervor; meine Klagen lobpreisen noch das Schicksal, wenn Dein Dankgebet den Himmel lästert. Nein, Mechthilde, wenn ich auch älter werde, so werde ich doch nie so seyn, wie Du; das fühl' ich so lebhaft, wie ich meine Seele fühle. — Sollte mir aber dieser letzte Trost auch noch entgehn, o, so will ich es hier auf meinen Knien demüthig und inbrünstig vom Himmel erflehn, daß er mich jetzt in der kindlichen Unschuld meines Herzens hinwegraffe, daß er mich niemals älter und klüger werden lasse, um mich zu verachten und eine schöne Welt zu verhöhnen. Laß mich an die Liebe glauben, gütiges Schicksal! und sollte der schreckliche Gedanke wahr seyn, wie es nicht möglich ist, daß einst mein Herz in mir vertrocknen müßte, noch ehe ich todt bin; sollt' ich mich einst so trösten können, wie diese hier: o so laß sogleich im ersten Augenblicke einen schrecklichen Mordgedanken über mich kommen, daß ich, ohne zu wissen, was ich thue, dieses nichtswürdige Herz durchbohre.

Du schwärmst, sagte Mechthilde.

Ich weiß wohl, daß Ihr es so nennt, antwortete das begeisterte Mädchen. Ich will aber nicht kaltblütig seyn; ich will meine Phantasie und meine Gesundheit zerrütten, bis ich für den Tod reif bin; sieh, dicht und hell wie meine Erinnerung will ich mir das liebe Bild Ferdinands hinstellen, wenn ich untergehe, noch nach ihm zurücksehn, und im Tode in seine Arme stürzen, statt daß Dich die weite, trostlose Leere dann umgiebt und die Vernichtung alle ihre Hände nach Dir ausstreckt. Sieh, jetzt hast Du mich getröstet, aber so, wie Du mich gewiß nicht beruhigen wolltest; nun will ich ohne Zagen der Zukunft entgegensehn.

Nun, sagte Mechthilde, Ihr mögt es halten, wie Ihr wollt, aber Eure Hitze wird doch nicht lange währen; in Worte gebracht, nehmen sich dergleichen Empfindungen hübsch aus; wenn Ihr aber an der Seite Eures Gemahls liegt, so kommen sie Euch selber albern vor. Ich will Euch nächstens, wenn Ihr aufgelegt seid, meine Geschichte erzählen.

Friederike blieb allein, und Peter kam sehr vergnügt aus dem Schlachtfelde zurück. Er erzählte, daß er Sieger sei, daß er viele Gefangene gemacht habe, aber vom Schicksale des jungen Ferdinands sagte er kein Wort. Friederike war in der peinlichsten Ungewißheit, sie mochte nicht fragen, um sich nicht vor der gewissen Nachricht seines Todes zu entsetzen; jeder Blick ihres Gemahls war ihr fürchterlich, sie hatte es noch nie so lebhaft empfunden, wie sehr sie ihn verabscheue.

Peter reiste am folgenden Morgen schon wieder ab, weil ihm ein andrer Nachbar Fehde angekündigt hatte. Er war sehr strenge gegen Friederike, übergab ihr die Schlüssel der Burg und auch den goldenen Schlüssel, wobei er ihr sehr strenge verbot, das Gemach, das er eröffne, zu betreten. Er reiste fort.

Friederike weinte, als er fort war. O des Thoren, sagte sie, mit seinem albernen Verbote! Wenn ich an Ferdinand denke, soll mich da wohl die Neugier plagen, ein Zimmer zu betreten, in dem vielleicht

alte Harnische liegen, oder bestäubte Familiendocumente aufbewahrt sind? Zu ihm möcht' ich fliegen, ihn an mein Herz drücken, und kein Verbot, keine Gefahr sollte mich zurückhalten. O es ist gut, daß die Menschen nicht das Herz des Leidenden verstehn, daß ihnen das Elend etwas so Fremdartiges ist, daß sie ihre Nichtswürdigkeiten so köstlich achten; denn sonst müßten die Engel selbst, wenn sie von oben herab den großen Haufen der Unglückseligen beachteten, in Seufzern vergehn und in Thränen zerschmelzen.

Sie sah aus dem Burgfenster, und trübe und schwermüthig floß der Strom ihren Blicken vorüber, alle Lust des Lebens erstarb in ihr, sie wollte sich hinunterstürzen, als sie ausrief: Sollt' ich ihn nicht noch einmal wiedersehn?

Plötzlich hielt sie inne. Dieser letzte Wunsch riß sie wie mit Riesenarmen wieder ins Leben zurück.

O Mechthilde hatte recht, dachte sie bei sich. Ich will es erdulden und gelassen erwarten, wie es mit mir werden will.

Dreizehntes Kapitel.

Mechthildens Geschichte.

—

Werd' ich ihn jemals wiedersehn? war der erste Gedanke, den Friederike am folgenden Morgen dachte. Aber wo? Wo ist die Möglichkeit? Er ist schon todt, und die ganze Folgezeit meines Lebens ist dürr und wüste; immer werd' ich ihn beweinen, aber nie sein tröstend Antlitz wiedersehn. — Wie? oder sollte er jetzt ein Gefangener meines Gemahls seyn? Sollte dahin sein Gebot zielen, jenes Zimmer nicht zu betreten? Vielleicht liegt Ferdinand dort und schmachtet nach meinem Anblicke. Warum sollt' ich mich denn zurückhalten? — Aber er würde mir in diesem Falle den Schlüssel nicht selbst gegeben haben. — Ich weiß nicht, was ich denken, wie ich mir rathen soll. Ich muß es wagen. Und doch, — wenn ich nun dort seinen Leichnam finde, wenn alle Hoffnungen, alle Wünsche dort zerrissen zu meinen Füßen lägen, — o dieses beängstigte, schweraufathmende Herz! Nein, ich kann nicht mehr.

Sie irrte hin und her durch alle Gemächer, immer noch unentschlossen, ob sie das verbotene Zimmer mit dem goldenen Schlüssel eröffnen solle. Sie traf auf Mechthilden, und setzte sich zu ihr. Heute, fing sie an, heute, Mechthilde, erzähle mir Deine Geschichte, wie Du mir versprochen hast, denn ich bin grade in der Stimmung.

Viel läßt sich von meiner Geschichte nicht sagen, antwortete die Haushälterin, es ist die Geschichte von vielen tausend Menschen, die auch nach dem Glücke strebten und im Kampfe unterlagen. Es ist etwas so Alltägliches, daß man gar nicht mehr davon reden sollte; es ist thöricht, sich über dasjenige zu verwundern, was sich von selbst versteht. Du bist heute in der Stimmung, zu hören, ich aber nicht, zu erzählen; wir wollen indessen den Versuch machen.

Mein Vater war kein Ritter, ich bin nur von bürgerlicher Herkunft. Von meiner Erziehung, von meinen Jugendjahren weiß ich Dir nichts zu sagen. Ein Tag verging wie der andre, dieselben Spiele, dieselben Gedanken kehrten wieder, die Zeit floß so unmerklich dahin, daß ich mich wunderte, als ich zusammenrechnete, und fand, daß ich schon sechszehn Jahr alt war. Einen Morgen werde ich nie vergessen, wenn auch Alter und Schwäche mein Gedächtniß einst matt machen und alle Erinnerungen ausbleichen sollten. Ich war gewohnt, immer früh aufzustehn, um die Blumen meines Gartens zu begießen. Wunderlich war's, daß ich an diesem Morgen weit früher munter war: es war im Sommer. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die frühe Lerche stieg empor, und jauchzte ihr fröhliches Lied, das sonderbar in meinem Herzen wiederklang. Ich konnte mich in der neuen seltsamen Empfindung nicht wieder, und stand noch so träumend, als das Morgenroth immer glühender und glühender ward, und nun der holdselige Tag selber emporstieg, von Flammen und Glanz getragen. Wie die schönste Entzückung fuhr es durch die ganze Natur hin, rothe Wolken küßten sich, und die goldenen Widerscheine flimmerten in den hellgrünen Bäumen. Ganz in der Ferne schimmerten Birken, von der sanften Luft gefächelt, und mein ganzes Herz that sich den Strahlen auf, wie die Blumen zu meinen Füßen. Wie freut' ich mich auf mein Leben! Wie dankt' ich dem Himmel inniglich für dies schöne frohe Daseyn! Ich fühlte mich zum erstenmale so ganz glücklich in der Welt, ich wünschte mir und allen Geschöpfen alles Gute. und konnte an Haß und Feindschaft, an Neid und Zwietracht gar nicht glauben. — O könnten wir dieses schöne Gefühl durch unser ganzes Leben behalten, wie selig würden wir seyn! Aber die menschliche Natur wickelt sich aus diesem Gefühl wieder heraus, um dann in todter Dürre zu verschmachten.

Ich konnte nicht begreifen, wie sich mein Gemüth verändert hatte. So wohl mir war, so war ich doch still und nachdenklich; ich ging im einsamen Walde spazieren, und suchte den dichtesten Schatten, um mich, tief in den Abgrund meiner Empfindungen zu versenken. Es war, als wenn wohlwollende heilige Geister mir zur Seite gingen, und leise von uralten, längst vergangenen Dingen sprächen, und dadurch in mir die tiefsten Ahndungen weckten. Plötzlich ward ich in meinen Träumen gestört; am Rande eines kleinen Baches lag ein Jüngling und schlief. sein Schwert lag neben ihm im Grase. Er war noch sehr jung, seine Brust hob sich sanft, seine Wangen waren mit dem schönsten Roth gefärbt. über das der grüne Waldschatten hin und her zitterte. Ich stand und betrachtete ihn lange, ich konnte nicht wieder umkehren, ich sah ihn und sah ihn auch nicht, alle meine Besinnung war wie in eine tiefe Ferne geworfen. Endlich ging ich. Die Bäume traten zwischen uns und verdeckten mir seinen Anblick. Ich stand wieder still. Wie, wenn ihn jetzt eine Schlange stäche? sagt' ich zu mir selber, und ich könnte ihn von dem tödtlichen Wurme erretten! Ich kehrte zurück, und er schlief noch wie vorher, keine Schlange ließ sich merken.

Ich mußte aber nach Hause gehn. Wie unruhig war ich in den engen Wänden unserer Wohnung! Wie widrig war mir jedes Geschäft! Ich fuhr zusammen, wenn mein Vater durch einen Zufall meinen Namen nannte, mir war, als hätte

ich etwas Außerordentliches, ja Entsetzliches zu fürchten.

Nach kurzer Zeit ward mein Vater mit einem fremden Edelmanne bekannt, den er auch bald in unser Haus führte. Wie erschrak ich, als es derselbe war, den ich im Walde gesehn hatte! Nun standen die geliebten Augen offen, die verschlossen waren; wenn er mich ansah, wußte ich mich vor Verwirrung nicht zu lassen. Wie liebt' ich ihn! Ich hätte etwas thun mögen, um es ihm zu zeigen, ihn aus einer Gefahr erlösen, seinetwegen Schmerzen dulden.

Wir wurden bald mit einander bekannter, und es war meine größte Wollust, mit jedem Tage vertrauter mit ihm sprechen zu dürfen, ihm Alles zu sagen, was ich dachte und empfand. Er war so gut, er kam mir mit jeder Stunde liebenswürdiger vor; o ich hätte mein Glück mit keiner Königin ausgetauscht.

Laß mich nun davon schweigen, wie ich mich vergaß, und schwach, nur allzu schwach wurde, und wie er diese Schwäche mißbrauchte. Meine unschuldige Liebe war verschwunden, ich fühlte mich schwanger, und war in Todesangst, was mein Vater sagen würde. Seinem Zorne auszuweichen wär' ich gern gestorben; es kostete mir daher nicht viel Ueberwindung, zu entfliehen, das väterliche, mir so bekannte Haus auf immer zu verlassen.

Ich wohnte in einer einsamen Hütte; mein Gatte besuchte mich täglich, von meinem Vater hatte ich keine Nachrichten. Ich ward Mutter. O wie gut war ich damals! Wenn ich jener Zeit gedenke, — ach! muß es denn Alles so vorübergehn, was in uns ist — darf nichts zurückbleiben?

Plötzlich verließ mich mein Geliebter, ich hoffte mit jedem Tage, er sollte zurückkehren, an jedem Tage glaubt' ich, nun müsse er kommen; oft hört' ich ihn reden, oft vernahm ich den Klang seiner lieben Stimme. Ich Unglückliche täuschte mich selber, eben so, wie er mich getäuscht hatte.

Mein Kind lächelte mich an, und sah ihm so ähnlich, aus jedem Zuge redete Er zu mir. Ich konnte mich nicht mehr lassen. Ich machte mich auf, und durchstreifte die ganze Gegend; hier, dacht' ich oft, in diesem Hause muß er seyn, und er war nicht dort. Ich hörte endlich, er habe sich verheirathet, er lache meiner und spotte über meine Schwäche. Erst konnt' ich es nicht glauben, aber es war wirklich. Nun gab ich mich verloren, ich verachtete mich von dem Augenblicke; alles Edle und Große schien mir Erdichtung, alle Schönheit Traum, ich sah die nackte Erde vor mir, alles Schmucks beraubt.

Ich war der Gegend nahe, in der mein Vater wohnte. Unwiderstehlich trieb mich ein wehmüthiges Gelüste, die Stellen wieder zu besuchen, wo ich als Kind gespielt hatte. Ich sah sie wieder, aber Alles kam mir verändert vor. Ich ließ mir einfallen, in mein väterliches Haus zu treten; alles Geräth war anders gestellt, meinen Vater fand ich sehr krank im Bette. Er kannte mich anfangs nicht, und erhob ein entsetzliches Geheul, als ich mich zu erkennen gab; er verwünschte und segnete mich; bald schloß er mein Kind in die Arme, bald stieß er es wüthend zurück; mein ganzes Herz ward zerschmettert. Mein Vater starb noch an demselben Tage.

Bald nachher verlor ich auch das Kind, und ich glaubte nun ganz von der Welt getrennt zu seyn; ich wünschte zu sterben, und dachte, der Tod wäre mir nah. Aber bald empfand ich in meinem Herzen die elende Lust nach dem Leben, um morgen und morgen wieder die Luft des Himmels einzuziehen. Ich wünschte mir jene todte Gefühllosigkeit wieder zurück, die mich angefallen hatte; aber aller Muth, alle Größe des jugendlichen Leichtsinns war in mir untergegangen. So trieb ich mich denn auf und ab, war bald hier, bald dort, ich flehte das Mitleid meines ehemaligen Geliebten an, aber er wollte mich nicht wieder kennen.

Mir war es gleichgültig, wie ich lebte, wenn ich nur mein Leben davon trug. Ich lernte einige junge Ritter kennen, die mir sagten, daß sie mich liebten; ich that, als wenn ich ihnen glaubte. Bei allen traf ich dieselbe niedrige Gesinnung. Ich glaubte, daß der Mensch so seyn muß und darum bin ich eben so geworden.

Jetzt hab' ich mich darein gefunden, und mir ist wohl, wenn man es so nennen will. So bin ich endlich in die Dienste Deines Mannes gerathen, und ich denke auf diesem Schlosse zu sterben, wenn er mir die Ruhe hier gönnt. Er ist einfältig genug, so daß er beinahe gut ist.

Träume ängstigen oft meine Seele. Dann sehe ich meinen Vater, und was noch schrecklicher ist, im innersten Herzen erleb' ich oft die Empfindungen meiner frühen Jahre wieder. O wie ich mich dann vor dem Erwachen fürchte! — Doch Alles ließe sich noch ertragen; aber eine Erinnerung, eine, die letzte, die sich nie aus dem Gedächtnisse weglöschen läßt, selbst wenn ich froh bin oder arbeite, — nein, ich kann es nicht sagen.

Sie stand plötzlich auf und ging fort. Friederike sah ihr erstaunt nach.

Friederike dachte wieder an ihren Geliebten. Wenn er in dem Zimmer wäre! sagte sie zu sich. Und was wag' ich denn, wenn ich hineingehe, da ich das Mittel in Händen habe, es zu erfahren? Mein Leben höchstens. Nun wohl, so werd' ich denn dieser drückenden Bürde los. Ich gewinne in diesem Falle. Welche Furcht kann mich also noch zurückhalten?

Als es Abend geworden war, nahte sie sich der verbotenen Thür und schloß sie leise und mit Vorsicht auf. Sie erstaunte, als sie hineintrat und ein leeres Gemach fand. Sie ging mit dem Lichte hin und her, und Alles war leer. Die Wand war von bunten, wunderbaren Tapeten bekleidet, die rothe Farbe und das Gold darauf schillerte, indem sie die Leuchte vorübertrug, und die grotesken Figuren schienen Leben und Bewegung zu bekommen. Es waren alte biblische Geschichten von Schlachten und Verhören, die hier dargestellt waren; die häßlichsten Umrisse hoben sich durch die grellsten Farben heraus, und ein König David sah mit einem unwilligen, fürchterlichen Blicke nach Friederiken hin.

Sie erzitterte und spottete wieder selbst über ihre ungereimte Furcht; denn sie sah recht gut ein, daß sich im Zimmer gar nichts befand, wovor sie sich entsetzen könnte. Aber wider ihren Willen entwickelten sich die frühsten Erinnerungen aus den fernsten Kinderjahren, alle jene Schreckgestalten näherten sich, und wollten sich aus dem Nebel herausarbeiten, der sie umdämmerte und nur dadurch desto entsetzlicher

machte. Zitternd setzte sie das Licht auf den Boden nieder, und konnte es nicht lassen, den furchtbaren David noch genauer zu betrachten, und sich noch inniger vor ihm zu entsetzen. Alle seine Züge wurden noch wilder und lebendiger, und wie ferne, bekannte und unbekannnte Stimmen fing es an, hinter der Wand zu reden. Nun blickte sie nach ihrem Schatten um, der aufgebäumt an der Wand gegenüber stand. Schnell sah sie wieder zurück, und erwartete mit jedem Augenblicke, daß der alte König aus seiner Tapete heraustreten würde, und sie anreden, um Alles wissen und etwas Wunderbares und furchtbar Unverständliches dazu sagen.

Sie stand noch immer fürchtend da, und suchte den gräulichen Erinnerungen zu entfliehen, den Gestalten zu entkommen, die sie wie mit gräßlichen Spinngeweben umzingelt hatten, als sich die Thüre des Gemaches öffnete, und Peter Berner hereintrat.

Friederike fuhr vor dieser Gestalt mehr zusammen, als sie vor einem Gespenste würde gethan haben. Peter schien sich nicht zu wundern, eine kalte, entsetzliche Wuth hatte sich seiner ganzen Gestalt bemeistert. Friederike schrie laut auf und sank in Ohnmacht nieder; als sie sich erholte, sah sie sich in den Armen Peters und das entsetzliche Gesicht mit der schneidenden Kälte, das auf sie herunterblickte. Sie sank zu seinen Füßen nieder und umfaßte sie weinend, und bat um Gnade; aber Peter war unerbittlich, er hatte sein Schwert in der Hand und sagte ihr, daß sie sterben müsse. Friederikens Sinne waren in der größten Verwirrung und Kampf; sie konnte sich als eine Verwirrte nicht zu sich und zum Leben zurückfinden, alle Gestalten standen starr und unbeweglich vor ihren Augen, alle Schrecken kamen näher, alle Hoffnungen nahmen auf ewig Abschied. Noch nie als in diesem schrecklichen Augenblicke hatte sie es lebhaft empfunden, was das Wort T o d bedeuten wolle; sie hatte es so oft ausgesprochen und viel dabei gedacht, aber noch nie, nie das Wunderentsetzliche dieses Begriffes gefühlt.

Sterben? rief sie aus. — O warum sterben? Ist es nicht genug, daß mein ganzes Leben geschlachtet ist, soll ich selber auch noch dem Tode geopfert werden? — O Gott! wenn Du mich jemals geliebt hast, so vergieb mir; wenn Du jemals Deinen Eltern oder Geschwistern wohlgewollt hast, so laß es mir verziehen seyn; ja, wenn Dich nur ein Trunk in einer heißen Stunde, die Ruhe nach einem arbeitsamen Tage so recht erquickt hat, wie es den Menschen freut, o so gedenke nur an diese Stunden zurück, und sei auch menschlich gegen mich. Du hast dieselben Wünsche, die auch meinen Busen anfüllen, Dein Herz schlägt wie das meinige. Solltest Du mich dennoch Deinen wilden Grimm empfinden lassen, den ich nicht verdiene? O ich will nichts von Dir bitten, Du sollst mir nichts gewähren, nicht Geschenke, Theilnahme oder Liebe; nur laß mir dieses letzte, einzige Leben, über das Dir keine Gewalt gegeben ist. — Sieh, wie ich elend bin, daß ich um mein Leben, als das einzige Gut bitten muß, das mir übrig geblieben ist.

Peter antwortete nicht und stand kalt und gefühllos da, und glich den bunten, abgeschmackten Bildern der Tapete.

Hast Du noch in keiner Stunde gefühlt, fuhr Friederike fort, wie sehr Du Dein Leben liebst? Wie wenig der Wunsch der Selbsterhaltung Dir an die Seele geheftet ist?

Warum hast Du mein Gebot übertreten? rief Peter wüthend aus.

Und willst Du deswegen, sagte das geängstigte Geschöpf, jenes Gebot übertreten, welches Dir verbietet, kein Blut zu vergießen? Ach, die Reue kriecht doch einmal dem armen Menschen nach, wenn ihr Schritt auch noch so langsam ist; aber dann ist es zu spät. Dann wirst Du nach mir zurücksehn; dann wirst Du gern die jetzige Stunde zurückrufen wollen, um Alles ungeschehn zu machen; aber dann ist es unmöglich. Dann steht mein armes Bild vor Deinen verwirrten Augen, die Rache donnert von oben, und jedes Bewußtseyn entgeht Dir; nur die Erinnerung Deiner Schuld bleibt bei Dir zurück, um Dich zu peinigen. — Ist es nicht besser und kürzer, daß Du Dich meiner erbarmst, als daß Du nachher ein langes und qualenvolles Leben hinter Dir schleppst?

Halt ein mit Deinem Geschwätz, antwortete Peter grimmig. Du mußt nothwendig sterben, denn es ist mein Gelübde so.

Friederike hob sich vom Boden auf und sah ihn eine Weile stillschweigend an. Dann fuhr sie mit einem gräßlichen Tone auf: Nun so thu, vollbringe Deinen Willen und ende mit mir. Ich denke eben jetzt daran, daß das Leben mir gräßlich ist, weil Du darin lebst und es verwüstest, und so viele Menschen Dir ähnlich sind. Da ich nun einmal sterben muß, so kümmert's mich auch nicht weiter, denn endlich, endlich muß ja doch die letzte Stunde herangeschlichen kommen, der ich nur jetzt, jetzt in diesem Momente ausweiche. Ich stehe auf dem letzten schmalen Ecksteine der Zeit, und stürze dann in den dunkeln Abgrund hinunter. Ich k a n n nicht anders, und ich biete Dir also Trotz, Dir und mir zugleich. Halte Dich also aufrecht, mein Gemüth, und höre Du mich, Ferdinand, jetzt werden wir uns wiedersehn. Diese Hoffnung nehm' ich als ein großes Reisegeld mit mir. Du, grausamer, fahre hin, fühle noch jetzt meinen Abscheu, und wie ich Dich von Grund meines Herzens verachte.

Peter wurde noch wüthiger und stieß ihr den Degen in die Brust, so daß sie sogleich todt niedersank.

Plötzlich rührte sich die Tapete, als wenn sie von einem Winde hin und her bewegt würde. Es arbeitete drinnen und emsige Stimmen redeten durcheinander. Ferne Instrumente klangen und kamen mit ihren wunderlichen Tönen immer näher und näher. Peter stand still, und wußte nicht, was aus dem Allen werden wollte.

Die Figuren im Teppich wurden immer größer, und wuchsen immer mehr vor seinen Augen. Plötzlich knisterte es, so wie wenn eine Kohle aus dem Feuer springt, und alle Helden des alten Testaments schritten mit lebendigen Beinen aus der alten Tapete heraus, die Bedienten und Kriegsknechte folgten ihnen, und der Saal, der sowohl in den Linien als Luftperspectiven nur schlecht gemalt war, blieb allein und leer zurück. Alle Figuren schwebten um den erstaunten Peter her, der nicht wußte, was er mit der seltenen Gesellschaft beginnen sollte. In der Verlegenheit grüßte er Jeden, und kaum hielten es einige Bedienten und Mohren der Mühe werth, ihm zu danken.

David stellte sich vor ihn hin und neben ihm To-

bias mit seinem Hündlein, und alle Drei schüttelten sehr ernsthaft mit dem Kopfe. Peter war überzeugt, daß er die Tapeten, wenn sie gleich moralischen Inhalts waren, doch nicht dazu gekauft hatte, daß sie ihm den Text lesen sollten; er bezeugte ihnen daher auch nicht überflüssigen Respect, sondern verließ sich im Nothfalle auf sein gutes Schwert, das er in der Hand hielt.

Das bunte Gefolge ging in Zauberkreisen um ihn her, die Gewänder und goldenen Spangen schimmerten vor seinen Augen, und er bemerkte es deutlich, wie dem großen Saul öfter auf den nachschleppenden Mantel getreten ward. Am meisten fiel ihm der schöne Helm eines Kriegsknechts in die Augen, der hell und kriegerisch aussah und nach welchem er endlich ein inniges, unbegreifliches Begehren verspürte. Er war eben daran, den Knecht darum anzusprechen, als sich das ganze Gefolge wieder in die gewöhnliche beschränkte Lage zurückzog und als bloßes Gemälde an der Wand figurirte. Der Ritter tröstete sich damit, daß er am folgenden Tage mit eigenen Händen dem Soldaten den schönen Helm vom Kopfe herunterbrechen wollte.

Funfzehntes Kapitel.

Jakobine von Strahlheim.

—

Peter erwachte am folgenden Morgen mit einem sehr schweren Kopfe, und der gestrige Abend schwebte ihm nur noch dunkel vor dem Gedächtnisse.

Sieh, sieh, sagte er zu sich selber, nun kommt ja mein Weiberunglück in den allerbesten Gang; der gestrige Abend ist die beste Vorrede dazu geworden. Ja wohl hatte Mechthilde Recht, daß sie sagte, alle Weiber taugten nichts, und alle könnten die verfluchte Neugier nicht lassen. Ich habe es ihr damals nicht glauben wollen, aber es scheint sich doch nun wahrhaftig zu bestätigen. Dafür aber will ich auch keiner Einzigen trauen, sei es auch, welche es wolle. Das Beste bei der ganzen Sache ist, daß ich niemals außerordentlich verliebt zu werden scheine, und daß mir deswegen das Abstrafen immer noch so erträglich leicht wird. Ich darf mich auf kein Weib verlassen, das der Neugierde Raum giebt, denn ich weiß es schon daß dieses Laster immer alle übrigen nach sich zieht; ein lasterhaftes Weib aber ist ein Abscheu in meinen Augen. Wenn ich dem Schicksale entgehn könnte, so möchte ich viel lieber gar nicht wieder heirathen; aber es würde nichts helfen, ich würde trotz dem mit meinen Weibern unglücklich seyn, und darum will ich dem Fatum lieber so seinen Gang lassen.

Was hab' ich denn aber gestern im Kopfe gehabt, als ich drüben im Zimmer war? Wahrhaftig, die Zauberwelt muß mit mir ganz etwas Eigenes vorhaben, daß mir so sehr besondere Zufälle begegnen. Wozu das Alles nutzen soll? Denn ich nehme doch keinen Zusammenhang und Menschenverstand darinnen wahr. Wenn ich nicht wüßte, daß Alles Zauberei wäre, so würde ich Alles platterdings nur für dummes Zeug erklären. So aber läßt sich mit dem Hexenwesen kein Spaß treiben, diese unsichtbaren Gewalten verstehn keinen Spaß, und nehmen Alles im äußersten Grade ernsthaft.

Welch' ein wundersames Gelüste befiel mich gestern nach dem Helme des alten Kriegsknechtes! Als wenn ich nicht selber Helme genug hätte, und gewiß bessere. Da kommen die Leute nun und sprechen immer, es gäbe ganz und gar nichts Unbegreifliches. Begreift mir einmal dies Alles zusammen, und Ihr werdet gewiß eine tüchtige Arbeit vor Euch finden. Ich bin aber doch neugierig, die Tapeten beim hellen Tage wieder anzusehn.

Er ging wieder nach dem Zimmer hinüber und stellte sich mit verschränkten Armen und aufmerksamen Augen vor die Wand hin. Wunderlich, fuhr er fort, daß ich diese Tapeten schon so lange habe, und sie bis dato noch nicht auf ähnliche Streiche verfallen sind. Ich bin zu einer Art von Vexiermenschen gemacht, dem alles Wunderliche begegnen muß, was sich für die übrigen ordinären Sterblichen nicht schicken würde. Aber der König David hat sich seit gestern, seit der Anstrengung recht verfärbt, er ist viel blasser geworden, und hier vom Mantel ist die rothe Farbe abgesprungen. Wenn das noch öfter vorkömmt, so verderben mir die ganzen Tapeten. — Still! Ich gerathe auf einen Gedanken. Das Wesen und dieser Unfug ist vielleicht das, was die Maler immer das Leben in einem Gemälde nennen. Ich habe oft einen Narren sagen hören: das Bild ist, als wenn es einen anspräche, als wenn es so eben vom Tuche heruntersteigen wollte. Nun so sind dies hier ganz deliciöse Stücke, denn sie steigen wirklich herunter, die Figuren treten so sehr heraus, wie ich noch bei keinem niederländischen oder italiänischen Künstler wahrgenommen habe. Und dann muß auch jeder Halbkenner zugeben, daß diese Gemälde viele Haltung, ja die größte Kontenance von der Welt haben, daß sie sich wieder an Ort und Stelle zurückverfügen, nachdem sie vorher in aller möglichen Freiheit herumgeschwärmt sind.

So philosophirte Peter vor seinen Tapeten, und ward nicht müde, alle einzelnen Figuren genau zu betrachten. Denn so bekannt sie ihm auch waren, so waren sie ihm doch durch den gestrigen seltsamen Zufall ganz neu geworden, und er machte immer neue Entdeckungen, die ihm ungemein wichtig waren.

Der Helm des Soldaten, der gestern seinen Neid erregt hatte, hatte eben nicht viel Besonderes. Es war ein gewöhnlicher Helm, der vorn mit einem Adler verziert war, die hintere Seite konnte man jetzt nicht sehn, weil sie dermalen im Gemälde steckte. Peter konnte immer noch nicht begreifen, was er an dem Helme so Sonderliches hatte finden können, und sagte endlich: Seht, so kann man wieder zum Kinde werden, wenn man es am wenigsten denkt; die Kleinen greifen auch nach gemalten Figuren, und ich bin seit der unendlich langen Zeit auch noch nicht klüger geworden. Weisheit hin, Weisheit her, die alte Fee hat Recht, der Verstand der Menschen steht auf gar schwachen Füßen. —

Peter, der die Ruhe nicht vertragen konnte, durchstreifte nach dem Tode seiner Frau das Land weit und breit, um Abentheuer aufzusuchen. Es stieß ihm aber nichts auf, das der Erzählung würdig wäre, als daß er sich an einem Abend verirrte und auf der Burg des Ritters Strahlheim einkehren mußte.

Strahlheim war einer von den äußerst seltenen Rittern, einer von denjenigen, die vielleicht in keinem einzigen der zu häufigen Ritterromane vorkommen und dort beschrieben werden. Denn er war klein von Person und dick, und mußte sich in der Jugend als Liebhaber ungemein lächerlich ausgenommen haben; jetzt aber war er in den Jahren, in denen die Leute von selbst ehrwürdig sind, denn er war Vater, und eine seiner Töchter hieß Jakobine. Die Hauswirthschaft war wunderlich genug beschaffen, denn der Vater glaubte Alles allein zu regieren; und doch kümmerte sich im Grunde Niemand um ihn; er tadelte sich in manchen Stunden selbst über seinen zu großen Despotismus, und nahm sich vor, sich zu bessern; und doch ward er beständig von seinen Töchtern tyrannisirt, er mußte thun, was sie haben wollten, und sie bekümmerten sich nie um seine Einwilligung. Vor allen übrigen war Jakobine herrschsüchtig, und hatte den meisten Willen im Hause. —

Der Verfasser bittet sich die Erlaubniß aus, hier nur eine ganz kleine Anmerkung zu machen.

Ich bin nämlich in Gefahr, daß mir hier viele Leser viel zu viel Verstand und Scharfsinn zutrauen und nach ihrem eigenen Scharfsinne den ganzen Pfiff zu merken und mich ungemein gut zu verstehen glauben. Sie meinen nämlich im Stillen, ich vertappe mich hier in die Allegorie hinein, und werde das Ganze nachher äußerst witzig, aber für die Staaten auch eben so gefährlich enden. Das Mädchen heiße natürlicherweise nicht umsonst gerade Jakobine, und man werde nachher schon gewahr werden, daß ich (der Verfasser nämlich) zu den hellen Köpfen gehöre, die u. s. w. — Andre Schriftsteller führen häufige Klagen, daß sie einen Leser haben, von dem sie nicht verstanden werden; ich klage im Gegentheil darüber, daß ich von dem meinigen viel zu gut verstanden werde. Wo ich zu denken aufhöre, fängt er sein rechtes Denken erst an, und macht es mir vielleicht eben dadurch möglich, im ganzen Buche geistreich zu bleiben, was ich gar nicht einmal anfangs gewünscht habe. Denn einem Buche, wenn es gefallen soll, sind die schlechten Stellen (wenn man die Sache genau nimmt) eben so nothwendig, wo nicht nothwendiger als die guten. Der Beweis ist leicht zu führen: Wir sehn es alle Tage, daß Bücher von allen Lesern mit der größten Begierde gelesen werden, die kaum zwei bis drei erträgliche Stellen aufzuweisen haben; daß im Gegentheil unsere klassischen Autoren, die vortrefflich sind, nur daß sie den Fehler haben, daß sie so gar nicht auf schlechte Stellen ausgegangen sind, ungelesen bleiben. So oft ich über Göthe's Werke urtheilen höre, wird es mir deutlich; ja die Menschen sagen es mir fast mit dürren Worten, wie sie sehr schlecht damit zufrieden sind, daß es durchgängig gut ist. Noch weit schlimmer ergeht es Richtern, in dessen Mondschein- und Zauberbüchern die Leser gerade die schönsten Stellen überschlagen und bloß deswegen behaupten, Vieles in ihm sei geschmacklos, damit sie doch für sich selber einen hinreichenden Grund auffinden, warum sie ihn lesen.

Uebrigens, um wieder auf meine eigentliche Materie zu kommen, so bekenne ich hier frei und offen, daß ich bei diesem unschuldigen Buche gar nichts Gefährliches im Schilde führe, daß es überhaupt wohl endlich Zeit wäre, daß die Leser der witzigen und unwitzigen Anspielungen überdrüssig würden. Ich muß immer darüber lachen, wenn ein Schriftsteller viel auf sich selber hält, wenn er es durch Schimpfen und hinlängliche Demokratie in seinen Büchern dahin bringt, daß ihn die arme unschuldige Lesewelt für einen gefährlichen Menschen erklärt. Die Leser wollen dadurch bloß ausdrücken, daß sie sein übermäßiges Winken verstanden haben; da aber unter den Lesern selbst Niemand, wie bekannt, gefährlich ist, wie steht es denn da um seine eigene Gefährlichkeit? —

Peter verliebte sich bald in Jakobinen und ward von ihr eben so heftig wieder geliebt. Sie hatte von je das Seltsame dem Gewöhnlichen, das Einfältige dem Verständigen vorgezogen; beides fand sie in Petern vereinigt, ihr Herz flog ihm daher sogleich beim ersten Anblick entgegen. Peter machte seinen Antrag beim Vater, der aber viel dagegen einzuwenden hatte, und ihm endlich die Tochter gänzlich abschlug. Peter ward zornig darüber und klagte Jakobinen sein Unglück; diese gestand ihm schnell ihre Liebe, und eine zärtliche Umarmung beschloß die Unterredung.

Jakobine ging sogleich zu ihrem Vater, der eben von einem kleinen Schlummer erwacht war, weil er die meiste Zeit damit zubrachte, sich zu erholen, so wie einige Schriftsteller fast nichts als Nebenstunden geschrieben und dabei eben nichts anders vorgenommen haben. Der Vater fing an:

Mein Kind, der fremde Ritter da hat so eben bei mir um Dich angehalten, aber ich habe Dich abgeschlagen, und ich denke, Du wirst mit meinem Willen zufrieden seyn.

Warum nicht, lieber Vater? denn Sie wissen ja doch am besten, was mir dienlich ist.

Natürlich, mein Kind, denn ich bin alt, ich habe Erfahrung, ich liebe Dich. Sieh, da kömmt bei mir Alles zusammen, weswegen ich Dein Glück am besten verstehn muß.

Was haben Sie aber gegen den Fremden?

Ich weiß nicht. Er gefällt mir nicht.

Er ist aber reich.

Ja, darin magst Du wohl Recht haben, das kann ich Dir in der That nicht abstreiten.

Er sieht gut aus.

So ziemlich, er sieht in der That ziemlich gut aus, wie Du da so eben sehr richtig bemerkt hast. Er steht gut aus, das ist wahr, aber ich weiß doch nicht —

Was meinen Sie?

So ein gewisses Wesen hat er doch; der Bart da steht ihm nicht ganz gut, er hat ihn sich zu künstlich verschneiden lassen, so im holländischen Geschmack, den ich gar nicht liebe. Er kann nicht dafür, das ist freilich wohl wahr.

Er liebt mich.

Richtig, das hat er mir auch gesagt; das war just sein nämlicher Ausdruck.

Eine solche Parthie findet sich nicht alle Tage.

Darin magst Du auch wohl Recht haben.

Und ich liebe ihn ebenfalls.

Nein, mein Kind, hör' auf, mich zu bitten, denn es ist vergebens, da kann nun und nimmermehr etwas daraus werden. Schlage Dir diese unnützen Gedanken aus dem Sinne, oder, es thut mir sehr leid, aber im entgegengesetzten Falle muß ich das Vergnü-

gen haben, Dir zu sagen, daß ich Dir meinen väterlichen Fluch gebe.

Gleich sind Sie mit dem Fluch bei der Hand.

Ja, wie soll ich Euch denn sonst bezwingen?

Aber, liebster Vater, sollten Sie denn mein Unglück wollen?

Gewiß nicht, Kind, gewiß nicht, da müßt' ich ja ein sogenannter grausamer Vater seyn; aber was den Ritter betrifft — —

Ich sterbe, wenn er nicht mein Mann wird.

So wird mir Deine Beerdigung sehr viel Umstände machen; bis jetzt ist noch aus unsrer Familie Niemand als eine Jungfer gestorben, und da Du die Erste wärst, so müßte es sehr prächtig dabei zugehn.

Ich sage Ihnen ja aber, daß ich nicht sterben will, sondern ihn heirathen, und durchaus will ich es, durchaus!

Also gänzlich durchaus? Da hilft keine Widerrede? Nun, liebe Tochter, hätte ich gewußt, daß es Dein ernster Wille wäre, so hätte ich Dir gleich meine väterliche Einwilligung gegeben, ohne weitere Umstände. Gieb Dich also nur zufrieden, Du sollst ihn haben, und ich will Dir auch meinen Segen geben.

Er segnete sie hierauf und fuhr dann fort: Ja, Du hast Recht, er ist ein vortrefflicher Mann; ich hatte diese Partie auch schon im Stillen überlegt, und es freut mich, daß Du so ganz als eine gehorsame Tochter meinem Willen gehorchest.

Wie konnten Sie aber so grausam seyn, mir sogleich mit Ihrem Fluch zu drohn?

Ich sehe es freilich recht gut ein, ich muß Anstalten treffen, mir diese verdammte Hitze abzugewöhnen, die mich immer so unvermuthet überrascht. Man ist nicht immer Herr über sich, mein Kind, aber ich will mich bessern, Du kannst Dich darauf verlassen, vergieb mir nur diesmal.

Sie umarmten und versöhnten sich völlig; die Verlobung der beiden Verliebten ward noch an eben dem Abend vollzogen. Der alte Strahlenberg ging vergnügt zu Bette und schlief sehr ruhig.

Jakobine hörte bald nach der Hochzeit auf, den Blaubart zärtlich zu lieben, aber an die Stelle der Liebe trat die Eifersucht. Es ist gar nicht nothwendig, daß derjenige, der eifersüchtig ist, auch liebt, so wie der, der wirklich liebt, nicht immer eifersüchtig ist. Sie quälte daher den guten Ritter unaufhörlich mit den Fragen: ob er sie auch wirklich liebe? Ob er ihr nicht ungetreu sei, oder noch werden könnte? Petern fielen diese Besorgnisse sehr zur Last, und er kam ihr am Ende mit seinen Betheurungen der ewigen Liebe immer schon entgegen. Sie aber fragte jedesmal von neuem: Liebst Du mich auch wirklich?

Peter sagte unwillig: Theuerste Gemahlin, ich liebe Dich unaussprechlich, aber eben deswegen laß mich in Ruh, weil es mir fatal ist, beständig davon zu reden.

Aber ist es nicht Dein Scherz? Liebst Du mich so, wie ich es verdiene?

Ich scherze fast niemals, mit der Liebe vollends nicht, und daß ich Dich wirklich liebe, siehst Du ja daraus, daß ich dich wirklich geheirathet habe.

Das ist eine schlechte Versicherung. Man sollte in jeder Stunde sein Herz fragen, ob es auch etwa noch nicht im Begriff sei, zu erkalten, denn nichts ist in der Seele des Sterblichen so zart und eben darum auch so vergänglich, als die Empfindung der Liebe. Man glaubt oft noch diesen schönen Gast zu beherbergen, wenn die kalte Gleichgültigkeit in unserm Herzen ihr Lager aufgeschlagen hat. Darum überlege wohl, was Du sagst.

Ich kenne mich und rede nicht in den Wind.

Nun so wirst Du mir auch meine Bitte nicht abschlagen, an der mir so viel liegt.

Nenne sie.

Schaff die Haushälterin ab, schaff Mechthilden fort; denn wenn sie auch älter ist, als ich und Du, so kann ich sie doch nicht mit ruhigem Auge betrachten.

Peter versprach es, gerieth aber mit seinen Gedanken in große Verlegenheit, denn er fürchtete die Macht Mechthildens, die er schon hatte kennen lernen. Er glaubte Jakobine würde mit der Zeit wohl ihrer Bitte vergessen, und es hernach überdrüßig werden, ihn öfter daran zu erinnern.

Durch diesen Zufall aber kam Peter seit langer Zeit wieder zum erstenmale darauf, Mechthilden genauer zu betrachten. Er erinnerte sich bei der Gelegenheit, daß sie einst seine Geliebte gewesen sei, und sie fing an, ihm von neuem zu gefallen. Er sprach öfter mit ihr, er erinnerte sie an die ehemaligen zärtlichen Empfindungen, die sie für einander gehegt hatten, und der scharfsichtigen Jakobine entging kein Gespräch, kein Blick. Ja, als sie an einem Abend wahrnahm, daß der Ritter die Haushälterin küßte, konnte sie unmögiich ihren Zorn länger zurückhalten; sie beschloß, sich an Mechthilden zu rächen.

Die Rache bestand in jenem barbarischen Zeitalter selten, wie bei uns, in einer Verläumdung oder in einem verächtlichen Gruß, oder darin, daß man gar nicht grüßte, sondern jene Menschen in dem sogenannten Mittelalter (das daher auch für Romanenskribenten an interessanten Situationen sehr reichhaltig ist,) trieben gewöhnlich eine etwas handfestere Rache. Jakobine war nämlich ohne weitere Umstände fest entschlossen, ihre Nebenbuhlerin aus der Welt zu schaffen. Sie hatte bemerkt, daß man den lästigen Fliegen und Ratten Gift zu streuen pflegte, und wollte diese Gewohnheit auf die Haushälterin anwenden.

Mechthilde merkte bei aller ihrer Weisheit nichts von diesem Vorsatze, und Jakobine war heimtückisch genug, sich freundlich gegen sie zu stellen, um ihr jeden Argwohn zu benehmen; als sie aber an einem heißen Nachmittage über ihre Weinflasche ging, um nach den Regeln der Diät sich durch ein hitziges Getränk etwas abzukühlen, empfand sie bald schreckliche Schmerzen in der Brust. Peter kam zu ihr, sie zu besuchen, und erstaunte, da er sie krank fand. Mechthilde war im Begriff, den Geist aufzugeben, als sie sich zum Glück noch plötzlich auf kräftige Gegengifte besann, und sie eben so schnell mit ihren geschickten Händen zubereitete. Sie trank sie gierig ein und rettete dadurch ihr Leben; aber ein anderes, weit größeres Wunder ging nun vor Peters Augen vor. Durch die Gewalt des Giftes, das nicht ganz gedämpft werden konnte, verwandelten sich alle Züge im Angesicht der Haushälterin, ihr Auge fiel zurück und wurde matt, ihre Wangen sanken ein, die Arme wurden dünne, sie wurde eine kleine, alte zusammengebogene Figur, mit einem Höcker auf dem Rücken und einer langen Nase.

Peter schlug zu wiederholtenmalen vor Erstau-

nen die Hände über dem Kopf zusammen und konnte sich in der Begebenheit gar nicht zurecht finden; Mechthilde besah sich stillschweigend im Spiegel, und brach dann seufzend in die Worte aus: O wie gerecht ist das Schicksal!

Sechszehntes Kapitel.

Die Versuchung.

Peter blieb nachdenkend für sich und sagte: O wie sehr wird es mir doch zur Last, daß mich meine Gemahlin so übermäßig liebt! Wohl ist es wahr, daß Alles sein Ziel haben will. Ich wollte, ich wäre ihrer erst wieder erledigt, da sie überdies so boshaftig ist und mir meine getreue Haushälterin gänzlich verdorben hat. Da sie mich aber so sehr liebt, wird sie der Versuchung mit dem Schlüssel gewiß widerstehen; sie ist ganz ohne Zweifel tugendhaft, und dann muß ich meine ganze Lebenszeit mit ihr aushalten. Auf den Fall wäre ich gewiß übel gebettet. Ach! Unglück mit Weibern zu haben, ist kein so leichtes Unglück, das seh' ich jetzt wohl ein, ich hätte mich doch besser bedenken sollen, die Feinde hätte ich mir schon so wollen vom Halse schaffen. Aber nunmehr ist alles Klagen zu spät.

Er reiste hierauf wieder fort, und gab Jakobinen den goldenen Schlüssel mit dem strengen Befehl, das Gemach ja nicht zu eröffnen. Sie versprach es.

Mechthilde hatte mit ihrer äußern Gestalt zugleich ihren ganzen Charakter verändert; sie war boshaft und heimtückisch geworden, und nahm sich vor, sich an allen Menschen, zuerst aber an Jakobinen zu rächen. Der Ritter war daher kaum fort, als sie das Gespräch auf das verbotene Zimmer lenkte und bei der Frau daher bald den Argwohn erregte, daß irgend eine Geliebte Peters sich dort versteckt halten könne, und daß er es deswegen so strenge verboten habe, das Zimmer zu eröffnen. Jakobine konnte nicht widerstehn, sie ging hinein, und Mechthilde verwandelte den goldenen Schlüssel in einen schwarzen, so daß der Blaubart das Vergehn sogleich entdeckte, als er zurückkam.

Siebenzehntes Kapitel.

Peters Gespräch mit Bernard.

Nach meinem Urtheil ist es in vielen Rücksichten ein übles Gewerbe, Schriftsteller oder Schauspieler zu seyn. Kein Mensch fragt nach der Stimmung, in der sich der spielende oder schreibende Mensch befindet; sondern er muß den Gang fortgehn, der ihm vorgeschrieben ist, die traurigsten Sachen darstellen, wenn er fröhlich, die lustigsten, wenn er schwermüthig seyn möchte. Wenn ein Romanenschreiber in dem genau berechneten Plane seines Werkes eingespannt liegt, und sich, wie ehemals Trenk aus dem Magdeburger Gefängnisse, schon zur Hälfte durchgearbeitet hat, und nun nicht weiter kann; wenn er fortfahren muß witzig zu seyn, und es ist ihm ein Unglück begegnet, oder er hat sich gerade an Witz erschöpft, oder er möchte gern einen pathetischen Schriftsteller nachahmen: man denke sich die schreckliche Lage eines solchen Mannes, der nun weder vor-, noch rückwärts kann! Er hat Alles motivirt und begründet, er hat sich alle Mühe gegeben, die Ver- und Entwickelung zu präpariren, er hat zu seiner eigenen Qual einen höchst scharfsinnigen und durchdachten Plan ersonnen, von dem er nun nicht abweichen darf, ohne sein vortreffliches Werk zu verderben — und doch kann er die Stimmung, die Lust, den Muth nicht wiederfinden, mit dem er es bis dahin geführt hatte. So wie der Mensch einer Situation überdrüßig werden kann, die sonst sein höchster Wunsch gewesen war, so kann ihm auch ein Buch fatal werden, das er mit dem größten Eifer zu schreiben angefangen hatte.

Sind deswegen wohl jene liebenswürdigen Schriftsteller zu verachten, die sich niedersetzen und schreiben, um ganz Deutschland zu unterhalten, und dabei nicht ein Jota eines Plans im Kopfe haben? Sie machen sich aus ihrer Arbeit einen Spaziergang durch Blumen, durch schattige Wälder und sonnige Ebenen, sie amüsiren sich selbst über ihre Schreiberei, und verwundern sich mehr, als der Leser, über die eintretenden Vorfälle. Ihre Erfindungen gehn unmittelbar vom Kopfe aufs Papier, sie machen vorher keine Skizzen ihres Werks, keine Studien, die sie nachher ausführen, sondern ein Wort giebt das andre, ein Held lockt den andern hervor, und der deutsche Leser liest es und freut sich, er kümmert sich eben so wenig um die regelgerechte Pedanterie, als der Verfasser, genießt eben so ohne Nachdenken, das ihn nur stören würde, und ist mit sich und dem Dichter sehr zufrieden.

Ist es einem Menschen, der sich bilden möchte, daher wohl zu verdenken, wenn er sich diese Leute als Muster vor die Augen stellt, und ihnen ohne weitere Umstände nachahmt? Ich bin aufrichtig genug, zu erklären, daß ich es so gemacht habe, und darum habe ich mir eben unter so vielen tausend Geschichten, die ich nehmen konnte, gegenwärtige ausgesucht, weil sie meinem Humor am besten zusagte. Charaktere treten auf und verschwinden wieder schnell, ohne daß sie die närrische und lästige Prätension machen, daß man sie genau beibehalten und durchführen soll; denn der scharfsinnige Leser wird es ohne Zweifel wohl von selbst verstanden haben, daß Jakobine nunmehr auch umgekommen ist; und wenn ich nicht über jeden Todesfall die Glocken läuten lasse und den Leser dadurch zu einer viel zu großen Rührung, und Theilnahme zwinge, so muß der Leser mir eben darum manchmal auf mein Wort, ohne weitere Umstände glauben, daß der und jener gestorben sei. Denn so sind auch schon manche Leute, die ich nicht namhaft gemacht habe, in den Fehden umgekommen, die Peter immer glücklich zu Ende führt.

Ich muß den Leser versichern, daß mir wirklich die Geschichte an manchen Stellen zu grausam wird; denn ich habe auch so ein närrisches Ding von weichgeschaffenem, edelmüthigem Herzen in mir. Aber ich

stecke nun einmal in der Erzählung, die zwar mannigfaltig genug ist, dabei aber doch immer Mord und Todtschlag zur Hauptsache macht. Wenn man sich niedersetzt, ein solches Buch auszufertigen, so interessirt den Schreiber der Gegenstand, ohne daß er es sich deutlich denkt, was eigentlich das Umkommen seiner Personen alles auf sich habe; jetzt ist es zu spät, und ich muß mich nun schon gefaßt machen, alle die Rührungen zu überstehn, die ich in diesem Buche noch zu erleben habe. Wenn ich es nur dahin bringe, daß der Leser sich Exempel nimmt, spiegelt, und in diesem oder jenem Punkte bessert, so will ich meine Haut gerne dran setzen und alle die Erschütterungen nicht achten, die etwa noch vorfallen dürften. Der Leser hat es darum sehr gut und bequem, weil ich das Wichtigste immer auf mich nehme und den besten Theil des Pathetischen vertusche: solches geschieht aus bloßer Liebe gegen den Leser, damit auch schwächliche und nervenkranke Personen ohne Nachtheil ihrer Gesundheit diese Geschichte lesen und verstehen mögen.

Peter war sehr verdrüßlich und ging im Walde auf und ab, als ihm nach langer Zeit wieder einmal der alte Zauberer Bernard begegnete. Bernard freute sich, ihn zu sehn, und fragte ihn dann, ob er zufrieden sei.

Gar nicht, antwortete Peter.

Ihr seid selber Schuld, sagte Bernard, ich betrübe mich, so oft ich an Euch denke. Eure Lebenszeit vergeht, es geschieht nichts, und ich hatte so große, so übergroße Dinge mit Euch vor. Ich hatte Euch zum Helden einer wunderbaren, fast unglaublichen Geschichte auserlesen; Alles, was Alexandern, Cäsarn, Hannibaln und die übrigen schon einzeln groß machte, hatte ich in Euch vereinigt, daneben war Euer Leben mit den interessantesten Verwickelungen angefüllt, Eure Liebe ging mit Euren großen Thaten immer Hand in Hand, und in Eurer Geliebten hatte sich die höchste Schönheit und der größte Geist vereinigt. Ich wollte Euch dann Episoden interessanter Nebenpersonen herbeischaffen, die Euch als Hauptperson noch mehr emporhöben; ich habe auch aus dieser Ursach mit einigen Rittern Bekanntschaft gemacht, die dazu gut genug taugen, aber nun habt Ihr mir das ganze Concept verdorben, und ich möchte darüber in Verzweiflung fallen.

1) Seid Ihr an Euch selbst ein uninteressanter Charakter, der keine hervorstechende Seiten hat und keinen Leser besonders anziehn kann. Doch davon kann man mir die meiste Schuld beimessen, denn ich hätte in der Wahl des Helden etwas vorsichtiger seyn sollen.

2) Habt Ihr Euch mit Eurer Beschützerin erzürnt, und Ihr habt nun gleichsam keinen festen Grund, auf dem Ihr fußen könnt. Eure Geschichte wird nimmermehr einen recht brillanten Schluß bekommen können. Daran seid Ihr selber Schuld.

3) Seid Ihr einfältig und habt gar einen blauen Bart. Ich frage Euch ums Himmels willen, wo Ihr dergleichen in Eurem Leben gehört, oder auch nur gelesen habt. Ihr dürft mir Friedrich mit der gebissenen Wange nicht anführen, denn ein Biß in der Wange ist von einem blauen Barte immer noch sehr verschieden, und dient nur dazu, jenen Mann individuell, nicht aber komisch zu machen. Er ist auch außerdem bei weitem nicht so dumm, als Ihr es seid. Das sind sehr wichtige Unterschiede, mein Freund, auf die Ihr etwas mehr Acht geben müßt. Auch den Dummkopf Hasper a Spada könnt Ihr mir nicht einwerfen, denn es kommt bei der Gelegenheit doch viel vor von den Brückenketten, vom Burgverließ und so weiter, wovon aber bei Euch nimmermehr die Rede ist.

4) Nehmt Ihr gar nichts Merkwürdiges vor, Fehden und immer Fehden, lauter unbedeutende Kleinigkeiten, um die sich kein Mensch bekümmern möchte. Ihr thut nichts Großes, Ihr rettet Niemand das Leben, Ihr besteht keine große Gefahr, Ihr begeht nichts Eigenthümliches, Ihr seid nicht im mindesten originell.

5) Ist gar keine Einheit in Eurer Geschichte, und das ist einer der schlimmsten Vorwürfe, die man Euch machen kann. Ihr werdet mir einwenden, daß man dasselbe von vielen Helden des Alterthums sagen könne, wie z. B. von dem unbekannten Buche: Hiero und seine Familie. Ihr müßt aber so gut seyn, zu bemerken, daß hier im Titel schon die ganze Entschuldigung liegt, daß man den Verfasser eben so wenig, wie eine alte Muhme anklagen könne, die nicht bei Einer Person stehn bleiben können, wenn sie uns versprechen, von einer ganzen Verwandtschaft Nachrichten zuzutragen. Dabei müßt Ihr nicht vergessen, daß dieses Buch mehr geschrieben ist, daß Fürsten sich darnach belehren und bessern, als daß es von unfürstlichen Lesern gelesen und verstanden werden soll. Eine gleiche Absicht hat die Bibliothek, die uns der Verfasser des Marc-Aurel mitgetheilt hat, und Ihr dürft daher diesen Helden so wenig als den Theodot oder Gelon anführen, um mir beweisen zu wollen, daß der Hauptheld ein Dummkopf seyn dürfe. Steift Euch auch nicht auf den Joseph in den Pyramiden, denn dieses Buch enthält eine geheime Geschichte und so viele Anspielungen, daß man es schwerlich verstehn wird; dieser Joseph kann kaum von seinen Brüdern wieder erkannt werden. Wenn Ihr mir aber einige Personen des Veit Weber einwenden wollt, so weiß ich Euch darauf freilich nicht zu antworten; nur halte ich es immer für gefährlich, wenn Ihr Euch nach denen bilden wollt. — Also, mir ist es gar nicht recht, daß Eure Weiber kommen und verschwinden, man weiß nicht wie; das müßt Ihr Euch abgewöhnen.

6) Seid Ihr ein grausamer, roher Mensch, ein unmoralischer Charakter. Legt diese Untugenden ab; denn ich will Euch nur zu bedenken geben, in welche Gefahren Ihr Euch dadurch muthwillig stürzt. Ich will gar nicht einmal davon sprechen, daß Ihr als ein edlerer Mensch zufriedner leben würdet und bei andern mehr Interesse erregen, sondern ich will Euch nur auf die bekannte poetische Gerechtigkeit aufmerksam machen, die es gewiß am Ende erfordern und verlangen wird, daß Ihr zum Nutzen der Moralität auch umkommt. Vor dem Tribunal gilt kein Appelliren, und selbst ich, ja sogar Eure ehemalige Beschützerin, könnten Euch davon nicht erretten; denn thäte ich es auch, so fiele die ganze Schmach der verletzten poetischen Gerechtigkeit auf mich, und es wäre ein Glück für mich, wenn ich selber der Todesstrafe entginge. Bessert Euch, bessert Euch, es ist die höchste Zeit. —

Ihr kommt mir fast närrisch vor, erwiederte Peter verdrüßlich, laßt mich mit meinem Lebenslaufe in Ruhe.

Mit nichten, sagte Bernard hitzig, denn Ihr müßt wissen, daß Ihr kein gewöhnlicher Mensch seid; Ihr seid gleichsam ein abstracter Begriff, eine Vereinigung und Mixtur, aus allem dem zusammengesetzt, was man an den übrigen Menschen wahrnimmt. Denkt Ihr denn, mein Freund, daß Ihr ein unidealisches Leben führen dürft? Ihr werdet mich am Ende dahin bringen, daß ich Euch mit Gewalt zum Anders- und Besserseyn zwinge, so wie es dem Attila ergangen ist, der auch so ein Starrkopf war, wie Ihr seid; derselbe ist in seinem eigenen, fast ganz dialogisirten Leben in ein reines Vernunftprinzip verwandelt, zum Warnungsexempel und Schrecken für alle ähnliche eigensinnige Bösewichter.

Haltet Ruhe mit Eurem Geschwätz, sagte Peter erzürnt, ich weiß so nicht, wo mir der Kopf steht.

7) Fuhr Bernard ungestört fort, taugt das Zauberwesen in Eurem Leben gar nichts, es grenzt gar zu sehr ans Kindische und Abgeschmackte. Aber Ihr seid Schuld daran, weil Ihr die Fee böse gemacht habt, so daß nun gewiß keine interessante Geistererscheinung weiter auftritt.

Peter wandte sich stillschweigend um, und wollte nach Hause gehn, aber Bernard hielt ihn mit Gewalt zurück. — Nun, was hattet Ihr mir denn zu sagen? fragte er freundlich.

Herr Bernard, sagte Peter, ich höre alle Tage, daß alle Menschen sterben müssen; ist das wahr?

Nichts ist so sehr wahr, sagte der Alte. Alle sind bis jetzt gestorben, und es wird uns auch so ergehn.

Aber wir sind doch noch nicht todt, fuhr Peter fort, wir können ja also nicht wissen, ob mit uns nicht eine Ausnahme gemacht wird.

Verlaßt Euch darauf nicht, rief Bernard aus, denn es ist äußerst unwahrscheinlich.

Also Ihr meint nicht, daß unser eins davon käme?

O, das ist ja eine Narrenhoffnung.

Es ist aber doch schrecklich, so zu sterben. Nicht sowohl, weil ich mich vor dem Tode fürchte, als daß ich es gerade seyn soll, der sterben muß, es thut mir nur um meine Person leid.

Ihr fangt an, toll zu werden, sagte der Alte ergrimmt, so daß freilich meine Warnung sehr unnöthig war, daß Ihr Euch vor den Tollen hüten solltet.

Nein, versteht mich nur recht, sagte Peter, versteht's nur so, wie ich es meine, so ist es ein ganz verständiges Ding. Seht, man sagt das Wort Tod oft, man spricht oft vom Sterben, und giebt den ganzen Satz zu; aber man denkt nie daran, was, was er eigentlich zu bedeuten hat. Wenn ich in der Nacht allein bin, und mir fällt es aufs Herz, daß das Wesen, das so dicht an mir im Bette liegt, das eben Niemand, Niemand anders ist, als ich, daß dieses in die feuchte, kalte Erde soll eingegraben werden, von Wandrern zerstampft, von Würmern zernagt; daß ich da liegen soll, wo keine Sonne zu mir kömmt, wo ich keine Trompete und kein Siegsgeschrei mehr höre; wo Menschen über mir sind, die mich nicht kennen, und von denen ich nichts weiß, — bedenkt einmal, ob mir dann nicht Alles soll jämmerlich und verächtlich vorkommen, was ich jetzt thue und worüber ich mich freue. Wenn ich denn doch einmal sterben muß, warum sterb' ich nicht jetzt? Warum ward ich nur je geboren? Was wollen sie mit mir, daß ich so in die Welt hineinkam, und daß ich mich nun ablebe, und es denn doch irgend einmal aus und ganz vorbei ist? Seht, darin liegt eben kein Menschenverstand, und das macht mich so betrübt. Wenn Ihr es überlegt, daß im ganzen Menschenleben kein Zweck und Zusammenhang zu finden ist, so werdet Ihr es auch gern aufgeben, diese Dinge in meinen Lebenslauf hineinzubringen.

Wahrhaftig, Du hast Recht, sagte Bernard, und Du bist wirklich verständiger, als ich dachte.

Ich bin vielleicht klüger als Ihr, sagte Peter, ich lasse mir nur selten etwas merken.

So wäre also, sagte Bernard tiefsinnig, das ganze große Menschendaseyn nichts in sich Festes und Begründetes? Es führte vielleicht zu nichts, und hätte nichts zu bedeuten, Thorheit wäre es, hier historischen Zusammenhang und eine große poetische Composition zu suchen; eine Bambocchiade oder ein Wouvermanns drückten es vielleicht am richtigsten aus.

Das kann wohl seyn, sagte Peter, aber helft mir doch gegen meinen Gram. Gebt mir irgend eine Medicin, die mir das kalte Grauen vertreibt, wenn ich manchmal meinen Körper betrachte; macht, daß ich meine Sterblichkeit vergesse und so leben kann, als wenn Heute immer Heute bleiben würde, als wenn kein Morgen dahinter stände, und wieder ein zweites Morgen und so ein Tag dem andern die Hand gäbe, und mich endlich als einen Gefangenen dem letzten gräßlichen Tage überlieferte.

Eine Medicin dagegen? fragte Bernard verwundert. Ich sage Euch ja, daß diese Gemüthsstimmung Euren Verstand ausmacht, Euren Werth.

Hol der Teufel den Verstand! sagte Peter, er ist mir äußerst ungelegen. Ich merke, man kann in dieser Welt nicht dumm genug seyn, um fortzukommen.

Aber wolltet Ihr denn ewig leben? fuhr der Alte heraus.

Warum nicht?

O pfui, über die Unverschämtheit! Immer wieder und immer von Neuem durch unendliche Zeiten das alte Spiel zu beginnen, und nie, nie ein Ende zu ersehn! Wie nichtswürdig müßte der Mensch werden, wenn er nicht endlich von sich selber erlöst würde! — Lebt wohl, es ist mit Euch nichts anzufangen.

Sie schieden verdrüßlich von einander.

Achtzehntes Kapitel.

Caroline.

—

Peter fragte seinen bleiernen Kopf wieder um Rath, ob er sich verheirathen sollte, der von Neuem Nein sagte. Du hast gegen Alles etwas einzuwenden, rief Peter aus, und hältst Dich immer für den Klügsten; aber Dir zum Possen will ich es dennoch thun, und wenn auch alle Weiber nichts taugen soll-

ten, so will ich eben deswegen eine nach der andern heirathen, um sie umzubringen.

Er hatte ein Mädchen gesehen, das sein Herz gefesselt hatte. Sie war die Tochter eines sehr armen Edelmanns, und der Vater gab deswegen gern seine Einwilligung. Caroline hatte den Ritter mit ihren zärtlichen Blicken erobert, und er hatte sich eingebildet, daß er nur allein solche Blicke bekäme; Caroline aber sah jeden Mann so an, der noch unverheirathet war, und kannte keine größere Freude, als recht Viele dahin zu bringen, daß sie in sie verliebt wurden.

Als Peter sie geheirathet hatte, fing sie sogleich an, ihre ganze Lebensart abzuändern. Es war ihr etwas Neues, Geld ausgeben zu dürfen, und sie ließ es also daran nicht fehlen. Peter ließ sie gewähren, weil er ihr nicht gleich die ersten Wochen des Ehestandes verleiden wollte. Caroline gab daher große Gesellschaften, zu denen sie meistentheils Frauenzimmer bat und in denen ihr Mann auch nicht erscheinen durfte.

Beide Verehlichte sahen sich nachher sehr selten, und Peter stellte mit ihr, als er wieder einmal abreiste, auch die Schlüsselprobe an. An demselben Tage war bei ihr eine große Theegesellschaft von vielen Damen, und nach mancherlei Gesprächen und Verläumdungen ließ Caroline auch den goldenen Schlüssel herumgehen, und jedes Frauenzimmer betrachtete ihn sehr genau.

Das Kleinod sollten Sie auf der Brust tragen, sagte die Eine.

Oder in einen Ring fassen lassen.

Man könnte es auch in den Haaren tragen, bemerkte die Dritte.

Jede hatte einen Vorschlag, und Alle bewunderten den schönen Schlüssel. Caroline erzählte ihnen, daß es ihr verboten sei, das Zimmer zu eröffnen, zu dem er gehöre.

Und sie kehren sich daran? fingen Alle mit Einer Stimme an.

Ich muß wohl, mein Mann —

Ei, was Mann? Wenn man Alles thun wollte, was die Männer verlangen —

Ja wohl, man muß es ihnen gar nicht in den Kopf setzen, daß sie etwas zu befehlen haben.

Ich wollte meinen Mann führen, wenn er sich so etwas herausnähme.

Alle. Es wäre himmelschreiend, wenn uns die Männer so behandeln wollten.

1) In dem Zimmer müssen doch Heimlichkeiten seyn.

2) Die Sie nicht wissen sollen.

3) Er macht vielleicht Contrebande.

4) Oder zitirt Geister.

5) Oder hat sein Geld da liegen.

6) Es ist schlecht, daß er Ihnen etwas verschweigt.

Alle. Sie müssen's nicht leiden.

1) Ich bin sonst nicht neugierig, aber ich möchte wissen, was in dem Zimmer wäre.

2) Ich wollte es gewiß nicht weiter sagen.

3) Ich auch nicht.

4) Er würde es uns vielleicht von selbst zeigen, wenn er zu Hause wäre.

5) Vielleicht Seidenstoffe.

6) Oder Juwelen.

Alle. O, so seyn Sie so gut und zeigen Sie uns das Zimmer.

Caroline hatte genug zu thun, sie abzuhalten, daß sie nicht mit Gewalt hineindrangen; aber sie hatte Muth genug dazu, weil sie doch den strengen Befehl ihres Mannes fürchtete. Die Weiber verließen sie endlich, und waren Alle sehr aufgebracht, daß sie ihnen eine solche kleine Gefälligkeit abgeschlagen hatte; sie erklärten die Frau und den Mann für gleich große Narren, und also für ein Paar, das für einander geschaffen sei.

Neunzehntes Kapitel.

Bernards Monolog.

Aber die Weiber haben nicht Unrecht, sagte Caroline, als sie allein war. Mein Mann handelt nicht so gegen mich, wie es seine Pflicht wäre, er vernachlässigt mich, er verachtet mich. Warum hat er Geheimnisse vor mir? Und warum gebietet er mir so strenge, wie einer Sclavin? Er hätte mich bitten sollen, so hätte ich ihm gehorcht, aber jetzt sehe ich keine Nothwendigkeit dazu. Der Tyrannei muß ein freies Gemüth nie gehorchen.

Aus Verdruß gegen ihren Mann eröffnete sie das Zimmer, und erstaunte nicht wenig, als sie den Schlüssel hernach in eine eherne Schlange verwandelt fand.

Ueber ihren Tod lassen wir, um den Leser zu schonen, wieder den Vorhang fallen.

Bernard wußte sogleich diesen ganzen Vorfall. Ist es nicht eine Schande? rief er aus; nein, es ist nichts mit ihm anzufangen, und er bessert sich auch nicht. Was soll ich mit einem Solchen beginnen? Kein Streben nach der Größe, nach dem Edelmuthe, nach dem Idealischen liegt in ihm; alle meine Mühe ist vergebens, er erlebt nichts, und ich erlebe keine Freude an ihm. Ich wette, daß seine einfältige Geschichte noch einmal ein altes Weibermährchen wird; daß man seinen Namen gebraucht, um unruhige Kinder in den Schlaf zu bringen. Noch einen Versuch will ich machen, gelingt der nicht, so ziehe ich meine Hand von ihm ab.

Zwanzigstes Kapitel.

Peter faßt einen Vorsatz.

Bernard war entschlossen, seinen Liebling noch einmal aufzusuchen, und den letzten Versuch anzustellen, ob er ihn nicht bessern könnte. Er traf ihn in dem Wäldchen an, das an die Burg stieß.

Seid Ihr noch nicht besser entschlossen? fragte er den Ritter.

Nimmermehr, antwortete Peter ergrimmt, alle Deine Reden sind umsonst, ich lebe fort, wie es sich

eben fügen will, und weiter bekümmere ich mich um nichts.

Sie gingen neben einander, und Bernard suchte seinem Helden die Reize einer romantischen Lebensart recht anlockend darzustellen, um ihn für seinen Plan zu gewinnen.

Ihr sprecht immer, rief Peter aus, und wißt nicht, was Ihr wollt. Hat sich da was romantisch zu seyn, wenn sich die Gelegenheit dazu nicht finden will. Wo soll ich die interessanten Situationen, Verwickelungen, Empfindungen und dergleichen denn nun vom Zaune brechen! Es sollte für Euch selber ein Kunststück seyn, einen solchen Lebenslauf zu führen, ob Ihr Euch gleich für so außerordentlich klug haltet.

Jetzt, sagte Bernard, fändet Ihr zwar da die schönste Gelegenheit, etwas aus Euch zu machen.

Wie so?

Erinnert Ihr Euch vielleicht noch der kleinen Adelheid, die mit Euch auferzogen wurde?

O ja.

Sie ist von ihrer Kindheit an von der Fee Almida beschützt worden, die sich eine Freude daraus macht, sanfte Ruhe und Stille, liebliche Heiterkeit über jeden Lebenslauf zu verbreiten. Diese Fee ist in allen Sachen die Feindin von jener unterirdischen, die Ihr die Ehre gehabt habt, kennen zu lernen. Sie wohnt auf einer weit entlegenen Insel in einem Palaste, der mit lauter Gesang und Sonnenschein angefüllt ist, kein Sterblicher naht ihrer Behausung, kein lautes Geräusch ertönt auf der Insel.

Was geht mich das Alles an? fragte Peter.

Adelheid, die sie beschützt, wird sich in Kurzem verheirathen; entführt ihr sie, so habt ihr eine Braut und eine Fehde mit dem Bräutigam, zugleich ist dies ein Mittel, jene uralte Fee wieder zu versöhnen.

Das Ding sollt Ihr mir nicht zweimal sagen, rief Peter aus, Adelheid war überdies meine Geliebte, als ich noch klein war.

So gefallt Ihr mir, sagte Bernard, dadurch wird also auch noch zugleich das Interesse der Empfindung erregt.

Sie überlegten hierauf, auf welche Art sie ihren Vorsatz am besten ausführen könnten.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Peter geht auf Abenteuer aus.

—

Es war nun der Tag gekommen, an welchem Adelheid mit ihrem Bräutigam, dem Ritter Löwenheim, verheirathet werden sollte. Es war ein großes Fest in den Dörfern angestellt, und Löwenheim wollte mit einem fröhlichen Zuge die Braut von ihrem Landsitze abholen, und sie so dem seinigen zuführen, der nicht weit davon lag. Bernard hatte alle Anstalten und die Gelegenheiten auskundschaftet, und gab von Allem seinem Freunde, dem Blaubart, sichere Nachricht.

Peter zog mit einer gerüsteten Mannschaft aus und legte sich in einen Hinterhalt, er selbst kletterte auf einen hohen Baum, der die Gegend übersah, um das Brautpaar zu erwarten.

Hier sitze ich nun wie ein Vogel in den hohen Lüften, sagte Peter, wie ein Jäger, der auf Raub ausgeht, und nachher mit seiner Beute fröhlich nach Hause kehrt. Ich wiege mich in den Wipfeln, und warte auf Abentheuer. Wahrlich, Bernard hat Recht, wenn er sagt, daß ein solches Leben mehr werth ist, als jenes andere ruhige. Wie schön ist es, wenn man so hoch sitzt und über viele Sachen hinwegsehn kann, die einem sonst im Wege sind. Mich wundert, daß die Vögel nicht deswegen eine sehr stolze Nation werden, weil sie in ihrem Fluge gar nicht die Irrthümer begehn können, in denen wir auf unsern Reisen leben.

Ueber solche Gedanken schlief Peter oben ein und merkte es nicht, daß sich der Zug der Neuvermählten näherte.

Es war ein heller, warmer Frühlingstag, und Löwenheim zog jetzt mit seiner Braut durch den sonnenbeglänzten Wald, in dem Nachtigallen lieblich sangen und Finken aus ihren Nestern schrieen. Voran gingen Spielleute mit fröhlichen Schalmeien, Flöten und Waldhörnern, geputzte Dorfleute folgten mit Tänzen und einigen geschmückten Gästen. Die Heiterkeit leuchtete auf allen Gesichtern, und Alle überließen sich der Fröhlichkeit, als plötzlich Peters Hinterhalt hervorbrach und unter die musicirenden und singenden Hochzeitsleute hineinstürzte. Alle waren erschrocken, Alle kamen in Verwirrung, es entstand ein großes Geschrei, Viele entflohen, Löwenheim setzte sich zur Wehr. Ueber das Getöse erwachte Peter oben im Baum, er klettere schnell hinunter, da er den Krieg wahrnahm, und sprang und fiel in das Gefecht hinein, wo es am hitzigsten war. Peter bemächtigte sich sogleich der Adelheid, und eilte mit ihr fort, er setzte sie auf ein Pferd und nahm den Weg nach seinem Schlosse. Löwenheim bemerkte anfangs im Gewirre den Verlust seiner Braut nicht; aber kaum vermißte er sie, als er einen Knecht vom Pferde stieß und dem Räuber nacheilte. Peter hatte sich auf einer Wiese, nicht weit von einer Schäferhütte gelagert, um die ermüdete und aus ihren Sinnen geschreckte Adelheid rasten zu lassen. Löwenheim stürzte auf den Blaubart zu und es entstand ein hartnäckiger Kampf, in dem anfangs der Bräutigam zu unterliegen schien; aber dieser raffte alle seine Kräfte zusammen und überwältigte endlich Petern, dieser fiel unter einem heftigen Blutverlust zur Erde. Löwenheim nahm seine Geliebte und führte sie zurück; unterwegs aber traf er auf einige von Berners Knechten, mit denen er kämpfen mußte. Plötzlich senkte sich während des Getümmels ein dunkler Schatten vom Himmel nieder und schwebte wie eine leichte Wolke immer näher und näher zur Erde hinab, wickelte sich um Adelheid wie ein Gewand, und sie verschwand darin in dem blauen Himmel.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Peter unter den Schäfern.

—

Der verwundete Peter ward von dem Schäfer und seiner Frau in die Hütte aufgenommen, wo sie seine

Wunden verbanden und freundlich für ihn Sorge trugen. Unter ihrer Pflege erholte er sich bald, besonders da die Tochter Magdalene, ein gutes, unschuldiges Mädchen, fleißig für ihn Sorge trug. Er fühlte, daß man in dieser Lage ein recht angenehmes Leben führen könne, und sagte: O wohl hat der alte Horatius Flaccus Recht wenn er sagt: Beatus ille, qui procul negotiis etc. — Ich habe bisher diese stille Lebensart immer verachtet, aber ich finde, daß sie angenehmer ist, als ich mir vorstellen konnte. Hier lebt sich's so ruhig fort, kein Unfall stört uns, der Schäfer treibt seine Heerde aus und kömmt am Abend sicher zurück.. er verschließt sie in den Ställen und legt sich dann selber ohne Furcht zu Bette. Kein Feind macht ihn besorgt, kein plötzlicher Ueberfall reißt ihn vom Schlafe. Niemand beneidet ihn, er haßt Niemand, seine frommen Lämmer spielen unschuldig um ihn her, und er kennt sie alle; ein Tag vergeht wie der andere, und er nimmt jede Gabe des Himmels mit inniger Dankbarkeit an. O wenn es mir vergönnt wäre, ein solches Leben zu führen! all dem wildem und ungestümmen Ritterwesen Lebewohl zu sagen, und in der ruhigen Einsamkeit das zu finden, was ich seit so lange vergebens gesucht habe! Dann nähm' ich hier ein Weib, wie ein Bauer, und freute mich meiner gesunden Kinder; so würde ich alt, die Zeit ginge mir schnell vorüber, ohne daß ich ihre Flüchtigkeit bedauerte; dann trüge ich keine Wunden, keine Stöße und Hiebe davon; dann müßte mich der unkluge Bernard in Ruhe lassen, der offenbar nur meinen Untergang will. — Vielleicht aber, wenn ich ein Schäferleben führte, möchte ich von Neuem das tolle Ritterwesen wieder anfangen. Das Unzufriedene steckt schon im Menschen, und davon wird ihn keine Arznei befreien können.

Er sprach viel mit Magdalenen und lernte ihre Schäferlieder; dann sprach er mit dem alten Martin von der Bebauung des Landes und der Viehzucht, und ward so unvermerkt mit jedem Tage gesunder und froher.

Löwenheim suchte seine Braut in der weiten Welt und konnte sie nirgend finden, nirgend hatte man sie gesehn, Keiner wußte Nachricht von ihr zu geben. Er durchirrte Wälder, Dörfer und Städte, aber alle seine Nachforschungen waren vergeblich.

Adelheid war in der dunkeln Wolke aufgefahren, und alle Besinnung hatte sie sehr bald verlassen. Sie erwachte wieder zum Leben, und fand sich in einem goldenen Wagen, den schneeweiße Schwäne durch den Luftraum zogen. Wolken segelten unter ihr hinweg, und sie sah die Welt mit ihren Städten, Thürmen und Schlössern weit unten in einem weißen Nebel eingeschleiert. Ihr Blick schwindelte, als er so ungeheuer tief hinabfiel, und sie hielt sich ängstlich auf ihrem Sitze fest.

Nach einiger Zeit senkte sich der Wagen, warme Lüfte umflossen sie und schmeichelten ihrer Wange. Ihr Herz that sich auf, und eine unbeschreibliche frohe Empfindung erfüllte ihre ganze Brust, alle Leidenschaften, alle Unruhe, alle Beängstigungen verschwanden wie das Dunkel vor der Sonne, sie fühlte, daß sie sich einem glücklichen Aufenthalte nähere.

Und vor ihren Augen lag eine liebliche Insel da, von hellem Grün bekleidet, von süßmurmelnden Bächen durchflossen, mit schattigen Gebüschen und Wäldern, durch welche süße Töne irrten und ein hellerer Himmel den elysischen Aufenthalt umfing. Die Schwäne ließen sich sanft nieder, und Adelheid stieg vom Wagen. Ohne Furcht durchirrte sie die einsamen Gänge und Gebüsche, eine ferne, liebeathmende Melodie zog sie mit Gewalt nach. Ein Gesang rieselte durch die Blumen hin, und die unbeständigen Schmetterlinge saßen auf den Rosen still und aufmerksam, und wiegten ihre breiten himmelblauen Flügel nach dem Takte des Gesanges, die Nachtigallen hielten sich schweigend, die Blätter rauschten nicht.

Adelheid kam näher und ging bei silbernen Linien vorüber, die größer waren, als sie, und wie zum Gespräche ihre prächtigen Häupter gegen einander neigten. Jetzt sah sie eine dämmernde Laube vor sich, von Geisblatt durchschlungen und von Rosen durchwachsen, die wie rothe Sonnen durch das dunkelgrüne Laub blickten. Eine Gestalt, wie die eines freundlichen Engels, saß auf dem Rasen, und Blumen aller Art keimten zu ihren Füßen hin, liebliche Genien standen umher. Es war Almida, die in ihrem Lande die Frühlingsfeier beging; sie sang aus der Laube heraus:

Blumen küssen
Sich mit Tönen;
Zu den Füßen
Ihrer Schönen
Liegen seufzend, liegen schmachtend
Alle glückliche Geliebten,
Die die Edle nie betrübten,
Nur nach Gegenliebe trachtend.

Es tönt im Haine,
Im Sonnenscheine
Fliegt muthig hin
Gesang mit Scherz und fröhlichem Sinn.

Durch rauschend Gebüsch
Gehn Quellen so frisch,
Und sprechen heimlich in grüner Nacht
Von Liebe, von des Frühlings Pracht.
Geht der Abend durch die Wiesen,
Seh' ich Mondschein golden fließen,
Auf des Baches Wellen flimmern,
Bleiche Schatten magisch schimmern.
O so finde ich den trauten
Gatten tief im Tannenwald,
Wandeln einsam dann, und Lauten
Klingen ungesehn, es schallt
Liebeston aus allen Klüften,
Und uns wiegen in den Lüften
Lieb' und trunkne Phantasei,
Nachtigallenmelodei,
Mondenschein und Zauberei.

Als Adelheid näher kam, stand die Fee auf und ging ihr entgegen. Adelheid war vom Glanz der Schönheit geblendet, aber die Fee schloß sie liebreich in die Arme. Sie sagte zu ihr: Ich habe dich gerettet, Adelheid, um Dich Deinem Geliebten zurückzugeben.

Schweigend gingen sie nach dem Palaste, und süße Melodien folgten ihnen allenthalben gleich Dienern, alle Papageien auf den Bäumen neigten sich, und rothgesprenkelte Vögel mit grünen Schwingen flogen gleich Herolden voraus.

Im Palaste setzten sie sich in Sessel nieder, und Adelheid erquickte sich an schönen Früchten, die von Genien in kristallenen und goldenen Schalen aufgetragen wurden; dann schlief sie, von der lieblichsten Musik und von dem Geschwirre der Bäume einge-

wiegt, die vor dem Fenster standen und einen grünen, kühlenden Schatten im Gemache verbreiteten.

Jetzt war es Abend geworden. Die Sonne ging so schön unter, wie es Adelheid noch nie gesehen hatte, das Purpurroth erfüllte den ganzen weiten Himmel und regnete in Westen mit goldnen Strahlen nieder, die beglänzten Bäume schüttelten voll Freude ihr Haupt, alle Nachtigallenzungen wurden gelöst, und die süßen Gesänge gaukelten und scherzten durch die Lindenblüthen, die weißen Nachtschmetterlinge erwachten, der Mond zog roth herauf.

Als er höher stieg, begann auf der Insel das Fest und die Andacht der Geister. Ein runder Platz war zubereitet, den schöne Palmen umgaben, von einem Baum zum andern waren Blumenkränze gehängt, die süß dufteten und hin und wieder wankten, scherzend von der leisen Abendluft angerührt. Golden sah der Mond durch die Baumgipfel herab, und ein heiliges Feuer brannte auf einem Altar in der Mitte des Platzes. Alle Feen und Geister faßten sich bei den zarten Händen und tanzten umher, indem sie ihre wunderbaren Gesänge absangen, und der Schimmer des Feuers und das Licht des Mondes seltsamlich auf ihren Antlitzen wechselte. Dann standen Alle plötzlich still, das Opfer war niedergebrannt, die Bäume fingen an zu klingen und melodische Töne erzitterten fernab unter der Erde. Nun erhob sich das Spiel der Gewässer und Bäche, die sich alle gleich lustigen, springenden Brunnen in die Höhe richteten, und plätschernd und rieselnd die lauen Lüfte kühlten, und in schönen Bogen golden im Mondschein funkelten. Hierauf verliefen sich die Geister in die Dunkelheit des Waldes, einige flogen in die Luft empor, einige kletterten die springenden Bäche hinan, und sanken mit dem Wasser unter. Adelheid war allein geblieben.

Die tiefe Nacht des Tannenwaldes lockte sie an sich, um da ihren Begebenheiten, ihrem Gefühle recht nachzuempfinden. Wie von einer Traumwelt ward sie von den dichten Schatten empfangen, ganz in der Ferne hörte sie leise Lieder gehn, tausendfarbige Schimmer hingen in Blumenkränzen oben in den dunkeln, zackigen Tannen. Adelheid war ihrer Erinnerungen nicht mehr mächtig, ihre Besinnung versank in den wunderbaren Erscheinungen, sie hörte kaum noch die leisen Tritte der Geisterwelt um sich her, den flötenden Gesang, der alle Blätter einschläferte, das Geplauder der Nachtigall, kaum sah sie noch die Regenbogenschimmer, den Mond und die glänzenden Quellen; sie wollte sich niederlegen und schlafen, um von ihren Empfindungen auszuruhn, als sie in der Ferne einen dunkeln Schatten wandeln sah; er kam näher; sie erkannte ihren Geliebten, nun war ihr Glück zum innigsten Gefühl geworden. Beide dankten in ihren Entzückungen der wohlthätigen Fee, Beide fragten sich erstaunt, wie sie dorthin gekommen. Die Königin kam jetzt zurück, sie sanken zu ihren Füßen nieder und flehten: O Gütige, da Du uns Deines Schutzes gewürdigt hast, so laß uns nun auch hier bleiben; wie werden wir von jetzt das Leben auf der Erde aushalten können? Laß uns in Deinem Glanze wohnen, diese liebe friedliche Luft einathmen, diese Lieder um uns spielen.

Nein, sagte die Fee mit der süßesten Stimme, Ihr müßt zurück, aber nach Eurem Tode treffen wir uns Alle hier wieder an. Ihr werdet auf der Erde, in irdischen Träumen gefangen, Alles, was Ihr hier seht, für Traumgestalt halten, aber die Erinnerung dieser Empfindungen wird mit Euch gehn; und auf Euer ganzes künftiges Leben eine stille Heiterkeit verbreiten.

Sie schieden, und Löwenheim kam mit seiner Braut am Morgen zur Erde und zu seinem Schlosse zurück.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Magdalena.

Peter war nun von seinen Wunden wieder hergestellt, er fühlte sich frisch und munter, und dachte darauf, nach seinem Schlosse zurückzukehren. Er hatte indeß Magdalena täglich gesehn, und gestand es sich, daß er in sie verliebt sei.

Warum sollt' ich, sagte er zu sich selber, mich von den Vorurtheilen meines Standes zurückhalten lassen? Hat man mir denn nicht neulich das Kind der Liebe vorgespielt, wo Alles, was ich vorbringen könnte, so gründlich von dem liebenswürdigen Prediger widerlegt wird? Beim Bürgerstande wohnt noch die ächte Tugend, dort beherrscht der Edelmuth noch die Herzen. Bin ich denn darum Fürst, daß ich elend seyn soll? — Ja so, ich bin nur ein simpler Edelmann. Ich merke, die verdammten Tragödien liegen mir zu sehr im Kopfe. Des Landlebens hier bin ich überdrüßig, ich bin daher fest entschlossen, Magdalenen als meine Frau mit mir zu nehmen, und glücklich zu seyn. Sie ist die Unschuld selbst, ein ächtes Original zur anbetungswürdigen Gurli. Ich weiß nicht, warum ich mich noch länger bedenke. Ich wollte, ich hätte meinen verdammten langweiligen Rathschläger hier; gegen diese Parthie würde er gewiß keine Einwendungen machen.

Indem kam Magdalene übers Feld gegangen, aufgeschürzt und mit einem hochrothen Leibchen geziert. Als sie herankam, that sie ihre Schürze aus einander, und überschüttete den Ritter mit einer Menge schöner großer Krebse, die sie für ihn gefangen hatte. Er erstaunte und fragte, was die Thiere bedeuten sollten? Meine Liebe sollen sie bedeuten, antwortete Magdalene lachend; seht nur, wie groß sie sind.

Aber sonst, sagte Peter, pflegen sich Geliebte einander mit Blumen, aber nicht mit Krebsen zu bestreuen.

Was können Blumen helfen? rief Magdalene aus, ich mag die Eßwaaren lieber; aber zum Angedenken Eures Namens Peter will ich jetzt gehen und Petersilie pflücken, und dann will ich sogleich die Krebse beisetzen. Gebt indessen auf die Thiere Acht, daß sie nicht wieder davonlaufen.

Sie ging schnell fort, und ließ den Ritter als Hüter der Krebse zurück, der bald diesem bald jenem wehren mußte, daß er nicht die Gränzen überschritt. Welche unnachahmliche Unschuld! sagte er, indem er einen Verwegnen auf den Kopf schlug; wo findet man noch solche Natur? O Du Muster und Vorbild zu einem Kalender der Musen und Grazien, ich will Dich mit mir nehmen und besser einbinden lassen,

so bist Du das Modell zu einer Venus. Bei Dir werde ich gar nicht mehr nöthig haben, die Probe mit dem Schlüssel anzustellen, denn Du, liebliche Tochter der Natur, kannst Deine Neugier gewiß bezähmen, Dir genügt an meiner Liebe. Aber ich weiß nicht, was die Krebse für verdammte Thiere sind, sie laufen über und durch einander, und ich kann sie nicht im Zaume halten. — Wie wohl wird mir seyn, wenn ich nun völlig der goldenen Ruhe genieße, wenn alle meine Wünsche in Erfüllung gehen, wenn der tolle Bernard mich zufrieden läßt, wenn ich ganz so leben kann, wie ich will; und das Alles habe ich dann Dir nur zu danken, süße Magdalene! — Magdalene, ich kann die Krebse nicht mehr bezwingen, sie werden mir zu gewaltig; es scheint Zeit zu seyn, daß sie gekocht werden. Dein liebes Geschenk ist gar zu munter auf den Beinen, befreie mich von der Obhut.

Ihr seid auch zu gar nichts zu gebrauchen, sagte Magdalene und sammelte die Krebse wieder in einen Topf, um sie aufs Feuer zu stellen. Sie wurden nachher in holder Eintracht verzehrt.

Der Ritter hielt noch an demselben Tage um Magdalenen bei den Eltern an, die sie ihm zusagten; die Hochzeit wurde auf dem Dorfe gefeiert, dann zog Peter nach seinem Schlosse und war sehr glücklich.

Er vergaß es beinahe ganz, daß er einen goldenen Schlüssel besaß, und erinnerte sich nur von ungefähr daran, als ihn ein benachbarter Ritter zu Gevatter bat. Er vertraute das Kleinod Magdalenen mit dem gewöhnlichen strengen Verbot, und reiste dann ab, völlig überzeugt, daß er diesesmal nicht nöthig habe, besorgt zu seyn.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Sonderbares Verhör.

Peter kam vom Gevatterschmause zurück, und brachte einige Gewissensbisse mit sich, da er nach langer Zeit zum erstenmale wieder in einer Kirche gewesen war. Die Kruzifixe und Gemälde hatten ihn melancholisch gemacht, und er beschloß, sich mit der ersten Gelegenheit zu bessern. Sollt' ich nicht auch einmal, sagte er, auf das Heil meiner Seele denken, da ich oft auf so erzdummes Zeug denken muß? Meine Seele, mein' ich, ist denn doch auch nicht gänzlich zu verachten, wenn sie gleich besser seyn könnte, es ist doch immer ein Stück von mir, das ich in Ehren halten muß, sie kann sich noch bessern, und mir selber nachher Ehre machen. Man muß sich auch nicht so unbesehen dem Teufel in die Hände liefern, denn sonst möchte am Ende die Waare für ihn zu gut seyn. Es giebt aber immer noch Menschen, die weit ruchloser sind, als ich, das kann mich beruhigen, und wenn die Christen sind, so gehöre ich auch mit darunter. Ich will eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande vornehmen, mich von allen Sünden zu reinigen, und damit ist denn, mein' ich, dem Himmel mehr als genug geschehn; indessen soll es mir darauf nicht ankommen.

Er wollte vorher aber die Meinung seines getreuen bleiernen Kopfes vernehmen, ging deshalb nach dem Pavillon herauf, erinnerte sich aber, daß er den Schlüssel nicht bei sich habe, der dem eigensinnigen Rathe nur die Zunge öffne, so wie es auch bei vielen wirklichen Räthen der Fall ist, so daß ich ungewiß bin, wer hier wohl dem andern nachahmen dürfte. Sogleich stieg er die Treppen wieder zurück, und suchte Magdalenen auf, die eben in der Küche beim Feuer stand.

Gieb mir doch, geliebte Gattin, sagte er mit sehr sanfter Stimme, den goldenen Schlüssel, den ich Dir anvertraute.

Da hab' ich jetzt Zeit, schrie die geliebte Gattin Magdalene, mich mit Deinem einfältigen Schlüssel abzugeben, der Hase würde indessen verbrennen.

Ich muß ihn aber jetzt haben.

Und ich sage, daß ich ihn Dir jetzt unmöglich geben kann!

Magdalene, Du wirst mich böse machen.

Sei so böse, als Du immer willst, ich kann doch den Braten nicht verderben lassen.

Es liegt mir nicht am Braten, rief Peter ungeduldig aus, ich will nach dem gelobten Lande ziehn, und dazu brauche ich nothwendig den goldenen Schlüssel.

Mir kann es recht seyn, antwortete Magdalene, indem sie sich noch immer beim Feuer beschäftigte; so zieh' meinetwegen dahin, wo der Pfeffer wächst.

Nun verlor der Ritter die Geduld; aus der ruhigen niederländischen Familien- und Küchenscene ward nun plötzlich ein historisches Gemälde voller großen Affekte, denn Peter gerieth in Wuth, Magdalene stemmte die Arme in die Seite, und der unschuldige Hase verbrannte wirklich.

Ich habe Deinen dummen Schlüssel gar nicht! sagte endlich Magdalene in der höchsten Ungeduld, und glaubte dadurch dem Zanke ein Ende zu machen.

Du hast ihn nicht? rief Peter aus.

Nein, sagte Magdalene, der Teufel weiß, wo er hingekommen ist; wer kann auf solche Lappalien so genau Acht geben, vielleicht hat ihn gar die Katze verschleppt.

O Magdalene! Wo sind meine goldenen Erwartungen geblieben? Ist dies das schöne häusliche Glück, das ich mit Dir zu genießen dachte?

Habe ich Dir denn aber nicht vorhergesagt, daß der Hase verbrennen würde?

Ach was Hase! schrie Peter mit den Zähnen knirschend, von meinen hohen idealischen Träumen ist hier die Rede, von meinem Schwung der Phantasie, von Allem, was dem menschlichen Herzen so unaussprechlich theuer ist.

Nun seht den Narren, rief Magdalene dazwischen, verlangt da Dinge, die es in der Welt gar nicht giebt.

Sprich, Falsche, nahm Peter das Wort und faßte sie hart an, bist Du nicht in dem verbotenen Zimmer gewesen?

Nun ja, sagte die Gattin, wenn Du es nun doch durchaus wissen mußt.

Peter stand erstaunt. Ist es denn Keiner gegeben, sagte er, ohne Neugier zu leben? Keiner? Auch die können sie nicht lassen, die so einfältig sind, daß

sie von sich selber nichts wissen; die aus den Winkeln herausgerissen werden und die dann eines Glücks genießen, auf das sie niemals rechnen konnten? O was soll ich dann von den Menschen denken! Sie stoßen Glück und Leben, Alles, was sie haben und wünschen, von sich, um eine nichtswürdige Leidenschaft zu befriedigen, den elendesten von allen Affekten, einen Appetit, den der vernünftige Mensch gar nicht kennen sollte. Aber Alle, Alle haben sie das verfluchte Trachten, von dem verbotenen Baum zu essen, bloß weil er ihnen verboten ist. So muß ich Alles, was lebt, für meinen Feind erkennen, nichts geht freundlich mit mir um; meine Liebe, Dein Leben war Dir nichts gegen die Wuth, dieses verbotene Zimmer zu sehn!

Aber welch Lärmen um nichts! Es ist ja nichts einmal im Zimmer darin, als die leeren Wände; ist es der Mühe werth, deswegen in solche Wuth zu gerathen?

Es ist nicht dies, Dummkopf, sagte Peter mit unterdrücktem Grimme. Wo ist der Schlüssel?

Ich sage Dir ja, daß ich ihn nicht habe, schrie Magdalene, und fing an zu weinen.

Wo ist er?

Ich habe ihn weggeschickt.

Weggeschickt? — Bekenne mir Alles und schnell, denn sieh, dieser Degen soll sogleich Deine Brust durchbohren, wenn Du mir nicht Alles sagst.

Er machte bei diesen Worten so wüthende Gebehrden, daß Magdalene anfing zu zittern. Ich will Alles gestehen, sagte sie schluchzend. — Da ich das Zimmer so hübsch geräumig fand und gar nichts darin, da ich auch bemerkt hatte, daß Du so wenig, wie Jemand anders hineingeht, so nahm ich mir vor, es für mich selber zu bewohnen. Ich schickte deshalb den Schlüssel an Hans, daß er sich in das Schloß schleichen, die Stube aufschließen und dort bleiben sollte.

Wer ist der Hans?

Du willst auch Alles wissen! mein alter Liebster!

Peter trat einige Schritte zurück; dann rief er mit lauter Stimme aus: O, Asträa! so bist Du es denn nicht allein, die der Teufel von der Erde weggeholt hat, sondern auch die ländliche Unschuld? O, woran soll man nun noch glauben? Aus dem Regen bin ich in die Traufe gerathen, denn das hat doch noch keine von meinen vorigen Weibern gewagt. Verflucht sei das Landleben, verflucht sei alle ländliche Natürlichkeit! Zum Henker mit der Gurli, wenn es so um solche Charaktere steht!

Magdalene wurde von Neuem unwillig. Wozu soll das Gelärme? sagte sie beherzt. Bist Du der einzige Mensch, dem man gut seyn soll? Bist Du so schön, daß Du so etwas verlangen kannst? Den Hans habe ich eher gekannt, als Dich, und ist doch wohl noch ein Mensch, der solch eine kleine Stube und etwas Liebe von mir verdient.

Wir wollen nicht weiter streiten, sagte Peter. —

Ach! ich muß hier die Feder vor Rührung aus der Hand legen, denn am folgenden Morgen war auch sie, die Gute, nicht mehr. Zärtliche Schäfer und Schäferinnen weinten ihrem Andenken manche Thränen, und erzählten sich von ihr in den trauten Abendstunden; und ich kann es nicht unterlassen, auf den Blaubart immer böser zu werden. Ich hoffe, er soll seiner Strafe nicht entgehn.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Streit zwischen Bernard und Peter.

—

Es traf sich wieder, daß Bernard und Peter auf einander stießen, und sich nach den ersten zärtlichen Umarmungen heftig mit einander zankten. Es war nichts weiter, als die alte Ursach des Streites, daß Peter keinen Lebenslauf führe, der interessant genug sei. Beide stritten über den Begriff des Interessanten und sahen ein, daß sie niemals einen Vereinigungspunkt finden würden.

Peter war gröber als gewöhnlich, denn er hatte sich vorgenommen, endlich vor dem lästigen Bernard Ruhe zu bekommen, sei es auch, auf welchem Wege es wolle.

Bernard wiederholte die alten Klagen, und Peter wurde endlich ungeduldig. Ich sage Euch, laßt mich gehen, rief er aus, oder Ihr macht mich wahrlich noch böse.

Aber ich verlange ja nur ganz etwas Billiges, sagte Bernard dagegen. Ihr sollt ja gar keinen neuen Plan anknüpfen, sondern nur den alten fortsetzen, der muß Euch ja ganz bequem fallen, und es ist nothwendig, damit doch nur etwas Einheit in Euer Leben kömmt. Ihr dürft die Adelheid so nicht aufgeben, Ihr müßt sie nun weiter lieben, Ihr müßt sie dem Löwenheim abzukämpfen suchen, sie entführen, so bleibt von nun an in Eurer Geschichte ein stets lebendiges Interesse.

Gehorsamer Diener! rief Peter aus, ich habe ein Haar darin gefunden, und ich bedanke mich für solches Interesse. Nennt Ihr das ein lebendiges Interesse, wenn man mich beinahe todtgeschlagen hätte! Nein, so dürft Ihr mir nicht wieder kommen. Ihr habt da gut 'schwatzen, denn Ihr habt nichts von den Wunden gefühlt, die man mir beibrachte. Ihr habt nicht bluten dürfen, aber mir ist alle Liebe zu Adelheid aus dem Herzen herausgeschlagen; ich bin davon kurirt, das glaubt mir nur.

Ihr solltet diese Liebe wieder anknüpfen.

Nein, nein, es war für's erstemal gut genug. Ich bedanke mich für eine solche Liebe, wo ich meine Haut dran setzen soll. Nein, mein lieber Freund Hexenmeister, solche Forderungen müßt Ihr Euch aus dem Sinne schlagen. Ich mag die Liebe gern so, daß sie mir nicht viele Unbequemlichkeiten macht, das ist so für meinen Geschmack die beste Sorte von Liebe; wenn ich mich aber deswegen auf Tod und Leben herumschlagen soll, so lass' ich lieber das ganze Lieben bleiben.

Ihr seid ein roher, prosaischer Mensch, rief Bernard aus.

Schimpft nur, so viel Ihr wollt, sagte Peter kaltblütig, Ihr bekehrt mich doch nimmermehr zu Euren Narretheien.

Ihr werdet in allen gelehrten Zeitungen schlecht recensirt werden.

Das mag seyn, aber ich werde mich darum nicht kümmern.

Die Nachwelt wird Euren Namen mit Verachtung nennen.

Was Nachwelt? Meint Ihr, weil es bis Dato

so Mode gewesen ist, daß die Vorwelt eine Nachwelt gehabt hat, daß das mit uns auch der Fall zu seyn braucht?

Lebt wohl! rief Bernard sehr verdrüßlich aus, ich lasse Euch nunmehr gänzlich laufen, ich bekümmere mich nicht mehr um Euch, Ihr mögt nun anfangen, was Ihr wollt, Ihr seid mir im höchsten Grade fatal!

Das ist es gerade, rief Peter zurück, warum ich Euch schon längst habe bitten wollen. Ich wünsche, daß wir uns nimmer wiedersehn.

So gingen sie auseinander. Bernard warf noch einmal einen wehmüthigen Blick nach seinem ehemaligen Helden zurück; dann bogen Beide um eine Ecke und sahen sich seitdem nicht wieder.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Höllenbreughel. — Peters Kampf mit Hans.

—

Ich betrachte mit Vergnügen die Werke des wunderlichen Höllenbreughel. Die Figuren ziehn mich an, die seltsame Composition nimmt meine Phantasie gefangen und versetzt sie in einen traumähnlichen Rausch. Man kann nicht gut darüber streiten, ob er sich in seinen Gemälden als Dichter zeigt, aber gefühlt habe ich es jederzeit. Der widersprechende Unsinn, die Tollheiten und Unnatürlichkeiten sind grade das, was er ausdrücken wollte und was er nicht weglassen durfte, wenn er Gemälde von diesem ungeheuern Charakter liefern wollte. Einfachheit und Schönheit wären hier sehr am unrechten Orte gewesen.

Der Leser erlaube mir, hiervon eine Anwendung auf mein Buch zu machen, und verzeihe es mir nachher. Kein einziger Leser kann es so sehr fühlen, als der Verfasser, daß es gänzlich an guter Simplicität Mangel leide, daß es gar kein Ziel und keinen Zweck habe, und sich in jedem Augenblicke widerspreche, daß es nur der geringste Unsinn sei, wenn der Blaubart nicht lesen könne, und doch eine Stelle aus dem Horaz citire. Warum, geliebter Leser, soll es aber nicht auch einmal ein Buch ohne allen Zusammenhang geben dürfen, da wir so viele mit trefflichem, dauerhaftem Zusammenhang besitzen? Soll es denn dem wunderbaren Geschöpfe, Schriftsteller genannt, nicht irgend einmal vergönnt seyn, Sattel und Zaum von sich loszuschütteln? Lieber Leser, Du sprichst so viel von der Einheit, vom Zusammenhange in den Büchern, greife einmal in Deinen Busen, und frage Dich selber; am Ende lebst Du ganz so, oder noch schlimmer, als ich schreibe. Bei tausend Menschen, die zugleich christliche und geschmackvolle Leser sind, nehme ich in ihrem Lebenslaufe lauter abgerissene Fragmente wahr, keine Ruhepunkte, aber doch einen ewigen Stillstand, keine lebendige Fortschreitung der Handlung, obgleich viel Bewegung und hin und wieder Laufens, kein Interesse, obgleich ängstliche Verwickelung, keine Orginalität, aber wohl gesuchte Seltsamkeit, keine Empfindung, sondern Schwulst oder Reminiscenzen aus Dichtern, von denen jetzt die armen Menschen so viel zu leiden haben, daß sie deswegen nicht nach ihrem eigenen Geschmacke empfinden können.

Nehmt Ihr es nun bei gedruckten Büchern so genau, warum nicht mit Eurem Leben, das ein so vortreffliches, für die Ewigkeit bestimmtes Werk werden könnte? Ihr seht es den Versen an, ob sie für die Nachwelt taugen werden, und vergeßt darüber Eure eigene unsterbliche Seele, die ewige Harmonie in Euch selber, die für Folgezeiten bestimmt ist. Duldet also mein Buch und ich will Euer Leben dulden, wie ich es bisher geduldet habe und dulden mußte, wenn ich es gleich nicht wollte.

Doch, um wieder auf ernsthafte Dinge zu kommen, so hatte Peter jetzt einen Zweikampf mit dem eben erwähnten Hans vor; denn so uninteressant der Blaubart ist, so liegt er dem Leser doch immer noch mehr am Herzen, als der Leser sich, und darum wird er auch hoffentlich obige Stelle überschlagen. Hans war nämlich gesonnen, den Schlüssel wieder herauszugeben, wenn sich der Ritter dazu verstehn wollte, sich mit ihm zu schlagen; er hatte ihn daher auf einen Messerkampf nach Holländischer Weise gefordert.

Beide Duellanten kamen auf einer Wiese beim Mondschein zusammen, jeder mit einem langen Messer bewaffnet.

Ich kann diesen Kampf nicht weitläufig beschreiben, weil die Beschreibung doch unmöglich ins Heroische fallen könnte. Genug, Peter siegte, indem er geschickter Weise dem Hans ein Ohr abschnitt und dadurch seinen Schlüssel wieder gewann. Sie schieden darauf als ziemliche Freunde, und Peter machte sich auf den Weg, um nach seinem Schlosse zurückzugehn.

Er überlegte unterwegs, daß es doch besser sei, nicht nach dem gelobten Lande zu reisen, weil der Weg weit und beschwerlich sei, es auch auf dieser Straße sehr an guten Wirthshäusern fehle.

Indem er noch mit diesem Gedanken beschäftigt war, gesellte sich ein kleines Wesen zu ihm, und ging mit ihm eine Straße. Der Ritter verwunderte sich über die seltsame Gestalt, und wußte nicht, was er aus dem kleinen Burschen machen sollte; dieser redete ihn endlich an, und sagte mit einer feinschnarrenden Stimme: Herr Ritter, braucht Ihr keinen Diener?

Warum? wolltest Du mir dienen?

Gern.

Wie heißest Du, wer bist Du?

Eine Art von Satan, ein kleiner Auszug aus dem Teufel, die Leute nennen mich Kobold. Ich bin jetzt ohne Herrn, und da möcht' ich Euer Brod am liebsten essen. Womit sich der Teufel nicht selbst abgeben will, weil es ihm zu geringe ist, das habe ich zu besorgen, denn ich bin ein eben so großer Freund alles Mikrologischen, als er ein geschworner Feind davon ist. Ich hetze die Gelehrten an einander, ich erfinde die Lesarten und Conjecturen, um die sie nachher so laute Kriege führen, ich bin derjenige, der die Stellen in die alten Autoren hineinhext, in denen die größten Männer hängen bleiben, ich erfinde die Abhandlungen über Nichts, ich wäre mit einem Worte ein wahrer Teufelskerl, wenn ich nicht gewissermaßen der Teufel selber wäre.

Ich kann Dich also nicht brauchen, sagte Peter, ich habe auch schon eine Haushälterin, ihr würdet euch schlecht mit einander vertragen.

Außerdem kann ich auch noch andere Künste, fuhr der Kobold fort, denn die Gelehrsamkeit ist freilich nicht mein einziges Fach. Ich kann zum Exempel, was auf dem Boden steht, in den Keller tragen, die Fässer aus dem Keller trage ich im Gegentheil gern auf den Boden, meine größte Freude aber ist eigentlich das Rumormachen, daß ein Spektakel um nichts entsteht, daß ich großen Lärmen mache, und man nicht weiß, was herauskommen soll, und am Ende auch wirklich gar nichts herauskommt, daß es weit in die Welt hineintöset, und doch gar nichts zu bedeuten hat.

Herr Kobold, sagte der Blaubart, das sind alles brodlose Künste, Ihr müßt euch mehr auf das eigentliche Praktische legen, sonst findet Ihr schwerlich Dienste.

Aber zum Henker, kreischte der Kobold auf, ist denn das nicht genug? Was verlangt Ihr mehr, und was thut Ihr Menschen denn mehr? Ich habe ja eben dies dumme Wesen von Euch gelernt, um mich bei Euch beliebt zu machen. Ihr seid undankbares Volk, und so altklug, daß Euch gar nichts recht ist, wenn Ihr es nicht selber thut.

Seid nur nicht böse, sagte Peter, kann ich Euch jetzt nicht brauchen, so findet sich wohl ein andermal Gelegenheit, es ist noch nicht aller Tage Abend.

Der Kobold verließ ihn hierauf, und es währte nicht lange, so rasselte es hinter Petern her, wie ein schwerbeladener Rüstwagen, so daß der Ritter auf die Seite trat, um das Fuhrwerk vorüberzulassen; aber nun war von dorther der Wagen wieder hinter ihm. Peter wandte sich wieder anders um, wo er auch stand, war ihm der rasselnde Wagen mit den schnaubenden Pferden im Rücken. Peter verlor die Geduld und kletterte auf einen Baum, um das Ungethüm nun endlich vorüber zu lassen; aber als er oben saß, war es, als wenn sich Holzhauer unten fertig machten, den Baum zu fällen, er hörte die Axt klingen, er hörte bei jedem Hiebe den nachgebenden Baum krachen. Er fing daher schnell an, hinunterzuklettern aber je eiliger er abwärts kletterte, je höher kam er, so daß er zuletzt oben in dem höchsten Wipfel saß. Nun fing der Baum an sich zu neigen und hin und her zu schwanken, und Peter kam, ohne daß er begreifen konnte, wie es geschah, von einem Baum auf den andern, so daß es schien, als wenn ihn der Wald sich zuwürfe, und alle Bäume Ball mit ihm spielten. Der letzte Baum an der Waldecke ging endlich gar mit ihm fort, und setzte ihn dicht vor einem Sumpfe nieder. Die ganze Gegend war ihm fremd, er konnte durchaus nicht entdecken, wo er war, als viele tausend Lichter vor seinen Augen erschienen, als wenn eine große hellerleuchtete Stadt in der Ebene läge. Er ging dem Schimmer nach und gerieth wieder in einen Sumpf. Unter langem Hin- und Herirren ward es endlich Morgen, die Hähne krähten, die Gespenster verkrochen sich, und er sah, daß er vor seinem Schlosse stand.

Nun, sagte der ermüdete Peter, diesmal mit einem Gelehrten umgegangen und nie wieder, dies Studium ist nicht meine Sache.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Sophie.

Das hätte mir noch gefehlt, sagte Peter nach einigen Tagen, daß ich mir eine neue Zauberei auf den Hals geladen hätte, ich habe an der alten genug zu tragen, und wenn ich doch etwas leiden muß, so ist es immer noch am besten, ich nehme mir wieder irgend eine Frau, und das will ich auch thun. Vorher aber will ich nur sehn, ob der Rathgeber noch lebt.

Er ging hinauf, berührte den Kopf und fragte Soll ich heirathen?

Antwort. Nein.

Nein und immer nein, rief Peter aus, zu Allem, was ich vorhabe; das ist mir unausstehlich, und ich verliere fast die Geduld.

Kopf. Du willst nie etwas Kluges.

Peter. Was ist klug?

Kopf. Das, wovon Du keinen Begriff hast.

Peter. Halt inne mit Deinen Grobheiten! Gebe ich Dir darum Lohn und Brod?

Sie trennten sich wieder, und Peter that, was er wollte, und der Kopf dachte, was er wollte.

Nicht weit von Peters Schlosse lebte ein Mädchen, das Sophie hieß. Sie war von einer Tante erzogen, das heißt, sie war in deren Hause groß geworden; denn sonst hatte sie nicht die mindeste Bildung. Sie war eines von denen Geschöpfen, an denen man selbst mit dem schärfsten Auge keinen Charakter wahrnehmen kann; sie wollte nichts, sie wußte nichts, Alles war ihr gleich. So wie es die Umstände gaben, war sie gut oder schlecht, großmüthig oder nicht, sie that Alles, was man verlangte, und unterließ, was ihrem Willen überlassen blieb. Diese hielt Peter für geschickt genug, seine Frau zu werden, er hoffte, daß sie am wenigsten den Schwächen der übrigen Weiber unterworfen seyn würde.

Die Hochzeit wurde bald vollzogen, und Peter übergab ihr auch bald nachher den Schlüssel. Sie dachte nicht daran, in das verbotene Zimmer zu gehn, und verträumte den ganzen Tag; Mechthilde aber war sehr unzufrieden damit, daß diese aus Dummheit die Tugendhafteste seyn sollte; sie fragte sie daher, warum sie nicht in das Gemach ginge, da es doch schwerlich so viel auf sich haben könne, und sogleich ging sie hinein, ohne die mindeste Neugier zu haben.

Sie starb, wie die Uebrigen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Catharine.

Von dem Charakter Sophiens ist nicht viel anzumerken; es läßt sich nichts weiter von ihr sagen, als daß sie gelebt hat. Peter vergaß sie auch sehr bald, wie er denn überhaupt nicht das beste Gedächtniß hatte.

Er ritt und jagte, und vertrieb sich mit Zänkereien mit seinen Nachbarn die Zeit. Unter diesen Umständen lernte er Catharinen von Hohenfeld kennen, die in einem Kloster auferzogen wurde. Sie war kränklich und nervenschwach, und Peter wollte es auch einmal mit einer solchen Frau versuchen.

Catharine hatte von Jugend auf viel von einer trüben, melancholischen Phantasie gelitten, von jeher hatte sie sich gern mit betrübten und seltsamen Gegenständen beschäftigt, viel geweint, Legenden von Heiligen gelesen, und überhaupt ihr ganzes Gedächtniß mit den wunderlichsten Gegenständen angefüllt.

Sie hatte schon im Kloster von Peter und seinen vielen Weibern gehört, und sie war sehr neugierig, diesen sonderbaren Mann, der in der ganzen Gegend unter dem Namen des Blaubart bekannt war, näher kennen zu lernen.

Es fügte sich dies, indem sie einen Oheim besuchte, und Beide gefielen sich gleich so sehr, daß sie sich ohne weitere Umstände die Ehe versprachen. Peter hatte ein lustiges Wesen angenommen, womit er am geschicktesten seinen heimlichen Grimm zu verdecken glaubte.

Catharine war sehr begierig, sein Schloß und die ganze Einrichtung näher kennen zu lernen; sie versprach sich viel abentheuerlichen Genuß, und darum folgte sie ihm freudig dorthin.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Mechthilde erzählt eine Geschichte.

—

Catharine stand gewöhnlich in der dunkeln Nacht auf, und sah aus dem Fenster der Burg, um sich an den wunderbaren Gestalten der Wolken zu ergötzen, die dazwischen glänzenden Sterne zu sehn und zu hören, wie der feuchte Nachtwind über die einsame Haide ging.

So stand sie auch nachdenkend in der einen Nacht, und sahe von ferne her sich ein Lichtlein bewegen, das gleichsam gebückt auf der Erde schlich. Sie heftete ihre Aufmerksamkeit darauf, und sie glaubte auch darunter Figuren in der Ferne zu bemerken, die hin und wieder schwankten.

Es war Mitternacht vorüber und die heiligste Stille lag über die Natur ausgebreitet, da hörte sie ganz deutlich fernab ein klägliches Gewinsel, wie einen traurigen Todtengesang. Sie wußte nicht, was das Alles zu bedeuten habe, und ein stilles Grauen bemeisterte sich ihrer.

Nun kam der Zug näher, er stand jetzt unten an der Burg. Es war ein schwarzes Gefolge, voran ging eine betrübte, jämmerliche Gestalt, wie die des Todes, und trug ein kleines Laternlein in der Hand, und das Licht brannte bläulich. Dann folgte ein Sarg und ein Chor von schwarzen eingehüllten Figuren, die so kläglich sangen, daß schon ihr bloßer Ton den Menschen hätte wahnsinnig machen können, so höchst trübselig war es anzuhören.

Jetzt wurde der Leichnam in die Erde gesenkt, und der dröhnende Todtengesang schwieg auf einen Augenblick still, da faßte sich Catharine ein Herz, und redete die fremden Leidtragenden an und fragte: Wen begrabt ihr da? Der Tod nahm seine Laterne vom Boden auf, und hielt sie in die Höhe, so daß sie ganz deutlich sein nacktes Gebiß und seine leeren Augenhöhlen sehn konnte, und antwortete: Wir begraben hier Catharinen, die Frau des Blaubart; Ihr müßt es aber noch Niemand sagen.

Catharine fing an zu zittern, sie erwiederte mit bebender Stimme: Diese Frau lebt ja noch. — Nein, sagte der Tod und winselte, sie ist gestorben, wir begraben sie hier. Catharine war verrückt geworden, und schrie zum Fenster hinaus: Ihr irrt Euch, lieben Leute, denn ich bin es ja selber.

Nun, seht ihr, sagte der Tod, daß wir eine ganz falsche Leiche hatten, ich dacht' es gleich; kommt, wir wollen uns nun die rechte holen. — Und nach diesen Worten sprangen sie Alle sehr ämsig nach der Burg zu, und die kleinen Gestalten wurden plötzlich ungeheuer groß, und der Tod konnte nun mit dem Kopfe zum Fenster hineinreichen. Catharine lief wahnsinnig zurück, und verbarg sich in ihr Bette; kein Schlaf kam in ihre Augen, sie lag in einer Fieberhitze.

Am Morgen reiste Peter fort, und gab seiner Gattin den Schlüssel, um sie zu erforschen. Du willst gehn? rief sie aus; o bleibe hier, ich kann jetzt nicht ohne Dich seyn, ich sterbe, noch eh' Du zurückkömmst. Ich kann es Dir nicht beschreiben, welche Schrecken mich umgeben, aber ich weiß es gewiß, Du siehst mich nicht wieder.

Wie ist Dir, Catharine? fragte Peter.

Wunderlich, entsetzlich, antwortete sie. Wo ich hinblicke, seh' ich Gräber, wider meinen Willen drängen sich gräuliche Empfindungen zu mir hinan. Schatten gehn um mich herum, die ich nicht kenne, sie winken mir, sie gebieten mir, und ich darf nicht auf ihre Befehle hören. O bleibe hier, damit ich nicht mitten unter den Gräßlichkeiten umkomme.

Peter schien selber beklemmt zu werden, er wandte sein Haupt scheu von der Seite und sagte: Nein, ich kann nicht hier bleiben, Catharine, aber sehr bald komme ich zurück.

Er ging und ließ Catharinen trostlos zurück; sie hatte ihn mit der Furcht angesteckt, und es währte eine geraume Zeit, bis er die trüben Vorstellungen aus seinem Gemüthe verbannen konnte. Catharine irrte durch alle Gemächer des Schlosses, sie glaubte immer, sie müsse dem Tode zu enteilen suchen, der ihr nachstrebe und sie als seine Beute mit sich führen wollte. Sie hörte ihn an den Thüren rasseln, wie er die Klingen bewegte, um zu ihr zu kommen. Sie traf auf die alte Mechthilde, und bat diese um ihre Gesellschaft; Mechthilde war nicht im Stande, ihre Angst zu vermindern, es wurde Abend und Nacht, und Catharine zitterte immer noch.

Ein Gewinsel schlich um die Burg, und in der Luft erklang es, wie ein fernes Glockenläuten; Catharine fuhr zusammen und hörte dann nachdenkend darauf hin. O Mechthilde! rief sie aus, was ist das?

Nichts, antwortete Mechthilde ganz kaltblütig.

Nein, es ist wohl nichts, sagte Catharine dann; komm, setze Dich zu mir nieder, und verkürze mir durch Erzählungen die trübseligen Stunden, damit ich die Zeit hintergehe. Nimm ein wunderbares

Mährchen und Gedicht der Phantasie, womit wir die schwermüthige Wirklichkeit übertäuben.

Ich weiß nichts, sagte Mechthilde.

Du mußt erzählen, fuhr Catharine auf, Du mußt.

Weil Ihr denn also wollt; aber Ihr müßt meinem schlechten Vortrag verzeihen.

Mechthilde fing an:

Es wohnte ein Förster einmal in einem dicken, dicken Walde; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur immer in kleinen Stückchen hinunterfallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward, so klang dies fürchterlich. In der dichtesten Gegend des Forstes lag nun gerade das Haus des Jägers. — Die Kinder wuchsen in der Wildniß auf und sahen gar keine Leute, als ihren Vater, denn die Mutter war schon seit lange gestorben.

Um eine gewisse Jahrszeit traf sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, in Summa: ein Gelärm, wie vom leibhaftigen Satanas. Man brachte dann die Zeit in der Hütte mit Singen und Beten zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinauszugehn.

Es traf sich aber, daß er auf eine Woche, in die der Tag gerade fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle; aber das Mädchen, theils aus Neugier, theils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte heraus. — Nicht weit vom Hause lag ein grauer, stillstehender See, um den uralte verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See, und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde, bärtige Gesichter entgegensehn; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird immer schwärzer und schwärzer; — mit einemmale ist es, als wenn so Frösche darin umher hüpfen, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor, und weisen mit dem rothen Zeigefinger nach dem Mädchen hin. —

Sie erschrickt und weiß sich nicht zu lassen, sie will fortlaufen, aber sie wird am Boden festgehalten, und indem sieht sie sich um, und ein kleiner Zwerg, mit einem ungeheuern Kopf, steht freundlich hinter ihr und sagt:

Liebst Du mich?
Liebst Du mich?
Komm mit mir.
Geh mit mir.

Und dabei machte er die wunderlichsten Geberden, so daß man nicht sagen konnte ob es fürchterlich, oder ob es lächerlich war. Indem sich das Mädchen noch bedachte, schwimmt eine alte Frau oben auf dem See, die ihr zuruft, sie solle nicht mit dem Ungeheuer gehn, denn es würde sie erwürgen, damit es sich aus ihren schönen Knochen Spielsachen für sich und seine Kinder machen könnte.

Die Kleine sehnte sich nach ihrem Vater, aber er war nicht da; sie sah nach der Hütte, es war so finster geworden, daß sie sie mit den Augen nicht wiederfinden konnte. Da war sie allein und ganz ohne Hülfe, und wußte nicht, was sie thun sollte.

Traue Keinem! traue Keinem! sang es kläglich vom Baume oben herab, sie sind Beide Wütheriche, sie sind Mann und Frau, und sie haben ihre eigenen drei Kinder gefressen, nur die Hände sind übrig geblieben.

Es war ein weißer Vogel, der so rief, er sah fast aus, wie ein Storch, nur daß er ein ordentliches menschliches Antlitz trug, mit einem langen Barte. Hilf mir! schrie das Mädchen und weinte. Klettre zu mir herauf, sagte der Vogel. Die Alte drohte ihr, der Zwerg wollte sie zurückhalten, aber sie faßte ein Herz, und stieg auf den Baum zum wunderbaren Vogel hinauf. Willkommen! sagte derselbe. Sie setzte sich auf einen Zweig und der graue See unten verschwand, und die verwitterten Weiden tanzten rund umher, und auf dem Boden des Sees lag die Alte und konnte sich vor den drei blutigen Händen nicht retten, die ihr unaufhörlich nachliefen und sie gewaltig ängstigten.

Plötzlich ward der Vogel zum Zwerg, der unten gestanden hatte, und die alte Seemutter fing darüber heftig an zu lachen. Nun konnte sich das Kind nicht mehr halten, verrückt sprang und fiel es den hohen Baum hinunter, und fing an zu laufen; die Alte schickte die blutigen Hände nach, um es fest zu halten. Das Mädchen schrie und weinte, und rannte nach der Hütte zu, wo es seinen Vater drinnen beten hörte und sagen: Wäre nur meine arme Tochter hier! — Gottlob, daß ich hier bin! schrie sie auf und stürzte in die Hütte; aber der Vater war nicht darin, sondern an den Wänden saßen ganz fremde eisgraue Männer umher, und ein Todtengerippe, mit bunten Bändern geschmückt, sprang in der Stube lustig hin und her, woran sich die Alten sehr ergötzten. Das Mädchen rannte wieder hinaus, und Wald und Alles war verschwunden, und der Vogel stand riesengroß da und riß sich Federn aus, aus denen Eulen wurden. Das Kind sah durchs Fenster in die Stube hinein, und wie erschrack sie, als sie sich drinnen mit dem Todtengerippe tanzen sah, sie aber stund draußen als eine steinalte Frau. — —

Genug, genug, schrie Catharine auf, der Kopf schwindelt mir schon, ich weiß mich nicht mehr zu lassen. Welchen ungeheuern Unsinn häufst Du zusammen, um mich in eiskaltes Entsetzen unterzutauchen? Sprich von Wirklichkeiten, damit ich nur wieder zu mir kommen kann.

Soll ich Euch von mir selber erzählen? sagte Mechthilde.

Ja, ja, rief Catharine, nur nicht jene Schrecklichkeiten.

Ach meine eigne Geschichte, fuhr Mechthilde fort, ist schrecklich genug. Wenn Ihr es mir auch jetzt nicht ansehtz, so gab es doch eine Zeit, in der ich liebte, in der ich wieder geliebt ward.

Sprich nicht so, sagte Catharine; o welche melancholischen Rückerinnerungen! Was ist denn der Mensch? Was ist denn die Liebe?

Hört nur weiter, sagte Mechthilde. Mein Liebhaber ward mir ungetreu, er wollte mich nicht wieder kennen, ich war durch ihn Mutter gewesen. O meine Verzweiflung überstieg damals alle Grenzen! Wenn ich noch jetzt daran denke, o so tritt mir alles Blut kalt vom Herzen zurück. Ich sah ihn, und schüttete heimlich ein starkes Gift in sein Getränk. Es währte nicht lange, so spürte er die Wirkungen meiner Rache! Wie er sich wand, wie er endlich bewußtlos zu meinen Füßen niedersank, wie alle seine lieben verführerischen Züge entstellt waren! Ach, nun kam

plötzlich die Reue in mein zerrissenes Herz, und es war zu spät! Ich wußte mich selber nicht mehr zu lassen, er knirschte mit den Zähnen und krampfte sich auf dem Boden umher, und so starb er.

Mechthilde fuhr wie rasend auf. — Ach! wo ist er? rief sie laut. Soll ich ihn noch wiedersehn? Werden nun so plötzlich alle meine Träume erfüllt, wie ich es niemals denken konnte?

Sie stürzte auf Catharinen zu und schloß sie in ihre Arme; dann wurde sie still und nachdenklich, und ging so aus dem Zimmer, als wenn sie sich auf etwas besänne.

Catharine war wieder allein. Sie konnte unmöglich einschlafen; nach allen diesen Erschöpfungen der Phantasie dachte sie an den Schlüssel und an das verbotene Zimmer. Eine unbeschreibliche Lüsternheit ergriff sie, sich mit etwas neuem Wunderbaren zu sättigen; sie konnte sich nicht länger zurückhalten, sie ging und schloß auf.

Bei einem matten Kerzenschimmer lag eine weibliche Leiche auf einem Paradebette, schwarze verhüllte Gestalten saßen als Wächter umher und scheuchten die Fliegen zurück; die Figuren aus den Wandtapeten standen auf und winkten ihr, daß sie still seyn und nicht die heilige Ceremonie stören sollte. Sie schlich leise näher und erkannte sich selber, denn sie lag im Sarge, und einer von den Eingeschleierten stand auf und schlug sein Gewand zurück, es war der schreckliche Tod, den sie schon vorher gesehn hatte. — Sieh, sagte er feierlich und nahm sie bei der Hand, nun haben wir Dich ja doch eingeholt, da ist kein Entrinnen nütze.

Sie sank nieder und blieb todt im Gemache liegen.

Dreißigstes Kapitel.

Bernard begiebt sich zur unterirdischen Fee.

—

Bernard hatte jetzt einen festen Entschluß gefaßt; er ließ sich eines Morgens bei der Fee Almida melden, als diese eben Kaffee trank. Verzeihung, sagte er und trat hinein, daß ich herein trete; ich wollte mir die Erlaubniß ausbitten, ein Paar Worte mit Ihnen zu sprechen.

Die Fee setzte ihm einen Stuhl hin, und schenkte ihm eine Tasse ein.

Sie wissen, sagte der Alte, daß Herr Peter Berner bisher mein Held war, an dem ich lenkte, erzog und schob. Das ganze Werk ist aber leider ganz anders ausgefallen, als ich es mir nur je konnte träumen lassen; er ist ungelehrig und hat mir meinen ganzen schönen Plan verdorben, so daß ich nun nicht weiß, was die gelehrte Welt dazu sagen wird. Das Beste ist noch, und das tröstet mich einigermaßen, daß es gar nicht meine Schuld ist. Sie haben sich der Adelheid und des Herrn Löwenheim angenommen, und ihre Geschichte schreitet immer so still und ruhig fort, daß man sie gleich in den häuslichen Gemälden könnte abdrucken lassen. Ich komme nun eben deswegen her, um ihnen eine Proposition zu machen. Wie wär' es, wenn wir uns nun Beide zusammen thäten um diese Lebensgeschichte fortzusetzen? Mir gelingen vielleicht die erhabenen, starken Stellen mehr, Ihnen aber die sanften, zärtlichen, und so könnte das Werk vielleicht ausnehmend und klassisch werden. Wir wären auch nicht das erste Beispiel einer solchen Alliance, denn so haben zum Exempel Beaumont und Fletcher manche Stücke mit einander geschrieben, so daß man noch jetzt nicht herausfinden kann, was einem Jeden gehört; mehrere Maler haben sich oft, wie Rubens, mit andern zusammengethan, um in Gesellschaft etwas zu Stande zu bringen; der eine malte die Liebeshistorie, der andere das Federvieh. — Nun, was sagen Sie dazu? schloß er, indem er die Tasse umstülpte und dadurch hieroglyphisch zu verstehen gab, daß er nicht mehr zu trinken begehre.

Ich habe Ihnen, lieber Freund, antwortete die liebreiche Fee, schon oft meine Gesinnungen darüber zu erkennen gegeben, aber Sie scheinen mich immer mit Vorsatz nicht zu verstehen. Ich kann mich auf dergleichen literarische Spekulationen durchaus nicht einlassen, und ich rathe Ihnen ebenfalls, daß Sie sich endlich zur Ruhe setzen, da Sie schon so alt sind, und sich nicht mehr Zeit und Laune von solchen Hauptcharakteren verderben lassen, die sich doch nie so fügen werden, wie Sie es wollen.

Hol's der Henker, gnädige Frau, sagte Bernard, Sie haben Recht, vollkommen Recht; ich habe nach meinen vielen schriftstellerischen Arbeiten wohl die Ruhe verdient, ich kann ja nun auf meinen Lorbeeren einschlafen. Ich habe so ein superbes unterirdisches Landgut, dorthin will ich mich jetzt begeben, um mit meiner Gränznachbarin, der alten Fee, in einer holden Eintracht zu leben.

Er beurlaubte sich hierauf, und ging nach der Wohnung der alten Fee. Einen guten unterirdischen Tag! sagte er. Nun Gottlob, die Geschichte ist endlich zu Ende.

Schon? sagte die Alte.

Ja, höchstens kann es noch ein Paar Kapitel geben, aber dann hat meinen bisherigen Helden wahrscheinlich der Teufel geholt, und mir ist deshalb ganz leicht ums Herz. Jetzt will ich nun in Ruhe leben und Sie öfters besuchen. — Sie halten doch nicht etwa die Literaturzeitung?

Nein.

Nun gut, ich denke, wir bleiben gute Freunde.

Er empfahl sich, um seine Güter in Ordnung zu bringen, auf die sein Sohn, ein ruchloser Zaubergeist, viele Schulden gemacht hatte.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Exekution des Kopfes.

—

Es war nun die Zeit gekommen, daß Peters Sinn gänzlich geblendet ward, und daß er mit raschen, verdoppelten Schritten seinem Untergange zueilte. Er hatte Agnes, die Schwester des Ritters Anton von Friedheim, gesehn, und beschlossen, sie zu heirathen. Und ich glaube in der That, daß, wenn es nicht Verfasser und Leser überdrüßig würden und dem Blaubart endlich ein Ziel setzten, so wäre es dem Blaubart recht, wenn man einen großen Folioband von

ihm schriebe, in welchem beständig wiederholt würde, daß er sich von Neuem verheirathet hätte.

Er ging zum Rathgeber, und fragte ihn wieder, ob er heirathen sollte: Nein, antwortete der Kopf; indeß war dem Ritter das schon etwas Altes, er kehrte sich daran nicht, sondern nannte dem Kopf den Namen Agnes, worauf der Bleierne winselte und sagte: Heirathe nicht in diese Familie, denn es ist Dein Untergang. Ein toller Bruder von ihr, Simon —

O, nun bin ich es endlich überdrüßig, rief Peter in der höchsten Wuth aus; darfst Du Dich unterstehn, von allen Menschen schlecht zu sprechen? Der Mann ist wohl klüger als Du, keine Spur von Tollheit ist an ihm, an der Du einen so großen Ueberfluß hast. — Und wo hast Du Dich denn nun bis jetzt, mein Freund, vernünftig bewiesen? Was hast Du mir denn für vortrefflichen Rath gegeben? Lauter Narrenwesen ist es mit Dir und ich will Dich jetzt auch endlich abdanken. Ist es wohl der Mühe werth, daß ich Dich so weit aus dem Mittelpunkt der Erde heraufgeholt habe? Fort mit Dir!

Er faßte den bleiernen Kopf, der sich vergeblich mit Händen und Füßen sträubte, und warf ihn gewaltig oben von der Burg herunter. Er fiel auf einen spitzigen Stein und sprang in mehrere Stücke; eine kleine Schlange schoß aus dem Kopfe hervor, lief eine kleine Strecke, und arbeitete sich dann mit großer Emsigkeit in den Boden hinein.

Es war, als wenn sie von der Hinrichtung des Kopfes der Unterwelt die schreckliche Nachricht überbracht hätte; denn kurz darauf sah man, daß die ganze Erde lebendig ward; sie that sich auf, und Wiesel und Mäuse, Insekten und andres Gewürme versammelten sich um den todten Kopf, und winselten und wehklagten laut. Dann wurde eine Bahre mit einem köstlichen Sarge aus der Erde gebracht, vier Hunde trugen die Leiche und trockneten sich die Thränen mit weißen Tüchern bei jedem Schritte; vorn ging der Pudel, der am Felsen der Fee Wache hielt, als Marschall mit einer Trauerfahne und einer Citrone in der Hand, dann kam unter einem kläglichen Gesange das Heer der unterirdischen Thiere, dann folgten in einer Trauerkutsche, die um und um mit Spinnweben behängt war, Bernard und die alte Fee, die Pferde waren mit Decken von Spinnweben behangen, dann folgten Prediger und Küster.

Die Leidtragenden stiegen aus, als man an Ort und Stelle gekommen war; man hielt dem Kopfe die Parentation, und das Heer der kleinen Thiere schloß einen Kreis um den Pudel, die Maulwürfe, Wiesel und Hamster zurückwiesen, die sich etwa zur heiligen Ceremonie drängen wollten. Es war kläglich, den Schmerz der Tiefbetrübten anzusehn, die Wehklagen der Fee, die Theilnahme des alten Bernard, den Jammer des Pudels.

Jetzt war er eingesenkt, und ein dumpfer Schmerz folgte auf den lauten. Ein prächtiges Grabmal ward dem verblichenen Verdienstvollen gesetzt, mit dieser Inschrift:

> Steh, Wandersmann! Hierunter liegt die große Seele, die sich ganz dem Studium der Weisheit ergab, und nur den Kopf, als den edelsten Theil ihres Körpers, ausbildete.

Das Trauergefolge versank wieder in die Erde, und lange Zeit geschahen von Rathsbedürftigen Wallfahrten nach diesem Grabmale; nachher ward ein Rathhaus hingebaut, und über den Gebeinen des Verstorbenen steht der Rathskeller. Noch weht dort ein leiser, begeisterter Hauch und erinnert die Sterblichen an den großen Mann, den sie verloren haben.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Agnes. — Beschluß dieser Geschichte.

Der Blaubart war an die Erscheinungen der Zauberwelt so gewöhnt, daß ihn dieses rührende Leichenbegängniß gar nicht einmal in ein merkliches Erstaunen versetzte. Er glaubte, dem Rathgeber sei nun genug geschehen, so daß er sich bei dieser großen Ehre wohl über seinen Tod zufrieden geben könnte.

Er heirathete nun die Agnes von Friedheim wirklich, und ich freue mich, daß ich die Geschichte nun bis zu dem Zeitpunkte geführt habe, wo Herr Lebrecht den Faden aufnimmt, und sie dramatisch beschließt.

Ich habe also auch nicht nöthig, hier noch etwas hinzuzusetzen, weil ich voraussetze, daß jeder meiner Leser den Blaubart gelesen hat, und es mir also sehr bequem fällt, dieses letzte Kapitel zu schreiben, in welchem ich nichts darzustellen brauche. Peter kam endlich von der Hand Simons um, und die gottlose Mechthilde stürzte sich aus dem Fenster und starb.

Wir lassen den Vorhang vor diesen betrübten Scenen fallen, und wollen den Leser bitten, nur noch in ein einziges, kleines Kapitel hineinzutreten; dann mag er gehn, wohin es ihm beliebt.

Drei und dreißigstes, oder letztes Kapitel.

Abschied vom Leser und dem Herrn Peter Lebrecht.

Selbst ein Buch, das keinen Zusammenhang hat, muß wenigstens einen Beschluß haben; und so geht es nun auch wahrhaftig mit diesem Werke. Es ist mir rührend, Abschied davon zu nehmen, und mir die Leser zu denken, die mit Thränen in den Augen das Buch zumachen und bedauern, daß es schon geschlossen wird. Ich empfehle mich hiermit dem günstigen Leser, und will mich nur noch mit ein Paar Worten an den Herrn Lebrecht wenden.

Ich habe unmöglich, wie Sie einsehen werden, Herr Lebrecht, den Totaleindruck der Geschichte beibehalten können, den sie bei Ihnen macht, ich mußte mehr darauf ausgehn, die etwanigen dunkeln Partheien in ein deutliches Licht zu setzen.

Ich habe Sie hier mit dem Leser zusammengestellt, um Ihnen allen Beiden ein Kompliment zu machen; Sie werden es einsehen, und mir dafür danken. Sie wundern sich vielleicht selbst darüber,

Herr Lebrecht, wenn Sie manches in der Geschichte nun deutlicher einsehn, was Sie vielleicht vorher nicht so genau gewußt haben; es macht eine seltsame Empfindung, wenn man in manchen andern Büchern die Personen als Nebenrollen wiederfindet, von denen man ein Buch so eben gelesen hat, in denen sie die Helden vorstellen, oder wenn man umgekehrt eine episodische Person als Hauptcharakter antrifft. So erwähnen Sie, werthgeschätzter Herr, gar keines Bernards und keiner Fee, die Mechthilde ist dunkel gelassen, warum die Hauptperson einen blauen Bart hat, weiß man nicht, eben so wenig, warum sie die Weiber so haßt; ich schmeichle mir, daß ich alle diese Umstände in das beste Licht gesetzt habe, und nenne mich außerdem noch

meines hochzuverehrenden Herrn Lesers
und des Herrn Lebrechts

Ergebensten,
der Verfasser.

Leben des berühmten Kaisers

Abraham Tonelli;

eine Autobiographie in drei Abschnitten.

1798.

Erster Abschnitt.

1.

Habe hier in meiner Einsamkeit und mitten unter meinen Regierungsgeschäften vernommen (weil mich auch stets für Literatur interessire), daß man sich sehr um wunderbare Begebenheiten in Deutschland, meinem lieben Vaterlande, bekümmert. Aber noch ist kein König oder Kaiser aufgestanden und hat seine Memoirs oder Confessions niedergeschrieben, so daß mir dieses vorbehalten scheint, in diesem Fache der Erste zu seyn. Ich schreibe also mein eignes wahrhaftiges Leben für den Druck und für die Nachwelt nieder, weil dergleichen Denkwürdigkeiten oft eine nützliche Nacheiferung veranlassen, und so der Weg der Tugend und der wahren Größe immer mehr ausgetreten und gangbarer wird. Daneben ist meine Geschichte so anziehend, so sehr mit Wunderwerken und Gespenstern angefüllt, daß sie zugleich eine überaus angenehme und anmuthige Unterhaltung vorstellen kann. Ich kann mir's vorstellen, daß man neugierig seyn wird, und darum will ich lieber sogleich zum Anfang schreiten.

2.

Ich bin nur von geringem Herkommen und nicht sonderlicher Erziehung. Meine Eltern wohnten in der Nähe von Wien; es waren arme Handwerker, die mich zu einem Schneider in der Stadt in die Lehre thaten. Mein Taufname war Abraham Anton, und ich wurde von meinem Meister und den Gesellen gewöhnlicherweise nur Tonerl genannt.

Die Stadt Wien ist eine große Stadt und liegt an der Donau; das hab' ich dazumal mit meinen eignen Augen gesehn, und kann es daher auch um so dreister behaupten. Man nannte sie auch zu meiner Zeit die Residenz; auch soll sie die Hauptstadt von ganz Oesterreich seyn. Will manchmal, wo's paßt, Statistik und dergleichen einfließen lassen. Ist um Politik und alle Kenntniß gut Ding.

Ich fühlte bald, daß ich zu größern Dingen bestimmt seyn müßte; denn ich merkte keinen sonderlichen Trieb zur Arbeit in mir. Ich wünschte mir immer zaubern zu können, oder ein König zu werden, und vertiefte mich dann mit meinen inwendigsten Gedanken oft in delikate Gerichte, so, daß man mich ordentlicherweise mit der Elle wieder in die Richte messen mußte, wollt' ich nicht gar darüber einschlafen.

Hört' ich nun vollends von wunderseltsamen Hexenkünsten, von Geistern und unterirdischen Schätzen, so konnte oft davor den ganzen Tag kein Auge zuthun; schlief dann aber in der Nacht desto besser. Manchmal wünschte mir nur unsichtbar seyn zu können, oder zu fliegen, oder ein Tischtuch, das alle Speisen, Braten, Kuchen und Wein brächte; — war aber Alles vergebens.

3.

Indessen ich nun obgedachtermaßen meine Phantasie in dergleichen Idealen abarbeitete, machte ich auch in der Schneiderkunst nicht wenige Progressen. Ge-

dachte nämlich in meinem kindischen Gemüthe, den güldenen Boden anzutreffen, den jedes Handwerk in sich führen soll, wollte auch schon Land rufen und Anker auswerfen, als mir einmal prächtige goldene Treffen in die Hände fielen, wenn mich nicht glücklicherweise der Meister darüber erwischt und mich auf den Pfad der Tugend, sogar bei den Haaren, zurückgerissen hätte.

4.

Je älter ich ward, je mehr Lust verspürte ich zu einem wunderbaren Lebenswandel in mir. War unzufrieden, daß es den einen Tag wie den andern herging, und nur sehr selten Trinkgelder einliefen. Ich suchte zwar aus meinem Stande so viel zu machen, als mir nur möglich war, denn ich sprach Jedermann an, sobald ich auch nur eine Bestellung hatte; aber es gerieth mir nicht immer, denn oft ward ich ausgescholten; woran mich aber bald gewöhnte.

Was mich noch verdroß, war, daß alle Menschen über mein Handwerk spotteten, denn wenn ich einmal zu Biere ging, wobei mir immer mit Schinken und andern Leckerbissen aufwarten ließ, ward ich von allen anwesenden Gästen herumgenommen und dermaßen tribulirt, daß ich oft aus den Eßwaaren den Wohlgeschmack gar nicht herausschmecken konnte, sondern nur in der Eil Alles hinunterschluckte. Was mich sehr verdroß.

Ich klagte dem Meister meine Noth, der mich ermahnte, keinen Anstoß daran zu nehmen, weil das einmal eine hergebrachte Gewohnheit sei; die Leute ließen sich von der Religion und ihren herkömmlichen Sitten nicht gern etwas schmälern. Die Juden würden ja noch mehr verfolgt, oft sei es nur Neid, der aus den Leuten spreche; ich solle nur tapfer darauf antworten.

5.

Ich hatte die Lehrjahre überstanden, und glaubte nun ein ganzer Kerl zu seyn; aber nun ging mein Leiden unter den übrigen Handwerksburschen erst an. Da war Keiner, der nicht den neuen Gesellen vexirt hätte, um seinen Verstand an mir zu beweisen; ja es geschah wohl zuweilen, daß sie sogar Händel suchten. Ich trachtete gewöhnlich, mich durch eine glückliche Flucht zu retten. Mein Meister führte mir meine Zaghaftigkeit zu Gemüthe, und sagte etwas unfreundlich: Lumpenhund! (N.B. Muß lachen, wenn ich daran gedenke, daß ich jetzt ein Kaiser bin) also: Lumpenhund! hast Du denn keinen Witz, keine Einfälle? Ist Dir der Verstand denn ganz verregnet, daß Du Alles so auf Dir sitzen lässest?

Nun ging wieder ins Wirthshaus und nahm mir fest vor, gewiß etwas Tüchtiges und Gesalzenes aus meinem Munde hören zu lassen. Kaum war ich hineingetreten, so nahm richtig die Schrauberei wieder ihren Anfang; sonderlich thaten sich zwei Leinwebergesellen hervor. Nun überlegte ich meinen Spruch eine kleine Weile (denn man soll nie aufs Gerade-wohl sprechen, wenn der Himmel uns auch noch so große Weisheit verliehen hat), und nach einiger Ueberlegung fuhr ich so heraus: Ihr erzdummen Esel! Ihr untersteht Euch, über einen Schneider zu spotten, da Ihr selber doch nur Leinweber seid?

6.

Alle Gäste lachten über meinen Einfall so laut, daß man es gemächlich über die Gasse hören konnte; ich war in meinem Herzen mit dem Gefühl zufrieden, daß ich es ihnen reichlich vergolten hätte und verblieb über meinen Sieg so ziemlich bescheiden, ob es mir gleich etwas sauer ward; denn es war in meinem Leben das erstemal, daß ich meinem Witze so den Zügel schießen ließ, hatte auch nicht erwartet, daß mein bischen Mutterwitz einen so gütigen, aufmunternden Beifall finden würde; aber es waren noch mehr Leinweber zugegen, die plötzlich zu den Prügeln griffen, da sie keinen Verstand bei der Hand hatten. Das zog mir zu Gemüthe und entwich eiligst, worauf ich dann zum Meister kam, und sagte: Mein Witz bekömmt mir noch schlechter, so daß ich sogar, ohne mein Bier auszutrinken, habe davon laufen müssen. Das ist hier ein übler, ungesunder Ort, ich will mich auf die Wanderschaft begeben, vielleicht, daß es mir in andern Gegenden besser geht.

Der Meister war mit meinem Entschluß zufrieden; ich nahm von den Eltern Abschied und begab mich unverdrossen auf die Wanderschaft.

7

Nun war ich auf der Wanderschaft, von der ich oft so Vieles hatte erzählen hören. Es ereignete sich, daß ich immer einen Fuß vor den andern setzen mußte, worauf jener wieder nicht der hinterste seyn wollte, indem der andere voranlief und aus diesem Wettstreit war das Wandern zusammengesetzt. Im Anfange däuchte mir diese Uebung ganz lustig und ich glaubte sogar, ich würde hinter dem nächsten Hügel schon in ein ganz fremdes, wundervolles Land gerathen. Ich hatte dazumal noch gar keine Erfahrung, und stellte mir daher vor, wie leicht es mir fallen müsse, binnen Kurzem ein großer und wohl vornehmer Mann zu werden. Ja, mein geliebter Leser, es kostet manche Künste, ehe man es nur dahin bringt, Graf oder Herzog zu werden, wie du im Verlaufe meiner Begebenheiten gewahr werden sollst.

Bald ging mir der Proviant aus, das Reisegeld nahm ab und mußte nun die Künste treiben, in denen die meisten Handwerksbursche wohl bewandert sind. Das ging noch an. Aber nach einigen Tagereisen gerieth ich in eine fürchterliche Wüste, die so einsam war, daß ich auch nicht einen einzigen Menschen darin antraf.

8.

Hatte mir unter einer Wüste immer ganz etwas Anderes vorgestellt, als was mir jetzt vor der Nase lag; denn das war eben nichts Besseres, als ein Wald. Ich konnte den großen Weg nicht wieder finden, dabei auch keinen Menschen, kein Haus, kein Dorf. Ich dachte anfangs, daß das auch mit zum Reisen gehöre; da aber endlich der Hunger allzusehr überhand nahm, wurde ich meines Irrthums gewahr. Ich hatte mich nämlich verirrt, und lief bald links, bald rechts, wobei mir die Knie vor Furcht zitterten; auch rief ich um Hülfe, aber Alles vergebens. Wobei mich bis Dato noch darüber verwundere, daß sich alle Menschen ihre Häuser und Städte von dieser Wüste, so weit ab gebaut haben; vielleicht, daß sie eben so vielen Abscheu dagegen haben. als ich selber, und dem Hunger eben so gern aus dem Wege gehn.

Das wär' Alles noch zu ertragen gewesen; aber nun brach gar die finstre Nacht herein. Darüber kam ich in großes Schrecken, und dazumal habe ich es eingesehn, daß die Nacht wirklich keines Menschen Freund ist. Denn es dauerte nicht gar lange, so machten sich Wölfe, Bären und dergleichen Creaturen in meiner Nähe etwas zu thun; im Grunde nur Vorwand, weil sie mich fressen wollten. Selber nichts zu beißen und zu brechen und noch dergleichen Zumuthungen. Sehr fatal!

Mußte in den Umständen auf einen Baum steigen, was ich sonst noch nie gethan hatte: aber die Löwen turnirten und lärmten um mich herum, daß ich mich dazu zu resolviren genöthigt sah. Sie kehrten sich aber daran nicht, sondern gingen insgesammt mit Brummen und Zähneblöcken um meinen Baum herum. Wünschte mir wieder, nur auf die gewöhnliche Art im Wirthshause verirt zu werden, und hätte viel darum gegeben.

9.

Die Nacht über hatte ich in der That eine schlechte Schlafstelle gehabt. Das Morgenroth brachte mir viele Freude, denn nun gingen die ungebetenen Gäste wieder von meinem Baume weg. Ich stieg vom Baume herunter und sah mich genöthigt, einige rohe Wurzeln zu frühstücken, die mir nicht sonderlich schmeckten. Ich lief umher und traf auch kein besser Mittagbrod. Hätte mich geschämt, wenn mich ein einziger Mensch hätte die rohen Wurzeln essen sehn; aber bei so bewandten Umständen war von meiner Seite eben nichts anders zu thun. Ich verfluchte oft meine Auswanderung und meinen Stolz, daß ich in der Welt was Besonderes hatte werden wollen: aber das war nun Alles zu spät.

10.

So bracht' ich noch zwei Tage zu, indem ich immer in meiner Wüstenei herumreiste. Ich glaube, daß ich an manche Stellen drei bis viermal hingekommen bin, weil, wie gesagt, kein Weg anzutreffen war, sich auch alles Buschwerk so gleich sah, daß ich es nicht einmal wissen konnte. In der dritten Nacht war heller Mondenschein und ich retirirte mich wieder auf eine sehr hohe Tanne. Als ich noch mein Unglück bejammerte, kamen zwei Kerls aus dem Dickicht, mit zwei geladenen Gewehren, die sie nach mir hinzielten. Ei, wie hätte ich die Löwen lieber gemocht, als diese verruchten Mörder! War auch nicht verzagt, sondern fing gar erbärmlich an zu schreien, und sie möchten Mitleid haben u. s. w.; ich wäre ganz ohne mein Zuthun und unverhofft in diese Wüstenei gerathen; ich sei ein wandernder Schneidergesell u. s. w.; sie möchten ein Einsehen haben, und um Gotteswillen das liebe Schießen lassen; ich sei nicht der Mühe werth u. s. w.

Weil sie die Absicht hatten, Mörder zu seyn, kehrten sie sich an meine beweglichen Reden nicht, sondern zielten mir mit den Röhren immer noch unter die Nase. Der eine meinte, wenn ich Schätze bei mir hätte, sollte ich sie nur gutwillig herausgeben, denn sie wären Straßenräuber, die sich am liebsten in solchen Wüsten aufhielten, widrigenfalls wollten sie mich wie einen Vogel von meiner Tanne herunter schießen, und mir nachher das Meinige mit Gewalt wegnehmen.

Erwiederte, daß mich schäme, nicht mehr als zwei baare Groschen in meinem Vermögen zu haben, wenn ihnen damit gedient wäre, sollten diese ihnen gern gegönnt seyn. Ich wüßte aber nicht weit von Polen einen vergrabenen Schatz, den ich ihnen anzeigen wollte, wenn sie mir das Leben gönnen möchten. Ich sei eigentlich aus dieser Ursach von Wien abmarschirt, um diesen Schatz zu heben, den mir eine weise Frau angezeigt habe. Diesen wollt' ich ihnen lieber gönnen, wenn sie mir zur Vergeltung nur das Leben lassen wollten.

11.

War Alles nicht wahr, mein hochgeehrter Leser, sondern eine verflucht fein ausgesonnene Lüge von mir; es war eine Kopfarbeit, die sich sehn lassen durfte, die ich da oben auf meiner Tanne nächtlicherweise vornahm. Beinahe wäre ich vor purem Zittern herabgefallen, mitten unter die Mörder hinein, wenn mich nicht die Vorsehung glücklicherweise zu etwas Besserm aufgehoben hätte.

Die Mörder glaubten meinen Worten, sie sagten, ich möchte heruntersteigen und ihnen den Weg weisen. War contentirt und willigte ein, falls sie mich nur aus der Wüstenei hinausführen wollten. Das versprachen sie ihrerseits auch, und somit stieg ich wirklich hinab.

Habe in meinem Leben nicht wieder Leute angetroffen, die nach einem Schatze so überaus begierig gewesen wären, als diese Mörder. Sie konnten mit Fragen kein Ende finden, und ich wußte ihnen immer wieder etwas Neues aufzuheften. Als wir eine Weile mit einander gegangen waren, war ich mit den Mördern ordentlicherweise bekannt und vertraut: sie konnten sich recht freundschaftlich anstellen, und ich hätt' es nimmermehr hinter ihnen gesucht, wenn sie nicht vorher so tückischer Weise mit den Flinten

nach mir gezielt hätten. Der einzige Umstand war unsrer Freundschaft im Wege.

Sie erkundigten sich bei mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müsse. Ich erzählte ihnen darauf recht umständlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe, denn es sei nichts Kleines, einen unterirdischen Schatz zu heben, und die Gespenster, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das Alles. Ich sagte weiter, kein Eisen dürfe dem Schatze nahe kommen, sonst versinke er viele tausend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den Alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner schmissen nun auch ihre Gewehre, Säbel und grausam langen Messer von sich. Mir kam ein Grausen bei diesem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich sie nur so weit hatte.

Unter diesen künstlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüstenei heraus gekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt ist es Zeit, daß du von den bösen Buben loskommest! sagte ihnen also, sie sollten sich ein Herz fassen, denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie gingen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fing ich aus vollem Halse an, um Hülfe zu rufen; ich schrie Feuer und Mord und Gewalt, Alles durch einander. Darüber kamen die Leute zusammen, weil sie gern sehn wollten, was da so schrie; die Mörder waren aber auch nicht dumm, sie merkten, daß sie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß Alles nur Finten wären, sie liefen weg und waren nur froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erste Mensch, den Mörder aus einer Wüstenei haben zurecht weisen müssen.

12.

Da ich nun meine Lebensgefahr überstanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshause tapfer schmecken. Das Essen bekam mir nach der langen Reise sehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen sah, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte auf Wüsten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet, konnte auch nicht wissen, ob mir mein Verstand in der Noth immer so beistehn würde; denn, wie man zu sagen pflegt, so ist nicht alle Tage Sonntag. Ging also unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miserables Wesen; denn der Hunger mußte bei mir noch oft sein Rolle spielen. Endlich kam ich in Polen an.

Damit war mir auch nicht viel gedient; denn kein Meister wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem polnischen Edelmanne, von dem mir die Leute sagten, daß er sich einen geschickten Schneider zum Bedienten wünsche. Ich lief sogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande sei, die Kleider nach der neuesten Mode zu machen. Ich schwur darauf und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverei machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgerissen.

13.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszusetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunst sein ganzes Herz gestohlen hatte; denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unansehnlicher Herr, der viel auf seine Kleider hielt.

Er schickte mich oft aus, um in der Nachbarschaft etwas zu bestellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein sonderbares Geschick in mir verspüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber seine Thür aufmache, ist er nicht in der Stube, sondern ein großer Affe sitzt in des Herrn Lehnstuhl.

Erst wollt' ich lachen, besann mich aber eines Bessern und fing an, mich zu fürchten. Lief spornstreichs die Treppe hinunter und schrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unsinnig wäre, der Herr sei in seiner Stube. Ich ging zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zusagen, daß ein Affe in seinem Stuhle gesessen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

14.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und so wie ich mit meinem Paket in die Stube trete, spazirt ein großer, gewaltiger Löwe darin umher. Ich besann mich nicht lange, sondern lief mit großem Schreien wieder zurück und sagte, daß oben ein großer Löwe in der Studirstube sei. Die Bedienten lachten und der eine sagte: Wer weiß, was Ihr Narr da oben gesehen habt.

Nun ist es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verstehn, sagte daher mit dem größten Unwillen: Sakkerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht beim Teufel fluchen, weil mir hier Alles so bedenklich schien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja schlimm mit mir stehn! haben sie mich doch schon einmal fressen wollen, so genau kenn' ich die Bestien; werde sie ja nicht mit einem Menschen verwechseln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich so ungemein böse wurde; der Koch erbot sich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil sie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte vorangehn, damit, wenn eins von uns gefressen würde, ihn das Schicksal dazu ausersehn hätte. Aber es kam besser, als ich dachte. Oben war Niemand weiter, als der Baron, der in seinem Zimmer auf und ab ging; kein Löwe zu sehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr diese Verwandlungen anstelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, so könnte er wohl gar darauf verfallen, sich in den leibhaftigen Teufel zu verstellen, um mir so mit der besten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

15.

Seit der Zeit ging ich sehr sauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß so viele Bestien in ihm verborgen lagen, die sich bei der ersten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nur desto freundlicher. Ich that meine Dienste sehr pünktlich, weil es mir sonst übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu sich kommen und sagte: Mein lieber Schneider, Du hast Dich in meinem Hause immer gut verhalten, ich liebe Dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Compliment, so, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das sah, versuchte ich's noch besser, so daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und sagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es ist wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Lust und Belieben trage. Alles dies macht diese kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausspreche, so wird alsbald dasselbige aus mir. Wenn Du mir nun treu und redlich dienst und Gefallen an dergleichen Kunststücken hast, so sollst Du ein Stück von dieser Wurzel dermaleinst, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Lust dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger, als zuvor.

16.

Der Baron schenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erstes Probestück damit abzulegen. Ich ging also in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen, niedlichen Steinesel. Es war die erste Kunst, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geschicklichkeit verwundern.

Ich kostete in der Einsamkeit das Gras und die Disteln, die da herum wuchsen, und fand sie alle von vortrefflichem Wohlgeschmack. Mit dieser Wurzel in der Tasche bot ich nun allen künftigen Wüsteneien und jedem Hunger Trotz. Sie war so gut, wie eine Pension, oder eine Stelle als Academicien.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Lust verspürte, wieder zum ordentlichen Menschen zu werden. Kann man mehr als sich satt essen? sagte ich in Gedanken zu mir selber; warum, Tonerl, willst du die Nase immer so hoch tragen? Kannst du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von Neuem in die herrlichen Disteln hinein.

17.

Ich konnte mich, wie gesagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein Bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menschen. Als ich ein Mensch geworden war, stachen mir die Disteln im Leibe, die ich erst mit so vielem Appetite gegessen hatte. Das kam daher, weil ich es sonst vorher noch nie versucht hatte; denn jedes Ding erfordert seine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, sagte ich: Tonerl! bist du nicht ein rechter Narr? Wo hast du deinen Witz und Verstand gelassen? Wirst zum Schein und Spaß ein Esel, und frissest zum Angedenken so überaus wahrhaftige Disteln in dich hinein! Muß denn eben Alles gefressen seyn? Kannst du die Schönheiten der Welt mit keinem unintereſſirten Auge betrachten? — Und es ist auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet hast, ein Esel zu werden! Sind das die Zauberkünste alle?

Ich schämte mich vor mir selber; um mich zu zerstreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief so nach Hause, nahm mich aber sehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuse wegzufangen. Der Appetit dazu versagte mir wirklich nicht.

18.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräsentiren, brachte es auch darin zu einer erstaunenden Vollkommenheit; muß aber gestehen, daß mir die vierfüßigen am besten gelangen, und bin ungewiß, ob solches an der Wurzel oder an mir selber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligst verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein Bischen zusammen haben, wenn ich zum Adler oder Löwen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeschickt, und des verfluchten Saufens wegen, verspätete mich an demselben Tage. In aller Unschuld geh' ich nach Hause, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unschuldiges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böse und machte sich zu einem ungeschlachteten Elephanten, worauf er so wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände schmiß und mit dem Rüssel schlug, daß ich nicht anders gedachte, als der jüngste Tag sey vielleicht unterwegs. Faßte einen kurzen Entschluß, und lief gar aus dem Hause.

19.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich gar an die See, wo ich stille stand, in Willens, auf ein Schiff zu warten und in irgend ein andres Königreich oder Land überzusetzen, um da mein Heil besser zu versuchen.

Ich hatte mich schon wieder zu einem Menschen gemacht, um mit den Schiffern eine vernünftige Ab-

nach mir gezielt hätten. Der einzige Umstand war unsrer Freundschaft im Wege.

Sie erkundigten sich bei mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müsse. Ich erzählte ihnen darauf recht umständlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe, denn es sei nichts Kleines, einen unterirdischen Schatz zu heben, und die Gespenster, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das Alles. Ich sagte weiter, kein Eisen dürfe dem Schatze nahe kommen, sonst versinke er viele tausend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den Alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner schmissen nun auch ihre Gewehre, Säbel und grausam langen Messer von sich. Mir kam ein Grausen bei diesem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich sie nur so weit hatte.

Unter diesen künstlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüstenei heraus gekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt ist es Zeit, daß du von den bösen Buben loskommest! sagte ihnen also, sie sollten sich ein Herz fassen, denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie gingen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fing ich aus vollem Halse an, um Hülfe zu rufen; ich schrie Feuer und Mord und Gewalt, Alles durch einander. Darüber kamen die Leute zusammen, weil sie gern sehn wollten, was da so schrie; die Mörder waren aber auch nicht dumm, sie merkten, daß sie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß Alles nur Finten wären, sie liefen weg und waren nur froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erste Mensch, den Mörder aus einer Wüstenei haben zurecht weisen müssen.

12.

Da ich nun meine Lebensgefahr überstanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshause tapfer schmecken. Das Essen bekam mir nach der langen Reise sehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen sah, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte auf Wüsten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet, konnte auch nicht wissen, ob mir mein Verstand in der Noth immer so beistehn würde; denn, wie man zu sagen pflegt, so ist nicht alle Tage Sonntag. Ging also unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miserables Wesen; denn der Hunger mußte bei mir noch oft sein Rolle spielen. Endlich kam ich in Polen an.

Damit war mir auch nicht viel gebient; denn kein Meister wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem polnischen Edelmanne, von dem mir die Leute sagten, daß er sich einen geschickten Schneider zum Bedienten wünsche. Ich lief sogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande sei, die Kleider nach der neuesten Mode zu machen. Ich schwur darauf und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverei machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgerissen.

13.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszusetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunst sein ganzes Herz gestohlen hatte; denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unansehnlicher Herr, der viel auf seine Kleider hielt.

Er schickte mich oft aus, um in der Nachbarschaft etwas zu bestellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein sonderbares Geschick in mir verspüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber seine Thür aufmache, ist er nicht in der Stube, sondern ein großer Affe sitzt in des Herrn Lehnstuhl.

Erst wollt' ich lachen, besann mich aber eines Bessern und fing an, mich zu fürchten. Lief spornstreichs die Treppe hinunter und schrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unsinnig wäre, der Herr sei in seiner Stube. Ich ging zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zusagen, daß ein Affe in seinem Stuhle gesessen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

14.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und so wie ich mit meinem Paket in die Stube trete, spazirt ein großer, gewaltiger Löwe darin umher. Ich besann mich nicht lange, sondern lief mit großem Schreien wieder zurück und sagte, daß oben ein großer Löwe in der Studirstube sei. Die Bedienten lachten und der eine sagte: Wer weiß, was Ihr Narr da oben gesehen habt.

Nun ist es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verstehn, sagte daher mit dem größten Unwillen: Sakkerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht beim Teufel fluchen, weil mir hier Alles so bedenklich schien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja schlimm mit mir stehn! haben sie mich doch schon einmal fressen wollen, so genau kenn' ich die Bestien; werde sie ja nicht mit einem Menschen verwechseln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich so ungemein böse wurde; der Koch erbot sich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil sie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte vorangehn, damit, wenn eins von uns gefressen würde, ihn das Schicksal dazu ausersehn hätte. Aber es kam besser, als ich dachte. Oben war Niemand weiter, als der Baron, der in seinem Zimmer auf und ab ging; kein Löwe zu sehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr diese Verwandlungen anstelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, so könnte er wohl gar darauf verfallen, sich in den leibhaftigen Teufel zu verstellen, um mir so mit der besten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

15.

Seit der Zeit ging ich sehr sauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß so viele Bestien in ihm verborgen lagen, die sich bei der ersten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nur desto freundlicher. Ich that meine Dienste sehr pünktlich, weil es mir sonst übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu sich kommen und sagte: Mein lieber Schneider, Du hast Dich in meinem Hause immer gut verhalten, ich liebe Dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Compliment, so, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das sah, versuchte ich's noch besser, so daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und sagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es ist wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Lust und Belieben trage. Alles dies macht diese kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausspreche, so wird alsbald dasselbige aus mir. Wenn Du mir nun treu und redlich dienst und Gefallen an dergleichen Kunststücken hast, so sollst Du ein Stück von dieser Wurzel dermaleinst, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Lust dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger, als zuvor.

16.

Der Baron schenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erstes Probestück damit abzulegen. Ich ging also in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen, niedlichen Steinesel. Es war die erste Kunst, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geschicklichkeit verwundern.

Ich kostete in der Einsamkeit das Gras und die Disteln, die da herum wuchsen, und fand sie alle von vortrefflichem Wohlgeschmack. Mit dieser Wurzel in der Tasche bot ich nun allen künftigen Wüsteneien und jedem Hunger Trotz. Sie war so gut, wie eine Pension, oder eine Stelle als Academicien.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Lust verspürte, wieder zum ordentlichen Menschen zu werden. Kann man mehr als sich satt essen? sagte ich in Gedanken zu mir selber; warum, Tonerl, willst du die Nase immer so hoch tragen? Kannst du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von Neuem in die herrlichen Disteln hinein.

17.

Ich konnte mich, wie gesagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein Bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menschen. Als ich ein Mensch geworden war, stachen mir die Disteln im Leibe, die ich erst mit so vielem Appetite gegessen hatte. Das kam daher, weil ich es sonst vorher noch nie versucht hatte; denn jedes Ding erfordert seine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, sagte ich: Tonerl! bist du nicht ein rechter Narr? Wo hast du deinen Witz und Verstand gelassen? Wirst zum Schein und Spaß ein Esel, und frissest zum Angedenken so überaus wahrhaftige Disteln in dich hinein! Muß denn eben Alles gefressen seyn? Kannst du die Schönheiten der Welt mit keinem uninteressirten Auge betrachten? — Und es ist auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet hast, ein Esel zu werden! Sind das die Zauberkünste alle?

Ich schämte mich vor mir selber; um mich zu zerstreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief so nach Hause, nahm mich aber sehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuse wegzufangen. Der Appetit dazu versagte mir wirklich nicht.

18.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräsentiren, brachte es auch darin zu einer erstaunenden Vollkommenheit; muß aber gestehen, daß mir die vierfüßigen am besten gelangen, und bin ungewiß, ob solches an der Wurzel oder an mir selber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligst verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein Bischen zusammen haben, wenn ich zum Adler oder Löwen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeschickt, und des verfluchten Saufens wegen, verspätete mich an demselben Tage. In aller Unschuld geh' ich nach Hause, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unschuldiges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böse und machte sich zu einem ungeschlachteten Elephanten, worauf er so wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände schmiß und mit dem Rüssel schlug, daß ich nicht anders gedachte, als der jüngste Tag sey vielleicht unterwegs. Faßte einen kurzen Entschluß, und lief gar aus dem Hause.

19.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich [illegible] die See, wo ich stille stand, im Willens [illegible] Schiff zu warten und in irgend ein andres [illegible] oder Land überzusetzen, um da mein [illegible] versuchen.

Ich hatte mich schon wieder zu [illegible] gemacht, um mit den Schiffern ein

rede zu nehmen; war aber vom Hunde her noch ziemlich müde auf den Beinen. Als ich noch wartete, kamen ein Kuppel Bediente von meinem vorigen Herrn angesprengt, die mich aufjagen oder lieber gleich massakriren sollten. Ich merkte den Vorsatz und war bald eine Fliege; denn es kostete mich nur ein Wort und ein Riechen. So war ich in der Luft über den Narren und hörte, daß sie mich umbringen wollten, im Fall sie mich erwischen könnten.

Sogleich war ich wieder zum Schneider, da setzten sie hinter mir her; aber ich war eben so geschwind eine Fliege und nahm mich nur vor Schwalben und Sperlingen in Acht, daß ich nicht mitten unter meinen Kunststücken weggeschnappt würde.

Die Bedienten wußten gar nicht, was sie denken sollten, denn bald war ich wieder da, bald aber auch nicht; es war mir lächerlich, wenn sie mich sahen und hinter mir her jagten; dann war ich wieder weg; konnte aber als Fliege nicht lachen und mußte mir es also zwischen den Zähnen verbeißen.

So mußten die Bedienten unverrichteter Sachen wieder zurückreiten; denn sie hatten mich nicht gefangen, ja nicht einmal massakrirt: worüber im Herzen sehr kontentirt war.

20

Da ich nun sicher war, wurde ich wieder zum ordentlichen Schneider, weil ich so, wie gesagt, den Sperlingen weniger ausgesetzt war, und ging wieder an das Seeufer. Da sah ich übers Meer einen ungeheuern Vogel mit großen Krallen herüberschweben, mit dem mir eine artige Anekdote begegnete.

Ich fing mich nämlich vor seinen Klauen an zu fürchten, ob ich gleich wieder ein großer Schneider war; verkroch mich daher und vermaskerirte mich gleichsam in eine kleine, unansehnliche Maus, um nicht in Ungnaden vermerkt zu werden. Da half kein Privatstand, keine Unbedeutenheit. Das fliegende Ungeheuer faßt mich (Maus) zwischen seinen Krallen und immer damit weg übers wüste, wilde Meer, hoch in die Luft hinein.

Brauchte nun auf kein Schiff mehr zu warten, das ist wohl wahr; aber ich stand vor Schwindeln die Seekrankheit oben in den himmlischen Lüften aus. Ich war bange, mein Patron, unter dessen Flügeln ich wohnte, würde mich ins Wasser fallen lassen, oder unterwegs verspeisen. Aber er schien nur am Fliegen einen Narren gefressen zu haben; denn das Ding hatte gar kein Ende.

21.

Endlich kamen wir an ein hohes Schloß, das viele Zierrathen hatte, da setzte mich der hohe Unbekannte auf den allerobersten Gipfel nieder, und begab sich von Neuem aufs Fliegen, ohne auch nur ein Trinkgeld von mir zu erwarten.

Ich blieb noch ein Weilchen Maus und stieg behende das ganze Schloß hinunter, bis auf den Boden; denn ich überlegte als Maus, daß ich als Mensch gewiß den Hals brechen würde. Nun war ich unten in dem Schloßhofe, wo Leute standen; an ihrer Kleidung merkte ich, daß es Perser waren, denn bei meinem ehemaligen Schneidermeister hatten Kupferstiche von ihnen an den Wänden gehangen.

Sie wunderten sich, wo ich herkäme, der König kam gelaufen, denn sie erzählten, daß plötzlich ein fremder Mensch in einer unbekannten Kleidung da stehe. Der König fragte mich, wer ich sei, ich scharrte und neigte, und konnte durchaus das Maul nicht halten, denn das Herz saß mir auf der Zunge; ich plauderte was durcheinander, bald zischend, bald miauend, und siehe da, es war das schönste Persisch. Ich hatte kein Wort davon verstanden, was ich erzählte; die übrigen Perser hatten Alles begriffen und freuten sich darüber. Eine wunderbare Gabe, die mir der Himmel da unversehens mitgetheilt hatte. Ich redete den ganzen Tag; weiß aber bis dato noch nicht, was es gewesen ist.

22.

Mein erstes Bestreben war nun dahin gerichtet, meine eigne persische Sprache zu verstehen, weil in der Besorgniß stand, ich möchte endlich gar die menschliche Vernunft darüber verlieren, wenn ich Tag für Tag so viele Worte ohne Sinn redete. Uebte mich in der Sprache bei dieser Gelegenheit, und ging in der Philosophie augenscheinlich rückwärts; verspürte auch einige Neugier, zu erfahren, was ich den ganzen Tag wohl schwatzen möchte; denn das Maul stand mir wirklich nicht eine Minute still. Lernte also aus Leibeskräften, und nahm jeden Tag ein Paar Stunden in der persischen Landessprache.

Bald brachte ich es dahin, daß ich mit Verstand reden konnte, und wunderte mich bei der Gelegenheit oft über meine eignen Einfälle; was mir nachher noch oft begegnet ist.

Der König hatte von mir schon längst erfahren (ohne daß ich es wußte), welcherlei Kunststücke ich in meiner Gewalt besäße; ich wurde daher überaus köstlich gehalten. Man pflegte mich, man gab mir die größten Delikatessen zu essen, die schönsten Weine zu trinken, Geld obenein und Hochachtung, in Summa, ich führte ein Leben wie im Paradiese; denn ich hatte nichts weiter dabei zu thun, als daß ich mich manchmal ein Bischen verwandelte. Nun hatte ich es doch durchgesetzt, was ich mir von Kindesgebeinen an vorgenommen hatte.

O ihr Sterblichen! ermüdet nur nicht zu früh in Euren Bestrebungen, und bleibt auf halbem Wege stehn, so muß es Euch jederzeit gelingen; denn die Tugend dringt doch immer hindurch.

23.

Der König in Persien liebte die Vögel besonders, und ließ es mir daher angelegen seyn, mich oft als einen solchen zu präsentiren. An einem Tage befahl er mir, einen großen persischen Vogel zu repräsentiren, den ich bis dahin noch niemals gesehen hatte; indes=

sen that mir das fast gar nichts zur Sache; ich machte es, und sah ungemein schön aus. Der König fragte mich darauf, wie man dieses Thier in meinem Vaterlande titulire? ich sagte hierauf: daß es nichts anders als ein Nußknacker oder Nußbeißer wäre. Womit er denn auch zufrieden war.

24.

Dieser König liebte die Künste aus der Maßen, er zog alle geschickten Leute an seinen Hof; aber einen so wunderbaren Menschen, wie ich war, hatte er noch nie gesehen. Wußte mich darum auch nach Würden zu schätzen und zu belohnen, maßen ich in meinem Hofdienste ansehnlich dick wurde, daß auch selbst die gemeinen Lakeyen einen Respekt vor mir hatten. Solche Constitution hatte mir immer gewünscht, und mich bei meinem ehemaligen Handwerk am meisten über die Dünnigkeit geärgert; nun aber war ich ordentlich ein Mann von Stande.

Der König ließ den benachbarten Kaiser zu sich invitiren, und schrieb ihm, daß er einen gar wunderbaren Menschen und Künstler an seinem Hofe habe, der ihm tausend Ergötzlichkeiten verschaffen würde. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich mir eine große blecherne Büchse hatte machen lassen, womit ich immer herumging, wenn ich ein Kunststück gemacht hatte. Erwartete also den türkischen Kaiser mit vielem Wohlgefallen.

25.

Dieser türkische Kaiser kam nun wirklich an, und der König nahm sich vor, ihm ganz außerordentliche Ehren zu erzeigen. Verließ sich dabei vorzüglich auf meine raren Kunststücke.

Auf den allergnädigsten Befehl meines Königs mußten Trompeter und Pauker dem Kaiser entgegenziehn, und so wie er herankam, wurde die kompleteste Janitscharenmusik ausgemacht; dann wurden zugleich alle Kanonen abgefeuert, und als der König das hörte, rief er mir zu: Nun, Tonerl, halt Dich ins Himmels Namen fertig! Ich merkte mir diese Worte sehr gut und brauchte eben nicht viele Anstalten zu treffen.

26.

Der Kaiser kam an und mein König hatte ihn unterm Arm, um ihn gleich nach dem Speisesaal zu führen. So wie der Kaiser die Thür aufmachte lag ich als ein ungeheurer Drache dahinter und spuckte ihm, jedoch manierlich, ein Bischen Feuer entgegen. Der Kaiser trat zurück und wurde ganz blaß vor Entsetzen, was meinem Könige sehr lieb war, daß er ihm so eine heimliche Freude hatte veranstalten können; er sagte hierauf: Geruhen Ew. kaiserliche Majestät nur dreist voranzugehn, dieser Drache thut Niemanden etwas, der ihm eine kleine Verehrung giebt. Der Kaiser suchte in der größten Angst seine Geldbörse hervor; ich stellte mich sogleich höflich auf meine zwei Hinterbeine und hielt ihm mit vieler zierlichen Reverenz meine Büchse entgegen; er warf wirklich die Börse hinein, worüber eine große Freude empfand; glaube, er hat es in der Angst gethan; denn ich hatte nur auf ein Paar Goldstücke gerechnet.

Die Majestäten setzten sich zu Tische und ich blieb als Drache immer noch vor der Thür liegen. Es wurde prächtig gespeist; denn der persische König hatte bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Geld angesehen, wollte auch nicht am türkischen Hofe von sich sagen lassen, daß er geizig sei. Ich leckte mir als Drache oft das Maul, von wegen der delikaten Gerichte, die aufgetragen wurden, worüber die beiden Majestäten inständigst zu lachen geruhten. Ich dachte immer: Lacht nur über mich, müßt Ihr mir doch jedes Lachen bezahlen.

27.

Bei Tische sagte der Türke: Aber Ihro Majestät haben mir von einem wunderlichen, raren Menschen geschrieben, der sich an Ihrem Hofe aufhielte; wo ist derselbe? Der König wies darauf lachend nach mir hin, und sagte: Da liegt er vor der Thür, Ihnen aufzuwarten, als Drache. Worauf mich zugleich zum Menschen verwandelte, und dem Kaiser die Hand küßte. Es gelang mir auch trefflich; denn ich wurde sogleich an die delikate Tafel gezogen, und ließ es mir trefflich wohlschmecken. Der Türke konnte in seiner Verwunderung über mich kein Ende finden. Als der König ihm aber gar sagte, daß dieses Kunststück mit dem Drachen nicht mein einziges sei, sondern daß ich mich in jedes beliebige Thier verwandeln könne, schlug er gar die Hände über seinem Turban zusammen, wie denn die Türken gewöhnlich zu tragen pflegen. Verwandelte mich auch auf Befehl sogleich in einen Wolf, wieder in mich; dann in einen kostbaren Vogel, dessen Federn wie Gold und Edelgestein in der Sonne glänzten, setzte mich auf die Tafel und sang ein liebliches Lied, zur ergötzlichen Verwunderung aller Anwesenden.

28.

Ich mußte in dieser Zeit trefflich mit meinen Kunsttalenten herhalten, und war des Abends wacker müde, weil ich im Thierreich so viel zu thun hatte. Die hohen Majestäten stellten sich zuweilen mit der Naturgeschichte vor mir hin, und lasen die Beschreibung eines jeden Thiers, wobei ich denn als Exemplar vor ihnen stehen mußte. Der Türke fand ein so großes Gefallen an meiner Wenigkeit, daß er mich meinem Könige für eine Menge türkischer Kleinodien abkaufen wollte; doch dieser sagte: Mein Herr Bruder, dieser rare Mensch ist meine einzige Ergötzlichkeit in meinen müßigen Stunden; auch gehört er mir gar nicht zu, sondern er ist völlig sein eigner Herr; er ist aus der Luft plötzlich herunter gekommen, so daß ich nur Gott danken muß, wenn es ihm noch

nach mir gezielt hätten. Der einzige Umstand war unsrer Freundschaft im Wege.

Sie erkundigten sich bei mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müsse. Ich erzählte ihnen darauf recht umständlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe, denn es sei nichts Kleines, einen unterirdischen Schatz zu heben, und die Gespenster, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das Alles. Ich sagte weiter, kein Eisen dürfe dem Schatze nahe kommen, sonst versinke er viele tausend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den Alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner schmissen nun auch ihre Gewehre, Säbel und grausam langen Messer von sich. Mir kam ein Grausen bei diesem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich sie nur so weit hatte.

Unter diesen künstlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüstenei heraus gekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt ist es Zeit, daß du von den bösen Buben loskommest! sagte ihnen also, sie sollten sich ein Herz fassen, denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie gingen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fing ich aus vollem Halse an, um Hülfe zu rufen; ich schrie Feuer und Mord und Gewalt, Alles durch einander. Darüber kamen die Leute zusammen, weil sie gern sehn wollten, was da so schrie; die Mörder waren aber auch nicht dumm, sie merkten, daß sie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß Alles nur Finten wären, sie liefen weg und waren nur froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erste Mensch, den Mörder aus einer Wüstenei haben zurecht weisen müssen.

12.

Da ich nun meine Lebensgefahr überstanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshause tapfer schmecken. Das Essen bekam mir nach der langen Reise sehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen sah, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte auf Wüsten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet, konnte auch nicht wissen, ob mir mein Verstand in der Noth immer so beistehn würde; denn, wie man zu sagen pflegt, so ist nicht alle Tage Sonntag. Ging also unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miserables Wesen; denn der Hunger mußte bei mir noch oft sein Rolle spielen. Endlich kam ich in Polen an.

Damit war mir auch nicht viel gedient; denn kein Meister wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem polnischen Edelmanne, von dem mir die Leute sagten, daß er sich einen geschickten Schneider zum Bedienten wünsche. Ich lief sogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande sei, die Kleider nach der neuesten Mode zu machen. Ich schwur darauf und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverei machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgerissen.

13.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszusetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunst sein ganzes Herz gestohlen hatte; denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unansehnlicher Herr, der viel auf seine Kleider hielt.

Er schickte mich oft aus, um in der Nachbarschaft etwas zu bestellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein sonderbares Geschick in mir verspüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber seine Thür aufmache, ist er nicht in der Stube, sondern ein großer Affe sitzt in des Herrn Lehnstuhl.

Erst wollt' ich lachen, besann mich aber eines Bessern und fing an, mich zu fürchten. Lief spornstreichs die Treppe hinunter und schrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unsinnig wäre, der Herr sei in seiner Stube. Ich ging zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zusagen, daß ein Affe in seinem Stuhle gesessen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

14.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und so wie ich mit meinem Paket in die Stube trete, spazirt ein großer, gewaltiger Löwe darin umher. Ich besann mich nicht lange, sondern lief mit großem Schreien wieder zurück und sagte, daß oben ein großer Löwe in der Studirstube sei. Die Bedienten lachten und der eine sagte: Wer weiß, was Ihr Narr da oben gesehen habt.

Nun ist es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verstehn, sagte daher mit dem größten Unwillen: Sakkerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht beim Teufel fluchen, weil mir hier Alles so bedenklich schien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja schlimm mit mir stehn! haben sie mich doch schon einmal fressen wollen, so genau kenn' ich die Bestien; werde sie ja nicht mit einem Menschen verwechseln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich so ungemein böse wurde; der Koch erbot sich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil sie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte voran gehn, damit, wenn eins von uns gefressen würde, ihn das Schicksal dazu ausersehn hätte. Aber es kam besser, als ich dachte. Oben war Niemand weiter, als der Baron, der in seinem Zimmer auf und ab ging; kein Löwe zu sehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr diese Verwandlungen anstelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, so könnte er wohl gar darauf verfallen, sich in den leibhaftigen Teufel zu verstellen, um mir so mit der besten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

15.

Seit der Zeit ging ich sehr sauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß so viele Bestien in ihm verborgen lagen, die sich bei der ersten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nur desto freundlicher. Ich that meine Dienste sehr pünktlich, weil es mir sonst übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu sich kommen und sagte: Mein lieber Schneider, Du hast Dich in meinem Hause immer gut verhalten, ich liebe Dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Compliment, so, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das sah, versuchte ich's noch besser, so daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und sagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es ist wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Lust und Belieben trage. Alles dies macht diese kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausspreche, so wird alsbald dasselbige aus mir. Wenn Du mir nun treu und redlich dienst und Gefallen an dergleichen Kunststücken hast, so sollst Du ein Stück von dieser Wurzel dermaleinst, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Lust dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger, als zuvor.

16.

Der Baron schenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erstes Probestück damit abzulegen. Ich ging also in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen, niedlichen Steinesel. Es war die erste Kunst, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geschicklichkeit verwundern.

Ich kostete in der Einsamkeit das Gras und die Disteln, die da herum wuchsen, und fand sie alle von vortrefflichem Wohlgeschmack. Mit dieser Wurzel in der Tasche bot ich nun allen künftigen Wüsteneien und jedem Hunger Troß. Sie war so gut, wie eine Pension, oder eine Stelle als Academicien.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Lust verspürte, wieder zum ordentlichen Menschen zu werden. Kann man mehr als sich satt essen? sagte ich in Gedanken zu mir selber; warum, Tonerl, willst du die Nase immer so hoch tragen? Kannst du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von Neuem in die herrlichen Disteln hinein.

17.

Ich konnte mich, wie gesagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein Bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menschen. Als ich ein Mensch geworden war, stachen mir die Disteln im Leibe, die ich erst mit so vielem Appetite gegessen hatte. Das kam daher, weil ich es sonst vorher noch nie versucht hatte; denn jedes Ding erfordert seine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, sagte ich: Tonerl! bist du nicht ein rechter Narr? Wo hast du deinen Witz und Verstand gelassen? Wirst zum Schein und Spaß ein Esel, und frissest zum Angedenken so überaus wahrhaftige Disteln in dich hinein! Muß denn eben Alles gefressen seyn? Kannst du die Schönheiten der Welt mit keinem uninteressirten Auge betrachten? — Und es ist auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet hast, ein Esel zu werden! Sind das die Zauberkünste alle?

Ich schämte mich vor mir selber; um mich zu zerstreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief so nach Hause, nahm mich aber sehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuse wegzufangen. Der Appetit dazu versagte mir wirklich nicht.

18.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräsentiren, brachte es auch darin zu einer erstaunenden Vollkommenheit; muß aber gestehen, daß mir die vierfüßigen am besten gelangen, und bin ungewiß, ob solches an der Wurzel oder an mir selber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligst verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein Bischen zusammen haben, wenn ich zum Adler oder Löwen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeschickt, und des verfluchten Saufens wegen, verspätete mich an demselben Tage. In aller Unschuld geh' ich nach Hause, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unschuldiges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böse und machte sich zu einem ungeschlachteten Elephanten, worauf er so wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände schmiß und mit dem Rüssel schlug, daß ich nicht anders gedachte, als der jüngste Tag sey vielleicht unterwegs. Faßte einen kurzen Entschluß, und lief gar aus dem Hause.

19.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich gar an die See, wo ich stille stand, in Willens, auf ein Schiff zu warten und in irgend ein andres Königreich oder Land überzusetzen, um da mein Heil besser zu versuchen.

Ich hatte mich schon wieder zu einem Menschen gemacht, um mit den Schiffern eine vernünftige Ab-

rede zu nehmen; war aber vom Hunde her noch ziemlich müde auf den Beinen. Als ich noch wartete, kamen ein Kuppel Bediente von meinem vorigen Herrn angesprengt, die mich aufjagen oder lieber gleich massakriren sollten. Ich merkte den Vorsatz und war bald eine Fliege; denn es kostete mich nur ein Wort und ein Riechen. So war ich in der Luft über den Narren und hörte, daß sie mich umbringen wollten, im Fall sie mich erwischen könnten.

Sogleich war ich wieder zum Schneider, da setzten sie hinter mir her; aber ich war eben so geschwind eine Fliege und nahm mich nur vor Schwalben und Sperlingen in Acht, daß ich nicht mitten unter meinen Kunststücken weggeschnappt würde.

Die Bedienten wußten gar nicht, was sie denken sollten, denn bald war ich wieder da, bald aber auch nicht; es war mir lächerlich, wenn sie mich sahen und hinter mir her jagten; dann war ich wieder weg; konnte aber als Fliege nicht lachen und mußte mir es also zwischen den Zähnen verbeißen.

So mußten die Bedienten unverrichteter Sachen wieder zurückreiten; denn sie hatten mich nicht gefangen, ja nicht einmal massakrirt: worüber im Herzen sehr kontentirt war.

20

Da ich nun sicher war, wurde ich wieder zum ordentlichen Schneider, weil ich so, wie gesagt, den Sperlingen weniger ausgesetzt war, und ging wieder an das Seeufer. Da sah ich übers Meer einen ungeheuern Vogel mit großen Krallen herüberschweben, mit dem mir eine artige Anekdote begegnete.

Ich fing mich nämlich vor seinen Klauen an zu fürchten, ob ich gleich wieder ein großer Schneider war; verkroch mich daher und vermaskerirte mich gleichsam in eine kleine, unansehnliche Maus, um nicht in Ungnaden vermerkt zu werden. Da half kein Privatstand, keine Unbedeutenheit. Das fliegende Ungeheuer faßt mich (Maus) zwischen seinen Krallen und immer damit weg übers wüste, wilde Meer, hoch in die Luft hinein.

Brauchte nun auf kein Schiff mehr zu warten, das ist wohl wahr; aber ich stand vor Schwindeln die Seekrankheit oben in den himmlischen Lüften aus. Ich war bange, mein Patron, unter dessen Flügeln ich wohnte, würde mich ins Wasser fallen lassen, oder unterwegs verspeisen. Aber er schien nur am Fliegen einen Narren gefressen zu haben; denn das Ding hatte gar kein Ende.

21.

Endlich kamen wir an ein hohes Schloß, das viele Zierrathen hatte, da setzte mich der hohe Unbekannte auf den alleroberſten Gipfel nieder, und begab sich von Neuem aufs Fliegen, ohne auch nur ein Trinkgeld von mir zu erwarten.

Ich blieb noch ein Weilchen Maus und stieg behende das ganze Schloß hinunter, bis auf den Boden; denn ich überlegte als Maus, daß ich als Mensch gewiß den Hals brechen würde. Nun war ich unten in dem Schloßhofe, wo Leute standen; an ihrer Kleidung merkte ich, daß es Perser waren, denn bei meinem ehemaligen Schneidermeister hatten Kupferstiche von ihnen an den Wänden gehangen.

Sie wunderten sich, wo ich herkäme, der König kam gelaufen, denn sie erzählten, daß plötzlich ein fremder Mensch in einer unbekannten Kleidung da stehe. Der König fragte mich. wer ich sei, ich scharrte und neigte, und konnte durchaus das Maul nicht halten, denn das Herz saß mir auf der Zunge; ich plauderte was durcheinander, bald zischend, bald miauend, und siehe da, es war das schönste Persisch. Ich hatte kein Wort davon verstanden, was ich erzählte; die übrigen Perser hatten Alles begriffen und freuten sich darüber. Eine wunderbare Gabe, die mir der Himmel da unversehens mitgetheilt hatte. Ich redete den ganzen Tag; weiß aber bis dato noch nicht, was es gewesen ist.

22.

Mein erstes Bestreben war nun dahin gerichtet, meine eigne persische Sprache zu verstehen, weil in der Besorgniß stand, ich möchte endlich gar die menschliche Vernunft darüber verlieren, wenn ich Tag für Tag so viele Worte ohne Sinn redete. Uebte mich in der Sprache bei dieser Gelegenheit, und ging in der Philosophie augenscheinlich rückwärts; verspürte auch einige Neugier, zu erfahren, was ich den ganzen Tag wohl schwatzen möchte; denn das Maul stand mir wirklich nicht eine Minute still. Lernte also aus Leibeskräften, und nahm jeden Tag ein Paar Stunden in der persischen Landessprache.

Bald brachte ich es dahin, daß ich mit Verstand reden konnte, und wunderte mich bei der Gelegenheit oft über meine eignen Einfälle; was mir nachher noch oft begegnet ist.

Der König hatte von mir schon längst erfahren (ohne daß ich es wußte), welcherlei Kunststücke ich in meiner Gewalt besäße; ich wurde daher überaus köstlich gehalten. Man pflegte mich, man gab mir die größten Delikatessen zu essen, die schönsten Weine zu trinken, Geld obenein und Hochachtung, in Summa, ich führte ein Leben wie im Paradiese; denn ich hatte nichts weiter dabei zu thun, als daß ich mich manchmal ein Bischen verwandelte. Nun hatte ich es doch durchgesetzt, was ich mir von Kindesgebeinen an vorgenommen hatte.

O ihr Sterblichen! ermüdet nur nicht zu früh in Euren Bestrebungen, und bleibt auf halbem Wege stehn, so muß es Euch jederzeit gelingen; denn die Tugend dringt doch immer hindurch.

23.

Der König in Persien liebte die Vögel besonders, und ließ es mir daher angelegen seyn, mich oft als einen solchen zu präsentiren. An einem Tage befahl er mir, einen großen persischen Vogel zu repräsentiren, den ich bis dahin noch niemals gesehen hatte; indeſ-

sen that mir das fast gar nichts zur Sache; ich machte es, und sah ungemein schön aus. Der König fragte mich darauf, wie man dieses Thier in meinem Vaterlande titulire? ich sagte hierauf: daß es nichts anders als ein Nußknacker oder Nußbeißer wäre. Womit er denn auch zufrieden war.

24.

Dieser König liebte die Künste aus der Maßen, er zog alle geschickten Leute an seinen Hof; aber einen so wunderbaren Menschen, wie ich war, hatte er noch nie gesehen. Wußte mich darum auch nach Würden zu schätzen und zu belohnen, maßen ich in meinem Hofdienste ansehnlich dick wurde, daß auch selbst die gemeinen Lakeyen einen Respekt vor mir hatten. Solche Constitution hatte mir immer gewünscht, und mich bei meinem ehemaligen Handwerk am meisten über die Dünnigkeit geärgert; nun aber war ich ordentlich ein Mann von Stande.

Der König ließ den benachbarten Kaiser zu sich invitiren, und schrieb ihm, daß er einen gar wunderbaren Menschen und Künstler an seinem Hofe habe, der ihm tausend Ergötzlichkeiten verschaffen würde. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich mir eine große blecherne Büchse hatte machen lassen, womit ich immer herumging, wenn ich ein Kunststück gemacht hatte. Erwartete also den türkischen Kaiser mit vielem Wohlgefallen.

25.

Dieser türkische Kaiser kam nun wirklich an, und der König nahm sich vor, ihm ganz außerordentliche Ehren zu erzeigen. Verließ sich dabei vorzüglich auf meine raren Kunststücke.

Auf den allergnädigsten Befehl meines Königs mußten Trompeter und Pauker dem Kaiser entgegenziehn, und so wie er herankam, wurde die kompleteste Janitscharenmusik ausgemacht; dann wurden zugleich alle Kanonen abgefeuert, und als der König das hörte, rief er mir zu: Nun, Tonerl, halt Dich ins Himmels Namen fertig! Ich merkte mir diese Worte sehr gut und brauchte eben nicht viele Anstalten zu treffen.

26.

Der Kaiser kam an und mein König hatte ihn unterm Arm, um ihn gleich nach dem Speisesaal zu führen. So wie der Kaiser die Thür aufmachte lag ich als ein ungeheurer Drache dahinter und spuckte ihm, jedoch manierlich, ein Bischen Feuer entgegen. Der Kaiser trat zurück und wurde ganz blaß vor Entsetzen, was meinem Könige sehr lieb war, daß er ihm so eine heimliche Freude hatte veranstalten können; er sagte hierauf: Geruhen Ew. kaiserliche Majestät nur dreist voranzugehn, dieser Drache thut Niemanden etwas, der ihm eine kleine Verehrung giebt. Der Kaiser suchte in der größten Angst seine Geldbörse hervor; ich stellte mich sogleich höflich auf meine zwei Hinterbeine und hielt ihm mit vieler zierlichen Reverenz meine Büchse entgegen; er warf wirklich die Börse hinein, worüber eine große Freude empfand; glaube, er hat es in der Angst gethan; denn ich hatte nur auf ein Paar Goldstücke gerechnet.

Die Majestäten setzten sich zu Tische und ich blieb als Drache immer noch vor der Thür liegen. Es wurde prächtig gespeist; denn der persische König hatte bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Geld angesehen, wollte auch nicht am türkischen Hofe von sich sagen lassen, daß er geizig sei. Ich leckte mir als Drache oft das Maul, von wegen der delikaten Gerichte, die aufgetragen wurden, worüber die beiden Majestäten inständigst zu lachen geruhten. Ich dachte immer: Lacht nur über mich, müßt Ihr mir doch jedes Lachen bezahlen.

27.

Bei Tische sagte der Türke: Aber Ihro Majestät haben mir von einem wunderlichen, raren Menschen geschrieben, der sich an Ihrem Hofe aufhielte; wo ist derselbe? Der König wies darauf lachend nach mir hin, und sagte: Da liegt er vor der Thür, Ihnen aufzuwarten, als Drache. Worauf mich zugleich zum Menschen verwandelte, und dem Kaiser die Hand küßte. Es gelang mir auch trefflich; denn ich wurde sogleich an die delikate Tafel gezogen, und ließ es mir trefflich wohlschmecken. Der Türke konnte in seiner Verwunderung über mich kein Ende finden. Als der König ihm aber gar sagte, daß dieses Kunststück mit dem Drachen nicht mein einziges sei, sondern daß ich mich in jedes beliebige Thier verwandeln könne, schlug er gar die Hände über seinem Turban zusammen, wie denn die Türken gewöhnlich zu tragen pflegen. Verwandelte mich auch auf Befehl sogleich in einen Wolf, wieder in mich; dann in einen kostbaren Vogel, dessen Federn wie Gold und Edelgestein in der Sonne glänzten, setzte mich auf die Tafel und sang ein liebliches Lied, zur ergötzlichen Verwunderung aller Anwesenden.

28.

Ich mußte in dieser Zeit trefflich mit meinen Kunsttalenten herhalten, und war des Abends wacker müde, weil ich im Thierreich so viel zu thun hatte. Die hohen Majestäten stellten sich zuweilen mit der Naturgeschichte vor mir hin, und lasen die Beschreibung eines jeden Thiers, wobei ich denn als Exemplar vor ihnen stehen mußte. Der Türke fand ein so großes Gefallen an meiner Wenigkeit, daß er mich meinem Könige für eine Menge türkischer Kleinodien abkaufen wollte; doch dieser sagte: Mein Herr Bruder, dieser rare Mensch ist meine einzige Ergötzlichkeit in meinen müßigen Stunden; auch gehört er mir gar nicht zu, sondern er ist völlig sein eigner Herr; er ist aus der Luft plötzlich herunter gekommen, so daß ich nur Gott danken muß, wenn es ihm noch

länger wohlgefällig ist, an meinem geringen Hofe vorlieb zu nehmen.

Dermaßen war mir bis dahin noch niemals geschmeichelt worden; ich glaubte in meinem Sinn, der alleroberste und fürnehmste Künstler in der ganzen Welt zu seyn. Ich blies das Gesicht auf und erwiederte: es gefalle mir noch an diesem Hofe und gedenke also fürs Erste noch dorten zu verbleiben; worüber mir mein König die Hand drückte, dem Türken aber die Thränen in die Augen kamen; so lieb hatte er mich gewonnen. Reiste auch bald nachher ab, nachdem er mir eine ansehnliche Verehrung zurückgelassen hatte.

29.

Ich war immer noch in meiner vollen Herrlichkeit, als sich am Hofe ein fremder Künstler anmelden ließ. Er gab vor, er komme aus Arabien und habe einen sehr kostbaren arabischen Stein bei sich, mit dem er alle möglichen wilden Thiere so bannen könne, daß sie sich nicht aus der Stelle zu rühren vermöchten.

Es war mir ungelegen, daß mir Einer am Hofe in die Quere kommen sollte, und ich lachte also nur darüber und gedachte, der andere Virtuose solle keine Gewalt über mich haben, da ich mich nur in die Thiere verstellte. Ward aber leider bald das Gegentheil inne. Denn der König war voller Freude, daß sich ein Künstler von ganz andrer Sorte an seinem Hofe hatte melden lassen. befahl uns Beiden sogleich, unsre Künste zu probiren. Um meiner Sache gewiß zu seyn, machte ich mich zu einem polnischen Ochsen, in der Meinung, den Künstler auf die Hörner zu nehmen und ihn in der Stube herumzutragen, daß seine Kunst zu Schanden würde. Der wischte aber mit seinem Steine hervor, und bannte mich von Stund' an so fest, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte.

30.

Ich war sehr böse, daß der Stein so viele Gewalt über mich hatte. Der König rief endlich: Ihr Künstler, von einander! Sogleich nahm er den Bannstein zurück, und nun war ich erst meiner Glieder wieder mächtig.

Ich machte dem Könige recht schiefe Gesichter, und hätte den Fremden gern umbringen mögen; denn ich merkte, daß ihm der König schon mehr zugethan war, als mir selber. Der König sagte: Künstler! ich will Euch Beide an meinem Hofe behalten, mit einem gleichen Gehalte, aber keiner muß dem andern zuwider seyn, sondern Ihr müßt nur immer fleißig dahin trachten, wie Ihr mir die Zeit vertreiben wollt. Das ist Euer Hauptaugenmerk, und darum laßt nur allen Neid und Zwiespalt, denn das ist mir zuwider.

Wir versprachen es dem Könige und ergötzten ihn auch wirklich unverdrossen.

31.

Es war nun an dem, daß der König ein großes und kostbares Fest geben wollte, wozu alle Minister und auch die fremden Gesandten eingeladen wurden. Uns Beiden war vorher aufgegeben, die Fremden vollkommen zu erlustiren, wenn sie erschienen wären. Wir thaten es aus allen Kräften, und als die Tafel aufgehoben war, verfügten sich Alle in den herrlichen Schloßgarten. Auch hier verwandelte ich mich in unterschiedliche Thiere und wurde dann gebannt; auch wurde ich zu einem schönen Pudel, auf dem der Zauberer herumritt. Alle Menschen gestanden, daß sie noch nie dergleichen gesehn hätten.

Unter andern Denkwürdigkeiten machte ich mich zum Adler und nahm dem obersten Staatsminister die Perücke vom Kopf, mit der ich in der Luft auf eine artliche Weise spielte, sie mir auch selber auf meinen Adlerskopf setzte, und so hin und her flog, worüber ein lautes allgemeines Lachen entstanden, so, daß sich der König, so wie die Uebrigen, gewiß rechtschaffen von ihren Regierungsgeschäften erholten.

32.

An dem Tage löste aus meiner Kunst sehr vieles Geld; denn ich sprach den Herren mit meiner Büchse gar fleißig zu. Der Zauberer wurde darüber neidisch und eifersüchtig, was ich aber nicht gleich gewahr wurde.

Verwandelte mich in aller Unschuld in ein wildes Schwein, um die Hoflustbarkeiten fortzusetzen; der neidische Künstler bannte mich, wie immer geschehen war, nahm aber zum Ueberfluß einen derben Knittel, womit er dermaßen auf mich zuschlug, daß ich fast alle Besinnung verlor.

Lag noch in Ohnmacht und hörte, wie der ganze Hof über mich lachte. Die Wahrheit geht mir nur über Alles, sonst würde dergleichen Abenteuer lieber verheimlichen. Der König insonderheit wollte sich vor Lachen beinahe ausschütten; kurz, es war Keiner, der an meinem Unglücke nicht eine innige Ergötzlichkeit genossen hätte.

Ich sahe, daß der Fremde dadurch noch beliebter ward, wurde augenblicklich dadurch und durch die empfangenen Prügel disgustirt, verwandelte mich in eine Fliege und flog nach dem türkischen Hof, wo der Kaiser meines Umgangs so gern hatte theilhaftig werden wollen.

33.

Des türkischen Kaisers Freude läßt sich durchaus nicht beschreiben, als er hörte, daß ich mich nun an seinem Hofe aufhalten wollte. Er fiel mir um den Hals, und kreuzigte und segnete sich vor lauter Entzücken. Mir war es lieb, daß er von meiner Person so viel hielt.

Er schenkte mir sogleich eine Equipage, damit ich beständig um ihn seyn könnte, ohne so viel zu Fuß zu

laufen. Da es so weit gekommen war, mußte ich ihn in meinem Wagen auf seinen Spazierfahrten, Reisen und Jagden begleiten, damit ich ihn gleich erlustigen könnte, sobald es ihm nur in den Sinn käme. Ich war mit allen diesen Einrichtungen sehr zufrieden.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, eine große Jagd einzurichten, zu der ich ebenfalls eingeladen wurde. Unterwegs vexirte ich die Bedienten auf eine ziemlich sinnreiche Art, indem ich mich bald in einen Vogel, bald in ein wildes Thier verkleidete, und sie so erschreckte.

Auf der Jagd selbst hatte kein sonderliches Glück, welches daher kam, daß ich mit meinem Gewehre immer weit daneben schoß, worüber auch viele Sticheleien von den Bedienten aushalten mußte. Dies ging mir durch die Seele, weil von jeher auf meine Ehre gehalten habe. Der Kaiser verlangte, ich sollte mich als Mensch davon machen und lieber als ein Thier erscheinen, weil er mich so lieber leiden mochte. Gehorsamte auch augenblicklich, und lief als ein Bär im Walde unter den übrigen Thieren herum.

Meine Bereitwilligkeit hätte beinahe zu meinem größten Unglücke ausschlagen können; denn ein Bedienter, der mir nicht sonderlich gewogen war, zielte nach mir, und ich hörte die Kugel dicht vor meinen Ohren vorbei sausen. Das war ein Schreck!

War auch nicht faul, sondern ging gleich in meiner eigenen Person zum Kaiser und klagte ihm diese Niederträchtigkeit. Er war erschrecklich ungehalten; der Bediente gab vor, er hätte gar nicht nach mir geschossen, es sei unbekannterweise geschehn, und es sei nur einem veritablen Bären zugedacht gewesen. Mußte mich mit dieser kahlen Ausflucht zufrieden stellen, weil es ihm nicht beweisen konnte.

Seitdem wurde etwas bange, mich zu verändern. Der Kaiser befahl aber, daß Niemand von seinen Bedienten schießen sollte, er wollte es allein verrichten; sollte sich auch Keiner unterstehn, nur geladen Gewehr zu führen. Worauf mir wieder etwas ein Herz fassete.

34.

Ich machte mich nun zu einem Wolf und spazierte so in den grünen Wald hinein. Es war in der That ein angenehmes Wetter, und von jeher bin für schöne Natur empfindlich gewesen. Dachte aber auch daran, nicht bloß so müßig herum zu laufen, sondern Nutzen zu stiften: trieb also alle erschreckten Thiere im Walde meinem gnädigsten Kaiser entgegen, daß er sie desto besser schießen konnte. Die Aufmerksamkeit wurde gut vermerkt und so der ganze Tag zugebracht.

Auf dem Rückwege neckte die Bedienten wieder in unterschiedlichen Gestalten, weshalb mir auch fast alle ziemlich aufsäßig wurden. Doch macht sich ein Mann meines Gleichen niemals etwas daraus, was dergleichen gemeine Bedienten von ihm denken mögen.

35.

Es ist eine Einrichtung des Schicksals, daß die größte Herrlichkeit des Menschen niemalen allzu lange dauert; und das war auch leider mit mir der Fall. War so hübsch dick geworden und mußte bald wieder um so Vieles rückwärts kommen.

Der Kaiser gab allen seinen Bedienten, worunter ich mich diesmal auch mit zählen ließ, einen großen Schmaus. Da war an Wein und allen Eßwaaren ein großer Ueberfluß. Wir ließen es uns Alle herrlich schmecken, sonderlich ich, der ich mich in dieser Gesellschaft für den Vornehmsten hielt. Es kam bald dahin, daß so gut, wie besoffen war, worauf mich denn so gemein machte, unter diesen schlechten Bedienten mit meiner Wurzel allerhand Kunststücke anzustellen. Hätte es dazumal wohl schon überdrüßig seyn können.

Die Canaillen merkten sich die Wurzel und als ich nachher in einen tiefen Schlaf verfiel (hatte kaum noch so viel Besinnung, mich wieder zum Menschen zu machen), nahm mir einer von diesen Schurken die Wurzel heimlich weg und warf sie ins Wasser. Ließen darauf nach Hause und ließen mich im Wirthshause schlafen.

36.

Ich erwachte erst am folgenden Mittag und erschrack, daß es schon so spät sei, und daß ich meinen Kaiser in so langer Zeit nicht gesehen hatte. Ich ging nun sogleich an den Hof.

Man saß schon bei der Tafel und der Kaiser hatte schon viele Künste von mir wollen machen lassen, deshalb war er ungehalten, als ich so spät erschien. Ich sollte gleich ein Pferd werden, und war auch willig und bereit dazu; aber ich mochte mich abarbeiten, wie ich wollte, es half nichts, ich blieb immer nur ein Mensch. Erst sah ich mich an, dachte, wäre noch besoffen; da ich aber an meinen Füßen deutlich die Schnallen sah, blieb mir kein Zweifel übrig. Quälte mich von Neuem, aber es wollte durchaus nichts aus mir werden.

Ich suchte in der Tasche, und nun merkte ich, daß mir die Wurzel fehlte. O wie fing ich an zu heulen und zu schreien! Der Kaiser glaubte erst, das sollte eine Kunst vorstellen, und sagte: es wäre gut, ich sollte mich nun aber auch sputen und ein Pferd werden. Worauf ihm denn mein Anliegen entdeckte, daß mir meine Wurzel gestohlen wäre, und fing von Neuem an zu heulen. Nun aber erschrak er und wurde ungehalten. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand, da ich nicht zum Thier werden konnte.

Einer am Hofe, der mich immer mit Neid angesehn hatte, sagte: meine ganze Kunst sei gewiß nur eitel Blendwerk gewesen und das mit der Wurzel ein leeres Vorgeben. Meine Zeit sei nun aus und ich könne darum nichts mehr machen.

Der Kaiser glaubte was der Esel sagte, und wurde sehr ergrimmt über mich, daß ich mich bisher unterstanden hätte, ihm einen blauen Dunst vorzuma-

dachte nämlich in meinem kindischen Gemüthe, den güldenen Boden anzutreffen, den jedes Handwerk in sich führen soll, wollte auch schon Land rufen und Anker auswerfen, als mir einmal prächtige goldene Tressen in die Hände fielen, wenn mich nicht glücklicherweise der Meister darüber erwischt und mich auf den Pfad der Tugend, sogar bei den Haaren, zurückgerissen hätte.

4.

Je älter ich ward, je mehr Lust verspürte ich zu einem wunderbaren Lebenswandel in mir. War unzufrieden, daß es den einen Tag wie den andern herging, und nur sehr selten Trinkgelder einliefen. Ich suchte zwar aus meinem Stande so viel zu machen, als mir nur möglich war, denn ich sprach Jedermann an, sobald ich auch nur eine Bestellung hatte; aber es gerieth mir nicht immer, denn oft ward ich ausgescholten; woran mich aber bald gewöhnte.

Was mich noch verdroß, war, daß alle Menschen über mein Handwerk spotteten, denn wenn ich einmal zu Biere ging, wobei mir immer mit Schinken und andern Leckerbissen aufwarten ließ, ward ich von allen anwesenden Gästen herumgenommen und dermaßen tribulirt, daß ich oft aus den Eßwaaren den Wohlgeschmack gar nicht herausschmecken konnte, sondern nur in der Eil Alles hinunterschluckte. Was mich sehr verdroß.

Ich klagte dem Meister meine Noth, der mich ermahnte, keinen Anstoß daran zu nehmen, weil das einmal eine hergebrachte Gewohnheit sei; die Leute ließen sich von der Religion und ihren herkömmlichen Sitten nicht gern etwas schmälern. Die Juden würden ja noch mehr verfolgt, oft sei es nur Neid, der aus den Leuten spreche; ich solle nur tapfer darauf antworten.

5.

Ich hatte die Lehrjahre überstanden, und glaubte nun ein ganzer Kerl zu seyn; aber nun ging mein Leiden unter den übrigen Handwerksburschen erst an. Da war Keiner, der nicht den neuen Gesellen vexirt hätte, um seinen Verstand an mir zu beweisen; ja es geschah wohl zuweilen, daß sie sogar Händel suchten. Ich trachtete gewöhnlich, mich durch eine glückliche Flucht zu retten. Mein Meister führte mir meine Zaghaftigkeit zu Gemüthe, und sagte etwas unfreundlich: Lumpenhund! (N.B. Muß lachen, wenn ich daran gedenke, daß ich jetzt ein Kaiser bin) also: Lumpenhund! hast Du denn keinen Witz, keine Einfälle? Ist Dir der Verstand denn ganz verregnet, daß Du Alles so auf Dir sitzen lässest?

Nun ging wieder ins Wirthshaus und nahm mir fest vor, gewiß etwas Tüchtiges und Gesalzenes aus meinem Munde hören zu lassen. Kaum war ich hineingetreten, so nahm richtig die Schrauberei wieder ihren Anfang; sonderlich thaten sich zwei Leinwebergesellen hervor. Nun überlegte ich meinen Spruch eine kleine Weile (denn man soll nie aufs Gerade-wohl sprechen, wenn der Himmel uns auch noch so große Weisheit verliehen hat), und nach einiger Ueberlegung fuhr ich so heraus: Ihr erzdummen Esel! Ihr untersteht Euch, über einen Schneider zu spotten, da Ihr selber doch nur Leinweber seid?

6.

Alle Gäste lachten über meinen Einfall so laut, daß man es gemächlich über die Gasse hören konnte; ich war in meinem Herzen mit dem Gefühl zufrieden, daß ich es ihnen reichlich vergolten hätte und verblieb über meinen Sieg so ziemlich bescheiden, ob es mir gleich etwas sauer ward; denn es war in meinem Leben das erstemal, daß ich meinem Witze so den Zügel schießen ließ, hatte auch nicht erwartet, daß mein bischen Mutterwitz einen so gütigen, aufmunternden Beifall finden würde; aber es waren noch mehr Leinweber zugegen, die plötzlich zu den Prügeln griffen, da sie keinen Verstand bei der Hand hatten. Das zog mir zu Gemüthe und entwich eiligst, worauf ich dann zum Meister kam, und sagte: Mein Witz bekömmt mir noch schlechter, so daß ich sogar, ohne mein Bier auszutrinken, habe davon laufen müssen. Das ist hier ein übler, ungesunder Ort, ich will mich auf die Wanderschaft begeben, vielleicht, daß es mir in andern Gegenden besser geht.

Der Meister war mit meinem Entschluß zufrieden; ich nahm von den Eltern Abschied und begab mich unverdrossen auf die Wanderschaft.

7

Nun war ich auf der Wanderschaft, von der ich oft so Vieles hatte erzählen hören. Es ereignete sich, daß ich immer einen Fuß vor den andern setzen mußte, worauf jener wieder nicht der hinterste seyn wollte, indem der andere voranlief und aus diesem Wettstreit war das Wandern zusammengesetzt. Im Anfange däuchte mir diese Uebung ganz lustig und ich glaubte sogar, ich würde hinter dem nächsten Hügel schon in ein ganz fremdes, wundervolles Land gerathen. Ich hatte dazumal noch gar keine Erfahrung, und stellte mir daher vor, wie leicht es mir fallen müsse, binnen Kurzem ein großer und wohl vornehmer Mann zu werden. Ja, mein geliebter Leser, es kostet manche Künste, ehe man es nur dahin bringt, Graf oder Herzog zu werden, wie du im Verlaufe meiner Begebenheiten gewahr werden sollst.

Bald ging mir der Proviant aus, das Reisegeld nahm ab und mußte nun die Künste treiben, in denen die meisten Handwerksbursche wohl bewandert sind. Das ging noch an. Aber nach einigen Tagereisen gerieth ich in eine fürchterliche Wüste, die so einsam war, daß ich auch nicht einen einzigen Menschen darin antraf.

8.

Hatte mir unter einer Wüste immer ganz etwas Anderes vorgestellt, als was mir jetzt vor der Nase lag; denn das war eben nichts Besseres, als ein Wald. Ich konnte den großen Weg nicht wieder finden, dabei auch keinen Menschen, kein Haus, kein Dorf. Ich dachte anfangs, daß das auch mit zum Reisen gehöre; da aber endlich der Hunger allzusehr überhand nahm, wurde ich meines Irrthums gewahr. Ich hatte mich nämlich verirrt, und lief bald links, bald rechts, wobei mir die Knie vor Furcht zitterten; auch rief ich um Hülfe, aber Alles vergebens. Wobei mich bis Dato noch darüber verwundere, daß sich alle Menschen ihre Häuser und Städte von dieser Wüste, so weit ab gebaut haben; vielleicht, daß sie eben so vielen Abscheu dagegen haben, als ich selber, und dem Hunger eben so gern aus dem Wege gehn.

Das wär' Alles noch zu ertragen gewesen; aber nun brach gar die finstre Nacht herein. Darüber kam ich in großes Schrecken, und dazumal habe ich es eingesehn, daß die Nacht wirklich keines Menschen Freund ist. Denn es dauerte nicht gar lange, so machten sich Wölfe, Bären und dergleichen Creaturen in meiner Nähe etwas zu thun; im Grunde nur Vorwand, weil sie mich fressen wollten. Selber nichts zu beißen und zu brechen und noch dergleichen Zumuthungen. Sehr fatal!

Mußte in den Umständen auf einen Baum steigen, was ich sonst noch nie gethan hatte: aber die Löwen turnirten und lärmten um mich herum, daß ich mich dazu zu resolviren genöthigt sah. Sie kehrten sich aber daran nicht, sondern gingen insgesammt mit Brummen und Zähneblöcken um meinen Baum herum. Wünschte mir wieder, nur auf die gewöhnliche Art im Wirthshause verirt zu werden, und hätte viel darum gegeben.

9.

Die Nacht über hatte ich in der That eine schlechte Schlafstelle gehabt. Das Morgenroth brachte mir viele Freude, denn nun gingen die ungebetenen Gäste wieder von meinem Baume weg. Ich stieg vom Baume herunter und sah mich genöthigt, einige rohe Wurzeln zu frühstücken, die mir nicht sonderlich schmeckten. Ich lief umher und traf auch kein besser Mittagbrod. Hätte mich geschämt, wenn mich ein einziger Mensch hätte die rohen Wurzeln essen sehn; aber bei so bewandten Umständen war von meiner Seite eben nichts anders zu thun. Ich verfluchte oft meine Auswanderung und meinen Stolz, daß ich in der Welt was Besonderes hatte werden wollen: aber das war nun Alles zu spät.

10.

So bracht' ich noch zwei Tage zu, indem ich immer in meiner Wüstenei herumreiste. Ich glaube, daß ich an manche Stellen drei bis viermal hingekommen bin, weil, wie gesagt, kein Weg anzutreffen war, sich auch alles Buschwerk so gleich sah, daß ich es nicht einmal wissen konnte. In der dritten Nacht war heller Mondenschein und ich retirirte mich wieder auf eine sehr hohe Tanne. Als ich noch mein Unglück bejammerte, kamen zwei Kerls aus dem Dickicht, mit zwei geladenen Gewehren, die sie nach mir hinzielten. Ei, wie hätte ich die Löwen lieber gemocht, als diese verruchten Mörder! War auch nicht verzagt, sondern fing gar erbärmlich an zu schreien, und sie möchten Mitleid haben u. s. w.; ich wäre ganz ohne mein Zuthun und unverhofft in diese Wüstenei gerathen; ich sei ein wandernder Schneidergesell u. s. w.; sie möchten ein Einsehen haben, und um Gotteswillen das liebe Schießen lassen; ich sei nicht der Mühe werth u. s. w.

Weil sie die Absicht hatten, Mörder zu seyn, kehrten sie sich an meine beweglichen Reden nicht, sondern zielten mir mit den Röhren immer noch unter die Nase. Der eine meinte, wenn ich Schätze bei mir hätte, sollte ich sie nur gutwillig herausgeben, denn sie wären Straßenräuber, die sich am liebsten in solchen Wüsten aufhielten, widrigenfalls wollten sie mich wie einen Vogel von meiner Tanne herunter schießen, und mir nachher das Meinige mit Gewalt wegnehmen.

Erwiederte, daß mich schäme, nicht mehr als zwei baare Groschen in meinem Vermögen zu haben, wenn ihnen damit gedient wäre, sollten diese ihnen gern gegönnt seyn. Ich wüßte aber nicht weit von Polen einen vergrabenen Schatz, den ich ihnen anzeigen wollte, wenn sie mir das Leben gönnen möchten. Ich sei eigentlich aus dieser Ursach von Wien abmarschirt, um diesen Schatz zu heben, den mir eine weise Frau angezeigt habe. Diesen wollt' ich ihnen lieber gönnen, wenn sie mir zur Vergeltung nur das Leben lassen wollten.

11.

War Alles nicht wahr, mein hochgeehrter Leser, sondern eine verflucht fein ausgesonnene Lüge von mir; es war eine Kopfarbeit, die sich sehn lassen durfte, die ich da oben auf meiner Tanne nächtlicherweise vornahm. Beinahe wäre ich vor purem Zittern herabgefallen, mitten unter die Mörder hinein, wenn mich nicht die Vorsehung glücklicherweise zu etwas Besserm aufgehoben hätte.

Die Mörder glaubten meinen Worten, sie sagten, ich möchte heruntersteigen und ihnen den Weg weisen. War contentirt und willigte ein, falls sie mich nur aus der Wüstenei hinausführen wollten. Das versprachen sie ihrerseits auch, und somit stieg ich wirklich hinab.

Habe in meinem Leben nicht wieder Leute angetroffen, die nach einem Schatze so überaus begierig gewesen wären, als diese Mörder. Sie konnten mit Fragen kein Ende finden, und ich wußte ihnen immer wieder etwas Neues aufzuheften. Als wir eine Weile mit einander gegangen waren, war ich mit den Mördern ordentlicherweise bekannt und vertraut: sie konnten sich recht freundschaftlich anstellen, und ich hätt' es nimmermehr hinter ihnen gesucht, wenn sie nicht vorher so tückischer Weise mit den Flinten

nach mir gezielt hätten. Der einzige Umstand war unsrer Freundschaft im Wege.

Sie erkundigten sich bei mir, wie und auf welche Art der Schatz gehoben werden müsse. Ich erzählte ihnen darauf recht umständlich, wie es damit noch gar manche Bedenklichkeiten habe, denn es sei nichts Kleines, einen unterirdischen Schatz zu heben, und die Gespenster, die ihn bewachten, hätten oft wunderbare Grillen. Die Kerls glaubten das Alles. Ich sagte weiter, kein Eisen dürfe dem Schatze nahe kommen, sonst versinke er viele tausend Klafter tief in die Erde hinein. Dies war nun mein Hauptkniff, auf den Alles ankam, und die dummen gutherzigen Mordbrenner schmissen nun auch ihre Gewehre, Säbel und grausam langen Messer von sich. Mir kam ein Grausen bei diesem Spektakel an, und doch war ich froh, daß ich sie nur so weit hatte.

Unter diesen künstlichen Lügen waren wir nun wirklich aus der Wüstenei heraus gekommen. Das Herz wurde mir leichter. Nicht weit davon lag ein Dorf vor uns, und nun dachte ich: jetzt ist es Zeit, daß du von den bösen Buben loskommest! sagte ihnen also, sie sollten sich ein Herz fassen, denn nicht weit von dem Dorfe wäre der Schatz vergraben.

Sie gingen noch hitziger nach dem Dorfe zu, als ich; aber als wir ganz nahe waren, fing ich aus vollem Halse an, um Hülfe zu rufen; ich schrie Feuer und Mord und Gewalt, Alles durch einander. Darüber kamen die Leute zusammen, weil sie gern sehn wollten, was da so schrie; die Mörder waren aber auch nicht dumm, sie merkten, daß sie mit einem klugen Vogel zu thun gehabt hatten, daß Alles nur Finten wären, sie liefen weg und waren nur froh, daß sie mit heiler Haut davon kamen.

Bin übrigens wohl der erste Mensch, den Mörder aus einer Wüstenei haben zurecht weisen müssen.

12.

Da ich nun meine Lebensgefahr überstanden hatte, ließ ich es mir im Wirthshause tapfer schmecken. Das Essen bekam mir nach der langen Reise sehr gut; auch gönnten mir's die Leute.

Es war mir zuwider, daß ich mich gezwungen sah, meine Reise fortzusetzen. Ich hatte auf Wüsten, Löwen, Mörder und Hunger nimmermehr gerechnet, konnte auch nicht wissen, ob mir mein Verstand in der Noth immer so beistehn würde; denn, wie man zu sagen pflegt, so ist nicht alle Tage Sonntag. Ging also unter Herzklopfen weiter.

Es war auch wirklich ein miserables Wesen; denn der Hunger mußte bei mir noch oft sein Rolle spielen. Endlich kam ich in Polen an.

Damit war mir auch nicht viel gedient; denn kein Meister wollte mir Arbeit geben. Endlich hörte ich von einem polnischen Edelmanne, von dem mir die Leute sagten, daß er sich einen geschickten Schneider zum Bedienten wünsche. Ich lief sogleich zu ihm und er fragte mich, ob ich im Stande sei, die Kleider nach der neuesten Mode zu machen. Ich schwur darauf und es war auch der Fall. Zur Probe mußte ich mir meine eigne Liverei machen: war mir herzlich lieb, denn mein Rock war ganz abgerissen.

13.

Der Baron hatte an meinen Kleidern nichts auszusetzen, und ich merkte bald, daß ich ihm mit meiner Kunst sein ganzes Herz gestohlen hatte; denn ich konnte von ihm verlangen, was ich nur wollte. Er war ein guter, unansehnlicher Herr, der viel auf seine Kleider hielt.

Er schickte mich oft aus, um in der Nachbarschaft etwas zu bestellen, weil ich zu dergleichen Aufträgen ein sonderbares Geschick in mir verspüren ließ. So kam ich einmal wieder, und will meinem Herrn die Antwort bringen, wie ich aber seine Thür aufmache, ist er nicht in der Stube, sondern ein großer Affe sitzt in des Herrn Lehnstuhl.

Erst wollt' ich lachen, besann mich aber eines Bessern und fing an, mich zu fürchten. Lief spornstreichs die Treppe hinunter und schrie nach meinem gnädigen Herrn. Die Bedienten fragten, ob ich unsinnig wäre, der Herr sei in seiner Stube. Ich ging zurück, und der Baron war auch wirklich da. Ich war ganz verblüfft, wollte es ihm doch nicht auf den Kopf zusagen, daß ein Affe in seinem Stuhle gesessen hätte, weil ich keine Zeugen aufführen konnte. War mir doch bedenklich.

14.

Ein andermal hatte ich für meinen Baron etwas eingekauft, und so wie ich mit meinem Paket in die Stube trete, spazirt ein großer, gewaltiger Löwe darin umher. Ich besann mich nicht lange, sondern lief mit großem Schreien wieder zurück und sagte, daß oben ein großer Löwe in der Studirstube sei. Die Bedienten lachten und der eine sagte: Wer weiß, was Ihr Narr da oben gesehen habt.

Nun ist es mir nicht gegeben, lange Spaß zu verstehn, sagte daher mit dem größten Unwillen: Sakkerment! (vielleicht fuhr ich auch mit Sapperlot! heraus, wollte aber nicht beim Teufel fluchen, weil mir hier Alles so bedenklich schien,) werde doch wohl noch einen Löwen kennen, da müßte es ja schlimm mit mir stehn! haben sie mich doch schon einmal fressen wollen, so genau kenn' ich die Bestien; werde sie ja nicht mit einem Menschen verwechseln! Die Bedienten gaben mir nach, da ich so ungemein böse wurde; der Koch erbot sich endlich aus Mitleid, mich hinauf zu begleiten, weil sie dachten, ich könnte am Ende wohl gar toll darüber werden. Der Koch mußte vorangehn, damit, wenn eins von uns gefressen würde, ihn das Schicksal dazu ausersehn hätte. Aber es kam besser, als ich dachte. Oben war Niemand weiter, als der Baron, der in seinem Zimmer auf und ab ging; kein Löwe zu sehn oder zu hören.

Auf der einen Seite war mir's lieb, auf der andern aber auch gar nicht. Ich merkte nun wohl, daß mein Herr diese Verwandlungen anstelle; aber damit war mir wenig gedient. Wenn ich ihm einmal ein Ding nicht recht machte, so könnte er wohl gar darauf verfallen, sich in den leibhaftigen Teufel zu verstellen, um mir so mit der besten Manier den Hals umzudrehen, weil es nachher Niemand auf ihn bringen könnte.

15.

Seit der Zeit ging ich sehr sauber und behende mit meinem Herrn um, weil ich nun wußte, daß so viele Bestien in ihm verborgen lagen, die sich bei der ersten Gelegenheit entwickeln könnten. Der Baron war aber nur desto freundlicher. Ich that meine Dienste sehr pünktlich, weil es mir sonst übel gerathen wäre.

An einem Tage ließ mich der Edelmann zu sich kommen und sagte: Mein lieber Schneider, Du hast Dich in meinem Hause immer gut verhalten, ich liebe Dich darum, wie ich nur meinen leiblichen Bruder lieben könnte.

Bedankte mich gar höflich und machte darüber ein tüchtiges Compliment, so, daß dem Baron über meine Freundlichkeit das Herz im Leibe lachte. Als ich das sah, versuchte ich's noch besser, so daß ich nach der Länge in die Stube fiel. Drauf nahm er mich in die Arme und sagte mit thränenden Augen: Mein vielgeliebter Schneider! es ist wahr, daß ein unvernünftiges Thier aus mir werden kann, zu welchem ich nur Lust und Belieben trage. Alles dies macht diese kleine Wurzel, wenn ich nur daran rieche und den Namen eines Thiers ausspreche, so wird alsbald dasselbige aus mir. Wenn Du mir nun treu und reblich dienst und Gefallen an dergleichen Kunststücken hast, so sollst Du ein Stück von dieser Wurzel dermaleinst, als eine Verehrung, von mir erhalten.

Ich hatte nur zu große Lust dazu, und diente auch von dem Tage an noch eifriger, als zuvor.

16.

Der Baron schenkte mir bald darauf wirklich die Wurzel, und ich konnte kaum die Zeit erwarten, mein erstes Probestück damit abzulegen. Ich ging also in den Wald und roch an meiner Wurzel, und verwandelte mich augenblicklich in einen kleinen, niedlichen Steinesel. Es war die erste Kunst, die ich trieb, und ich konnte mich nicht genug über meine Geschicklichkeit verwundern.

Ich kostete in der Einsamkeit das Gras und die Disteln, die da herum wuchsen, und fand sie alle von vortrefflichem Wohlgeschmack. Mit dieser Wurzel in der Tasche bot ich nun allen künftigen Wüsteneien und jedem Hunger Trotz. Sie war so gut, wie eine Pension, oder eine Stelle als Academicien.

Darüber kam's denn auch, daß ich wohl eine Stunde über gar keine Lust verspürte, wieder zum ordentlichen Menschen zu werden. Kann man mehr als sich satt essen? sagte ich in Gedanken zu mir selber; warum, Tonerl, willst du die Nase immer so hoch tragen? Kannst du nicht auch einmal mit deinem Stande zufrieden leben? — und fraß von Neuem in die herrlichen Disteln hinein.

17.

Ich konnte mich, wie gesagt, aus meinem neuen Glücke nicht wieder herausfinden. Endlich zwang ich mich doch ein Bischen und roch an meiner Wurzel, und ward wieder zum Menschen. Als ich ein Mensch geworden war, stachen mir die Disteln im Leibe, die ich erst mit so vielem Appetite gegessen hatte. Das kam daher, weil ich es sonst vorher noch nie versucht hatte; denn jedes Ding erfordert seine Uebung.

Da das Kneifen gar nicht aufhören wollte, sagte ich: Tonerl! bist du nicht ein rechter Narr? Wo hast du deinen Witz und Verstand gelassen? Wirst zum Schein und Spaß ein Esel, und frissest zum Angedenken so überaus wahrhaftige Disteln in dich hinein! Muß denn eben Alles gefressen seyn? Kannst du die Schönheiten der Welt mit keinem uninteressirten Auge betrachten? — Und es ist auch wohl ein großes Glück, nach dem du deine Lebenszeit über getrachtet hast, ein Esel zu werden! Sind das die Zauberkünste alle?

Ich schämte mich vor mir selber; um mich zu zerstreuen und Erholungs wegen verwandelte mich Augenblicks in eine Katze, und lief so nach Hause, nahm mich aber sehr in Acht, unterwegs nicht die etwanigen Mäuse wegzufangen. Der Appetit dazu versagte mir wirklich nicht.

18.

Seitdem übte ich mich Tag für Tag, allerhand Thiere nach dem Leben und der Wahrheit zu repräsentiren, brachte es auch darin zu einer erstaunenden Vollkommenheit; muß aber gestehen, daß mir die vierfüßigen am besten gelangen, und bin ungewiß, ob solches an der Wurzel oder an mir selber mag gelegen haben. Wenn ich mich eiligst verwandeln wollte, verfiel ich gewöhnlich auf eine Maus, oder dergleichen kleines Hausthier, mußte aber immer die Gedanken ein Bischen zusammen haben, wenn ich zum Adler oder Löwen, in Summa, Raubthier werden wollte.

An einem Tage hatte er mich ausgeschickt, und des verfluchten Saufens wegen, verspätete mich an demselben Tage. In aller Unschuld geb' ich nach Hause, und verwandle mich vor den Augen meines Herrn in einen kleinen Hund, um ihm ein unschuldiges Vergnügen zu machen. Der Baron war über mein Wegbleiben böse und machte sich zu einem ungeschlachteten Elephanten, worauf er so wild durch das Haus rumorte und tobte, auch mich gegen die Wände schmiß und mit dem Rüssel schlug, daß ich nicht anders gedachte, als der jüngste Tag sey vielleicht unterwegs. Faßte einen kurzen Entschluß, und lief gar aus dem Hause.

19.

Lief und lief in eins fort, und kam endlich gar an die See, wo ich stille stand, in Willens, auf ein Schiff zu warten und in irgend ein andres Königreich oder Land überzusetzen, um da mein Heil besser zu versuchen.

Ich hatte mich schon wieder zu einem Menschen gemacht, um mit den Schiffern eine vernünftige Ab-

rede zu nehmen; war aber vom Hunde her noch ziemlich müde auf den Beinen. Als ich noch wartete, kamen ein Kuppel Bediente von meinem vorigen Herrn angesprengt, die mich aufjagen oder lieber gleich massakriren sollten. Ich merkte den Vorsatz und war bald eine Fliege; denn es kostete mich nur ein Wort und ein Riechen. So war ich in der Luft über den Narren und hörte, daß sie mich umbringen wollten, im Fall sie mich erwischen könnten.

Sogleich war ich wieder zum Schneider, da setzten sie hinter mir her; aber ich war eben so geschwind eine Fliege und nahm mich nur vor Schwalben und Sperlingen in Acht, daß ich nicht mitten unter meinen Kunststücken weggeschnappt würde.

Die Bedienten wußten gar nicht, was sie denken sollten, denn bald war ich wieder da, bald aber auch nicht; es war mir lächerlich, wenn sie mich sahen und hinter mir her jagten; dann war ich wieder weg; konnte aber als Fliege nicht lachen und mußte mir es also zwischen den Zähnen verbeißen.

So mußten die Bedienten unverrichteter Sachen wieder zurückreiten; denn sie hatten mich nicht gefangen, ja nicht einmal massakrirt: worüber im Herzen sehr kontentirt war.

20

Da ich nun sicher war, wurde ich wieder zum ordentlichen Schneider, weil ich so, wie gesagt, den Sperlingen weniger ausgesetzt war, und ging wieder an das Seeufer. Da sah ich übers Meer einen ungeheuern Vogel mit großen Krallen herüberschweben, mit dem mir eine artige Anekdote begegnete.

Ich fing mich nämlich vor seinen Klauen an zu fürchten, ob ich gleich wieder ein großer Schneider war; verkroch mich daher und vermaskerirte mich gleichsam in eine kleine, unansehnliche Maus, um nicht in Ungnaden vermerkt zu werden. Da half kein Privatstand, keine Unbedeutenheit. Das fliegende Ungeheuer faßt mich (Maus) zwischen seinen Krallen und immer damit weg übers wüste, wilde Meer, hoch in die Luft hinein.

Brauchte nun auf kein Schiff mehr zu warten, das ist wohl wahr; aber ich stand vor Schwindeln die Seekrankheit oben in den himmlischen Lüften aus. Ich war bange, mein Patron, unter dessen Flügeln ich wohnte, würde mich ins Wasser fallen lassen, oder unterwegs verspeisen. Aber er schien nur am Fliegen einen Narren gefressen zu haben; denn das Ding hatte gar kein Ende.

21.

Endlich kamen wir an ein hohes Schloß, das viele Zierrathen hatte, da setzte mich der hohe Unbekannte auf den alleroberſten Gipfel nieder, und begab sich von Neuem aufs Fliegen, ohne auch nur ein Trinkgeld von mir zu erwarten.

Ich blieb noch ein Weilchen Maus und stieg behende das ganze Schloß hinunter, bis auf den Boden; denn ich überlegte als Maus, daß ich als Mensch gewiß den Hals brechen würde. Nun war ich unten in dem Schloßhofe, wo Leute standen; an ihrer Kleidung merkte ich, daß es Perser waren, denn bei meinem ehemaligen Schneidermeister hatten Kupferstiche von ihnen an den Wänden gehangen.

Sie wunderten sich, wo ich herkäme, der König kam gelaufen, denn sie erzählten, daß plötzlich ein fremder Mensch in einer unbekannten Kleidung da stehe. Der König fragte mich, wer ich sei, ich scharrte und neigte, und konnte durchaus das Maul nicht halten, denn das Herz saß mir auf der Zunge; ich plauderte was durcheinander, bald zischend, bald miauend, und siehe da, es war das schönste Persisch. Ich hatte kein Wort davon verstanden, was ich erzählte; die übrigen Perser hatten Alles begriffen und freuten sich darüber. Eine wunderbare Gabe, die mir der Himmel da unversehens mitgetheilt hatte. Ich redete den ganzen Tag; weiß aber bis dato noch nicht, was es gewesen ist.

22.

Mein erstes Bestreben war nun dahin gerichtet, meine eigne persische Sprache zu verstehen, weil in der Besorgniß stand, ich möchte endlich gar die menschliche Vernunft darüber verlieren, wenn ich Tag für Tag so viele Worte ohne Sinn redete. Uebte mich in der Sprache bei dieser Gelegenheit, und ging in der Philosophie augenscheinlich rückwärts; verspürte auch einige Neugier, zu erfahren, was ich den ganzen Tag wohl schwatzen möchte; denn das Maul stand mir wirklich nicht eine Minute still. Lernte also aus Leibeskräften, und nahm jeden Tag ein Paar Stunden in der persischen Landessprache.

Bald brachte ich es dahin, daß ich mit Verstand reden konnte, und wunderte mich bei der Gelegenheit oft über meine eignen Einfälle; was mir nachher noch oft begegnet ist.

Der König hatte von mir schon längst erfahren (ohne daß ich es wußte), welcherlei Kunststücke ich in meiner Gewalt besäße; ich wurde daher überaus köstlich gehalten. Man pflegte mich, man gab mir die größten Delikatessen zu essen, die schönsten Weine zu trinken, Geld obenein und Hochachtung, in Summa, ich führte ein Leben wie im Paradiese; denn ich hatte nichts weiter dabei zu thun, als daß ich mich manchmal ein Bischen verwandelte. Nun hatte ich es doch durchgesetzt, was ich mir von Kindesgebeinen an vorgenommen hatte.

O ihr Sterblichen! ermüdet nur nicht zu früh in Euren Bestrebungen, und bleibt auf halbem Wege stehn, so muß es Euch jederzeit gelingen; denn die Tugend bringt doch immer hindurch.

23.

Der König in Persien liebte die Vögel besonders, und ließ es mir daher angelegen seyn, mich oft als einen solchen zu präsentiren. An einem Tage befahl er mir, einen großen persischen Vogel zu repräsentiren, den ich bis dahin noch niemals gesehen hatte; indes-

sen that mir das fast gar nichts zur Sache; ich machte es, und sah ungemein schön aus. Der König fragte mich darauf, wie man dieses Thier in meinem Vaterlande titulire? ich sagte hierauf: daß es nichts anders als ein Nußknacker oder Nußbeißer wäre. Womit er denn auch zufrieden war.

24.

Dieser König liebte die Künste aus der Maßen, er zog alle geschickten Leute an seinen Hof; aber einen so wunderbaren Menschen, wie ich war, hatte er noch nie gesehen. Wußte mich darum auch nach Würden zu schätzen und zu belohnen, maßen ich in meinem Hofdienste ansehnlich dick wurde, daß auch selbst die gemeinen Lakeyen einen Respekt vor mir hatten. Solche Constitution hatte mir immer gewünscht, und mich bei meinem ehemaligen Handwerk am meisten über die Dünnigkeit geärgert; nun aber war ich ordentlich ein Mann von Stande.

Der König ließ den benachbarten Kaiser zu sich invitiren, und schrieb ihm, daß er einen gar wunderbaren Menschen und Künstler an seinem Hofe habe, der ihm tausend Ergötzlichkeiten verschaffen würde. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich mir eine große blecherne Büchse hatte machen lassen, womit ich immer herumging, wenn ich ein Kunststück gemacht hatte. Erwartete also den türkischen Kaiser mit vielem Wohlgefallen.

25.

Dieser türkische Kaiser kam nun wirklich an, und der König nahm sich vor, ihm ganz außerordentliche Ehren zu erzeigen. Verließ sich dabei vorzüglich auf meine raren Kunststücke.

Auf den allergnädigsten Befehl meines Königs mußten Trompeter und Pauker dem Kaiser entgegenziehn, und so wie er herankam, wurde die kompleteste Janitscharenmusik ausgemacht; dann wurden zugleich alle Kanonen abgefeuert, und als der König das hörte, rief er mir zu: Nun, Tonerl, halt Dich ins Himmels Namen fertig! Ich merkte mir diese Worte sehr gut und brauchte eben nicht viele Anstalten zu treffen.

26.

Der Kaiser kam an und mein König hatte ihn unterm Arm, um ihn gleich nach dem Speisesaal zu führen. So wie der Kaiser die Thür aufmachte lag ich als ein ungeheurer Drache dahinter und spuckte ihm, jedoch manierlich, ein Bischen Feuer entgegen. Der Kaiser trat zurück und wurde ganz blaß vor Entsetzen, was meinem Könige sehr lieb war, daß er ihm so eine heimliche Freude hatte veranstalten können; er sagte hierauf: Geruhen Ew. kaiserliche Majestät nur dreist voranzugehn, dieser Drache thut Niemanden etwas, der ihm eine kleine Verehrung giebt. Der Kaiser suchte in der größten Angst seine Geldbörse hervor; ich stellte mich sogleich höflich auf meine zwei Hinterbeine und hielt ihm mit vieler zierlichen Reverenz meine Büchse entgegen; er warf wirklich die Börse hinein, worüber eine große Freude empfand; glaube, er hat es in der Angst gethan; denn ich hatte nur auf ein Paar Goldstücke gerechnet.

Die Majestäten setzten sich zu Tische und ich blieb als Drache immer noch vor der Thür liegen. Es wurde prächtig gespeist; denn der persische König hatte bei dieser feierlichen Gelegenheit kein Geld angesehen, wollte auch nicht am türkischen Hofe von sich sagen lassen, daß er geizig sei. Ich leckte mir als Drache oft das Maul, von wegen der delikaten Gerichte, die aufgetragen wurden, worüber die beiden Majestäten inständigst zu lachen geruhten. Ich dachte immer: Lacht nur über mich, müßt Ihr mir doch jedes Lachen bezahlen.

27.

Bei Tische sagte der Türke: Aber Ihro Majestät haben mir von einem wunderlichen, raren Menschen geschrieben, der sich an Ihrem Hofe aufhielte; wo ist derselbe? Der König wies darauf lachend nach mir hin, und sagte: Da liegt er vor der Thür, Ihnen aufzuwarten, als Drache. Worauf mich zugleich zum Menschen verwandelte, und dem Kaiser die Hand küßte. Es gelang mir auch trefflich; denn ich wurde sogleich an die delikate Tafel gezogen, und ließ es mir trefflich wohlschmecken. Der Türke konnte in seiner Verwunderung über mich kein Ende finden. Als der König ihm aber gar sagte, daß dieses Kunststück mit dem Drachen nicht mein einziges sei, sondern daß ich mich in jedes beliebige Thier verwandeln könne, schlug er gar die Hände über seinem Turban zusammen, wie denn die Türken gewöhnlich zu tragen pflegen. Verwandelte mich auch auf Befehl sogleich in einen Wolf, wieder in mich; dann in einen kostbaren Vogel, dessen Federn wie Gold und Edelgestein in der Sonne glänzten, setzte mich auf die Tafel und sang ein liebliches Lied, zur ergötzlichen Verwunderung aller Anwesenden.

28.

Ich mußte in dieser Zeit trefflich mit meinen Kunsttalenten herhalten, und war des Abends wacker müde, weil ich im Thierreich so viel zu thun hatte. Die hohen Majestäten stellten sich zuweilen mit der Naturgeschichte vor mir hin, und lasen die Beschreibung eines jeden Thiers, wobei ich denn als Exemplar vor ihnen stehen mußte. Der Türke fand ein so großes Gefallen an meiner Wenigkeit, daß er mich meinem Könige für eine Menge türkischer Kleinodien abkaufen wollte; doch dieser sagte: Mein Herr Bruder, dieser rare Mensch ist meine einzige Ergötzlichkeit in meinen müßigen Stunden; auch gehört er mir gar nicht zu, sondern er ist völlig sein eigner Herr; er ist aus der Luft plötzlich herunter gekommen, so daß ich nur Gott danken muß, wenn es ihm noch

länger wohlgefällig ist, an meinem geringen Hofe vorlieb zu nehmen.

Dermaßen war mir bis dahin noch niemals geschmeichelt worden; ich glaubte in meinem Sinn, der alleroberste und fürnehmste Künstler in der ganzen Welt zu seyn. Ich blies das Gesicht auf und erwiederte: es gefalle mir noch an diesem Hofe und gedenke also fürs Erste noch dorten zu verbleiben; worüber mir mein König die Hand drückte, dem Türken aber die Thränen in die Augen kamen; so lieb hatte er mich gewonnen. Reiste auch bald nachher ab, nachdem er mir eine ansehnliche Verehrung zurückgelassen hatte.

29.

Ich war immer noch in meiner vollen Herrlichkeit, als sich am Hofe ein fremder Künstler anmelden ließ. Er gab vor, er komme aus Arabien und habe einen sehr kostbaren arabischen Stein bei sich, mit dem er alle möglichen wilden Thiere so bannen könne, daß sie sich nicht aus der Stelle zu rühren vermöchten.

Es war mir ungelegen, daß mir Einer am Hofe in die Quere kommen sollte, und ich lachte also nur darüber und gedachte, der andere Virtuose solle keine Gewalt über mich haben, da ich mich nur in die Thiere verstellte. Ward aber leider bald das Gegentheil inne. Denn der König war voller Freude, daß sich ein Künstler von ganz andrer Sorte an seinem Hofe hatte melden lassen, befahl uns Beiden sogleich, unsre Künste zu probiren. Um meiner Sache gewiß zu seyn, machte ich mich zu einem polnischen Ochsen, in der Meinung, den Künstler auf die Hörner zu nehmen und ihn in der Stube herumzutragen, daß seine Kunst zu Schanden würde. Der wischte aber mit seinem Steine hervor, und bannte mich von Stund' an so fest, daß ich mich nicht von der Stelle rühren konnte.

30.

Ich war sehr böse, daß der Stein so viele Gewalt über mich hatte. Der König rief endlich: Ihr Künstler, von einander! Sogleich nahm er den Bannstein zurück, und nun war ich erst meiner Glieder wieder mächtig.

Ich machte dem Könige recht schiefe Gesichter, und hätte den Fremden gern umbringen mögen; denn ich merkte, daß ihm der König schon mehr zugethan war, als mir selber. Der König sagte: Künstler! ich will Euch Beide an meinem Hofe behalten, mit einem gleichen Gehalte, aber keiner muß dem andern zuwider seyn, sondern Ihr müßt nur immer fleißig dahin trachten, wie Ihr mir die Zeit vertreiben wollt. Das ist Euer Hauptaugenmerk, und darum laßt nur allen Neid und Zwiespalt, denn das ist mir zuwider.

Wir versprachen es dem Könige und ergötzten ihn auch wirklich unverdrossen.

31.

Es war nun an dem, daß der König ein großes und kostbares Fest geben wollte, wozu alle Minister und auch die fremden Gesandten eingeladen wurden. Uns Beiden war vorher aufgegeben, die Fremden vollkommen zu erlustriren, wenn sie erschienen wären. Wir thaten es aus allen Kräften, und als die Tafel aufgehoben war, verfügten sich Alle in den herrlichen Schloßgarten. Auch hier verwandelte ich mich in unterschiedliche Thiere und wurde dann gebannt; auch wurde ich zu einem schönen Pudel, auf dem der Zauberer herumritt. Alle Menschen gestanden, daß sie noch nie dergleichen gesehn hätten.

Unter andern Denkwürdigkeiten machte ich mich zum Adler und nahm dem obersten Staatsminister die Perücke vom Kopf, mit der ich in der Luft auf eine artliche Weise spielte, sie mir auch selber auf meinen Adlerskopf setzte, und so hin und her flog, worüber ein lautes allgemeines Lachen entstanden, so, daß sich der König, so wie die Uebrigen, gewiß rechtschaffen von ihren Regierungsgeschäften erholten.

32.

An dem Tage löste aus meiner Kunst sehr vieles Geld; denn ich sprach den Herren mit meiner Büchse gar fleißig zu. Der Zauberer wurde darüber neidisch und eifersüchtig, was ich aber nicht gleich gewahr wurde.

Verwandelte mich in aller Unschuld in ein wildes Schwein, um die Hoflustbarkeiten fortzusetzen; der neidische Künstler bannte mich, wie immer geschehen war, nahm aber zum Ueberfluß einen derben Knittel, womit er dermaßen auf mich zuschlug, daß ich fast alle Besinnung verlor.

Lag noch in Ohnmacht und hörte, wie der ganze Hof über mich lachte. Die Wahrheit geht mir nur über Alles, sonst würde dergleichen Abenteuer lieber verheimlichen. Der König insonderheit wollte sich vor Lachen beinahe ausschütten; kurz, es war Keiner, der an meinem Unglücke nicht eine innige Ergötzlichkeit genossen hätte.

Ich sahe, daß der Fremde dadurch noch beliebter ward, wurde augenblicklich dadurch und durch die empfangenen Prügel disgustirt, verwandelte mich in eine Fliege und flog nach dem türkischen Hof, wo der Kaiser meines Umgangs so gern hatte theilhaftig werden wollen.

33.

Des türkischen Kaisers Freude läßt sich durchaus nicht beschreiben, als er hörte, daß ich mich nun an seinem Hofe aufhalten wollte. Er fiel mir um den Hals, und kreuzigte und segnete sich vor lauter Entzücken. Mir war es lieb, daß er von meiner Person so viel hielt.

Er schenkte mir sogleich eine Equipage, damit ich beständig um ihn seyn könnte, ohne so viel zu Fuß zu

laufen. Da es so weit gekommen war, mußte ich ihn in meinem Wagen auf seinen Spazierfahrten, Reisen und Jagden begleiten, damit ich ihn gleich erlustigen könnte, sobald es ihm nur in den Sinn käme. Ich war mit allen diesen Einrichtungen sehr zufrieden.

Nach einiger Zeit wurde beschlossen, eine große Jagd einzurichten, zu der ich ebenfalls eingeladen wurde. Unterwegs vexirte ich die Bedienten auf eine ziemlich sinnreiche Art, indem ich mich bald in einen Vogel, bald in ein wildes Thier verkleidete, und sie so erschreckte.

Auf der Jagd selbst hatte kein sonderliches Glück, welches daher kam, daß ich mit meinem Gewehre immer weit daneben schoß, worüber auch viele Sticheleien von den Bedienten aushalten mußte. Dies ging mir durch die Seele, weil von jeher auf meine Ehre gehalten habe. Der Kaiser verlangte, ich sollte mich als Mensch davon machen und lieber als ein Thier erscheinen, weil er mich so lieber leiden mochte. Gehorsamte auch augenblicklich, und lief als ein Bär im Walde unter den übrigen Thieren herum.

Meine Bereitwilligkeit hätte beinahe zu meinem größten Unglücke ausschlagen können; denn ein Bedienter, der mir nicht sonderlich gewogen war, zielte nach mir, und ich hörte die Kugel dicht vor meinen Ohren vorbei sausen. Das war ein Schreck!

War auch nicht faul, sondern ging gleich in meiner eigenen Person zum Kaiser und klagte ihm diese Niederträchtigkeit. Er war erschrecklich ungehalten; der Bediente gab vor, er hätte gar nicht nach mir geschossen, es sei unbekannterweise geschehn, und es sei nur einem veritablen Bären zugedacht gewesen. Mußte mich mit dieser kahlen Ausflucht zufrieden stellen, weil es ihm nicht beweisen konnte.

Seitdem wurde etwas bange, mich zu verändern. Der Kaiser befahl aber, daß Niemand von seinen Bedienten schießen sollte, er wollte es allein verrichten; sollte sich auch Keiner unterstehn, nur geladen Gewehr zu führen. Worauf mir wieder etwas ein Herz fassete.

34.

Ich machte mich nun zu einem Wolf und spazierte so in den grünen Wald hinein. Es war in der That ein angenehmes Wetter, und von jeher bin für schöne Natur empfindlich gewesen. Dachte aber auch daran, nicht bloß so müßig herum zu laufen, sondern Nutzen zu stiften: trieb also alle erschreckten Thiere im Walde meinem gnädigsten Kaiser entgegen, daß er sie desto besser schießen konnte. Die Aufmerksamkeit wurde gut vermerkt und so der ganze Tag zugebracht.

Auf dem Rückwege neckte die Bedienten wieder in unterschiedlichen Gestalten, weshalb mir auch fast alle ziemlich aufsäßig wurden. Doch macht sich ein Mann meines Gleichen niemals etwas daraus, was dergleichen gemeine Bedienten von ihm denken mögen.

35.

Es ist eine Einrichtung des Schicksals, daß die größte Herrlichkeit des Menschen niemalen allzu lange dauert; und das war auch leider mit mir der Fall. War so hübsch dick geworden und mußte bald wieder um so Vieles rückwärts kommen.

Der Kaiser gab allen seinen Bedienten, worunter ich mich diesmal auch mit zählen ließ, einen großen Schmaus. Da war an Wein und allen Eßwaaren ein großer Ueberfluß. Wir ließen es uns Alle herrlich schmecken, sonderlich ich, der ich mich in dieser Gesellschaft für den Vornehmsten hielt. Es kam bald dahin, daß so gut, wie besoffen war, worauf mich denn so gemein machte, unter diesen schlechten Bedienten mit meiner Wurzel allerhand Kunststücke anzustellen. Hätte es dazumal wohl schon überdrüßig seyn können.

Die Canaillen merkten sich die Wurzel und als ich nachher in einen tiefen Schlaf verfiel (hatte kaum noch so viel Besinnung, mich wieder zum Menschen zu machen), nahm mir einer von diesen Schurken die Wurzel heimlich weg und warf sie ins Wasser. Liefen darauf nach Hause und ließen mich im Wirthshause schlafen.

36.

Ich erwachte erst am folgenden Mittag und erschrack, daß es schon so spät sei, und daß ich meinen Kaiser in so langer Zeit nicht gesehen hatte. Ich ging nun sogleich an den Hof.

Man saß schon bei der Tafel und der Kaiser hatte schon viele Künste von mir wollen machen lassen, deshalb war er ungehalten, als ich so spät erschien. Ich sollte gleich ein Pferd werden, und war auch willig und bereit dazu; aber ich mochte mich abarbeiten, wie ich wollte, es half nichts, ich blieb immer nur ein Mensch. Erst sah ich mich an, dachte, wäre noch besoffen; da ich aber an meinen Füßen deutlich die Schnallen sah, blieb mir kein Zweifel übrig. Quälte mich von Neuem, aber es wollte durchaus nichts aus mir werden.

Ich suchte in der Tasche, und nun merkte ich, daß mir die Wurzel fehlte. O wie fing ich an zu heulen und zu schreien! Der Kaiser glaubte erst, das sollte eine Kunst vorstellen, und sagte: es wäre gut, ich sollte mich nun aber auch sputen und ein Pferd werden. Worauf ihm denn mein Anliegen entdeckte, daß mir meine Wurzel gestohlen wäre, und fing von Neuem an zu heulen. Nun aber erschrak er und wurde ungehalten. Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand, da ich nicht zum Thier werden konnte.

Einer am Hofe, der mich immer mit Neid angesehn hatte, sagte: meine ganze Kunst sei gewiß nur eitel Blendwerk gewesen und das mit der Wurzel ein leeres Vorgeben. Meine Zeit sei nun aus und ich könne darum nichts mehr machen.

Der Kaiser glaubte was der Esel sagte, und wurde sehr ergrimmt über mich, daß ich mich bisher unterstanden hätte, ihm einen blauen Dunst vorzuma-

chen, und daß nichts hinter mir sei. Er sagte mir also ohne Weiteres, ich möchte mich aus seinem Schlosse fortscheeren und ihm nie wieder unter die Augen kommen. Mit welchen Worten er fortging.

Die Bedienten warfen mich lachend zur Thür hinaus; der Thürhüter ergriff sogar die Peitsche, womit er mir meinen Abschied gab, und so gelangte ich Unglückseliger aus der Türkei, die ich mit keinem Auge wieder zu sehen wünschte.

Zweiter Abschnitt.

1.

So war mein großes Glück zu Schanden geworden und Alles verloren. Ich konnte mich lange nicht darein finden, als ich so unverhoffterweise aus der Türkei war verbannt worden. Oft glaubte ich, wenn ich Seelenerfahrungskunde überlegte, alle diese Uebernatürlichkeiten wären nur ein natürlicher Traum gewesen, und gewiß ist die Natur an tausend Dingen reich, die ganz natürlich sind, und bei denen dem Beobachter doch der Verstand stille steht. So überlegte ich es nun mit der Wurzel hin und her, und ihre wunderbare Kraft und Tugend kam mir manchmal sogar possirlich vor. Ich verfiel oft auf den Idealismus und stellte mir vor, alle diese Wirklichkeit sei nur meine überaus närrische Einbildung; denn ich habe seitdem in Büchern gelesen, daß es wirklich Leute gegeben hat, die ganz allein für sich in der Welt existirt haben, und um die sich alles Uebrige in der Welt nur so gleichsam in ihrer Einbildungskraft bewegt hat. Verfiel dazumal in diese gefährliche Irrlehre, und meinte, ich könnte vielleicht zu dieser sonderbaren Sekte gehören. Wenn ich denn aber wieder die Bäume um mich her ansah und meinen hungrigen Magen fühlte, so sah ich wohl ein, daß ich Unrecht haben müsse.

2.

Wanderte nun wieder auf gut Glück umher, und hatte dazumal alle Lust zum Arbeiten verloren. Das kommt leicht, besonders wenn man sich, wie mir geschehn war, durch das Künstlerleben verwöhnt hat; so hatte ich mich auch in die Kunst vernarrt, und darum kam mir mein Handwerk als was Gemeines vor. Es kam so weit mit mir, daß mich geradezu aufs Betteln legen mußte, um nur meinen Lebensunterhalt zu finden. Hatte bei dieser Gelegenheit mancherlei Schwierigkeiten zu überstehn.

So war ich bis nach Sibirien gekommen, wo es recht kalt ist. Hier ward mir das Betteln zuwider, weil die Leute in den Gegenden sehr grob sind. Ich meldete mich also wieder bei den Schneidermeistern, in der Absicht, mein Handwerk fortzusetzen; aber keiner von allen wollte mir Arbeit geben. Daneben erfuhr ich (wie ich es auch wirklich sah), daß man in diesen Gegenden viele Pelze trug, die ich nicht zu nähen verstand. Es geschah der Kälte wegen. So kam ich in immer größere Noth. Dazu kam noch, daß man um die Zeit, von wegen eines Krieges, viele Soldaten aushob, so daß auch fürchtete, Rekrut werden zu müssen, wogegen von meiner Geburt an eine große Furcht getragen. Wußte also unter diesen Umständen nicht aus noch ein.

3.

So lief immer weiter in Sibirien hinein, und fiel endlich gar auf den Entschluß, desperat zu werden. Doch besann mich noch ein Weilchen, und nahm mir vor, das zu meiner letzten Zuflucht aufzuheben. Wohl tausendmal zog ich Wurzeln aus und probirte daran, mich zu verwandeln; aber immer vergebens.

Ich kam eines Abends an ein Wirthshaus und war schon so müde, so daß ich unmöglich weiter gehn konnte. Ich meldete mich beim Wirthe, da ich aber vielleicht dermalen etwas Unansehnliches in meinem äußern Ansehn hatte, so wollte er mich nicht aufnehmen, weil er sagte, daß sein ganzes Haus schon mit Gästen besetzt sei. Ich hörte auch, wie sie lustig waren und mit den Kannen lärmten, welches mir einen doppelten Trieb verursachte, hier einzukehren. Der Wirth war anfangs gar nicht gut auf mich zu sprechen, so daß er so weit ging, mir die Thür vor der Nase zuzuwerfen, worüber mich erzürnte, und in meinen Bitten noch dringender fortfuhr.

Er ließ sich endlich erweichen, daß er mir eine Stelle auf der Ofenbank gönnen wollte, um dort in der Nacht auszuruhn. Ich ließ mir den Vorschlag gefallen und folgte ihm in die Stube, wo mich an Brantwein und Bier dermaßen erlabte, daß ich nun in den Wirth drang, mir doch ein Bett zu verschaffen, weil ich auf meiner Wanderschaft seit lange dergleichen Bequemlichkeiten habe entbehren müssen. Hieß mich einen groben Esel nach dem andern, der nimmermehr zufrieden sei, und hatte bei aller seiner Grobheit gewissermaßen Recht. Ich suchte einen andern Diskurs auf, und brachte aufs Tapet, daß ich schon der Favorit eines Königs und Kaisers gewesen sei, wodurch ich den Wirth in ein ziemliches Erstaunen versetzte, so daß er meiner Rede mit großer Begierde zuhörte.

Er fing nunmehr an, andre Saiten aufzuziehn und gestand, daß er noch ein Bett übrig habe, könne es aber keinem honetten Menschen anbieten, weil die Kammer, worin es stehe, von einem Gespenste, in Gestalt einer Katze beunruhigt wäre. Sagte darauf, ich wollte mit dem Gespenste schon fertig werden; wenn er mir nur das Bett wolle zukommen lassen; sei selbst oft eine Katze gewesen und wisse also ein Wörtchen darüber mitzusprechen; dürfe mich also nicht fürchten. Eine Katze sei ein nothwendiges, gutes Hausthier, und dergleichen wunderliche und witzige Einfälle mehr, weil ich dachte, der Wirth sage dergleichen nur, um mir bange zu machen. Da der Wirth meinen großen Muth sah, brachte er mich auf die verdächtige Kammer.

4.

War im Grunde so dreist, weil ich fest überzeugt war, es sei kein Ernst mit dem Gespenste; denn sonst hatte immer vor Gespenstern große Furcht; aber ich dachte, er wolle mir das Bett nicht in Ruhe gönnen.

Nun war ich allein und dachte an die Worte des Wirths, und da es in der Kammer wüst und unordentlich aussah, auch Nacht war, und Niemand weiter zugegen, so fing schon an, mich meine freche Redensart gereuen zu lassen. Ueberdachte dann wieder, daß doch Aufklärung in der Welt sei, die Gespenster abgeschafft und dergleichen. War überhaupt nur für das Mittelalter die Einrichtung mit dem Aberglauben, um die rohen, einfältigen Leuten zu lenken, und unser Zeitalter ist nun darüber weg. Habe auch jetzt in meinem Kaiserthum eigene Leute angestellt, die täglich gegen den Aberglauben predigen müssen und Bücher dagegen drucken (ein mühsames Geschäft), um nur die lieben Unterthanen nicht gar in der angebornen Dummheit verwildern zu lassen.

Alles das wurde mir aber dazumal gar übel versalzen.

5.

Ich war noch immer allein auf meiner Stube und ließ sich kein Gespenst, vielweniger eine Katze, hören oder sehn. Darüber wurde mir immer mehr bange, und beschloß endlich, zu Bett zu gehn. Richtete diesen Vorsatz auch ins Werk, nachdem vorher gebetet und gesungen hatte. Ich schlief auch wirklich bald ein und schlief recht gut. Außer, daß ich nach einiger Zeit wieder aufwachte und vor meiner Thür ein Gerassel, wie mit Ketten, vernahm. Gedachte anfangs, es möchte wohl die oft erwähnte Katze seyn; doch beruhigte mich wieder, indem mir vorstellte, daß mir der Wirth oder seine Magd ohne Zweifel nur einen Schrecken veranstalten wollten. Beruhigte mich damit und schlief wieder ein; denn ich konnte, wie schon gesagt, an Gespenster durchaus nicht glauben.

Schlief wieder ein, da hörte ich die Kammerthür ganz deutlich aufmachen; natürlich wachte ich auf, um nachzusehn wer da seyn könnte. Das war gut. Es war aber Niemand da; denn ich konnte mich ganz deutlich und genau umsehn, weil der Mond in der Nacht sehr hell schien. Nun kam mir das Grauen von Neuem an, und ich glaube, daß dergleichen Umstände Jedermann bedenklich scheinen würden, vollends wenn man schon vorher von einem Gespenst hat reden hören. Indem ich noch so nachdachte, kam wirklich eine große schwarze Katze zum Vorschein, die sich mit allerhand wunderlichen Geberden in der Stube auf und ab trieb; aber sonst nichts von Bedeutung vornahm.

Ich wollte mich von dergleichen Ceremonien nicht länger beunruhigen lassen, weil gern schlafen wollte, mir auch Gespenster außerdem zuwider, ich nun auch noch vollends dachte, es sei nichts weiter, als eine pur natürliche Katze. Derohalben machte keine großen Complimente, sondern griff ohne weiteres zu meinem Stocke und damit über die Katze her. Weil ich glaubte, der Wirth habe sie etwa mir zum Possen in die Kammer gesetzt.

Ich mochte dieselbe Katze ohngefähr ein Vater Unser lang geprügelt haben, als sie sich unvermutheter Weise auf die Hinterbeine stellte, und alsdann die steile Wand hinaufkletterte. War mir dessen nicht versehn, ob ich gleich selbst als Katze sonst dergleichen Kunststück gemacht hatte; denn bei den Krallen, die eine Katze in den Beinen hat, ist dergleichen eben nichts Unnatürliches. Was nun aber geschah, hätte ich niemals machen können. Ohne Umstände eröffnete sich nämlich mit großem Krachen die Decke der Stube, und mit einem fürchterlichen Brausen fuhr die Katze hindurch.

Ich stand lange und wußte nicht, was ich denken sollte; da aber die Stube wieder ordentlich zu war, wie vorhin, so legte mich wieder nieder und schlief weiter.

6.

Es war beschieden, daß ich in dieser Nacht noch einmal aufwachen sollte; denn nach einer Stunde ohngefähr, ließ sich derselbe Lärmen von Neuem spüren. Ich ließ mich sogleich munter werden, und siehe, es war Niemand anders wieder da, als die obenbemeldete schwarze Katze. War böse, daß immer so im Schlafe turbirt seyn sollte; aber da half kein Sauersehn, denn die Katze fragte nichts darnach, sondern machte im Gegentheil ein erschreckliches Gerassel und Geprassel, so daß man hätte denken können, die Welt solle einfallen.

Als ich so in den größten Aengsten lag, sagte die Katze mit vernehmlicher Stimme: Fürchte Dich nicht, mein Freund. — Als ich nun gar diese Katze mit einer menschlichen Stimme reden hörte, kroch ich vor Angst unter die Decke des Betts und hielt mir mit Gewalt Augen und Ohren zu. Aber die Katze sagte noch einmal: Fürchte Dich nicht, werthgeschätzter Freund! worauf alsbald erwiederte: Da mag sich der Teufel nicht fürchten! geh, ich will mit Dir nichts zu thun haben.

Ermannte mich doch und dachte innerlich, hinter der Katze möchte vielleicht ein Künstler stecken, der eine wunderbare Wurzel, wie die meinige gewesen, in seiner Gewalt besitze, fragte also ohne Umstände: Wenn Sie, werthgeschätzter Herr Freund, ein Künstler sind, so geben Sie sich nur augenblicklich zu erkennen; denn ich habe mich ehemals wohl auch von der Kunst ernährt; ein Kamerad darf dem andern kein Leids zufügen; sondern wollte im Gegentheil gebeten haben, mir lieber ein Stückchen Ihrer Wurzel zukommen zu lassen, damit wieder mein altes Handwerk zu treiben im Stande bin, weil mir bis Dato nicht der gute Wille zur Arbeit mangelt, sondern es mir nur am Handwerkszeuge gebricht, als welches einmal verloren hatte, da außer der Maßen besoffen war.

Die Katze machte große Augen, als dergleichen Rede führte. Was fabelst Du, sagte sie, von einer Wurzel? Ich bin kein Künstler, sondern im Gegentheil ein höchst unglückseliges Gespenst, das nach Er-

lösung schmachtet, die ich auf keine andre Art, als durch Deine Hülfe zu erlangen weiß. Bist Du aber ein Künstler, so ist das desto besser für Dich; glücklich ist der Mensch, das weiß ich nun aus Erfahrung, der nicht als eine Katze umzugehn nöthig hat.

Habe immer bemerkt, daß kein Mensch recht mit seinem Stande zufrieden ist, und diese Erfahrung bestätigte sich auch hier. Trachtete überhaupt von jeher dahin, auf meinen Reisen meine Menschenkenntniß zu vermehren, und wenn man so reist, sind Reisen einem jungen Menschen überaus nützlich.

Ich mochte übrigens mit dem Erlösen nichts zu thun haben, und sagte es auch der Katze gerade heraus, daß das meines Amts nicht sei, daß ich Niemand in sein Handwerk pfuschen wolle, und dergleichen mehr. Sei ein Mensch, der sich von Jugend auf nicht auf dergleichen applizirt habe und könne in der Unwissenheit vielleicht das Uebel nur ärger machen.

Die Katze, da sie hörte, daß ich ihr ihre Bitte geradezu abschlug, stellte sich erbärmlich an und heulte und maute dermaßen, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, wurde also ebenfalls gerührt, und betheuerte, daß ich gerne dienen wollte, wenn es mir nur möglich sei. Die Katze sagte hierauf, ich möchte ihr nur vertrauen, so wolle sie mich glücklich machen: sie wolle mir nämlich einen Schatz gönnen. Bedankte mich gar höflich für die gütige Gesinnung, und nahm die Nachtmütze ab, ihr mein schuldiges Compliment zu machen, wobei mich aber so verlauten ließ: Ja, traue doch der Henker irgend einem Eures Gelichters, ich weiß wohl, wie es oft mit dem Schätzeheben zugeht. Erstens, ist oft gar nichts dahinter, und ich habe manche saubere Geschichte von den Betrügereien der Schatzgräber gehört; zweitens bricht Eures Gleichen gern die Hälse, wenn auch Schätze da sind; denn ich weiß, das ist Eure Passion; drittens, habe ich Sie, werthgeschätzteste Katze, vollends mit dem Knittel heimgesucht, weil ich Ihren Stand als Gespenst nicht wußte, und dadurch ein grobes Versehn gegen die Etikette und gute Lebensart begangen, was Sie mir gewiß wieder eintränken werden. Thut mir also leid, daß ich nicht die Ehre haben kann, den Schatz zu heben, oder Ihre Erlösung zu bewerkstelligen.

Da die Katze merkte, daß sie mit trocknem Maule wieder würde abziehen müssen, fing sie auf die kläglichste Art an zu winseln und sich auf bewegliche Bitten zu legen. Sie versicherte mich, daß sie ein Gespenst sei, das Ehre im Leibe habe und keine Tücke oder Bosheit hinter den Ohren; sei ihr auch mit Halsbrechen gar nicht gedient, sondern wünsche im Gegentheil nichts so sehr, als mir nützlich seyn zu können, habe mir auch die Prügel vergeben, und wünschte nur, als eine arme Seele im Grabe Ruhe zu haben und dergleichen; denn Irregehn sei ihre Sache nicht; habe immer ein stilles, einfaches und häusliches Leben geliebt, sich zwar immer die Fortdauer nach dem Tode gewünscht, aber nicht gerade als Katze. Und was dergleichen Rednerkünste mehr waren, die sie vorbrachte, um mich zu bewegen.

Traute ihr immer noch nicht, weil ich weiß, daß Katzen falsche Thiere sind, und machte ihr diesen meinen Einwurf. Sie war aber gleich mit Antworten fertig, und bat inständigst, ich möchte mich nicht an ihr Aeußeres stoßen; denn das sei nur Nebensache, sie sei eigentlich ihrem wahren Stande und Herkommen nach, eine unglückliche Menschenseele, die mit einem Schatze zusammenhänge und nur zur Ruhe komme, wenn dieser fatale Schatz durch mich gehoben würde. Ich solle mich auf ihr Wort verlassen, daß mir kein Leids geschehn würde.

Ich hatte vor, mit Schwatzen so lange die Zeit zuzubringen, bis in der Nähe ein Hahn krähe, oder der Morgen anbreche, weil ich alsdann vor dem Gespenste sicher war. Bat also, man möchte mir seine Geschichte erzählen, wie dergleichen gebräuchlich sei, und mir sagen, wie man dazu gekommen sei, im Tode keine Ruhe zu haben, und dergleichen. Die Katze, die aber wohl meine hinterlistige Absicht merken mochte, fing bitterlich an zu weinen und beschwur mich von Neuem, wobei sie zu Betheurung ihrer Unschuld die Hand auf die Brust legte, in Summa, sich so kläglich gebehrdete, daß ich zum Gespenste mehr Zutrauen faßte.

Verlangte also, sie möchte mir nur einen Wechsel ausstellen für meinen Hals, damit ich's doch Schwarz auf Weiß habe, daß sie mir nichts thun wolle, und daß sich bei der Hebung des Schatzes keine höllischen Heerschaaren drein mengen dürften; ich sei nicht für mich selber besorgt, sondern, es schiene mir auch des Halses wegen nothwendig, dergleichen Präkaution zu gebrauchen.

Hierauf machte die Katze einen hohen Buckel und fragte erbost: ob ich sie etwa gar zum Narren habe; wenn ich sie erlösen wolle, so solle ich sie erlösen, besonders da es ein so leichtes Stück Arbeit sei, sonst wolle sie den großen Schatz einem Andern zuwenden. Es sei weder Papier, noch Feder oder Dinte in der Kammer, und es mache viele Umstände, den Wirth erst zu wecken. Gebe mir außerdem ihr Wort, daß mir nichts geschehn solle; ich müsse wohl noch wenig mit Gespenstern umgegangen oder an wahre Galgenstricke gerathen seyn, daß ich ihnen nicht mehr Rechtschaffenheit zutraue; sei schon genug, daß Menschen Spitzbuben wären, brauchte dergleichen nicht auch in der Geisterwelt einzureißen; der Satan mit seinen Schaaren habe mit ihr durchaus nichts zu schaffen, sie führe ein Privatleben und wäre im Grunde selig, das bischen Umgehen abgerechnet. Sie wolle mir die Hand darauf geben, daß mir nichts geschehn solle. Mit Erzählen könne sie sich durchaus nicht abgeben.

Ich ließ mir die Hand geben und dachte immer, die unglückselige Person würde kratzen; aber sie behielt die Krallen inwendig, worauf mich denn in der Eile anzog und wirklich mitging.

7.

Wir gingen Beide über den Hof, die Katze voran, weil ich den Weg nach dem Schatze nicht wußte. Hinter dem Pferdestall mußte eine Art aufheben und damit die Schwelle des Stalles losbauen. Es dauerte nicht lange, so kamen Funken von den wiederholten Schlägen, worauf denn immer muthig fortfuhr.

Nach einiger Zeit kam ein eherner, großer Topf zum Vorschein, voll schöner, blanker Dukaten. Die Katze sagte, sie sei nunmehr erlöst, gab mir ein zu-

sammengelegtes Papier, und befahl mir, es ja nicht zu öffnen, weil sonst mein Glück sogleich wieder verschwinden würde. Darauf begab ich mich mit meinem Schatze hinweg, und hinter mir geschah ein so heftiger Donnerschlag, daß ich voller Schrecken zur Erden fiel, dabei aber den Geldtopf in beiden Armen eingeklammert hielt. Kam glücklich damit in meine Kammer zurück, worauf mir denn alle Taschen voll Dukaten steckte, den Topf selbst aber im Bette verbarg. Am Morgen bezahlte ich meine Zeche und ging von dannen.

8.

Ich lebte nun auf eine prächtige Art; denn mein Geld belief sich auf viele tausend Thaler, so, daß ich nun von aller Noth gerettet war, auch mein Handwerk nicht wieder hervorzusuchen brauchte. War also immer gutes Muths und verzehrte nach Herzenslust. Wie mir denn überhaupt von je an ungern etwas habe abgehen lassen, weil man sich doch immer der Nächste ist.

Quälte mich nun nichts weiter, als die Neugier, was wohl in dem Papiere stecken möchte. Es fühlte sich hart an, was darinnen war. Ich hatte aber doch nicht das Herz, es aufzumachen, weil mir die Drohung des Geistes immer noch im Sinne lag, sah mich also genöthigt, anderweitig mit Essen und Trinken mein Gemüth zu zerstreuen. In allen Widerwärtigkeiten des Lebens habe in den mancherlei Eßwaaren von jeher einen zuverlässigen Trost angetroffen, und die große Güte und Weisheit des Schöpfers immer bewundert. Wie es denn wohl gewiß ist, daß ein gütiges Wesen über uns waltet, das uns auf unsern Wegen, wenn sie auch manchmal etwas wunderlich laufen, der Glückseligkeit entgegen führen will.

Die Neugier ist ein großes Uebel. Als ich an einem Nachmittage durch eine schöne Gegend ging, und die Hände (wie es denn meine Gewohnheit ist), in der Tasche trug, hatte ich, ohne es selber zu wissen, plötzlich das geheimnißvolle Papier auseinander gemacht. Da entstand ein solches Donnern, Lärmen und Poltern in den Wolken, als wenn der ganze Himmel über mir einfallen wollte, und siehe da, alle mein schönes Geld war wieder verschwunden.

9.

Ich wußte nun zwar, was in dem Papiere gewesen war; allein das konnte mich wenig trösten, denn ich hatte nun nichts weiter, als ein kleines, blankes Steinchen in der Hand. Ich besah es hin und her und weinte meine bittern Thränen.

Da war ich nun wieder so arm, als ich nur je gewesen war, und keine Aussicht auf ein neues Glück. Verlor aber darum doch den Muth nicht, sondern überließ mich ganz der Führung der Vorsehung, weil ich überzeugt war, daß sie schon wieder auf eine andre und bessere Art für mich sorgen würde.

10.

War, wie schon gemeldet, sehr mißvergnügt und wußte gar nicht, was nun in der Welt anfangen sollte, so daß auch schier alle Hoffnung verlor und manchmal beschloß, mich aufzuhängen. Gedachte wohl freilich manchmal, es müsse wohl wieder anders und besser werden; indessen konnte ich es doch niemalen gewiß wissen.

Mußte also wieder Hunger und Kummer leiden; denn ohne Geld ist man gewiß ein verlassener Mensch, und das Elend ist um so empfindlicher, wenn man schon einmal die Freude des Wohlstandes gekostet hat.

Ich dachte oft, in dem zurückgelassenen Steine müsse vielleicht eine wunderbare, übernatürliche Kraft verborgen liegen, weil er doch von einem Gespenste herrühre, und gab mir deshalb alle Mühe, etwas dergleichen an ihm zu entdecken, wovon ich wieder mein Brod in Ruhe essen könnte. Ich glaube, es ist fast nichts in der Welt, worauf ich nicht in meinen damaligen Umständen verfallen wäre, weil einen großen Trieb in mir verspürte, mich aus meiner gegenwärtigen Noth zu reißen. Mußte aber noch ziemlich lange darinnen verharren.

Damals gab mich ungemein mit Naturwissenschaft ab, und legte mich vorzüglich auf die sogenannte Experimentalphysik. Ich machte unaufhörlich Versuche, wozu der Stein doch in aller Welt zu brauchen sei, bald wollte ich mich damit verwandeln, bald gedachte ich, er solle etwa andre Materialien in Gold verwandeln; aber er wollte sich in der That zu nichts bequemen, so daß alle mein Studiren nur weggeworfene Zeit war. Ich wurde oft darüber böse.

Damals habe ich eingesehn, was für eine gute Sache die Wissenschaften sind, hatte nichts zu beißen und zu brechen, nichts auf und nichts im Leibe, meine Seele abgerechnet, die ich auch unermüdet beschäftigte. Es kam so weit, daß ich wieder bettelte, wobei mich trefflich mit Lügen behelfen mußte, um die Leute nur in Mitleiden, Theilnahme, Menschenliebe und dergleichen hinein zu bringen. Gab mich oft für einen Krüppel aus, oder einen Abgebrannten, that auch manchmal, als wenn ich nicht sprechen könnte, welches mir recht leicht zu bewerkstelligen war, da an manchen Orten überdies die Sprache nicht inne hatte. So hatte immer alle Hände voll zu thun, um mich nur ehrlich durch die Welt zu bringen.

Habe seitdem aber keine Katze vor Augen leiden können, was gewiß eine große psychologische Merkwürdigkeit ist, da ich ihnen vor dem Vorfalle mit dem Gespenste ordentlicherweise gut war. Aber ich war innerlich zu sehr erbost, daß so meine Schätze wieder verschwunden waren, ob es gleich meine eigne Schuld war. Dachte aber oft, daß mir die Bestie nur den Stein gar nicht hätte geben dürfen, so wäre mir auch das Unglück nicht begegnet.

Es ist viel, daß ich bei meinen mancherlei Unglücksfällen kein einzigesmal in die eigentliche Verzweiflung gefallen bin. Aber ein großer Mann läßt sich sein Schicksal nicht anfechten, und von Kindheit an haben immer schon Spuren und Samenkörner meiner jetzigen Größe in mir gesteckt.

Mußte mich damals mit Wünschen und mit meiner Phantasie begnügen, wenn ich manchmal großen Appetit zu delikaten Eßwaaren und Getränken hatte.

11.

Es kam aber die Zeit, wo ich die Kraft und Tugend des Steins erproben sollte; denn es begab sich, daß ich in eine wunderbare Gegend kam. Es war nämlich an einem Orte, an dem Ruinen eines ehemaligen Schlosses standen; die Berge waren wüste und voller wilden Felsenstücke. Wurde mir angst und bange, als ich durch diese Gegend ging, und ich hatte noch niemals dergleichen gesehn. Wie wurde mir nun aber erst, als ich oben auf dem Berggipfel allerhand wunderliche Gestalten in den seltsamsten Posituren wahrnahm, die sprangen und tanzten, und sich mit fürchterlichen Geberden umhertrieben. Es war nicht anders, als daß diese Personen Gespenster vorstellen mußten, und da ich dies merkte, war ich in der vollkommensten Angst.

12.

Da ich mich so fürchtete, wollte ich an diesen Creaturen die Gewalt meines Steins versuchen, und siehe da, diesmal gelang mir's über meine Erwartung. Die Gespenster, die vorher ein großes Lärmen gemacht hatten, waren plötzlich stille und alle gebannt, daß sie sich nicht rühren konnten. Ich merkte gleich, daß der Stein dies Kunststück gemacht habe, worüber eine große Freude empfand und überlegte, was es mir etwa für Nutzen bringen könne.

War noch etwas furchtsam, kletterte aber darnach mit einiger Mühe das Gebirge hinauf und befand mich nach einiger Zeit oben. Worauf ich die Gespenster in eigner Person besichtigte und Figuren von allen möglichen Farben antraf. Es war mir eine große Freude, daß mir keiner von diesen bösen Geistern etwas anhaben konnte, sondern sie sich alle vielmehr vor mir fürchteten und entsetzten. War mir bis dahin noch nicht begegnet.

Da ich sah, daß es so gut ablief, machte ich sie wieder von ihrem Banne frei und erlaubte ihnen, die vorhin gehabten Lustbarkeiten und Ergötzlichkeiten fortzusetzen. Worauf sie denn für erlaubte Permission dankten, und ihre unterbrochenen Quadrillen und englischen Tänze wieder anfingen.

13.

Ich fragte hierauf, was diese Festlichkeit zu bedeuten hätte, und warum sie, da sie doch, wie ich wohl sehn könnte, Gespenster wären, ihre Zeit mit Tanzen und Springen zubrächten.

Einer, der der Aelteste und Vernünftigste unter ihnen schien, trat hervor und sagte: Mein Herr, es scheint, Sie kommen aus einer fremden Gegend, und darum will ich Sie von Allem unterrichten. Sie haben einen Stein in Ihrer Gewalt, der uns zwingt, Alles zu thun, was sie uns befehlen, und darum muß ich auch antworten, was sonst meine Art gar nicht ist. Wir stehn, mit Erlaubniß zu sagen, unter der Botmäßigkeit des weltbekannten Satans, sonst auch Teufel genannt; dieser Unmensch hat uns schon seit lange auf dies Gebirge zur Strafe hergebannt, und uns jährlich nur einen Tag vergönnt, an dem wir uns lustig machen dürfen. Gerade heute ist dieser Mardi gras, und wenn es Ihnen sonst gefällig ist, so dürfen Sie nur an unserm Balle Theil nehmen.

Bedankte mich für die Höflichkeit des Gespenstes, sagte aber auch zugleich, daß ich nie ein großer Tänzer gewesen, sondern mich immer ohne dergleichen Freudensbezeugungen beholfen. Worauf sie Alle bedauerten und versicherten, Keiner unter ihnen, den ich aufgefordert, würde mir es abgeschlagen haben.

Ich fing nun an, meine Kräfte und Talente zu fühlen, und sagte: ich hoffte nun sogar den Teufel selbst unter meine Botmäßigkeit zu bringen; worauf Jener antwortete, daß es mir mit dem Steine gar nicht fehlen könne.

14.

War also nicht langsam, sondern fing an, den Satan zu beschwören, der sich auch sogleich in Gestalt eines gräßlichen Löwen einstellte, und so fürchterlich brüllte, daß die Gebirge davon widerhallten. Kümmerte mich aber nicht viel um sein Brüllen. Fragte mich obbesagter Teufel hierauf mit feurigen Blicken: ob ich gesonnen sei, einen Contrakt mit ihm zu machen und mich ihm mit meinem leibeigenen Blute zu verschreiben. Mußte lachen, ob es gleich der Satan war, und fragte ihn: ob er dächte, daß ich ein Narr sei, daß er dergleichen Anerbieten sich zu machen unterstände, da er schon überdies in meiner Gewalt sei. Ich habe meine Oberherrschaft über die Geister einer sichern Katze zu danken, der ich einen kleinen Dienst geleistet, worauf sie sich auf diese Art erkenntlich bezeigt.

15.

Ließ mich nun ohne weiteres Bedenken vom Satan selbst zu einem vergrabenen Schatze führen, der in in einem verfallenen Brunnen verborgen lag; selbigen mußte er in eigener Person holen und mir einhändigen. Hatte nunmehr noch größern Muth und deutete ihm an (dem Satan), er möchte sich künftig nicht als Löwe zu mir bemühen, sondern als ein ordentlicher, vernünftiger Mensch erscheinen, falls ich darauf fallen sollte, ihn zu zitiren. Worauf er mir die Hand geben mußte. Ging fort und war sehr verdrüßlich, daß ich ihn so bezwungen hatte.

16.

Ging nun fort und hatte vermittelst meiner dienstbaren Geister niemalen Geldmangel; denn so oft ich wollte, ging ich aus und zitirte, und ließ mir Schätze holen. War ein bequemes Leben, und hatte es doch nunmehr wieder mit des Himmels Beistand durchgesetzt, daß nicht zu arbeiten brauchte.

17.

Ich schaffte mir eine Kutsche, Pferde und Bedienten an, und reiste immer in der Welt umher; allenthalben traktirte man mich wie einen großen Herrn, weil die Leute glaubten, ich sei ein Graf, Minister oder dergleichen. War aber nichts dahinter, konnte aber gewahr werden, daß das Geld in diesem irdischen Leben die Hauptsache sei.

Damals studirte alle Lebensmittel durch, die es nur gab; weil mir dieser Zustand der Herrlichkeit etwas Neues war. War überaus vergnügt.

18.

Da ich nun ein bemittelter und wohlhabender Mann war, so schaffte mir auch einen Narren oder sogenannten Hanswurst an. Derselbige Mensch mußte sich immer dumm anstellen; war aber im Grunde klüger als ich. Er mußte auf nichts als Narrenstreiche denken, während ich meine ernsthaften Beschäftigungen vornahm, damit ich mich nachher wieder erholen und zerstreuen konnte. War dergleichen auch überaus nöthig, um am Ende nicht gar melancholisch zu werden, als wozu in meinem Temperamente große Neigung verspürte; noch mehr aber zum phlegmatischen.

19.

Damals gab ich mir auch einen andern Namen und nannte mich Tunelli, weil man mich in der Jugend immer Tonerle genannt hatte. Wurde gewissermaßen dick und fett, als wozu zweifelsohne die sorgenfreie Lebensart Vieles beitrug, denn ließ mir gerne Essen und Trinken gut schmecken, und machte wohl fünf bis sechs Mahlzeiten des Tages, als welches sehr gesund seyn soll; war aber doch niemalen dabei unmäßig.

Da ich sah, daß es mir so gut bekam, machte ich immer mehr Aufwand. Wenn mein Geld verzehrt war, ließ ich mich mit meiner Kutsche ausfahren. Im Walde oder Feld ließ dann still halten, mit dem Bedeuten, sei gesonnen, mich ein wenig in der schönen Natur umzuschauen, um die Gegend und dergleichen zu genießen. Mit dem Vorgeben ging ich dann bei Seite und zitirte ohne Umstände den Teufel, der denn als ein Cavalier von vornehmem und vortrefflichem Ansehen erschien und mir Diamanten und Juwelen überlieferte. Diese Kleinodien steckte ich behende zu mir, setzte mich in meine Kutsche und fuhr dann weiter.

20.

Nach einiger Zeit kam ich in eine große und wohl vornehme Stadt, die man mir auf meine Erkundigung Monopolis nannte. Ich ließ nach dem besten Gasthofe fragen, und stieg also mit allen meinen Bedienten im goldenen Drachen ab.

Der Wirth schien ein Mann von Verstand und Bildung, befahl ihm also gleich, eine überaus delikate Mahlzeit anzurichten und mich ja in nichts zu vernachläßigen. Der Wirth machte viele Complimente, und versprach seine Ergebenheit und unermüdeten Fleiß mit Herz und mit Mund.

Konnte die Zeit kaum erwarten, als ich mich auf meinem prächtigen Zimmer allein befand, bis das Essen fertig war. Ließ mir also unterdeß von meinem Harlekin einige wenige Narrenpossen in der Eil vormachen, die mich nicht sonderlich ergötzten, weil nämlich hungrig war, obgleich sich der Mann alle Mühe gab.

Endlich kam die Zeit und es wurde eine große Tafel servirt, voller überaus schöner Speisen. Da ging mir das Herz auf und ich wurde wieder lustig, so daß ich ordentlich zu scherzen begann. Denn es ist immer meine Meinung gewesen, daß man gute Laune und Witz eigentlich für die Tischzeit aufheben müsse, weil Beides außerdem weggeworfen ist. Bat also den Wirth, er möchte sich ohne Umstände niederlassen und mit mir vorlieb nehmen. Der Wirth wäre über meine gütige Herablassung beinahe vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, weil er mich für einen Herzog oder dergleichen Creatur ansah. Ich aber fuhr fort in ihn zu dringen und erklärte ihm, ich sei nichts weiter als ein reisender Schneidergeselle. Worauf der Wirth sich ordentlich vor Freuden kreuzigte, daß ich so guten Humors sei und aus vollem Halse über meinen Einfall lachte, als wofür er es ansah. Ich ließ ihn endlich bei dem Gedanken, daß ich ein vornehmer Cavalier sei, weil die Menschen doch einmal an diesen Vorurtheilen hängen.

Der Wirth setzte sich endlich auf wiederholtes Bitten zu mir, weil immer lieber in Gesellschaft speise. Ich muß sagen, er aß mit vielem Appetit. Der Narr mußte uns Beiden Narrenpossen machen, und ich war nicht der Einzige, der lachte, sondern der Wirth auch, was mir lieb war; denn es bewies, daß der Narr gewiß gut und nicht zu verachten war.

Bei Tische kamen wir auf allerhand Materien zu reden. Der Wirth erzählte viel von der Beschaffenheit des Orts und der Einwohner; von dem Geschmack, der dort herrsche, Theater und dergleichen; ich gab aber nicht viel Acht, sondern beschäftigte mich gänzlich mit Speisen. War mir aber doch lieb, daß einer in meiner Gegenwart was redete, damit der Geist, dem man nichts Besseres bieten kann, doch auch einige Nahrung bekäme.

So kam er auch auf den König des Landes zu sprechen. Jetzt fing ich an Acht zu geben; denn es war auch kein Wunder, daß ich schon satt war. Hatten schon seit drei Stunden bei einander gesessen. Kriegte einen guten Einfall. Erkundigte mich nämlich, was denn der Herr des Landes wohl für ein Herr sei, von was für Complexion, ob er gern esse, ob lieber Fleisch oder Fische, ob er melancholisch oder vergnügt sei.

Merkte bei der Gelegenheit, daß der Wirth ein recht enthusiastischer Patriot sei; denn er strich seinen Fürsten auf die allerbeste Art heraus, so, daß ich wohl abnehmen konnte, wie glücklich sich die Unterthanen eines solchen Landes vorkommen müssen. Ich fragte den Wirth weiter, ob es dieser König wohl

ungnädig vermerken würde, wenn ich ihn unterthänigst am folgenden Tage zu mir ins Wirthshaus an die Tafel bitten ließ. Der Wirth antwortete: der König würde es sich gewiß zur Ehre schätzen, denn er sei so populär, daß es ihm eine ordentliche Freude sei, gemein zu seyn. Anbei liebe er Häuslichkeit und spreche gern Fremde, spare auch gern, würde also in allen Fällen mein Anerbieten gern annehmen.

Wer war froher, als ich. Schickte gleich meinen Jäger an Ihro Majestät, und ließ ihn am folgenden Tage, im Namen eines Wiener Cavaliers Tunelli, zum Essen bitten.

Der Jäger kam mit der Antwort zurück, daß der König so frei seyn würde, zu erscheinen.

21.

Wie wunderlich ist das Schicksal! Vor kurzem noch gebettelt, hatte nun einen ansehnlichen König zu Gaste. Konnte kaum die Zeit erwarten, bis er kam.

Ich ließ eine Mittagstafel zubereiten, die sich vor jedem Monarchen der Erde sehn lassen durfte. Der König kam in seiner Kutsche, und ich nahm mir die Freiheit, ihn selber aus seinem Wagen zu heben. Ich hatte es so eingerichtet, daß, so wie die Majestät in den Saal traten, ihm schon die Schüsseln entgegen dampften; worüber Sie gnädigst zu lächeln geruhten und eigenhändig Beifall klatschten. Wurde dadurch ungemein zum Essen aufgemuntert und machte dem Könige dadurch doppelten Appetit.

Mußte erzählen, durch welche Länder ich gereist sei, und sprach daher von Polen, Persien, Türkei und Sibirien. Verschwieg aber meinen Stand und meine gehabten Avanturen weislich, weil es mir hätte zum Schaden gereichen können. Habe von jeher nach feiner Politik gehandelt, und mich in jeden Stand, mit dem ich umging, zu schicken gewußt.

Wir tranken auch ziemlich viel Weinflaschen aus, und da kam mein König erst recht in seine Laune hinein. Muß aber auch der Wahrheit die Ehre geben, daß ich es nicht an Witz gebrechen ließ, um meinen hohen Mitspeisenden zu unterhalten, welches er gnädigst und mit vielem Lachen vermerkte. Glaube, war vor Ehre, Freude und Wein bald betrunken.

Ich erzählte dem Könige von einem schönen Berge, den ich vor der Stadt gesehn hatte, und der mir in Ansehung der Gegend und Aussicht erstaunlich gefiel; der König war eben der Meinung, sagte, er hätte schon viele Länder durchreist, habe aber keinen so schönen Berg angetroffen. Ob er ihn mir käuflich überlassen wolle? Der Regierende besann sich eine Weile und sagte: es wäre um den Berg Schade. Ich glaubte, er weigere sich nur aus Verstellung, um einen bessern Handel zu machen, wie es sich nachher auch befand. Er wolle mir den Berg abtreten, sagte er, daß ich mir ein prächtiges Schloß dort bauen könne erlauben; aber es sei ihm platt unmöglich, ihn unter zwei Millionen zu lassen, das sei der genauste Preis, wovon er sich keinen Pfennig könne abhandeln lassen; dabei bedinge er sich noch aus, daß nach meinen Tode oder Ableben der Berg an sein Königreich zurückfallen müsse.

Was waren mir zwei Millionen! — Wir gaben uns also die Hände, der Wirth schlug durch, und der Handel war gemacht.

Ich ließ die Kutsche anspannen und fuhr noch mit dem Könige hinaus, um mein Grundstück in Augenschein zu nehmen. Als ich nüchtern geworden war, merkte ich doch, daß er mich angeführt hatte; denn der Berg war mir eigentlich für meine schönen zwei Millionen nur auf meine Lebenszeit geliehen. Der Wirth lachte auch und schüttelte den Kopf.

Was konnte ich dafür? Es war das erstemal, daß ich mit einem Könige einen Handel machte. Beschloß, mich in der Zukunft besser in Acht zu nehmen.

22.

Ich baute ein prächtiges Schloß auf mein Gebirge hin, das mich auch über eine Million kostete; denn ich sah das Geld nicht viel an, weil mich im Fall der Noth immer auf den Teufel verließ. Hatte also in kurzer Zeit eine Menge Geld ausgegeben.

Als selbiges Schloß fertig war, nannte ich es Tunellenburg, mich selbst aber den Grafen Tunelli. Will von den Festins schweigen, die bei der Einweihung veranstaltet wurden; der Rede nicht erwähnen, die der Zimmermann oben auf dem Dache zu meinem Lobe hielt; die Gedichte übergehen, die zu meinem Besten abgesungen wurden. Alles das würde zu viel Eitelkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich es weitläufig beschreiben wollte. Will nur so viel kürzlich melden, daß im ganzen Lande berühmt, ja beinah' angebetet wurde. War auch kein Wunder, da ich so viel Geld bei mir verspüren ließ.

Uebrigens ließ mir selber an nichts abgehn, speiste auch öfters bei oberwähntem Wirthe, weil er ein überaus geschickter Koch war und wie gesagt viele Bildung hatte. Das war jetzt ein ander Leben, als wie ich mich in tausenderlei Thiere verwandeln mußte, um nur das liebe Brod zu haben, nach mir mußte schießen lassen, von Raubvögeln übers Meer tragen und dergleichen Unannehmlichkeiten.

23.

Der König hatte mich schon einigemal gefragt, warum ich mich nicht lieber verheirathete, als ein so einsames Leben führte?

Fiel mir selber aufs Herz, daß ich noch keinmal in meinem Leben verliebt gewesen war. Rührte wahrscheinlich daher, daß ich immer noch zu sehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt.

Ich sah gerade beim König aus dem Fenster seines Schlosses, als wir diesen Diskurs führten. Indem so geht ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer vorbei, und wie ich sie ansah, war auch mein Herz bewegt (hatten schon gespeist), meine Empfin-

bungen wurden angeregt, mit einem Wort, ich wurde verliebt. Zeigte dem Könige das Mädchen und meinte, daß ich diese am liebsten zu meiner Gemahlin erwählen möchte. Der König gab mir seinen Beifall und sagte, daß er sie selber für schön erkenne. Er sandte also in meinem Namen seinen Kammerhusaren hinunter, der sie einladen mußte, aufs Palais hinauf zu kommen, weil sie ein Cavalier sprechen wolle.

Das Mädchen war aber kurz angebunden, sagte, sie habe auf dem Schlosse nichts zu suchen, sie kenne schon den Herrn König, und sei nicht eine von denjenigen, und dergleichen Redensarten mehr; worauf sie denn ihren Weg fortsetzte. Ich war erschrocken und bange, ich möchte sie gänzlich aus den Augen verlieren, schrie und heulte vor Liebe im Fenster, daß es den König zu Thränen rührte. Umarmte mich weinend und suchte mich zu beruhigen, schickte auch alsbald zwölf Mann Wache aus, die das widerspenstige Mädchen mit Gewalt ins Schloß bringen mußten.

Sie zitterte und bebte und war sich nichts Guts versehn, ward dadurch in meinen Augen noch viel liebenswürdiger. Es war mir immer die größte Freude, wenn Leute vor mir zitterten und ich ihnen nachher vergab und nichts that. So glaubte meine Geliebte auch, sie würde ihr junges Leben im Schlosse einbüßen müssen und fiel daher aus den Wolken, als ich ihr in den beweglichsten Ausdrücken meine Liebe und Anbetung ihrer Schönheit gestand. Sie war ganz versteinert. Ich und der König freuten uns so sehr darüber, daß wir laut lachen mußten.

Sie sagte, sie sei nur die Tochter eines Kaufmanns und verdiene eine so hohe Ehre nicht. Antwortete ihr galanter Weise: die Schönheit sei die einzig wahre Beherrscherin der Erde, und wahre feurige Liebe, wie die meinige, mache alle Stände gleich; solle mich demnach nur aus vollem Herzen lieben, und sie sei dann fast eben so viel, als ich selber. Könne nicht ohne sie leben, möchte also ohne weitere Umstände mein Leben oder meinen Tod beschließen.

24.

Sie sah mich mit zärtlichen Augen an, und ich merkte aus allen Kennzeichen, daß sie eine wahre und ungeheuchelte Liebe zu mir trüge, es nur nicht zu sagen sich unterstehe; denn ich war eine schöne Person, ansehnlich und wohlbeleibt, hatte überdies einen großen Stern auf der Brust und einen Orden um, brillantne Ringe an den Fingern, in Summa: sie verspürte wohl, daß ich was Extraordinaires sei, auch viel Geld hinter mir stecke. Gestand mir also ihre Neigung und wurde noch an demselben Tage auf dem Schlosse unsre Hochzeit und Trauung vollzogen. Die Eltern meiner Gemahlin durften aber nichts davon erfahren; denn ich hatte vor, diesen nachher eine recht heimliche Freude zu machen.

Nachdem wir gegessen und getrunken und uns auf allerlei Weise erlustigt hatten, begaben wir uns nach der prächtigen Tunellenburg, wo in aller Eil ein neues Bankett zugerichtet wurde. Dann ließ ich eine prächtige Jagd anstellen, war und blieb aber ein ungeschickter Jäger.

25.

Hatte schon mehrere Wochen mit meiner Gemahlin äußerst vergnügt und zufrieden gelebt; dieselbe aß dieselben Sachen auch gern, die ich am liebsten mochte, und waren also, so zu sagen, Beide ein Herz und eine Seele. Schmeckte in voller Glückseligkeit also die Freuden des Ehestandes und wunderte mich, daß nicht eher darauf verfallen; denn hatte nun immer Jemand, der sprach, und brauchte gar nicht Unterhaltung außer dem Hause zu suchen.

Als die erste Leidenschaft der Liebe vorüber war, dachte ich an den Vater meiner Gemahlin, daß er wahrscheinlich über den Verlust seiner Tochter untröstlich seyn würde, da er durchaus nicht wußte, wo sie hingekommen war; denn ich hatte es sehr strenge verboten, ihm etwas zu verrathen, aus Ursach der heimlichen Freude.

Ließ ihn also endlich einmal auf mein Schloß bescheiden, diesen Kaufmann. Er kannte mich gar nicht, und wunderte sich also, warum ich ihn doch wohl rufen ließe. Sah ganz krank aus, der arme Mann, als er ankam und mußte vor Freude lachen, als ich dachte, daß nun seine Angst bald vorüber seyn würde. Er hatte Edelsteine mitgebracht, weil er dachte, ich sei etwa gesonnen, Pretiosa zu kaufen und habe ihn deswegen rufen lassen. Er zeigte sie mir mit der größten Demuth und Unterwürfigkeit, und es fiel ihm wenig ein, daß ich sein Schwiegersohn sei.

Als ich sie alle genug betrachtet hatte, gab ich ihm einige von meinen Diamanten, wie eine halbe Faust groß in die Hand und fragte, ob er sie nicht von dieser Sorte habe? Er erschrak über die großen Steine und antwortete, daß er dergleichen Diamanten noch niemals gesehn, vielweniger besessen habe. — Andre könnte ich nicht brauchen; und da er keine von dem Caliber habe, wolle ich ihm die sechse schenken, die er gerade in den Händen habe.

Der Kaufmann wußte nicht, ob er im Himmel oder auf der Erde war; er sah mich mit großen Augen an und konnte aus meiner Person nicht klug werden. Ich mußte innerlich lachen und konnte mich vor Freude nicht lassen. Er mußte sich nun neben mich setzen, und ich ließ für uns Beide etliche Flaschen von meinem besten Weine aus dem Keller heraufholen.

Bei diesem Anblick schien mein unbekannter heimlicher Schwiegervater etwas beruhigt und getröstet. Er trank von Herzen und ich nöthigte ihn so lange, bis ich merkte, er sei seiner Sinne nicht mehr mächtig. Um seine Freude und sein Glück auf den höchsten Gipfel zu bringen, mußte meine Gemahlin plötzlich hereintreten.

Der alte Mann erschrack vor Entzücken, als er seine Tochter so unvermuthet wiedersah; er wollte aufstehn und sie umarmen, wie es einem Vater zukommt; aber es hatte ihn so überwältigt, daß er der Länge nach in meinen Speisesaal hinfiel. Erinnere

mich nicht, daß in meinem Leben schon eine solche Freude gehabt hätte, als an dem Tage, da diese beiden liebenden Herzen sich wiederfanden.

Aber keine Feder kann es beschreiben noch ausdrücken, was der alte Mann für dummes Zeug anfing, als er hörte, das seine Tochter meine Gemahlin sei und ich selber sein Schwiegersohn. Das Händeringen und Bockspringen wollte gar kein Ende nehmen. Ich mußte mir vor Lachen und Freude Bauch und Seiten halten.

Er mußte mit uns essen, mit uns auf die Jagd gehen, wozu er noch weniger taugte, als ich selber; dann mußte er wieder trinken, dann ein Feuerwerk ansehn, in Summa, er genoß alle Seligkeiten dieser Erde.

Darüber wurde er auch am Ende sehr verdrüßlich, denn er sagte, wir sollten ihn nun auch einmal wieder nach Hause gehn lassen, seiner Frauen wegen, die nicht wisse, wo er bliebe; erst hätte ich ihnen die Tochter weggenommen, nun würde er selber seiner Frau vorenthalten, die sich vielleicht gar zu Tode ängstigen könne.

Er schimpfte und fluchte so lange, bis ich einsah, daß er Rechte habe, und ihn wieder in Gnaden entließ.

Ich schlief mit den Vorstellungen ein, wie glücklich sich nun die ganze Familie fühlen müsse.

26.

Ich mußte nun meiner Frau alle meine Kostbarkeiten zeigen, alle Diamanten, Ringe und andre Kleinodien. Den größten Wohlgefallen äußerte sie aber am baaren Gelde: eine Folge ihrer Erziehung und weil ihre Eltern Kaufleute waren.

Nahm mir also vor, ihr eine rechte Freude zu machen, sagte ihr, daß ich nur auf eine Stunde nach der Stadt fahren wolle, um die Einkünfte einzunehmen, die mir meine großen Güter in Deutschland eintrügen.

Fuhr also ab, stieg aber im Walde aus der Kutsche und bannte den Teufel zu mir. Er wußte schon, was ich wollte, und kam mit vielen Edelgesteinen zu mir. Immer als Mensch, wie ich es befohlen hatte. Ich sagte, wenn es ihm nichts verschlüge, möchte er mir diesmal baares Geld in Dukaten bringen. War zufrieden, wenn ich drei Prozent am Werthe der Kleinodien verlieren wollte. Ich mußte mich drein finden, weil es mir auf baare Münze ankam. Nach einer Viertelstunde kam der Teufel schwitzend wieder und hatte wohl 20 Beutel mit Dukaten bei sich. Gab die Edelsteine zurück, behielt aber heimlich zwei von den besten Ringen zurück, so daß doch keinen Schaden hatte.

Fuhr hierauf nach meinem Schlosse und meine Gemahlin amüsirte sich vierzehn Tage hinter einander damit, daß sie die Dukaten zählte. Wir waren recht glücklich und bei Tische immer sehr vergnügt.

27.

Um die Zeit begab sich's bald nachher, daß beide Eltern meiner Frau Gemahlin uns besuchten. War schönes Wetter und sehr bei Laune, wie immer gern zu seyn pflegte, war mir daher dieser Besuch sehr willkommen und angenehm. Was mir aber noch mehr Freude machte, war der Umstand, daß sie von mehr als zweihundert Personen aus der Stadt begleitet wurden, die Musik mitbrachten und ein verteufeltes Lärmen machten: Alles mir und meiner Frau Gemahlin zu Ehren. Es war lustig, die Musik und das widerklingende Echo aus dem Fenster wahrzunehmen.

Wurde an dem Tage ein großes und herrliches Traktament angestellt, womit aus der Maßen Ehre einlegte. Fraßen auch Alle, daß wohl ein Stein hätte Appetit kriegen mögen, viel weniger wohl ich. Daneben viele Gratulationen abgestattet erhalten, und von allen Seiten Complimente eingesammelt. Ließ auch meine Gnade hinlänglich verspüren; denn als das Festin vorbei und es Abend war, erhielt Jeder von den zweihundert Personen einen köstlichen Ring mit einem trefflichen Diamantstein. Aergerte sich nachher die ganze Stadt, daß sie nicht mitgegangen war.

28.

Glück ist unbeständig. Währte nicht lange, so wurde meine theuerste Gemahlin von einer kleinen unbedeutenden Krankheit angefallen. War nicht saumselig, sondern schickte sogleich nach dem Leibarzt des Fürsten, mit dem Erbieten, wolle ihm überflüssig Geld geben, wenn er sie kurire. Da der Leibarzt dies Anerbieten hörte, brachte er noch vier von seinen guten Freunden mit, und hielten alle zusammen Collegium medicum. Ging mir viel Geld darauf, und ehe vierzehn Tage verlaufen waren, war meine liebwertheste Gemahlin gestorben.

Weinte, wie sich's gebührte, und fiel beinahe in Verzweiflung, so daß der König, so wie viele Leute vom Stande, genug an mir zu trösten hatten.

29.

War doch nun durchaus nicht zu ändern, ließ mir daher auch endlich den Trost meiner Bedienten zu Herzen gehn, die gewaltig an mir arbeiteten. Trachtete nun, ihr, meiner gewesenen Gemahlin, ein anständiges Begräbniß zuzubereiten, damit mir nichts vorzuwerfen habe. Geschah mit aller Solennität; denn dieselbe wurde in der Stadt, in der Domkirche, unter Begleitung von vielen Fackeln, begraben, wobei viele Menschen häufige Thränen vergossen.

Hatte daran noch nicht genug, sondern ließ ihr auch ein herrliches Denkmal aus Marmorsteinen setzen, wozu eine lateinische Inschrift ausarbeiten ließ, die passend war. Alles vergoldet, kostete auch vieles Geld, war aber auch im besten Geschmack.

30.

Nachdem das Begräbniß vorüber war, ließ ich ein prächtiges Trauermahl anrichten, um meiner Gemahlin alle Ehre zu erweisen. Hatte für delikate Speisen gesorgt, und lief zu meiner und zur allgemeinen Zufriedenheit ab. Waren auch die Weine im geringsten nicht gespart, so daß eine herzliche Freude darüber empfand.

31.

Mein Umgang mit dem Könige dauerte immer mit gleicher Zärtlichkeit fort. Aßen oft zusammen, und die Majestät schärfte mir manchen Trost ein, und sprach vortrefflich über die nothwendige Verknüpfung der Dinge, Schicksal und dergleichen, so daß fast kein Wort davon verstand.

Suchte mich auch durch Ergötzlichkeiten und andre Diskurse zu zerstreuen, um mich nur vor Verzweiflung zu bewahren. So erzählte er mir eines Tages, daß man eine große Anzahl Diebe und Mörder eingefangen habe, und er nun nicht wisse, ob er sie hängen solle, oder ihnen nicht lieber Pardon ertheilen. Ich wunderte mich über dergleichen schlechte und offenbar zu menschenfreundliche Gesinnungen. Sagte ihm rund heraus, er sei ein schlechter König, wenn er nicht am Umbringen das gehörige Vergnügen finde, und werde nachher in seinem Leben nicht mit Sicherheit regieren können. Man sehe es ihm wohl an, daß er bis dato noch mit Spitzbuben keinen sonderlichen Umgang gehabt; solle sie aber nur kennen lernen und werde dann einsehen, daß gegen dergleichen Ungeziefer der Galgen, als das einzige kräftige Mittel, vorhanden. Hätte selber von solchen Creaturen einmal von einem Baume heruntergeschossen werden sollen, habe mich aber glücklicherweise noch durch eine glückliche List gerettet.

Kurz, predigte dem Könige so lange vor, bis er seine gnädigste Einwilligung dazu gegeben hatte, daß die Spitzbuben gehängt wurden, damit nur ordentliche Ruhe ins Land käme. Kriegte auch Lust, die armen Spitzbuben selber in Augenschein zu nehmen, machte ihnen also mit dem Könige einen Besuch. Sie hofften bei der Gelegenheit Pardon zu kriegen, aber darinne hatten sie sich sehr geirrt: wir sagten ihnen Beide rund heraus, daß auf dieser Erde ihre Bestimmung nun einmal der Galgen sei; bei welcher Gelegenheit ich manchen schönen Spruch von der nothwendigen Verknüpfung der Dinge wieder an den Mann brachte. Die Spitzbuben wurden aber darüber ganz mißvergnügt.

Erstaunte nicht wenig, als die beiden ansehnlichen Kerle wieder gewahr ward, die mich ehemals in der Gegend von Polen hatten ausplündern wollen. Gab mich ihnen ohne Umstände zu erkennen und sagte, daß sie nunmehr das vom Baum Herunterschießen wohl würden lassen müssen. War ungemein vergnügt, daß an diesen Bestien meine Rache ausüben konnte, weil sie mich damals so über die Gebühr geängstigt hatten.

Am folgenden Tage wurden sie Alle hingerichtet, die Beiden ausgenommen, die meine Bekannten waren; denn diese hatten Mittel gefunden, aus dem Gefängnisse zu entwischen. Hatte sie nun Alle aufknüpfen sehn, und ging mit zufriedenem Gemüthe nach Hause, denn ich wußte nicht, was mir noch in dieser Nacht bevorstand.

Es mochte ohngefähr um Mitternacht seyn, als ich etwas so prasseln hörte, als wenn es Feuer wäre. War auch wirklich Feuer und ich wachte darüber auf. Alles stand in Flammen, die Tapeten brannten schon; ich griff nach den Kleidern, kaum daß ich noch meine Beinkleider rettete. Alles Uebrige, worunter auch mein herrlicher, trostreicher Stein befindlich, war fort und verloren. Die beiden entwischten Canaillen hatten das Feuer angelegt.

Nun stand ich unten vor meinem Schlosse in Hemd und Beinkleidern, indessen die Flammen Alles geruhig niederbrannten. Die Bedienten liefen mit Zetergeschrei umher, und da ich mich einmal in der höchsten Trostlosigkeit befand, gab ich Allen auf der Stelle gleich ihren Abschied. Sagte, daß ich verarmt und abgebrannt wäre, ohne Mittel, könnte sie also nicht weiter brauchen. Sie gingen mit Thränen von mir und schwuren hoch und theuer, kriegten Zeit Lebens nicht wieder so herrliches Essen zu sehen, viel weniger zu genießen.

32.

Wußte keinen andern Entschluß zu fassen, als daß mich den Tag über im nächsten Walde einquartierte, weil in meinem nackenden Anzuge nicht durch die Straßen der Residenz gehn wollte.

Botanisirte in der Verzweiflung.

33.

Als es dunkel geworden, begab ich mich in die Stadt zum Kaufmann, meinem Schwiegervater. Derselbe glaubte, ich sei vielleicht gar vor Schmerzen oder Langerweile toll geworden, daß ich, als ein Graf, in solchem Aufzuge zu ihm gelaufen kam. Erklärte ihm aber bald das Räthsel, und erzählte ihm von meinem Stein und dessen Eigenschaften, vom Teufel und so weiter, in Summa, vertraute dem Manne Alles, und daß ich nun ein armer Abgebrannter sei: wodurch denn seine Verwunderung aufhörte, er aber in ein unbeschreibliches Erstaunen gerieth.

34.

Der König, dem ich schriftlich mein gehabtes Unglück anzeigte, stattete mir schriftlich sein Condolenzschreiben ab, mit eigenen hohen Händen abgefaßt, wodurch gewissermaßen in eine Art von Beruhigung überging.

Der Kaufmann, mein gewesener Schwiegervater, hatte für sein großes Vermögen, das er großentheils durch mich erworben hatte, zwei Schiffe ausgerüstet, die damals auf der See waren. Es dauerte nicht lange, so kriegten wir die Nachricht, daß das eine ge-

scheitert, das andre aber von Seeräubern weggekapert sei.

35.

Nun hätte ein Mensch sehn sollen, wie dieser Kaufmann sich bei dergleichen Nachrichten anstellte, und merkte schon damals, daß ich ein großer Philosoph sei, daß schon gewöhnt, so überschwengliches Elend mit exemplarischer Geduld zu ertragen. Einmal die Wurzel meines Glücks verloren, jetzt sogar mit meinem Steine abgebrannt.

Kam der Mann sogar darauf, ich sei ein Hexenmeister, sei am Tode seiner Tochter Schuld und auch an seinen Schiffen. In Summa, machte in der Verzweiflung nicht große Complimente, sondern schmiß mich zum Hause hinaus.

36.

Der König hatte durch den Kaufmann denselben Argwohn gefaßt, von wegen der Hexenmeisterei. Schickte mir also die Bettelvögte nach, und ließ mich geradesweges über die Gränze bringen, mit dem kurzen, doch verständlichen Bedeuten, daß, falls ich mich unterstehn würde, wieder einen Fuß in sein Land zu setzen, er mich an den lichten Galgen wolle henken lassen.

Ging mit betrübten Gedanken aus seinem Lande hinaus.

Dritter Abschnitt.

1.

Sahe nun klärlich ein, daß man sich in dieser Welt auf nichts völlig verlassen und vertrauen könne, wenn man nicht sein bestimmtes Auskommen habe. Nahm mir daher vor, mein Glück wieder zu suchen und mich empor zu bringen; aber nicht auf die gewöhnliche Weise, wie bisher geschehen, sondern lieber gleich zu trachten, König oder Kaiser zu werden, damit ich mein Stückchen Brod in Ruhe und Frieden verzehren könne. Ist es doch so Manchem gelungen, sagte ich zu mir selber, warum soll es denn mir gerade fehlschlagen? Wenn man alle Könige und Kaiser zusammenzählt, die seit Erschaffung der Welt regiert haben, so kömmt eine hübsche Summa heraus; warum soll ich denn nicht Einer von diesen Vielen werden können? Und Creaturen haben sich darunter befunden, wie der hochselige Nebukadnezar, der sich nicht entblödete, auf vier Füßen zu gehen; wie Nero, der die Christen verfolgte; wie Caligula, der sein Pferd zum ersten Bürgermeister machte; nicht des Saul zu gedenken, der David umbringen wollte, oder des Salomo, der sich ein Paar tausend Weiber hielt. Keine dieser Bosheiten habe ich bisher ausgeübt, sondern im Gegentheil einen stillen und vernünftigen Lebenswandel geführt. Das Bischen durch die Luft fliegen als Maus abgerechnet, als mich der erschreckliche Vogel nach dem Reiche Persien brachte. Warum soll ich nun verzweifeln?

2.

Tröstete mich mit diesen und dergleichen Gedanken, hatte aber unterdessen nichts anders zu verzehren. That mir sehr leid und wünschte von Herzen die Zwischenzeit bis zu meiner künftigen Größe möchte erst überstanden seyn. Aber da half kein Wünschen. Ging von Ort zu Ort, und trieb wieder das alte Bettlerhandwerk, das mir in der ersten Zeit, nach dem Grafenstande, recht sauer ankam.

3.

Irrte weiter umher und kam in eine sehr wüste Gegend. Traf auch keinen Menschen, außer nach etlichen Tagen auf zwei Personen, die sich für Leineweber ausgaben und mir sagten, daß sie umherwanderten, ihr Glück in der Welt zu suchen. Freute mich ungemein, daß es noch mehr solche Leute gebe, als ich selber einer war, und indem genauer hinsah, waren es zwei von denen, die mich ehemals in Wien wegen meines fast zu beißenden Witzes hatten ausprügeln wollen. Wir erzählten uns unsre Geschichten, und als ich die meinige vortrug, hielten mich die Gesellen für einen wackern Aufschneider; denn es war ihnen so etwas Unglaubliches noch nie begegnet.

So ist der Mensch. Was er nicht selber erfahren hat, scheint ihm unmöglich.

4.

Wir wanderten eine geraume Zeit mit einander. Eines Tages wurde es Abend, und es fing an sehr finster zu werden. Wir erkundigten uns nach einem Wirthshause, und man beschrieb uns die Gegend. Als wir ankamen, sagte uns der Wirth, daß er uns unmöglich aufnehmen könne, weil alle seine Stuben schon von Gästen besetzt wären. Wir baten ihn recht flehentlich; allein es war Alles umsonst und vergebens. Endlich sagte er, er habe noch ein Haus, das er aber immer müsse leer stehen lassen, weil es von Poltergeistern beunruhigt würde, mit diesem könne er uns dienen, wenn wir es verlangten, doch sollten wir nachher nicht die Schuld auf ihn schieben, wenn Einigen von uns die Hälse gebrochen würden, und dergleichen mehr.

Ich dachte gleich an meine sonst gehabte Geschichte mit der Katze, dem einen Kameraden fiel sie auch ein, und da er gern auch einen Stein beim Teufel im Brette haben wollte, so drang er beim Wirthe

darauf, daß er uns nur hinbringen möchte, und Licht, Bier und Karten geben, wir wollten es dann mit den Geistern schon aufnehmen.

Der Wirth, nachdem er uns noch einmal gewarnt hatte, erfüllte unser Begehren.

5.

Wir waren lustig, spielten um das wenige Geld, das wir bei uns hatten und tranken unser Bier, indem wir dabei an nichts weniger als an einen Geist dachten. Glaubten auch am Ende, daß keiner kommen würde, als sich plötzlich um Mitternacht die Stubenthür öffnete, und ein vornehmer Cavalier mit vielen Complimenten hereintrat.

Meine werthesten Herren, sagte er recht höflich, es freut mich, daß sie in mein schlechtes Haus einsprechen wollen. Ich bin allein und werde die Ehre haben, von ihrer angenehmen Gesellschaft zu profitiren. Wir wollen eins zusammen trinken.

Aber wir Alle waren nicht dazu aufgelegt, sondern saßen schon längst unter dem Tische, und Keiner guckte hervor.

Da der Herr fand, daß wir so ungesellig waren, verschwand er wieder.

6.

Wir suchten wieder unsre Karten zusammen und glaubten, daß uns nun kein Geist weiter besuchen würde. Zechten Alle noch lustiger als zuvor, weil wir dachten, wir hätten nun allen Schrecken überstanden.

7.

Dauerte aber nicht lange, so kamen zwei Kerle gar aus dem Fußboden hervor, wovon einer eine Violine in der Hand, der andere aber eine Flöte am Maule hatte. Sie tanzten und spielten wie toll in der Stube herum, so daß Zeit meines Lebens keinen so unvernünftigen Geist gesehn habe. Nachdem sie viel dummes Zeug getrieben, ja mit ihren Possen sich so weit vergessen, daß wir in ihrer Gegenwart, ob sie gleich Geister waren, lachen mußten, verschwanden sie wieder auf eine wunderbare Weise.

8.

Nun dachten wir, wäre es der Poltergeisterei genug; aber weit gefehlt, denn die Hauptsache sollte nun erst vor sich gehn.

Es that sich nämlich die Decke der Stube auseinander, und der erst erschienene Herr fuhr mit einer ganzen großen Gesellschaft herunter, in die Stube herein. Bediente kamen mit, die eine große Tafel servirten, und sie mit goldenen und silbernen Geschirren besetzten. Dann wurden herrliche Speisen und treffliche Weine gebracht, und die Gesellschaft schmausete und zechte, daß, wenn es ordentliche Menschen gewesen wären, man seine Lust von bloßem Zuschauen gehabt hätte. Wir hielten uns still in unserm Winkel und dachten: Wo will doch das hinaus?

Der Oberste an der Tafel rief einen Bedienten und sagte: Bringe den Herren im Winkel da diesen Becher, den sie uns zu Ehren austrinken sollen.

Der Bediente kam auf uns zu, wie ihm befohlen war, und wir weigerten uns nach Herzenslust, sagten: wir wären sehr verbunden, hätten aber schon Bier genossen, wozu sich der Wein übel schicken würde, tränken nicht so spät Wein, und dergleichen mehr. Da aber der Bediente gar nicht zu nöthigen aufhörte, so ergriff endlich der eine Leineweber den Becher, der in der That zu gerne trinken mochte, trank ihn aus und fiel alsbald todt darnieder.

9.

Darüber erschraken wir andern Beiden, wie billig, und nahmen uns vor, an diesem armen Kerl ein Exempel zu nehmen, der sich so unverhofft zu Tode gesoffen. Als nachher von neuem die Einladung an uns erging, bestanden wir durchaus darauf, daß wir nichts mit Trinken zu thun haben wollten. Daran kehrte sich aber der abgeschickte Bediente ganz und gar nicht, sondern da wir nicht zum Trinken aufgelegt waren, brach er dem andern Gesellen mit Gewalt den Mund von einander und goß ihm den Wein hinunter, worauf dieser ebenfalls des Todes verblich.

Da ich dergleichen Ceremonien sah, wollte mir das Herz fast vor Angst zerbersten, suchte meine Rettung daher in der Flucht. Da war mir aber übel gerathen, denn der Bediente erwischte mich am Kleide und hielt mich fest, indem er mir immer den Becher zum Trinken präsentirte.

Noth lehrt beten! Die Wahrheit dieses Sprichwortes habe ich damals recht einsehen lernen, denn als ich nun in der höchsten Angst war, suchte ich in meinem Gedächtnisse nach einem recht kräftigen Stoßgebete umher, und rief in der Verzweiflung: P e r e a t d e r T e u f e l, V i v a t d e r H e r r!

Sogleich verschwanden alle Gespenster, doch ließen sie in der Eile die prächtige Tafel in der Stube.

10.

Wer war froher als ich! Es that mir jetzt nur Leid, daß ich einen solchen wilden Studentenausdruck gewählt, um die höllischen Geister zu vertreiben; denn ich hatte eigentlich das Vater Unser beten wollen, in der Angst aber ein wenig die rechte Straße verfehlt, und dadurch auf eine fast beleidigende Art

mein Wohlwollen gegen den Schöpfer an den Tag gelegt.

Es erschien ein Geist, in Gestalt eines großen schönen Vogels. Wir machten gegenseitig unsre Complimente und freuten uns, uns kennen zu lernen. Daneben bat ich meines unhöflichen Gebets wegen um Verzeihung, es sei in der Angst geschehen; wie man in den Wald hineinschreie, so schalle es wieder heraus; auf einen groben Klotz gehörte ein grober Keil, und dergleichen mehr. Der Vogel antwortete: dergleichen habe nichts zu sagen, ein Jeder mache es so gut, als er könne, und in der Angst gelte ein leichter Fluch auch. Hierauf fragte ich an, ob ich nicht so frei seyn dürfte, das Beste von den goldenen Geschirren zu mir zu stecken und für meine gehabte Angst einen kleinen Rekompens zu genießen. Der Vogel widerrieth ein solches, und sagte, ich solle Alles dem Wirthe lassen, der sein Haus so lange nicht habe brauchen können und dadurch ziemlichermaßen Schaden gelitten; ich solle nichts als einen Pokal zu mir stecken, in dem sich eine überaus köstliche Perle befinde. Diese Perle sei vorzüglich dazu zu gebrauchen, daß sie Alles, was man damit anrühre, in Gold verwandle, es aber dann wieder in seinen vorigen Zustand herstelle, wenn man es haben wolle. Außerdem, fuhr der Vogel fort, steht hier vor der Thür ein gesattelter schöner Esel, der Dich fortbringen wird, sobald Du ihm nur ein wenig in die Seiten trittst.

Ich bedankte mich für die große Gnade und das schöne Geschenk, steckte den Pokal zu mir und damit sogleich zur Thür hinaus. Der Esel stand wirklich draußen, ich setzte mich auf, und wie ehemals der Vogel, so ging jetzt dieser Esel mit mir durch alle Lüfte. Schloß fest an, weil beständig in der Furcht lebte, herunter zu fallen.

Flogen Beide, und flogen beständig fort, es war, als hätte der Esel Flügel gehabt. Es war auch dunkle Nacht; aber die Sonne mit ihrer Morgenröthe ging schon auf, als ich noch immer auf meinem Esel saß, der des Fliegens nicht überdrüßig wurde.

Endlich sahen wir ein hohes und steiles Gebirge vor uns liegen, darauf setzte sich der Esel mit mir nieder und stand still. Hielt solches für eine feine Art, mir seine Meinung zu verstehn zu geben, und stieg augenblicklich ab.

11.

Als ich abgestiegen war, unterließ nicht, mich nach allen Seiten wohl umzuschauen, weil gern wissen wollte, wohin ich gerathen sei. Sah aber nichts als steile Berge um mich her. Ich fragte, wo wir wären, bedankte mich bei dem gutwilligen Esel, und wollte schon in der Stille meine Perle herausnehmen, um ihn in Gold zu verwandeln und nachher zu verkaufen, als er, der gewiß meine Absicht merkte, sich plötzlich in ein herrliches Pferd verwandelte.

Ich erstaunte, und merkte nun wohl, daß ich einen Geist vor mir habe; erwies ihm auch von diesem Augenblick alle nur mögliche Ehre, die man unter solchen Umständen einem Gespenste schuldig ist. Behielt immer meinen Hut unterm Arm, ließ es auch an Schauder und Angst nicht gebrechen, denn ich dachte, das Pferd könne mich am Ende noch gar mitten in dem wüsten Gebirge auffressen.

Das Pferd war aber seinerseits auch sehr höflich, und hatte, ob es gleich seinen Stand verändert hatte, immer noch die bezaubernden Manieren des Esels an sich, so daß unter gegenseitigem Complimentiren eine gute halbe Stunde verstrich. Das Pferd machte so viele Kratzfüße, daß die Funken nur immer aus dem Felsen sprangen.

War endlich so dreist, zu fragen: warum es nicht lieber gleich ein Pferd gewesen wäre, sondern sich erst in einen Esel verwandelt hätte, hätte auf die Art nur doppelte Mühe gehabt; worauf das Pferd mit einem liebenswürdigen Wiehern, das auf seine Art ein Lachen vorstellen sollte, antwortete: Halte endlich Dein Maul, Tonerle, oder Tonelli, und sei froh, daß Du mit heiler Haut aus den Händen der Gespenster gekommen bist. Geh Deiner Straße. Dort unten liegt eine große Stadt, da wirst Du Dein sicheres und beständiges Glück machen. — Wo? fragte ich.

Das Pferd stellte sich auf die Hinterbeine und sagte verdrüßlich: Da vor Dir, Du Ochsenkopf! indem es das vordere Bein mit dem Hufe gerade vor sich hinstreckte. Ich sah noch einmal hin und bemerkte nun auch eine gewaltig große Stadt vor mir liegen. Konnte nicht begreifen, daß ich sie nicht gleich gesehen.

Das Pferd stand noch aufgerichtet vor mir, ich hielt es für meine Schuldigkeit, nahm den Vorderfuß in meine Hand, drückte ihn ein wenig zärtlich in meinen Fingern und versiegelte dann meine Dankbarkeit mit einem auf den Huf gut angebrachten Kuß.

Das Pferd machte eine zierliche Verbeugung und verschwand.

12.

Ich fing nun an, mit Gemächlichkeit vom Gebirge herunter zu steigen, wobei zu meinem großen Leidwesen Hunger verspürte. Um mich zu zerstreuen, verwandelte sogleich einen großen Stein in Gold, dann wieder in Stein, steckte mir alle Taschen voll Holz und Steine, die ich zu Gold machte, um in der Stadt sogleich davon zehren zu können. Nun ward mir das Gehen sehr beschwerlich, von wegen der großen Last. Sah bei der Gelegenheit ein, daß zuweilen mit Dummheit behaftet, weil ja die Perle besitze, warf daher wieder alles von mir und machte es wieder zu Stein und Holz.

Nun hoffe doch endlich den Hafen des Glücks zu finden, sagte ich zu mir selber, da der Hunger immer mehr überhand nahm: hange ich doch nun von Niemand ab, brauche mich nicht zu verwandeln, um meinen Lebensunterhalt zu genießen, habe auch durch des Himmels Hülfe weiter keine Gemeinschaft mit dem Teufel, der das Bannen und Zitiren und Schätzebringen doch auch einmal hätte überdrüßig werden können. O wohl dem Manne, der Alles sich selber,

seiner eigenen Kraft und seinen Talenten zu verdanken hat!

Unter diesen Worten war ich bis an das Stadtthor gekommen.

13.

Verwandelte in der Eil eine Menge nichtswürdiger Sachen in Gold, um mich mit Sicherheit in einem Gasthofe niederlassen zu können. War der Wirth über meine Ankunft sehr vergnügt, denn verzehrte gar nicht sparsam, so daß er seit langer Zeit keinen so guten Gast gesehn hatte.

Erfuhr von ihm, daß diese Stadt und dies Land Aromata genannt werde und daß es einen Kaiser habe. Gefiel mir die Lage und die Art der Lebensmittel ungemein; mit einem Worte, wünschte, hier mit der Zeit einmal Kaiser zu werden.

14.

Nachdem einige Wochen ohne Beschäftigung im Wirthshause still gelegen, um mich nun auf die gehörige Weise zu erholen, so fing auch wieder an, an die dem Menschen nöthige Thätigkeit zu denken. Ging daher spazieren und betrachtete mir die Straßen der Stadt.

Muß sagen, daß mir dieses Land von Tage zu Tage mehr gefiel. Straßen waren breit; probirte die übrigen Gasthöfe, waren auch gar nicht zu verachten; fand aber doch, daß mich im besten einquartiret.

Nachdem die Landesart erkundet, wollte ich auch einen Vorsatz ins Werk richten, nämlich: nichts Geringeres, als in dieser Stadt großes Aufsehn zu erregen. Verwandelte also die ganze Straße, die nach dem kaiserlichen Palast führte, in Gold.

Erst wußten die Leute gar nicht, was sich zugetragen; dann verwunderten sie sich aber desto mehr, als sie es gewahr wurden. Es entstand ein großer Auflauf; Goldschmiede erprobten das Gold und fanden es ächt und vortrefflich. Ist nicht zu sagen, welch ein Lärmen und Geschrei in der ganzen Stadt vorhanden war.

15.

Es konnte gar nicht fehlen, daß des Kaisers Person nicht Einiges davon zu Ohren gekommen wäre. Er, der ein Liebhaber von Curiositäten war, ließ sogleich seine sechsspännige Kutsche vorfahren, setzte sich allda hinein und fuhr durch die goldene Straße, um das Wunderwerk selbst in Augenschein zu nehmen. Ist nicht zu läugnen, daß es sehenswürdig war, und bin fast der Meinung, daß keiner meiner hochzuehrenden Leser je wohl dergleichen mit Augen erblicket, wenn er sich nicht um die Zeit in Aromata sollte aufgehalten haben.

16.

Dem Kaiser, der sogar eine Porzellainmanufaktur eingerichtet, dem Seidenbau aufgeholfen und den Kartoffelbau in seinem Lande verbreitet, auch Roth- und Hülfsbücher veranstaltete, konnte dergleichen Fortschreitung in den Wissenschaften keinesweges gleichgültig seyn. Hatte daher kaum gemerkt, daß das Gold ächt und brauchbar sei, so ließ er gleich einen Herold, mit einer großen Posaune, die Straßen hinunter reiten und ausrufen: daß derjenige vortreffliche und große Mann, der dies Kunststück bewerkstelligt, sogleich bei Hofe sich einfinden möge, inmaßen der Kaiser gesonnen sei, ihn ziemlich in Ehren zu halten.

Unter dem Gedränge der Leute schlich ich mich indessen wieder an die Häuser und verwandelte sie durch meine Wissenschaft in eine gewöhnliche Gasse. Nun vermehrte sich das Erstaunen und Lärmen noch um ein Großes; einige junge Bursche, die sich damit beschäftigt hatten, einiges Gold von den Ecksteinen abzukratzen, sahen, daß ihr gehoffter Gewinnst nun wieder verschwunden, und wurden dermaßen ungehalten, daß sie sogar heftige Flüche ausstießen.

17.

Was mich aber am meisten ergötzte, war des Kaisers Majestät selbst. Stand der ehrwürdige, große Mann da, und hatte vor lauter Erstaunen das Maul und die Augen weit aufgesperrt. Mußte über Dero Possirlichkeit laut lachen, und ließ mich geschwinde, um nicht noch mehr Unschicklichkeit zu begehen, bei Hofe anmelden, als derselbe Künstler, der die bekannten Wunderwerke veranstaltet habe.

18.

Es konnte nicht fehlen, daß der Kaiser sogleich gelaufen kam, um mich in genauen Augenschein zu nehmen. Die Audienz ging vor sich und lief sehr gnädig ab. Sagte unverhohlen, daß ich dergleichen Kunststück zu machen fähig. Worüber der Kaiser eine große Freude empfand, und sagte: ich würde ihn verbinden, wenn ich mich an seinem Hofe aufzuhalten geruhete. Sagte es ihm auf einige Zeit zu.

19.

Bat mich Ihro Majestät, ihm doch, in Gegenwart des hohen Ministerii, einige exquisite Kunststücke vorzumachen, weil er gerade ein großes Traktament zu geben gesonnen. Sagte demselben meine Dienste zu, und daß er nach seinem Belieben mit meinem geringen Talente schalten und walten könne.

Ihm aber selber eine Ergötzung zu machen, verwandelte sogleich seine Frau Gemahlin in pures Dukatengold, worüber er vor Verwunderung mit den Händen zusammenschlug. Bat mich aber, sie wieder

rückwärts in seine Frau zu verwandeln. Geschahe von meiner Seite.

20.

Nun wurde mit der Kaiserin eine sehr interessante psychologische Untersuchung angestellt, was, und wie sie als Gold empfunden, gedacht und sich vorgestellt habe. Waren alle Anwesende von Herzen neugierig; sie sagte aber, daß sie durchaus gar keine Empfindung gehabt habe. War immer merkwürdig genug.

Mir, für meine Person, schien sie als Gold viel reizender, als in ihrem wahren und natürlichen Zustande.

21.

Die Minister waren jetzt versammelt, und der Kaiser bat mich, in ihrer Gegenwart etwas vorzunehmen. Die Tafel war aufgetragen, alle Speisen standen in Bereitschaft, und schon war das hohe Ministerium im Schnappen begriffen, als ich Alles sammt und sonders in Gold verwandelte.

Wollte, ich könnte das Erstaunen beschreiben, das sie Alle ergriff: es war in der That zu verwundern. Um die Kränkung aber aufzuheben, stellte ich nach einiger Zeit die wirklichen Speisen wieder her.

22.

Noch als wir bei Tische saßen, erhielt der Kaiser einen Brief, durch den er erfuhr, daß einer von den anwesenden Ministern ein Hochverräther sei. Er gestand auch seine Missethat, und bat um Pardon.

Der Kaiser sprach ihm das Todesurtheil, daß er sogleich sollte hingerichtet werden. Ich aber schlug mich ins Mittel, und bat für ihn um Gnade, verwandelte ihn sogleich in Gold, und rieth dem Kaiser, ihn nun zur Strafe in die Münze zu schicken, um zur Warnung für andre Hochverräther, Dukaten aus ihm prägen zu lassen. Geschahe; ein Bedienter, der sich hierüber moquiren wollte, wurde in der Eile noch mit verwandelt.

23.

Der Kaiser hatte ein unbeschreibliches Wohlgefallen an mir. Er hatte vor, eine große Jagd anzustellen, und invitirte mich, gleichermaßen Theil daran zu nehmen. Versicherte ihn, sei von jeher ein großer Verehrer der Jagd gewesen.

Schoß wieder nichts, weil, wie gesagt, nicht zu treffen verstand. Verwandelte aber Löwen und allerhand Thiere in Gold und ließ sie dann wieder lebendig werden und davon laufen. Der Kaiser hatte dergleichen Freude noch Zeit seines Lebens nicht empfunden.

24.

Versicherte mich auch derselbige Kaiser seiner immerwährenden Protektion, und daß ich beständig an seinem Hofe verbleiben sollte, womit außerordentlich zufrieden war; denn hatte mein sehr schönes Essen und ging mir auch in keinem andern Dinge etwas ab.

25.

War nicht lange am Hofe gewesen, so entstand ein ziemlich ansehnlicher Krieg; denn die benachbarten Völker griffen das Reich an, zerstörten die Dörfer und Festungen; in Summa, richteten großen Schaden an.

War mein Kaiser um diese Zeit ganz und gar verblüfft.

26

Er stellte eine Rathsversammlung an, die aus den erfahrensten Männern bestand; darunter ich auch gehörte. Es kam dazu, daß alle zum Frieden riethen, weil sie Alle nicht Muth genug hatten; ich war der Einzige, der zum Kriege anrieth, auch zugleich die Anführung der Armee versprach, mit dem Erbieten, die Feinde gewißlich totaliter zu schlagen.

27.

Man wollte mir erst nicht trauen, setzte aber durch mein Bitten durch, daß zum Feldmarschall ernannt wurde. Merkte, daß die Soldaten muthig waren, und rückte gleich in das feindliche Gebiet ein.

28.

Kam bald zum Treffen, worin unverhoffter Weise und zu meiner größten Freude die Feinde wirklich besiegte, wie ich es bis dahin nur versprochen hatte. Nicht faul zogen wir in das feindliche Land, eroberten die Festungen und Städte, legten Garnison hinein und kehrten dann, mit Ehre und Ruhm gekrönt, nach Aromata zurück.

29.

Die Einwohner liefen uns mit einem fürchterlichen Vivat entgegen. Der Kaiser umarmte mich, man konnte sich nicht satt an mir sehn. Hatte noch niemals dergleichen Ehre genossen.

30.

Es war die Zeit gekommen, daß ich in meinem Leben die Liebe zum zweitenmale empfand. Die reizende Tochter des Kaisers hatte nämlich mein Herz gefesselt. Wurde deshalb melancholisch, hing das Maul und ließ auch den Kaiser je zuweilen grob an. Er dachte wohl, daß mir was fehlen müsse. Fragte mich oft um die Ursache, blieb aber immer die Antwort schuldig, weil mich vor ihm fürchtete.

31.

Endlich faßte mir doch ein Herz und gestand ihm meine Liebe, unter Thränen der Entzückung und Zähneknirschen. Sah der Kaiser dadurch wohl, daß mit mir nicht zu spaßen sei, und versprach mir seine Tochter, wenn ich ihm meine wunderbare Perl überlieferte.

32.

Ich mußte in diesen sauern Apfel beißen, wenn mir die Perl auch noch so lieb war, wollte ich anders die schöne Prinzessin zur Gemahlin bekommen. An demselben Tage, da ich die Perl ablieferte, ward mir die Braut überantwortet, und ein so kostbares Hochzeitfest veranstaltet, daß meine gegenwärtigen Unterthanen immer noch davon zu erzählen wissen.

33.

Mein Schwiegervater schenkte mir auch einige ausgesuchte Herzogthümer, von denen ich bequem meinen Lebensunterhalt ziehen konnte. War im Privatstande ziemlich vergnügt.

34.

Wurde mein glorreicher Schwiegervater krank, und machte mir nun schon starke Rechnung auf die Krone von Aromata, weil ich der nächste Erbe war. Legte mich daher im Voraus auf die Regierungskunst und studirte meine Unterthanen. Kamen mir jetzt die Vorkenntnisse herrlich zu statten, daß ich schon ehemals die Wirthshäuser ausprobirt hatte.

35.

Der Kaiser starb, und ich ward wirklich an seiner Stelle Kaiser. Wußte nicht, wie mir geschah, als ich mich zum Erstenmal „Von Gottes Gnaden" unterschrieb; hatte seitdem mein sicheres Brod und dazu Liebe und Anbetung meiner Unterthanen. Bin jetzt alt und grau, und immer noch glücklich, schreibe aus Zeitvertreib und weil ich nicht weiß, was ich thun soll, diese meine wahrhafte Geschichte, um der Welt zu zeigen, daß man gewiß und wahrhaftig das am Ende durchsetzt, was man sich ernsthaft vorgesetzt hat. Habe Gott Lob! noch guten Appetit, und hoffe ihn bis an mein seliges Ende zu behalten. Die idealischen Träume meiner Kinderjahre sind an mir in Erfüllung gegangen: das erleben nur wenige Menschen.

36.

Und hier schließe ich meine Geschichte.

Das jüngste Gericht.

Eine Vision.

1800.

Ich hatte schon manches Jahr in der Welt gelebt, und niemals war es mir im Traum eingefallen, daß man dergleichen Dinge träumen könne, wie ich sogleich beschreiben werde. Ich hatte mich immer mit dem gewöhnlichen angenehmen Schlafe beruhigt und geglaubt, es sei schon genug, die Augen zuzumachen und auszuruhen, als ich in einigen Büchern las, wie es die Autoren bedauerten, daß sie die Zeit der Nacht als wahre unnütze Faullenzer hinbrächten, ohne im Schlaf ihre Pflichten und Berufsgeschäfte forttreiben zu können, zu denen doch gleichsam nur wenig Wachen gehöre; aber es sei pur unmöglich. Durch diese Winke ging mir über mein eignes unnützes Schlafen ein Licht auf, und ich beschloß, den Fehler, den ich bisher gemacht hatte, zu verbessern und durchaus meinen wachenden und schlafenden Zustand in einander zu ziehen, und zu einem einzigen zusammenhängenden Lebenslaufe zu verarbeiten, was bei mir auch weit eher, als bei Andern möglich ist, weil mein Wachen schon ein Träumen und Phantasiren ist, so daß ich fast nichts zu thun hatte, als meine Imagination noch etwas mehr überhand nehmen zu lassen, und die Sache war geschehn. Welche Aussichten, sagte ich zu mir selbst, bieten sich auf diesem Wege dar! Du brauchst keine Minute deines Lebens unnütz und ohne Beschäftigung verschwinden zu lassen, du wirst der Erste seyn, der sogar seinen Schlaf nützlich und fleißig anwendet.

Im Anfang aber ging es übel. Aus Angst, ob ich auch schicklich und zweckmäßig träumen möchte, konnte ich in der ersten Zeit nicht einschlafen, denn die Materie war gleichsam noch zu zähe, daß sie sich nicht wollte verarbeiten lassen, so daß ich den folgenden Morgen recht verdrüßlich war und besser gethan hätte, lieber gleich bei einem guten Buch aufzusitzen, da ich doch einmal überwacht war und nun den ganzen folgenden Tag schlafen mußte. Diesen verschlafenen Tag zog ich nun natürlich nicht mit in die Beschäftigung, weil es ein außerordentlicher Zufall war, und auf diese Art hatte ich von meiner Bemühung mehr Schaden als Vortheil. Bald darauf gerieth es mir ein wenig besser, nur versah ich es darin, daß es, beim Lichte besehn, Lappalien waren, die ich geträumt hatte, fast nur Wiederholungen meiner Beschäftigungen und Gedanken am Tage, was mir auch nicht viel helfen konnte; doch war ich in der Kunst immer schon um einen Schritt weiter gekommen, und ich mußte mich damit trösten, daß der Anfang von allen Dingen schwer sei.

Als ich weiter kam, hatt' ich wieder damit meine Noth, daß ich die schönsten Träume beim Aufwachen vergaß, oder mich während des Träumens so ängstigte, Alles zu behalten, daß ich darüber erwachen mußte. Ein andermal schien es, als wenn ich Alles recht gut behalten würde, aber wenn ich mich recht besann, so war es Tag, und ich wachte wirklich, so daß mir über die Anstrengung mein klares Bewußtseyn verkümmert wurde. Kurz, ich sah ein, wie schwer es sei, selbst in der geringsten Kunst zu einer gewissen Vollendung und Vortrefflichkeit zu gelangen.

Durch meine wiederholten und fortgesetzten Bemühungen ist es mir nun aber endlich so gelungen, daß ich fast träumen kann, was ich will, so daß ich mir ordentlich des Abends ein Thema aufgebe, worüber ich nachsinnen, oder mir Vorstellungen erwecken will; so lege ich mich nieder und führe meinen Vorsatz gut durch, indem ich auch im Schlafe meine Phantasie in Schranken halte und keinen Gedanken passiren lasse, der mir nicht gut und brauchbar scheint.

Mit dieser Uebung kam ich darauf, einige Bücher von den Leuten zu revidiren, die schon vor mir auf demselben Wege gewandelt waren. Ich las die Träume des Quevedo und die seines Nachahmers Moscherosch, der unter dem Namen Philander von Sittewalt geschrieben und seinen Vorgänger sehr übertroffen hat. Ohne einen von Beiden übertreffen zu wollen, setzte ich mir einen Traum zum Thema, den Beide geträumt und geschildert haben, um zu sehn, welchen Weg ich einschlagen würde, nämlich den vom jüngsten Gericht, und so mag ihn der Leser, indem ich ihn hier wieder darstelle, mit jenen beiden vergleichen, und um mir nichts übel zu nehmen, niemals ver-

gessen, daß es nichts als ein Traum ist, in welchem die Imagination immer alle ihre Ufer und Schranken übertritt und gleichsam ihr höchstes Vergnügen darin setzt, dem gesunden Menschenverstand vor den Kopf zu stoßen, der zum Glücke tüchtige Kopfstöße vertragen kann. Wie es nichts Ungewöhnliches ist, daß viele denkende Männer über mancherlei Materien ihre Gedanken dem Publikum mitgetheilt haben, so werde ich es auch in Zukunft nicht unterlassen, über sehr verschiedentliche Gegenstände für Wißbegierige meine Träume niederzuschreiben.

Ich war kaum eingeschlafen, als es mir vorkam, die ganze Welt um mich her habe ein neues Gesicht, die Bäume verzogen ihre Mienen, die ernsthaften Berge und Felsen schienen zu lachen, die Ströme flossen mit rauschendem Gelächter ihre Bahn hinunter, die Blumen dehnten sich aus und streckten sich in allen ihren Farben und schienen wie von einem tiefen Schlafe zu erwachen. Es überfiel mich, daß die ganze Welt in allen ihren Theilen sich zu einem fröhlichen Bewußtseyn entzünde, und daß ein neues Licht die uralten Schläfer anrühre, in alle tief verschlossenen Kammern gehe und sie rufe und erwecke. Wo will es hinaus? sagte ich zu mir selber. Die muntern Winde machten sich auf und zogen in ihrem fröhlichen Gange über die Fluren und Gebirge, das Gras und Laub wurde grüner, eine holde Röthe färbte den Frühling höher und die Waldvögelein wußten sich mit ihren Stimmen nicht seltsam genug zu gebehrden. Indem ich noch im Verwundern war, fühlte ich ganz deutlich, wie es unter meinen Füßen wühlte und den Kern der Erde wie in tausend Pulsen schlug; die unterirdischen Gewässer stritten mit dem inwendigen Feuer, und Erze und Steine strebten, die bevorstehende Geburt noch in sich zu verschließen und fest zu halten. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte verzehrend herunter, sie saugte mit ihren Strahlen die Berge und Ströme an, und die Geister der Welt fühlten ihr ursprüngliches Schmachten nach der Sonne hinauf. Es geschah plötzlich, daß aus der ganzen Natur der Tod und die hemmenden Kräfte herausgenommen wurden, und nun schwang sich die Uhr mit allen ihren Rädern gewaltsam und reißend herum, die Ströme stürzten mächtig und unaufhaltsam die Thäler hinunter, die Felsenstücke trennten sich ab und wurden lebendig wie Blumen, die grünen Thäler hoben sich und sanken wechselnd nieder. Alle Schöpfungskräfte rannten und stiegen wettlaufend die Adern der Natur hinauf und hinab, die Bäume knospeten und blühten, und Augenblicks quollen die Früchte hervor, sie fielen vom Stamme nieder und das Laub verwelkte, worauf ein rascher Frühling sie wieder dehnte und in ihnen trieb, und so jagten sich Frühling, Sommer, Herbst und Winter; die Ströme rissen und waren vom augenblicklichen Eise gehemmt, worauf die stürzende Woge wieder lebendig wurde. So ängstigte und erhitzte sich die Natur in sich selber, und endlich sprang die Knospe der Zeit und gab die eingefesselte Ewigkeit mit einem gewaltigen Klange frei, das verhüllte Feuer brach aus allem Irdischen hervor und das ewige uralte Element des Lichtes herrschte wieder über der Tiefe, und alle Geister rannen in Einen Geist zusammen.

Nun schwangen sich die leichten fließenden Ströme in schönen Bildern hinunter, die Gewässer ein leuchtender Krystall, die Blumen durchsichtig, die Gräser leise grüne Flammen; auf der Oberfläche der Erde schwammen die Edelgesteine und das Gold jubilirend, die Sonne schaute sie fröhlich an und hatte sich wieder auf ihre vergessenen Strahlen besonnen, die in der Schöpfung sich in die tiefen Schachten verirrt hatten. Alle Töne wurden Musik und Freudejauchzen, alles Dürftige war reich geworden, alles Unzufriedene und Geängstigte glücklich und zufrieden.

Ich war nun nicht mehr im Zweifel, was es sey, das sich zutrug, es war nämlich der sogenannte jüngste Tag, den ich so oft zu erleben gewünscht hatte, ohne mich mit dem Sterben zu bemühen. Immer war es mein Wunsch, es möchte sich fügen, daß er mir plötzlich auf die Nase schiene, indem ich an nichts weniger gedächte. Wie es denn oft geschieht, daß die fast unmöglichen Ideale und Wünsche der Jugend in Erfüllung gehn, so war es mir auch dies einemal so gut geworden, ohne daß ich selber etwas dazu zu thun brauchte, was in der That nur selten vorkommt.

Ich war nun schon darauf gefaßt, daß sich Alles so zutragen würde, wie man es immer in Ansehung dieser Feierlichkeit beschrieben findet, und ich hatte mich nicht geirrt, denn es kam ungefähr so heraus. Ganze Schaaren von Engeln und Geistern zogen durch die verklärte Luft und ein feuriger Thron ward für den Richter zubereitet, der sich niedersetzte, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ein großes Posaunen fing an, zwischen dem so wunderbare Stimmen klangen, daß mein ganzes Gemüth davon erschüttert wurde. Es währte nicht lange, so zeigte sich eine Anzahl von bunten und seltsamen Gestalten, die lustig und possirlich durcheinander sprangen, es war nicht anders, als wenn sich ein Füllhorn mit den fabelhaften Göttern der alten Zeit ausgeschüttet hätte; da rannten Satyrn mit Figuren aus dem Tartarus, der finstere Pluto bewegte sich dazwischen, sammt den Furien und den Schrecknissen der Hölle, doch hatten alle ein etwas teufelmäßigeres Colorit, als man in der Mythologie an ihnen gewohnt ist, so daß ich wohl sah, es würde nunmehr Ernst werden, und ich für mich nicht wenig besorgt war. Wie ich mich noch neugierig und besorgt umsah, wurde ich unter den Satyrn einen sehr armseligen gewahr, der eine Büchse in der Hand hielt und auf mich zielte, als wenn er im Begriff wäre, loszudrücken. Weil man in Träumen gewöhnlich kindisch und furchtsam ist, so fürchtete ich mich auch vor diesem Schützen, vollends da er noch ausrief: Hier gilt weder Uebersetzen noch übersetzt werden! Welches ich darauf bezog, daß ich im ersten Taumel und Rausch gleich einen nahe stehenden Teufel nach den beiden großen Gestalten Cervantes und Shakspeare gefragt hatte. Der Schütze drückte und drückte immer noch mit drohender Miene, und ich war in jedem Augenblick besorgt, daß der Schuß herausfahren würde; da ich mich aber stillschweigend fortzumachen suchte, faßte mich ein andrer Gesell mit Hörnern bei den Armen und rief: Bleib, Du Bärenhäuter, wie kannst Du Dich vor diesem anmaßlichen Satyr fürchten, den wir alle nicht dafür erkennen? Ich sagte hierauf: Siehst du denn nicht, daß er hier seinen Schützenplatz aufschlagen und mich zum Schießvogel aufstellen will? Jener aber sagte wiederum: Seine Schützengilde ist verdorben und vergessen, auch hat er das Schießen niemals gelernt, er hat sich Zeit seines Lebens mit dem Zielen, Anschlagen und Gewehr-Prä-

sentiren begnügt, auch ist zum Ueberfluß kein Schuß in seiner Büchse, so daß er sich verschossen hat, ohne jemals geschossen zu haben. Ich fragte ihn, wie denn dergleichen unschuldiges Volk in ihre Gesellschaft käme und dabei so erschrecklich große Patron-Taschen umhängen hätte? — Darüber mußt Du Dich nicht wundern, fuhr der Teufel fort; es hat sich allerhand Volks unter uns eingeschlichen, die immer lieber Teufel als Verdammte seyn wollen; aber ich hoffe, der jüngste Tag wird diesem Unfuge, nebst vielem andern ein Ende machen.

Nun sollte der Weltgeist alle seine Todten wieder lebendig machen und von unten herauf senden, worauf auf Erden ein gewaltiges Wühlen, Zittern, Rauschen, Rühren, Rutschen, Handthieren, Confeiren, Confisciren und Spekuliren entstand, indem alle die Millionen gestorbener Creaturen wieder lebendig zu werden suchten und sich die äußerste Mühe gaben, ihrer ehemaligen Seelen wieder habhaft zu werden. Da konnten nicht Seelen genug gefunden werden; es war ein solcher Handel und Wandel, eine solche Concurrenz der Leiber und ein solches Laufen nach den unsterblichen Geistern, daß ein Commerzienrath, der durch einen Zufall zuerst lebendig geworden war, die Hände vor Entzücken zusammenschlug, und sich keine andre Seligkeit wünschte, vorausgesetzt, daß er dazu gelangen sollte.

Endlich hatten sich einige Hunderttausend hervorgemacht und standen da und schauten um, ohne recht zu wissen, was mit ihnen vorgehn sollte. Der alte Nikolai steckte noch in der Erde und wollte durchaus nicht heraus, weil er gehört hatte, daß nun die reine Ewigkeit anfange; er wollte durchaus mit nichts zu schaffen haben, das irgend rein sei, weil er diesem Begriffe einen unversöhnlichen Haß geschworen habe. So sehr ein Greifen und Haschen nach Seelen war, so wollte doch kein Mensch die seinige zu sich nehmen, so daß diese arme Seele, von ihrem Körper verschmäht und von den übrigen verachtet, ganz roth vor Schaam, immer um den eigensinnigen Körper herumflatterte und ihm die besten Worte gab, daß er sie doch nur in sich stecken möchte; er aber grub sich eigensinnigerweise immer tiefer in die Steine hinein und behauptete dreist, seine Bildung lasse es durchaus nicht zu, auf eine so erbärmliche Art wieder aufzuleben.

Da es immer wimmelnder wurde und immer voller, weil unaufhörlich neue Gestalten aus der Erde nachwuchsen, so fing der Platz bald zu gebrechen an, und einige Statistiker freuten sich laut über die große Population im Himmel, indem sie die Ursachen der Bevölkerung bald dem Clima, bald der Staatsverfassung zuschrieben, die sie sich zu studiren vornahmen, um hinter das Geheimniß zu kommen. Einige, die Könige gewesen waren, gingen unter den Leibern mit Entzücken hin und her, um die Conscription einzurichten, wobei sie den Vortheil hatten, daß jeder gestorbene Soldat von Neuem aufleben und zum Dienste wieder tüchtig seyn könne. Es thut nichts, sagte ein General, wenn auch beim Verhör drei Viertel von dem Geschmeiße verdammt werden sollten, sie sind nachher nur desto besser zu gebrauchen, denn so sind sie das Feuer schon gewohnt.

Einige Engel erhoben sich in himmlischer Musik und machten die ganze weite Atmosphäre wohlklingend, so daß sich die entzündeten Töne brünstig umarmten und ein mächtiger Liebesathem durch die erwachte Ewigkeit kindlich spielend zog, so daß sich die Herzen der Frommen verklärten und sich den Strahlen der Gottheit aufthaten, wodurch in ihnen die Melodien einwohnend wurden und sich mit der dürstenden Seele küßten. Die Luft klagte und sang bräutlich nach, und wundervolle Harmonien lösten sich wie Feuerfunken auseinander ab und regneten golden in herrlichen Bögen und Schwingungen nieder. Das vollstimmige Engelchor ward entzückt und sang ein jubilirendes Lied und spielte lustig und fröhlich auf seinen himmlischen Instrumenten. Einige eben erwachte Musiker aber schrien dazwischen: Ei was, wo bleibt der Ausdruck? Welche Empfindung soll dargestellt werden? Gebt mir den Text der Worte dazu, damit ich kapabel bin, die Musik zu verstehn, auszulegen und zu beurtheilen. Als nun die Elemente wiederklangen und sich die verklärten Erze wie Posaunen, Cymbeln und machtvolle Trompeten gebehrdeten und in sich selber willkührlich phantasirten, wollten sie diese Incorrektheit durchaus nicht leiden und fragten nach dem Musikdirektor, um ihn deshalb zur Rede zu stellen. Seid ruhig, meine Freunde, rief ein englischer Arzt, und beobachtet nur mit mir, wie hübsch und dick alle diese Engelskinder sind, wie glatt und schier; ich wollte eine ansehnliche Summe Geldes verwetten, daß sie sich die Kuhpocken haben inoculiren lassen, und auf demselben Wege hoffen wir Engländer auch noch Engel zu werden.

Das jüngste Gericht war indessen schon angefangen, und Nikolai war trotz seiner Bildung auf zweitausend Jahre verurtheilt, von den Teufeln immer Spaß anzuhören, ohne ein Wort zu sprechen. Er hatte Alles für Phantasma und übertriebene Einbildungskraft erklärt und sich unvermerkt Blutigel angesetzt, um sich die ungehörige Poesie absaugen zu lassen: so stand er vor Gericht und empfing sein Urtheil, mit den Blutigeln hinten, indem er sich höflich verneigte, um seine Welt zu zeigen, die er auch noch in die jenseitige Welt hinüber gebracht hatte. Sonderbar ist es, sagte er zu sich selbst, indeß die Satyrn sich schon auf beißende Einfälle besannen, um ihn zu strafen, sonderbar ist es immer, daß diese Phantasmen nicht verschwinden, ohngeachtet die Feinde alles Excentrischen ganz lieblich saugen, und satyrisch ist es von den Bestien, daß sie mich loslassen, so wie sie nur irgend Salz wittern. Diese meine Erscheinung vom jüngsten Tage muß ich aber sogleich meinem Freunde Biester mittheilen; es soll in die berlinische Monatsschrift kommen und zwar mit der Bemerkung, daß, so wie ich mit dem Jahrhundert fortschreite, die Blutigel im Gegentheil zurückgehn, ihre Kraft verlieren und selber an Gespenster zu glauben scheinen. — Einige Satyrn führten ihn hierauf fort, um ihn in seinen künftigen Wohnort zu bringen.

Jetzt sah man eine Heerde von modernen Theologen vorbeiziehn, die alle gegen den Richterstuhl ein sehr anständiges Compliment verrichteten, sich darauf ebenfalls gegen die Herren Teufel wandten, sich mit vieler Artigkeit und freundlichem Lächeln gegen sie verneigten und dann zwischen Beide mit einer zierlichen Leichtigkeit vorbei zu schlüpfen dachten. Die Teufel aber stellten sich ihnen entgegen, so daß sie stehn bleiben mußten, worauf die Theologen ein unterhaltendes Gespräch anfingen, auch einige darunter sehr geläufig Anekdoten erzählten, um sich ein Bischen die Ewigkeit

zu vertreiben. Sie redeten viel über Toleranz und Humanität, andre hatten Listen bei sich, zum Besten der Armenanstalten, und wollten den Gehörnten eine Feder präsentiren, um sich ebenfalls in die Reihe der Wohlthuenden einzuschreiben. Die Teufel aber, die keinen Spaß verstanden, schleppten sie mit groben Redensarten vor den Richterstuhl, um da ihr Urtheil zu empfangen. Hier wurden sie verhört, doch konnte ich von der Sentenz nichts vernehmen, nur schloß ich aus den Mienen der Satyrn, daß es mit ihnen nicht zum Besten stehen würde, auch hörte ich den einen brummen, als sie wieder vorbei kamen: Dies soll Aufklärung seyn? Das sind die Früchte nach aller Cultur und der reinen Lehre, daß wir, die wir nie die Hölle genannt haben — Indem entstand ein großes Geschrei, denn einige Teufel kamen wieder hervor und baten, den gebildeten Nikolai lieber in den Himmel oder anderswo aufzunehmen, denn er sei so übermäßig langweilig und könne durchaus nicht schweigen, so daß es kein Teufel bei ihm aushalten könne, und das höllische Feuer selber auszugehn drohe. Die unendliche Barmherzigkeit ward gerührt, und er verurtheilt, in die Nichtigkeit sich zu begeben, in einem Thal, das zwischen Leben und Tod liegt, das weder Himmel noch Hölle ist, das, genau genommen, gar nicht existirt. Er ging mit Freuden hin und sagte, er wolle es sich dort wohl seyn lassen, denn es sei sein altes Vaterland, was ihm bei der Auferstehung am meisten leid gethan habe, es zu verlassen. Ueberhaupt, fuhr die Stimme des Richters fort, wollen wir die edle Ewigkeit nicht länger damit verderben, über solche Creaturen zu urtheilen, die nie da gewesen sind, und um die ich niemals gewußt habe, laßt alle diese Gesellen dorthin abtreten, denn sie taugen so wenig für die Hölle wie für den Himmel, wir können die Seligkeit und auch die höllischen Flammen besser brauchen. Wie war ich verwundert, daß die Menge der unzählbaren Schaaren durch dieses einzige Wort so auffallend vermindert wurde; von den Scharrfüßen, die diese Nichtigkeits-Dilettanten vor dem Throne machten, entstand ein solches Geräusch, daß man die himmlische Musik auf lange nicht hören konnte; sie zogen mit Freude und Jubiliren in ihren Aufenthalt, und an vielen wurde ich Manuscripte gewahr, die sie mit hinüber nahmen, um sie dort zu vollenden.

Eine Menge von Weibern war aufgestanden, und die Prüden drängten sich mit Gewalt vor, um zu zeigen, wie schaamhaft sie wären, denn alle waren nackt. Sie gaben mit ihrer ausgesuchten Tugend dem ganzen Himmel einen Anstoß und wollten durchaus unschuldig seyn, indem sie nichts unschuldig fanden; Alles kränkte sie und war im Stande, sie zu verführen; einige davon suchten auch ihre Seele mit den Händen zu verdecken, so außerordentlich schaamhaft waren sie. Die Teufel setzten ihnen mit großen Einfällen sehr zu, und so wie sie vor Schaam roth oder blaß wurden, leuchtete es um sie her, wie es vor einem Gewitter in den Wolken zu thun pflegt. Sie wurden alle ohne Ausnahme verdammt und klagten nur darüber, daß die Teufel, genau genommen, Männer wären, und was man also im Himmel von ihnen Arges denken könnte. Andre sagten, es wäre ihnen lieb, wenigstens mit Flammen zugedeckt zu werden, denn in der Seligkeit würde ihre Keuschheit auf eine zu schlimme Probe gesetzt seyn. Darauf gingen sie mit vieler Decenz fort und mir war wieder frei zu Muthe, weil ich mich bis dahin geschämt hatte, ihre unanständige Schaam mit anzusehn.

Indem ich noch nachdachte, kam Jean Paul herbeigesprungen und sagte: Ist es nicht zu arg, daß da der jüngste Tag plötzlich hereinbricht, ohne ihn nur ein Bischen zu motiviren? denn was wollen denn die paar sechs oder sieben tausend Alphabete sagen? Und seht Euch nur um, wie prosaisch und gewöhnlich es dabei zugeht. Das hätte ich ganz anders beschreiben wollen. Er hörte meine Antwort nicht an, sondern lief in aller Eil den Prüden nach, die schon weit entfernt waren und von denen er nur noch die letzte erhaschte. Edle, reine Seele! rief er aus, liesest Du noch so fleißig die Rolle der Klotilde? Sie verneigte sich und trat anständig zurück, entschuldigte sich, daß sie für diesmal verdammt wäre, aber vielleicht in Zukunft wieder die Ehre haben würde. Er schüttelte voll Verwunderung den Kopf und verlor sich in der Menge.

Jetzt traten viele Hausväter und Hausmütter mit vielen Kindern auf, und jedes hatte etliche Kinderbücher unter dem Arm, in die sie zuweilen sahen, um ihr Betragen zu reguliren, auch wurden sie nicht selten von den verständigen Eltern zum guten Wandel vermahnt. Der Vater, ein sehr achtbarer Mann, schaute mit einem bedeutungsvollen Blicke umher, schien die Anstalten zu mustern und zuckte mit den Achseln. Ei, ei, hub er hierauf an, indem er sich gegen den allmächtigen Richter wandte, hätt' ich doch gedacht, daß einer, der seit Ewigkeit ist, also ein ziemliches Alter hat, mehr Rücksicht auf Kinder und ihren zarten Verstand haben würde! Was sollen sie sich nun wohl hieraus nehmen? Habe ich sie dazu so fleißig unterrichtet, daß sie nun noch, nach ihrem Tode, in einen gefährlichen Aberglauben fallen sollen? Als nun Alles so blieb, wie es war, wandte er sich an einige von den angesehensten Engeln, und sagte: Ei Kinder, thut mir doch den Gefallen und schafft mir die Fratzen fort, besonders die Teufel da, die ich gar nicht ausstehn kann; was soll die zarte Kinderphantasie mit dergleichen Mißgeburten der Phantasie? — Als die Teufel über diese Reden sämmtlich zu lachen anfingen, wandte er sich unwillig weg und demonstrirte seinen Kindern, daß sie nur an nichts glauben möchten, was sie dort vor sich sähen, denn es sey zumal nur Phantasterei, und Ueberbleibsel aus dem Mönchszeitalter. Nach einigen Unterredungen mit den Teufeln, begab er sich, nebst allen Kindern, in die Nichtigkeit, wo er viele vernünftige Aufklärung anzutreffen hoffte.

Es war eine kleine Ruhe gewesen, als man plötzlich, mit großem Erstaunen, ein fürchterliches Wühlen und Arbeiten im Erdboden wahrnahm; es warf mit großen Schollen um sich, und die Erde schien sehr von den Geburtsschmerzen zu leiden und wenigstens einige entsetzliche Riesen anzukündigen. Einige riethen auf den Goliath, Andere auf Titanen, aber Beide irrten, denn es kam nichts weiter, als große Ballen Papier hervor, überschrieben: Allgemeine Literatur-Zeitung. Nun wahrlich, rief ein alter Gelehrter, wem fällt doch hierbei nicht das Horazianische Parturiunt montes ein? Kaum hatten die Teufel das Schauspiel gesehn, als eiligst einige herbeikamen und die Papiere vollends hervorholten, indem einer unter ihnen in einem erschrecklichem Aerger schrie:

Nein, wahrlich, die Unverschämtheit geht denn doch zu weit, daß ein Ding, das niemals eine Spur von Leben gezeigt hat, nun bei der allgemeinen Auferstehung auch mit auferstehen will! Ihr denkt wohl, ihr Jahrgänge, daß man auch hier in der Confusion fünfe wird gerade seyn lassen? Ihr meint, wenn ihr euch nur lebendig anstellt, so sei es damit schon genug, wie in jenem Leben. Aber nein, mein Freund, hier lassen wir uns nicht die Katze im Sacke verkaufen. Die Literatur-Zeitung stellte sich hierauf hin und sprach in lateinischen Lettern allerhand von den Zeichen der Zeit und von jungen übermüthigen Menschen, und daß sie schon sechszehn Jahre gedruckt werde, und daß sie viel fürs Geld liefre und daß sie freilich lebe, und daß sie, und daß sie ꝛc. — Der Teufel aber nahm sie ohne Umstände bei den Ohren und riß ihr unvorsichtig das All vom Kopfe herunter, so daß nur noch Gemeine übrig blieb, und und so wurde sie vor den Richterstuhl hingestellt. Der Richter sah sie ungnädig an und sagte: Hab' ich in meinen Gesetzen nicht geboten, Du sollst nicht recensiren? Ich habe, rief hierauf mit großem Eifer der Herausgeber, der in den Papieren wohnte, verstanden: Du sollst nicht raisonniren, und das habe ich auch treulich gehalten; aber wo steht übrigens das Gebot? denn die Orientalia sind nicht mein Fach. In dem Gebote ist es mit begriffen, versetzte der Richter: Du sollt nicht falsch Zeugniß ablegen wider Deinen Nächsten.

Wenn sie nur Verstand gehabt hätte, sagte ein Philosoph, so hätte man ihr die falschen Zeugnisse noch verzeihen können, aber so war keine Spur einer Intelligenz in ihr zur finden. Nun meiner Seel, hörte man den Sekretair von unten rufen, der noch wie die Wurzel in der Erde saß, das sind doch handgreifliche Lügen, denn jedermann weiß, daß wir sogar ein eigenes Intelligenz-Blatt gehalten haben, was überdies noch unentgeltlich ausgegeben wurde. Ueberhaupt, fuhr der Herausgeber fort, kehre sich ein hohes Gericht nur an keine Pasquille gegen die löbliche Anstalt, denn Alles, was man dagegen sagen kann, ist doch nur erstunken und erlogen. Seyd nicht so grob, fuhr ihn ein Teufel an. Warum haben sie uns ein Ohr abgerissen, sprach Jener, es geschieht nur, um im Charakter zu bleiben. Nein, im Gegentheil, allerseits hochzuehrende Unsterbliche, hier treffen wir eine allerliebste Ewigkeit an, da hoff' ich noch manchen Jahrgang zum Druck zu befördern, und da doch gleichsam ein neues Jahrhundert eintritt, so wollen wir auch einen ganz neuen Plan dazu machen und sauber mit der Zeit fortgehn, denn stehn bleiben muß man freilich nicht. Wie wär's, meine sämmtlichen Herren Theilnehmer (die Sie an der Literatur und an meinem Unfalle Theil nehmen), wenn wir hier, wo wir leider so viel Leben, Unsterblichkeit und dergleichen vor uns sehn, womit wir nichts anzufangen wissen, aus unsrer Literatur-Zeitung vermöge des neuen Plans eine Allgemeine Lethargie-Zeitung einrichteten, so wäre uns trefflich geholfen! Er wollte immer noch weiter sprechen, aber er wurde mit allem Papier in das Reich der Richtigkeit transportirt, wo er fast unentbehrlich war.

Ich hatte mich an dem letzten Schauspiele sehr ergötzt, als mich ein gewandter Teufel, ehe ich's vermuthen konnte, selber beim Kragen ergriff, und mich, alles meines Zappelns ungeachtet, vor den Richterstuhl führte. Ich hörte rings um mich her lachen, und mir fiel unter Seufzen das Sprichwort ein: wer zuletzt lacht, lacht am besten. Der Richter fragte mich sehr ernsthaft, wie ich mich hätte unterfangen können, im Zerbino würdige Schulmänner, die zur Verbesserung der Schulen und der Aufklärung, zur Einführung von gutdenkenden Monatsschriften so vielen Eifer, Mühe, Zeit, fast Verstand aufgewandt hätten, unter dem nichtswürdigen Bilde eines Stallmeisters, eines Hundes vorzustellen? Ich antwortete, er suche Personalien, ich habe es nicht so schlimm gemeint, hoffe ich doch auch nicht jener Autor zu seyn, der dort geschildert sey.

Aber, fuhr die Stimme fort, Du kannst nicht läugnen, daß Du große und angesehene Männer in demselben Werke heruntergesetzt und verachtet hast, sie zum Theil mit Namen genannt, zum Theil in Wortspielen hämischer Weise versteckt, wie Dir denn fast Niemand recht ist.

Es war so böse nicht gemeint, fiel ich zitternd ein, ich habe gedacht, Du hieltest vom Spaße was.

Das ist Deine ewige Ausrede, war die Antwort, wenn Du nicht weiter kannst, aber wenn ich Dir auch Alles vergeben wollte, kannst Du es läugnen oder entschuldigen, daß Du schon gegenwärtiges jüngstes Gericht im Voraus geschildert und lächerlich gemacht hast?

Der Vorwurf kam mir unerwartet, ich verstummte, die Angst bemächtigte sich meiner, als ich zu meinem Glücke erwachte.

Prinz Zerbino

oder

die Reise nach dem guten Geschmack.

Gewissermaßen eine Fortsetzung

des gestiefelten Katers.

Ein deutsches Lustspiel in sechs Aufzügen.

1796. 1797. 1798.

Ein Jäger tritt als Prologus mit einem Waldhorn auf

Scene: ein dichter Wald.

Zuerst zum Gruß ein lustig Jägerstück,
Dann sag' ich Euch mein Bitte und Begehren :

Er bläßt auf dem Horn, eine Stimme singt dazu :

Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Weicht die Nacht,
Auf zur Jagd! auf zur Jagd!
Wann der rothe Morgen lacht.
Waldgesang,
Hörnerklang,
Hörnerklang und Waldgesang
Tönt das Jagdrevier entlang.

Meiner Liebsten Stimm' ist schön
Wann ihr lockendes Getön
Durch des Waldes Dämmrung bricht,
Aber höher schwillt die Brust,
Herz klopft dann nach Jägerlust,
Wann des Waldhorns Stimme spricht
Ist dein Herz dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang!

Vielleicht ist Euch der Busen nun erweitert,
Daß Ihr es gerne faßt und liebreich duldet,
Wenn Phantasie vor Euch die muntern Flügel
In Wolken wiegt, mit Abendröthe Scherz treibt:
So hat die himmlische Musik mit Wunder,
Geberden, und mit ihrer Stimme, die
Ans Herz geht, das vermocht, was sonst nicht Rede.
Geberde irgend eines Menschen mag.
Horcht also nun auf das Geräusch der Eichen,
Das Waldgebrause, das wie Geisterspruch
Vom fernsten Raum weg über unser Haupt
In schauerlicher Ferne sich verliert.
So gehn auch Töne hiehin, dorthin, Zweige
Sind Zungen, führ'n Gespräch und Waldgeflügel
Schwärmt durch die grüne Nacht und ist so ämsig.—
Nun ist den Freunden Jagdlust zubereitet,
Wer frischen Sinn zur muntern Arbeit bringt.
Die Hunde bellen, Jägerschrein erschallt,
Das Wild springt durchs Gebüsche, hinten nach
Die Jäger, alles tummelt sich und rührt sich. —
Seid auch nicht träge, Freunde, schüttelt ab
Die zugewohnte Ruh, vergeßt im Schwarm
Der alten Sprüchlein, die von Sicherheit
Und von Gefahr so überweislich reden.
Befürchtet nicht, daß Euch vom Weg entferne
Das muntre Wild, wenn Ihr es rasch verfolgt.
Ihr findet rückwärts, wenn Ihr munter bleibt;
Denn keinem war es noch gegeben, frei
Auf offnem Wege, auf der sichern Straße
Ein Jäger zu seyn; verliert auch nicht den Muth,
Wenn manchmal sich kein Wildpret blicken läßt,
Oder wenn durch ferne Büsche etwas schimmert
Unkenntlich, ob es Hirsch, ob's Haase sei:
Verzeiht, wenn's manchmal scheinen sollt', als ob

In diesem lustigen, aus Luft gewebten
Gedichte der Verstand so gänzlich fehle,
Dem man doch sonst gewöhnlich in den Träumen
Der nicht'gen, müß'gen Phantasie begegnet.
Ihr müßt auch manchmal auf dem Anstand lauern;
Wenn man den fetten Hirsch sogleich erjagte,
Wär' Jagdlust nüchtern und bequem Vergnügen.
Dann wieder geht's durch Dick und Dünn, durch
Busch und Dorn,
Zu Pferde taumelt's oft dem Reiter, der
Den Waldabgrund beherzt hinunter schießt,
Die Aeste sausen über ihm, der Athem stockt,
Das Herz klopft ungestüm und ängstlich, Freude
Erfüllt ihn, wenn er sicher unten steht.
So haltet unser Spiel für nichts als Spielwerk.
Kein Vogel darf mit schwerer Ladung fliegen,
Ein Liebesbriefchen tragen wohl die Tauben,
Die Schwalbe Wolle nach dem warmen Nest,
Nur jenem großen Vogel Rock ist es
Vergönnt, die Luft mit kühnem Flug zu theilen,
Den Elephanten in den Klauen haltend. —
Zum Schluß ein kleines, unbedeutend Lied:

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach! sie trachten,
Weit nach Ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne.
Leise Lüfte
Wehen linde,
Durch die Klüfte
Blumendüfte
Gesang im Winde.
Geisterscherzen,
Leichte Herzen!

Ach! ach! wie sehnt sich für und für
O fremdes Land mein Herz nach dir!
Werd' ich nie dir näher kommen,
Da mein Sinn so zu dir steht?
Kömmt kein Schifflein angeschwommen,
Das dann unter Segel geht?
Unentdeckte ferne Lande, —
Ach mich halten ernste Bande,
Nur wenn Träume um mich dämmern,
Seh' ich Eure Ufer schimmern,
Seh von dorther mir was winken, —
Ist es Freund, ist's Menschengestalt?
Schnell thut alles untersinken,
Rückwärts hält mich die Gewalt. —

Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach! sie trachten
Nach der Ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne. — —

Vergönnt dem spielenden Geiste die Flur zu zeichnen,
Die Rennbahn unsrer herzgeliebten Wünsche,
Turnierplatz unsrer liebevollen Träume,
Da wir als Sterbliche den schönen Ort
Nicht selbst besuchen dürfen. —
Lebet wohl! —

Ein Jägermarsch. Prologus geht ab.

Erster Akt.

Pallast.

Curio, Selinus.

Curio. Wie befindet sich der Prinz?

Selinus. Immer noch beim Alten. Es wird mit jedem Tage schlimmer.

Curio. Aber in aller Welt, was soll daraus werden und giebt es denn gar kein Mittel dagegen?

Selinus. Man sagt, es sei Alles nur die Anstellung eines bösen Geistes, der diesem Reiche seine Macht und Größe beneidet, er will den Glanz unsers Hofes verdunkeln und auf diese Art das Oberste zu unterst kehren.

Sicamber tritt auf.

Curio. Nun, Sicamber?

Sicamber. Nun, Curio?

Curio. Hast Du den Prinzen heute schon gesehn?

Sicamber. Ja wohl.

Curio. Und er wird mit jedem Tage dummer, wie man sagt?

Sicamber. Dummer? — Sie setzen mich in Erstaunen, meine Herren.

Selinus. Nun, oder einfältiger, nennen Sie es wie Sie wollen, genug, die Hautsache ist doch einmal wahr.

Sicamber. Einfältiger? — daß ich nicht wüßte!

Curio. Nun, wie willst Du denn seine Krankheit nennen?

Sicamber. Ich mag ihr gar keinen Namen geben, denn ich mag nichts zu verantworten haben. Es ist die Krankheit, die der Größe so oft zu folgen pflegt, von der man lieber gar nicht spricht, die sich nicht beschreiben und noch weniger beurtheilen läßt.

Der Arzt aus dem Innern des Pallastes.

Curio. Nun Herr Doktor?

Arzt. Ihro königliche Hoheit sind jetzt damit beschäftiget, ein wenig zu ruhen: es kann wohl bald besser werden.

Selinus. Wie mag diese Krankheit entstanden seyn, lieber Herr Doktor?

Arzt. Zu große Anspannung der Gehirnnerven. Wenn man den menschlichen Geist mit einer Springfeder vergleichen dürfte, so möcht' ich wohl sagen, daß die gute königliche Hoheit seinem Witze zu viel geboten hat, und daß nunmehro die Elasticität darunter gelitten.

Curio. Ich prophezeite das gleich, als er sich den Wissenschaften ergab.

Arzt. Er hätte es nicht thun sollen; es gereicht ihm zum Ruhm sie zu beschützen, aber gleichsam aus seinem Pallaste in die Philosophie und Litteratur hineinzuziehn, daraus mußte sich nothwendig ein solcher kläglicherFall ergeben.

Curio. Was haben Sie für Hoffnung?

Arzt. Die beste Hoffnung von der Welt, ich denke, wir sollen das Trepaniren nicht nöthig haben.

Selinus. Das verhüte der Himmel!

Arzt. Nein, ich denke, daß wir dem wohl aus

dem Wege gehn werden, daß wir umhin können. Die Diät muß das Beste thun.

Curio. Er beobachtet sie doch ohne Zweifel?

Arzt. Sie thun noch immer zu viel mit Lesen, besonders der angreifenden Sachen. Ich habe Journale verordnet, auch einige Musenkalender, aber sie gehn mir zu sehr auf die schwere Kost, als da giebt es manche Dichter, die die Phantasie beschäftigen, das taugt in den Umständen nun und nimmermehr.

Selinus. Jetzt ist gerade der kritische Zeitpunkt.

Arzt. Ja, es muß sich nunmehro bald zur Tollheit, oder zur ordinären Vernunft entscheiden, so in der Schwebe hält sich's unmöglich lange mehr. Der hohe Patient fragten mich heute: welches ich für die beste Regierungsform hielte; ich merkte mir das Symptom und verspürte auch augenblicklich am Pulse eine merkliche Veränderung. Wir müssen jetzt nur in Geduld den neunten Tag abwarten.

Hanswurst schnell herein. Herr Doktor! Herr Doktor!

Arzt. Was giebt's?

Hanswurst. Der Prinz schreit nach Ihnen, ich glaube er will sterben.

Arzt. Potz tausend! dabei darf ich nicht fehlen.

Schnell ab.

Curio. Sterben? der Prinz?

Hanswurst. Ja meine Herren, er wird den Augenblick abscheiden und uns und das Reich in trostlose Waisen verwandeln. Wir kriegen so einen hoffnungsvollen Kronprinzen nicht wieder und wenn wir alle mit den Raben in der Wette lebten.

Selinus. Wie ist er denn aber so viel schlimmer geworden?

Hanswurst. Werther Herr Selinus, er hielt mich für den Herrn Hofgelehrten Leander und das war schon gleich kein gutes Zeichen, darauf hustete er etlichemal und behauptete, die Welt sei ewig, denn die Masse wäre unvergänglich. Ich erschrak und führte ihm zu Gemüth, daß der jüngste Tag die schönste Widerlegung sei, um ihn nur wieder auf den rechten Weg zu lenken, da warf er mir aber ein, daß der Aetna viel leichter den ganzen Philosophen Empedokles habe verdauen können, als dessen Schuhe, und darauf wußt' ich denn freilich nichts zu antworten.

Sicamber. So wahr ich ehrlich bin, ich würde auch die Antwort darauf schuldig bleiben.

Hanswurst. Wenn Sie sonst nichts schuldig blieben, Herr Kammerherr, so könnten Sie immer noch der angesehenste Mann bei Hofe seyn, aber ich sprach letzthin einige Kaufleute, die mir sagten, daß Sie ihnen keine einzige ihrer Fragen gehörig beantwortet hätten, sondern immer im Vordersatze wären stecken geblieben.

Sicamber. Herr Hofrath, man sieht's Ihnen immer noch an, daß Sie vormals ein Narr gewesen sind.

Hanswurst. Wollte Gott! ich könnte dasselbe von Ihnen behaupten.

Sicamber. Was wollen Sie behaupten?

Hanswurst. Ich behaupte in meinem Leben nicht das mindeste, es müßte denn etwa der Satz seyn: daß die Aufklärung der Menschheit ungemein zuträglich sei.

Curio. Lieben Sie die Aufklärung?

Hanswurst. O mit Passion. Ob ich sie liebe? Wer wär' ich, wenn ich mich nicht für die Aufklärung todtschlagen ließe? Nein, ich habe einen wahren Narren daran gefressen, um mich populär, verständlich und zugleich sprichwörtlich auszudrücken.

Curio. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie mit dem Zeitalter so fortgeschritten wären.

Hanswurst. O mein Herr, man sucht manchmal nicht in den Leuten, was in ihnen steckt, es kömmt auch an unsereins die Reihe, ich bin ja auch ein Mitglied in Ihrem Lesezirkel.

Curio. Mögen Sie auch wohl das Glück der Menschheit leiden?

Hanswurst. Ach lieber Freund, da fassen Sie mich bei meiner schwachen Seite. Herzlich gern mag ich all das Zeug durcheinander leiden.

Der Arzt kömmt zurück. Nun ja, da haben wir die Bescherung. Die königliche Hoheit ist mit genauer Noth dem Tode entgangen und daran sind bloß Sie schuld, Herr Hofrath.

Hanswurst. Ich? wie so?

Arzt. Läßt sich mit dem Patienten in einen tiefsinnigen philosophischen Diskurs ein und macht meine ganze Kur beinahe wieder zunichte.

Hanswurst. Soll er denn aber gar nicht vernünftig sprechen dürfen? So wär' es ja fast besser, er würde gar nicht kurirt.

Arzt. Vernünftig, aber nicht metaphysisch; es ist ein Unterschied zwischen Vernunft und Vernunft.

Hanswurst. Prima sorte ist ihm also nicht zuträglich.

Artzt. Durchaus tödlich, keine andere als praktische Gespräche muß er in seinem jetzigen Zustande führen.

Hanswurst. Darf er an Gespenster glauben?

Arzt. Durchaus nicht, auch nicht an die Schwärmerei, an nichts von der Art, derowegen les' ich ihm auch oft aus der blauen Monatsschrift vor.

Hanswurst. Sie werden ihn noch erst recht konfuse machen.

Arzt. Nein, mein Freund, ich gehe auf die Wirklichkeit los und halte mich nicht an leeren Idealen.

Hanswurst. Die Wirklichkeit ist leer.

Arzt. Nein, mein Freund.

Hanswurst. Ja, Herr Doktor!

Arzt. Nein, Herr Hofrath!

Hanswurst. Es giebt gar keine Wirklichkeit.

Arzt. Keine Wirklichkeit? Nun hören Sie einmal, meine Herren! Keine Wirklichkeit? O so müßte ja der Donner drein schlagen, wenn es nicht einmal eine Wirklichkeit geben sollte? Und was wär' denn ich, und diese Herren, und der König, und der Hof, und der Hofgelehrte, und unsre königliche Bibliothek und der Teufel und seine Großmutter?

Hanswurst. Geburten der Phantasie.

Arzt. Sie mögen selbst ein Phantast seyn. O mein Herr Hofrath, erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen meine aufrichtige Meinung als ein Freund, als Ihr Verwandter und Schwager sagen darf?

Hanswurst. Reden Sie, Herr Doktor.

Arzt. Man sieht es Ihnen, dünkt mich, immer noch an, daß Sie ehemals als ein Narr gedient haben. Der alte Spruch hat wohl recht, der da sagt: und wenn du den Narren in einem Mörser zerstießest, ja wenn du ihn zum Hofrath machtest, so ließe er doch von seiner Narrheit nicht.

Hanswurst. Mein Herr Doktor, ich muß die

Ehre haben, Ihnen zu sagen daß ich das äußerst übel nehme. Sonst bin ich nicht empfindlich, aber in dem Punkt kommen Sie mir an die Seele. Ich bin ein Narr gewesen, das ist wahr, aber die Zeiten sind gottlob vorbei. Sehen Sie dieses graue Haupt, sehen Sie dies Kreuz, das mir des Königs Gnade hat zukommen lassen; sehen Sie in mir den ehrwürdigen deutschen Hausvater einer zahlreichen Familie vor sich und dann unterstehen Sie sich noch zu sagen, daß ich ein Narr bin! Mein Herr, ein Mann, der dreimal das hitzige Fieber überstanden hat; mein Herr, ein Mann, der mit dem Könige so vertraut ist, — der ein Narr! Das Wort sollen Sie mir theuer bezahlen. Des Königs Majestät hat mich zum Stande eines Hofraths erhoben und dadurch gleichsam bestimmt ausgedrückt: der Mann hier soll, so weit meine Länder reichen, durchaus für keinen Narren gehalten werden! Auswärts mag man von ihm denken, was man will — So weit werden sich hoffentlich die Regalien eines Throns noch erstrecken, Narren zu kreiren, Ihnen zum Trotz, und wenn Sie der ausgemachteste Demokrat wären.

Arzt. Mir zum Trotz? Nun und nimmermehr, mein Herr!

Hanswurst. Meine Herren, Sie hören hier den Landsverräther.

Curio. Er führt anstößige Reden, das ist nicht zu läugnen.

Hanswurst. Und Injurien gegen mich. — Nun, ich hoffe, die Revolution soll noch zur rechten Zeit entdeckt werden.

Arzt. Meine Herren, ich bin unschuldig.

Hanswurst. Listig hat es die Parthei bei alle dem ausgedacht daß sie den Leibarzt in ihr Komplott gezogen hat.

Arzt. Meine Herren, ich bin zwar Doktor, aber ich weiß von nichts.

Hanswurst. Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, daß der Prinz seinen Verstand verloren hat.

Arzt. Ich protestire — —

Hanswurst. Wenn man nur erst den Hauptverräther wüßte!

Leander tritt auf. Ist es erlaubt, den Prinzen Zerbino zu besuchen?

Arzt. Nein, mein Herr, er läßt sich jetzt nicht sprechen.

Leander. Warum nicht?

Arzt. Ich habe ihn mit vieler Mühe zum Schlafen gebracht.

Leander. Ich spräche ihn gar zu gern.

Sicamber. Was haben Sie an ihn?

Leander. Ich habe hier ein Buch geschrieben, das ich ihm dediciren und vorlesen möchte. Es ist ganz eigen für seinen Zustand eingerichtet.

Curio. Wie heißt es denn?

Leander. Grundsätze der Kritik, und ist in zweien Bänden abgefaßt. Es soll dazu dienen, die gespannte Phantasie wieder etwas herabzustimmen, den Verstand aufzuklären, indem wir das Unförmliche einsehen, und uns so in der Poesie unvermerkt zum Klassischen und Vollendeten zu führen.

Curio. Nun, das ist wahrlich ein christlicher Vorsatz.

Hanswurst. Man sollte den Prinzen schnell aufwecken, damit man ihn in den Schlaf lesen könnte, so käm' er doch zur Ruhe.

Arzt. Aber in der That, wenn diese Grundsätze officinell abgefaßt sind, so könnten sie vielleicht von einigem Nutzen seyn.

Leander. Es ist alles sehr schön eingetheilt, und schon das zerstreut nach meiner Meinung das Gemüth außerordentlich.

Hanswurst. Wenn Sie mich lieb haben, so lassen Sie mich den Index lesen.

Leander. Warum den Index?

Hanswurst. Die Vorrede, den Hechtkopf, in dem sich Kreuz und Schwert und Dornenkrone befinden, lese ich von keinem Buche, eben so wenig das Mittelstück, oder das eigentliche Buch, aber eine unbeschreibliche Freude macht es mir, wenn ich das Schwanzstück genieße, und eine so schöne Anzahl von Wörtern alphabetisch rangirt antreffe.

Leander. Sie sind ein Humorist.

Zerbino, drinnen. Sicamber!

Sicamber. Ja, Ihro Hoheit, —

Geht schnell ab.

Curio. Der Prinz ist aufgewacht, wie es scheint.

Selinus. Wie ich glaube, schläft er nicht mehr.

Leander. So könnte man ihm ja die Grillen mit Lesen vertreiben.

Sicamber zurück. Der Prinz wacht; wenn es Ihnen jetzt gefällig wäre, Herr Leander?

Leander. Ich stehe zu Befehl. Schnell ab.

Curio. Wir wollen folgen.

Sicamber, Selinus und Curio ab.

Arzt. Ich muß die Wirkung beobachten. ab.

Hanswurst. Er weiß im Grunde nicht, was Wirkung und beobachten auf sich hat. Wie leichtsinnig die Menschen gemeiniglich mit den schönsten Wörtern umgehn! Es fehlt nicht viel, so gehe ich auch hinein, um einen Zuhörer abzugeben; denn was hab' ich jetzt gerade Besseres zu thun? Man sollte wahrhaftig daran zweifeln lernen, ob die Sprache auch für uns Menschen erfunden sei, denn aus dem schönsten Lomber machen sie ein ungeschicktes Hazardspiel, von den Chikanen wissen die meisten gar nichts, und die Bêtes wachsen unter ihren plumpen Fingern so an, daß sie am Ende Verstand und Scharfsinn unbesehen in den Kauf geben müssen, um nicht völlig insolvent zu seyn. Und darum glaub' ich auch, daß das sogenannte Sprechen ein schönes Ding unter vornehmern Wesen war, und daß die Menschen nur einige ihrer Redensarten im Auskehricht gefunden haben. Dieser Hofgelehrte ist eine Art von Gelehrten und er war ein ganz guter Mann, als er noch etwas dummer war, aber der verderbliche Scharfsinn hat ihn nun gänzlich hingeopfert, denn er kann nun nicht dreimal drei zusammenrechnen, ohne an die neuen Musen, ein Spiel Kegel und die vollkommenste Zahl des Pythagoras zu denken, und weil ihm alles zugleich einfällt, so ist er des Glaubens, diese Begebenheit müßte auch in sich selbst zusammenhängen.

Nestor tritt auf. Ist der Herr Leibdoktor nicht hier?

Hanswurst. Nein, mein Freund.

Nestor. Wenn ich ihn doch irgendwo anzutreffen wüßte.

Hanswurst. Er ist beim Prinzen, ich will ihn herausschicken.

Rektor. O Sie sind allzugütig. *Hanswurst ab.* Es muß untersucht werden, ehe es noch ärger wird. Warum sollt' ich mit einem Schaden behaftet seyn und nicht lieber in Zeiten dazu thun, als gelassen zusehn, wie das Uebel immer weiter um sich greift? Die Vernunft, sehe ich wohl, räth mir selber zu diesem Schritt, und darum will ich mich auch nicht dagegen sträuben.

Der Arzt *tritt auf.* Was will Er, mein Freund?

Rektor. Bester Herr Doktor, ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Arzt. Sprech' Er.

Rektor. Sie wissen, daß der Prinz von einer schlimmen Krankheit befallen ist.

Arzt. Ja.

Rektor. Ich fürchte, es wird eine Epilepsie daraus.

Arzt. Wie so?

Rektor. Ich wollte eigentlich sagen, Epidemie, und daß am Ende noch der ganze Hof angesteckt wird.

Arzt. Das wäre ein großes Unglück, mein Freund.

Rektor. Ich bin des Prinzen Bedienter, ich bin viel um ihn und mir ist immer, als wenn ich schon so etwas Aehnliches spüre.

Arzt. Woraus kann Er das schließen?

Rektor. Gestern, Herr Doktor, wollte mir die Zeitung gar nicht gefallen, ich weiß nicht, wie es kam, aus meiner frühen Jugend fielen mir allerhand Sachen ein, und eh' ich mir's versah, hatt' ich wieder den alten Respekt vor dem Epaminondas, ja sogar vor dem römischen Brutus.

Arzt. Ei! ei! das sind schlimme Symptomen.

Rektor. Noch mehr; ich fing an mit einer gewissen poetischen Ehrfurcht an meine Unsterblichkeit zu denken, und als ich Sie um diese Zeit beweisen hörte, daß alle moralische Gebrechen und große Tugenden nur physische Krankheit und Gesundheit zu nennen wären, so kam mir nun das dumm und abgeschmackt vor.

Arzt. Ei, mein Freund, wo hat Er denn diesen gefährlichen Wahnsinn aufgegriffen? Zeig' Er einmal seinen Puls.

Rektor. Hier, Ihnen aufzuwarten. — Nun, sehn Sie, Herr Doktor, fürchte ich immer, könnte es gar so weit mit mir kommen, daß ich die Verachtung gegen Cäsar und Alexander den Großen verlöre, oder ich geriethe vielleicht gar ins Delirium und liebte die Religion — und, Herr Doktor, dann getraute ich mir doch nicht mehr gegen einen ehrlichen Mann die Augen aufzuschlagen.

Arzt. Er hat Recht, mein Freund, dem muß eiligst vorgebaut werden, sonst geht Er drauf — Wenn es wirklich eine ansteckende Säuche wäre; ich habe seit einiger Zeit einige Debilitäten an meiner eigenen Vernunft bemerkt, dann der Hofrath,—komm' Er, mein Freund, ich will Ihm eiligst etwas verschreiben. Es wäre doch Schade um diesen angenehmen Hof. *Sie gehn.*

Marktplatz.

Die große Wachtparade. Einige Regimenter marschiren auf; ein feierlicher Zug; Zuschauer.

Der General. Halt! —

Die Regimenter rangiren sich; Trommelschlag.

Ein Kapitän. Willst Du denn gern die Schwerenoth kriegen, Kerl, daß Dir der Hut nie ordentlich sitzt? — *Er schlägt ihn.*

Ein Bürger. Der hat nun seinen richtigen Tribut bekommen.

Ein Andrer. Tribut? — Ich denke es war wohl eher eine gezwungene Anleihe.

Dritter Bürger. Nein, versteht mich, Gevatter, das Dings da muß seyn, wenn die Staaten in ihrer gehörigen Ordnung bestehn bleiben sollen.

Vierter Bürger. Das sag' ich auch immer, Ordnung will Zwang haben.

Erster Bürger. Ja, wie Ihr's versteht. Wenn Euch der Stock so zwischen den Ribben präludirte, würdet Ihr's schon anders meinen.

Dritter Bürger. Aber Gevatter, so seid doch nur ins Henkers Namen ein Patriot und besinnt Euch, daß es nicht anders seyn kann.

Vierter Bürger. Es geschieht zur Warnung.

Dritter Bürger. Wer ein rechtschaffener Patriot ist, seht Ihr, der muß das zugeben, das hängt alles mit dem großen Gleichgewicht zusammen.

Vierter Bürger. Ja wohl, ja wohl. Und ohne dieses große Gleichgewicht verlören wir alle das Gleichgewicht.

Erster Bürger. Still, da kommt der König.

Zweiter Bürger. Ein angesehener Herr.

Erster Bürger. Angesehn?

Dritter Bürger. Je nun, ich meine ansehnlich, was man so untersetzt nennt.

Vierter Bürger. Untersetzt sind die Unterthanen.

Zweiter Bürger. Und dabei ist er so gnädig.

Der König Gottlieb mit Gefolge.

Gottlieb. Guten Tag. — Alles in Ordnung?

General. Zu Ew. Majestät Befehl.

Gottlieb. Sind die Patrontaschen neu?

General. Wie es befohlen ist.

Gottlieb. Ich habe verwichene Nacht daran gedacht, ob man nicht lieber an der Mütze noch einen Püschel befestigte? *General verneigt sich.*

Gottlieb. Somit wäre denn alles komplet. — *Fahnenmarsch; die Regimenter marschiren vor dem Könige vorbei.*

Gottlieb. Es ist all gut so. — Die Garde soll auch andre Stiefeletten kriegen.

General. Die Akten darüber sind schon eingeschickt.

Gottieb. Nun das ist mir lieb, ich hab's gern, wenn meine Regierung hübsch in der Ordnung bleibt. — Jetzt die Parole.

Die Generale versammeln sich um den König; Wachen werden ausgestellt: eine feierliche Stille.

Erster Bürger. Jetzt wird die Parole ausgetheilt.

Zweiter Bürger. Ja freilich, freilich.

Dritter Bürger. Er giebt sie gewiß tüchtig und gut, die Parole, dafür steh' ich Euch.

Ein Bauer kömmt auf einem Wagen gefahren.

Soldat. Zurück.

Bauer. Warum denn?

Soldat. Zurück! — *Er winkt.*

Bauer. Was giebt's denn hier?

Erster Bürger. Der König giebt die Parole aus.

Bauer. Was ist denn das?

Erster Bürger. Wißt Ihr nicht einmal, was die Parole ist?

Bauer. Nein, Gott sei Dank!

Erster Bürger. Die Parole ist gleichsam, — nun, als wenn Ihr so sagen wolltet, — Ihr müßt mich nur recht verstehn, — wenn ich nun die Parole — — nun, dummer Teufel, stellt Euch nicht so an, Ihr werdet ja wohl wissen, was die Parole ist.

Bauer. Bedanke mich. — Und ist das Zeug gut?

Erster Bürger. Gut und unentbehrlich! — Das ganze Land wird dadurch glücklich, — die Sicherheit, —wenn ihr wißt, was Ordnung heißt.—

Bauer. Nun, und warum soll ich denn da mit meinem Wagen nicht heranfahren? Darf denn der arme Bauerstand nichts davon abkriegen?

Erster Bürger. Beileibe nicht, denn das ist ganz allein für die Soldaten. Der Soldatenstand, seht Ihr, lebt davon fast ganz allein.

Gottlieb. Zerbino! — verstanden? Jetzt will ich mich von meinen Geschäften erholen. —

Der König geht; die Generale und Soldaten zerstreuen sich.

Zweiter Bürger. Was hat er denn auf dem Wagen, Landsmann?

Bauer. Rüben. —

Erster Bürger. Sind sie auch gut?

Bauer. Delikat; seht ihr Herren, bei mir werden sie überaus sehr gebaut, da wir nichts von der Parole genießen, müssen wir uns auf die Rüben legen. — Kauft Rüben! Rüben!

Dritter Bürger. Ich will doch meine Frau herschicken.

Vierter Bürger. Ich auch. — Adies, Gevatter, die Parade war schön. —

Zimmer des Prinzen Zerbino.

Zerbino *auf einem Ruhebette,* Leander *neben ihm.* Sicamber, Selinus, *und* Curio *in einem Winkel eingeschlafen.* Hanswurst.

Zerbino. Kein Wort mehr, kein Wort mehr, — das ist ärger als Arsenik. Diese Eintheilungen, die wie mit Schießpulver gesprengt sind, verrücken mir erst ganz den Kopf.

Hanswurst. Mein Prinz, es ist nur um die Uebung zu thun, so werden Sie es bald gewohnt.

Zerbino. Ich will nichts gewohnt werden; das ist eben das wahre Unglück, daß man sich leicht gewöhnt.

Hanswurst. Das ist denn was anders. Freilich ist die Gewohnheit, wie ein überwachter Gelehrter, der bei seiner Oellampe gar nicht bemerkt, wenn der herrliche Morgen wieder heranbricht.

Zerbino. Sehr wahr, wenn ein Bild Wahrheit haben kann.

Hanswurst. Warum wollen Sie einer armen Metapher nicht die Wahrheit gönnen? Es ist ja das Wenigste, was sie haben kann.

Zerbino. Ich gönne sie ihr.

Hanswurst. Das Leben eines solchen poetischen Bildes ist ein armes, sehr kurzes Leben, mit dem man etwas mehr Mitleid haben sollte; es entsteht und vergeht, ohne gewürdigt, ja fast ohne bemerkt zu werden, man rangirt es höchstens, wie die Blumen in Registern, wie auch unser Herr Leander hier gethan hat, und doch, mein Prinz, ist eine einzige Blume mehr werth, als zwanzig, ja hundert solcher Register.

Zerbino. Du solltest mir so ein Buch von Grundsätzen schreiben, Hofrath.

Hanswurst. Das wäre eine Sünde gegen die vernünftigen Grundsätze.

Zerbino. Warum?

Hanswurst. Weil ich den Grundsätzen und dem Zusammenhange zu Gefallen die Lücken mit Abgeschmacktheiten würde füllen müssen, und dergleichen gegen meine Grundsätze läuft, so nenne ich es eine Sünde gegen die Grundsätze.

Leander. Herr Hofrath, Ihr seid ein Sophist.

Hanswurst. Wie man's nimmt, aber es kommt mir auf keinen einzigen Namen an und darum will ich mich auch gegen diesen nicht wehren.

Zerbino. Hofrath, ob Du gleich ein geborner Narr bist, so bist Du doch der vernünftigste Mann im ganzen Lande.

Hanswurst. So behauptet es ja nicht in Eurem eignen Lande, sonst habt Ihr die Stimmenmehrheit gegen Euch.

Zerbino. So sind wir Beide auf die Art die einzigen Klugen; Du, indem Du vernünftig bist, ich, indem ich das Geschick habe, Deine Vernunft zu bemerken.

Leander. Das ist gerade Ihre Krankheit, dergleichen irrige Meinungen zu hegen.

Zerbino. Beweise, daß sie irrig ist. —

Leander. Weil,—indem, —wenn es mir erlaubt wäre, wollte ich mich doch erst auf einige Zeit nach Hause verfügen, um da zu Papier meine wichtigsten Einwürfe zu verfassen und nachher das Concept ins Reine zu schreiben. —

Zerbino. Ins Reine wirst Du es nimmermehr schreiben, Gelehrter.

Hanswurst. Die Natur hat ihn wie seines Gleichen, selbst nur so aufs Concept hingeworfen; er ist eins von den falschen Worten, das sie auszustreichen vergessen hat, und darum zerbrechen wir uns nun über den Zusammenhang unnützerweise den Kopf.

Zerbino. Ha ha ha! — O das könnte einen so gesund wie einen Fisch machen, wenn man immer in dem Humor bleiben könnte.

Hanswurst. Wenn man nur immer die Courage behielte, aber so läßt man sich gar zu leicht von der Altklugheit, dieser französischen Mamsell herausweisen, und läuft der Dummheit in die Arme, um bei den Dummen nur für verständig zu gelten.

Zerbino. Was ist die Dummheit?

Hanswurst. Ein Wesen, das allenthalben und nirgends wohnt, weil, wenn die Nachfrage umgeht,

jeder Wirth diesen Miethsmann verläugnet. In der Putzstube wird er gepflegt und gehätschelt, in den Armen des Richters, des Fürsten, des Ministers, des Schulmeisters, des Tabakrauchers liegt er wie Johannes zärtlich am Herzen und keiner ließe ihn sich nehmen, eher das Leben. Mit Bändern wird er aufgeputzt, in Saffian eingebunden und in die Bibliotheken gestellt, für die Geliebte, oft für den Sohn ausgegeben, selten oder nie gegen den Verstand ausgetauscht.

Zerbino. Warum verläugnet aber jeder diesen Miethsmann, wie Du ihn nennst?

Hanswurst. Die Ursach ist ganz simpel folgende. Als die Erde fertig war, sagten die Engel unter einander: Aber, lieber Himmel, was soll nun das arme Menschengeschlecht anfangen? da es sterben muß, wird es sich ewig vor dem Tode fürchten, da Krankheiten, Plagen und Schmerzen tausend offne Thore am Körper finden, werden sie keine Minute ruhig seyn, nun haben sie gar vom Baum des Erkenntnisses genascht, die Augen sind ihnen so sehr aufgegangen, daß sie ihnen übergingen, sie haben die unglückselige Vernunft erwischt, sind aus dem Paradiese gejagt und laufen nun in ihren Pelzen hin und her und wissen nicht, wie sie sich die Zeit vertreiben sollen, dieselbe Zeit, die sie gerne festhalten möchten, um spät und immer später dem unvermeidlichen Grabe überliefert zu werden. — Da die Engel sich so unterredeten und alles überlegten, fingen die meisten vor Mitleid an zu weinen. — Einer unter ihnen, der der weichherzigste war, fiel endlich auf ein Mittel.

Zerbino. Ich bin neugierig.

Hanswurst. Im Paradiese lag eine Art von Küchengarten hinter dem eigentlichen Park, der bloß für die Thiere angelegt war. Denn hier wuchs unter andern Kräutern auf mancherlei Art die Dummheit, die diese unschuldigen Erdbürger so liebenswürdig macht. Hieher verfügte sich der Engel mit seiner Frau, denn alles stand in der schönsten Blüthe; sie sammelten die Frucht, die wie Baumwolle wuchs, und drehten sie zu einer niedlichen Puppe zusammen. Diese nahm der gutherzige Engel unter seinen Mantel und ging damit zu den Menschen. Sie saßen gerade bei Tische und erzählten sich bei der Suppe ihren kläglichen Fall. Seid ruhig, rief der Engel aus, denn ich bringe hier Euren Trost. Was Ihr gegessen habt, war ein Apfel, der Baumflecke hatte und darum seid ihr dumm geworden und haltet das in der Verblendung für Euren Verstand. Seht, hier bring' ich Euch den wahren Verstand, die tugendreiche Weisheit, indem er den Wulst mit Feierlichkeit hervornahm, hebt den Schatz gut auf, denn nur dadurch seid Ihr die edelste Kreatur auf Erden. Glaubt alles, was dieser Prophet euch sagen wird. — Die Wirkung des Geschenks äußerte sich bald, denn die Menschen glaubten dem Engel. — Hütet Euch, fuhr der himmlische Gesandtschafter fort, daß Ihr Euch diese vortreffliche Baumwolle nicht wieder ablocken laßt, denn unter allerhand Gestalten werden Spione herumgehn, besonders wird man den Kniff gebrauchen und Euch weiß machen wollen, dies Wesen sei die Dummheit; aber glaubt keinem, der umgeht und nach der Dummheit fragt, denn er sucht nur die Weisheit. — Der Engel ging fort. — Und daher kommen die seltsamen Antworten, wenn man in aller Unschuld einen guten Freund fragt: Freund, wohnt hier nicht Dummheit? — Sogleich ertönt es: Herr, für wen seht Ihr mich an? Wollt Ihr einen Esel aus mir machen? — Ihr mögt wohl selbst dumm seyn. — Und auf die Art ist die sonst unbegreifliche Verläugnung entstanden.

Zerbino. Du solltest eine Geschichte der Menschheit schreiben.

Der Arzt kömmt. Wie steht's, Ihro Hoheiten?

Leander. Herr Doktor, durch den Hofrath wird das Uebel immer ärger; er trägt orientalischen Schwulst vor, und vermehrt dadurch den Krankheitsstoff.

Arzt. Mein Herr Hofrath, wenn Sie nicht des Landes Unglück wollen, so entfernen Sie sich.

Hanswurst. Mein Herr, es ist nichts weiter, als daß mich der Prinz angesteckt hat und darum habe ich mich zu beklagen.

Arzt. Kurz, Sie müssen fort und sollt' ich deshalb beim Könige einen Fußfall thun.

Hanswurst. Fallen Sie, denn hier kommt der König.

Gottlieb *mit einem fremden* Doktor *tritt ein.* Nun, mein Sohn.

Zerbino. Mein theuerster Herr Vater — —

Gottlieb. Du bist noch immer krank? — Es ist hart, wenn man die Regierungssorgen hat und noch obendrein einen kranken Sohn. — Aber seht doch die Schliffel von Hofleuten, die da im Winkel sitzen und schlafen. — *Er zieht sie nach der Reihe bei den Ohren.* Heißt das Hofdienst haben, Ihr Schlafmützen, Ihr? seid Ihr dazu Kammerjunker?

Sicamber. Mein gnädigster König, das Lesen hat Schuld, der Herr Leander —

Gottlieb. Ei was, wenn er ein Esel ist, müßt Ihr es seyn? Aber er wacht ja.

Selinus. Er hat auch vorgelesen.

Gottlieb. Nun so lies auch vor, das ist der kürzeste Weg. — Hier, mein Sohn, hab' ich einen fremden Doktor mitgebracht; nun, ich denke, es soll denn doch bald besser mit dir werden.

Fremder Doktor. Ihren Puls, mein Prinz. — Schlimm, sehr schlimm, — es kann alles noch gut werden, — ei! ei! — so schlimm hätt' ich's mir nicht gedacht. — Nun, es hat bei alledem nicht viel zu bedeuten.

Arzt. Der Prinz hält keine Diät.

Fremder Doktor. Das hat er auch eben gar nicht nöthig. Sie haben einen ganz falschen Weg in der Kur eingeschlagen.

Arzt. Ich habe ihn zur Vernunft zurückbringen wollen, und deshalb, mein König, trage ich darauf an, daß der Hofrath von ihm entfernt werde, denn der erhitzt seine Phantasie immer mehr.

Fremder Doktor. Gerade umgekehrt, denn seine Phantasie soll und muß erhitzt werden; man muß der Natur, die sich zur Tollheit neigt, nachhelfen, damit die Materia peccans zum Durchbruche komme. Gesundheit und Verstand sind nichts, als das Gleichgewicht im Körper und in der Seele; man muß das Uebel austoben lassen, so stellt sich das Gleichgewicht von selbst wieder her. Darum sollen der Herr Hofrath Ihre Gesellschaft bleiben, mein Prinz, und die übrigen vernünftigen Leute sich von Ihnen entfernen.

Gottlieb. So wollen wir denn also gehn.

Fremder Doktor. Und geniren Sie sich nur nicht, mein Prinz, wenn Sie den Anfall kriegen, denn da hilft doch kein Sperren; seyn Sie nicht zu spar-

sam mit Rasen, denn es kann nun doch nicht anders werden, und Sie, Herr Hofrath, — nur immer zugeschürt und nachgeschoben — darum bitte ich inständigst. —

Gottlieb, Fremder Doktor, Arzt und Leander ab.

Zerbino. Aber sind wir denn wirklich toll?

Hanswurst. Man sagt es doch allgemein, es muß also wohl etwas dran seyn.

Zerbino. Ich wünsche mir also keine Vernunft, denn ich befinde mich sehr wohl.

Hanswurst. Wer's besser haben will, als gut, dem geht es oft um so schlimmer.

Hinze von Hinzenfeld. Guten Morgen, mein Prinz, — es thut mir sehr leid, — ach! Herr Hofrath!

Zerbino. Ist morgen Ihre gelehrte Gesellschaft versammelt?

Hinze. Ja, mein Prinz, es geschieht immer bei Licht. — Sie kommen doch, Hofrath?

Hanswurst. Gewiß.

Hinze. Adieu, mein Prinz, — ich muß zum Könige. — ab.

Hanswurst. Thut der ehemalige Kater nicht recht vornehm?

Zerbino. Das lernt sich eben so schnell, als Mäusefangen, es liegt uns in der Natur. Er ist bei alledem immer ein würdiger alter Mann. — Komm, wir wollen in den Garten spazieren gehn. — sie gehn.

Selinus. So ein fremder Doktor ist doch gleich ein ganz andres Wesen.

Sicamber. Ja wohl, man weiß nicht recht, wo er her ist. —

Curio. Man kennt seine Frau und Kinder nicht, man weiß nicht, wie viel Geld er verzehrt, man hat gleich mehr Zutrauen zu ihm.

Selinus. Wollen wir nicht dem Prinzen folgen? sie gehn.

Freie Landschaft, mit einem kleinen Landhause.

Dorus allein.

So leb' ich hier in ewig gleicher Ruhe
Den einen Tag so wie den andern fort.
Fern ab vom weltlichen Getümmel schleichen
Mir Wochen, Monden, Jahre sanft dahin.
Kein Wunsch stört hier mein Leben, alle Sträucher,
Die Bäume und die Blumen meines Gartens
Sind mir befreundet, alles kenn' ich, alles
Ist von mir selbst gepflanzt, mit Vaterhand
Gepflegt, und dankt im Herbst mit Früchten.
Die Sehnsucht zieht mich nicht nach fremder Gegend,
Es wird die Heimath uns im Alter theuer.
Mein Weib ist todt, in jeder Woche einmal
Bet' ich auf ihrem Grabe, denke zärtlich
Der schönen, schnell verschwundnen Zeit. —
Die Tochter blieb mir an der Mutter Statt,
Und wahrlich, Gott hat viel für mich gethan.
Ihr Wesen ruft mit jedem Tage mehr
Der Gattin Bild in meinem Sinn hervor.
Wenn sie die Blumen tränkt, den Weinstock schneidet,
Das Mahl bereitet, oder sonst geschäftig ist,
So möcht' ich manchmal wie vom Schlaf erwachen
Und sie Kamilla nennen, das und jenes
Sie fragen, was ich mit der Gattin sprach. —
Da kömmt sie, schlank und leicht, dem Rehe gleich.

Lila kömmt.

Wie geht's Dir, Vater? bist Du wohl?

Dorus.

O ja, mein Kind; warum?

Lila.

Mich dünkt, Dein Auge
War traurig, als ich zu Dir trat. Doch nein,
Da scheint das liebe Lächeln durch die Mienen,
Das Dir so gut, so herzlich liebreich steht.
Das Obst wird reif und ein'ge Rosenstöcke
Sind noch in voller Blüthe, hohe Malven
Stehn prächtig da mit ihrer rothen Gluth.
Ach! kömmt der Frühling denn bald wieder, Vater?

Dorus.

Laß doch das gute Jahr zur Ruhe kommen;
Du freust Dich auf den Abend, bist Du müde,
Gönn' auch der Zeit den stillen ruh'gen Abend.
Wär' immer Frühling, könntest Du nicht hoffen,
Nicht sehnsuchtheiß das Blumenfeld besuchen
Und jeden grünen Schößling fragen:
Ob er nicht bald das bunte Kind gebähre?

Lila.

Wenn's seyn muß, will ich gern mich drein ergeben;
Wie munter wechselt doch dies schöne Leben!
Noch gestern stand ich auf des Frühlings Schwelle,
Heut ist der Herbst schon auf derselben Stelle;
Seit lange hab' ich Abschied schon genommen,
Wird denn mein Freund nicht bald zurückekommen?

Dorus.

Seit wen'gen Tagen hat er Dir die Hand gegeben,
Dir eilt und schleicht zugleich das jugendliche Leben.
Vor dreißig Tagen noch stand er auf dieser Schwelle,
Bald küßt er liebevoll Dich auf derselben Stelle:
Dein halbes Leben hat er mit sich fortgenommen,
Damit Du gänzlich lebst, muß er bald wiederkommen. — —
Doch wie ist's möglich, meine liebste Tochter?
Von ihm dünkt Dich der Abschied schon so lang,
Doch sagtest Du, der Frühling sei so schnell
Im Umsehn Dir entflohn, als wie seit gestern,
Und doch half er im Frühling alle Blumen
So sorglich Dir an ihre Stöcke binden.

Lila.

Wenn ich's Dir sagen soll, — ich kann es nicht, —
Ich weiß genau, da wo er ging und stand,
Wo wir und was wir dann zusammen sprachen,
Auch seh' ich ihn an jedem Baume ruhn. —
Und doch verläßt mich manchmal der Gedanke
An ihn so sehr, daß ich im Innern mich
Entsetze, Bangigkeit mich hart ergreift,
Als liebt' ich ihn aus voller Seele nicht. —
Oft treff' ich in dem Buchenhain die Lieder,
Die er dort sang, sie hängen in den Blättern
Und sumsen Bienen gleich auf mich herab,
Dann wein' ich oft und fühle seine Küsse,
Doch oft such' ich dem trüben Angedenken
Mit aller Eile zu entfliehn, das dann
Die Arme gräulich hastig nach mir reckt. —
O sage mir, wie ist das, lieber Vater?

Dorus.

Du liebst, mein Kind, und mehr kann ich nicht sagen,
Die Liebe hält das Herz in tausend Banden,
Auch wenn das Herz sich ganz befreiet wähnt.

Die Luft, die Liebe athmet, ist Erinnrung,
Was Liebe denkt, ist nur Erinnerung,
Auch wenn sie nicht an den Geliebten denkt.
Kein Schimmer fließt vom Himmel nieder, spielt
In Wolkenbildern, leuchtet durch den Hain,
Sie sieht in steter liebevoller Täuschung
Das Eine Bild durch Luft und Waldung schweben,
Kein Ton berührt so leise das Gehör,
So wacht die eingeschlafne Harmonie
Im Ohre auf und dehnt die goldnen Flügel,
Da klingen Worte des Geliebten wieder,
Da irren Klänge wie aus ferner Gegend
So müde und so heiter doch herbei.
Kein Element gehört sich selber an,
Sie sind nur Sklaven des verliebten Sinns
Und spiegeln oder tönen Liebe wieder.
Manchmal besinnt sich die Vernunft und fragt:
Warum denn alles in dem Einen Bilde,
Warum denn nichts in andern Freuden finden?
Warum soll ich dem Fremden ganz gehören
Und nicht das lieblich reine Daseyn sanft
Mir selbst genießen? von der schönen Herrschaft
Strebt die gebundne Seele sich zu lösen,
Sich selbst wünscht man nach langer Zeit zu fühlen,
Und fühlt wie Liebe nicht vom Herzen läßt,
Wie beide so in eins verwachsen sind,
Daß man nicht sagen kann: Dies Leben ist
Das Deine, hier beginnt das meinige.

Lila.

O Vater, wer hat Dir denn das gelehrt?

Dorus.

Ach Kind, Du bist die Tochter Deiner Mutter,
Sie liebte mich, wie Du den Kleon liebst,
Dies Auge, — diese Stirn, — Du bist ihr Bild.

Lila.

Und Kleon wird so alt wie Du, mein Vater!

Dorus.

Ja —

Lila.

Nein, das soll er nicht; o lieber Himmel,
Soll Kleon einst ein graues Haupt bekommen,
Sein schönes muntres Auge so erlöschen,
O Himmel, nein, ich weinte mich zu Tode.

Dorus.

Hast Du den jungen Apfelbaum gestützt?

Lila.

O ja. — Und Kleons Wangen und die Lippen,
Die schönen Lippen, diese süße Röthe,
Sie würde einst so winterlich erblassen? —
Nein, lieber will ich vor dem Tage sterben.

Dorus.

Ich muß die kleine Heerde jetzt besuchen,
Bewahr das Haus, ich komme bald zurück. geht.

Lila.

Mein Vater spricht zuweilen fabelweise
Und meint es nicht so ernst. Er ist schon alt
Er will mir gut, doch weiß er nichts von Liebe. —
Ach Kleon! denkst Du jetzt vielleicht an mich?
Siehst Du zurück, wie ich nach jenen Bergen
Das Auge wende, aus dem blauen Nebel
Dich mühsam suche, Deinem Schatten folge. —
Süße Laute! —
Kannst Du die Lieder noch, die er Dich lehrte?
sie spielt.
Wandert mein Gedanke aufwärts, abwärts,
Durch den Wald wohl in die weite, weite Fern,
Sieht mein Auge, sieht mein liebend treu Herz
Schöneres nichts, als meiner Liebe Stern.
Ueber alle Berge, über Seen,
Flieg' ich herzhaft, wenn ich sonst auch furchtsam bin,
Ach! es haucht mich fort der Liebe Wehen,
Und bezwungen ist mein schwacher Mädchensinn.
Einsam könnt' ich ihn in Wäldern suchen,
Suchen bis zur tiefsten fernsten Dunkelheit,
Fürchten Tannen nicht, nicht finstre Buchen,
Wenn auch aus dem Holz die dumpfe Eule schreit.
Ach wieder den liebenden Armen
Am Busen froh zu erwarmen,
Kehr frühlingsgleich der Braut zurück!
Zurück,
Lock' ich mit liebenden Tönen mein Glück.
Aber es hört nicht,
Aber es kehrt nicht.
Denn zwischen uns liegt Berg und Thal,
Berg und Thal
Mir zur Qual.
Sie trennen Herz und Busen zumal. —
Die Laute ist verstimmt, der Abend naht,
Die Schafe blöken schon vom nahen Berg,
Ich will die Milch bereiten, daß der Vater
Schon alles finde, wenn er wieder kömmt. geht.

Der Jäger als Chorus.

Nun wendet Euch vom Liede rasch zurück
Und denkt der wichtigen Begebenheiten
Am Hofe wieder, wie der ganze Staat
Nur auf den unglückseligen Prinzen sieht,
Und jeder gerne riethe, gerne hülfe,
Wenn Rath und Hülfe nur was helfen wollte.
Ich denke, Euer Aug' ist nicht von Lila
So sehr bezaubert, daß Ihr ungern jetzt
Von süßer Liebe zu erhabnern Bildern
Euch wendet, — alles ist vergänglich, Freunde.
Der Winter naht,
Der Sommer flieht,
Die Schwalbe zieht
Und Eis bedeckt den Blumenpfad.
So das Gedicht,
Wenn's Kräfte hat
Und wird dann matt,
Verwundert Euch desselben nicht. —
geht ab.

Zweiter Akt.

Zimmer im Pallast.

Leander und Curio beschäftigt, bleierne Soldaten in Ordnung zu stellen.

Curio. Es ist doch Schade um den Mann.

Leander. Ja, und noch mehr um seinen schönen Verstand, den er vormals hatte.

Curio. Er regierte, als ein wahrhaft großer König.

Leander. Aber nun ist er ganz kindisch geworden, er ist wieder in die Kindheit zurück verfallen.

Curio. Es ist nur gut dabei, daß er's selbst bei Zeiten merkte, und die Regierung seinem großen Sohne oder Schwiegersohne, unserm allergnädigsten Gottlieb, überließ.

Leander. Es war die höchste Zeit, es war schon so weit mit ihm gekommen, daß er alles lesen wollte, was er unterschreiben mußte.

Curio. Warum gab man ihm denn keine Bücher, wenn er eine solche Lesewuth hatte?

Gottlieb tritt auf. Wo ist denn mein Herr Vater?

Curio. Er wollte nur einmal den Garten auf- und abgehn, er wird gleich wiederkommen.

Gottlieb. Was macht Ihr da?

Curio. Die alte Beschäftigung: Ihro Majestät geruhen, noch immer auf mancherlei Weise mit diesen bleiernen Soldaten zu spielen.

Gottlieb. Aber was soll denn daraus werden? ich kann es doch nicht begreifen, daß er es nicht überdrüßig wird.

Curio. Es wird im Gegentheile mit jedem Tage schlimmer; bald zählt er sie ab, bald müssen die Regimenter wechseln, bald wirft er mit kleinen Kugeln darunter und freut sich, wenn diejenigen umfallen, die er nicht leiden kann. So hat er auch wieder einige, die seine Lieblinge sind, diese zieht er bei allen Gelegenheiten vor und setzt sie über die andern; er hat ein ganz besonderes Vertrauen zu ihnen.

Gottlieb. Wer sind sie denn?

Curio. Dieser Reiter ist der vorzüglichste; wenn er manchmal stürzt, ist er im Stande darüber zu weinen.

Gottlieb. Nun der Kerl sieht hübsch genug aus, das ist wohl wahr, aber darum sollte ein alter Mann doch nicht so kindisch seyn.

Der König tritt herein.

König. Sieh da, mein lieber Herr Sohn, nehmen Sie meine Armee auch in Augenschein? —

Gottlieb. Ja, sie ist ziemlich hübsch.

König. Ansehnliche Leute dienen darunter, lieber Herr Sohn, Leute, vor denen ich eine ordentliche Ehrfurcht habe.

Gottlieb. Wie so?

König. Ei wie so? Wer kann gleich sagen, warum, aus welcher Ursache man Ehrfurcht vor jemand hat! Man hat gewöhnlich Ehrfurcht ohne alle Gründe, denn verstehn Sie mich, es wär sonst gar nicht die wahre Ehrfurcht mehr.

Gottlieb. Aber es ist doch eigentlich nur ein Kinderspiel mit dieser Armee da.

König. Wie man's nimmt, Herr Sohn. Jedes Spiel ist eigentlich ein Kinderspiel, und was treiben wir denn wohl ernsthaft?

Gottlieb, zu Leander. Es ist Schade um den schönen Verstand, den er sonst wohl hatte; jetzt spricht er nichts als wunderliches Zeug.

Leander. Der Verstand wird bei dem Menschen mit den Jahren immer dünner, bis er endlich gar abreißt.

Gottlieb. Nun bei mir soll er gar nicht abreißen, dafür steh' ich Ihm.

König. Wenn ich für die Armee hier ernsthaft sorge, so ist es kein Spiel mehr, denn so denk' ich mir mehr hinzu, als man bei einem Spiele zu thun pflegt.

Gottlieb. Schon gut, schon gut, werthgeschätzter Herr Vater.

König. Denn es kömmt alles darauf an, wie ich es nehme.

Gottlieb. Ja, ja, Adieu: man kann auch des Guten zu viel thun. — ab.

König. Und jetzt zur Sache. Ist das Avancement so besorgt durch die ganze Armee, wie ich es befohlen hatte?

Curio. Ja, gnädiger Herr.

König. Ich hoffe, der Reiter ist der Oberste geworden?

Curio. Nicht anders, es steht ihm jetzt keiner mehr im Wege.

König. Seht Ihr, Leute, so werden doch endlich alle Kabalen zu Schanden gemacht, das Verdienst steigt wenn auch noch so spät, es muß nur die Gedult nicht verlieren.

Leander. Darum bin ich auch so geduldig.

König. Schon recht, Herr Hofgelehrter, es ist auch immer das Beste, was Er thun kann, geduldig zu bleiben.

Curio. Die Geduld ist freilich eine sehr gute Tugend.

König

So hab' ich endlich denn das wahre Glück,
Nach dem ich lange suchte, aufgefunden!
Vom Staat' entfernt regier' ich diesen Staat,
Der etwas doch, wenn gleich nur bleiern, ist,
Doch jener wirkliche ist nur ein Unding,
Ein Wesen, das sich Fürst und Unterthan
Nur denken, jeder sucht, und keiner findet,
Ein Spiel wie Blindekuh, wo jeder wirken
Und nutzen oder sich bereichern will;
Der eine hascht mit zugebundnen Augen
Und tappt umher und meint dann, er regiert,
Die andern haben zwar die Augen offen,
Doch sehn sie nichts, als daß der eine blind sei,
Und damit glauben sie, schon viel zu sehn. —
Von diesen hier ist keiner undankbar,
Wenn ich ihn mehr als alle andern liebe,
Von diesen hält sich keiner für verständiger
Als der, der ihn regieret und belohnt.
Verläumdung, Haß, Verfolgungen sind fremd
Der bleiernen Natur, der bunten Welt,
Die in sich selber abgeschlossen ist,
Die stille Einsamkeit so liebt, wie ich.

Leander. Mein König!

König. Ich vergaß mich selbst. — Ja, es ist wirklich schlimm, daß ich jetzt niemals meine Gedanken bemeistern kann; das Alter hat meinem Geiste übel mitgespielt, alle meine Seelenfähigkeiten sind vom Roste angefressen. Nun, man kann nicht immer jung bleiben.

Leander. Nach allen bisherigen Beobachtungen scheint es unmöglich zu seyn.

König. Was waren das für goldene Tage, Hofgelehrter, als wir uns noch so gelehrt mit einander besprachen?

Leander. Ja wohl, Ihre Majestät, es war eine sehr gute Zeit.

König. Als Er so mit den Zahlen und Planeten, — ja, jetzt bin ich für solche ernsthafte Kost zu

schwach. — Ich habe leider den Wissenschaften ganz entsagen müssen.

Curio. Das Vergnügen, mein König, ist auch ein Ding, das man wohl in Betrachtung ziehn darf.

König.

Worüber ich mich billig wundern muß,
Ist, daß mir die Soldaten so gefallen,
An Farbe und an Wuchs und Schnitt der Kleider,
Gesicht, an allem wüßt' ich nichts zu tadeln;
Ja, selbst daß sie aus Blei gegossen sind,
Dünkt besser mir als wenn sie wirklich wären.
So macht es immer unsre Phantasie,
Sind wir zufrieden, scheint uns alles gut,
Doch mißvergnügt, ist uns das Recht nicht recht;
Der Schein ist alles, was wir von den Dingen
Begreifen können, darum könnt' ich sagen,
Dies Heer besteht aus wirklichen Soldaten,
Die wirklichen sind diesen nachgemachte.
Da mir nun die Figuren so gefallen,
So wie sie sind, und ich nichts andres wünsche,
So könnt' es seyn, daß ich zufrieden wäre,
Wenn sie auch nicht in dieser Schönheit glänzten,
Die Phantasie würd' alle Fehler bessern;
Nicht wahr, Leander?

Leander. Es könnte wohl seyn, mein König.

König.

Warum sind wir doch gegen Menschen anders
Gesinnt? betrachten sie nicht als Figuren,
Zum Spaß erdacht, zum Scherze aufgestellt,
Und sind damit zufrieden, wie sie sind?
Doch da macht Neid und Haß uns gern zu Tadlern;
Wir selber Menschen, werden Menschenfeinde,
Und wissen nicht, was wir geändert wünschen.

Leander. Mein König, es greift Euch zu sehr an.

König. Ihr müßt Geduld mit mir haben, meine Freunde, denn es läßt sich nun einmal nicht ändern, da es die kindische Schwäche meines Alters ist. — Nun wollen wir also die Generale zusammen stellen und ein Schicksal machen.

Curio. Ein Schicksal?

König. Ja, ich zähle immer funfzehn ab, und wen die Zahl funfzehn trifft, bei dem bedeutet's daß er todt ist, und sodann immer weiter.

Leander. Warum aber gerade funfzehn, mein König?

König. Das könntest Du aber auch bei jeder andern Zahl fragen. — Zählt. Zwölf dreizehn, vierzehn, funfzehn — hier, — dieser Husar ist todt; fahr fort, Leander.

Leander. Zwölf, dreizehn, vierzehn, funfzehn— der Reiter —

König.

O weh! der schönste Mann geht zur Vernichtung!
Ach ja! das Schicksal kehrt sich nicht an Kronen,
An Schönheit, Reichthum, an Talente nicht!
Die unerbittlich blinde Hand, gelenkt
Von einem dunkeln räthselhaften Willen,
Greift unversehns hinein und führt die Beute
Zum Orkus, ohne sie nur zu betrachten.
Wenn wir die Funfzehn, die geheime Regel
Der Mächte doch erforschen könnten, die
Wir nur die himmlischen zu nennen pflegen,
Weil himmlisch uns das Unbekannte ausdrückt!
Und Regel muß doch seyn, sonst wär' es Zufall;
Zufall zu glauben ist der höchste Wahnsinn,
Und Wahnsinn streitet gegen die Vernunft.

Leander. Mein König — —

König. Ich weiß nicht, ich habe heut einen sehr schlimmen Tag. — Fahrt fort zu zählen und spielt das Schicksal weiter, wir wollen sehn, wer zuletzt übrig bleibt.

Saal der Akademie.

Hanswurst. Hinzenfeld.

Hanswurst. Sie sehn für Ihr Alter recht wohl aus.

Hinzenfeld. Gottlob, mir fehlt eben nichts. — Die Geschäfte dienen manchmal sehr zur Verbesserung unsers Leibes- und Seelenzustandes.

Hanswurst. Nachdem das Temperament ist.

Hinzenfeld. Warum das, lieber Hofrath? Ich glaube, ein jeder Mensch müsse seine gehörigen Geschäfte haben, so würden wir alle zufrieden seyn.

Hanswurst. Wie man den Satz versteht, mein Theuerster.

Hinzenfeld. Ja wohl, wie man ihn versteht, denn darauf kömmt freilich alles an.

Hanswurst. Zum Exempel, wenn ich Lust hätte, ihn umzukehren.

Hinzenfeld. Ja, es kömmt aber dabei doch auf die Art an, wie man ihn umkehrt.

Hanswurst. Nun das ist es gerade, was ich meine.

Hinzenfeld. Also! — Aber wovon sprachen wir doch?

Hanswurst. Von Geschäften.

Hinzenfeld. Ganz recht. — Aber à propos, was macht denn der Prinz?

Hanswurst. Das wahre Unglück ist, daß er ein Prinz ist, denn für einen Unterthan wäre diese Krankheit fast gar nicht schädlich.

Hinzenfeld. Wie so?

Hanswurst. Als Unterthan würde er irgend eine Beschäftigung suchen, in die er seine Tollheit einwickelte, so daß ihm, auf diese Art emalgamirt oder verquickt, weder Tollheit noch Beschäftigung sonderlichen Schaden brächte.

Hinzenfeld. Hm! — Ja —

Hanswurst. Er würde vielleicht ein Gelehrter werden und sonderliche Sachen in sich entdecken, von denen er dann eine Landkarte herausgäbe, um auch Andere von diesem Amerika zu überzeugen.

Hinzenfeld. Ganz recht, Sie spielen auf den Columbus an.

Hanswurst. Dann wäre ihm Terra incognita eine wahre Terra incognita und er wäre glücklich; denn wenn auch Neu-Holland und der ganze fünfte Welttheil mangelten, so würde er doch darauf schwören, den heiligsten Eid, den man auf der Bibel nur ableisten kann, daß es der Erde nicht möglich sei, mehr Erde zu haben.

Hinzenfeld. So fehlt ihm aber zum Unglück einer von den fünf Sinnen.

Hanswurst. Eine sehr wahre und eben so feine Bemerkung! — Nun geht er also als Prinz darauf aus, Verstand zu haben, statt daß es ihm wie den Cyrus oder Kyros, Cores, in einem ähnlichen Falle genügen sollte, Leute zu beherrschen, die Verstand hätten.

Hinzenfeld. Ja wohl. — O ich spreche doch gar zu gerne mit Ihnen.

Hanswurst. Ich bitte —

Hinzenfeld. Nein, im Ernst, diese Belesenheit, diese, — wie soll ich sagen? — diese Geschicklichkeit, die Gesinnungen des andern zu errathen, — nein, in der That, ich bin jederzeit charmirt davon.

Hanswurst. Man verwöhnt sich nur in der Welt, daß man so viel mit sich allein sprechen muß, und darunter habe ich auch gelitten.

Hinzenfeld. Ja wohl, ja wohl: es sollten allerdings mehr Ressourcen angelegt werden.

Hanswurst. Sie sind auch viel in der Einsamkeit, Herr Minister.

Hinzenfeld. Ich muß wohl; wenn man viel in Gesellschaften ist und geht mit Leuten freundschaftlich um, so währt's nicht lange, so wollen alle etwas haben und das ist mir äußerst fatal. Ich habe noch keinen uninteressirten Freund gefunden.

Hanswurst. Wirklich?

Hinzenfeld. Die Menschen, lieber Hofrath, sind alle Egoisten, glauben Sie mir auf mein Wort. Darum liebe ich die Einsqmkeit ungemein. Und dann bin ich in Gesellschaften immer etwas genirt.

Hanswurst. Warum das? Sie haben doch mehr Geld, mehr Jahre und mehr Titel, als die meisten? Sie tragen einen Orden, und sind überdies noch ziemlich korpulent.

Hinzenfeld. Alle diese meine Gaben und himmlischen Geschenke wollen demohnerachtet nichts verfangen. Sehn Sie, es ist schon eine geraume Zeit her, daß ich meinen ehemaligen niedrigen Stand verlassen habe, — aber doch —

Hanswurst. Sie setzen mich in Erstaunen.

Hinzenfeld. Doch ergreift mich manchmal eine gewisse Blödigkeit, die ich Ihnen gar nicht beschreiben kann. Es ist wahr, ich bin durch meine Tugenden gestiegen, aber es ist zuweilen ordentlich, als wenn ich mich meines Adels schämte. Und dann die verteufelte naturhistorische Merkwürdigkeit, die ich in mir habe —

Hanswurst. Ich verstehe Sie nicht.

Hinzenfeld. Ich meine das verzweifelte sogenannte Spinnen, jenes Knurren, welches ich bei manchen Gelegenheiten durchaus nicht unterdrücken kann. Zum Exempel, wenn ein schöner Braten aufgetragen wird, oder wenn mir jemand eine Schmeichelei sagt und so weiter. Sehn Sie, dann schäm' ich mich so sehr und komme so sehr in Verlegenheit — O es ist erstaunlich wahr: Naturam expellas furca, tamen usque recurret.

Hanswurst. Da Sie aber einmal so sind, so sollten Sie sich das gar nicht anfechten lassen.

Hinzenfeld. Ich habe schon viel Medicin dagegen eingenommen, aber es ist ein alter Schaden, der wohl erst mit meinem Tode aufhören wird.

Hanswurst. Greift Sie aber das Spinnen nicht an?

Hinzenfeld. Daß ich nicht zu sagen wüßte; es ist mir im Gegentheil dann sehr wohl in meiner Haut, und ich glaube gerade so wie ich knurren muß, müssen andre Personen in diesem Zustande Verse machen, und so ist diese Krankheit bei mir nichts weiter, als ein Gedicht beim Hasenbraten, das nur aus dem Pelze nicht heraus kann.

Hanswurst. Sie sind ungemein witzig, Herr Minister.

Hinzenfeld. Man sagt es von mir, ich lasse es gehn wie's kömmt, und thue nichts davon noch dazu.

Leander und Curio treten auf.

Leander. Ihr Unterthänigster, Herr Minister.

Hinzenfeld. Ergebner.

Hanswurst. Wie geht es, Herr Gelehrter!

Leander. O ich bin in Verzweiflung.

Hanswurst. Wie so?

Leander. O das verfluchte, vermaledeite Schicksal hat mich ganz heruntergebracht!

Hinzenfeld. Mäßigen Sie sich, mein Lieber, in Ihrer etwas freien Denkungsart. — Unter uns hat es freilich nichts zu bedeuten, es könnte aber doch, wenn Andre zugegen wären —

Curio. O er meint nicht das ordentliche Schicksal, — nicht die vernünftige Vorsehung —

Hinzenfeld. Nun, was denn sonst?

Curio. Ei, des alten kindischen Königs Schicksal. Mir ist auch der Verstand ganz zusammengeschrumpft.

Leander. Mir wird wahrlich den ganzen Abend nichts anders einfallen, als die Zahl Funfzehn, so erbärmlich ist mir zu Muthe.

Curio. Ich kann, glaub' ich, nicht mehr in gehöriger Ordnung bis 15 zählen, so oft hab' ich's thun müssen.

Leander. Und dabei die verfluchten Namen, — der eine Kerl heißt Maximilian, der andre Sebastian, — und das alles muß man behalten, wenn man mit ihm spielt.

Hanswurst. Warum wollen Sie es aber nicht behalten?

Leander. Weil mich die Kerls gar nicht interessiren, weil in dem ganzen Spiel kein Menschenverstand ist.

Hanswurst. Ach Freund, Sie denken zu gar unbillig vom Menschenverstande.

Lysipus tritt auf.

Hinzenfeld. Wir wollen uns immer setzen, die Gesellschaft wird bald versammelt seyn. — Da ist ja auch unser witziger Kopf.

Hanswurst. Er hat manchmal so große Lager von Witz in Vorrath liegen, daß ihm die besten Sachen verderben.

Lysippus. Nun, meine Herren? — wohl, meine Herren, — ich hoffe, nun ist schon Gelehrsamkeit genug hier, um eine gelehrte Gesellschaft formiren zu dürfen.

Hinzenfeld. Excellent! in der That excellent. — Aber wissen Sie wohl, meine Heeren, daß heute der Stiftungstag ist?

Lysippus. O ja, und darum sollte man auch Gedichte ablesen und dem Herrn Minister zu Ehren Feuerwerke abbrennen, weil er den ersten Grundstein zu dieser Gesellschaft legte, ich meine, die erste Idee dazu hergab.

Hinzenfeld. So wären also meine Ideen gleichsam Steine?

Lysippus. Und zwar Quadern, gnädiger Herr, und alles, was Sie damit bauen, ist im edlen Style.

Hinzenfeld. Sehr gut, ich versichere Sie auf mein Ehre, Herr Hofrath, ungemein gut. — Da kömmt der Philosoph!

Sappi tritt ein. Guten Abend, allerseits hoch-

zuverehrende Herren; ich verwundre mich darüber, daß die Lichter noch nicht brennen.

Hanswurst. Ist es denn schon finster?

Sappi. Ach, sieh da, Herr Hofrath, wahrlich, so finster, daß ich Sie kaum erkennen konnte.

Der Arzt, Hofleute und andere Mitglieder der gelehrten Gesellschaft.

Arzt. Es ist eine ungesunde neblichte Luft.

Sappi. Und sie fällt vorzüglich auf die Gehirnnerven.

Lysippus. Die Geister werden unterdrückt und im Lande des Witzes soll jetzt Mißwachs und theure Zeit seyn.

Sappi. Witz selbst ist ein Mißwachs, wie kann ein Mißwachs Mißwachs haben?

Lysippus. Sie verachten den Witz, Herr Philosoph, und doch war dies überaus witzig.

Sappi. Sie möchten gern alles zum Witze rechnen, was Ihnen verständig dünkt.

Lysippus. Sie sind scharf, Sie sind bitter.

Sappi. Nicht schärfer, als meine Ueberzeugung.

Lysippus. So ist Ihre Ueberzeugung ein geschliffenes Schwert, das Sie nicht so oft aus der Scheide ziehen sollten.

Sappi. Die Scheide ist die Philosophie.

Hanswurst. O welche Erquickung, nach langer Zeit doch wieder einmal ein verständiges Gespräch zu hören! —

Die Lichter werden angezündet, und es wird nach und nach hell.

Lysippus. So wird die Aufklärung befördert.

Hanswurst, fur sich. O dürften nur gewisse Scherzreden in der gesitteten Welt abgeschafft werden, so wie man beim Niesen nicht mehr: Gott helf! sagt. — Es war eine gute Zeit, als Noah unter seinen Söhnen zuerst diesen Familienspaß beim Lichteranzünden am Sabbathabend erfand, da war es noch wohlfeil neu zu seyn, aber nun haben sich von den Zeitaltern die goldnen und silbernen Treffen abgetragen und die Fäden des Tuchs sind gar zu leicht zu sehn.

Lysippus. Sie sind so in Gedanken, Herr Hofrath? Warum sind Sie nicht munter?

Hanswurst. Warum sind Sie nicht traurig? — Es ist alles freilich nur, daß wir etwas sprechen; indessen befördert das doch immer die gelehrte Gesellschaft, und diese Gesellschaft trägt wieder zur allgemeinen Bildung bei.

Hinzenfeld. Aber setzen wir uns doch, meine Herren. Alle setzen sich. — Herr Hofrath, Sie sind ja wohl für diesen Monat unser Präsident, oder Befehlshaber.

Hanswurst. Ihnen aufzuwarten.

Sappi. Es wurde neulich die Frage aufgeworfen: wodurch der Mensch wohl am gewissesten zum Glücke gelangen könne, und ich antwortete hierauf ohne mich lange zu besinnen: durch die Tugend. — Denn es scheint mir einleuchtend zu seyn, daß die Tugend bloß dazu da sei, den Menschen vollkommen glücklich zu machen, weil wir sonst an einer großen und weisen Vorsehung zu zweifeln Ursache fänden. Es wäre gleichsam ein Widerspruch, wenn wir diesen unwiderstehlichen Trieb zur Tugend in uns spürten und die Tugend uns dessenungeachtet nicht glücklicher machte.

Hinzenfeld. Nun, ich hoffe, das ist hinlänglich gründlich.

Lysippus. Fein gedacht und doch zugleich populär.

Hinzenfeld. Ganz recht, nicht die ordinäre Schulweisheit, die sich bloß mit Terminologien zu behelfen weiß.

Lysippus. Und auch nicht jener wilde Skepticismus, der lahm ist und in der Irre ohne Stecken umherläuft.

Hanswurst. Ist es mir erlaubt, irgend etwas zu antworten?

Sappi. Alles, was sie wollen, lieber Hofrath.

Hanswurst. Wenn ich nun einwürfe, daß ich diesen Trieb, diesen Stachel zur Tugend, nicht in mir fühlte.

Sappi. Ei, mein lieber Hofrath, so wären Sie eine Ausnahme von der ganzen menschlichen Natur, und das will ich doch nicht hoffen.

Hanswurst. Warum nicht? Es könnte doch möglich seyn.

Sappi. Ei, so würde ich ein Entsetzen vor Ihnen bekommen.

Hinzenfeld. Nein, Hofrath, ich zweifle gern selber manchmal in müssigen Stunden, aber da geht Ihr denn doch zu weit. Nein, die Tugend müßt Ihr stehn lassen, denn Ihr müßt wissen, die Tugend ist kein leerer Name, ein Satz, den sogar schon die Heiden zugegeben haben.

Sappi. Nein, der Adel der Menschheit verträgt auch solchen Glauben nimmermehr.

Leander. O der Hofrath geht noch viel weiter; zweifelte er doch gestern sogar an der Wirklichkeit.

Hinzenfeld. An der Wirklichkeit? — Laßt mich das Ding mal etwas näher besehn, — an der ordentlichen, — zweckmäßigen, — an der eigentlichen Wirklichkeit?

Hanswurst. Woran soll man denn sonst zweifeln, wenn man sich einmal die Mühe giebt?

Hinzenfeld. Nein, Freund, ernsthaft gesprochen, das ist excentrisch, das geht zu weit. Es giebt so tausend Dinge, über die man sich wohl einmal einen artigen Zweifel erlauben darf, aber bei dem allerausgemachtesten —

Sappi. Und ist denn die Tugend nicht eben so wirklich, als die Wirklichkeit?

Lysippus. Es thut mir ordentlich am Herzen weh, wenn man mir das wegläugnen will, was mir das Liebste auf der Welt ist.

Sappi. Einen Mann, der die Tugend läugnet, sollte man vermeiden.

Leander. Ich möchte ihm nimmermehr trauen.

Lysippus. Es ist schlecht von Ihnen, Herr Hofrath.

Sappi. Die bürgerliche Gesellschaft —

Lysippus. Der allgemeine Glaube —

Die ganze Gesellschaft durcheinander. Alles wird zerstört. — Jeder ist in Lebensgefahr. — Die Religion hält dann nicht mehr Stich. — Alles wird Aufruhr, und Staaten und Throne fallen von selbst um. — Die Ordnung stirbt.

Hanswurst, der schnell den Hut aufsetzt. Meine Herren, der Präsident ist bedeckt! Die Ordnung liegt hier ebenfalls in den letzten Zügen.

Hinzenfeld. Der Enthusiasmus führt uns zu weit.

Leander. Wollen Sie jetzt gütigst erlauben, daß ich Ihnen mein Lehrgedicht zu Ende lese?

Hinzenfeld. Es wird uns ein unendliches Vergnügen seyn.

Leander. Herr Lysippus —

Lysippus. O mein Gott, ich brenne darnach.

Leander. Herr Sappi —

Sappi. Ein Lehrgedicht wird mir immer etwas Erwünschtes seyn.

Leander. Ich weiß nicht, meine Herren —

Alle. O ja, herzlich gern.

Leander lies't. — Der erste Gesang ist geendigt.

Chor. Jah! Jah! —

Ein verbißnes Gähnen nämlich.

Leander, fährt fort zu lesen.

Allgemeines Chor. Jah! —

Sie halten aber Alle die Hände vor den Mund.

Leander, fährt fort.

Hanswurst, leise zu Lysippus. Wollen wir nicht mit dem Herrn Simonides in das andre Zimmer gehn, und ein kleines Lombre machen?

Lysippus. Mit Vergnügen.

Die eben Genannten gehen heimlich fort.

Leander fährt fort zu lesen.

Das Chor ist stumm, denn sie schlafen.

Leander endigt.

Alle. Schön! ungemein schön! — Wir sind Ihnen sehr verbunden, Herr Leander.

Hanswurst, Simonides und Lysippus kommen heimlich zurück.

Hanswurst. War nicht viele Größe in den Gesinnungen, meine Herren? — Gewiß! — Aber, ich empfehle mich, denn es ist schon spät. — geht.

Leander. Der Hofrath wird in seinem Leben nicht gescheit werden. geht.

Sappi. Das Gedicht war erbärmlich, denn Gründlichkeit in den Bildern und Allusionen fehlten gänzlich. Die Diktion war nicht korrekt genug und es hatte dem Himmel auch nicht gefallen, daß sich alle Reime mit dem Verstande reimen sollten. ab.

Hinzenfeld. Herr Sappi hält sich auch für gar zu klug. — Adieu, meine Herren, sehr kontentirt gewesen. — ab.

Lysippus. Ennuyant ist der Minister, aber sonst ein guter Herr. Sein Witz spielt etwas ins Erbärmliche, aber seine Art sich auszudrücken hat immer etwas Gutmüthiges. geht.

Arzt. Mir scheint Herr Lysippus jetzt an einem Katarrh zu laboriren, der ihm in die Lebensgeister zurückgetreten ist. ab.

Curio. Erbärmliche Sitten und Lebensarten hat doch so ein Arzt; ich empfehle mich Ihrer Gewogenheit Herr Simonides. —

Simonides, allein. Ueber acht Tage ist wieder die Sitzung, ich bin recht begierig darauf. Wenn sich nur das Hofgeschmeiß nicht unter gebildete Menschen eindrängen wollte. ab.

Ein Leiermann wird von unten gehört.

Freut Euch des Lebens
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose
Eh' sie verblüht.

Bediente treten auf.

Erster Bediente. Ja, jetzt werden die Lampen hier unmaßgeblich ausgelöscht werden.

Zweiter Bediente. Und die Rosen wollen auch nicht viel bedeuten. — Aber Caspar, warum kriechst Du denn da unter dem Tisch herum?

Dritter Bediente. Ich denke, sie haben etwa Geld fallen lassen.

Erster Bediente. O Narr, das Kartenspielen kommt nunmehr unter vernünftigen Leuten aus der Mode, jetzt ist man gebildet und vertreibt sich mit Vernunft die Zeit und die Grillen. — Höchstens wirst Du da unten ein paar philosophische Ideen erjagen.

Dritter Bediente. Damit wäre mir nun durchaus nicht gedient — Er steht auf. Was kratzt denn da so an der Thür? — Ei, sieh da, Stallmeister!

Stallmeister, der Hund, tritt herein.

Erster Bediente. Sieh da, wie geht's, guter Freund?

Zweiter Bediente. Wenn einem so ein Hund doch antworten könnte!

Dritter Bediente. Schade ist es freilich. —

die Bedienten ab.

Stallmeister allein. Auf dem Stuhl da hat gewiß der Kater gesessen. — Wenn er Minister ist, warum sollt' ich nicht irgend einmal Hofmarschall werden können? — Mein Herr, der Prinz, ist krank und zu klug; das ganze Reich kömmt durch zu vielen Witz in Verwirrung. — Ich will mich hier auf den Sofa niederlegen und recht bequem bis morgen ausschlafen. —

Wald.

Ein Waldbruder, Helikanus.

Waldbruder.

So wollt Ihr Euch durchaus nicht rathen lassen?

Helikanus.

Was nennt Ihr rathen? — Wahrlich, lieber Bruder,
Hätt' ich auf Rath gehört, auf leere Worte,
So lebt' ich noch in der geschwätz'gen Welt
Und suchte nicht im wilden Walde Schutz.

Waldbruder.

Allein, was thaten Euch die Menschen?

Helikanus.

Was?
O keine Zunge, keine Sprache, keine Brust,
Kann das so laut, so furchtbar laut verkünd'gen,
So mit Trompetenklang durch Wälder rufen,
Wie ich von dem Geschlecht verfolgt, nich nieder
In tausend schnöde Qualen tauchen mußte,
Wie lang' ich in des Hasses Schule war,
Und, Jahrelang gehaßt, ein Hasser ward.

Waldbruder.

Gar mancher steht und wartet in der Welt
Und weiß nicht recht, worauf er warten soll;
Wer zu viel Freundschaft hofft, sieht selbst im Freunde
Den kalten Fremden: diese Alltagswelt
Ist voll von leeren Busen, leeren Herzen,
Daß man die Liebe nicht verschleudern muß,
Um nicht in jenen schlimmsten Fall zu kommen,
Um Liebe einst zu betteln, und wie Bettler
Mit Höhnen von der Thür gewiesen werden.

Helikanus.

Du sprichst mit diesen Worten ganz mein Schicksal;

So ging es mir, so wird's noch öfter seyn
Und drum will ich die hohle Welt verlassen.

Waldbruder.

So gehst Du mitten aus dem Schauspiel fort,
Und zürnst dem Dichter, der nur in der Mitte
Die Tugend zu verkennen scheint; doch harre
Des Schlusses, den er Dir noch vorbehält.

Helikanus.

Ich bin es satt, des ekeln leeren Schauspiels,
Wo nichts zusammenhängt und nur Geschwätz
Die müß'gen Scenen füllt. Die Eitelkeit,
Der nicht'ge Uebermuth, Verstellung, Falschheit,
Und Langeweile, die als Narr im Stücke
Belust'gen soll, sind alle mir verhaßt.

Waldbruder.

Nun freilich giebt es Leiden, die den Sinn
Selbst der Geduld empören, und Vernunft
So leer und nüchtern dastehn lassen, wie
Ein schwatzhaft Mädchen, das nur spricht, um schnell
Die lange Zeit des Tages hinzubringen.
Ich will mein Herz in deinen Busen legen,
Wenn du mir sagst was du gelitten hast.

Helikanus.

O Vater! — kannst Du denken, kannst Du fühlen,
Was Jugend fühlt, was kühnes Blut empört?
Kennst Du die Liebe? — —

Waldbruder.

O fern ab liegt alles
Im Nebel, tief im dunkeln Thal versteckt, —
O freilich war in meinem Lebenslaufe
Auch einmal Morgenröthe, Lerchenklang.
Der dunkle Wald empfing die goldnen Strahlen
Und glänzende Kronen hingen in den Wipfeln,
Mit frohem Muth wollt' ich zu den höchsten klimmen,
— Da stieg die Sonne, aller Trug verschwand,
Das Tageslicht, mit grausam ernster Klarheit,
Verzehrte tückisch meinen Morgenglanz,
Ich blieb im Wald der einzig Lebende. —

Helikanus.

Nun dann — was hättet, Vater, ihr im Rausch
Der Phantasie für Euer Glück begonnen?

Waldbruder.

Ich hätte, — o was nicht? — die starren Felsen
Mit eiserner Geduld geebnet, meine Freunde
Verlassen und in öder Einsamkeit
Nur ihr, nur ihr, der Einzigen, gelebt —
Ja, mehr noch — o ich Thor! daß ich als Greis
Gleich einem Jüngling vor Euch stehe, der
Im Taumel seine Zunge nicht bemeistert.

Helikanus.

Nun dann, ich hab's gethan: ich sah, ich hörte
Nur sie, die Undankbare, alles Leben
War aus der ewigen Natur geflohn,
Und nur in ihr sah ich mich selbst, und fühlte
In ihrer Brust nur was ich wünschte. Stolz
Ward meine Liebe weggeworfen, keiner
Von meinen Seufzern drang zu ihrem Herzen,
Mein Sehnen, meine feurigste Ergebung
War nur Tribut, nur Zinsen ihrer Schönheit,
Auf die sie, überreich, mit Sicherheit
Schon rechnete. Ich sollte Ruhm erwerben,
Ich sollte die Gefahr bestehn: ich that's,
Ich stürzte mich im Kriege ins Getümmel,
Verwundert sah sie mich zurückekehren,
Doch keine Freude blickt aus ihrem Auge. —
Ich sollte arm seyn und ich warf verachtend
Die Habe vielen Undankbaren zu,
Und kam die Hälfte ärmer ihr zurück:
Reich sollt' ich wieder werden und ich strebte
Mit allen Sinnen nach des Goldes Glanz,
Ich unternahm was noch kein andrer wagte;
Auch in den Nächten ward mir keine Ruh,
Ich reiste weit hinein in ferne Lande —
Ich kehre wieder, und — verfluchte Stunde —
Ich kehre wieder, o Ihr könnt's nicht fassen,
Für mich ist dieser Wermuth nur so bitter —
Ich kehre wieder — und sie ist verlobt.

Waldbruder.

Ein hart Geschick! doch hört auch die Vernunft —

Helikanus.

Und nun, in aller weiten weiten Welt
Kein Herz, das meines Kummers Hälfte theilte,
So wüst, so leer, so ausgehöhlt die Schöpfung,
Kein Wiederklang im Unermeßlichen —
Nur Hohn, nur bittre Worte, Kälte, höchstens
Ein jämmerlicher Trost mit nicht'gen Worten.

Waldbruder.

Doch laßt nur die Vernunft zur Sprache kommen!

Helikanus.

Vernunft! und wißt Ihr, was Ihr damit sagt?
Vernunft befiehlt, ich soll Vernunft verachten,
Vernunft räth mir, den Kopf hier gegen Eichen
Zu rennen, daß es nur vorüber sei. —

Waldbruder.

Dann ist Vernunft die ächte Raserei!

Helikanus.

Ja, wer nur schwatzen kann, ist sehr vernünftig,
Wer gar nicht fühlt, ist überaus vernünftig,
Wer alt und kalt und starr ist, ist vernünftig,
Vor Ueberklugheit birst, der ist vernünftig!
So sind die Menschen alle, Jammerbrut!

Waldbruder.

Du lästerst, doch mit unbeholfner Zunge.
Wie leichtes Spiel, die Wahrheit Dir zu lehren,
Wenn Deine Leidenschaft nur hören könnte!
Du schiltst die Menschen und bedenkst nicht recht,
Ob Du den Menschen denn ein Mensch gewesen.
Vielleicht kam mancher Dir mit Schmerz entgegen,
Doch konnte nichts Dein eigenlieb'ges Herz
Mit Wehmuth rühren, denn da saß das Bild
Der Liebsten, wies mit schnödem, kaltem Hohn
Hinweg, was nicht zu Deinen Wünschen paßte.
Nun kommst Du her und fluchst und willst dem Walde
Dich treu verbrüdern, wähnst, die Menschen wären
Nicht Deiner werth und dennoch ist es möglich,
Daß Du der guten Menschen unwerth bist.
Drum geh zurück und nimm die Lehre an —

Helikanus.

Sehr weislich! — Aber sagt mir, guter Freund
Warum habt Ihr die schöne Welt verlassen?

Waldbruder.

Weil, — still, die Thränen kommen mir zurück, —
Ach, jedermann hat nicht so viel gelitten.

Helikanus.

So denkt ein jeder, jeder hält den Schmerz,
Den Er empfindet, für den gräßlichsten. —
O so sprecht nicht weiter von der Eigenliebe,
Denn Ihr seid selbst auf Euer Unglück stolz.
So schwatzt ein jeder und ein jeder schwatzt
Nur für sich selber, alle Wörterweisheit
Ist für den Leidenden nur Schellenklang;

Ein Prunk ist's nur, ein bunter Festtagsputz,
In dem die Thoren selber sich gefallen.
Und so lebt wohl, ihr abgelebte Weisheit;
Wie thöricht war ich, daß ich bei dem Alter
Für meine jungen Schmerzen Lindrung suchte. ab.

Waldbruder.

Er hat wohl Unrecht, aber nicht so sehr.
Ach freilich wird man alt und zu verständig;
Vernünftig seyn, heißt billig seyn, doch da
Will jeder den gerechten Richter spielen.
Und ach! was ist gerecht? — Ein Wort, nichts weiter.

Ein Bauer kömmt. Könnt Ihr mir wohl den Weg nach der Residenz weisen?

Waldbruder. O ja.

Bauer. Ich wollte gern den König Gottlieb sprechen.

Waldbruder.

Kommt mit mir. —
Vielleicht soll's mir bei diesem doch gelingen
Ihn sicher auf den rechten Weg zu bringen.
beide ab.

Vorsaal der Akademie.

Der Thürsteher. Ich weiß nicht, — ob ich mich irre, — aber ich hörte schon seit so lange ein Gepolter im Saale, — ob Sie wohl gestern Abend ein gelehrtes Mitglied sollten eingesperrt haben? — Da geht's schon wieder los. — Er sucht den Schlüssel. Gleich, gleich, mein hochgeehrter Herr, — gleich — Er schließt auf, Stallmeister springt heraus. Sieh da, wo kömmst Du denn her.

Rektor kömmt. Ist der Hund nicht hier?

Thürsteher. Da ist er.

Rektor. Der Prinz fragt nach ihm.

Thürsteher. Gut, da ist er.

Rektor. Der Hund muß sogleich nach Hause kommen.

Thürsteher. Schon gut.

Rektor. Und darum habe ich eigentlich den Hund abholen sollen.

Thürsteher. Ja doch; hat's noch kein Ende?

Rektor. Darum will ich ihn lieber gleich mitnehmen. — sie gehn ab.

Dorus Landhaus.

Lila.

Bald hier, bald dort
Von Ort zu Ort
Springt Amor und sieht mich schweigend an.
Was willst Du, Kind?
O sage geschwind
Wo weilt der liebe, erwünschte Mann?
Wie Schattenzüge,
Wie Wolkenflüge,
Ist wandelbar traurig und froh mein Sinn,
Es tönt herüber,
O rufst Du Lieber?
Ich sehne mich fort, weiß nicht wohin.

Dorus kömmt. Du singst ja recht laut, liebe Tochter.

Lila. Was soll man thun als singen? — Immer klagen ist ein ewiges Einerlei.

Dorus. Ich will unten ins Dorf hineingehn, der Schmid muß mir mein Ackergeräthe ausbessern.

Lila. Kommt Ihr bald wieder?

Dorus. Nachdem es fällt, es hält schwer, ihm deutlich zu machen, was man will.

Lila. So will ich indessen spinnen.

Dorus. Thu das, liebes Kind. er geht.

Lila setzt sich in das Haus nieder, spinnt und läßt die Thüre offen. So kann man noch zugleich in die freie Landschaft hineinsehn. — O wie wohl thut einem der ruhige Abend. — sie singt.

Das Rädchen
Dreht munter
Das Fädchen
Hinunter:
Wo weilst du
O Lieber
Was eilst du
Fern über?
Und sinn' ich Tagelang
Und spinn' ich Wochenlang,
Bist du mein einzger Gedank. —
Bald seh' ich Seen,
Wenn's Rädchen surrt,
So wie es schnurrt
Erscheinen Feen,
Und Er geleitet
Ist unter ihnen:
Wie stolz er schreitet
Ihm Geister dienen.
Dann fliegt er fröhlich
Durch Abendröthe,
Es tönt so selig
Die Schäferflöte:
Dann wünsch' ich Schwingen
Zu ihm zu fliegen,
Aufwärts zu springen
In Wolken die Flügel zu wiegen.

Ja, wer das könnte! — O Seligkeit der Lerchen, wie oft hab' ich Euch schon Eure Lust beneidet! Wir müssen langsam einen Fuß nach dem andern setzen, so machen wir Schritte und kommen doch nicht weit. — O Kleon! daß ich immer an dich denke. Oft schäm' ich mich, und werde doch böse, wenn ich es einmal lassen will.

Helikanus aus dem Walde.

Wie lieblich schmiegt sich dort die Abendröthe
Auf jenen grünen Hügel, meine Kindheit
Entdämmert golden aus dem dichten Schatten
Und streckt die lieben rothen Apfelwangen,
Das unschuldsüße, unbefangne Lächeln,
So sorgenlos dreist in die Welt hinein.
Da will der alte Friede zu mir kommen,
Da will, ich fühl's, die Sehnsucht mich besuchen.
Die himmlische, die sonst den trunknen Blick
An den Glanz der Abendwolken fesselte. —
Ich hörte fernher friedlichen Gesang,
Der wie ein Schwan durch kühle Lüfte strich,
Der alles Laub des Wald's zum Horchen zwang,
Dem jedes muntre Waldgetöse wich:
Mein Herz erklang in seinen tiefsten Gründen,
Ich sprach zu mir, ich weiß nicht, was ich sprach,
Ich ging, den Quell der Melodie zu finden,
Nicht ging ich, nein, es zog mich himmlisch nach.
Wie sich der Himmel rollt in seinen Sphären,

Und jedes goldne Kind zur Regel zieht,
So kann ich der Gewalt mich nicht erwehren,
Wie meine Seele nach den Tönen flieht.
Welch Wunder soll in meiner Brust beginnen?
Es schwebt vor mir empor die Feenzeit,
Ich fühle den Tumult in allen Sinnen,
Wie matt das Herz in mir nach Hülfe schreit.
Die Liebe steht wie Frühling mir zur Seite,
Das trübe Gestern ist jetzt fest verriegelt,
Wie stattlich wandelt nun das neue Heute,
Und ist mit goldner Herrlichkeit beflügelt.
O die Vergangenheit geht in die Ferne,
Am Himmel glänzen neue, schönre Sterne. —

er kömmt näher.

Welch Wesen! — Unschuld wohnt auf dieser Wange, —
Wie seltsamlich beklemmt mich dieser Anblick,
Die kleine Flur des Hauses, diese Treppe,
Das fleiß'ge Rad, — die holde Emsigkeit —
Und doch sah ich noch nichts so liebliches. —
Hast Du im Abendrothe hier gesungen?

Lila.

Ich sang, weil ich nichts bessers grade wußte.

Helikanus.

O nur noch Einen Ton, nur Einen Laut,
Damit die Zeit noch einmal sich verjünge,
Das frische Glück die muntern Glieder rege,
Und auf der Flur mit Liebesgöttern tanze.
Schon hält der Götterschwarm auf jenem Hügel,
Nur Einen Klang, so stürzt die bunte Schaar
Hervor und badet sich zu schönrer Jugend
In den melodischen Wellen. — Einen Ton!

Lila.

Wenn Ihr wollt.

Singt:

Feldeinwärts flog ein Vöglein,
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
Ade! ich fliege nun davon,
Weit! weit!
Reis' ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang;
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselnd bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonn' oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt ich: Ach! der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht,
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht,
Weit! weit!
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! nein!
Ist und bleibt Frühlingesschein.

Helikanus.

Sieh, wie Natur den Athem an sich hält,
Wie glorreich dort der Stern des Abends funkelt!
Dein süßes Lied beglänzt die arme Welt,
Wenn gleich der Abendschatten sie verdunkelt,
Wie Mondenstrahlen webt sich's um mich her,
Und höher schlägt die wollustreiche Welle,
Mich trägt und wieget das harmon'sche Meer
Und macht zum Himmel diese kleine Stelle.

Lila. Ich weiß nicht, wer Ihr seid, mein Herr.

Helikanus. O verzeih, holdes Mädchen. — Ein verirrter Wandrer —

Lila. Verirrt?

Helikanus. Freilich ist der nicht verirrt, der gar keine Straße hat.

Lila. Ihr habt sie also verloren?

Helikanus. Ja wohl.

Lila. Mein Vater wird gleich nach Hause kommen, der soll Euch den rechten Weg weisen.

Helikanus. Ich danke Dir. — Könntest Du mir nicht einen Trunk Wassers reichen?

Lila. Ich will Euch einen Becher Wein bringen. ab.

Helikanus.

Sie ist es! — Sie? — Und wer denn, Helikanus? —
Die alle deine Wünsche suchten, nach
Den Polen, unbekannten Landen flogen,
Und nun ist sie gefunden. — Niemals kann
Der Bergmann so sich freuen, der im tiefsten
Bergschacht die große goldne Stufe findet. —

Lila, zurück. Hier ist Wein und guter. Trinkt, Ihr werdet auch wohl müde seyn.

Helikanus. Nein, — ja —

Lila. So setzt Euch dort auf die Bank. — Seid Ihr von weit her?

Helikanus. O ja.

Lila. Die Erde ist groß.

Helikanus. Zu groß, — und doch tausenden zu klein und eng.

Lila. Wie sollte das möglich seyn?

Helikanus. Gut für dich, daß Du es nicht begreifst.

Lila. Da kömmt der Vater.

Dorus kömmt. Guten Abend. — Du hast einen Gast, Lila?

Lila. Einen armen verirrten Wandersmann.

Dorus. Er ist mir willkommen.

Helikanus. Ich danke Euch für Eure Freundschaft.

Dorus. Wenn Ihr müde seid, so ruht bis morgen früh in meinem kleinen Hause aus.

Helikanus. Bis morgen, bis, — ich habe Euch etwas zu sagen.

Dorus. Redet.

Helikanus. Ihr seid arm, wie ich vermuthe, wenigstens nicht reich, ich habe mehr als ich brauche, — nehmt und laßt mich in dieser stillen friedlichen Gegend, in Eurer lieben Nähe wohnen. Ich bin ein Mensch, dem alles in der Welt mißlungen ist, der keinen Freund gefunden hat: seid Ihr mein Freund. — Was sagt Ihr? Ich will Euch nicht beschwerlich seyn, ich will mich in Eure Lebensart einlernen.

Dorus. Lila, was meinst Du?

Lila. Wie Ihr wollt, mein Vater, — aber —

Dorus. Nur bis Kleon zurückkömmt. — Seht, ich will Euch wohl aufnehmen, Herr, aber nur auf kurze Zeit. Ich habe hier noch ein kleines eingerichtetes Haus, das künftig meiner Tochter und ihrem Manne gehören sollte, wenn Euch das recht ist, so mögt Ihr hineinziehn: aber, wie gesagt, auf lange kann ich Euch vielleicht nicht beherbergen. — wollt Ihr's in Augenschein nehmen? sie gehn ab.

Königliches Zimmer.

Gottlieb, die Königin, seine Gemahlin.

Gottlieb.

Nimmer alterst Du, o Holde, in meinen Gedanken,
Stets bist Du mir lieb, immer noch bleib' ich Dir gut.

Königin.

Ach, mein theurer Gemahl, Du kannst Dir die Liebe nicht denken,
Die in treuer Brust Dir Deine Königin hegt.

Gottlieb.

Denken kann ich mir vieles, mein Kind, und so Deine Liebe;
Größer als Ozean wird sie denn doch wohl nicht seyn.

Königin.

Kind, ich habe zwar allen Respekt vor Deinen Gedanken,
Aber so hochstudirt bist Du denn wahrlich noch nicht.

Gottlieb.

Immer halten sich doch die Weiber nur für die Klügsten,
Aber Leute gibt's auch, wie man sagt, hinter dem Berg.

Königin.

Nun der Vers, weiß Gott, war ziemlich lahm auf den Füßen,
Stieß er sich etwa am Stein? daß ihm das Schienbein noch schmerzt?

Gottlieb.

Schienbein! hättest Du doch vor ächten Spondäen nur Achtung:
Wenige hat man nur, diese verschleudre man nicht.

Königin.

Wahrlich ein schönes Leben! ich soll wohl nicht einmal sprechen
Mehr wie mir's gefällt? — Halte der Henker das aus.

Gottlieb.

Ziemt es der Königin wohl, also plebeje zu denken?
Pöbel und Fürsten sind ungleich im Titel dann nur.

Königin.

Ei wie schön regiert mein Mann das Maul seiner Frauen,
Aber der arme Staat, — o dafür hat's keine Noth!

Gottlieb.

Und was wären denn die Patrontaschen, die neuen Püschel?
Kümmre jeder sich nur erst um sein eigen Revier.

Königin.

Also leben wir nun in zärtlicher Eintracht beisammen,
Dein Herz gänzlich mir, Dir ganz das meine geweiht.

es klopft.

Gottlieb. Nur herein!

Bauer. Wohnt hier der Herr König?

Gottlieb. Ja, Freund. — Was will Er?

Bauer. Wenn Sie lesen können, so ist hier ein Brief an Sie. Er kömmt durch einen Expressen.

Gottlieb. Durch was für einen Expressen?

Bauer. Je, nämlich durch mich, ich bin expreß dazu ausgesucht unter vielen andern, die nicht den Verstand hatten einen Expressen vorzustellen. Da der Vorspann nicht gerade bei mir an der Reihe war, so wurd' ich, die Wahrheit zu reden, expreß dazu gepreßt. Und somit übergeb' ich denn nun den Brief.

Gottlieb. Von wem ist er denn?

Bauer. Vom benachbarten König, Herr König, eine gute Art von Mensch, wahrhaftig, außer daß er die Bauern etwas schiert.

Gottlieb. Von unserm geliebten Bruder?

Bauer. Ja, aber das muß ich sagen, werthgeschätzte Frau Königin, so wie man da in Euer Land hineingeräth, werden die Wege verflucht unsicher.

Königin. Wie das?

Bauer. Ja, das weiß ich selber nicht, und wozu es ist, kann ich auch nicht absehn. — Die Chaussee geht erstens aus und dann sind die Wege oft so unendlich breit, daß man sich, wenn man aus dem Fuhrweg in Gedanken herausfällt, fast eine Meile umgehn kann. So ein alter abgelebter Waldbruder hat mich noch zurecht gewiesen. — Sagt mir einmal, warum wird denn das Land nicht mehr angebaut?

Königin. Die Wege fressen so vielen Platz weg.

Bauer. O so sollte man zu einem solchen infamen Wege sagen: Weg da! — Denn was kann dabei herauskommen?

Gottlieb. Höre nur, geliebte Gemahlin, was unser Nachbar schreibt. er liest.

Zuerst, S. T. — was ich nicht weiß, was es zu bedeuten hat, dann folgt:

Wir haben hier in unserm Land vernommen
Der Prinz Zerbino sei um seinen Verstand gekommen,
Es ist bei meiner Ehre und fürwahr
Heuer für den Verstand ein gar zu schlechtes Jahr,
Er will an keinem Orte recht gerathen,
Und schlimm ist's 's hilft da weder Hacke noch Spaten.
Zum Glück wohnt in dem nordwestlichen Wald,
Ein wilder Zauberer, der heilt die Dummen bald,
Er macht im Seelenreich vortrefflich: such verloren,
Und ist für unsre Kinder recht geboren. —
Seine Adresse ist: Herr Polykomikus,
Zu erfragen in der abgelegnen Wildnuß,
Und ist an großen Eselsohren zu kennen,
Die man ihm für seine Mühe wohl kann gönnen:
Er wohnt im untersten Stock in einer finstern Höhle
Und wahrsagt dort, und kümmert sich um keine Seele. —

Der ich verharre in tiefster Unterthänigkeit
Euer
gleichfalls ein König.
Pindarus.

Was denkst Du dazu, meine Gemahlin.

Königin. Laßt sogleich den großen Rath zusammenberufen, und schickt an diesen Mann eine Gesandtschaft.

Gottlieb. Das wird geschehn. — Bauer, Du sollst Dank haben!

Bauer. Soll ich? — Nun das ist schön.

Gottlieb. Ich bedanke mich.

Bauer. Und das ist der Dank?

Gottlieb. Allerdings.

Bauer. Welch' ein wetterwendisches Ding doch

unsre menschliche Sprache ist! Bei uns heißt das Ding da gar nicht Dank.

Gottlieb. Nicht?

Bauer. Bewahre! Wer wird die schönsten Wörter so mißbrauchen.

Gottlieb. Hier hast Du Geld.

Bauer. Nun seid Ihr auf dem rechten Wege, fahrt so in Euren Bemühungen fort, und es soll Euch bald gelingen, unsre Sprache wie Eure Muttersprache zu reden. — sie gehn ab.

Saal.

Nestor, Leander.

Nestor. Nein, Herr Leander, nimmermehr werde ich mich dazu bekehren lassen.

Leander. Aber was macht Dich denn so stetig?

Nestor. Was? — Wahrhaftig nichts anders, als meine gesunde Vernunft. Das kann ich nimmermehr glauben, daß Ihre Grundsätze der Kritik mehr werth wären, als alle Dichter, die Sie darin loben oder tadeln.

Leander. Aber höre mich doch nur an.

Nestor. Ich mag gar nichts weiter hören, es klingt mir gar zu unvernünftig.

Leander. Durch dergleichen Grundsätze kömmt man ja endlich dahin, vortreffliche Gedichte zu schreiben.

Nestor. Und diese dienen doch auch nur wieder dazu, daß man Grundsätze darüber schreiben kann?

Leander. Je nun, das ist wohl wahr, aber man kömmt doch so immer weiter.

Nestor. Wohin denn endlich?

Leander. Dahin, — dahin, — versteh, wenn die Menschheit erst ganz vollkommen ist, — daß man am Ende gar keine Gedichte mehr braucht.

Der Arzt kömmt. Wie geht's?

Leander. O Freund Nestor ist in der allerhöchsten Raserei.

Arzt. Wie kömmt das? hat die Medizin nicht gewirkt?

Nestor. Sie sind ein Narr, Herr Doktor!

Arzt. Wie? ganz gewiß bricht die Epidemie nun aus, ich fürchte der ganze Hof wird angesteckt.

Nestor. Wollte Gott, so würde doch diese langweilige Sorte von Verstand aufhören, so gäng und gebe zu seyn.

Leander. Nun hören Sie nur die Raserei an?

Gottlieb kömmt. Was giebt's hier, Leute?

Arzt. Der Bediente des Prinzen ist auch schon übergeschnappt.

Gottlieb. Das greift auf die Art um sich. — Nun, habt nur Geduld, Leute, wir wollen uns einen Zauberer, einen Mann mit Eselsohren verschreiben, der soll Euch alle kuriren. schnell ab.

Arzt. Sollte es so weit kommen? — O Himmel! so danke ich dir auf den Knien, daß ich kein großer Hexenmeister bin. ab.

Leander. Nun wird an ihm ein Exempel statuirt werden, mein Freund.

Nestor. Wie so?

Leander. Er wird nun öffentlich müssen Abbitte thun, daß er dumm gewesen ist. Eine Kirchenbuße, die ihm gar nicht schadet. geht ab.

Nestor. In meinem Kopfe ist mir seit heute früh ganz anders zu Muthe, das ist wahr, aber warum das nicht eben so gut soll Verstand seyn können, begreife ich nicht. — ab.

Großes Gericht.

Gottlieb, als Vorsitzer, die Räthe, Hinz, Lysippus, Simonides.

Gottlieb. Ich habe Euch nun den Brief meines benachbarten Bruders und Königs vorgelesen.

Räthe. Ja, mein König.

Gottlieb. Und Ihr habt den Inhalt verstanden und begriffen?

Räthe. Ja, Ihro Majestät.

Gottlieb. So ist der Mann nach meiner Meinung nicht gänzlich zu verachten, der solche Wunderkuren vorzunehmen im Stande ist. —

Die Räthe. Gewiß nicht. —

Gottlieb. Geht also Ihr, unser getreuer Lysippus, mit unumschränkter Vollmacht, und nehmt den Simonides als Euren Legationssekretär mit Euch. — Eure Bemühungen seien gesegnet — Lysippus und Simonides ab. — Und nun ist die Sitzung aufgehoben. — sie gehn ab.

Dritter Akt.

Das Innere der Höhle des Polykomikus.

Der Jäger als Chor, der aus einer Art von Kamin herauskriecht.

Da sind wir in der Höhle des berühmten
Herrn Polykomikus, des Zauberers.
Ich komme durch's Kamin und gebe mir
Die Mühe, Euch ein Wörtchen noch zu sagen.
Doch muß ich kurz seyn, denn er kömmt nun bald,
Und fänd' er mich, so gält' ich ihm als Dieb,
Er könnte meine Tugend sehr bezweifeln.
Es diente mir nicht zur Entschuldigung,
Daß ich sein Haus nur habe nutzen wollen
Mit Euch, Geehrteste, zu konversiren:
Er meint er habe nur allein das Recht,
In seinem Zimmer hier zu sprechen. Sagt,
Doch ohne Spaß, verstehet Ihr wohl Spaß?
Und wenn Ihr ihn von Herzen liebt, so müßt
Ihr hierauf doch mit Ernste Antwort geben,
Denn sonst ist es mit der Versichrung Spaß.
Es ist nicht das, daß Ihr wohl gerne lacht,
Und manchmal abgeneigt dem Ernste seid,
Daß Ihr das Leben in zwei Hälften theilt
Und lacht, damit der Ernst Euch wieder schmeckt:
Habt Ihr's schon je versucht, den Scherz als Ernst
Zu treiben, Ernst als Spaß nur zu behandeln?
Mit Leiden
Und Freuden
Gleich lieblich zu spielen
Und Schmerzen
Im Scherzen
So leise zu fühlen,
Ist wen'gen beschieden.
Sie wählen zum Frieden

Das eine von beiden,
Sind nicht zu beneiden:
Ach gar zu bescheiden
Sind doch ihre Freuden
Und kaum von Leiden
Zu unterscheiden. —
Drum nehmt die Sache nicht zu ernsthaft, doch
Auch wiederum zu spaßhaft nicht, denn jenes
Bekannte utile dulci, diesen Syrup,
Der von Katarrhen uns erlösen soll,
Trefft Ihr bei uns in Vers und Prosa nicht.
(Durch uns versteh' ich mich und auch den Dichter.)
Ihr werdet nebenher wohl merken, daß
Zur Handlung dieses Stücks ich nicht gehöre,
Denn Handlung wünscht Ihr doch: ich bin im Namen
Von Euch Zuschauern da, und wo Ihr seid
Da bin auch ich: ach! bessert Euch, ich flehe,
Ja bessert Euch, und nehmt an mir Exempel.
Ich war, wie Ihr, in meinen bessern Tagen
Zuschauer einst, bei einem bessern Stücke,
Als dieses ist: ich saß und schüttelte
Oft mit dem Kopf und machte weise Mienen,
Nichts war mir recht, bald hatt' ich dies bald jenes
Zu tadeln, und die ärmlichste Verachtung
War zur Verachtung mir nicht tief genung
Um damit jenen Dichter zu bestrafen:
Doch kaum war nun das Stück beendigt, siehe,
So zeigte sich der Zorn der Götter, (Freunde,
Ihr glaubt doch Götter? thut's um Gottes willen!)
Sie legten mir zur schweren Strafe auf
Als Chorus durch dies lange Stück zu wandeln,
Prologus und Epilogus zu werden,
Um Euch zum günst'gen Mitleid umzudrehen;
Erbarmt Euch, laßt Euch doch das Stück gefallen
Sonst muß ich noch im andern Buße thun.
Und trotzet nicht auf Eure Sicherheit,
Daß Ihr nicht auch an Euch und Euren Kindern
Die Schmach erlebt, daß sie als Chor, daß sie
Als Epiloge wandern: seht, ich darf
Beileibe nicht ins Stück hinein, und drum
Adieu! denn hier kömmt schon der Zauberer.

ab.

Polykomikus,

tritt mit seinem Stabe ein und spricht:

Ein Zaubrer bin ich, Polykomikus genannt,
Und weit und breit bei Fürsten wohl bekannt,
Ich that nach meiner alten Weise
So eben eine weite Reise,
Da wär' ich endlich wieder hier zu Haus,
Und wahrlich, ich geh' nun in langer Zeit nicht aus.
Beim Kuckuck! ja! (doch still, ich will nicht fluchen)
In drei Jahrhunderten will ich Niemand besuchen.
Es ist beim Zaubern doch kein ächter Segen,
Drum will ich das Gewerb bei Seite legen.
Die Einsamkeit soll mir recht schön bekommen,
Ich habe lange nicht Arznei genommen,
Der neuste Tiefsinn liegt noch ungelesen,
Ich lasse von der Dummheit andre genesen,
Und bleibe selbst ein Narr, ein dummer Teufel,
Die Menschenliebe geht zu weit, das ist kein Zweifel.
Voll Staub sind meine Bücher und mein Tisch
Und nirgends seh' ich einen Flederwisch.

er wischt mit seinen Ohren den Tisch ab.

Nun ans Studiren rasch hinan,
So wird aus mir vielleicht ein ganzer Mann;
Es ist nur um eine kleine Müh',
So ist man baldigst ein Genie,
Daß man im Stande ist, Gesetze vorzuschreiben,
Und wie man will, sein Wesen dann zu treiben;
Ein Zaubrer bin ich nur, weil man muß was erwerben,
Denn sonst müßt' ich ja wahrlich Hungers sterben,
Durch dies Gewerbe kann ich unabhängig leben
Und unermüdet nach den Wissenschaften streben:
So will ich denn nur frisch studiren,
Es muß ja doch zu etwas führen. —

er setzt sich nieder und vertieft sich in den Wissenschaften.

Wildverwachsner Wald.

Lysippus, Simonides.

Lysippus. Da sind wir nun in der Wildniß. —

Simonides. Ja, in der wildesten, die ich noch gesehn habe.

Lysippus. Muß sich Weisheit denn so abseits thun?

Simonides. Die Einsamkeit muß ihr doch gut bekommen.

Lysippus. Zum Henker noch einmal, wir werden wie die Narren herumgeschickt und haben nicht einmal freie Post bekommen.

Simonides. Ja, keine Station erstreckt sich bis hierher.

Lysippus. Und sieh nur, nirgend seh' ich Häuser.

Simonides. Oder Menschen.

Lysippus. Ja nicht einmal Bauern.

Simonides. Was nun ein Gesandter wohl hier machen soll?

Lysippus. Hier sollen wir nun unser Geld verzehren.

Simonides. Wenn man noch fragen könnte, wo der Weg hinginge!

Lysippus. Oder herkäme.

Simonides. Hier ist gar kein Weg.

Lysippus. Nichts als Bäume, Sträucher, Felsen, verfluchtes Unkraut. Mir fallen lauter Sterbegedanken ein.

Simonides. Aber Sie haben ja die Vollmacht bei sich.

Lysippus. Was kann die uns hier nützen?

Simonides. Aber das königliche Siegel.

Lysippus. Nehmt doch nur Vernunft an, Herr Sekretär, die Bäume können ja nicht lesen.

Simonides. Verdient's denn aber der Prinz, daß man sich seinetwegen in diese Todesgefahr begiebt?

Lysippus. Ach, was kann er verdienen! Wir sind ausgebildete Menschen und vollendet; es ist aber noch ungewiß, was, trotz aller Zauberei, trotz unserer Aufopferung aus ihm wird.

Simonides. Wenn wir nur einen Compaß mitgenommen hätten, daß wir wüßten, in welcher Weltgegend wir uns befänden.

Lysippus. Kann man das an solchem Dinge sehn?

Simonides. Ohne Zweifel.

Lysippus. Ich dachte, er wäre nur auf der See zu gebrauchen.

Simonides. Wenn wir so überzwerch plötzlich in Amerika hineingeriethen, oder in einen andern fremden Welttheil.

Lysippus. So könnten wir bei der Gelegenheit eine neue Straße Davis entdecken. Glaubst Du denn auch, daß die Pole eingedrückt sind?

Simonides. Man sagt's.

Lysippus. Wenn uns unsre Gelehrsamkeit nur aus der Irre helfen wollte.

Simonides. Was geht denn da?

Lysippus. Gottlob, ein heiliger Einsiedler, der seinen Rosenkranz abbetet. —

Der Waldbruder.

Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben. —
Gewiß, ein schöner Wunsch; o wenn die Seele
Nur immer die magnet'sche Kraft empfände,
Die sie zum Himmel zieht: doch rückwärts zieht
Die Erde und so schweben wir im Zweifel
Und wissen nicht, wofür wir uns entscheiden.
O laß uns los, du unbarmherz'ge Erde,
Damit die Seele ihre Flügel prüfe,
Im klarem Element des Lichtes webe,
Und sich dem Aether, ihrer Quelle, nahe.

Lysippus. Seid uns gegrüßt und erlaubt, daß wir Euch in Eurem Gebete unterbrechen.

Waldbruder. Ich nehme Euren Gruß dankbar an.

Lysippus. Ich bin ein Gesandter, ein Abgesandter, wenn Ihr die Bedeutung dieses Wortes und meine Würde versteht; — hier, seht Ihr, ist die königliche Vollmacht, — eigenhändig unterschrieben, Gottlieb simpel weg, — hier das Petschaft, — nun seht's nur an, denn so was kömmt Euch selten in die Augen.

Waldbruder. Schon gut.

Lysippus. Habt Ihr Euch genug verwundert, Ihr guter unschuldiger Waldbruder? — Ja und nicht wahr, Ihr findet doch daß ich so ziemlich herablassend bin?

Waldbruder. O ja. —

Lysippus. Die Sitten, seht Ihr, Herr Waldbruder, verfeinern sich in unserer großen Welt von Tage zu Tage, das ist keine Uebertreibung, wir bringen es in der Menschenliebe schon ziemlich weit, und es werden alle Tage neue Sätze selbst von hoher Hand genehmigt, die vor zehn Jahren die ärgste Ketzerei waren, und darum habe ich auch mit Euch und Eurem Stande ein gewisses Mitleid. Aufgeklärt bin ich so ziemlich, um Euren Rosenkranz da gehörig zu verachten, aber Ihr seid ja auch ein Mensch und könnt nicht dafür, daß Ihr nicht mehr erleuchtet seid.

Waldbruder. Freilich nicht. — Habt Ihr mir aber außerdem noch etwas zu sagen?

Lysippus. Nicht viel. Wißt Ihr vielleicht, wo wohnt denn der Zauberer, — Sekretair, wie ist der verwünschte Name?

Simonides, die Schreibtafel nachsehend. Polykomikus.

Lysippus. Ganz recht. — Also, wo dieser Mann sich aufhält, oder wohne.

Waldbruder.

Bei jener Eiche findet sich ein Fußsteig,
Wenn Ihr von dort den dicksten Wald durchschneidet
Und immer in gerader Richtung bleibt,
So kommt Ihr endlich einem Felsen nah,
Der schwarz gebrannt und wüst und traurig steht,
Von oben wächst in Büschen Epheu nieder;
Dort ist die Wohnung dieses Zauberers.

Lysippus. Vielen Dank, mein Freund, was für eine Art von Menschen ist er denn ohngefähr?

Waldbruder.

Ein Riese, noch einmal so groß als Menschen,
Und mürr'schen Temperaments; schon mancher suchte
Mit Schaden seine mächtige Bekanntschaft.
Wenn Ihr ihn nicht bei guter Laune trefft,
So achtet er des Siegels und der Vollmacht
So wenig als des Königs Namenszug.
Oft hat er keine Lust, mit Zaubereien
Sich zu beschäft'gen, dann verwandelt er
Sich schnell in mancherlei Gestalten: bald
Ist er ein Mensch, ein Thier, ein fließend Wasser,
Ein lobernd Feuer, aber immer schrecklich.
Lebt wohl, ich muß zu meiner stillen Klause. ab.

Lysippus. Lebt wohl. — Das muß ja auf die Art ein rechter verruchter Kerl seyn.

Simonides. Sie haben den Vortritt bei ihm, ich bleibe in der Antichamber.

Lysippus. Nein, Sekretair, Sie überreichen die Vollmacht.

Simonides. Nein, daß ich mich dessen nimmermehr erkühnte.

Lysippus. Es ist Ihre Schuldigkeit.

Simonides. Ich verrichte nur den kleinen Dienst.

Lysippus. Was nennen Sie den kleinen Dienst?

Simonides. Die wirklichen Geschäfte. — Sie thun den großen Schein ab.

Lysippus. Nimmermehr komm' ich ihm nahe. — Muß sich ein Kerl unterstehn, sich zu verwandeln, wenn man ihm des Königs Brief und Siegel zeigt?

Simonides Es ist vielleicht ein Naturfehler an ihm, für den er nicht kann.

Lysippus. Ei was! — Ich dächte, wir ließen den Prinzen lieber in seiner Raserei umkommen.

Simonides. Das läuft aber gegen unsre Pflicht.

Lysippus. Ei was Pflicht? — Wenn mich der Riese auffrißt, so hat mein Leben und meine Pflicht zugleich ein Ende.

Simonides. Aber der Patriotismus.

Lysippus. Ja, daß ich doch ein Narr wäre!

Jeremias tritt auf.

Simonides. Was ist das für eine Mißgeburt?

Lysippus. Der da? Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner.

Simonides. Aber er hat einen Höcker und schielt, dabei trägt er Strümpfe von zweierlei Farbe: ganz gewiß ein Sonderling.

Lysippus. Er affektirt im Gange, er will ein leises Hinken ausdrücken und es geräth ihm zu plump.

Jeremias geht an ihnen vorbei, er singt:

Den Teufel kennt fast Niemand
Und wär' er noch so dick;
Das Auge sieht nicht die Hand
Und das ist großes Glück.

Sonst lebte sich's so sicher nicht
Am Tageslicht, am Tageslicht.
Die Tugend kennt ein jeder
Und wär' sie unsichtbar;
Es sucht sie keiner, weder
Bei blond' noch greisem Haar.
Drum lebt ein jeder so in Ruh
Frisch immer zu, frisch immer zu.

Diese Gesellen dort scheinen mir ein paar Narren zu seyn. — Gute Jagd, wenns Glück will.

Lysippus. Was hat uns der Himmel an Euch beschert, Kohlenbrenner, einen Freund oder einen Esel?

Jeremias. Beides, meine hochgeehrtesten Herren. — Wollt Ihr mich vielleicht sprechen?

Lysippus. Das wäre auch der Mühe werth gewesen, so weit darnach zu reisen.

Jeremias. Warum nicht? — O Gott, mich besuchen viele Leute, Leute aus allen Ständen; nach meinem Herrn wüßt' ich keinen, der hier in der Wildniß so viel gälte.

Lisippus. Wer ist Dein Herr?

Jeremias. Ihr kennt meinen Herrn nicht? o da seid Ihr übel dran. — Kennt Ihr den großen Mann, den größten Mann, den Polykomikus nicht?

Lysippus. O den kennen wir sehr gut, zu ihm wollen wir eben.

Jeremias. O welches Glück, daß wir uns also angetroffen haben, denn ich bin sein Thürsteher, sein armer unwürdiger Bedienter, sein Aufwärter, einer der Schüssel und Teller für ihn abwäscht, der die Stuben ausfegt und seine Schriften abschreibt, sie ihm auch zuweilen erklärt, wenn er sie wieder vergessen hat. Des Sonntags halte ich ihm eine Predigt, damit ich ihm doch auch für seine Seele nützlich bin, ich singe aber den Kanzelvers selber vorher, damit er nicht den Aufwand mit einem Küster zu bestreiten hat, denn Sparsamkeit ist doch die erste Tugend in der Welt.

Lysippus. Was haben wir hier in der Wildniß für einen Polyhistor aufgegriffen.

Simonides. Ein großer und ein überaus praktischer Mann.

Lysippus. Er ist leicht mehr werth, als sein Herr.

Jeremias. Außerdem hab' ich auch das Thürstehen aus dem Grunde studirt, und so leicht einem diese Wissenschaft im Anfange vorkömmt, so viele und große Schwierigkeiten zeigen sich doch hernach; man kann nachher kaum an die Bescheidenheit mehr zurückdenken, wenn man es erst weit gebracht hat.

Lysippus. Excentrisch scheint er mir doch.

Simonides. Vielleicht gar verrückt.

Lysippus. Verrückt nun wohl eben nicht, denn dazu müßten wir noch mehr psychologische Merkmale sammeln. — Von welcher Art ist denn Dein Herr?

Jeremias. O er ist unvergleichlich. So sanft wie ein Kind, so liebreich wie eine Taube.

Lysippus. Man beschrieb ihn uns als einen Kannibalen.

Jeremias. Nun ja, so wird die Tugend gelästert: glaubt keine Sylbe davon, Ihr meine verehrungswürdigen Herren; selbst der Satan spricht von meinem Herrn Gutes, also laßt Euch dadurch nicht irre machen.

Lysippus. Nun, so wollen wir denn gehn.

Jeremias. Habt Ihr vielleicht Briefe an ihn?

Lysippus. Ja, hier ist eine große königliche Vollmacht.

Jeremias. Zeigt doch. — Ei, recht hübsch geschrieben, und schön gesiegelt: Ihr führt einen Affen im Schilde?

Lysippus. Ja, allerdings.

Jeremias. Nun das ist brav von Euch. — Wollt ihr hier diesen Fußpfad einschlagen? — Ich will Euch folgen. —

Sie gehn; er hinter ihnen und verwandelt sich plötzlich in einen großen Vogel.

Lysippus, *ohne sich umzusehn.* Ist es noch weit?

Jeremias, *schnarrend.* Gar nicht.

Lysippus, *sich umsehend.* Was Teufel haben wir denn hier? Wer seid Ihr?

Jeremias. Der Eulenkönig.

Lysippus. Wer?

Jeremias. Könnt Ihr nicht gut hören? — Eulenkönig!

Simonides. Was ist das?

Jeremias. Ein Mann, der über die Eulen herrscht.

Lysippus. Wo ist der Kohlenbrenner geblieben?

Jeremias. Kohlenbrenner? Ihr ras't, ich spreche schon eine halbe Stunde mit Euch und Ihr habt mich ja gebeten, Euch zum Polykomikus zu führen, der Euch fressen will, da Ihr den Weg nicht wüßtet.

Lysippus. Simonides!

Simonides. Herr Ambassadeur!

Lysippus. Wenn ich schlafe, so gebe ich Dir die Erlaubniß, mich aufzuwecken.

Simonides. Wenn ich nicht träume, so wachen wir. *sie stehn in tiefen Gedanken.*

Jeremias *verwandelt sich in seine erste Gestalt.* Nun, wollen wir nicht gehn, meine Herren?

Beide. Sieh da! der Thürsteher!

Lysippus. Kohlenbrenner, so eben kam mir's vor, als wenn ein Eulenkönig mit uns ginge.

Jeremias. Ei, welche Schwärmereien!

Simonides. Nein, gewiß.

Jeremias. Ei, schwören Sie doch nicht, es giebt gar keine Eulenkönige. Ich bin Ihnen nicht von der Seite gegangen. Gehn Sie nur zu, es wird spät. *Sie gehn, er verwandelt sich in einen großen Affen.* Hallu! hallu!

Lysippus. Was giebt's, Herr Thürsteher? — O ach! Simonides!

Simonides. Lysippus!

Lysippus. Mir vergehn die Sinne, — aller Verstand. — Hundert gegen eins, ich werde toll.

Jeremias, *stotternd.* Ha — habens ni — nicht den Eu — Eu — Eu — Eulenkönig gespro — sprochen?

Lysippus. Eulenkönig?

Jeremias. Ich bin sein Haushofmeister, — Aff, Gras — Grasaff, sonst auch genannt Grasemücke, sing' liebliche Lieder; neh—nehm sich vor dem Kohlenbrenner in Acht: er ist ein Verräther!

La — la — la — lacht doch,
Wa — wa — wa — wacht Ihr noch?
Tu — tu — tu — tummle dich,

Verstand, — o — sa — sa — sammle dich.
Als Eule. Jup! wohin meine Herren!
Als Affe. Wa — wa — warum lacht Ihr nicht?
Als Jeremias. Meine Herren, wir kommen zu spät.

Lysippus. Warum soll ich mich länger geniren? fängt an zu singen.

Toller und toller!
Voller und voller
Mein Gehirn;
Dieser Koller
Ach was soll er
In der Stirn?

Simonides.

Auf! auf! zum lustigen Reigen!
Laßt Kuckuk und Gänserich schweigen,
Die Fiedel klinge darein.

Beide.

Lustig zum jauchzenden Reihn,
Vernunft soll niemals, niemals unter uns seyn.

Jeremias, singend.

Wie sie schwärmen!
Wie sie lärmen!
Immer dreister,
Lieben Meister!
Künftig wird's Euch gar nicht fehlen
Am Hofe alle Gunst zu stehlen.

Alle drei mit Tanzen

Juchhei, hopsasa!
Dalberei, hopsasa;
Immer zu
Ohne Ruh,
Hopsasa
Ja, ja,
Nichts als hopsasa! —

sie schwärmen ab.

Höhle des Polykomikus.

Polykomikus. Jeremias! — Ich bin so müde, denn — meine Schriften — eine gewisse Langeweile ist doch wahrlich immer mit geistreicher Gründlichkeit verbunden. — Ich habe heut in meinem besten Buche zu viel und mit zu großer Freude gelesen. — Jeremias! (Jeremias tritt auf.) Hast Du das Bett schon gemacht, Bedienter?

Jeremias. O ja, gnädiger Herr.

Polykomikus. Was ist Dir, Du siehst so schalkhaft aus, Du hast gewis wieder einen Streich ausgeführt?

Jeremias.

O mein Herr, alle Ribben thun weh
Vom entsetzlichen wilden Gelache:
Kommt Euch Volk aus der Stadt Euch zu sehn,
Wollen Rath, und nun fragen sie mich
Voller Weisheit und sind Psychologen;
Bin erst ernst und kirre sie mir,
Laß sie treu dann mir alles erzählen:
Dann beginnt unvermerkt mein Gespött,
Jener alte sehr liebliche Spaß:
Bin bald Vogel — bald Aff' und dann Mensch, —
Ach sehr bald ward der Rest des Verstands
Wie gestoben so weit in die Luft:
Und nun tanzen und schwärmen sie rasend
Immer wilder und wilder dahin,
Alle Bäume stehn da voll Erstaunen
Alle Felsen betrachten verwundernd
Dieses Chor, das so toll da herumschwärmt:
Und nun lass' ich sie dort in dem Wald
Und Ihr eigen Gelächter hält munter
Diese Narren, sie taumeln noch immer
Von Gesträuch zu Gesträuch und betrachten
Bald den Himmel, die Erde, die Luft
Und belachen wie toll was sie sehn:
Auf ein Jahr ist der Ernst für sie todt.
O mein Herr, könnt Ihr Euch denn was Lustigers denken?

Polykomikus. Du bleibst doch immer der Alte. — Gute Nacht.

er geht in seine Schlafkammer.

Jeremias. Gute Nacht. — Jetzt zum Abendsegen. er setzt sich zum Lesen nieder.

Dorus Landhaus.

Helikanus allein.

Ich kann nicht ruhn, die Sorge treibt mich früh,
Noch ehe die muntre Sonn' vom Schlaf erwacht,
Von meinem Lager. — O wie wechselnd ist
Doch mein Gemüth, so wandelbar, veränderlich
Ist nichts mehr in der weiten Welt: denn bald
Bin ich so glücklich, so von Herzen froh,
So in mir selber groß, daß ich mit Frechheit
Die Sterne pflücken möchte, und wie Blumen
Zum Kranze für mein Haupt zusammen flechten.
Ein Augenblick, so wechselt diese Fluth,
Sie tritt zurück und macht das Ufer nackt,
Und ärmlich dünkt mir dann mein ganzes Innre:
Dann könnt' ich mit dem Bettler tauschen, sterben,
In ferne, niebesuchte Höhlen kriechen,
In ewiger Betrachtung meines Jammers
Ein langes qualenvolles Leben schmachten:
Dann seh' ich ihren Blick, ein Lächeln grüßt
Den eingekrümmten Geist und alles ist
Vergessen, mir gehört die ganze Welt. —
Bald kömmt das Bild der göttlichen Kleora
Und geht an mir mit ernstem Schritt vorüber:
O dann versink' ich tief, die Erde weicht
Vor meinen Füßen und ich taumle trunken;
Jetzt denk' ich, wie Kleora lächelte
Und Lila's Lächeln ist kein Lächeln mehr,
Und sie steht arm und dürftig bei der Pracht,
Die Strahlen aller Sonnen gehn mit jener
Und Lila bleibt in trüber Dunkelheit.
Dann sag' ich wieder: nein, wie Lila war
Noch nie ein Mädchen; diese Huld und Milde,
Dies Himmlische in ihrem sanften Auge,
Der stille Glanz der Lieblichkeit, die sich
In keinen harten Worten fesseln läßt, —
O welche Qual in dem verwirrten Busen!

Lila tritt auf. Hört Ihr wohl, wie die Lerche singt?

Helikanus. O ja, liebe Lila.

Lila. Ihr seid immer früh munter, die Leute aus der Stadt schlafen sonst gern länger.

Helikanus. O wer kann schlafen, der an Lila denkt?

Lila. Ihr fangt schon wieder an.

Helikanus. Höre mich.

Lila. Ich darf nichts hören.

Helikanus. Bist du so grausam? Kannst Du es mit dieser Bildung seyn?

Lila. Ihr wißt nicht, was Ihr wollt, und darum muß ich so seyn.

Helikanus. Du bringst mich zur Verzweiflung.

Lila. Dahin bin ich durch Euch schon längst gekommen.

Helikanus. Warum bist Du so liebenswürdig.

Lila. Warum seid Ihr, — doch, ich will schweigen. Ich mag Euch nichts Hartes sagen.

Helikanus. O sag es, was kümmern mich die Worte, wenn Du mein Herz zerreißest.

Lila. Ich kann Euch nicht lieben, ich kann nicht; was quält Ihr mich und Euch? — Soll ich von Kleon lassen? Ihr seid rasend, wenn Ihr es fordert; ich bin schlecht, wenn ich ihn vergesse. Soll ich schlecht, wollt Ihr wahnsinnig seyn?

Helikanus. O Lila!

Lila. Lebt wohl. — Sie geht ab.

Helikanus. Und was soll ich ihr nun sagen? — Ich kann nicht fort, ich kann nicht bleiben. Mein Herz will im Busen zerspringen und doch hat sie Recht. — O ja, aber es ist Unsinn, Raserei, hier von Recht und Unrecht zu sprechen, nur daran zu denken. — Ich will in den tiefsten Wald gehn und mich vor meinen Gedanken verbergen, oder sie recht liebevoll um mich her versammeln; der Krieg der widerstreitenden Gefühle wird von neuem beginnen. — Ich wollte, ich wäre todt, dann würde Lila meinen Verlust und meine Liebe fühlen. — Geht ab.

Wald. Vor der Höhle des Polykomikus.

Jeremias sitzt, an einen Felsen gelehnt, und liest aufmerksam in einem Buche.

Jeremias. Die Sonne geht schon auf, da ist es gerade die rechte Zeit, um seinen Geist zu beschäftigen.

Satan tritt aus dem Walde heraus. Nun, Jeremias, wie geht es Dir?

Jeremias. O unterthänigster Knecht, gut, Ihro Excellenz aufzuwarten.

Satan. Was liesest Du denn da mit so vieler Anstrengung.

Jeremias. Ein recht gutes Buch, das den Titel führt: religiöse Morgenbetrachtungen.

Satan. Du kehrest Dich ganz um, mein lieber Freund, Du wirst mir gar zu fromm, ein wenig kann der Heuchelei wegen nicht schaden, und das thu' ich wohl selber, aber zuviel davon ist ungesund.

Jeremias. Wie man es nimmt, hochzuverehrender Herr Satan, nachdem man es genießt. Und warum sollen wir denn immer so ruchlos in den Tag hineinleben? Dabei kömmt doch auch nicht viel heraus.

Satan. Freund, Du ärgerst mich, daß Du Dich nach und nach so gänzlich verwandelst.

Jeremias. Der Verstand kömmt einem erst mit den Jahren, das ist einmal so im Laufe der Natur und es ist nicht zu ändern. Sehn Sie, unbegreiflich ergötzen mich diese Morgenbetrachtungen, der Aufgang der Sonne und das Entzücken und Erwachen der Natur ist recht poetisch beschrieben, und so sitz' ich nun hier und vergleiche so wie die Sonne höher steigt, Zug für Zug die Copie mit dem Original. Ich lerne daraus ganz klar, auf welche Art man nimmermehr den Morgen beschreiben sollte, und damit ist doch bei alle dem schon vieles gewonnen.

Satan. Es ist aber doch immer religiöse, und das Wort ist mir in den Tod verhaßt.

Jeremias. Im Grunde besagt es nur der Titel so. denn wenn man es religiös liest, freilich so ist es, dann sind aber auch alle Bücher religiöse.

Satan. Seit wann bist Du denn so spitzfindig geworden?

Jeremias. Ach gnädiger Herr Satan, man sucht doch seine Seele auf alle mögliche Art auszubilden. — Wie geht es denn sonst mit Ihren Projekten?

Satan. Ich habe sie ganz und gar aufgegeben und lebe nun nur so in den Tag hinein; so lange man noch nicht über die Plane hinaus ist, ist man noch nicht weit gekommen.

Jeremias. Das sag' ich auch immer, besonders für einen Dichter, wie Sie sind.

Satan. Du nennst mich einen Dichter?

Jeremias. Den ersten Tragödiendichter in der Welt, hochzuverehrender Herr. An Dero Planen ist vielleicht nur das auszusetzen, daß sie alle zu sehr aufs Gräßliche hinauslaufen. Es fehlt hin und wieder die schöne Simplicität der griechischen Tragödie.

Satan. Wie meinst Du das?

Jeremias. Sie fangen es mit einem Worte zu teufelmäßig an, zu satanisch, zu höllenbrändisch: freilich macht es Effekt, aber, bester Herr, Sie gerathen zu oft ins Manierirte. Die reine Schönheit, Herr Satan, die reine Schönheit, das ist's, wonach wir ein Trachten empfinden.

Satan. Ich glaube Du bist rasend geworden. Ein Dichter! lieber gar ein Verliebter! — Was macht Dein Herr?

Jeremias. Immer noch der Alte, der Wohlthäter des Menschengeschlechts.

Satan. Hat er sich das noch nicht abgewöhnt?

Jeremias. Ganz versessen ist er darauf, es wird mit jedem Tage ärger.

Satan. Er schläft wohl noch?

Jeremias. Wenn er nicht studirt, gewiß.

Satan. Ruf ihn doch, ich möchte ihn wohl wieder einmal sprechen.

Jeremias. Belieben Sie nur zu klingeln, so kömmt er von selbst.

Satan. Es wird mir wohl ums Herz thun, ihn nach so langer Zeit wieder zu sehn. er klingelt.

Polykomikus mit der Nachtmütze aus dem Fenster. Will mich ein Fremder kennen lernen?

Jeremias. Der Herr Satan wollten gern das Vergnügen haben.

Satan. Nun wie geht's, Du alter Kalmäuser? Du Stubensitzer? Was für neue Gedanken hast Du mit Deinem Kopfe herausgebracht?

Polykomikus sehr höflich die Mütze abnehmend. Meinen Sie mich, mein Werthgeschätztester?

Satan. Mich? Wen sonst, Du Eselsgesicht? Ich glaube Du spielst den Hofmann auf Deine alten Tage?

Polykomikus. Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?

Satan. Ei, so stell Dich, Hans Hasenfuß! — Die Rolle kleidet Dich sehr schlecht.

Polykomikus. Mein Werther, ich hatte

erst die Absicht, Sie mit Humanität zu überwältigen; aber ich sehe wohl, daß das die Perl vor die Säue werfen hieße; Sie werden es also nicht ungütig nehmen, wenn ich nunmehr das Rauhe herauskehre.

Satan. Mir so zu begegnen.

Polykomikus. Ja, Niemand anders, als Ihnen, gerade Ihnen, weil Sie es sind. Ich wollte unsern ehemaligen Umgang auf eine höfliche Art abbrechen, aber jetzt seh' ich mich genöthigt, Ihnen ohne weitere Umstände mein Haus zu verbieten.

Satan. O mein Lieber, wenn er ohne den Satan leben kann, so ist das gut für ihn, deswegen braucht er noch nicht so den Renommisten zu spielen.

Polykomikus. Wenn man sich auf die Moral appliziret, so wie ich gegenwärtig thue, so kann man Sie füglich entbehren. Mein bester Herr Satan, ich muß Ihnen gestehn, daß alle Leute von Ihnen sagen, Sie wären ein unmoralischer Bursche. Was für Teufeleien fangen Sie in unserm Jahrhundert an? Mit einem Wort ich will nichts mit Ihnen zu schaffen haben. Er wirft das Fenster zu.

Satan zornig.

Du undankbarer Knauser! Tugendschelm!
Vergiltst Du so, was ich für Dich gethan?
Wer war's, der Dir zuerst der Menschen Zutraun
Und ihre tölpische Verehrung schenkte?
Wer, Charlatan, bekenn' es, war der Mann,
Der Dich zuerst den Gründlichen genannt?
Wer brachte Dich in Ruf des Weitbelesenen?
Wer schlug die andern mit ägypt'scher Blindheit,
So daß sie glaubten, daß Dein bischen, wen'ger
Als bischen Gucken wirklich Sehen sei?
Kam nicht ein Potentate nach dem andern,
Ja Adel, Mittelstand und Bauernwelt,
Bei Dir, Unwissenheit, sich Raths erholen?
Um Dich zu stürzen brauch' ich Dich nicht dümmer
Zu machen; andre nur ein wenig klüger,
Und wahrlich, dies geschieht heut Nachmittag.
Wenn dann die Welt ihr Mittagschläfchen hält,
Soll jeder sich nachher die Augen reiben,
Hinweg den Aberglauben treiben.

Jeremias. Sie erhitzen sich.

Satan. Und Du, Bedientenbrut jener Undankbarkeit! — Was soll ich zu Dir sagen?

Jeremias. Alles, was Ihnen gefällig ist.

Satan. Aber ich bin ein Thor, daß ich mich so ärgre.

Jeremias. Mein Herr hat sich ganz verändert, das ist wahr, aber ich dachte Sie wüßten es schon.

Satan. Ist es wahr, Jeremias, daß er mir alles zu danken hat?

Jeremias. Vollkommen Alles, ja mehr als Alles.

Satan. Ich habe ihm Vorschub in allen Wissenschaften gethan, ich habe das Schulgeld für ihn bezahlt, ich habe so viel an ihn gewandt, — und nun begegnet er mir so?

Jeremias. Er meint nun, er stehe auf seinen Beinen fest genug.

Satan. Schon gut, Du wirst sehn, wie sich das in Kurzem ändern wird. geht ab.

Jeremias. Wird der alte Kerl nicht ganz kindisch? Wenn der Teufel erst die Sachen so ernsthaft nimmt, so ist wenig Freude mehr in der Welt zu hoffen. — Der Mann ist gar nicht mehr, was er in der Jugend war: so gar verdrießlich habe ich ihn noch nie gesehn. — — Aber da hat er mich nun in den Morgenbetrachtungen unterbrochen.

Er fängt wieder an zu lesen.

Lysippus und Simonides treten unter lautem Lachen auf.

Lysippus. Ha ha ha! — Legationssekretär, ich wollte daß der Teufel dies verfluchte Lachen holte, ha ha ha!

Simonides. Ha ha ha! — Ja, wenn Sie nur wenigstens Ihren Witz unterdrücken wollten. Ha ha ha! ich komme um vor Lachen, ha ha ha!

Lysippus. Ein guter Einfall! ha ha ha!

Simonides. Ha ha ha! Aber auf Ehre, ha ha ha! Ihro Excellenz, kein Einfall, ha ha ha! Es ist mein Ernst, ha ha ha!

Lysippus. Sekretär, — ho ha ha! Laßt das Spaßen, ha ha ha! sonst werde ich böse! ha ha ha!

Simonides. Böse? ha ha ha!

Lysippus. Ha ha ha! Ihr habt gut Lachen, ha ha ha! — aber ich gebe Euch den Abschied.

Simonides. Ha ha ha!

Lysippus. Ha ha ha! sie lachen.

Simonides. Sieh, ist das nicht — ha ha ha!

Lysippus. Ja, ist das nicht — ha ha ha!

Jeremias betrübt. Meine Herren, darf ich die Ursache wissen warum Sie mich auszulachen belieben?

Lysippus. Ha ha ha! Bist Du nicht, Kerl, — Eulenfürst? ha ha ha!

Simonides. Und dann wieder, — ha ha, — o es ist zum Todtlachen, ha ha ha!

Jeremias weint. O meine Herren, ein tugendsames Gemüth verdient gewiß nicht, daß es den Leuten so zum Spott wird.

Lysippus. Ha ha ha. Wer spottet denn?

Simonides. Hast Du uns nicht vexirt? ha ha ha!

Jeremias. Vexirt? daß ich nicht wüßte.

Lysippus. Als Gespenst, — und Vogel, ha ha ha, — und Bedienter und Küster, — ha ha ha,

Jeremias. Ach lieber Herr, ich habe hier meine Morgenandacht in aller Seelenruhe gehalten.

Lysippus. Der Kerl scheint bei alle dem unschuldig. Ha ha ha!

Simonides Unschuld! eine ungeheuer lächerliche Idee! Lacht überlaut.

Jeremias. Meine Herren, Sie kommen gewiß aus der Stadt?

Lysippus. Getroffen! ha ha ha!

Jeremias. Sie sind ausnehmend vergnügter Complexion.

Simonides. Noth lehrt beten. Ha ha ha!

Lysippus. Noth bricht Eisen. Ha ha ha!

Polykomikus aus der Höhle.

Polykomikus. Was giebt's denn hier zu lärmen und zu lachen? Ich konn da drinne keinen Gedanken beisammen behalten!

Lysippus. Gedanken! ha ha ha!

Polykomikus, nachäffend. Ha ha ha! Was ist denn bei einem Gedanken zu lachen!

Simonides. Das weiß ich auch nicht, Herr Gesandter, ha ha ha!

Polykomikus. Und tadelt ihn und fällt in dasselbe Laster!

Simonides. Laster! ha ha ha!

Lysippus. Ha ha ha! Wie kann man nur über Laster lachen?

Polykomikus. Jeremias!

Jeremias. Sie lachen über alles.

Lysippus. Sieh, sieh, Sekretär! — die Eselsohren! ha ha ha!

Simonides. Wie ehrwürdig! ha ha ha!

Polykomikus geht ab.

Jeremias. Meine werthesten Freunde, mein Herr ist gewiß böse, daß er so still wieder ins Haus geht. Mäßigen Sie sich ja, sonst könnte Ihnen ein Unglück begegnen.

Lysippus. Mach mich nicht mit Unglück zu lachen! ha ha ha!

Polykomikus kömmt mit einem ungeheuern Besen zurück.

Simonides. Was wollt Ihr, Prophet?

Polykomikus.

Den Unrath hier, als Euch, von meiner Thüre fegen,
Der meinem Hause sonst fast zu beschwerlich wird:
Jetzt, denk' ich, soll sich wohl das dumme Lachen legen,
Auch laßt Ihr's künftig wohl, daß Männer Ihr vexirt,
Die, wenn's nach Würde ging, das ganze Reich regierten,
Den Scepter durch die Bank von ganz Europa führten.
O Freunde, lernt doch erst, was Schmuck der Ohren sei!
Dem Kenner wahrlich nur, steht nur zu spotten frei;
Ihr scheint mir Beide nur zwei junge Dilettanten,
Die sich bis dato noch den Schnabel nicht verbrannten,
Doch seht: Ihr Bübchen kommt bei mir just unrecht an,
Euch zu bestrafen bin ich straks der rechte Mann.

Er fängt aus Leibeskräften an zu fegen.

Lysippus und Simonides fliegen mit Staub und Laub in der Luft umher.

Lysippus. Gnade! Gnade!

Simonides. Wir fliegen in der Luft.

Lysippus. Fegen Sie uns nicht aus der Wüste heraus.

Simonides. Das Lachen ist an uns nur eine Naturmerkwürdigkeit.

Lysippus. Nicht angeboren. — O ich bin ganz mit Staub bedeckt!

Simonides. Dies Lachen entsteht nicht aus vernünftiger Ueberlegung, — stellen Sie das Fegen ein.

Lysippus. Es ist nichts weniger als ein Prüfstein der Wahrheit, — drum Barmherzigkeit!

Polykomikus. Nun will ich aufhören. Seid Ihr nun bekehrt?

Lysippus. Ich habe alle Taschen voll Staub.

Polykomikus. Seid Ihr nun vernünftige Leute?

Simonides. Aufzuwarten, ich kann nicht aus den Augen sehn.

Polykomikus. Nun sprecht.

Lysippus. Das Lachen haben wir auf Ehre erst hier in der Wüste bekommen.

Polykomikus. Warum lach' ich denn nicht?

Simonides. Sie sind die Luft gewohnt.

Polykomikus. Redet.

Lysippus. Ach, das Fegen hat mich zu sehr mitgenommen.

Polykomikus. So ist die Spreu nunmehr vom Waizen gereinigt.

Simonides. Ich habe Athem und Stimme verloren.

Polykomikus. Ihr werdet künftig wieder zur Unzeit lustig seyn. Nun sammelt Euch und redet.

Lysippus. Bester Herr Prophet, wir sind Abgesandte des Königs Gottlieb.

Polykomikus. Wo ist Eure Vollmacht?

Lysippus. Sekretair!

Simonides. Hier! er überreicht ein Blatt.

Jeremias. Wie mein Herr die Augen verdreht! das habe ich mir wohl vorgestellt.

Polykomikus. Wie, Ihr unverschämten, leichtsinnigen Buben, wollt Ihr Euch unterstehn, mir mein mühseliges Fegen so zu vergelten? Sieh, Jeremias! die Frechheit! Er überreicht mir ein Blatt der Literaturzeitung, worin mein neustes Werk rezensirt ist. — Jeremias, lies; ich bitte Dich um's Himmels Willen, ich hätte keinen Witz!

Jeremias schlägt die Hände über dem Kopf zusammen. Keinen Witz? O das ist ja fast eben so verrucht, als wenn man sagte, Sie hätten keinen Verstand.

Polykomikus. Ich keinen Witz? Und, Ihr Böswichter, das ist Eure Vollmacht?

Lysippus. Schütteln Sie Ihre Ohren nicht so schrecklich gegen mich, — der Sekretair hat den Bock geschossen.

Simonides. Ohne meinen Willen, fürchterlichster Herr Prophet.

Lysippus. Wenn er wieder auf das Fegen verfällt, so sind wir geliefert!

Simonides. In alle vier Winde hinein. — Allergnädigster, die Bosheit rührt bei meiner Ehre von dem Eulenkönige her. Der besah unsre Vollmacht und hat uns das schlechte Ding da gewiß untergeschoben. Hier ist aber die ursprüngliche Beglaubigung.

Polykomikus liest. Wir von Gottes Gnaden, Gottlieb der Erste, — ja, das lass' ich gelten.

Lysippus. Dem Himmel sei Dank, daß wir der Gefahr entronnen sind.

Polykomikus. Ich sehe aus diesem allergnädigsten Handschreiben, daß man meine Hülfe für den jungen Kronprinzen erwartet.

Lysippus. Das ganze Land streckt die Hände nach Ihnen aus.

Polykomikus. Jeremias, ich muß wieder in die Welt hinein. — Da, bewahre den Besen wohl, gieb Acht auf das Haus, studire indessen in meinem Namen, halte Dich an den Wissenschaften fest und schlafe nicht so viel.

Jeremias. Kann ich nicht kleinen Rath ertheilen?

Polykomikus. Wenn er dringend ist, sonst nicht. Aber dann nimm auch alle fünf Sinne zusammen. Wenn es ein wichtiger Fall ist, mußt Du

meine Rückkehr erwarten. Kommen Sie, meine Herren Abgesandte.

Er geht mit den Gesandten ab. Jeremias trägt den Besen ins Haus.

Dorus Garten.

Dorus allein.

Ich dacht' es wohl, es läßt der böse Schmid
Von einem Tage mich zum andern warten,
Und niemals braucht' ich noch die Feldgeräthschaft
So nöthig, alle Arbeit feiert und
Die Knechte werden träge, — doch mich dünkt,
Ich höre ihn!

Der Schmid kömmt.

Hier sind die Sachen, und
Gewiß viel Arbeit haben sie gekostet.

Dorus.

Was ist denn das?

Schmid.

Ich will's erklären mit
Verlaub: seht nur, wie künstlich ich die Egge
An den Pflug geschmiedet und den Spaten dann
Trophäen gleich hier oben festgemacht;
So werd't Ihr auch den Karsten nicht vermissen,
Er steckt hier hinten, wahrlich wie ein Kunstwerk
Erscheint nunmehr die mannichfalt'ge Arbeit.

Dorus.

Fast möcht' ich böse werden, denn was habt
Ihr sonst gethan, als alles mir verdorben?
Befahl ich nicht, die Eisen nur zu schärfen,
Was fehlte zu ersetzen, — daß ich's dann
Auf meinen Aeckern muthig brauchen könnte?

Schmid.

Ihr wollt es brauchen?

Dorus.

Nun, was sonst?

Schmid.

Ja dann ist meine Kunst gewiß verschwendet,
Die Mühe ganz, durchaus verloren. Seht
Ich nahm, was Ihr bei mir bestelltet, dreist
Im allegor'schen Sinn.

Dorus.

So seid Ihr närrisch.

Schmid.

Nein, Freund, der Thor verräth sich eben dadurch,
Wenn er der Menschen Worte wörtlich nimmt.
Es ist nur Einfalt, den Sinn zu begreifen,
Der offenbar in jeder Rede liegt,
Man muß auch wissen auf die Spur zu kommen,
Man muß dabei was anders denken können.
So denk' ich oft bei Fisch an Vogel, zur
Vergeltung fällt bei Vogel mir die Katze
In die Gedanken, alles wird verknüpft.

Dorus.

Ihr hättet weiser wohl als Schmid gehandelt,
Wenn Ihr die Sachen unverknüpft gelassen.

Schmid.

Da ich nun weiß, daß Ihr auf planen Sinn
Besteht, soll mir's gewiß nicht mehr begegnen.

Dorus.

So nehmt sie mit und macht sie ordentlich.

Schmid.

Das meint Ihr simpel, denn sie sind doch wohl
In schönster Ordnung, mißbraucht nicht die Wörter.

Dorus.

Wann bringt Ihr einzeln sie zurück?

Schmid.

Es kostet
Nun wieder Arbeit, aber künft'ge Woche.

Sie gehn ab.

Der Pallast.

Leander, Curio, Selinus.

Curio. Der neue Doktor macht auch kein Glück beim Prinzen.

Leander. Es ist nicht möglich, da der Prinz sich für klüger hält, als seine Aerzte.

Selinus. Eine mißliche Krankheit!

Leander. Wenn wir nur erst den fremden Zauberer hier hätten, so wäre doch einige Hoffnung.

Der Hof versammelt sich; der König Gottlieb, seine Gemahlin, der alte König treten herein; nach ihnen Sicamber, Hinz von Hinzenfeld, die Räthe des Reichs, der Arzt und der fremde Doktor, Gefolge. — Der König, so wie die Vornehmsten, setzen sich.

Gottlieb. Wir haben leider wahrgenommen, daß keine Medizin bei unserm Sohne etwas anschlagen will, weder die einheimische, noch die fremde Arzneikunst sind im Stande, ihn wieder herzustellen: wir haben uns daher genöthigt gesehn, zu übernatürlichen Mitteln unsre Zuflucht zu nehmen, und erwarten nun mit größter Ungeduld den weltberühmten Zauberer. Euch, Doktores, ist es vergönnt, Euch unterthänigst zu beurlauben, denn wir können Eure hülflose Hülfe nunmehr füglich entbehren.

Die Doktores verbeugen sich und gehn ab.

König. Ich bin neugierig auf den Zauberer.

Gottlieb. Wie so, Herr Vater?

König. Nun, ich meine nur, wie er wohl aussehn wird.

Gottlieb. Wie wird er aussehn? Wie jeder andre Mensch, wie jeder von uns; das Außerordentliche, mein bester Herr Vater, steckt in ihm, auf das Aeußere muß man nie etwas geben.

König. Ich dachte nur von wegen der Eselsohren.

Gottlieb. Ja, das ist ein ander Ding, das ist so ein eignes charakteristisches Merkmal, vielleicht ein Muttermal oder sonst dergleichen. — Aber unsre Gesandten bleiben sehr lange.

Königin Wenn sie sich nur in der Wüste nicht verlaufen haben.

Lysippus und Simonides treten lautlachend herein.

Gottlieb. Gesandten, ziemt es sich, mit Lachen vor uns zu erscheinen?

Lysippus. Mein gnädigster König, ha ha ha!

Simonides. Mein Allergnädigster — ha ha ha —

Gottlieb. Was giebt's denn?

Lysippus. Ha ha ha, der fürchterliche Zauberer ist gegenwärtig.

Gottlieb. Kann man denn keinen Hofmann in eine Wüste schicken, ohne daß er gleich Sitten aus fremden Ländern mitbringen muß?

Selinus. Aber die Mode ist lieblich, ha ha ha.

Curio. Ein ehrwürdiger Gebrauch, ha ha ha.

König Nun wird das fremde Laster bald am

ganzen Hofe einreißen. So wetterwendisch ist der Verstand des Menschen.

Gottlieb. Wo bleibt denn der Herr Zauberer?

Lysippus. Ha ha ha, er ist so groß, daß ihm erst beide Thorflügel müssen aufgemacht werden.

Gottlieb. Lacht nicht über alles; wollt Ihr den Mann deswegen verspotten, weil Ihr klein seid?

Simonides. Ha ha ha. — Ihro Majestät, wir sind gefegt und alles, aber, ha ha ha, das Lachen ist uns doch nicht vergangen.

Polykomikus tritt mit seinem Stabe ein.

Polykomikus. Hier bin ich!

Gottlieb. Das ist also der Zauberer oder Hexenmeister. Sind Sie's?

Polykomikus. Ja.

Gottlieb. Er spricht sehr verständig, er hat ein gewisses je ne sais quoi an sich, das ihn äußerst liebenswürdig macht. — Mein lieber Getreuer, Sie möchten mal zaubern. — Hol' doch einer den Prinzen!

Sicamber ab.

Polykomikus. Ich will nicht zaubern, ich bin heut' nicht dazu aufgelegt.

König. Er will sich ganz so wie die Virtuosen bitten lassen.

Gottlieb. Sein sie doch so gütig.

Polykomikus. Ich kann nicht zaubern.

Gottlieb. Sie werden uns doch das Vergnügen nicht versagen.

Polykomikus. Es kann nicht geschehn. Verwandelt sich in einen Baum.

Gottlieb. Der Tausend.

König. Ein rares Kunststück!

Gottlieb. Meiner väterlichen Liebe zu Gefallen —

Polykomikus. Nimmermehr. Brennt als Feuer.

Gottlieb. Es sollten mich auch diese hundert Goldstücke nicht gereuen.

Polykomikus verwandelt sich in seine natürliche Gestalt und nimmt sie. Nun, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, so hätt' ich mir nicht so viele unnütze Mühe gegeben.

Prinz Zerbino mit Hanswurst, Nestor, Sicamber und Andere.

Zerbino. Wo ist der Mann, der seine Kunst an mir versuchen will?

Gottlieb. Sprich mit mehrerer Ehrerbietung von diesem Manne, mein unglückseliger Sohn. — Sie nehmen's ihm wohl nicht übel, das sind so seine Abwesenheiten.

Polykomikus. Kleinigkeit für mich, der unterdrückten Natur nachzuhelfen! — Kommen Sie näher, mein junger, liebenswürdiger Prinz.

Zerbino. Da bin ich, aber es scheint mir, als wäre es mit der sogenannten Cur noch im weiten Felde.

Polykomikus. Wie das?

Zerbino. Weil Ihr selbst erst von Eurer Unwissenheit müßtet hergestellt werden.

Polykomikus. Ungemein naseweise Antworten, wie sie mir schon je zuweilen in dergleichen Fällen vorgekommen sind. Die Krankheit ist noch gar nicht eine der schlimmsten, und ich denke, mit einem bischen Hexerei wollen wir schon den Sieg davon tragen. — Haben Sie guten Appetit?

Zerbino. Ihr wollt mir doch wohl nicht von Eurem Heu anbieten.

Polykomikus. O junger Mann, kommt nur erst in mein Alter, und lernt die Gaben Gottes gehörig würdigen. — Ich habe nun das Ganze ergründet, seine Krankheit, diese seltsamen Zufälle, alles rührt vom Satan her, das ist so einer von seinen verfluchten Streichen.

Gottlieb. Gott behüt' uns! — Vom Satan? —

Alle drängen sich neugierig um den Zauberer.

Curio. Vom Satan?

Selinus. Giebt's denn einen Satan?

Polykomikus. Ob's einen giebt? — Ich bin mit ihm aufgewachsen; wir waren in der Jugend die besten Freunde.

Königin. Wie sieht er denn aus? Wie trägt er sich?

Polykomikus. Ich könnte eben nicht sagen, daß sein Geschmack der vorzüglichste wäre. Was nun solch wildes Volk gewöhnlich für einen Geschmack hat: ausschweifend, phantastisch, barock, eigensinnig, kurz äußerst abgeschmackt.

Gottlieb. Vor allen Dingen, was hat der Kerl für eine Religion?

Polykomikus. Gar keine, das ist es eben, wo ihn der Schuh drückt.

Gottlieb. Muß das Ding den Freigeist spielen? Hält er sich also zu gar keiner Gemeine?

Polykomikus. Durchaus nicht, das ist ja eben die Ursach, warum ich allen Umgang mit ihm abgebrochen habe; in seiner Gesellschaft geräth man in Gefahr, auch unmoralisch zu werden.

Gottlieb. Das glaub' ich, lieber Mann. — Es ist doch bei alledem eine närrische Einrichtung mit der Welt und dem Firmament, und so weiter, daß wir einen Satan haben müssen.

Zerbino. Ich möchte den Mann kennen lernen.

Gottlieb. Beileibe nicht, mein Sohn, wer Pech angreift, besudelt sich, das ist wohl ein sehr wahrer Ausspruch.

Polykomikus. Von diesem Satan, diesem bösen Feinde rührt diese Krankheit her, um mir in der Welt Abbruch zu thun, und darum hat man sich an mich, als an den rechten Mann, gewendet, um das Uebel zu heben. — Aber wir wollen vor allen Dingen den Zaubersegen sprechen.

Mit fürchterlichen Gebehrden.

Laß dich nicht vom bösen Feind bethören,
Klug zu seyn auf deine eigne Hand,
Deine Klugheit möchte dich verzehren
Wie ein wild erglüh'nder Feuerbrand.
Horche immer auf der Mehrheit Stimme,
Lebst du stets in goldner Sicherheit,
Und entfliehst des Feindes gift'gem Grimme,
Des vielköpf'gen großen Thieres Neid.
Sprich, ist es denn nicht ungleich bequemer,
Das zu glauben, was dein Vater glaubt?
O gewiß, bei weitem angenehmer,
Daß kein Zweifel dir die Ruhe raubt.
Sieh, es winken dir die Blumenpfade,
Die manch edler Fuß vor dir betrat:
Schenkt der Himmel nunmehr seine Gnade,
Wird zur Besserung wohl baldigst Rath.
— — Nun, meine Herren allerseits, Acht gegeben

— Nunmehr wird die merkwürdige Verwandlung des Prinzen vor sich gehn! —

Er schwenkt den Stab.

Gottlieb. Nun, mein Sohn, wie befindest Du Dich?

Zerbino. Ich danke der gütigen Nachfrage, mein gnädigster Vater, vollkommen wohl. Ihnen gehorsamst aufzuwarten.

Gottlieb. Worein haben Sie ihn denn eigentlich verwandelt?

Polykomikus. Sehn Sie's denn nicht? In einen hoffnungsvollen jungen Menschen.

Gottlieb. O dafür bin ich Ihnen unendlich verbunden.

Polykomikus. Der Zauber des verruchten Satans ist aber noch nicht vollkommen gelöst; der Prinz muß reisen, so lange, bis er den guten Geschmack antrifft, dann ist er außer aller Gefahr.

Gottlieb. Das ist Schade, daß wir ihn nun verlieren sollen.

Polykomikus. Es ist nicht anders, das Schicksal hat es einmal so beschlossen.

Zerbino. Lassen Sie mich, geliebtester Vater, wenn ich dadurch meinem Mißgeschick aus dem Wege gehe, so will ich mich sehr gerne dieser mühseligen Reise unterziehn.

Gottlieb. Willst du mich verlassen, mein lieber Sohn?

Zerbino. Ich komme dann zurück, mit Kenntnissen ausgerüstet, um Ihnen in Ihrem Alter desto mehr Freude zu machen.

Gottlieb. Ach Du zärtliches Kind!

Zerbino. Glauben Sie mir, daß mein Herz auch bei diesem Abschied von Ihnen leidet; ich habe meinen vormaligen Leichtsinn ganz bei Seite gelegt, und sehe nun alle Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte an. Wie gereut mich der Kummer, den ich Ihnen bisher verursacht habe, aber ich will gewiß in der Zukunft alles vergüten! Der ganze Hof weint.

Selinus. Ist es nicht ein Unglück, daß wir einen so ungemein vortrefflichen Prinzen verlieren sollen!

Sikamber. Der die aufrichtigste und ungeheucheltste Anbetung verdient?

Zerbino. Ich muß aber vielleicht lange reisen, ehe ich in unserm so verderbten Zeitalter den Geschmack antreffe. O wäre mir ein solches Schicksal doch vor vierzig oder fünfzig Jahren beschieden gewesen!

Leander. Mein gnädigster Prinz, vielleicht könnten Ihnen meine Grundsätze der Kritik als eine Art von Wegweiser dienen; wenn ich also so frei seyn darf, sie Ihnen hiermit anzubieten —

Zerbino. Ich nehme sie mit dem allergrößten Danke an und werde mich fleißig bemühen, den tiefen Sinn und Ihre weltbekannte gründliche Gelehrsamkeit darin zu erforschen.

Hanswurst. Darf ich Sie auf Ihrer Reise begleiten, mein Prinz?

Zerbino. Herr Hofrath, es thut mir sehr leid, daß ich nicht das Vergnügen haben kann; aber ich habe mich entschlossen, meine Reise ohne Gesellschaft anzutreten. Ich dürfte auch vielleicht außerdem nicht der angenehmste Gesellschafter für Sie seyn, da ich Ihren ausschweifenden Humor kenne, und Sie gar zu gerne die wahre Gründlichkeit verachten, deren ich mich künftig mehr befleißigen werde.

Gottlieb. O mein Sohn, sieh die großen schaarenweisen Freudenthränen, die mir Deiner Vortrefflichkeit halber aus den Augen laufen.

Zerbino. Mein Bedienter Nestor soll mich auf meiner Pilgerschaft begleiten.

Leander. Er wird aber erst die Cur überstehen müssen, denn bis dato ist er noch rasend.

Nestor. Ja, Herr Zauberer, hier bin ich, ich will mich schon dazu bequemen, da es meinem gnädigen Herrn so vortrefflich angeschlagen hat. Helfen Sie mir von dem fatalen Rasen ab, Herr Zauberer.

Polykomikus. Recht gern. — Er berührt ihn. Nun geh, Du bist gesund.

Nestor. O! wie einem doch gleich anders zu Muth ist, wenn man in einer vernünftigen Haut steckt! Ja, das ist freilich ein anders Wesen. O nun geschwind was zu denken, was zu meinen oder zu urtheilen her, damit die Talente nicht ungebraucht in mir verderben!

Zerbino. Nur Geduld, mein lieber Nestor, wir werden auf unsrer Reise mannichfaltige Gelegenheit haben, scharfsinnige Beobachtungen anzustellen.

Nestor. Und das wollen wir alles nachher in einer Reisebeschreibung drucken lassen.

Zerbino. Es kann Rath dazu werden, wenn wir unser Werk recht durchgefeilt haben.

Gottlieb. Herr Vater — lieber Herr Vater, — da es so probat ist, wollen sie nicht auch herantreten?

König. Nimmermehr.

Polykomikus. Giebt's noch mehr zu kuriren? Nur immer heran, wer sonst noch Lust hat, es ist nun Eine Arbeit.

Gottlieb. Mein Herr Schwiegervater, die alte Majestät, ihm wäre es vielleicht nicht undienlich.

König. Nimmermehr! Nein, ich werde dem Kerl nimmermehr zu nahe kommen.

Polykomikus. Kommen Sie nur, es soll Ihro Hoheit kein Leids widerfahren.

Gottlieb. Kommen Sie. — Sie machen mich böse, Herr Vater.

König. Nein! eher soll man mir das Leben nehmen! — Ihr werdet doch nicht Gewalt brauchen? — Wenn ich denn durchaus etwas Närrisches thun soll, so komm her, Zerbino, und ich will Dir meinen Segen geben. Zerbino kniet vor ihm nieder.

Bleib gut, verständ'ger als Du gehst komm wieder.
Was selten jungen Reisenden begegnet,
Halt Deine jetz'ge Thorheit nicht für besser,
Als die Du abgelegt. Erbarme Dich
Des Viehes, überjage nie die Pferde,
Sei gegen Wirthe höflich, daß du wen'ger
Bezahlen mögest. Niemals sei zu rasch,
Indem Du aus dem Wagen steigst, denn sonst
Stößt Unglück leicht dem Eiler zu.
Und somit, lieber Enkel, reise glücklich.

Gottlieb. Lebe wohl, mein liebster, vollkommenster Sohn, der Hummel sei Dein Schutz.

Königin. Ich kann Dir vor Zärtlichkeit nichts Gutes wünschen.

Zerbino. Leben Sie wohl, geliebteste Eltern.

Nestor. Unsern Hund wollen wir mitnehmen, mein Prinz. Nestor und Zerbino ab.

Polykomikus. Ich muß nun auch wieder nach Hause.

Gottlieb. Nehmen Sie doch, großer Mann, mit einem Löffel Suppe bei mir vorlieb. Polykomikus neigt sich. Ueberhaupt wird künftig immer ein Couvert für Sie an meinem Tische da seyn.

Sie gehn ab, Hanswurst, der König, Curio und Selinus bleiben.

Hanswurst. Ist es nicht ein Jammer, wie geschwinde sich der Prinz verwandelt hat?

König.

Ja wohl! was kann doch aus dem Menschen werden!
Und weh uns, wenn das Sprichwort wahr seyn sollte,
Das saget: heute mir und morgen dir!
Beinahe hätte mich mein Sohn gezwungen,
Vom Eselsohr'gen mich bekehrn zu lassen.

Hanswurst. Es ist Schade um den Prinzen. Ich weiß mich überhaupt in alle die Sachen nicht recht zu finden, die ich seit einiger Zeit erlebt habe.

König.

Ach! wie gesagt: wer weiß, was uns bevorsteht!
Ein unerbittlich Schicksal lenket uns.

Hanswurst.

Soll ich mal sprechen, wie's um's Herz mir ist?

König.

Nie anders, wenn die Götter uns beschützen.

Hanswurst.

So mein' ich denn, es ist sowohl nicht Schicksal,
Als Eigensinn des Dichters, wie er sich
Benannt, der so sein ganzes Stück verwandelt,
Und keinen Menschen bei gesundem Sinne läßt.

König.

Ach, Freund! was rührst Du da für eine Saite!
Wie traurig werd' ich, wenn ich erst bedenke,
Daß wir nun vollends gar nicht existiren.
Der Idealist ist schon ein elend Wesen,
Doch ist er anzunehmen stets genöthigt,
Daß sein Daseyn doch etwas Wahres sei;
Doch wir, wir sind noch weniger als Luft,
Geburten einer fremden Phantasie,
Die sie nach eigensinn'ger Willkühr lenkt.
Und freilich kann dann keiner von uns wissen,
Was jener Federkiel uns noch bescheert.
O jammervoll Geschick dramat'scher Rollen!

Hanswurst.

Zieht's Euch, mein König, nicht so zu Gemüthe.

König.

Nein, leben, sprechen, was ein andrer denkt,
Und abgeschmackt seyn, nur weil er es will,
Mit Blei-Soldaten spielen, nur weil er
Es streng befiehlt, — o zeige mir den Sklaven,
Der in der Kette nicht noch freier ist.

Hanswurst.

O laß ihn nur; bei allem unserm Unglück
Sind wir noch glücklicher, als jener Dichter.
Was meinst Du, wird die Welt zu seinem Stücke,
Das nicht ein Stück von einem Stück' ist, sagen?
Wie wird von allen Seiten die Kritik
Den Aberwitz zu züchtigen trachten, den
Er frech als Unterhaltung vorgesetzt.
Schon lange wich er von der Bahn des Rechten,
Doch war noch immer ein'ge Hoffnung da;
Dann trieb er auch sein Wesen nur im Dunkeln,
Bis er, ich weiß nicht wie, so unverschämt
Erwachsen, diesem Stück, dem wildesten
Von allen, seinen Namen vorzudrucken.

König.

Schon recht, ich seh' es schon, wie würdige
Gelehrte Männer ihre Achseln zucken.
Und wenn sie nun an diese Stelle kommen
(Und, o der Leser kömmt doch endlich hin,
Und wenn er noch so lange warten muß,)
Was muß er vollends dann zu dieser sagen?
Wird er nicht meinen, daß es doch zu toll sei,
Wenn man die Tollheit toll zu machen strebe?
Indessen ihm geschieht schon recht, er hat's
An uns verdient, und es gereut mich nur
Und schmerzt mich innig, daß er meine Rolle
Benutzt, mir dieses in den Mund zu legen.

sie gehn ab.

Curio. Der alte Herr wird mit jedem Tage kindischer.

Selinus. Ich habe kein Wort davon verstanden, was die närrischen Menschen hier gesprochen haben. sie gehn ab.

Der Jäger als Chor.

Was soll ich für Entschuldigungen sagen?
Es hieße nur, die edle Zeit verderben,
Und dabei möchte mir es leicht gelingen,
Den edlen gut gesinnten Hörern wohl
Von neuem einen Anstoß zu erregen:
Nein, besser jeder sorgt nur für sich selbst
In dieser argen Welt, es hat ein jeder
Genug an sich zu hüten: wem es Gott
Einmal versagte, bieder und gesetzt
Den Kreis der edlen Herzen anzuziehn,
Sich nie zu übernehmen, mäßig stets
Zu bleiben: der erreicht's durch Arbeit nicht.
Ich sehe schon voraus, daß sich dies Stück
Wohl schwerlich bessern wird, es ist schon viel
Wenn es nur nicht verschlimmert; darum, Theure,
Wem es an Muth gebricht hindurch zu schwimmen,
Wer all die feindlichen Geschosse fürchtet,
Der thut am besten, jetzt sich zu entfernen.
Ich liebe wen'ge Leser, aber tapfre,
So wie ein Feldherr selbst mit einer großen
Armee entmutheter Soldaten nichts beginnt,
Und gern den Feigling laufen läßt, damit
Er nur die andern nicht mit Furcht verderbe.
Drum reicht der Dichter hier durch mich die Hand,
Ich soll sie allen Biedermännern drücken,
Die sich entfernen wollen, denn er bleibt
Von jedermann gut Freund. — Doch von was andern!
Er hat mir außerdem auch aufgetragen,
Euch, wie bisher geschehn, mit einem Liebe
Ein Spiel zu machen, gönnt mir drum Gehör.

Singt:

Aus den Wolken kommt Gesang,
Dringt aus tiefem Wald hervor,
Ist der Vögel Wechselchor,
Tönet nach der Bergeshang. —
Jeden Frühling singt es wieder, —
Was verkünden ihre Lieder?

Sagt, was will der Kuckuck sagen,
Daß er durch die Schatten schreit,
Und in schönen Sommertagen
Sein so simples Lied erneut?

Daß er mit Prophetenschnabel
Unsre Jahre zählt, ist Fabel.

Nacht'gall! ringst mit süßen Tönen
An dem baumbewachsnen Bach,
Seufzend horchen alle Schönen,
Echo spricht dir klagend nach,
Grüner pranget jede Pflanze,
Wie umflossen von dem Glanze.

Aber wenn nun einer käme,
Träte höflich vor dich hin,
Daß er dich zwar gern vernähme,
Aber möchtest dich bemühn,
Was du singend wollst beginnen
Ihm in Prosa zu versinnen.

Wollt' Nachtigall auch höflich seyn,
Ihm Antwort antzuworten,
Käm' wieder in den Gesang hinein
In Noten von allen Sorten,
Und blitzerte mit süßer Gewalt
Das Lied durch den dunkelgrünen Wald.

So Erd und Himmel mit Farbengepräng,
Was wollen sie wohl bedeuten?
Das bunte Gewimmel von Tongemeng,
Was spricht's zu vernünftigen Leuten?
Ist alles nur leider sein selbst willen da,
Kräht nach unserm Sinne weder Hund noch Hahn.

Vielleicht habt Ihr bemerkt, daß in dem Stücke
Zu Eurer Lust der Satan selbst erscheint: —
Er ist Euch zwar nicht neu, so gern der Dichter
Und selber Er es möchte, sondern leider
Nur Alltagsspeise, denn es giebt fast nirgend
Ein'n Helden mehr, der, wenn auch nicht geholt
Von diesem Mann, doch wenigstens mit ihm
Geschäfte macht. Wie wird man nur allein
Mit Teufelei von Petersburg versorgt!
Der Mann, der borten klingt und lärmt und schellt,
Tritt ohne ihn in keinem Buche auf, —
Doch leider hat er nicht das Monopol,
Denn heuer wird kein Satz aus der Moral
Mehr ohne Teufel illustrirt, und so
Muß dieser böse Schelm selbst Buße pred'gen.
Er ist ein dürres, unbrauchbares Feld,
Zum Menschheitswohlfahrtsförd'rer umg'arbeitet,
Was eben ihn am allertiefsten kränkt.
Wenn sich ein Faß nicht will zum Ziele legen,
So pflegt der Künstler wohl im Zorn zu sagen
Vergebens hämmernd: Ei! da sitzt der Teufel drin!
So pflegt man jetzt Poeten zu empfehlen:
Wenn dieses Buch nichts taugt, — so ist der Teufel drin! — —
Drum laßt um Willen Eures alten Freundes
Euch auch dies wilde Spiel empfohlen seyn! —

geht ab.

Vierter Akt.

Allegorische Schmiede.

Ein Chor von Gesellen, in voller Arbeit, indem sie singen.

Schlagt nach dem Takt
Daß der Ambos erklingt,
Der Funke zerknackt
Wie der Arm sich schwingt, —
Die Arbeit gelingt.

Wer möchte nicht schlagen
Um nützlich zu seyn,
Die Arme dran wagen
Ins Feuer hinein, —
Jeder Anfang ist klein.

Auf! Schmiedegesellen,
Seid wacker im Streit!
Denn bald wird erhellen
Die dunkelnde Zeit,
Wie ihr so gescheidt!

Man kann es ja wagen,
Das Eisen verträgt's,
Und wenn wir's auch schlagen,
Doch nimmermehr schlägt's, —
Und Einer verlegt's!

Der Meister tritt hinein.

Ihr macht Euch um die Menschheit wohlverdient
Und seid in Eurem Eifer unermüdlich,
So wie es sich für brave Burschen ziemt.

Peter, ein Gesell.

Was soll denn aus der Arbeit werden, Meister?

Meister.

Das weiß der Himmel wohl am allerbesten,
Der dies Metall nach seiner Güte schuf,
Und uns die Lust in unsre Seelen legte
Mit schnellem Arm so auf und ab zu hämmern.

Michel, ein andrer.

'S geschicht am End' zu unserm bloßen Spaß?

Meister.

Mit nichten, Bester! denn 's giebt gar nicht Spaß,
Der einz'ge Spaß in der Welt ist der, daß jeder
Herkömmlich glaubt, es gebe irgend Spaß.
Aus diesem Nichts zieht Witz nun seinen Faden,
Beginnt der Scherz ein ungewebt Gewebe:
Die Welt ist gar nicht da, um drin zu scherzen,
Die Wahrheit auszugraben, leben wir:
Sie findet sich, auch ohne daß wir graben:
Auch ohne Finden kömmt sie zu uns her,
Auch ohne daß sie kömmt, ist sie in uns,
Und ohne daß sie ist, sind wir die Wahrheit,
Und ohne Wahrheit sind wir selber nicht.

Peter.

Wo wollt Ihr denn mit alle dem hinaus?

Meister.

Zu zeigen daß Euch nichts sagt, was es sagt,
Daß alles sich bestrebt, was auszusprechen,
Und weder Zahn noch Gaum, noch Kehle findet,
Mithin Dental- und Guttural-Buchstaben
Ermangeln und Vokal' an sich nichts taugen.

Dorus kömmt. Ich wollte nur anfragen, ob meine Geräthschaften nunmehr fertig wären.

Schmid. Was kommt dabei heraus, mein Freund, wenn ihr die Dinge auch so erhaltet, wie Ihr wünscht? Es wäre wohl dienlicher, sie verständiger anzusehn.

Dorus. Ich versteh' seit einiger Zeit gar nicht mehr, was Ihr haben wollt.

Schmid.

Ihr kennt die Charis nicht, Euch kennt sie nicht,
Euch mangelt, Freund, der Schönheit Zauber-Licht,
Ihr lest wohl nie in einem guten Buche
Und macht viel wen'ger mit Euch selbst Versuche?

Dorus.

Ich halte die Versuche für Versuchung.

Schmid.

Schon recht, Ihr fangt erträglich an zu sprechen,
Doch leidet Ihr noch von den alten Schwächen.

Dorus.

Wie fängt man's also an, um klug zu seyn?

Schmid.

Zuerst, daß man sich selber dafür hält,
Dann, daß man keinen andern gelten läßt,
Und drittens dann vor allen andern Dingen,
Daß man gleich vor die rechte Schmiede geht.

Dorus.

Und wo trifft man denn diese rechte Schmiede?

Schmid.

Ihr seht sie gleich hier vor Euch gegenwärtig,
Hier tretet stracks mit als Geselle ein,
So werdet Ihr im Anfang nur ein kleines
Gehänselt, was man leichtlich übersteht,
Dann ist es Euch ohn' Widerspruch vergönnt
Nach Herzenslust das Eisen selbst zu schlagen.

Dorus.

Und dann?

Schmid.

Dann seid Ihr auf dem rechten Wege.

Dorus. Das steht mir alles gar nicht an, sondern ich wollte nur meinen Pflug zurück haben.

Schmid. Glaubt Ihr denn, daß es einen Pflug giebt?

Dorus. Wie?

Schmid. Einbildung! Man sagt zwar: der und der habe das Feld der Wissenschaften umgepflügt, damit es neue und schönere Früchte getragen; aber, mein bester Freund, das ist ja nur allegorisch zu verstehn.

Dorus. Ihr seid unsinnig!

Schmid. Nun, zum Beispiel, was wollt Ihr mit Eurem Spaten machen?

Dorus. Graben.

Schmid. Ja, da kommt Ihr gut an; laßt Euch doch ja nicht durch den Ausdruck „nach der Wahrheit graben," verleiten, das ist ja wieder nur allegorisch. Ihr seid wohl gar im Stande, und glaubt an eine Erndte.

Dorus. Was wäre denn dabei für Sünde?

Schmid. Also, wenn einer Ruhm, oder Unsterblichkeit, oder dergleichen eingeerndtet hat, so meint Ihr, — o es ist ja albern! Ihr seid aberwitzig.

Dorus. Ihr werdet mich verdrüßlich machen.

Schmid. Gleichviel; anfangs geht den Menschen die Wahrheit schwer ein, aber man muß sich dadurch nicht abschrecken lassen. — Ich will Euch noch ein Exempel aus der Physik geben. Kennt Ihr den Stein, den man Höllenstein nennt?

Dorus. Ja.

Schmid. Man hat Euch auch gewiß weis gemacht, daß er aus Silber verfertigt werde.

Dorus. Und daraus wird er auch gewiß gemacht.

Schmid. Nun das ist doch erstaunlich, daß Ihr auch hier die Allegorie nicht gewahr werdet! Geht, Ihr seid ein verlorner Mensch; eine Allegorie, die einen so schönen, edlen, moralischen Satz in sich schließt, nicht zu begreifen! Ihr meint auch wohl, wenn von den gediegenen Gedanken in kritischen Blättern die Rede ist, daß die Gedanken alsdann wirklich gediegen sind? — O geht, es ist unter meiner Würde, mich mit Euch abzugeben.

Dorus. Aber mein Ackergeräth —

Schmid. Eure Dummheit ist Euch Acker und Pflug genug, — was Ihr nun hier einmal buchstäblich nehmen mögt, weil das vielleicht unter Millionen Fällen der einzige ist, wo es paßt.

Dorus. Ich muß nur gehn und lieber alles im Stiche lassen, um nur nicht gar närrisch zu werden. geht ab.

Schmid. Hier, Gesellen, habt Ihr so einen schlichten, bäurischen Verstand gesehn, der sich in kein Ding zu finden weiß? — Jetzt wollen wir wieder an die Arbeit gehn und das Eisen schmieden, weil es heiß ist. — der Chor wird repetirt.

Auf einem Berge.

Zerbino, Nestor, der den Stallmeister an einem Stricke führt.

Zerbino. Wir haben schon mancherlei Gegenden durchreist, mein getreuer Bedienter Nestor, allein wo sollen wir den guten Geschmack antreffen.

Nestor. Ich gebe es gänzlich auf, ihn zu finden: immer mehr vortreffliche Leute sterben ab, andre, die am ersten eine Stimme haben könnten, verhalten sich still und ruhig, und überhaupt ist es eine Lage der Dinge jetzt in der Welt, bei der ein gutdenkender Dilettant verzweifeln möchte.

Zerbino. Wir wollen aber darum doch nicht verzweifeln, sondern im Gegentheil unsern Muth desto mehr zusammen fassen. Jetzt gereut es mich, daß ich den Herrn Leander nicht mit auf meine Reise genommen habe, er könnte mir von überschwänglichem Nutzen seyn.

Nestor. Das beste ist nur, daß wir sein Buch bei uns haben.

Zerbino. Du giebst doch darauf Acht, daß das Zeichen nicht heraus fällt, wo wir stehn geblieben sind?

Nestor. Ei bewahre! da müßten wir ja noch einmal von vorne lesen! — Er setzt sich nieder. — Hier ist eine gute Aussicht, wie es mir scheint.

Zerbino. Der Schein ist bei einer Aussicht überhaupt das meiste, denn wenn man gründlicher geht, so bleiben oft nur wenige Reize übrig.

Nestor. Seltsam ist es doch überhaupt, daß die

Ferne die Täuschung in einem so hohen Grade befördert.

Zerbino. Es scheint wohl vornehmlich mit daher zu rühren, weil mit der Ferne immer eine gewisse Abwesenheit der Nähe verbunden zu seyn pflegt.

Nestor. Allerdings läßt sich dieser Grund hören; ich will ihn doch auch sogleich in unser Taschenbuch eintragen. Zieht ein großes Buch hervor. — Jedoch könnte man dabei vielleicht noch einige Einschränkungen machen.

Zerbino. Wenn wir uns an die Ausarbeitung begeben, wollen wir schon noch geziemend einschränken; jetzt ist weder Zeit noch Gelegenheit, die Feile gehörig anzuwenden. — Die Mühle da unten liegt sehr malerisch, und abseits am Ende des Dorfes die Schmiede macht einen unvergleichlichen Prospekt!

Nestor. Wir müssen uns doch auch ein wenig auf die Kunst begeben.

Zerbino. Nicht ein wenig, will ich hoffen! Kaum wird genug und sehr viel genug seyn.

Nestor. Es will mir doch immer mehr einleuchten, daß wir in der ganzen Welt die klügsten sind.

Zerbino. Die wenigen vortrefflichen Männer abgerechnet —

Nestor. Die jetzt nicht mehr leben; natürlich!

Zerbino. Auch Polykomikus scheint mir ein sehr seltner Geist.

Nestor. Allerdings! er hat uns ja auch zuerst diesen Schwung gegeben.

Zerbino. Daß wir uns bei völliger Gesundheit befinden, ist sein Werk.

Nestor. Wir hatten aber schon vorher unsre Anlagen —

Zerbino. O ja, sonst wäre auch nichts aus uns geworden.

Nestor. Ich bin nur darauf begierig, wie die Welt gegen uns dankbar seyn wird.

Zerbino. Man ehrt uns doch schon allenthalben ziemlich, wohin wir nur kommen.

Nestor. Das ist aber noch nicht hinlänglich, ich wünschte auch vor einer Monatsschrift in Kupfer gestochen zu werden.

Zerbino. Dazu ist ja jetzt neue Hoffnung.

Nestor. Der Hund ist ein gemeiner Kerl, er nimmt an nichts Antheil; so wie wir in ein Wirthshaus kommen, schnuppert er so lange herum, bis er die Küche gefunden hat: da ist kein Drang, die interessanten Menschen zu sehn, oder Bemerkungen über die Eigenheiten der Einwohner zu machen.

Zerbino. Ich glaube, man müßte ihm mehr Freiheit lassen, damit sein Gemüth sich veredelte.

Nestor. O wenn ich ihn nicht noch am Stricke hielte, so liefe er uns gar davon.

Cleon tritt auf. Könnt Ihr mir den Weg weisen, denn ich bin hier fremde.

Zerbino. Es kömmt hiebei, mein guter Mann, vorzüglich darauf an, wohin Ihr wollt.

Cleon. Ihr habt recht, und ich vergesse immer, daß nicht jeder den Wohnort meiner Lila weiß.

Soll mein Blick sie bald begrüßen,
Wie sie in der Hütte steht,
Sinnend auf und niedergeht —
Und erschrickt vor meinen Küssen.

Zerbino.

Ach! wann soll ich Weisheit finden,
Nach der ich schon längst geharrt,
Die seit Wochen mich genarrt, —
Dieser Geist soll sie ergründen.

Cleon.

Wandr' ich nicht von Ost nach Westen?
Sehnsucht wartet meiner schon,
Liebe horcht auf jeden Ton, —
Sagt, wo ist der Weg am besten?

Zerbino.

Freund, wißt ihr die edle Quelle
Wo Geschmack im Fels entspringt,
O so fleh' ich, daß zur Stelle
Ihr uns Pilgersleute bringt.

Cleon.

Hoffend, fürchtend schau' ich thalwärts, —
Ist Ihr Herz noch immer treu,
Ist sie fremder Banden frei?
Lang' trägst du nicht mehr die Qual, Herz.

Zerbino.

Oft such' ich mit herbem Qual-schmerz,
Denke nun bin ich zur Stell,
Hier nur fließt der edle Quell, —
Aber immer warst du schaal, Scherz!

Cleon. Ihr könnt mir also keine Antwort geben, und Euer Schmerz scheint größer als der meinige.

Zerbino. Ruht hier mit uns aus, unsre Wege sind verschieden, denn wir kommen jenseit dem Wasser herüber, und Ihr kommt dort von dem Thale herauf.

Cleon. Ich wollte mich unten schon in jener Schmiede zurecht fragen, aber man gab mir auch Antworten, die ich nicht brauchen konnte.

Zerbino. So hättet Ihr nach der Mühle gehn sollen.

Cleon. Ich habe mich auch den Gang dorthin nicht verdrießen lassen, aber die Menschen hier herum scheinen meine Sprache gar nicht zu verstehn. — Hier ruht sich's gut, und die Aussicht ist lieblich.

Nestor. Passabel: sie drückt gleichsam, wie Ihr auch sehn könnt, eine mannichfaltige Gegend aus, mit Bäumen, Häusern, Dörfern und Mühlen versehn, Wasser, um darauf zu fahren, und mit menschlichen Figuren um Leben hinein zu bringen. Wir viere dienen jetzt ebenfalls dazu.

Cleon. Euer Hund würde noch lebendiger und fröhlicher seyn, wenn Ihr ihn von seiner Sklaverei befreitet.

Zerbino. Das habe ich auch schon gesagt. Ein zartfühlendes Herz wird gewiß nicht seinen Hund und Freund so an einem Stricke mit sich führen; man muß auch für Thiere fein empfinden, wenn man den Vorsatz hat, die Leiter der ächten Humanität hinaufzuklettern.

Nestor. Nun so will ich ihm denn in Gottes Namen den Strick abnehmen. Sieh, Stallmeister, ich behandle dich nunmehr als ein vernünftiges Wesen, aber ich rechne auch darauf, daß du es erkennen wirst. — So wie Stallmeister frei ist, rennt er den Berg hinunter.

Nestor. Nun da haben wir die vernünftige Bestie! eilt ihm nach.

Zerbino. O weh, er macht von seiner Befreiung einen unanständigen Gebrauch! eilt ebenfalls nach.

Cleon.

Wie sich nach Norden der Magnet bewegt
So wird mein Herz zu Dir gezogen,
Getreu es Dir, nur Dir entgegenschlägt,

Wie sich der Pol nicht rückt am Himmelsbogen
Ihr Lüfte, o ihr bringt mir süße Kunde
Du sanfter Hauch der meine Wange grüßt,
Mir ist, ich fühl' den Athem, der dem Munde,
Dem süßen Glanz der Lippen sanft entfließt.
O könnt Ihr ihre Gegenwart vermeiden
Und durch die Blumen, durch Gesträuche ziehn?
Bethört mißkennt ihr ach! die höchsten Freuden,
An ihren rothen Wangen zu erglühn,
Die schöner als das Purpurblut der Rosen,
Und holder als der Lilien weiße Pracht;
Die Augen, die ihr sonst mit sanftem Kosen
Umweht und die Euch dankbar angelacht. –
Ihr seid, weil es gebot ihr Silberton,
Dem Aufenthalt der Seligkeit entflohn,
Ihr habt die weite Reise machen müssen
Um mich Verirrten schön von ihr zu grüßen:
Du Abendroth, fließ golden zu ihr nieder,
Bring ihr den Dank des treusten Herzens wieder.

Zerbino und Nestor kommen zurück.

Zerbino. Wir können ihn nicht wiederfinden.

Nestor. Er ist in den Wald hineingelaufen, da mag ihn der Henker wieder herausholen!

Cleon. Er kömmt wohl einmal wieder.

Zerbino. Ja, wenn wir nicht den guten Geschmack suchen müßten: aber wie soll er uns denn da nachkommen?

Cleon. Wenn ihn der eine nicht trifft, so stößt nun vielleicht der andere darauf. — Lebt wohl, ich muß meine Reise fortsetzen. geht ab.

Nestor. Ich glaube der Mann war ein Verliebter.

Zerbino. Ich habe mich verleiten lassen, ein Duett mit ihm zu singen, was eigentlich sehr unnatürlich ist.

Nestor. Ja, ich habe mich sehr darüber verwundert; einem Verliebten ist dergleichen Schwärmerei nicht übel zu nehmen, aber Ihnen, mein Prinz, hätte ich es nimmermehr zugetraut.

Zerbino. Es ist aber im Grunde wenig in der Welt natürlich.

Nestor. Natürlich! — denn wo sollte die viele Natur herkommen?

Zerbino. Ich halte es für das beste, daß wir uns beide trennen, um den Hund desto eher wieder zu finden.

Nestor. Ich glaube, wir haben ihn zum letztenmale gesehn.

Zerbino. Wir müssen uns wenigstens Mühe geben. — Nimm Du jenen Weg, ich will diesen einschlagen.

Nestor. Durch die Zeitungen muß ich aber immer erfahren, wo Sie sich aufhalten.

Zerbino. Allerdings. — Es ist schon Abend, und diese Nacht denke ich dort in der Mühle zuzubringen; wenn Du den Hund also heute noch findest, so triffst Du mich dort.—Adieu indessen.— geht ab.

Nestor. So gehn wir nun auf drei verschiedenen Wegen! geht ab.

Pallast.

Curio und Selinus, die in einem Winkel sitzen und herzlich weinen.

Curio. Ach! ach! du großes Leiden!

Selinus. Unglück! — unaussprechliches Unglück!

Curio. Wer wird uns trösten können?

Selinus. Niemand auf der Welt! ach! ach!

Curio. Schluchzen Sie nicht so sehr, — es greift gewaltig an.

Selinus. Man muß sich nicht ansehen, wenn man zum Besten des ganzen Landes arbeitet. Ach! Ach! Ach!

Curio. Ach! ach! ach! — Ich merke, mein Bester, daß Sie gern Kammerherr werden wollen, aber das geschieht jetzt doch nicht.

Selinus. Sie werden mir doch nimmermehr im Wege stehn!

Curio. Man kann nicht wissen. Ha! ha! ha!

Selinus. Sie lachen bei der allgemeinen Landtrauer? — O warten Sie, nun bin ich meiner Sache gewiß.

Curio. Ich habe nicht gelacht, es war eine gewisse konvulsivische Erschütterung des Zwerchfells, welche die übermäßigen Schmerzen verursacht haben.

Selinus. Das glaubt ein Narr. — Ach! ach! ach! ach!

Curio. Was ächzen Sie denn so übermäßig? — Aha! der König kömmt! — Ach! Uhe! Ah! Iha! Uhe!

Beide. O! Aha! Uhe! Ach ah! Ach aah! — Ich kann nicht mehr.

Gottlieb, die Königin, Gefolge, unter diesem Hanswurst, der alte König, Leander.

Gottlieb. Gebt Euch ein wenig zur Ruhe, ihr guten Kinder, ich habe auch meine väterlichen Thränen, das wißt Ihr alle, vergossen, aber man muß in jeglichem Dinge Maaß halten.

Hanswurst. Aber auch im Maaß halten, mein gnädigster König; sie und wir alle thun nichts, als was die Pflicht von jedem redlichen Unterthan fordert.

Gottlieb. Ja, ich glaube wohl, daß jetzt in meinem Lande was Ansehnliches geweint wird.

Hanswurst. Alle Arbeit liegt, die Gewerbe feiern, jedermann denkt nur darauf, wie er am bequemsten seinem Schmerze nachhängen will.

Gottlieb. Wir wollen doch so gleichsam eine Denkmünze oder Medaille schlagen lassen, worauf das alles abgebildet ist.

Hanswurst. Herr Leander ist auf diesen Fall gewiß von der Güte, eine passende Zeichnung und Inschrift zu erfinden.

Leander. Wenn die Schmerzen mein Genie nicht gänzlich unterdrücken.

Gottlieb. Es werden doch alle Tage die Glocken richtig geläutet?

Hanswurst. O ja, mein König, es geschieht regelmäßig, zur allgemeinen Erbauung.

Selinus. Ihro Majestät, es giebt aber dennoch Leute, sogar am Hofe, die sich unterfangen, in ein ausgelassenes Gelächter auszubrechen.

Gottlieb. Ei der Teufel! dergleichen ist ja strenge verboten.

Curio. Mein gnädigster König, es gefällt dem Herrn Selinus eine Unwahrheit zu sagen, weil er sich auf die Kammerherrnwürde Rechnung machte. Ich bin gewiß, trotz einem, über die Abreise des Prinzen im höchsten Jammer, da saß ich so eben von den tiefsten Schmerzen befangen, und wußte mich

nicht mehr zu lassen, und da mochte mein ungemeines Schluchzen leicht einem Manne, der kein ächter Kenner vom Weinen ist, wie ein Lachen vorkommen.

Selinus. Ich kein Kenner von Weinen? — Ungemein schluchzend und weinend. Nun überlasse ich es den eigenen hohen Einsichten meiner Majestät, meine Talente gehörig zu würdigen.

Gottlieb. Es war gut, Curio, was hast Du gegen sein Weinen? — Er, mein Bester, ist nunmehr Kammerherr.

Curio. Mein König, jetzt eben zieht er mir ein Gesicht.

Gottlieb. Schweig, ich will nichts weiter wissen.

Curio. Geruhen Dieselben nur gütigst, mich ebenfalls weinen zu hören.

Gottlieb. Ich habe jetzt mehr zu thun; ich muß auf die Hoftrauer denken und die Livreen meiner Bedienten arrangiren. ab mit Gefolge.

Curio. Nun Herr Kammerherr, viel Glück zum neuen Amte.

Selinus. Mein Allerbester, — Sie verzeihen, daß ich mich nicht gerade auf Ihren werthesten Namen besinnen kann, — ach Gott! man hat so gar viel zu denken! mein Gedächtniß läuft mir oft von den vielen Merkwürdigkeiten über, die ich aufbehalten möchte, und darunter gehört auch diesmal Ihr Name, — aber Sie haben nur über Ihren ergebensten Diener zu gebieten; worin ich Ihnen irgend nützlich seyn kann, befehlen Sie breist, und Sie werden sehn, wie bereitwillig ich bin, alle Ihre Wünsche zu erfüllen. geht ab.

Curio, der alte König und Hanswurst bleiben.

Curio. So geht es am Hofe, das ist das Schicksal aller Menschen, die ihr Leben dem Fürsten aufopfern! — O Undankbarkeit!

Alter König. Gieb Dich zufrieden, denn wenn Du Dich darüber ärgerst, so hat gerade Dein Kamerad Selinus seinen höchsten Endzweck erreicht.

Hanswurst. Tröstet Euch; wer weiß, wo und in welcher Gegend für Euch noch ein schönes Glück verborgen liegt.

Curio. Wenn Ihro Majestät, unser gnädigster Gottlieb, zuweilen mit unser einem spricht, so glaubt man oft, das größte Glück könnte einem gar nicht entgehn, — und nachher ist es doch immer nichts.

Hanswurst. Das ist ein neuer Styl, der bei Hofe eingeführt ist, worin sich jeder Unterthan billigerweise finden muß.

Alter König. Ja, das ist wahr, zu meinen Zeiten war hier eine andre Lebensweise, aber mein Schwiegersohn hat das alles abgeändert. Ich habe allen Einfluß auf meinen Sohn verloren: doch scheint es mir wahr, daß man sich jetzt zu eifrig in der ganzen Welt einer gewissen Humanität beeifert, die am Ende wieder sehr inhuman ist; die Mode beherrscht auch Höfe und Regenten, und darum prophezeie ich, daß diese bei Gelegenheit wieder wechseln wird.

Curio. Mag es kommen, wie es will, wenn ich nur auch bald eine gute Versorgung erhalte!

Alter König. Tausend andre Dinge gehn mir außerdem noch im Kopfe herum, so daß ich mich oft nicht zu lassen weiß.

Hanswurst. Was fehlt Ihnen, beste Majestät?

Alter König. Ihr habt doch ohne Zweifel auch von den sogenanten Idealen gehört, von denen in der Welt schon so vielfach die Rede gewesen ist —

Hanswurst. Allerdings.

Alter König. Ich habe jetzt ein Ideal im Kopfe, das mich weder bei Tage noch in der Nacht ruhig schlafen läßt und das mich vor der Zeit in die Erde bringen wird, wenn nicht baldmöglichst dazu gethan wird.

Curio. Ei, um's Himmels Willen!

Alter König. Ja ja, so wie jeder Mensch sein Ideal im Kopfe hat, der eine um zu heirathen, der andre um ein Buch zu schreiben, der dritte um ein Gemälde zu machen, so trage ich auch das meinige mit mir herum.

Hanswurst. Reden Sie. beschreiben Sie es, mein würdigster König.

Alter König. Nun ja, gleich. Du, Curio, kennst die beiden Personen, Maximilian und Sebastian?

Curio. O ja, Ihro Majestät, ich habe sie oft genug aufstellen müssen; es sind die beiden würdigen Männer aus Blei.

Alter König. Richtig. Seit der Abreise des Prinzen liegt es mir unaufhörlich im Sinne, wie ich so gerne diesen Sebastian irgend einmal lebendig und als einen andern ordentlichen Menschen antreffen möchte.

Curio. Das scheint mir ganz unmöglich.

Hanswurst. Warum unmöglich? Warum soll ein Künstler nicht aus seiner Imagination ein Bild dieses Herrn Sebastians haben machen können und zugleich ein Mann leben, der diesem Bilde entspricht? Es ist ja nichts weiteres, als eine gewisse Sympathie zwischen der Natur und dem Künstler, der ja auch ein Sohn seiner Mutter Natur ist und auch leicht seinen Bruder in Blei und Farben abkonterfeien kann, ohne ihn jemals gesehn zu haben; nun kommt der dritte Bruder, Ihro königliche Majestät, hinzu, und wünscht beide Exemplare mit einander vergleichen zu können, weil er ahnet, daß dieser Mann zugleich lebendig existiren müsse. Das finde ich alles ganz natürlich.

Alter König. O Hofrath, Ihr gebt mir Hoffnung und guten Rath und frisches Leben.

Hanswurst. Hat es sich nicht oftmals zugetragen, daß ein Dichter aus seiner Imagination eine Schilderung entwarf, die die übrigen Menschen als unpassend und übertrieben nicht wollten gelten lassen, und daß sich zwei, drei hundert Jahre nachher ein Subjekt vorfand, das, ohne von diesem Dichter und seiner Schilderung etwas zu wissen, so genau in dieselbe hineinwuchs, daß sie wie gegossen auf ihn paßte? Das war sonst möglich und geschah, und darum wollen wir hoffen, daß wir auch jetzt in einem Zeitalter leben, in dem sich dergleichen anscheinende Wunderwerke zutragen können.

Alter König. Nun bin ich getröstet und will also die Erfüllung meines Ideals erwarten, ohne über die Verzögerung zu murren. Komm, mein Freund! sie gehn ab.

In der Mühle, Tagesanbruch.

Zerbino tritt auf. Eine Nacht wie diese habe ich bisher noch nicht erlebt. Keine Minute Ruhe, die Mühle hat immerfort geklappert, und wenn sie dann auch einmal einen Augenblick still schwieg, so machte die verfluchte Schmiede neben an gleich desto mehr Lärm. Es war zusammen ein Concert, um des Teufels zu werden!

Der Müller tritt auf. Nun, haben's gut geschlafen?

Zerbino. Nicht einen Augenblick, die Mühle hat ja die ganze Nacht hindurch gearbeitet.

Müller. Das ist nicht anders; wir sind zum Besten und zur Ernährung der Menschheit unaufhörlich beschäftigt.

Zerbino. Haben Sie denn aber so viel zu mahlen?

Müller. So viel, daß ich sagen möchte, es giebt bei uns gar keine Feiertage.

Zerbino. Und wo bleibt denn all das Mehl?

Müller. Wird weit und breit verschickt. Die Mühle mahlt zugleich Graupen, und türkischen Mais und alles mögliche.

Zerbino. Da sie so nützlich ist, will ich es ihr vergeben, daß sie mich im Schlafe gestört hat.

Müller. Ja, diese Mühle und die Schmiede neben an sind wohl die nützlichsten Institute im ganzen Lande.

Zerbino. Ich bin ein großer Freund von Technologie und Nützlichkeit; seid doch von der Güte, mir den Bau und die Einrichtung Eurer Mühle ein wenig zu beschreiben; ich denke überdies meine Reise in den Druck zu geben, und durch dergleichen Merkwürdigkeiten würde sie auf eine sonderbare Weise geziert werden.

Müller. Herzlich gern will ich Ihnen darin dienstlich seyn, — doch muß ich Ihnen dazu meine Gesellen herein rufen. — Holla! Bursche! tretet mal einen Augenblick herein.

mehrere Gesellen kommen.

Zerbino. Sind sie das? Wahrlich, das sind tüchtige Kerle.

Müller. Beim heilgen Polykomikus! es sind überaus wackre Bursche.

Zerbino. Kennt Ihr den Polykomikus?

Müller. Er ist ja der Schutzpatron aller Mühlen und Schmieden im ganzen Lande; wir beten alle Morgen zu ihm.

Zerbino. Das muß ein höchlich zu verehrender Mann seyn; seht, so wie ich hier stehe, habe ich ihm alles zu verdanken, er hat mich von einer Krankheit geheilt, die unheilbar schien.

Müller. Wirklich? Was fehlte Ihnen denn?

Zerbino. Ich litt an einer großen Verstandesschwäche, die manchmal in ordentliche Raserei ausartete.

Müller. Ei! ei!

Zerbino. Aber dem großen Manne gelang es, mich völlig zu kuriren; doch ist immer noch ein Rest des Uebels innerlich im Kerne meines Kopfes zurückgeblieben, der sich zwar in meinen Reden und Handlungen, wie Ihr bemerken werdet, nicht äußert, doch aber mit der Zeit wieder sein altes Spiel treiben könnte: und deshalb muß ich jetzt auf Reisen seyn und den guten Geschmack aufsuchen, und wenn ich ihn gefunden habe, dann ist kein Rückfall mehr zu befürchten.

Müller. Ei das trifft sich ja recht glücklich! denn eben jetzt stehn Sie mit Ihren beiden angenehmen Füßen in der Mitte des guten Geschmacks.

Zerbino. Wie das? —

Müller. Diese Mühle ist ja eben das was Sie schon so lange gesucht haben.

Zerbino. Wirklich?

Müller. Wirklich und in der That!

Zerbino. Ein größeres Glück hätte mir gar nicht begegnen können.

Müller. Freilich. — und diese Gesellen da sind die verehrungswürdigen Mitarbeiter!

Zerbino. Ich schätze mich unendlich glücklich, Sie, meine Herren, so unverhoffter Weise kennen zu lernen, es hätte mir nichts Angenehmers begegnen können, und ich bin um so mehr erfreut, da ich auf diesen unvorhergesehenen Zufall gar nicht gerechnet hatte. er umarmt einen nach dem andern.

Müller. Ach, mein Werthester! Sie sprechen beinah, als wenn sie zu uns gehörten. Sie sehn auch wahrhaftig schon so aus.

Zerbino. Es ist schon eine alte Bemerkung, die ich jetzt wieder erneuere, daß die Müller abfärben.

Müller. Ja, wir sind die weiße Brüdergemeinde, aber kein heimlicher Orden, sondern wir treiben unser Handwerk sehr öffentlich.

Zerbino. Sie wollten so gut seyn, mir etwas von der Construktion Ihrer Mühle zu sagen.

Müller. Von Herzen gern.

Die Hauptsach, sehn Sie, ist der große Bach,
Den andre die Fontäne nennen wollen, —
Sehn Sie ihm gütigst mit den Augen nach, —
Der thut den ganzen Tag nun nichts als rollen.
Er fließt so klar — nur heran! und flammt, wie Feuer,
Ist, seinem Wesen nach, Unschuld und Liebe,
Fällt von dem werthen Berg und ist mir theuer,
Denn seine Kraft erregt mir das Getriebe.

Zerbino. Er ist in der That sehr klar, ich kann auf dem Grunde jeden Kiesel sehn, kein Sandkorn ist mir verborgen und dabei scheint er keinen Mangel an Wasser zu haben.

Müller.

Und ach! wie heilsam ist der Trank der Quelle,
Kein so gesundes Wasser weit und breit,
Man schickt es schon als Labung von der Stelle,
Ein fremdes Land von uns sein Wasser leiht,
In jedem Tropfen wirkt die Süßigkeit.

Zerbino. Es ist erstaunlich, so müssen Sie sich nur ja in Acht nehmen, daß Ihnen diese Quelle nicht einmal abgeleitet wird.

Müller. Es ist Tag und Nacht meine Sorge; glauben Sie mir, dadurch sind schon manche Kalender entstanden.

Zerbino. Ich glaub' es, es ist jetzt leider eine Zeit, wo jedermann seine Kalender machen muß. — Aber Ihre werthen Gesellen?

Müller.

So nützlich, wie der Quell, ist nicht ein einz'ger,
Doch wahrlich, ist drum keiner zu verachten.
Sie nutzen in der Mühle Tag und Nacht,

Und wo es Arbeit gilt, sind alle rührig.
Doch voran von der Einrichtung der Mühle:
Es ist ein schönes, großes Ding ums Mahlen
Denn ohne Mühle wäre niemals Mehl,
Und mehllos wären wir auch ohne Nahrung,
Was sollten wir mit jenen Cruditäten,
Den großen, ungeheuren Stücken machen,
Die uns die sogenannten Alten ließen?

Zerbino. Das ist sehr wahr, wenn wir uns daran begnügen müßten, so könnte es uns gar begegnen, selber gewissermaßen alt zu werden.

Müller.
Bemerken Sie, wie all die groben Dinge,
Von Vaterland und Heldenmuth und Tugend
Hier oben in den Trog geschüttet werden:
Nun fängt das Mahlen an mit allen Steinen,
Hier unten sehn Sie nun behende Tugend,
Ein niedlich Vaterland und andre Helden,
Nebst Liebe, Wehmuth, Großmuth, Aufopfrung,
So fein gemahlen, delikat erscheinen!

Zerbino. Eine ganz unvergleichliche Einrichtung! O ich bitte, sehn Sie doch die Häuslichkeit, die Bürgertugend, die Menge von so überaus zarten Familienverhältnissen!

Müller.
Sie glauben gar nicht, welche Kraft die Mühle
Selbst an den größten Dingen, an den härtsten
Beweist, denn wenn man oben selbst Homer,
Ja Sophokles, von dem man meinen sollte,
Daß er am wenigsten gesonnen sei
Gemahlt zu werden, nur hineinschmeißt, — immer
Geräth's, und schmackhaft kömmt er hier heraus.

Zerbino. Da sind Sie also Ihrer Sache sehr gewiß? Das, mein Freund, ist die wahre Art ein Handwerk in eine Kunst zu verwandeln, und es kann kommen, daß Sie selbst mit der Zeit die englischen Fabriken übertreffen.

Müller.
Ja, aber sollten Sie's, mein Bester, denken,
Daß selbst in unsrer Zeit es Leute giebt,
Die, wenn man sie genießen soll, mit Eifer
Gemahlen werden müssen?

Zerbino. Das ist doch bei den Fortschritten unsers Jahrhunderts ganz etwas Entsetzliches.

Müller.
Sie glauben nicht, wie viele schöne Kleye
Ich zum Exempel nur dem Berlichingen
Zu danken und dem Werther; damals war
Ein Mahlen, daß die ganze Mühle knackte.
So giebt's ein Englisch ungeschlachtes Ding
Der mir noch lange vorhält, viele Leute
Ernährt und niemals ganz zerrieben wird;
Da sehn Sie mir nur die Historien an,
Die er Gottlob schon angerichtet hat,
Worunter vor dem kleinen Rathenow
Der große Churfürst nur die schlechtste ist,
Denn alle andern sind noch lustiger:
Dies saubre Stück hat nur den einz'gen Fehler,
Daß es ein wenig gar zu fein gerieben.

Zerbino. Wie ich gehört habe, will man ja ordentlich anfangen, diesen Engländer ungemahlen zu verstehn.

Müller.
Ja das sind Leute, die mir graues Haar
Erregen, sie sind gegen unser Handwerk,
Und eigentlich die wahren Antimüller,
Doch spür' ich noch bis dato keinen Mangel
Im Handel, denn die meisten sind für uns.

Zerbino. Es wäre Schade, wenn der Verkauf litte, Ihre Mühlknappen würden auch niemals wieder ein so gutes Unterkommen finden.

Müller.
Sie sind die treuen Knechte, nicht im Weinberg,
In einem Institut von größerm Nutzen:
Der Starke da macht sonderlich das schönste
Und feinste Mehl, das man jetzt sehr genießt.

Der Starke. Ja, ich glaube jetzt der Mühle von eben dem Nutzen zu seyn, als die Quelle, das sagen auch alle Leute, ja einige wollen mich noch vorziehn. Ich kann ein Mehl zubereiten, daß einem das Herz im Leibe lacht, und die Milchbrote und Semmelein, die daraus gebacken werden, sind so zart, daß gewiß etliche Dutzend noch dem Magen nicht beschwerlich fallen.

Müller.
Der Große da ist auch ein guter Bursche,
Nur leider lange nicht so schön solide,
Das macht, er hat die Welt etwas gesehn,
Und darum kömmt's ihm hier, so wie man wohl
Zu sagen pflegt, noch immer spanisch vor.

Der Große. Ich mache ein tüchtiges, kräftiges Mehl — —

Müller.
Schon gut, denn wenn er einmal erst von sich
Zu reden anfängt, findet er kein Ende.
Da ist ein andrer noch, der oft den Bach
Verrammt, ein wackrer sehr geübter Bursche.
Du! Hier — o! komm doch her, Familienmehl,
Ein niemals noch verstoßnes Essen, (Fürsten
Und Bürger laben sich gleich sehr daran)
Ist seine Sache; keiner glaubt von ihm,
Daß er an dem Geschmack ein Hochverräther,
Er ist wohl nur ein schuldloser Verbrecher.

Zerbino. Wer ist denn jener mit dem klugen Blick?

Müller.
Der Mann ist für uns all' ein großes Glück,
Es giebt der Kerls, unbändig wie die Tollen,
Die mit Gewalt nicht in den Mehlsack wollen,
So könnt Ihr Alexandern Euch nicht denken,
Wir mußten Attilla'n den Kopf verrenken,
Themistokles kam in den Kasten ein,
Am Leib zerschlagen, mit gebrochnem Bein:
Wenn derlei Volk sich ungeberdig stellt,
Daß alle wir sie nicht bezwingen können,
Ist kein Mann so geschickt auf weiter Welt
Sie festzubinden und zu fesseln schnell:
Weshalb wir ihn auch nur den Feßler nennen.

Der Feßler. Ja, ich bezwinge sie so ziemlich: wenn ich einen solchen Welteroberer in etlichen Bänden eingefaßt habe, so ist er so matt, daß man gar kein Leben mehr in ihm verspürt.

Müller.
Nun könnt' ich Euch noch einen andern zeigen,
Der nur gewöhnlich Maißner heißt, doch dieser
Ist jetzo wenig in der Arbeit mehr,
Wie jener dort, der mit dem Kopfe schlenkert;
Sie waren ehmals rüstige Gesellen,
Der eine, der den Mais gemahlen, dieser,
Der Graupen und auch deutsche Grütze machte,
Der hat schon lange in Apoll geruht,
Und dieser ist in der Geschichte seßhaft.

Ich will noch wen'ges von mir selber sprechen
Dann woll'n wir alle an die Arbeit gehn.
Mein Mehl bewahr' ich meist in braunem Papier,
Worin es sich gut hält, es ist ein plattes
Unschädliches und ganz gesundes Essen,
Denn mich zu rühmen wäre unbescheiden,
Ich setze mich gern unter Englands Sterne.

Zerbino. Bescheidenheit ist nicht übel. — Aber was ist denn das da?

Müller.
Hier sammelt sich die allergröbste Kleye,
Die wohl nun schon seit ein'gen Jahren liegt,
Doch findet dies auch immer seine Freunde,
Ich nenn's Archiv der Zeit und des Geschmacks.
Bemerken Sie, wie auch durch diesen Püster
So schöne Grütze ausgebeutelt wird,
Ein Essen, das uns niemals in den Kopf steigt.

Zerbino. Aber, mein Bester, mein innerlicher Zustand wird noch um nichts besser, ich schließe daraus —

Müller. Doch wohl nicht, daß Sie sich nicht innerhalb des guten Geschmacks befunden?

Zerbino. Ohngefähr dergleichen.

Müller. Mein Freund, Sie werden grob.

Zerbino. Es thut mir leid, aber ich muß weiter reisen. *geht ab.*

Müller. Gesellen! An die Arbeit! —

Alle gehn wieder an die Arbeit, die Mühle kömmt wieder in den Gang.

Vor einem Wirthshause.

Stallmeister *tritt auf.* Ich bin lange herumgetrabt und bin nun so müde, daß ich mich genöthigt sehe, einzukehren. Wenn ich es nur dahin bringen könnte, mich als einen ordentlichen Reisenden anzustellen, damit die Leute auf keinen Verdacht verfielen! — Die Knechtschaft, in der ich lebte, ward mir endlich gar zu unerträglich, und darum habe ich ihr auch ein Ende gemacht. Meine beiden Herren hielten sich für gar zu klug und traktirten mich beinah wie einen Hund; wenn sie durch die reizende Natur gingen, führte mich der Bediente Nestor wie einen Verbrecher am Stricke; auf mich wurde gar nicht geachtet, wenn ich mich noch einmal umsehn, oder im Wirthshause bleiben wollte, — weshalb ich nun auch den Zustand der Freiheit ergriffen habe, und als mein eigner Herr durch die Dörfer wandre. — Ich muß nur anklopfen.

Der Gastwirth *kömmt.* Wer klopft noch so spät an?

Stallmeister. Ein wandernder Handwerksgeselle, der um ein Nachtquartier bittet.

Wirth. Na, so kommt nur herein! — Wo seid Ihr denn her?

Stallmeister. Nicht weit von hier, ich bin ein Landeskind.

Wirth. Nehmt Euch in Acht, daß Euch die Werber nicht wegnehmen, es wird hier herum ein neues Regiment errichtet.

Stallmeister. Drum laßt mich nur geschwinde ein, die Nacht fängt überdies an, kalt zu werden. *geht hinein.*

Stube in der Schenke.

Wirth, Stallmeister.

Wirth. Nu, setzt Euch, Landsmann, Ihr müßt wohl müde seyn?

Stallmeister. Gar sehr; ich bin den ganzen Tag gewandert.

Wirth. Nu, ruht aus. — Was giebt's denn gut's Neues in der Welt?

Stallmeister. Das wißt Ihr wohl, daß es der guten Neuigkeiten immer nicht viele giebt.

Wirth. Das ist sehr wahr, erstaunlich wahr, Ihr habt Verstand, Landsmann.

Stallmeister. Den muß man wohl kriegen, wenn man schon so früh in der Welt herumgestoßen ist, wie's mir ging.

Wirth. Raucht Ihr Taback?

Stallmeister. Nein.

Wirth. Schade! Ich habe sonst gute Contrebande im Hause, die ich Euch um ein Billiges ablassen wollte. Ich treibe nebenher einen kleinen Handel. Ihr glaubt nicht, wie schwer es dem Menschen gemacht wird, sich reblich durch die Welt zu bringen.

Stallmeister. Ja wohl, ja wohl; so wie Ihr mich hier seht, habe ich etliche Jahr, weil ich nicht anders ankommen konnte, als Hund dienen müssen.

Wirth. Ei das ist doch erstaunlich!

Stallmeister. Ja, was hilft's? Bauer wollte ich nicht werden, die Tabacksfermen waren aufgehoben, da, ohne Connexionen, wie ich war, mußte ich mich schon darein finden, Hund zu werden.

Wirth. Wär' ich doch darauf verfallen, als ich vor acht Jahren aus Desperation unter die Soldaten ging! Der gemeine Mann ist in unsern Zeiten übel dran.

Stallmeister. Sagt mal, wißt Ihr hier herum was vom guten Geschmack?

Wirth. Nein, wir sind froh, wenn wir nur überhaupt was zu essen haben, da bekümmern wir uns um den Geschmack nicht sonderlich.

Stallmeister, Ich meine, mein Bester, den geistigen, moralischen.

Wirth. Vielleicht das Noth- und Hülfsbüchlein? da habe ich aber keinen Geschmack an finden können. Es ist nicht zur Hülfe, ja kaum zur Noth zu gebrauchen. Mir scheint der Eulenspiegel, den ich da hinten liegen habe, ein ganz andres Werk.

Stallmeister. Ihr seid in der Aufklärung zurück, wie es mir scheint. Ihr müßt wissen, daß die Menschheit bisher noch solche Bücher gar nicht besessen hat, weil sie dazu noch nicht reif gewesen.

Wirth. Ja?

Stallmeister. Allerdings: für den Landmann, für den Bürgerstand fangen sich nun erst an die Federn in Bewegung zu setzen.

Wirth. Ihr arbeitet wohl selbst dergleichen Sachen?

Stallmeister. Bis dato noch nicht, weil ich dazu noch nicht würdig gewesen bin, aber ich will mich nächstens in die Lehre begeben, weil ich überdies jetzt außer Dienst bin.

Wirth. Aber glaubt Ihr denn, daß das was nützt?

Stallmeister. Es muß nutzen, da wird nicht lange gefragt: der Nutzen und alles muß sich

nach den Leuten bequemen, die in dem Fache arbeiten.

Wirth. Da sind auch die Zeitungen, wenn Ihr sie les't.

Stallmeister. O ja, nur her damit, jetzt ist eine interessante Epoche. — Hier ist ja eine kuriose Nachricht: Ein Spitzhund, mit gelben Ohren und Füßen, Namens Stallmeister, hat sich verlaufen, wer von diesem Vagabunden im Zeitungskomptoire Nachricht geben kann, erhält fünf Thaler zur Belohnung. Ihm selbst aber, wenn ihm dies Blatt zu Gesichte kommen sollte, wird gemeldet, daß er sich, ohne irgend eine Strafe zu fürchten, zu seinen Angehörigen zurückbegeben könne. — Ja, es ist erstaunlich, es laufen jetzt viele Hunde weg. — für sich. Daß ich doch ein Narr wäre! Ich bin froh, daß ich so von ihnen gekommen bin und wenn Sie mich wieder haben wollen, so können sie mich eben so gut aufsuchen. — Herr Wirth, Ihr seid ja eingeschlafen. —

Wirth. Ja. —

Stallmeister. Wollt Ihr mir eine Schlafstelle anweisen?

Wirth. Ich weiß für Euch keine andre, als die Ofenbank dort.

Stallmeister. Nun, die ist mir gerade recht erwünscht. — Gute Nacht also! —

beide gehn zu Bette.

Wald.

Der Waldbruder, Helikanus.

Der Waldbruder.
Wie treff' ich Euch an dieser Stelle wieder?

Helikanus.
Es treibt mich mein Gemüth durch diese Wälder
Im Irren auf und ab, bald bin ich hier,
Bald wandl' ich meinen Weg zurück, und immer
Verwirr' ich mich nur tiefer in den Zweifeln.

Waldbruder.
So geht es uns, wenn wir auf Rath nicht achten,
Des Freundes Stimme nicht vernehmen wollen.
Dein irrer Sinn, er würde bald geheilt,
Wenn Du Dich der Natur und der Betrachtung
Der Wunderwerke Gottes widmen wolltest.

Helikanus.
Es ist nicht mehr in mir der alte Schmerz,
Der mich zuerst in diesen Wald geführt,
Ein neues Feuer brennt in meinem Herzen.

Waldbruder.
So hat die eine Thorheit wohl bei Dir
Die andere geheilt: so geht's dem Menschen!
Er glaubt sich oft von jeder Macht verlassen,
Daß Erd' und Himmel auf ihn zürnen und
Die Thorheit nimmt ihn in den Mutterarm,
Bereitet ihm den liebevollsten Trost.

Helikanus.
Du kennst die Menschheit weder, weder mich,
Zu eilig bist Du immer, Rath zu geben,
Urtheil zu fällen.

Waldbruder.
Nun, so rede endlich.

Helikanus.
Als ich Dich hier an dieser Stelle ließ,
Da eilt' ich fort und kam in eine Gegend,
Auf die des Himmels Wonne sich gesenkt,
Die süßesten Gesänge wohnten dort,
Ich fand die Heimath meines Herzens endlich.

Waldbruder.
Was war es denn, das Dich so hoch entzückte?

Helikanus.
Du lächelst wohl, wenn ich ein Mädchen sage?

Waldbruder.
Ich hatte diese Antwort schon vermuthet.

Helikanus.
Ihr faßt es nicht, wenn ich sie Euch beschreibe.

Waldbruder.
Erspare Dir, ich bitte Dich, das Schildern!

Helikanus.
Und daß sie mich nicht liebt! ach! daß sie kaum,
Wie ich sie liebe, zu bemerken scheint!

Waldbruder.
Und wo, mein Sohn, ist Deine erste Liebe?
Ja, so ist stets der Jugend Unbestand!

Helikanus.
Sprich nicht, mein Freund, wann Du nicht fühlen kannst,
Was helfen Deine Worte? Glaubst Du mich mit diesen,
Mit luftgewebten Banden, von der Schönheit,
Die mich magnetisch kräftig an sich zieht,
An die das Schicksal mich geschmiedet hat,
Und die mich ewig festhält, — los zu reißen?

Waldbruder.
Die Worte sind als Worte ohne Kraft,
Und dennoch können sie den Sinn beherrschen
Die Leidenschaft empören und besänftigen,
Wann sie der Mund mit jener Kraft gebraucht,
Die, wie die Zeichen eines Zaubermeisters,
Urkräftig stets auf Herz und Seele wirken.

Helikanus.
Unmöglich kann ihr Bild dem treuen Herzen,
Noch Menschenkraft noch Zauberspruch entreißen.

Waldbruder.
Und warum wüthete so heftig jüngst
In Deiner Brust die wilde Leidenschaft?

Helikanus.
Das ist es eben, daß ich mich nicht fasse, —
Bald zittert sie hinweg von jenem Bilde,
Das ehmals wie mein Schicksal mich beherrschte.
Ich frage oft der Felsen taube Steine,
Die klaren, rieselnden Gewässer, was
Ich soll beginnen, Echo spricht in Sylben,
Die unvernehmlich sind, die Quelle murmelt
Ihr altes Lied nur unverdrossen fort,
Und keines giebt Erleicht'rung meinen Schmerzen!

O alte Heimath süß!
Wo find' ich wieder dich?
Welch' ein Qual ist dies?
Warum verfolgst Du mich?
Warum ertödtest mich?

O ferner Liebesschein,
Glimmst wieder nach mir her?
Soll dies mein Glücke seyn?
Mir fällt das Leid zu schwer, —
Wer denkt wohl meiner, wer?

Bald such' ich Linderung
Bei dir, o Thränenguß:

Denk' dann, es ist genung,
Dann denk' ich ihren Kuß
Und daß ich wandern muß, —

Und neuer Schmerz befällt
Die arme treue Brust,
Die Lieb' gefangen hält
Und nicht mehr kennt die Lust —
Mir alles ist vergällt.

Waldbruder.

Ihr sangt das Lied mit rührend schöner Stimme,
Doch, wenn ich rathen soll, folgt meinem Beispiel:
Als mich die Welt und jedes Glück verstieß,
Als Hoffnung hinter Bergen mir verschwand,
Ergab ich mich der Einsamkeit und mir.
Hier leb' ich froh die alten Tage ab,
Wann das Gewebe reißt, ganz unbekümmert.
Ich lebe innerlich, da um mich starb
Was äußerlich mein Leben war, die Gattin,
Der Sohn, der mir noch unvergeßlich ist;
Beschaue jetzt des Himmels große Wunder,
Und ranke mich, ohnmächtig wie ich bin,
Wie eine zarte Pflanze, durch den Trieb,
Im Innern nach den hohen Lüften auf.

Wann das Abendroth die Haine
Mit den Abschiedsflammen küßt, —
Wann im prächt'gen Morgenscheine
Lerchenklang die Sonne grüßt, —

O dann werf' ich Jubellieder
Ins Lobpreisen der Natur,
Echo spricht die Töne wieder,
Alles preißt den Ew'gen nur.

Mit den Quellen geht mein Grüßen,
Und das taube Herz in mir
Hat dem Gott erwachen müssen,
Der uns schirmet für und für.

Meereswogen laut erklingen,
In den Wäldern wohnt manch Schall;
Und wir sollten nicht besingen
Da die Freude überall?

Helikanus.

Lebt wohl, denn Ihr begreift mein Leiden nicht!

Waldbruder.

Lebt wohl, Euch mangelt noch des Geistes Licht.

beide von verschiedenen Seiten ab.

Die Wüste.

Jeremias, der aus dem Fenster des Felsen sieht. Mein Herr Polykomikus führt ein sehr beschwerliches und langweiliges Amt, das kann ich nun wohl aus Erfahrung sagen; da kömmt Volk von allen Altern und Ständen, um sich bei mir über tausend Nichtswürdigkeiten Raths zu erholen, und da muß man ihnen moralische Antworten geben und vernünftig sprechen, und dabei so unaussprechlich dumm seyn, das ein ehrlicher Mensch darüber in Verzweiflung fallen möchte. Es versammeln sich nach und nach mehrere Leute. Wollt Ihr schon wieder Rath haben.

Die Leute. Ja denn dessen kann man niemals genug bekommen.

Jeremias. Ihr seid aber ennuyant.

Die Leute. Dazu sind wir geschaffen.

Jeremias. Aber warum könnt Ihr Euch nicht selber rathen?

Die Leute. Das wäre ganz was Neues!

Jeremias. Die Nützlichkeit, zu der ich jetzt genutzt werde, geht mir etwas zu weit. — Mein Herr ist nicht zu Hause, der ist noch vom Hofe nicht zurückgekommen, wohin man ihn verschrieben hatte.

Die Leute. Das ist einerlei, wir müssen unsern gehörigen Rath haben.

Jeremias. Wißt Ihr was, meine Freunde? Damit sich keiner von uns zu beschweren habe, wollen wir das Nützliche ein wenig mit dem Angenehmen verbinden.

Die Leute. Das kann uns gleich seyn.

Jeremias. Nun, da werden wir bald gute Freunde werden. Hört, meine Besten, ich denke wir errichten hier in dem Felsen so ganz für uns ein kleines moralisches und menschheitsschwächenverbesserndes Theater!

Die Leute. In Gottes Namen, macht's aber lieber gleich zum Nationaltheater.

Jeremias. Warum?

Die Leute. Warum? das wissen wir auch nicht, aber es scheint besser zu seyn.

Jeremias. Nun, wie Ihr es wollt. Also, damit wir unser Nationaltheater einrichten, werd' ich hier den großen Besen nehmen, die Bühne sauber abfegen und dabei will ich bei dieser feierlichen Gelegenheit einen rührenden Prologus halten, der Euch gewiß allen gefallen soll.

Peter. Fangt nur an, und macht dann, daß ich durch Euer und der Kunst Hülfe ein bischen besser werde, denn ich muß Euch sagen, ich bin ein ganz verruchter Kerl!

Jeremias. Sogleich werd' ich die Ehre haben, meine gehorsamste Aufwartung mit allen Sorten von Moralien zu machen.

Er nimmt den Besen und fegt das Fenster im Felsen ganz rein.

Nun, meine werthesten Herren, wohl aufgeschaut,
Damit Ihr Euch alle gut erbaut,
Und Euren ganzen Lebenswandel bessert,
Wonach Euch allen der Mund noch wässert.
Hier kommt es nicht, Euch zu belust'gen, an,
Weil das jedweder Arlequin kann,
Aber mit Vernunft und wehmüth'ger Rührung erlustiren,
Das ist's was den edlen Poeten muß zieren,
Und darnach wollen wir Sinnen, Trachten und Dichten,
Mit allen Leibeskräften richten. — geht ab.

Peter. Nun wird's kommen, Freund Caspar, daß wir Beide ganz andre Menschen werden.

Caspar. Es thut noth.

Einige Andre. Schweigt still! stört uns nicht, das wir Acht geben können.

Zwei Marionetten treten auf, ein König und eine Königin.

Königin.

So steht es mit dem Reich so elend, wie man sagt?

König.

Ach! theuerstes Gemal, Du glaubst nicht, was man wagt,

Wenn man den Bürger zwingt, dem Feind zu widerstehn,
Den sie mit bräu'nder Fahn' vor ihren Mauern sehn.
Sie sind jetzt gar nicht mehr zum Kriege zu gebrauchen,
Sie trinken ewig Bier und wollen Taback rauchen,
Und heißt es denn einmal: Ihr Patrioten, 'raus;
Beschützt das Vaterland! ist keiner je zu Haus.

Königin.

So sind wir ja wohl schon auf diese Art verloren?

König.

Zum mind'sten, wenn nicht todt, doch immer sehr geschoren;
Wie mancher König wird in unsrer Zeit entsetzt,
Woran der Pöbel oft sich überdies ergötzt.
Vom Thron zu steigen ist mir aber nicht gegeben,
Eh' opfr' ich, Vaterland, dir gerne Blut und Leben!

Ein Bote.

Mein König, immer mehr kömmt uns der Feind auf'n Leib.
Es flüchtet jedermann mit Geld und Kind und Weib,
Und kellerwärts verkriecht sich mannhaft der Soldat,
In Summa, Feindesfurcht erreicht 'nen hohen Grad.
Was sollen wir bei so bewandten Sachen thun?

König.

So lang' ich König bin, könnt Ihr noch sicher ruhn.

Bote.

Allein das hat ja wohl zum längsten nun gewährt?

König.

Schau zu, mein Sohn, so zieh' ich hier mein gutes Schwert,
Damit will ich mich schnell, wo die Feind' am dicksten stehn,
Hinstürzen und besieg'n, oder sterbend untergehn!

ab.

Königin.

Welch edler Königsmuth in dieser hohen Brust!
Ihn anzusehen nur ist wahrlich Götterlust.
Ich muß doch auch hinaus und sehen wie es fällt,
Und wie im Kriege sich mein edler Gatte hält,
Und stürzt er nieder, ach! Adieu so Thron als Reich!
Dann sind wir alle wohl hier diesem Schlingel gleich.

geht ab.

Bote.

Ja, schimpft nur, weil Ihr schon in letzten Zügen liegt,
Es ist kein Zweifel mehr, daß uns der Feind besiegt,
Ich kenn' des Königs Muth, der ist nicht sehr weit her,
Auch trägt er wohl an ihm nicht sonderlichen schwer. —
Da hör' ich schon des Feind's Gejauchz' und Jubelschrei'n,
Sie werden von der Stadt schon richtig Meister seyn,
Nun die erst hier sind, seh' ich's schon mit halbem Blick,
Wie man die Hand umkehrt, sind wir 'ne Republik.

geht ab.

Caspar. Herr Jeremias!

Jeremias, mit dem Kopfe durchsehend. Rufen Sie, meine Herren?

Caspar. O ja, das Ding da gefällt uns gar nicht.

Jeremias. Das thut mir unmäßig leid, — liegt's etwa an den Marionetten?

Caspar. Nein, die meinen's ganz gut und greifen sich auch an, — aber das Ding selbst ist nicht den Teufel werth.

Jeremias. Ei, wie so?

Caspar. Das ist uns allen zu unnatürlich, daß sich die Worte immer reimen und zusammenpassen, wenn einer seine Gesinnungen von sich giebt.

Jeremias. Sie sind also für die Natürlichkeit portirt?

Caspar. Natürlich!

Jeremias. Ja, wenn das ist, so müssen wir schon eine ganz andre Seite herauskehren.

Caspar. Gerade darum wollten wir bitten.

Jeremias. Gleich, meine Herren; wir wollen uns also fürs Erste in die bürgerliche Tragödie begeben, aber ich fürchte, daß es Ihnen darin auch nicht sonderlich gefallen wird.

Zwei andere Marionetten, Mann und Frau treten auf.

Mann. In welchem Elende befindet sich nun unsre arme, unglückliche Vaterstadt! Und in welchem Jammer wir vor allen andern Menschen!

Frau. War es nicht Deine Schuld, Dein Verbrechen, das uns in diesen Jammer gestürzt hat?

Mann. O schweig!

Frau. Nein, denn ich will reden, weil ich muß. — Du wagst es noch zu klagen? Du, der sich zuerst mit dem Feinde einließ, der zuerst den Vorschlag that, ihm die Thore zu eröffnen? Sieh nun hier auf dem Markte die Leichen Deiner Brüder, sieh diese rauchenden Häuser, die zerstörten Tempel, und dann sage Dir: alles dies ist mein Werk!

Mann. Weib! Du machst mich rasend!

Frau. Nein, Du erwachst jetzt von Deiner Raserei, Du erschrickst jetzt vor dem Elende, das Du erregt hast, es fällt Dich wie ein Sturmwind an, und Verzweiflung, Selbstmord wird alles endigen.

Mann. Voran sollst Du sterben, dann ich, Dir will ich heulend in die Unterwelt hinab folgen, zu der Du mir den Weg zeigen sollst. — Er schwingt seinen Dolch, die Frau entflieht, er verfolgt sie.

Mehrere Zuschauer drängen sich in der Wüste hinzu, unter diesen auch Satan.

Jeremias, hervorguckend. Nicht wahr? das ist auch nichts Rechts?

Michel. Nicht sonderlich.

Satan. Lieben Leute, es ist nicht rührend genug, Ihr versteht den Henker von dramatischer Kunst, und darum wißt Ihr auch nicht, wo diese Darstellung der Schuh drückt.

Die Leute. Das ist auch wahr. Ihr seid gewiß ein Kenner. — Wir wollen's rührender haben!

Jeremias. Gut, ich hab's gleich gedacht, darum wollen wir noch eine Note niedriger angeben.

Satan. Die Sache, Herr Schauspieldirektor, ist, daß Sie ein bischen mehr ins Natürliche verfallen müssen.

Jeremias. Sogleich!

Zwei andre Marionetten treten auf, ein Vater mit seinem Sohne.

Vater. Und Er ist wieder erst gegen Morgen zu Hause gekommen? Sohn geht schweigend auf und ab. Antwort will ich haben. — Nun? ob Er bald reden will?

Sohn. Herr Vater —

Vater. Ich bin sein Vater nicht, am wenigsten sein Herr Vater! Er untersteht sich, Bösewicht, ein fühlendes väterliches Herz, das Sorgen und Gram

die ganze Nacht hindurch zernagt haben, mit: Herr Vater, anzureden?

Sohn. Es war so böse nicht gemeint.

Vater. O wenn ich auch davon überzeugt seyn müßte, so hätten sich jetzt unsre vier Augen zum letztenmale gesehn! Ich würde Ihn kalten, herzlosen, nichtswürdigen, undeutschen Schuft zum Hause hinauswerfen!

Sohn. Ereifern Sie sich doch nicht so.

Vater. Ich will mich ereifern! sieht Er, ich will mich durchaus ereifern! Ich bin voller Eifer! Feuer und Flamme.

Sohn. Aber schonen Sie doch, mir zu Liebe, Ihrer Gesundheit, Ihrer theuren Gesundheit. Ist es nicht genug, daß ich so früh schon meine Mutter habe verlieren müssen, wollen Sie mir auch noch den Vater rauben?

Vater umarmt ihn gerührt. Nein, mein lieber Sohn, er soll Dir nicht geraubt werden. — Ach! du traute, verewigte Catharine! — O, mein Sohn, bei ihrem Andenken beschwöre ich Dich, gieb Deine thörichte Liebe, Deine unnützen vornehmen Freundschaften auf, und mache Deinem Vater in seinem Alter freudige Stunden. Wenn Du mich gerne hier bei Dir siehst, so beweise es mir durch Deine Veränderung. Sieh, die jetzige Noth Deines Vaterlandes, die Feinde, die in die Stadt eingedrungen sind, schreiben so starke Contributionen aus, achten göttliche und menschliche Rechte so wenig, daß wir bald durchaus verarmt seyn werden. — O bedenke Deine eigne Wohlfahrt, mein Sohn, denn von der meinigen kann bei diesen grauen Haaren nicht mehr die Rede seyn.

geht weinend ab.

Sohn. Mein Vater ist ein edler Mann, ganz nach der alten biedern deutschen Sitte, rauh und auffahrend, aber innerlich im Kerne ganz vortrefflich. — Ach! und dennoch kann ich seinem guten Rathe keine Folge leisten! — Liebe! du allmächtige Liebe bist es, die die festesten Bande der Natur zertrennt. Viele Zuschauer weinen, der Sohn will abgehn, Jeremias fängt ihn mit den Händen auf, indem er wieder hervorguckt.

Jermias. Meine Herren, Sie sind ebenfalls gerührt, und dieser harte hölzerne Bösewicht will doch nicht in sich gehn, sollen wir das erdulden?

Sohn. Das Schicksal, das unerbittliche Schicksal hat mich gewaltig ergriffen. — O gütiges Geschick, laß mich doch wenigstens meine Rolle zu Ende spielen, so wirst du sehn, wie ich im fünften Akte noch ein ganz andrer Mensch werde.

Jeremias. So? im fünften Akt? Ei scharmant! Das gäbe für alle armen Sünder ein treffliches Beispiel! Alle verlassen sich auf den fünften Akt, und nichts in der Welt verdirbt deshalb die Menschen so sehr, als eben dieser fünfte Akt, weswegen man ihn lieber gar, als einen Sittenstörer, gänzlich abschaffen sollte.

Sohn. Aber wie niedlich ich nachher werde, soll dir, o erhabnes Schicksal, selber Freude machen.

Jeremias. Nein, gleich hier auf der Stelle ändre Dich um, oder Du bist augenblicklich des Todes.

Sohn. Wie soll ich mich denn so schnell ändern? Habt Ihr, Schicksal, denn gar keine Kritik studirt? Das wäre ja anstößig, unnatürlich, und wenn ich also in der Moral was gut machte, so schösse ich dafür in der sogenannten Aesthetik einen desto ärgern Bock.

Jeremias. Der Kerl hat List und Ueberredungsgabe, aber wir wollen uns dadurch nicht hintergehn lassen. — Hinunter mit Dir, vom Theater! Du unmoralischer Flegel! Er schmeißt ihn vom Felsen in die Wüste hinunter, die Zuschauer lachen.

Sohn. O Menschheit! lachst du, wenn du siehst, wie ein grausam unerbittliches Schicksal mit einem Mitbruder spielt.

Caspar. Ja, wir müssen über den Purzelbaum lachen, den Sie da von oben gemacht haben.

Sohn. Lachen? Es ist fürchterlich, dies Geständniß hören zu müssen! O Menschheit, so will ich dich denn also verlassen, wenn du keine Thränen mehr für einen Unglücklichen hast, in eine Wüste will ich ziehn —

Peter und Alle lachen. Sie stehn ja schon mitten in einer Wüste.

Sohn. Nun so will ich aus Verzweiflung nach der Stadt gehn, auf den ersten Feuerheerd springen, den ich antreffe, mich selbst in das Feuer setzen und zu Asche verbrennen! geht wüthend ab.

Jeremias. Im Grunde ist es doch gut, daß wir ihn los sind, denn er kam mir ebenfalls langweilig vor.

Caspar. Es ging noch so mit.

Satan. Wobei er alle Schuld auf den fünften Akt schob.

Jeremias. Er war doch immer ein undankbarer Sohn, wenn wir ihn beim Lichte besehen, und darum ist es gut, daß wir ihn fortgeschafft haben. — Aber was fangen wir nun an? Er ist in der Desperation in die weite Welt hingegangen, und wir müssen auf einen neuen Zeitvertreib denken. Nunmehr soll etwas recht Wunderbares kommen, aber damit es mir nicht so sauer wird mit den Fäden, nehmt Ihr's wohl nicht übel, wenn Ihr manchmal meine Fäuste ein bischen gewahr werdet?

Die Leute. Nein, gar nicht.

Jeremias. Es läuft ja überdies ganz auf eins hinaus.

Musik; es zeigt sich eine brennende Stadt, König und Königin als Gefangene im Triumph aufgeführt, Bramarbas als Sieger voran auf einem schwarzen Pferde.

Chor.

Es ist uns gelungen
Mit Schicksals Geschick:
Der Mächt'ge liegt bezwungen,
Drum wird besungen
Des Feldherrn Glück.

Bramarbas. Bringt die Gefangenen in die Gefängnisse, dann wollen wir sehn, was mit ihnen anzufangen ist. — Aber wo ist Artemisius, der uns diese Stadt zuerst verrieth?

Ein Soldat. Man sagt daß er in voller Verzweiflung durch die Gassen rennt.

Bramarbas. So scheint ihn also seine That zu reuen? Wenn man ihn antrifft, schleppe man ihn ebenfalls ins Gefängniß.

Soldat. Ganz wohl, Ihro Majestät.

geht ab.

Theon tritt auf. O wo finde ich meinen Sohn? Meinen Sohn, dem ich noch heute so gute Lehren gab? Er ist auf und davon!

Bramarbas. Tröstet Euch, unglückseliger Vater.

Theon. Ich will nichts von Trost hören.

Drei Genien erscheinen.

Jetzt zittre, Bösewicht.
Es naht der große Mann,
Der alles kann,
Du kennst ihn nicht:
Bei diesem Licht!
Fängt er zu zaubern an,
So ist's um dich gethan!

Bramarbas. Nun, Kinder, was meint Ihr denn?

Polykomikus tritt auf mit einem großen Gefolge von Marionetten, die ihm die Schleppe tragen; indem erscheinen in der Wüste Polykomikus, Lysippus und Simonides.

Polykomikus. Nein, in der That, meine werthgeschätzten Herren, nun keinen Schritt weiter. —

Lysippus. Wir bitten unterthänigst —

Polykomikus. Ganz gehorsamster! Allein ich kann meine geringe Wohnung allbereits mit den Augen erreichen, inkommodiren Sie sich also nicht mehr. — Aber was werde ich denn da gewahr?

Polykomikus, Marionette.

Ich bin der große Zauberer, genannt
Herr Polykomikus im ganzen Land,
Ich kann, wenn's mir gefällt, den Teufel selbst zitiren,
Die schwarze Kunst an der Sonnenscheibe probiren,
Weshalb auch mancher vor mir zittert,
Weil ich gar manchem das Leben schon verbittert.

Lysippus. Herr Prophet, was soll diese Vorstellung bedeuten?

Polykomikus. Hochverrath, sonder Zweifel.

Caspar. Das gefällt uns, die Art von Schauspielen gefällt uns.

Polykomikus. Gefällt Euch, Ihr unkritischen Esel? Eine persönliche Satyre auf angesehene Leute, von meinem undankbaren Bedienten Euch vor die Augen geführt! O du höchst verblendeter Pöbel!

Polykomikus, Marionette.

An wem saht Ihr so schöne lange Ohren?
Es scheint, das Schicksal hat mich auserkohren,
In großen Thaten die Welt in Erstaunen zu setzen,
Oder mind'stens sie durch Lachen zu ergötzen.

Alle Leute in der Wüste lachen, Polykomikus tritt entrüstet hervor.

Polykomikus. Jeremias!

Jeremias, den Kopf vorstoßend. Herr Prophet!

Polykomikus. Was treibst Du für unverschämte Gaukelpossen?

Jeremias. Ich bilde die Menschheit nach allen meinen Kräften.

Polykomikus. Du die Menschheit bilden? O Du Blindschleiche! da gehören mehr Künste zu.

Die Leute. Er bildet uns aber in der That; wir müssen doch wohl fühlen, da es über unsre eigne Haut hergeht.

Polykomikus. Ich sage Euch, er kann Euch nicht bilden, denn er ist selber ungebildet.

Jeremias wirft ihm Marionetten und Musik an den Kopf und erscheint mit einem Besen.

Polykomikus. Wie? Du wagst es, mir so unter die Augen zu treten?

Satan. Und was hat er daran zu wagen?

Polykomikus. Und Du, unsauberer Geselle, unterstehst Dich noch, mit einem einzigen Fuße diese Wüste zu betreten?

Die Leute. Er ist der wahre Kenner, und jener ist der Dichter.

Polykomikus. Ihr irrt! ich bin der Kenner!

Satan. Ich bin es!

Jeremias. Er ist es, und ich bin der Dichter! und außerdem verstehe ich auch das Rathgeben am besten!

Polykomikus. Himmel und Erde!

schlägt nach ihm mit seinem Stabe.

Satan. Ei Du verstockter Bösewicht! mußt Du Dich dergleichen unterstehn?

Jeremias. Laßt nur, Gevatter, hab' ich doch hier Gottlob den Besen! —

er fegt ihn mit aller Gewalt.

Polykomikus.

Ach! unaussprechlich schweres, schweres Leiden,
Daß ich nach allen meinen schönen Freuden
Das grausame Fegen selber muß erleiden!

Alle Zuschauer, auch Lysippus und Simonides lachen.

Chor. Ihm geschieht schon recht.

Polykomikus.

Halt endlich doch mit Deinem Fegen inne,
Der Besen geht mir ja durch alle Sinne!

Jeremias. Nun ist es genug. — Da habt Ihr Euren Besen, und zugleich kündige ich Euch meine Dienste auf. — Kommt, Herr Satan!

geht mit Satan ab.

Chor. Ihm ist recht geschehn. —

auch die Zuschauer zerstreuen sich.

Polykomikus. So etwas ist mir bis dahin noch niemals begegnet.

Nimmt den Besen und geht gedankenvoll in die Höhle.

Der Vorhang fällt.

Der Jäger als Chor.

Bis hieher hat der Dichter sein Stück geführt,
Doch bleibt ihm noch das Größeste zurück.
Ertragt die Laune gütig, die ihn trägt,
Und tragt nicht Bitterkeit hinein, die schwerlich
Dies Stück vertragen dürfte. — Nun erscheinen
Die Schatten mächtiger Heroen bald,
Die wohl dem Dichter zürnen mögen, daß
Er sie in diesem wilden Spiele aufführt,
Es wagt mit schwacher Zunge ihnen nachzusprechen.
Vielleicht begünstiget den Dichter mehr
Die lust'ge Thorheit, als die Poesie:
Darum, daß Sie nicht zürnen, wollen wir
Sie bitten im andächtigen Gebet:

Du in deinen Heiligthumen,
Hohe Göttin, Poesie,
Wann Du unter großen Blumen
Wandelst in des Morgens Früh,

Wann du aller Lieder denkest,
Die dein erster Liebling sang,
Ihn zu sehn die Schritte lenkest
Nach dem dunkeln Buchengang, —

Ach, verzeihst du wohl dem Kühnen,
Der sich deiner Gottheit naht,
Bis zum Tode dir zu dienen
Sich als ein Geschenk erbat;

Willst du ihm die Blicke schenken,

Die du deinen Priestern gabst?
Ihn mit deinem Lächeln tränken,
Daß du seinen Geist erlabst?

O wie würd' er in dem Meere
Deiner Liebe neu erbor'n!
Aus dem zahlenlosen Heere
Zu der Wonne auserkohr'n!

Willst den Menschen du bewehren,
Flüchtet jedes Leid zurück,
Muß in Freude sich verkehren,
Du nur bist der Erden Glück! geht ab.

Fünfter Akt.

Stallmeister mit einem Bündel auf dem Rücken. Das muß wahr seyn, daß man auf Reisen seinen Verstand ganz ungeheuer erweitert; nur finde ich es schlimm, daß man an seinen Bemerkungen nachher so schwer zu tragen hat, denn die Manuskripte, die ich mit mir führe, kosten mich manchen Schweißtropfen. er setzt sich nieder. Es ist eine sehr unartige Gewohnheit, daß ich die Zunge so herausstrecke, wenn ich echauffirt bin, aber alle meine Bildung und Bemühung hilft nichts dagegen.

Jeremias tritt auf. Wo find' ich nun gleich einen Herrn wieder, der mir mit seiner Dummheit so vielen Spaß macht?

Stallmeister. Was ist das für ein Kerl?

Jeremias. Wer sitzt denn da und schöpft mit so großer Anstrengung frische Luft?

Stallmeister. Er sieht fast aus, wie ein Landstreicher.

Jeremias. Guten Tag, Freund; wo soll denn die Reise hingehn?

Stallmeister. Ich betrachte mir die Welt und reise zu meinem eignen Vergnügen im Lande umher.

Jeremias. Und was hat Er denn davon für Vergnügen?

Stallmeister. Mannichfaltig, denn bald werden meine Kenntnisse erweitert, bald wird mein Herz durch die Pracht der Natur auf eine gelinde Art erwärmt, dann beobachte ich wieder die Menschen und ihre Gesinnungen, dann kehre ich mal in den Wirthshäusern ein, in Summa, das Reisen macht mir tausendfältigen Spaß.

Jeremias für sich. Ich glaube gar, der Kerl ist ein Hund. — Richtig! das ist ja eine interessante Bekanntschaft. — Braucht Ihr vielleicht einen Bedienten?

Stallmeister. Ich könnte ihn gut genug brauchen, aber ob er mich brauchen könnte, das ist eine andre Frage.

Jeremias. Da Ihr solche Gesinnungen führt, will ich Euch ganz ohne Lohn dienen, denn mir ist es nur um einen Herrn zu thun.

Stallmeister. Auf die Art bin ich zufrieden. — Könnt Ihr schreiben?

Jeremias. Ich bin selbst ein Schriftsteller.

Stallmeister. Das trifft sich gut, so könnt Ihr mir immer die Unterabtheilungen in meinen Werken ausarbeiten.

Jeremias. Mit Freuden. sie umarmen sich. Was schreibt Ihr denn?

Stallmeister. So ein bischen für die Menschheit; es geht alles so ein klein wenig ins Große, jetzt sorge ich für das Gesinde.

Jeremias. Das thut Noth.

Stallmeister. Auch diese Menschenklasse muß gebildet werden. Die Kindererziehung ist eigentlich meine Hauptstärke, und über den Unterricht der Jugend habe ich am allermeisten nachgedacht.

Jeremias. Wir beiden großen Männer müssen noch in der Welt unser Glück machen.

Stallmeister. Das wäre recht meine Sache, denn ich bin nur aus einem niedrigen Stande.

Jeremias. Wie heißen Sie denn?

Stallmeister. Stallmeister.

Jeremias. Ein schöner und gleichsam allegorischer Namen, wenn Sie die Menschheit noch zureiten wollen.

Stallmeister. Wie heißt Er denn?

Jeremias. Jeremias und bin von meiner Geburt an Bedienter gewesen.

Stallmeister. Also Er hat nicht studirt?

Jeremias. Niemals, außer unter der Anleitung des Polykomikus. Ich kann mich aber in alle erdenklichen Thiere verwandeln.

Stallmeister. O das ist schön, damit soll er mir die Herzen gewinnen helfen.

Jeremias. Und durch die Herzen das Geld.

Stallmeister. Natürlich, denn in unserm Zeitalter ist Coeur Trumpf. — sie gehn Arm in Arm ab.

Polykomikus in seiner Höhle.
Ich weiß nicht, was ich nun beginnen soll,
Ich werde noch vor langer Weile toll,
Es muß ein böses Schicksal mit mir walten,
Mir will jetzt keine Freude Stand mehr halten:
Wenn ich nun auch nach alter Laune handle
Und mich zum Spaß in Feuer und Rauch verwandle,
So friert mich mitten im Feuer, im Wasser ist mir heiß,
Als Baum ich mich vor den Sperlingen nicht zu lassen weiß,
Als harter Fels, wenn der Nordwind über mich weht,
Verlier' ich vollends meine Humanität:
Keine Bücher, meine eigne, wollen mich nicht erbauen
Und kein Hund läßt sich in dieser Wüste schauen,
Da forscht nun keiner weder früh noch spat
Nach meinem sonst geschätzten guten Rath.
O wahrlich, wär' ich nicht geschmückt mit so vielen Jahren,
Ich ging' noch heute unter die Husaren.
O Menschheit! undankbare Race! wer, sprich frei,
Trug doch zuerst zu Deinem Glücke bei?
Ich will mich an den Hof begeben,
Vielleicht erneuert sich dort mein Leben.

Stallmeister tritt auf. Hab' ich das unaussprechliche Glück, den weltberühmten Herrn Polykomikus vor mir zu sehn?

Polykomikus. Allerdings! Es steht ja auch draußen an meiner Klingel angeschrieben, damit die Leute mich gleich finden können, wenn sie des Nachts zu mir kommen.

Stallmeister. O so bin ich ja beglückt, und dreifach beglückt, und ich möchte mich vor Freuden kreuzigen und segnen, wie man zu sagen pflegt.

Polykomikus. Sagt es lieber nicht, denn das ist eine Redensart, wodurch Ihr mir sonst verdächtig würdet, und ihr scheint übrigens ein sehr verständiger und interessanter Mann zu seyn.

Stallmeister. Ich thue wenigstens mein Möglichstes, und wenn es nachher doch nicht geräth, so liegt die Schuld am Schicksal und nicht an mir.

Polykomikus. Braucht Ihr guten Rath?

Stallmeister. Unendlich vielen, denn ich bin ein junger Mann, der nunmehr in die Welt einzutreten gedenkt, um zu wirken und auf sich wirken zu lassen.

Polykomikus. Ihr seht schon ziemlich alt und überaus gesetzt aus.

Stallmeister. Das liegt in unserer Familie.

Polykomikus. Ihr wollt doch ordentlich nützlich seyn?

Stallmeister. Ueber die Maaßen, und eben deswegen komme ich zu Ihnen.

Polykomikus. Nun, so kommt in meine Studierstube, da können wir besser mit einander sprechen.

Stallmeister. Mit Freuden und Entzücken wird mein zitternder Fuß und klopfender Herz dies Heiligthum betreten.

Polymikus Kommt, denn Ihr fangt an, mir sehr lieb zu werden. *beide gehn ab.*

Wald.

Dorus, Lila.

Dorus.

Wir stehn hier wieder an der alten Eiche,
Du schaust nun wieder durch den grünen Wald
Und immer noch kehrt Cleon nicht zurück.

Lila.

Vom Berge schau' ich nur nach ihm,
Es fließt und klagt der klare Bach,
Ich sehe seinen Wellen nach,
Ich weine, wenn die Vögel ziehn.
Die Bäume blühn,
Die Rosen glühn
Und winterlicher nur mein Herz,
Vom Verlangen,
Befangen,
Zerrissen von der Trennung Schmerz.

Dorus.

Er kehrt bald aus den Bergen wieder,
Von ihm erzählen des Baches Wogen,
Er kommt von Wellen heimgezogen,
Der Frühling hat Dich nicht betrogen,
Er streut dann seine Blüthen nieder
Und balde
Im Walde,
Begegnet dein Fuß
Dem treuen Geliebten,
Dann eint die Betrübten
Ein himmlisch belohnend-entzückender Kuß.

Lila.

Und immer vergebens
Die Sehnsucht ihn ruft:
Ihr fernen Gestade,
O dunkele Kluft,
Ihr fesselt des Lebens
Alleinige Freud',
O bringet geschwinde
Ihr gütigen Winde
Den Liebsten den sehnenden Armen noch heut!

Dorus.

Vertraue der Zeit,
Sie bringet die Blüthen,
Sie reifet die Trauben,
Drum fasse den Glauben,
Es wandeln die Stunden
Hinauf und hinunter.
Er kehret zurück,
Bald seid Ihr verbunden,
O herrliches Glück!

Lila.

O Sonne mit deiner Morgenröthe,
Mit deinem lieblichen Abendglanze,
Du Mond mit dem freundlichen Schimmer,
Ihr Sterne mit lieblichem Funkeln,
Gesellig entzündet
Euch alle zumal,
Ihr Wolken verschwindet,
Damit er ihn findet,
Den Weg durch das Thal.
O Nacht mit deinen düstern Schatten,
Du im Hohlweg lauernde Finsterniß,
Irrlichterschein, verführend Feuer,
Regenschauer, durch den Himmel flatternd,
Entflieht!
Gestirnt und hell
Sei der Weg, den er zieht,
Mit Lichtern erblüht
Die Nacht um ihn schnell.
O ungetreuer Weg, der seinen Schritt
Nur stets nach ferner fremder Gegend lenkt,
Du nimmst mein Herz nach andern Fluren mit,
Wie sich sein Fuß in ferne Thale senkt:
Ihr Blumen, die ihr freundlich nach ihm blicket,
Entgegen ihm mit bunten Sternen nicket,
Und den Geliebten fern von mir entzücket:
O wie ich Euch beneide,
Wie ich eifersüchtig bin,
Es wünscht mein tiefgestörter Sinn
Sich zur Freude
Daß Euch ein zürnender Sturm zerknicket.

Dorus.

Mag wohl, daß Er die schönsten pflücket,
Die blausten von dem Stengel bricht,
Gedenkend deiner Augen Licht,
Sich sinnend nach der Rose bücket,
Weil sie von Deinen Lippen spricht,
Und alle Dir zum Strauße flicht.

Lila.

Blumen, freundliche Kinder, vergebt mir,
Ihr zarten, flüchtigen Bilder der Liebe,
Die des Frühlings Finger

Zum Trost der Liebenden aus kalter Erde steckt
Und fein und lieblich mit bedeutungsvollem Schmuck bemalt:
O vergebt! und treibt ihn fort,
Richtet alle Eure Fäden,
Alle rothen, blauen Sterne,
Wie die Zeiger auf der Uhr,
Wie die Nadel auf dem Compaß
Sich nur nach dem Pole neigt,
Nur nach dieser Gegend her.

Dorus.

Nun kehre wieder mit mir nach der Hütte,
Die kurze Zeit wird auch vorübergehn,
Dann ist er ja auf immer, ewig Dein.

sie gehn.

Helikanus tritt auf.

Woher? — Wohin?
Zerstückter Sinn,
Was beginnst du?
Worauf sinnst du?
Wird das Glück sich niemals wenden?
Soll niemals dieses Leiden enden?
Wann ich zum Himmel aufwärts schaue
Und mir begegnet der Sonnenschein,
Und ich mir selbst vertraue
Und hoffe glücklich zu seyn:
So streck' ich die Hände
Dem fernen, ewig fernen Glück entgegen,
Ich flehe, daß ein Gott es sende,
Ihn sende niederthauend den Segen:
Ich hoffe ihn auf wundervollen Wegen, —

Und immer wieder
Fliehen zum Boden die Augen nieder!
Mein Herz innerlich drängt,
Die Brust sich sehnsuchtsvoll verengt;
Es treibt mich weiter, weiter,
Ich sehe um mich,
Ich zittre, ich wanke,
Wohin setz' ich den Schritt?
Ach! nirgends heiter! —

O Cleora, steige aus der Nacht,
Die sich stürmend um mein Herz herzieht,
Daß mit Zittern jeder Schein entflieht;
Kommt ihr ersten Liebesgefühle in flammender Pracht,
Erinnerung alter Zeit, du voriger Stolz, erwacht!
Bringt mit Euch all das Sehnen,
Die schweren, brennenden Thränen,
Die Verschmähung, das kalte Verhöhnen,
Du Leidenschaft, du Liebe, kommt und facht
Das vor'ge Feuer, daß es glüht,
Und immer rascher, immer wilder
Sich drängen Bilder auf Bilder,
Die Verzweiflung mich endlich erfasse
Und dies mühselige Leben endigen lasse!
Wie rauscht durch den Wald
Der Herbstwind so kalt?
Von den rauschenden Blättern
Zur Erde zittern
Gedanken des Unglücks
Und Bilder von Leiden. —

Wie mich die Sehnsucht oft ergreift
Und mit mir durch das Land der dunkelsten Träume streift,
Wie ich mir wünsche fern von den Leiden
Und Lebensfreuden
Zu schlafen, vom grünenden Hügel befangen,
Unbesucht von Wunsch und Verlangen,
Ueber mir wechselnd Gestirne und Mond,
Die Sonne aufsteigend und nieder,
Ich von ihren Strahlen verschont,
Taub für alle Frühlingslieder.

Wunderbar im Wechseln der Gestalten
Wirkte dann geschäftig die Natur,
Sich freuend neu zu verwandeln die alten,
Mit ihrem Eigenthume geizig hauszuhalten
Schmückte sie mit mir die grünende Flur.
Mein liebendes Herz erwüchse in Rosen,
Und triebe und ängstete sich nach dem Lichte.
Es spielten um ihn Sommerlüfte mit Kosen,
Es stünde ein neues Zeichen der Liebe,
Ein redendes Denkmal dem Gefallenen,
Ein lieblich Grabmal neuer Liebe,
Bei dem sie Eide schwüren und brächen.
Mein Blut ergösse sich in dunkelrothen Blumen,
All's Regen
Und treibende Bewegen
Drängte sich mit Ungestüm zur freien Luft hinaus,
In Pflanzen umgewandelt:
Nur sie, nur sie zu sehn, zu fühlen, zu vernehmen.
Sie gienge auch vielleicht vorüber
Und rührte mich mit zarter leiser Hand,
Verwundert über die schnelle Beweglichkeit der Blätter,
Die, ohne daß sie es wüßte,
Vor Freude erbebten und erstarrten. —
Und ich sollte dann von neuem
Die Verschmähung und den Hohn erdulden?
Wieder nur mein Unglück sehn
Und in Neid und Schmerzen vergehn?
Meine Blätter welkend um mich streuen
Und im Leben mein Leben nur bereuen?

Nein! ich entfliehe,
Entziehe
Mich nimmermehr Dir!
Von Zaubergewalten
Allkräftig gehalten,
Gehör' ich im Leben, im Tode nur Dir!
Wie soll ich mich retten
Und flüchten von hier?
Es reißen mich Ketten
Zu Dir! zu Dir! — geht ab.

Cleon tritt auf.

Auf und nieder steigen in mir die Gedanken,
Weiß mich nicht zu fassen,
Ich fühle mich zittern, die Schritte schwanken
Von aller Kraft verlassen.
Ist es ein böser Geist, der mich durch die Irre treibt?
Immer noch bin ich auf der Reise.
Mein Ziel mir immer noch ferner gerückt.
Oft glaubt' ich denselben Boden zu betreten,
Die Sträuche und Gebüsche all zu kennen,
Und dann fühl' ich mich wieder so fremd,
So einsam. —

Oftmals durch den grünen Wald
Eine liebe Stimme schallt,
Meinen Namen ruft es,
Ach! mich fällt so plötzlich dann
Uebergroße Freude an;

Ist es die Geliebte!

Wieder glaub' ich sie zu sehn
Vor mir durch die Büsche gehn:
O mein Herz, wie treibt es:
Aber dann verrauscht im Wind
Das Gebilde so geschwind;
Müde steh' ich sinnend.

Wenn der Bach vom Felsen springt,
Mein' ich daß es mir gelingt,
Und ich bin nicht säumig:
Stolz sieht mich der Felsen an,
Und ich schau' ihn wieder an
Eben auch nicht freundlich.

Blumen, die am Wege blühn,
Seh' ich Ihren Namen ziehn,
Jeder Baum rauscht Lila;
Was habt ihr damit gethan?
Bringt mich auf die rechte Bahn'
Keine Kunst ist Necken.

Aber alles macht mich irr',
Immer dummer vom Gewirr
Seh' ich kaum den Weg mehr:
Werd' ich aber vor Ihr stehn,
Will ich um so klarer sehn,
Oder gar erblinden. *geht ab.*

Der Waldbruder tritt auf.

Du eitles Streben menschlicher Gedanken,
Das sonst so gern den irren Busen füllte,
Wie bist Du mir auf immer nun entflohn?

O holde Einsamkeit,
O süßer Waldschatten,
Ihr grüne Wiesen, stille Matten,
Bei euch nur wohnt die Herzensfreudigkeit.

Ihr kleinen Vögelein
Sollt immer meine Gespielen seyn,
Ziehende Schmetterlinge,
Sind meiner Freundschaft nicht zu geringe.

Unbefangen
Zieht ihr des Himmels blaue Luft,
Der Blumen Duft
In euch mit sehnendem Verlangen.
Ihr baut euch euer kleines Haus,
Haucht in den Zweigen Gesänge aus
Von Himmels-Ruhe rings umfangen.

Weit! weit!
Liegst du Welt hinab,
Ein fernes Grab
O holde Einsamkeit!
O süße Herzensfreudigkeit.

Kommt ihr Beengten,
Herzbedrängten,
Entfliehet, entreißt euch der Qual,
Es beut die gute Natur
Der freundliche Himmel,
Den hohen gewölbten Saal,
Mit Wolken gedeckt, die grüne Flur:
Entflieht dem Getümmel!

O holde Einsamkeit:
O süße Freudigkeit! *geht ab.*

Cleon kömmt zurück.

Sind denn die Haine,
Alle die Eichen,
Mit den Gesträuchen,
Nur mich zu irren,
Mehr zu verwirren
Geboren allhie?
Müdere Beine
Gab es noch nie.

Nirgend noch Spuren
Von einem Wege,
Nirgend von Fluren,
Nur dichte Gehege
Von Bäumen und Sträuchen
Und dunkelen Eichen.

Wo find' ich nur heute.
Vernünftige Leute?
Der Tag wird verschwinden
Und keiner mich finden!

Der Waldbruder kömmt.

O süße Einsamkeit!

Cleon.

Ist das nächste Dorf noch weit?

Waldbruder.

Du holde Freudigkeit!

Cleon.

Wo find' ich nur heut
Vernünftige Leut?

Waldbruder.

Was sucht Ihr doch mit wildem Treiben,
Niemals erhascht Ihr so das Glück:
Es liebt den stillen heitern Blick.

Cleon.

Weist mir den Weg aus dem Walde zurück.

Waldbruder.

Drum müßt Ihr in dem Walde bleiben.

Cleon.

Mir schwanken die Sinnen,
Ich muß von hinnen,
Es warten ja mein
Die Freunde daheim.

Waldbruder.

Die kleinen Vögelein
Sie sollten Deine Freunde seyn,

Helikanus tritt auf.

O schwere sorgenvolle Brust,
Hegst du noch stets die eitle Lust
Die leeren Tage fortzuspinnen,
Stets zu verlieren, nie zu gewinnen?

Cleon.

Könnt Ihr mich aus dem Walde bringen?

Waldbruder.

Die bunten Gesellen singen
In den Zweigen so Tag wie Nacht.

Helikanus.

Was hat Euch denn hieher gebracht?

Cleon.

Ein schlimmer Stern schien über den Hügel
Und lockte von friedlicher Heimath mich fort,
Mich lenkte das Unglück mit ehernem Zügel,
Ich eilte vergebens von Ort zu Ort,
Von Hügel zu Hügel.
Derweilen sehnt sich die Liebste daheim,
Zurück zieht zur Liebsten mich Sehnen!
Ich finde keinen Weg weder groß noch klein,
Das Schicksal achtet nicht Bitten, nicht Thränen,
Nicht die Liebste daheim.

Helikanus.

O eitle Liebeslust!
O wahnerfüllte Brust!

Cleon.

Könnt Ihr mich ohne Singen
Aus diesem Walde bringen?

Helikanus.

Wer das Leben höher achtet,
Als ein ruhmbekränztes Grab,
Ist im Tode schon verschmachtet,
Er ist selbst sein eignes Grab.

Waldbruder

O süße Einsamkeit!
O edle Waldherrlichkeit!

Cleon.

Mich gereut
Nur die Zeit,
Die ich verschwende,
Ohne Ende,
Ihr Gesang;
Mir wird bang'.
Lieber gehn
Tagelang,
Nächtelang,
Als hier stehn
Im Gesang. Alle gehn ab.

Ein Chor von wandernden Handwerksgesellen tritt auf.

Chor.

Die Welt ist groß und breit,
Und doch lebt sich's so enge darinne,
Doch trifft es fast keiner nach seinem Sinne,
Denn allewege wohnt Haß und Neid:
Doch bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.

Ach! wie wird man geplagt und geschoren,
Heute so und morgen wieder so,
Man wird seines Lebens nicht froh,
Und ist nur zur Plage geboren:
Doch bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.

Doch weiß es nie recht, wo hinaus,
Heut' ist es so und morgen wieder so,
Bald will es weinen und bald ist es froh,
Einmal geht's aus, dann bleibt es zu Haus,
Bald ist's gebildet und bald ist es roh:
Doch bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.

Jeremias tritt auf. Hier find' ich ja unverhofft recht lustige Gesellschaft.

Gesellen. Was soll man in der Noth anders thun, als lustig seyn?

Jeremias. So seid Ihr also in Noth, meine werthen Herren?

Gesellen. Was sonst? der Himmel weiß, wie es mit uns noch werden soll.

Jeremias. Wenn ich fragen darf, wer oder was ist denn Euer Schätzlein, dessen Lob Ihr so laut heraussingt?

Erster Gesell. Ach das ist ein wetterwendisches Ding, ein launenhaftiges Wesen, das nimmermehr weiß, was es will, und zum Ueberfluß ziemlich oublique ist.

Jeremias. Ei, wie das?

Erster Gesell. Es ist keinem recht getreu, bald liebt es diesen, bald zieht es jenen vor, bald verlangt es wieder nach einem andern.

Jeremias. Und Ihr alle seid in eine und dieselbige Creatur verliebt?

Erster Gesell. Natürlich, denn mit einem Wort, unser Schatz ist das sogenannte Publikum.

Jeremias. Ei, der Tausend! Doch, mit Erlaubniß, daß ich weiter frage, mit wem hab' ich eigentlich die Ehre, mich gegenwärtig zu unterhalten?

Erster Gesell. Wir sind dermalen auf der Wanderschaft, sonst aber unserm eigentlichen Charakter nach große Männer; was man so ordinäre große Männer nennt.

Jeremias. Ich verstehe vollkommen, was Sie meinen; die Zeit, die Mode bringt es einmal so mit sich, daß man auch diese Schwachheit mit macht. Indessen wird doch auch zuweilen aus großen Männern noch was Rechtliches, wenn sie sich nur erst die wilden Hörner des Genie's abgestoßen haben, wie man im Sprichwort zu sagen pflegt. — Darf ich mir nicht die Namen von den Werthgeschätzten allerseits ausbitten? ich pflege mir gerne alles Merkwürdige, das mir aufstößt, zu notiren, und habe das schon von meinem dritten Jahre an so gehalten.

Erster Gesell. Sind Sie auch vielleicht von der Bande?

Jeremias. Habe nicht die Ehre, aber ein überschwenglicher Dilettant von allem Großen und Schönen; wenn ich so gleichsam einen neuen Fortschritt der Menschheit gewahr werde, so läuft mir vor Freude das Wasser im Munde zusammen, und nicht selten überfällt mich's so, daß ich mich genöthigt sehe, einen Strom von Freudenthränen zu vergießen.

Erster Gesell. Und auch mich drängt's, Dich, biedere Seele, an mein deutsches Herz zu schließen. O du guter deutscher Boden, welche Thatkraft, welche edle Mannichfaltigkeit bringst du doch immer noch hervor!

Jeremias. O mein Bester, die Güte Gottes läßt sich durchaus keine Gränzen vorschreiben. Aber Ihr Name?

Erster Gesell. Ihnen zu dienen mit dem edlen altdeutschen Namen Veit, meinem Gewerbe nach ein Weber. Aber ach! mein neustes Schicksal ist — Nackt und bloß!

Jeremias. Ach wie Sie mich dauern! Aber ich habe geglaubt, daß Sie sich sehr gut ständen, ich meinte immer, es könne Ihnen nicht fehlen, einen Humpen nach dem andern auszuleeren.

Erster Gesell. Das sind, mein Bester, Sagen der Vorzeit. Alles ist vergänglich, jener dort hat mir den meisten Schaden gethan.

Zweiter Gesell. Ja, er soll wahrlich an den Spieß sein Lebelang denken. Ich komme in aller Unschuld daher und treffe mein allerliebstes Publikum in seine Narrheiten vernarrt; mein Ehrenwerther, wenn ich den guten Geschmack retten wollte, mußte ich mich keine Unkosten und keine Mühe verdrießen lassen; Millionen Gespenster und Hexen, Luft- und Wassergeister habe ich dahinter her schicken müssen, um nur seine Humpen und Turniere und altdeutsche Blitz-Wurzel-Wörter nebst ihren etymologischen Erklärungen zu verdrängen.

Jeremias. Ich glaube Ihnen, denn auf einen groben Klotz gehört in der That ein grober Keil.

Zweiter Gesell. Nicht wahr? Es ist mir denn auch, mit Gottes Hülfe, so ziemlich gelungen. Ja, wo nichts helfen will, da muß der Spieß drein schlagen. Aber, à propos, wollen Sie sich vielleicht bei mir vermiethen? Ich brauche jetzt gerade einen Kettenträger.

Jeremias. Ich bedaure, daß ich nicht so glücklich seyn kann, denn ich bin schon in Diensten bei einem andern würdigen Herrn.

Zweiter Gesell. Könnten sonst auch ein Elements-Regent werden, ich brauche auch dazu ein Modell. Wenn ich mich recht, besinne, so gemahnen Sie mich fast wie das Petermännchen, dazu müßten Sie sich unvergleichlich schicken.

Dritter Gesell. Kommen Sie zu mir, Bester, bin ein brav Kerl, werden bei mir in einem Kraut-kräftigen Dialog geschrieben, sollen wohl gar der kluge Alte werden, wenn's Glück will, oder können mir auch als Jägermädchen, oder Harfnermädchen dienen, müssen aber dazu eine extra edle Seele im Leibe spüren.

Jeremias. Wie gesagt, ich bin schon anderweitig versorgt. Sonst, wer ist der Herr eigentlich?

Dritter Gesell. Ein Hauptdeutscher, ein Originalschriftsteller, ein Teufelskerl, bin ungemein im Gemeinen, so kräftiglich im Darstellen, daß nur die Stücke so davon fliegen, daß die Nerven krachen —

Erster Gesell. Nun sehn Sie, Herr unbekannter Dilettant, dergleichen Leute haben mir beim deutschen Publikum im Lichte gestanden.

Jeremias. Mit wem hab' ich denn hier die Ehre zu sprechen?

Vierter Gesell. Mit einem Schalke?

Jeremias. Der Profession nach ein Schalk?

Vierter Gesell. Allerdings.

Jeremias. Ei, da muß man sich ja wohl vor Ihnen in Acht nehmen?

Vierter Gesell. Es kann nicht schaden, denn ich habe mich sehr auf die Satire gelegt.

Jeremias. Aus was für Gründen?

Vierter Gesell. Aus zwei hauptsächlichen: erstens, weil in allen Lehrbüchern und auch anderswo die Klage geführt wird, daß die Deutschen die Satire noch am wenigsten angebaut hätten.

Jeremias. Die Satire wächst vielleicht am liebsten wild, und hat sich unvermerkt die Deutschen angebaut.

Vierter Gesell. Lassen Sie mich weiter reden, und zweitens reimt sich mein Name gar herrlich auf Schalk; und wer wollte nicht gern schalkhaft seyn!

Jeremias. Ei so seh' ich ja also körperlich den Mann vor mir, in dem sich nach einer Weiland-Tradition acht oder neun feine und erhabene Geister verkörpert haben sollen.

Vierter Gesell. Aufzuwarten.

Jeremias. Welche lateinische, griechische und englische Autoren waren es doch gleich, die sich sammt und sonders in Ihnen verkörpert haben?

Vierter Gesell. Ich weiß es so eigentlich selbst nicht, denn da ich sie innerlich besitze, kümmern sie mich äußerlich nicht sonderlich.

Jeremias. Sie wurden ein wenig eilig so durch die Bank aufgehascht, daß Sie sich gewiß selber verwundert haben. Spüren Sie aber von diesen heterogenen Geistern nicht einige Beklemmungen?

Vierter Gesell. So wenig, als ob ich keinen einzigen in mir hätte. Seit ich mein Privilegium habe, treibe ich mit der größten Gelassenheit meinen Witz vor mir her.

Jeremias. Und Sie werden nie von ihm getrieben?

Vierter Gesell. O nein, ich besitze mich.

Jeremias. Wie reich! Wie edle Gesinnung!

Vierter Gesell. Haben Sie nicht vielleicht etwas geschrieben, das ich nachahmen könnte? Es fehlt mir an Stoff zu meinem künftigen Taschenbuche.

Jeremias. Ach nein, ich schreibe gar nichts, außer die Rechnungen für meinen Herrn.

Vierter Gesell. Theilen Sie mir diese immer gefälligst mit, vielleicht daß ich doch auch meine Rechnung dabei finde; Sie glauben gar nicht, wie herrlichen Stoff ich oft in Büchern erfinde, auf die kein andrer kommen würde. Vielleicht schildre ich, wenn Sie ein paar Wochen mit mir umgehn wollten, das Leben eines Bedienten recht nach der Natur.

Jeremias. Ein andermal. — Sie arbeiten jetzt den Swift um?

Vierter Gesell. Ja, er ist schon angekündigt und also im Netz.

Jeremias. Seyn Sie nur dabei nicht zu sehr Swift.

Vierter Gesell. Sorgen Sie nicht, man soll ihn vielleicht kaum wieder kennen. Unter uns, er wehrt sich manchmal mit allen Vieren und handthiert, daß es zum Erbarmen ist; aber ich denke, wir wollen ihn schon mit einem guten Lexikon zwingen.

Jeremias. Lesen Sie den Shakspeare?

Vierter Gesell. Zuweilen.

Jeremias. Im Antonius steht eine schöne Stelle:

Sometime, we see a cloud that's dragonish;
A vapour, sometime, like a bear, or lion,
A tower'd citadel, a pendant rock,
A forked mountain, or blue promontory
With trees upon't, that nod unto the world,
And mock our eyes with air. — — — —
That, which is now a horse, even with a thought,
The rack dislimns; and makes it indistinct,
As water is in water.

Vierter Gesell. Eine schöne Stelle.

Jeremias. Ich will sie Ihnen jetzt etwas frei übersetzen, denn ich weiß, daß Sie die freien Uebersetzungen lieben.

Oft sehn wir weiß Papier, nennt sich satirisch,
Ist Luftgestalt, doch thut's wie Löw' und Bär.
Heißt Helden, Menschen, heil'ge Gräber, und
Die leere Luftgestalt erscheint der Welt
Und giebt vor Lesern sich ein Air. —
Die Taschenbücher mit den Pferden vorn
Bald werden sie ohn' Spur auf immer schwinden:
Sei auf Autorität nicht gar zu keck ein Prasser,
Wie Land scheint manches dir, und ist nur Wasser
in Wasser.

Vierter Gesell. Sehr unfreundschaftlich gedacht und überaus verwegen.

Jeremias. Meine Herren, ich rathe Ihnen allerseits, sich nach der Mühle dorthin zu verfügen; ich zweifle gar nicht, daß Sie dort ein gutes Unterkommen finden werden.

Alle. Wir müssen's versuchen.
Bleibt mir mein Schätzlein getreu,
So fühl' ich mich frank und frei.
sie wandern weiter.

Feld und Hain.

Ein Schäfer tritt auf.

Frühling wandelt durch die Matten,
Blumen unter seinem Fuß,
Dämmernd grün des Waldes Schatten,
Nachtigall giebt ihren Gruß.

Rückgezogen alle Gäste,
Lerchen in dem Himmelblau,
Wald begeht die frohen Feste,
Vöglein singen, rauschen Weste,
Duften Blumen auf der Au.
Ach wie süß und holdes Sehnen,
Nimmst gefangen meine Brust,
Leiden sind ihr unbewußt,
Wohlbewußt die Freudenthränen

Aus der Ferne kommt ein Grüßen,
Gastlich kehrt es bei mir ein,
Wohlbekannt mir ist der Schein,
Liebe läßt ihn niederfließen:
Rothe Lippen, euer Küssen
Soll nun meine Andacht seyn.

Nestor kömmt. Nirgend weder Prinz, noch Hund, noch Geschmack. O du verderbtes Zeitalter! Wie kann die Welt nur so fertig werden! Nur an Schuh und Stiefeln, die ich der Menschheit zu gefallen mir ablaufe, ist jetzt schon eine ansehnliche Rechnung zusammen gekommen. Ich habe es auf alle Arten versucht, aber es will in keiner einzigen gelingen; die Menschheit ist zu unverschämt zurück gegangen. Der Prinz wird in seiner Krankheit sterben, und wir werden zehn Jahr unnütz herumirren, — ich bin der Possen satt und müde. Da ist an keine schöne Ruhe, an kein häusliches Glück, an keine ausgewählte Lektür zu denken, wenn man als Treibjäger für den guten Geschmack angestellt ist. — O du angenehmes Landleben, wie gelüstet mich nach dir, im Schooß einer wohlerzogenen Familie, am Busen der Freundschaft und Liebe, an der Seite des Hamburger Correspondenten mit seinen Beilagen, wie würde ich da meine mir zukommende Wonne und Seligkeit genießen! Aber das sind, ich merke es schon, Träume einer überspannten idealisirenden Phantasie, die sich niemals realisiren werden! — Wahrlich, da geht ein Schäfer, oder was es sonst für eine Creatur seyn mag. — Ich bin nicht für die Schäfer, sie haben das mit der Revolution gemein, daß sie gar zu schlimme Folgen veranlaßt haben, denn alle die übertriebenen Idyllen und ländlichen Gemälde und Unwahrscheinlichkeiten sind durch die Schäfer entstanden, und haben immer eine Art von Entschuldigung für sich, daß es denn doch am Ende wirklich in der Welt einige Schäfer giebt.

Schäfer.

Wer ist wohl jener Unzufriedne dort?
Er schaut nach allen Seiten um, vielleicht
Verlor er seinen Weg und wünscht zu fragen,
Um aus der Irre sich zurecht zu finden.

Nestor. Ich weiß nicht, — es wird mir hier so sonderbar zu Muthe, — mir ist es, als hinge ein neuer Himmel über mir, als wehten hier andre Lüfte, — kaum, daß ich mich enthalten kann, ein Lied zu singen.

Schäfer.

Er ist nicht aus der hies'gen Gegend, wohl
Ist das aus seinem Gang, aus seinen wilden
Geberden zu vermerken. Nördlich scheint er
Und ungestalt und roh, auf allen Fall
Kein Schäfer, denn der Umgang mit den Heerden,
Die fromm und zahm, macht auch den Hirten sänftlich.

Nestor. Ich fürchte, mein Seel, meinen Verstand von neuem zu verlieren. Aber was in aller Welt ficht mich denn hier an?

Schäfer.

Vergönnt die Frage, seid Ihr wohl ein Schäfer?

Nestor. Ah! Sieh da! — Ein Schäfer? Nun ja, das fehlte mir noch. Wie, könnt Ihr Euch so was unterstehn! — Nein, mein Freund, ich bin, Gott sei Dank, ein Reisender, der sich, wenn er erst wieder zu Hause sitzt, zum Range eines Reisebeschreibers empor schwingen wird.

Schäfer.

So seid Ihr glücklich, daß Ihr Erd' und Menschen
In mancherlei Gestalt betrachten mögt.

Nestor. Sie sind auch glücklich, daß Sie mich betrachten können.

Schäfer.

Wollt Ihr den seltnen Garten wohl besuchen?

Nestor. Wie ist mir denn? — Schon vorher merkt' ich so was: —

Wollt Ihr den seltnen Garten wohl besuchen?
Ihr sprecht ja wohl gar in sogenannten Jamben?

Schäfer. Nicht anders.

Nestor.

So müßt Ihr toll, so müßt Ihr närrisch seyn,
Denn das ist gänzlich gegen die Natur!
Wo bin ich denn, ich Armer, hingerathen?
Es fehlt nur noch daß ich auf andre treffe,
Die im Gesang die Leidenschaft ausdrücken,
So hätten wir die Oper gar entschuldigt.

Schäfer.

Beliebt zu merken, daß Ihr selbst nichts anders
Als nur im Vers gesonnen seid zu sprechen.

Nestor.

Ich weiß recht gut, ich bin schon halb besessen,
Ich fühlt' es wohl, die Luft ist ungesund
Und voll Schimären, Narrenpoesie.

Schäfer.

Wie könnt Ihr euch darüber doch verwundern,
Da hier ganz nahe der allerholdseligste Garten
Mit tausend Blumen, duftenden Bäumen liegt,
Den Poesie mit ihren Getreuen bewohnt.

Nestor.

Ei, was Ihr sagt! Ich glaub' es nimmermehr:
Ein Bedlam mag's wohl seyn, ein Narrenhaus,
Ein Invalidenstift, Phantastenkram,
Neumod'sche Dichterei und Atheismus,
Was mir allhier in meine Nase beißt.

Schäfer.

Nein, bei der Heiligkeit des Firmaments —

Nestor.

Ein schöner Schwur! der Raserei ganz würdig!

Schäfer.

In diesem Paradiese wohnt die Göttin
Und hält in Blumen und Farben ihre Haushaltung,
Von einem Himmel des klingenden Wohllauts bedeckt.

Rektor.

Schon gut! und da das Aergste es nun erheischt,
So will ich bei Gott, die ärgsten Mittel brauchen!

er zieht ein Buch heraus.

Der Verfasser dieses Werks, mein edler Freund,
Gab mir dies Büchlein mit im Fall der Noth,
Wenn mich Phantasterei, wenn mich Witz ergriffe,
Wenn ich nicht bei mir selber, dies zu lesen.
Mir sind so Tau' wie Segel schon zerrissen,
Ich stütze mich auf meinen Nothanker jetzt!

Er riecht an dem Buche, und liest nachher drinnen, aber nur ein wenig.

Ha ha! Nun brauch' ich nur über Euch und alle Eure Poesie zu lachen. Das nenn' ich mir eine herzstärkende Prose! Ich habe fast nur ein wenig daran gerochen, und schon ist der ganze Schwindel weg, gerade wie man auch am trocknen Brode riechen muß, wenn einem der Senf die Nase zu sehr begeistert. Seht Ihr wohl, die Verse sind wie weggeblasen.

Schäfer.

Es scheint gewiß ein kräft'ger Talismann.

Rektor. Nun erzählt, was Ihr Lust habt, und es soll mich nicht sonderlich rühren.

Schäfer.

Dieser Hain verdeckt den lieblichen Eingang,
In dem der Vögelein süße Stimmen
Das sehnende Herz gewaltig locken,
Den Weg nach dem Garten mit Gesängen zeigen.
Wundervoll, wundervoll,
Tönt's und rauscht es von dort herüber,
Der taumelnde Sinn wird staunend
Und wie mit glänzenden Ketten umwunden
Hin, hin zur glanzreichsten Welt gezogen.

Am Eingang dort sind wunderbare Zeichen,
Die keiner gleich beim ersten Blick verstand,
Bald scheinen sie den Dingen wohl zu gleichen,
Die wir in früher Kindheit schon gekannt,
Dann ist's, als ob Erinn'rung will erbleichen
Und das Verständniß ist uns abgewandt:
So kämpfend jede Ahnung festzuhalten
Beschaut man still die magischen Gestalten.

Nicht lange, sieh, so klingt von selbst das Thor,
Vernehmlich wandelt her ein Geisterwehen,
Allseitig drängen Blumen sich hervor,
Im grünen Glanz sieht man die Bäume stehen,
Ehrfurcht gebeut dem Blick ein edles Chor,
Die Dichter sind's, die durch den Garten gehen,
Man sieht sie still in holder Eintracht ziehen,
Du fürchtest sie, doch magst du nicht entfliehen.

Betritt den Garten, größre Wunder schauen
Holdselig ernst, auf dich, o Wandrer, hin,
Gewalt'ge Lilien in der Luft, der lauen,
Und Töne wohnen in dem Kelche drin,
Es singt, kaum wirst du selber dir vertrauen,
So Baum wie Blume fesselt deinen Sinn,
Die Farbe klingt, die Form ertönt, jedwede
Hat nach der Form und Farbe Zung' und Rede.

Was neidisch sonst der Götter Schluß getrennet,
Hat Göttin Phantasie allhier vereint,
So daß der Klang hier seine Farbe kennet,
Durch jedes Blatt die süße Stimme scheint,
Sich Farbe, Duft, Gesang, Geschwister nennet.
Umschlungen all sind alle nur Ein Freund,
In sel'ger Poesie so fest verbündet,
Daß jeder in dem Freund sich selber findet.

Und so wie Farb' und Blume anders klingen
Nach seiner Art in eignen Melodien,
Daß Glanz und Glanz und Ton zusammen bringen
Und brüderlich in Einem Wohllaut blühn,
So sieht man auch, wenn die Poeten singen,
Gar manches Lied im Schimmer fröhlich ziehn:
Jedwedes fliegt in Farben seiner Weise
Ein Luftbild in dem goldenen Geleise.

Kein Sterblicher kann all die Freuden sagen,
Die Wohnung in dem sel'gen Zirk genommen,
Kein Sterblicher vermöchte sie zu tragen;
Beglückt, wer in die Nähe nur gekommen!
Ach jeder möchte gern die Reise wagen,
Doch wen'ge nur sind durch den Strom geschwommen,
Der ohrbetäubend durch die Welt hin tobet
Und nur die Welt mit jeder Welle lobet.

Drum halten sie, in Weltgeschäft versunken,
Für Fabel nur des Gartens schöne Kunde,
Sie lassen glücklich sich zu seyn bedunken,
Erhaschen sie die gegenwärt'ge Stunde;
Nur wen'ge haben von der Luft getrunken,
Nur wen'ge flehten drum mit reinem Munde:
Sie stiegen göttlich zu den Göttlichkeiten,
Selbst Welt erkennt die Hochgebenedeiten.

Denn Ströme fließen von den Seligkeiten
Hinab in alle weite weite Welt,
Jedwedes Herz kann sie ins Inn're leiten,
Daß es in sich die Lust gefangen hält.
Nur wenigen gelingt's in selt'nen Zeiten,
In denen sich die Gottheit selbst gefällt,
Die Welt erstaunt, wenn sie die Sprache führen,
Und Herz und Sinn mit hoher Kraft regieren.

Rektor. So?

Schäfer.

Wenn die Nacht herabsinkt
Und Mondschein sich ausstreckt,
Ist im Garten oft ein seltsamlich Geflimmer
Von tausend und tausend wechselnden Farben;
Durchsichtig sind die Blumen
Und ihre Geister steigen heraus,
Und wiegen sich und hüpfen sichtbarlich in den Kelchen,
Schmucke Geisterchen hängen in den Bäumen
Und necken die antwortende Nachtigall,
Um alle Blätter brennen Lichter,
Durch das wankende Gras schweifen Sterne,
Die Töne entzünden sich inniglicher, herzlicher,
Die Musik umarmt brünstiger
Die mit Träumen gaukelnde Natur.
Dann schwebt aus goldnen Himmelswolken
Wallend, bebend,
Schimmer strahlend,
Segen thauend,
Wonne singend,
Die Liebe, die Liebe zu den entzückten Blumen herab.

Wenn ich dann manchmal vorüber
Dem Garten gehe,
Die hohen Sänger schaue,
Die in des Mondes Kühle wandeln,
Und blicke mit irrendem Auge

In das blendende Farben- und Glanzgetümmel.
Das sich mir entgegen schüttet:
Klingen im Ohr die vollen wechselnden Töne,
Kann ich mich selbst nicht begreifen,
Halte nur alles für Traum,
Wünsche ein Dichter zu seyn.

Nestor. Gar recht, vollends wenn ihr noch hinzusetzt, ein schlechter. — Gehabt Euch wohl, Herr Rasender. *geht ab.*

Schäfer.

Sehr mannichfaltig ist des Menschen Sinn,
Und viel sehr unterschiedene Gemüther
Sind auf dem weiten Erdenrund verbreitet.
Ihm fehlt die innere Musik des Herzens,
Der Wohllaut geht vorüber seinem Ohr,
Es steht vielleicht die Frage selbst noch frei,
Ob er den Takt zu schlagen wohl versteht. *geht ab.*

Cleora *tritt auf.*

Ich suche dich und zittre dich zu finden:
Wohin, zu welcher Kluft bist du entflohn?
So manche Tage, Nächte such' ich schon,
Ich nenne deinen Namen Luft und Winden.

Bald soll mein Tod dir meine Treu' verkünden,
Denn Wind und Quell und Baum spricht mir nur Hohn,
Sie rauschen, wo ich bin, mit finsterm Ton
Und schelten alle zürnend meine Sünden.

Ach Treuster, Liebster, mußt' ich dich verlassen?
Du meintest wohl das Härteste zu dulden
Als dir erlosch der Gegenliebe Schein;

Du starbst, mich weiht zum ärmeren Genossen
Das Unglück, denn für mein so schwer Verschulden
Ist mir versagt, von Dir verstoßen seyn.

Sie setzt sich auf den Boden nieder.

Ach! wie fühl' ich mich verloren!
Warum schweif' ich noch durch diese Welt?
Was soll mir dies verhaßte Tageslicht,
Was gehn mich die Blicke dieser Blumen an
Ich Schuldvolle
Darf nicht wagen zum Licht,
Zur Kinderunschuld dieser bunten Pflanzen
Das Auge aufzuheben.
Das flatternde Haar rauscht losgebunden
Vom Winde getrieben durch das Gras,
Meine Thränen netzen den Boden,
Meine aufgehobnen Hände flehen
Mein voriges Glück vom Himmel herab.

Könnten Thränen dich versöhnen,
Möchte Reue dich vermögen:
Daß sie zu mir nieder zögen
Alles Glück, die vor'gen Gaben,
Nimmer wollt' ich sie verhöhnen.

Aber nie wird Kühlung laben
Den, der seine Bäume fällt;
Ihm erstirbt das grüne Zelt;
Wer sein Haus sich selbst verwüstet,
Nie kann der sich wohl gehaben.

Ach! wie umfängt
Mich Seligkeit linde!
Was mich bedrängt,
Das Herz mir verengt
Entführten geschwinde
Mitleidige Winde.
Es heben sich heiter
Die Augen empor,
Die Fluren sind weiter,
Es kommen wie Blumen die Freuden hervor.

Wie bin ich in der Götter Schutz gekommen,
Daß sie auf mich die Ruhe freundlich gießen?
Die Last ist mir vom Busen weggenommen;
Wie Quellen, die von Bergen niederfließen,
Versiegend sterben, sind sie weggeschwommen
Die Sorgen, die mein armes Herz zerrissen.
Vom schönsten Troste fühl' ich mich umgeben,
Ich bin versöhnt mit Tod und auch mit Leben.

Wie Sturm und Regen oft die Felder schlägt,
Daß alle Pflanzen sich zur Erde beugen,
Das Laub am Baum erzitternd sich bewegt
Und Thränen sich an Gras und Blumen zeigen,
Doch alles sich mit neuem Leben regt,
Wenn endlich nun des Himmels Stürme schweigen,
So geht ein Tagesglanz durch meinen Kummer,
Mein Leiden floh, ein leichter Morgenschlummer.

Nur Traumgestalt hielt meinen Sinn gefangen,
Ich bin den schwarzen Schatten nun entronnen,
Zum neuen Leben fühl' ich neu Verlangen,
Zum neuen Spiel, von Träumen nur begonnen.
Die Parzen seh' ich in den Wolken hangen,
Die Zukunft wird von ihnen ernst gesponnen:
Ihr Götter, seid für das Geschenk gepriesen!
Ihr schenktet Ruh, habt gastlich euch bewiesen.

geht ab.

Der Garten.

Nestor *tritt auf.* Hab' ich in meinem Leben so was gesehn! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch, wie kleine Bäume, Lilien, die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen zwischen himmelhohen Eichen, Baumgängen, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann, — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtner Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt seyn müßte.

Der Wald.

Der frische Morgenwind
Durch unsre Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr Dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art zu rauschen? Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehn, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald.

Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein:
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchsungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend:
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend. —

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär' ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald.

Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen;
Doch fließt der mannichfalt'ge Klang,
In Einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Licht zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder seyn,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang seyn.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Besten unter uns. Nur ein bischen konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen.

Bist Du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stehn geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche,
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets erneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von ächter Moralität zu finden ist.

Rosen.

Küsse sind verschönte Rosen,
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut't der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, das so etwas herauskommen würde.

Rosen.

Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe,
Roth steigt nieder jede Nacht;
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß;
In Granaten flammt die Röthe,
Brennt in Purpurs voller Pracht,
Deuten uns den innigsten Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien.

Wende Dich zu unsern weißen Sternen
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnrung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr unverständlich.

Lilien.

Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsame Reden! Drum hab' ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien.

Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht:
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mag die stille Sehnsucht seiner warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche.

Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt Dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben Dich,
Trag' uns Dein Herz entgegen,
Was verschmähst Du uns?
Alles kann nicht Wald seyn,
Alles kann nicht Blume seyn,
Muß auch Kinder geben.

Nestor. So? Eine schöne Entschuldigung.

Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch was Rechts!

Der Wald.

Wandl' im Grünen,
Willst Du die Blumen verstehn,
Mußt du erst den Wald durchgehn.
Ist Dir erschienen
Der Sinn des Grünen,
Dann magst du die Blumen verstehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald.

Grün ist das erste Geheimniß,
In das die Natur Dich weiht.
Grün schmückt rings die Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Das alles froh umgießt.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen.

Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
Glanz-Pokal, aus dessen Blinken,
Sonne, Licht und Bienen trinken.
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen.

In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht, uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister,
Ueber uns Buchgeflüster:
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht.

Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine seyn,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein;
Möchten wir größer seyn!

Feldblumen.

Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne;
Mußt Du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang.

Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau.

Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroth's heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehn, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin tritt herein. Wer bist Du?

Nestor. Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblicke halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin.

Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? der Garten der Poesie? Hm! Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin. Wie das?

Nestor. Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin.

Ergötzen Euch denn diese Blumen nicht?

Nestor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin.

Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor. Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehn habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfahrung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt, und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin.

Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor. Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich seyn, ehrliche Blumen sind sie wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so ins Excentrische gehn.

Göttin.

Ihr vergeßt, daß dies die wahren Blumen sind,
Die Blüth', die in Blüthe steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor. Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt seyn müsse. Und wenn ich auch alles andre vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin.

Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor. Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen seyn, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Nestor. Ich stelle einen Märtirer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reise, und mein Prinz kann nicht eher seine vollständige Gesundheit erhalten, bis wir den guten Geschmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geschmack?

Nestor. Ich will es Euch schon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig scheint. Seht, der Geschmack, — als wenn ich sagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich strenge mich pur so an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — also, wenn Ihr Euch ein klassisches vollendetes Gedicht denkt, — klassisch nämlich, was, — nun, das ergiebt sich von selbst, — oder so ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln observirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verstehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunst?

Nestor. Nun ja, es wird ohngefähr so zutreffen. Wenn Ihr die Klassiker gelesen hättet, da würdet Ihr mich schon eher verstehn. Hätt' ich doch nur meine Grundsätze der Kritik bei mir!

Göttin.

Laßt sich den Kranken gleich hieher verfügen,
In diesem sel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln sich erlöst
Befinden, denn hier wohnt die Poesie.

Nestor. Hieher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raserei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorstellungen von Euch und Eurem Garten, ich sehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin.

Dort wandeln sie im dunkeln Gange, jetzt
Seh' ich, wie sie die Schritte zu uns lenken,

Die Dichter treten herein.

Nestor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin.

Unnöthig scheinst Du zweifelhaft zu seyn.

Nestor. Man muß sich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie sie unhöflich sind, sie kümmern sich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin.

Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Nestor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch ist jetzt die Zeit.

Göttin.

Kein Ungeziefer naht dem heil'gen Wohnsitz.

Nestor. Nun das ist noch von allen Dingen das unnatürlichste und unwahrscheinlichste. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Mensch glauben; seht, meine liebe Frau, ein solcher Garten ist bisher noch gar nicht erhört gewesen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich Ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin.

Ihr seid von seltner Munterkeit des Geistes.

Nestor. Wie heißt denn der finstre alte Murrkopf hier?

Göttin.

Bescheidner sprich, es ist der große Dante.

Nestor. Dante? Dante? Ach jetzt besinn' ich mich, er hat so eine Comödie, gleichsam ein Gedicht über die Hölle geschrieben.

Dante. Gleichsam ein Gedicht? Wer bist Du, daß Du also sprichst?

Nestor. Nu, nur nicht so böse, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich

liebe die Dichtkunst und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurrpfei — wie war das Werk, das Du so eben nanntest?

Nestor. Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat selbst welche gemacht. Das bedeutet so Euer dummes Zeug, Eure lustigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertröbeln kann.

Dante.

Wer bist Du, flache Unbedeutenheit,
Daß Du Dich dieser frechen Sprach' erkühnst?
Hat Dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Bist Du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poesie verstoßen?

Nestor. Ereifert Euch nicht so, alter Mann, denn die Wahrheit zu sagen, so habe ich Euch niemals gelesen.

Dante.

Und kommt da her und spricht von meinem Werk:
Die göttliche Komödie Schnurrpfeifrei!
Ein schändliches, barbarisch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Nestor. Seid stille, sag' ich Euch, und laßt uns einmal ernsthaft sprechen. Seid Ihr denn in der That jemals ein Dichter gewesen?

Dante. Ariost! Petrarca!

Nestor. Nun, nun, die Zeiten haben sich seitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — aber jetzt seid Ihr zu schwer zu lesen, und auch außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals! was meinst Du damit, Wurm?

Nestor. Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur sagen, war es erstaunlich leicht ein Dichter zu seyn, weil, wie ich gelesen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten existirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andre damals eben so wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante.

Es hätte also nur an Dir gelegen,
Nur an der Zeit, die Dich ans Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hättest auch wie ich die Welt erstaunt?

Nestor. Natürlich, ja was noch mehr ist, ich denke es sogar in unserm Zeitalter, wo es doch tausendmal schwerer ist, dahin zu bringen. Erst fang' ich so sachte, sachte mit Abhandlungen für Monatsschriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietisten ganz artig und sauber in seiner Blöße darstelle, dann schreib' ich gegen Gespenster, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann lass' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht ist, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiren was man nur leisten kann, bis mich die Leute endlich aus Langerweile für den ersten Menschen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure sogenannte Komödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem unaufgeklärten Zeitalter geschrieben. Hölle und Paradies! Und alles so umständlich, wie ich mir habe sagen lassen. Fi! schämt Euch, ein alter erwachsener Mann, und solche Kinderpossen in den Tag hinein zu dichten.

Dante.

Die Gottheit hat es mir also verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetisch Lied
Zur Glorie der katholischen Religion
In reinester Begeisterung zu sprechen.

Nestor. Nu, das ist es ja eben, wovon wir reden. Die katholische Religion, das ist mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anstoßes.

Dante.

Was denkt's Gewürm bei diesem Ausdruck denn?

Nestor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man sich dabei denken soll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, sogar bei den gemeinen Leuten, geworden ist, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu sagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholisch werden.

Dante wendet sich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.

Nestor. Die Dichter sind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man sich für ihre Werke interessirt!

Ariost. Der Protestant protestirt ja gegen alles Gute, und besonders gegen die Poesie.

Nestor. Alle durch die Bank grob! Wer seid Ihr denn?

Ariost. Ich nenne mich Ludwig Ariost.

Nestor. Aha! Mit Euch bin ich schon ein wenig mehr bekannt, seid auch amüsanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoralisch. Mensch, Mensch, wie habt Ihr so manches beim Durchfeilen können stehn lassen?

Ariost. Ha ha ha!

Nestor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln soll. Aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Possen durchaus nicht niederschreiben sollen.

Ariost. Aus Liebe zu den Menschen habe ich es gethan, aber was ist die Menschheit?

Nestor. Die Menschheit, — mich wundert's, daß Ihr davon nichts wißt, — seht, das ist so die Welt en gros. Jetzt steigt übrigens die Menschheit erstaunlich, man hat sogar Erwerbschulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, seht Ihr, das nennen wir so Menschheit.

Ariost. Darüber ließe sich vielleicht ein Lustspiel schreiben.

Nestor. Es geschieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu spät, alles für die Menschheit.

Ariost. Und sind sie sehr lustig, diese Lustspiele?

Nestor. Wo denkt Ihr den hin? Nun ja, da sieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend ist's zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Bösewichter, und hoher edler Menschen.

Gozzi. Dieser wäre eine ziemlich gute Maske.

Ariost. Liest man denn meine bunten Lieder noch?

Nestor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit seiner Veredlung so viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrig bleibt, mich etwa und andre dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Ariost. Närrischer, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden seyn.

Nestor. Wie Ihr's versteht! Nein, mein Bester, das zu beurtheilen ist für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubstummen-Institute, Kabinetsordern, Lesebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Ariost. Du rasest.

Nestor. Und schöne Weiblichkeit und zuckersüße Häuslichkeit, und wahre Menschenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern —

Ariost. Das scheint mir in der That nöthig.

Nestor. Unentbehrlich. Ja, Ihr solltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu existiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Ariost. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Nestor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rücksichten entbehren, denn der größte deutsche Poet hat so ohngefähr das Beste aus Eurer Manier genommen, und in seinem herrlichen Oberon trefflich verschönert; dabei hat er auch den sogenannten Stanzen eine schöne Originalität beigebracht, indem er sie freier, unkünstlicher, liebenswürdiger entstanzt und umgestanzt hat.

Ariost. So?

Nestor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbessert. — Wie ist denn Euer Name?

Petrarca. Ich heiße Petrarca.

Nestor. Ich habe also die Ehre ein sehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten übersetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge ist über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden seid?

Petrarca. Du bist ein wunderlicher Kauz. Hast Du denn meine Sonetten verstanden?

Nestor. Ach, lieber Gott, was ist da sonderlich zu verstehn, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen ist für mich nicht. — Ich möchte fast darauf wetten, daß Ihr der bekannte Tasso seid.

Tasso. Nicht anders.

Nestor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer ist der freundliche Mann dort?

Tasso. Er ist der Castilianische Poet Cervantes.

Nestor. Je Possenreißer, Possenreißer, komm doch vor und sei nicht so blode, Dich mag ich erstaunlich gern leiden, denn Du bist ein lustiger Geselle.

Cervantes. Was willst Du von mir?

Nestor. Dein Ding, Dein Don Quixote ist zum Todtlachen, aber was sollen die Novellen drin?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt.

Nestor. Nu, antworte darauf.

Cervantes. Was soll das ganze Buch?

Nestor. Das sag' Er nicht, mein Bester, denn erstens hat das Buch andre viel bessere veranlaßt, zum Beispiel den Don Sylvio von Rosalvo, also ist das schon ein gewisser beträchtlicher Nutzen, und dann ist es ja zum Todtlachen, es ist keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht gelesen hätte, nein, sei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben schon so viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode so tief heruntergesunken, daß der Pöbel mich für seinen Gesellen und Bruder erkennt?

Nestor. Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er gelesen, und in den Uebersetzungen läßt man seine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Ansehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Nestor. Je das sind ja Jugendschwächen, die vergiebt man ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakspeare erzählen, wenn er wieder kömmt.

Nestor. Also der Teufelskerl ist auch hier? Eine kuriose Gesellschaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klassischen und korrekten Menschen hier, an dem man sein Gemüth auf eine verständige Weise erquicken könnte. Und das soll der Garten der Poesie seyn? Der Schwärmerei, der Phantasterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermissest Du?

Nestor. Da hat doch nun, nur ein schlechtes Beispiel zu geben, die deutsche Nation schon längst ihr goldnes Zeitalter der Poesie gehabt, und ich suche unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleist, Bodmer, — sehe keinen einzigen Deutschen.

Göttin. Die Du nennst, kennen wir nicht, aber dort steht der wackre Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennst Du mein Fastnachtsspiel vom Doktor mit dem Narrenschneiden?

Göttin.

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heil'gen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Nestor. Wer in aller Welt könnte denn das seyn?

Bürger ihm leise ins Ohr. Goethe.

Nestor. O geht mir doch mit dergleichen, ich selbst habe erst neulich Hermann und Dorothea, der Genius der Zeit foderte das, so rezensirt, daß man ja blind seyn müßte, wenn man den Verfasser noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles tritt herein. Was muß ich vom Dante hören? Ihr verschmäht es nicht, diesen Lä-

sterer hier in diesem reinen Aufenthalte zu dulden?

Nestor. Wer ist der gewaltige Herr?

Cervantes. Es ist lustig, Sophokles, ihn sprechen zu hören.

Nestor. Ach, ist das der Grieche Sophokles? — Einen schönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fort führen, und ihm dann etwas Speise reichen.

Nestor, indem er fortgeführt wird. Ihro Gnaden sind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Respekt vor Ihnen, — nur sind wie man sagt, Ihre Chöre etwas schwer, — so übel wird einem Freunde der Dichtkunst mitgespielt! —

Sophokles. Wie hatte sich dieser Barbar hier eingefangen?

Göttin. Er kam von selbst herein, war im höchsten Grade modern und ungläubig.

Sophokles. Unrecht thatet Ihr, o weise Dichter, auf seine Reden Acht zu geben, soll ich anders meine Meinung sagen.

Cervantes. Die irdischen haben uns niemals begriffen, verwunderst Du Dich also? sie gehn ab.

Die Blumen.

Der Abend sinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die süßen Düfte.
Wir singen leise Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und strömen süße Düfte
Durch die Lüfte.

Ein Zimmer.

Genien führen den Nestor herein.

Nestor. Das geht über alle Beschreibung, über allen Glauben hinaus. Wird ein reisender Mensch, ein gebildeter Kenner so in der Fremde behandelt? Der ganze Garten ist voller Menschen, und alle sehen mich als ein lächerliches Wunderthier an; der Grieche, der doch in der That mehr Manieren haben sollte, läßt mich endlich gar fortbringen, um mir Essen reichen zu lassen, — und doch seh' ich hier nichts.

Erster Genius. Sogleich wirst Du gespeist werden.

Zweiter Genius. Und getränkt.

Nestor. Schönen Dank! Daß es aber nur gute und ordentliche Eßwaaren sind und nicht so phantastischer Naarenkram, wie die Reden, die draußen in der freien Luft vorfielen.

Erster Genius. Der Irdische soll Irdisches genießen.

Nestor. Das ist es, was ich sagen wollte, Herr Genie. — Der Boccaz lief mir noch nach, um über mich zu lachen, und ein gewisser Benjamin Jonson schrie mir unaufhörlich lateinische Satiren nach. — Ist denn das wahr, daß der eine Träumer in dem dunkeln Gange der berüchtigte Jakob Böhm war?

Erster Genius. Du sagst es.

Nestor. Ja ich sage aber auch, daß Euer Garten der Poesie dann ein Garten für Schlingel und Bärenhäuter ist.

Erster Genius. Erzürn Dich nicht, Du magst ihn bald verlassen.

Nestor. Ja, ich will gewiß nach dem Essen nicht viele Zeit mehr hier verschwenden.

Der Tisch. O wie glücklich ist die Kreatur zu preisen, die endlich zu Erkenntniß kommt, und statt müßig zu seyn, nützlich ist.

Nestor. Wer spricht denn hier so vernünftig? — Seid Ihr es etwa?

Die Genien. Wir nicht.

Der Tisch. Ich bin es, der hier vor Dir steht, mit meinem Namen Tisch genannt.

Nestor. Aber mir schwindelt, mir vergehn die Sinne; ich habe so etwas noch niemals gehört.

Der Tisch. Ich freue mich, daß nun das Essen bald auf meine Oberfläche wird gesetzt werden, dann nimmst Du meinen Bruder, den Stuhl, setzest Dich vertraulich und lächelnd zu mir heran, und ich bin Dir eine nützliche Bequemlichkeit.

Der Stuhl. Es wird Dir wohl thun, Dich auf mich zu setzen, denn ich bin dazu vortrefflich ausgearbeitet.

Der Tisch. Wie freuen wir uns, daß wir nicht mehr draußen als elende grüne Bäume im Freien stehn, und rauschen und uns schütteln, was keinem frommt. Hier sind wir zu einem nützlichen Zwecke umgearbeitet und erzogen.

Der Stuhl. Wir Möbeln können uns nur noch dunkel unsers rohen, grünen, unkultivirten Zustandes erinnern, aber die wilden Tage unsrer unnützen Jugend sind dahin, wir wuchsen und gediehen, und wurden hernach ein trefflich dürres Holz, so daß wir uns auch gar nicht einmal geworfen haben; wer es nicht wüßte, würde es uns gar nicht ansehen, daß wir sonst einmal Bäume waren.

Der Tisch. Drum schämen wir uns auch nicht, sondern genießen in unserem Beruf einer beneidenswerthen Gemüthsruhe.

Nestor. Ei der Tausend! Ei der Tausend! Wo soll ich verwundernswürdige Verwunderung genug hernehmen, um mich auf die gehörige Art zu verwundern? — Ja, ich bin bei mir selber, ja ich bekenne es mir dreist, daß dieser Tisch und dieser Stuhl die edelsten, die vernunftreichsten Kreaturen sind, die ich noch, mich selber ausgenommen, bisher auf Erden angetroffen habe. Daß nicht, wie es doch sogar bei den meisten Menschen der Fall ist, Hände aus diesen verehrungswürdigen Personen heraus hängen, damit man sie ihnen mit Achtung und Biederherzigkeit drücken könnte! Ja, was soll ich thun, was, um meine Erkenntlichkeit zu bezeugen? Es bleibt mir nichts übrig, als mich in Dich, o allerliebenswürdigster Stuhl, hineinzusetzen.

Der Stuhl. Nicht wahr, es sitzt sich gut.

Nestor. Herrlich, herrlich, Du Edler. Nun rücken wir zum Tisch und machen die angenehmste Gesellschaft, — und nun fehlt zu meinem häuslichen Glücke nichts weiter, als daß man rasch das Essen hereinbringe. Speisen werden aufgetragen.

Ein Schrank. Auch ich bin ein brauchbares Mitglied, in mir werden die Servietten und Tischtücher aufbewahrt, auch ich bin, ein ehemaliger Baum, zur Vernunft gekommen.

Nestor. Ihre Gesundheit, Herr Schrank, daß noch lange die verfluchten Holzwürmer Ihrer nützlichen Existenz kein Ende machen mögen!

Ein Schrank. Auch dann bin ich noch nützlich, man kann ja bei meinen Gebeinen immer noch eine Suppe kochen.

Nestor. Es ist wahr. O Menschen, Menschen! wenn ich Euch doch nur einmal vor diesen beschämenden Spiegel führen könnte. Wie wenige Vortreffliche unter Euch können sich doch mit diesem messen!

Der Spiegel. Ich bin selbst ein Spiegel, belieben Sie in mich hineinzuschauen.

Nestor. Gleich. — Ach! wie schön bin ich! wie geistreich seh' ich aus! Kann man mehr Feuer im Auge besitzen? — Schönen Dank, liebwerthester Spiegel, daß Sie mir diesen köstlichen Genuß haben gönnen wollen.

Der Braten. Sie vergessen mich, Herr Nestor, Ihren Freund; ich glühe, Ihnen zu schmecken und Vergnügen zu machen.

Andre Schüsseln. Nehmen Sie doch auch von uns eingemachten Früchten.

Der Wein. Und trinken Sie eins dazu.

Nestor. Wie soll ich so vielen Edelmuth vergelten? Ich erliege der Last der Dankbarkeit. — Aufopferung, nichts als Aufopferung! O ihr hohen Geister! — Mein Herz, meine Kinnbacken, mein Magen, — alles, alles ist Euch auf ewig zugethan. — Wie zweckmäßig ist doch die Einrichtung der schönen Welt! — O du, mein wackrer Freund, der mir dies Büchlein mitgab, hier würdest auch du Anker werfen, und nicht mehr über Idealismus winseln: hier würdest du deine goldenen Träume in Erfüllung sehn.

Der Tisch. Nicht wahr, ich halte die Schüsseln recht fest, eine brave starke Person, steh' ich auf kräftig tüchtigen Füßen.

Nestor. Unvergleichlich, Biedrer, Starker, ich rutsche vor Entzücken hin und her, mehr kann ich nicht thun. — Nun, Genien, sprecht doch nur dergleichen, — die Lumpenkerls haben sich sachte fortgeschlichen; nun, ich brauche Euch auch nicht, denn ich bin in guter Gesellschaft.

Der Stuhl. Ach großmüthiges Herz, Sie rutschen allzulebhaft, meine Konstitution ist etwas zarter, als die des Bruders Tisch, das können meine eleganten Beine nicht aushalten.

Nestor. Um Vergebung, bitte tausendmal um Vergebung, wenn das Herz recht voll ist, so regiert man sich oft nicht mäßig genug.

Der Tisch. Als ich noch im grünen Holze steckte, hatt' ich wie ein ächter Vagabunde meine Freude an Luft und Sonne, seit ich meine Bestimmung erfüllt habe, sind mir beide verhaßt.

Nestor. Und mit Recht, mein Freund, sie sind den Möbeln schädlich. — Jetzt bin ich gesättigt, jetzt werde ich mich wieder fortbewegen.

Die Flaschen. Je so trinken Sie doch noch.

Schüsseln. Essen Sie doch noch —

Nestor. Bin wahrhaftig nicht im Stande. — Ei, da hängen ja eine ganze Menge musikalischer Instrumente an der Wand. — Eine Geige! Ich bin ein ganz artiger Violinspieler; ich will doch einmal versuchen die Sonate zu spielen, die ein guter Freund ganz besonders für mich componirt hat.

Er spielt.

Die Geige.

O weh! o weh
Wie mir das durch die ganze Seele reißt!
In's Henkers Namen, ich bin keine Flöte!
Wie kann man mich so quälen,
Alle meine Töne unterdrücken,
Und kneifen und schaben und kratzen,
Bis ein fremdes quinkelirendes Geschrei heraus-
schnarrt!
Ich kenne meine eigene Stimme nicht wieder,
Ich erschrecke vor mir selber
In diesen unwohlthätigen Passagen.
Ei! ei! daß ein andrer Geist
Doch auch einmal so mit dir umspringen möchte,
Damit du alle Menschlichkeit verläugnen müßtest
Und dich dem Thiere gleich gebehrden.
Innerlich schmerzt mich die Musik,
Die da unten wohnt und von wilden Klängen ver-
nichtet wird,
Eine Kolik ängstigt mich durch und durch,
Der Resonanzboden wird von Gicht befallen,
Der Steg winselt und wimmert.
Wie ein Clarinett soll ich mich geberden,
Jetzt dem Basson verglichen werden,
Er reißt mir noch die melodische Zunge aus,
Lange werd' ich liegen müssen und mich besinnen,
Eh' ich diesen Schrecken verwinden kann.
Ei so kneif du kneifender Satan!
Es wird ihm selber sauer,
Es neigt zu Ende mit der verfluchten Sonate,
Ach weh! o weh! o welche Gefühle!
Die Ribben, die Seiten, der Rücken,
Alles wie zerschlagen! — —

Nestor. Erstaunlicher Ausdruck in dem Stücke! Je öfter man's hört, je mehr es gefällt.

Die Harfe.

Wir sind, was des Menschen Hand
Aus dem trägen Holze nützlich bildet,
Die kindischen Dichter.

Nestor. Ihr seid Instrumente, und keine Dichter.

Harfe.

Innewohnend in zarten Saiten
Sind die eignen Geistertöne;
Wer bannte sie hinein?
Rühr uns mit verwandtem Geiste
Körperlich uns Körper an,
So heben sich die bunten Schwingen,
So steigt der freundliche Geist heraus
Und schaut Dich mit den klaren Augen an,
Grüßt mit lieblicher Geberde,
Giebt sich Dir zu eigen,
Spielt heilig vor Dir hin,
Und sinkt Dein Freund in den Abgrund des Wohl-
lauts zurück,
Magst Du ihn wieder rufen,
Er kommt dem bekannten Rufe wieder,
Klag' ihm was Dich bangt,
Sag' ihm wonach Dich verlangt,
Er faßt, er kennt Dein Herz, Dein Sehnen,
Er schwingt mit Flügeln sich auf
Zu Landen, die Du nicht siehst,
Und bringt mit kindlicher Freude
Die glänzenden Gaben,
Die niegesehenen Wunder
Dem Freunde heimisch ins Herz.

Nestor. Wenn ich nur die Harfe spielen könnte, so sollte sie bald andre Reden führen.

Flöte.

Unser Geist ist himmelblau.
Führt Dich in die blaue Ferne,
Zarte Klänge locken Dich
Im Gemisch von andern Tönen.
Lieblich sprechen wir hinein,
Wenn die andern munter singen,
Deuten blaue Berge, Wolken,
Lieben Himmel sänftlich an,
Wie der letzte leise Grund
Hinter grünen frischen Bäumen.

Hoboe.

Ungewiß schreit' ich voran,
Seele willst du mit mir gehn,
Auf, betritt die dunkle Bahn,
Wundervolles Land zu sehn;
Licht zieht freundlich uns voran
Und es folgt auf grünen Matten
Hinter uns der braune Schatten.

Trompete.

Die Erde wird freier, der Himmel wird höher,
Laßt muthig den Blick sich erheben!
Wie liegt die Noth, die Sorge,
Weit hinter den flammenden Tönen!

Geige

Funkelnde Lichte,
Durchschimmernde Farben,
Ziehn in Regenbogen,
Wie wiederglänzende springende Brunnen,
Empor in die scherzenden Wellen der Luft.
Es zucken die rothen Scheine,
Und spielen hinauf und sinken hinab:
Was willst du vom lieblichen Scherz?

Waldhorn.

Hörst, wie spricht der Wald Dir zu,
Baumgesang —

Nestor hält ihm den Mund zu. Um Gotteswillen, schweige doch nur, denn Du bist mir das fatalste von allen diesen Instrumenten. Da ist ein Buch kürzlich herausgekommen, mich dünkt, Sternbalds Wanderungen, da ist ums dritte Wort vom Waldhorn die Rede, und immer wieder Waldhorn. Seitdem bin ich Deiner gänzlich satt. — Ich muß jetzt gehn. — Noch ein Glas Wein! Adieu Herr Tisch und Stuhl und Ihr alle meine Freunde, mein Herz wird Euch niemals vergessen.

Die Möbeln. Leben Sie wohl, sympathetisch-gesinnter Freund! *Nestor geht ab.*

Gebirge.

Zerbino tritt auf. Verirrt wandr' ich umher und kann aus diesen Felsen, aus diesen Labyrinthen den Rückweg nicht finden. — Wunderbare Gedanken kommen in meine Seele, Gefühle, die ich noch nie empfand. — Die Natur liegt groß und unermeßlich vor mir, Stürme brausen durch den nahen Wald, die Quellen rauschen. Wie nichtig und klein erscheint mir hier meine Existenz, die mir immer so groß dünkte, wie lächerlich der Zweck, um dessentwillen ich mich hier befinde. Warum ängstigen wir uns fast alle ohne Noth so ab, und genießen nicht lieber die gegenwärtig schönen Stunden in Ruhe und Zufriedenheit? Alles um mich her erhält bedeutende Gestalt und Umriß; wenn ich hier länger weile, so bilde ich mir halbtrunken ein, die Bäche hier, die Bäume führen in sich Zung' und Sprache, wie mit Geistesgestalt schaut es mich aus diesen hohen Bergen an.

Die Quellen.

Wandle, wandle frohen Muthes,
Zu dem Gipfel steigt die Quelle,
Sinkt hinab und bleibet helle,
Tränkt mit jeder kleinen Welle
Wies' und Thal, die froh des Gutes.

Geister aus dem innern Kerne
Tiefer Erdenschlüfte, heben
Wir uns kräftiglich und weben
Irdisch in dem klaren Leben,
Ziehn uns an die goldnen Sterne.

Alles, alles ist verbunden,
Ein Herz nur, das alles reget,
In den fernsten Pulsen schläget,
Jede Kreatur beweget,
Kühn beherrschend alle Stunden.

Zerbino. Was vernehm' ich? Ist es nicht, als wollte sich das unverständliche Rieseln freiwillig in Worte auflösen; in dunkeln Gedanken ordnet sich die räthselhafte Sprache, mein Blut erstarrt, meine Sinne schwindeln vor Schrecken und Erstaunen.

Bergstrom.

Stürz, stürz hinab,
Woge hinab mit Eile zum Thal;
Findest die ruhigen Quellen zumal
Und nimmst sie reißend mit in das Grab.

Keine Ruh, keine Ruh, nicht einen Augenblick,
Unaufhaltsam reißen die Wogen,
Reißen die Zeiten Unglück und Glück,
Werden große Thaten fortgezogen,
Sieht Vergangenheit nie zurück.

Nirgend Stillestand, nirgend Stillestand,
Alles durch einander sich schwingt,
Die Kraft mit fremden Kräften ringt,
Eins in das andre feindlich bringt,
Strebt zu durchbrechen das fesselnde Band!

Zerbino. Ist es ein Traum? Bin ich wahnsinnig? — Wie bin ich heute würdig, daß mir der Schleier vom Antlitz hinwegfällt, und die Natur sich mir offenbart?

Der Sturm.

Mein belebender Othem geht durch die Natur,
Besuche die grünen Wälder, die Gebüsche,
Die hohen Berge, die niedre Flur,
Mit mir geht Kraft und Lebensfrische.

Mit Wolken ist in Lüften mein Spielen,
Auf Erden find' ich Gras und Laub,
Doch oft, wenn mir die Blüthen gefielen,
Sind sie auch meines Zornes Raub.

Doch bring' ich den Regen zur Nahrung der Wiesen,
Ich jage die Nebel ins Saatfeld hinein,
Ich lasse die Ströme durch Waldunkel fließen,
Muß Wechsel und Kampf allgegenwärtig seyn.

Zerbino. Wohin soll ich mich retten? Ich trage es nicht länger, ich vermag mich selber nicht mehr zu fassen, es überwältigt mich von allen Sei-

ten, sie steigen heraus die Riesengeister aus der Unsichtbarkeit, die sie bis jetzt noch gefangen hält.

Die Berggeister.

Wir sind Dir, Sterblicher, verwandt
Und innerlich von Dir gekannt,
Von Deinem Geiste Dir genannt.

Dein Herz Dich hoch entgegentreibt,
Zurück mit ird'scher Kraft Dich hält
Dein todter Sinn, die Lust zur Welt,
Und in der Furcht die Seele bleibt.

Wirf kühn Dich in den Strom der Lust,
Laß Raum der überird'schen Brust,
Du findest Freuden, die Du nie gewußt.

Natur giebt sich mit Geistern Dir zu eigen,
Wird dienen Deinem Menschensinn,
Ziehst Du sie mächtig zu Dir hin
Und willst die Kraft von Deinem Geiste zeigen.

Zerbino. Ich versinke, unerträglich ist mir die Last dieser Gedanken, mir ist's, die Berge liegen schon auf mir, und über mir wandelt dahin die wildbelebte Schaar der Wälder und Ströme und Gebirge. So trennt sich einst gewaltsam am letzten Tage die Natur aus allen festverbundenen Fugen. — Aber welche göttliche Gestalt bewegt sich dort vom Gipfel herunter? Wie ruhig ist sein Gang, wie göttlich und wie menschlich sein Ansehn! Mit ruhiger Unbefangenheit wirft er einen sinnenden Blick in die große Natur: er kann keiner von den Sterblichen seyn. Die Gestalt steigt herunter. Wenn ich fragen darf, wer bist Du?

Shakspear. Im Leben hieß ich Shakspear.

Zerbino. Shakspear? — Ei, wie sehr freu' ich mich, Dich zu sehen, auf Erden ist unter uns die Rede oft von Dir. — Mich verwundert, wie Du bei diesen Stimmen und Geistergesängen so ruhig und unbefangen bleibst.

Shakspear. Es ist mein Vergnügen, der Sprache der Natur zuzuhören.

Zerbino. Mich hat dies so erschüttert, daß ich kaum noch weiß, wo ich bin, der Schrecken hat mich fast wahnsinnig gemacht.

Shakspear. Du mußt es wie ein schönes Spiel genießen, denn als ich auch noch lebte, hat mich dergleichen nie erschreckt.

Zerbino. Du warst auch dafür schon damals ein großer Mann.

Shakspear. Was Ihr gewöhnlich so nennt, bin ich nie gewesen. — Wie denkt Ihr denn von mir?

Zerbino. Du meinst doch im allgemeinen?

Shakspear. Daß Einzelne den Freund in mir sehen und fühlen, weiß ich.

Zerbino. Nun, man hält Dich also für einen wilden, erhabenen Geist, der bloß die Natur studirt hat, sich ganz seiner Furie und Begeisterung überläßt und nun darauf los dichtet, was es giebt, gut und schlecht, erhaben und gemein durcheinander.

Shakspear. Und Du meinst es eben so?

Zerbino. Das ich nicht anders sagen könnte.

Shakspear. Grüß Deine Bekannten von mir und sag' ihnen, daß sie sich irren.

Zerbino. Es sind aber treffliche Köpfe darunter, unter andern unser Hofgelehrter Leander.

Shakspear. Dennoch irren sie, aber es thut nichts. Verkündige ihnen, daß die Kunst immer meine Göttin war, die ich anbete.

Zerbino. Man wird mir nicht glauben.

Shakspear. Weil Du es selbst nicht glaubst. — Komm mit mir, Du hast Dich hier in der wilden erhabnen und großen Natur verirrt, ich will dich wieder herausführen und auf Deinen geraden Weg bringen.

Zerbino. Wie gütig Du bist!

Shakspear. Ich gehe doch den Weg nach Hause. Vor dem Garten der Poesie nehmen wir dann Abschied, denn Du wirst weiter wollen.

Zerbino. Allerdings, ich habe noch ein entferntes Ziel vor mir. sie gehen ab.

Der Hof.

Gottlieb, Hinz von Hinzenfeld, Leander, Räthe.

Gottlieb. Das muß ein erstaunlicher Mann seyn, in dessen Lobeserhebungen sich der verehrungswürdige Polykomikus so umständlich ergießt.

Hinz. Das Volk, die Menschheit wird allerdings viel gewinnen, wenn wir ihn hier auf eine vortheilhafte Art anzustellen suchen.

Leander. Vielleicht daß sich alsdann von hier die allgemeine Bildung durch die ganze Welt verbreitet.

Gottlieb. Man lasse ihn also denn hereintreten. Stallmeister tritt mit Verbeugungen herein. Er ist also der Mann? — Wahrhaftig ein angenehmer Mann.

Stallmeister. Ich würde mich unendlich glücklich schätzen, wenn ich meine wenigen Talente in den Diensten von Ihrer huldreichsten Majestät aufbrauchen könnte.

Gottlieb. Es kann geschehn, es kann in der That geschehn. — Er ist aufgeklärt?

Stallmeister. Aufzuwarten.

Gottlieb. Richtig. Nun sieht Er, getreuer Aufgeklärter, das soll auch am Ende unter den Unterthanen hübsch um sich greifen, daß sie nicht mehr stockdumm, wie die Ochsen, oder ungebildet seyn möchten, denn dann ist das Regieren wahrhaftig keine Freude.

Stallmeister. Man muß also fürs Erste alle Vorurtheile von ihnen abwaschen, damit sie nachher der neuen Vernunft fähig werden; in dieser Rücksicht wäre es dienlich, gleichsam ein Journal für Aufklärung herauszugeben.

Gottlieb. Er müßte aber diese Wäsche besorgen.

Stallmeister. Mit freudenvollster Bereitwilligkeit.

Gottlieb. Nun Er hat ein gutes, ehrliches Gesicht, ich will mich auf Ihn verlassen. Wenn Er nur nicht selbst eine Art von Schwärmer ist; mich dünkt, Er hat so einen melancholischen Zug ums Auge.

Stallmeister. Das rührt vielleicht, mit

Ihrer Majestät Erlaubniß daher, daß ich zuweilen einige wenige Verse mache.

Gottlieb. So laß Er's künftig lieber, damit Er nicht auch umsetzt.

Stallmeister. In diesem Journale oder Wochenblatt würd' ich immer bestmöglichst für die Bedürfnisse der Menschheit sorgen, und ein Licht anzünden, das weit leuchten soll: anfangs wollen wir's nur aus Stroh machen, vielleicht daß sich nachher bessere Materialien finden. Alsdann muß ich mir die Gnade ausbitten, im Lande herumzureisen, um nachzusuchen, wo irgend Schwärmer stecken, damit ich diese aufstellen, beschreiben, und weitläufig in allen ihren Blößen darstellen kann.

Gottlieb. Sie sollen ihm geliefert werden, mein Land hat von diesem Unkraute einen großen Ueberfluß.

Leander. Mir ist zum Beispiel für den ersten Anfang ein Mann bekannt, ein Korbmacher, der durchaus ein Prophet werden will.

Stallmeister. O dies Exemplar werde ich mir sogleich ausbitten.

Leander. Ein andrer hält, ein Schuhmacher, den Sonnabend für heiliger, als den Sonntag.

Stallmeister. Auch schön.

Gottlieb. Je da ist ja unter andern die alte Majestät, mein Schwiegervater, der besitzt einen zinnernen Mann aus Blei, mit Namen Sebastian, und glaubt dabei, daß er diesen Sebastian ganz wie er in Blei leibt und lebt, nächstens einmal lebendiger menschlicher Weise antreffen wird. Wenn es mit der gehörigen Mäßigung, Schonung und Namensverschweigung abgehandelt würde, so könnte Er ihn auch als einen Beitrag für Sein Buch nehmen.

Stallmeister, *fällt ihm zu Füßen.* Ich kann keine Worte finden, um für diese unbedingte Huld hinreichend zu danken, oder diese unbeschränkte Liebe zur wohlthätigen, Menschheit beglückenden Aufklärung auf die genügende Art zu erheben.

Gottlieb. Spar Er sich, es geschieht gar gerne.

Stallmeister. Wir wollen aber dabei Ihre schwiegerväterliche Majestät in Kupfer stechen lassen, in punktirter Manier.

Gottlieb. In Gottes Namen.

Stallmeister. Das wäre Ein Punkt. Das Meiste aber könnte vielleicht dadurch bewirkt werden, wenn man die ganze bisherige Erziehung durchaus umarbeitet.

Gottlieb. Er meint, daß wir uns alle nochmal von vorne sollten erziehen lassen?

Stallmeister. Fern sei von Ihrem unterthänigsten Knecht dergleichen frevelhafter Gedanke. Ich wollte mich unterstehen, eine Schule anzulegen, in der die jetzige gegenwärtige Jugend zu ganz unbegreiflich großen Menschen sich ausbilden und heranwachsen sollte.

Gottlieb. Ei! ei! wie wollte Er das ins Werk richten?

Stallmeister. Auf einem neuen Wege.

Gottlieb. Es sei ihm zugestanden, ja Er soll mir alle Schulen im ganzen Lande reformiren und allerooberster privilegirter Schulmeister seyn.

Hinzenfeld. Geht auch die königliche Güte nicht vielleicht zu weit? — Dieser Mann hat etwas in seiner Physiognomie —

Gottlieb. Ich verstehe Euch, Minister, Ihr habt Euch bisher so ein bischen mit der Aufklärung in meinem Lande abgegeben, nu, es soll Euer Schade nicht seyn, nur laßt den Handwerksneid, laßt doch den Mann in Ruhe klären und schulmeistern, es ist Euch erlaubt, sein Patron zu seyn.

Hinzenfeld. Ganz gut, wenn Sie mich auch in Kupfer stechen wollen.

Stallmeister. Punktirt?

Hinzenfeld. So wie ich bin, nach der Natur.

Stallmeister. Ihre Excellenz soll in aller Ihrer Würde repräsentirt werden.

Gottlieb. Nun ist es gut, Er soll seine Bestallung haben; jetzt bin ich müde, mehr zu reden.

Geht mit Gefolge ab. Jeremias tritt ein.

Stallmeister. O wie vielen, wie vielen Dank bin ich Dir schuldig! Alles ist so gekommen, wie Du es vorher gesehn hast.

Jeremias. Also sind alle Deine Wünsche in Erfüllung gegangen?

Stallmeister. Vollkommen, ich werde die Schulen durchaus reformiren, ich werde eine Woschenschrift herausgeben, alles, alles; der Kater ist mein Patron.

Jeremias. Gut, jetzt mußt Du vor allen Dingen die Kunst lernen, Programme zu schreiben.

Stallmeister. Ist das schwer?

Jeremias. Ich will Dir die ersten machen, damit Du es einsehn lernst. Zweitens, mußt Du Dich in Acht nehmen, daß Du nicht in die Thorheit fällst und selbst an die Narrheiten glaubst, die wir mit einander abgeredet haben.

Stallmeister. Müßt' ich nicht ein Block seyn?

Jeremias. Dann mußt Du durchaus in Deiner Schrift die Veranlassungen suchen, Dir Feinde zu machen.

Stallmeister. Das würde mir aber schaden.

Jeremias. Gar nicht, wenn Du das Ding nur recht angreifst. Am besten, wir erfinden eine ganze Sekte, eine große Gesellschaft von Verfinstrern und Missethätern, die dem Lichte der Aufklärung im Wege stehn, diese suchen wir allenthalben zu entlarven, zu stürzen, finden tausend Spuren und sind grob. Das zieht sich der eine und andre zu Gemüthe, sogleich wird er für einen solchen Bösewicht ausgegeben, man schreibt und schreibt, und die Leute lesen und lesen, so vergeht die Zeit, das Geld kömmt ein, und Du bist auf dem lieblichsten und anmuthigsten Wege berühmt geworden.

Stallmeister. Wie komm' ich mir, gegen Dich gerechnet, nur wie ein Hund vor.

Jeremias. Davon laß Dir nur nichts merken, denn die Zeiten sind jetzt vorüber. Giebt es einen oder den andern Klugen, der es Dir anmerken möchte, so geh ihm aus dem Wege.

Stallmeister. Der verwünschte Kater war mir fast auf der Spur.

Jeremias. Bei ihm war es nur Instinkt, aber nicht Verstand. — Wieder auf unser voriges Gespräch zu kommen, so wird es sich gewiß fügen, daß der und jener auch einmal, nachdem Du es

lange verdient hast, recht grob gegen Dich ist, und dann mußt Du Dich freuen.

Stallmeister. Ei warum nicht gar!

Jeremias. Nichts anders, denn dann giltst Du bei den Dummköpfen gar für einen Märtirer der Wahrheit, für einen Mann, der sich den Fortschritten des Jahrhunderts aufopfert, und da alle wirklich großen Männer immer Feinde gehabt haben, so muß Du das benutzen und Dich sachte mit zu ihnen stellen, dabei immer zu zeigen suchen, wie schlecht das Herz Deiner Gegner sei, von ihrem Verstande und von Dir weislich schweigen, und sie immer nur für Feinde Deiner ausgemacht guten Sache ausgeben.

Stallmeister. Es ist aber ein erbärmlich lumpiges Ding um diese Aufklärung.

Jeremias. Natürlich, aber bist Du gestellt, die Vernunft zu predigen? Und würde Dich das zum Landoberschulmeister machen?

Stallmeister. Du hast Recht, wir wollen frisch ans Werk gehn. *sie gehn ab.*

Theegesellschaft.

Damen und Herren im Gespräch und Theetrinken.

Wirthin. Befehlen Sie nicht noch?

Erster Herr. Danke ganz gehorsamst.

Ein Bedienter.

Bedienter. Der Herr von Zerbino.

Wirthin. Sehr erwünscht. — *Bedienter ab.* Das ist der vornehme Reisende, den Sie alle gern wollten kennen lernen.

Zerbino tritt herein. Complimente.

Erste Dame. Er scheint ein Engländer.

Zweite Dame. Und reich.

Dritte Dame. Er hat ein sehr interessantes Wesen.

Erste Dame. So überaus schmachtend, zart fühlend und ein wenig melankolisch.

Wirthin. Ich danke Ihnen gehorsamst für das Buch das Sie mir überschickt haben.

Zerbino. Wie sind Sie damit zufrieden?

Wirthin. Ich finde es sehr schön.

Zerbino. Im Ganzen gewiß, nur ist immer noch die Frage, ob man den Shakespeare aufs neue und so gar getreu hätte übersetzen sollen.

Erster Herr. Ja wohl.

Zerbino. Ich schmeichle mir, diesen Dichter ein wenig genauer zu kennen, aber er ist wirklich nicht für uns gebaut, er führt uns nur in die Irre.

Erster Herr. So viel Schönes er enthält, so muß man doch gestehn, daß er überaus absurd ist.

Zerbino. Und zu sehr ohne Kunst, unbekannt mit den Regeln, immer nur seinem Eigensinne folgend.

Wirthin. Sollte er nicht hie und da ein wenig Bildung verrathen?

Zerbino. Was will das Wenige sagen, gegen die große Masse von Rohheit?

Wirthin. Von jeher ist doch über diesen Mann Klage geführt.

Bedienter kömmt. Der Herr Gelehrte Rektor.

Wirthin. Sehr angenehm.

Bedienter ab, Rektor herein.

Rektor. Ich freue mich, die Ehre zu haben, Sie allerseits kennen zu lernen; ich werde dieses Glück in meiner Reisebeschreibung nicht vergessen.

Zerbino. Rektor.

Rektor. Mein Prinz: *sie umarmen sich.*

Alle. Prinz! das ist erstaunlich.

Zerbino. Hast Du den Geschmack gefunden?

Rektor. Ach nein. — Sie?

Zerbino. Ach nein. —

Rektor. Haben Sie den Hund gefunden?

Zerbino. Ach nein. — Du?

Rektor. Ach nein!

Beide. O wir Armen!

Wirthin. Nehmen Sie doch gefälligst Platz, mein Herren.

Zerbino. Ach wir müssen fort, wir sind unglückliche Menschen.

Wirthin. Was fehlt Ihnen?

Zerbino. Der Geschmack.

Wirthin. So bleiben Sie bei uns, hier kann Ihnen vielleicht abgeholfen werden; wir haben in dieser Stadt so viele wackre Männer, die sich insgesammt beeifern und sich eine Ehre daraus machen werden, Ihnen ein Weniges vom Geschmack beizubringen. Ich selbst kann vielleicht aushelfen, ich bin in Italien gewesen, ich habe alle schönen Denkmäler der Kunst besucht. Sie sollen mein Tagebuch lesen.

Zerbino. Wollen wir's versuchen?

Wirthin. Als Probe, ich habe im Apollo nicht den zürnenden Gott gefunden.

Rektor. Sie haben es vielleicht nur nicht gemerkt, daß er böse war, denn die Dichter —

Wirthin, *erröthend.* Ach, Sie meinen es so und ziehn es auf meine Verse, ich sprach aber von der bekannten Statüe.

Rektor. So wollen wir denn mit Ihrer Erlaubniß noch ein wenig hier bleiben, und unser Glück versuchen. *der Vorhang fällt.*

Der Jäger tritt als Chor auf.

Schon sinkt der Abend in dem Schauspiel nieder,
Und bald wird es die Endschaft nun erreichen,
Dann gehn die Hörer fort, der Dichter schweigt,
Und keiner weiß so recht, woran er ist.
Wie sich in Sommernächten oft Gewitter thürmen,
Man schon die Blitze sieht, den fernen Donner
Zu hören glaubt, doch alle schwarzen Wolken
Sich unvermerkt verlieren, warme Nacht
Schlafthauend auf der ganzen Schöpfung liegt,
Und mit getäuschter Furcht und Freude sanft
Die Sterblichen den süßen Schlummer schlafen:
So wird sich auch dies bunte Spiel vollenden,
Der Vorhang sinkt zuletzt und jeder meint,
Wie er sechsmal sich aufgerollt, so könnt' er
Mit gleichem Grund es siebentens versuchen,
Und eben so zum achten, neunten mal,
Und dennoch wird er endlich ruhen bleiben
Und wie ich wette, ohne alle Ursach,
Wenn Willkühr nicht hinreichend Ursach ist.

Der wilde Jäger bei dunkeler Nacht
Im wildesten Dickicht des Forstes erwacht,
Er höret den Sturm, und erhebt sich im Zorn,
Er nimmt seine Hunde, das tönende Horn.

Besteigt seinen Rappen, mit Blitzesgewalt
Durchfährt er lautschnaubend den zitternden Wald,
Es wiehert sein Roß, tönt das Horn in die Runde.
Er hetzt die Gefährten, es bellen die Hunde.

Wohlauf meine Jagd! wohlauf meine Jagd!
Das Revier ist unser, denn jetzt ist es Nacht,
Von flüchtigen Geistern wird gerne gehetzt,
Wer sich vor Geheul und Gebell entsetzt.

So fahren sie polternd durch Lüfte dahin,
Ein Grauen dem frommen und furchtsamen Sinn,
Doch wer sich vor Wald und vor Nacht nicht entsetzt,
Der wird vom Getümmel der Geister ergötzt.

Dies zur Entschuldigung der vielen Frevel;
Hat jeder doch um sich Verwandten, Freunde,
Und Bruder, Schwester, oder zarte Gattin,
Auch Schüler, die Ihn alle gerne loben.
Ist er verdrüßlich, täglich sein Verehren
Geduld'gen Muthes gnädig anzuhören,
So mag er sich Abwechslung freuen lassen
Mit dieser Jagd ein Stündchen zu verspaßen.
Wer christlich denkt, gewiß die Wahrheit kennt,
Daß Tod und jüngster Tag macht jedem Ding ein End! — geht ab.

Sechster Akt.

Pallast.

Jeremias, Stallmeister.

Jeremias. Nun steht ja die Aufklärung schon in schönster Blüthe, man kann wahrlich von den guten Menschen nicht mehr verlangen, sie saugen Vernunft und Veredlung in sich wie die Bienen.

Stallmeister. Es will mir doch manchmal der Stoff beinah ausgehn.

Jeremias. Das macht, es fehlt Dir an Erfindung, Du bist zu einseitig auf das Gute und Verehrungswürdige erpicht, und ich fürchte, es währt nicht lange, so glaubst Du selbst daran.

Stallmeister. Und mit Recht. Ich glaube daran; für wen hältst Du mich?

Jeremias. Wie?

Stallmeister. Meinst Du denn, daß ich mit allen diesen Dingen nur eine unedle Heuchelei treibe?

Jeremias. Ei, ich falle aus den Wolken.

Stallmeister. Ja, Du, der Du kein Herz in Dir fühlst, der Du die himmlische Wahrheit nur als ein Mittel betrachtest, um Dir Lebensmittel zu erwerben, ja Du darfst in Gottes Namen aus den Wolken fallen.

Jeremias. Was hör' ich?

Stallmeister. Die Stimme der ächten Begeisterung hörst Du, und sie soll sich wahrlich für die Menschheit nicht unterdrücken lassen. Und wenn es mir manchmal an Stoff gebricht, so geschieht es nur darum, weil mein Enthusiasmus zu wahr und zu aufrichtig ist.

Jeremias. O Stallmeister! Stallmeister! wie tief bist Du gesunken!

Stallmeister. Ich steige, immer steig' ich, ich habe nun die erhabenen Sprossen der Menschheit erreicht, und kein Bösewicht soll mich meiner Tugend wieder abwendig machen.

Jeremias. Ich schweige, ich bin stumm, Du siehst so einfältig dabei aus, daß ich Dir wohl glauben muß, es sei Dein Ernst. Aber ich will gehn und Dir einen Menschen vorstellen, der Dir für Deine Schriften ganz unentbehrlich ist. — geht ab.

Stallmeister. Der Kerl ist doch nicht so klug, wie ich anfangs glaubte; es gelingt mir wirklich, ihn zu übertölpeln, er darf, nun er sieht daß es mir Ernst wird, nicht mehr so den Herrn und Gebieter über mich spielen. Man kann doch alle betrügen, wenn man ihnen nur Dummheit genug zutraut. Jeremias kommt mit Hanswurst zurück. Ei, ist das nicht der Herr Hofrath?

Jeremias. Allerdings.

Hanswurst. Ja, mein Herr Schulmeister, mir wird die Zeit oft sehr lang, und da habe ich mich zum Spaß auf eine neue Art von Amusement applizirt.

Stallmeister. Herr Jeremias sagte mir, daß ich mit Ihnen in Verbindung treten möchte.

Jeremias. Ja, es ist sehr nöthig, denn ich bin des Wesens überdrüßig; ich will zur Abwechslung einmal zum Satan gehn.

Hanswurst. Sind Sie desperat?

Jeremias. Nein, ich kenne ihn persönlich und will in seine Dienste treten.

Stallmeister. Aber, mein Herr Hofrath, was soll ich mit Ihnen anfangen?

Hanswurst. Was Sie wollen, denn ich bin zu allen Dingen nütze; ich theile dann meine Zeit angenehm zwischen Ihnen und der alten kindischen Majestät.

Stallmeister. Sind Sie denn in meinem Fache bewandert, daß Sie ein Mitarbeiter werden wollen?

Hanswurst. Eigentlich ist es so nicht gemeint, sondern ich will Ihnen mittelbar nützlich seyn. Sehn Sie, um mich kurz zu fassen, ich war vormals ein Narr.

Stallmeister. Ja.

Hanswurst. Und ich muß Ihnen gestehn, daß mir diese Beschäftigung so ungemein wohlgefallen hat, daß es mir nachher Leid that, das Werk aufgeben zu müssen. Seitdem ist nun Tag und Nacht mein Sinnen und Trachten gewesen, wieder in meinen alten Beruf hinein zu kommen, und so weiß ich nun kein besser Mittel, als Ihnen, mein Bester, meine Dienste anzubieten, damit doch auch die Welt und Menschheit noch etwas davon genießt, und ich nachher mit dem Troste sterben kann, nicht umsonst gelebt zu haben.

Stallmeister. Sie rühren mich, aber ich begreife Ihren sonst löblichen Vorsatz immer noch nicht.

Hanswurst. Sogleich werd' ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen die Sache in die Augen springen zu lassen. — Sie sind nämlich gesonnen, alle Vorurtheile auszurotten, und sich nebenher einen unsterblichen Namen zu machen, da ist mir eingefallen,

daß Ihnen der Stoff gar bald ausgehn müßte, oder daß Sie endlich gar in die üble Lage kämen, immer dasselbe zu wiederholen, was Ihnen zwar nicht unangenehm seyn, den Lesern aber doch auf die Dauer lästig fallen möchte.

Stallmeister. Eine feine Bemerkung.

Hanswurst. Nun geruhen Sie meine Großmuth anzuerkennen. Ich habe nämlich nach einigem Besinnen den großen Entschluß gefaßt, Ihnen bei Ihrer Menschenveredlung als ewiges Modell zu sitzen.

Stallmeister. Sind sie so edel?

Hanswurst. Ei behüte! wie könnte meine Bescheidenheit zugeben, Ihnen das so gerade ins Gesicht zu sagen? — Ich komme nunmehr meiner Absicht noch näher. Ich will nämlich umgekehrt immer Albernheiten, Abgeschmacktheiten und schwärmerische Possen erfinden, die Sie nachher widerlegen können.

Stallmeister. Große Seele! erhabener Hofrath!

Hanswurst. Sie mögen dann erst den Aberglauben, oder Paroxysmus, oder die Schwärmerei, die ich erfinde, anführen, dann alle vernünftigen Beweise dagegen loslassen und die Narrheit so derb züchtigen, daß die Menschen sogar fast so klug werden, wie Sie selber, und meine irrige Meinung keine Anhänger findet. Ich erlaube Ihnen dabei noch, mich, so oft Sie wollen, namentlich aufzuführen.

Stallmeister. Diese Seelengröße spielt ins Ungeheure! — Und wie oft engagiren Sie sich, eine Narrheit fertig zu haben?

Hanswurst. Täglich eine oder zwei.

Stallmeister. Zu viel, sie sind allzugütig; wenn Sie mir nur wöchentlich eine liefern wollen, so bin ich im höchsten Grade zufrieden gestellt.

Hanswurst. Topp, der Handel ist also richtig?

Stallmeister. Hier ist meine Hand dazu.

Jeremias. Der Himmel segne Euer edles Bündniß, die Nachwelt nenne Eure Namen mit Ehrerbietung; ich beurlaube mich, Ihr großherzigen Freunde, um den alten Satan aufzusuchen.

sie gehn ab.

Freie Sandfläche; in der Ferne Aussicht auf Haidekraut.

Nestor *und* Zerbino *treten auf.*

Zerbino. Hier sind wir ja in eine schreckliche Wüste hineingerathen.

Nestor. Daß ich nicht sagen könnte; meinen Augen dünkt die Aussicht ganz angenehm, man weiß hier so bestimmt, woran man ist.

Zerbino. O ja, das ist nicht zu läugnen.

Nestor. Ich war auf meiner Reise in einem Dinge, das man für den Garten der Poesie ausgeben wollte, da sah es nicht den zehnten Theil so korrekt aus, wie hier. *Ein Poet tritt auf.*

Zerbino. Wer ist der Mann dort, der so aufmerksam alles beschaut?

Nestor. Er mustert den Sand recht gewissenhaft.

Zerbino. Vielleicht, daß er etwas Verlornes wieder sucht, — Mein Herr, fehlt Ihnen etwas?

Poet. Ah, guten Tag, werthgeschätzte Freunde, Sie kommen recht erwünscht; ich arbeite eben an einem Gedicht, und da ist es recht gut, wenn man ein bischen gestört wird.

Zerbino. Wie das?

Poet. Ei, weil man sonst wider Wissen und Gewissen, trotz der besten Vorsätze, gar zu leicht ins Unnatürliche verfallen kann. Sehn Sie, ich nehme mich gewaltig in Acht, und kenne gewiß meine Natur, aber doch ist es mir sonst wohl begegnet, ehe ich mich versehe, bauz! ein Ausdruck, der, möchte man sagen, beinahe ans Poetische gränzt.

Nestor. Das ist ein Mann! das ist ein Mann! Bester, Theuerster, lassen Sie sich umarmen, Sie verdienen mein ganzes Herz.

Poet. Das wollte ich meinen. Sehn Sie, darum betrachte ich den Sand hier, die Kiesel, von denen ich überhaupt einige mitnehmen will, diese Dornensträuche so gar genau, damit ich es auch ordentlich der Natur gemäß beschreiben kann; denn was hat sonst der Leser nachher davon, wenn er mit meinem Gedichte hinaus geht unter Gottes freien Himmel, und will die Sache mit der Nachahmung selber vergleichen.

Nestor. Es ist wahr. Wie wird man oft verirt, wenn man darauf kömmt, die prächtigen Dinge aufzusuchen, die man in so manchen schwülstigen Gedichten beschrieben findet.

Poet. Dann denk' ich auch immer, daß für unsre menschliche Seele eigentlich solche Gegend, wie die hiesige, die angenehmste ist; man sieht nicht viel, aber die paar kleinen wilden Blumen, die hier so kümmerlich wachsen, bemerkt und schätzt man um so aufrichtiger, und das ist gerade die Weise, wie ich die Blumen mag.

Nestor. O du Priester der Grazien und Musen! wie sprichst Du aus meiner Seele! — Ja, herzerquickend fühl' ich es wie weit dieses Land, das holdselige, vom Garten der Poesie entfernt liegt.

Poet. Es ist auch dafür mein theures Vaterland.

Nestor. O, warum bin ich nicht hier geboren?

Poet. Lassen Sie sich noch gegenwärtig hier nieder.

Nestor. Meinen Sie wohl, daß ich mein Fortkommen hier fände?

Poet. Ohne allen Zweifel, o man schätzt hier solche Gemüther. Hier ist alles so weise, so liebreizend eingerichtet und angestellt, so jeder in seinem Wirkungskreise thätig und beglückt, — ach! mein Theuerster! Sie sollten nur lesen, wie viel darüber geschrieben wird. Man belohnt die Talente, man beschützt die ächte Kunst, weit und breit finden Sie dergleichen von geschmackvollen Rüben nicht, als in diesen Gegenden wachsen.

Nestor. In der That?

Poet. Man steigt dabei auch alle Tage höher, und man erwirbt und spart, — und dichtet und trachtet, — bemerken Sie das Sprichwort, — unsre Dichter nämlich dichten niemals, ohne zugleich nach irgend was zu trachten — und das unterscheidet sie hauptsächlich von den alten Poeten. — Ach, sehn Sie doch diesen schönen Sandhügel, worauf die beiden Grashalme so liebreich stehn, o wie wohl wird einem dabei! Das ist hier kein Opernhaus, das ist kein er-

leuchteter Ballsaal, sehn Sie, dort geht ein Bauer im Dreck, aber Gottlob, er hat keine Tressen auf dem Kleide.

Zerbino. Nein.

Poet. Das heißt Natur, worin wir uns gegenwärtig befinden. Nun muß ich mir noch die Taschen voll Kiesel stecken, meine Kinder spielen damit so gerne.

Zerbino. Das wird aber schwer zu tragen geben.

Poet. Ich weiß wohl, geschieht aber alles der Poesie zu gefallen. — Wo reisen Sie denn eigentlich hin?

Zerbino. Wir suchen den Geschmack.

Poet. Damit könnt' ich Ihnen bald helfen; denn wenn Sie nicht, wie ich nicht hoffe, das Gezwungene und Unnatürliche lieben, so erhalten Sie ihn von mir aus der ersten Hand. Der Mannichfaltigkeit wegen aber können Sie sich nach unsrer Residenz begeben, wo es Ihnen an dem, was Sie begehren, gewiß nicht gebrechen wird.

Nestor. Ist der Ort weit von hier?

Poet. So gar weit eben nicht, nur sind die Wege tief, wenn sie auch nicht lang sind.

Nestor. Wie so?

Poet. Sehn Sie, des liebreichen, nachgiebigen Sandbodens wegen; die Wege hier herum begnügen sich nicht damit, sich auf ihrer Oberfläche betreten zu lassen, man wird gleichsam mit Gewalt tief mit den Beinen hinabgezogen, das zeigt vom Erdboden eine gewisse Gastfreundlichkeit an, beweist die vis centripeta, und hindert außerdem, daß man gar zu flüchtig den reizenden Landschaften vorübergeht.

Zerbino. Sind die Gegenden hier herum schön?

Poet. Zum Erstaunen. Wenn Sie eine Viertelmeile weiter hinunter kommen, so finden Sie besonders einen Strauch, der so romantisch und merkwürdig ist, daß ich nicht genug davon zu sagen weiß. Was wollen Sie? Wenn der Staub nicht zu unmäßig ist, bleibt er fast den ganzen Sommer hindurch grün. O wenn Sie dort vorbei kommen, Sie werden die herrliche Aussicht nicht genug genießen können.

Zerbino. Was sieht man denn außer diesem halbgrünen Strauche mehr?

Poet. Himmel! ist Ihnen das noch nicht genug? — O dann sind Sie unersättlich, und taugen für die hiesige Poesie und Lebensweise nicht.

Nestor. Reden Sie mit mir, Hochgeschätzter, ich bin eine Creatur, die Gottes milde Gaben besser würdigt.

Poet. So begeben Sie sich also nach der Residenz. Allenthalben, (doch, daß ich im Patriotismus nicht zu weit gehe) fast allenthalben werden Sie bei den Poeten, Philosophen, Gelehrten, Geschäftsmännern, im guten Ton, in der Geselligkeit, in Summa hoch von oben herab, bis unten zum gemeinen Mann hinunter, ein Bild von meiner huldreichen Poesie antreffen. Philosophen für die Welt, Aufklärung, Gesangbücher, Predigten, Romane, alles, alles athmet den schönen Sinn der Humanität und Toleranz; alles wird mit Maaß getrieben, keiner übernimmt sich, das Herz wird Ihnen lachen, wenn Sie die Vollendung dieser Menschheit gewahr werden.

Nestor. Einen ganz gehorsamsten Dank, allerholdseligster Dichter. — Nun lassen Sie uns eilen, mein Prinz. — *sie gehn ab.*

Feld.

Helikanus.

So sag' ich Dir, o Welt, das Lebewohl,
Im dicksten Walde will ich mich verbergen,
Wo keiner je von meinen Leiden hört.
Kein Wunsch, kein Sehnen zieht mich mehr zurück,
In meiner Brust ist alles längst begraben,
Was ich im Wahn für meine Zukunft hielt.
Geht scheu aus meinem Wege, bunte Blumen
Lenkt nicht die Blicke nach mir Armen hin,
Die Einsamkeit, die dunklen grünen Schatten,
Die Oede unter Felsenwänden soll
In Zukunft meine Heimath seyn. Nicht Frühling,
Nicht Herbst besucht den Abgeschiednen dort.

Der Waldbruder aus dem Walde.

Es funkelt wieder in den Wald hinein
Der liebe frühe Morgenschein,
Die Sonne aus dem rothen Thor
Lockt mich aus meiner Einsamkeit hervor.
Ich sehe Heerden in der Ferne wallen,
Den fleiß'gen Bauer der den Acker pflügt,
Mir will fortan nicht Einsamkeit gefallen,
Weil Baum und Fels dem Herzen nicht genügt.
Zu Menschen zieht der sehnsuchtsvolle Sinn
Mich wider meinen Willen mächtig hin.

Helikanus.

Ich komme wieder zu Dir, heil'ger Vater,
Doch besser, frommer als das erstemal;
Mein Busen ist gesättigt, ruhig klopft
Das matte Herz, die einz'ge Sehnsucht, die
Von allen Wünschen blieb, ist nur das Grab.
Drum will ich mich zu Waldesschatten flüchten,
Den Felsenquell mit meinen Thränen mehren,
Erinnrung soll mir alle Schmerzen nähren,
Bis mich das güt'ge Schicksal will vernichten.

Waldbruder

Ich war, seit ich Dich sahe, Dir gewogen,
Von unsichtbarer Macht zu Dir gezogen,
Begreif' ich nicht, was so mich zu Dir zwingt,
Dein Bild mir stündlich vor die Sinne bringt;
Drum nimm den Rath von meinem Alter an,
Der Einsamkeit entflieh und sei ein Mann.
Wie schön sich thätig andern gleich zu stellen,
Den Strom zu sehn, mit seinen tausend Wellen,
Die Mühe, wie den Lohn zu theilen,
Und lebenssatt dem Tod entgegen eilen.
Doch hier verfließt die Zeit im Einerlei,
Dir sagt kein Werk, daß nun ein Tag geendigt sei,
In träger Selbstbeschauung gehn die Stunden,
Und dennoch heilen keine Herzenswunden,
Und meinst wohl oft Du seist geheilt,
Und lächelst der vergeßnen Schmerzen,
Ein Wort, und ach! Du fühlst den Geist getheilt,
Die tiefe Lücke noch im alten Herzen,
Drum bleibe stark, geh kühn zur Welt zurück,
Der Jugend blüht an allen Orten Glück.

Helikanus.

Kannst Du mich, würd'ger Greis, so kalt verstoßen?

Nein, nimm mich auf zu Deinem Leidgenossen.

Waldbruder.

So alt ich bin, wollt' ich zu Menschen eilen,
Bei ihnen wollt' ich meine Schmerzen heilen;
Drum willst Du mir und meiner Liebe trauen,
So komm mit mir nach jenen stillen Auen,
Wir wollen dort das Land und unsre Freundschaft bauen.

Helikanus.

Ich folge Dir, o Vater, gern mit Freuden,
Mir wurzeln, wo ich wandle, neue Leiden.

sie gehn ab.

Eine andre Gegend.

Zerbino rasend. Nestor.

Zerbino. Alles vergebens! alles vergebens!

Nestor. Um des Himmelswillen, geben Sie sich zur Ruhe, lassen Sie es gut seyn, auch dieser Zustand wird vorüber gehn.

Zerbino. Niemals, niemals; ich bin verloren, ich finde keinen Geschmack, ich finde keinen, und mein zeitliches Wohl ist auf ewig dahin.

Nestor. Warum aber werden sie desperat? Geben Sie sich nur dies einemal noch zufrieden.

Zerbino. Ich kann es nicht, es ist gegen meine Gemüthsverfassung, der Verderbtheit des Zeitalters so gelassen zuzusehn.

Nestor. Wir haben den Geschmack vielleicht längst gefunden, und wissen es nur nicht.

Zerbino. Thorentrost! Wahnsinnshoffnung! — Würde sich dann die Raserei meiner so bemeistern, wie sie doch gegenwärtig thut?

Nestor. Aber es ist doch nicht zu ändern.

Zerbino. O ja, es ist zu ändern, und mein Entschluß ist auch schon gefaßt. — Ich weiß zu sterben. —

Nestor. Das ist viel gesagt, denn die Kunst ist nicht so leicht.

Zerbino. Ja, ich will sterben, denn wenn ich Dir aufrichtig meine Meinung gestehn soll, so bin ich meiner Existenz schon lange überdrüßig.

Nestor. Nehmen sie ein Beispiel an meiner großen Seele, wie ich mich in alle Widerwärtigkeiten zu finden weiß.

Zerbino. O weh mir! weh mir Unglückseligen, daß ich geboren ward! O warum ließ ich mich jemals gelüsten, das Licht dieses Tages anzuschauen! — Geschmack! Geschmack! Wohin hast du dich verborgen, daß du mir auf allen Wegen entfliehst? Wo ich dich immer suchen mag, nirgend bist du; denk' ich manchmal, hier werd' ich Dich erhaschen, so ist es immer wieder eine trügerische Gestalt. — Nun will ich mir auch plötzlich ebene Bahn machen, daß die Welt sich verwundern soll. Durchdringen will ich durch alle Scenen dieses Stücks, sie sollen brechen und zerreißen, so daß ich entweder in diesem gegenwärtigen Schauspiele den guten Geschmack antreffe, oder wenigstens mich und das ganze Schauspiel so vernichte, daß auch nicht eine Scene übrig bleibt. — Darum, mein getreuer Nestor, hilf mit Hand anlegen, wir wollen uns beide durch alle Wörter und Redensarten bis zum ersten Chor oder Prolog durchdrängen, damit so unsre mühselige Existenz aufhöre, und das Gedicht, das uns elend macht, wie Spreu in die Lüfte verfliege.

Nestor. Was wollen Sie beginnen?

Zerbino. Ein unerhörtes Werk.

Nestor. Und was soll daraus werden?

Zerbino. Ein Ding ohne Namen.

Nestor. Nun denn, die Hände, die Arme frisch dran, drängen Sie die Maschine mit aller Gewalt zurück, und immmer zurück, so erreichen wir vielleicht unsern Endzweck. —

sie drängen mit aller Anstrengung.

Drinnen. Was ist denn das? — das Stück geht ja wieder zurück?

Verwandelt sich in das vorige Feld, Helikanus und der Waldbruder treten verwundert herein.

Zerbino. Muthig! muthig! sieh, eine Scene sind wir schon weiter zurück.

Nestor. Ich merke, dieses Stück läßt sich ohne sonderlichen Nachtheil, wie eine gute Uhr vor und rückwärts stellen.

Waldbruder. Kerls, was macht Ihr denn?

Nestor. Bagatell, wir bringen uns und Euch alle um.

Helikanus. Wir wollen aber noch leben bleiben.

Nestor. Darnach wird wenig gefragt, wenn die Hauptperson sich den Tod wünscht.

Waldbruder. Mir reißt es in den Gliedern, ich muß in Gedanken alle meine vorigen Reden rückwärts sprechen.

Helikanus. Mir geht es nicht anders, ich bin schon längst wieder hinter dem Gedanken, mir das Grab zu wünschen, zurück. — Die Kerls drängen immer gewaltsamer, Lila kömmt schon mit frischer Kraft in meine Phantasie zurück.

Zerbino. Spannt Euch mit vor, lieben Freunde, damit wir dieses tolle Gedicht endlich überwinden.

Waldbruder. Gehorsamer Diener. — Helikanus, wollen wir von der andern Seite drehen, damit es ihnen doch nicht gelingt?

Helikanus. Ganz gut, aber so bleiben wir stehn und kommen nicht vor=, nicht rückwärts.

Waldbruder. Das wäre so viel als die Zeit festhalten, was sich die Menschenkinder so oft gewünscht haben.

Zerbino. Ruck! Ruck! sieh, da habe ich wieder eine gute Ecke gewonnen.

Verwandelt sich wieder in die freie Sandfläche, in der Ferne Aussicht auf Haidekraut. der Poet geht wieder sinnend umher.

Helikanus. Es ist eine Schande, statt daß das Stück nun sänftlich zu Ende gehn sollte, müssen die Zuschauer das sogar noch zum zweitenmale hören und sehn, was ihnen schon beim erstenmale zuwider war.

Waldbruder. Ruf nach Hülfe! — Hülfe! Hülfe!

Helikanus. Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Beide, aus vollem Halse. Hülfe! Hülfe! —

Der Verfasser tritt herein. Welche von meinen Personen ist meiner Hülfe bedürftig?

Helikanus. Wir unglückseligen Poetischen; die beiden prosaischen Hauptpersonen sind toll im

Kopfe geworden, und schrauben nun mit aller Macht das Stück wieder zurück.

Verfasser. Mein lieber Zerbino, — wie kommen Sie darauf? das hätt' ich in Ihnen nimmermehr gesucht, dazu wurden Sie gar nicht angelegt.

Zerbino. Ich kann mir nicht anders helfen, denn ich bin meines Lebens überdrüssig. — Schraub, getreuer Nestor, schraub mit Eifer alles los.

Verfasser. So was ist mir noch nicht begegnet. Muß mir ein solches Spektakel mit meinem Helden arriviren!

Helikanus. Er ist toll geworden.

Verfasser. Hülfe! Hülfe! alles herbei.

Leser, Setzer, Kritiker treten mit Lanzen bewaffnet herein.

Verfasser. Hier, meine Freunde, seht ein ganz neues Schauspiel; der Held meiner Tragödie ist unbändig geworden; er meint, das ganze Stück soll wieder in sein Nichts zurückkehren.

Alle. Das geht nicht, das darf nicht seyn.

Setzer. Ist pur unmöglich, denn die ersten Bogen sind schon abgedruckt.

Kritiker. Greifen Sie den Unsinnigen nur dreist an, Herr Verfasser, daß er wieder zu seiner alten Schuldigkeit zurückkommt.

Verfasser. Ach lieber Gott, ich fürchte mich gar zu sehr vor tollen Leuten.

Kritiker. Dann hätten Sie Ihr Schauspiel gar nicht anfangen müssen.

Verfasser. Ich glaubte selbst nicht, daß es so kommen würde, nunmehr ist er mir gar zu unbändig geworden.

Kritiker. So geht's, wenn man nicht das Sprichwort im Sinne hat: besser vorbedacht als nachbeklagt.

Verfasser. Helfen Sie mir doch, lieben Freunde, so will ich es wagen und auf ihn zugehn.

Zerbino. Zurück da! wer mir zu nahe kommt, dem kostet es sein Leben.

Verfasser. Nun hören Sie selbst —

Leser. Sie sind zu zaghaft, Herr Verfasser, ich bin das Gräßliche gewohnt, ich will auf ihn zugehn. — Er soll sich geben, damit man nachher weiß, wie es geworden ist; da wäre es ja schlimmer, wie ein abgebrochener erster Theil.

Zerbino. Hast Du denn das Vorige verstanden?

Leser. Wenn auch nicht, das geht Ihn nichts an, Er muß sich doch so was nicht unterstehn. Bedenk' Er nur, wenn das alle so anfingen.

Kritiker. Gieb Dich, gieb Dich in Dein Schicksal!

Verfasser. Schließt ihn von allen Seiten ein, — Herr Setzer, Herr Helikanus, andächtiger Waldbruder, treten Sie alle heran. — O Unglück! wenn der Held dem Verfasser über den Kopf wächst!

Zerbino. Zurück da! Nestor mach Platz.

Leser. Herr Nestor, Herr Nestor, ich bin bisher immer so sehr Eurer Meinung gewesen, warum thut Ihr mir nunmehr den Schabernack.

Zerbino. Was wollt Ihr, Kritiker? Hat Euch denn das Schauspiel bisher so sehr gefallen, daß Ihr mich wider meinen Willen drin behalten wollt?

Kritiker. Mit nichten, ich denke den Aberwitz gehörig zu züchtigen, aber darum dürft Ihr doch nicht ein so ärgerliches Beispiel geben.

Zerbino. Es ist ja das erstemal nicht, daß sich ein Held gegen den Verfasser empört hat.

Kritiker. Es ist aber doch niemals so sehr zur Sprache gekommen, dieser Anstoß wäre gar zu himmelschreiend.

Zerbino. Ich will aber nicht, ich will nicht. — Weg da! —

Er springt hervor, ergreift den Verfasser, und wirft ihn zu Boden, worauf er entläuft.

Verfasser. Ach ich armer Verfasser! Lieber Herr Setzer, setzen Sie ihm doch eilig nach. Setzer ab. Herr Kritiker, lassen Sie ihn nicht entrinnen, und wenn wir ihn erst wieder haben, so gedenken Sie ihm doch in Ihrem Blatte diesen Streich.

Kritiker. Seyn Sie ohne Sorgen, er soll es gewiß empfinden. ab.

Verfasser auf der Erde. Herr Leser, haben Sie nicht Mitleiden mit mir?

Leser. Ich muß doch sehn, wo der Held bleibt.

Verfasser. Helfen Sie mir doch und hören Sie nur eine kleine Anmerkung, die ich bei dieser Gelegenheit machen will.

Leser. Ich habe keine Zeit, ich muß dem Helden nach; die Rasenden pflegen gar interessant zu seyn. schnell ab.

Verfasser steht auf. Ach mein liebster Waldbruder, könnt Ihr mir nicht einige Verse des Trostes sagen?

Waldbruder. Sie wissen ja am besten, woher meine Verse kommen, und wenn Sie selber lahm sind, getraue ich mir keine Sylbe auszusprechen.

Verfasser. All das Unglück macht uns der einzige Kerl.

Drinnen. — Hier ist er! — hier! — gieb dich gefangen!

Verfasser. O wenn ihn doch die braven Leute überwältigten!

Zerbino und Nestor kommen zurück.

Zerbino. Wollen Sie mich nicht aus dem Stücke heraus lassen, so will ich wenigstens dem Verfasser eine solche Ohrfeige reichen, daß er Zeit seines Lebens an mich denken soll.

Verfasser. Ich werde genug an Dich denken, aber darum mußt Du doch nicht glauben, daß ich mich vor Dir fürchten sollte. — Heran! heran! ich erkenne Dich für einen Lumpenhund!

Zerbino. Komm! wenn du Herz hast? —

Sie ringen, Zerbino fällt endlich zu Boden.

Verfasser. Victoria! Victoria! — Herr Leser, Herr Setzer, hier haben wir den unnatürlichen Bösewicht, der sich gegen mein Schauspiel verschworen hatte. Bringt Stricke her! — So! — Willst Du nun artig seyn?

Zerbino. Ich sehe, daß es mein Schicksal durchaus so will. Er wird fortgeführt.

Verfasser. Adieu meine Herren! dem Himmel sei Dank, daß es noch so abgelaufen ist. — Jetzt soll auch sogleich das Ganze seine baldige Endschaft erreichen, eh' er zum zweitenmal auf solche Streiche fällt, denn die Verzweiflung wirkt oft wunderbar. geht ab.

Kritiker. Wenn ich bei dieser Scene nicht geholfen hätte, wäre sie nie zu Stande gekommen. ab.

Leser. So müssen wir dem Verfasser in jedem seiner Werke helfen. ab.

Waldbruder. Komm, Helikanus, wir wollen uns nun in Muße noch einmal unsern Entschluß überlegen. sie gehn.

Die Wüste.

Polykomikus vor seiner Höhle auf- und abgehend. Es ist zu spät, wieder umzukehren. — All mein vor'ger Glanz, meine Talente, mein Ansehn unter den achtungswürdigen Bürgern, alles ist dahin, als wär' es nie gewesen. — So eben war mir, als wollte meine alte Herrlichkeit zu mir zurückkommen, ein neues Licht ging in meiner Seele auf, — aber alles verflog wieder, wie ein Traum. — Ich komme fast auf den Gedanken, daß ich zu meinem Heil die alte Freundschaft wieder aufrichten, und eine Aussöhnung mit dem Satan suchen möchte.

Jeremias tritt auf. Gehorsamster Diener!

Polykomikus. Lebst Du, Schelmstück, auch noch in der Welt?

Jeremias. Ich fange jetzt erst an zu leben, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, und denke es noch weit zu bringen.

Polykomikus. So? — Du wirst mir am Ende auch noch im Lichte stehn.

Jeremias. Das könnte leicht kommen, denn meine Talente sind im vollen Wachsen, die Ihrigen im Abnehmen; die Welt denkt besser, und was das vorzüglichste ist, ich bin jetzt in Satans Diensten.

Polykomikus. Ei! ei! Es war doch mein Tage kein gut Haar an Dir.

Jeremias. Mein neuer Dienst gefällt mir über die Maaßen, ob ich gleich sehr viele Geschäfte habe.

Polykomikus. Was hast Du denn zu thun?

Jeremias. Mancherlei; rezensiren, aufklären, Rath ertheilen, verläumden, Sachen verdrehen und in ein schiefes Licht stellen —

Polykomikus. Er hat mir wahrlich meine besten Beschäftigungen vor dem Munde weggenommen.

Jeremias. Nur daß es bei Ihnen Ernst halb, und Dummheit ganz war, was Sie dazu antrieb.

Polykomikus. Unerhörte Frechheit!

Jeremias. Ich thu dergleichen aber nur aus Verstellung und Zeitvertreib. — Jetzt machen mir besonders Journale mit Kupfern viel zu thun, so daß ich mich kaum ein halbes Stündchen abmüßigen kann, meine ehemalige Wüste wieder zu besuchen und mit Ihnen gegenwärtigen Diskurs zu führen.

Polykomikus Gehorsamer Diener. — Ich will Dir etwas aus ehemaliger Freundschaft vertrauen: es geht mir jetzt miserabel.

Jeremias Wär' es möglich?

Polykomikus. Ganz gewiß, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf; Ansehn, Kenntnisse, Vorurtheile für mich, alles hat im buchstäblichsten Sinne der Teufel geholt. Ich sehe nunmehr ein, ich kann ohne seine Hülfe und seinen Schutz nicht fertig werden.

Jeremias. Er spricht noch immer von Ihnen, und stets mit einer gewissen Achtung.

Polykomikus. Jeremias, ich will dir etwas sagen. — Sieh hier mein neustes Werk, das will ich Dir dediciren, wenn Du die alte Eintracht unter uns wieder herstellen kannst.

Jeremias. Ich will mir alle Mühe geben; ich habe immer geglaubt, daß Sie beide eigentlich für einander geschaffen wären.

Polykomikus. So umarme mich denn. — Sie umarmen sich. Aller Groll unter uns sei vergessen.

Jeremias. Alles Vergangene vergessen und vergeben.

Polkoymikus. Und so, mein Herr Jeremias, rekommandir' ich mich Ihnen ferner zu Dero huldreichen Gewogenheit.

Jeremias. Adieu, mein Guter. Verlaß Er sich auf mich, daß ich alles thun werde was nur in meinen Kräften steht. sie gehn ab.

Der Hof.

Gottlieb, die Königin.

Gottlieb. Tröste dich, geliebte Gattin, ich weiß aus meinen bisherigen Beobachtungen, daß es die Zeit in der Art hat, daß sie vergeht.

Königin. Wir werden unsern Sohn nicht wiedersehn.

Gottlieb. Das müssen wir erst abwarten, eh wir das sagen können.

Königin. Nachher ist es zu spät.

Gottlieb. Dazu bleibt es noch immer früh genug. Aber eine frohe Ahndung sagt mir im Gegentheil, daß wir ihn bald mit unsern Augen wieder erblicken werden.

Königin. Ach, würde mir ein solches Glück zu Theil!

Gottlieb. Freu Dich doch lieber statt so zu klagen des herrlichen Wohlstandes in unserm Lande: sieh umher, wie Wissenschaften blühen, der Handel florirt, wie die Jugend erzogen wird. Der neuangekommene Gelehrte hat ungeheure Verdienste um den Staat.

Königin. Ach mein Sohn! mein Sohn!

Gottlieb. Stille, sag' ich; was nicht zu ändern steht, dabei muß man sich den Bart wischen, und seine Seele in Ergebenheit fassen.

Königin. Daß wir unser einziges Kind den Wissenschaften und Künsten haben aufopfern müssen.

Gottlieb. Sei ruhig, denn das kommt uns alles nachher zu Hause.

Königin. Alles wird zu Hause kommen, außer mein Sohn.

Gottlieb. O ich bin der Klagen überdrüßig.

Der alte König und Hanswurst treten ein.

Gottlieb. Sieh, da kommen die Kindischen, mach Dir an ihrem Unverstande eine kleine Zerstreuung. Ich bewundre darin die Weisheit der Vorsehung, daß sie solche Geschöpfe in der Welt geschaffen, damit wir andern uns beständig unsrer höhern Gaben erinnern und freuen mögen. — Wie geht's, Ihro Majestät?

Alter König. Meine Sehnsucht nach dem Sebastian steigt immer höher.

Gottlieb. Sieh, mein Kind, das ist so ein gewisser merkwürdiger Grad von Seelenverstim-

mung; der Oberschulmeister hat darüber auch einen äußerst lesenswürdigen Aufsatz geschrieben, worin diese Erscheinung zur allgemeinen Zufriedenheit erklärt wird.

Hanswurst. Ganz richtig, Ihro Majestät, es ist nämlich nichts als eine psychologische Verkettung, ein Wiederklang in der Seele, eine Verwechslung von Begriffen nebst einer heimlichen Taschenspielerei der Imagination und dergleichen mehr.

Gottlieb. Ja ja, meine allerliebste Gemahlin, es ist auf Ehre ein ganz verteufelter Zustand; man glaubt manchmal, man hat eine ganz simple Narrheit am Leibe, aber da gehört in unsern Zeiten mehr zu, da hängt alles so kunterbunt zusammen, das dient alles, eine Wissenschaft, die Psychologie (ich möchte fast den Hut abnehmen, wenn ich das Wort nur nenne) zu befördern, daß man sich doch um Gotteswillen in Acht nehmen soll, irgend einen Menschen so schlechtweg einen Narren zu nennen.

Königin. So befördert es also die Toleranz?

Gottlieb. Nicht anders, mein Täubchen.

Königin. Nun, das ist mir lieb, denn alles in der Welt kann ich ausstehen, außer die Intoleranz.

Gottlieb. Recht so, ich möchte auch immer mit Feuer und Schwerdt drein schlagen, wenn ich einen solchen Intoleranten gleichsam nur gewahr werde. O, keine größere Freude für mich, als wenn mir so recht viel und recht was tüchtiges zu toleriren vor die Hände kommt, alle Arten Glaubensgenossen, Schwärmer, Heiden und Türken, Taschenspieler, Leute, die mit Kunstpferden herumziehn, Teufelsbanner, andre, die an die Religion oder Kunst glauben, Poeten: alles in der Welt, nur um Gottes Willen nicht das Reelle angetastet, denn da hat meine Geduld ein Ende. So weißt Du, wie jetzt der Fremde sogleich auf ewig aus dem Lande verbannt wurde, der sich über meine Wachtparade lustig gemacht hatte, ja der Schelm hätte wohl noch was Schlimmeres verdient.

Hanswurst. Er konnte von Gnade sagen, denn man müßte für dergleichen Attentate weit in die Augen fallendere Beispiele aufstellen.

Gottlieb. Es hat mich auch nachher genug gereut, daß ich es nicht gethan habe. Nun, vielleicht kommt er bei Gelegenheit mal ins Land zurück.

Hanswurst. Dann wäre noch nichts verloren.

Gottlieb. Aber Hofrath, Ihr seid ja jetzt selbst ein entsetzlicher Schwärmer, wie seid Ihr denn dazu gekommen?

Hanswurst. Weiß der liebe Gott, mein König, es hat mich wie ein Schnupfen befallen.

Gottlieb. Aber Ihr werdet garstig widerlegt, die Haare stehn einem zu Berge, wenn man's liest.

Hanswurst. Das muß man gestehn, gründlich und ausführlich ist es immer abgefaßt.

Gottlieb. Aber Ihr seid doch bis dahin erträglich verständig gewesen, wovon seid Ihr denn nun plötzlich übergeschnappt?

Hanswurst. Es muß vielleicht das Alter so mit sich bringen.

Gottlieb. O, setzt Euch nichts in den Kopf, und entschuldigt nicht damit Eure Narrheiten an Euch selber; Ihr seid ein Phantast, bessert Euch.

Hanswurst. Mein König, ich lese alles, was gegen mich geschrieben wird, mehr kann ich nicht thun.

Gottlieb. Nun, das ist wahr, dann seid Ihr schon auf dem Wege der Besserung.

Königin. Vielleicht wird Euch die Langeweile kuriren.

Stallmeister, Leander, Curio treten ein.

Stallmeister. Hofrath, wo bleibt Ihr? Mir fehlt's gewaltig an Narrheit.

Hanswurst. Mein Bester, Sie konsumiren sie etwas zu schnell, ich hatte gemeint, die letzte derbe würde noch auf lange vorhalten.

Stallmeister. Man glaubt nicht, wie sich das verzehrt, und die Leser behalten immer neuen Appetit.

Hanswurst. Zum Glück hab' ich wieder etwas Neues ausgearbeitet.

Alter König. Hofrath, Ihr laßt mich jetzt immer ganz im Stich.

Hanswurst. Jedermann, mein König, hat ein Gelüsten nach mir, ich bin gar zu beliebt.

Alter König.

O wie erneuert sich die Sehnsucht mir,
Mit jedem Tage steigt die Woge höher,
Ich sinne, denke, träume nichts als ihn,
Die Langeweile hält mich eingeschlossen,
Und unentrinnbar bin ich stets der ihre,
Wenn du nicht bald, Sebastian, erscheinst,
Und Freudenthränen mir am Halse weinst.

Stallmeister. Ihro Majestät, es ist unmöglich, ich habe schon ein paarmal dagegen geeifert.

Leander. Es sind vergebliche Wünsche.

Alter König.

Doch soll es möglich seyn! Was hilft Dein Eifern?
Ich werde mich bald über Dich ereifern,
Dann hast Du Ursach über mich zu eifern,
Wenn Du von meiner Hand erst Schläge fühlst.

Gottlieb. Halt! Halt! Herr Vater! Er steht unter meinem unmittelbaren Schutze. Dafür ist die Denkfreiheit in meinem Lande.

Alter König.

Daß dieser Wurm uns Langeweile macht?
Weil also frei zu denken ist erlaubt,
So denk' ich auch von ihm, er sei ein Hund.

Gottlieb. Nein, so weit darf die Denkfreiheit nicht gehn. — Er ist kindisch, Herr Schulmeister, Ihr müßt ihm dergleichen schon vergeben.

Hanswurst.

Mein König, fahrt in Eurem Hoffen fort,
Sebastian wird zur rechten Zeit erscheinen,
An Eurem Hals die Freudenthränen weinen.

Stallmeister. Leander. Es ist unmöglich!

Alter König. Hanswurst. Es ist möglich!

Stallmeister. Ihr seid in der Irre!

Alter König. Ihr seid ein Schlingel!

Gottlieb. Keine Duelle, keinen Zweikampf, wenn ich bitten darf, das läuft der Sittlichkeit und der Aufklärung geradezu entgegen.

von Hinzenfeld kömmt. Mein König, ich muß mich sehr beklagen.

Gottlieb. Klage?

von Hinzenfeld. In den neuern Auf-

klärungsschriften wird ein wenig zu sehr über die Schnur gehauen; man versäumt fast keine Gelegenheit, wo sich nur irgend eine Stichelei auf mich anbringen ließe.

Gottlieb. Wie so?

Stallmeister. Mein gnädiger König, ich kann das Gegentheil beschwören.

von Hinzenfeld. Noch in dem letzten Stücke ist eine große Abhandlung über die Elektricität der Katzen, ja, der Hofrath hat sich neulich sogar unterstehn wollen, eine Flasche an mir zu füllen.

Stallmeister. Das wegen der Katzen ist nur ein naturhistorischer Aufsatz.

Gottlieb. Es soll aber doch nicht seyn, alles soll mit Maaß getrieben werden, und die Personalsatire duld' ich nun einmal nicht. Seht, alle Poesie, alle Wissenschaft soll uns weich, soll uns menschlich machen, — aber der Teufel soll das schlechte Herz holen, das zur persönlichen Satire, und vollends gegen angesehene Männer überneigt.

Stallmeister. Es soll künftig gewiß unterbleiben.

Gottlieb. Eben als wenn man mich vexiren wollte! — Kein Mensch ist am Ende mehr sicher.

Selinus tritt mit Sprüngen herein. O Freude! Freude! springt.

Gottlieb. Was giebt's?

Selinus. Unaussprechliches Glück! springt.

Gottlieb. Weshalb springst Du so?

Selinus. Meine Pflicht! meine Vaterlandsliebe! springt noch heftiger.

Gottlieb. Bist Du toll?

Selinus über die Maaßen springend. Der Sonnenschein des Glücks ist zurückgekommen, — aus dem Fenster hab' ich eben gesehn,—und da sah ich unsern allergnädigsten Kronprinzen ankommen!

Gottlieb. Ist es wahr?

Königin. Ist es möglich?.

von Hinzenfeld. Ei der tausend!

Königin. Wir wollen ihm entgegen.

Gottlieb. Er wird schon kommen.

von Hinzenfeld. Ich höre ihn allbereits.

Selinus. Mein König, zur Vergütigung der neuen Schuh, die ich mir aufopfernd zersprungen habe.

Gottlieb. Da ist meine Börse.

Zerbino und Nestor treten ein.

Königin. Ach! da sind sie ja!

Gottlieb. Umarme mich, mein Sohn.

Zerbino. O mein Vater, — meine zärtliche Mutter! — Umarmungen.

von Hinzenfeld. O Freude! Meine Augen voll Wasser, — ich habe mein Schnupftuch vergessen. geht ab.

Leander. O Glück! o Wonne!—Wie muß ich mich hüten, nicht vor Rührung in schwülstige Hyperbeln auszubrechen.

von Hinzenfeld kömmt zurück. Jetzt kann ich mich gehörig freuen. — Lauft, lauft, meine Freudenthränen.

Gottlieb. Bist du gesund? Hast du den Geschmack gefunden?

Zerbino. Ach nein!

Gottlieb. Wie? Und Du kommst mit der alten Raserei vor mein Antlitz zurück?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, gnädiger Herr, wir sind im Ganzen so ziemlich kurirt, es fehlt gleichsam nur die letzte Appretur, die wir vielleicht hier auch ohne Geschmack erlangen.

Gottlieb. Ja?

Zerbino. Wir kommen um vieles klüger zurück, wir haben unterwegs wohl tausend Vorurtheile abgelegt, neue Ideen angenommen, uns selbst und die Menschheit kennen gelernt, in Summa, wir sind ganz vortrefflich.

Gottlieb. Wenn sie nur nicht Ketzer oder Schwärmer geworden sind.

Stallmeister. Ich werde sie nachher, mit Eurer Erlaubniß, examiniren.

Zerbino. Wer ist der?

Gottlieb. Der oberste Schulmeister, ein überaus zarter und trefflicher Mann.

Nestor. Das ist ja unser Hund!

Zerbino. Bestie! warum bist Du uns denn fortgelaufen?

Gottlieb. Was?

Stallmeister. Ich erstaune!

Gottlieb. Sie kommen toller wieder, als sie weggegangen sind, das ist die Frucht vom Reisen!

von Hinzenfeld. Aber sollten Sie in der That ein Hund seyn?

Alter König. Ich hab's ja immer gesagt.

Gottlieb. Meine Freude verwandelt sich auf die Art in Jammer und Herzeleid.

Leander. Ist es mir erlaubt, einen Vorschlag zu thun?

Gottlieb. Schlage in Gottes Namen vor, was Du willst, denn meine Vater-Schmerzen lassen keine vernünftige Ueberlegung zu.

Leander. Mich dünkt, man sieht es ihnen beiden hinlänglich an, daß sie überflüssig gebildet sind, und das Reich darf sich in Zukunft noch mannichfaltigen Nutzen von ihnen versprechen; nur sind sie dem Anscheine nach von der Reise und ihrer Vortrefflichkeit noch so voll, daß sie alles Einheimische verachten; dieses ist in ihnen zu viel Selbstgefühl, wie gleichsam sans comparaison bei den jungen Studenten; dieser überflüssige Geist des Uebermuths muß bei Ihnen verdunsten, und sie werden nachher die köstlichsten Staatsbürger: mein unmaßgeblicher Rath wäre also, man führte sie beide in ein tiefes Gefängniß, und ließe sie bei der gehörigen Langeweile und Wasser und Brod so lange fasten, bis sie sich bekehrt haben; auch könnte man dem Nestor, doch ohne seiner Ehre dadurch zu nahe zu treten, täglich einige Schläge zuzählen.

Gottlieb. Der Vorschlag ist herrlich, man kann es nicht besser aussinnen. — Sie wollen, die Verbrecher, sich ohne Geschmack behelfen, und geben die nützlichsten, und anmuthigsten Leute für Hunde aus. —

Zerbino und Nestor werden von einer Wache abgeführt.

Leander. Man könnte ohngefähr nach einem Monate eine Kommission ernennen, um die armen Sünder zu examiniren, ob sie in sich gegangen sind, und nach deren Befinden möchten sie dann vielleicht wieder auf freien Fuß gestellt werden.

Gottlieb. So soll's seyn, und nun auch

nicht mehr viel darüber gesprochen. — Komm, meine Gemahlin, unsre Freude ist uns garstig versalzen. — geht mit Gefolge ab.

Alter König. Stallmeister, Dir ist es recht geglückt, daß Deine Person nun am Hofe sogar unverletzlich ist.

Stallmeister. Wie?

Alter König. O, ich kenne Dich recht gut, so sehr Du Dich auch verstellen magst.

Hanswurst. Laßt es gut seyn, mein König, Ihr habt eben ein Beispiel gesehn, wie man dergleichen anstößige Denkungsart zu bestrafen sucht.

Stallmeister. Ich entferne mich, meine Pflicht läßt mir nicht viele Zeit zum müßigen Geschwätz übrig. ab.

Alter König. Er scheint doch wenigstens thätig.

Hanswurst. Ueber die Gebühr.

Alter König. Ob ich ihm nicht am Ende Unrecht damit thue, daß ich gar keinen Respekt vor ihm habe?

Hanswurst. Ehe Ihr Euch Gewissensbisse macht, mein König, so respektirt ihn lieber.

Alter König. Kommoder hat man's damit. — Nur, daß man wieder andern damit Unrecht thut, die wir im Herzen hochachten, wenn wir solche nicht verachten. — Es ist eine konfuse Wirthschaft mit der Humanität.

Hanswurst. Ist er Euch zuwider, so macht nicht so viele Umstände.

Alter König. Er ist mir wahrlich ekelhaft.

Hanswurst. Nun so verabscheut ihn, und damit Punktum.

Alter König. Ich will es auch, denn betrachte nur bei seinem sonstigen Uebermuth sein knechtisches Wesen, das ihm noch vom Hunde her anhängt. Und welche erbärmliche Sorte von Vernunft er verbreiten will! —

man hört Trompeten.

Hanswurst. Was ist das?

Alter König. Irgend ein vornehmer Fremder muß angekommen seyn.

Nathanael von Malsinki tritt mit Gefolge ein. Guten Tag, mein Freund, mein König.

Alter König. Wen sehen meine alten Augen?

Nathanael. Erinnern Sie sich nicht Ihres alten Freundes, der einst Ihr Schwiegersohn werden wollte, des Prinzen Nathanael von Malsinki? Der große Gottlieb hat nachher das Kleinod davon getragen, nach welchem ich trachtete.

Alter König. Ist es möglich? — Hofrath, sieh ihn genau an. —

Hanswurst. Ich thu's.

Alter König. Findest Du nichts besonders an ihm?

Hanswurst. Nichts, als daß er einen etwas fremden Anstrich hat.

Alter König. Sieh ihn an, es ist ja der vielgeliebte Sebastian.

Hanswurst. Er hat wirklich Aehnlichkeit mit ihm.

Alter König. Ganz derselbe.

Nathanael. In der That, ich heiße mit einem andern Namen Sebastian.

Alter König. O welche Freude! laß Dich an mein Herz drücken, o Du mein vielgeliebter, so lang ersehnter, so herzlich erwünschter, so wunderbar überraschender Sebastian! — Aber nun darfst Du mich auch nicht wieder verlassen.

Nathanael. Nimmermehr, denn ich habe alle meine Länder verkauft, um künftig in Ruhe und ohne Sorgen zu leben, und um dieses gehörig auszurichten, habe ich mir Deine Gesellschaft erwählt.

Alter König. So wollen wir also recht vergnügt seyn; aber um gänzlich zu harmoniren, mußt Du mir vor allen Dingen den Gefallen thun, und kindisch werden.

Nathanael. Wie das?

Alter König. Ich meine den Verstand verlieren. So lange ich diese Gabe an mir hatte, war ich eine höchst unglückselige Kreatur, aber seitdem ich kindisch bin, befinde ich mich erstaunlich wohl.

Nathanael. Den Gefallen will ich Dir gerne thun.

Alter König. Dann sind wir beide und auch der Hofrath da, ein Leib und eine Seele. Er hat von je an darauf resignirt, verständig zu seyn.

Nathanael. Topp! ich thu' mich alles Verstandes ab, und lebe glücklich an Eurer Seite.

Hanswurst. Mein König, nun können wir recht genau diesen Herrn Sebastian mit jenem andern vergleichen, den wir aus Blei besitzen.

Alter König. Nein, mein Freund, bei Leibe nicht, das könnte mir eine unerwartete Störung machen, nun ich diesen hier besitze, will ich jenen mit keinem Auge wieder ansehn; im Gegentheile, theuerster Hofrath, nimm ihn sogleich und wirf ihn ins Feuer, damit er schmelze und kein Gebein von ihm übrig bleibe, so ist nachher gar keine Vergleichung möglich. — Hanswurst ab.

Nathanael. Was soll das vorstellen?

Alter König. Wenn Du kindisch seyn willst, mußt Du Dich über dergleichen niemals verwundern. — Sie gehn Arm in Arm ab.

Feld.

Dorus. Lila.

Lila.

Und darf ich's glauben? und es ist kein Trug?
Ihr irrtet nicht? Ihr saht ihn? sprachet ihn?
Nach langer, langer Trennung kehrt er wieder?

Dorus.

Sei ruhig, Tochter, ja er kehrt zurück.

Lila.

Und immer noch das holde Angesicht,
Den hellen Blick im Auge, dieses Lächeln,
Das auch im Winter Frühlingssonne ist?
O warum ist er nicht in meinen Armen?
Wo weilt er? ach! er sehnt sich nicht wie ich.

Dorus.

Nur wenig hemme Deine Ungeduld.

Eleon tritt auf mit Helikanus.

Lila.

Er ists! o güt'ge Götter!

Cleon.

Lila! Lila! — Sie umarmen sich.

Helikanus.

Abseits muß ich bei diesem Schauspiel stehn,
Jedwede Freude ward mir ungetreu.

Dorus.

So steigt der Himmel auf die Erde nieder,
So fahren Blitze aus der Seligkeit
Herab in ird'sche Menschenherzen, wenn
Getrennte Liebende sich wieder sehn.

Cleon.

An dieser Stelle will ich Rosenbüsche,
O Rose, Lila, meine Lilie pflanzen;
Hier wollen jährlich wir das Fest begehn
Der süßesten Erinnrung, schöner Hoffnung.

Lila.

Hier soll jedwede Pflanze zu uns sprechen,
Die Rosen diesen Frühlingskuß erinnern:
Wenn Du je zürnst, so führ' ich Dich hieher,
Liebst Du mich nicht, so führ' ich Dich hieher.
Holdselig winken uns die Rosen, flüstern
Die Büsche, wir versöhnen uns in Küssen.

Cleon.

Nie müsse dieser Tag, die Stunde kommen,
Daß Du die Blumen Dir zum Zeugen rufst,
Wie Dich Dein Cleon ehemals geliebt!
Nein, diese Gegenwart soll um uns bleiben,
In dieser Sehnsucht wollen wir sie pflanzen,
Mit frischer Liebe stündlich sie bethauen,
Daß sie ein Immergrün sich um uns schließe,
Und wir wie Blumen unverwelklich, duftend,
In ewig gleichem Glanz der Farben brennen,
Und keine Zukunft aus geweihtem Boden
Die fest verwachsnen Wurzeln reißen könne.
Die Zeit, wenn sie an uns vorübergeht,
Soll uns nicht kennen, so in Lieb' verschlossen,
Daß sie uns von einander nie entfremdet.

Lila.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein,
Es sah mein thränend Angesicht
Und sang: die Liebe wintert nicht,
Nein! Nein!
Ist und bleibt Frühlingesschein!

Dorus.

Mir kommt ein altes Lied in die Gedanken,
Das ich in meiner Jugend oftmals hörte,
Stets rührt' es mich, jetzt hab' ich es seit lange
Nicht im Gemüth bedacht, nun sing' ich's wieder.

Ich Jüngling will mich machen auf
Und gehn durch die bunte Welt dahin,
Es bringt der mannichfalt'ge Lauf
Mir wundersame Bilder in'n Sinn.
Wohin? Wohin?
Die Freiheit ist mein erster Gewinn.

Wohlauf! die Stadt liegt hinter mir,
Vor mir liegt Wald und Bach,
Ich wandle fort in dem Lust-Revier,
Kein' Sorge wandelt mir nach;
Doch ach! doch ach!
Was wird im innersten Busen mir wach?

Was willst du Wald? du Blume von mir?
Bin ich dir schon bekannt?
Vertraulich thut ihr und freundlich hier,
Ihr seid mir fremdes Land,
So abgewandt,
Ihr seid mir nie als Freunde genannt.

Und doch sind wir Freund', und doch Deine Freund',
Erinnre dich nur recht tief in der Brust,
Wie wir uralte Bekannte seind,
Der Namen unser dir wohl bewußt,
Süß-Lust, Süß-Lust,
Du hast uns endlich folgen gemußt.

Heraus dein Sehnen dich trieb ans Frei,
Sonst saßest verschlossen in dir.
Du dachtest wohl nicht wie herrlich der Mai,
Wir lockten, du wandelst nun hier,
Und für und für
Sind Brüder und Freunde so du wie wir.

So habe ich die Freiheit nur darum gesucht,
Um euer armer Knecht zu seyn,
Viel lieber begeb' ich mich gleich auf die Flucht
Und kehr' in das alte Hausdunkel hinein,
So Blum wie Hain,
Sie herrschen schon mächtig die Seele mein.

Was wollt ihr gaukelnde Farben süß
Was sprichst du lockender Vogelgesang?
Die Farben und Lieder sie zaubern gewiß,
Schon fühl' ich das Herz im Busen so bang,
Wie lang, wie lang,
Ertrag' ich in mir den entzückenden Klang.

Kommt Geister aus eurem Hinterhalt
Und zeigt mir ein redlich Gesicht,
Entsteiget den Bergen, verlasset den Wald,
Und wagt euch hervor an Tageslicht!
Wo nicht, wo nicht,
Ich wieder zurück in das Hausdunkel flücht!

Nicht kannst du wollen den Freunden entfliehn,
Wie magst du ins Dunkel zurück?
Wir können uns nicht aus den Blumen ziehn,
Und zeigen dem irdischen Blick,
Dein Glück, dein Glück
Enthüllet dir bald ein frohes Geschick.

Wir alle, wir alle ein einziger Geist,
Keine Macht uns trennen und sondern kann,
Unser mannichfach Bild nach einem nur weist,
Du findest es wohl und kennst mich alsdann,
Hinan, hinan,
Es wandle ein jeder die eigene Bahn.

Was sieht das Auge dort für Schein,
Der Blumen schönste du gewiß,
Sollt'st du der Geist der Blumen seyn,
Und zeigst dich mir so süß?
So süß! lieb-süß?
Ich dir gern meine Freiheit ließ.

Ein Mägdlein bin ich dir und treu,
Die Liebe lockte dich unbekannt,
Daß wissest, der Liebe schönste Blum' ich sei,
Drum habe meinen Namen genannt,
Ich bin gesandt,
Daß aller Schönheit werdest verwandt.

Helikanus.

O Lüge, wie sie keiner noch erfand,
Die Liebe lockt uns anfangs täuschend nach,
Wie Schimmer, der in Dunkelheit verlischt

Der Bettler, der von Schätzen träumt und arm
Auf seiner dürft'gen Lagerstatt erwacht,
Vergleicht sich dem nicht, der an Liebe glaubt.

Cleon.

O Lila, daß ich mich nur fasse, nicht
Im Taumel der Seligkeit vergeh';
Ich kann mich noch nicht finden, immer noch
Entdrängen Bilder aus den vor'gen Tagen,
Die Freude, die aus Deinen Augen strahlt.

Lila.

So lange konntest Du mich einsam lassen?

Cleon.

Doch ist dafür die Erbschaft gänzlich unser,
Die mich zuerst auf meine Reise trieb,
So schafft uns doch mein sorgendes Bemühn
In diesen wen'gen Wochen ruh'ge Tage,
Ein ganzes langes Leben ohne Sorge. —
Wie ich mich auf dem Rückweg dann verirrt,
Stets wieder in dieselbe Gegend kam,
Und keinen Mann gefunden, der mir rechtlich
Den Weg gewiesen, kann ich Dir nicht sagen.

Lila.

Doch nun darfst Du mich nimmermehr verlassen.

Helikanus.

Ich bin dafür auf ewiglich verlassen.

Dorus.

Kein Mensch, der lebt, ist gänzlich wohl verlassen.

Cleon.

Ich muß Dir auch ein Abentheuer berichten,
Das letzte aller, die mich noch betroffen,
Das einz'ge schöne, das mich noch betroffen.
Wie ich verirrt den Weg im Walde suche,
Führt mich der Zufall, führt mich wohl das Glück,
Zur Seite eines klaren Bächleins hin.
Ich steh' und schaue noch die alten Buchen,
Die sich in heller Fläche wiederspiegeln,
Der Fels, der sich zum Dach hinüberneigt
Und oben Tannen trägt, und manch Gebüsch,
Das sich seit Jahren in einander schlang.
Da däucht mir hör' ich einsamen Gesang
Von einer holden zarten Weiberstimme,
Ich eile näher, glaube Dich zu hören,
Weil noch kein andrer Ton jemals so sanft
Mich rührte; jetzt bin ich zum Bach gekommen,
Doch fand den Sänger noch mein Forschen nicht.
Wie? sollte wohl der Nymphen eine singen?
So dacht' ich still bei mir und scheute mich
Hörbar den Fuß zu setzen, im Gebüsch
Zu rauschen; doch geziemt's nicht Himmlischen
So klagend Töne aus der Brust zu heben.
Begeistrung flog durch alle meine Sinne
Höchst wundersam, denn ich vergaß mich selbst,
Ich fürchtete, Dianen möcht' ich finden,
Die noch im Lied Endymions Schöne singt,
Vielleicht gar Aphrodite, die noch nicht
Adonis Jugendglanz vergessen kann,
So innigst hatte mich der Ton gerührt. —
Indem bemerkt' ich in der Ferne, erst
In Wasserfluth das Bildniß abgespiegelt,
Dann die Gestalt, die klagend saß und weinte,
Und schöner schien die Woge zu erglänzen,
Und freudiger von ihr getroffen zu tanzen,
Die Bäume grünender, der Himmel blauer,
Und Blumen, die vom Ufer nickten, wollten
Sich niedertauchen in des Bildes Schein.
Ein Mädchen war's mit aufgelöstem Haar,
Nur halbbekleidet, erst dem Bad entstiegen,
In lieblicher Verwirrung das Gewand,
Wie vor sich selbst beschämt, den Blick in sich
Gewendet, alle Formen schön vollendet
Der edelsten Gestalt, sie sah mich nicht
Und ich stand so entzückt in dem Beschauen,
Daß ich vergaß zu athmen und zu denken.
Die Füße waren in der Welle noch
Und sprudelnd fröhlich sprang die Fluth hinüber,
Und wiederscheinend glänzte Fuß und Schenkel
So zart und weiß, daß grünender das Ufer,
Kristallener der Strom und heller schien. — —
Doch warum weinst Du, Lila, meine Gute?

Lila.

Wie ich an Schönheit Mangel leiden muß,
Wie Du mich nicht, Unwürd'ge, lieben kannst,
Dies zwingt die Thränen mir aus schwachen Augen.

Cleon.

Laß, süße Liebe, alle Eifersucht,
Vergieb, daß ich den Traum Dir wiederholte.
Ich tröstete die schöne Trauernde,
Sie war beschämt mich plötzlich dort zu finden,
Sie zog mit mir, und suchte so wie ich,
Ein liebend Herz von dem sie lang getrennt,
Und das in bessern Zeiten sie gekränkt.

Helikanus.

So leiden doch noch andre außer mir!
Doch kleiner Trost für den, der elend ist.

Cleon.

Sie ist bis hieher mir gefolgt, und harrt,
Ob sie vielleicht darf ihren Namen nennen.

Dorus.

Was hält sie ab, um sich sogleich zu zeigen?

Cleon.

Vielleicht daß sie ein hartes Herz hier findet,
Das ihren Leiden nicht verzeihen will.

Helikanus.

Wie nannte sich die schöne Pilgerin?

Cleon.

Wenn ich nicht irre, war ihr Nam' Cleora.

Cleora tritt auf.

Helikanus.

O Himmel! Götter! ist das Wunder möglich?

Cleora.

Ich suche Dich, willst Du mich jetzt verstoßen?

Helikanus.

Du suchst mich? Güt'ge! — Hast Du mir verziehn?
Ich Dich verstoßen? — Du erbarmst Dich meiner?
Ich weiß nicht, was ich spreche, welche Thränen,
Ob Schmerz, ob Freude, sich aus meinen Augen
Heiß brennend stürzen, — kennst Du mich, Cleora?

Cleora.

O kannst Du mir die schwere Schuld verzeihn?
Ich habe Dich in weiter Welt gesucht,
Abwesend schon fleht ich Dich um Vergebung,
O laß anwesend mir vergeben seyn.

Helikanus.

So ist's kein Traum? so bleibt die Täuschung treu?
Die Felsen, diese Bäume halten Stand?
Wenn ich nun mein Bewußtseyn wieder finde,
Bin ich der Seligste auf ganzer Erde.

Cleora.

So sind wir nun von Herzen ausgesöhnt?

Helikanus.

Das schönste haben Götter uns gegönnt.

Cleora.
Als Du mich damals wild verzweifelnd ließest,
Mich fandest als verlobte Braut, — mit Thränen
Hab' ich Dich rückgewünscht, denn meine Thorheit
Bestimmte dies zu Deiner letzten Probe.

Helikanus.
Und wo mein Glück mir dort am nächsten war,
Sah ich nur schwarzes Elend vor mir dräun!

Cleora.
Jetzt wünsch' ich nicht, Du hättest nicht geirrt,
Denn lieb ist mir, was ich um Dich erduldet.

Dorus.
Betretet alle meine kleine Hütte
Und laßt uns da noch traulich weiter schwatzen,
Wie alles dies sich wunderbar begeben,
Die Götter schützen der Verliebten Leben.

gehn ab.

Gefängniß.

Zerbino, Nestor. Beide in tiefen Gedanken.

Nestor, nach einer langen Pause. Das Zeitalter ist der Satire nicht recht günstig.

Zerbino. Wie so?

Nestor. Es ist gar zu vernünftig, es hat keine frappanten Narrheiten.

Zerbino. Wir sitzen nun hier schon seit vier Wochen, bloß weil die Leute gar zu trefflich und verständig sind.

Nestor. Sie bessern uns recht auf die Dauer, daß sie uns hier so lange sitzen lassen.

Zerbino. Ich habe meinen vorigen Muth verloren, sonst würd' ich wieder aus Verzweiflung auf den Gedanken kommen, das Stück rückwärts zu drehen — aber dazu sind wir auch hier zu enge eingeschlossen.

Nestor. Und die Prügel, die mir zugetheilt werden, — das erstickt allen Freiheitssinn.

Zerbino. Die Zeit ist mir indessen so lang geworden, daß ich mir um zehn Jahre älter vorkomme.

Nestor. Es macht auch, weil sich nun unsre Erfahrung und Klugheit mehr setzt und innerlich zu Boden fällt.

Zerbino. Uebermüthig waren wir, das ist nicht zu läugnen.

Stallmeister, Leander, Hinz von Hinzenfeld, treten ein.

Nestor. Gottlob, daß wir wieder Menschen sehn.

Zerbino. Es ist hohe Zeit.

von Hinzenfeld. Mein Prinz wir sind als Kommission niedergesetzt, ihre Verstandeskräfte zu untersuchen, ob Sie nunmehr beiderseits zu Staatsbürgern tauglich, oder nicht.

Zerbino. Examiniren sie uns.

Stallmeister. Vor allen Dingen, wer bin ich?

Zerbino. Ein verehrungswürdiger Mann.

Nestor. Ein Wohlthäter der Menschheit.

Stallmeister. Nu, die ersten Antworten sind ganz gut ausgefallen.

von Hinzenfeld. Es freut mich, daß Sie zur Mäßigkeit zurückgekehrt sind.

Zerbino. Wir sehn unsre ehemaligen Irrthümer ein.

Stallmeister. Fühlen Sie Trieb in sich, das Glück der Menschheit zu befördern?

Zerbino. Mein erstes Geschäft soll seyn, meine an mir selbst gemachten Erfahrungen getreulichst niederzuschreiben.

Nestor. Und ich bin gesonnen, eine Reisebeschreibung drucken zu lassen, und zwar ohne allen Witz.

Stallmeister, klatscht in die Hände. Bravo!

Leander. Die Schläge haben eine gute Wirkung gethan.

Zerbino. Ich will meinen Herrn Vater um irgend eine Stelle ersuchen, damit ich meinen Trieb zur Thätigkeit in Ausübung bringen könne.

von Hinzenfeld. Recht so, ich bin alt, nehmen Sie meine Stelle an.

Zerbino. Wenn mir nur in einem so erhabenen Posten die nöthigen Kenntnisse nicht gebrechen werden.

von Hinzenfeld. So will ich Ihnen getreulich zu Handen gehn.

Nestor. Wenn ich, Herr Oberschulmeister, würdig gefunden würde, unter Ihrer Leitung und Aufsicht eine Schul- und Erziehungswürde zu bekleiden, so würde ich mich überaus glücklich schätzen.

Stallmeister. Es soll Ihnen nicht ermangeln, Sie scheinen mir zu einem Erzieher herrlich konstituirt.

Leander. Was halten Sie von der Poesie?

Zerbino. Daß sie eine Narrheit ist.

Nestor. Daß ich künftig immer dagegen schreiben werde.

Leander. Meine Herren von der Kommission, ich dächte, wir ließen Sie wieder an die freie Luft.

von Hinzenfeld. Ich habe nichts dagegen einzuwenden.

Stallmeister. Ich finde sie auch bei vollem Verstande.

von Hinzenfeld. So kommen Sie also, meine theuren Freunde; nun werden Ihre Einsichten dem Staate nicht mehr gefährlich seyn. Sie gehn ab.

Platz vor Dorus Hause.

Cleon, Lila, Helikanus, Cleora, der Waldbruder.

Waldbruder.
Ihr braucht zu Eurem Glücke keinen Glückwunsch,
Euch ist verliehn, was sonst das kühnste Hoffen
Vom Himmel nur begehren kann; ich bin
Nun völlig ganz verlassen, keine Seele,
Die um den alten Mann sich kümmerte.
Auch Ihr seid tief in Freude nun versunken
Und denkt an Trauernde nicht mehr zurück.

Helikanus.
Nein, theurer Greis, laß den Gedanken fahren

Durch Glück ist unser Herz dem Mitleid erst,
Dem himmlischen, eröffnet; wer von Leiden
Umschlossen wie von bangen Kerkern ist,
Dem bleibt kein freier Blick in andrer Herzen,
Er zehrt nur an sich selbst sich selber fehlend,
Und doch sich selber g'nug in herber Kargheit;
Du sollst mir jetzt ein theurer Vater seyn,
Eleora auch verlor das Glück der Eltern,
Drum bleib zu unsrer Freude gegenwärtig,
Und theile mit uns, was wir nur besitzen.

Waldbruder.

Ich nehme Deinen schönen Antrag an:
Ich hatt' einst einen Sohn — er müßte jetzt
Von Deinem Alter seyn, vielleicht daß er
An Bildung Dir, an Tugenden Dir gliche:
Der Krieg, der keinem Menschen freundlich ist,
Hat ihn und Gattin mir zugleich geraubt.

Helikanus.

Und keine Nachricht kam seitdem Dir wieder?

Waldbruder.

Ich habe unermüdet nachgeforscht,
Doch trotz dem Forschen mocht' ich nichts entdecken,
Wen kümmert doch im schrecklichen Gedräng
Ein hülflos Weib, ein neugeborner Knabe?
Ich war im Feld ein angeseh'ner Mann,
Aus unserm Wohnsitz, der belagert ward,
Nahm ich mein Weib hinweg, in Sicherheit
Nach einer andern Stadt sie zu begleiten.
Mich fingen Feindes Reiter unterwegs,
Doch sie entkam mit dem geliebten Knaben,
Um bald darauf, getrennt von mir, zu sterben,
Man löste mich nach zweien Jahren aus,
Ich ward nur frei, um lebenslang zu weinen.

Helikanus.

Kennt Ihr dies Bildniß wohl, geliebter Vater?

Waldbruder.

Mein eignes.

Helikanus.

O dann bin ich Euer Sohn,
Der lang' verloren, doch gefunden ward,
Das sagte mir von je der Zug des Herzens,
Das Unbekannte, das mich zu Euch führte.

Waldbruder.

Es kann, es kann nicht seyn, die Freude wäre
Zu groß für mich am Ende meines Lebens.

Helikanus.

Ihr sollt nicht sterben, Eurer Kinder Pflege
Wird Euer Alter wieder neu verjüngen.

Waldbruder.

Doch rede nur, ich glaube Dir so gerne,
Wie sollt' es möglich seyn?

Helikanus.

Dies edle Bild
Gab mir die Mutter auf dem Sterbebette,
Ich hatte kaum mein viertes Jahr erreicht,
Und wußte weder, daß sie starb, noch was
Das Bild mir sollte. — Lange hat sie Euch
Gesucht in fremder Gegend, — doch umsonst,
Sie starb und hatte nichts von Euch vernommen.
Ein guter Mann nahm mich zu seinen Kindern,
Erzog mich, liebte mich, belehrte mich,
Von ihm erfuhr ich, was ich wissen sollte,
Er reichte mir das Bild, als ich erwachsen.
Seitdem durchstreif' ich weit und breit die Welt,
Doch keiner wußte mir vom edlen Morgan
Zu sagen, daß ich ihn gestorben glaubte.

Waldbruder.

Ich hielt in fremden Wäldern mich verborgen,
Den Leib mit Wurzeln, meinen Gram mit Thränen
Ernährend, ganz der Andacht hingegeben.
Doch jetzt lass' ich der Freude wieder Raum,
Ich halte Dich umarmt, es flieht mein Traum,
Der meinen Geist so lang in Angst gekettet,
Dich hab' ich wieder und ich bin gerettet.

Dorus kömmt.

Helikanus.

Ich habe, Freund, den Vater aufgefunden.

Waldbruder.

Mir ist ein lieber Sohn zurückgegeben.

Dorus.

Nur Freud' und Wunder kömmt in diesen Tagen:
Doch hat sich auch noch manches zugetragen,
Wovon Ihr hier gewißlich nichts vernommen,
Doch ich bin eben aus der Stadt gekommen,
Da ist es arg, ein jeder lärmt und schreit
Und spricht nur von der neusten Neuigkeit;
Man hat ein groß Gerüste aufgebaut,
Damit jedweder dort den andern schaut,
Mit Satan will sich Polykom versöhnen,
Und Gottlieb will den Sohn als Prinzen krönen,
Er selbst sitzt da auf einem prächt'gen Thron,
Tribünen sind umher für die Nation,
Freimaurer auch, die Kindischen genannt,
'Ne neue Loge, andrer Nebenbuhle,
Sind dort, Hanswurst ist Meister von dem Stuhle,
Wir müssen hin und zwar sogleich, geschwinde,
Daß jeder noch für sich ein Plätzchen finde. —

sie gehn schnell ab.

Großer Cirkus; Gottlieb auf dem Thron, sein ganzer Hof versammelt, die ganze Nation als Zuschauer umher auf Gerüsten, auch die Poetischen treten ein.

Unter Pauken und Trompeten tritt Polykomikus ein, gegen über Satan mit Jeremias als seinem Schildknappen. — Lange Pause. — Satan und Polykomikus umarmen sich, — lautes Klatschen auf den Tribünen.

Satan. Ich vergebe Dir.

Polykomikus. Und ich bin wieder der Alte.

Satan. So sollst Du auch wieder Deinen alten Einfluß haben.

Polykomikus. Stallmeister, Leander, Hinz, alle Redlichen werden mir wieder nacheifern.

Einige in der Nation. O große Menschheit in Polykomikus! Sich sogar mit dem Satan zu versöhnen!

Die Nation. Bravo! bravo! so wird die Ausbildung nun ihren ruhigen Gang fortgehn können. — sie klatscht.

Die Poetischen. Und auch wir wollen künftig dem allgemeinen Besten nützlich seyn.

Alle, mit Enthusiasmus. Bravo! bravo!

der Vorhang fällt.

Der Jäger tritt als Epilog unter Verbeugungen auf.

Wer erst Prolog gewesen, wird Epilogus.
So wunderbar verkehrt sich's in der Welt:

Wärt Ihr der Lieder nicht ganz überdrüßig,
So möcht' ich wohl zum Schlusse eins versuchen,
Denn welcher Schluß ist doch wohl ganz geschlossen?
Trüb und heiter
Fliegt die Welt vor uns vorbei,
Wir wandeln weiter
Bald trüb' und heiter
Und wissen nicht, wie es uns sei:
Himmlische Poesie,
Lehrst uns, wie.
Aber sie vernehmen dich nicht,
Sie wenden sich hinweg vom Licht,
Sie leben weiter
Immer trüber, wen'ger heiter.
Merken nicht daß alles Trübe
Durch der Künste Göttermacht
In der heitern Milde lacht,
Selbst der Haß wird lichte Liebe. —
Warum Schmachten?
Warum Sehnen?
Alle Thränen
Ach! sie trachten
Weit nach Ferne,
Wo sie wähnen
Schönre Sterne.

Doch ewig, ewig unverstanden bleibt
So Stern, wie Blume, wie die hohe Liebe,
Dem dürftigen gemeinen Sinn. Die Jagd
Ist, Freunde, nun vollendet, alles ist
Vorüber, was noch eben um Euch scherzte.
Wir kehren zurück von der Jagd!
Es wird Nacht! es wird dunkle Nacht! —
Habt Ihr denn Beute mit Euch gebracht?
Wohlauf, besucht das grünende Land,
Den Wald mit den Hörnern durchklungen,
Von bunten Vöglein durchsungen,
Besucht ihn öfter, er ist Euch bekannt.
Doch komme keiner, der Jägerei
Durchaus ein völliger Fremdling sei,
Er rennt in den Schuß,
Hat dessen durchaus keinen schönen Genuß,
Weil ein solcher im Zimmer nur jagen muß.
Muntres Herz, frischer Sinn
Ist Gewinn,
Fröhlich geht's durch Büsche hin.
Ist dein Herz dir matt und bang,
Schnell erfrischt es Waldgesang,
Waldgesang und Hörnerklang.

geht ab.

Karl von Berneck.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

1795.

Personen.

Walther von Berneck.
Mathilde, seine Gemahlin.
Reinhard, } seine Söhne.
Karl, }
Der Burgvoigt.
Conrad, } Knappen auf Berneck.
Franz, }
Georg, }
Leopold von Wildenberg.
Heinrich von Orla.
Adelheid, seine Schwester.
Wilhelm, sein Knappe.
Adelheid's Hofmeisterin.
Rudolph von Ebenburg.
Ritter.
Damen.
Knappen.
Knechte.
Geister.

Erster Akt.

Seeufer, das Meer ist noch unruhig, ein Gewitter, das fortzieht.

Walther von Berneck, Rudolph von Ebenburg, Heinrich von Orla, der für sich auf und abgeht, Wilhelm und andere Knappen. —

Rudolph. Ich eile, um so bald als möglich in Deutschland zu seyn.

Walther. Alle meine Wünsche gehn mit Dir, guter Rudolph. Verfüge Dich dann sogleich nach meinem Schlosse und bringe meiner Gattin und meinen Kindern Nachricht von mir; erzähle ihr, wie ich tausendmal unter den Säbeln der Ungläubigen dem Tode ausgesetzt war, wie auf der Hinreise nach dem gelobten Lande mich Beschwer und Gefahr verfolgten, wie wir noch jetzt beim Landen einem Sturme nur so eben entronnen sind, und wie ich, wenige Wochen nach Dir, sie alle auf Berneck zu umarmen gedenke.

Rudolph. Und dann besuch' ich Euch auf Eurem Schlosse, und wir feiern dann bei einem fröhlichen Gelage das Andenken der Vergangenheit.

Walther. Wenn Gott uns diese Freude vergönnt, ja! denn Rudolph, ich habe gefunden, daß man in dieser Welt auf nichts gewiß hoffen darf, wenn man nicht verzweifeln will; es ist mit dem Leben wie mit der Saat; alle Körner gehn nicht auf, und wenn nur kein Mißwachs daraus entsteht, müssen wir schon die Hände aufheben und Gott danken.

Rudolph. Ihr seid alt, Ihr dürft schon so sprechen, aber für mich, den Jüngling, ist der Gedanke niederschlagend!

Walther. Auch Du wirst Mann, wirst Greis werden, das heißt, Du wirst von Deinen Erwartungen nach und nach immer mehr abziehn, bis Dir am Ende nichts übrig bleibt, als die Hoffnung auf ein ruhiges und seliges Ende.

Rudolph. Warum leben wir dann aber, und mühen uns so ab?

Walther. Weil es so seyn muß, und weil wir dazu keine Gründe verlangen. — Aber geh, sonst möchte Dir das Geschwätz und die Lehre eines Greises eben so verdrießlich fallen, als jenem Manne dort, der es nicht unterlassen konnte, auf mich zu schmählen, indem der Himmel drohte und die empörte Meeresfluth schalt. — Bei Gott! es sind die Zeiten gekommen, in denen das Alter verachtet wird; jeder Knabe, der einen Bart an seinem Kinne fühlt, darf trotzig die Erfahrungen des Mannes verspotten, weil seine Zunge gewandter und sein Arm vielleicht stärker ist. — Ich habe diesen Heinrich von Orla fast erzogen, er sah an meiner Seite sein erstes Turnier, und jetzt darf er mir nun so frech widersprechen, mit andern über meine Gebrechen zischeln und lachen, —

Heinrich. Ihr verkennt mich! bei Gott! Ihr verkennt mich.

Walther. Mag seyn, aber Ihr habt mich auch verkannt, Ihr habt Euch selbst verkannt. Heftigkeit ist nicht immer ein Zeichen des Muthes und der Großherzigkeit; wer sich so sehr gegen das Alter vergessen kann, mag bei einer andern Gelegenheit auch seiner anderen Ritterpflichten vergessen.

Heinrich. Ritter Walther, keiner, als Ihr, dürfte mir ein solches Wort bieten.

Walther. Willst Du etwa, daß wir unsern Zwist mit dem Degen ausmachen?

Rudolph. Ich bitt' Euch, laßt mich nicht von Euch scheiden, ehe ich Euch nicht wieder beruhigt, nicht wieder Freunde sehe.

Heinrich. Ich gebe Euch mein Wort, ich bin beruhigt. — Meine Ungeduld übereilte mich, als Walther mitten im Sturm, indem wir schon das Land sahen und noch nicht landen konnten, als Wellengeräusch mein Ohr erfüllte und die Winde mich betäubten, als er da von Muth und Gelassenheit sprach, indem noch keiner den Muth verloren hatte, als er sich mit dem Ungewitter verband, meine Ungeduld zu vermehren. — Aber es ist vorüber. —

Rudolph. Gewiß?

Heinrich. Bei meiner Ritterehre!

Rudolph. Nun so lebt wohl, recht wohl: in Deutschland sehen wird uns bald und freudig wieder.

geht ab.

Walther. Ungeduld! — Ungeduld! — Als ich ein Jüngling war —

Heinrich, der auf ihn zugeht und seine Hand ergreift. Vergebt mir, seht, ich bitte Euch darum, als ein Beschämter, ein Ueberführter, ich gesteh' es, ich war zu rasch! — Seid Ihr nun zufrieden?

Walther. O Heinrich! wüßtest Du, was in meiner Seele liegt!

Heinrich. Ihr seid gerührt, alter Mann. — O Ihr habt Recht, ich bin ein unbesonnener Knabe. — Vergebt mir, seht, ich schämte mich nur vorher, gleich meine Reue so baar und offen zu zeigen; o betrachtet mich wieder einmal als Euren Sohn und versöhnt Euch mit mir von Herzen.

Walther, der ihn umarmt. O Heinrich, Du weißt nicht, und ich kann es Dir nicht sagen, wie mir war, als ich Europa wieder sah. Wie ein nüchternes Erwachen blies mir der Wind vom Lande her entgegen, alle trübsten Zeiten, die ich je erlebt, und nun schon längst vergessen hatte, kamen in mein Gemüth zurück. — Glaube mir, ich war nie glücklich, und diese Ueberzeugung faßte mich jetzt so schrecklich an.

Heinrich. Ihr seid von Euren Wunden noch nicht ganz genesen.

Walther. Nein, Heinrich, es ist nicht das. — O wenn ich dazu aufgelegt wäre, könnte ich Dir alte Mährchen erzählen, die ich in manchen Stunden nur zu sehr glauben muß.—Jedem von unserm Stamme ist ein alter unversöhnlicher Fluch mitgegeben, der magnetisch nicht von uns läßt. — Ihn erkenn' ich in jedem Ungewitter, in jeder Krankheit wieder; kömmt mir ein blasses Gesicht entgegen, so zittre ich schon im voraus wegen der entsetzlichen Neuigkeit, die ich vernehmen soll. Die Trübseligkeit geht mir nach wie mein Schatten, und erbt vom Vater auf den Sohn, und keiner wird vielleicht diesen schwarzen Stein aus seinem Wege wälzen.

Heinrich. Ihr erhitzt Euch.

Walther. Da komm' ich nun aus dem gelobten Lande zurück, und alles was ich that und litt, das ganze Gedränge trüber Tage liegt wie ein albernes Mährchen da, wie die Abendlüge eines Minnesängers. Wem hat unser Zug genutzt und wem nicht geschadet? Die Engel haben mit Lächeln auf unsern kindischen Eifer herabgesehn, und uns nicht durch Glück in unsrer Thorheit bestärken wollen. — Und nun kehren wir zurück —

Heinrich. Und die Freuden des Vaterlandes warten auf Euch.

Walther. Freuden? — Eben das war es, daß mir jeder Baum, jeder Berg und jede ziehende Wolke zu verkündigen scheint, daß ich vergeblich auf so etwas warte. Mir ist wie in einem fest verschlossenen Kerker, in dem ich den Klang der frohen Welt nur aus einer tiefen Ferne höre. Ich kann nicht sagen, daß ich mich drauf freue, mein Weib und meine Kinder wiederzusehn.

Heinrich. Die Melankolie trübt Euch selbst die heitersten Aussichten.

Walther. Ach! Ihr versteht mich nicht, und ich könnte fast von neuem darüber zornig werden. — Alles dies Gefühl sonderte mich von den übrigen im Schiffe ab, die sich auf Verwandte und Vaterland freueten, daß ich ihre Ungeduld im Sturme durch meine stillern Gedanken zu sänftigen suchte. — Denn was wäre es denn mehr gewesen, wenn uns die Fluth verschlungen hätte?

Heinrich. So traurig habe ich Euch noch nie gesehn.

Walther. Ihr geht nun zum heiligen Jago von Campostella.

Heinrich. Ja, ein unerfülltes Gelübde meines verstorbenen Vaters treibt mich dorthin. — Aber vergönnt, daß ich Eurer noch pflege.

Walther. Nein, mein Sohn, Du mußt fort; Du scheinst den Werth eines Gelübdes nicht zu kennen.

Heinrich. Ihr habt gemacht, daß mir jedes Geschäft, das wir uns vorsetzen, unnütz und thöricht erscheint.

Walther. Nein, Du mußt fort.

Heinrich. Wenn man so über Bestimmung und Thätigkeit denkt, möchte man verzweifeln.

Walther. Man soll eben nicht denken, und die Menschen verzweifeln auch daran nicht.

Heinrich. Ob wohl meine Schwester noch lebt? —

Walther. Nun, Ihr reiset. — Lebt wohl! —

Heinrich. Kommt, ich will wenigstens noch ein Stündlein in jener Herberge mich zu Euch setzen, ich will Euch noch einmal recht ins Auge fassen, denn wer weiß, ob wir uns wiedersehn. —

sie gehn Arm in Arm ab.

Saal auf der Burg Berneck.

Conrad. Georg und Franz. Knappen.

Franz. Ei, Du bist auch gar zu pünktlich.

Georg. Freilich!

Conrad. Wenn Ihr Euren Dienst ordentlich und redlich verrichten wollt, so könnt ihr nicht zu pünktlich seyn. — Dich, Franz, hab' ich immer ungern hier im Schlosse gesehn, weil Du jeden neuen Knappen, der hier anzieht, verdirbst.

Franz. Ich? — Nun da bist Du alter Bär doch der Erste, der mir das sagt.

Conrad. Daß Dich das Wort nicht noch einmal gereut! — Ich weiß, daß Du die Gottesfurcht

verachtest, und mit beiden Füßen in dem Pfuhl der Sünde stehst; mein weißes Haar darf also wohl nicht ein wenig Respekt von Dir fodern. Nun, Du wirst Deiner Strafe nicht entlaufen.

Franz. Indeß Ihr predigt, könntet Ihr auch etwas thun.

Conrad. Ich bin Euch zum Aufseher bestellt, nicht Ihr mir: die Wirthschaft hat sich hier gar wunderlich umgedreht.

Der Burgvoigt tritt auf. Nun, Kinder, Leute, alles in Ordnung? — Heut Abend ist großes Fest, prächtige Versammlung hier. — Setzt die großen Pokale auf, so will es unsre Hausfrau. — Du, Franz, sollst noch nach einigen Gästen reiten, der Leopold von Wildenberg soll noch gebeten werden, er ist gestern erst auf sein Schloß drüben angekommen. Franz ab. Tummle Dich, Georg, in den Keller! — Ich habe noch tausend Sachen zu besorgen. —

ab mit Georg.

Conrad. Ein herrlicher Burgvoigt! Der nur für die Weine sorgt und alles übrige gehn läßt, wie es nur selber Lust hat. — O mein guter alter Herr! mit dem ich so manches Leid, so manche Freud' ertragen! wo bist Du? soll Dich mein Auge nicht noch einmal vor meinem Tode sehn? Und wenn Du nun kömmst und findest alles so verwandelt! — Dein Bild hängt hier über der Tafel und sieht den Unfug mit an! Trauerlieder sollten durch die Hallen summen und Pokale werden klingen. ab.

Reinhard und Mathilde.

Mathilde. Unserm heutigen Feste hättest Du noch beiwohnen sollen.

Reinhard. Ich kann nicht, denn ich fürchte schon jetzt zu spät zum Turniere zu kommen. Jeder Ton, den ich höre, klingt mir wie ein ferner Trompetenruf, ich habe schon zu lange geweilt.

Mathilde. Kömmst Du zurück, wenn das Turnier geendigt ist?

Reinhard. Ich weiß es wahrlich nicht, denn Leopold von Wildenberg hat mich schon seit lange mit zwei anderen Gesellen auf sein Schloß beschieden, und ich freue mich ihn kennen zu lernen.

Mathilde. Du sahst ihn nie?

Reinhard. Nur mal in der Ferne, aber ich habe ihn nie gesprochen; daß er heut zu Eurem Feste gebeten ist, ist die einzige Ursach, daß ich ungern fortreite. Was hört man nicht alles von dem Manne!

Mathilde. Tapfer soll er seyn.

Reinhard. Wie der heilige Georg, alle Frauen mögen ihn auch deswegen gern. Schön ist er nicht, denn Narben in Schlachten und in Zweikämpfen erhalten, entstellen sein Gesicht, aber wenn man ihn sieht, so fühlt man recht in der Brust, was das Wort Mann zu bedeuten hat.

Mathilde. Aber er ist doch immer wild und unbändig.

Reinhard. Nicht wahr, Mutter, weil er nicht auf den Klang der Minnelieder hört, oder noch kein Weib genommen hat? Darin sind sich die Frauen doch alle gleich, sie trauen keinem recht, der nicht getraut ist, oder wenigstens von einer Braut etwas zu sagen weiß.

Mathilde. Du scheinst Dir ihn schon jetzt zum Muster genommen zu haben?

Reinhard. Würdet Ihr mich darum schelten?

Mathilde. O ja, denn man erzählt auch viel von Jungfrauen, die er verführt, und von manchen andern wilden Thaten, die er verübt hat.

Reinhard. Darüber seid unbesorgt, denn bis jetzt ist mir mein Streitroß immer noch schöner vorgekommen, als jedes weibliche Geschöpf das ich sah. — Aber lebt wohl, wir verderben hier die Zeit mit Schwatzen.

Mathilde, umarmt ihn. Viel Glück, theurer Sohn, im Turnier, bringe mir den Preis zurück; doch ohne ein Fräulein im Herzen wirst Du ihn sicher nicht erringen.

Reinhard. Vielleicht doch! ab.

Mathilde. Wie schön ihm seine Wildheit steht! — Da sprengt er schon fort! — Er wird mit den Jahren ein Muster der Ritterschaft. — Warum sind ihm viele Männer so ungleich? ab.

(Ein Zimmer in der Burg.)

Karl von Berneck und Conrad. Karl sitzt auf einem niedrigen Fußschemmel und hört aufmerksam zu.

Karl. Nun so fahre fort, lieber Conrad.

Conrad. Ach! ich kann diese Historie immer nicht ohne Thränen erzählen.

Karl. Und ich muß weinen, wenn ich zuhöre.

Conrad. Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heymonskinder, und waren von einer großen Macht belagert. Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten, Adelhart und Writsart auf ihren Knieen und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er große Felsensteine hinunter warf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold war schon ermüdet und alle Brüder waren in ihrem Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrt Reinold in der Morgensonne einen fernen Reiter und verkündigt's seinen Brüdern; ach! theure Brüder! rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von den Knieen und sahen hin, und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reiter. Da wurden sie voll Muths und jauchzten und danken Gott dem Herrn. Ritsart der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin so schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihre Arme, und er sah ebenfalls das Roß Bayart; worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte große Sprünge, um zu seinem Herrn Reinold zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinold seine Kniee und ließ ihn aufsteigen. — Nun wurden sie durch ihre Tapferkeit aus dieser bedrängten Lage gerettet.

Karl. Laß es gut seyn, lieber Conrad, erzähle auf ein andermal den Erfolg dieser Geschichte, die mir so lieb ist. Ist mein Bruder schon zum Turnier geritten?

Conrad. Ja.

Karl. Mich dünkt, die Welt ist, so wie es in ihr zugeht, nicht gut eingerichtet.

Conrad. Ihr seid immer so bekümmert, Junker; sagt mir was ist Euch? Wollt Ihr Eure Jugend schon so durch Gram trüben?

Karl. Und warum soll ich nicht jetzt eben so gut, wie im Alter ernsthaft seyn? — Es gibt Menschen, die dazu ausgelesen sind, nur die schwarzen Tage, die das Schicksal in die Welt fallen läßt, zu erleben, und ich bin gewiß einer von diesen.

Conrad. Ei! warum nicht gar!

Karl. Sieh nur die Heldengeschichten durch. Wie viele Menschen sind bloß dazu, den Einen zu verherrlichen, den Einen Hervorragenden groß zu machen. Es muß auch diese untergeordneten Geister geben, und ihrer müssen mehr seyn, als der andern.

Conrad. Das ist wahr; aber es ist mir wahrlich noch niemals bei einer Heldengeschichte eingefallen.

Karl. Es ist mein erster Gedanke, wenn ich so höre, wie viele Reinold in dem Gefechte, oder in jenem erschlug, unter denen gewiß viele edle wackre Männer und Jünglinge waren, die vielleicht einst seine vertrautesten Freunde und Genossen hätten werden können. Alle diese sind als eine fast unnütze Zugabe in die Welt geworfen, wie die überflüssigen Früchte fallen sie vom Baume, ehe sie reif sind. Und warum soll ich nicht einer von diesen seyn?

Conrad. Ach, liebster Junker, betrübt mich nicht durch diese Gedanken.

Karl. Ich bin bange, in der Welt weiter zu leben. Wurde dem guten Rosse Bayart nicht auch mit dem schnödesten Undanke vergolten? Mußte es nicht in den Wellen umkommen, damit sein Herr sich nur mit dem Könige versöhnen konnte? Darum muß ich immer schon in der Mitte dieses Kindermährchens weinen, weil mir der Ausgang schon vor Augen schwebt.

Conrad. Ach ich sehe wohl, Ihr habt ein gar nachdenkliches Gemüth, und das taugt für dieses Leben nicht.

Karl. Sage mir, warum bin ich nicht Ritter, wie mein Bruder, da er doch nur Ein Jahr älter ist, als ich? Warum darf ich kein Turnier besuchen? Warum muß ich unerzogen mich hier im Schlosse auf- und abtreiben, und darf nichts sagen, nichts reden? Wie ein Kind werd' ich gehalten und muß es hoch erkennen, daß ich zuweilen jagen darf. — O wenn mein Vater hier wäre!

Conrad. Ja wohl da würde es anders seyn.

Karl. Wenn ich im Waffensaale auf- und abgehe, so ist es, als wenn jedes Schwerdt, und jeder Schild mich verhöhnte. — Wie alt war Reinold, als ihn sein Vater Heymon zum Ritter schlug?

Conrard. Fünfzehn Jahr.

Karl. Und ich bin neunzehn! — Muß ich mir nicht von den Leuten meiner Mutter übel begegnen lassen? Muß ich nicht Trotz und Schimpf erdulden? indeß mein Bruder schon eine Burg beherrscht und mich, seinen Bruder, seinen Bruder der ihn liebt, wie einen Knecht behandelt.

Conrad. Es ist Unrecht, es ist Sünde.

Karl. Darf ich es sagen, wie unschicklich ich es finde, daß meine Mutter in ihrem Wittwenstande Gäste ladet, und Gelag und Schmaus die Hallen mit Getöse füllt? — O ich möchte an der Seite meines Vaters kämpfen! wer weiß, er mag schon todt seyn, und keiner kümmert sich um ihn. — Conrad, es ist schändlich! Ich träume oft in der Nacht davon und fahre auf und will nach meinem Schwerdte greifen und zu ihm eilen, als wären es nur wenige Schritte, — und dann sink' ich in mich zurück und weine und schluchze laut. Bergab geht jetzt schon mein Leben, die dunkeln Büsche umher umgeben mich immer dichter, und ich weissage Dir, Conrad, bald, sehr bald bin ich verirrt.

Conrad. Denkt daran nicht; mir ist es immer zu Muthe, wenn ich Euch ansehe, als wenn der junge Held Reinold vor mir stünde.

Karl, aufspringend. Wenn Gott mir die Gnade verliehe! — Aber nein, mein Gemüth hebt sich nicht froh und leicht, wie mit Blei wird es an den Boden gezogen, mir ist nicht so, wie es einem Helden seyn muß: wie ein Wolkenschatten geh' ich über die sonnige Ebene hin und jede Aehre und jeder Grashalm richtet sich froher im Scheine auf, wenn ich vorüber bin. — O laß mich!

Conrad. Nein, Ihr seid stark und kräftig, Ihr werdet hier noch alles wieder gut machen, wenn Euer Vater nicht wiederkehren sollte, und Ihr müßt es.

Karl. Ich vergesse ganz, daß ich beim heutigen Feste doch auch zugegen seyn muß! — Wenn ich nur in den Waffen geübt wäre! — Conrad, verwichne Nacht schnallt ich mir den größten Harnisch an und er war meinen Schultern nicht zu schwer, die gewaltigsten Schwerdter und Streitäxte sind mir ein Spiel, aber ich weiß kein Pferd im Kampf zu lenken, ich weiß den Speer nicht zu regieren. — Komm in den Saal. beide ab.

(Erleuchteter Saal, große Tafel, die Pokale stehn nur noch auf dem Tisch. Mathilde, sitzt an der Seite Leopolds, Adelheid von Orla mit ihrer Hofmeisterin, andre Ritter und Damen, dienende Knappen, ein Minnesänger seitwärts, Karl tritt herein und setzt sich unten an die Tafel.)

Minnesänger.

Liebe warb um Gegenliebe,
Bot ihr alle Güter dar,
Bis ihr gar nichts übrig bliebe,
Das der Rede würdig war.

Gegenliebe war erst spröde
Und verwarf den schönen Tausch,
Stellte sich so still und blöde,
Wies den Handel ab so schnöde,
Daß die Liebe fast erschrak.

Aber bald drang stilles Sehnen
Ihr nun durch die junge Brust,
Leise Seufzer, schwere Thränen,
Waren ihre Qual und Lust:
Ja, rief sie aus, ich bin und bleibe dein,
Und Liebe, du bist ganz im Herzen mein!

Leopold. Wer ist jener trübe Jüngling, am Ende der Tafel?

Mathilde. Mein jüngster Sohn; er sieht seinem Vater ungemein ähnlich.

Leopold. Sein Bruder gleicht Euch dafür um so mehr. Aber wie ist es möglich, daß ihr schon so erwachsene Kinder habt, schöne Frau, man sollte Euch fast nur für ihre Schwester halten.

Mathilde. Ihr wollt scherzen: aber ich ward als ein junges Kind mit Walther von Berneck verheirathet. — Ist es Euch jetzt gefällig aufzustehn, damit die Ritter und Damen einen Tanz versuchen können?

Leopold. Und Ihr wollt es mir durchaus abschlagen?

Mathilde. Wenn Euch so viel daran liegt, — Ich hatte anfangs noch eine Mummerei bestellt, aber meine Gaukler sind ausgeblieben.

Burgvoigt. Nun zum Schluß des Mahls. — hebt den Pokal hoch. Merkt auf, ihr Spielleute, — auf das Wohlseyn unsers Herrn Walther von Berneck!

Karl. Einen Becher Wein! — Die Chöre von Musikanten blasen laut, jeder trinkt, man erhebt sich von der Tafel, gegenseitige Glückwünsche.

Hofmeisterin zu Adelheid. Und wenn Ihr nun tanzen müßt, mein Fräulein, so hütet Euch wohl, daß Ihr Euch nicht zu sehr erhitzt, denn das schadet beides der Gesundheit und dem guten Rufe eines Mädchens, und ist sowohl unanständig, als auch gegen die guten Sitten.

Adelheid. Ich wünschte lieber dem Tanze zuzusehn.

Hofmeisterin. Ihr habt keine Eltern, ich muß daher meine Pflicht um so pünktlicher erfüllen, wie ich es Eurem Bruder versprochen habe.

Man ordnet sich zum Tanz, Adelheid bleibt übrig, sie geht beiseite und setzt sich nieder, Musik und Tanz fängt an. Leopold tanzt mit Mathilden. —

Minnesänger. Ihr so einsam, schönes Fräulein?

Adelheid. Man hat meinen Wunsch erfüllt, und mich nicht aufgefordert.

Minnesänger. Ihr liebt, so scheint's, die Einsamkeit.

Adelheid. Kann man in diesem Geräusche einsam seyn?

Karl, zu Conrad auf der andern Seite. Wie widerwärtig ist mir dies wilde Getümmel, wie betrübt die Musik mein Ohr! Mich dünkt, die Spielleute und Tänzer sind rasend.

Conrad. Das gehört so zum menschlichen Vergnügen.

Karl. Sieh, das Fräulein Adelheid, ist allein übrig geblieben; ja freilich sie paßt wenig in diese Raserei. — er nähert sich ihr. Ihr findet auch kein Vergnügen am Tanz, mein Fräulein?

Adelheid. Nein.

Karl. Wer könnte es auch in diesen betrübten Zeiten? Mein Vater ist auswärts so wie Euer Bruder, und wir wissen nicht, was aus beiden geworden ist.

Adelheid. Ich war noch ein Kind, als Heinrich fortreiste, und doch gräm' ich mich Tag und Nacht um ihn.

Karl. Glaubt mir, es ist auch nur kindisch, sich darüber zu grämen, denn mir geht es grade so; mein Vater reiste schon früher als viele Ritter und ich möchte mein Blut hingeben, wenn er nur wiederkehrte.

Adelheid. Er wird, Ihr müßt es glauben. — Wer ist der fremde Mann, der mit Eurer Mutter tanzt?

Karl. Ich seh' ihn heute auch zum erstenmal, er heißt Leopold von Wildenberg, ein wilder Geselle.

Adelheid. Ich habe mich vor ihm gefürchtet, als ich ihm an der Tafel gegenüber saß.

Karl. Und mir ist er zuwider, recht in der innersten Seele verhaßt. Seht nur die große Schmarre über das ganze Gesicht, wie sie ihn entstellt!

Adelheid. Er sieht kriegerisch und kühn aus.

Karl. Ja, wie einer von jenen Kriegern, bei denen man es vergißt, daß sie Menschen sind. Ich könnte nicht mit ihm aus einem Becher trinken.

Adelheid. Sein Auge glüht heftig und fast auf eine fürchterliche Art.

Karl. Er hält sich für einen großen Helden, und zieht darum Gesichter, die es der ganzen Welt ankündigen sollen. Er scheint alle Menschen zu verachten, und eben darum sind die Weiber freundlich gegen ihn: er mag ein guter Ritter seyn, aber ich möchte ihn nicht zum Freunde haben.

Der Tanz ist geendigt, Mathilde geht vorüber.

Mathilde. Was schwatzest Du hier, unbesonnener Knabe?

Karl. Ich sage nur, wie es mir ums Herz ist.

Mathilde. Das ziemt nur Männern; geh! —

Karl. Es ziemt sich vieles nicht.

Er entfernt sich nach dem Hintergrunde, Mathilde und Leopold setzen sich auf die andere Seite des Theaters, die Musik schweigt.

Hofmeisterin. Ihr seid zu rasch, mein Fräulein, da habt Ihr unsre Wirthin sehr beleidigt; Ihr wißt noch nicht, wie man sich in dergleichen Gesellschaften zu betragen hat.

Adelheid. Ach nein!

Hofmeisterin. Darum sag' ich doch: Ihr habt noch manches zu lernen.

Leopold. Und wie lange ist Euer Gemahl nun schon abwesend?

Mathilde. Seit sechszehn Jahren.

Leopold. Schon so lange Wittwe? —

Mathilde. Und ich glaube, er ist schon seit lange todt, denn vor vier Jahren erhielt ich eine Botschaft, daß er in Palästina schwer verwundet darnieder liege, und seitdem hab' ich nichts wieder von ihm vernommen.

Leopold. Gewiß ist er todt und begraben, und Ihr, schöne Frau, trauert und erwartet ihn vergebens.

Mathilde. Mir wird oft die Burg zu enge, dann muß ich Menschen sehn; es ist mir unmöglich, ganz wie eine Nachteule in einer düstern Einsamkeit zu leben.

Leopold. Es wäre auch Unrecht, so viel Schönheit den Augen der Welt auf immer zu entziehn.

Mathilde. Ihr wollt mich roth machen.

Leopold. Solltet Ihr das von mir zum erstenmale hören? Das will ich zur Ehre unsrer Ritter nicht hoffen.

Mathilde. Ich habe viel von Eurer Kunst gehört, die Frauen durch Schmeicheleien zu fangen.

Leopold. Schmeicheleien sind nur ein nothwendiges Uebel, bei Euch wird jede Schmeichelei zur Wahrheit.

Mathilde. Glaubt Ihr, daß ich die Männer so wenig kenne, um Euren Worten zu glauben?

Leopold. Ihr mögt vielleicht die Männer im Ganzen kennen, aber wahrlich mich nicht, wenn Ihr mir nicht traut.

Mathilde. So sagt ein jeder, und ein jeder lügt.

Leopold. Laßt die Lügner gehangen werden! doch ich bleibe lebend.

Mathilde. Seid Ihr Eurer Sache so gewiß?

Leopold. Ich müßte keine Augen haben, ich müßte Euch nicht gesehn haben.

Mathilde. Immer wieder das alte Lied?

Leopold. Mißfällt es Euch denn so sehr?

Mathilde. Es darf mir nicht gefallen.

Leopold. Ihr seid ja Wittwe.

Mathilde. O wahrlich, ich dürfte Euch nur zum Beichtvater annehmen, und Ihr riethet mir bald zu einer zweiten Heirath.

Leopold. Und ich riethe gut.

Mathilde. Bei Gott nein! denn schon in der ersten — doch, begehrt Ihr nicht zu tanzen? seht, ich glaube alle Fräulein warten nur auf Euch.

Leopold. Wer ist denn jene dort im weißen Kleide?

Mathilde. Adelheid von Orla, meine Nachbarin, ich würde sie sonst nicht geladen haben. Ihr Gesicht, ihre Sprache, ihr Wesen ist mir nicht erfreulich.

Leopold. Wir können immer nur lieben, was uns in einiger Rücksicht ähnlich ist.

Mathilde. Meint Ihr?

Leopold. Ja, und eben darum meine ich auch, daß Ihr — —

Mathilde. O tanzt doch, tanzt; Ihr tanzt weit besser als Ihr sprecht.

Leopold. So erlaubt mir Eure Hand, —

Mathilde. Zum Tanze noch zur Noth. —

Leopold. Sonst nicht?

Mathilde. O man darf Euch nur die Finger bieten und Ihr nehmt schon den ganzen Arm.

Leopold küßt ihre Hand.

Mathilde. O pfui doch! Alle Damen werden auf mich eifersüchtig werden.

Leopold. Und mit Recht.

Mathilde. Ihr seid gefährlich; Eure Zunge ist zu glatt.

Leopold. Ich bin nur Ritter, nur Soldat, aber seit heute wünsche ich, ich wäre zugleich ein Redner!

Mathilde. Warum seit heute?

Leopold. O wie Ihr auch fragt!

Mathilde. Ihr seid sonst mit Antworten so leichtfertig.

Leopold. Aber Ihr werdet mich schwermüthig machen.

Die Musik und der Tanz beginnen, eine Trompete von außen; Musik und der Tanz schweigen.

Mathilde. Was ist das?

Burgvoigt. Was giebt's? — Was stört unsre Freude? — Hohl der Henker das Blasen, sag' ich!

Georg *kömmt herein.* Der Thürmer bläßt, weil ein fremder Ritter vor dem Thore hält, der Einlaß begehrt.

Burgvoigt. Nun, so laßt ihn kommen und stellt nur das Blasen ein. — Klingt's doch, als wenn sollte Sturm gelaufen werden. *Georg geht ab.*

Leopold. Seid Ihr nicht wohl, gnädige Frau?

Mathilde. Ich weiß nicht, — mein Herz schlägt. —

Leopold. Faßt Euch —

er nimmt sie in den Arm, Mathilde macht sich verwirrt los.

Rudolph von Ebenburg *tritt ein.* Seid mir alle gegrüßt, und verzeiht, wenn ich Euer Fest störe; ich wünschte unter Euch die edle Hausfrau herauszufinden.

Mathilde. Was soll sie, edler Ritter, was habt Ihr ihr zu sagen?

Rudolph. Einen Gruß soll ich Euch bringen von Eurem Gemahl und Herrn, Walther von Berneck, in wenigen Wochen hofft er Euch hier in seine Arme zu schließen.

Mathilde. Walther?

Leopold. Er lebt?

Karl *stürzt aus dem Hintergrunde hervor auf seine Knie.* Mein Vater? — O er kömmt! er kömmt, meine Mutter! — Jetzt, ihr Spielleute, jetzt ist es Zeit zu blasen! Nehmt beide Backen voll, und stoßt in die Trompeten; laßt die Pauken laut und lauter donnern! — — Ins Teufels Namen blaßt!

die Pauken wirbeln, die Trompeten schmettern.

Conrad. Soll ich die Freude erleben? —

Mathilde steht nachdenklich. Leopold geht auf und ab.

Rudolph. Ja freuet Euch, denn er ist tausend Gefahren entronnen, er war verwundet und krank, und noch ist er nicht ganz genesen, aber Eure Liebe wird ihn bald völlig wieder herstellen. Er hat sich gehalten wie ein wackrer Ritter, dafür war er im ganzen christlichen Lager bekannt, er war gewöhnlich im dicksten Gedränge der Speere.

Karl. Und nun kehrt er wieder! Komm, Conrad, unter dem weiten gestirnten Himmel muß ich meiner Freude, meinen Thränen Luft machen.

beide ab.

Mathilde. Ihr habt uns Allen Freude gebracht, Ritter, nehmt nun auch an unserm Feste Theil.

Rudolph. Verzeiht mir, edle Frau, ich bin heut weit und schnell geritten, ein Nachtlager und ein Trunk Wein's wäre mir erwünschter.

Mathilde. Georg, gieb dem Ritter ein Zimmer und ein Nachtessen.

Rudolph. Ich danke Euch. *ab mit Georg.*

Hofmeisterin. Lebt wohl, gnädige Frau, wir danken Euch herzlich.

Mathilde. Ihr wollt fort?

Hofmeisterin. Unsre Sänfte wartet schon seit einer Stunde, es ist nicht weit und der Mond scheint hell. *ab mit Adelheid.*

Burgvoigt. Jetzt werd' ich den Rittern ihre Nachtlager anweisen lassen, eben so den Damen, damit alles in guter Ordnung geschehe.

Leopold. Ihr seid nachdenkend, gnädige Frau?

Mathilde. Ach!

Leopold. Was ist Euch?

Mathilde. Mir ist wie im Traum, oder als wenn ich jetzt erwachte und hätte diese sechszehn Jahre verträumt.

Leopold. Glaubt Ihr, daß Euer Gemahl zurückkömmt?

Mathilde Habt Ihr es nicht gehört?

Leopold. Er war unpaß, als ihn der Ritter verließ —

Mathilde. Er kehrt zurück und ich sollte mich freuen; aber wenn ich —

Leopold. Was ist es?

Mathilde. Ihr kennt ihn nicht; er ist ein rauher Mann, der stets mit der ganzen Welt verdrüßlich schmollt, ich ward ihm mit Gewalt verheirathet, ich habe keine fröhliche Stunde mit ihm erlebt.

Leopold. Ihr rührt mich.

Mathilde. Jetzt kömmt er nun zurück, um sechszehn Jahre älter, krank, — damals war ich ein Kind, und fühlte meine unglückliche Lage nicht, wie wird mir nun seyn, da ich zu Verstande gekommen bin?

Leopold. Denkt noch jetzt nicht daran.

Mathilde. Kann ich anders? — wie soll ich ihn empfangen? — Ach Himmel! vergieb mir die Sünde, aber ich war immer im Stillen überzeugt, daß er gestorben sei, ich hatte mich schon darüber zufrieden gegeben — und nun —

Leopold. Könnt' ich Euch trösten! Wolltet Ihr Trost von mir annehmen!

Mathilde. Lebt wohl — sie geht schnell ab.

Leopold. Sollte sie, — doch mag's, ich will's der Zeit überlassen, die alles in Ordnung bringt.

Die Damen sind indessen abgegangen.

Burgvoigt. Kommt, Ritter; ich hoffe, daß mancher unter Euch ein wenig taumelt, denn sonst müßte ich von unsern Weinen etwas schlechtes denken. — Kommt zu Bett. —

Die Ritter gehen ab. Knappen treten auf, die die Lichter auslöschen. Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

(Auf Wildenbergs Schlosse, ein Zimmer.)

Leopold und Reinhard sitzen und trinken.

Leopold. Ihr waret also im Turnier unglücklich.

Reinhard. Ich schäme mich, daß ich als ein Ueberwundener vor Euch erscheinen muß.

Leopold. Ihr werdet mit der Zeit auch siegen lernen. Glaubt mir, wen das Glück gleich anfangs zu sehr begünstigt, der mißbraucht es bald und verdient es daher nicht. Durch Ungemach muß der Ritter reif werden. So wie Ihr mich hier seht, bin ich siebenmal besiegt worden, ehe ich einen Dank davon trug.

Reinhard. Und Ihr zürntet nicht auf Euch selber?

Leopold. O ja, ich war thöricht genug; indeß lernte ich durch mein Unglück Vorsicht, und so gewann ich im achten Turnier einen ansehnlichen Preis.

Reinhard. Ich hatte schon zwei Ritter aus dem Sattel gehoben, als mein verwünschtes Roß stolperte, und mich, da ich darauf nicht gefaßt war, in den Sand warf. — Vermaledeiter Zufall! —

Leopold. Trinkt, trinkt! — Dem Sieger Reinhard von Berneck im nächsten Kampfspiele!

Reinhard. Wohl, es gilt! Ihr macht mir neuen Muth, und Ihr seid der einzige Mann in unsrer Ritterschaft, der mein Gemüth erheben kann.

Leopold. Wie das?

Reinhard. Schon seit lange habe ich von Euch gehört und schon seit lange wünsche ich Euch nachzueifern; Ihr seid mein Vorbild.

Leopold. Erhitzt nicht der Wein Euer Blut?

Reinhard. Bei Gott nicht, ich kann die übrigen nicht achten, die ein enges, trübes Leben leben, und ihren Stand als einen Dienst betrachten, die von ihren Pflichten immer grade so viel erfüllen, um in keinen bösen Leumund zu fallen, und ihres Arms nur gebrauchen, wo sie die bringendste Gelegenheit auffordert. — Aber Ihr seid ein freier Mensch, Ihr adelt den Stand, Ihr laßt Euch die ganze Welt dienstbar werden, und Eure Gunst erobert so Mann als Weib. Wollt Ihr Euch meiner in der Zukunft annehmen?

Leopold. Was an mir liegt, soll gern geschehn. — Aber warum hängt Ihr Euch nicht mehr an die Weiber? Ihr seid gut gebaut, habt ein feuriges Auge und es liegt nur an Euch, sie alle zu Euren Sklavinnen zu machen.

Reinhard. Die meisten sind mir zuwider und es graut mir vor dem Gedanken, mit ihnen näher bekannt zu seyn: ich fürchte, sie möchten mir alle Lust und allen Muth zu männlichen Thaten rauben, mich in eine verächtliche Weichlichkeit einlullen, daß ich so unterginge.

Leopold. Wer wird auch das fürchten! — Ihr müßt sie nur für nichts anders nehmen, als sie sich geben, nicht höher schätzen, als sie selber geschätzt seyn wollen und vor allen Dingen keine von ihnen heirathen.

Reinhard. Kennt Ihr Adelheid von Orla?

Leopold. Ein nichtsbedeutendes, langweiliges Gesicht, bloß zur Ehefrau geschaffen, und doch nur für einen Ehemann, der wenigstens nach jedem Monate sechs Wochen auswärts in Fehden verwickelt ist.

Reinhard. Es thut mir leid, daß sie Euch mißfällt, sie wäre fast das einzige Geschöpf —

Leopold. O seht Euch nur munterer um, und Ihr werdet gewiß anders sprechen. — Eure Mutter muß einst ein Muster unter den schönen Mädchen gewesen seyn.

Reinhard. Man sagt's; darum heirathete sie mein Vater auch als ein armes Fräulein.

Leopold. Werdet Ihr auf dem Johannistage auf dem Schlosse Berneck seyn?

Reinhard. Ich weiß nicht, — wann haben wir Johannis?

Leopold. In drei Tagen.

Reinhard. Dann ja.

Leopold. Warum verlegt aber Eure Mutter ihr Fest grade auf diesen Tag?

Reinhard. Ich weiß es selbst nicht; mich dünkt, es ist ein heimlicher Aberglaube, sie hat schon seit

lange eine Furcht vor diesem Tage und ist daher ungern um diese Zeit allein.

Leopold. Also eine Weiberschwachheit? — Nun sie ist mir dadurch um so lieber, denn wenn die Weiber recht sehr Weiber sind, sind sie am schönsten.

Reinhard. Das müßt Ihr verstehn.

Leopold. Ich mag es wohl endlich durch lange Erfahrung erlernt haben. — Seid Ihr zum Jagen rüstig?

Reinhard. Von Herzen.

Leopold. Ich weiß, daß Euch mein Revier freuen wird. — Nun so kommt. ab.

Auf dem Schlosse Berneck.

Conrad allein. Ein Schmaus jagt den andern, ein Ungethüm das andere. Morgen soll also die Burg von neuem mit Nachtschwärmern angefüllt werden, mit wildem Lärmen und verliebten Gesängen? — O mein Herz trägt es kaum mehr. Daß sich nur die alten Ahnen in ihren finstern Gewölben nicht rühren, wenn sie den Klang der Musik vernehmen, und sie tückisch werden, daß man so diesen wichtigen Tag entweiht.

Georg und Franz.

Conrad. Franz, Du gehst nach Orla und von da nach Dornbusch, um die Ritter und ihre Damen auf morgen einzuladen. — Du, Georg, hast auch mancherlei zu besorgen, haltet Euch daher nicht mit unnöthigem Schwatzen auf. Thue ein jeder redlich das seinige. ab.

Franz. Nach Dornbusch? — O weh, da werde ich kaum vor morgen Abend zurückkommen. — Ueber die Einfalt, sich immer noch zu guter Letzt auf die besten Gäste zu besinnen, so daß sie kaum Zeit gewinnen, sich zum Schmause umzuziehn. — Und wenn ich nun morgen Abends zurückreite — Hu! mir schaudert die Haut schon jetzt.

Georg. Weswegen denn, Franz?

Franz. Ach! — ich möchte, daß der Alte einem andern Knappen den Auftrag gegeben hätte. Ja wo es nur was gefährliches zu thun giebt, da muß ich gleich derjenige seyn, der gemißbraucht wird.

Georg. Hiebei aber kann ich die Gefahr weder einsehn noch begreifen.

Franz. Weißt Du denn auch alles, Du junges überverständiges Hähnlein? Noch so manches in der Welt ist vor Dir verborgen, und wird es auch wohl bleiben. Es gehört nicht alles für solche Narrenköpfe.

Georg. Nun, ereifre Dich nur nicht; wenn es zu begreifen ist, so unternehme ich's so gut als ein andrer, es aus dem Grunde zu verstehn.

Franz. Willst Du den Ritt übernehmen, wenn ich es Dir alles und genau erzähle?

Georg. Von Herzen gern.

Franz. Nun so höre: — Erst vor einem Jahre starb hier im Schlosse eine alte Amme, die die beiden jungen Herren groß gesäugt hat. Ich war lange Zeit ihr Vertrauter und da erzählte sie mir an einem Winterabend —

Georg. Nun?

Franz. Wie in jeder Johannisnacht ein eisgraues Gespenst durch das ganze Schloß gehe, die Tapeten und Waffenrüstungen aufmerksam betrachte und auch wohl zu Zeiten mit dem Kopfe schüttele. — Das Gespenst trägt einen langen Bart und hält einen großen Stab in der Hand: sie hatte es selbst zu verschiedenen Zeiten wahrgenommen. — Dann stellt es sich vor den Eingang der Burg und streift nächtlicherweise durch alle Gebüsche und winselt und klagt, und ist giftig für jeden der ihm zufällig nahe kommt.

Georg. Seltsam!

Franz. Manchmal trägt es sich mit den Geräthschaften des Schlosses und schollert mit weiten Schuhen auf den langen Gängen: es sieht aus einem Fenster der Burg und zieht vor jedem, der vorüber geht und es nicht kennt, eine weiße Kappe ehrbar ab; aber jedermann, den es so grüßt, muß noch in demselben Jahr sterben.

Georg. O!

Franz. So treibt es sein Wesen, bis die Sonne wieder aufgehn will: dann schleicht es winselnd zur Ruhe, man hat es in die Kapelle ganz deutlich gehn sehn, in der die alten Herren liegen.

Georg. Mir wird bange. — Ist denn noch nie ein Beschwörer hier gewesen?

Franz. Es würde nichts fruchten, und die Hausfrau will auch nicht gern das Gerücht von dem Gespenste auskommen lassen, aber sie fürchtet sich selbst, darum hält sie schon seit mehrern Jahren an diesem Tage bis in die tiefe Nacht Gesellschaft. — Georg, wenn so der graue Mann vor unser Bett träte und uns mit einer eiskalten Hand aufweckte.

Georg. Heilige Mutter Gottes! ich wäre des Todes.

Franz. Die alte Wärterin vertraute mir auch zugleich, daß das der erste, uralte Ritter sei, der diese Burg Berneck bewohnt habe; er soll seinen Bruder meuchlerisch umgebracht haben, um sein Vermögen zu bekommen, und darum hat er nun keine Ruhe im Grabe und geht nun an dem Tage herum, an dem die Burg eingeweiht wurde.

Georg. Wie wunderbar!

Franz. Das soll nun währen, hat man mir gesagt, bis zwei Brüder in der Familie aufkommen, von denen der eine den andern ermordet, ohne daß sie doch Feinde sind. — So lautet eine steinalte Prophezeihung und man sagt daß das Greisgespenst nun sehnlich darauf warte.

Georg. O da kann es lange warten.

Franz. Aber nun geh' in den Stall und sattle Dein Pferd, sonst kömmst Du zu spät.

Georg. Bei Gott, es dämmert schon; die Haut schaudert mir, wenn ich daran denke.

Franz. O heute hat's noch keine Noth. — Komm, ich will Dir helfen. beide ab. —

(Mathildens Gemach.)

Mathilde. Leopold von Wildenberg.

Mathilde. Nein, Ihr müßt fort, noch jetzt, eh' es Abend wird.

Leopold. Warum vertreibt Ihr mich so hastig? bin ich Euch zur Last?

Mathilde. Das nicht, aber mein Name,

mein Ruf. — Was soll die Dienerschaft von mir denken?

Leopold. Ihr seid zu ängstlich.

Mathilde. Nein, nein, es ist genug, daß ich Euch zu morgen wieder eingeladen habe; — wenn nun Walther zurückkömmt, und irgend eine verläumderische Zunge erzählt ihm von Euch?

Leopold. Was kann er wollen? was kann er thun?

Mathilde. O er ist heftig und auffahrend, ich würde es entgelten. — O Leopold, wenn Ihr mich liebt, so geht.

Leopold. Ich liebe Euch und gehe. — Aber darf ich eine Versicherung von Euren Lippen mit mir nehmen?

Mathilde. Was verlangt Ihr?

Leopold. Daß auch ich Eurem Gemüthe nicht gleichgültig bin. Nun, was sagt Ihr?

Mathilde. Was kann ich sagen?

Leopold. Was Euch Euer Herz eingiebt.

Mathilde. Wenn es nun schweigt und stockt.

Leopold. So wollt Ihr mich rasend machen? —

Mathilde. Wie kommt Ihr darauf?

Leopold. Ich kann nicht fort ohne eine Versicherung von Euch mit mir zu nehmen. — Seht, ich kann nicht sprechen, ich kann Euch meine Liebe nicht aufdringen; ich bin ein Mann, der für seine Liebe sterben kann, aber nichts Schönes sagen, um sie zu gewinnen.

Mathilde. Wie seid Ihr ungestüm, und wie wär' es möglich, daß Ihr noch heftiger würdet.

Leopold. Aber so tröstet, beruhigt mich.

Mathilde. Was soll ich thun? — Beim Himmel! Ihr macht mich noch wahnsinnig, ich vergesse, daß Walther zurückkehrt, ich dulde Euch um mich, Ihr seid allein in meinem Zimmer — und soll ich nun noch selbst der laute Herold meiner Schande seyn, Euch meine Liebe zusichern und gegen meinen Gemahl mich des Meineides, der Treulosigkeit schuldig machen?

Leopold. Wie schön Ihr zürnt! Wie alle Fehler in Euch nur zu neuen Vollkommenheiten werden? — Gut, so verstoßt denn, wenn Ihr es wagt, das treuste Herz.

Mathilde. Ach! Leopold!

Leopold, *zu ihren Füßen.* Ich bin auf ewig der Eure. —

Mathilde. Ich habe nie gewußt, was Liebe war —

Leopold. Lernt es in meinen Armen.

Mathilde. Darf ich Euch vertrauen?

Leopold. So straf' ich Euren Zweifel. *küßt sie.*

Mathilde. Ritter.

Leopold. Nun, Ungestüme! — Bei Gott! Ihr sollt Euch des Zorns entwöhnen, wenn er Euch auch noch so gut steht.

Mathilde. Ihr mißbraucht meine Geduld.

Leopold. Und Ihr meine Liebe. — Ich bleibe noch. — Nicht wahr? Soll ich mir selbst die Bestätigung von Euren Lippen holen. — *küßt sie von neuem.*

Mathilde. Nun treibt Ihr's zu arg; lebt wohl, Herr Ritter. *eilt in ein ander Gemach.*

Leopold. Und wenn's der Teufel sagt, so geh' ich doch noch nicht! — *ihr nach.*

(Unten vor dem Schlosse Berneck.)

Man sieht erhöht die Burg, unten steht rechts eine alte Eiche, links ein hohes Crucifix, das mit Blumen behängt ist.

Conrad. Karl.

Karl. Ich kann nicht im Schlosse bleiben. Ist mir doch, als wenn die Wände zusammenrücken wollten, um mich zu erdrücken. — Warum willst Du mich zurückhalten? Soll ich von neuem dem Hohn meines Bruders, meiner Mutter und ihrer Gäste ausgesetzt seyn?

Conrad. Aber es wird schon dunkel.

Karl. In meiner Seele ist die finsterste Nacht. — Seht, Fräulein Adelheid kömmt nicht. — Bei Gott, ich frage mich schon tausendmal: Warum will sie nicht kommen? Bleiben die bessern Gäste schon von Berneck weg? Scheuen sie diese unziemlichen Gelage? Und ich, der Sohn, dulde sie?

Conrad. Ihr seid erhitzt.

Karl. Komm, wir wollen uns bei dem Crucifix niedersetzen, da wird mir besser werden. — Warum ist es so mit Blumen geschmückt?

Conrad. Wißt Ihr es nicht? — Heut ist es Johannis, und die gutmüthigen Bäuerinnen aus der Nachbarschaft haben es so bekränzt. Das ist hier so die Landessitte.

Karl. Sage mir, warum mir Blumen seltsam vorkommen?

Conrad. Ich versteh' Euch nicht.

Karl. Warum mir ist, als hätten sie sich nur in die Schöpfung mit eingeschlichen? Sie sind doch ganz und gar unnütz.

Conrad. Sie verherrlichen das Gewand der Erde, sie stehn unter dem grünen Grase und machen uns vergessen, daß die Erde schwarz ist und allenthalben wie ein aufgeregtes Grab aussieht.

Karl. Meinst Du, daß es jeder vergißt?

Conrad. Gottes Güte will es wenigstens so, daß keiner von den armen Menschen zu oft daran denken soll. *Franz schleicht herbei.*

Karl. Was willst Du?

Franz. Dürft' ich wohl — ich wollte nur ein Wort mit Conrad —

Conrad. Nun so sage.

Franz. Komm doch hieher, lieber Conrad.

Conrad *steht auf.* Nun, was giebt's? —

Franz. Ich wollte Dich nur recht ernsthaft bitten, daß Du mir alles das vergeben wollest, wenn ich mich manchmal gegen Dich vergessen habe.

Conrad. Wie kömmst Du so schnell darauf?

Franz. Seht, alter Mann, ich bitte Euch inbrünstig, denn ich habe wahrlich keine Ruhe, bis Ihr mir vergeben habt.

Conrad. Dich gereuen also Deine losen Worte gegen mich einigermaßen?

Franz. Von Herzen.

Conrad. Nun so vergebe ich Dir auch von Herzen, aber halte künftig das Alter in Ehren.

Franz. Ich danke Euch; nun kann ich doch ruhiger zurückgehn. — ab.

Conrad. Kommt hinein, Junker, die Abendluft wird feucht. — Trompeten und Pauken aus der Burg.

Karl springt auf. Ja komm, aber nicht in den Saal zurück, sondern in die tiefen, dunkeln Gebüsche hinein; denn diese Töne da klingen mir wie laute Verhöhnung meines Vaters. — ab mit Conrad.

Zwei Knechte.

1. Knecht. Wo weilt der Ritter?

2. Knecht. Er hat nur sein Roß im Gebüsche angebunden.

1. Knecht. Dankst Du nicht auch Gott, daß wir endlich zu Hause sind?

2. Knecht. Wer wollte da nicht Gott mit ganzem Herzen danken? Denn sage mir nur, wo ist es wohl besser, als im Vaterlande? singend.

Im lieben deutschen Vaterland
Sind Mann und Mann auf Du bekannt;
Da mundet der Wein, den die Redlichkeit giebt,
Da mundet die Maid, die mit treuem Sinn liebt.

1. Knecht.

Aus unserm deutschen Vaterland
Ist Tück' und Lug und Trug verbannt.
Ein jeglicher liebt so mit Herz wie mit Mund,
Das thu' ich, ein Deutscher, wohl jeglichem kund!

2. Knecht. Heisa! wohl uns, daß wir da sind.

1. Knecht. Das alte Berneck steht doch immer noch wie sonst.

2. Knecht. Und wie sollte es denn anders stehn?

1. Knecht. Nun ich meine nur.

2. Knecht. Deine Meinungen passen sich immer zum Verstande, wie die Faust zum Auge.

Walther von Berneck tritt auf. Nun, habt Ihr nichts zu thun, als zu schwatzen und Eure Narrenlieder zu singen?

1. Knecht. Herr, das Vaterland —

Walther. Ach was Vaterland! Versteht Ihr Tröpfe das Wort? — Seht zu meinem Pferde und bleibt zurück, bis ich Euch rufen lasse, ich will unter einem fremden Namen in die Burg gehn. Die Knechte ab.

Walther. Bin ich nun endlich da? — Kaum kann ich's selber glauben. — Ist dies Berneck und bin ich Walther, hier geboren, erzogen und zum Ritter geschlagen? — Die Nachtigall singt wunderbar aus dem tiefen Thale herauf, und ich höre den Waldbach durch die Nacht rieseln. — Die Sterne kommen herauf, bald kömmt der Mond. — Wo ist das Bild des Heilandes geblieben, das ich aufrichtete, als ich nach Palästina ging? — Dorthin gerückt? — Warum? — Warum von dem Fußstege ab, der zur Burg führt? — Was sollen diese Neuerungen? Ist euch das Crucifix im Wege, ihr Thoren? eine kleine weiße Gestalt geht vorüber und grüßt demüthig. Wahrlich, diese Versetzung ist mir von schlimmer Vorbedeutung.

Die Gestalt, mit einer schnarrenden Stimme. Bin ich keines Dankes Werth?

Walther. Wer bist Du? — Ich fühle mich wunderbar ergriffen — wer bist Du?

Gestalt. Kennst Du mich nicht?

Walther. Nein, Nachtgesell, wahrlich nicht. — Aber Deine Geberden — Trompetengetümmel in der Burg.

Gestalt seltsam lachend. Dir wäre wohl besser, nicht in dieses Schloß zu gehn. — schleicht vorüber.

Walther. Besser? — Bin ich doch wie betäubt! — Kann den Mann so etwas zusammenwerfen? — Ich habe wohl ehedem sagen hören, unser Ahnherr, der graue Ulfo, wandle einmal des Jahrs umher, seine schwere Schuld abzubüßen, aber ich habe nie daran so recht glauben mögen. — War es dieser? — Er war es wohl nicht. — Und wenn er's war? was kümmert's mich weiter? — Dennoch will ich hineingehn, und jetzt gleich. Wer hat hier zu befehlen als ich? — Was nahen sich dort für Schatten?

Conrad und Karl kommen.

Conrad. Nein, redet es nicht an; Ihr könnt nicht wissen, was es ist.

Karl. Träumst Du, Conrad?

Walther. Aber jetzt seh' ich erst, daß alle Fenster der Burg erleuchtet sind. — Was hat das zu bedeuten? — Nun, ich muß ja bald alles erfahren.

Karl. Grüß' Dich Gott, fremder Mann! woher so spät?

Walther. Welche Stimme? — Guten Abend, Wandersleute; möchte man doch wahrlich bald an Gespenster glauben, so wunderlich richtet sich hier alles zu. — Wer seid Ihr?

Karl. Ich heiße Karl von Berneck.

Walther. Karl von Berneck? — Nun willkommen, wenn Du der bist, und her in meine Arme! denn ich bin Dein alter Vater Walther!

Karl. Conrad, hörst Du, was er sagt? — Wär' es möglich? Ach so schnell und so unverhofft! zu seinen Füßen. Ach mein Vater!

Walther. Nun steh auf, steh auf, ich verließ Dich als einen kleinen Knaben, und jetzt bist Du, so viel ich sehn kann, tüchtig groß geworden — Was macht Dein Bruder, Deine Mutter?

Karl. Sie sind wohl; — ach! kann ich mich doch kaum erholen.

Conrad. Vergönnt Ihr wohl einem alten Knechte, Eure theure Hand zu küssen? — Ich heiße Conrad.

Walther. Guten Abend, Alter! Bist Du auch noch wacker? Nun, das freut mich.

Conrad. Ach Gott! daß ich alter Mann noch diese Freudenthränen weinen kann, — wodurch hab' ich das verdient?

Walther. Nun, nun, schon gut. — Wie ist's denn sonst im Schlosse gegangen? — Was bedeuten denn die vielen Lichter?

Karl. Es ist heut Gesellschaft hier.

Walther. Gesellschaft? Fest? Weswegen? — Ehe ich zurückgekommen bin? — Wie ziemt sich das? Wer kommt auf so etwas? — Ich habe Trompetentöne gehört, und während drinne ein Fest gefeiert wird, streifst Du, mein Sohn, hier wie ein vertriebener Knecht in der Finsterniß umher? Was soll das heißen? Gehst mit einem Knappen Hand in Hand, als wenn Du nicht geladen wärst und darüber schmolltest?

Karl. Seid Ihr doch wieder da, — wohl mir, daß ich es nun fassen kann, — o nun ist auch alles gut.

Walther. Ich sehe das Gute nicht. — Komm mit mir in den Saal, mit mir zugleich, Du mein unwürdiger Sohn, da will ich erfahren, war-

um Du Dich fortschleichen mußt. — Doch nein, hätte ich doch bald meinen ersten Vorsatz vergessen; unter fremdem Namen will ich hineintreten, während der Herreise habe ich es mir vorgesetzt, und dabei soll es bleiben. — Bleibt zurück, Ihr sollt mir bald nachkommen. geht ab.

Karl. Wie ist Dir, Conrad?

Conrad. Wunderbar.

Karl. Und nun, — worauf ich seit Jahren hoffte, was ich mit Thränen vom Himmel erflehte, der gewünschte Augenblick ist nun da, und ich bin so kalt, im Herzen ist mir so leer —

Conrad. So ist dem Menschen bei jeder großen und unerwarteten Freude. — Wir wollen Eurem Vater folgen.

Karl. Es ist nicht ganz in mir, wie es seyn sollte. — O Gott im Himmel, mache mich besser, wenn ich auf dem Wege seyn sollte, schlecht zu werden. sie gehn nach.

(Vorsaal auf der Burg, man hört Musik durch die Wand und Tanzen, es ist dunkel, der Mond scheint durch die Scheiben, und ein einzelnes Licht brennt abseits.

Mathilde. Leopold.

Mathilde. Laßt uns zur Gesellschaft zurückkehren, man wird uns vermissen.

Leopold. In dem Getümmel? — Bleib, ich halte Dich hier fest, Du sollst mir nicht entrinnen, bis Du mir tausend und tausend Küsse abbezahlt hast.

Mathilde. Warum locktet Ihr mich hieher? Was habt Ihr mir zu sagen?

Leopold, sie küssend. Daß ich Dich liebe, daß ich Dein bin auf immer.

Mathilde. Aber laßt mich. Seht, mir wird hier eiskalt. — Hört Ihr nichts gehn, nichts schleichen?

Leopold. Nichts, meine Liebe.

Mathilde. Ich sehe Gesichter an den Wänden, die Mondstrahlen flimmern hin und wieder und flechten entsetzliche Gebilde zusammen.

Leopold. Mathilde, Du liebst mich nicht, so wie ich Dich liebe.

Mathilde. Doch, Lieber, Theurer, aber jetzt, es ist die schwarze Stunde der Mitternacht, Gespenster schleichen durch die Burg und lauren durch alle Zimmer, und wenn mich hier eins träfe —

Leopold. Du schwärmst und wie lieb bist Du mir darum.

Mathilde noch ängstlicher. Laßt mich; ich fühl' es hinter meinem Rücken, es arbeitet hohl in der Mauer und will heraus. —

Drei starke Schläge am Burgthor, der Thürmer bläst — Laut aufschreiend und entfliehend.

Leopold. Was ist denn das? — Wahrlich, sie könnte mich mit ihrer Furcht anstecken. geht ab.

Burgvoigt mit einem Knecht, der eine Fackel trägt, er ist halb betrunken.

Burgvoigt. Nun, wahrhaftig, wenn sich dabei soll ruhig zechen lassen, so will ich meine beiden Sporen verlieren. — Du, was war denn das draußen?

Knecht. Ein fremder Ritter.

Burgvoigt. Sage, ein fremder Teufel, ein verhenkerter Unglücksrabe, der uns mitten in die Freude hineinfliegt. Das sind die lästigsten Gesellen, da reiten sie erst am Tage weit und breit herum, verirren sich in der Nacht, um dann mit ihrem Pochen eine lustige Gesellschaft zu stören.

Walther von Berneck tritt auf, ein Knecht mit einer Fackel. Gott grüß' Euch, Herr.

Burgvoigt. Gott dank' Euch gar freundlich. Was ist Euer Begehr?

Walther. Könnte ich die Hausfrau sprechen? Ich bringe Ihr Kunde von ihrem Manne.

Burgvoigt. Nun, das ist uns herzlich lieb, daß der Alte doch wieder von Zeit zu Zeit etwas von sich hören läßt.

Walther. Ihr scheint lustig zu seyn.

Burgvoigt. Ein kleines Tänzchen, wenn's Euch so gefällt.

Walther. Mir gefällt es aber nicht.

Burgvoigt. Nun, so mag's Euch denn nicht gefallen.

Walther. Ihr seid ein wunderlicher Mann. — Wollt Ihr mir die Hausfrau rufen?

Burgvoigt. Tretet Ihr nicht in den Saal?

Walther. Ich komme von der Reise, ich würde mich vor so vielen edlen Gästen schämen müssen.

Burgvoigt. Nun, so will ich sie rufen. — Wie er selbst ganz recht sagt, er ist ein wunderlicher Mann. ab.

Walther. Diese Aufnahme war seltsam genug. — Was wird sie sagen? welche Gebehrden wird sie machen?

Mathilde tritt mit dem Burgvoigt auf; die Thür des Saals bleibt offen, und man sieht drinne die Tanzenden.

Burgvoigt. Hier ist der Ritter.

Mathilde. Ich freue mich — Gott im Himmel! sehe ich nicht Walther, meinen Herrn und Gemahl vor mir?

Walther. Du siehst ihn, Mathilde, und mich wundert fast, daß Du ihn noch wiederkennst.

Mathilde. Ihr habt Euch sehr verändert.

Walther. Findest Du das? Du aber ebenfalls.

Mathilde. Ich bin älter geworden um sechszehn Jahr.

Walther. Auch um sechszehn Jahre klüger? — Was macht Reinhard?

Mathilde. Erlaubt, daß ich ihn herführe. ab.

Burgvoigt. Ihr seid also Herr Walther.

Walther. So scheint's.

Burgvoigt. Und im Ernst und in der Wahrheit?

Walther. Wenn Ihr nüchtern seid, dürft Ihr mich nur beschauen.

Mathilde und Reinhard, die übrige Gesellschaft bricht mit herein, die Musik schweigt. Leopold geht einsam im Saale auf und ab.

Reinhard. Mein Vater!

Walther. Du bist mein Sohn. — Wie geht es Dir? Du bist so munter? — Und wo ist Karl?

Reinhard. Ich weiß es nicht, er pflegt oft umher zu streifen, ohne sich Tagelang vor seiner Mutter sehn zu lassen.

Walther. O lästre ihn nicht, ihn fand ich in

Trauer und einsamen Schmerzen, wie es sich für einen guten Sohn ziemt. — Guten Abend all' zusammen, ihr meine Gäste, ob ich Euch schon nicht geladen habe, dennoch müßt Ihr mir willkommen seyn, weil es nun nicht mehr zu ändern ist.

Mathilde. Mein Gemahl —

Walther. Du siehst, ich bin bei Laune.

Karl und Conrad kommen.

Walther, schließt Karl in seine Arme. Dies ist mein wahrer Sohn, hört's, Er ist der, den ich für würdig erkläre. Meinen besten Segen für ihn.

Karl zu seinen Füßen. O mein Vater, wenn diese Worte Euer Ernst waren, so schlagt mir meine herzliche, demüthige Bitte nicht ab.

Walther. Was willst Du, mein Sohn?

Karl. Laßt mich nicht vom Boden aufstehn, ehe ich nicht durch Eure tapfere Hand zum Ritter geschlagen bin. Laßt mich nicht vergebens knieen, mein Vater, o Ihr seht ja meine ungeduldigen Thränen.

Walther. Ich wundre mich vielmehr nur, daß Du diese Wohlthat noch von mir erflehen mußt. — zieht sein Schwert. Empfange diesen adelnden Streich und stehe als Ritter wieder auf. — Ihr alle seid Zeugen.

Karl umarmt ungestüm seinen Vater, dann die Mutter und den Bruder. Nun bin ich frei, nun darf ich die Luft athmen. Nun bin ich Deinesgleichen, Bruder! — Nun mag ich es mit jedem Manne aufnehmen! — Ich will mir ein Schwert holen! schnell ab.

Walther. Welch ein ungestümer Jüngling! — Warum ertheilte man ihm nicht schon längst die Wohlthat?

Reinhard. Er schien es selber nicht zu wünschen.

Walther. Sohn Reinhard, mir hat noch kein Wort gefallen, das Du bis jetzt gesprochen hast; das müsse besser kommen, sonst sind wir nicht für einander.

Reinhard. Ihr seid unwillig, mein Vater.

Walther. Und mit Recht. — Wer ist der fremde Mann dort?

Reinhard. Ritter Leopold von Wildenberg.

Walther. Der Name ist mir bekannt, ich glaube er ist mein Pathe.

Leopold, der sich nähert. Kann wohl seyn, Herr Ritter.

Walther. Warum seid Ihr so verdrüßlich?

Leopold. Ich bin es nicht, das ist mein Wesen so.

Walther. Reinhard, suche deinen Bruder, und bring' ihn zu mir. Reinhard ab. Und ihr, Mathilde, gebt mir doch meinen alten Pokal mit Wein; ich fühle mich matt. Mathilde ab.

Leopold. Wir freuen uns alle, daß Ihr so glücklich zurückgekommen seid.

Walther. Ja, ich bin da in Eure Freude hineingefallen, wie ein unvermuthetes Gewitter. Ihr müßt es mir nicht übel deuten, denn ich sehe jetzt erst, daß ich Tanz und Musik gestört habe. Die Gäste zerstreuen sich wieder nach und nach in den Saal, einige bleiben im Vorsaal. Mathilde mit dem Pokal. Auf Eure Gesundheit! — Der Wein ist gut. — Von Wildenberg heißt Ihr und Leopold?

Leopold. Ja.

Walther. Ich habe diesen Namen oft unterwegs nennen hören und da hätt' ich nicht gedacht, Euch hier zu treffen.

Leopold. Wie meint Ihr das?

Walther. Ihr habt einen gar großen Ruhm, daß Ihr ein großer Sieger und Held bei Mädchen und Jungfrauen seid, und da gedachte ich wahrhaftig nicht, Euch hier bei meiner alten Frau zu finden.

Leopold Wunderbar, Herr Ritter —

Walther. Tragt Ihr Neuigkeiten zu? Laßt mich doch auch etwas davon hören. Ihr habt auch wohl den Rath gegeben, das Crucifix aus dem Wege rücken zu lassen, das auf meinen Befehl in den Weg gesetzt wurde?

Leopold. Ich will mich entfernen, damit ich mäßig bleiben mag. — Lebt wohl.

Walther. Und Du, Mathilde, hattest aller Ehren vergessen, taumelnde Gelage und wilde Feste anzustellen, indeß ich fern war, indeß Du mich todt wähntest?

Mathilde. Mein Gemahl —

Walther. Schweig, bringe mich nicht noch mehr auf! — Und Deine Gäste, wahrlich, sie gereichen Dir zur schlechten Ehre. —

Leopold. Wie meint Ihr das, Herr Ritter?

Walther. Wer giebt Euch denn ein Recht zu fragen? Warum seht Ihr mich so an? Was soll Euer Blitzen mit den Augen bedeuten?

Leopold. Schonet Eurer Hausfrauen, bei Gott! sie ist ein edles Weib!

Walter. Sagt Ihr das? — Nun so werd' ich es schon glauben müssen.

Leopold. Wer Ihre Ehre antasten will, sei es auch, wer es sei, — hier liegt mein Handschuh!

Walter. Seht doch, wie keck und verwegen! Wer will ihre Ehre antasten? Wenn Ihr es nicht gewollt, ich wahrlich nicht.

Leopold. Herr Ritter, diese Sprache klingt seltsam.

Walther. Ist Dir die Wahrheit ein so seltnes Gericht?

Leopold. Ihr seid ein alter hitziger Graukopf, ich bin hundert Fehden bestanden, aber aus dieser Zungenfehde mache ich mich davon.

Walter. Beim Himmel! Großsprecher, diese Worte sollst Du nicht umsonst gesagt haben. Hab' ich nicht die Schwerter der Ungläubigen gesehn und Todesgefahr kennen gelernt, und Du meinst, ich sollte nun einen solchen Weiberknecht fürchten?

Leopold. Geht, Ihr sprecht und wißt nicht was.

Walther, zieht den Degen. Dies ist die Rittersprache, und wenn Du die verstehst, so zieh, Memme.

Leopold. Ich mag in Eurem Schlosse nicht ziehn, und wenn Ihr mich auch noch einmal eine Memme scheltet.

Walther. Ungläubiger Hund! zieh den Degen, sag' ich, oder ich halte Dich für einen Nichtswürdigen.

Leopold. Nun, wenn es denn seyn muß, alter Schwätzer. Gefecht.

Mathilde. Um des Himmelswillen haltet! — sie fällt ihrem Gatten in die Arme; Leopolds Stoß trifft ihn.

Walther. Daß Du verflucht seist, Du hast mich ermordet, nicht er. —

Mathilde. Ermordet?

Walther. Bringt mich fort, ich fühle mich schwach. — O Unheil! Schicksal! —

er wird abgeführt. Mathilde folgt.

Leopold. Ihr seht, Ritter, wie er mich zwang.

Reinhard kömmt. Ich kann ihn nicht finden. — Wo ist mein Vater?

Leopold. Todt, erschlagen von mir.

Reinhard. Von Euch!

Leopold. Hier ist noch mein Schwert; wollt Ihr Genugthuung? — Er zwang mich.

Reinhard. Mein Vater!

ab in das Zimmer.

Conrad aus dem Seitengemach, Karl aus dem Hintergrunde mit einem Schwerte.

Conrad. O Karl!

Karl. Nun?

Conrad. Euer Vater — er stirbt.

Karl, wirft das Schwert weg. Sagt ich's nicht, daß alles nur ein froher Traum sei? — ab.

Leopold. Ich bin ohne Schuld. ab.

Conrad. Ja, wirf Dich nur nieder und wasche seine Wunde mit Deinen Thränen, er wird doch nicht bei Dir bleiben. —

Karl stürzt heraus. Er ist todt! Conrad!

er sinkt in seine Arme, der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Auf der Burg Orla.

Reinhard. Die Hofmeisterin.

Reinhard. Ist Euer Fräulein nicht zu sprechen?

Hofmeisterin. Sie kleidet sich eben an. — Woher so früh, Herr Ritter?

Reinhard. Ich hatte keine Ruhe auf meinem Schlosse, da ritt ich hier vorbei, und stieg ab, um zu sehen, wie Ihr Euch befindet.

Hofmeisterin. Viel Ehre für Eure bemüthige Dienerin.

Reinhard. Sie ist wohl, munter?

Hofmeisterin. Leichtherzig und froh, wie ein Vogel in der Luft. — Was weiß die Jugend von Sorgen und Kummer? das lebt von einem Tage zum andern hinüber und wird es nicht überdrüssig, wenn immer dieselben Stunden und dieselben Freuden wiederkehren.

Reinhard. Ihr beschreibt da das schönste jugendliche Leben, das ruhigste Glück.

Adelheid tritt auf. So wißt Ihr auch, wie ich sehe, unser Schloß zu finden, Herr Ritter?

Reinhard. Seltsam, wenn ich in der Gegend hier so wenig bekannt wäre, da Berneck gegenüber liegt.

Adelheid. Man vergißt oft das Naheliegende am ersten und am liebsten.

Reinhard. Etwas, das Ihr nicht von mir aussagen werdet.

Adelheid. Ich kann darüber mit Euch nicht rechten. — Was macht Euer Bruder?

Reinhard. Wohl und auch nicht, wie Ihr es nehmt, er hat ein finstres trübsinniges Gemüth, ganz das Bild meines gestorbenen Vaters; eben so auffahrend und jachzornig. — Daß er so glücklich ist, daß Ihr Euch nach ihm erkundigt, vermuthet er schwerlich.

Adelheid. Warum ist er nicht froh und heiter?

Reinhard. Es giebt Geister, mein Fräulein, die immer von einem schweren Gewichte zu Boden gezogen werden, das sie selbst nicht kennen; die sich nie mit leichten Schwingen in die Luft erheben, sondern halb aus Eigensinn, halb aus Temperament immer schwer und verdrüßlich sind; und zu diesen gehört mein Bruder. Es ist daher ein unangenehmes Geschäft, mit ihm umzugehn.

Hofmeisterin. So ist er melankolisch?

Reinhard. Er war es von Jugend auf, und alle, die ihn umgeben, müssen seine Laune entgelten.

Adelheid. Ihr liebt ihn nicht?

Reinhard. Er vermeidet mich sorgfältig, er traut mir nicht, wie soll ich ihn da lieben können?

Adelheid. Ist er doch Euer Bruder.

Reinhard. An unsre frühern Kinderjahre denke ich immer mit Rührung zurück, damals waren wir ganz einverstanden, damals war er zärtlich und liebevoll. Aber wie ein böser Genius umhüllt ihn jetzt ein dunkler Schatten, der jeden mit Herzensfrost ergreift, der ihm näher tritt.

Hofmeisterin. Er sollte einen Arzt um Rath fragen.

Reinhard. Wenn man ihn nur erst dahin bringen könnte, daß er sich für krank hielte; aber so glaubt er sich gesund, und die ganze übrige Welt übel auf.

Hofmeisterin. Aber das ist grade das gefährlichste Zeichen seiner Krankheit; ich habe schon mehrere solche Menschen gekannt, die nachher wieder ganz ordentlich zurecht gebracht wurden.

Reinhard. Aber warum sprechen wir von ihm so weitläufig? — Wir werden ihn doch nicht wieder herstellen. — Ihr waret nicht am Johannistage auf Berneck, mein Fräulein.

Adelheid. Und wohl mir, daß ich nicht dort war.

Reinhard. Ihr habt Recht, es war eine traurige Nacht. — Kaum sah ich meinen Vater und ich mußte ihn wieder verlieren.

Adelheid. Ein schreckliches Schicksal! Wie sehr hab' ich weinen müssen, als ich die That vernahm!

Reinhard. Ihr habt ein weiches mitleidiges Herz, mein Fräulein.

Adelheid. Jetzt hat Euer Bruder doch Recht, mit der Welt unzufrieden zu seyn.

Reinhard. Wer hätte das nicht? — Ihr weckt selbst in meinem Herzen alle Wehmuth.

Hofmeisterin. Kommt in unsern Garten, Herr Ritter, der helle Himmel und die grünen Bäume werden Euch heiter machen. — Reinhard führt Adelheid, sie gehn ab.

(Schloß Berneck, der Vorsaal.)

Karl steht allein in einer Ecke, stumm und betrübt, den Blick auf den Boden geheftet.

Conrad tritt auf. Seid Ihr hier, Ritter? —

Ich suche Euch in der ganzen Burg. — Ritter! — Ritter Karl!

Karl auffahrend. Was willst Du?

Conrad. Wollt Ihr nicht zur Tafel kommen? Eure Mutter —

Karl. Nun, meine Mutter?

Conrad. Eure Mutter und Ritter Leopold haben schon oft nach Euch gefragt. Die Tischzeit ist schon vorüber.

Karl. Mag sie doch, ich komme nicht. — Sage mir, Conrad, warum soll ich essen, da ich nicht zu leben verdiene?

Conrad. Wie Ihr auch wieder sprecht!

Karl. Es ist wahr, Conrad. — Hat nicht jeder Mensch, jeder Vogel, jedes Gewürm einen Zweck, warum es lebt? Sie erwerben sich ihre Nahrung und schützen sich gegen Feinde oder sterben, — und ich, zu feige, mich dem Tode auszusetzen, schleppe ein träges, unbefriedigendes Leben hinter mir, indeß die Welt vor mir immer enger und enger zusammenfällt.

Conrad. Wenn Ihr ausrittet, Besuche machtet, Euch in der Gegend umschautet —

Karl. Was würde es mir helfen? Alles weist nur nach einem Bilde hin, alles nennt mir nur einen und denselben Gedanken. — Ich erinnere mich aller Geschichten, die ich las oder erzählen hörte, und in keiner treffe ich einen so verworfenen, so nichtswürdigen Sohn an, als dieser Karl von Berneck ist.

Conrad. Ermuntert Euch, laßt doch Eure frische Jugend Herr über Euch werden.

Karl. Verdien' ich wohl den ritterlichen Schlag, den ich vom tapfern Schwert meines Vaters auf dieser Schulter empfing? Schon ist es so lang, — ach Conrad! gieb dieser Faust Thätigkeit, und diesem Herzen das Recht freier und muthiger zu schlagen. — Oft wenn ich auf meinem einsamen Lager liege und mein trübes Auge gedankenschwer den Flug der Wolken beobachtet, dann ball' ich meine Faust mit heißem Ingrimm, dann ist mir, als wenn ich den Geist meines Vaters vorüberschweben sehe, der mir lächelnd winkt, dann nehm' ich Dolch und Lanze, dann hör' ich die Streitaxt klirren — und dann wird es Morgen und es geschieht nichts.

Conrad. Theurer Ritter, Ihr seid mir jetzt mit Eurer innern versteckten Wuth fürchterlich. Seht freier um Euch, so kann es doch nimmer gut werden.

Karl. Das wird es auch nicht; das Schlimme wird nimmer gut. — Sieh, Conrad, bück Dich hieher auf den Boden, — was wirst Du dort gewahr?

Conrad. Ich weiß nicht.

Karl. Sieh diese rothen Streifen! Ruft es Dich nicht an? Schreit es nicht tief in Dein Herz hinein? — Es ist das Blut meines Vaters, ich kenne es wohl. — Hier war der schändliche Kampf, hier erlag der Greis und hier steht sein Sohn — und besinnt sich, was er thun soll. — Sie haben dies fürchterliche Zeugniß nicht wegwaschen können, und unwillkührlich zieht diese blutige Stelle meinen Blick an sich.

Conrad. Ach Gott!

Karl. Mußte er darum allen Gefahren entronnen seyn, um hier so schmählich zu fallen? Darum? — Und von wem? — O ich möchte meinen Kopf gegen diese Mauern stoßen. — Conrad, ist Dir nun noch, als wenn aus mir der junge Held Reinold werden sollte, der Stolz und der Ruhm seines Stammes? — Aber es soll anders werden, bei Gott, ich schwör' es hier dem Geiste meines Vaters, — es soll!

Conrad. Laßt nur die Vorsicht Eure Entschlüsse leiten.

Karl. Eben diese Vorsicht, diese langweilige und feigherzige Schwätzerin war Schuld, daß ich bisher Sohn zu seyn vergaß. Sprich mir nicht davon! Sie ist nur eine Ausrede des Feigherzigen, ein Vorwand, Thaten und Entschlüsse aufzuschieben. Glaube mir, das Leben ist ein großer Baum, mit weit ausgebreiteten Zweigen, Wind und Zufall blasen hinein und die Früchte fallen ab. Wenn du unten schüttelst, so kannst Du nicht voraussagen, welche That herunterstürzen wird; oft ist etwas Wunderbares im Wipfel versteckt, das sich unversehens mit dem andern losreißt — und darum ohne Besinnen, ohne Vorsicht und Gedanken. Mir ist es ängstlich zu überlegen, wenn ich mir eine That vorsetzen soll.

Conrad. Eure Reden erregen mir ein heimliches Grausen.

Karl. Nun darum geh nur, sage, daß ich nicht zu Tische kommen wolle, nicht kommen könne.

Conrad. Sie werden sich wundern.

Karl. Wenn ein Fels zusammenstürzt, wer denkt da an das Nest der Schwalbe, das mit verschüttet wird? *Conrad ab.*

Karl allein. Ja es sei. — *er kniet nieder und küßt den Boden.* O du theures, theures Blut, das hier so verrätherisch vergossen ward; ja, du bist meine Reliquie, du waffnest meine Hand. — Athm' ich doch freier! Weiß ich doch nun, wer ich bin und was ich will; die That selbst ist nur eine Zugabe zum Entschlusse. — Kein Gift ist mir so zuwider, als das Gesicht des unverschämten Verräthers — und mein Bruder kann freundlich und vertraulich mit ihm sprechen; wahrlich, ich habe gesehn, wie er ihm die Hand drückte, dieselbe Hand, die seinen Vater niederschlug. — Nun will ich in die Kapelle gehn, und auf dem Sarge meines Vaters beten. *ab.*

Franz. Georg.

Georg. Aber sie werden nach uns rufen.

Franz. Je, sie bedürfen ja jetzt keiner Bedienung mehr. Die Tafel ist ja so gut wie aufgehoben.

Georg. Du hast immer Deine eigne Art zu erklären.

Franz. Ach! was willst Du davon verstehn? — Komm, da hab' ich eine Flasche guten Wein, die wollen wir mit einander ausleeren.

Georg. Aber woher?

Franz. So halb und halb geschenkt bekommen. — Siehst Du, denen da drinnen ist es ganz wohl, wenn wir sie allein lassen, wir sehn ihnen durch die Finger und dafür wird uns wieder durch die Finger gesehn.

Georg. Du bist ein wilder Bursch, ich könnte nicht so seyn.

Franz. Und Du bist ein frommes, gutherziges Kind, ein wahres Schaaf.

Georg. Du hast die Johannisnacht schnell vergessen, wo Du Dir so ernsthaft vornahmst anders zu werden.

Franz. Ach! das war damals; — andre Zei-

ten andre Sitten. Sieh doch nur unsre Ritter an, besonders den wackern Herrn Leopold, das ist ein gescheidter Mann, der muß doch auch wissen was rechts und links ist, und wenn der sich nicht fürchtet, warum soll ich es denn thun?

Georg. Ich mag auf keine Autorität zum Satan fahren.

Franz. Gleich Satan! das Schlimmste gleich zum Aergsten. Sieh, das ist ein kluger Mann. Als ich letzt durch das Zimmer ging und er mit unsrer Hausfrauen auf einem Ruhebettchen saß, machte ich nur ein pfiffiges Gesicht, und seit der Zeit bin ich sein Vertrauter, ohne daß wir nur ein Wort mit einander gewechselt haben, — und sieh, indem er Geld zählt, das ist mein Einkommen.

Georg. Auf so etwas würde ich nimmermehr ausgelernt werden.

Franz. Dazu gehören auch natürliche Gaben. — Nun komm, hier ist ein Becher.—Auf des Herrn Leopolds Gesundheit!

Georg. Nein, nein, — sieh, hier auf dieser Stelle starb der alte Herr von Berneck, und hier sollt' ich seines Feindes Gesundheit trinken? Nimmermehr! die Dielen würden unter mir zusammen brechen. ab.

Franz. Thorheiten!

er setzt sich nieder und trinkt.

(Schloßgarten von Berneck.)

Leopold allein. O über die unbegreiflichen Wünsche des Menschen! — Was heute mit allem Glanze auf mich wirkt, erscheint mir morgen nüchtern, schaal und ohne Bedeutung. Der Mensch jagt nach Räthseln, und kaum hat er die Auflösung entdeckt, so ärgert er sich über sich selbst. — Kann es denn keine Liebe geben, ohne daß uns der Gegenstand unsrer Zuneigung am Ende widrig und verhaßt wird, wenigstens in manchen einzelnen abgerissenen Stunden? — O es giebt Tage, an denen man sich selber zur Last ist, wo alle Gegenstände umher unsre Seele und unsern Muth zusammen drücken. — Und sie kömmt nicht! — Hab' ich ihr Unrecht gethan? Ach selten wissen es zwei Menschen, wie sie mit einander umgehn sollen.

Mathilde. Leopold.

Leopold. Nun, Mathilde, ist Euch besser?

Mathilde. Ach! Ihr habt mir eine sehr betrübte Stunde gemacht. — Dacht' ich's, daß es so weit unter uns kommen sollte?

Leopold. Aber Ihr habt Tage, an denen Ihr schmollt, ohne zu wissen worüber.

Mathilde. Könnt Ihr es denn begreifen, was manchmal mein Herz zusammen drängt? Ob nicht zuweilen, stille, innere Vorwürfe, schwarze Gedanken —

Leopold. Nun gut, gut, müßt Ihr mich auch dadurch noch aufbringen? — Nun werd' ich noch Eure Gewissensbisse, wie Ihr es nennt, hören müssen, und Ihr werdet mir so meine Fröhlichkeit, Laune, mein Leben, alles verderben.

Mathilde. Wie dringt Eure Heftigkeit, Eure Wildheit durch mein Herz? Wie viel muß ich nicht jetzt schon von Eurer üblen Laune leiden! Euer ehemaliges leises und liebevolles Benehmen ist dahin, da waret Ihr nur in der Leidenschaft der Liebe heftig und jetzt, — jeden Unmuth laßt Ihr an mir aus.

Leopold. Soll ich nicht? Soll ich nicht rasend werden? — wenn man sich der Liebe eines Weibes so ganz hingiebt, ihr Ruhm, Thaten und Ritterpflicht opfert, wenn man in ihrem Wohlwollen ganz gesunden, oder zu Grunde gehn möchte, — und man findet sie dann kalt und verschlossen, zurückgezogen vor den innigsten Liebkosungen, verzagt, wenn ich sie mit der heißesten Inbrunst in die Arme schließe —

Mathilde. Ach, was soll ich thun?

Leopold. Könnt Ihr Euch nicht mehr in Eurer Gewalt haben? Muß ich jede Eurer Thränen, jede Eurer trübseligen Stunden bemerken und fühlen? Warum kann ich mich zwingen? Ich lasse es Euch nie empfinden, wenn mir nicht wohl ist, oder ein Unwille mir im Herzen drängt und es zerreißen will.

Mathilde. Lieben wir uns denn also nicht?

Leopold. O solche Fragen, dergleichen Reden könnten mich verrückt machen. So wollt Ihr denn, daß wir uns trennen, eben so rasch und abgebrochen, als wir uns fanden? — Gut, es sei!

Mathilde. Leopold!

Leopold. Wollt Ihr etwas anders? — Oder Ihr wißt selbst nicht, was Ihr wollt.

Mathilde. Soll denn dies nun mit jedem Tage wiederkehren?

Leopold. Eben darum ist es besser, daß wir Abschied von einander nehmen.

Mathilde. O die wilden Männer! das rauhe, unbarmherzige Geschlecht! sie weint.

Leopold. Scheltet uns nicht, denn ihr erzürnt uns so lange durch diese kleinen Streifereien der weiblichen Kunst, bis wir endlich die Geduld verlieren.

Mathilde. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Walther grade in der Johannisnacht starb, in derselben Nacht, da Ulfo seinen Bruder mordete und diese Burg eingeweiht wurde.

Leopold. Werft Ihr mir auch das noch vor? —

Reinhard tritt auf. Ha! treff' ich Euch doch grade recht, Ritter. — Guten Tag, Mutter, wie geht's Euch?

Mathilde. Gut, und Dir, mein Sohn?

Reinhard. Wie anders?

Mathilde. Man sieht Dich jetzt so selten auf Berneck.

Reinhard. Ich streife herum, hier und da, Berneck ist ein finstrer trauriger Aufenthalt, es ist mir hier immer zu einsam. Wird's mir doch auf meinem eigenen Schlosse zu enge, ob es gleich besser und freundlicher liegt.

Leopold. Ihr seht wohl aus und leicht.

Reinhard. Und so ist mir auch, die Jugend, dünkt mich, sollte sich nie anders fühlen; denn die Fröhlichkeit ist ihr Element. Was ich ändern kann, wenn es mir im Wege steht, suche ich zu ändern.

und wo das unmöglich ist, lasse ich es auf sich selber beruhen.

Leopold. Dies ist die wahre Lebensweisheit, — wohl dem, der sie in keinem Augenblicke vergißt!

Mathilde entfernt sich.

Reinhard. Man muß nicht zu oft, oder ängstlich daran denken, daß man lebt, denn sonst möcht' es sich kaum der Mühe verlohnen; wie die Zeit unmerklich forteilt, so müssen wir, ohne daß wir darüber sinnen, in der Zeit mitgehn; das vor und hinter sich dient nur dazu, uns verwirrt zu machen.

Leopold. Ihr habt ganz Recht, das ist auch meine Meinung.

Reinhard. Und nun muß ich wieder zu Euch von Adelheid sprechen. Sie verträgt die Behandlung wahrlich nicht, die Ihr mir vorgeschrieben habt.

Leopold. Weil Ihr mit meinen Regeln nicht umzugehn wißt; der gute Freund braucht zuweilen einen Rath umgekehrt, den ihm ein anderer giebt; man muß keinen Dolch zum Pfropfenzieher machen wollen.

Reinhard. O Ihr kennt das Mädchen nicht, sie ist eine Ausnahme von allen Euren Erfahrungen, sie würde auch Euren Verstand in Verwirrung bringen.

Leopold. Glaubt Ihr das?

Reinhard. Mir wird blind vor den Augen, wenn ich vor ihr stehe.

Leopold. Das kann ich mir denken, Ihr seid auch kaum zwanzig Jahre alt.

Reinhard. Was gilt's, ich heirathe sie, wenn sie mich will.

Leopold. Da habt ihr meine Hand, daß sie mit Freuden Ja sagt, wenn Ihr thöricht genug seid; ihr Vermögen ist klein, ihr Bruder kömmt wahrscheinlich zurück, und dann hat sie außer ihrem Schmucke nichts.

Reinhard. Daß Ihr auch gleich daran denkt!

Leopold. Ich denke für Euch. — Nun Glück auf den Weg, ob es mir gleich weh thut, Euch auf dem Wege zu sehn.

Reinhard. Ihr seht die Sache von Eurer, ich von meiner Seite.

Leopold. Wir wollen darüber nicht streiten.

Mathilde kommt zurück.

Reinhard. Lebt wohl, Mutter.

Mathilde. Du eilst schon wieder?

Reinhard. Ich führe jetzt ein unstätes Leben, vielleicht daß ich bald um so häuslicher werde.

geht ab.

Leopold und Mathilde gehn schweigend auf und ab.

Mathilde. Leopold! zürnst Du noch?

Leopold. Nein, Mathilde, aber mißbrauche künftig meine Geduld nicht.

Mathilde. Ach, ich glaube, der Herbst kömmt schon herbei, alle Bäume sehn so dürre und abgestorben aus, große Wolken ziehn dort durch den Wald, jeder Fußtritt klingt so einsam wieder — ich habe von Herzen weinen müssen; habt Geduld mit meiner Schwäche.

Leopold gerührt. Mathilde!

Mathilde. Es wird Winter werden und dann wieder Frühling, aber vielleicht erleb' ich das nicht. Indem wir uns umsehn, ist ein Jahr entflohn; ich hoffte, daß mir an Eurer Seite das Leben mehr Stand halten sollte, und es ist nun eben so.

Leopold. Ihr quält Euch mit traurigen Gedanken ab.

Mathilde. Ich kann sie nicht von mir zurückhalten. — Meinen Sohn Reinhard seh' ich wenig, und meinen zweiten Sohn möchte ich noch seltner sehn.

Leopold. Er hat ein unglückseliges Gesicht. —

Mathilde. Mich wirft sein ernster glühender Blick zusammen, ich halte es oft nicht aus, wenn er mir gegenüber sitzt. — Er ist nun bald Besitzer dieses Schlosses. — Ach! wie wird die Zukunft aussehn!

Leopold. Man muß in der Gegenwart nie daran denken, — laßt sie werden, wie sie will; indem wir darauf gefaßt sind, besiegen wir das Schicksal. — Kommt, das Wetter ist trüb und regnigt. — Heut Abend seh' ich Euch in Eurem Zimmer, aber Ihr müßt heiter seyn. sie gehn ab.

Rüstkammer.

Karl allein. Nein, kein Meuchelmord, nein, ich will ihm offen entgegen treten und mein Leben gegen das seinige wagen. — Wie schlägt mein Herz, da ich hier die Panzer und die Schwerdter aller meiner Ahnherrn vor mir sehe. — Hier sprechen mich Thaten und Geister an; — o ihr edlen Reste aus einer alten Zeit, als man euch noch gebrauchte, und diese Aexte und Schwerdter im Getümmel klangen — wer dachte damals beim Feldgeschrei an jenen trüben Nachkommen, der hier unter Euch wandeln würde, um sein Herz zu einer guten That zu erweitern. — Dies ist vom ganzen Geschlechte übrig geblieben, — wie vertraut war die Hand meiner Väter mit diesen Griffen an den Lanzen, — o wie lieb' ich diese stummen, unbeseelten, mir reliquientheuren Waffenbildungen! — Welches dieser Schwerdter mag wohl das älteste seyn? — Dieses mit der wunderbaren Handhabe, mit der fein getriebenen Goldarbeit? — ja, du sollst von nun an das meinige werden.

Conrad tritt herein. Seid Ihr hier, Ritter? — Ich habe Euch allenthalben gesucht, es ist nicht recht, wenn Ihr jetzt allein seid.

Karl. Warum? — was meinst Du, daß daraus entstehen kann, wenn ich mit mir allein bin?

Conrad. Ach Gott! es ist mir selbst ängstlich zu Muthe, ich habe keinen hier im Schlosse, mit dem ich sprechen, mit dem ich umgehn könnte; da bin ich nun so dreist, mich immer noch zu Euch zu halten, weil ich Euch schon als Knabe kannte und liebte, und Ihr mir, wie ich glaube, auch immer etwas gut waret. Alle Gesichter hier in der Burg sind mir fremd und zuwider, den Knechten und Knappen bin ich mit meinem Alter zum Gespötte, — o wenn doch mein Sohn, mein Wilhelm mit seinem Herrn aus dem gelobten Lande zurückkehrte!

Karl. Bleib immer bei mir, Conrad. — Horch! donnert es nicht fern ab in den Bergen?

Conrad. Ich glaube, ja, die Winde rauschen gewaltig durch die Bäume, ungeheure Wolken arbeiten sich durch den Himmel und schwarze Schatten liegen in den Thälern. Ich glaube, es kömmt ein

Gewitter herauf. — Seht, es leuchtet schon heftig aus der Ferne — nun, Gott im Himmel sei uns gnädig. —

Karl. Fürchtest Du Dich beim Gewitter, Conrad?

Conrad. Ja, Herr.

Karl. Ich nicht.

Conrad. Und doch solltet Ihr's. Es ist die Stimme des Herrn selbst, die dann über die Wolken hinfährt, und die arme zitternde Welt in banger Erwartung festhält; seht, Bäume, Wälder und Felsen fürchten sich, warum sollte es dem Menschen nicht ziemen?

Karl. Wie lange hast Du meinen Vater gekannt?

Conrad. Von seiner Jugend auf.

Karl. Und Du hast ihn geliebt?

Conrad. Daß ich's Euch nicht sagen kann. — Seht, wenn ich ganz zu Euch aufrichtig seyn soll, so fährt mir's durch Mark und Gebein, so oft ich nur den Fremden sehe. Gott hatte in der vorigen Woche sein Angesicht so sehr von mir gewendet, daß ich ihm gern Gift in den Becher geschüttet hätte, als ich ihn bei Tische bedienen mußte.

Karl. Du bist mein wahrer Freund. — Und sage mir, wie denkst Du von meiner Mutter?

Conrad. Es kümmert mich Tag und Nacht, — (aber zürnt über meine Rede nicht,) daß sie die Wege des Herrn verlassen hat. — Der Fremde hat sie verführt, — denn ehemals —

Karl. Nun, er soll nicht wieder zu ihr gehn. — Da Dein Herz so viel leidet, Conrad, o so kannst Du fühlen wie das meinige zerrissen wird, da ich von diesem ermordeten Vater der Sohn bin, da diese Entehrte meine Mutter ist. Er soll ihr Schlafgemach nicht wieder betreten, ich will es nicht länger dulden.

Conrad. Ach, ich zittre für Euch. Er ist ein geübter Ritter.

Karl. Mag ich doch sterben, wenn er nur gestraft wird; und zu wessen Freude sollte ich auch weiter leben? Mein Bruder und meine Mutter hassen mich, kein ander Wesen fragt nach mir, — Dich ausgenommen, Conrad, darum weine nicht; Dich ausgenommen.

Conrad. Nun da seht Ihr, daß Ihr doch einer Seele lieb und theuer seid, und so werdet Ihr noch mehrere finden, recht wackre brave Menschen. Laßt's nur gut seyn, jeder findet doch endlich seinen Bruder aus diesem irdischen Getümmel heraus.

Karl. Hast Du ihn herausgefunden?

Conrad. Nein.

Karl. Nun so schweig davon. Ich fühl's, daß sich alles vor mir zurückneigt; schon als Kind, wenn man meinem Bruder schmeichelte, ließen mich alle einsam stehn und meine Mutter ließ mich aus dem Zimmer führen, wenn ich dann in Unmuth schrie und weinte. Mein Bruder Reinhard schien mich zu lieben, als er ein Knabe war, kaum war er zu Verstande gekommen, als er mich auch haßte.

Conrad. Wollt Ihr denn Euer ganzes Leben unter diesen traurigen Phantasien aufzehren?

Karl. Sieh, Conrad, so steh' ich in einer schrecklichen Einsamkeit; ich bin nicht leicht, gewandt und schnell, ich habe keinen behenden Verstand, ich habe keinen Ruf, Niemand weiß von mir, Niemand mag von mir wissen. —

Conrad. Liebster Karl!

Karl. Und so mag denn das Gewitter heraufziehn! Warum sollt' ich mich fürchten? Mich wird es nicht suchen!

Conrad *küßt ihm die Hand.* Hört auf, so zerbrecht Ihr mir doch nur das Herz.

Karl, *der ihn in die Arme nimmt und herzt.* Alter Mann! siehst Du, Du bist der einzige, der mich liebt und Dich lieb' ich auch dafür von ganzer Seele. Du bist meine Welt, mein Nachruhm, meine Geliebte, Du bist mir Mutter und Vater. Glaube ja nicht, daß ich es Dir je vergessen kann, wenn ich auch zuweilen ein verdrüßlich Gesicht machen, und Dich wie die übrigen anfahren sollte; so finster ich auch äußerlich seyn mag, so steht mein Herz für Dich doch immer im Sonnenschein der Liebe.

Conrad. Wie soll ich mich darüber genug freuen?

Karl. Aber dafür laß mich auch die übrige Welt so hassen, wie sie es verdient. — Sieh dies Schwerdt.

Conrad. Ich habe mich schon längst gewundert, wie es in Eure Hände kömmt.

Carl. Warum?

Conrad. Hängt es wieder dort hin, ich bitte Euch.

Karl. Du bist seltsam.

Conrad. Laßt es immer seltsam und thöricht klingen, wenn ich Euch sage, mir graut recht innerlich davor, aber es ist so.

Karl. Desto besser; — siehst Du, Conrad, das ist das große Rachschwerdt, wodurch ich den Geist meines Vaters versöhnen will.

Conrad. O hängt es, hängt es weg. — Seht, es ist für Euch zu gewichtig.

Karl. Hälst Du mich für einen Knaben?

Conrad. Es ist ein gefährliches, furchtbares Eisen.

Karl. Das soll es seyn.

Conrad. Es ist, o laßt mich nicht vergeblich bitten, — es ist ein Mörderschwerdt.

Karl. Ich will's behalten, Conrad, ich habe es mir zur Rache auserlesen und eingeweiht.

Conrad. Komm' ich mir doch selbst als ein Kind vor, daß mir so viel dran liegt. — Aber so muß ich Euch denn sagen, es ist dasselbe Schwerdt, mit dem Ulfo seinen Bruder erschlug. — Ihr wißt doch die Geschichte?

Karl *nachdenkend.* Ja.

Conrad. Und darum ist es ein ruchloser Stahl und zu keinem edlen Werke brauchbar.

Karl. Laß ihn, er soll geadelt werden, ich will das Bruderblut mit dem Blut eines Mörders und Ehebrechers abwaschen. — Zu welchen seltsamen und widersprechenden Endzwecken sich ein todtes Werkzeug muß gebrauchen lassen! So ist es auch vielleicht mit dem Menschen. Die dunkle Bestimmung geht hinter uns, und wir nehmen es nicht wahr, wie sie uns vor sich hintreibt! wir wundern uns dann als schwache Menschen, wenn wir in Wüsten stehn, wenn unsre Schritte sich gegen einen Abgrund richten und wagen es nicht, uns umzubrehn. Siehst Du, Conrad, so ist es, und darum will ich dies gute Schwerdt mit mir nehmen.—Die Nacht kömmt schon herauf, das Gewitter zieht näher. — Horch wie selt=

sam diese Panzer und Schilde an einander klirren.— Hörst Du nichts?

Conrad. Nein.

Karl. Wie der Anfang eines wunderbaren Gesprächs; es sind die Geister meiner Vorfahren, die über uns flattern und mir ihr Wohlgefallen zu erkennen geben. — Komm. — sie gehn ab.

Ein finstres Gemach, im Hintergrunde eine Thür, zu der einige Stufen führen.

Mathilde mit einer Lampe. Wie gewaltig das Wetter leuchtet! — ist es die Sünde, das Verbot des Richters, das in meinem Gewissen herbergt, und mein unruhiges Herz von Leopold abwendet? — Ach, was ist dann die Sünde für ein Gewinn, selbst in diesem irdischen Leben! — Oder ist es die Veränderlichkeit des Menschen und seines unbegreiflichen Willens? Was ist dann Liebe und Freundschaft, die wir so gern für das wahre Element unsrer Seele halten möchten? — Alles was ich von Walther fürchtete, quält mich nun beständig in Leopolds Gestalt, in der Gestalt, die mir einst so theuer war. — Er will diese Nacht kommen. — Horch, es donnert! — Ich kenne mich selbst nicht mehr, so sehr bin ich verändert. — Ach Gott! es kann ja vielleicht noch alles gut werden. — Ich fühle mich so einsam, mein Muth, meine frohe Laune ist hin, — wenn er nur bald käme! — und ich kann denn zurücktreten? — Und was wär' ich, wenn ich es thäte? — Wie unglücklich würd' ich seyn, wenn er mich verließe und nun alles, alles nur ein Traum war, und vorüber wäre? Wenn dann die Erinnerungen die Vergangenheit schöner machten als sie war, alle traurigen Stunden mit weißen Schleiern verdeckten—o über die Untreue der Männer! — sie geht ab.

Karl tritt auf. Nein, es soll nicht seyn. — Dulde es nicht länger, mein Herz, daß mein Vater selbst noch im Grabe entehrt wird. — Das Gewitter zieht nach und nach näher, Donner und Blitz, er geht umher das Schwert unterm Arm und setzt sich auf die Stufen vor dem Schlafgemach nieder. Wie der Sturm heraufbraust, wie das Wetter schwer näher zieht. — wie ein Gespenst sitz' ich hier in der dunkeln, einsamen Nacht, mein Herz schlägt ungeduldig und die furchtbare Stunde rückt mir meinen Feind immer näher und näher.

Leopold tritt auf. Alles in der Burg schläft, nur Mathilde wacht.—Ich wundre mich über mich selbst, daß ich immer noch diesen gewohnten Weg gehe und seiner doch noch nicht überdrüßig bin. — Unser Vergnügen liegt nur in der Einbildung. — Doch sie wartet, um eine zärtliche Versöhnung mit mir zu feiern. Er nähert sich dem Schlafgemach.

Karl. Zurück!

Leopold. Zurück?—Wer ist es, der das ruft?—

Karl. Karl von Berneck.

Leopold. Wie kommt Ihr, in der einsamen Nacht, hieher, Ritter!

Karl. Ueber die seltsame Frage! — Dies ist die Burg meines Vaters, müßt Ihr wissen, ich bin sein Sohn, ich sitze hier vor dem Schlafgemach meiner Mutter und kann nicht begreifen, welcher Weg Euch hieherführt.

Leopold. Ihr habt darnach nicht zu fragen.

Karl. Gut.

Leopold. Und so werd' ich also ungehindert meinen Weg fortsetzen.

Karl. Zurück! sag' ich noch einmal.

Leopold. Und das so trotzig, junger Mensch?

Karl. Warum nicht? — Ich bin hier Herr im Schlosse, und ihr seid ein ungebetener, überlästiger Gast.

Leopold. Was muß ich hören?

Karl. Was Ihr schon längst hättet hören sollen, wenn ich dem Rufe meines Herzens gefolgt wäre. — Wenn Ihr Muth habt, so trefft Ihr mich morgen auf der Wiese im Walde.

Leopold. Gut, aber wenn es denn so steht, wenn Ihr es denn wißt und so mit mir zu sprechen wagt, so will ich auch jetzt zu Eurer Mutter gehn.

Karl. Das sollt ihr nicht, bei Gott nicht.

Leopold. Wer will es mir wehren?

Karl. Fragt nicht so einfältig, eben ich!

Leopold. Ich werde diese Drohung nicht achten. er betritt die untere Stufe.

Karl. Laßt Euch weisen, ich beschwöre Euch, seht, Ihr sollt nicht in dies Gemach, ohne meinen Leib zur Stufe zu gebrauchen.

er wirft sich queer vor die Thür.

Leopold. Wie Du willst!

Karl, der schnell aufspringt, O mein Vater! hast Du es wohl gesehn, wie ein Verworfner, ein Nichtswürdiger, dein Mörder auf deinen Sohn seinen verrätherischen Fuß setzt! — Was wär' ich, wenn ich das erduldete? — er schleudert Leopold zurück. Hieher, Bösewicht! wagst Du es, mir in die Augen zu sehn? Wagst Du es, Dich Mann, Dich Ritter zu nennen?

Leopold. Was muß ich hören? — Wißt Ihr, frecher Jüngling, daß ich Euch dafür züchtigen werde?

Karl. Hier ist ein gutes Schwerdt, zieh das Deine, wenn Du keine Memme bist! Sieh, der Donner spricht mir zu, der Blitz leuchtet herein, — Du bist verloren!

Leopold. Geh, junger Mensch, Unbesonnener, verschlaf Deinen Rausch.

Karl. Zieh, oder ich haue Dich wehrlos nieder, Schändlicher; Du zu schlecht, um von meiner Hand zu sterben, Du, der dem Henker angehört, den Raben und Geiern des Feldes.

Leopold. Knabe! er zieht. Gefecht.

Karl. Steh mir bei, Geist meines Vaters! — Rausche Verderben und Verdammniß über mich, wenn ich ihn nicht überwältige. —

er faßt das Schwert mit beiden Händen und haut ihn nieder.

Leopold. Hülfe!

Die Thür im Hintergrunde öffnet sich, Mathilde tritt mit einer Leuchte hervor. Welch Geräusch? —

Karl. Ha, seid Ihr auch da! — Da liegt er! —

Mathilde. Er ist wahnwitzig! — Mord! —

sie tritt schnell zurück und verschließt die Thür.

Karl. Ja, wahnwitzig, toll, unbändig bin ich. — Aufgemacht, Ehebrecherin! Hörst Du mich nicht! —

er rennt gegen die Thür, sie fliegt auf.

Mathilde (hinter der Scene.) — Sohn! Sohn Karl! —

Eine Pause, Karl kömmt bleich und wahnwitzig zurück.

Conrad tritt ihm entgegen. Heiliger Gott! was ist hier vorgegangen?

Karl stößt das Schwerdt gegen die Erde, daß es in Stücke springt. Das verdammte Schwerdt! — O Du hattest wohl Recht, Conrad! —

Conrad. Wie ist Euch? (drinne) Hülfe! Hülfe!

Karl. Hörst Du den Donner? — Gott spricht zu mir, jetzt fürchte ich ihn! — laut schreiend. O rette mich, laß mich entfliehn!

Er stürzt hinaus, Conrad eilt ihm nach, stillschweigend schleicht das Gespenst des Greises herein, nimmt die Stücke des zerbrochenen Schwerdtes auf und entfernt sich. Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

Saal auf Berneck.

Karl liegt völlig angekleidet auf einem Ruhebete, Conrad tritt herein, er sieht ihn und will wieder fortgehn.

Karl. Bleib, Conrad, ich schlafe nicht.

Conrad. Ihr solltet schlafen, das Nachtwachen wird noch Euern Verstand völlig zerrütten.

Karl. Wo ist meine Mutter, Conrad?

Conrad. Lieber Karl, —

Karl. Nicht wahr, es ist keine Mutter mehr hier im Schlosse? Die Zeiten sind vorüber. — zusammenfahrend. Horch! mich dünkt, es donnerte.

Conrad. Nicht doch.

Karl. Das war eine entsetzliche Nacht, als sich mir die Furchtbarkeit des Gewitters zu erkennen gab. Conrad, da war der Himmel ein weites feuriges Meer, da rissen große Donnerschläge Luft und Wolken in Stücke, da sauste es wie Gespenster um die Burg und nahm ganz meinen armen menschlichen Sinn gefangen, da trug ich jenes thörichte Schwert, das wider meinen Willen meine Mutter erschlug. — Ha! wie darf ich es noch wagen, den Namen Mutter auszusprechen? Mich hat keine Mutter gesäugt, ich bin kein Mensch, kein Sohn, der Name Sohn ist seitdem zum Fluch geworden. er steht auf. Komm, ich will mich ankleiden.

Conrad. Ihr seid ja schon angekleidet.

Karl. Wirklich. — Hörst Du es auch in der Nacht durch alle Zimmer des Schlosses wandeln und seufzen und meinen Namen sprechen?

Conrad. Das ist lauter Phantasei von Euch.

Karl. Es rasselt oft wüthend durch den Saal, dann hör' ich Schwerdter klirren und wunderliche Stimmen dazwischen, ungeheure Riesengestalten gehn mir vorüber und Gespenster drängen sich zu mir her, — das alles ist nicht Phantasei!

Conrad. Ihr seid überwacht, da müssen Euch die müden Sinne täuschen.

Karl. Es ist nicht anders, die wilde Geisterwelt hat mich zu ihrer Beute, zu ihrem Spiele ausgelesen. — Weißt Du noch die Zeit, Conrad, als in diesem Saale getanzt ward, als die Pokale um die Tafel gingen, als Adelheid an dieser Stelle saß? — Warum ist jetzt alles so stumm und traurig.

Conrad. Die Zeiten wechseln, die Umstände ändern sich.

Karl. Ich bin doch wohl ohne Schuld. Sollte es nicht seyn können? Der Mensch wird geboren, ohne daß er es weiß, seine innerlichen Gedanken sind Träume, und äußerlich erzeugen sich indeß andere Träume, die wir Thaten nennen, und von denen er nichts weiß. — Wenn nur kein Gewitter heraufzieht!

Conrad. Seid unbesorgt.

Karl. Es wird so finster, mir ist so bang.

Conrad. Es ist Abend geworden.

Karl. Laß einige Fackeln anzünden, laß Musik kommen, vielleicht kann ich einschlafen.

Conrad geht ab, bringt zwei brennende Fackeln und steckt sie hin, der Minnesänger tritt auf.

Karl. Setzt Euch, — dort in die Ferne, und nun eine recht schwermüthige Melodie, von der Art, die unsre Seele wie auf einem trüben Flusse in ferne unterirdische Gegenden führt, daß wir der Oberwelt und unserer irdischen Leiden vergessen. Sucht auf Eurem Instrumente die wunderbarsten Töne aus, jene betäubenden, einschläfernden, die um unsre Sinne gaukeln und sie mit süßer Schläfrigkeit berauschen. — Uebertönt mir jene Eule, die vom verdorrten Baum herunter winselt.

Minnesänger. Ich will Euch die Klage und den Trost des Unglücklichen singen, es ist ein neues Lied und eine neu erfundene Weise. Ich dichtete es jüngst, als mir das Elend der Menschen recht sichtbar vor die Augen trat.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht,
Geht dort ein Wandersmann
Er seufzt und weint, und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an:

Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher
Durchwandr' ich Freud und Leid;
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:

O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht,
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne,
gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne.

Ein heller Blitz und heftiger Donnerschlag.

Karl fährt auf. Genug! — Alles ist doch nur erlogen, Dichtererfindung, indeß sein eigener Busen nichts fühlt! Fort! Minnesänger ab.—Ich will nichts mehr hören, alle Menschen sind falsch und ohne Empfindung. — Himmel! glühende Ketten ziehn sich um mich her, wilde Phantome durchkreuzen die Luft und stürzen auf mich ein, Gespenster klettern die Fenster hinan und klirren an den Scheiben — Conrad! —

Conrad. Was ist Euch?

Karl. Sieh die schrecklichen Gestalten, dort mit

den flammenden Haaren, die in der Luft fliegen und sich zu mir her bewegen.

Conrad. Es sind ja die Fackeln, ich will sie forttragen, wenn sie Euch erschrecken.

ab mit den Lichtern.

Karl. Das Bildniß meiner Mutter rührt sich. — O weh mir! weh mir, daß ich geboren ward! Die gräßlichen Flüche der Sterbenden ergreifen mich nun, die alte Sünde unsers Hauses hat mich mit gefaßt und schleppt mich zur Verdammniß. — Ich kann nicht mehr. — Er kniet nieder. O errette mich, Gott im Himmel! — Der Blitz springt nach mir, der Donner schilt mich, das ganze Heer des Entsetzens jagt hinter mir her. — Wo ist Rettung? O es treibt mich fort, durch die Wildniß, durch Wälder, ich kann mich nicht zurückhalten.

er springt auf und eilt hinaus.

Conrad kömmt zurück. Ritter! — Ritter Karl! — Er ist fort! — O Gott im Himmel, was soll noch daraus werden? Franz! Georg!

Franz. Georg.

Conrad. Folgt mir, der Ritter ist in den Wald hinaus, in's Freie geeilt, wir müssen ihn suchen. — ab.

Franz. Daß ich ein Narr wäre!

Georg. Gehst Du nicht mit?

Franz. Bewahre! ich habe meinen Abschied genommen, eben so gut wie schon mancher Diener hier gethan hat. Das halte der Henker aus. — Sage mir, Georg, hast Du nicht bemerkt, daß es in der Burg umgeht?

Georg. Es ist mir manchmal so schaurig.

Franz. Die alten Tapeten klatschen als wenn es mit Flügeln dagegen rasselte. Unsre Hausfrau soll oft durch die Säle schleichen; man erzählt sich gar wunderliche Geschichten von ihrem Tode, man darf es nur nicht öffentlich sagen. Hast du davon noch nichts gehört?

Georg. O ja, aber ich kann es immer nicht glauben.

Franz. Ich gehe wieder nach dem lustigen Bamberg zu meinem vorigen Herrn, da kann man doch froh seyn, da schmeckt einem ein Trunk, da scheint die Sonne heiter und warm, — aber hier in dieser Wildniß —

Georg. Du hast Recht. Das sind hier wilde Felsen, schwarz und widrig strecken sie sich in den Himmel hinein, und kein fremder Ritter, kein Reisender besucht mehr unser Schloß; man hört gar nichts neues mehr, man erfährt gar nicht, wie es draußen in der Welt zugeht, es ist hier ein betrübtes Leben.

Franz. So zieh mit mir.

Georg. Meine Zeit ist noch nicht um. — Aber meiner Jugend kann ich mich hier nicht freuen, das weiß ich wohl; oft, wenn ich so aus den wilden Thälern ein verlornes Jagdhorn heraufsönen höre, weiß ich nicht, wie mir wird, aber ich muß dann weinen. Durch Gebete halte ich mich dann noch aufrecht. Hu! — welch ein Wetter! — Warum sich unser Ritter sich wohl vor dem Gewitter immer so ängstigt?

Franz. Wunderbar ist es.

Georg. Und hast Du ihn dann wohl schon beten sehn?

Franz. Nein.

Georg. Die Haut schaudert mir jedesmal, wie sich ihm dann die Haare aufrichten, wie sein Auge nach dem Himmel starrt, als wenn er Trost herab zwingen wollte, und wie dann alles vergebens ist und er wild und geängstigt nach dem Walde rennt — Ach, dem armen Herrn wäre besser, er wäre schon todt. — Nun ich muß nur fort, es ist Nacht und ich kann nicht einsehn, wie wir ihn wiederfinden wollen; aber der Alte wird gleich sehr böse, wenn man nicht seinen Willen thut.

Franz. Ich habe mich nie sehr daran gekehrt, und jetzt geh' ich zu Bette.

ab von verschiedenen Seiten.

(Vor der Burg Berneck, links das Crucifix, rechts die Eiche — Dunkle Nacht, Donner und Blitz.)

Heinrich von Orla.

Heinrich. Das ist ein Hexenwetter! — Ich bin ganz durchnäßt.

Wilhelm. Wo wir nur seyn mögen, man sieht keinen Schritt weit. — Ob wir noch weit nach Orla haben?

Heinrich. Wenn wir nicht irre geritten sind, gewiß nicht.

Wilhelm. Wie mein Herz den ganzen Tag über schlug! Hinter jedem Hügel glaubte ich nun endlich den spitzen Thurm von Berneck zu sehn, und immer war er's nicht.

Heinrich. Du freust Dich, daß Du wieder in der Heimath bist.

Wilhelm. Wer sollte das nicht? — Wenn nur mein alter Vater auf Berneck noch lebt!

Heinrich. Und meine Schwester Adelheid! — Doch Gott wird mir diese Freude gewähren, und dann, Wilhelm, will ich mein Schwert und dies unruhige Leben niederlegen, und als ein stiller frommer Rittersmann leben und sterben. War ich nicht ein Thor, nach Glück und Ruhm in einem fernen Lande zu jagen! Mußt' ich die goldne Erfahrung so weit herholen, daß nur in uns selber, in einem stillen, häuslichen Leben das wahre Glück liege? Ich suche mir nun eine Gattin. Wilhelm, Du bleibst bei mir, nicht als mein Diener, sondern als mein Freund, ich will es Dir nicht vergessen, daß Du mir dreimal das Leben rettetest.

Wilhelm. O Herr —

Heinrich. Du bist mein wackerer Geselle, nicht mein Knappe. So wollen wir denn alt und grau werden, wenn es uns das Schicksal vergönnt, ohne uns wieder nach Getümmel und nach Schlachten zu sehnen. —

Wilhelm. Das Gewitter zieht fort, es hellt sich auf.

Heinrich. Ich glaube, der Morgen dämmert schon. — Sieh, Wilhelm, sieh Dich genau um, stehn wir nicht vor Berneck?

Wilhelm. Ja, wahrlich. —

Heinrich. Es hört auf zu regnen. Nun, Wilhelm, suche Dein Pferd wieder, reite voran und melde meiner Schwester, daß ich sogleich komme.

Wilhelm ab.

Heinrich. Wie wohl mir ist, da ich nun wieder hier bin! Du liebes deutsches Vaterland! wie theuer bist du mir jetzt durch deine Biederkeit und Treue geworden!

Karl v. Berneck stürzt aus dem Walde. Rettet! rettet mich! — Es jagt mir durch den wilden Wald nach, alle Wölfe heulen, alle Eichen rauschen Scheltworte hinter mir her. — er stürzt auf Heinrich zu und umfaßt ihn. O um Gottes Barmherzigkeit willen, rette mich! —

Heinrich macht sich los. Wer bist Du? — Wahrlich, es graust mir bis ins Herz hinein, — ich kenne Dich nicht. —

Karl. Ich glaub' es wohl, denn Du bist ein Mensch. Wer kennt auch mich armen Verlaßnen? — Aber sage mir, sind mir die ungeheuren Gespenster nachgefolgt, oder bin ich jetzt frei von ihnen?

Heinrich. Unglücklicher!

Karl. Dann ist mir wieder besser. — Wird es Tag? — Nun wohl, so darf ich wieder um mich blicken, denn ihre Zeit ist vorüber.

Heinrich. Wer bist Du?

Karl. Ich hieß sonst Karl von Berneck, als ich noch den Menschen angehörte, seitdem ist manches anders geworden, und ich weiß nicht, wie mich die Leute jetzt nennen.

Heinrich. Karl von Berneck? — In dieser Gestalt muß ich Dich wiederfinden?

Karl. Nun, und warum nicht so?

Heinrich. Karl, kennst Du mich nicht mehr?

Karl. Nein.

Heinrich. Ich heiße Heinrich von Orla.

Karl. Wirklich? — Ich erinnere mich dunkel Deines Namens.

Heinrich. Ich war täglich auf Berneck, als Du noch ein Knabe warst, Du machtest mich immer zu Deinem Spielgenossen, ob ich Dir gleich mehrere Jahre voraus war. — Kennst Du mich noch nicht?

Karl. Ach, es muß schon lange her seyn, seit ich Dich nicht mehr sah.

Heinrich. Eine geraume Zeit — was macht Dein Vater?

Karl. Todt.

Heinrich. Und Deine Mutter.

Karl heftig. Todt, alles todt! — Was hatten sie auch in dieser Welt zu thun? — O wohl mir, wenn ich ihnen folgen könnte!

Heinrich. Todt? — ahnete mir es doch, als ich Abschied von ihm nahm, daß ich ihn nicht wiedersehn würde.

Karl. Heinrich von Orla? — O jetzt erinnere ich mich Deiner recht gut, mir ist, als wenn ich erwache. — Heißt Deine Schwester nicht Adelheid?

Heinrich. Ja.

Karl. Nun so sei mir willkommen, mich freut es, daß ich Dich wiedersehe. — Sage mir, wo ist unser Spielzeug hingekommen? Warum können wir nicht wie Kinder spielen, bis man uns sagt, unser Bart sei grau, und es sei endlich Zeit zu sterben? Daß man uns dann so schuldlos wie Kinder begrübe und wir ruhig in der Erde lägen, bis uns die letzte Trompete zu einem andern Leben riefe.

Heinrich. Der Mann spielt nur mit andern Dingen als das Kind, sonst läuft es ja auch auf eins hinaus.

Karl. Und mit uns spielt das Schicksal wieder auf seine Weise. Nicht wahr? Alles ein großes Spiel, eine Posse, in der fürchterliche und lächerliche Gestalten seltsam durcheinander gemischt sind, die sich gegenseitig nicht kennen und doch durchkreuzen. So entsteht, so vergeht das Leben des Menschen, man kann es nicht wunderbar nennen und doch ist es seltsam räthselhaft. — O Heinrich! wir sollten immer mit verbundenen Augen weiter gehn, so wie wir uns umsehn, sind wir verloren.

Heinrich. Ich verstehe Dich nicht.

Karl. Wär' ich wie Du! Könnt' ich zu jener heitern Schuldlosigkeit zurückkehren! — Aber mein eigenes Herz haßt mich und arbeitet unwillig in diesem verruchten Körper.

Heinrich. Du scheinst trübselig und krank.

Karl. Ja wohl. — Er kniet vor dem Crucifix nieder und betet. O vergieb mir meine Schuld! Laß mich sterben oder durch deine große Gnade mich und alles vergessen. Tauche mich in einem See von Wahnsinn unter, damit ich nie wieder die Oberwelt und alle wirklichen Gegenstände in die Augen fasse. —

Heinrich. Das ist nicht gut gebetet.

Karl. Für mich gut; jedermann hat darin seine eigene Weise.

Conrad. kömmt. Nun da seid ihr ja, mein lieber gnädiger Herr. Gott sei Dank! daß ich euch wiedergefunden habe.

Heinrich. Wenn ich mich nicht sehr irre, der wackre alte Conrad.

Conrad. So heiß ich, Herr Ritter. — Aber woher kennt ihr mich? — Beim Himmel, ihr seid Heinrich von Orla oder mein Gedächtniß verläßt mich ganz.

Heinrich. Ja, der bin ich.

Conrad. Ihr seid zurückgekommen? — O und mein Sohn — Gott! ich habe nicht das Herz nach ihm zu fragen und möchte doch so gerne wissen, — ach! theurer Ritter —

Heinrich. Aengstige Dich nicht, alter Mann, Dein Sohn lebt, er ist wohlbehalten mit mir zurückgekehrt.

Conrad fällt nieder. Nun so dank' ich dir denn doch aus vollem Herzen, du lieber Gott im Himmel da oben; daß du mich noch diese Freude erleben lässest, will ich dir gewiß nie vergessen. — Ach! und wo ist er? wo kann ich ihn finden?

Heinrich. Er ist vorangeritten zu meiner Schwester; lebt sie noch, ist sie gesund?—

Conrad. Sie ist wohl, sie ist gesund, — und hat er sich immer brav gehalten?

Heinrich. Er ist ein wackrer Reiter, er hat mir dreimal das Leben gerettet.

Conrad. Nun, seht Ihr, seht Ihr, ich sagt' es Euch wohl. — So ist er denn doch seinem Vater nachgeartet? — O ich weiß mich vor Freuden gar nicht zu lassen! — Ich will heut jedem Armen, den ich sehe, von meiner Armuth geben, — er sieht auf Karl, der indeß immer in tiefen Gedanken gestanden hat. Ach Gott! — lieber Ritter, seht doch nur ein wenig heiter aus, damit ich mich doch nicht meiner übergroßen Freude zu schämen brauche.

Karl auffahrend. Was ist? Wovon war die Rede?

Conrad. So habt Ihr gar nicht einmal gehört — Mein Sohn, mein Wilhelm ist zurückgekommen.

Karl reicht ihm schweigend die Hand. Ich versteh' Euch. Ihr seid gut. —

Heinrich. Mit Verwundern hab' ich Euch betrachtet, Ritter; kommt, begleitet mich auf mein Schloß, die helle Gegend, der Garten, meine Schwester, sie werden Euch vielleicht heiterer machen.

Conrad. Thut das, lieber Ritter. — O Ihr

werdet gewiß unter Menschen genesen, die es gut mit Euch meinen.

Karl. Führt mich wohin Ihr wollt, ich bin wie im Traume.

Conrad. Erlaubt Ihr dann wohl, daß ich meinen Sohn auf Eurer Burg besuche?

Heinrich. Gern, aber sei so gut und führe mein Pferd nach, ich gehe dann mit dem Ritter diesen Fußsteig.

Conrad. Ich setze mich auf und besorge nur einige Geschäfte auf Berneck, dann seht Ihr mich sogleich auf Orla. ab.

Heinrich. Nun so kommt, Ritter, und weg mit diesen düstern Falten.

er nimmt ihn unterm Arm und geht mit ihm ab.

Garten der Burg Orla.

Reinhard. Adelheid.

Adelheid. O daß er nun endlich zurückkömmt! — Wie mir dieser schöne Morgen dadurch noch schöner wird! Ein ganz neues Leben wird nun in mir seinen Anfang nehmen. — O Reinhard, Ihr glaubt es nicht, wie sehr ich mich freue.

Reinhard. Wie muß ich Euch dieses schwesterlichen Herzens wegen schätzen. — Ihr seid so hold, Ihr seid so gut —

Adelheid. Könntet Ihr nun Euren Bruder nicht eben so lieben? Wir haben schon so oft darüber gesprochen und gestritten.

Reinhard. Und eben darum bitt' ich Euch, dieses Thema nicht zu wiederholen. — Sagt mir, wer kann seinem Herzen gebieten? Und wenn Ihr alles wißt, verdient er wohl noch die Liebe seines Bruders?

Adelheid. Er ist mehr unglücklich, als strafbar. Ihr seid ein harter Mann, je unglücklicher er ist, je mehr bedarf er Eurer Liebe.

Reinhard. Darf ich denn an dem heutigen schönen Tage, — darf auch ich glücklich seyn? — Wollt Ihr mir denn keine bestimmtere Antwort geben.

Adelheid. Ich kann nicht. Soll ich Euch hintergehn? Wir würden uns dann nur beide täuschen. Ihr müßt eine längere Probezeit aushalten, denn Ihr seid ein unstäter, flatterhafter Mensch; zwölfmal seid Ihr mir untreu geworden, und eben so oft seid Ihr zu mir zurückgekehrt. Man darf Euch nicht so blindlings vertrauen!

Reinhard. Ihr selber waret Schuld an der Ungeduld meiner Liebe, daß Ihr mir kein bestimmtes Wort sagtet, daß ich nicht wußte, woran ich wär. Aber gebt mir nur eine Versicherung, laßt mich nur eine feste Hoffnung fassen — O mein Fräulein, Ihr geht grausam mit mir um.

Adelheid. Ihr nennt uns gleich grausam, wenn wir Euch nicht die Herrschaft über unser Herz übertragen wollen.

Heinrich mit Karl. Wilhelm folgt.

Heinrich eilt seiner Schwester in die Arme. Du lebst, bist wohl? — Pause, so wie Reinhard seinen Bruder bemerkt, entfernt er sich.

Karl. seitwärts. Wie diese Umarmung meinem Herzen wehe thut! — Ich habe auch einen Bruder und er geht fort; er hat mich seit vielen Wochen nicht gesehn, aber sein Herz verlangt auch nicht darnach. — Gut; ich sollte doch schon daran gewöhnt seyn.

Heinrich. Du glaubst nicht, wie ich mich freue, Dich wiederzusehn. — Aber ich hätte fast unsern Gast darüber vergessen; Karl von Berneck, Du kennst ihn vielleicht.

Adelheid. O ja.

Karl. Wenn Ihr Euch meiner noch erinnert —

Heinrich. Wer war der fremde Ritter, der uns verließ, als wir hereintraten?

Karl. Mein Bruder.

Heinrich. Dein Bruder, Reinhard? — Warum geht er fort? — Ich muß ihn doch begrüßen, er ist mir ein lieber Gast. geht ab.

Adelheid. Ihr seid krank, Herr Ritter?

Karl. Schon seit lange, ich wünsche, krank zum Grabe.

Adelheid. Warum wünscht ihr das?

Karl. Ach!

Adelheid. Kann Euch nichts in dieser Welt mehr trösten?

Karl. Daß ich nicht wüßte.

Adelheid. Ihr müßt hoffen.

Karl. An den Hoffnungen erkennt man die Thoren, denn sie erfüllen sich nie. Sie hüpfen wie Irrlichter vor uns her und ziehn uns in das Elend hinab. — Und welch ein Leben ist dies, indem wir die Hoffnung wie eine betäubende Arznei gebrauchen müssen, damit wir nur von unserm eigentlichen Selbst und von unserm wahren Leben nichts gewahr werden.

Conrad kömmt. Ist er hier? — Verzeiht, mein Fräulein, meiner Unhöflichkeit, — aber man sagte mir, mein Sohn —

Adelheid. So eben habe ich ihn noch gesehn —

Wilhelm der herbeieilt. Mein Vater! — mein theurer Vater!

Conrad. O mein einziger Sohn! Mein Wilhelm! Sehn Dich noch diese alten Augen! — Wie männlich bist Du geworden! — Bei meiner armen Seele, Du siehst wie ein Ritter aus. — Ach! wie ruhig werd' ich nun dies alte Leben beschließen, da ich Dich noch wiedergesehn habe.

Karl. Auch er fragt nun nichts mehr nach mir; auch er hat sich mit seiner Freude zusammengefunden und ich stehe nun ganz einsam, ohne Freund und Bruder, ohne Vater und Mutter. — O wahrlich, er geht mit seinem Sohne fort, ohne sich nur nach mir umzusehn, ohne nur an mich zu denken; — o ich könnte wüthend werden, zornig neidisch, daß es so ist und daß ich, ein gänzlich Verworfener, einsam bleiben muß. — Conrad ist mit Wilhelm abgegangen. — Pause. Karl ist in sich verloren und wacht dann auf, betrachtet Adelheid aufmerksam und geht zu ihr. Ihr weint, mein Fräulein?

Adelheid. Mein Herz ist wunderbar bewegt, — ich hörte, was Ihr da sagtet, — und die Freude über die Ankunft meines Bruders, — jetzt alle Erinnerungen, Eure trübe Gestalt. —

Karl. Ihr scheint erschüttert.

Adelheid. Ja, Ritter, die wunderbarsten Empfindungen haben mein Herz getroffen. Ich habe mich nicht in meiner Gewalt, — ich weiß nicht —

Karl. Faßt Euch, mein Fräulein.

Adelheid. Soll ich nicht laut schluchzen und

jammern, wenn ich einen Freund vor mir sehe, der sich freiwillig dem Unglück weiht, indeß ich mich gern so glücklich fühlen möchte?

Karl. Nimmt denn noch eine Seele Theil an meinem Schicksale? — Ist es kein Traum? Kann es diese Wahrheit geben in dieser irdischen Welt?

Adelheid. Seid Ihr an allen Menschen verzweifelt?

Karl. Ach, wehe dem, der ihnen traut, es sind harte Geschöpfe — und Ihr, mein Fräulein, — Gott, was ich oft nur in einsamen Nächten mit einer erhitzten Phantasie dachte, was ich für eine Unmöglichkeit hielt, — sollte jenes glänzende Bild wohl näher rücken können?

Adelheid. Ich sah es wohl, wie Euer Bruder fortging, als er Euch gewahr ward, und Ihr Thränen aus den Augen wischtet. Ich sah es in der Freude, in den Armen meines Heinrichs.

Karl. Verdien' ich diese himmlische Milde?

Adelheid. Ich habe Euch so lange nicht gesehn, ich habe immer viel nach Euch gefragt, und nun tretet Ihr so vor mich, mit diesem Blick, — ach! das Herz wollte mir springen.

Karl. Himmel! welche unsichtbare Musik jauchzt um mich her? — Alle Stauden, alle Bäume grüßen mich mit fröhlichem Geräusch. Das ist die Welt nicht mehr, ich bin nicht mehr Karl von Berneck!

Adelheid. Wie ist Euch? Faßt Euch. —

Karl. Wahnsinnig könnt ich werden und ich bin es vielleicht schon, weil ich den Himmel so oft darum bat, und darum träumt mir auch jetzt, ich sei glücklich.

Adelheid. Karl!

Karl sinkt zu ihren Füßen nieder. Bist Du Adelheid? O gieb mir ein Unterpfand, daß Du es wirklich bist!

Adelheid neigt sich wehmüthig über ihn. Ich bin es, und sei Du auch wieder der Karl, der Du warest. — O wie viel hab' ich um Dich gelitten! Hast Du meiner wohl zuweilen gedacht?

Karl. Dein Bild wandelte immer wie ein ferner Schimmer vor mir auf der öden Haide, der bald verlosch und bald freundlich wiederkam. — O gütiger Gott! kann es noch so weit mit mir kommen? — Manchmal wenn ich nicht schlafen konnte, dacht' ich an Dich, und wie ich Dich gesehn und dann sagte eine Stimme aus dem innersten Herzen heraus: O wenn sie dich lieben könnte! — Und dann war es wieder todt um mich und in mir, weil ich glaubte, Du haßtest mich, so wie die übrige Welt.

Adelheid. Ich liebe Dich, ich habe Dich immer geliebt. — O verachte mich darum nicht, wenn ich nicht spreche so wie es sich ziemt; ich weiß nicht, wo ich bin, ich weiß nicht, was ich sage, die gewöhnlichsten Dinge erscheinen mir heute anders. Ich kann mich nicht regieren.

Karl. Nun, dann wäre ja der schwere Traum vorüber, dann könnt' ich ja dreist nach dem Erbtheil des Lebens fassen, das mir gehört, — dann — o Adelheid! küsse mich, damit ich vor übergroßem Entzücken aufwachen muß, wenn ich ja nur träumen sollte.

Adelheid küßt ihn. Vergiß mich nicht, — liebe mich —

Karl. Ich höre den Chorgesang der beflügelten himmlischen Bewohner, sie haben einen Sünder wieder angenommen.

Adelheid. Willst Du nun heiter seyn?

Karl. Jeder trübe Blick ist jetzt ein Verbrechen.

Heinrich kömmt mit Reinhard zurück.

Heinrich. Nun, Schwester? — Ich habe es nicht unterlassen können, gleich den Garten zu durchwandern, jede Anhöhe zu ersteigen. — Es ist schön, daß Du alles gelassen hast, so wie es war.

Hofmeisterin kömmt. Seid mir tausendmal willkommen, werthgeschätzter Herr Ritter. Verzeiht, daß ich Euch nicht sogleich meinen demüthigen Gruß entgegengebracht habe, aber ich hörte von Eurer glücklichen Zurückkunft, und da eilte ich ein wohlschmeckendes Mahl zu bereiten, um Euch zu erquicken und so genug zu thun. — Ist es Euch nun gefällig in die Burg zu treten? — Es ist alles fertig.

Heinrich. Komm, Adelheid, Karl, Reinhard, — wie leicht ist meinem Herzen, da ich wieder unter Landsleuten, unter Freunden bin.

Karl. Ich folge Euch sogleich. — Die übrigen ab, Adelheid sieht nochmals nach ihm zurück. Kann es eine solche Veränderung geben? Und warum war ich dazu so unvorbereitet? — Selbst diese Menschen, die dazwischen traten, haben den holden Klang in meinem Herzen nicht unterdrückt, der frühste Frühling aus fernsten Kinderjahren ist zurückgekommen, und hat seine glänzendsten und wunderbarsten Geschenke mitgebracht. — Ich wage kaum die Augen aufzuschlagen. — Mein Herz ist rein und geläutert, alle Feindseligkeiten halten sich ruhig, — mein Geist schlägt heute zum erstenmal seine Schwingen auseinander, und ein frohes Erstaunen ergreift ihn über den Glanz der Fittige, über den hellen Aether, dem er sich entgegenträgt. — Wie werd' ich unter ihnen seyn? Wie sprechen können? Nur weinen, auf den Boden möcht' ich knieen, trunken in ihre Augen blicken und so in himmlischer Wonne vergehn. Conrad kömmt. Bist Du froh, Conrad?

Conrad. Ja, Herr, von Herzen. — Und Ihr seht auch so munter aus.

Karl. Ich bin glücklich, selig, das Himmelreich hat sich heute meiner angenommen, die Liebe ist in mein Herz eingekehrt und hat alle ehemaligen schwarzen Bewohner vertrieben. — Sei recht glücklich, Conrad, wir wollen jauchzen, wir wollen trinken — und liebe Du mich auch noch wie sonst.

Conrad. Ich kenne Euch nicht wieder; Ihr seid Euch selbst unähnlich.

Karl. Nun dann bin ich gewiß glücklich. — Komm, lieber Conrad — aber vergieb meiner jugendlichen Freude, die Deinem Alter vielleicht Thorheit scheint, — Adelheid liebt mich.

Conrad. Wie sollt' ich das für Thorheit halten? — War es doch immer mein hauptsächlichstes Gebet, daß Ihr möchtet froh werden! Seht, Gott hat mich nun erhört, und ich bin selbst wieder frisch und jung; welch ein glücklicher Tag!

Karl. Lieber Conrad! — sieh, wie hell die Sonne scheint, wie das Grün der Bäume funkelt, — O, Gott im Himmel meint es doch gut mit seinen Menschen. —

er faßt Conrad in den Arm, beide gehn ab.

Fünfter Akt.

Garten von Orla. Nacht, Mondschein.

Conrad. Wilhelm.

Conrad. Ich kann nicht müde werden, Dir zuzuhören. Alle diese abentheuerlichen Erzählungen von Kämpfen und Gefahren machen, daß ich mir wieder jung vorkomme, daß ich wünsche, ich möchte da und dorten mit dabei gewesen seyn.

Wilhelm. Und Ihr seid indeß immer froh und gesund gewesen?

Conrad. So ziemlich, bald mehr, bald weniger, wie es in diesem Leben geht. Bleibe nur immer so brav und gut, so wird es Gott auch immer gegen Dich seyn. Du hast meinem Alter Freude gebracht und dafür wird der Segen des Himmels nicht ausbleiben.

Wilhelm. Ich werde Eure Lehren nie vergessen, so wie ich sie auch bis jetzt nicht vergessen habe.

Conrad. Recht so, mein Sohn, Du sprichst wie ein wackrer Mann. — Nun, gute Nacht, ich will sehn, wie sich mein Ritter befindet.

Wilhelm. Gute Nacht, Vater. — Es ist mir hier alles noch so neu, daß ich nicht müde werden kann herumzulaufen.

Conrad und Wilhelm von verschiedenen Seiten ab.

Reinhard tritt auf. Ich fühle mich wunderbar beunruhigt. So hab' ich noch nie empfunden. — Was ist es denn, das mir das Herz so zusammenschnürt? — Mußt' ich es aushalten, daß er mir gegenüber saß, mußt' ich die Schmach erleben, daß alle ihre Blicke nur ihn, den Verworfenen, trafen; muß ich mich so gedemüthigt sehn? — Wer kann die Weiber begreifen und verstehn! Sie kennen sich selber nicht, das Widersprechendste zu vereinigen wird ihnen leicht, was jedem Manne vielen Kampf kosten würde, ist ihnen ein Spiel. Was ich in so langer Zeit zu gewinnen trachtete, ist mir nun in einem Augenblicke verloren. — Sie glaubten, ich bemerkt' es nicht, sie hielten mich für blind, — und seine triumphirende Miene — nein, ich bin ein Elender, wenn ich es erdulde. Wilhelm tritt auf. Wer geht dort?

Wilhelm. Wilhelm, Euer Diener. Ich besuche noch alle die Plätze, mit denen ich so bekannt war; daß ich wieder hier bin, in der mir so vertrauten Heimath, hat mich so weich gemacht, daß ich ganz wie ein Kind mich fühle.

Reinhard. Es ist eine schöne Nacht.

Wilhelm. Alles so ruhig, kein Blatt rührt sich, keine Wolke am ganzen Himmel.

Reinhard. Hast Du meinen Bruder nicht gesehn?

Wilhelm. Mich dünkt, er wandelte tiefsinnig in jenem dunkeln Gange, am Ende des Gartens.

Reinhard. Wilhelm, ich halte Dich für einen wackern Mann.

Wilhelm. So möcht' ich mich gern immer beweisen.

Reinhard. Du hast Dich im Auslande brav gehalten.

Wilhelm. Ich that, so viel es mir möglich war, meine Pflicht.

Reinhard. Einen solchen Mann unter seinen Dienern zu haben, würd' ich für ein großes Glück schätzen, ich würde ihn ganz wie meinen Freund halten.

Wilhelm. Es kann Euch nicht an bessern Dienern und an edlern Freunden fehlen.

Reinhard. Und doch, Wilhelm, fehlen sie mir. O Du weißt nicht, wie ich einen Dienst belohne, und doch ist Niemand da, der mir dienen will. — Würdest Du wohl — —

Wilhelm. Sobald es in meinem Vermögen stände, — gewiß!

Reinhard. Ich komme fast in die Versuchung, Dich auf die Probe zu stellen.

Wilhelm. Ihr dürft nur befehlen.

Reinhard. Ich wünschte, Du unterließest diese gewöhnliche Höflichkeit, die man selbst unter den fremdesten Menschen antrifft, — ich wünschte, Du wärest zutraulicher. — Laß uns ernsthaft mit einander reden — Wilhelm, mein Herz ist voller Unruhe, — höre, — o ich wünschte, Du wüßtest es schon, was ich Dir sagen will, anstatt daß ich jetzt einen so weiten Umweg nehmen muß.

Wilhelm. Ich errathe Euch nicht.

Reinhard. Und doch ist es nichts, das sich zu verbergen brauchte; es ist tausend und aber tausendmal gedacht und geschehn. — Wilhelm, ich wollte, wir wären uns nicht so fremd, sondern schon lange mit einander umgegangen. — Ich weiß es, daß uns das aus einem fremden Munde oft auffällt, was uns aus dem bekannten ganz natürlich dünkt. — Doch, ich vertraue Dir, und der Freund sollte nicht um den Freund mit Worten so herumgehn, — ich will Dir ganz deutlich meine Meinung sagen. — Sieh, Wilhelm, meinen Bruder, — ist er nicht unglücklich, — unglücklich, weil er ein Bösewicht ist, — o daß ich selber so von ihm sprechen muß! — Du hast vielleicht das Gerücht schon vornommen, daß er im tückischen Muthe seine Mutter erschlagen hat?

Wilhelm. Ich hab' es nicht glauben wollen.

Reinhard. Es ist wahr, und das Bewußtseyn seines Verbrechens peinigt ihn und jagt ihn umher, darum ist sein Auge irre, darum seine Rede unverständlich und verwickelt. — Soll ein solcher seiner Strafe entgehn? — Und doch ist er ungestraft, weil seine Schuld nicht ganz deutlich und offenbar ist.—Aber welche Aufforderung zur Sünde, wenn ihm die schwärzeste aller Thaten so hingeht! — Ich darf ihn nicht zur Rechenschaft ziehn, ich bin sein Bruder, das brüderliche Blut würde sich in mir empören, so sehr ich ihn auch hasse, und ein Verbrechen kann auch nie das andere wieder gut machen. — Sieh, ich habe Dir nun so viel gesagt, daß ich dreister fortfahren muß. — Willst Du es über Dich nehmen? Willst Du mich und die Welt von ihm erlösen?

Wilhelm. Wie meint Ihr das?

Reinhard. Glaube nicht, daß ich es nur so sage, um Dich anzufrischen, sondern es ist mein völliger Ernst; ich würde es thun, wenn ich nicht sein Bruder wäre. — Soll er leben? Sich und andern zur Last? Sollen neue Bubenstücke aus seiner Bosheit hervor wachsen? — Es ist eine gute, eine edle

That, die den Dank der Welt verdient, ihn hinwegzuräumen.

Wilhelm. Wollt Ihr Euch so eigenmächtig zum Richter der Welt aufwerfen?

Reinhard. Jetzt sucht er obenein das Fräulein Adelheid zu verführen, und bei Gott, was unbegreiflich scheint, es wird ihm gelingen, sie, die ich mir zu meiner Braut auserlesen hatte. — Kannst Du's glauben?

Wilhelm. Und wenn ich es glaube?

Reinhard. Sollen wir's dulden? — Fordre, Wilhelm, so viel Du willst, und sage mir nur, es ist vorüber, ich habe keine Sorge mehr. — Glaube mir, Du kannst nicht zu viel begehren, traue mir. — Nun, Du antwortest nicht?

Wilhelm. Es ist am besten, daß ich Euch nicht antworte.

Reinhard. Sei nicht so verschlossen. Die That ist gut, jedes Herz flucht ihm, und jeder Mund wird Dir danken — Sage schnell, Du willst es thun. Nicht wahr? Ich kann mich auf Dich verlassen? —

Wilhelm. Ihr irrt Euch in mir, Herr Ritter.

Reinhard. Ich will alles für Dich thun, wünsche nur, und Dein Wunsch ist erfüllt. — Du bist stumm, bist einsilbig; erwiederst Du so mein Vertrauen?

Wilhelm. Es ist Nacht, ich will schlafen gehn, und morgen hab' ich unser jetziges Gespräch vergessen, oder ich halte es nur noch für einen Traum.

Reinhard. Nein, nein, höre, gehe so nicht fort, ich habe Dir noch vieles zu sagen. — Ueberlege nur, daß Du ihm selbst eine Wohlthat damit thust; Du kannst es Dir nicht denken, Du kannst es nicht fassen, wie elend er ist: ich könnte Dir, wenn es die Zeit erlaubte, schreckliche Beschreibungen machen, wie ihn sein Wahnsinn ängstigt; bald glaubt er den Geist seiner Mutter zu sehn, bald umringen ihn Gespenster und Ungeheuer; er schläft in keiner Nacht, eine fürchterliche Munterkeit peinigt ihn durch alle Adern; wie ein gebannter Dieb wandelt er umher und kann doch nicht von der Stelle; dann flucht er sich selbst; dann verwünscht er mit entsetzlichen Flüchen die Stunde seiner Geburt, — er hat schon oft Hand an sich selber legen wollen, wenn man ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. — Er haßt sein Leben selbst, Du raubst ihm also nichts, sondern der Tod ist für ihn ein Geschenk. — Was kannst Du dagegen sagen?

Wilhelm. Der Himmel hat die Strafe sich vorbehalten.

Reinhard. Aber die Menschen gebraucht er oft zum Werkzeuge; sein rächender Donner stürzt nicht immer herab, er sendet oft die Zwietracht unter uns, und drum fiel durch Menschenhand schon mancher Bösewicht. — Finden wir nicht selbst in der heiligen Schrift Beispiele, wie er die Rache dem Arm der Menschen oft vertraute?

Wilhelm. Laßt mich, Herr Ritter, setzt mir nicht weiter zu — Ihr werdet mich nie überreden.

Reinhard. Wilhelm, ich hasse Dich auf den Tod, Du bist nicht ehrlich gegen mich. — Du hast mich ausreden lassen ohne mich zu unterbrechen, und nun glaubst Du mich in Deiner Gewalt zu haben.

Wilhelm. Ich denke daran nicht.

Reinhard. Du bist ein lauernder ausgelernter Schurke, einer von denen, die sich einfältig stellen, um desto besser zu betrügen. — Geh nur, geh! Ich habe mich geirrt, und ich bereue jetzt alles, was ich gesagt habe; meine Worte waren an ein unedles Gemüth verschwendet.

Wilhelm. Gute Nacht, Ritter.

Reinhard. Geh, Schelm! ich verabscheue solche Heuchler, — der Nichtswürdige! — Wahrlich, der Trotzkopf geht. — Höre, Wilhelm, guter Wilhelm, bleibe noch; es ist nicht mein Ernst. Besinne Dich und sei mein Freund. Ueberlege alles reiflich. — Er ist wahrlich wie sein Vater!

Wilhelm. Gut, daß Ihr mich daran erinnert, Herr Ritter. — Ich muß fort; die Hitze Eurer Leidenschaft verleitet Euch zu unrechten Gedanken: verzeiht mir, daß ich Euch das sage. — *geht ab.*

Reinhard. Ein Sklave, der sich vorgenommen hat, rechtschaffen zu seyn, und nun ohne Ueberlegung mit dem Kopfe durch die Welt brechen will. — Ich dachte, weil er Blut gesehn, und sich im Getümmel herumgetrieben hat, — der Krieg härtet sonst die Seele und verwandelt selbst die weichsten Gemüther in grausame. — Wie unbesonnen ich war! — Wenn uns die Leidenschaft ergreift, so hören wir immer nur uns selber sprechen und vernehmen kein Wort vom andern. — Warum gelingt es denn andern Menschen, Vertraute ihrer Gedanken zu finden?

er geht ab.

Karl *tritt auf.* Das Wunderbarste gesellt sich zum Wunderbarsten; — sie hat versprochen mich hier zu besuchen, eine Viertelstunde mit mir zu sprechen, weil uns die Gesellschaft der übrigen Menschen band. — Wie hätt' ich so etwas hoffen können? — Es ist Nacht geworden und alles in mir ist ruhig. — Der Schimmer des Mondes funkelt seltsam durch die Zweige herab, alle grünen Gebüsche glänzen, alles ist mit Freude übergossen und wunderbare schöne Ahndungen zittern durch meine Seele. — Wird es immer so seyn? — Es ist als wenn der Mond mit den Sternen zusammenklingt, als wenn Melodieen durch den Flimmerschein wehen. — Es schwärmt jauchzend durch die Wipfel hin, das schönste Leben sinkt golden aus dem offnen Himmel nieder, — dies ist kein irdisch Leben mehr, Vergangenheit und Zukunft sind versunken, und eine selige, überirdische Gegenwart macht mein menschliches Herz erzittern. — *er setzt sich auf die Rasenbank.* Da zieht eine dunkle Wolke vor den Mond und jagt einen schwarzen Schatten über die Gegend; der goldne Schein erlischt, — ich vergesse in der Trunkenheit, daß sie kommen wollte, — Gott, wie werd' ich die Freuden meines Lebens aushalten können! — Mir ist, als ob ich alles vergessen hätte, als ob ich nicht der Karl wäre, von dem mir bisher immer geträumt hatte. — *ein weißer Schimmer durch die Gebüsche, er fährt auf.* Sie kömmt, wie ängstlich mein Herz bebt, — sie kömmt. — *die weiße Gestalt nähert sich, er streckt die Arme aus und eilt ihr entgegen, sie bleibt vor ihm stehn; es ist der Geist seiner Mutter, er erstarrt ein Weile, dann stürzt er zurück. die Gestalt geht vorüber.* — O Mutter, Mutter! Laß mir Ruhe; — Ha! ich hatte vergessen, daß es Nacht geworden sei, daß ihre Zeit gekommen war. — So schneidet es durch meine Freude, durch mein Glück, alle Gräßlichkeiten arbeiten sich wieder durch den Schimmer, der sie abwärts hielt. — Nein es giebt keine Vergebung, es giebt keine Seligkeit, — wie ich mich zerschmettert fühle, durch alle Gebeine

vernichtet. — Sie triumphiren, die Feindseligen, — keine Versöhnung — die Gegend sinkt unter — betäubende Luft, ich danke dir, daß ich wenigstens schlafen kann — Reinold und Ritsart treten auf mich zu, welche wunderbare Versammlung. —

er ist eingeschlafen.

Reinhard kömmt zurück. Ich habe alles überlegt; — und warum könnt ich es nicht selber thun? Er gewinnt im Tode und die Welt gewinnt mit ihm. — Die sorgfältige Feigherzigkeit hält uns immer von Thaten zurück, deren wir uns freuen würden, wenn nur der Augenblick der Ausübung erst vorüber wäre. — Hier liegt er, ich finde keine günstigere Gelegenheit, — dieser Dolch soll mir Luft machen.

Karl träumend. Bruder.

Reinhard. Er nennt mich im Schlafe? er denkt an mich? — Es war ein seltsamer Ton, mit dem er dies Wort aussprach, — diesen Ton hab' ich noch nie von ihm gehört. — Bin ich denn ein Kind geworden? — Wie sanft er schläft. — Man sagte mir, er schliefe keine Nacht, — dies ist vielleicht nach langer Zeit seine erste Erquickung. — So traf ich ihn einst schlafend im tiefen Walde an, als er noch ein Knabe war, und er lag so holdselig und unschuldig da, daß ich es nicht lassen konnte, ihn in meine Arme zu schließen, und ihn mit Thränen und Küssen zu bedecken; er erwachte damals und wir gingen nach Hause und schwuren uns ewige brüderliche Liebe. — Ach Gott! er hat viel zu leiden, wie bekümmert sein Gesicht aussieht, er hat nichts auf dieser Welt. — Wie kömmt der Dolch in meine Hand? — Ach! er ist ja derselbe Karl, der er damals war, sein Vater ist todt, seinen Bruder hatte er schon früher verloren — ich muß ihn wecken — so schlug mein Herz noch nie, — Bruder, Bruder Karl, wache auf!

Karl. Was ist? — Was willst Du? — Ach Gott, Reinhard! — Laß mich, ich habe Dir nichts gethan.

Reinhard. Ermuntre Dich um's Himmelswillen, damit ich Dir nicht unversehens den Dolch in die Brust stoße, — es ist Nacht, die Gedanken der Menschen wechseln wunderlich. — er schließt ihn in seine Arme. O mein Bruder! kannst Du mich noch lieben?

Karl. Wie ist Dir, Reinhard; kennst Du mich? — Mir träumte eben, ich schlief so sanft, ich versöhnte mich mit Dir, und darf ich's glauben? — Du stehst vor mir, — oder ist es nur ein neuer Traum?

Reinhard. Nein, nein, es ist, — o vergieb mir, Karl, es war fürchterlich, — so eben haßt' ich Dich noch von Herzen, — so eben wollt' ich Dich ermorden. — Horch! wie fürchterlich die Bäume noch deswegen um mich rauschen, der Mond entfloh, so wie ich die Hand erhob, — o mein Bruder, jetzt ist mein brüderliches Gefühl zurückgekommen. — Du bist wohl sehr unglücklich, — ich habe Dich schon seit lange verlassen.

Karl. Wie wunderlich seltsam wird mit mir gespielt! — weinend. Wozu all diese Liebe? Sie nützt mir nun nicht mehr. — Es kann nichts mehr gut werden.

Reinhard. Es kann, es soll. — Liebst Du Adelheid?

Karl. Von meiner frühsten Jugend, — ach ja! und sie erklärte mir heut', daß sie mich liebe.

Reinhard. Nimm sie, sie sei Dein, ich trete freiwillig zurück, — aber söhne Dich mit dem Leben wieder aus, an Eurer Freude will ich meine Schmerzen vergessen.

Karl. Warum muß mir alles Wunderbare begegnen?

Reinhard. Ich kann auf mancherlei Art noch glücklich seyn — ich bin über mich selbst belehrt, aber Du bist verloren, darum nimm sie, liebe sie, liebe mich, — laß die Brüdereintracht wieder hergestellt seyn.

Karl. Ihr wollt mich alle wahnsinnig machen. Ich werde mich nicht retten können — so viel Liebe, — o mein Herz möchte brechen — ich ging im Elend zu Grunde und mir war besser, — jetzt zerreißt mich die Freude. — Ach, Bruder! ist es Dein Ernst? Kannst Du mich vor Augen sehn? kannst Du meine Hand mit Herzlichkeit fassen? — Bist Du mir gut?

Reinhard. Sieh diese Thränen. Kannst Du noch zweifeln? — Ja, ich war schlecht, aber nun bin ich besser. Ja, nimm mich wieder an, ach! ich habe ja nur den einen Bruder; als Kind träumte mir oft, ich sähe Dich im Wasser untersinken, und ich mußte dann die ganze lange Nacht hindurch weinen, am Morgen sucht' ich Dich dann desto schneller auf und umarmte Dich um so inbrünstiger, — und jetzt ließ ich Dich der Verzweiflung ohne Rührung, meines Vaters Tod bewegte mich nicht, — alles kömmt nun in einem Augenblicke zurück! —

Karl fällt in seine Arme. Nun, so habe Dank, sei mein, — ich bin Dein bis zum Tode! —

Reinhard. Der Morgen bricht hervor. — Komm hinein, ich will selbst für Dich zu Heinrich sprechen. — Mir ist, als wärest Du von einer langen Reise zurückgekehrt. O daß sich Menschen so verkennen mögen!

Karl. Ich taumle noch; leite meine Schritte, unterstütze mich.

Reinhard. Ich möchte Dich auf meinen Armen hineintragen. — O lieber Bruder! Wir weinen beide: so wollen wir vor Adelheid treten. —

sie gehen ab.

(Saal in der Burg Orla.)

Heinrich, Adelheid, die von verschiedenen Seiten auftreten.

Heinrich. Guten Morgen, Schwester, — bist Du auch schon wach?

Adelheid. Ich habe fast die ganze Nacht nicht schlafen können. Immer, wenn mir etwas Neues und Fröhliches begegnet, kann ich nicht müde werden. — Von hier sieht man die Sonne gar herrlich aufgehn.

Heinrich. Ich erinnere mich noch wohl dieses Fensters und eben darum kam ich herein.

Adelheid. Wie viel hat man sich zu sagen, wenn man sich in so langer Zeit nicht gesehn hat; mir ist in der Nacht noch manches eingefallen, was ich vergessen hatte.

Heinrich. Wir können uns ja nun aussprechen. — Bald, hoff' ich, sollst Du mich als verheiratheten Mann sehn, wenn mich die hiesigen Fräulein nicht ausschlagen wollen.

Adelheid. Wie denkst Du von Karl von Berneck?

Heinrich. Ich habe ein inniges Mitleid mit ihm, er ist gut und achtet sich unter den Menschen selbst für verloren.

Adelheid. Sein Bruder Reinhard liebt ihn nicht.

Heinrich. Die Jugend braust noch zu sehr in ihm, er wird vielleicht ein liebenswürdiger Mann werden.

Adelheid. Ach, lieber Bruder, es ist Unrecht, wenn ich vor Dir Geheimnisse haben sollte: — Karl von Berneck hat mir gesagt, er liebe mich, was sagst Du dazu?

Heinrich. Wichtiger ist, was Du dazu sagst.

Adelheid. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm geantwortet habe, aber ich glaube, es war fast das nämliche, was er mir sagte.

Heinrich. Glück zu! er genes't dann vielleicht von seiner Melankolie, die das Unglück seines Hauses in ihm erzeugt hat.

Reinhard kömmt. Gott grüß' Euch, ich dachte nicht, Euch beide schon munter zu finden.

Heinrich. Der schöne Morgen hat uns geweckt.

Reinhard. Mein Fräulein, ich komme mit einer eigenen Botschaft. Ich habe meine Bewerbung um Euch geendigt, ich bin mit meinem Bruder versöhnt, und ich bitte für ihn um Eure Hand.

Adelheid. Gott! wie viele Freude auf einmal! — O verzeiht mir, Ritter, ich weiß nicht, was ich spreche. — Ihr seid mit ihm versöhnt?

Reinhard. Wie schwer und schmerzlich zu hassen, und wie leicht ist dagegen die Liebe! Welch ein Leben führen wir im Haß? Wir haben keine Sonne, die uns leuchtet, kein Feuer, das uns erwärmt; wir verlieren in einer todten Einsamkeit unseren eigenen Werth.

Adelheid. So hör' ich Euch gern.

Reinhard. In dieser Nacht ist eine wunderbare Veränderung mit mir vorgegangen. Mir fiel es zum erstenmale aufs Herz, wie elend mein Bruder sei, wie von aller Welt losgetrennt, fern von jedem Schimmer des Glücks, wie er nicht einmal sagen könne, daß er einen Bruder habe, — o wir werden innerlich oft anders, ohne daß wir sagen können, wie es geschieht; und so ist es mir ergangen. — O lieber Ritter, widersetzt Euch meiner Bitte, der Bitte meines Bruders nicht: vergeßt seine Fehler, er wird anders werden, er ist gut.

Heinrich. Ich habe nur so lange geschwiegen, weil ich Euch bewundert habe. Ihr seid ein edler Mann, ein zärtlicher Bruder; mich freut es, daß Ihr wieder einverständigt seid, und ich kann gegen diese Verbindung nichts einwenden. Möge sie glücklich seyn auf immer! — Aber wo ist Euer Bruder?

Reinhard. Ich mußte vorangehn, um mit Euch zu sprechen, weil er es nicht wagte, Euch den Antrag zu thun. Ich will ihn jetzt hereinführen. geht ab.

Heinrich. So sind wir ja alle zufrieden und glücklich.

Reinhard. Karl.

Karl. Und es ist Euer Wille? — Ihr verstoßt mich nicht?

Heinrich. Ich begrüße Dich als meinen Schwager; ich freue mich, daß ich Dich so nennen darf.

Karl. O so sind die Menschen doch besser, als ich glaubte! — Aber noch kann ich mich in meinem jetzigen Himmel nicht zurechtfinden, meine Augen sind wie geblendet; vergebt diesem schwachen Herzen, das an Glück noch nicht gewöhnt ist. — O Adelheit! er sinkt vor ihr nieder. Du bist ein Engel vom Himmel, der mir die Versöhnung Gottes ankündigt; — auch meinen lieben Bruder hab' ich wieder gewonnen, alles endigt besser als ich dachte.

Adelheid. Steht auf, steht auf. — leise. Ich konnte nicht in den Garten kommen, ein langes Gespräch mit dem Bruder hielt mich zurück.

Reinhard. Bist Du nun ganz glücklich, Karl?

Karl. Ich hoffe, die Schuld ist nun von mir hinweggenommen, mein Bruder hat es ja auch gesagt; was wollen sie mehr? — er sieht sich furchtsam um. Rührt sich nichts? Hört Ihr nichts die Wände herabschleichen?

Reinhard. Fasse Dich, lieber Karl, falle nicht wieder in Deine alten Phantaseien.

Karl. O Bruder, ich bewache mich sehr. Aber soll der arme Mensch denn nicht wahnsinnig werden, wenn ihn das Wundervollste wie das Gewöhnlichste umgiebt? Ihr alle würdet eben so seyn, wie ich, wenn Euch alles eben so begegnet wäre.

Heinrich. Ich glaube Dir, sieh, Du taumelst.

Adelheid. Karl, kennst Du mich? bist Du froh?

Karl. O, ich bin vom Glanz geblendet, Adelheid. — theures Mädchen, für die ich glücklich seyn möchte, — o wenn es nur jetzt ruhig bleiben wollte, — mein Herz klopft so ängstlich — mein Kopf schwärmt. — er kniet nieder. Ich beschwöre Dich, ich flehe es von Dir, laß es mir jetzt verziehen seyn; sieh das schönste Glück der Erde wird mir angeboten, so halte Dich auch still und abwärts, verzeih endlich Deinem unglücklichen Sohne: sieh diese Thränen und laß es nun genug seyn. — er steht auf. Ich hoffe, es ist nun alles vorüber und ich fasse frischen Muth. Jede Strafe ermüdet endlich; warum sollte diese Rache nicht langsamer werden, und immer um mehrere Schritte hinter mir zurückbleiben, und immer mehr, bis ich sie ganz aus den Augen verloren habe und ich davon wie von einem fernen Traume sprechen kann?

Heinrich. Gieb mir Deine Hand, Adelheid, er legt die Hände in einander. Der Himmel segne Euch.

Reinhard weinend. Seid immer glücklich! der Geist Mathildens steht zwischen ihnen.

Adelheid. Welcher Schauder geht durch mein Gebein! — der Geist geht ab.

Karl schleudert Adelheid weit von sich, die übrigen entsetzen sich. Ha! es ist vorüber—es soll nicht seyn! Und immer ungeheurer wird die Gegenwart, und Mord und Tod kömmt aus der aufgeregten Erde wieder. — Und auch ich will nicht mehr leben. Kommt heran, Ihr Mörder, hier ist mein Herz! — Sei verflucht, Mutter, dreimal verflucht, verflucht sei dieser Sohn, den du geboren hast, hundert, tausendmal verflucht! — Du hast kein Mutterherz, die Verdammniß hat dich zu einem Geiste der Qual umgeschaffen. —

er steht knirschend da, Adelheid und Heinrich entfliehn. Lauter und lauter donnert's! Herauf Verdammniß aus dem tiefsten Abgrund! — Wie Wolken steigen die Flüche empor.

Reinhard. Fasse Dich, Bruder.

Karl. Wer bist Du? Ich kenne Dich nicht! Eine wilde ungeheure Gestalt. — O hört, wie sie heulen im Abgrunde der Finsterniß, im tiefsten, letzten, vor dem jeder Lichtstrahl scheu zurückbebt, dort liegen sie an ew'gen Ketten, die Vatermörder, die Muttermörder; ein hohles Echo wirft aus den tiefen feuchten Schlünden ihre Schuld zurück, sie wünschten sich in das Getöse, in die Feuerfluthen der Verdammniß, um ihren Gedanken zu entkommen.

Reinhard heftig. Bruder! komm zurück, ich beschwöre Dich! —

Karl. Und diese erwarten mich! — Ich will zu Euch, ich will nicht lange zögern, die Stunde ist gekommen.

Reinhard. Bruder, ich bin allein mit Dir und ich fühle, wie mich Dein Wahnsinn mit ergreifen könnte. Um Gottes Barmherzigkeit! halt ein! oder ich fange mit an zu toben, bis wir uns das Gehirn an einander ausgerennt haben.

Karl fällt weinend in seine Arme. Ach Bruder! — Du siehst, wie elend ich bin.

Reinhard. Karl.

Karl. Wie soll es werden?

Reinhard. Welche plötzliche Wuth hat Dich ergriffen?

Karl. Die Mutter stand zwischen uns, als ich kaum Adelheids Hand in der meinigen fühlte.

Reinhard. Du hast sie hinweggejagt, das Entsetzen ergriff alle gewaltig.

Karl. Ach! Ihr seid das nicht gewohnt, — ich dachte wohl, daß es so kommen würde. Es giebt kein Glück, das nicht abblühte und verwelkte, so wie ich es berühre.

Reinhard. Adelheid ward blaß wie eine Leiche, — o lieber Bruder, mein Herz ist zerrissen, alle meine Hoffnung ist dahin.

Karl. Die meinige auch.

Reinhard. Warum hab' ich Dich nicht immer geliebt?

Karl. Liebst Du mich jetzt?

Reinhard. O zweifle nicht länger.

Karl. Recht mit dem Herzen? Mit einer wahren brüderlichen Seele?

Reinhard. O wohl, alle Liebe, die mich Jahre hindurch hätte begleiten sollen, ist auf diesen Augenblick zusammengedrängt.

Karl. So tödte mich. — Warum fährst Du zurück?

Reinhard. Du erinnerst mich bitter an diese Nacht.

Karl. Das will ich nicht. — Bruder! wenn ich Dich so nennen darf, so zieh den Dolch, — Du hast ihn doch bei Dir? — Hier ist er. —

Reinhard. Unmöglich! — Dich ergreift ein neuer Wahnsinn.

Karl. Nein, ich bin jetzt kalt. — Aber was soll ich noch im Leben? Was erwartet mich noch, daß es der Mühe werth wäre, daß diese Tropfen mit Pein durch diese Adern rinnen? Auch die Liebe ist für mich todt, ich soll nicht daran glauben.

Reinhard. Höre auf.

Karl. Meine Verbrechen mag ich nicht dadurch häufen, daß ich mir selbst den Dolch in die Brust stoße; das wirst Du nicht von mir hoffen und wünschen.

Reinhard. Ach nein, Karl! — Aber es kann ja noch alles anders werden.

Karl. O ja, und das wird es auch, unfehlbar wird es das. Mein Wahnsinn wird nun immer älter, er schießt immer giftiger empor. Ich bin dann von jedermann verlassen, ich weiß dann von mir selber nichts und zerstoße mir an der Mauer den Kopf unter Gotteslästerungen. — Dann ist alle Hoffnung der Vergebung entflohn. — Oder Du siehst mich vielleicht auf offnem Markte vor den Augen des Volks langsam auf einem Scheiterhaufen sterben, denn ich habe meine Zunge nicht in meiner Gewalt, ich weiß nicht, was ich thun kann, was ich gewiß thun werde.

Reinhard laut schluchzend. Hör' auf, Du zerreißest mein ganzes Herz.

Karl. Oder Du siehst es, wie ich mich wahnwitzig in schweren Ketten schleudre und mich und den Himmel verfluche. — Willst Du darauf warten? so wird es sich ändern.

Reinhard. Laß mich sterben, Bruder.

Karl. Geh, Du bist ein Nichtswürdiger; so lange hast Du mich meiner Qual überlassen, und nun kömmst Du, um mich mit Deiner Liebe erst ganz elend zu machen. Als Du mich haßtest und den Dolch gegen meine Brust erhobst, da warst Du mir theurer, da warst Du mein Bruder, jetzt kenn' ich Dich nicht mehr, — ich fluche Dir, so wie mir!

Reinhard kniet vor ihm nieder. Bruder! — Ach! wie jedes Wort mein armes Herz zerspaltet.

Karl, der auch niederkniet und ihn so umfaßt. O lieber Reinhard, so erhöre mich. Bei unsern Kinderjahren, bei allen Erinnerungen beschwör' ich Dich. — O wie sanft würde mir von Deiner Hand der Tod seyn! — Nur ein Druck dieses Dolches, — und meine Seele ist frei.

Reinhard. Umfasse mich recht innig, — küsse mich. — Fühlst Du jetzt meine Liebe? mein schlagendes Herz?

Karl. Theurer!

Reinhard. Nun so stirb. — er drückt ihm den Dolch in die Brust.

Heinrich. Adelheid. Conrad.

Adelheid. Wo ist er?

Reinhard. Seht, er blutet. —

Adelheid. O Gott!

Karl. Lebe wohl, Conrad, — Adelheid, lebe wohl! —

Conrad. Himmel! wird nun endlich dies Haus beruhigt seyn?

Reinhard. Lebe wohl, Bruder, — ich gehe in ein Kloster, das Leben hat nun keinen Reiz für mich.

er hält Karl fest in seinen Armen, die übrigen bilden eine trauernde Gruppe über ihnen. — Der Vorhang fällt.

Das Ungeheuer

und

der verzauberte Wald.

Ein musikalisches Mährchen in vier Aufzügen.

1798.

Anstatt einer Vorrede.

—

— Ich schickte Ihnen hier, werther Freund, einen Versuch, über welchen ich Ihr Urtheil erwarte. Damit Sie aber in den Stand gesetzt werden, zu wissen, was er mir und andern hat bedeuten sollen, so will ich Ihnen nur mit wenigen Worten meine Absicht mit diesem sogenannten musikalischen Mährchen flüchtig hinwerfen.

Wir sind oft über unsre komischen Opern oder Operetten im Streit gewesen, und Sie haben immer behauptet, daß diese Wesen dem gereinigten Geschmacke durchaus zuwider sind, daß sie nur eine ungeheure Mißgeburt, die ungestaltete große Oper wären, und daß sie darum nicht existiren dürften. Sie werden sich noch erinnern, wie oft ich die phantastischen Kinder der Laune und der Albernheit, besonders alle diejenigen, die mit Zauberei und Geistern angefüllt waren, in Schutz nahm, denn es schien mir hart, die Musik aus ihrem rechten und eigenthümlichen Gebiet vertreiben zu wollen. Sie behaupteten, daß es der Imagination leicht und natürlich sei, sich alles singend vorzustellen, daß aber die unterbrechende Prosa alle Einheit zerstören müssen: ich erwiederte damals und erwiedere noch, daß ich keinen Grund sehe warum aus den Opern die Prosa mehr als der Gesang ausgeschlossen seyn solle, und daß diese Unnatürlichkeit für mich keine mehr ist, der ich nicht recht begreifen kann, was ich natürlich nennen soll, sobald von Musik die Rede ist.

Im Anfang quälte man sich, jeden Gesang in der Oper natürlich zu erklären, und eine schickliche Gelegenheit herbei zu führen, die ihn wohl veranlassen könnte; weil die Entschuldigungen und Motive ohngefähr immer dieselben seyn müßten, so gab man bald diese Bemühung auf, man übersetzte darauf Lustspiele und andre Dramen in Singspiele, so daß wir intriguante, komische, und rührende erhielten; endlich kamen die wunderbaren Stücke zum Vorschein, in denen weder auf Motive noch Wahrscheinlichkeit, auf Zusammenhang oder Menschenverstand gesehen wurde, und die ein allgemeines Ergötzen hervorbrachten, obgleich fast jedermann mitten in der Lust den guten Geschmack bedauerte, der nun gar mit Stumpf und Stiel ausgerottet würde.

Wenn Sie diese auf der einen, und den Gozzi auf der andern Seite im Gesicht behalten, so werden Sie vielleicht finden, daß ich zwischen beiden den Mittelweg gesucht und eine praktische Darstellung meiner Theorie über die komische Oper habe hervorbringen wollen. Ich erinnere Sie nur noch an die musikalischen Aufsätze in den Phantasien über die Kunst, besonders an den über Symphonien, und Sie werden nicht läugnen können, daß ich es dem Componisten habe erleichtern wollen, auf diesem Wege zu gehn.

Der schneidende Widerspuch des Gesanges und der Rede sollte hier aufgehoben werden und wieder musikalisch dem Ganzen dienen: eine dämmernde

Traumwelt von lustigen und phantastischen Gestalten, in Begebenheiten, die sich von selbst auseinander wickeln. Sie werden nun einsehen, warum ich keine schärferen Charaktere und keine andern Leidenschaften wählte, indem sonst kein Schauspiel entstehen konnte, das sich unaufhörlich selber widerspricht, ohne sich zu vernichten. So wie Samieli nicht singt, so glaubt er auch nicht an den Inhalt des Stücks, und der König ist aus demselben Grunde als redende Person dazwischen gesetzt. Doch, ich will Ihnen nicht selbst meine Absichten und Feinheiten zergliedern, aber sehr erwünscht sollte es mir seyn, wenn irgend ein Musiker fände, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, die innersten Wunder seiner Kunst auszusprechen und alle seine Töne und Melodien in einem seltsam = bunten magischen Kreis herum zu führen, und so seine Kunst nur durch die Kunst selbst zu erklären.

Da ich alles nur allgemein halten wollte und nirgends weder an Komödie noch Tragödie streifen, so mußten auch die Charaktere eines wunderlichen komischen Königes und seiner nur allgemeiner gehaltenen Minister entstehn, als Masken, die an den Gozzi erinnern, und die von selbst komisch wurden, wie alles posſierlich erscheint, was wir unabgesondert in seiner Gattung darstellen wollen, weshalb die Dichter alle Handwerker immer lächerlich gezeichnet haben, wie der Arzt und der Bauer und der Soldat von selbst lustige Personen werden, wie die alten Italiäner, Deutsche, Franzosen und Engländer so oft gezeigt haben. Nur feinere Gesinnungen, zartere Verhältnisse führen erst Rührung, Adel, und das Edlere durch poetische oder rührende Motive herbei: dann verschwindet aber das Grelle und Phantastische, das ich hier suchte. Doch könnte dieses Phantastische es wohl bewirken, daß unser Theater, auf welchem Troz aller Anarchie und anscheinenden Freiheit doch große Illiberalität herrscht, dieses Mährchen keiner Aufnahme würdigte.

Hamburg, im Sommer 1800.

Personen.

Der König.	Ein kleiner Greis.
Aldrovan, der Prinz.	Olallin, eine kolossale Figur.
Climene, die Königin.	Das Ungeheuer.
Samieli, Sebastiano, } Minister.	Allina, Fee.
	Doris.
Rondino, Trappola, } Bediente.	Propheten und Prophetenschüler.
Camilla, Kammermädchen.	Gespenster und Larven.
Oriana, eine Alte.	Geister.
Angelica.	

Erster Akt.

Erste Scene.

Garten mit Springbrunnen, Statuen und andern Verzierungen.

Um einen runden Tisch sitzen Camilla, Rondino, Trappola und andere Diener und Mädchen; mit Endigung der Symphonie fällt ihr Chor ein:

Giebt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Keiner wird ihn je beneiden
Bei dem süßen Becherklang.

Trappola.

Nur eins will ich erbitten,
Die schönste Zier nicht zu vergessen! — —
Wohl dem Mann, dem in der Irre
Seines trüben Wandels hier
Glänzt der Stern, der im Gewirre
Leitet sicher für und für.

Nun merkt ihr Herren was ich meine! — —
Schöne Gabe du von oben,
Die mit Engeln uns verband,
Immer will ich dich nur loben
Gut der Güter — dich Verstand!

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden
Beim Verstand und Rundgesang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Weisheit wird ihn nie beneiden,
Hört sie dich nur, Becherklang.

Rondino.

Außer Wein nicht andre Wonne
Als der dunkelgrüne Wald,
Den beim Schein der Morgensonne
Muntres Jagdgeschrei durchschallt.

Hunde bellen durch die Schatten,
Und es folgt der Jäger Troß,
Durch die Büsche, über Matten,
Munter wiehert, springt das Roß.

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden
Neben Wein und Waldhornklang?
Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Nie wird ihn ein Weidmann neiden,
Dem das Tagewerk gelang.

Camilla.

Der Verstand hoch soll er leben!
Freudenreich ist Jäger-Lust,
Nach dem Heldenruhme streben
Sei Begeistrung kühner Brust.
Aber alles muß verschwinden,
Wenn die Lieb' uns hold begrüßt,
Wenn die Herzen sich entzünden,
Und die rothe Lippe küßt.

Chor.

Giebt die Welt noch andre Freuden,
Außer Kuß und Rundgesang?

Mag der Held am Ruhm sich weiden,
Liebe wird ihn nie beneiden,
Tönt ihr Lied und Becherklang.

Trappola. Das sind nämlich, die meinigen ausgenommen, nur sogenannte poetische Ideen, die ein vernünftiger Mensch wohl singen, aber niemals sprechen darf.

Rondino. Ihr haltet euch immer für den Klügsten, Freund Trappola, und doch findet sich's oft, daß es in Eurem Kopf —

Trappola. Was findet sich in meinem Kopf? Nichts! das behaupt' ich, und darauf will ich sterben! — Mäßigkeit! Weisheit! — seht, das ist meine Loosung, und auch mitten im Trunk will ich — wenn Ihr mich recht versteht —

Camilla. Er lallt, er weiß nicht, was er sagt.

Trappola. Danks Gott, Camilla, daß wir verliebt in einander sind, sonst sollte Dir dieser Spott theuer zu stehn kommen; aber freilich, ein Liebhaber drückt schon die Augen zu.

Rondino. Vollends wenn sie ihm zufallen.

Trappola. Nicht weiter gespottet und geschäkert — es wäre lieber Zeit zu einem andern Liede. — Aber lieben Freunde, wenn Ihr mich liebt und meine Freunde seid, so singt ein philosophisches Lied, ein Lied, das etwas mehr sagen will, — so eins von denen, die — nun, begreift Ihr's?

Camilla. So was von Cypressenhain, Vollmondsschein —

Trappola. Einerlei was, nur daß man dabei zu grübeln findet. Versteht ihr mich?

Rondino. Ei was! Nichts über ein Lied mit Trarah, oder Hop hop tik tak.

Trarah durch den Wald
Das Horn erschallt!
Hop hop! alsbald
Der Reiter zu Pferd
Durch den Wind so kalt.
Ach leider so kalt!
Doch eigner Heerd
Ist Goldes werth.

Chor.

Doch eigner Heerd
Ist Goldes werth!

Der Minister Sebastiano tritt ein.

Sebastiano. Was muß ich erleben? — das ganze Reich ist in Noth, der König in Thränen, Staatsrath und Ministerium auf den Knien, ich selbst außer dem allgemeinen Elende ein kranker, schwacher Mann, und hier wird gesungen und jubilirt. Gleich seid still, und schafft mir die bacchantischen Trinkgeschirre aus den Augen.

Trappola. Herr Minister, Excellenz — es war nur, daß eine erlaubte Gemüths-Ergötzung —

Sebastiano. Kein Wort weiter!

Trappola. In den allgemeinen Drangsalen —

Sebastiano. Schweig!

Trappola. Und doch mit Verstand getrieben — da fragen Sie nur die Umstehenden.

Sebastiano. Ich will nichts wissen! — Ist es nicht entsetzlich? das Reich leidet von einem Ungeheuer, das unsere Felder verdirbt und verzehrt, Menschen und Vieh erwürgt, die Reisenden, selbst die fremden Gesandten nicht ausgenommen, plündert und beschädigt, — in dem verzauberten Haine verlieren täglich die besten Köpfe des Königreichs ihren Verstand — der Kronprinz ist in ein Milchmädchen verliebt — ich, der ich bisher das Staatsruder noch gegen Wind und Wellen regiert habe, bin schwach und werde mich bald von allen Geschäften zurückziehen müssen — und Ihr sitzt hier, lärmt und schreit und entblödet Euch nicht, Euch der unsinnigen Trunkenheit zu eigen zu geben.

Trappola. Ich für meine Person habe immer gesucht, meinen vollständigen Verstand zu conserviren.

Sebastiano. Und ihr wißt doch, wie sehr ich ein Feind alles Singens und aller musikalischen Exercitien bin. Das Singen, versteht mich, ist eine unerlaubte Schwelgerei mit Zunge und Sprache; der Vogel singt, weil ihm die vernünftige Rede mangelt, weil er sich der ordentlichen Worte nicht bedienen kann, — wo wird gesungen? in keinem Trauer-, in keinem Lustspiele, weil diese Dinge auf Vernunft Prätension machen — aber in den sogenannten Opern, weil dort der Menschenverstand augenscheinlich mangelt. Darum schämt euch nicht allein, sondern ich verbiete es euch auch gradezu. — Und daß ich nichts von Glockenspielen oder Zauberzittern und Flöten an diesem Hofe vernehme, bei Strafe, aus dem Lande verwiesen zu werden.

Bei hoher Strafe wird geboten,
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man ertappet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt:
So hat das Reich durch mich erkannt.

Trappola. Und singt da die herrlichste Arie.

Sebastiano.

Was sollen diese Trillerkünste,
Durch die man sonst den Mond beschwur?
Sie sind ein Nichts und leere Dünste
Und immer gegen die Natur. —
Spricht Leidenschaft in Paukenschlägen?
Der Schmerz in Flötenmelodie?
Empfindung geht auf andern Wegen;
Was sagt dazu Philosophie? —
Bei hoher Strafe wird geboten,
So hier als auch im ganzen Land,
Wen man erwischet über Noten,
Der wird im Augenblick verbannt,
So hat das Reich durch mich erkannt!

die übrigen bis auf Trappola sind abgegangen.

Sebastiano. Es ist nur darum, daß die Sitten verbessert werden müssen, denn wenn man nicht in Zeiten dazu thut, so fällt am Ende die ganze Menschheit übern Haufen.

Trappola. Die Unterthanen haben alle eine rechte Furcht vor Euer Excellenz.

Sebastiano. Das muß seyn, dazu sind sie Unterthanen, und wenn ich nicht noch im Reiche nach den Rechten sähe, so ginge alles bunt über Eck. Mich soll doch wundern, wenn ich todt seyn werde wie sich dann alles regieren wird.

Trappola. Sie sterben noch nicht so bald, gnädiger Herr!

Sebastiano. Mann kann nicht wissen, die Anstrengung des Kopfs, die Sorge für den Staat, reizbare Nerven, natürliche Schwachheit — o mein Freund, das sind Dinge, die mir bald den Garaus machen können. Und dann, o du armes Vaterland! dann bist du verloren.

Trappola. Der gnädige Herr blühen aber wie eine Rose.

Sebastiano. Nur Schein, Trappola, nichts als Schein, ich muß das besser wissen. Der Doktor hat noch gestern den Kopf über mich geschüttelt! Er hat den Kopf geschüttelt, sag' ich dir, was kann man von einem Doktor mehr verlangen? — Es steht gewiß gefährlicher mit mir, als wir uns beide einbilden können.

Trappola. Das Ungeheuer ist für diesen Staat doch eine große Landplage.

Sebastiano. Ja, das liegt mir nun auch auf dem Herzen. Dieser Staat war ein so niedlicher Staat, als nur einer seyn kann, so sauber eingerichtet, daß einem das Herz im Leibe lachte, die Geschäfte gingen ihren Gang, kein Mensch wußte, wie die gehörige Anzahl armer Sünder immer in den Gefängnissen — alles in der vortrefflichsten Ordnung — und nun, wie? woher? steht in den benachbarten Gebirgen ein fürchterliches Ungeheuer auf, das das Land verwüstet, Menschen erwürgt, die Poststraße unsicher macht, Briefe erbricht und unterschlägt, in Summa, alles hier in Verwirrung, Unordnung und Wildheit verkehrt. Und welche Mittel soll man dagegen brauchen? Ja wenn ich nicht so krank und schwach wäre, so ließe sich vielleicht noch auf Rettung denken; aber so, fürcht' ich, ist das ganze Land ohne Barmherzigkeit verloren. Das grausame Ding da draußen wird sich der Hauptstadt immer näher fressen, und dann Adieu Herrlichkeit, Gelehrsamkeit, Magistrat und Ministerium.

Trappola. Man erfährt nicht genau, wie viele gute Bürger und Unterthanen es in diesem Monat verzehrt hat.

Sebastiano. Man wird am Ende noch das ganze Gebirge, in dem es sich aufhält, in die Luft sprengen müssen.

Trappola. Freilich; aber was machen wir mit dem verzauberten Hain, in dem die wunderbaren Stimmen wohnen, in welchem Sang und Klang zu Hause ist? — Ich fürchte, dort wird Ihr strenges Gebot, das Singen betreffend, nichts helfen.

Sebastiano. Da seht ihr Gesindel, wie sehr ich Recht habe, daß kein vernünftiges Wesen singt und klingt. Da ist nun wieder eine andere Hauptsorge. Sollte sich ein vernünftiger Mensch dergleichen tolles Zeug auch nur einbilden können? Fast um die nämliche Zeit, in der das Ungeheuer entstand, zeigte sich eine andere seltsame Erscheinung. Ein benachbarter Wald, der allerhand Göttern durcheinander gewidmet ist, wird mit einemmale verzaubert. Kein Mensch darf ihm zu nahe kommen, alle Phantasterei und Tollheit ist dort einheimisch, wer sich ihm nähert, wird von süßen Gesängen wie mit Gewalt hineingezogen, er weiß nicht, wie ihm geschieht, der Verstand entweicht und der komplette Wahnsinn befällt einen solchen Unglücklichen.

Trappola. Und noch kein einziger ist wieder zurückgekommen. Die naturforschende Gesellschaft vermuthet, daß sie dort alle in Affen oder dergleichen Kreaturen verwandelt werden.

Sebastiano. Es mag wohl seyn, und so sind nun schon viele junge Leute verloren gegangen, die dem Staate wohl bessere Dienste hätten leisten können. Der Satan muß es auf unser Land recht eigentlich abgesehn haben, daß diese zwei Dinge von beiden Seiten alles mögliche dazu beitragen, Handel und Wandel, Flor und Bildung der Unterthanen zu unterbrechen. Und dabei meine Schwächlichkeit! — und Ihr Bösewichter setzt Euch dahin, laßt Euch beim Weine wohl seyn, singt und brüllt, und kümmert Euch den Henker darum, ob die Väter des Landes graue Haare kriegen oder nicht.

Der Minister Samieli mit Gefolge. Mein Herr, der Staatsrath will sich versammeln, man hat Sie schon in allen Winkeln und Ecken, in der ganzen Stadt, gesucht, aber Sie sind immer nirgend zu finden: da stehn Sie nun und plaudern mit dem ersten Besten, der Ihnen in den Wurf kömmt, aber es ist jetzt nicht Zeit zu dergleichen. Kommen Sie.

geht mit den übrigen.

Sebastiano. Komm, Trappola, man muß ihn schon reden lassen; siehst, das ist Politik.

sie gehn.

Der Prinz Aldrovan kömmt. Sei mir gegrüßt, du holde Einsamkeit! Hier kann ich ungestört mit meinem Gram in Gesellschaft seyn. Aus allen Blumen duften mir die süßen Schmerzen entgegen, die meinen Geist gefangen halten. Sie kömmt vielleicht, sie sucht mich wohl, wie ich sie anzutreffen wünsche. — O Hoheit! wie schwer liegst Du auf meinen Schultern und auf meinem Herzen, daß ich dich nicht, als eine lästige Bürde, abschütteln darf! Wie gern wollt' ich alle meine Hoffnungen gegen eine ruhige Schäferhütte austauschen, mein Reich gegen einen Rasenplatz und einen schattigen Wald! — O! holdselige Angelica! — wie es mich in ihrer Nähe mit aller Sehnsucht der Liebe umfängt, alle Töne in den Blättern der Bäume, das Rieseln dieser Springbrunnen, alles ist mir Botschaft von ihr, alles bringt mir Kunde von ihrer süßen Liebe.

Töne einer Zitter aus dem Gartenhause.

O lieber Klang! —
Wie alle Sinne nach ihr hingezogen werden.
Ja dieser Garten ist für mich der Hain,
In dem der allgewalt'ge Zauber wohnt.
Auch diese Töne reißen meine Sinne
Unwiderstehlich nach;
Der Wahnsinn rauscht um mich mit Flügeln
Und deckt mir Aug' und Ohr,
Daß ich nur sie in weiter Welt vernehme.

Ein Lied, von innen gesungen, mit der Zitter begleitet.

O! süß' Verlangen,
Nun bin ich dein;
Ich soll gefangen,
Verschlossen seyn.
Das holde Sehnen,
Hält bei mir Wacht,
Und weckt die Thränen,
So Tag als Nacht.
Giebst Du mich nimmer.
Der Banden frei,
Daß ich im Schimmer
Zufrieden sei?
Doch laß mich wohnen
In Ketten hier,
Ich finde Kronen,
Ach, nur bei Dir.

Aldrovan einfallend.

Laß mich den Armen

Gefangnen ein,
Bei Dir erwarmen,
In Freiheit seyn!

Angelica tritt heraus.
Mich ruft der süße Ton der Liebe;
Wie lang' hab' ich Dich nicht gesehn.

Albrovan.
Der Himmel war mir immer trübe,
Ich komme gleich zurück zu gehn.

Angelica.
Du kömmst und willst so eilig scheiden,
Was hab' ich, Trauter, Dir gethan?

Albrovan.
Du weißt, ich soll Dich strenge meiden!
Ach einsam, rauh ist meine Bahn!

Beide.
O Götter! die ihr Liebe schirmet,
O, sendet eure Hülfe nieder!

Angelica.
Ja, Freund, wenn Wolken ausgestürmet,
So scheint die lichte Sonne wieder.

Albrovan.
Ach nirgends kann ich Sonnen finden,
Mein Auge sucht, doch nur vergebens.

Angelica.
O holde Freude meines Lebens,
Dir darf nicht jede Hoffnung schwinden!
Lieb' ich Dich nicht wie sonst?
Bist Du mir nicht in Liebe zugethan?
Was kümmern uns die andern Menschen?

Beide.
O holder Liebe Schein!
Gänzlich dein eigen seyn:
Mit Herz und Leben dein!

Albrovan.
Ich muß zurück, denn kaum
Entschlich ich meinen Wächtern.

Angelica.
Lebe wohl, gedenke mein.

Beide.
O holder Liebe Schein!
Mit Herz und Leben dein!
beide von verschiedenen Seiten ab.

Zweite Scene.

Pallast, der versammelte Rath.

Der König, Climene die Königin, Sebastiano, Samieli, Rathsherren, Gefolge.

König. Unser Sohn ist noch nicht zugegen — ich vermisse ihn ungern — Wo bleibt er?

Climene. Er wird gewiß sogleich erscheinen.

König. Der ganze Rath muß auf ihn warten — ich sehe dergleichen Unordnungen sehr ungern. — Nun sind wir hier versammlet und müssen noch immer seinetwegen mit Rathschlagen inne halten.

Climene. Er ist vielleicht auf der Jagd.

Sebastiano. Nein, Ihro königliche Majestät, — mich dünkt, er ist nur noch einmal durch den Garten spazieret.

König. Dergleichen soll nicht seyn, ich habe es schon wiederholentlich verboten!

Climene. Mein theurer Gemahl, Du erzürnst Dich.

König. Ich will mich erzürnen und damit ist's aus! — Du bist meine gute geliebte Königin, er ist nicht Dein Sohn, er liegt Dir nicht so am Herzen, — aber mir —

Climene. Glaubst Du, daß ich ihn darum weniger liebe?

König. Sieh, aufrichtig zu reden, ich glaube nichts. — Aber er mißbraucht meine Güte und Deine Fürbitten, er ist ein Mensch, der sich unter seinem Stande verliebt hat, und das ist unschicklich. Ist es nicht sonderbar? Seit ich mit Dir vermählt bin, ist meinem Reiche nichts als Unglück zugestoßen. Die Götter sind neidisch über mein großes Glück. Mein erstgeborner Sohn hat sich seitdem verloren, Niemand weiß, wohin; mein zweiter Sohn verliebt sich in die Tochter einer alten Gärtnerwittwe; ein Ungeheuer verwüstet die Gränze, und ein verzauberter Wald macht die Leute unsinnig. Du, meine schöne Gemahlin, bist mein einziger Trost bei diesen Stürmen des Schicksals. Der Prinz Albrovan tritt ein. Da ist er — Nun kann das Gericht seinen Anfang nehmen. — Wo bist Du gewesen, mein Sohn? — Fangt nur immer an Euch zu bedenken, laßt Euch nicht stören, ich will Euch schon zu rechter Zeit in die Rede fallen. — Nun so sprich, Albrovan, wo läufst Du denn immer herum? Schickt sich dergleichen für einen Kronprinzen? Was werden die Leute dazu sagen?

Albrovan. Ich dachte nicht, mein gnädigster Vater, daß Ihr unter Euern weisen Räthen mich vermissen würdet.

König. Ach was weise Räthe! — Du bist mein Sohn, Du sollst mir immer zur Seite bleiben! Es ist genug, daß ich den einen Sohn verloren habe, Dich will ich bewahren, wie die Augen im Kopfe. — Sieh à propos Augen — da gehn sie mir grade über, indem ich nur an Deinen Bruder denke.

Albrovan. Mein Vater —

Climene. Mein königlicher Gemahl —

König. Nun seid nur ruhig, es hat nichts weiter auf sich, man muß auch zur Abwechselung einmal weinen, denn dazu sind ja die Thränen. — Nun wieder auf die Deliberation zu kommen — wie weit seid Ihr denn damit, ihr Herren?

Samieli. Wir warten nur auf Eure Gegenwart, auf Eure Aufmerksamkeit, mein König. — Es sind Gesandten draußen, die eingelassen seyn wollen.

König. So laßt sie schnell hereintreten.

Milon und Curio treten ein, knieend: Wir sind Eure getreusten Unterthanen.

König. Steht auf Leute, ich weiß, daß ich dazu da bin Euch anzuhören. — Es ist, wie ich schon oft gesagt habe, grade wie mit dem Essen beschaffen. — Stille, geduldet Euch nur einen Augenblick, es wird mir sogleich wieder beifallen, es ist ein alter Spruch, den ich schon manch liebesmal wiederholt habe. — Ja — wie man nicht lebt um zu essen, sondern ißt um zu leben — bedenkt meine Kinder, das ist ein sehr schöner Gedanke — grade so fügt sich's auch, daß ich, der König, nicht regiere, — ich wollte sagen, daß Ihr meine Unterthanen — recht! so ist's recht; — Ihr meine Unterthanen, nicht darum als Unterthanen da seid, weil ich Euer König bin, — sondern vielmehr umgekehrt, — nun paßt auf die überraschende Wendung! — ich bin nur König, weil Ihr da seid, Euretwegen, weil Ihr meine Un-

terthanen seid — Ha ha ha! nun, hab' ich's nicht sauber getroffen? Was sagt Ihr dazu? Nicht wahr, diese übermenschliche Humanität in mir hättet Ihr nicht vermuthet. Nun sprecht, denn ich denke, Ihr sollt dadurch, als meine lieben Freunde, ein gutes Zutrauen zu mir bekommen haben. — He, mein Sohn? Sieh, so muß man regieren! o lern es früh, dergleichen kannst Du in meinem Alter gebrauchen. — Nun, meine lieben Leute?

Milon. Mein König, wir kommen von der Grenze Eures Landes, von dem Gebirge.

König. Aha! nordöstlich — ja ja, ich kenne das Ding schon. Es liegt so etwas hoch, nicht wahr? Nicht grade so ganz — nun ich bin vor langen Zeiten einmal da gewesen.

Milon. Das Ungeheuer, der Drache —

König. Recht, ganz Recht, der wohnt itzt da —

Milon. Ja, Ihro Majestät, und es ist jetzt mit der Bestie durchaus nicht mehr auszuhalten.

König. Wie so?

Milon. Er frißt alles weg, was ihm nur vor den Schnabel kömmt, wir können in diesem Jahre unsre Zinsen oder Attribute, wie man's nennt, durchaus nicht bezahlen, und darum sind wir im Namen der ganzen Gemeinde abgeschickt.

König. Nun seht da die Ruthe des Himmels! wo Rath? wo Hülfe hernehmen? *er weint.*

Samieli. Mein König, das scheint mir alles nur eine Windbeutelei zu seyn. — Wer von Euch hat denn den Drachen, wie Ihr ihn nennt, gesehn?

Milon. Ach keiner von uns, gestrenger Herr Minister, wir nehmen uns gar sehr in Acht.

Samieli. Woher wollt Ihr denn aber wissen, daß das Ding dort lebt?

Milon. Einer sagts immer dem andern, und die Heerden fehlen doch, die Reisenden werden angefallen, kurz, es kann doch Niemand läugnen.

Samieli. Aber was soll denn nun die Regierung zu Eurem Besten thun?

Milon. Sie soll, mit Ihrer gütigen Erlaubniß den Drachen ordentlich wegfangen, ihm eine Falle stellen, wie dem Maulwurf oder den Ratzen.

Climene. O mein theurer Gemahl, tröstet Euch, erhaltet Euch mir zu Liebe, wenn Ihr es nicht zum Besten des Landes und Eurer Unterthanen thun wollt.

König. Ihr Abgeordneten, tretet ab! *Milon und Curio gehn ab.* Ja, was ist nun zu thun? Alle Tage neues Unglück, neue Klagen!

Sebastiano. Das Rindfleisch wird am Ende nicht mehr mit Gelde zu bezahlen seyn, wenn dem Ungethüm in seinem Wüthen nicht Einhalt geschieht!

Ein Bedienter kömmt. Ein junges schönes Mädchen ist draußen, sie weint und schluchzt, sie wünscht die Ehre zu haben, Ihro Majestät nur auf einen Augenblick zu sprechen.

König. Was wird denn das wieder seyn? — Laßt se herein kommen. *Bedienter ab.*

Doris *kömmt und kniet nieder.* O! hört mich, mein allerhuldreichster Monarch, um Eurer wohlbekannten Milde willen, hört mich an!

König. Rede.

Doris. Und Ihr, meine Königin, Ihr Muster aller Frauen, Ihr Preis unsers Zeitalters, o! vereinigt Eure Bitten mit den meinigen. — So erfahrt denn, daß mich schon seit einem Jahre Alceste unaussprechlich liebte, ich erwiederte seine Zärtlichkeit — und ach! — übermorgen sollten wir unsre Hochzeit feiern.

Aldrovan. Uebermorgen?

Doris. Welch Glück war dem meinigen zu vergleichen! Gestern sprachen wir zufälliger Weise über den verzauberten Hain, der auch Eurer Majestät bekannt seyn wird, wir geriethen in einen kleinen Streit, und er kam auf die unglückselige Neugier, den verwünschten Wald zu besuchen, er behauptete, daß ihn keine Gewalt bezaubern und von mir abwendig machen solle, er ging hinein, und ach! — *heftig weinend.* — er ist nicht zurückgekommen.

Aldrovan. O mein Vater, ihr Räthe des Reichs, sollen wir es dulden, daß die armen Einwohner dieses unglücklichen Landes noch länger durch Feen und Ungeheuer beunruhigt werden? Nein, zu unsrer eignen Ehre müssen wir ihnen Hülfe leisten, die benachbarten Nationen werden sonst unsrer spotten, wenn hier Unterthanen beraubt, dort verzaubert, hier erwürgt und verzehrt, dort verwandelt werden.

König *in Eifer.* Ungerathner Sohn! was verlangst du denn, daß ich thun soll? — Geh, Mädchen, tritt ab, — ihr alle macht mir den Kopf beinah allzuwarm, — entferne Dich, Mädchen, wir haben jetzt etwas zu sprechen, das Du nicht hören sollst. — Ich sage noch einmal, was soll ich denn dabei thun, daß Du Dich unterstehst, so in Eifer zu gerathen? — Ins Henkers Namen geh! Du siehst ja wohl, daß ich allein seyn will! *Doris ab.* — Nun so rede einmal! Soll ich nach dem Walde hinaus? und ihr etwa ihren Liebhaber herausfangen? Und wenn ich ihn erwische, so ist noch immer die Frage, ob ich ihn wieder aus einem Affen zurück in einen Liebhaber verwandeln kann. Am Ende könnte ich über die saubre Geschichte selber verwandelt werden, und so käme zum Argen noch das Aergste. — Nein, jeder ist sich selbst der Nächste.

Samieli. Mein König, Ihr erhitzt Euch vergeblich, und werdet über diesen Wirrwarr noch kindisch werden.

König. Ja! ich möchte lieber gleich in den Wald hinausrennen, um nur in größter Behendigkeit wahnsinnig zu werden.

Samieli. Der Liebhaber dieses Mädchens war ohne Zweifel schon vorher unklug, denn sonst wäre er gar nicht darauf gefallen, in den berüchtigten Wald zu gehn.

König. Ist auch wahr, das hätte ich nur gleich bedenken sollen.

Sebastiano. Es sind bedenkliche Zeiten! — Ein Wunderzeichen nach dem andern — was es für ein Ende nehmen wird!

Samieli. Lauter dummes Zeug, lauter Unvernunft! Ungeheuer, verzauberte Haine! hab' ich in meinem Leben so was gehört? Sollte man sich's vorstellen, daß gesetzte, erwachsene Leute auf solche Kinderpossen etwas geben würden? Man sollte denken, man wäre mit dem Zeitalter fortgeschritten, — aber nein, alles kehrt sich wieder um, wir fallen in den alten Aberglauben zurück, und die Früchte der Aufklärung fangen schon an schimmlicht zu werden. Selbst Minister lassen sich den Kopf davon einnehmen, und hundert Gulden will ich gegen zwei

wetten, daß das Ungeheuer, über das wir heulen und schreien, der verzauberte Wald und all die Ungereimtheiten, nirgend anders, als in unserer Imagination existiren, und es heißt daher wohl mit Recht, wenn man kein Unglück hat, so macht man sich welches.

König. Ihr habt nicht so ganz Unrecht, Minister.

Sebastiano. Aber die Leute sagen doch —

Samieli. Ja die Leute sind grade die rechten dazu, um etwas zu sagen.

Ein Bedienter kömmt. Ihro Majestät, es ist ein wunderbarer seltsamer Mann an den Hof gekommen, der sich durch mich anmelden läßt, er sagt, er sei ein Prophet und bittet dringend vorgelassen zu werden.

Samieli. Wieder was neues! Ich trage darauf an, daß man ihn gar nicht hereintreten läßt.

Bedienter. Er behauptet, er wisse ein Mittel, dieses Reich von allen Unglücksfällen zu säubern.

König. Da ist es denn doch wohl meine Schuldigkeit, ihn anzuhören.

Bedienter ab, kömmt mit dem Propheten zurück.

Samieli. Wer seid Ihr?

Prophet. Durch die Gnade der Götter und mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ein Prophet!

Samieli. Nein, es ist nicht mehr auszuhalten! Mein gnädigster König, Ihr werdet erlauben, mich wegzubegeben, denn diese Tollheiten wollen sich in meinem Kopfe nicht zusammen reimen. Man kann es ja mit Händen greifen, daß es nur Possenspiele sind. Ich sehe, daß meine Reden unnütz sind, aber niemals sollen die Geschichtschreiber der künftigen Jahrhunderte erzählen können, daß ich bei dieser Sitzung zugegen gewesen. Adieu! geht ab.

Sebastiano. Desto besser — nun können wir ja diesen Propheten recht gemächlich anhören.

König. Er ist ungestüm, der redliche Mann.

Sebastiano. Etwas grob mit Ihrer Erlaubniß.

König. Also rede, mein Prophet.

Prophet.

Ja Prophet von Gottes Gnaden
Bin gesegelt übers Meer.
Großer König, nicht zu schaden,
Dir zu nutzen kam ich her.

Ich weiß von Zauberein,
Kann in den Händen sehn,
Was soll und muß geschehn,
Von allem groß und klein.

In Sternen kann ich lesen,
Ich höre Sphären singen,
Was künftig, was gewesen,
Und jedes muß gelingen.

Wenn Zeitungsschreiber lügen,
Sei's auch in Mohrenland
Wohin die Flotten fliegen
Und ob die Feinde siegen,
Ist mir sogleich bekannt.

König. So wißt ihr also auch ein Mittel für unsere Umstände? der verzauberte Hain, das Ungeheuer — Ihr habt wohl davon gehört?

Prophet Jedes Kind in Ihrem Reiche spricht davon. Es wird daher kein besseres Mittel seyn, als irgend einen gescheidten Mann nach den Weissagungsfelsen zu schicken.

König. Was sind die?

Prophet. Eine wüste furchtbare Gegend, hinter dem langen Wald, die von großen Felsen eingeschlossen ist und die nur selten ein menschlicher Fuß betritt. Dort, in den Felsen eingeschlossen, wohnen viele weise Männer, denen Zukunft wie Vergangenheit und alle Mittel gegen Unglücksfälle bekannt sind.

König. Ihr sagtet ja, daß Ihr Euch selber mit Prophezeien beschäftigt.

Prophet. Doch dringt mein Blick nicht so tief, um hier zu rathen.

König. Und wie findet man diese weisen Männer?

Prophet. Der Gesandte, wenn er in jene Gegend gelangt, darf nur diesen Zettel laut ablesen, so öffnen sich nach und nach die Felsen, die weisen Männer sitzen drinne, man trägt ihnen das Gesuch vor und sie beantworten die Fragen.

König. Ihr, mein Minister Sebastiano, sollt den Auftrag haben, diese Männer aufzusuchen, und Euch von ihnen rathen zu lassen.

Sebastiano. Mein König, die Schwäche meines Alters, meine Krankheit wird mich zu einer solchen Reise untüchtig machen. Man sollte unmaßgeblich lieber den muntern, starken, gesunden Herrn Samieli dort hinschicken.

Climene. Sie wissen ja, daß er sich niemals dazu bereden ließe, weil er alle diese Dinge nicht glaubt. Sie gehn dorthin, meine und des Königs Bitte werden Sie bewegen.

König. Ja mein Getreuer — also ist hiemit nun die Sitzung unserer Rathsversammlung aufgehoben. Wir danken Euch, Herr Prophet, für Eure Mühwaltung, die Ihr zu unserm Besten übernommen habt. — Komm, meine theuerste Gemahlin.

sie gehn ab.

Sebastiano. Wieder eine neue Last! Aber der Königin darf man nicht viel widersprechen. — Ein elendes miserables Leben, in den Geschäften grau zu werden. geht ab.

Dritte Scene.

Gartenplatz, Nacht.

Oriana, eine Alte mit einer Krücke. Angelica schläft, die Mitternacht ist da: mich wundert, daß sich die Königin noch nicht auf dem abgeredeten Platz einfindet. Die Sterne verbergen sich. Feenschwärme ziehen auf schwarzen Wolken durch die Luft; jetzt ist die Zeit bequem zur Zauberei. O Elsino! wie demüthigst du mich, daß ich diese schmälige Gestalt tragen muß, daß ich unter allen Beschwerden des Alters und der Sterblichkeit leide? Aber meine Rache soll dich dennoch verfolgen, niemals sollst du deine Tochter wiedersehn, der mächtige Olallin wird mich auch ferner beschirmen. — Sie kömmt nicht, — ich gehe, um alle Thüren des Gartens zu verschließen, damit uns kein Ueberlästiger in unserm Werke störe. sie geht.

Die Königin Climene kömmt. Ich schau-

dre, durch die einsame Nacht zu gehn, das Geräusch der Blätter erschreckt mich, die wohlbekannten Gänge erscheinen mir fremd und furchtbar. — Sie ist nicht hier. — Hat sie den Platz, hat sie die Zeit vergessen? Was will ich hier?

Oriana zurück. Nun sind wir sicher.

Sie geht und holt einige bunte Lampen, die sie in die Bäume hängt.

Climene. Soll das Werk beginnen?

Oriana. Sogleich.

Climene. Ist die Zeit günstig?

Oriana. In dieser Stunde. Dann rückt die Morgenröthe herauf, und mit den ersten Strahlen, die über dem Horizont sichtbar werden, entfliehn alle Nachtgeister: wer sie dann auf ihrem Fluge beschwört und sie durch Zauber-Gesänge herunterzwingt, steht in Gefahr von ihnen verletzt oder getödtet zu werden.

Climene. Woher hast Du diese Kenntnisse?

Oriana. Ich bin nicht, was ich Dir scheine, die arme Witwe eines Gärtners, auch ist meine Tochter nicht meine Tochter. — Die Zeit wird auf ihrer Wanderschaft alles ans Licht bringen.

Climene. Warum vertraust Du mir nicht?

Oriana. Stille deine Begier, mehr zu erfahren; vielleicht entwickelt sich in wenigen Tagen alles.

Climene. Wir waren schon oft an diesem Orte, schon manches Werk ward hier ausgeführt, aber noch nie war mir so bange.

Oriana. Störe die Handlung durch keine unglückliche Ahndungen, sie muß gelingen.

Climene. Der Sohn des Königs, er muß vertilgt werden?

Oriana. Es ist mein Wunsch wie der Deinige.

Climene. Aber wo ist er, der Erstgeborne, geblieben? darfst Du mir's nicht entdecken?

Oriana. Die Zeit wird alles verkündigen.

Climene. Aldrovan muß fallen, auch wenn unser Werk mislingt, ich habe schon mit Sebastiano Abrede genommen.

Oriana. Erhalte Dir nur die Liebe des Königs.

Climene. Er ist ganz in meiner Gewalt, mit jedem Tag wird sein Gemüth schwächer, er hat mir seit den zwei Jahren, daß wir mit einander vermählt sind, noch kein unfreundliches Wort gesagt.

Oriana.

Jetzt ist die Stunde da —
Die Geister sind uns nah —
Um Mitternacht
Da halten unsre Bundsgenossen Wacht.

Climene. Stille! — mich dünkt, ich höre jemand. —

Oriana. Stör' mich nicht, Niemand kann zu uns kommen. —

Seid ihr auf den Wolkenzügen?
Schwebt ihr dort in Dunstgestalt?
Ja ich seh die Geister fliegen,
Nieder zieht sie unsre Spruchgewalt!

Climene. Soll ich auf dem verborgnen Altar das Rauchwerk anzünden?

Oriana. Thu es und sprich kein Wort dabei. —

Bist du, Olallin, in der Nähe?
Hörst du wohl mein innig Flehn?
So komm, daß uns dein Fittig wehe,
Laß mich dein furchtbar Antlitz sehn!

Der Altar brennt, Rauchwolken entzünden sich.

Der Dampf mischt sich mit Himmelsdunst,
Und bringt mit magischer Gewalt
In ihre magische Wesenheit,
Das macht die hohe geheime Kunst,
Die Kunst, so wie die Sündfluth alt.
Die Stunde rückt, nun ist die Zeit.

heftig hin und her gehend

Singe das bekannte Lied!

Climene auf den Knieen.

Höre! höre!
Ich beschwöre
Bei den Sternen,
Himmelsfernen,
Erdenklüften,
Meeresschlüften,
Hört die Lieder;
Senkt euch nieder,
Aus den Bäumen,
Sternen-Räumen,
Aus den Gründen
Mich zu finden!
Neige dich, neige
Meiner Gewalt!
Zeige dich! zeige
Dich, Geistes-Gestalt!

Pause.

Oriana.

Still. —
Ruft es nicht aus den Bergen her?
Säuselt's nicht wogend übers Meer?
Stille!

Climene.

Neige dich, neige
Meiner Gewalt,
Zeig' dich, o zeige
Dich, Geistes-Gestalt! — Pause.

Oriana.

Stille! —
Rauscht es nicht von weiten?
Hörst du sie schreiten? —
Singt dir kein Kobold nach?
Wird denn kein Echo wach? — —

heftig.

Lauter, laut, mit heftigerm Schrei,
Ziehe sie, zwinge sie, stürm sie herbei!

Climene.

O ihr schnellen
Furcht-Gesellen,
Geist-Gestalten,
Die da walten,
Wo kein Blick sie erreicht,
Wo alles Leben weicht: —
Hört mich in unterirdischen Wegen,
Drängt euch ihr höllischen Schaaren entgegen!
Hört mich! hört mein Geschrei!
Macht mich des Grimmes frei! — Pause.

Oriana.

Stille! —
Zittert die Erde nicht?
Wankt nicht der Lampen Licht? —
Hörst du die bleichen
Gesellen nicht schleichen?

mit dem heftigsten Ausdruck.

Laut und lauter schrei die Lieder!
Zwing sie mit Entsetzen nieder,
Laß in grausen Ungewittern
Im tiefsten Grund das Geisterreich erzittern.

Climene.

Reißt Euch durch Felsenspalten
Nächtliche Grimmgestalten!
Wandelt, erstarrt mein Blut,
Erschüttert den frevelnden Muth!
Nimm schwarzes Höllen-Chor
Die gräßlichste Larve vor!
Aber zeigt! zeigt! zeigt euch!
O neigt! neigt! neigt euch.

Oriana.

— Still!
Die Felsen klingen,
Die Geister bringen
Uns stillen Gruß.

Echo leise Stimmen weit ab.

Wir neigen, wir neigen,
Doch zeigen, uns zeigen
Ist uns nicht vergönnt.

Oriana und Climene auf den Knieen.

Olallin, großer König, zwinge,
Daß uns dein Werk, dein Werk gelinge;
Zwinge,
Und bringe
Sie alle herbei!!

Eine tiefe Stimme.

Ich zwinge sie —
Ja!
Aber bringe sie
Heute nicht nah.

Oriana und Climene.

Wehe! Wehe!
Verloren!
Wehe! Wehe!
Verloren!

Echo und Stimme zugleich.

Ich zwinge sie	Wir neigen, wir neigen,
Ja!	Doch zeigen, uns zeigen
Aber bringe sie	Ist uns nicht vergönnt.
Heute nicht nah.	

Die Töne verhallen, wie in der Ferne Altar und Lampen verlöschen. Morgenroth.

Oriana.

Auf! unsere Arbeit war vergebens. Der furchtbare Elfenfürst hat sich uns abgewandt. — Hinweg! der Morgen bricht an!

Climene.

Hinweg! hinweg! Beide schnell von verschiedenen Seiten ab. Man hört ganz in der Ferne einen Marsch von Waldhörnern.

Angelica tritt auf. Es ist noch früh, die ersten Strahlen spielen herauf und küssen das fliehende Gewölk. — Ich höre seine Jagdhörner. — Ein tiefer Schlaf hielt in dieser Nacht meine Sinne gefesselt und nun bin ich ermatteter als zuvor. — Ich muß zurück; ich darf ihn nicht begrüßen. — O Schmerz der hoffnungslosen Liebe! — Er jagt — o du gute Göttin Diana schütze ihn, den Liebling meines Herzens; sieht er doch deinem Endymion so ähnlich, um den Du noch immer klagst, denn jede Morgenröthe findet deine Thränen noch am grünen Grase.

sie geht.

Der Marsch näher, ein Chor von Jägern tritt auf, Rondino unter ihnen, Aldrovan an ihrer Spitze.

Chor.

Es dampfen die Büsche
Mit lieblicher Frische,
Der Morgen so schön
Auf, Jagdkameraden!
Ihr werdet geladen
Durch Hörnergetön!

Aldrovan.

Die Rosse sie stampfen,
Sie schnauben und dampfen
Vor feurigem Muth.
Besteigt sie in Eile
Und röthet die Pfeile
Mit spritzendem Blut.

Chor.

Es dampfen die Büsche
Mit lieblicher Frische,
Der Morgen so schön!
Auf, Jagdkameraden!
Ihr werdet geladen
Durch Hörnergetön! Mit einem Marsche ab.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Waldplatz — ein Marsch aus der Ferne.

Die Jäger zurück, Aldrovan unter ihnen und Rondino.

Chor.

Wir kehren nach Haus,
Mit Beute beladen,
Wir flogen Wald aus,
Im Thau zu baden;
Wir kehren nach Haus,
Mit Beute beladen: —
Es sprach im Zorn,
Das Jägerhorn
Tarrah! Tarrah!
Es bellten die Hunde, —
Nachhallt' es im Grunde,
Bau! bau!
Es tönt in die Runde
Tarrah! bau! bau!
Bau bau! Tarrah!
Gewieher der Rosse,
Getön der Geschosse,
Der Vogelsang
Ding bang!
Tarrah! Bau bau! ding bang!
Wir kehren mit Klang
Mit Beute beladen,
Frohlockend nach Haus.

alle ab, bis auf Rondino.

Rondino. Ich will Camillen hier erwarten.

Camilla kömmt mit einem Sonnenschirm. Sieh mein Bester, wie viel ich Deinetwegen thue.

Rondino, ihr die Hand küssend. Ich erkenne es, wie ich soll. — Aber wie bist Du dem eifersüchtigen Trappola entgangen?

Camilla. O der hat jetzt lauter Staatsgeschäfte im Kopfe, er ist seit gestern der erklärte Liebling des Ministers Sebastiano und soll mit ihm die Reise nach den Weissagungsfelsen unternehmen.

Rondino. O Camilla! welche Zeit der Unruhen ist dies!

Camilla. Ja wohl, kein Mensch ist seines Lebens sicher.

Trappola kömmt geschlichen und versteckt sich hinter die Gebüsche.

Rondino. Liebst Du mich denn, mein holdes, süßes Mädchen? — Nein, mein Kind, bedecke Dein erröthendes Gesicht nicht mit diesem neidischen Sonnenschirme, laß mich diese hellen Augen betrachten, diese Hände, diese Lippen küssen.
Nimm den Schwur der treusten Seele,
Quäle
Länger nicht des Freundes Herz.
Wähle,
Daß sich lindre dieser Schmerz.

Camilla.

O mein Freund, ich muß durch Schweigen
Zeigen,
Daß mich Leichtsinn nicht bethört,
Eigen
Hat Erfahrung mich belehrt.

Trappola bei Seite.

Ei du tugendhaft Gemüthe!
Wüthe,
Schmerz mit tobend wilder Gluth!
Hüte
Dich, sonst fließt des Feindes Blut.

Rondino.

Traute Liebe
Uns erhält.
Ach was bliebe
In der Welt,
Wenn sie wiche?
Freud' erbliche,
Alles todt.

Camilla.

Traute Liebe
Uns vereint;
Ach was bliebe
Ohne Liebe?
Sie nur scheint
In dem Glanze,
Lebt im Tanze,
Alles eint
Ihr Gebot.

Trappola.

Traute Liebe
Rein ein Geck,
Wer da bliebe,
Großer Schreck,
Wenn ich erscheine,
Thränen weine!
hervorkommend. Hinweg! hinweg!

Camilla.

O mein Freund, wo kamst Du her?

Trappola.

Wüthend, wie das wilde Meer.

Rondino.

Zorn thut allen Wesen Schaden.

Trappola.

Ja in Blut will ich mich baden,
In dem Blut der Ungetreuen,
Und sie soll mit Fluch beladen,
Mich als ihren Henker scheuen;
Klopft nicht an die Thür der Gnaden,
Denn ich werde nie verzeihen.

Beide.

Mein Bester, so im Grimme?
O! höre unsre Stimme.

Trappola.

Ich bin taub und stumm, ich höre
Nur den Ruf der Ritterehre.

Beide.

O laß Dich erweichen,
Wir nehmen die Hand,
Als freundliches Zeichen,
Du läßt dich erweichen,
Das ist ja bekannt.

Trappola.

Nein, nichs da von Hand!
Ihr werdet erbleichen,
Mich niemals erweichen,
Es zürnt mein Verstand.
wirft den Handschuh hin.
Da liegt er als Zeichen,
Bald liegt ihr als Leichen
Auf blutigem Sand.
er geht wüthend ab.

Beide ihm folgend.

Er giebt uns vermessen
Das grausame Pfand,
Es läßt sich ermessen,
Ihm fehlt der Verstand.
folgen ihm lachend.

Der König, von einem Mohren begleitet, der ihn mit einem kostbaren Sonnenschirm bedeckt. Der Minister Samieli.

König. Und ihr meint also — ach! ach! Es ist eine große Hitze, — Ihr meint also — wie sind wir denn dazu gekommen, bei dieser heißen Witterung spazieren zu gehn? — Ihr meint also —

Samieli. Ja gnädigster Herr, ich bin sogar fest überzeugt, daß es keine Gespenster, Zauberer und dergleichen giftiges Unkraut gebe — alles sind nur Phantome einer kindischen und in Furcht gesetzten Imagination.

König. Aber mein Bester, sie müssen doch auch seyn.

Samieli. Nein, mit Verlaub, Ihro Majestät, man muß sie durchaus nicht dulden, auch wenn sie es sich in der That herausnehmen sollten zu existiren.

König. Nun wie Ihr wollt, — verdammt heiß! Sagt, Minister, wovon sind jetzt die Tage so heiß?

Samieli. Das bringt der Kalender einmal so mit sich. Die Astronomie.

König. Da müssen aber alle darunter leiden, — ach! ach! —Also, wieder auf den Aberglauben zu kommen, Ihr rathet zu strengen Maßregeln?

Samieli. Nicht anders. Seht die ganze Welt umher an, wie lieblich und reizend aufgeklärt,

allenthalben sind Geister und Zauberer abgeschafft, allenthalben spricht und schreibt man noch immer dagegen und der Unglaube an diese Mährchen ist so stark geworden, daß man sogar auf diese Aufklärer nicht mehr Achtung giebt; — und Euer blühendes, mit geistreichen Köpfen und einsichtsvollen Leuten angefülltes Land soll immer noch ein Ball in den Händen der Dummheit bleiben? Nein, mein König, das müsse niemalen von Eurem vortrefflichen Königreiche gesagt werden, daß es hinter seinen Nachbaren zurück bleibe. So wie es ein nothwendiges politisches Gleichgewicht giebt, so müßte auch billig ein Gleichgewicht in den Einsichten und Kenntnissen eingeführt werden.

König. So aber fällt unsre Schale gewaltig nieder? Nicht wahr?

Samieli. Allerdings!

König. Nun das soll nicht seyn, nein, Ihr habt Recht, das Gleichgewicht soll hergestellt werden! Nun sollt Ihr einmal Wunder erleben, was das Land für Fortschritte machen wird. Binnen kurzem sollen mir alle diese Ungeheuer, verzauberte Haine, Propheten und Weissagungsfelsen über die Gränze tanzen.

Samieli. Mein König, alle diese Dinge existiren ja gar nicht.

König. Noch besser! Nu seht einmal, wie kommode wir es dann haben.

Samieli. Wenn ich seither von diesen Albernheiten so viel habe schwatzen hören, so kam es mir immer vor, als wenn sich ein Dichter aus Muthwillen dergleichen Erfindungen erlaubt hätte, um ein Theater-Stück mit Zauberei, wilden Bestien und dergleichen zu componiren.

König. Recht, macht ein Stück daraus, mein Lieber, um sie alle zu beschämen.

Samieli. Bewahre mich der Himmel, daß ich muthwillig oder gar witzig seyn sollte.

König. Warum nicht?

Samieli. Geziemt sich nur für Narren, mein König, und zeigt auch gewöhnlich ein schlechtes Herz an.

König. Ja, wenn das ist, so laßt es.

Die Königin mit Gefolge, Sebastiano.

Chor von Mädchen.

Zieht ihr warmen Sommerlüfte
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt, spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste
Grüßen sie mit Lobgesang.

Sebastiano. Alles ist wahr, meine verehrungswürdige Königin, was die Leute da gesangsweise vorgetragen haben.

König. Meine theure Gemahlin, wir haben hier eben Rath gehalten — aber Du setzest Dich der Hitze zu sehr aus — rath einmal, worüber wir Rath gehalten haben.

Königin. Doch wohl über irgend einen wichtigen Gegenstand.

König. Richtig. Wir haben nämlich beschlossen und uns vorgenommen, daß es keine Hexerei geben soll.

Königin. Wie?

König. Alles ist nämlich nur Fabel. Unser Land soll auch vorwärts kommen.

Königin. Aber es leidet ja grade jetzt am meisten.

König. Nun Samieli! das ist auch wahr, das Land leidet jetzt am meisten von dem Ungeheuer und dem verzauberten Walde, und ihr wollt mir einreden, daß beide gar nicht lebten. Was sagt Ihr denn dazu?

Samieli. Mein König —

Climene.

Willst Du guten Rath verachten?
Rührt Dich nicht die große Noth
Soll Dein armes Land verschmachten,
Jedem drohn der wilde Tod? —
Nein es wohnt in Dir Erbarmen,
Dich bewegt der Klageschrei,
Gütigst denkst Du aller Armen,
Rufst die Hülfe schnell herbei.

Der König hat sich indessen niedergesetzt und ist eingeschlafen.

König aufwachend. Hört Leute, meine Gemahlin hat immer Recht, wenn man die Sache genau untersucht. — Also es bleibt dabei, Sebastiano, Ihr müßt heute noch reisen.

König mit Gefolge ab.

Climene. Ihr, Sebastiano, wißt meine Aufträge; vergeßt sie nicht, so lieb Euch meine Gunst und Euer Leben ist.

Sebastiano. Eure Befehle leben immer in meinem Gedächtnisse.

Königin mit Gefolge ab, indem das Chor singt:

Zieht ihr warmen Sommerlüfte
Durch die Blumenfelder hin,
Stehlt dem Frühling seine Düfte,
Bringt sie unsrer Königin.
Wo sie wandelt spielen Weste,
Folgen ihrem hohen Gang,
Vöglein freuen sich im Neste,
Grüßen sie mit Lobgesang.

Sebastiano, Samieli bleiben.

Samieli. Sebastiano, ich kenne Euch, alle diese Anstalten rühren von Euch her, Ihr seid selbst ohne Vernunft und wollt darum auch alle übrigen Menschen in ihrer Vernunft stören. — Aber ich gedenke es Euch! —

Sebastiano. Was habe ich denn nun wieder gethan?

Samieli. Den Aberglauben habt Ihr befördert, die Fortschritte des Jahrhunderts haltet Ihr auf, — Ihr seid ein Bösewicht!

Sebastiano. Ein Bösewicht?

Samieli. Ja, das will ich Euch ins Angesicht hinein beweisen. — Da liegt mein Handschuh, hebt ihn auf, wenn Ihr Muth dazu in Euch fühlt.

Sebastiano ihn aufhebend. Mein Freund, die Duelle sind verboten.

Samieli. Ihr habt das Zeichen angenommen, und nichts kann Euch nun mehr entschuldigen. Wir werden uns zu treffen wissen. ab.

Sebastiano. Es wird immer besser. Nun werde ich mich noch gar dafür todt schlagen lassen, daß es Ungeheuer und Feen giebt. — Meine Sorgen vermehren sich mit jedem Tage. — geht ab.

———

Zweite Scene.

Gebirgsgegend.

Ein Fremder mit einer Tasche, der auf den Bergen umherkriecht. Wie wunderbar und unerschöpflich ist die Fülle der Natur! — Hier ergötzt sich mein wißbegieriges Gemüth an der Mannichfaltigkeit der Kräuter und Gewächse, die alle aus dem mütterlichen Schooße der Erde entspringen.

Milon und Curio kommen.

Milon. Da sind wir nun ganz nahe an unserer Heimath, wenn wir nun erst vor diesem verfluchten Berge vorbei wären.

Curio. Flucht nicht, Gevatter, haltet den Berg und das allerliebste Ungeheuer in Ehren; wer wird so gottlos seyn! Leben und leben lassen, die Welt ist groß genug, es muß auch Ungeheuer geben.

Milon. Wie kömmst Du denn mit einemmale zu dieser Frömmigkeit? Du hast ja den ganzen Weg über das Ding da oben verwünscht.

Curio. Ich? o Gevatter, Lügen! Ich und verwünschen! Den Herrn Nachbar da oben? daß mir dergleichen nur einmal in den Sinn gekommen wäre! Sieh, da kriecht er herum und frißt.

Milon. Narr! das ist ja nur ein Mensch wie wir. — Was treibt Ihr denn da, Landsmann?

Fremder. Ich botanisire.

Milon. Was ist das?

Fremder. Ich suche allerhand Kräuter und Gewächse zusammen und bringe sie nachher in gehörige Ordnung.

Milon. Wißt Ihr wohl, daß dergleichen hier herum ein bischen gefährlich ist? Da oben wohnt ein fürchterliches Ungeheuer; habt Ihr nichts davon gehört?

Fremder. Ich bekümmere mich nicht um Politica, sondern lebe nur allein meiner Wissenschaft.

Milon. Da habt Ihr Recht, politisch ist es genug, denn es frißt alles auf, was ihm in die Klauen kömmt.

Fremder. So ist er kein Freund der Wissenschaften?

Milon. O ja, Freunds genug, indem er Euch mit sammt Eurer Wissenschaft auffrißt.

Fremder. Ich will nur noch einige von diesen Blumen mitnehmen, und mich dann auf den Rückweg machen.

Das Ungeheuer zeigt sich in einer furchtbaren Gestalt oben; die aber doch an die menschliche gränzen muß; es ist mit einer Keule bewaffnet.

Ungeheuer.

Der verhaßte Tag ist mir wieder erschienen!
O Schicksal! wann, wann endet deine Qual?
Muß ich ohne Wechsel
Diese Pein, diese grimme Pein im Busen dulden?
Der Morgen kommt, ich hoffe jedesmal,
Und ohne Hoffnung sinkt der Abend nieder,
Weckt mich das Morgenroth zu neuem Schmerz. —
Und wilder, geängsteter noch
Soll der Lauf meines Schicksals werden,
So hat es die dunkle Sage verkündigt!
In der Befreiung die schrecklichste Qual,
In der Erlösung die furchtbarste Hölle.

Curio zitternd. Nun da haben wir's! — Da steht Ihro Excellenz.

Fremder. Ist er das?

Milon. Allerdings, nun gute Nacht Leben! er verzehrt uns alle drei.

Curio. Ich habe ihm nichts zu Leide gethan, ich liebe und schätze ihn hoch, wie meinen leiblichen Bruder.

Ungeheuer.

Wieder ergreift mich
Der rasende Sinn
Wüthig, er schleift mich,
Durch Berge dahin.
Ohne Besinnen,
Bin ich gehetzt,
Und muß beginnen
Was mich entsetzt.
Ich kann mich nicht halten,
Ich stürze Berg nieder,
Die wilden Gewalten
Beherrschen mich wieder.

Er rennt wüthend den Berg hinunter.

Alle knieend. Gnade!

Ungeheuer. Wie kommt Ihr hierher?

Fremder. Die Wissenschaft der Botanik, wenn Ihnen dergleichen bekannt ist, hat mich hieher gelockt.

Milon. Wir sind Abgesandte — respectiren Sie doch um Gotteswillen das Völkerrecht.

Curio. Sind Denenselben auch ferner in treuster Liebe zugethan.

Fremder. Will Ihnen meinen ersten schwachen Versuch dediciren, wenn sie mich nur für Heute mit Dero gütigen Appetit verschonen wollen.

Ungeheuer.

Geht! entflieht!
Doch keiner wage wieder,
Den Berg hier zu betreten. —

Alle. Ganz gewiß nicht, Ihro Durchlaucht. — Wir empfehlen uns zu künftigen Gnaden. —

Alle eilig ab.

Ungeheuer. Ich will in meine Höhle zurückkehren, mich vor dem Tage verbergen und allen Schmerzen mein Herz eröffnen. geht ab.

Dritte Scene.

Garten.

Angelica allein. Ich begreife mich und meine Mutter nicht, noch nie war sie so hart und grausam gegen mich, und mein Kopf ist mit so wunderbaren Gedanken angefüllt, daß mir jeder Baum, jede Blume dieses Gartens fremd und unbegreiflich erscheinen, daß ich mich selbst nicht kenne, daß ich oft frage, wer sind sie die Bilder, die vor meinen Augen so ungewiß und ohne Bestand schweben? Ach, oft erfaßt es mich wie ein Grausen, daß ich ihn, meinen Aldrovan, nicht kenne, und er und seine Liebe nur wie ein Mährchen in meiner Seele aufsteigt.

Ach! wer seid ihr fremden Wesen,
Die mit Grimm mein Herz zerschneiden?
Laßt mich wieder neu genesen,
Nehmt, o nehmt zurück die Leiden!
Wenn ich meine Zitter spiele,
Kenn' ich ihre Töne nicht,
Innre Angst und Schreckgefühle

Dunkeln mir der Sonne Licht.
Und die Liebe scheint dazwischen,
Wie wenn sie mich nicht mehr kennt,
Wie bei Nacht in grünen Büschen
Räthselhaftes Mondlicht brennt.

Oriana tritt auf.

Geh zurück in deine Hütte,
Wandle nicht so frech herum.

Angelica.

Mutter, sprecht, warum, ich bitte,
Zürnt Ihr so, sagt mir, warum?

Oriana.

Bald, zu bald wirst Du erfahren,
Was nicht zu verschweigen ist. beide ab.

Der König, die Königin, Sebastiano, Samieli, Camilla, Trappola mit einem großen Mantelsacke auf dem Rücken, Aldrovan, Roncino, Gefolge.

König. Alles ist zur Reise zubereitet, viel Glück auf den Weg, Sebastiano.

Sebastiano. Wenn ich Euer Wohlwollen mit mir nehme, so ist meine Reise glücklich und ich lasse Krankheit und Schwachheit hier zurück.

Ich empfehl' mich Eurer Gnade,
Betet für mein gutes Glück.

Trappola.

Ach, es wäre wahrlich schade,
Käm' ich ohne Kopf zurück.

Königin.

Reiset fort bei guter Stunde,
Bringt uns Freude mit zurück.

Trappola zu Camilla.

Wie? Du stehst mit stummen Munde,
Gönnst mir Armen keinen Blick.

Camilla.

Reise nur zur guten Stunde,
Komm als treuer Knecht zurück.

Trappola.

Ja ich komme glücklich wieder,
Dir, Rondino, nur zum Schreck.

Rondino.

In der Wüste sinkst du nieder,
Findest todt niemals den Weg.

Aldrovan.

Reiset, Freunde, ohne Weile,
Daß wir wieder athmen frei.

Sebastiano.

Prinz, wir sind in großer Eile,
Doch, daß sie verständig sei.

Trappola.

Denn man sagt, daß große Eile
Ohne Weile schädlich sei.

Camilla.

Daß das Unglück bald sich wende,
Müßt ihr ohne Zagen seyn.

Sebastiano.

Ist man todt, so hat's ein Ende,
Man muß sich dem Staate weihn.

Rondino zu Trappola.

Bist Du todt, so hat's ein Ende,
Dann will ich Camillen frei'n.

Trappola.

Noch gesund sind diese Hände,
Die Dich bald dem Tode weih'n.

Alle.

Lebet wohl auf Wiedersehn,
Man muß an die Arbeit gehn. alle ab.

Vierte Scene.

Wüste Felsengegend. Bäume und Felsen erfüllen in Gruppen das ganze Theater, doch muß alles so eingerichtet seyn, daß sich dem Auge nachher ein verworrenes, aber doch angenehmes Schauspiel darbietet.

Ein alter Prophet mit einigen Propheten-Schülern.

Alter Prophet. Ihr habt alles mitgebracht, was ich Euch aufgetragen habe?

Schüler. Alles.

Alter Prophet. So wie ein Orakel von uns gegeben ist, müssen wir aus dem Umkreise der Welt die Buchstaben und Wörter wieder suchen, die wir ausgesprochen haben, sonst verlieren wir unsre Kunst.

Schüler. Darum sind wir auch so fleißig im Wiedersuchen.

Ein Schüler. Aber sie fangen an Buchstaben abzuschaffen, da habe ich mit Auswechseln meine Noth gehabt.

Alter Prophet. Ihr müßt Euch nur durch dergleichen Mühseligkeiten nicht abschrecken lassen.

Ein kleiner Greis, erscheint mit einer Krucke, langem Bart, und sehr alt und gebrechlich aussehend. Seid mir gegrüßt, Ihr würdigen Propheten.

Alter Prophet. Wir danken Dir, Du wunderbarer Greis.

Greis. Heut werden Leute in diese Wüste kommen, die ein Orakel von Euch begehren.

Alter Prophet. Nun, so ist es gut, daß wir die Buchstaben und Wörter wieder beisammen haben.

Greis. Das Reich der Feen ist in Unordnung und Zwiespalt, die Menschen leiden unter ihrem Gezänk, aber bald wird sich alles verändern.

Alter Prophet. Du scheinst interessante Kenntnisse zu haben.

Greis. Mich betrifft es am nächsten, ich habe am meisten dabei verloren und habe nun auch am meisten zu gewinnen. — Lebt wohl.

Alter Prophet. Lebt wohl, weiser Greis.

die Propheten ab.

Der Greis verbirgt sich hinter einen Baum, das Theater verfinstert sich, Oriana tritt auf, von einer Larve mit einer Fackel begleitet, Donner und Blitz, Regen und Sturm. Oriana ist mit wunderbarem Zaubergeräth behängt.

Oriana.

Nieder will ich ihn beschwören,
Daß mein Zauber nicht zerbricht,
Ja er soll, er muß mich hören,
Meine Wuth erträgt er nicht.
Himmelwärts, höllenwärts,
Schick' ich die Stimme,
— O weh, es reißt, es springt mein Herz
Dem wilden Grimme.
Aber nein, ich muß mich rächen,
Mag mein Leben dann zerbrechen!

Greis hervortretend.

Kennst Du mich, Scheusal?
Zitterst Du nicht in allen Gebeinen,
Wenn Dich mein Anblick trifft?
Soll Dich die Erde hier verschlingen?
Soll dieser Fels hier niederstürzen?

Und Dich auf ewig in Schutt begraben,
Erkennst Du meine Macht? —

Oriana entflieht entsetzt. Elfino! Wohin verberg' ich mich?

Greis. Sie erträgt, die Schuldige, meinen Anblick nicht. verliert sich in den Bergen.

Das Wetter erhellt sich. Donner und Blitz hören auf.

Sebastiano, Trappola treten durchnäßt auf.

Trappola. Nun das wird ein saubere Geschichte. — Wären wir in dem Ungewitter nicht beinahe ersoffen?

Sebastiano. Erst die Hitze — nun dies Wetter — meine Kränklichkeit. — O Trappola, eröffne den Mantelsack.

Trappola. Ja eröffnen, der Regen hat ihn ganz durchnäßt und der Blitz ist dreimal hineingeschlagen, er hat, glaub' ich, den Wein gewittert. schnallt den Mantelsack ab.

Sebastiano. Es war unvorsichtig, daß wir nicht einen Ableiter mitnahmen.

Trappola. Triumph! noch sind die Flaschen ganz. Diesmal sind wir mit der Furcht durchgekommen!

Sebastiano. Gieb her zur Stärkung, meine innern Eingeweide erhalten mich sonst nicht mehr auf den Beinen. — er trinkt aus der Flasche.

Trappola. Zur aufmunternden Nachahmung! trinkt aus einer andern Flasche.

Sebastiano. Das Herz, mein Sohn, geht gleich einen ganz andern Schritt, wenn man dergleichen zu sich genommen hat.

Trappola. Das meinige war ganz und gar still gestanden, und rührte sich nicht aus der Stelle, ich mochte ihm die Sporen geben so viel ich wollte.

Sebastiano. Meins ist seiner Natur nach ein Paßgänger, jetzt fängt es aber an, sich in einen kleinen Galopp zu setzen.

Trappola. Mein Herz, glaub' ich, hat was von einer Eselsnatur an sich, da ist an keinen Galopp zu denken; drum, gnädiger Herr, reiten Sie nicht zu weit voraus, ich möchte Sie sonst nicht wieder einholen können.

Sebastiano. Wir sind hier, glaub' ich, zur Stelle.

Trappola. Nach der Beschreibung kann es fast nicht anders seyn.

Sebastiano. Nun noch ein Schluck, dann dann wollen an die Arbeit gehen — trinkt.

Trappola. Meinthalben! trinkt.

Sebastiano. liest ein Pergament ab.

Uns sendet, wie Euch wohl bekannt,
Das arme nothgedrängte Land,
Weil Glück sich von uns abgewandt.

Donner.

Trappola.

Da fängt die alte Geschichte wieder an!

Sebastiano. Wir müssen nun von neuem herhalten, zum Besten unsers Vaterlandes werden wir naß wie die Katzen. liest weiter.

Wir bitten also vor der Hand
Um guten Rath und Beistand!

es donnert stärker.

Trappola. Ich laufe fort.

Sebastiano. Wohin? — Es ist eine verdammte Eigenschaft, die der Zettel an sich hat, so wie ich zu lesen anfange, geht auch das Donnern wieder los.

Trappola. Rühren Sie lieber das Orakel nicht weiter auf, denn ich fürchte, wenn es einmal in den Gang gebracht ist, so zermahlt es uns wie eine Mühle.

Sebastiano. Wir sind einmal mitten drein, da hilft kein Sauersehen. fortfahrend.

In Demuth wir Euch flehn,
Uns durch Orakelmund zu sagen,
Was uns zum Besten soll geschehn;
Wir wollen uns und unser Leben wagen.

Trappola. Da nehm' ich mich aber aus, mein hochgebornes Orakel. Ich habe mit dem Staate nichts zu thun.

Sebastiano. Siehst Du, das Gewitter hat aufgehört, das Orakel besinnt sich und wird freundlich.

Unsichtbar Chor.

Die Eulen schrein
Zum Wald hinein,
Was mag das seyn?
Bei unserm Dräun,
Erbebt der Hain;
Beim Weisheit Schein
Sich Menschen freun;
Geht zu uns ein!

Trappola. Ganz wohl, wenn wir nur die Thür finden könnten.

Sebastiano. Laß uns auf diese höfliche Antwort einmal trinken! —

Trappola. Zur Gesundheit, meine Herren!— der mittelste Felsen eröffnet sich, ein alter Prophet mit langem Barte sitzt darin.

Sebastiano. O weh! o weh!

Trappola. Sehn Sie, wie der alte Mann in seinem Kabinet ungnädig aussieht.

Zwei andere Felsen zu beiden Seiten thun sich auf, in denen zwei andere Greise in tiefen Gedanken sitzen.

Trappola. Ich merke, der Kern ist bei diesen Felsen das beste.

Sebastiano. Einen Trunk, Trappola, das Entsetzen reißt mich sonst um.

Trappola. indem sich mehrere Felsen aufthun. Ich finde, heute ist hier Jahrmarkt mit Weisheit, dann werden wir sie gewiß wohlfeil einkaufen können.

Sebastiano Mach' keine Scherze hier, Du armer Sünder, die Leute dort können dergleichen nicht vertragen.

Viele Felsen springen auf, in welchen die Schüler sitzen.

Schüler.

A, B, C, D, —

Sebastiano.

O weh! o weh! o weh!

Schüler.

E, F, G, H.

Trappola.

Ha ha! ha ha!

Schüler.

I, K, L. —
Das ist der Weisheit Quell —

Andere.

E, F G. —

Andere.

A, B, C, D —

Andere.

X, Y, Z —

Trappola.

Sie singen das Alphabet —

Andere.

X, Y, Z —

Andere.

R, S, T.

Die vordern drei Greise.

Nun rüttelt
Und schüttelt
Sie tüchtig,
Daß es g'nug sei
Und richtig
Der Spruch sei.

In Urnen werden die Buchstaben geschüttelt und herum gegeben, worauf man die Silben ordnet.

Sebastiano.

Nun rüttle
Sie tüchtig!
Und schüttle,
Daß flüchtig
Das Herz sei
Von Schmerz frei.

Sie trinken, indessen werden die Buchstaben in Urnen geschüttelt.

Schüler.

Schik Zau, Ge, Kö.

Trappola.

O weh! o weh! o weh!

Sebastiano.

Mein Verstand, er wankt!
Mein Gehirn erkrankt!

Schüler.

Der, wird, ber, im, er,

Trappola.

Dies Leid ist mir zu schwer!

Noch andere Zauberer zeigen sich in aufspringenden Felsen, sie zeigen sich oben in den Felsen, in den Bäumen, alle schreien durcheinander.

Geh, Zau, ver, er, ginn, —

Andere.

A, B, C, D, E —

Sebastiano.

O mein guter Verstand! wo bist du hin?

Trappola.

O mein Kopf, mein Kopf thut weh! —

Sie trinken und fallen während der Chöre nieder.

Dem mittlern Greise werden alle Buchstaben und Silben gebracht, er schüttet sie in eine Urne, ordnet die Silben, und singt dann unter Donner und Blitz.

Das Schicksal wird besiegt,
Das Ungeheuer bekriegt,
Der Zauber im Walde versiegt,
Wenn die Königin erliegt.

Trappola und Sebastiano.

Ja wohl ist der besiegt,
Der auf der Erde liegt.

Chor.

Dies große Orakel genügt.

Sebastiano und Trappola, halb im Schlaf.

Das Orakel hat uns bekriegt.

Chor

wird immer schwächer, denn die Felsen schließen sich nach und nach.

Das hohe Orakel gnügt!

Sebastiano und Trappola.

Der Wein in der Flasche versiegt.

Chor

der drei Greise, indem sich ihre Felsen auch schließen.

Wenn die Königin erliegt.

Sebastiano und Trappola.

Genug ist der besiegt,
Der auf der Erde liegt. —

Leises unsichtbares Chor.

Beim Weisheit=Schein
Sich Menschen freun.

Sebastiano und Trappola.

im Schlaf kaum hörbar.

Doch mehr beim Wein.

Chor.

Beim Weisheit Schein.

Trappola und Sebastiano.

Ja wohl beim Wein.

Chor, Sebastiano und Trappola.

Sich Menschen freun.

Alle Töne verlieren sich nach und nach.

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Der bezauberte Wald.

Eine angenehme süße Musik ertönt, in der Ferne ein Fluß, auf dem Schwäne einen bekränzten Nachen herbeiziehen, in welchem die Fee Allina sitzt, eine Zither in der Hand.

Unsichtbar Chor.

Die Morgenröthe durch den Wald
Mit süßen funkelnden Strahlen glüht:
In unserm düstern Aufenthalt
Ach! keine Freude, kein Trost erblüht.

Allina.

Auf Wogen,
Gezogen
Von Klängen,
Gesängen,
Durch Strahlen gelenkt, —
Die Wellen,
Die hellen
Gewölke, von Morgenröthe getränkt;
Die Töne,
Die Schwäne,
Die säuselnden Lüfte,
Die blumigen Düfte,
Sich alles zum Gruße entgegen mir drängt.
Ohn' Sorgen
Nur weiter,
Wie heiter
Der Morgen!
Fließ Bächlein,
Fahr Schifflein
Ohn' Sorgen
Nur weiter,
Begegnet doch alles wie's Schicksal verhängt.

Der Nachen fährt fort.

Unsichtbar Chor.
Die Morgenröthe durch den Wald
Mit süßen funkelnden Strahlen glüht!
In unserm düstern Aufenthalt
Ach! keine Freude, kein Trost erblüht

Der Garten.

Oriana, Climene.

Climene. Sprich, Unglückselige, oder ich werde wahnsinnig vor Verdruß und Aerger.

Oriana. Laß der Zeit ihren Gang, heut ist ein wichtiger Tag, heut und morgen, an welchen Tagen sich vieles entscheiden muß.

Climene. So sprichst Du jeden Tag, und immer wieder geschieht es nicht, und immer wieder machst Du mir Hoffnung, die dann von neuem betrogen wird.

Oriana. Es geht nicht so wie Du es meinst, Du mußt der Zeit Zeit lassen, dem Zauber und Beschwörungen Raum, reif zu werden.

Climene. Was steht uns denn noch im Wege?

Oriana. Die Sterne, die bösen Stunden sind uns hinderlich.

Climene. Der erstgeborne Sohn des Königs ist aus dem Wege geräumt, nun muß auch der zweite fallen!

Oriana. Er soll.

Climene. Ich traue deinen Versicherungen nicht mehr.

Oriana. Elfino, mein mächtiger Feind, ist mir entgegen, seine Sterne regieren jetzt und halten die Kräfte des gewaltigen Olallin eingekerkert.

Climene. Deine Kunst erscheint mir jetzt aberwitzig, ich will mir selber Hülfe schaffen; was sollen mir alle Deine Geister? —

Ich will mir selbst vertraun,
Um keine fremde Hülfe flehn
Durch eigne Kraft, was soll geschehn,
In meinem Sinn erbaun.
Mich sollen im Grimme
Gesetze nicht schrecken,
Es soll meine Stimme
Die Gräuel erwecken:
Man kann mich nicht lieben,
So zittre man mir,
Als Schutz ist geblieben
Zu rächen, zu strafen, die wilde Begier.

ab.

Oriana.

Sie rast, sie weiß nicht was sie thut,
Doch alles auf der Götter Willen ruht.

ab.

Sebastiano, Trappola treten auf.

Sebastiano. Da sind wir wieder sicher am Hofe.

Trappola. Sicher? Das ich nicht sagen könnte! Wir wissen kein Wort vom Orakel, wir können das Land nicht retten, wir haben alles überhört, den Götter-Spruch in Wein versoffen — o es ist ein schändliches Ding um den Trunk, dem sich ein Diener des Staats, vollends wenn er nach einem Orakel geschickt wird, niemals nicht ergeben sollte; — wenn sie uns also nun festnehmen, und ins Gefängniß werfen und hinrichten? —

Sebastiano. Sei unbesorgt, mein getreuer Trappola, die Leute da draußen wußten selber nicht was sie sagen sollten; so gescheidt wie sie werden wir auch immer seyn können. Sieh, mich dünkt, sie haben uns eine gute Lehre gegeben! Du wirst bemerkt haben, daß sie das Orakel zusammenwürfelten —

Trappola. Ich habe nichts bemerkt, weil ich, wie gesagt, so niederträchtig gewesen war, mich damals dem Trunke zu ergeben; o der Trunk ist ein abscheuliches Laster!

Sebastiano. Ja doch mein Sohn! doch das bei Seit' gesetzt, wollte ich Dir nur sagen, welche Bemerkung mir in Rücksicht der weissagenden Felsen eingefallen ist —

Trappola. Und daß der Trunk dem Verstande so nachtheilig ist —

Sebastiano. Gieb Dich nur zur Ruhe. Sie würfelten und legten das Orakel zusammen und so geschieht es eigentlich mit aller Weisheit und Klugheit in der Welt. Will was gescheidtes draus werden, so geschieht es, wenn nicht, so läßt es sich durch Verstand nicht zwingen. —

Trappola. Das ist gewissermaßen wahr.

Sebastiano. Nicht gewissermaßen, sondern völlig, und darum laß mich nur für eine Antwort sorgen. Prinz Aldrovan kömmt.

Aldrovan kömmt. Seid Ihr schon wieder zurückgekommen, mein lieber Sebastiano?

Sebastiano. Ja, mein Prinz.

Trappola. Wir haben viel zum Besten des Vaterlandes gelitten.

Aldrovan. Aber warum geht ihr nicht schnell an den versammelten Hof? Alle warten auf Euch, alle sind auf die Antwort des Orakels begierig.

Sebastiano. So wollen wir denn nur schnell uns hin begeben. sie gehen ab.

Großer Saal im Pallast.

Der versammelte Hof, der König, Climene, Samieli. Gefolge.

König. Sie kommen nicht, und kommen nicht, wir warten und warten und sie kommen nicht und kommen nicht.

Samieli. Und mein König, wir werden noch lange warten müssen, denn wenn es gar keine Weissagungsfelsen giebt —

König. O schweige endlich mit Deiner verfluchten Aufklärung still! Du machst mich am meisten verdrießlich.

Samieli. Mein König, wenn die Aufklärung erst unterdrückt wird —

König. O du Himmel! — so halt doch nur das Maul.

Samieli. Ich schweige.

Aldrovan, Sebastiano und Trappola treten auf.

Aldrovan. Mein Vater, die Abgesandten sind zurückgekommen!

König. Ja? — Wahrhaftig da sind sie — umarmt Sebastiano. O mein Freund, wird denn das Land glücklich werden? — umarmt Trappola. — Ach der Teufel! da hab' ich in der Hitze vor Entzücken

den Bedienten embrassiret. Doch immerhin will ich das dran setzen und mich darüber wegsetzen, wenn ich nur meine Unterthanen glücklich machen kann. — Je nun, ein Bedienter ist auch ein Mensch, wir können nicht alle Könige seyn. Nicht wahr, meine Freunde? Nun, und was machen denn die Weissagungsfelsen guts?

Sebastiano. Mein gnädigster König, wir haben unbeschreibliche Lebensgefahren zu überstehen gehabt, Gewitter haben uns fast todt geschlagen, dann die einsamen schwarzen Felsen, ein Wirrwarr von Koboldcn und Geistern, nichts zu essen und zu trinken bei uns, kein Obdach, als unter freiem Himmel, nun noch das Weissagen, Donner und Blitz, die Propheten — nein es läßt sich das Entsetzliche gar nicht mit Worten aussprechen. Nachher noch verirrt und sodann endlich, nach vielen Leiden, in das werthgeschätzte Vaterland zurückgekommen.

König. Es ist erschrecklich! Mir schaudert, wenn ich es nur anhören muß; nein, ich bitte Dich Minister, verschone mich mit einer umständlichen Erzählung. Sagt lieber gleich das ganze Orakel heraus.

Sebastiano. Ach mein König!

König. Nun?

Sebastiano. Der Schmerz, das tiefe Leiden! ich kann unmöglich!

König. Warum denn nicht?

Sebastiano. Die Verzweiflung verschließt meine Lippen.

König. Wie so denn?

Sebastiano. Es ist zu schrecklich.

König. Nun Trappola, so sprich Du!

Trappola *weint.* Ach! ach! ach!

König. Was ist denn, Leute? ich will doch nimmermehr hoffen?

Sebastiano und Trappola. Ach! ach! ach! *laut schluchzend.*

König. Ich werde doch nimmermehr für mein Vaterland wie ein gewisser Codrus sterben sollen? So redet ins Henkers Namen, mir wird grün und gelb vor den Augen!

Trappola. Ach ich weiß vom Orakel nichts, denn ich war um die Zeit, da es gegeben wurde, nicht mehr bei mir selber.

König. So geht mir's jetzt; wenn's auf mich gemünzt ist, so straf ich das Orakel und alle Felsen in der Welt Lügen.

Sebastiano. Ich will sprechen. — Nein, mein König, nein, so ein großes Opfer, als Eure unschätzbare Person, fordert das Wohl des Staates nicht.

König. Was heult Ihr denn also? redet frei heraus, und fern sei es von uns, daß wir dem Vaterlande irgend ein Opfer abschlagen, wenn es auch noch so groß seyn sollte.

Sebastiano. Ihr seid also auf alles gefaßt, mein König?

König. Auf alles, machts nur kurz.

Sebastiano. So muß ich denn also sagen — aber vergebt mir dabei die Thränen, die ich als ein getreuer Unterthan vergieße, daß, — o wo soll ich Kraft hernehmen —

König. Wenn ich ungeduldig werde, wird es Euch noch schlimm ergehn.

Sebastiano. Daß, um mich kürzlich auszudrücken, der Prinz Albrovan das Ungeheuer bekämpfen soll, dann wird das Land glücklich.

Alle. O wir Unglückliche! O grausames Schicksal, furchtbares Orakel!

König. Nun wenn ich gar daran glauben müßte! Seid also still, und ergebt Euch in den Willen des Himmels, wenn es doch nicht zu ändern ist. Aber was sagst Du dazu, mein Sohn?

Albrovan. Ich sinne eben darüber, wie ich diesen Ausspruch gewünscht habe, und wie wunderbar es sich fügt, daß ihn das Orakel nun wirklich ertheilt!

Ha! ruft mich nicht das Vaterland?
Wie sollen Zweifel mich erschüttern!
Ich werde niemals vor Gefahren zittern,
Werd' ich in diesem Namen abgesandt.
Aus den Wolken winkt ein Glanz,
Lorbeer streckt sich mir entgegen,
Ja ich geh' ihm kühn entgegen,
Denn mich lockt des Ruhmes Kranz.

Climene.

Ach mein Sohn! — Willst Du entfliehn?
Soll der Thron hier ganz verwaisen?

Albrovan.

Nur dem Glück entgegen ziehn.

Climene.

Und Du willst mein Herz zerreißen?

Albrovan.

Lebet wohl! mein Schwert, mein Schild,
Sollen meine Schirmer seyn.
Der Geliebten Angedenken,
Ach! ihr süßes, himmlisch süßes Bild
Dies wird meine Schritte lenken. *ab.*

Chor.

Ha! er trotzet den Gefahren!
Schicksal führ' ihn uns zurück! *alle ab.*

Zimmer.

Camilla, Rondino.

Camilla.

O glückliche Stunde!
Bald fliehen die Leiden,
Dann kehren die Freuden
Mit Liebe verbunden
Hier zu uns zurück!

Rondino.

Dann tanzen und singen
Wir alle mit Freuden,
Camilla, uns beiden
Gesänge erklingen
Zur Hochzeit, zum Glück!

Trappola tritt bewaffnet auf.

Trappola. Was giebt's hier? Ihr singt, Ihr heidnischen Freigeister und so eben soll nun das große Werk entschieden werden?

Rondino. Wie so?

Trappola. Wie so? Welche dumme Frage! O daß man nicht auf mehr Verstand in dieser Alltagswelt trifft. Wie so? der Prinz und das Ungeheuer werden nun gleich über das Wohl des Vaterlandes eine kleine Rücksprache nehmen.

Rondino. Der Prinz?

Trappola. Wer anders als der Prinz? Haben wir beide denn nicht, ich und der Minister Sebastiano, das furchtbare Orakel aus der Mitte von tausend Felsen herausbeißen müssen? Für wen seht Ihr uns denn an? können wir uns das aus den Fingern saugen?

Camilla. Sei nur nicht böse, lieber Trappola.

Trappola. Ich bin nicht böse, ich kann nicht böse seyn, dazu habe ich die Welt zu viel gesehn, dazu habe ich zu viele Geschäfte, denn jetzt gleich werde ich den Prinz nach dem gräßlichen Gebirge begleiten müssen.

Camilla. Was willst Du denn dort machen?

Trappola. Muß ich nicht allenthalben dabei seyn? Wo kann es jetzt ein wichtiges Staatsgeschäft geben, in dem Trappola nicht ebenfalls verwickelt wäre? Was meint Ihr? Die guten Köpfe kommen jetzt im Königreiche empor; ich bin im Stande unter den Augen der Regierung über dies verfluchte Ungeheuer und den verzauberten bestialischen Wald ein eignes Journal zu schreiben.

Camilla. Was ist das ein Journal?

Trappola. Was ist das? welcher vernünftige Mensch frägt doch so, wenn von einem politischen Journal die Rede ist? Wenn das einer wüßte, würd' es kein Mensch schreiben.

Camilla. Du bist heut' übel aufgeräumt.

Trappola. Das thut nichts, wenn nur das Reich gut aufgeräumt wird. Dich, Rondino, erinnere ich an meine Ausforderung, komm mit mir ins Gebirge, da will ich Dich vor dem Angesicht des Ungeheuers umbringen.

Rondino. Du hast ja nichts als das Ungeheuer im Kopfe.

Trappola. Ich will noch weiter gehn, ich will selbst zum Ungeheuer werden.

Taub und hart für alle Bitten,
Unerweichlich jedem Flehn,
Wirst Du heut den Kampf gestritten
Mit gebrochnem Auge sehn:
Ja ich will Dich also hassen,
Daß kein Grab Dir wird im Staub,
In der Wüste dort verlassen,
Wirst dem Ungeheu'r zum Raub. geht ab.

Rondino und Camilla.

O glückliche Stunden!
Bald fliehen die Leiden,
Dann kehren die Freuden
Mit Liebe verbunden
Hier zu uns zurück. gehn ab.

Wald.

Prinz Aldrovan, Samieli, Sebastiano.

Aldrovan. Wie reizend ist dieser Tag, meine Freunde! O möchte er eben so schön beschließen! Seht, wie freundlich die Sonne durch diese Zweige scheint, wie alle Vögel jauchzen, und mir mit ihren süßen Stimmen Siegeslieder singen; ja eine glückliche Ahnung sagt mir, daß ich das Vaterland retten werde.

Samieli. Auf Ahnungen darf man niemals trauen, denn es ist Thorheit und Aberglauben, sich auf dergleichen zu verlassen — heimlich. Sebastiano Ihr erinnert Euch noch meiner Ausforderung!

Sebastiano. Ja, was wollt Ihr damit?

Samieli. Unter den Augen Eures Ungeheuers sollt Ihr umkommen oder die Wahrheit bekennen, daß dergleichen Phantome nicht existiren.

Sebastino. Gut, wir werden sehn.

Trappola kömmt.

Aldrovan. Ich dachte, Freund, Du würdest uns gar nicht nachkommen?

Trappola. Mein Prinz, ich werde niemals einen so glorreichen Tag versäumen, wenn es Mord und Todschlag, Orakel und Ungeheuer giebt, da bin ich immer schnell bei der Hand!

Aldrovan. Geht, meine Freunde, ich werde Euch sogleich folgen, aber erst muß ich noch meinen entzückten Gedanken nachhängen und die Reize der Natur ein wenig genießen.

Sebastiano leise. Er hat nämlich kein Herz!

Trappola leise. Desto besser für das Ungeheuer! sie gehn ab.

Aldrovan.

O ihr süßen Liebesschmerzen
Eilt ihr meinen Schritten nach?
Ach! in meinem trunknen Herzen
Werden alle Bilder wach.
In den Zweigen singt die Wonne
Sie erklingt im Liebesschall,
Ihre Bildung strahlt die Sonne
Durch die Schatten überall.
Wohin soll ich mich erretten,
Vor der süßesten Gewalt?
Ja ich ziehe meine Ketten
Mit mir durch den grünen Wald.

Der kleine Greis erscheint.

Du ziehest zum Streite,
Zum Kampfe dahin,
Es glänzet noch heute
Dir Sieg und Gewinn;
Doch daß Du besiegest,
Und niemals erliegest,
Dem Unholde feig,
Damit vor den Feen
Im Kampf magst bestehen,
So nimm diesen Zweig.

Aldrovan. Wie, du wunderbare Erscheinung? was soll ich mit diesem Geschenke beginnen?

Greis. Wenn Du Dich ermattet und Deine letzten Kräfte schwinden fühlst, so wirf diesen Zweig auf das Angesicht des Ungeheuers, und Du wirst gerettet seyn.

Aldrovan. Ich danke Dir.

Greis. Spare Deinen Dank, bis wir uns wiedersehn. geht ab.

Aldrovan. Ein Zauber drängt den andern; ein Wunderwerk folgt auf das andere. ab.

Rondino tritt bewaffnet auf.

Den zärtlichen Küssen
Zum Kampfe entrissen
Das Glück mir erscheint!
Ich darf nicht mehr weilen,
Ich muß ihn ereilen;
Wo find' ich den Feind? geht ab.

Das Gebirge.

Das Ungeheuer kömmt aus dem Walde. Wohin treibt mich meine Angst? was soll mit mir beginnen? wie schreckliche Stimmen tönt es um mein Ohr und ich erzittre. — Wohin soll ich entfliehen? denn wie in die Welt hinein zu flüchten, geißelt mich mein böser Genius.

Ist die Zeit der Strafe da,
Soll ich durch die Felder streifen,
Durch die Felsenklüfte schweifen?
Die Erlösung ist sie nah?
Neu und fremd ist mir der Schein,
Den die Sonne nieder spiegelt;
Meine Wünsche wie beflügelt
Brechen in die Traumwelt ein.
Ach da flimmt die alte Zeit
Von dem längst entschwundnen Glücke
In die Einsamkeit zurücke;
Alles sich vor mir erneut,
Greif' ich aber mit der Hand,
Kann ich nimmer etwas halten,
Es zerflattern die Gestalten
In der Träume dunkles Land.

geht in die Höhle.

Trappola tritt auf. Ich weiß nun nicht, ob ich mich mehr vor dem Ungeheuer oder dem mordsüchtigen Rondino fürchte. — Ist die Liebe oder Camilla wohl werth, sein Leben dafür zu wagen? — Es wird heut ein heißer, grausam blutiger Tag werden.

Rondino kömmt, zieht den Degen. Nun mein Freund —

Trappola. Halt! nicht so eilig! immer und bei jeglicher Gelegenheit muß die Vernunft zu Rathe gezogen werden.

Rondino. Was giebt's noch zu bedenken?

Trappola. O gar mancherlei; erstens, ist hier kein Ort, Händel anzufangen, Du mußt wissen, daß hier das furchtbare Ungeheuer wohnt; wenn wir hier unsere Schlägerei unternehmen, könnt' es sich gar darein mengen, auf eine Art, daß es uns beide auffräße.

Rondino. Nun und was wäre da weiter?

Trappola. O Du gottlose freigeisterische Seele! Nein, komm, wir wollen einen hübschen friedlichen Platz suchen und uns dann nach Herzenslust ums Leben bringen. beide ab.

Samieli und Sebastiano treten auf.

Sebastiano. Aber wo bleibt in aller Welt der Prinz? — Ich glaube, es fehlt ihm an Herz, darum bleibt er lieber in den Annehmlichkeiten der Natur vertieft, als daß er sich nach dem Ungeheuer herbemühen sollte.

Samieli. Davon ist jetzt gar die Rede nicht, ob der Prinz Muth hat oder nicht; ob Ihr ein Feigherziger seid, das ist es worauf es ankömmt! er zieht den Degen. Sogleich zieht!

Sebastiano. Aber mein Bester, ein kranker Mann, dem der Tod den Garaus machen wird, warum wollen Sie den vor der Zeit ins Grab legen?

Samieli. Zieht gleich, Bösewicht! Wo ist nun Euer Ungeheuer! all' Eure Romanenstreiche? Seht das Gebirge an, das Ihr so verläumdet habt, ist eine Spur von Ungeheuer da? zieht, oder ich strecke Euch so auf den Boden!

Sebastiano. Nun, wenn es denn nicht anders ist. sie gehn fechtend ab.

Aldrovan kommt mit entblößtem Schwert.

Jetzt zeige Dich!
O Ungethüm, jetzt zeige Dich!
Dich fordert laut ein Jüngling, der geschworen,
Im Kampf Dich zu erlegen,
Oder besiegt zu Deinen Füßen zu sterben!

Er steigt das Gebirg hinauf.

Wo weilst Du Scheusal?
Ich rufe Dich, Gräßlicher!
Der Kampf ist bereit.

Das Ungeheuer kömmt aus seiner Höhle.

Wessen Stimme ertönt so kühn
Durch die Bergesklüfte hin,
Daß meine Wohnung widerhallt?

Aldrovan.

Ich bin es, der Dich ruft zum Streit!

Ungeheuer.

Du, Schwacher, wagst mich zu bekriegen?

Aldrovan.

Zu sterben oder über Dich zu siegen.

Ungeheuer.

Wohlan, Du sollst die Kraft der Riesen
Auf Deinem Schädel fühlen, Deinen Frevel büßen.

Sie kämpfen.

Aldrovan.

Wohlan, es sei versucht!

Ungeheuer.

Mich beherrscht die wilde Gluth!

Aldrovan.

Sei Du Ungethüm verflucht!
Du erliegest meinem Muth.

Ungeheuer.

Dich zerschmettert meine Wuth!

sie gehn kämpfend ab.

Trappola fliehend. Rondino folgend.

Rondino.

Willst Du Camillen übergeben?

Trappola.

Niemals, niemals, eh' mein Leben!

Rondino.

Nun so sei zum Kampf bereit!

Trappola.

Komm! Dein wartet heft'ger Streit! entläuft.

Rondino.

O er kämpfet sehr gescheidt. ihm nach.

Sebastiano fliehend vor Samieli.

Ach es wird mir immer wüster —
Gnade Gnade! Herr Minister!

Samieli.

Willst Du Dich ergeben?

Sebastiano.

Ich will mich gern ergeben,
Nur schonen Sie mein Leben —

Samieli. Leg das Schwert nieder — so —
Nun knie daneben auf den Boden nieder, — so —
Nun bekenne mir und beschwöre es, daß es kein Ungeheuer, Propheten und verzauberte Wälder giebt und Dein Leben ist Dir geschenkt!

Sebastiano.

Ja ich mache hier bekannt,
Und beschwör's mit einem Eid,
Ungeheuer sind nur Tand,
Denn vorüber ist die Zeit — —

Aldrovan zurückweichend, ihm folgt das Ungeheuer.

Samieli lautschreiend. Ach! ach! ach! entflieht.

Sebastiano. Was giebt's denn? — er sieht das Ungeheuer. o weh! o weh! von einer andern Seite schnell ab.

Albrovan.

Meine Kräfte, sie erlahmen,
Ich bin schwächer als ein Kind.

Ungeheuer.

Ja sie alle, die noch kamen,
Sie erlagen mir geschwind.

gehn fechtend ab.

Trappola und Rondino treten fechtend auf.

Trappola.

Nun Gnade, Gevatter,
Ich ergebe mich Dir.

Rondino.

Ich sollte Dich, Natter,
Erwürgen nur hier.

Trappola.

Es wäre ja Schade,
Nein Gnade, ach! Gnade!

Rondino.

Ich schenk' Dir das Leben.
Camilla ist mein!

Trappola.

Ich will sie Dir geben,
Mich tröstet der Wein.

Rondino.

Sieh, kömmt da nicht eben
Der Kobold herein!

Trappola

So laß uns nur streben,
Entfernet zu seyn! laufen ab.

Das Ungeheuer zurückfliehend, heftig von Albrovan verfolgt.

Albrovan.

Wo ist dein Muth?
Ha! neue Gluth
Erwacht in mir!

Ungeheuer.

O Quaal und Pein!
Er muß es seyn!
Erkenn' ihn hier!

Albrovan.

Jetzt stelle Dich zur Wehr!

Ungeheuer.

Er kennet mich nicht mehr!

Albrovan.

Ich ziele nach dem Herzen,
Vertheidig', Frevler, Dich!

Ungeheuer.

O! Schmerzen, wilde Schmerzen
Zerreißen mich! heftiger Kampf.
Mein Bruder Albrovan!

Albrovan.

Was nennst Du meinen Namen?

Ungeheuer.

Die Kräfte in mir erlahmen,
Ich kaum mich regen kann.

Albrovan.

O wildes Verderben!
Jetzt mußt Du ersterben!

Ungeheuer.

Mein Bruder Albrovan! —

das Gefecht wird heftiger.

Albrovan.

Deinen Bitten bin ich taub!

Ungeheuer.

O Schicksal! Verhängniß! o schrecklicher Fluch!

Albrovan.

Bald bist Du des Todes Raub!

Ungeheuer.

Ja die Zaubrer es mir heißen,
Mich zum Kampf entgegen zu reißen!

Albrovan.

Du wüthest vergebens,
Das Ende des Lebens
Ist, Gräßlicher, nah.

Ungeheuer.

So fallen wir beide
Der Hölle zur Freude
Die fröhlicher Schauspiel niemals noch sah.

Beide.

Die gräßliche Wuth
Opfert dem Tode Dein Blut.

Albrovan.

Er widersteht der menschlichen Gewalt —

Ungeheuer.

Jetzt will ich ihn verderben,
Auf seinem Leichnam sterben.

Albrovan.

Drum fühle nun der Zauberei Gewalt!

Er wirft ihm den Zweig entgegen, das Ungeheuer fällt. Eine liebliche Musik. Das Ungeheuer verwandelt sich in einen Menschen.

Albrovan.

Welche Schöne
Der flüsternden Töne.

Volanti.

Von welchem neuen Leben
Fühl' ich mich sanft umgeben?

Albrovan.

Täuschet mich der Sonne Licht?
Seh' ich den Bruder nicht?

Volanti.

O süße, süße Augenfreude!
Nach dem schmerzlichsten Leide!
Dich wieder zu sehn,
O kannst Du mich hassen?
Dich wieder zu fassen?
Willst Du mein Bruder seyn?

Albrovan.

Nicht Worte kann ich finden, —
Soll ich dem Licht vertraun?
Als Bruder Dich zu schaun,
Um den wir so lange geklagt —

Volanti.

Die Sonne erscheint! es tagt,
Die Bande zerspringen,
Die Felsen erklingen
Von Jubelgesang:
O fröhliche Lieder!
Ich habe Dich wieder,
Dir Schicksal sei Dank!

Beide.

O! glückliche Stund'!
O selig Begrüßen!
O brüderlich Küssen!
O herrlichster Bund!

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

Der Pallast.

Der König, Climene, Gefolge vom Hofe, alle in der größten Betrübniß.

König, herumirrend. Es wird Abend, die Sonne geht richtig schon unter, und unser Sohn kömmt noch nicht zurück.

Hofleute, Hände ringend. Ach das Unglück! das unaussprechliche Unglück!

König. Warum er wohl nicht zurückkömmt? Was soll dergleichen doch bedeuten? Glaubst Du, geliebte Gemahlin, daß das Ungeheuer von einer so unsittlichen Natur seyn sollte, unsern einzig geliebten Sohn mir nichts dir nichts aufzufressen?

Climene. Man kann nicht wissen, mein Gemahl, aber dennoch mußt Du Dich zufrieden stellen.

König. Ich muß! Und wer will mich denn dazu zwingen? O ich unglücklicher Vater, wenn die Bestie auf meine Vaterthränen nicht einige Rücksicht nehmen sollte! Wozu habe ich die Schulen und den Unterricht in meinem ganzen Lande verbessern lassen? Sind das die Früchte unserer neuen Erziehung? O! über den verfluchten modernen Egoismus.

Climene. Mein Gemahl, Ihr vergeßt Euch in Euren Schmerzen gänzlich.

König. Ach freilich, freilich! ich werde mich noch und alles vergessen.

Trappola hereinlaufend. O Unglück über Unglück!

König. Was giebt's, Bedienter! Sprich! Rede!

Trappola. Das Ungeheuer —

König. Nun?

Trappola. Schon zum Thor herein ist es! Wo werden wir uns alle retten können? Es frißt Stadt = Mauer und alles nieder, daß keine Spur übrig bleibt, nun muß es bald beim Schlosse anbeißen.

König. Hast du es gesehn?

Trappola. Gesehn? Nein, was man sehn nennt, so recht eigentlich gesehn wohl nicht, nein, ich habe mich sehr gehütet hinzusehn.

Samieli hereinstürzend. — Mein König —

König. Was ist Euch, Minister? Redet! denn ich bin lauter Furcht und Entsetzen. Was soll daraus werden?

Samieli. Ich weiß es durchaus nicht, hochgebietende Majestät — all mein Verstand, meine Urtheilsgabe, meine so liebliche Aufklärung und Toleranz ist in den Brunnen gefallen.

König. Wieder was Neues! —

Samieli. Wie es gekommen ist, weiß ich selber nicht; allein, mitten im Gebirge kam es mir plötzlich vor — doch ich schäme mich, weiter zu reden.

König. Zu reden sollt Ihr Euch nie schämen.

Samieli. Ich muß mir die Augen zuhalten, so sehr erröthe ich vor dem Gedanken —

König. Nun was habt Ihr denn? — sprecht dreist heraus.

Samieli. Die Scham lähmt meine Zunge.

König. Was der Teufel habt Ihr denn angefangen? Ich hoffe doch nimmermehr —

Samieli. Ach mein König, Ihre Gnaden muß verzeihen — es kam mir mit einemmale vor, als wenn es wirklich ein Ungeheuer gäbe.

König. Weiter nichts?

Sebastiano stürzt herein.

Samieli. Da kömmt auch der Verfinsterer, der berüchtigte Obscurant.

Sebastiano. Ach! bin ich wirklich wieder an dem holdseligen Hofe? Ich weiß mich nicht zu lassen —

König. Was giebt's denn, Minister?

Sebastiano. In einem Galopp hieher gerennt, kaum kann ich mich auf den Beinen halten — das wüthige Ungeheuer hinter mir drein.

König. Also langt es wirklich an?

Sebastiano. Immer hinter mir drein; — es ist groß, größer als ein Thurm — wenn die Schildwacht es am Thor examiniren will, wird es Schildwacht und Thor mit einander auffressen.

König. Das muß ja ein saubrer Geselle seyn, — was sollen wir aber anfangen?

Samieli. Herr Sebastiano übertreibt wieder nach seiner alten Art.

Sebastiano. Uebertrieb ich damals auch, als Sie so gar behende fortliefen?

Jubelgeschrei hinter der Scene. Aldrovan und Volanti treten herein.

Alle. Prinz Volanti!

Climene. Soll ich meinen Augen traun?

König. Was? mein Sohn?

Volanti. O mein Vater! — Seh' ich Eure Augen wieder? Fühl' ich wieder Eure Umarmungen?

Climene. Mein geliebter Sohn!

Volanti. O meine Mutter!

Aldrovan. Bewundert, Eltern, Freunde, Genossen, die wunderbaren unerforschlichen Verhängnisse der Götter, der Zauber ist gelöst, das Ungeheuer ist verschwunden und mein Bruder, mein geliebter Volanti, stand an seiner Stelle.

König. Was? Nein, sagt, ist es wahr? Du bist das Ungeheuer gewesen?

Volanti. Ein furchtbares Verhängniß hatte mich ergriffen.

König. Was man doch an seinen Kindern erlebt. Aber wie bist Du denn dazu gekommen? Pfui, mein geliebter Sohn! hast Dich so in der Leute Mäuler gebracht: alle Zeitungen stehn von Dir voll.

Volanti. O mein gütiger Vater, diese Freude! Euch wieder zu sehn —

König. Nein, wenn man sich nun auch in einem andern Stande versuchen will, warum denn grade ein Ungeheuer werden? Du hättest ja incognito manche andre angenehme Rolle spielen können, die eines reisenden Künstlers, oder Gelehrten, Schriftstellers; aber warum warfst Du denn grade auf das Ungeheuer verfessen?

Volanti. Mein Vater, das Schicksal zwang mich.

König. Ja das ist freilich etwas andres. Mag's seyn, Du bist also nunmehr Kronprinz.

Albrovan. Wie glücklich bin ich, Bruder, Dich wieder zu sehn, daß ich Dich als den Erben dieses Reichs begrüßen darf.

Wieder fand ich den Geliebten,
Und versuche jedes Glück;
Alle Leiden, die uns trübten,
Treten bald von uns zurück.
Ja ich wage mich zum Hain,
Er soll auch entzaubert seyn.

Climene.

Du wagst, kaum zurück gegeben
Wiederum Dein theures Leben?

Chor.

Nein, der Held er wird besiegen,
Er entzaubert kühn den Hain,
Und wir werden glücklich seyn! alle ab.

Garten.

Rondino, Camilla.

Camilla. Weißt Du schon, daß aus dem Ungeheuer der Prinz Volanti geworden ist?

Rondino. Man erfährt alle Tage mehr Neues; wer weiß, was mit der Zeit noch aus dem verzauberten Walde wird. Er bekehrt sich vielleicht zu einer trefflichen Schulanstalt.

Trappola kömmt. Freunde, wir haben das Ungeheuer erlöst, und nun wird es nach dem bezauberten Walde gehn. Da wollen wir auch aufräumen.

Camilla. Gehst Du auch dorthin?

Trappola. Allerdings, wir wollen sehn was es giebt. Bisher sind keine guten Köpfe hingerathen, der meinige ist dauerhaft; o mein lieber Rondino, wir werden gewiß nicht überschnappen.

Rondino. Bist Du Deiner Sache so gewiß?

Trappola. Hier komm und fühle wie hart, wie fest und felsenfest mein Kopf ist: o wie lachen wir über die Fee, sie muß sicherlich das Spiel verlieren. — Aber kommt, es ist schon alles reisefertig.

Camilla. Wenn Ihr den Hain entzaubert habt, such' ich Euch dort auf. alle ab.

Albrovan Angelica.

Angelica.

O kannst Du mich hassen?
Du trotzest dem Hain,
Hier willst Du mich lassen
Mit Schmerzen allein?

Albrovan.

Es rufen die Winde,
Die Wolken mich fort,
Ich eile geschwinde
Zum furchtbaren Ort.

Angelica.

Und wie, meine Bitten
Sie halten Dich nicht?

Albrovan.

Der Kampf sei gestritten,
Der Muth nicht gebricht.

Angelica.

O! Freude des Lebens
Dich rühret kein Blick?

Albrovan.

Du bittest vergebens
Mich ruft mein Geschick.

Angelica.

Ach hielten Dich Thränen,
Geliebter, zurück!

Albrovan.

Dies Sehnen,
Die Thränen,
Die schlagende Brust, —
Die Götter
Sind Retter,
Sie wandlen die Leiden in jauchzende Lust.
Ich scheide,
Zur Freude
Bald kehr' ich zurück!
Nicht weinen!
Bald einen
Die Götter uns gütigst zum herrlichsten Glück.
ab.

Angelica.

Er geht! er kehret nicht zurück!
Ich soll ihn niemals wiederfinden,
Er schied, dies war sein letzter Blick,
Die Sonne lischt, ich muß erblinden;
Ich wandle still in Finsterniß,
Im Scheiden er mein Herz zerriß:
Dort lauret heimlich Grauen
In stiller Nacht:
Entsetzen wacht,
Er wird um sich den Greuel schauen
Und seiner Kraft nicht mehr vertrauen.
Ich bebe,
Ich wanke,
Ich strebe,
Ich schwanke
In dämmernder Nacht,
Die Sinnen
Zerrinnen,
Der Wahnsinn erwacht:
Ich muß ihn auf steilen
Gebirgen ereilen:
Ihr Winde
Gelinde
Bringt Kunde von dort:
Ich darf nicht verweilen,
O leitet, ihr Götter, damit ich ihn finde
Den furchtbaren Ort. ab.

Felsen. — Nacht.

Sebastiano, Climene, Oriana.

Climene. Aber warum gehst Du mir nach? Was willst Du? laß mich allein, Bösewicht!

Sebastiano. Ihr sollt, Ihr müßt mir verzeihen, meine allerhuldreichste Königin, ich kann mich nicht eher zufrieden geben.

Climene. Du bist mir verhaßt.

Sebastiano. Ich kann nicht dafür, ich bin ganz unschuldig daran.

Climene. Ich biete das Reich der Unterwelt und Feen und Zauberer auf, um den Prinzen aus dem Wege zu schaffen, und siehe da, er kehrt unversehrt zurück, noch mehr, er bringt seinen Bruder

wieder frisch und gesund mit, von dem wir alle glaubten, daß ihn die Hölle schon längst aufgenommen hätte.

Sebastiano. Aber kann ich dafür? bin ich Schuld daran? ich habe mir alle Mühe gegeben; wer konnte denken, daß der Prinz hinter dem Ungeheuer stecke. Es geht mancher nach Wolle und kömmt geschoren nach Hause.

Climene. Kein Wort mehr! Entferne Dich, Bösewicht!

Sebastiano. Ist das die Belohnung meiner Treue?

Climene. Bei meinem Zorn! geh! *Sebastiano ab.* Was ist nun zu thun! ich möchte das Schicksal und mich verwünschen! Dich und die Welt!

Oriana. Halt ein! ich habe alle meine Kräfte aufgeboten, jetzt ist die Stunde, in der sich alles entscheiden muß; glaubst Du, daß es dem gewaltigen Olallin nicht möglich sei, unser aller Glück noch zu begründen?

Climene. Ruf ihn an.

Oriana.

Olallin! Olallin! hör' unser Rufen!

Tiefe Stimme.

Ich höre
Und kehre
Von fernen Gestaden.

Geister-Chor.

Von fernen Gestaden,
Wo Elfen sich baden,
Durch Stürme zurück.
Auf luftigen Rossen
Stürzt muntre Genossen,
Entgegen dem Glück.

Donner, Blitz und Sturm.

Olallin *unsichtbar*

Ihr fröhlichen Geister.
Erkennt ihr den Meister?

Geister.

Wir beugen,
Wir neigen,
Dem Meister ergeben:
Wir wandeln und schweben
In Wasser und Fluthen,
Durch Wolken, durch Gluthen
Der Blitze dahin
Zum Zaubergewinn.

Olallin.

So stürmt und raset, brecht ein!
Elfino muß unser Gefangner seyn!

heftiger Donner, Stürme toben. — Die Töne verfliegen.

Oriana. Hast du sie gehört? Elfino wird besiegt und mit ihm stürzen alle unsre Feinde; ich bin die mächtige Fee Oriana, Angelica ist die Tochter meines Gegners, die ich ihm heimlich raubte. — Erscheint ihr Geister! — *Geister erscheinen; unter Musik verwandelt Oriana sich in eine Fee; ein Wagen mit Drachen bespannt, senkt sich nieder, sie steigt hinein und zieht durch die Wolken fort.*

Climene. Ich bin vergnügt. Alle meine Wünsche erfüllen sich. Jetzt muß ich den Rückweg suchen. *geht ab.*

Sebastiano *tritt auf.* Ein schönes Wetter! und obenein noch die Ungnade der Königin? — Ist das mein Dank? Nein, ich muß mich rächen. — Wenn ich nur irgend eine Höhle oder Hütte fände um unterzukriechen: ich bin naß, erstarrt und erfroren: ist das mein Dank? Ein Mann von der schwächlichsten Constitution, der sich Catarrhe, vielleicht gar den Schlag zuziehen kann: ist das mein Dank? Ein Mann, der weder Orakel noch Propheten, weder göttliche noch menschliche Gesetze geachtet hat, um sich ihr gefällig zu machen, wird nun verstoßen und läuft hier herum in der Wildniß, naß wie ein Hund: ist das mein Dank? *geht ab.*

Der König *begleitet von vielen Leuten, die Laternen tragen.* Sucht, Kinder, allerliebste Bedienten, sucht, was ihr suchen könnt. In jeder Felsenritze, hinter jedem Busche. — O meine unglückliche Gemahlin! Wo sie nur hingerathen seyn mag? — Was das für eine Nacht ist! Sucht Kinder, sucht! — Kaum den ältesten Sohn wiedergefunden, nun schon die Gemahlin wieder verloren. — Greift auf, was Euch nur verdächtig vorkömmt, denn sie ist auch vielleicht verwandelt. — O meine Gemahlin! o Climene!

Einige Bedienten bringen Sebastiano.

Sebastiano. Mein König —

König. Bist du verwandelt, meine geliebte Climene?

Sebastiano. Nein, Ihro Majestät, ich bin Dero wirklicher Minister Sebastiano.

König. Hast Du meine Königin nicht gesehn?

Sebastiano. O ja, aber hört mich nur an, mein König.

König. Nur nicht zu viel gesprochen, es ist kein Wetter darnach.

Sebastiano. Aber doch muß ich einiges sagen. Die Königin ist eine Verbrecherin.

König. Was? das sind wenige, aber derbe Worte.

Sebastiano. Ich kann es beweisen. Sie steht dem Prinzen nach dem Leben; darum habe ich das Orakel verfälschen müssen, darum ist der Prinz jetzt in Lebensgefahr, sie will den Thron allein besitzen und Euch bei Gelegenheit auch aus dem Wege schaffen. Das hat sie mir wohl tausendmal gesagt.

König. Ist das alles wahr?

Sebastiano. Die lautere Wahrheit. Sie hat sich darum mit Zauberern in ein Bündniß gegeben. Darum ist der Prinz in ein Ungeheuer verwandelt gewesen. Darum soll Prinz Aldrovan umkommen.

König. Gut, daß Du mir das alles sagst. Leute! hört auf zu suchen, laßt es bleiben! Kommt, wir wollen gleich nach dem verzauberten Walde aufbrechen, um meinen Sohn zu retten oder alle zusammen unsinnig zu werden. *gehn ab.*

Sebastian. Nun bin ich gerächt, und will troz dem schlimmen Wetter ihnen fröhlich nachgehn, *geht ab.*

Aldrovan *kömmt.*

Durch den Sturm, durch dunkle Nacht
Irrt' ich einsam hin und her.
Nicht ein Stern im Raum erwacht,
Blickt mit seinen Strahlen her.
Willst du Mondschein mich nicht leiten,
Auf der wundervollen Bahn:
Auch den Sturm muß ich bestreiten,
Dennoch geh' ich dreist hinan.

Der Sturm lautet, der sich nach und nach in fröhliche Musik auflöst. Der Greis erscheint.

Albrovan. Welche Töne! — Die Wolken entfliehn. — Der Mond bricht mit süßer Gewalt durch die schauerliche Finsterniß.

Greis. Ich bin ermüdet, doch war ich Sieger im Kampfe, der gräuliche Olallin ist entflohn. — Nun hat er nur noch eine Stunde, in der er mächtig ist; wird er dann überwältigt, so ist er auf immer bezwungen.

Albrovan. Sei mir, freundliche Erscheinung, in der Einsamkeit der Nacht gegrüßt.

Greis. Ich danke Dir, aber Du sollst mich näher kennen lernen. — *Er verwandelt sich in einen schönen Knaben.* Ich bin Elfino, der Beherrscher der Elfenwelt, Du liebst meine Tochter Angelica, die eine verwegne Fee mir einst entführte. Du gehst jetzt nach dem bezauberten Walde, und Du wirst glücklich seyn wenn Du meine Tochter liebst und meiner Vorschrift folgst. Darum nimm dieses Blatt; wenn Dich die Töne gefangen nehmen wollen, so lies es laut ab und Du bist gerettet, der Zauber ist gelöst und alle sind glücklich. *geht ab.*

Albrovan. Ich bin erstaunt, verwirrt. — Ich vergaß ihm zu danken — alle meine Sinne, alle meine Erinnerungen sind wie zerrüttet. *geht ab.*

Trappola *kömmt betrunken.*

So muß doch der Wein,
Von alle den Schätzen
Die wir nur besitzen,
Der Köstlichste seyn.
Die himmlische Gluth
Sie giebt in den Schaaren
Der größten Gefahren
Uns Kräfte und Muth.
Wie denn auch bekannt,
Daß unter dem Trinken
Die Grillen versinken,
Und wächst der Verstand.
So geh' ich nun frech,
Als wär' es zum Wein,
Zum furchtbaren Hain,
Mond zeige den Weg. *ab.*

Der bezauberte Wald. — Heller Mondschein.

Eine sanfte liebliche Musik, zwei wunderbare Vogelgestalten treten auf.

Erster Vogel.

Wie? sollen wir vergehn,
Die Welt nicht wiedersehn?

Zweiter Vogel.

Der Wahn hält uns in Ketten,
Und keiner darf uns retten.

Beide.

Wir sind, wir sind verloren,
Ach wär' ich nie geboren.

Trappola *kömmt betrunken.* Ach! Leute, sagt mir doch, wo ich mich nunmehr befinde?

Erster Vogel. Mein Bester, in dem verzauberten Walde.

Trappola. Das ist ja schön.

Zweiter Vogel. Seyn Sie uns willkommen. Bemerken Sie noch keine Veränderung an Ihrem Verstande?

Trappola. Danke der gütigen Nachfrage wegen, aber nein, mir ist wie immer.

Erster Vogel. Es wird Ihnen bald einiger Wahnsinn zu Theil werden.

Trappola. Ich denke nicht; wir haben uns vorgesehn. Mit wem habe ich denn die Ehre zu sprechen?

Erster Vogel. So wie Sie mich hier sehen, war ich sonst ein überaus glücklicher Mensch, ich und mein Bruder, jener unglückliche Verwandelte dort, lebten sonst auf dem Lande, mitten in den rührenden Schönheiten der Natur; ach wie viele herzliche Freuden haben wir beim Auf- und Untergehn der Sonne ausgestanden. — Meine Doris liebte mich so überschwänglich, ich sollte in wenigen Tagen mit ihr auf ewig verbunden werden, als mich der Satan aus Vorwitz hier in den Wald führte, wo ich denn so bezaubert wurde, wie Sie mich jetzt gewahr werden.

Trappola. Ei, Du armer Kerl. *zieht eine Flasche heraus.* Da trink einmal, das bekömmt Dir wohl gut.

Erster Vogel. Schönen Dank.

Zweiter Vogel. Laß mich ebenfalls kosten.

Sie trinken und fangen an zu tanzen: einige andere seltsame Masken erscheinen, die auch nach einer fröhlichen Musik hüpfen und sich bald wieder in den Wald zurückziehen.

Trappola. Hier ist ein lustiges Leben. — Aber nun muß ich auch einmal untersuchen, ob auch an meinem Verstande noch kein Abbruch geschehn ist. Ich bin Trappola? — richtig! — ich habe Camilla meinem Freunde abgetreten? — — richtig! — ich bin der klügste Mann im Lande? — — richtig!

Nun ich bin nicht in der Irre,
Denn ich weiß noch wer ich bin,
Es erlieget dem Gewirre
Niemals mein verständ'ger Sinn.
Alle sonst'ge weise Leute
Gegen mich nur Kinder sind,
Und es zeigt sich wahrlich heute,
Wer verliert und wer gewinnt.

Mein Verstand ist noch so beisammen, als man es sich nur wünschen kann; zum malen! da bestätigt sich doch der alte Satz, daß gewisse Leute nicht unsinnig werden können, wenn man auch alle Anstalten dazu trifft.

Albrovan *kömmt.* Hier ist der Ort, ich höre die wunderbaren Töne.

Troppola. Ja ich höre sie auch; aber nehmen Sie Ihren Verstand in Acht.

Albrovan. Was machst Du hier?

Trappola. Was ich hier mache? Da steh' ich zum Wohl des Vaterlandes.

Der Nachen von Schwänen gezogen erscheint. Die Fee Allina im Nachen.

Allina.

Woher in dieser Einsamkeit?
Bist Du entflohn der Menschen Neid,
Zu schmecken hier die Seligkeit?
Die Blumen, Bäume bieten Gruß,
Die schöne Welle dir Genuß,
Allinens Mund den Freundschafts-Kuß.

Abrovan.

Was seh' ich?
Welche Himmelstöne berühren mein Ohr?
Wie ruht sie auf der silbernen Fluth,

Die des Mondscheins goldne Strahlen küssen;
Wie gießt sich um die Göttliche
Und spielt um sie ein Funkenregen;
Wie jauchzt der Hain,
Wie freun sich die Gebüsche?
Sie ruht so hingegossen lieblich,
Daß selbst die Sterne funkelnder
Zur lieben Nähe süß hernieder glänzen.
Mein Herz! was fühlst du? welchen Zauber?

Trappola.

O bleiben Sie ein Mann!
Hier nehmen Sie den Trank
Als ein Geschenk nur an,
Und trinken Sie zum Dank.

Allina.

Willst Du im Walde heimisch seyn?
Im süßen lieben Dämmerschein,
So geh zu meinen Freunden ein.

Trappola.

Die Freunde werden Affen seyn.

Aldrovan.

Angelica!
O laß Dein Angedenken mich beschirmen!
Entzieh, entzieh mich diesen Melodieen,
Die sich mit leiser lieblicher Gewalt
Wie Fesseln um mein Herz, um meine Sinne weben.

Allina.

O schenke Dein Leben,
Dein Herz der Gewalt
Dem einsamen freud'vollen Aufenthalt.

Trappola.

Mir wird's in allen Gliedern kalt,
Mein Verstand erhält sich nur noch eben.

Aldrovan.

Ich nehme das schützende Blatt. *er liest.*
Zauber schwinde,
Weht ihr Winde,
Ueber Berge, über Thal,
Ins tiefste Meer des Volkes grause Qual.

Die frohe Musik wird klagend, das Theater finster, der Rachen entfernt sich nach dem Hintergrunde, der Sturm beginnt.

Allina.

So belohnst Du mir das Lieben,
Das ich Dir im Herzen trage?

Trappola.

Der Zauber fühlt sich schon vertrieben,
Das ist jetzt seine letzte Klage.

Aldrovan.

Mich lockt, erschüttert die Sirenen-Stimme.

Allina.

O helft! o helft! ich erliege dem Grimme.

Chor *unsichtbar.*

Wir fühlen neues Leben
In allen Adern weben.

Allina.

O schenke mir mein Leben!

Trappola.

Ich fühle nur noch eben
Einen Rest von Besinnung in mir;
Was gilt es, ich werde zum Thier?

Aldrovan.

Ich muß vollenden,
Mein Herz zerbricht,
Die Götter senden
Mir Kraft und Licht.
Dem Feigen wenden
Sich Geister nicht: —
Zauber schwinde!
Weht ihr Winde,
Ueber Berge, über Thal,
Ins tiefe Meer des Volkes grause Qual.

Mit den Worten wird die Finsterniß, der Sturm stärker, der Rachen verschwindet ganz im Hintergrunde, wo ihn die schäumenden Wogen zu versenken drohen.

Chor *unsichtbar.*

Wie wallen die Wogen,
Wie rauscht es im Wald,
Wir werden gezogen
Von magisch kräftiger Gewalt,
Es endet bald!

Allina, *mit klagendem Ruf.*

Es wüthen verderbend
Die Fluthen, sie schlagen
Hoch oben zusammen,
Verschlingen und tragen
Die höllischen Flammen.
O Jammer! wer rettet,
O Hülfe! wer kettet
Die Geistermacht fest,
Die mich treulos verläßt.

Trappola.

Hier hilft, ich will wetten,
Keine Ketten, kein Retten!
Der Wald kriegt den Rest.

Aldrovan, *das Blatt wegwerfend.*

Ich trage das Sehnen
Im Busen nicht länger,
Nur wilder und bänger
Erregen Gedanken
Das Herz mir und brennende Thränen!
Komm zurück, du holdes Bild!
Komm zurück!

Das Theater erheitert sich nach und nach, die Fee kömmt im Rachen zurück.

Allina.

O Glück!
Du giebst dem Verlangen
Dich gerne gefangen?

Chor *unsichtbar.*

Von neuem wir bangen
Im Kerker gefangen;
Gegeben der Pein!

Trappola.

Wie tanzet der Hain,
Wie schwärmen Najaden
Mit wilden Dryaden
Im Strome zu baden
Ins Wasser hinein.
Ich werde geladen
Und will mit fröhlichem Herzen Euer seyn.
geht ab.

Aldrovan.

Ich bleibe Dir treu;
Woher diese Scheine?
Ein Glücke so neu
Begegnet im Haine:
Stets bin ich der Deine.

Allina.

Ha ha! gewonnen;
Die Beschwörung zerronnen,
Ha, ha, er ist mein

Chor.

Ha, ha, er ist Dein.

Sie fährt triumphirend fort.

Angelica tritt wahnsinnig auf.

Töne? wohin führt ihr meinen Schritt,
Bin ich hier im Pallast aller Götter?
Welch' ein goldnes Frühlingswetter
Geht in lauen Lüften mit?

Albrovan.

Wer bist Du holder Schein?

Angelica.

Vernimmst Du diese Töne?
Ach fern aus trüber Ferne,
In dunkler kalter Welt,
Da schienen goldne Sterne,
Die lockten mich aus der Ferne
Und nun mich das Glück in Liebe gefangen hält.

Albrovan.

O gieb mit süßem Munde
Von jener Welt mir Kunde!
Mir träumte, einst mein Glück
Sei nur Angelicas Blick.

Angelica.

Sie ist gestorben, begraben,
Die finstern Götter haben
Geendet ihr Geschick.

Beide.

Auf wundervollen Pfaden
Wohin, wohin ach! sollen wir gehn?
Wie Liebe, Sehnsucht uns umwehn!
Wir werden von Stimmen geladen;
O Glücke! laß Dich sehn!

Camilla, Rondino kommen.

Alle, umherirrend.

Wie fröhlich,
Wie selig
Das trunkene Leben!
Geschicke,
Welch Glücke
Hast du uns gegeben.

Chor, unsichtbar.

Sie rasen, es kennt
Nun keiner den Andern,
Es sei Euch zu wandern
Im Wahnsinn gegönnt!

König, Climene, Sebastiano, Samieli, Trappola, und alle übrigen erscheinen, von Wahnsinn umher getrieben. Die Musik des bezauberten Waldes geht fort; Oriana erscheint oben auf dem Felsen, Allina auf dem Bache.

Oriana.

Meine Rache ist vollbracht!

Allina.

Deine Macht,
Meine Macht
Hat unsern Sieg vollbracht!

Olallins Stimme.

In allen Sinnen Nacht!
Triumph! wir siegen,
Sie erliegen
Der Geister Macht.

Oriana, Allina, Olallin.

Noch wilderes Grauen
Erfasse ihr Herz.
Wir jauchzen und schauen
Sie alle zerrissen vom wüthenden Schmerz!

Eine wunderbare gräßliche Musik, eine Tanzlust befällt alle, seltsame Masken und Gestalten treten herein, ein großes, ausdrucksvolles, magisches Ballet, das Wahnsinnige in wunderlichen, aber nicht widrigen Gestalten darstellt.

Chor.

Sie wüthen und lärmen,
Sie rasen und schwärmen
Sich unbewußt;
Noch wilder und freier
Ergreife das Feuer
Schnell jegliche Brust.

Ein heftiger Donnerschlag. Olallin, eine colossale Figur, erscheint in Wolken zwischen den Bäumen, in demselben Augenblick Elfino gegenüber auf einer Wolke, der einen gespannten Bogen hält und nach Olallin zielt, der Pfeil fliegt ab und trifft ihn; der Riese stürzt zerschmettert herunter. Die wilde Musik schweigt, alle stehen und kommen zur Besinnung; gegenseitige Erkennungen.

Allina. Verloren!

Sie sinkt mit dem Nachen unter.

Oriana. Der Schreckliche!

Entflieht von den Bergen.

Elfino steigt von seiner Wolke nieder, legt Angelicas und Albrovans Hände in einander, die sich erkennen; er winkt, Geister erscheinen, mit denen Climene versinkt; indem verwandelt sich das Theater in einen prächtigen, unabsehlichen Feenpallast mit wunderbarer Architektur; ein schöner Thron, den Elfino besteigt.

Chor von Geistern.

Es ist uns gelungen,
Der Feind ist bezwungen,
Die Götter geben den König zurück.

Alle.

O herrliches Glück!
O herrliches, wunderherrliches Glück!

Der Vorhang fällt.

Alla-Moddin.

Schauspiel in drei Aufzügen.

1790. 1791.

Personen.

Alonzo, Statthalter auf Manilla.	Ein Fremder,
Alla-Moddin, gefangener König der Suhlu-Inseln.	Pedro, ein Officier Alonzo's.
Amelni, seine Gattin.	Lorenzo, der Kerkermeister.
Lini, sein Sohn, Knabe von acht Jahren.	Gonsalvo, ein Officier Gusmann's.
Sebastiano, ein Jesuit.	Bedienter Alonzo's.
Omal, Befehlshaber Alla-Moddins.	Schabbin, Runwal, } Suhluaner.
Gusmann, ein Spanier.	Andre Einwohner der Suhlu-Inseln.
	Spanier.

Die Scene ist auf Manilla, einer spanischen Besitzung in Ost-Indien.

Erster Aufzug.

Großer gewölbter Gefängnißsaal ohne Fenster; in der Mitte hängt eine Lampe, die einen schwachen dämmernden Schein verbreitet. Im Hintergrunde sieht man eine Art von Verschlägen mit Ruhebetten für die Gefangenen. An den Seiten steinerne Bänke.

Erste Scene.

Alla-Moddin. Amelni. Lini.

Amelni liegt, mit dem Kopf auf eine steinerne Bank gelehnt, und schläft. Alla-Moddin steht im Vorgrunde und blickt seufzend nach dem matten Schein der Lampe; Lini beschäftigt sich mit einem kleinen Vogel, der in einem Käfig in einer Mauer des Gefängnisses hängt.

Lini. Nun Du kleiner gefiederter Freund, wie geht es Dir? — Du hast mir heute noch kein Lied gesungen. — Möchtest wohl gern weiche Safranblätter essen; aber was hilft's, wenn ich es auch dem rauhen unfreundlichen Mann sage, er bringt Dir doch keine; — oder grämst Du Dich, weil Du gern frei seyn möchtest? — Bin ich doch auch hier eingesperrt. — Es ist so dunkel, ich kann nicht einmal sehn, ob Du traurig bist; unser kleiner Mond scheint heut so finster.

Alla-Moddin *in Gedanken verloren für sich seufzend.* Ach! Amelni!

Lini. Sie schläft dort auf dem steinernen Bette. — Soll ich sie wecken?

Alla-Moddin. Sie schläft? — O laß sie schlafen!

Lini. Vater — —

Alla-Mobin. Was willst Du, mein Sohn?

Lini. Mein Vogel will heut durchaus nicht singen, kannst Du mir nicht die Zeit vertreiben? Ich weiß nicht, seit wir hier sind, komm' ich mir schon so alt vor. — Die Tage der Europäer sind weit länger als die auf dem sonnigen Suhlu. — Was soll ich thun?

Alla-Moddin. Schlaf! Wohl dem, den der weiche Schlaf mit seinen zarten Armen umfängt, bei seiner Ankunft treten die grauen Sorgen zurück, dann läuft die Woge der Zeit schneller vorüber. — Schlaf!

Lini. Das ist es eben, ich kann nicht schlafen und doch wünsch' ich zu schlafen, wenn ich wache. Wenn ich mich auf mein Bett hinlege und nach der dämmernden Lampe hinblicke, dann ist mir oft, als müßt' ich durchaus irgend etwas thun, ein heller Schein geht durch meine Seele, — ich springe auf, — ach! und dann steht die kalte, kalte Mauer vor mir.

Alla-Moddin *für sich, ihn traurig anblickend.* Des Knaben Geist erwacht, — und ich!

Lini. So wie ich nur die Augen zumache und einschlummre, lachen mir sogleich die grünen Fluren Suhlu's entgegen. Ich hüpfe umher und pflücke mir purpurrothe Blümchen, fahre auf meinem kleinen Kahn über den hellen See und tauche mit dem bunten Ruder lachend die schwimmenden Lotosblätter

unter, ich sehe alle meine kleinen Freunde wieder, alle freuen sich, wir springen umher, — und dann wach' ich auf. Ach! dann möchte mir hier im finstern Hause die Wehmuth das Herz zerreißen. Dann ist mir, als hätt' ich mich in einen schwarzen Wald verirrt und könnte mich nicht wieder nach Hause finden, und darum mag ich gar nicht gern schlafen.

Alla-Moddin. Armer Lini!

Lini. Manchmal bin ich wieder, ohne selbst zu wissen warum, auf ein paar kleine Augenblicke so froh — so froh — Du kannst gar nicht glauben, wie sehr. Meine Brust wird so leicht, und ein schöner Sonnenschein glänzt freundlich neben mir. Und, nicht wahr, Vater, die grausamen Spanier können uns auch nicht immer hier eingesperrt halten? Ich werde Suhlu einmal wieder sehn, ich werde meinen kleinen Garten wieder sehn. O wie will ich dann voll Freude jeden alten bekannten Baum umschlingen, bei jeder Blume will ich mich hinlegen und sie küssen. Ich denke immer, lieber Vater, ich sehe doch noch einmal meinen lieben kleinen Palmbaum wieder, der grade so alt ist als ich.

Alla-Modin trocknet sich die Augen. Ich hoffe es.

Lini. Ach nein, Du hoffst es nicht, dann würdest Du fröhlicher seyn, ich verstehe Dich recht gut. Was kümmert es denn Alonzo, ob der kleine Lini gern einmal wieder in seinem Garten spazieren ginge, was kümmert es ihn, ob der Vater weint und die liebe Mutter da auf dem harten Stein schläft.

Alla-Moddin. Ach Amelni! er geht zu seiner schlafenden Gattin. Wie lieblich schmiegst du dich ruhend an den drückenden Stein! — Schön, wie eine silberne Blüthe, die der Wind auf einen Fels hintrug. — Du sonst so glücklich, ruhst hier auf diesem Stein? — Doch, auch itzt bist du glücklich, denn du schläfst! Auf goldenen Wolken schweben die Seligkeiten des Himmels um dich her, denn Du lächelst so süß, und dein Lächeln erhellt diesen Kerker wie die Frühlingssonne den unbelaubten Wald. — O holder Schlaf! Warum fliehst du von meinen bethränten Augen? Laß mich wenigstens von Freiheit träumen! So sanft schläfst du hier auf diesem harten Stein? hart und unfreundlich wie Alonzo; — Ob ich dich wecke? — Nein, so holde Träume würden dich nicht wieder anlächeln. — Ist es nicht genug, daß der Gram mein Herz zerreißt, soll auch das deinige bluten? — er setzt sich in eine Ecke des Gefängnisses. Ach Valmont! — gedenkst du noch deines Versprechens? — Omal! — Alle meine Freunde haben mich verlassen, zurückgelassen eine Beute dem Kummer. Er lehnt den Kopf an die Mauer und sitzt in Gedanken verloren.

Lini, der indeß zu seinem Vogel zurückgekehrt ist. Sieh, hier schenke ich dir mein letztes Stückchen Zucker. — Mein letztes, hörst du wohl? — Dafür mußt du mir aber auch ein Liedchen singen — Nun? der Vogel fängt an leise zu singen. Schön! Schön! er nimmt eine kleine Laute und begleitet damit den Gesang des Vogels. Wie der kleine Stolze mit den Tönen der Laute wetteifert!

Alla-Moddin. Jetzt hat er vergessen, daß er unglücklich ist — o ihr seligen Kinderjahre!

Lini. Ich danke dir für dein Lied — Dafür will ich dir auch eins von meinen Liedern singen.— Er spielt und singt leise, nach und nach wird sein Gesang lauter und munterer.

Der Frühling kömmt!
Die Wolken fliehn,
der Himmel glänzt!
Der Frühling kömmt!
und Regenbogen
sind seines Wagens
gleitende Räder.
Blumengekränzt,
in Sonnenstrahlen
schwebt unter säuselnden Winden
nieder der Gott.
Tausend Blumen bekränzen sein Haupt,
tausend Blumen umflechten
sein blaues Gewand.
Er lächelt —
aus goldenen Locken,
vom blauen Gewande
fließen zur Erde die Blumen hinab.
Es blüht die Flur,
es grünt der Hain,
und jeder Zweig
tönt süßen Genuß
dem Frühlingsgotte. —
Wonnegesang!
Wonnegesang!
Rauscht durch den Palmenhain!
Durch die blühenden Bäume
säuselt der West,
mit den Blüthen scherzend.
Viele der Blüthen,
viele der Blumen
sinken zur Erde. —
Wenn Mondschein sie küßt,
wenn Thau sie tränkt,
Mondschein des Frühlings,
Frühlingsthau, —
entschweben ihnen
mit leisem Fluge
schöne blaue Schmetterlinge.
In den Blüthen der rauschenden Bäume,
unter Blumen der duftenden Wiese,
flattern uud schwärmen sie
hier und dort.
Sie suchen die Schwestern,
sie suchen die Brüder,
in Blüthen und Blumen,
und küssen sie alle.
Haben sie die Zwillingskinder aufgefunden,
nisten sie sich in dem väterlichen Baum ein,
bergen sich in Blüthen oder Blumen,
An der süßen Wiederkennung sterbend.—

Amelni, erwachend. Wo bin ich? — Ach Alla-Moddin! — Ein schöner Traum täuschte mich, — ich strecke meine Arme nach dem Glück' aus, und der schwarze Jammer tritt meiner Umarmung entgegen.

Alla-Moddin. Du träumtest schön, denn Du lächeltest so süß im Schlafe. Mein ganzes voriges Glück stand bei Deinem Lächeln in seinem hellsten Glanze wieder vor mir.

Amelni. Ach! ich träumte von unsrer Freiheit. — Wir saßen beide im Vollgenuß des neuen Freiheitgefühls an jenem silbernen Bach in Suhlu, wo ich Dich zuerst sahe. Bienen summten freudig um uns her im warmen Sonnenstrahl, die Palmen

rauschten uns ihren frohen Willkommen entgegen; wir saßen stumm da, Hand in Hand, und betrachteten mit Entzücken die rothen Blümchen, die sich über den Bach bogen und in seinem Spiegel betrachteten. Aus der Ferne tönten durch den Duft der blühenden Bäume die Chöre der Jünglinge und Mädchen, die das Frühlingsfest sangen; Vögel jauchzten aus neigenden Wipfeln in den Chorgesang, wir schwiegen — und weinten! — Ach es war ein schöner Tag, an dem wir einst wonneberauscht neben jenem Bach saßen,— gedenkst Du noch dieses Tages?

Alla-Moddin. Ob ich seiner gedenke? — Es war der erste, an welchem ich Dich meine Gattin nannte. Jene goldnen Tage liegen weit hinter uns, tief unten in einem blumenvollen Thale; wir aber wandeln verirrt über nackte Felsen, und werden dies Thal nie wieder sehen. — Ewig sei der Tag verwünscht an dem ich Manilla zuerst erblickte!

Amelni. Drücke Dein Haupt nicht so schwermüthig gegen die Mauern, laß der Hoffnung Raum. Kein Mensch kann vor seinem Tode sagen: ich war zum Unglück verdammt. Wir fahren im Boot des Lebens bald blühenden Wiesen, bald kahlen Felsenwänden vorüber.

Alla-Moddin. Die Krone ist von meinem Haupte in den Staub gefallen. Hier steht der König und zählt die Steine der Mauer! — O!

Amelni. Ich erschrecke vor Dir! — Du wirst immer düsterer. Sonst gingst Du umher, sprachest mit mir, erinnertest Dich der frohen Vergangenheit und sahst getröstet in den Spiegel der Hoffnung, Du spieltest auf der Laute und sangest Lieder vom schönen Suhlu! aber itzt! — Du seufzest den Tag hinweg, und wenn die Nacht kömmt, wünschest Du den Tag. Immer sitzest Du dort an die Wand gelehnt, Dein Auge starrt auf einen Punkt, und Dein Geist schwebt in Suhlu umher. — O theurer Gatte! Wenn Du hier im fremden Lande zum ewigen Schlaf hinsänkest, fern von Deinen Freunden und Verwandten hier, wo über Deinem Grabe Jünglinge und Mädchen keinen Grabgesang sängen — auch mich würde der Gram tödten. —

Alla-Moddin. Ich ruhe an dieser Stelle, um die freie Luft des Himmels einzuathmen. Sieh, die Zeit und der Sturmwind oder ein Erdbeben haben hier eine Kluft in die Mauer gerissen. — Ich höre aus der Ferne das dumpfe Rauschen der See, und denke an Valmont und Omal. Hier stehe ich, und blicke mit starrem Auge über das sonnenbeglänzte Meer hin, meine kranke Einbildung schafft aus Schiffern am Ufer meinen Omal; wenn ein Schiff vorbeisegelt, so glaub' ich, es eile zu meiner Rettung herbei, ach! und schon hundertmal färbte der blasse Schein des Abends jene Wogen, und eben so oft ward mein banges Erwarten, meine Sehnsucht getäuscht. Sieh, dort hinter jenen grauen Wogen muß Suhlu liegen, ach säh' ich doch sein fernes Ufer dämmern!

Lini. Wo? O laß mich sehen, Vater! — Ach, endlich seh' ich doch einmal wieder Sonnenschein! — Sieh, welchen glänzenden Mantel die Sonne auf das Meer deckt, tausend kleine leuchtende Sonnen tauchen sich aus den nassen Wogen empor. — O wie wohl ist mir wieder! Ach, mir ist, als könnt' ich das ferne Ufer sehn, als trüge der Wind, der mich mit sanftem Fittig schlägt, den Duft meines Gartens, als könnte ich den Schaum entdecken, den die Wogen mühsam an das Ufer zusammentragen. —

Amelni. O sieh! — Wie dort der blaue Himmel sich aus den schwarzen Wolken hervorgießt! — o ja, wir werden wieder glücklich! gewiß! die Götter Suhlu's leben noch, sie umspannen den Himmel und halten Suhlu in ihrer Hand, sie werden Deiner gedenken. Sieh, ein Regenbogen fließt durch das Gewölk, das schönste Bild der Hoffnung!

Alla-Moddin. Der Hoffende greift nach einem Schatten, der ihn hiehin und dorthin leitet. —

Amelni. Deine Amelni lebt ja noch.

Alla-Moddin. Ja sie lebt, — hier im Grabe. — O wär' ich allein hier, unbemerkt sollte mein Schmerz mich hier zerstören, aber Du,— so oft ich Dich ansehe, heben schwere Seufzer meine Brust, jede Deiner Thränen, jeder Deiner Seufzer fällt schwer auf meine Seele. —

Amelni. Was ist Dir, Geliebter?

Alla-Moddin. Daß er uns verließ, daß er uns Freiheit versprach! schon seit einem Jahre harren wir mit Sehnsucht seiner Rückkehr, harren seiner mit eben der ängstigenden Ungeduld, mit der ein dem Schiffbruch Entronnener jeden Morgen weinend in das Meer hinaussieht, ob nicht endlich ein Schiff erschienen, ihn in sein geliebtes Vaterland zu führen.

Amelni. Er versprach uns so gewisse Hülfe.

Alla-Moddin. Er war so gerührt, und doch hat er seines Versprechens vergessen.

Lini, der sich indeß zu ihnen gesetzt, und aufmerksam zugehört hat. Meinst Du, Vater, daß er uns wirklich vergessen hätte?

Alla-Moddin. Gewiß.

Lini. Das kann ich Dir doch nicht glauben.

Alla-Moddin. Warum nicht?

Lini. Weißt Du nicht mehr, wie er abreiste? — Er hob mich vom Boden auf, nahm mich in seine Arme und küßte mich so herzlich, daß ich dem Manne gleich so gut ward, daß ich weinen mußte. Er küßte mich, und sagte: Nun, Lini, bald wirst Du wieder auf Suhlu seyn! — In eben dem Augenblick ging die Thür des Hauses auf, und ich sahe ganz tief, ganz tief in der Ferne zum erstenmal wieder einen grünen Baum. Das macht, daß ich das alles nicht wieder vergessen habe. Warum hätt' er mich wohl geküßt, wenn er nicht wirklich mein Freund wäre und sein Versprechen halten wollte.

Alla-Moddin. Ach armer Knabe, Du weißt nicht, daß diese heilige Sitte in Europa nicht so geehrt wird, als bei uns. — Der Europäer küßt seinen Freund auch, und stößt ihm in der Umarmung den Dolch in den Rücken. —

Lini. Nein, Vater! dann ist Valmont gewiß kein Europäer. — Er liebt mich wirklich.

Alla-Moddin. Woher weißt Du es so zuverlässig?

Lini. Hat er mir denn nicht den schönen Vogel da geschenkt? — Warum hätte er das gethan? Ich konnte ihm ja dafür nichts wieder schenken. — Und so oft nun mein Vogel singt, so oft denk' ich an Valmont und Suhlu, und wie er mich küßte und sagte: Nun, Lini, bald wirst Du auf Suhlu seyn. — Auch Omal, so oft ich ihn fragte: Kommen wir

nicht bald nach Suhlu? sagte jedesmal: Bald wird der Fremde Dich dahin abholen.

Alla = Moddin. Und doch hat er selbst seine Ankunft nicht erwartet, — ach Omal! — ich nannte Dich meinen edlen Freund, und doch — er versinkt in ein tiefes Nachdenken.

Lini. Ja Vater, auf Omal bin ich auch recht böse, von ihm will ich mich gewiß nicht wieder auf dem Strom fahren lassen, er soll mir keinen einzigen Kranz wieder flechten.

Amelni. Warum denn?

Lini. Sieh nur, liebe Mutter, hätte er uns alle nicht mitnehmen können, als er fortging? Oder wenn das nicht möglich war, so hätte er auch hier bleiben müssen, er hätte mir noch manchmal die Zeit vertrieben, er spielte gern mit mir. — Und dann hat er auch gelogen.

Amelni. Wann?

Lini. Du weißt ja, er riß eine Menge Steine aus der Mauer und sprang hinab. — Einmal konnt' ich in der Nacht gar nicht einschlafen, da hör' ich ein Poltern und finde Omal, der die Steine aushebt; ich mußte ihm versprechen, dem lieben Vater nichts davon zu sagen, weil er es ihm selbst sagen wollte; ich schwieg auch, denn ich hatt' es ihm versprochen. Bei Tage war er immer bei uns, und das Fenster, das er sich gemacht hatte, war nicht da, des Nachts machte er es immer größer und nach ein paar Tagen war er fort.

Alla = Moddin. Was hülf' es mir, wenn auch er den stummen Wänden klagte? Er hätte zu viel gewagt, uns alle zu retten. — Aber ich wäre nicht ohne Dich entflohen, Omal.

Amelni. Die Schlösser rauschen, es kömmt jemand zu uns!

Alla = Moddin. Ich wünsche, wir blieben ewig hier ungestört. Widrig sind mir die Blicke neugieriger Fremden, und jene Pfaffen hasse ich, die täglich meinen Geist bestürmen.

Zweite Scene.

Vorige. Ein Fremder.

Fremder, der in einem Mantel und in spanischer Tracht hereintritt. Er verbeugt sich anständig gegen Alla-Moddin, sieht ihn scharf an und unterdrückt einen Seufzer, er grüßt Amelni und Lini, geht dann auf Alla-Moddin zu und reicht ihm freundschaftlich die Hand. Mit niedergesenktem Blick erwiedert Alla-Moddin die Begrüßung kalt und fremd. Du bist Alla = Moddin?

Alla = Moddin, der bei dem Ton der Stimme aufmerksam wird. Der unglückliche Alla = Moddin, der sich jedem Blicke neugieriger Fremden bloßstellen muß. — Nein, sieh mich nicht so mitleidig an; dann fühl' ich mein Elend am stärksten, wenn ein durchreisender Fremder, der aus Neugier auch den gefangenen König sehen will, mich mit seinem Mitleid quält. — Setz Dich nieder!

Amelni setzt sich im Hintergrunde auf ein Ruhebett, Lini auf eine steinerne Bank auf der andern Seite und klimpert auf seiner Laute.

Fremder. Wie menschenfeindlich hat Dich Dein Unglück gemacht! — Glaube mir, nicht Neugier, wahre Theilnahme führte mich in diesen Kerker.

Alla = Moddin. Theilnahme?

Fremder. Du mußt es mir glauben, daß Theilnahme eines Freundes mich zu Dir brachte, daß ich über Dein Schicksal Thränen vergoß.

Alla = Moddin. Nun wohl, ich will Dir glauben, um den Ton Deiner Stimme willen; ach, sie erinnert mich an so manche selige verfloßne Stunde, sie erinnert mich an meine Freunde, die mich verlassen haben; denn, indem ich Dich sprechen höre, ist es, als stände mein Freund Balmont vor mir, hell dämmert jene Stunde in meiner Seele auf, als wir durch eine Umarmung das heilige Band der Freundschaft knüpften, als er hier vor mir stand und seine Hand in die meinige legte und mir Befreiung verhieß. — Dein Gesicht, — Dein Auge — Du bist Balmont selbst! —

Fremder. Ich?

Alla = Moddin. Bist sein Bruder, — doch nein, wie kömmst Du zu dieser Tracht meiner Feinde, — er war kein Mitglied dieses Volks, das mich elend gemacht hat; — mein Freund glänzt hell in meiner Seele, aber Du bist es nicht. —

Fremder. Und könnt' ich es nicht werden? —

Alla = Moddin. Durch Deine Gegenwart — kehrt Heiterkeit in meine Seele zurück, — nun wohl, wer meinem Balmont gleicht, bei dem ist nichts zu wagen. — Aber Du bist ein Spanier, wer wagt nicht bei der Freundschaft eines Spaniers? — Nein, nein, ich will betrogen seyn, wenn Du betrügen kannst, — o wie will ich dann die Welt recht herzlich hassen, ein Schutzort wird mir dieser Kerker scheinen.

Fremder, gerührt. Vertraue mir.

Alla = Moddin. Ach schon viele Europäer sahen mich hier im Elende, bedauerten mich, nannten sich meine Freunde, — und verließen und vergaßen mich. — Unter allen meinen Freunden fliegen nur zweien meine Seufzer nach.

Fremder. Wem?

Alla = Moddin. Balmont und Omal.

Fremder. Omal? War er nicht mit Dir im Kerker?

Alla = Moddin. Er war.

Fremder. Wo ist er jetzt?

Alla = Moddin. Vielleicht todt, vielleicht lebend, stets glücklicher als ich. Er stieß eine Oeffnung in die Mauer und entflohe.

Fremder. Und Balmont?

Alla = Moddin. Er war ein edler Mann, den ich wie meine Seele liebe, wenn gleich vom Schicksal unsre junge Freunschaft nach wenigen Tagen wieder zerrissen ward. — Auf einer Reise aus Frankreich, seinem Vaterlande, kam er zu mir auf Suhlu, ich kannte ihn nur kurze Zeit, als ich ihn liebgewann, — wir fuhren einst auf einem kleinen Nachen beim Schein des Abends auf dem See, das Boot schlug um, er sank, — daß ich ihn rettete, verband unsre Seelen noch inniger. — Je länger ich in Dein offnes Auge sehe, je mehr wächst mein Zutrauen zu Dir, und darum erzähl' ich Dir meine Geschichte, wie ich noch nie that. — Bald darauf rief die Pflicht Balmont von Suhlu aus meinen Armen — und ich unternahm, wie ich schon oft gethan hatte, eine Reise

zu den Besitzungen der Europäer, meine Gattin, mein Sohn, und Omal, mein Freund, begleiteten mich. — Ach! zur unglücklichen Stunde setzt' ich den Fuß in das Schiff, denn es trug mich in den Kerker. — Ich reiste hieher, nach Manilla, um manche Künste und Erfindungen von den klügern Europäern nach Suhlu hinüberzubringen, um dadurch das Glück und die Sicherheit meines Volks zu vermehren.

Fremder. Und?

Alla-Moddin. Der Statthalter schien mein Freund, er und eine Menge Jesuiten umlagerten mich täglich, und schienen um meine Freundschaft zu wetteifern, o warum traut' ich aber diesen Schlangen? — Kannt' ich nicht die Bosheit der Europäer? — Man wollte mich bereden Christ zu werden, ich weigerte mich: man suchte mich dahin zu bringen, den Jesuiten den Eintritt in Suhlu zu erlauben; auch dieses versagt' ich. — Nun fiel plötzlich wie ein Morgennebel die erheuchelte Freundschaft; in ihrer wahren Gestalt standen die Spanier vor mir. — Ein Kerker verschloß mich, und das, was mir auf dieser Welt am liebsten ist.

Fremder. Schändlich!

Alla-Moddin. Um einen Vorwand, diese That zu rechtfertigen, war man nicht lange verlegen, so widersinnig er auch seyn mochte. Man behauptete, ich sei hierher gekommen, die Lage des Landes und der Festung auszukundschaften, dann mit meinen schwachen, wehrlosen Indianern zu landen — und Manilla zu erobern! — Dieser Anklage wegen seufz' ich nun schon zwei Jahre in diesem Kerker, mein Volk ist ohne König, Suhlu steht verlassen, offen der Verrätherei jedes Boshaften. — Nach einem Jahre erschien Balmont in meinem Kerker, er hatte von meinem Unglück gehört, es rührte ihn bis zu Thränen, mit Freundeshandschlag versprach er mir Rettung, Freiheit, und schon dreihundert Tage flossen indessen in das graue Meer der Zeit hinab. — und er kehrt nicht wieder.

Fremder. Aber er wird wiederkehren, vertraue ihm. Kannst Du wissen was ihn zurück hält? — Er kömmt gewiß, denn Balmont hält, was er versprach.

Lini, der indeß herbeigekommen ist, und den Fremden aufmerksam betrachtet hat. Nicht wahr, lieber fremder Mann, Balmont kömmt gewiß wieder?

Fremder. Gewiß. Liebst Du ihn?

Lini. Ja, und er liebt mich auch. Sieh, den kleinen niedlichen Vogel dort hat er mir geschenkt. —

Fremder. Willst Du nicht auch mein Freund werden?

Lini. Ach, ich wollte wohl, wenn ich nur könnte. Du bist aber ein Spanier, und ein Spanier kann unmöglich mein Freund seyn.

Fremder. Wenn ich Dir nun sage, daß Balmont auch mein Freund ist?

Lini. Dann will ich mir wenigstens Mühe geben.

Alla-Moddin. Wie sagtest Du? Balmont sei Dein Freund? —

Fremder. Mein Vertrautester. Ich lernte ihn vor einigen Jahren in Frankreich kennen, und als ich eben itzt von Spanien abreisen wollte, sah' ich ihn dort.

Alla-Moddin. Komm' oft zu mir in meine düstere Wohnung. Deine Freundschaft wird mich wieder etwas mit dem Schicksal versöhnen; Du sollst mir jene verhaßten Stunden ersetzen, die Sebastiano mir raubt.

Fremder. Sebastiano?

Alla-Moddin. Er ist ein Jesuit, den der Statthalter täglich abschickt, mich zum Uebertritt zum Christenthum zu überreden, und den Jesuiten zu erlauben, auch in Suhlu ihre Lehre auszubreiten. — So ist meine Zeit zwischen trauriger Einsamkeit und verhaßten Gesprächen getheilt, von diesem Boshaften bestürmt. Die Götter meines Landes zürnen auf mich, daß sie mich ein Spiel seyn lassen der Schändlichen, daß sie es dulden, daß ich hier im Jammer verschmachte. —

Fremder. Fasse Muth, Balmont lebt und gedenkt Deiner, er ist unermüdet in seinen Bemühungen für Dich, er wird bald —

Alla-Moddin. Und woher diese Zuverlässigkeit? Du sahst ihn schon seit einem Jahr nicht mehr.

Fremder. Nein — aber ich kenne sein Herz. Es liebt Dich, durch Deine Freiheit wird er Dir den Dank für sein Leben bezahlen.

Alla-Moddin. Ich mag nicht mehr hoffen. Viel langsamer schleicht der Tag, wenn man die Stunden zählt, auf ein glänzendes Ziel die Augen geheftet, das nimmer näher rückt. Ich überlasse mich der Zeit mit eben der Gleichmuth, mit der ein Berg sich von Schnee und mit Blumen bekleiden läßt. Das Unglück mag mich bestürmen, ich will nicht murren, ich will das Glück wieder in meine Arme nehmen, ohne mit ungeduldigem Auge ihm entgegenzusehen. — So will ich dulden wie es einem Manne ziemt.

Lini. Ach da hör' ich den schleichenden Mann kommen, der immer so die Augen verdreht.

Amelni. Sebastiano kömmt, ich verlasse Dich.

Lini. Ich gehe mit Dir, Mutter, denn ich fürchte mich wenn ich die glühenden Augen des hagern Mannes ansehe.

Amelni und Lini gehn in eine andre Abtheilung des Saals, die Thür geht auf, und Sebastiano tritt herein.

Dritte Scene.

Alla-Moddin. Der Fremde. Sebastiano.

Sebastiano. Der Himmel segne die Bemühungen des heutigen Tages! — *er heftet einen festen Blick auf den Fremden.* Alla-Moddin, hast Du meinen gestrigen Worten nachgedacht?

Alla-Moddin. Ich habe.

Sebastiano. Und Dein Entschluß?

Alla-Moddin. Wie immer.

Sebastiano. Noch immer Trotz?

Alla-Moddin. Entschlossenheit.

Sebastiano. Welche Worte soll ich brauchen, um Dein Herz der erhabenen Lehre zu öffnen?

Alla-Moddin. Keine, wenn Du mich liebst.

Sebastiano. Halsstarriger! Es wird Dich einst gereuen, die Seligkeiten des Himmels so muthwillig zurückgewiesen zu haben.

Alla-Mobbin. Nie.

Sebastiano. An jenem großen Tage wirst Du es bereuen, wenn Gott Dich als seinen Feind wieder zurückweisen wird. Der nimmer endenden qualenreichen Ewigkeit wirst Du Deine Reue entgegenheulen, wenn Du aus tiefer Ferne durch die brüllenden Orkane die Harfentöne der seligen Chöre vernimmst.

Alla-Mobbin. Mich täuschest Du nicht durch diese Gemälde des Schreckens. — Und selbst wenn Dein Gott der Gott der Götter ist, wenn ich auch zu falschen Göttern bete, so nennst Du ihn doch selbst den Allgütigen; wie könnte dieser mich also zu ewigen Qualen verdammen?

Sebastiano. Wenn man seiner Langmuth spottet, ist er ein Gott des Zorns.

Alla-Mobbin. Kann der Gott der Christen zürnen? — Der Gott, der, wie Du mir oft sagtest, die Erde in seiner Linken und in seiner Rechten die leuchtende Sonne hält? — Er sollte zürnen über mich? — Kannst Du über einen Sonnenstaub zürnen? —

Sebastiano. Er selbst droht seinen Zorn denen, die ihn verachten, aber seinen Verehrern hat er seine Gnade in den Gesetzen verheißen, die er mit eignen Händen schrieb.

Alla-Mobbin.. Stolzer Mensch! Du wagst zu behaupten, daß das Auge, das die Welten überschaut, freudig auf Dein Lob herunterblicke? Deinem Allweisen leihst Du Deinen Priesterstolz? —Gott ist meiner Liebe zu groß und meiner Verehrung zu klein. — Erzwungenes und erheucheltes Lob kann ihn nicht freuen, denn wenn ich nun auch, um meine Freiheit zu erkaufen, den Göttern Suhlu's untreu würde, so würd' ich doch nachher Eure Religion wieder von mir werfen, wie ein unbequemes Gewand. Der Mensch muß frei denken, frei und ohne Zwang muß sich seine Ueberzeugung in ihm selbst erschaffen, keine Gewalt muß hinzutreten, und dem Strome der Vernunft seine Ufer setzen wollen, — und diese freiwillige Ueberzeugung kömmt bei mir noch nicht.

Sebastiano. Nun wohl. Aber wenn Du verloren gehst, so laß Deine Unterthanen wenigstens der Seligkeiten genießen, die Du zurückstößest. Welcher sterbliche Verstand kann mit Zuversicht zu mir sagen: Du lügst! — Der kühnste Zweifel ist noch lange nicht Gewißheit, und solltest Du so grausam seyn, dem Glücke Deiner Unterthanen in den Weg zu treten? — Nicht eines Glücks von wenigen Jahren, von nimmer untergehenden Ewigkeiten. — Wenn die Erfüllung meiner Worte nur noch möglich ist, so darfst Du nicht unsern Eintritt in Suhlu verhindern. — Der Verstand muß frei seyn, wie Du selber sagtest, versage diese Freiheit also auch nicht Deinen Unterhanen, laß jeden sich selbst überzeugen; wer nicht überzeugt wird, — der mag dann verloren gehen!

Alla-Mobbin. Deine verführerischen Worte sollen mich nicht täuschen. — Traust Du mir den Aberwitz zu, bittres Meerwasser in meine süßen Quellen zu tragen? — Tugend muß stets glücklich machen, und meine Suhluaner sind tugendhaft. Aber sieh umher, betrachte die sonst so blühenden Länder, die Christen haben sie vergiftet; betrachte die sonst so redlich gesinnten Insulaner, Eure Lehre hat sie vergiftet! Was hilft die Lehre, die ihre Bekenner nicht besser macht? — Meine lieben Unterthanen auf Suhlu sind besser als Du, und doch kennen sie Deinen Gott nicht! brum geh, ich will Dich nicht länger hören, Du selber spottest Deines Gottes!

Sebastiano. Frevler, ich?

Alla-Mobbin. Gebietet Euer Gott nicht Tugend?

Sebastiano. Allerdings.

Alla-Mobbin. Und doch verstopft Ihr Eure Ohren seinen Gesetzen? — Ihr verletzt das erste göttliche Gesetz; die Gastfreundschaft ist jedem Suhluaner heilig, Ihr aber werft den Fremdling in den Kerker, und laßt ihn im Elende schmachten.

Sebastiano. Du wagst es, so zu sprechen?

Alla-Mobbin. Warum heucheltet Ihr mir Freundschaft, als mein Schiff an Manilla's Küste landete? Ihr wart meine Feinde, Eure Bosheit aber verbarg sich hinter verrätherischen Umarmungen, hinter falschen freundschaftlichen Blicken; bald aber zeigtet ihr Eure Tücke, da ich keinen Eurer Vorschläge annahm. — Und glaubt ihr, mein Auge sei geblendet? O ich durchschaue den Schleier Eurer Heuchelei. — An der Ausbreitung Eurer Religion liegt Euch nichts! die Absicht, meine Unterthanen durch Eure Lehre von der ewigen Verdammniß zu retten und sie glücklich zu machen, ist erlogen!

Sebastiano. Erlogen?

Alla-Mobin. Was kümmert Euch das Glück meiner Unterthanen? Ich soll Euch Suhlu eröffnen, damit die Spanier dort mit eisernem Scepter herrschen; meine Unterthanen würdet ihr bald zur Sclaverei gewöhnen, denn manchen guten biedern Suhluaner würde Deine glatte Zunge bethören. Man würde Euch als meine Freunde ansehen, und um so mehr hättet ihr Gelegenheit, Aufruhr und Zwietracht, diesen verderblichen Saamen in die Herzen meiner Unterthanen auszustreuen, Empörung und innrer Zwist würden bald die Kräfte Suhlu's zerstören, ein Spanier würde auf meinem Thron sitzen, die Unterthanen Eure Sklaven seyn, und das schöne Suhlu von Europäern bevölkert werden. So habt ihr es mit allen friedlichen Völkern dieser Gegend gemacht. Wo sind jene grünen Sprößlinge, die den schönsten Wald versprachen? Ihr habt sie ausgerottet, und Nesseln und Dornen an ihre Stelle gepflanzt.

Sebastiano. Thörichter! Verblendeter! — Wäre dies unsre Absicht; was hinderte uns daran, Suhlu mit gewaffneter Hand zu erobern, Dich hier im Kerker verschmachten zu lassen, und Alonzo auf Deinen Thron zu setzen?

Alla-Mobbin. Was Euch hindert? — Feigheit und Eigennutz.

Sebastiano. Ich verstehe Dich nicht.

Alla-Mobbin. Ihr wißt, daß jeder meiner Unterthanen lieber bis auf den Tod fechten, als Euch gehorchen würde. Alle würden fallen, ihr würdet gerne Suhlu besitzen, allein, ihr müßtet Euch doch dann Sklaven kaufen.

Sebastiano. Du wagst es —

Alla-Mobbin. Wahrheit zu sprechen. — Ihr müßt erst meine Unterthanen gleich dem jungen Stier gewöhnen, das Joch zu tragen; dies ist Eure Absicht. — Aber mögen hier funfzig Jahr über mein Haupt dahinfließen, mag mich nur mein Tod aus diesem Kerker befreien, — ich gebe nicht nach.

Sebastiano. Ich gehe, denn es ist Verbrechen Dich anzuhören.

Fremder. Sie gehn, weil Sie sich getroffen fühlen.

Sebastiano betrachtet ihn zweifelhaft und durchbohrt ihn mit einem grimmigen Blicke. Sie sind — ein Spanier. — Gut. — Du hast bis jetzt die Milde Alonzo's verachtet, Du machst Dich seiner Güte unwerth, und wirst von nun an mit mehrerer Härte behandelt werden.

Alla=Moddin. Seiner Güte? — Mit mehrerer Härte? — Wie ist das möglich? — Die Sonne ist für mich auf ewig untergegangen, Mond und Sterne in Finsterniß erloschen, was könnt Ihr noch mehr thun?

Sebastiano mit bedeutenden Blicken. Dafür sorgen, daß keine verdächtige Fremde zu Dir gelassen werden.

Alla=Moddin traurig. Ach ja, ich muß es zugeben, — ich muß Euren Scharfsinn verehren, ihr seid gütig gegen mich gewesen, — ihr könnt noch grausamer seyn!

Sebastiano. Bald wirst Du Deinen Trotz bereuen, wenn Du einsam, von Gattin, Sohn und Freunden getrennt, den feuchten Wänden einer engen unterirdischen Grube Deine Verzweiflung entgegen heulst, im Gerassel Deiner Ketten brüllst — —

Alla=Moddin in höchster Wuth. Meiner Ketten? — Verworfener — er eilt auf ihn zu.

Fremder hält ihn zurück. Laß ihn —

Sebastiano. Wüthe nur!

Alla=Moddin. Ich, in Ketten? Wer wagt das? — Die Verzweiflung giebt dem Kinde Riesenkräfte; — ich spotte Deiner Drohung, ich lache Deiner Ketten! — O Omal! — Komm, denn Balmont hat mich verlassen!

Fremder. Er hat Dich nicht verlassen!

Alla=Moddin. O komm, und zertrümmre die Mauern dieses Kerkers! — Komm und führe mich über die Leichen dieser Unmenschen in mein Vaterland zurück!

Sebastiano. Blinde Wuth spricht aus Deinem Munde, sie hat Deinen lang versteckten Plan entdeckt. — Du bist ein Verräther! itzt dürfen wir nicht länger zweifeln.

Alla=Moddin wüthend. Fort, Elender! es zuckt meine Faust! — O hätt' ich ein Schwert! —

Sebastiano. Ich verlasse Dich, aber bald wirst Du die Folgen dieses Augenblicks empfinden! — Er geht ab, kehrt in der Thür um, und wirft einen forschenden Blick auf den Fremden. Die Thür wird mit großer Gewalt zugeschlagen.

Vierte Scene.

Alla = Moddin. Der Fremde.

Alla=Moddin. Er geht, und seine Augen funkelten Wuth, die Bestätigung seiner schrecklichen Drohung.

Fremder. Die er wahrlich nicht erfüllen soll.

Alla=Moddin. O wie reut es mich itzt, daß ich über ihn zürnte, er verdient nur meine Verachtung; denn, sahst Du, wie er zitternd da stand, als ich auf ihn zueilte? Ich beklage die Christen, daß dieser einer ihrer Priester ist. Er predigt Sanftmuth und Menschenliebe, und seiner Seele sind diese Kinder des Himmels Fremdlinge, er hat nie das göttliche Gefühl der Freundschaft gekannt, denn sahst Du, welche glühende Blicke er zwischen uns warf, und uns Trennung drohte?

Fremder. Er ist zu schwach, seine Drohung zu erfüllen. — Jetzt verlass' ich Dich, ehe die Sonne untergeht, bin ich wieder hier.

Alla=Moddin. Komm bald wieder.

Fremder. Mit Trost und Hülfe hoff' ich zurückzukehren. — Lebe wohl.

Alla=Moddin. Hier im Kerker?

Der Fremde reicht ihm die Hand und geht schnell ab.

Fünfte Scene.

Alla=Moddin. Von Amelni, von Lini getrennt? — O bald werd' ich jammernd meinen jetzigen Zustand glücklich preisen. — O ich Thor! daß ich meinen Quälern selbst die Kluft entdeckte, durch die sich Omal rettete! des unnützen falschen Edelmuths! — die Flucht wäre nicht schändlich gewesen, da man mich wie einen Verbrecher behandelt, mein Volk und meine Gattin hätten sie fordern können, — doch, es geschahe nicht, und wozu dieser Nichtigen Reue? — Wer mag dieser biedre Fremdling seyn, der mich mit neuer Hoffnung nährt? — nachdenkend. Wenn auch er ein Abgesandter Alonzo's wäre, — wenn auch er mich ausforschen sollte, um mich dann noch elender zu machen?

Sechste Scene.

Alla=Moddin. Amelni. Lini.

Amelni, die mit Lini zurück kömmt. Der Fremde hat Dich schon verlassen?

Alla=Moddin. So eben, mit den schönsten Versprechungen, die die Götter erfüllen mögen. — Ha! dort segelt wieder ein Schiff vorüber! wie majestätisch es sich auf dem glänzenden Rücken des Meeres wiegt! Wie die Flaggen im Winde wallen! — O käme dies Schiff zu meiner Befriedigung! — man hört aus der Ferne dumpf drei Kanonenschüsse. Es landet! — Was nützt es mir? — Schon hundert Schiffe landeten, und hundertmal hofft' ich vergebens. —

Er stützt traurig das Haupt auf seinen Arm und lehnt sich gegen die Mauer.

Amelni. Verscheuche diese finstern Blicke! — Der Frühling vertreibt den Winter, die Donner rollen übers Meer hinweg, und der Sonnenschein kehrt wieder. So lange Du nur lebst, so lange hoff' ich auch. Sie nimmt die Laute, setzt sich neben Alla-Moddin und spielt, Lini sitzt vor ihr auf der Erde.

Hoffnung! Hoffnung! holde Göttin,
einen Tropfen Linderung
gieß aus deiner goldnen Schale
in das Herz des Leidenden!
Hinter fernen Bergen
sinkt die Nacht hinab,
und mit goldenem Gefieder

steigt ein schönes Morgenroth
aus der dunkeln Finsterniß,
Hoffnung! Hoffnung! holde Göttin,
einen Tropfen Linderung
gieß aus deiner goldnen Schale
in das Herz des Leidenden!

Sie sieht ihn an, er umarmt und küßt sie, Lini legt seinen Kopf in den Schoos seiner Mutter, und blickt freundlich lächelnd zu seinen Eltern auf.

Alla-Moddin. Ja, es muß besser werden!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Zimmer des Gouverneurs.

Alonzo. Pedro, Offizier, treten herein.

Alonzo. Ein spanisches, sagten Sie?

Pedro. Ein spanisches Kriegsschiff von achtzig Kanonen.

Alonzo. Aus welcher Absicht ist es gelandet?

Pedro. Es will sich hier von neuem mit frischem Wasser versorgen, da eine Windstille es unterwegs lange aufgehalten hat.

Alonzo. Gut. Pedro geht ab.

Zweite Scene.

Alonzo. Ein spanisches Kriegsschiff? — Warum können mich die Ueberredungen Sebastiano's nicht ganz beruhigen? — Bin ich ein Verbrecher? Nein, es ist unmöglich, wem soll ich folgen, als der Religion und ihren Dienern? — Und doch blick' ich mit Bangigkeit in die Zukunft. — Was ist es, das ich fürchte, wenn unvermuthet ein Schiff an diese Küsten landet? — Welche furchtbare Nachrichten erwarte ich? — Wenn doch Sebastiano käme, in seiner Gegenwart fühl' ich mich stärker. —

Dritte Scene.

Alonzo, ein Bedienter.

Bedienter. Ein Fremder will die Ehre haben aufzuwarten.

Alonzo. Wer ist es?

Bedienter. Er hat mir seinen Namen nicht gesagt.

Alonzo. Sonderbar! Laß ihn hereinkommen.

Der Bediente geht ab, öffnet die Thür und läßt den Fremden herein.

Vierte Scene.

Alonzo. Der Fremde.

Der Fremde verbeugt sich gegen den Gouverneur der ihn mit aufmerksamen Augen betrachtet.

Alonzo. Was — verlangen Sie?

Fremder. Die Gewährung einer Bitte.

Alonzo. Sie ist — ?

Fremder. Mich anzuhören.

Alonzo. Das ist meine Pflicht. — er klingelt, ein Bedienter erscheint. — Stühle. — der Bediente setzt Stühle. Setzen Sie sich. — man setzt sich. — Ihr Vortrag?

Fremder. Betrifft — den unglücklichen Alla-Moddin.

Alonzo. In welcher Rücksicht?

Fremder. Für ihn zu bitten komm ich hieher, ich will es versuchen, ob meine Worte Eingang bei Ihnen finden.

Alonzo. Für den Verräther?

Fremder. O säße auf meinen Lippen die süße Ueberredung, daß ich Sie von der Unschuld dieses unglücklichen Fürsten überzeugen könnte.

Alonzo. Was können Sie zu seiner Vertheidigung sagen?

Fremder. Gehn Sie in seinen Kerker und ich bedarf keiner Worte, sehn Sie es selbst, wie der, der sonst frei und glücklich war, seufzend dasitzt, das Haupt gegen die gefühllose Mauer gelehnt. — O Alonzo, er war einst König.

Alonzo. Aber er ist ein Verräther.

Fremder. Er? — O glauben Sie nicht alles was boshafte Freunde sagen. — Er ein Verräther! O lassen Sie Ihre Großmuth über Ihren Argwohn siegen, hören Sie meine Bitte, geben Sie der Welt ein Beispiel des Edelmuths, erwerben Sie sich die Dankbarkeit eines Fürsten, die Liebe eines Volks, öffnen Sie seinen Kerker; — geben Sie meiner Bitte Gehör!

Alonzo. Ich kann nicht.

Fremder. Sie können nicht? — Wer darf Ihnen hiebei Gesetze vorschreiben?

Alonzo. Er werde Christ — und sogleich werden sich die Riegel seines Kerkers öffnen. Dies sei der Beweis seiner Unschuld.

Fremder. Indem er sich des Verdachts schuldiger macht? — Wäre Alla-Moddin ein Verräther, schon längst hätte er Ihr Anerbieten angenommen, schon längst hätte er den Schritt gethan, auf den Sie bringen, und wäre längst unsrer Religion wieder untreu geworden.

Alonzo. Er werde Christ.

Fremder. Der friedliche Alla-Moddin, der mit seiner Gattin und seinem Sohn hieher kam, ein Verräther? — O Sie glauben es selbst nicht, Sie können es nicht glauben; reißen Sie sich von den Ketten los, die Ihre Meinung fesseln, — hören Sie mich, Alonzo!

Alonzo. Er werde Christ.

Fremder. Seyn Sie gerecht! — Es führen mehrere Wege zur Tugend, zum Glück.

Alonzo. Sie sprechen kühn.

Fremder. Für einen Freund. Seyn Sie gerecht! Kann Ihre Meinung, oder nennen Sie es

Religion, nicht auch irren? — Lassen Sie ihm seine Ueberzeugung, die ihn beruhigt, die ihn beglückt, lassen Sie ihn mit dieser leben, und nach seinem Tode selbst dem Rechenschaft geben, der ihn mit diesen Gesinnungen schuf.

Alonzo. Sie setzen mich in Erstaunen.

Fremder. Seyn Sie gerecht! — Ahmen Sie des Allmächtigen Güte nach, dessen Bekenner wir sind, seyn Sie gütig, um auch seine Güte zu verdienen. — Er läßt über Suhlu und Manilla regnen, über beide Insen rollen seine Donner, über beide lächelt sein Sonnenschein. Er straft nicht, warum wollen Sie strafen? Er erzwingt von keinem Geschöpfe Anbetung und Lob, denn jeder Athemzug der Natur ist sein Lobgesang. — Warum wollen Sie es thun? — Seyn Sie nicht grausam, wenn er gütig ist, geben Sie meinen Bitten Gehör —!

Alonzo. Sie — — —

Fremder. O sprechen Sie es aus das schöne Bekenntniß, das Sie in meinen und den Augen der Welt erheben wird: sprechen Sie die Worte aus: Er sei frei!

Alonzo. Aber — — —

Fremder. Sprechen Sie es aus, damit ich Ihr Freund seyn kann.

Alonzo. Bedenken Sie — —

Fremder. Er ist frei?

Alonzo. Er — — *Sebastiano tritt herein.*

Fünfte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Fremder. Es war vergebens! *Pause.*
Sebastiano sieht wechselsweise Alonzo und den Fremden an.

Fremder. Alonzo! — Ist er frei?

Sebastiano. Wer?

Alonzo *verwirrt.* Alla-Moddin.

Sebastiano *mit einem durchdringenden Blick auf Alonzo.* Alla-Moddin?

Fremder *dringend.* Ist er frei?

Alonzo, *die Augen auf Sebastiano gerichtet, verwirrt.* — — Nein.

Fremder. Nein? Und Ihr Versprechen? — *er sieht auf Sebastiano.* O warum mußten wir gestört werden! Ein schönes Mitleid fand Eingang in Ihre Brust, — als —

Sebastiano. Ich hinzutrat, und dieses eitle Mitleid verscheuchte. — Alonzo, was wollen Sie thun?

Alonzo. Ich erkenne mein Unrecht, — ich widerrufe mein Versprechen.

Fremder. Sie wollen also dem Edelmuth nicht den Sieg über Vorurtheile einräumen?

Sebastiano. Vorurtheile?

Fremder. Was anders? — Wie können Sie ein Mitgeschöpf, einen edlen Menschen bloß darum quälen, weil er anders betet als Sie?

Sebastiano. Und ein Spanier spricht so in meiner Gegenwart? Fürchten Sie nicht die heilige Inquisition?

Fremder. Die Wahrheit darf nichts fürchten.

Sebastiano. O des unglücklichen Zeitalters, in dem man Irrthum Wahrheit tauft!

Fremder. Wozu des Streits? — Alonzo, soll ich so ohne Hoffnung von Ihnen gehen?

Sebastiano. In seinem Namen darf ich antworten: Ja!

Fremder. Nun so hab' ich denn alles gethan, was ich konnte; ich gehe, und Sie werden es bereuen, daß Sie mich so haben gehen lassen. — Leben Sie wohl! *er will gehn.*

Alonzo. Wo wollen Sie hin?

Fremder. Nach Spanien, dort der Regierung Ihre Grausamkeit zu melden.

Alonzo. Nach Spanien?

Sebastiano. Der Regierung?

Fremder. Die Schwachheit eines Mannes anzuzeigen, dem man Manilla vertraute, und die Bosheit eines Priesters, der diese Schwachheit mißbraucht; noch eher, als Sie es glauben, werden Sie den Erfolg meines Unternehmens empfinden.

Sebastiano. Wer sind Sie?

Fremder. Man soll es untersuchen, ob es erlaubt ist, einen König so zu behandeln; — ob es erlaubt ist, unter einem nichtigen Vorwand grausam zu seyn.

Sebastiano. Bleiben Sie, wer sind Sie?

Fremder. Der Vertheidiger der Menschheit, Ihr unbekannter doch nicht heimlicher Feind. — Alonzo, leben Sie wohl, und trauen Sie diesem Manne nicht. *er geht ab.*

Sechste Scene

Alonzo. Sebastiano.

Alonzo sieht dem Fremden verwirrt nach; Sebastiano überlegt und sieht Alonzo bedeutend an.

Alonzo. Sebastiano. — —

Sebastiano. Alonzo — —

Alonzo. Er stürzt hinaus —

Sebastiano. In sein Verderben!

Alonzo. Wer mag er seyn?

Sebastiano. Ein verwegner Abentheurer, der in einem nichtigen Enthusiasmus die Rechte der Menschheit vertheidigen will.

Alonzo. Wenn er reiste —

Sebastiano. Mag er!

Alonzo. So sind wir verloren.

Sebastiano. Sie kennen ja den Hof. Wird die Regierung jeden Enthousiasten anzuhören würdigen? Sie versperrt so gern ihr Ohr vor dem Geschrei der Noth, das Mährchen von Menschenliebe und Menschenrecht findet dort keinen Eingang.

Alonzo. Wenn er reiste —

Sebastiano. Ein Wort aus Ihrem Munde, und er soll nicht reisen.

Alonzo. Wie das?

Sebastiano. Ein Gefängniß soll es ihm unmöglich machen.

Alonzo. Er im Kerker, ohne etwas verbrochen zu haben?

Sebastiano. Hat er Sie nicht gelästert? — Ich traf ihn in Alla-Moddins Gefängnis in

freundlicher Unterredung mit dem Heiden; er blickte mich zornig an, und vertheidigte den Halsstarrigen gegen meine christlichen Ermahnungen.

Alonzo. Nun —

Sebastiano. Ueberlassen Sie mir die Sorge ihn in Sicherheit zu bringen.

Alonzo. Nun wohl, ich verlasse mich ganz auf Sie, handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt, — wie es die Nothwendigkeit gebietet, — nur thun Sie ihm kein Unrecht.

Sebastiano. Ich gehe, um die nöthigen Anstalten zu treffen, sogleich bin ich wieder hier.

Siebente Scene.

Alonzo. Es sei! — Er geht. — Ob ich ihn zurückrufe? — Er hört mich nicht mehr! — Dieser Fremde sprach mit einem Ton, der mir ans Herz drang, sein Blick durchschaute mich auf eine Art, daß mir war, als ob ich erröthen müßte. Sebastiano! Sebastiano! Wenn Deine Worte Irrlichter wären, die mich vom Wege der Wahrheit ablockten. —

Er steht nachdenkend.

Achte Scene.

Alonzo. Sebastiano.

Sebastiano. Worüber sinnen Sie, gnädiger Herr?

Alonzo. Ich?

Sebastiano. Wozu dieser finstre Ernst auf der gefurchten Stirn? Wozu dieser auf den Boden geheftete Blick?

Alonzo. O Sebastiano, wir entehren diesen Fremdling, indem wir ihn auf eine so schändliche Art behandeln.

Sebastiano. Welche Sprache! Ich hörte sie in Ihrem Munde noch nie.

Alonzo. Desto schlimmer, wenn sie Ihnen fremd ist. — Wir handeln nicht recht, Sebastiano!

Sebastiano. Nicht recht? — Seit wann ist Ihnen meine Redlichkeit verdächtig geworden?

Alonzo. Nicht Ihre Redlichkeit, Sebastiano; aber der Mensch kann irren. In der Entfernung glänzt der Wassertropfen oft eben so hell als der Diamant, und wer giebt Ihnen die Macht, hinausschreiten zu wollen über die Schranken der schwachen Menschheit? — Sebastiano, können Sie nicht auch irren?

Sebastiano. Auch wenn ich den Befehlen der Macht gehorche, deren Thron die Wahrheit ist? — Dieser Fremdling beleidigt Sie und die Majestät, deren Spiegel Sie sind, er beleidigt die Gottheit, deren Widerschein Sie bestrahlt, — und dennoch sollte er unbestraft bleiben? Er sollte öffentlich unsrer heiligen Religion ins Angesicht lachen? Wollen Sie dadurch dem Laster die Schranken öffnen? Sie kennen die Macht des Beispiels; Ihre Gewalt würde ein Spott des Pöbels, mein Kleid das Gelächter des Volks werden, die Wahrheiten unsrer Religion würden verhöhnt werden —

Alonzo. Hören Sie auf! Wenn um diesen Preis gerungen wird, so will ich mich zum Kampfe rüsten. Ich werfe alle meine Zweifel hinter mir, und vertraue ganz auf Ihre Klugheit.

Sebastiano. Wollen Sie das?

Alonzo. Gewiß!

Sebastiano. Werden Sie stets so denken?

Alonzo. Stets!

Sebastiano. Nun wohl, so hab' ich eine Bitte.

Alonzo. Sie ist gewährt.

Sebastiano. Ich besuchte heute Alla-Moddin.

Alonzo. Der Unglückliche! Wie geht es ihm?

Sebastiano. O beklagen Sie ihn nicht, er ist Ihres Bedauerns unwürdig, nur Ihren Zorn verdient er, und eben ihn betraf meine Bitte.

Alonzo. Sprechen Sie.

Sebastiano. Ihn von itzt an bloß meiner Behandlung zu überlassen.

Alonzo. Warum hassen Sie ihn so?

Sebastiano. Ich hasse ihn nicht, aber ich liebe Sie. Er ist unbeugsamer als der Fels, den tausend Wogen nicht erweichen, er steht da in seinem Trotz und spottet meiner Worte.

Alonzo. Er spottet? — Und seufzt schon zwei Jahre im Kerker? — Noch Spott? — Oder sollte dieser Spott ein Vorbote der Verzweiflung seyn?

Sebastiano. Ein Kind der kühnsten Hoffnung, der Hoffnung baldiger Befreiung.

Alonzo. Befreiung?

Sebastiano. Itzt ist es offenbar, er ist ein Verräther! Als ich ihm heut von neuem drohete, stand er wüthend auf, krampfhaft zuckte seine Faust, jede Muskel bebte, und im Wahnsinn rief er aus: Omal! führe mich über die Leichen dieser Unmenschen in mein Vaterland zurück! — Diese Hoffnung macht, daß er unser Anerbieten zurückweist, mich verspottet, und meiner heiligen Lehren lacht; dies ist die Ursach, die ihn heut antrieb, mit unerhörter Frechheit durch Gotteslästerungen mein Ohr zu zerreißen.

Alonzo. Durch Gotteslästerungen?

Sebastiano. Ja, — Dein Gott ist meiner Verehrung zu klein! — Halten Sie dies für keine Gotteslästerung?

Alonzo. Unerhört!

Sebastiano. Er trotzt auf Ihre Güte, die Sie an einen Undankbaren verschleudern, sein Freund wird einst von Suhlu hieherschiffen, auch Alla-Moddin wird die Mauer zu öffnen wissen, entfliehen — und schon hör' ich des Helden schadenfrohes Gelächter.

Alonzo. Nein, dahin soll es nie mit uns kommen! — Ich übergebe ihn jetzt Ihren Händen, er sei der Ihrige, behandeln Sie ihn ganz so wie es ihrer Klugheit gut dünkt. — Aber — er entdeckte den Wächtern selbst zuerst die Oeffnung, durch die Omal entkam, und er gegen unser Leben verschworen?

Sebastiano. Schlechtes, übergoldetes

Funfzehnte Scene.

Vorige ohne **Alla-Moddin.**

Amelni zu Lorenzo. Warum siehst Du uns so düster und bedeutungsvoll an? Es liegt eine Nachricht auf deinen Lippen die Du auszusprechen fürchtest. Sprich!

Lorenzo. Ich bedaure Euch.

Amelni. Wie hat sich diese Empfindung zu Dir verloren?

Lorenzo. Euren Fluch nicht über mich! — Er winkt, einer von der Wache reicht ihm Ketten.

Lini. Was hast Du da?

Lorenzo. Ein Geschenk — für Dich.

Lini. Für mich?

Amelni. Götter! — Alla-Moddin — Deine Ahndung! —

Lini. Was soll ich damit?

Alla-Moddin. hinter der Scene. Unmöglich! Verrätherei! Alle Flüche des Himmels auf Euer Haupt herab, Bösewichter!

Lini. Der Vater schreit! —

Amelni. Warum hassen mich Suhlu's Götter so sehr, daß ich dies alles erleben muß?

Alla-Moddin. hinter der Scene, man hört Ketten rasseln. Zurück! — O Himmel, gieb Deinen Blitz in meine Hand!

Lini weinend. Ich muß weinen, wenn ich den Vater so schreien höre.

Alla-Moddin ungesehen. Omal! — Balmont!

Lorenzo zu Lini. Komm! —

er will ihm Ketten anlegen.

Lini. Lieber Mann, was willst Du thun?

Lorenzo, sich die Augen trocknend. Die grausame Pflicht meines Amtes erfüllen.

Lini. Du willst mir diese großen Ringe anlegen? — Sie sind zu schwer für meine kleinen Arme. —

Lorenzo. Ich muß.

Lini. Laß es immer seyn, denkst Du mich dadurch fester zu halten? — Ich muß ja doch hier bleiben.

Amelni faßt Lini in ihre Arme. Ist denn alles Erbarmen hier todt? — Wenn Du Kinder hast, so schone seiner.

Lini. Vielleicht hast Du auch einen kleinen Sohn, wie ich bin; bedenk' einmal, wenn man ihn so binden wollte, würd' es Dir nicht wehe thun? — Laß mir immer die Arme frei, ich kann ja sonst nicht einmal meinen lieben Vogel dort füttern, und Du wirst doch nicht verlangen, daß er vor Hunger sterben soll? — Du siehst mich an. — Sieh mich freundlich an, und ich will Dich auch als einen guten Mann loben, ich will Dich den besten aller Spanier nennen. — Bist Du schon je so gebunden gewesen? — Gewiß nicht, denn sonst würdest Du meinen kleinen Händen diese Quaal nicht anthun wollen. —

Lorenzo. Ich vermag es nicht.

Er wirft die Ketten hin und geht ab.

Sechszehnte Scene.

Vorige ohne **Lorenzo.**

Lini. Nun bin ich wieder froh, er geht.

Amelni. O traure, daß er ging, mit ihm ging Dein Schutzgeist hinweg, denn sieh nur die Augen dieser Männer, die wie Gewitterwolken auf Dein Angesicht hängen. — Ich kann Dich nicht schützen.

Sie geht zurück, setzt sich auf ein Ruhebett, verhüllt ihr Gesicht und weint.

Einer von der Wache nimmt die Ketten auf, und geht damit auf Lini zu.

Lini. Du wirst mich doch nicht binden wollen? — Du siehst wirklich so aus. — Schämst Du Dich denn nicht? — Auf Suhlu ist der ein Bösewicht, der einem Kinde wehe thut. — Folge jenem Manne nach, — ich habe Dich nie gesehen, und Du könntest so grausam seyn? — Wie starr er mich ansieht! als ob er mich nicht verstände! — Seht, ich weine, denn ich fürchte mich wirklich vor Euch, — bei Euch in Europa weint man wohl nicht, denn Ihr lacht über mich, — freilich spreche ich nur wie ein Kind. — Ihr seid lauter Grausamkeit, und Euer Betragen macht, daß ich wirklich zornig auf Euch werde! — Nun wohl! — Hier sind meine Arme! Ich will nicht hinsehn, damit Ihr Euch nicht schämt, wenn ich Euch ansehe, — nun bindet mich, denn eben so leicht könnt' ich diese ehernen Ringe zum Mitleid bewegen, als Euch. — Er wendet sich hinweg und wird gefesselt, die Wache geht ab.

Siebzehnte Scene.

Amelni. Lini.

Lini. Ach Mutter! wie glücklich, daß sie Dich vergessen haben, ich will Deine Hände ansehen, und dabei die Last der meinigen vergessen.

Amelni. O Lini! — Du bist ein fürchterlicher Anblick.

Lini. Ach Mutter! — Du mußt mir zuweilen etwas auf der Laute vorspielen, denn ich kann es nun nicht mehr. er geht zu seinem Vogel. Sieh einmal, Freund, wie ich aussehe! — Du kannst nun froh seyn, daß Du Deine Füße noch frei hast. — Du bist doch ein guter Vogel, ich glaube, Du würdest weinen, wenn es Dich Deine Eltern gelehrt hätten, so wie ich es von meiner Mutter gelernt habe.

Achtzehnte Scene.

Vorige. Alla-Moddin.

Alla-Moddin. stellt sich stumm am Eingang des Gefängnisses, in seelenloser Betäubung mit seinen Ketten rasselnd.

Amelni fährt bei diesem Geklirre auf, sieht ihn und stürzt auf ihn zu. O mein Alla-Moddin!

Alla-Moddin gleichsam erwachend. Bin ich Alla-Moddin? — Unmöglich! — Er in Ketten? — O Amelni! Amelni!

Lini. Vater! Vater! Leid' es nicht, daß ich so herumgehn muß.

Alla=Moddin wüthend. Auch Du? — O Barbaren! — Fluch! tausendfacher Fluch vom Himmel herab auf das Haupt der Bösewichter! — O Alonzo! — Sebastiano! er schlägt wüthend mit den Ketten gegen die Mauer. O könnt' ich mit diesen Ketten diese Mauern verwunden, bis sie darniederstürzten! — O Wuth! Verzweiflung! — Warum machtet ihr meine Kraft nicht unsterblich? — So tief bin ich gefallen! — So tief Gattin und Sohn! — O Lini, Lini, würge Dich mit diesen Fesseln! stirb, Unglücklicher! stirb! der Tod befreit von jedem Ungemach! stirb!

Lini. Mutter! —

er läuft zu Amelni und verbirgt sich an ihren Busen.

Mutter! — Hilf mir! — Sieh, wie die Augen meines Vaters glühen. — Was hab' ich gethan, daß mein Vater so sehr auf mich zürnt, der sonst immer so freundlich gegen mich war?

Neunzehnte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Sebastiano stellt sich vor Alla=Moddin und betrachtet ihn aufmerksam.

Alla=Moddin mit kaltem Grimme. Willkommen! Weide Dich an diesem Anblick.

Sebastiano ergrimmt vor sich murmelnd. Nein! Ihr sollt nicht siegen! — Eure Bemühung sei vergebens! — zu Alla=Moddin, dem er einen Becher hinhält. Trink!

Lini umfaßt Alla=Moddin. Vater, thu es ja nicht, dieser Mann könnte Dir etwas geben, das übel schmeckt und Dir nachher Schmerzen machte.

Amelni tritt hinzu. Alla=Moddin! trink nicht, es ist Gift!

Alla=Moddin. Gift? — O nenn' es nicht so! Es ist ein Labetrunk, der mich schnell aus diesem Kerker in lichte Fluren entrücken wird, dann sind diese Ketten nicht mehr um meinen freien Arm geschlungen, dann wird jede Deiner Thränen reichlich bezahlt, alles was hinter uns liegt, ist dann ein schwarzer Traum, den die aufwachende Mor genröthe verscheuchte. Bitte diesen freundlichen Mann, er wird auch für Dich noch einige Tropfen haben.

Sebastiano. Trink!

Alla=Moddin ergreift den Becher. Die Götter Suhlul's winken mir mit freundlicher Geberde! Ich trinke Seligkeit aus diesem Becher.
Man hört aus der Ferne eine schallende Stimme „Alla=Moddin" rufen.

Sebastiano dringend. Trink, Verzagter!

Stimme. Wo ist er? — Schließ eilig auf!

Alla=Moddin. War dies nicht des Fremden Stimme? — Ha! er kömmt! — Eine frohe Ahndung fliegt durch meinen Geist, ich trinke nicht! er wirft den Becher weg, und Gusmann und der Fremde treten herein.

Zwanzigste Scene.

Vorige. Gusmann. Der Fremde.

Fremder. Alla=Moddin.

Lini eilt auf den Fremden zu. Ach, da bist Du ja, lieber fremder Mann, — hilf uns doch! —

Fremder. Sebastiano! ich durchschaue Ihre Absicht, Alla=Moddin in Ketten? Und jetzt? — Sie wollten sich rächen, mit teuflischer Bosheit wollten Sie unsre Mühe vereiteln. — O glücklich, daß wir nicht zu spät gekommen sind?

Sebastiano. Wenigstens habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben. — er geht ab.

Fremder. In Ketten? — Lorenzo! Der Gefangenwärter kömmt. Hinweg mit diesen Fesseln! —

Lorenzo. O! ein angenehmes Geschäft!
Er nimmt ihnen die Ketten ab, und geht ab.

Lini. O wie leicht ist mir jetzt wieder! — wie wohl!

Fremder. Alla=Moddin, Du kennst Deinen Freund nicht mehr. Warum siehst Du so starr? — Wie ist Dir?

Alla=Moddin. Sahst Du je, wie ein Heer von furchtbaren Gewitterwolken sich verfolgend über ein Feld dahinzog, wie ein Donner hinter dem andern rollt, ein Blitz dem andern entgegensprang? Die bange Flur wagt es nicht, unter dem geißelnden Hagel sich zu regen: — so ist mir. Ich stehe da, vom Sturm des Unglücks umsaust, voll dunkler Ahndung, unbefriedigt, als sollt' ich auf Sonnenschein hoffen.

Fremder. Und du hoffest nicht vergebens. — Alla=Moddin! er umarmt ihn. — Sagt Dir diese Umarmung nichts? — O so fühle in diesem heißen Kusse die Nachricht, die Deiner wartet. — er bringt ihn schnell in die Arme Amelni's. Ihr seid frei!
Alla=Moddin und Amelni umarmen sich feurig, sie staunen, die Sprache versagt ihnen.

Lini im stärksten Ausbruch der Freude. Frei? — Frei? — Gewiß? — Ach ja! ja! denn der Vater lächelt, und die Mutter lächelt und weint im Lächeln! — Nun so freue Dich doch Vater! — Mutter! weine nicht! — Nun, warum ist denn alles so still? Singt, — tanzt! — Lieber Vogel, wir sind frei! Singe ein Liedchen! — Warum spielt die Laute nicht von selbst? — O die vereinigte Stimme von ganz Suhlu würde mir itzt nicht laut und jauchzend genug seyn. — er umarmt schnell Gusmann. Wir sind frei! eben so den Fremden. Frei! — Du bist ein guter Spanier! — er fliegt in die Umarmung seiner Eltern. Ach was schwatze ich so lange? ich will mit Euch weinen!

Alla=Moddin umarmt Amelni und Lini. Itzt umarmt der freie Alla=Moddin die freie Gattin, den freien Sohn. — Ein neuer Frühling meines Lebens beginnt mit diesem sonnebeglänzten Augenblick, die Blume unsers Glücks ist wieder aufgeblüht — ihr Duft ist Seligkeit!

Amelni. Wir sind frei — sie geht auf den Fremden zu. frei — und Du — Sonnenschein in meiner trüben Erinnerung! — und Du bist — Valmont!

Alla=Moddin. Valmont?

Fremder. Erkenne ihn an dieser Umarmung! sie umarmen sich.

Amelni. Wie ein Lichtstrahl flog's durch meine Seele. —

Alla-Moddin. Ach! Valmont! — zärtlicher Freund!

Lini. Nun, Valmont, so umarme mich denn auch einmal wieder, Du hast Dein Versprechen erfüllt, und ich gebe Dir nun den Kuß zurück, den Du mir damals gabst, als Du mir den Vogel da schenktest. — Aber dem Kleinen da muß ich nun mein Versprechen auch halten, ich bin frei, und auch er soll frei werden. Und Dich Valmont will ich lieben, wie ich Runi und die kleine Velda liebe, — ich will — er naht sich dem Vogel. ich verstehe dich! — er nimmt ihn aus dem Käfig. Noch einen Kuß — und nun er läßt ihn durch die Kluft der Mauer fliegen. lebe wohl — Wie freudig er die Flügel schlägt! — Wie wohl wird ihm seyn, wenn er im blühenden Hain seine Gespielen wieder findet, die ihm mit Gesängen entgegen kommen, wenn er zu den Gebüschen zurückkömmt, durch die er hüpfte, als er noch nicht singen konnte — sieh! da fliegt er wieder vorbei! Fahre wohl, schneller Freund, wir sehn uns nun nicht wieder.

Amelni. Aber wie war es Dir möglich, Valmont, so schnell Dein heutiges Versprechen zu erfüllen?

Gusmann. Es gelang ihm, nach tausend vergeblichen Versuchen, die ihn nie ermüdeten, Gehör zu finden. Sebastiano wird nach Spanien vor Gericht gefordert; zugleich ist sein Orden auf ewig zernichtet, Alonzo wird abgesetzt, — und ich bin an seiner Statt hierhergeschickt, Statthalter von Manilla zu seyn.

Alla-Moddin. Aber Valmont, warum kamst Du unter diesem fremden Gewande in meine schwarze Wohnung?

Valmont. Um nicht zurückgewiesen zu werden, da Alonzo seit langer Zeit schon alle anscheinende Freunde von Dir entfernte; einem Spanier versagte man den Eingang nicht. — Das Schiff meines Freundes Gusmann landete später als das meinige, ohne ihn war ich ohnmächtig. — Alla-Moddin, sollte Valmont ohne Hülfe, nur mit Versprechungen zu seinem Freunde kommen, der auf ihn hoffte? — Der Fremde konnte trösten, Valmont mußte etwas mehr als Trost bringen. —

Amelni. O des zärtlichen Freundes — Aber ist es nicht wunderbar, daß wir noch hier stehen, daß wir vergessen, des neugewonnenen Gutes zu genießen? — Diese Wände stimmen zu unsrer Freude nicht.

Ein und zwanzigste Scene.

Vorige. Gonsalvo.

Gusmann. Was wollen Sie?

Gonsalvo. Sie sprechen, gnädigster Herr.
Sie sprechen leise zusammen.

Amelni nimmt ihre gestickte Binde. Alla-Moddin! Nun habe ich nicht vergebens gearbeitet. Sieh, wie die Götter unsrer kurzsichtigen Sorgen spotten, nimm diese Binde zum Andenken dieses Tages.
Sie umgürtet ihn mit der Leibbinde.

Gusmann nach einer Pause. Gewiß? — ich möchte es für ein Mährchen, oder eine Frucht der Einbildung halten.

Gonsalvo. Nichts weniger, gnädiger Herr. Mehrere Spanier haben diese Indianer landen sehen, von denen man weder weiß, woher sie kommen, noch was sie auf Manilla wollen. Unter den Felsen gegen Osten halten sie sich verborgen, an hundert Kanots stehn dort in versteckten Buchten. Ein vorübergehender Spanier hat deutlich von ihnen die Worte: Alonzo, Alla-Moddin, Rache gehört. Seyn Sie auf Ihrer Hut, gnädiger Herr, diese Heiden haben schon manchen wackern Castilier hintergangen

Gusmann. Schon gut. — Der morgende Tag wird alles entdecken. —

Gonsalvo geht ab. Gusmann zieht Valmont auf die Seite und spricht mit ihm heimlich.

Valmont. Und Sie können noch zweifeln?

Gusmann. Aber die Vorsicht —

Valmont. Nein, Gusmann, er ist ein edler Mann, so daß Ihnen nachher auch der leiseste Verdacht wehe thun wird. —

Gusmann. Aber da es doch möglich ist —

Valmont. Ich verbürge mich für ihn. — Sind Sie nun zufrieden? —

Gusmann. Wenn er das Gefängniß verläßt, so darf ich also von Ihnen den Gefangenen fordern?

Valmont. Ich bin's zufrieden.

Gusmann. Ich will indeß mehrere Boten aussenden, diese Nachricht ist nicht unwichtig. —
er geht ab.

Alla-Moddin. Was ist Deinem Freund? er sah mißvergnügt aus.

Valmont. Er ist ein mißtrauischer Spanier, — laß ihn. Die Nacht naht heran, komm, wir wollen diesen Abend an einer fröhlichen und freundschaftlichen Tafel feiern.

Alla-Moddin. Wir gehn der Freiheit entgegen, die Traurigkeit bleibe ewig hinter diesen Schlössern zurück!
sie gehn, in der Thür bleibt Lini stehen.

Lini geht zurück und nimmt die Laute. O du süße Sängerin, hast mich oft froh gemacht, wenn ich nicht schlafen konnte; meinen Vogel hab' ich fliegen lassen, aber dich will ich mit nach Suhlu nehmen, du sollst mich oft an diese kalten Mauern erinnern, und wie lieb ich dich hier hatte. — Dich will ich nie verlassen.—

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Felsengegend am Meer, Nacht, sehr schwaches Mondlicht.

Erste Scene.

Omal, er klettert hinter den Felsen herauf und stellt sich oben auf die Spitze einer Klippe. Wie die Wellen ge-

gen die Felsen schlagen! — Große Wogen klettern aus der Tiefe herauf, und zerschmettern sich mit Brausen gegen die weißen Klippen. Wie der Wind durch die Felsenritzen pfeift, und das Moos am Abhang flüstert! Alles so ruhig, die ganze Gegend in feierlicher Stille. — Auf dieser Felsenbank sollen sie sich versammeln. — Ein verirrter Mondstrahl wandelt durch die schwarzhangenden Wolken, meine Freunde werden mich hier finden. — *Er bläst auf einem kleinen Horn.* Wie der Ton über die Felsen hinfliegt! — Sie kommen! Ihre leisen Tritte dröhnen durch die gewundenen Klippengänge.

Zweite Scene.

Omal. Schabdin. Runwal. *Mehrere Indianer.*

Omal. Setzt Euch, Freunde. — *Sie setzen sich auf den Steinsitzen umher.* Oedes, nächtliches Schweigen liegt um uns her, eine heilige Einsamkeit begeistert die Seele zu erhabenen Gedanken, dies ist die Zeit der Rathschläge. — Diese Klippen tragen uns hoch in die Lüfte hinauf, hier sind wir den unsterblichen Göttern näher: verhüllt Eure Häupter und betet in schweigender Andacht, daß ihre Weisheit auf uns herniederfließe. *Alle verhüllen ihr Haupt, und beten schweigend. Eine Pause.* Seht dorthin! dort, wo die Wolken so kraus und wild durch einander fluthen, dort liegt Manilla, — dort entsprang ich, und floh in Eure Arme, — dort seufzt Alla-Moddin. — Itzt sprecht, — sprich Du zuerst, Schabdin, Greis mit den silbernen Locken, Deine Weisheit lenkte schon oft unsre kriegerischen Schaaren. —

Schabdin. Ihr vertraut meinem Alter und meiner Erfahrung. Ihr wißt, daß mich Alla-Moddin liebte, und meinen Rath gern hörte. Dreimal war ich Heerführer, zweimal schlug ich an Alla-Moddins Seite die wilden Feinde aus unsrer glücklichen Insel, — darum verachtet auch itzt meine Worte nicht. Steckt Eure Schwerter in die Scheide und kämpft mit Güte und Sanftmuth, der Sturmwind jagt die empörten Wogen noch höher, beim Wehen des lauesten Westes ebnet sich die Fluth.

Omal. Schabdin, Sanftmuth den Quälern Alla-Moddins? Güte diesen christlichen Barbaren? — Nein, schreckliche Wiedervergeltung, Qual, Unversöhnlichkeit gegen Unversöhnlichkeit!

Schabdin. Spottet der Fels nicht aller der tausend Wogen, die gegen ihn hinankämpfen? Gebrochen rollen sie wehklagend ins Meer zurück. Was willst Du mit Deiner Ohnmacht gegen die spanischen unbezwinglichen Mauren? — Was mit Deinem schwachen Bogen gegen ihre krachenden Donnerschlünde? — — Ha! mit scharfsinniger Tücke haben diese Meuter die strafenden Donner der Götter erschlichen, hinter Unüberwindlichkeiten verschanzt, werden sie unsrer und unsres Muthes spotten. Ihre furchtbare Kunst hat alle Tapferkeit des Mannes unnütz gemacht. Sie schicken uns den Tod aus der Ferne, wir fallen, ohne selbst die Wollust der Rache zu schmecken, und sie werfen uns lachend in unsre Gräber. — Ha! brauchte es nichts als Muth, wer würde fragen und zweifeln? Wären Insulaner unsre Feinde, so sollte ein Schlachtgesang meinen Rath beginnen, — aber Eure Feinde sind Wesen, mit übermenschlichen Kräften im Bunde: darum laßt uns mit der Morgenröthe vor Manillas Thoren erscheinen, und von ihnen mit lauter Stimme unsern König fordern, vielleicht daß der Schrecken — der unerwartete Anblick des Heers, oder unsre Rede — —

Omal. O schweig, Schabdin; die Alla-Moddins Seufzer nicht rührte, die willst Du durch Beredtsamkeit bewegen? — Haben wir darum endlich nach langem Kriege jene Insulaner besiegt, um nun mit sanften Reden vor den Mauern unsrer Feinde zu erscheinen? Schabdin, Deinen Muth hat das Alter gelähmt, Dein Arm ist im Kriege schwach geworden, darum ist Deine Sprache so friedlich. Jener Krieg auf Suhlu hat uns schon über sechs Monden von Alla-Moddins Befreiung zurückgehalten, er ist glücklich geendigt, und unser guter König sollte noch immer in seinem Kerker schmachten?

Schabdin. Geben ihn die Spanier nicht frei, nun so mag denn Gewalt, — aber unser nacktes Heer gegen jene unüberwindlichen Bollwerke, ihre donnernden Feuerschlünde, — wir sind wehrlos, was haben wir auf unsrer Seite?

Omal. Das Recht, Schabdin. — Dies große Gefühl legt Götterkraft in unsern Busen, die Gewalt des Blitzes in unsre Schwerter, Gefahr und Tod treten vor diesem blendenden Schilde scheu zurück, Mauern stürzen nieder, und Donner spielen furchtsam um diesen Glanz. Nichts vermag den Kämpfer für das Recht zu besiegen, er kennt keine Unüberwindlichkeit, die Götter gehn neben ihm, alles stürzt erbebend auf die Kniee und bekennt sich zitternd überwunden. Ha! wäre nicht diese große Gerechtigkeit des Schicksals, wer wagte es dann, den Bösewicht zu bestrafen? — Frevler würden mit ehernem Stabe die Tugend beherrschen, — — nein, die Götter, Schabdin, die Götter stehn auf unsrer Seite; von ihrem hohen Richterstuhl ausgesandt, sind wir hiehergekommen die Schändlichen zu strafen, die Götter werden ihre Diener nicht verlassen.

Schabdin. Wenn sie uns senden, warum stemmte sich dann ein Sturmwind gegen unsre Schiffe, sie von diesen feindseligen Ufern zurückzuhalten? — O Freunde, hörtet ihr die Wirbelwinde nicht, die in schrecklichen Flüchen zu uns sprachen? — Mir war, als säh' ich zwischen den zerrissenen Wolken eine dunkle Hand, die uns mit ernster Bedeutung zuwinkte, — laßt uns ihr folgen. — Winde und Wogen werfen sich uns ungestüm entgegen, laßt uns den Wink der Götter verstehen. —

Omal. Laßt ihn uns verstehen, sie schelten unser Zögern, unsern Kleinmuth, — dies ist mein Glaube. —

Schabdin. Sprich Du itzt, Runwal; Du bist nach mir im Rath der nächste. —

Runwal. Dort seufzt Alla-Moddin! und dies ist die Loosung unser Schwert zu schwingen, und wie entfesselte Sturmwinde mit unsern Lanzen gegen Manilla's Mauern zu wüthen. Meine Zunge ist nicht geschickt zum Reden, meine Worte sind rauh, — aber laut pocht mein Herz in meinem Busen, und seine Schläge zucken gewaltig bis in meinen Arm. — Auf! unser König seufzt dort! — hört

ihr's? — O ich bedarf keiner Ueberredung, in dem Namen Alla-Moddin liegt alles, was ich sagen könnte. Laßt Eure Speere und Schwerter im frühsten Strahl des Morgens glänzen, Alla-Moddin sei frei, und Manilla stürze nieder! dies ist mein Rath: wer anders denkt, der spreche!

alle schweigen.

Omal. Kein Ton? — Runwal, Du hast die Worte meiner Seele gelesen, auch ich bin der Meinung. In diesem Schwert, in diesem Köcher liegt meine Beredsamkeit. Welcher Mann wird für seinen guten König nur sprechen, wenn er für ihn handeln kann? Kein Wort von Zögerung. Mit der Sonne stehn wir vor Manilla's Thoren, das Schwert der Rache in der Hand, — mag Schabbin doch zurückbleiben.

Schabbin. Er wird nicht zurückbleiben. Mein Rath war friedlich, weil er mir der beste schien, aber auch mein Muth erhebt sich höher in Gefahren. — — Ihr habt beschlossen: Nun auf zum Kriege? Auf zum Kampfe! Blast einen Kriegsgesang! Singt Schlachtlieder! Meine Hand bebt, es zuckt mein Schwert in der Scheide, die Pfeile klappern streitlustig in meinem Köcher. — Omal, Du hast mich schwer gekränkt.

Omal. Hier hast Du meine Hand, Du bist mein wackrer Bruder.

Runwal. Ich wünsche, die Sonne wäre schon aufgegangen. Wenn Pfeile um mich zischen, Schwerter über meinem Haupte schwirren, und Schild gegen Schild sich drängt, — o dann hebt sich meine Seele höher, und mein Auge glänzt vor Freude. —

Omal. Und die Wirbelwinde sollen das schöne Suhlu verheeren, wenn ich dies Schwert eher niederlege, bis Alla-Moddin frei ist! Schabbin, und Ihr, meine übrigen Freunde, geht jetzt wieder zurück, und rüstet Euch und Eure Schaaren zum kommenden Morgen. Schabbin und die übrigen Suhluaner steigen wieder hinter den Felsen zurück. Du, Runwal, bleibe hier, wir wollen auf diesem Felsensitze den grauen Morgen erwarten.

Dritte Scene.

Omal. Runwal.

Omal reicht Runwal die Hand. Runwal! Du bist mein Freund! Gieb mir Deine Hand! Du fichtst morgen zu meiner Seite: fall' ich, so kümmre Dich nicht darum, laß meinen Leichnam immerhin zertreten werden, und denke nur an Alla-Moddin. — Eben das thu' ich, solltest Du zu Boden stürzen.

Runwal. O wie wird mein Herz emporschwellen, wenn ich über die Steinhaufen Manillas hinschreite, und den Kerker Alla-Moddins sprenge.

Omal. Wie lange zögert heut die Sonne!

Runwal. Sieh, wie sich schon alle Finsterniß nach Westen hinzieht, wie der schläfrige Tag sich langsam hinter jenem Berge aufhebt, und mit den lichtscheuen Augen blinzelt.

Omal springt auf. Es wird heller in Osten!

Runwal. Dort schon der lächelnde Bruder des Tags, der ewig junge Morgenstern, der seine goldnen Locken aus den kalten Wogen hebt.

Omal. Das Morgenroth zieht sich flammend in Osten herauf, und reicht uns sein feuriges Schwert, die Feinde zu strafen.

Runwal. Sieh, wie die Gegend aus der Finsterniß hervorsteigt, wie die Erinnerung vergangener Zeiten.

Omal. Steh auf! — Sieh, dorthin, wo der Fels sich öffnet, wo jene schwarze Wolke so eben vorbeischwebt, dort in jene Bucht hinein liegt Manilla! — Ha! dort sah ich seine Thürme, dort seufzt Alla-Moddin, und klagt über unser Zögern. — Itzt komm! — Wir wollen unsre Freunde versammeln. Er bläst auf seinem Horn, eine ähnliche Antwort von unten; sie steigen hinab.

Runwal im Hinabsteigen. Wie furchtbar diese Klippen durch einander geworfen sind!

Omal. Wie ein Meer, das sich im Sturm versteinerte.

Vierte Scene.

Manilla; im Hintergrunde die Festungswerke und die Stadt; vor dieser ein großer Wall, unten Bäume auf einer Ebne.

Lini oben auf dem Wall, er kömmt fröhlich mit seiner Laute. Noch Sterne am Himmel? — Willkommen, was habt ihr indeß gemacht? — Es sind aber nur so wenig goldne Punkte dort, es muß wohl bald Tag seyn. — Ach ja, denn noch keine Nacht ist mir so lang geworden, als diese. Lustige Wasser rauschten um mich her, blühende Bäume wehten über meinem Haupte, Suhluaner tanzten nach fröhlichen Flöten, — noch nie war ich so angenehm traurig und fröhlich zugleich, ich sah schon alles im halben Traum, was ich zu sehen wünschte, und weinte dann, daß es noch nicht wirklich da war, daß es immer noch Nacht blieb, so oft ich auch die Augen aufschlug, und von neuem wieder einschlief: — aber jetzt ist es da. — Wie die Winde durch die Bäume rauschen, wie der Himmel im goldenen Scheine glüht! — Ha! dort fährt in purpurnen Fluthen die Sonne mit ihren flammenden Segeln empor! — Wie sich alles freut! die Vögel jauchzen, die Bäume sind fröhlich, die grünen Thale lachen, — alles, Lini, weil du nicht mehr trauerst. — O mir ist, als sollt' ich vor Freude von diesem grünen Berg herunterspringen, daß ich fröhlich im grünenden Haine irrte, den Winden nachjagte die durch Blumen wehen, daß ich mit den Lerchen zu den rothen Wolken emporflöge! Alles zwitschert, alles singt! singe du auch, Lini! Er spielt und singt.

Bezwungen flieht die Nacht
zu ihrer schauervollen Höhle:
im goldenen Triumph
gekrönt mit tausend Strahlen
steigt jugendlich die Sonne auf,
sie schwingt, ein Zeichen ihres Siegs,
des Morgenrothes flammende Standarte.
  So flieht der Kummer
vor der Freude Glanz,
und stürzt erschrocken
auf ewig in das Meer.

Fünfte Scene.

Lini. Alla = Moddin. Amelni.

Alla = Moddin kommt mit Amelni Arm in Arm. Wir sind mit der Natur erwacht, — freust Du Dich nun, Du kleiner muntrer Sänger?

Lini. O ja, Vater, — aber ich muß mich so allein freuen, nun möcht' ich auch wohl den kleinen Runi und meine andern Gespielen wieder sehen, dann würd' ich noch weit fröhlicher seyn.

Alla = Moddin. Auch dieser Wunsch wird erfüllt werden, denn wir werden nun bald über die grauen Wogen nach Suhlu fahren.

Lini. O ja, bald, lieber Vater! es ist hier schön, aber dort ist es noch weit schöner. Mein Garten, meine Palmbäume, meine Rosenstöcke — was die machen? Ob mich mein Baum wohl wieder kennen wird? — Was werden wohl meine kleinen Freunde sagen?

Amelni. Ach, es wird sich so manches verändert haben. — O wie schön, wie erfrischend weht uns die Luft der Freiheit entgegen, wie lieblich spielen die Lüfte durch die grünen Bäume, goldgesäumte Wolken schweben durch die düstern Wälder. — Wie ein goldner Glanz auf den rieselnden Wellen zittert! — wie der Himmel im purpurrothen Scheine flammt, wie die Vögel jauchzen und die Wiesen duften! — sie sinkt im höchsten Gefühl des Glücks an die Brust Alla-Moddins. Ach! Alla=Moddin! — kannst Du denn noch traurig seyn?

Alla = Moddin. Nein, Amelni, das wäre Undankbarkeit gegen die gütigen Götter; ich fühle mein Glück, ich darf ungefesselt meine Arme wieder ausstrecken, ich sehe in aller ihrer Majestät die Königin des Himmels wieder, ich athme wieder Freiheitsluft, der düstre Kerker ist hinter uns verschlossen; — ach, liebe Amelni, sieh dorthin! Sieht dieser Baum da nicht dem ähnlich, der in Suhlu vor unserm Hause grünt.

Amelni. Ja, Alla=Moddin, er steht eben so wie dieser auf einem kleinen Hügel, und seine Zweige rauschen auf unserm Dache, rechts fließt, wie hier, ein kleiner Strom vorüber, und schlüpft geschlängelt zwischen blumigen Ufern, — der Baum trägt eben solche weiße Blüthen; — sieh, wie die Morgenwinde in dem Wipfel wühlen, und einen Blüthenregen im Glanz der Morgensonne über den Bach hinstreuen, — ach, gerade so wie an dem Tage, da wir von Suhlu abreis'ten und von unserm Gärtchen Abschied nahmen, — alle jene schönen Bilder kehren in meinen Busen zurück, alles so neu und frisch, ach, unser Leben beginnt heut von neuem, wir wollen von nun an jeden Tag, jede Stunde anhalten, keine soll, ohne Freude zu geben, vorüberfahren. Lini hat sich niedergesetzt, und sieht mit Entzücken in die schöne Gegend.

Alla = Moddin. Aber Amelni, bleibt Deine Seele ganz heiter und ungetrübt, wenn Du an Suhlu denkst? — Drängt sich keine ängstliche Empfindung zu deinem Herzen?

Amelni. Nur die Freude kann jetzt den Zugang zu meiner Seele finden.

Alla = Moddin. Du sagtest vorher: „Ach, es wird sich so manches verändert haben.“ — Mancher Baum ist größer geworden, unsre kleinen Palmen an dem See sind emporgeschossen, Lini's Baum ist gewachsen, unsre Rosenstöcke sind uns unkenntlich geworden. — Ach, Amelni, wenn uns ganz Suhlu unkenntlich wäre!

Amelni. Woher diese Besorgniß?

Alla = Moddin. Mein Volk hat meiner vielleicht vergessen, es vergaß meiner in dieser langen Zeit, fremde Völker haben vielleicht Suhlu verheert, — ach, vielleicht wachsen Dornen da zwischen Steinhaufen, wo sonst unsre Wohnung stand, Disteln überziehn wohl unsern Garten vielleicht —

Lini springt auf. Sieh, Vater, dort hinter jener Mauer saßen wir sonst und weinten, — man kann von hier die kleine Oeffnung sehn, durch die ich meinen Vogel habe fliegen lassen, — wo mag er jetzt wohl seyn?

Alla = Moddin. Wenn ich meine Freunde wiederfinde, mein Volk noch so, wie ich es verlassen habe, wenn Omal noch derselbe ist, — welch Glück ist dann dem meinen gleich?

Lini. O komm Vater, dorthin glänzt der Thau der Wiese so schön, komm nun auch auf jene Seite!

Alla = Moddin. Nun wohl, Du Ungeduldiger! sie gehn.

Sechste Scene.

Gusmann, Valmont von der andern Seite.

Valmont. Der edelmüthige Spanier ist noch immer mißtrauisch? —

Gusmann. Kein Mißtrauen, nur Vorsicht, wenn Gonsalvo's Aussage anders Wahrheit ist.

Valmont. Ha! dort schleicht Alonzo traurig her, — er dauert mich.

Siebente Scene.

Vorige. Alonzo.

Alonzo für sich. Konnt' es denn nicht anders seyn? — Ach Sebastiano! — Ist es so weit gekommen, daß ich den Anblick der Menschen scheuen, und wie ein Verbrecher herumschleichen muß? — Wodurch verdiente ich dies Schicksal?

Valmont geht auf ihn zu, und faßt freundschaftlich seine Hand. Alonzo!

Alonzo. O — lassen Sie mich — ich — Warum folgte ich nicht Ihrem Rathe? — Warum hörte ich nur die Worte Sebastiano's und war taub für die Stimme der Wahrheit? —

Valmont. Dies, Alonzo, war die Absicht meines gestrigen Besuchs; es that mir wehe, Sie zu kränken, da ich Sie kannte; ich wünschte, daß eine That Ihr Amt beschlösse, die Ihnen die Liebe Alla=Moddin's und der Welt verschaffte, doch Sebastiano — —

Gusmann. Bleiben Sie bei uns auf Manilla, wenn Sie von keinem wichtigen Geschäfte nach Europa zurückgerufen werden. Sie sollen von

meiner Freundschaft überzeugt werden. Kein Betrüger wird von nunmehr Ihre Güte mißbrauchen, denn Sebastiano verläßt mit allen Jesuiten diese Gegend.

Alla-Moddin kömmt ihnen mit Amelni entgegen.

Achte Scene.

Gusmann, Valmont. Alonzo. Alla-Moddin. Amelni.

Alonzo nähert sich Alla-Moddin. O verzeihe mir, edler Mann, — o daß Du mir nicht danken kannst, daß Du auf mich zürnen mußt, schmerzt mich jetzt tief im Innersten meines Herzens.

Alla-Moddin. Ich zürne nicht auf Dich, ich weiß, Du warst nicht die Ursach meiner Leiden; ich bin frei, ich bin glücklich, alles übrige ist nur ein Traum gewesen, ich bin erwacht; itzt laß uns nicht weiter von der Nacht sprechen, sieh, der Morgen lächelt uns entgegen.

Neunte Scene.

Vorige. Lini, der sehr schnell herbeiläuft.

Alla-Moddin. Was ist Dir, lieber Sohn? Du siehst bleich aus, — Du bist außer Athem, rede!

Lini. Ach, Vater, als ich dort voller Freude herumhüpfte, sah ich Sebastiano plötzlich mit glühenden Augen auf mich zukommen, — darum eilt' ich so.

Zehnte Scene.

Vorige. Sebastiano.

Sebastiano eilt schnell herbei. Wo ist Alonzo? — Wo der Gouverneur?

Gusmann. Was verlangen Sie!

Sebastiano. O Gusmann, — Alonzo, — — ich irrte doch nicht, es hat sich entschieden.

Alonzo. Was?

Sebastiano. Verrätherei! — Ja, Alla-Moddin, noch einmal nenn' ich Dich einen Verräther, Deine Freunde sind gelandet, und nahen in großen Schaaren der Vestung.

Gusmann. So wäre es dennoch wahr gewesen, Valmont?

Valmont. Unmöglich, ich verbürge mein Leben für ihn!

Alla-Moddin. Ein Verräther? — Sebastiano, ich fasse Deine Worte nicht.

Sebastiano. Ich sahe ihre feindliche Anzahl von einem Felsen herab, — sie nahen mit einem wilden Getümmel, mit einem fürchterlichen Schlachtgesang. — Alonzo, wir hatten uns nicht geirrt, nun ist die Schändlichkeit des Elenden und unsre Unschuld offenbar.

Alla-Moddin. Ich bin wie ein Träumender, der aus einem tiefen Schlaf erwacht, und den nicht versteht, der zu ihm spricht. Deine Worte klingen mir wie Räthsel, und doch ahne ich —

Sebastiano. Hört! hört wie wild ihr Kriegsgeschrei aus der Ferne daherbraust! — Es ist Dir kein Räthsel, Alla-Moddin, Deine schändlichen Freunde führen endlich Deine Anschläge aus, sie kommen endlich, diese Mauern zu stürmen, uns von unsern Zweifeln zu befreien, und Dir das Brandmahl der Verrätherei aufzudrücken.

Alla-Moddin. Im Angesicht des Himmels und der aufgegangenen Sonne, im Angesicht der Götter widersprech' ich Dir laut, mag kommen was da will, ich bin ohne Schuld.

Eilfte Scene.

Vorige. Die Indianer.

Man hört einen wilden Schlachtgesang von vielen Instrumenten begleitet, der nach und nach immer näher kömmt, bis die Indianer endlich unten auf der Ebne erscheinen. Alla-Moddin steht indeß nachdenkend, Gusmann zweifelhaft in der Ferne; Sebastiano versucht es mehrmals mit Alonzo zu sprechen, der ihm aber immer ausweicht.

Brause daher im wilden Getön,
wie Meeressturm gegen Klippenmauern,
wie des furchtbaren Donners Gang
durch des Himmels unendlichen Raum,
Schlachtgesang!
Im Blutgewande,
mit der Vernichtung lodernden Fackel
naht die Rache. —
Schwert an Schwert,
Brust gegen Brust,
schwimmen wir kühn den Strom hindurch,
der uns mit tausend Strudeln entgegen kämpft!
Todesgeröchel,
Wuthgebrüll,
sind des schwarzen Krieges
furchtbare Wagenlenker. —
Zur Rache! zum Siege:
Laßt den Blitz um unsre Locken flattern,
den Donner wild um unsre Häupter schelten,
wir brechen kühnes Muths durch Tod und Gefahr!
Wie Wogen spalten sich die Schrecken
vor des Tapfern Brust,
wie Sturmwind fliegen sie mit scharfen Klauen
nach dem Nacken des feigen Frevlers.
Zur Rache! zur Rache! wie schießende Flammen
stürzt den Schändlichen
vertilgend entgegen!
Fahrt triumphirend
auf ihres Blutes purpurrothen Wogen
nach Suhlu zurück. —

Gusmann. Sebastiano, gehn Sie zu den Frevlern hinab, und fragen Sie sie in meinem Namen, was sie verlangen?

Sebastiano geht ab, der Gesang fährt fort.

Ha! schon fliegt mit fürchterlichem Klang
Vernichtung durch die Luft daher!
An ihren Schwingen hängen Todesseuchen,
von jeder Feder tropft vergiftet Blut. —
Die Götter sitzen im furchtbaren Rath,
und werfen stumm die schwarzen Würfel,

sie winken den bleichen Dienern,
der Verzweiflung mit dem knirschenden Zahn,
Der Todesangst mit den starren Augen,
sie kommen mit wilden Geberden, —
wen werden sie als ihre Beute greifen?

Sebastiano ist zu ihnen heruntergekommen, Omal geht ihm entgegen. Wer seid Ihr, die Ihr mit diesem drohenden Gesang die Luft erschüttert? Was ist Euer Verlangen? — der Befehlshaber dieser Festung sendet mich zu Euch. —

Omal. Ha! das ist der schändliche Priester, der täglich unsern edlen König marterte.

Runwal stürzt wild hervor, und sticht mit seiner Lanze Sebastiano nieder. Dieser? — so nimm den Lohn dafür. —

Omal. Runwal! schäme Dich, grauer Krieger, er war ja wehrlos. —

Runwal steht einen Augenblick nachdenkend, dann wirft er unwillig seine Lanze hin. O, — ich habe wie ein Knabe gehandelt, ich darf diese entehrte Lanze in keiner Schlacht mehr führen. —

Alla-Moddin ist indeß mehr hervorgetreten, er ruft laut und mit ernster Stimme. Omal!

Omal blickt empor, im wildesten Ausbruch der Freude. Ha! Suhluaner! Suhluaner! da steht er! — Alla-Moddin!

Alle werfen sich nieder; ein ungestümes Freudengeschrei verwirrt durch einander.

Alla-Moddin. Suhluaner, soll ich mich freuen, oder trauern, daß ich Euch wiedersehe? — wie oft hab' ich im Kerker nach dem Anblick eines biedern Landmannes geschmachtet, Ihr streckt mir jauchzend Eure Hände entgegen, aber sie sind mit Blut befleckt, ich kann mich nicht freuen.

Omal. O Alla-Moddin, — wir kommen mit der Rache, mit der Freiheit, Du sollst wieder der unsrige werden.

Alla-Moddin. Ihr irrt, meine Freunde, meine Unschuld ist erkannt, so eben bin ich frei gesprochen, und Ihr werft von neuem einen schweren und gerechten Verdacht auf mich. — O führe Deine Schaaren zurück, Omal, ich folge euch sogleich, Ihr seht, ich bin frei, mein Kerker steht verschlossen, was verlangt Ihr mehr?

Omal. Nein, Alla-Moddin, Deine Großmuth will unsre Rache täuschen, mit großem Mitleid willst Du Deine Feinde schonen, Du bist nicht frei; sie fürchten unsern Muth, und Du hast es ihnen versprechen, so zu uns zu reden, — nein, wir sind nicht vergebens hierhergekommen, die Götter haben endlich unser Flehn erhört, und die Feinde Suhlu's durch unser Schwert besiegt; auf, meine wackren Landsleute! nun sind noch diese Feinde übrig, zwar grausamer und unmenschlicher als jene, aber auch sie sind nur Sterbliche! Wir weichen nicht, Alla-Moddin, wir haben's beschworen.

Alla-Moddin. Omal, Du warst von jeher mein treuer Unterthan, aber itzt sprichst Du wie ein Aufrührer, — sieh, ich, Dein König, der wissentlich noch keine Unwahrheit sprach, versichert Dich, daß er frei ist, daß er glücklich ist, wenn Du seinen Worten glaubst: darum stecke Dein Schwert ein, das hier so unnütz funkelt. — Geh, und führe Deine Schaaren in ihre Heimath zurück, in Suhlu will ich Dich umarmen, Omal; vergiß nicht, daß Dein König zu Dir spricht, dessen Befehlen Du sonst gern gehorchtest.

Omal. Ich darf nicht zurückgehn, wir haben geschworen, die Thür Deines Kerkers zu sprengen; ein Suhluaner darf seinen Eid nicht brechen. Deine edle Seele will uns täuschen, Du bist nicht frei. — Suhluaner, wollt Ihr mit ungerötheten Lanzen wieder nach Suhlu zurückschiffen?

Alle. Nein, wir kehren nicht zurück, wir haben geschworen.

Alla-Moddin. Geschworen? — Omal, und Ihr alle meine getreuen Unterthanen! So hört denn die Bitten des ehemals geliebten Alla-Moddin, da Ihr seinen Befehlen nicht gehorchen wollt. — O seht, wie alle meine Freunde von mir, wie von einem Verpesteten zurückweichen, selbst mein zärtlicher Balmont senkt den Blick, und scheint nachzudenken; — mich freut die Liebe, mit der Ihr zu mir kömmt, — aber Eure Hartnäckigkeit macht mich traurig. Soll das erste Geschenk, das mir meine Suhluaner bringen, Wehmuth seyn? Seht, Sebastiano liegt ermordet, alle Augen wurzeln auf mir, als dem Urheber dieser That, — Eure Liebe, Suhluaner, ist Grausamkeit; nein, Ihr liebt mich nicht, wenn Ihr nicht friedfertig zu Euren Schiffen zurückkehrt, Ihr seid meine Feinde, wenn Ihr nicht sogleich Eure drohenden Lanzen beschämt in die Erde verbergt. — O Amelni, Lini, Balmont, helft mir die Grausamen erweichen. — O Ihr Hartherzigen, seht, ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, das Zutrauen meiner Freunde wendet sich schüchtern von mir ab, Ihr bleibt bei meinen Bitten ungerührt, Ihr glaubt nicht meinen Betheurungen; Eure erlogene Liebe ist Blutdurst, Ihr lechzt nach Mord, mit Tiegersinn schwingt Ihr Euer Schwert, wie ein Räuber forderst Du Deine Freunde, Omal, zum Kampf, — o ich muß mich schämen, daß meine unmännlichen Augen weinen, statt mit zornigen und gebieterischen Blicken auf Euch herabzusehn; Ihr trotzt meiner nachgebenden Schwäche, Ihr verachtet meine Stimme, der Ihr sonst gern als Kinder gehorchtet, Ihr kränkt mich schwer.

Omal. Wir haben geschworen! —

Alla-Moddin. Du Stolzer! — Geschworen? — er wendet sich um. Ha, meine Freunde, warum seid Ihr so stumm? — Warum schlagt Ihr vor meinen Blicken die Augen nieder? — Und auch Du, mein Balmont? Er geht auf Balmont zu. Balmont, erwache aus Deinen Träumen! — Du zweifelst?

Balmont. Nein, Alla-Moddin.

Alla-Moddin. Deine Freundschaft bleibt mir noch übrig. — Er umarmt ihn, und reißt in eben dem Augenblick Balmont's Schwert aus der Scheide, dann stürzt er zurück und spricht zu den Indianern. Nun, Ihr Hartnäckigen, nun hab' ich auch ein Schwert in meiner Gewalt, nun darf ich Euch wieder trotzen. — Er setzt den Griff gegen die Erde, und die Spitze gegen seine Brust. Amelni fährt zusammen.

Die Indianer erschreckend. Alla-Moddin! — um aller Götter willen!

Alla-Moddin. Nun stürmt an gegen diese Mauern, nun laßt Eure Waffen leuchten, aber, hier schwör' ich es feierlich bei den Göttern, dem ersten unter Euch, der diese Wälle betritt, springt mein Blut entgegen. — Nun rufe doch Deine Freunde zur Schlacht,

blutdurstiger Omal, brüllt doch Euren frechen Schlachtgesang, Ihr lechzt nach Blut, und Eures Königs Blut soll Euch zuerst entgegen strömen. Omal, meinen Befehl hast Du nicht geehrt, meine Bitten hast Du verachtet, was liegt Dir an Alla=Moddins Leben? Renne mit Deiner Standarte herauf, und pflanze sie hieher, und Du kannst die Wonne genießen, sie in Deines Königs Blut zu tauchen. — Warum zögert Ihr? — Warum bist Du so stumm, Omal? — Jetzt habt Ihr zu wählen, springt auf meinem Leichnam auf die Mauern, — oder kehrt nach Suhlu zurück. — Nun Omal? —

Omal. Ach, Alla = Moddin, Du hast den grauen Krieger unbarmherzig entwaffnet, — ich kann nicht sprechen, — denn brennende Thränen, — schwere Seufzer, — komm, Runwal, führe sie zu den Schiffen zurück, — führe sie zurück.

Runwal. Willst Du nicht mit uns gehn?

Omal. Nein. —

Runwal. Warum willst Du zurückbleiben? —

Omal. O frag' mich nicht. —

Runwal. Alla = Moddin, — wir kehren zu unsrer Heimath zurück, — aber sehn wir Dich in Suhlu, guter König? —

Alla=Moddin. Noch ehe die Sonne sinkt, folgt ich Euch über die Wogen, — dann sind wir auf einheimischem Boden, und grüßen uns ohne Pfeil und Köcher, ohne Schwert. — *Er läßt das Schwert fallen, und wirft sich in die Arme Balmonts und Amelni's, die Indianer blasen einen traurigen Marsch und ziehen von der Bühne. Omal bleibt, und wirft sich unten stumm an den Wall nieder, sein Schwert schleudert er weit von sich weg.*

Zwölfte Scene.

Die Vorigen *ohne die* **Indianer.**

Gusmann *geht schweigend auf Alla = Moddin zu, und küßt ihn feurig.* Verzeih', edler Freund, ich dachte klein von Dir.

Lini. Vater, wir wollen nach Suhlu fahren, alle meine Landsleute sind schon wieder fort, nur Omal ist noch da, frag' ihn doch, warum er so traurig ist und nicht zu uns kömmt.

Alla=Moddin. Omal, warum bist Du allein zurückgeblieben?

Omal. Ich habe es geschworen, und ich kehre nicht ohne Dich nach Suhlu, — schicke doch einen Mörder zu Deinem getreuen Omal herab, — o, seit Alla=Moddin mich so tief gekränkt hat, will Omal gerne sterben. — Sieh, mein Schwert liegt dort, ich werde mich nicht widersetzen. — Einen solchen Augenblick hatt' ich noch nicht erlebt, — den Freund, der aus zu großer Liebe fehlte, behandelst Du wie einen Meuter, — o, weiter, laß mich erwürgen, und sei durch meinen Tod versöhnt.

Alla=Moddin. Omal, Du kennst Deinen König nicht mehr, Dein Trotz kränkte mich, aber jetzt sind wir wieder Freunde, komm herauf!

Omal. Du bist wieder mein Freund?

Alla=Moddin. Komm, meine Arme sind Dir geöffnet

Omal *rennt den Wall schnell hinauf, und stürzt zu den Füßen Alla=Moddins, dieser umarmt ihn.* O vergieb, vergieb mir.

Alla=Moddin. Sieh, ich bin frei, und kehre mit Dir nach Suhlu zurück.

Omal. O ich bin glücklich! *Er kniet zu Amelni's Füßen, dann nimmt er Lini in seine Arme und küßt ihn heftig.*

Lini. Omal, warum bist Du von uns gegangen?

Omal. Um Dich wieder frei zu machen, doch meine Mühe war unnütz, und dafür dank' ich den Göttern.

Balmont. O Alla = Moddin, Freund, jetzt laß mich sprechen, und gewähre mir eine Bitte.

Alla=Moddin. Was kann Balmont bitten, und was kann ihm Alla = Moddin gewähren?

Balmont. Ich habe jetzt Europa verlassen, und zwar auf ewig. — Eine grausame Tyrannei hält mein Vaterland in ehernen, vielleicht unzerbrechlichen Fesseln, ich kann nicht unter Menschen leben, die sich schämen Menschen zu seyn; diese Herrscher und Knechte sind mir ein empörender Anblick, ich will unter freien Menschen gern ein Mensch seyn, — in Europa darf ich es nicht, ich werde unterjocht, und soll andre unterjochen, ich mag kein Tyrann, aber auch kein Sklave seyn, — wird es einst besser, dann kehre ich wieder zurück, bis dahin vergönne mir, Dir nach Suhlu zu folgen. —

Alla=Moddin. O Freund, wie unaussprechlich glücklich machst Du mich! — Was meine kühnste Hoffnung nicht zu träumen wagte —

Balmont. Dort will ich an dem Busen der gütigen Natur leben, und wieder zum Kinde werden, ich will mit Euch pflanzen und säen, und an der Seite meiner neuen Brüder das Schwert gegen Suhlu's Feinde führen, Dein Freund und Unterthan.

Alla = Moddin. Mein Freund, Amelni's und Lini's Freund — und wenn ich einst sterbe, ihr Vater.

Sie umarmen sich.

Herr von Fuchs.

Ein Lustspiel in drei Aufzügen,

nach dem Volpone des Ben von Jonson.

1793.

Personen.

—

Herr von Fuchs.
Fliege, sein Hausfreund.
Geyer, ein Advokat.
von Krähfeld, ein alter Edelmann.
Karl von Krähfeld, sein Sohn.
Rabe, ein Kaufmann.
Louise, dessen Mündel.
Friedrich, Bedienter des Herrn v. Fuchs.
Peter, Bedienter des Herrn v. Fuchs.
Murner, ein reisender Gelehrter.
Madam Murner.
Birnam, ein Engländer.
Gerichtsdiener.
Vier Richter.
Ein Notar.
Stumme Personen.

Die Scene ist in einer fremden Seestadt.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer, zur linken Hand ein Schrank; zur rechten, etwas mehr im Hintergrunde, ein großer Krankenstuhl; neben dem Schranke ein Schirm.

Friedrich, Peter, die das Zimmer aufräumen.

Peter. Ob der Herr wohl schon aufgestanden ist?

Friedrich. Ich weiß nicht. —

Peter, indem er den Krankenstuhl auf die Seite schiebt. In dem Stuhle muß es sich mit wahrem Vergnügen krank seyn lassen.

Friedrich. Meinst Du?

Peter. Und vollends so, wie der Herr von Fuchs —

Friedrich. Wie so?

Peter. Je nun, ich meine, daß er doch dabei gesund ist, wie der beste Fisch —

Friedrich. Wenn er von dem Geschwätz etwas hört, so hast Du am längsten hier gedient.

Peter. Ja, daß ich doch ein Tölpel wäre: — Nein, den Punkt in unserm Kontrakt werde ich gewiß nicht vergessen. Es gefällt mir hier im Hause; Du bist ein guter Kamerad, die Köchin ist ein hübsches Mädchen, der Herr bezahlt gut; — und da mag er nun meinethalben auf den Tod liegen; ein Bedienter hat sich um die Verrichtungen seines Herrn nichts zu bekümmern.

Friedrich. Daß Du Dich nur aber gegen niemand Fremdes versprichst!

Peter. Ei, als wenn ich so ausnehmend auf den Kopf gefallen wäre! — Du denkst wohl, weil ich erst drei Wochen in der Stadt diene? — Ja, da sollst Du mich noch kennen lernen: in acht Tagen will ich Dir aufzurathen geben, grausame Nüsse aufzubeißen, denn —

Friedrich. Fort! — der Herr kömmt.

Beide gehen ab.

Zweiter Auftritt.

von Fuchs im Schlafrock; er geht sogleich zum Schrank, und schließt ihn auf; er betrachtet mit innigem Wohlbehagen einzelne Geldbeutel, und zählt Goldstücke ab. Ah, guten Morgen, guten Morgen, theure Freunde! — Wenn man mit Sonnenaufgang gleich seine ganze liebe Familie vor sich sieht, — o das ist eine freudige Empfindung! dies sind die wohlgezogensten Kinder, die man haben kann, die zärtlichsten Anverwandten. — Ich habe mich aus der Welt zurückgezogen, um in einer weisen Einsamkeit euch ganz allein zu leben; für mich giebt es keinen Krieg und keine Weltbegebenheiten; in diesem kleinen verschloßnen Staat, lebt ihr Ludwigs, Friedrichs und Wilhems, in der größten Einigkeit neben einander; dies ist der wahre Stein der Weisen; die Tinktur, die den Dummkopf zum Philosophen, den Tauge-

nichts zum Wohlthäter des Menschengeschlechts macht. — Narren behaupten, das goldene Zeitalter sei verloren; Dichter, die froh sind, wenn sie einmal Silbergeld in die Hände bekommen; — aber der Kenner weiß, was er davon halten soll. — Wenn die verdammte Liebe mir nicht das Leben sauer machte, so wär' ich der glücklichste Mensch auf Gottes Erdboden. Er verschließt den Schrank.

Dritter Auftritt.

von Fuchs. Fliege.

Fliege. Guten Morgen, gnädiger Herr! Wie haben Sie geschlafen?

v. Fuchs. Ziemlich; und ich war so eben in meiner Andacht. Er zeigt auf den Schrank.

Fliege. Es thut mir leid, daß ich Sie gestört habe.

v. Fuchs. Thut nichts: — mir wird jeden Morgen beim Aufstehn so wohl ums Herz, wenn ich dieses goldene Alphabet durchlese.

Fliege. Natürlich.

v. Fuchs. Ach Fliege, was fehlte mir noch, wenn mir das Mädchen nicht so im Kopfe steckte?

Fliege. Nichts.

v. Fuchs. Und das in meinen alten Tagen! Alle Vorzüge kann mir dieser Schrank verschaffen, — nur nicht Schönheit.

Fliege. Die Allmacht des Goldes —

v. Fuchs. Wenn es mich hier im Stiche ließe!

Fliege. Wenn uns nur nicht der Sohn des alten Krähfeld im Wege stände, der sterblich in sie verliebt ist!

v. Fuchs. Und der alte Vormund Rabe selbst, der sie wie ein Drache für einen gewissen Herrmann hütet; für einen Kerl, der jetzt in der Welt umherreis't, um in einem fremden Klima seinen Verstand zur Reife kommen zu lassen.

Fliege. Man muß den Vormund einschläfern; — und ich will diese Medea seyn, und Ihnen dies goldene Vließ erobern.

v. Fuchs. Du bist ein braver Mann, ein treuer Freund.

Fliege. Ich thue alles für Sie, was ich kann; denn Sie sind mein Gönner, mein Beschützer, mein gnädiger Herr.

v. Fuchs. Und werd' es bleiben: — hier hast Du meine Hand darauf.

Fliege. Ich glaube Ihnen, denn ich kenne Ihren Edelmuth.

v. Fuchs. Du irrst Dich nicht; denn ich habe wirklich einen starken Hang zum Edelmuth.

Fliege. Es ist einer Ihrer erklärtesten Vorzüge.

v. Fuchs. Ich kann mein Gold mit dem ruhigsten Gewissen betrachten.

Fliege. Warum nicht?

v. Fuchs. Kein Vorwurf steigt mir aus meinem Kasten entgegen.

Fliege. Nie.

v. Fuchs. Keine Thränen einer Waise, kein Seufzer einer Wittwe hängt an einem einzigen meiner Goldstücke.

Fliege. An keinem.

v. Fuchs. Ich kann dreist die Musterkarte der zehn Gebote durchgehn, — denn, Fliege, ich lästre nicht, ich fluche nicht, ich entweihe keinen Feiertag, beneide keinen meiner Nächsten, ich stehle nicht.

Fliege. Sie betrügen nicht.

v. Fuchs. Ich ermorde niemand.

Fliege. Ei bewahre!

v. Fuchs. Eben so wenig leih' ich auf Pfänder.

Fliege. Eben so wenig leihen Sie auf Pfänder.

v. Fuchs. Ich bin auch kein solcher Narr, daß ich mein Vermögen auf große Projekte wagte.

Fliege. Ei, da müßte es weit mit Ihnen gekommen seyn.

v. Fuchs. Ich pachte keine Aecker —

Fliege. Nicht einen einzigen. —

v. Fuchs. Ich baue keine Schiffe —

Fliege. Auf Ihrem Gewissen liegt nicht eine ersoffene Seele.

v. Fuchs. Was für ein Staat, wenn alle Bürger so ihre Pflicht erfüllten! — Was könnte man mehr verlangen?

Fliege. Das hieße sehr viel verlangen.

v. Fuchs. Das ist auch meine Meinung.

Fliege. Und Sie sind sogar ein nützlicher Bürger. Sie machen es nicht, wie so manche reiche Leute, die das Geld in den Kasten sperren, und daneben verhungern; — nein; bei Ihnen heißt es: leben und leben lassen!

v. Fuchs. Freilich.

Fliege. Ihr Geld ist stets Mittel zum Genuß; außerdem würde es keinen Werth für Sie haben: Sie sind ein Philosoph.

v. Fuchs. Genau genommen, ja.

Fliege. Freilich nicht von der strengsten Disciplin; dazu gehört aber wahrhaftig wenig Verstand, um, wie ein gewisser Diogenes, ein Hund zu seyn.

v. Fuchs. Du hast Recht.

Fliege. Sie geben dem Weinhändler zu verdienen —

v. Fuchs. Nicht mehr als Schuldigkeit. Er giebt mir seinen Wein dafür.

Fliege. Dem Fleischer —

v. Fuchs. So ein Mann will doch auch leben.

Fliege. Sie haben ein angenehmes Haus —

v. Fuchs. Auf gute Wohnungen hab' ich von je gehalten.

Fliege. Sie halten Bediente —

v. Fuchs. Dadurch kömmt Geld in Umlauf — besonders wenn sie stehlen.

Fliege. Sie halten sich einen guten Freund, wie mich.

v. Fuchs. Der meine rechte Hand und mein Leben ist.

Fliege. Und ein paar Mädchen oben ein —

v. Fuchs. Das ist meine Schwachheit.

Fliege. Ueber Sie flucht kein Tagelöhner, wenn er in der Sonnenhitze für Sie arbeiten muß; Sie lassen keine Waaren kommen, um die Preise zu erhöhen: Sie bauen keine Häuser, um für die Miethe den Leuten das Geld aus der Tasche zu lo-

chen; Sie bekleiden kein öffentliches Amt, um von der ganzen Stadt verwünscht zu werden: — sondern mit der einzig wahren Weisheit geniessen Sie Ihr Vermögen in einer goldenen Ruhe.

v. Fuchs. Die Unruhe in Ansehung meiner Besuche abgerechnet.

Fliege. Diese könnten Sie sehr bald los werden, wenn sie nicht so gute Procente brächten.

v. Fuchs. Sie sind eine wahre Pension für mich.

Fliege. Und ein Erwerb, der der strengsten Rechtschaffenheit keinen Eintrag thut.

v. Fuchs. Natürlich, denn alle diese Geschenke und Freundschaftserinnerungen werden mir ja aufgedrungen.

Fliege. Sie geben sich für krank aus, um nicht in der großen Welt leben zu dürfen —

v. Fuchs. Und verdiene mit dieser Krankheit mehr als ein Doktor von funfzig der einträglichsten Patienten.

Fliege. Eine Schaar eigennütziger Dummköpfe belagert Sie, bewirbt sich um Ihre Gunst, macht Ihnen Geschenke, — um vom sterbenden Herrn von Fuchs zu Erben eingesetzt zu werden.

v. Fuchs. Ha! ha! ha! und so mein Vermögen, und ihre eigenen Geschenke wieder zu bekommen, — mit dem Fisch die Angel. — Aber eher sollten sie sich zu Tode bluten.

Fliege. Recht so, gnädiger Herr,

v. Fuchs. Sie trachten nach meinem Vermögen, ich nicht nach dem ihrigen.

Fliege. Zugleich ist es eine Bestrafung des Eigennutzes; in der sich andre spiegeln und bessern mögen. Kann es einen edlern, moralischern Endzweck geben?

v. Fuchs. Offenbar nicht — Und diese Leute sind ja auch Herren ihres Eigenthums; sie können ihr Geld wegwerfen, sie können es mir geben: auf beide Arten haben sie nachher keinen Anspruch daran.

Fliege. Es giebt so leicht keinen Menschen in der ganzen Welt, der nicht Ihr ganzes Vermögen nähme, wenn man es ihm als Geschenk anböte.

v. Fuchs. Ich möchte auf die Gefahr den Versuch nicht machen.

Fliege. Und wollten Sie denn ein Sonderling seyn, der sich vor der ganzen übrigen Welt auszeichnet?

v. Fuchs. Da verdiente ich nicht ein Mensch zu seyn, der sich doch durch den Verstand von den Thieren unterscheiden soll.

Fliege. Mich wundert aber doch, daß noch nichts gekommen ist; es hat schon acht geschlagen, und da ist doch sonst die gewöhnliche Zeit. —

es klopft.

v. Fuchs. Wer mag's seyn? — Sieh nach.

Fliege. Gewiß der Advokat Geyer; ich kenne das Klopfen mit den knöchernen Finger.

v. Fuchs. So bring mir geschwind mein Handwerkszeug! den Stuhl! die Pelzstiefeln! Meine Mütze! — *Fliege bringt alles in Ordnung; v. Fuchs setzt sich in den Stuhl; Fliege geht ab.* Der Zug von meinen Raubvögeln kömmt. *Fliege kömmt wieder.* Nun?

Fliege. Eine goldene Uhr, gnädiger Herr!

v. Fuchs. So — daß ich nachsehen kann, wenn es Zeit zu sterben ist.

Fliege. Mit einer schönen Kette, und einem Petschaft mit Ihrem Wappen.

v. Fuchs. Gieb mir die Pelzstiefeln, und stelle den Tisch mit Arzeneien hieher. Worüber lachst Du so?

Fliege. Ueber den Narren, der nun draußen mit seinen Projekten herumgeht, und an den dürren Fingern abzählt, daß nun dies doch wohl das letzte Geschenk seyn würde das er sich von der Seele preßt, und was nun für ein hoch- und wohl-ansehnlicher Mann aus ihm wird, wenn man Ihr Testament eröffnet, wie man ihn nur den reichen, wohlweisen Rechtsgelehrten nennt, wie ihm dann hundert Dummköpfe nachlaufen, und ihn ihren Patron und Schutzheiligen nennen —

v. Fuchs. Gieb mir die Mütze, lieber Fliege, und laß ihn herein.

Fliege. Gott schenke Ihnen nur noch lange einen so guten Jahrmarkt —

v. Fuchs. Und Gesundheit, um noch lange so krank zu bleiben.

Fliege. Daß Sie auch noch im künftigen Jahrhundert —

v. Fuchs. Wir schreiben schon 1793, es ist nicht mehr sehr lange. — Schlag mir hier nur noch den Mantel herum, rück mir das Kissen anders, und laß ihn ganz geschwind mit seiner Uhr herein. *Fliege geht ab.* — Nun muß ich nur geschwind wieder ein halb Dutzend Krankheiten an den Hals kriegen. Husten, Schnupfen, Gicht, Schwindsucht, kommt geschwinde; laßt es mich so natürlich machen, daß der altkluge Aeskulap selber bei mir zum Narren würde, denn es ist kein Spaß, es kömmt hier auf Geld an. — Er kömmt. — *Er ächzt und seufzt sehr schwer und läßt den Kopf sinken.* O weh! o weh! o! o!

Vierter Auftritt.

Vorige. Geyer.

Fliege. Es ist noch immer beim Alten; Sie sind der Mann nach seinem Herzen. Sie thun aber Recht, daß Sie ihn oft besuchen, auch solche kleine Andenken können freilich nicht schaden, denn in der Krankheit freut er sich wie ein Kind darüber; Sie verstehen Ihren Vortheil. — *laut.* Gnädiger Herr, der Herr Geyer ist gekommen.

v. Fuchs. Was?

Fliege. Herr Geyer ist gekommen, und erkundigt sich nach Ihrem Befinden.

v. Fuchs. Ich danke ihm.

Fliege. Er nimmt sich die Freiheit, Ihnen eine schöne goldne Uhr zum Präsent anzubieten.

v. Fuchs. Er ist willkommen. Bitt' ihn, mich öfter zu besuchen.

Fliege. Ja.

Geyer. Was sagt er?

Fliege. Er dankt Ihnen, und wünscht Sie oft zu sehn.

v. Fuchs. Fliege!

Fliege. Gnädiger Herr?

v. Fuchs. Bring ihn her; wo ist er? Ich

muß dem Manne doch die Hand geben. Fliege und Geyer nähern sich ihm.

Fliege reicht ihm die Uhr. Hier ist die Uhr!—

Geyer. Wie geht es Ihnen, gnädiger Herr?

v. Fuchs. Danke, Herr Geyer. — Wo ist die Uhr? Meine Augen sind sehr schwach.

Geyer. Es thut mir leid, daß Sie noch immer nicht besser sind.

Fliege leise zu ihm. Wie Sie spaßen können!

v. Fuchs. Sie machen sich aber zu viel Unkosten.

Geyer. Gar nicht. Wollte Gott, ich könnte Ihnen die Gesundheit schenken, wie ich Ihnen diese Kleinigkeit schenke.

v. Fuchs. Sie geben so viel Sie können. Ich danke Ihnen. Ich werde Ihre Freundschaft nicht vergessen. Besuchen Sie mich ja recht oft.

Geyer. Ich werde nicht ermangeln.

v. Fuchs. Verlassen Sie mich nicht.

Fliege. Hören Sie wohl?

v. Fuchs. Ihre Mühe soll nicht unbelohnt bleiben.

Fliege. Sie sind ein glücklicher Mann!

v. Fuchs. Ich werde es nicht lange mehr machen —

Fliege. Sie sind sein Erbe.

Geyer, leise zu Fliege. Gewiß?

v. Fuchs. Ich fühle mein Ende. O weh! o! o! o! — Der Tod klopft an, — o weh! o! o! o! — ich muß mich reisefertig machen —

Fliege. Ach! gnädiger Herr, alle Menschen müssen sterben.

Geyer. Aber Fliege —

Fliege. Und Sie haben die Jahre —

Geyer. Ich bitte Dich, hör mich doch an. — Bin ich gewiß sein Erbe?

Fliege. O natürlich. Jetzt sind Sie, hochgeborner Herr Geyer, meine einzige Hoffnung; bescheint mich die neu aufgehende Sonne nicht, — so werde ich ein Opfer meiner Treue.

Geyer. Sie soll Dich bescheinen und erwärmen.

Fliege. Ich habe Ihnen freilich wohl einige Dienste geleistet, und hier hab' ich die Schlüssel zu Ihren Koffers und Kisten, das Inventarium Ihrer Juwelen; hebe Ihre Uhr und Ihr Geld auf; ich bin Ihr Hausverwalter hier.

Geyer. Bin ich aber Universal-Erbe?

Fliege. Auch nicht ein einziges Legat. Diesen Morgen ist es richtig gemacht, das Siegel ist noch warm, und die Tinte kaum trocken.

Geyer. Ich bin aber doch neugierig, was den alten Mann wohl so an mich attachirt hat.

Fliege. Was anders als Ihr Verstand? Ihr heller Kopf?

Geyer. Du willst Deine Dienste nicht erwähnen, aber ich werd' es Dir nicht vergessen.

Fliege. Nein wirklich, er lobte von je Ihren großen Scharfsinn; er schätzt Leute, die für jede Sache pro et contra sprechen können, Knoten schlingen und sogleich wieder aufknüpfen: einen solchen Erben hat er sich immer gewünscht. — es klopft. Aber wer klopft denn da? — Lassen Sie sich nicht sehen, — oder sagen Sie, Sie wären nur auf einen Augenblick im Vorbeigehen herangekommen, und hören Sie, erinnern Sie sich zuweilen, wenn Ihre Erndte blüht, Ihres ergebensten Dieners.

Geyer. Höre Fliege —

Fliege, indem er ihn an die Thür führt. Wenn befehlen Sie Ihr Inventarium? Oder eine Kopie Ihres Testaments? Sobald Sie wollen, steht sie Ihnen zu Dienste.

Geyer drückt ihm die Hand, und geht ab.

v. Fuchs. O vortrefflicher Fliege! ich möchte Dich küssen!

Fliege. Still, der Herr von Krähfeld ist da.

v. Fuchs. Leg die Uhr in den Schrank.

Fliege. Schweigen Sie still, thun Sie als ob Sie schliefen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. von Krähfeld, mit einem Krückenstock, etwas hinkend und gebückt.

Fliege. Herr von Krähfeld, Sie sind willkommen.

v. Krähfeld. Was macht Dein Herr?

Fliege. Wie immer; um nichts besser.

v. Krähfeld. Wie? besser?

Fliege. Nein, gnädiger Herr, eher schlimmer.

v. Krähfeld. Gut, wo ist er?

Fliege. Dort in jenem Stuhl, eingeschlafen.

v. Krähfeld. Schläft er viel?

Fliege. Diese ganze Nacht hat er kein Auge zugethan, gestern eben so wenig; nur etwas Schlummer.

v. Krähfeld. Gut. Er sollte einen Doktor nehmen.

Fliege. Er hat zur Arzneikunst kein Vertrauen. Er haßt alle Aerzte. Ich habe ihn oft sagen hören, ein Doktor sollte zeitlebens nichts von ihm erben.

v. Krähfeld. Wie? Ich nichts von ihm erben.

Fliege. Ihr Doktor nicht.

v. Krähfeld. So, so, so, so. Das meint' ich auch nicht. — Wie befindet sich seine Apoplexie?

Fliege. Wie immer. Er stammelt; seine Augen sind matt, sein Gesicht ist bleicher als gewöhnlich —

v. Krähfeld. Wie? Reicher als gewöhnlich?

Fliege. Nein, gnädiger Herr, bleicher als gewöhnlich.

v. Krähfeld. Gut.

Fliege. Er schnappt immer nach Luft, und die Augen fallen ihm zu.

v. Krähfeld. Gut.

Fliege. Sein Fleisch ist braun wie Leber.

v. Krähfeld. Sehr gut.

Fliege. Sein Puls geht langsam und stark.

v. Krähfeld. Alles gute Symptome.

Fliege. Und von seinem Kopf fließt ein beständiger kalter Schweiß.

v. Krähfeld. Wirklich! Ah, ich bin ganz anders gesund! — Was soll denn das Nicken mit dem Kopf bedeuten?

Fliege. Er hat alles Gefühl verloren! man kann kaum bemerken, daß er noch athmet.

v. Krähfeld. Schön! schön! — O nun überleb' ich ihn gewiß! das macht mich wieder um ein Dutzend Jahre jünger.

Fliege. Ich wollte so eben zu Ihnen gehen.

v. Krähfeld. Ist sein Testament endlich fertig? Wie viel hat er mir vermacht?

Fliege. Nicht deswegen, gnädiger Herr.

v. Krähfeld. Wie? Was? Nichts?

Fliege. Er hat nicht sein Testament gemacht.

v. Krähfeld. Ah, so, so! — Was machte denn aber der Rechtsgelehrte Geyer hier?

Fliege. Er hatte gewittert, daß hier ein Mann wohne, der sein Testament machen wolle, drum kam er sogleich gelaufen, und schenkte ihm dabei diese Uhr.

v. Krähfeld. Um auch etwas von der Erbschaft zu erwischen.

Fliege. Ich weiß das nicht, gnädiger Herr.

v. Krähfeld. Ich weiß es aber. — Ich muß ihm zuvorkommen. — Sieh, Fliege, da hab' ich einen Beutel voll Dukaten mitgebracht, ob der wohl die Uhr aufwiegt?

Fliege. O gewiß, gnädiger Herr. Sind denn alte Leute nicht wieder wahre Kinder? Er vergißt über so ein Geschenk Krankheit und Tod, macht tausend Projekte, wie er es anlegen will, — und er wird in diesem Punkt mit jedem Tage schwächer.

v. Krähfeld. Er wird sich also darüber freuen?

Fliege. Geld ist seine Universalmedicin, diese Herzstärkung wird ihn sogleich etwas besser machen.

v. Krähfeld. Ja, freilich, freilich.

Fliege. Ich glaube aber, das wäre nicht gut.

v. Krähfeld. Was?

Fliege. Wenn er besser würde.

v. Krähfeld. Nein, wahrhaftig nicht. — Ich möchte es darum fast wieder mitnehmen!

Fliege. Und warum wollten Sie sich die Mühe machen? — Wenn es hier liegt, ist es dann nicht eben so gut, als läg' es in Ihrem Hause? — denn alles hier, gnädiger Herr, ist ja so gut, wie Ihr Eigenthum.

v. Krähfeld. Wie? wie? lieber Fliege?

Fliege. Ich will es Ihnen deutlich machen. — Dies Geld soll er bekommen.

v. Krähfeld. Verstehe.

Fliege. Und sobald er nun wieder einen hellen Augenblick hat, so will ich ihn bereden, sein Testament zu machen, und ihm diesen Beutel zeigen.

v. Krähfeld. Gut, gut.

Fliege. Hören Sie mich nur weiter, es kömmt noch besser.

v. Krähfeld. O, mit Freuden.

Fliege. Ich rathe Ihnen also, jetzt gleich nach Hause zu gehn; da setzen Sie sich hin, machen Ihr Testament, und setzen den Herrn von Fuchs zum Universal-Erben ein.

v. Krähfeld. Wie? was? und enterbe meinen Sohn?

Fliege. Verstehen Sie mich doch nur recht: das ist ja alles nur ein Spaß, eine wahre Komödie.

v. Krähfeld. Aha!

Fliege. Dies Testament müssen Sie mir denn gleich schicken. — Wann ich ihm denn nun die ganze Summe von Ihren Sorgen, Ihren Nachtwachen, Ihren inbrünstigen Gebeten und andern Aufmerksamkeiten in baarem Gelde vorrechne, und dann noch zu guterletzt Ihr Testament zum Vorschein bringe, — Ihr Testament, worin Sie einen braven, wohlgerathenen Sohn enterben, bloß um ihm Ihr Vermögen zuzuwenden, — kann er dann wohl so kannibalisch grausam, so felsenhart, so gewissenlos seyn —

v. Krähfeld. Und mich nicht zum Erben einsetzen?

Fliege. Gewiß nicht.

v. Krähfeld. Diesen ganzen Streich hab' ich mir gestern schon ausgedacht.

Fliege. Ich glaub' es.

v. Krähfeld. Du glaubst es nicht?

Fliege. Ja, gnädiger Herr.

v. Krähfeld. Es ist ganz mein eigenes Projekt.

Fliege. Wenn er nun das gethan hat —

v. Krähfeld. Mich zum Erben ernannt?

Fliege. Sie, der Sie ihn so gewiß überleben —

v. Krähfeld. Natürlich.

Fliege. Ein so muntrer Mann —

v. Krähfeld. Freilich.

Fliege. Ja, gnädiger Herr —

v. Krähfeld. Auch daran hab' ich gedacht. — Wie doch dieser Mensch der Dollmetscher und Verdeutscher meiner Gedanken ist!

Fliege. Das Ganze ist dann nicht allein zu Ihrem Nutzen —

v. Krähfeld. Sondern noch mehr meines Sohnes; — wie klug ich mir das alles ausgedacht habe!

Fliege. Der Himmel weiß es, gnädigster Herr, wie es von je an mein eifrigstes Bestreben gewesen ist, durch meine Sorge, die mir vor der Zeit graue Haare gemacht hat, etwas zu Stande zu bringen —

v. Krähfeld. Ich verstehe Dich, lieber Fliege.

Fliege. Für Sie arbeit' ich hier.

v. Krähfeld. Ja wohl, wohl. — Ich will auch sogleich gehn.

Fliege, leiser. Gehn Sie zum Henker!

v. Krähfeld. Ich weiß, Du bist mir ergeben.

Fliege. Wirklich?

v. Krähfeld. Und unter diesen Umständen —

Fliege. Da Ihr Verstand eben so schwach ist, als Ihr Gehör —

v. Krähfeld. Will ich für Dich ein wahrer Vater seyn.

Fliege. Ich will ein ganzer Kerl von Sohn werden.

v. Krähfeld. Ich bin ganz jung geworden, nicht wahr?

Fliege. Freilich, aber machen Sie nur schnell.

v. Krähfeld. Gut, gut, ich gehe schon.

Er geht ab.

v. Fuchs. O ich berste, Fliege! Knöpf mir geschwind die Weste auf! — ich wäre fast vom Stuhl gefallen, — laß Dich umarmen, Fliege.

Fliege. Ich thue nach Ihrem Befehl; ich gebe jedem Worte, und lasse ihn damit laufen.

v. Fuchs. Es giebt kein lustiger Schauspiel, als zu sehn, wie blinde Habsucht sich selbst bestraft.

Fliege. Durch unsre Hülfe.

v. Fuchs. Das Alter hat diesen Narren nun fast taub, stumm und blind gemacht, die Jahre haben ihm alle Zähne ausgeschlagen, keiner seiner Sinne ist mehr brauchbar, er ist froh, daß er noch lebt, — und doch will dieser Dummkopf noch eine

Erbschaft erschleichen, die er auf keine Art genießen kann: als wenn ihm mein Geld seine Jugend zurückgeben könnte! Fliege, fast sollte man glauben, es wäre ein verdienstlich Werk, diese Geschöpfe zu betrügen.

Fliege. Die Natur prägt sie als Narren aus; und als solche muss man sie verbrauchen.

Es klopft.

v. Fuchs. Wie? Noch einer?

Fliege. Setzen Sie sich wieder in Ihren Stuhl. Ich kenne die Stimme, es ist Rabe, der Kaufmann.

v. Fuchs. Laß mich einmal todt seyn.

Fliege. Wer ist da?

Er öffnet die Thür, und läßt Rabe herein.

Sechster Auftritt.

Vorige. Rabe.

Fliege. Ah Herr Rabe! Erwünscht! O wenn Sie wüßten, wie glücklich Sie sind!

Rabe. Wie? Was? Worin?

Fliege. Endlich ist die Stunde gekommen.

Rabe. Ist er todt?

Fliege. Noch nicht: aber so gut als todt. Er kennt keinen Menschen mehr.

Rabe. Das ist schlimm; was soll ich dann anfangen?

Fliege. Wie so?

Rabe. Ich hatt' ihm hier eine Perl mitgebracht.

Fliege. Vielleicht hat er noch so viel Gedächtniß, Sie zu erkennen; er schreit immer nach Ihnen; wenn er spricht, nichts als Ihr Name. — Ist die Perl ächt?

Rabe. Die schönste, die ich bis jetzt gesehn habe.

v. Fuchs, rufend. Herr Rabe!

Fliege. Hören Sie.

v. Fuchs. Herr Rabe!

Fliege. Er ruft Sie; gehen Sie hin, und geben Sie sie ihm. — Herr Rabe, gnädiger Herr, ist hier, und hat Ihnen eine kostbare Perl mitgebracht.

Rabe. Wie geht es, gnädiger Herr? — Sag ihm doch, das sie zwölf Karat wiegt.

Fliege. Es hilft nichts, er hat alles Gehör verloren; aber doch ist es ihm ein Trost, Sie zu sehn —

Rabe. Sage ihm, daß ich auch einen Diamant für ihn habe.

Fliege. Am besten ist, Sie geben es ihm selbst in die Hand; dort ist noch der einzige Ort, wo er Verstand hat. Sehn Sie, wie er danach greift!

Rabe. Was ist das für ein trauriger Anblick!

Fliege. Ach, wenn der Erbe weint, so muß er unter dem Schnupftuch lachen.

Rabe. Wie? Bin ich sein Erbe?

Fliege. Ich habe es beschworen, daß ich vor seinem Tode Niemanden das Testament zeigen will: aber Herr von Krähfeld ist hier gewesen, und Geyer ist auch hier gewesen, und noch andre, die ich nicht alle herrechnen kann; alle wollten erben; aber ich nahm meinen Vortheil wahr, und rief immer Ihren Namen: Herr Rabe! Herr Rabe! nahm Papier, Feder und Tinte, und fragte ihn dann: Wen er zum Erben einsetzen wolle? Herr Rabe. Wer der Exekutor seyn sollte? Herr Rabe. Wenn er bei einer Frage stillschwieg, so legte ich sein Kopfnicken, was im Grunde nur Schwachheit war, für Einwilligung aus, und so schickt' ich die andern unter lauter Flüchen nach Hause.

Rabe. O mein lieber Fliege! — Er umarmt ihn. Sieht er uns auch nicht?

Fliege. Ach, wenn der gute Mann noch sehn könnte! — Er kennt keinen Menschen, keinen Bedienten mehr; seine eigne Frau und Kinder würden ihm jetzt unbekannt seyn.

Rabe. Hat er denn Kinder?

Fliege. Was thun Ihnen einige Bastarde, die er in der Betrunkenheit immer an Zigeuner verschenkt hat? Wissen Sie's nicht? Es ist ein Stadtmährchen. Alle seine Leute sollen seine Sprößlinge von einigen Judenmädchen seyn, mich ausgenommen. Er ist im eigentlichsten Verstande ein Hausvater; aber er hat ihnen allen nichts vermacht.

Rabe. Sehr gut, sehr gut. Weißt Du aber auch gewiß, daß er uns nicht hört?

Fliege. Sehn Sie doch nur das armselige Gerippe an; ich zweifle selbst oft, ob er noch lebt.

Rabe. Ich will jetzt gehn, und ihm lieber unter diesen Umständen mit der Perl nicht beschwerlich fallen.

Fliege. Auch nicht mit dem Diamant. Wozu auch diese Umstände? Ist nicht alles hier das Ihrige? Bin ich denn nicht hier, Ihr treuer eifriger Diener.

Rabe. Du hast Recht, lieber Fliege. Er giebt ihm beides. Du bist mein Kamerad, mein Freund, meine Handlungskompagnie: ich stehe Dir mit allem, was ich habe, zu Dienste.

Fliege. Mit etwas ausgenommen.

Rabe. Und das wäre?

Fliege. Ihr schönes Mündel. Rabe geht fort. Ist er fort? Ich wußte, daß er nicht eher gehen würde. Er giebt dem Herrn von Fuchs die Perl' und den Diamant.

v. Fuchs. O meisterhafter Fliege, Du hast Dich selbst übertroffen! Geklopft. Wer ist da? — Ich will nun Ruhe haben; laß Musik kommen, wir wollen schmausen und trinken; ich muß mich erholen. — Fliege geht ab. Eine Perl', einen Diamant, eine Uhr, einen Beutel mit Dukaten, — ein sehr guter Fischzug.

Fliege kömmt zurück. Die geschwätzige Madam Murner, die Frau des deutschen Gelehrten, war da, und erkundigte sich, wie Sie geschlafen hätten, und ob Sie Besuch annähmen?

v. Fuchs. In drei Stunden, eher nicht —

Fliege. Ich hab' es ihr schon gesagt.

v. Fuchs. Wenn der Wein mich fröhlich gemacht hat, dann. — Ich wundere mich über den eisernen Glauben dieses Deutschen, der sein Weib allenthalben so herumlaufen läßt.

Fliege. Er weiß, daß ihr Gesicht nicht eine große Empfehlung ist, hätte sie aber Louisens Gesicht. —

v. Fuchs. Louisens, — o ihre Lippen, ihren Wuchs, — komm hinein, beim Wein wollen wir manches darüber sprechen.

Fliege. Ich habe auch schon einen Anschlag im Kopfe, den ich Ihnen vorlegen will. Herr Rabe stände mit dem Herrn von Krähfeld in gar keiner Proportion, wenn er bloß so mit seiner Perl' und dem Diamant durchkommen sollte. — Kommen Sie nur, und hören Sie mein Projekt. Beide gehn ab.

Siebenter Auftritt.

Ein Spaziergang in der Stadt, vorn rechts das Haus des Kaufmann Rabe.

Birnam. Murner. Mehrere Spaziergänger.

Birnam geht auf und ab, und sieht aufmerksam nach dem Hause des Kaufmanns hinauf. Was mich wundert, ist, daß mich diese ganze Liebschaft noch nicht ennüyirt, denn beim Henker! ich habe sie heut den ganzen Tag noch nicht gesehen. Am Ende ist sie auf der Promenade, und ich stehe hier wie ein Narr Schildwach vor ihrer Thür. Murner geht auf und ab, betrachtet alle Gebäude und jeden Vorübergehenden sehr aufmerksam; er schreibt von Zeit zu Zeit etwas in sein Taschenbuch.

Birnam. Was mag das für ein Mensch seyn? — Wenn das ein Nebenbuhler ist, so geht er verdammt gründlich zu Werke. Ich glaube gar, er nimmt das Haus geometrisch auf, um recht en règle zu approchiren.

Murner kömmt auf Birnam zu. Um Verzeihung, wo geht man von hier nach dem Hafen?

Birnam etwas mürrisch. Rechts, wenn die Straße zu Ende ist.

Murner. Ich danke Ihnen. Er geht bei Seite und schreibt wieder etwas in seine Schreibtafel.

Birnam. Was fehlt dem Kerl?

Murner. Können Sie mir auch wohl den Weg zum Kaufmann Meinhard zeigen?

Birnam. Ich kenne ihn nicht, denn ich bin selbst hier fremd.

Murner. Das thut mir leid. Er streicht etwas in seiner Schreibtafel aus, und schreibt dann weiter.

Birnam. Wie so, leid?

Murner. Weil meine Anmerkung nun unnütz war.

Birnam. Welche Anmerkung?

Murner. Die ich so eben über die Einwohner dieser Stadt niedergeschrieben hatte, daß sie sehr mürrisch wären, besonders, wenn man sie nach dem Hafen fragte. — Aus welchem Lande sind Sie, wenn ich so frei seyn darf? Es ist ein merkwürdiges Ohngefähr, daß zwei Reisende sich gerade hier treffen.

Birnam für sich. Gerade hier, gerade hier, sagt er. — laut. Mein Herr, ich bin ein Engländer, ich reise zu meinem Vergnügen, ich bin jetzt hier aus Langweile verliebt, und es ist manchem schon übel bekommen, der mir bei solchen Gelegenheiten ins Gehege kam.

Murner. Ich glaub' es Ihnen, das ist ein nationeller Zug; o Sie sind ein Engländer; ein Engländer, — nun so ist meine Mühe doch nicht ganz unnütz gewesen. Wenn Sie Zeit haben, so können Sie mir wahrscheinlich manches von Ihrer merkwürdigen Insel erzählen.

Birnam. Wenn es sonst nichts ist, mit Freuden, denn Zeit hab' ich sehr überflüssig.

Murner. Von Ihrer Staatsverfassung —

Birnam. Davon grade wenig, aber desto mehr vom Schauspiel, vom Vauxhall, von unsern gefälligen Mädchen.

Murner. Auch das ist interessant, sehr interessant, für den Beobachter, für den Erzieher ganz besonders. Glauben Sie mir, man darf sich unter den Pädagogen meines Vaterlandes kaum mehr sehen lassen, wenn man damit nicht einigermaßen Bescheid weiß. Sie lesen keinen Bogen in unsern neueren Erziehungsschriften, wo nicht von Unzucht, Ehebruch, Wollust und dergleichen, weitläufig gehandelt wird. Und das ist nützlich, sehr nützlich —

Birnam. Und liest sich auch ganz gut. —

Murner. Aber erst müssen Sie mir über England Rede stehn; ich wünschte längst mir von einem Augenzeugen vieles ins Reine setzen zu lassen; — vornehmlich die Fruchtbarkeit des Bodens betreffend. —

Birnam. Damit kann ich nun wenig dienen. Der Boden um London ist fett, schwarz, weich, sehr zum Koth aufgelegt.

Murner. Schön, schön! Aber sehr fruchtbar? —

Birnam. Es wächst da wenig; die vielen Landstraßen in der Gegend der Haupstadt nehmen allen Platz weg.

Murner. Wahrhaftig ein Nachtheil der Hauptstädte mehr. — Er schreibt. Vom Handel werden Sie mich sehr unterrichten können, neuen Fabriken, neuen Erfindungen —

Birnam. So hin und wieder; — mein Vater ist selbst einmal Kaufmann gewesen.

Murner. Vortrefflich! O Sie sind ja eine wahre Fundgrube für mich. Ihr Name?

Birnam. Birnam.

Murner. Birnam. Er schreibt ihn nieder — Sie sind wahrscheinlich schon viel gereist?

Birnam. Durch den größten Theil von Europa. —

Murner. Viel Schicksale gehabt?

Birnam. Dreimal Schiffbruch gelitten.

Murner. O Sie sind eine wahre Merkwürdigkeit. — Das Jahr Ihrer Geburt?

Birnam. 1768. — Ich glaube der Kerl reist, um sich zum Thorschreiber auszubilden.

Murner. 1768. Er schreibt es nieder. — Ein Vertrauen des andern werth; ich muß Ihnen also sagen, daß ich ein Schriftsteller aus Deutschland bin, der jetzt durch dieses Land reist, um eine vollständige Beschreibung desselben herauszugeben. Ich bin schon seit einigen Wochen hier. — Darum ist mir alles so wichtig und merkwürdig: — meine Reisebeschreibung, so kurze Zeit ich auch erst hier im Lande bin, ist doch schon einige Bände stark.

Birnam. Um des Himmels willen, giebt es viele so rüstige Schriftsteller, und muß das alles gelesen werden, so dank' ich dem Himmel, daß ein Meer zwischen unsern Ländern liegt.

Murner. Warum denn? Warum denn das? — Aber Sie sind ein Engländer, ein Sonderling; ich kenne Sie. Sie haben aber darin wirklich recht; man sollte den größten Theil unsrer Bücher verbrennen, und die Städte von den Bibliotheken säubern, — aber nur nicht die Reisebeschreibungen und an-

dere nutzbare Werke, die eigentlich praktischen Bücher. Unter diese wird meine Reisebeschreibung gewiß gehören. Sehn Sie nur, wie voll alles von Notaten ist. *Er zeigt ihm die Schreibtafel.* An jedem Abend schreib' ich sogleich nieder, was ich am Tage gesehn habe. — Hier stehn Sie.

Birnam. Ich? Wie komme ich zu der Ehre?

Murnner. Weil ich von Ihnen weitläuftig in meiner Reisebeschreibung sprechen werde.

Birnam. Von mir?

Murner. O ich merke schon, daß Sie mit eine Hauptrolle darin spielen werden.

Birnam. Wie in aller Welt —

Murner. Sie sind ein Engländer, — merkwürdig; Sie sind gereist, — noch merkwürdiger; Sie haben Schiffbruch gelitten, — eine Art von Robinson: wären Sie noch gar vielleicht auf eine wüste Insel gekommen, so bliebe nichts mehr zu wünschen übrig. — Sind Sie vielleicht?

Birnam. Nie, bei meiner Ehre.

Murner. Schade, Schade. — Aber gereist sind Sie doch: Sie werden mir wahrscheinlich auch Nachrichten von andern Ländern geben können: o es ist möglich, daß Sie einen ganzen Band füllen.

Birnam. Ja, wenn Sie mich für so gelehrt halten, so irren Sie wahrhaftig. und überdies, *er sieht sich um* — mir war's als hätt' ich sie jetzt da unten gehn sehn; — ich komme eigentlich hieher, ein hübsches Mädchen zu sehn, und soll nun Unterricht in der Länderkunde geben.

Murner. Desto besser, gelehrt sind Sie nicht, sagten Sie, desto besser. — Gelehrt sollen Sie auch nicht seyn; einen Gelehrten könnte ich gar nicht brauchen; aber interessant, interessant sind Sie. — Auf Stand und Gelehrsamkeit kommt es wahrhaftig nicht an. In Hamburg habe ich das Glück gehabt, einen Mann kennen zu lernen, — sehn Sie, es war nur ein wandernder Handwerker, — ein Schneider: aber er war interessant, und hat mir zu ganzen 300 Seiten Stoff gegeben. Er war durch ganz Deutschland und Ungarn gereist, durch Böhmen und Polen; er war ein paarmal Soldat gewesen, und jetzt zuletzt Bedienter beim Fürsten Kaunitz, — ein Mensch, der zu einem Schriftsteller geboren war: ich habe viel von ihm erfahren, sogar, man sollte es kaum glauben, über die geheimen Ursachen des jetzigen Krieges hat er mir manche Aufschlüsse gegeben.

Birnam. Wahrhaftig? Aber jeder Leser ist vielleicht nicht vorurtheilsfrei genug, dem Schneidergesellen in Ihrem Buche zu glauben.

Murner. Erlauben Sie mir, er erscheint da als ein polnischer Starost; das ist man den Schwachen schuldig. Aus Ihnen mache ich zum Beispiel einen englischen Lord, der mit geheimen Aufträgen vom Hofe incognito reist.

Birnam. Das sind aber Falsa.

Murner. Sehr unschädliche; — und gäbe man mir auch einige Unwahrheiten Schuld, desto besser: so habe ich Gelegenheit, in einem sogenannten Anhang oder Nachtrag, meinen Recensenten zu widerlegen, zu beschimpfen, ihn, wenn es möglich ist, moralisch todtzuschlagen.

Birnam. Ein so friedliebender Mann? Ei lassen Sie mich das nicht glauben.

Murner. Ja, ja, unsre Schriftstellernaturen sind von unsern gewöhnlichen sehr verschieden. Man ist ein ganz andrer Mensch, sobald man nur die Feder ergreift; und Sie wissen es nicht, — Herr, Sie wissen es nicht, was einem so ein boshafter Recensent für Herzeleid macht! — zu dem divertirt dergleichen das Publikum. — Glücklich ist der Schriftsteller, der mit einem von unsern hochberühmten Herrn Gelehrten in Streit geräth; das ist so gut, wie ein Kapital auf viele Jahre. Man muß den Streit nur zu würzen verstehn; zu viel Gründlichkeit macht Langeweile; das zu viele Schimpfen im Gegentheil kann auch ermüden; etwas Personalität schadet nicht, und gut angebracht —

Birnam. Personalitäten? Ist das aber Recht?

Murner. Schriftstellerrecht. — Dann geräth der und der bekannte Mann, den man bis jetzt für vernünftig gehalten hat, in Hitze; das amüsirt. Jemand, den man sich beständig in einer gewissen kalten, philosophischen Ruhe gedacht hat, fängt an zu schimpfen wie eine Marketenderin; das überrascht: — man interessirt sich für den Zank, weil er mit Leidenschaft geführt wird, und man die Personen genauer kennen lernt, — so schreiben sich ganze Bände voll.

Birnam. Aber bringt das, zum Henker, keinen üblen Ruf?

Murner. Thut nichts. Manche Leute würden ihren üblen Ruf nicht gegen den besten vertauschen. Das zieht an, das macht neugierig auf alles was so ein verrufener Mann schreibt: man lacht, oder man findet sich weise dabei. Leider, so ist es nun einmal. Ich meines Theils, ich habe bis itzt den allerunbescholtensten Ruf, — aber eben darum — *zuckt mit den Achseln.* — — *Sehr heftig.* Ich schwöre es Ihnen zu, in Augenblicken der Verzweiflung über den Undank meines Vaterlandes, habe ich schon oft die Feder ergriffen, um ein ganzes Glaubensbekenntniß von Spinocismus, Jakobinismus, von Flüchen und Plattitüden zu schreiben, — Confessions, gegen welche Barths und Rousseaus furchtsam geschrieben sind. —

Birnam. Und das sind allgemeine Schriftstellermaximen in Ihrem Lande?

Murner. Nein, Gottlob nicht! Einige Schriftsteller leben immer so still für sich weg: das ist auch sehr gut: zu viele politische Köpfe würden sich einander schaden.

Birnam. Ich bin in der Schriftstellerwelt freilich herzlich unbekannt; aber sie ist interessanter als ich dachte. Das sind Talente, von denen ich bis jetzt noch keine Vorstellung hatte.

Murner. Wirklich? — Sie sind auch erst in unserm Zeitalter zu einer gewissen Vollkommenheit gediehen; eben so wie die Kunst, Reisebeschreibungen zu machen. Ehedem pflegte man sich nur das Merkwürdigste mit einer emsigen Mühsamkeit aufzuzeichnen; aber so eine trockne Gründlichkeit ist unausstehlich; — einem rechtschaffenen Reisebeschreiber muß alles merkwürdig seyn. Wenn man nicht gräbt, wozu hat denn der Mensch die Hände, als zum Schreiben?

Birnam. Eine sehr gute Bemerkung.

Murner Sie glauben nicht, was ich Ihnen bei jedem Baum sagen will. — Bei einer Eiche zum Beispiel über die Nutzbarkeit zum Bau-, Zimmer- und Brennholz, über die Nothwendigkeit der Rinde zur Lohgerberei, und über die Mast, o über die Mast erstaunlich viel. Fahre ich vor einem Berge vorüber, so sind entweder Höhlen darin, oder er ist

ein vulkanisches Produkt, oder er hat Erze, oder ehemals gehabt, oder ich vermuthe wenigstens, daß er sie haben könnte; dann wird bei der Gelegenheit ein großer Theil der Bergwerkskunde abgehandelt. So werd' ich heut' Abend bei Gelegenheit Ihres Namens, einen kurzen Abriß von ganz England machen, eine Beschreibung seiner Produkte, und einen ziemlich weitläuftigen Auszug aus seiner Geschichte. Bei Ihren Seereisen lasse ich mich denn über die ganze Marine heraus, und so immer weiter. — Man hat natürlich treffliche Bücher zum Nachschlagen. — Begreifen Sie nun? —

Birnam. O ja, ich begreife jetzt recht gut, wie man ein solches Buch schreiben kann; aber wie man es lesen kann —

Murner. Da irren Sie wieder. Ich muß es zur Ehre meines Vaterlandes gestehen, Reisebeschreibungen sind jetzt Modelektüre. Manche Leser haben freilich das Unglück immer zu schlafen; nun macht es aber doch wahrhaftig ihrem Verstande immer noch mehr Ehre, über eine Reisebeschreibung, als über Werthers Leiden einzuschlafen. Die Reiselektüre gehört zur Aufklärung, zu den Fortschritten des Jahrhunderts.

Birnam. So?

Murner Wollen Sie mich jetzt zum Hafen begleiten? Ich habe dort noch manches über den Volkscharakter einzusammeln. Ich will Ihnen unterwegs etwas von meinen Planen über die Kindererziehung mittheilen, denn das ist ganz hauptsächlich mein Fach.

Birnam. Wahrhaftig, Ihre Gesellschaft ist mir sehr angenehm: Sie haben mein ganzes Herz gewonnen; wir werden Freunde werden. Aber jetzt muß ich fort. Sehn Sie das allerliebste Mädchen dort! — über den verdammten Vormund. —

Murner. Schön, recht schön; ich traue ihr viel Natur zu. Aber was nützt es Ihnen jetzt, sie anzusehen? Kommen Sie, kommen Sie.

Achter Auftritt.

Vorige. Rabe. Louise.

Rabe. Jetzt sind wir genug spazieren gegangen, wir wollen wieder ins Haus gehn.

Louise. Schon? — Es ist so schönes Wetter.

Rabe. Eben darum, weil es so schönes Wetter ist.

Birnam. Daß so ein Engel einen solchen Zuchtmeister haben muß!

Murner. Das ist eine Erziehung nach der alten Art; aber kommen Sie nur, eben davon will ich Sie ja unterhalten.

Rabe. Es sind mir zu viel Leute auf der Promenade.

Louise. Ich habe wenige gesehn.

Rabe. So? — das glaub' ich wohl; weil Sie heut schon wieder nur den Herrn von Krähfeld sahen. — Denken Sie, ich habe es nicht bemerkt, wie er Ihnen nachging? Wie Sie ihn von der Seite ansahen, als Sie thaten, als wenn Sie gegenüber etwas betrachteten? O, ich habe auch Augen. — Und der naseweise Engländer, — wahrhaftig, da steht er schon wieder!

Birnam. Daß ich ihn nicht abprügeln darf, so wie ich möchte!

Murner. Nun, wenn Sie denn doch einmal verliebt sind, so will ich Ihnen die Art erzählen, wie ich um meine Frau warb. Da werden Sie lernen, wie sich in solchen Fällen ein Mann beträgt, der von Philosophie und Schwärmerei gleich weit entfernt ist.

Birnam, ärgerlich. So wollt' ich! — Herr, ich gehe mit Ihnen; aber es ist des Kerls wegen, der mir da ewig im Wege steht, — wahrlich nicht Ihrer Geschichte zu gefallen.

Murner. Ihre Liebe macht Sie heftig. — Kommen Sie, kommen Sie. Er geht mit Birnam ab.

Rabe. Endlich ist er fort! Es ist nicht auszustehn.

Louise. Was thut er Ihnen aber? Ich kenne ihn kaum.

Rabe. Desto mehr aber den Herrn von Krähfeld? O ich kenne Sie auch. Ihr seliger Vater hat mich aber wahrhaftig nicht umsonst zu Ihrem Vormund gesetzt; und so lange ich das Amt habe, sollen Sie nicht an ihn denken.

Louise. Hat er Ihnen aber zugleich das Recht gegeben, mir grausam zu begegnen?

Rabe. Ich sorge für Ihr Bestes, ich bewahre Sie vor Verführung; das ist meine Pflicht. Wenn Sie heirathen wollen, warum denn nicht meinen Mündel, den jungen Herrmann? Einen hübschen Menschen mit einem ansehnlichen Vermögen, den Freund Ihres Vaters, meinen Busenfreund? Antworten Sie.

Louise. Was kann ich Ihnen neues antworten? dem Himmel sei Dank, daß Herrmann jetzt auf Reisen ist. Ihre Tyrannei, seine Zudringlichkeit, macht mich unglücklich, so sehr, daß ich nichts so sehnlich wünsche, als den Tag, der mich von Ihrer Herrschaft befreien wird.

Rabe. So? so? damit Sie dann hübsch thun können, was Sie wollen? damit Sie dann keinen Aufseher mehr haben? Aber nein, Sie werden, Sie sollen ihn noch lieben; ich habe es ihm versprochen. Sie werden es einsehn, wie gut ich es mit Ihnen meine, wenn ein so schönes Vermögen beisammen bleibt; — Sie werden ihn gewiß noch heirathen.

Louise. Wollen wir nicht hineingehn?

Rabe. Ah, — Wie? Was? Was seh' ich denn da? Ihre Fenster stehn ja offen? —

Louise. Um frische Luft im Zimmer zu bekommen.

Rabe. So? So? — Meinen Sie? — Ah, wenn ich Sie nicht kennte! — Um ein niedliches Briefchen von dem Herrn von Krähfeld ins Zimmer zu bekommen: um zu berathschlagen, wie Sie den alten Vormund betrügen wollen, wo Sie sich einander antreffen wollen, und welche Bedeutung Ihre Winke haben sollen. — O ich kenne Sie.

Louise. Herr Vormund —

Rabe. Aber ich will schon Mittel finden, ich will Sie doch überlisten: ich will eiserne Stangen vor das Fenster ziehn lassen; ich will es zumauern lassen; Sie sollen hinten auf dem Hofe wohnen, niemand zu sehn bekommen, nur auf dem Hofe spazieren gehn. — So weit wird es kommen!

Louise. Aber Herr Vormund —

Rabe. Da seh' ich den Fliege kommen; er grüßt;

er will zu mir. — Gehn Sie hinein; riegeln Sie die Thür zu, machen Sie die Fenster zu, ich sag' es Ihnen, — und auch die Vorhänge. *Er schließt auf, Louise geht hinein.* Sein Herr ist gewiß todt. — Ich will ihn nicht hineinnehmen; ich will lieber draußen mit ihm auf und abgehn.

Neunter Auftritt.

Rabe. Fliege.

Rabe. Willkommen, Fliege, ich vermuthe deine Nachricht schon.

Fliege. Ich glaube nicht.

Rabe. Ist er nicht todt?

Fliege. Bewahre!

Rabe. Doch nicht besser?

Fliege. Seine Besserung war nie so zu fürchten als jetzt.

Rabe. O ich bin ein unglücklicher, kreuzlahmgeschlagener Mann! Wie? Was? — Wie ist es denn aber zugegangen?

Fliege. Wie? — Geyer und der Herr von Krähfeld sind bei ihm gewesen, und die haben den neuen Magnetiseur Schirmer zu ihm kommen lassen; — ich war gerade in einem andern Zimmer.

Rabe. Und davon ist er besser geworden? Nicht möglich! Nicht möglich! Wie sollte das zugegangen seyn? Ich kenne den verdammten Charlatan, den Quacksalber, den Lumpenkerl; ich hab' ihn ja noch gekannt, da er als Friseur herumlief; dann ging er unter eine Baude herumziehender Komödianten; ein Kerl, der nicht lesen und schreiben kann, — wie sollte der denn solche Wunderkuren verrichten? Es ist nicht möglich!

Fliege. Weiß der Himmel, wie es zugegangen ist! — Er strich ihm über die Brust und den Unterleib eine Viertelstunde, und darauf ward es sogleich mit ihm besser.

Rabe. Wäre der Kerl doch beim Frisiren geblieben, so hätte er doch nicht Leute unglücklich gemacht! — Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Ich wollte alles darum geben, wenn der Schurke gar nicht in unsre Stadt gekommen wäre.

Fliege. Jetzt ist nun ein Collegium von Aerzten zusammengekommen, um miteinander zu berathschlagen, auf welche Art seine Gesundheit am besten könnte hergestellt werden. Da war nun ein Gerede von Brunnenkuren, — sie wurden verworfen; von Bädern und mineralischen Wassern, — ebenfalls; von Kräuterkuren, — sie gingen nicht durch; bis endlich das abgeschmackteste von allem beschlossen ward, wie es denn sehr oft geht, wenn sich Leute Tagelang den Kopf zerbrechen, um das gescheidteste ausfindig zu machen. — Rathen Sie einmal, was.

Rabe. O ich bin kein Doktor.

Fliege. Sie würden es auch zeitlebens nicht errathen. — Ein junges Weib, oder Mädchen, die ihn vollkommen in vierzehn Tagen kuriren soll.

Rabe. Wie? Was? Hätt' ich doch nie geglaubt, daß die Aerzte solche Narren seyn könnten.

Fliege. Man irrt sich oft in den Leuten. Aber sie haben alle ihre Ehre zum Pfande gesetzt, daß er dadurch besser würde.

Rabe. Und ich setze meine Ehre zum Pfande, daß sie alle toll sind.

Fliege. Und sollten Sie wohl glauben, daß der alte Herr so abergläubisch wäre, auf dies Hausmittel zu vertrauen.

Rabe. Wirklich?

Fliege. In der That. — Da ich nichts ohne Ihr Vorwissen unternehmen mag, so kam ich nur geschwinde zu Ihnen, um mich hier Raths zu erholen, denn ich habe den Auftrag, dies Mittel zu besorgen.

Rabe. Was kann ich da für Rath geben? — O alle meine schöne Hoffnungen! — Es fehlt ja nicht an solchen Mädchen in unsrer Stadt.

Fliege. Das wohl nicht; allein der alte Mann ist darin sehr delikat; und es ist bei der Kur die Bedingung gemacht, daß er zu dem Mädchen Neigung haben müsse: alle diese verabscheut er. Und dann, glauben Sie nicht, daß ein solches Mädchen so klug seyn würde, sich bei ihm zu bereichern? — Nein, es muß ein simples, unbefangenes Mädchen seyn, das Ihnen keinen Schaden thut.

Rabe. Ja, was ist da zu machen?

Fliege. Sollten Sie nicht irgend ein Mädchen im Hause haben? das würde mehr wirken, als alle Perlen und Diamanten. Oder eine weitläufige Anverwandte? — Einer von den Aerzten hat ihm schon seine Tochter angeboten.

Rabe. Zur Maitresse.

Fliege Bewahre! zur Frau.

Rabe. Zur Frau?

Fliege. Ja freilich. — Der Herr von Fuchs würde sie auch vielleicht angenommen haben, aber er kennt sie nicht, und hat also keine Neigung zu ihr: — aber, wer weiß, wenn er sie sieht; — die Neigungen des Menschen sind oft wunderlich, — und ich fürchte, in schwachen Augenblicken vermag oft ein Mädchen viel, besonders über einen alten Mann.

Rabe. Seine Tochter?

Fliege. Warum nicht? der Herr Doktor ist schlau, — er weiß, daß er seine Tochter bald wieder bekömmt, und zwar als eine reiche Wittwe. Es kömmt dann bloß auf ihn an, ob er sich oder die Tochter zum Erben ernennen lassen will.

Rabe *für sich.* Ich bin in einem großen Gedränge! — Bei Herrmann mach' ich mich freilich für meine Dienste gut bezahlt, — ob ich ihm mein Wort halte? — aber die Gefahr ist hier zu groß; wenn ich nicht eile, so erntet der Doktor wahrhaftig da, wo ich so mühsam gesäet habe.

Fliege. Er hat angebissen.

Rabe. Ob sie es auch thun wird? Sie muß; und warum nicht? Man läßt ihr dafür mit dem Krähfeld etwas mehr Freiheit, — o sie willigt ein. Und Herrmann, — für den ist es auch gut; wahrhaftig, ich thue ihm einen Dienst damit. In vier Wochen ist sie Wittwe, und wenn sie erst an den Alten verheirathet gewesen ist, so scheint ihr Herrmann golden. Herrmann ist ein kluger Mann; ich lasse ihm zur Noth einen Theil der Erbschaft. — Ja ich muß dem Doktor, dem Schurken, zuvorkommen. — Fliege, ich habe mich auf etwas besonnen.

Fliege. Nun?

Rabe. Mein Mündel soll seine Frau werden.

Fliege. Wirklich?

Rabe. Wenn ich nur wüßte, daß er Neigung zu ihr bekommen könnte.

Fliege. Die hat er schon. Da er sie einmal vor seinem Hause vorbeigehn sahe, gestand er mir, daß er dies Mädchen am ersten lieben könnte: ich hätte Ihnen daher gleich zu dieser gerathen; aber ich fürchtete ihre Gewissenhaftigkeit.

Rabe. Ei was! — Es ist also alles richtig. Geh nur gleich zu ihm, sag' ihm, wie bereitwillig ich sogleich gewesen sei, da Du kaum das erste Wort hättest fallen lassen, — wie es denn auch in der That ist. — Schwöre ihm, es sei ganz mein freiwilliger Entschluß gewesen.

Fliege. Ich bin Ihnen Bürge, daß er nun alle übrigen abweisen wird. — Aber kommen Sie nicht eher, bis ich nach Ihnen schicke, denn ich habe mehrere Geschäfte.

Rabe. Vergiß es auch nicht.

Fliege. Gewiß nicht. Er geht ab.

Rabe. Hm! hm! hm! — Er klingelt, Louise riegelt von inwendig die Thür auf.

Zehnter Auftritt.

Rabe. Louise.

Louise. Klingelten Sie?

Rabe. Ja wohl. — O ich glaube gar, Sie haben geweint? Ei nicht doch; denken Sie denn, daß es vorhin mein Ernst war?

Louise. Nicht?

Rabe. Je, purer Scherz, bei meiner Seele! — Sie wissen, ich liebe Sie wie mein leibliches Kind, und ein zärtlicher Vater geht leicht zu weit in seiner Sorgfalt. — Weiß man denn nicht, daß es bloß auf den Willen der Weiber ankömmt, die ganze Welt zu betrügen? — Nein, ich traue Ihnen, und Sie sollen Beweise davon haben. — Gehn Sie nur hinein, und ziehn Sie sich an. Wir sind beim Herrn von Fuchs gebeten. Sie sollen künftig sehn, ob ich wohl ein argwöhnischer eigensinniger Mann bin.

Er geht mit Louise ins Haus.

Eilfter Auftritt.

Karl von Krähfeld. War das nicht Louise, die eben hineinging? — das arme Mädchen muß viel von dem harten Vormunde leiden. Ihre Fenster sind zugemacht, die Vorhänge herunter gelassen. Ich hätte sie heute so gern gesprochen. — Ob sie nicht ans Fenster kommen sollte? — Wenn nur diese beiden Monate seiner Vormundschaft verflossen wären! — Mein Vater willigt gewiß ein, und in meinen Armen sollte das tugendhafte Mädchen glücklich seyn. — Ist ihre Sehnsucht nur halb so stark, als die meinige, so kömmt sie gewiß. — Er lehnt sich an einen Baum, und sieht aufmerksam nach den Fenstern hinauf.

Zwölfter Auftritt.

Karl von Krähfeld. Fliege.

Fliege für sich. Ich hatte doch vorher den jungen Krähfeld gesehn, — ob er sich nicht in der Gegend dieses Hauses herumtreiben sollte? — Da ist er ja — Ganz gehorsamster Diener, Herr Baron.

Karl. Schon gut.

Fliege. Sie werden verzeihen —

Karl. Ich bitte Dich, geh, und laß mich zufrieden.

Fliege. Lieber Herr Baron, verachten Sie meine Armuth nicht.

Karl. Das nicht, aber Deine Niederträchtigkeit.

Fliege. Niederträchtigkeit?

Karl. Ja. Frage nicht noch, als ob Du daran zweifeltest. —

Fliege weinend. Gut, gut, der Arme muß oft viel leiden, man wird es gewohnt; — aber wahrhaftig, es ist grausam.

Karl. Wie? Er weint?

Fliege. Es ist wahr, ich bin arm, und muß mir selbst meinen Unterhalt suchen; ich habe kein eignes Vermögen, sondern muß mein Brod im Dienste erwerben; aber bin ich darum schon schändlich? Hab' ich schon zwischen Freunden oder Familien Uneinigkeit gestiftet? gelogen? geschmeichelt? Hab' ich Meineide geschworen, oder die Unschuld verführt? — Ich will mich lieber auf eine kümmerliche Art durchhelfen, als im Ueberfluß schändlich leben.

Karl. Es kann seyn, daß ich Dir Unrecht that, — und wenn ich auch nur ein Wort zu viel sprach, so vergieb mir, und sage, was Du mir zu sagen hättest.

Fliege. Es betrifft Sie; und bloß aus Rechtschaffenheit und Liebe zu Ihnen, hab' ich Sie aufgesucht, ob es gleich einigermaßen Unrecht ist, daß ich gegen das Interesse meines Herrn handle. — So hören Sie denn. Ihr Herr Vater ist so eben im Begriff, Sie zu enterben.

Karl. Wie?

Fliege. Er will Sie ganz wie einen wildfremden Menschen behandeln; und weil mir das im Herzen wehe that, kam ich hieher es Ihnen zu sagen.

Karl. Unglaublich! Unmöglich! — Mein Vater kann nicht so unnatürlich seyn. —

Fliege. Die Rechtschaffenheit zweifelt immer an dem, was nicht gut ist. Ich will Ihnen aber noch mehr sagen. Es ist schon geschehen, oder geschieht doch in diesem Augenblick; und wenn es gefällig wäre, mit mir zu gehn, so wollt' ich Sie an einen Ort führen, wo Sie selbst alles mit anhören könnten. —

Karl. Ich bin vor Erstaunen außer mir.

Fliege. Wenn es nicht wahr ist, so nennen Sie mich einen Schurken, und strafen mich, so hart Sie nur immer wollen. — Das Herz blutet mir. —

Karl. Komm, ich will mit Dir gehn. —

beide gehn ab.

Zweiter Aufzug.

(Das Zimmer aus dem ersten Akt.)

Erster Auftritt.

v. Fuchs kömmt im Schlafrock aus dem Zimmer im Hintergrunde. Das war ein vortrefflicher Wein, und die Pasteten nicht weniger. Nun fehlt noch Fliege, der mir gute Nachrichten von Louisen bringt, und mein Glück ist vollkommen. —

Friedrich kömmt herein.

Friedrich. Madam Murner —

v. Fuchs, bei Seite. O ich wollte! — Laß sie hereinkommen. — er setzt sich in seinen Stuhl. — Giebt es denn keine reinen Freuden auf dieser Erde?

Zweiter Auftritt.

von Fuchs. Madam Murner.

M. Murner. Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Tag zu wünschen. — Wie haben Sie geruht? Wie gespeist? Wie ist Ihr Appetit? — Immer noch so matt? Haben Sie noch immer das Brennen in der Kehle? den beständigen Durst?

v. Fuchs. O freilich, freilich. Mir hilft keine Medicin. — Und wie geht es Ihnen, Madam Murner?

M. Murner. Was das Schlafen anbetrifft, leiblich. Vor drei Wochen war ich eine Zeitlang mit Insomnien geplagt; mein Doktor hat mir aber das Lesen, und sogar das zu viele Denken streng verboten, und seitdem habe ich mehr Ruhe. — Mit dem Appetit — Sie sieht in einen Spiegel. Aber wie ich aussehe; wie eine alte Matrone hat sie mich frisirt! — Verzeihen Sie, daß ich so zu Ihnen kommen durfte. Es ist unausstehlich, wie oft man dem Mädchen etwas sagen muß; ich predige täglich, — ich habe ihr eine ganze Theorie des Anzugs vorgetragen, — wie so ein Dienstbote das begreifen kann, versteht sich. Aber es hilft nichts.

v. Fuchs. Meine Noth geht an, — sie wird mich in Ohnmacht sprechen. —

M. Murner. Was wird man hier in der Stadt von den Deutschen denken, wenn ich nicht einmal erträglich gekleidet gehe? Das ist ein schöner Ruhm für mein Vaterland. — Sie verläßt den Spiegel. und wie befinden Sie sich? Also noch nicht besser?

v. Fuchs. Ich habe diese Nacht einen sehr schweren Traum gehabt; mir träumte —

M. Murner. Warten Sie, ich hatte auch einen fürchterlichen Traum, wenn er mir doch beifiele —

v. Fuchs. O Himmel, da hab' ich in ein Wespennest geschlagen.

M. Murner. Mir träumte, ich stände in Paris, auf dem sogenannten Revolutionsplatze —

v. Fuchs. Ums Himmels Willen, halten Sie ein; ich schwitze am ganzen Leibe, wenn ich nur das Wort Paris nennen höre; sehn Sie, wie ich zittre —

M. Murner. Ja Sie armer Mann! — Trinken Sie doch Limonade, oder ein wenig Mandelmilch, das dämpft die Hitze, — oder —

v. Fuchs. O weh! o weh!

M. Murner. Fliederthee mit Manna. Sie haben doch wohl guten Muscatwein im Hause.

v. Fuchs. Befehlen Sie etwa, wenn Sie jetzt in die kalte Luft gehn?

M. Murner. Ich danke ergebenst, — Etwas Saffran darunter, nur etwa einen halben Gran, und Nägelchen; etwas von einer Muskatennuß, gestoßenen Ingwer und Honig, aber von der feinsten Sorte —

v. Fuchs. Nun ist sie im Zuge; — o sie macht alle Vorstellung zu Schanden; mir ist so wahrhaft übel —

M. Murner. Und dazu die gehörige Quantität Himbeer-Syrup. — Befehlen Sie etwa, daß ich Ihnen dies Getränk zubereite?

v. Fuchs. Nein, nein, mir ist ganz wohl. — Meinetwegen bemühen Sie sich nicht weiter.

M. Murner. Ich pfusche ein wenig in die Arzneikunst, wie Sie wohl merken werden. Sonst ist eigentlich Musik jetzt meine Leidenschaft, zwei oder drei Stunden am Morgen ausgenommen, in denen ich mahle. Ich liebe alle schönen Künste mit Passion, eben so sehr als mein Mann sie haßt, eben darum, weil mein Mann sie haßt; besonders aber die Musik; es war auch Plato's und Pythagora's Schwachheit, wenn ich nicht irre.

v. Fuchs. War das nicht derselbe Pythagoras, der seine Schüler fünf Jahre schweigen ließ, um sie mit Ehren in Gesellschaft produciren zu können? — Wenigstens sagt ein Dichter —

M. Murner. Welcher von Ihren Dichtern? Nennen Sie mir nur den Namen, und ich weiß dann gleich, was der gute Mann hat sagen wollen. — Ich muß übrigens gestehn, daß Ihre Landsleute in der Dichtkunst noch weit hinter den unsrigen zurückbleiben; — Kotzebue, Göthe, Schiller, Meißner, Wieland, Klopstock, — welche Namen!

v. Fuchs. Allenthalben werd' ich geschlagen.

M. Murner sucht in ihren Taschen. Sollt' ich denn gar keinen meiner Lieblinge bei mir haben? — Richtig. Hier ist zum Beispiel die niedliche kleine Ausgabe des Oberon.

v. Fuchs. Ich muß nur ganz stillschweigen, das ist noch die beste Parthie, die ich nehmen kann.

M. Murner. Alle Nationen wetteifern jetzt, die Schätze der deutschen Poesie kennen zu lernen. — Klopstock, der erste epische Dichter; Schiller, nur etwas zu gespitzt; Göthe, zu affektirt; Kotzebue ist mein Lieblingsdichter, — da sieht man die reizende nackte Natur, — bisweilen etwas zu shakespearisch, aber das wird sich noch geben. — Wieland ist sehr angenehm, nur bisweilen etwas schlüpfrig. — Hören Sie mich?

v. Fuchs. O ja. — für sich. Ich möchte Krähfeld wegen seiner Taubheit beneiden.

M. Murner. Doch für wen schlüpfrig? — Nur für jene schwachen Seelen, denen die Natur jede Art der Stärke versagt hat; — diese werden einer jeden noch so kleinen Leidenschaft ihre Moral aufopfern; sie erkennen nicht das Tribunal der Vernunft, die am Steuerruder sitzen soll, um alle Neigungen des Gemüths zu lenken. Keine schimmernde Außenseite

reizt den tiefern Forscher, der seine Ideen und Gefühle genauer untersucht; ihn kann nichts aus seiner kalten philosophischen Ruhe bringen. — Nicht wahr?

v. Fuchs. Ich wollte, ich könnte Ihnen Recht geben.

M. Murner. Ich muß Sie wahrhaftig öfter besuchen, um Sie heiterer zu machen. Lachen Sie doch, und seyn Sie lustig! v. Fuchs zwingt sich in der Verzweiflung laut aufzulachen. Bravo! Bravo! — O Sie gehören zu den wenigen Menschen, mit denen ich in der engsten Freundschaft leben könnte. — Bis jetzt fand ich nur einen, mit dem ich sympathisiren konnte. Die meisten Menschen sind zu träge, oder zu lebhaft, und haben aus der einen oder der andern Ursach einen Widerwillen gegen ein muntres fortgesetztes Gespräch. Unglaublich viele haben die Unart einen beständig zu unterbrechen. In Ihnen finde ich den zweiten Mann, der die wahre Temperamentsmischung hat, der im Stande ist, aufmerksam einem andern zuzuhören. — Der erste war ein Engel: vier Stunden sprachen wir bisweilen miteinander, ohne daß er mich auch nur ein einzigesmal unterbrochen hätte. — Ich will Ihnen doch erzählen, — vielleicht kann es Ihnen Schlaf machen, — wie wir an sechs Jahr zusammen lebten, und uns liebten. —

v. Fuchs. O weh! o weh! o weh!

M. Murner. Wir waren von gleichem Alter, und so —

v. Fuchs. Himmel! Schicksal! Verhängniß! rettet mich.

Dritter Auftritt.

Vorige. Fliege.

Fliege. Ihr ergebenster Diener, Madam.

M. Murner. Ergebene.

v. Fuchs. Fliege! er winkt ihn zu sich. Leise. O willkommen, willkommen, Du mein Erlöser!

Fliege. Wie, gnädiger Herr?

v. Fuchs. O nimm mich von der Folter! Sogleich! Sie hat mich lahm geschwatzt. Die Sturmglocken in Frankreich können jetzt nicht so laut und unaufhörlich schlagen; der Stadtausrufer hätte sie nicht überschrien.

Fliege, leise. Uebereilen Sie sich nicht. Hat Sie denn kein Geschenk mitgebracht?

v. Fuchs. O ich verlange keins; mag sie doch ihr Weggehn so hoch anrechnen, als sie will.

Fliege, laut. Madam —

M. Murner. Ich sticke jetzt für Sie eine Weste im neusten Gout; alle meine Kunst will ich dabei aufbieten.

Fliege. Vortrefflich; ich aber habe vergessen Ihnen zu sagen, daß ich Ihren Gemahl gesehen habe, wo Sie es gewiß nicht vermuthen sollten —

M. Murner. Wo denn?

Fliege. Wenn Sie eilen, so können Sie ihn noch vielleicht auf der Promenade antreffen, in Gesellschaft einer Dame, die etwas von der Verläumdung leiden muß.

M. Murner. Wirklich?

Fliege. Ueberzeugen Sie sich selbst. Madam Murner empfiehlt sich. Ich dachte wohl, daß sie gleich gehn würde.

v. Fuchs. Tausend, tausend Dank, Fliege. Und was für Nachrichten?

M. Murner, zurückkommend. Mit Erlaubniß —

v. Fuchs, faltet die Hände. O gütiger Himmel!

M. Murner. Auf der Promenade?

Fliege. Auf der Promenade.

M. Murner. Wollen Sie mir wohl einen Ihrer Bedienten erlauben.

v. Fuchs. Mit Vergnügen. —

Madam Murner geht ab.

Fliege. Alles neigt sich auf die glücklichste Art zur Erfüllung Ihrer Wünsche. — Stellen Sie sich vor, ich habe ihr die Ehe versprechen lassen. Ha! ha! ha! Sie wünschten sie zur Frau, hab' ich gesagt —

v. Fuchs. Aber Fliege —

Fliege. Lassen Sie das gut seyn. Wenn sie nur einmal hier ist. — Setzen Sie sich dort in Ihren Stuhl; der Herr von Krähfeld muß im Augenblick mit seinem Testamente kommen. Ach seinetwegen hab' ich noch etwas angeordnet. Wenn er fort ist, will ich Ihnen mehr sagen. er läßt die Vorhänge herunter, und geht ab; v. Fuchs setzt sich indeß in seinen Stuhl.

Vierter Auftritt.

v. Fuchs. Karl. v. Krähfeld. Fliege.

Fliege, der ihn leise hereinführt, und hinter den Schirm stellt. Verbergen Sie sich hier; und Sie werden alles hören. Aber ich bitte, seyn Sie ja ruhig. — man klopft. Dort klopft schon Ihr Herr Vater; ich muß Sie verlassen.

Karl. Thu das — Ich kann es noch immer nicht glauben. Fliege geht und schließt die Thür auf.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Rabe. Louise.

Fliege. Das Wetter! Ei ei, Sie kommen zu früh. Ich sagte ja, ich würde nach Ihnen schicken.

Rabe. Ich fürchtete aber, Du möchtest es vergessen.

Fliege. Es ist jetzt nicht mehr zu ändern. Er führt sie auf die rechte Seite des Zimmers, dem Schirm gegenüber. Warten Sie hier einen Augenblick, ich werde sogleich zurückkommen. er geht zu Karl hinter den Schirm.

Rabe. Sie wissen wohl nicht, Louise, warum Sie hier sind?

Louise. Ich weiß nichts weiter, als was Sie mir gesagt haben.

Rabe. Nun so will ich Ihnen jetzt etwas mehr sagen.

Fliege, zu Karl. So eben hat Ihr Herr Vater sagen lassen, daß er erst in einer halben Stunde kommen würde; wenn es Ihnen daher gefällig wäre, hier in die Bibliothek zu spazieren, um sich die Zeit zu vertreiben? Ich werde dafür sorgen, daß Sie von niemand gestört werden. er öffnet links eine Nebenthür, und Karl geht hinein; Fliege verläßt ihn.

Karl, der sogleich wieder zurück kömmt, und seine

vorige Stellung einnimmt. Ich will hier stehn bleiben, denn ich traue dem Menschen nicht.

Fliege, für sich. Dort ist er entfernt genug und kann nichts hören. Nun muß ich nur dem Vater aufpassen.

Rabe, der indeß mit Louisen leise gesprochen hat. Entschließen Sie sich nun, denn es muß doch geschehn.

Louise. Ich bitte, ich beschwöre Sie; — doch ich kann so etwas unmöglich für Ihren Ernst halten.

Rabe. O ich bin zum Spaßen gar nicht aufgelegt. Was ich sage, das ist auch meine Meinung. Ich bin nicht verrückt; — drum seyn Sie gehorsam.

Louise Aber ums Himmels Willen! —

Rabe. Nicht lange gezaudert! —

Louise. Welcher Gedanke —

Rabe. Ich habe Ihnen nun alle Gründe auseinander gesetzt; was die Aerzte ausgemacht haben, wie nahe mich die Sache angeht, wie nöthig es ist, daß es Ihr Glück machen soll, — kurz, daß es seyn muß.

Louise. Haben Sie denn allen Glauben an Ehre verloren? Oder trauen Sie mir so wenige zu?

Rabe. Ehre? — Luft! — Es giebt gar kein solch Wesen in der Natur: ein Name, erfunden, um Narren in Respekt zu halten; ein Schall, ein Schatten. — Und warum wäre denn diese Heirath gegen die Ehre? Warum denn?

Louise. Welcher böse Geist ist in Sie gefahren?

Rabe. Ihr Ruf? — O man wird Sie wegen der soliden Wahl loben; und wenn Sie wollen, kann ja die Ehe ganz geheim gehalten werden: — der Mund dieses Fliege ist ja in meiner Tasche; — oder auch gar keine Ehe, — wie Sie wollen, ganz wie Sie wollen.

Louise. Entsetzlicher Mensch! — haben Sie mich an ihn verkauft? Aber es soll Ihnen nicht gelingen.

Rabe. Wie?

Louise. Aber Herr Vormund, zwingen Sie mich doch nicht, Aufsehn zu machen: seyn Sie grausam, tyrannisch, wie bisher, ich befinde mich besser dabei.

Rabe. Nein, gar nicht, gar nicht; Sie können den jungen Krähfeld sehn, so oft Sie wollen, wenn Sie wollen.

Louise. Und diese Niederträchtigkeit trauen Sie mir zu?

Rabe. Niederträchtigkeit? Würd' es Ihr Vormund von Ihnen verlangen, wenn es das wäre? Es ist ein Werk der christlichen Liebe: es kommt hier auf die Gesundheit und das Leben eines Nebenchristen an.

v. Fuchs, leise zu Fliege, der indeß zu ihm gekommen ist. Fliege, Du bist ein Engel!

Fliege. Wollen Sie nicht näher kommen, Herr Rabe?

Rabe. Wie? — Doch nicht widerspenstig? Nun wahrhaftig —

Fliege. Gnädiger Herr, Herr Rabe ist mit seiner Mündel gekommen, Sie zu besuchen.

v. Fuchs. Ah! — Wirklich?

Fliege. Er bietet sie Ihnen zur Gemahlin an. — Das schöne, sittsame Mädchen wird sich glücklich schätzen, Sie in Ihrer Krankheit zu verpflegen.

Rabe. Ich danke, lieber Fliege —

Fliege. Sie kennen den Engel, die Krone der ganzen Stadt.

Rabe. Schön gesagt!

Fliege. Herr Rabe giebt sie Ihnen mit Freuden; er wünscht nichts so sehr, als daß er sein Leben hingeben könnte, Sie zu erhalten.

v. Fuchs. Ich danke ihm herzlich für seine Sorgfalt. — Ich liege ganz ohne Hoffnung darnieder; sag ihm, er möchte für mich beten und sein Vermögen mit Maaße genießen, wenn er es empfangen haben wird.

Fliege, zu Rabe. Hören Sie wohl?

Rabe. Aber ins Kuckucks Namen, wollen Sie denn immer so hartnäckig bleiben? Kommen Sie, ich bitte Sie.

Louise. In Ewigkeit nicht.

Rabe. Soll man denn Gewalt brauchen?

Louise. Ich trotze Ihrer Gewalt —

Rabe. O da möchte man nun gleich dreimal, neunmal des Teufels werden! o ich möchte mich aufhängen vor Bosheit.

Louise. Mäßigen Sie sich.

Rabe. Seyn Sie nicht so widerspenstig, ich hab' es nicht um Sie verdient. — Ich bitte Sie, seyn Sie nachgebend; ich will Ihnen auch alles schenken, was Sie verlangen, Juwelen, Kleider, Ohrringe und Armspangen; was Ihr Herz nur wünscht. — So grüßen Sie ihn doch wenigstens freundlich. — Nur um das Einzige wenigstens bitt' ich. — Nicht? — nicht? — Nun, das soll Sie wahrhaftig gereuen. Nein, das will ich Ihnen zeitlebens nicht vergessen!

Fliege. Schönes Mädchen —

Rabe. O sie ist taub, sie ist stumm. — Himmelswetter! Das ist denn doch zu arg!

Fliege. Aber lieber Herr —

Rabe. Es ist zu arg, sag' ich; holen mich alle Teufel!

Fliege. Lassen Sie nur, Sie wird schon in sich gehn.

Louise. Lieber mein Leben. —

Rabe. Daß dich der Teufel! — Wenn sie doch nur wenigstens mit ihm sprechen wollte, nur um meine Reputation und guten Namen zu retten, es wäre doch noch etwas. — Aber nein, — total will sie mich ruiniren.

Fliege. Wir wollen gehn und sie allein lassen; vielleicht daß sie dann zutraulicher wird.

Rabe. Liebes Louischen, nun können Sie alles wieder gut machen: — hören Sie? Ich will nicht mehr sagen. — Wo nicht, — nun so mögen Sie sich vor mir in Acht nehmen. Fliege führt ihn durch eine Nebenthür rechts; Louise will ihnen folgen. Nein, bleiben Sie!

Sechster Auftritt.

v. Fuchs. Louise. Karl v. Krähfeld.

Louise. War je ein Mädchen so unglücklich und entehrt als ich?

v. Fuchs, der von seinem Stuhl aufspringt und sie umarmt. So hab' ich Dich endlich, schönes Mädchen, nach der ich so lange schmachtete!

Louise tritt erschrocken zurück. Hinweg!

v. Fuchs. O nicht wahr, wir wollen glücklich und froh mit einander leben? Krank bin ich nur für Deinen einfältigen Zuchtmeister. — Das Leben

soll uns wie ein angenehmer Traum vorübergehn. — Warum wendest Du Dich weg? — Liebst Du mich nicht? o Du wirst mich lieben, Du wirst mich lieben, wenn Du mich mehr kennst.

Louise. Ich hasse, ich verachte Sie!

v. Fuchs. Aber ich liebe Dich! und zwar mit einer so heißen, mit einer so inbrünstigen Liebe, — er umarmt sie. Louise reißt sich von ihm los und entflieht durch die Thür im Hintergrunde.

v. Fuchs. O du sollst mir nicht entkommen! er eilt ihr nach.

Karl stürzt hinter dem Schirm hervor, ihnen nach. Bösewicht! Fliege kömmt eilig aus dem Zimmer rechter Hand ihnen nach.

Siebenter Auftritt.

v. Fuchs. Fliege.

Beide kommen aus der Thür des Hintergrundes zurück.

Fliege. O ich wollte, daß ich jetzt gleich den Hals brechen könnte! Jetzt wäre mir's gelegen.

v. Fuchs. Fliege, Fliege!

Fliege. O daß ich so meinen lieben Gönner ins Unglück gestürzt habe! Ich möchte mich aufhängen.

v. Fuchs. Das ist Schicksal.

Fliege. Meine Dummheit, gnädiger Herr.

v. Fuchs. Du hast mich elend gemacht; denn durch Dich kam doch der junge Krähfeld ins Zimmer?

Fliege. Freilich, und ich that es aus der besten Absicht von der Welt. Er sollte es selber hören, wie ihn sein Vater enterbte; ich kenne seine Hitze, er hätte sich an ihm vergriffen, — und so hätte das Gericht selbst zu ihrem Vortheil entscheiden müssen. — Aber der verdammte Kaufmann kam zu früh; und als ich kaum mit ihm da draußen bin, hör' ich schon das Geschrei hier drinnen. Wer hätte das gedacht?

v. Fuchs. Was nun anfangen?

Fliege. Ich weiß nicht. — Könnt' ich doch nur mit meinem Leben den Fehler wieder gut machen.

v. Fuchs. Wo sind sie denn nun hingekommen?

Fliege. Beide zur andern Thür hinaus, auf die Gasse; auch Rabe wird sich davon gemacht haben. — man klopft.

v. Fuchs. Horch! wer ist da? — Ich höre gehn. — O weh, gewiß die Wache! Meine Verstellung ist entdeckt; man wird mich als Mädchenräuber gefangen nehmen.

Fliege. Setzen Sie sich geschwind in ihren Stuhl, gnädiger Herr. er zieht die Fenstervorhänge auf und öffnet die Thür. Ah, der Herr von Krähfeld.

Achter Auftritt.

Vorige. von Krähfeld; gleich nachher Geyer.

v. Krähfeld. Nun, wie steht es, Fliege?

Geyer tritt unbemerkt herein.

Fliege. Sehr unglücklich, gnädiger Herr — Ich begreife nicht auf welche Art Ihr Herr Sohn Ihre Absicht mit dem Testament erfuhr; kurz, er bricht gewaltsam ins Haus, zieht den Degen, nennt Sie einen Schurken über den andern, und schwört, Sie umzubringen.

v. Krähfeld. Mich?

Fliege. Ja, und meinen Herrn dazu.

v. Krähfeld. Der Streich soll ihn nun im Ernst und in der Wahrheit enterben. Hier ist das Testament.

Fliege. Gut, gnädiger Herr.

v. Krähfeld. Es ist alles darin richtig und rechtskräftig gemacht. Aber nun sorge auch hübsch für mich.

Fliege. Mein Leben steht zu Ihren Diensten. Ich bin ganz und gar der Ihrige.

v. Krähfeld. Was macht er denn? Glaubst Du denn, daß er nun auch bald sterben wird?

Fliege. Ich fürchte, er überlebt noch den Mai.

v. Krähfeld. Sogleich, meinst Du.

Fliege. Nein, ich sage, er wird noch den Mai überleben.

v. Krähfeld. Könntest Du ihm nicht etwas eingeben?

Fliege. Nein, gnädiger Herr.

v. Krähfeld. Nun, es ist auch nicht mein Ernst.

Geyer für sich. Das ist ein Schurke, wie ich sehe.

Fliege sieht sich um. Herr Geyer? Ob er wohl etwas gehört hat?

Geyer. Spitzbube!

Fliege. Wer ruft denn? — Ah, Herr Geyer! Sie kommen gerade recht —

Geyer. Ja, um Deine Schurkenstreiche zu entdecken. Du bist ganz sein Diener? und der meinige auch? Nicht wahr?

Fliege. Wie? Ich?

Geyer. Ja, Sie, Herr Schurke. Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Testamente?

Fliege. Ein Streich zu Ihrem Besten.

Geyer. Mach mich nicht zu Deinem Narren.

Fliege. Hörten Sie's denn nicht?

Geyer. Ja wohl hört' ich, daß Krähfeld Deinen Herrn zum Erben eingesetzt hat.

Fliege. Das ist wahr, und zwar auf meinen Rath, weil ich hoffte —

Geyer. Daß dein Herr ihn dafür wieder zum Erben einsetzen sollte? nicht wahr?

Fliege. Ich that alles zu ihrem Besten, lassen Sie mich nur zu Worte kommen; ich sagte es eben darum selbst seinem Sohn, brachte ihn hieher, wo er es mit eignem Ohr anhören sollte, wie sein Vater ihn verstieße; denn ich glaubte, dies würde den jungen feurigen Tollkopf so in Wuth setzen, daß er sich an seinem Vater vergriffe; dann mußte das Gesetz selbst die Enterbung bestätigen, und sie hatten eine doppelte Ladung zu hoffen. Mein Gewissen muß mich frei sprechen; denn meine einzige Absicht war, Ihnen aus diesen beiden alten Gräbern einen Schatz zu erbeuten —

Geyer. Schon gut. Ich danke Dir, lieber Fliege.

Fliege. Aber der ganze Anschlag lief sehr unglücklich ab.

Geyer. Wie so?

Fliege. Sehr unglücklich, wenn Sie nicht alles wieder gut machen. — Indeß wir den alten Krähfeld erwarten, kam Louise, das Mündel des Kaufmanns Rabe, von ihm abgeschickt —

Geyer. Mit einem Geschenk?

Fliege. Nein, nur zum Besuch. Und da dem jungen Menschen der Vater zu lange bleibt, so springt er wie verrückt hervor, und geht mit dem Mädchen, mit dem er einverstanden ist, davon. — Beide haben gedroht, vor Gericht den Herrn von Fuchs anzuklagen, als habe er ihr Gewalt thun wollen: — wie schändlich diese Erdichtung ist, beweist der Augenschein, und unter diesem Vorwand ist er nun gewiß schon hingegangen, seinen Vater anzuklagen, meinen Herrn zu entehren, Sie um Ihre Hoffnungen zu bringen —

Geyer. Wo ist ihr Vormund? — Schicke sogleich nach ihm.

Fliege. Ich will selbst zu ihm gehn.

Geyer. Bring ihn zu mir.

Fliege. Sogleich.

Geyer. Dem muß vorgebeugt werden.

Fliege. Das ist edel von Ihnen. Meine ganze Bemühung war ja zu ihrem Besten; der ganze Plan war auch sehr klug angelegt; aber das Unglück kann in einem Augenblick die schönsten Projekte zusammentölpeln.

v. Krähfeld, hat indeß in Gedanken gestanden, und zum Theil noch etwas im Testamente gelesen. Was ist denn?

Geyer. Ist es Ihnen jetzt gefällig zu gehn, gnädiger Herr? Geyer und v. Krähfeld gehn ab.

Fliege. Gehn Sie hinein, und beten Sie für den Fortgang unsrer Sache.

v. Fuchs. Noth lehrt beten: der Himmel segne Eure Bemühungen!

beide gehn zu verschiedenen Seiten ab.

Der öffentliche Spaziergang.

Neunter Auftritt.

Murner. Birnam.

Murner. Ja, sehn Sie, dies sind meine Projekte, die zur Aufklärung des Jahrhunderts gewiß sehr viel beitragen würden.

Birnam. Außerordentlich viel. Was habe ich nicht seit dieser kurzen Bekanntschaft alles gehört und gelernt? Als ich Sie da so um das Haus herumschleichen sah, wahrhaftig, da träumte mir nicht, daß wir so schnelle Freunde werden würden. Was die Langeweile nicht thut! Ich habe ihr viel zu danken: sie hat mich verliebt gemacht, und nun wirft sie mir noch einen guten Freund an den Hals.

Murner. Und immer verliebt, immer verliebt; — bleiben Sie doch einmal bei der Sache, bester Freund. Sagen Sie, sagen Sie selbst, ist es nicht Schade, daß gute Köpfe einen so eingeschränkten Wirkungskreis haben? — Daß ich mit diesem Kopfe nicht auf einem Throne sitze, ist vielleicht für einen großen Theil von Europa ein Unglück.

Birnam. Man kann nicht wissen.

Murner. Die Potentaten sind manchmal nicht sehr potentes, was den Kopf anbetrifft.

Birnam. Man hat Beispiele.

Murner. Die Republiken liebte ich bisher; dort, glaubte ich, gediehen die Reformatoren, dort sei das Klima für kühne Projekte; — aber auch dort ist's nichts. — Sehn Sie nur das Frankreich an: schon vier Jahr eine Revolution, und noch alles beim Alten.

Birnam. Nun wahrhaftig, die Bemerkung ist neu.

Murner. Ja, die paar Veränderungen, die sie gemacht haben, bedeuten nichts; die werden der verdorbenen Menschheit auf die Beine helfen. Ist es nicht eine Schande? Vier Jahr Revolution, und noch sind die gelehrten Folianten und Quartanten, die Gedichte und Romane, nicht ins Meer geworfen; und noch sind die Schnürbrüste, Kopfzeuge, die Kinderwiegen und Wickelbänder nicht verbrannt: heißt das eine Revolution?

Birnam. Nun, nun; warten Sie nur; man ist auf guten Wegen.

Murner. Wenn ich König, oder Protektor, oder Dämagog wäre, — wissen Sie was ich meine erste Thathandlung seyn ließe?

Birnam. Sie schnitten mit einem großen Schnitt der einen Hälfte der Nation die Haare rund, und rissen der andern die Perücken herunter.

Murner. Auch das; aber zuerst vernichtete ich mit einem Schlage meines Zepters alle Universitäten, alle Schulen, wo man noch an die Alten dächte.

Birnam. Sie erschrecken mich; ich kenne Sie nicht wieder. — Sie, der Mann mit dieser sanften Seele? dieser rüstige Schriftsteller!

Murner. Schriftsteller; allerdings Schriftsteller. Aber, unterscheiden Sie wohl: — nicht Schulgelehrter, — was man Gelehrter nennt. — Diese verderblichen Geschöpfe werden auf den verwünschten Universitäten gebildet, die zu nichts dienen, als unsre Jugend zu verderben, Müssiggang oder Nachbeterei zu befördern. — Ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie wenig man dort lernt.

Birnam. Ich traue Ihnen sehr viel Erfahrung zu.

Murner. Es gewöhnt den Geist an eine gewisse ängstliche Form, die aller eigentlichen Ausbildung schnurstracks im Wege steht. — Man lernt Worte ohne Sinn: der geistreiche Mensch muß sich befleißigen, Sinn ohne Worte zu haben. Ein starkes Gefühl in einer Wissenschaft ist mehr werth, als hundert auseinandergesetzte Gedanken.

Birnam. Ich verstehe Sie nicht.

Murner. Ja, wenn sich nur diese Gefühle recht deutlich machen ließen! Sehn Sie, ich meine, so wie jemand Gehör für die Musik haben kann, ohne zu wissen, wie er dazu gekommen ist, oder ein richtiges Augenmaaß; — so kann man sich eben so bei jeder Wissenschaft eine gewisse Fertigkeit erwerben, die einem am Ende zur Natur wird, ohne sich über irgend etwas in tiefsinnige Spekulationen einzulassen.

Birnam. Sind Sie auch bei der Philosophie der Meinung?

Murner. Die haß' ich eben auf den Tod: der grade Menschenverstand, den jeder mit auf die Welt bringt, das ist die wahre Philosophie. Meine zweite Einrichtung wäre eben die, daß ich es verbieten ließe, daß irgend jemand philosophirte, oder Systeme aufzustellen suchte; — das führt geradehin zum Ruin des menschlichen Verstandes.

Birnam. Nun, das muß ich gestehn!

Murner. Mit den verdammten sogenannten Schlüssen! Da wird man ganz unvermerkt gezwungen, etwas zuzugeben, woran man zeitlebens nicht gedacht hat; die Philosophie geht recht darauf aus, die eigne freie Meinung aufzuheben.

Birnam. Auf die Art ist sie nichts als eine einzige große Impertinenz gegen alle übrigen Menschen, die denn wahrhaftig ihre Köpfe auch nicht bloß der Mode wegen haben.

Murner. Wer in meinem Lande philosophiren wollte, der würde über die Gränze gebracht. Der Kaiser Domitian war gewiß kein ganz dummer Mann, daß er die Philosophen verjagte.

Birnam. Wenigstens gehörte er hoffentlich zu den Klugen, als sie fort waren.

Murner. Ich wollte meinen Staat bald von den unnützen Müßiggängern reinigen; so ließ ich zum Beispiel jedem, der Verse machte, den Staupbesen geben.

Birnam. Recht so; — es ist in hundert Versen nicht ein einziges Wort wahr.

Murner. Dunst und Schatten; die Dichter rühmen sich sogar selbst und öffentlich ihrer Erfindungen; das führt zur Immoralität. —

Birnam. Es hängt mit dem Betrügen und Stehlen zusammen: es ist der erste Schritt zur Verstellung.

Murner. Wer sich nun gar erfrechte, einen Roman oder eine Komödie zu schreiben, der würde ohne Barmherzigkeit aufgehängt.

Birnam. Es wäre freilich des Beispiels wegen nothwendig.

Murner. Denn, zeigen Sie mir nur eine einzige Elle Leinwand, oder auch selbst nur — einen Pfannkuchen, den je Dichter und Romanschreiber durch ihre Arbeit zusammengebracht hätten.

Birnam. Im Gegentheil, die schönen Lumpen, die das wegnimmt —

Murner. Da haben Sie Recht. — All' das Zeug befördert die Ausschweifung, und kann nur die Menschheit im Kinderalter amüsiren.

Birnam. Ich bin neugierig, was Sie wohl mit den Theatern anfingen.

Murner. O seyn Sie versichert, ich würde sie sehr gut anwenden. — Ich machte nämlich große Uebungsplätze daraus, eine Art von öffentlichen Volksredouten wo alle Arten von Leibesübungen, Springen, Balgen, Laufen, getrieben würden. Jedem, der ein paar gute Fäuste, und einen mäßigen Rücken hätte, wäre die freie Entree vergönnt. Da würd' ich mir ein Volk erziehen! — Manche, die vielleicht bloß der Motion wegen kommen wollten, und ihren Rücken nicht gern hingeben, aber doch die Uebungen mitgenießen, diese bezahlten am Eingange ein billiges Geld, und dürften nachher nicht geschlagen werden. — Das so eingekommene Geld aber würde auf die gewandt, die bei den Spielen etwa beschädigt würden. So erhielte sich das Institut immer durch sich selbst. — Dann könnte man erst von Nationaltheatern sprechen! — Von allen systematischen Büchern, von allen Griechischen, Lateinischen und Hebräischen, ließe ich die Bibliotheken säubern, dann würde es den Menschen erst möglich gemacht, das wirklich Nutzbare und Praktische zu lesen.

Birnam. Mir ist, als säh' ich Sie mit der Zerstörermiene in den Bibliotheken herumwühlen.

Murner. Alle Kupferstiche und Gemäldesammlungen ließe ich verbrennen, daß kein Gebein übrig bliebe. — Man sehe die Bäume und Berge an, wie sie sind, und nicht, wie sie seyn könnten; der Mensch muß nicht klüger seyn wollen, als sein Schöpfer.

Birnam. Es ist im Grunde dieselbe Naseweisheit, wegen der Nebukadnezar so hart gestraft ward.

Murner *zieht mit einemmale sein Taschenbuch heraus und schreibt es nieder.* Das war eine äußerst brave Anmerkung. — Statt Latein und Griechisch zu lernen, muß sich die Jugend auf Springen und Laufen legen; das giebt Kräfte und Munterkeit. Die Lehrer in den Schulen müßten nach der Höhe rangirt werden in der sie springen könnten; statt daß oft manche von den berühmtesten unsrer jetzigen Gelehrten nicht auf einem Bein stehen können.

Birnam. Das würde der ganzen Gelehrsamkeit wirklich einen rechten Schwung geben. Manche neue gute Gewohnheiten würden dadurch in Gang gebracht. Jetzt erkriecht man sich Aemter; dann würde man sie sich erspringen; die Fertigkeit ist wenigstens um ein großes Theil poßierlicher.

Murner. Wer mir nicht ein Handwerk gelernt hätte, er sei Graf oder Bettler, der käme als ein Landstreicher ins Arbeitshaus. Fabriken und Handwerke sollten floriren, daß es eine Freude wäre; — ich wollte Talente schätzen und belohnen; Millionen wollt' ich nicht achten, um eine neuerfundene Maschine aufzumuntern, wenn sie auch nur tägli h einen Groschen ersparte.

Birnam. Vortrefflich! Sie sind ganz begeistert.

Murner. Die Aufklärung sollte in meinem Staate Riesenschritte thun. Damit sich das Volk von der Schätzung der Nebensachen entwöhnte, müßten alle Prediger beständig in rothen Röcken gehn.

Birnam. Natürlich.

Murner. Es wäre auch nicht nöthig, daß sie immer von der Kanzel herabpredigten; sondern sie könnten zuweilen mitten in der Kirche Reden halten: dadurch werden die gemeinen Leute unvermerkt mehr zur Schätzung der Hauptsache gelenkt. Oder, wenn es einem von den Zuhörern bequemer wäre, so müßte es ihm auch vergönnt seyn, sich auf die Kanzel, neben den Prediger zu stellen, — und so viele als dort Platz hätten.

Birnam. Da würde oft nicht solch Gedränge in der Kirche seyn, und diesen könnte der Volkslehrer dann seine Predigten recht besonders ans Herz legen. —

Murner. Wer sich schminkte, oder die Lippen und Augenbraunen färbte, würde gebrandtmarkt.

Birnam. So ein Brandmahl sieht im Grunde immer besser aus, als diese unnatürlichen Zierereien. —

Murner. Haben Sie das bekannte Salzmannische Elend nicht gelesen? —

Zehnter Auftritt.

Vorige. Madame Murner. Friedrich.

M. Murner. Er ist gewiß nicht mehr hier; wo soll ich ihn nun finden?

Friedrich. Dort steht Herr Murner.

M. Murner. Wo?

Friedrich. Dort, mit dem jungen Herrn.

M. Murner für sich. Das ist sie gewiß; — eine artige Verkleidung. — zu Friedrich. Ruf ihn doch einmal her. Ich denke eben daran, daß ich doch mit einiger Delikatesse zu Werke gehen muß, denn er ist doch immer mein Mann. — Friedrich hat mit Murner gesprochen.

Murner. Ah, — dort ist meine Frau.

Birnam. Wo?

Murner. Dort. Sie sollen sie kennen lernen. Wäre sie nicht meine eigene Frau, so würd' ich von ihr sagen, daß sie ein sehr angenehmes Wesen hätte! auch ist ihr Gesicht ziemlich schön.

Birnam. Sie scheinen nicht eifersüchtig.

Murner. Und was ihre Gabe der Unterhaltung anbetrifft —

Birnam. Ihrer Frau wird es daran nicht fehlen.

Murner. Madam, ich habe die Ehre, Ihnen hier einen jungen Mann, einen Engländer, meinen Freund, vorzustellen.

M. Murner. Wirklich?

Murner. Er scheint zwar noch ein junger Mann —

M. Murner. Ja, aber der Schein betrügt zuweilen.

Murner. Er ist schon viel in der Welt umher gewesen.

M. Murner. Ei! ei!

Murner. Was ist Ihnen denn?

M. Murner. Es ist eine schlechte Manier von Ihnen, Herr Murner, daß Sie mich noch so plump hintergehen wollen, da ich Sie eben mit so vieler Discretion behandeln wollte. — Herr Murner, ich muß es Ihnen nur gerade heraus sagen, daß sich das schlecht für Sie schickt; — Sie sollten doch Ihren guten Ruf etwas höher schätzen. Ein Mann von Ihrem Stande; ein Mann von Ihren Jahren! aber ich sehe wohl, Sie halten wenig von der Treue, die man seiner Frau schuldig ist.

Murner. Ich weiß doch nun wahrlich nicht, was Sie wollen.

M. Murner. O verstellen Sie sich nur nicht. — Und von Ihnen, zu Birnam. Madam, oder wie soll ich Sie nennen? ist es eben so unschicklich, bejahrte Männer an sich zu locken. Es ist schändlich!

Birnam. Was Teufel! — Wie?

Murner. Ich glaube Sie jetzt zu verstehn; aber so gewiß ich eine Reisebeschreibung verfertige, Sie sind auf falschen Wegen.

M. Murner. Nein, Sie sind es. — Ich finde diese Denkungsart, Madam, äußerst niedrig, und mit dem sogenannten Pöbelhaften sehr nahe verwandt, sehr nahe —

Birnam. Nun, das ist denn doch zu arg! — Mir ist, als fiele ich aus den Wolken!

Murner. Ich schwöre Ihnen, daß dies hier ein junger Mann, mein Freund ist. Ich wundre mich überhaupt, daß Sie mir so etwas zutrauen.

M. Murner. Ei, wie Sie heilig thun können! Freilich, Sie sind der Mann, um den man gar nicht nöthig hat, sich zu bekümmern; Sie sind die Unschuld selbst; wer sollte auch an Ihrem guten Betragen zweifeln?

Murner. Ich sollte mich so weit vergessen? Sie kennen ja meine Grundsätze hierüber, die sogar im Druck erschienen sind!

M. Murner. Ach, was Grundsätze; ich halte mich an dem, was ich sehe.

Murner. Nun, und was sehn Sie denn? daß ich mit einem guten Freunde hier auf und ab gehe.

M. Murner. O nur zu sehr Ihr Freund; ich weiß alles, alles.

Murner. Wenn Sie nicht aufhören, so werden Sie mich zu einer Entfernung nöthigen.

M. Murner. O ja, darin kenn' ich Sie; Ihrer Frau gehn Sie aus dem Wege, und suchen sich dafür andre Freunde. Wahrhaftig, sehr zärtlich! —

Birnam. Ist Ihre Frau oft so? — Ist dies etwa eine ihrer täglichen Launen? Murner geht ab.

M. Murner. Unausstehlich! — gehn Sie ihm doch nach, Madam, — er wird sonst böse auf Sie.

Birnam. Nein, ich bin nun neugierig, wie das endigen wird.

M. Murner. Schön! Sie sind nicht verzagt, wie ich sehe.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Fliege, der aus dem Hause des Kaufmanns Rabe kömmt.

Fliege. Worüber sind Sie denn so aufgebracht, Madam?

M. Murner. Aber das Gericht soll mir Recht verschaffen; — wir wollen doch sehn.

Fliege. Womit hat man Sie beleidigt?

M. Murner. Das Mädchen, von dem vorher gesprochen wurde, — hier steht sie in Mannskleidern.

Fliege. Wie? die ich meine, steht jetzt vor Gericht; — dort sollen Sie sie sehn.

M. Murner. Wie? — Und ich habe mich geirrt? — Wo ist sie.

Fliege. Ich will Sie hinführen. — zu Birnam: Verzeihen Sie gütigst; durch meine Schuld ward das Mißverständniß veranlaßt.

Birnam. Der Mißverstand hätte mir leicht meine Augen kosten können.

M. Murner. So hoff' ich, daß Sie einem armen, gekränkten Weibe ihre Hitze vergeben werden; ich hoffe, Sie haben schon alles vergessen.

Fliege. Wollen Sie nicht kommen, Madam?

M. Murner. Ich bin überzeugt, daß Sie mir verziehen haben, und an den Vorfall nicht mehr denken. —

Geht mit Fliege ab; Friedrich folgt ihnen.

Zwölfter Auftritt.

Birnam. Murner kömmt leise zurück.

Murner. Ist sie schon fort?

Birnam. Ei, ei! Sie sind mir der rechte Philosoph. — Stellt sich, als sei es das größte Verbrechen, einem Mädchen nachzugehn; und nun kömmt seine Frau hieher, um ihm den Text zu lesen.

Murner. Ich betheure Ihnen, daß meine Frau sehr Unrecht hat.

Birnam. Sie that, als wären Ihnen solche Untreuen ganz etwas gewöhnliches.

Murner Ich sage Ihnen, sie liest den Kotzebue zu viel; davon wird ihr ein solches Mißtrauen so natürlich.

Birnam. Ich zweifle immer noch:. ich halte Sie wahrhaftig am Ende für eine Art von Duckmäuser. Stille Wasser sind oft tief.

Murner. Kommen Sie jetzt; es wird heut Gericht gehalten. Ich habe noch einige Gänge durch die Stadt zu thun; hernach wollen wir den Prozeß mit ansehn, der hier öffentlich geführt wird. — Sie gehn ab.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein öffentlicher Gerichtssaal; im Hintergrunde, etwas mehr erhoben, der Sitz der Richter, von Schranken eingeschlossen.

Geyer. v. Krähfeld. Rabe. Fliege mit verbundnem Kopfe. Alle gehn auf und ab.

Geyer. Ein jeder weiß doch nun seine Rolle? Nur Festigkeit und Muth bei der Aussage: weiter braucht's nichts! das übrige will ich schon auf mich nehmen.

Fliege. Ist alles hinlänglich abgeredet? — Weiß ein jeder was er zu sagen hat?

Rabe. O ja.

Fliege. Nun so kann ja das Lustspiel seinen Anfang nehmen.

Rabe zieht Fliege bei Seite. Weiß aber der Advokat um den wahren Zusammenhang der Sache?

Fliege. Ei bewahre! Ich habe einen ganzen Roman erfunden, um Ihre Ehre zu retten. Fürchten Sie nichts.

Rabe. Am meisten fürcht' ich, daß, wenn der Prozeß gut abläuft, er auch einen Theil der Erbschaft prätendiren wird.

Fliege. Er wäre nicht der erste Prätendent, den man mit seinen Prätensionen hätte laufen lassen. Wir brauchen ihn, als unsern Soldaten, unsre Sache auszufechten; sobald Friede ist, wird er abgedankt.

Rabe. Was will er auch machen?

Fliege. Man muß ihm nur jetzt noch nichts von diesen Gedanken merken lassen; sonst könnte er uns einen Streich spielen.

Rabe. Freilich.

Fliege, indem er zu Geyer geht. Steht der alte Krähfeld nicht völlig da, wie ein armer Sünder? — Nehmen Sie sich beim Gericht nur in Acht, daß Sie nicht über ihn lachen.

Geyer. Hat nichts zu sagen; an so etwas ist unser eins gewöhnt.

Fliege. Ich muß nur wieder ein paar Worte mit ihm sprechen; sonst glaubt er am Ende, wir alle sind nur hier, ihn zu hintergehn; wie es denn auch im Grunde —

Geyer. Sprich mit ihm.

Fliege, zu v. Krähfeld. Stehn Sie doch nicht so in Gedanken; noch heut muß sich alles zu Ihrem Vortheil entscheiden.

v. Krähfeld. Da hast Du Recht.

Fliege. Ich sehe schon in Herrn Geyers Gesicht die Wetterwolken, die bald über unsre Feinde losbrechen werden. — leiser zu Geyer. Im Grunde nur Ihre Feinde.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Vier Richter. Karl v. Krähfeld. Louise. Ein Notar. Gerichtsdiener.

Fliege, Geyer und Rabe sprechen abwechselnd mit einander; — die Richter gehn auf der andern Seite des Theaters sprechend auf und ab.

1. Richter. Ein solcher Vorfall ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.

2. Richter. Er ist einzig in seiner Art.

4. Richter. Das Mädchen hat bis jetzt immer einen unbescholtenen Ruf gehabt.

3. Richter. Eben so auch der junge Mann.

4. Richter. Desto unbegreiflicher ist der Vater.

2. Richter. Der Vormund noch mehr.

1. Richter. Beide sind in dieser Begebenheit merkwürdig.

4. Richter. Die Schändlichkeit des alten Betrügers geht über alle Vorstellung.

1. Richter. Er ist ein wahrer Phönix.

2. Richter. Und dabei ein so schändlicher Wollüstling.

Die Richter nehmen jetzt ihre Sitze ein; Karl von Krähfeld und Louise stellen sich an die rechte Seite des Gerichts; die Angeklagten auf die linke. Nach und nach versammeln sich mehrere Zuschauer zu beiden Seiten des Theaters, aber in einiger Entfernung von den Hauptpersonen. Unter diese treten, fast gegen das Ende der Scene, Murner und Birnam ein.

3. Richter. Sind alle Leute erschienen, die man citirt hat?

Notar. Alle, außer der Herr von Fuchs.

1. Richter. Warum ist er nicht gekommen?

Fliege. Mit Ihrer Erlaubniß, ehrwürdige Väter, hier ist sein Advokat; — er selbst ist so schwach, so entkräftet —

4. Richter. Wer seid Ihr?

Karl. Sein Schurke. Ich bitte die Richter, daß man seinen Herrn zu erscheinen zwinge, damit Sie sich selbst von seiner Verstellung überzeugen können.

Geyer. Auf meine Ehre, er kann die Luft nicht vertragen.

2. Richter. Man führe ihn demohnerachtet her.

3. Richter. Wir wollen ihn sehn.

4. Richter. Man hole ihn!

Gerichtsdiener ab.

Geyer. Ihr Wille, ehrwürdige Väter, wird in Erfüllung gehn; der Anblick aber wird Ihr Mitleid, und nicht Ihren Unwillen erregen. Wenn es dem Gericht gefällig wäre, so wollte ich zu gleicher Zeit

bitten, mich anzuhören. Vorurtheil, weiß ich, muß an diesem Platz nicht herrschen; und deshalb bitt' ich um die Erlaubniß, sprechen zu dürfen, da Wahrheit unsrer gerechten Sache nicht schaden wird.

3. Richter. Sprechen Sie. —

Geyer, im oratorischen Pathos. Ich bin also nun wirklich gezwungen, einen Betrug aufzudecken, der in dieser Stadt vielleicht unerhört ist. — Hier steht ein Mädchen, ehrwürdige Väter, die, ohnerachtet ihrer künstlichen Bescheidenheit, trotz ihrer erzwungenen Thränen, schon lange mit diesem jungen Manne einen verdächtigen Umgang gehabt hat. — Doch, was sag' ich, verdächtig? — Ausgemacht schändlich! — Der nachsichtsvolle Vormund hat ihr dies Vergehn verziehn; doch, niedrigdenkende Seelen haben kein Gefühl für Dankbarkeit, denn seine Güte ward so weit gemißbraucht, daß er sich nun selbst als Angeklagter vor Gericht zu erscheinen genöthigt sieht. — Hemmen Sie Ihr Erstaunen, ehrwürdige Väter, und sparen Sie es für eine noch größere Ausartung der Menschheit. — Hier sehn Sie einen alten Edelmann aus einem der besten Geschlechter vor sich; das Alter hat ihn gebeugt und zu Boden gedrückt; aber, mehr als die Jahre, der unaufhörliche Gram um jenen entarteten Sohn, der ihm jenes Mädchens wegen, und noch auf tausend andre Arten, täglich neuen Kummer machte, so sehr, daß er endlich mit bangem Herzen und mit weinendem Auge, da er keine Möglichkeit der Besserung sahe, den Entschluß faßte, diesen unnatürlichen Sohn zu enterben.

1. Richter. Die Sache will eine andre Wendung nehmen.

2. Richter. Der junge Mann stand doch aber immer in einem so guten Rufe.

Geyer. Hat dem Laster wohl je eine Schminke gefehlt? — der alte Vater bestimmte also den heutigen Tag zur Ausführung seines Entschlusses, als dieser Vatermörder seinen Vorsatz, ich weiß nicht, auf welche Art, erfuhr. — Vatermörder nenn' ich ihn, ehrwürdige Väter; denn in der unmenschlichsten Wuth bricht er in das Haus des Herrn von Fuchs, (so heißt der Mann, gestrenge Herren, der statt seiner zum Erben eingesetzt werden sollte), — er bricht in das Haus, — o soll ich mich nicht scheuen, die Ursach dieses Einbruches auszusprechen? — denn, mit einem Wort, er bringt hinein, um den Vater auf irgend eine Weise aus der Welt zu schaffen. — Nach einem abgeredeten Plane aber muß sich schon vor ihm dieses Mädchen in das Haus begeben. — Er findet glücklicherweise den Vater nicht. — Wird er denn nun wenigstens nicht in sich gehn, und umkehren, und sich bessern? — Weit gefehlt, ehrwürdige Väter! — Er reißt den alten Herrn von Fuchs von seinem Lager, das ihn schon seit drei Jahren eine Krankheit zu hüten zwingt, schleppt ihn im Zimmer herum, und läßt ihn ohne Hülfe liegen; seinen Diener, der auf das Geschrei herbeieilt, verwundet er am Kopf; aber noch nicht genug, der arme, alte, kranke Herr von Fuchs wird von ihm, und von diesem Mädchen, der schändlichsten Gewaltthätigkeit angeklagt. So wollen sie die rechtmäßige Enterbung des Vaters hintertreiben, das Vermögen dem Herrn von Fuchs entreißen, und sich verschaffen, und dem großmüthigen, gütigen Herrn Rabe, dem nachsichtsvollen Vormund des Mädchens, eine Niederträchtigkeit aufbürden. — Dies war's, was ich Ihnen zu sagen hatte: jetzt urtheilen Sie.

1. Richter. Was sind für Beweise?

Karl. Ich bitte demüthigst, hochgeehrte Väter, diesem besoldeten Manne nicht zu glauben.

2. Richter. Still!

Karl. Der kein Gewissen hat

3. Richter. Ruhig.

Karl. Wenn man ihm zwei Thaler mehr bietet, so führt er den Prozeß gegen seinen eignen Vater.

1. Richter. Sie vergessen sich.

Geyer. Lassen Sie ihn nur schimpfen, ehrwürdige Väter; soll man erwarten, daß — der Mann seinen Ankläger verschone, der nicht einmal seines Vaters schonen wollte? —

Birnam tritt mit Murner herein. Sehn Sie! — Ist das nicht mein Mädchen?

Murner. Stille! Lassen Sie uns beobachten.

1. Richter. Gut, die Beweise.

Louise. O könnte ich vergessen, daß ich lebe!

Geyer. Hier steht Herr von Krähfeld.

4. Richter. Wer ist das?

Geyer. Der Vater des Verbrechers.

2. Richter. Hat er geschworen die Wahrheit auszusagen?

Notar. Ja.

v. Krähfeld. Was muß ich denn nun thun?

Geyer. Meine Aussage bekräftigen.

v. Krähfeld. Kurz und gut also, ich sage mich von ihm los; er ist mein Sohn nicht; ich bin nicht sein Vater; und damit Punktum.

1. Richter. Welche Ursachen haben Sie?

v. Krähfeld. Die besten Ursachen von der Welt; — er ist kein Mensch, viel weniger mein Sohn; und damit ist es aus.

Karl. So weit hat man Sie also gebracht?

v. Krähfeld. Ich will nichts von Dir wissen, — Du Vatermörder! sprich kein Wort weiter.

Karl. Ich habe schon gesagt, was ich zu sagen hatte; will man mir nicht glauben; so weiß ich kein ander Mittel.

Geyer. Hier steht Herr Rabe.

2. Richter. Sonderbar!

1. Richter. Wer ist das?

Geyer. Der Vormund des Mädchens.

4. Richter. Hat er geschworen?

Notar. Ja.

3. Richter. So sprechen Sie.

Rabe. Dies Mädchen, mit der Erlaubniß der ehrwürdigen Väter, ist so unverschämt, so frech, so ausschweifend, daß —

1. Richter. Genug.

Rabe. Ich will es Ihnen doch etwas deutlicher beschreiben.

Notar. Respect vors Gericht!

Rabe. Ja, ja, und ich will auch nichts ungeziemendes sagen. Aber ich kann beschwören, daß sie so gut wie seine Frau ist.

Fliege, leise. Bravo!

Rabe. Ist denn das was Unschickliches? sage doch, Fliege.

Fliege. Bewahre!

Rabe. Oder wenn ich sagte, er wäre ihr eigentlicher Ehemann, nur ohne priesterliche Einsegnung? Ist denn darin etwas Unschickliches?

3. Richter. Der Kummer hat ihn ganz verrückt gemacht. Louise fällt in Ohnmacht; Karl ist mit ihr beschäftigt und bringt sie nach und nach wieder zu sich.

Rabe. Charmant! sehr gut gemacht!

3. Richter, zu Fliege. Was habt Ihr zu sagen?

Fliege. Meine Wunde mag für mich sprechen. Ich empfing sie, als ich meinem guten Herrn beistehn wollte; als dieses Mädchen nach ihrer Abrede mit einemmale laut anfing! Gewalt! zu rufen.

Karl. Ueber diese Unverschämtheit. — ehrwürdige Herrn —

3. Richter. Still!

2. Richter. Ich zweifle, daß das Erdichtung sei.

4. Richter. Das Mädchen ist mir wirklich verdächtig.

Geyer. Ehrwürdige Väter, sie ist in der ganzen Stadt berüchtigt.

Rabe. Und dabei eine Komödiantin, wie Sie selbst gesehn haben, — und ausschweifend; — nicht allein diesen jungen Menschen hat sie verführt, sondern auch einen fremden Mann, einen Engländer, ich glaube, er heißt Birnam.

Birnam. Was Teufel!

Murner leise. Still! — Um Gotteswillen still!

1. Richter. Birnam?

Fliege. Außerdem hat sie auch noch einen unerlaubten Umgang mit einem gewissen deutschen Gelehrten, Murner; die Frau dieses Mannes hat sie heut selbst mit ihm gehn sehn.

Murner leise. Kommen sie, wir wollen uns wegschleichen.

Birnam. Also haben sie doch kein gut Gewissen? — sagt' ichs nicht, daß Sie ein Duckmäuser wären?

2. Richter. Weiß man die Wohnung dieser beiden Leute?

Birnam, indem er hervortritt, und Murner halb mit Gewalt hervorzieht. Das ist denn doch wahrhaftig zu arg! — Wir sind hier, und ich schwöre —

1. Richter. Wie heißen Sie?

Birnam. Birnam.

Rabe. Das ist eben der Engländer, von dem ich Ihnen sagte.

Birnam. Ich kann Ihnen versichern, daß ich dies Mädchen nie anders, als in einer Entfernung von zwölf Schritt gesehen habe; eben jener alte verdammte Vormund war mir ja immer im Wege, denn sonst würd' ich freilich versucht haben, — und nun kömmt er selbst und behauptet, ich hätte sein Mädchen verführt.

Murner. Sie vergessen sich; Sie werden uns ins Unglück stürzen.

2. Richter. Das wird immer verdächtiger, und besonders Sie (zu Murner) scheinen in einer gewissen Verlegenheit —

Murner. Ich hätte manches einzuwenden, gestrenge Herren, — zwar hat mir jener Herr Birnam selbst eingestanden, daß er in jenes Mädchen verliebt sei — aber was mich anbetrifft, so bitte ich zu bemerken, daß, wenn es eine ausgemachte Wahrheit ist —

3. Richter. Sie werden weitläufig.

Birnam. Ein kleiner Schriftstellerfehler. Er ist mein guter Freund; aber ich muß gestehn, daß er mir selbst ein wenig verdächtig ist; denn heut kam seine Frau auf öffentlicher Straße zu ihm, um ihm wegen einer gewissen Galanterie eine derbe Predigt zu halten. —

1. Richter. Immer mehr verdächtig! — Sie werden sich beide gefallen lassen, einige Zeit in einer gewissen Verwahrung —

Murner. Ich protestire höflichst dagegen, denn ich bin so sehr mit der Ausarbeitung einer Reisebeschreibung beschäftigt, —

Birnam. Arretirt? um nichts und wieder nichts? — Weil ich verliebt gewesen bin? und noch dazu auf eine so unschuldige Art? — Warum, zum Teufel, hat es mir denn nicht die Schildwache am Thor gleich verboten, so hätt' ich mich danach richten können!

1. Richter. Sie vergessen den Respect, und stören zugleich das Gericht. — Man führe sie ab. — Seyn Sie versichert, daß ihr Antheil an dieser Sache sehr schnell untersucht werden soll.

Murner und Birnam werden abgeführt.

Fliege. Die Frau des Gelehrten ist selbst draußen. Sie ist ihrem Manne nachgegangen, bloß um seine Ehre zu retten.

1. Richter. Bringt die Frau herein.

2. Richter. Laßt sie kommen! Fliege ab.

4. Richter. Alles stimmt wunderbar überein.

2. Richter. Ich weiß nicht was ich sagen soll.

Dritter Auftritt.

Vorige. Madam Murner von Fliege hereingeführt.

M. Murner, leise Ist sie denn das?

Fliege. Freilich; — nur dreist, Madam.

M. Murner. Ja, das ist sie — Kannst Du auch weinen, Kind? — Wie verwegen sie mich ansieht. — Ich bitte gehorsamst um Verzeihung; es kann seyn, daß ich die Achtung vergessen habe, die man dem Gericht schuldig ist.

2. Richter. Nein, Madam.

M. Murner. Ich bin vielleicht zu weit gegangen —

2. Richter. Nicht im mindesten.

4. Richter. Die Beweise sind überführend.

M. Murner. Es war wirklich nicht mein Wille, mich gegen das Gericht, oder gegen die Weiblichkeit zu vergehn.

3. Richter. Wir glauben es.

M. Murner. Wahrlich, Sie können es auch glauben.

2. Richter. Wir thun es, Madam.

1. Richter. Und was für Zeugnisse können Sie aufstellen?

Karl. Unser Gewissen.

Louise. Den Himmel, der die Unschuld nie verläßt.

4. Richter. Das sind keine Zeugen.

Karl. Nicht vor Gericht, wo die Menge und der Schreier siegt.

1. Richter. Nicht anzüglich.

Vierter Auftritt.

Vorige. v. Fuchs, in einer Sänfte herbeigebracht; er ist in seiner Hauskleidung, und wird sogleich in einen Stuhl gesetzt.

Geyer. Hier kömmt er. Jetzt kömmt ein Beweis, der alle überführen, und ihre frechen Zungen zum Schweigen bringen muß. — Sehn Sie hier, ehrwürdige Väter, dies ist der Mann, der der Unschuld Schlingen legt; dies ist der feine Betrüger, der große Wollüstling! — Er verstellt sich aber vielleicht nur.

Karl. So ist es.

Geyer. So sollte man ihn vielleicht gar noch auf die Folter bringen, um recht unerhört grausam gegen ihn zu seyn; da ihm in seiner Krankheit der Chagrin und die Luft den Tod vielleicht so schon zuziehn. Sehn Sie, wie der arme Mann schon ganz wie eine Leiche aussieht! Wenn Sie ihren schändlichen Verläumdungen nur den mindesten Glauben beimessen, — wer in der Stadt, selbst wer von Ihnen, ehrwürdige Väter, ist dann vor dem Gift der Lästerung gesichert? — Kehren Sie sich nicht an ihre Beharrlichkeit; — dem Laster steht fast immer eine Art von Standhaftigkeit zu Gebot; — die schändlichsten Plane werden immer mit der größten Hartnäckigkeit ausgeführt.

1. Richter. Führt sie fort, und bewacht sie genau. Karl v. Krähfeld und Louise werden abgeführt.

2. Richter. Ist es nicht zu bedauern, daß solche Geschöpfe zum menschlichen Geschlecht gerechnet werden?

1. Richter. Bringt mit aller möglichen Sorgfalt den alten Mann wieder nach Hause. Unsre Leichtgläubigkeit, fürcht' ich, ist für ihn Grausamkeit gewesen. v. Fuchs wird wieder in die Sänfte gethan und fortgetragen.

3. Richter. Ich habe ein ordentliches Erdbeben im Leibe.

2. Richter. Diese beiden Wesen haben das Rothwerden verlernt.

4. Richter. Mit dieser Entdeckung haben Sie der ganzen Stadt einen Dienst gethan.

1. Richter. Noch heut vor Abend wird sich das Gericht von neuem versammeln.

Geyer. Wir danken Ihnen, ehrwürtige Herren. — Die Richter gehen ab; die Zuschauer zerstreuen sich. — Nun?

Fliege. Unvergleichlich! O ich möchte Ihre Zunge in Gold einfassen. Man sollte Ihnen auf dem Markte eine Statue errichten.

Rabe, leise zu Fliege. Fliege, ich traue diesem Advokaten immer noch nicht.

Fliege. Unnöthige Sorge.

Rabe. Ich kann mich auf Dich verlassen, Fliege?

Fliege. Wie auf sich selbst. Rabe geht ab.

v. Krähfeld. Fliege!

Fliege. Jetzt an Ihre Geschäfte, gnädiger Herr.

v. Krähfeld. Wie? Du hast Geschäfte?

Fliege. Ja, die Ihrigen.

v. Krähfeld. So? Keine andre?

Fliege. Keine andere.

v. Krähfeld. Nun, so trage Sorge.

Fliege. Sie können ganz ruhig seyn.

v. Krähfeld. Und geschwinde.

Fliege. Sogleich.

v. Krähfeld. Und sieh gut nach allem, was an Juwelen, Uhren, Geldern, Kleidern, Betten und Vorhängen da ist.

Fliege. Selbst nach den Ringen der Vorhänge. — Nur muß der Advokat doch etwas bekommen.

v. Krähfeld. Ich will ihn jetzt bezahlen; Du giebst sonst zu viel.

Fliege. Ich muß das besorgen, gnädiger Herr.

v. Krähfeld. Zwei Dukaten sind hinlänglich.

Fliege. Kaum zehn.

v. Krähfeld. Ei, zu viel!

Fliege. Er sprach lange Zeit; man muß doch darauf Rücksicht nehmen.

v. Krähfeld. Gut, da sind drei. —

Fliege. Ich will sie ihm geben.

v. Krähfeld. Thu es; und hier ist etwas für Dich. er geht ab.

Fliege steckt beides ein. O über die Freigebigkeit! Vergessen Sie nicht, wie viel ich zu Ihrem Besten thue.

Geyer. Nein, — aber ich muß jetzt gehn. er geht ab.

Fliege. Jetzt will ich Sie nach Hause führen, Madam.

M. Murner. Nein, ich will Deinen Herrn besuchen.

Fliege. Thun Sie es nicht; ich will Ihnen sagen, warum. Mein Vorsatz ist, meinen Herrn dahin zu bringen, daß er sein Testament ändert; Sie haben bis jetzt unter den Erben im dritten oder vierten Range gestanden; aber wegen des Eifers, den Sie heut für uns bewiesen haben, sollen Sie nun oben angesetzt werden. Wenn Sie aber zugegen wären, so würde es wie eine Bettelei aussehn; darum —

M. Murner. Du hast Recht. — beide gehn ab.

Fünfter Auftritt.

Zimmer des Herrn von Fuchs.

v. Fuchs. Das war also nun glücklich überstanden! Mir war doch nicht so ganz wohl zu Muthe; aber jetzt ist mir so leicht, als wenn ich von den Todten erwacht wäre. — er nimmt eine Flasche Wein, giebt sich ein, und trinkt. Ich muß mich wieder stärken; ich bin noch ganz matt. — er trinkt. So, so, mir wird besser. — O ich bin in einer Laune, daß ich gleich noch einen Prozeß anfangen möchte — er trinkt nochmals. Nichts leichter, als einen Prozeß zu gewinnen, wenn man Geyer auf seiner Seite hat. — Ei, so will ich nun auch der ganzen Geschichte ein Ende machen; ich will einmal mein Vermögen in Ruhe verzehren, und doch noch dabei einen Spaß

haben. Ich bin endlich der vielen Unruhen und Mühseligkeiten überdrüßig.

Sechster Auftritt.

v. Fuchs. Fliege.

Fliege. Nun, gnädiger Herr? Haben wir wieder geraden Weg vor uns.

v. Fuchs. Vortrefflicher Fliege!

Fliege. Ward es nicht gut durchgeführt?

v. Fuchs. Der Verstand zeigt sich im Unglück am schärfsten.

Fliege. Also hat es Ihnen Vergnügen gemacht.

v. Fuchs. Unbeschreiblich.

Fliege. Dies ist unser Meisterstück, die letzte Gränze unsers Witzes.

v. Fuchs. Ja, Fliege, Du hast Dir heut die Krone aufgesetzt.

Fliege. So das ganze Gericht zu hintergehen —

v. Fuchs. Und den Strom auf den Unschuldigen zu lenken.

Fliege. Und aus vielen Dissonanzen ein so herrliches Konzert zusammen zu bringen.

v. Fuchs. Recht! Das ist eben der größte Spaß dabei. Wir hintergingen sie, und sie hintergingen die Richter. Keiner traute dem andern; und alle arbeiteten zu einem Zweck.

Fliege. War Ihr Advokat nicht unvergleichlich?

v. Fuchs. O! — „Meine ehrwürdigen Väter, — dem Laster steht immer eine Art von Standhaftigkeit zu Gebot, — die schändlichsten Plane,“ — ich konnte mich kaum des Lachens enthalten.

Fliege. Waren Sie nicht aber auch ein wenig furchtsam?

v. Fuchs. Etwas wirklich; aber darum doch nicht ängstlich.

Fliege. Ihr Advokat, gnädiger Herr, hat sich aber wahrhaftig viele Mühe gegeben; und nach meinem Urtheil wenigstens hat er ein ziemliches Geschenk verdient.

v. Fuchs. Ich glaub' es auch; denn er nahm sich vortrefflich.

Fliege. O Sie hätten ihn anfangs hören sollen, wie er alles anwandte, um die Bosheit der Gegenparthei recht anschaulich zu machen, wie er Figuren häufte —

v. Fuchs. Ich will schon für ihn sorgen. Aber jetzt will ich mir einen Spaß machen, der alle vorige übertreffen soll; ich will sie alle zusammen hintergehn; und zwar jetzt gleich.

Fliege. Gut, gnädiger Herr.

v. Fuchs. Rufe doch meine Bedienten. Fliege geht ab.

Siebenter Auftritt.

von Fuchs. Fliege. Friedrich. Peter.

Fliege. Was ist Ihnen nun gefällig?

v. Fuchs. Geht Ihr beide sogleich durch die Stadt, und sprengt aus, daß ich gestorben sei; sagt nur, der letzte Aerger wäre Schuld. Aber auch so, daß man Euch glaubt; — ganz ernsthaft, und etwas traurig.

Friedrich. Man kann ja weinen, gnädiger Herr.

Peter. Nein, weinen kann ich nicht; aber wenn ich Ihnen mit Fluchen und Schwören dienen kann —

v. Fuchs. Schon gut, geht nur.

Die Bedienten gehn ab.

Fliege. Was ist Ihr Plan?

v. Fuchs. Alle Raubvögel werden nun sogleich herbeigeflogen kommen, voller Erwartung —

Fliege. Und sich dann betrügen —

v. Fuchs. Richtig; denn Du sollst dich sogleich für meinen Erben ausgeben. Nimm doch das Testament aus dem Schrank, ich will Deinen Namen hineinschreiben.

Fliege. Das wird unvergleichlich seyn.

v. Fuchs. Und foppe sie nur tüchtig. Setze Dich da in den Stuhl.

Fliege. Wenn sie nun aber den Leichnam sehen wollen?

v. Fuchs. Die erste beste Entschuldigung. — Hier ist das Testament. Nimm das große Buch, und Feder und Tinte; thu, als wenn Du von den Meublen ein Inventarium aufnähmst! ich will mich hinter den Schirm stellen, und zuhören. Gieb nur Acht, was sie für Gesichter schneiden werden. O es wird ein wahres Fest seyn!

Fliege. Ihr Advokat wird rasen.

v. Fuchs. Die rhetorischen Floskeln werden ihm im Halse stecken bleiben.

Fliege. Und der alte Edelmann. —

v. Fuchs. Und Rabe —

Fliege. Der läuft morgen gewiß verrückt durch die ganze Stadt. Und Madam Murner, die vors Gericht ging, um zu ihrem Besten ein falsches Zeugniß abzulegen —

v. Fuchs. Ja wohl. — Ich glaube, daß sie etwas Neigung für mich hat.

Fliege. Madam Murner? — Ich zweifle.

v. Fuchs. Meinst du?

Fliege. Still! da ist schon jemand.

v. Fuchs. Sieh nach.

Fliege. Geyer. Er hat die feinste Nase.

v. Fuchs. Ich geh' auf meinen Posten. Setz Dich.

Fliege. Ich sitze schon.

v. Fuchs. Nun Fliege, quäle sie auf eine recht ausgesuchte Art. er verbirgt sich hinter den Schirm.

Achter Auftritt.

Vorige. Geyer. von Krähfeld. Rabe. Madam Murner, die nach und nach hereinkommen.

Geyer, der schnell hereintritt. Nun, lieber Fliege?

Fliege. Neun türkische Teppiche —

Geyer. Er nimmt das Inventarium auf. Gut.

Fliege. Acht Betten mit ihren Ueberzügen. —

Geyer. Wo ist denn das Testament? Laß mich das unterdessen lesen.

Krähfeld, der hereinkömmt. Schön, Fliege! — Schick doch den Advokaten fort.

Geyer. Warum kömmt uns denn der in die Quere?

Fliege. Zwei Kleider mit Gold besetzt —

v. Krähfeld. Nun ist es also richtig, Fliege?

Fliege. Acht andre Kleider —

Geyer. Ich lobe seine Sorgfalt.

v. Krähfeld. Hörst Du denn nicht?

Rabe kömmt herein. So ist nun endlich die Stunde gekommen, Fliege?

v. Fuchs sieht hinter dem Schirm hervor.

Rabe. Was macht denn der Advokat hier? Oder Krähfeld?

v. Krähfeld. Was wollen denn die Leute?

M. Murner kömmt. Nun, Fliege, ist es aus mit ihm?

Fliege. Acht Vorhänge von Battist.

v. Fuchs betrachtet sie unbemerkt.

Rabe. Gieb mir das Testament, Fliege; ich will es ihnen zeigen. damit sie sich packen.

Fliege. Sechs Vorhänge von Atlas, — vier von Damast. Hier. er reicht das Testament hin.

v. Krähfeld. Ist das das Testament?

Fliege. An Sesseln und Stühlen — Geyer nimmt das Testament; die übrigen drängen sich hinzu; v. Krähfeld giebt sich vergebliche Muhe es aus der Ferne zu lesen; v. Fuchs betrachtet sie aufmerksam. Zehn Spiegel —

Geyer. Fliege Erbe! — er läßt erschrocken das Testament fallen; Rabe stampft mit den Füßen; Madam Murner steht in tiefen Gedanken.

v. Krähfeld. Ich sehe, alle haben nichts zu hoffen. Ich bin der Mann. Er nimmt das Testament und studiert es durch die Lorgnette.

Rabe. Aber Fliege —

Fliege. Zwei schöne Schränke —

Rabe. Ist das Ernst?

Fliege. Der eine von Mahagony —

Rabe. Oder Spaß?

Fliege. Der andre von Ebenholz. — Ich habe viel Geschäfte dabei! es ist denn aber doch wahrhaftig ein sehr unverhofftes Glück, — eine Büchse von Achat, — und so ganz ohne es zu suchen. —

M. Murner. Hörst Du nicht?

Fliege. Ein Riechfläschchen. — ich bitte. — Sie sehn, — Geschäfte. — aus einem einzigen Onyx —

M. Murner. Wie?

Fliege. Morgen oder übermorgen werde ich das Vergnügen haben, mich mit Ihnen allen zu unterhalten.

Rabe. Sind das meine großen Hoffnungen?

M. Murner. Ich muß eine Antwort haben.

Fliege. Sogleich, Madam. Ich bitte ergebenst, im Augenblick mein Haus zu verlassen. Sehn Sie mich nicht so zornig an; erinnern Sie sich, was Sie so oft von der Herrschaft der Vernunft über die Leidenschaften gesagt haben. Genug. Gehn Sie nach Hause, und lassen Sie von Herrn Murner den Vorfall in seine Reisebeschreibung setzen. Leise. Sie haben heute ein falsch Zeugniß abgelegt; ich danke Ihnen dafür; — gehn Sie still fort, und grämen Sie sich, oder ich spreche lauter.

Madam Murner geht ab.

Rabe. Fliege, nur ein Wort.

Fliege. Wollen Sie nicht auch nach Hause gehn? Worauf warten Sie denn? — Ich glaube, diese Perl gehörte Ihnen? Ja, ja. Und dieser Diamant auch! Richtig; — und ich danke Ihnen ergebenst. — Leiser. Seyn Sie nur ruhig; ich will Sie nicht verrathen. — Fort, grämen Sie sich, oder werden Sie toll! wie es Ihnen gefällt.

Rabe geht ab.

Geyer. Er betrügt sie gewiß alle zu meinem Besten.

v. Krähfeld hat indeß im Testament gelesen. Fliege der Erbe! — Ich bin verrathen! durch einen Schurken betrogen! Wie Kerl? So hast du mich hintergangen?

Fliege. Ja, gnädiger Herr; aber geben Sie sich hier nur zufrieden. Sie haben nun lange genug mit dem Krückstock und der rothen Habichtsnase herumgespürt. etwas leiser. Wollten Sie's nicht daß ich meinen Herrn vergiften sollte? — Gehn Sie nach Hause und hängen Sie sich auf. Fort, fort; — und wie gesagt, aufgehängt! —

v. Krähfeld geht ab.

Geyer. Nun Du getreuer Fliege, jetzt erkenne ich Deine Redlichkeit.

Fliege. Wie?

Geyer. Du bist ein wackrer Mann.

Fliege. Ein Tisch von Porphyr. — Ich habe doch viel Mühe dabei.

Geyer. O laß das jetzt; sie sind schon fort.

Fliege. Wie? Wer sind Sie? Was? Hat man nach Ihnen geschickt? Ihr Diener, mein gelehrter Herr! Wahrhaftig, es thut mir sehr leid, daß alle Ihre Bemühungen unnütz gewesen sind. Aber, ich versichre Sie, es ward mir aufgedrungen; ich wünschte, es wäre nicht geschehn; aber — man muß den Befehl eines Sterbenden respektiren. Mein Trost ist nur, daß Sie es nicht so nöthig brauchen; denn Sie besitzen ein Talent, (und dafür müssen Sie Gott danken,) das Sie nie wird Mangel leiden lassen, so lange noch Menschen leben, die närrisch genug sind, Prozesse zu führen. — Wenn ich nur halb so viel Verstand hätte, so wollte ich schon davon wie vom größten Kapitale leben. — Sie kennen die Gesetze; und ich traue Ihnen auch so viel Gewissen zu, daß Sie mir mein Glück nicht beneiden werden; es wird mir auf die Beine helfen. — Gehn Sie nach Hause, und seyn Sie ruhig.

Geyer. So stehn also die Sachen?

er geht in Gedanken ab. v. Fuchs kömmt zurück.

Neunter Auftritt.

v. Fuchs. Fliege.

v. Fuchs. O Fliege, ich muß Dich an mein Herz drücken. Du glaubst nicht, wie gut Dir diese Niederträchtigkeit stand. — Geh, zieh Dir sogleich mein prächtigstes Kleid an, nimm den Degen mit Brillanten besetzt, und so geh durch die Straßen, um sie noch mehr zu quälen. Wir müssen den Spaß so weit treiben, als es nur möglich ist.

Fliege. Schön!

v. Fuchs. Könnt' ich doch irgend eine Verklei-

dung erdenken, um sie darin zu sprechen. Wie wollt' ich sie dann auf alle mögliche Art foltern!

Fliege. Ich kann Ihnen eine verschaffen.

v. Fuchs. Kannst Du?

Fliege. Ich kenne einen von den Gerichtsdienern, der ohngefähr Ihre Größe hat: zu diesem will ich gehn, und Ihnen seine Kleider bringen.

v. Fuchs. Vortrefflich!

Fliege. Dann müssen Sie ihnen recht die Daumschrauben ansetzen.

v. Fuchs. O sie sollen vor Aerger ersticken.

Beide gehn ab.

Zehnter Auftritt.

Straße vor dem Hause des Herrn Fuchs.

Murner, Birnam. von verschiedenen Seiten.

Birnam. Nun, da sind Sie ja auch wieder.

Murner. Ja, ich bin, wie auch natürlich war, losgesprochen. Ein verdammter Vorfall!

Birnam. Ich bin auch froh, daß ich wieder aus dem Loche in die freie Luft gekommen bin.

Murner. Sie sehn verdrüßlich aus.

Birnam. Natürlich; ich werde auch bald abreisen.

Murner. Abreisen! Warum?

Birnam. Mir ist eine Stadt verhaßt, wo man sich nicht einmal verlieben kann, ohne daß es von allen Kanzeln abgelesen wird. — Wie befinden Sie sich?

Murner. Ach, auch gar nicht wohl.

Birnam. Wie so?

Murner. Mir ist indeß gar mancherlei Unglück zugestoßen.

Birnam. Ich bin begierig —

Murner. Ach lieber Freund, ich muß diese Stadt verlassen; und was mich dabei am meisten dauert, ohne sie recht genutzt zu haben.

Birnam. Warum wollen Sie aber schon abreisen?

Murner. Da wird nach meinem Willen nicht gefragt, denn wenn es auf mich ankäme, so würde ich noch sehr lange hier bleiben.

Birnam. Sie sind gezwungen?

Murner. Leider!

Birnam. Hat etwa die Regierung etwas von Ihren kühnen Projekten erfahren?

Murner. Nichts weniger, — und wenn auch; sie weiß zu gut, wie unschädlich die Projekte der Gelehrten sind.

Birnam. Fürchtet man etwa, Sie wollten aus dem Staat eine Republick bilden?

Murner. Dazu bin ich der Mann nicht.

Birnam. Es ist aber möglich, daß die hiesigen Dichter ein Komplott gegen Sie gemacht haben. —

Murner. Nein, nein.

Birnam. Oder die Philosophen?

Murner. Ei bewahre!

Birnam. Oder Sie haben gar in der Hitze jemand ermordet?

Murner. Das ist gar nicht meine Gewohnheit.

Birnam. Nun so weiß ich keinen andern Grund.

Murner. Sie sind viel zu fern: er liegt mir unendlich näher.

Birnam. Nun?

Murner. Sie wissen, ich habe eine Frau; Sie haben sie ja heut gesehn.

Birnam. Und gehört.

Murner. Nun, diese meine Frau will durchaus nicht länger hier bleiben.

Birnam. Und warum nicht?

Murner. Weiß der Himmel, was ihr so plötzlich eingefallen ist. Kurz, sie will durchaus fort.

Birnam. Aber aus welchem Grunde?

Murner. Sie scheint gar keinen zu haben, sondern es kommt mir mehr wie eine natürliche Aversion vor. Es ist aber immer eine merkwürdige Erscheinung in der menschlichen Seele, da ihr vorher diese Stadt so außerordentlich gefiel. — Wenn es irgend möglich ist, so werde ich etwas darüber schreiben, um mich für meinen Verlust doch einigermaßen zu entschädigen.

Birnam. Aber müssen Sie denn so durchaus gehorchen? Haben Sie denn gar keine Stimme?

Murner. O ja; aber Sie haben heut ja wohl gehört, daß die ihrige einen ungleich bessern Klang hat. Im Anfang war es mein freier Wille zu gehorchen; und nun ist ihr das Befehlen so zur Natur geworden, daß sie gar nicht anders leben kann.

Birnam. Haben Sie denn aber gar keine Versuche gemacht —

Murner. Mehrmals, sie liefen aber immer so unglücklich ab, daß ich endlich schwur, ich wollte es gehn lassen, wie es das Schicksal für gut fände. Auf diese Art ist ihre unumschränkte Monarchie nun so in den Gang gekommen, daß keine Hoffnung zu einer großen Revolution übrig bleibt als mit ihrem Tode.

Birnam. Das ist freilich sehr schlimm.

Murner. Das ist aber noch nicht das einzige Unglück.

Birnam. Noch mehr?

Murner. Hier in der Stadt ist ein gewisser Herr von Fuchs gestorben, auf den sie, ich weiß nicht warum, einen tödtlichen Haß geworfen hat. Auf diesen soll ich armer Mann ein beißendes Spottgedicht verfertigen, und sowohl einzeln als auch in meiner Reisebeschreibung abdrucken lassen. Ich, der ich nie eine Feder ansetzte, um einen Vers zu machen? — ich, der ich von je, laut und öffentlich, alle Poeten in der Welt verachtet habe; — mich bringt man dahin, selber Verse zu machen.

Birnam. Eine Strafe für Ihre Sünden gegen die Musen.

Murner. Wenn ich nun einst meine Projekte bekannter machte, oder gar in einen Wirkungskreis käme, sie auszuführen; was wollt' ich dann dem Dichter antworten, der mir meine eignen Verse zeigte, und mich selbst einen Dichter nennte? — Ich müßte mit Schaam verstummen. — Ich nehme also jetzt Abschied, und bin Ihnen für die mannichfaltigen Nachrichten verbunden, die ich von Ihnen erhalten habe. In meiner Reisebeschreibung werde ich mit Dankbarkeit Ihrer Namens erwähnen.

Birnam. Reisen Sie glücklich. — Und wenn Sie einst Einfluß auf irgend einen Staat haben sollten, so lassen Sie sich ja von ihrer Frau scheiden;

oder ist sie gestorben, so verheirathen sie sich nicht zum zweitenmale: es möchte sonst um die Regierung ihres Landes übel aussehn. *er geht ab.*

Eilfter Auftritt.

Murner. War das nicht Spott? — Gut, das soll mir der Mann theuer bezahlen; meine Reisebeschreibung soll mich rächen. O die guten Leute wissen nicht, was das zu bedeuten hat, wenn man einen Schriftsteller beleidigt; aber dieser soll es erfahren. — Ich müßte sehr arm an beißender Laune geworden seyn, wenn er sich nicht ärgerte, wenn mein Buch herausgekommen seyn wird. — Jetzt will ich die Stadt noch einmal schnell durchlaufen, und zuletzt noch so viel Bemerkungen einsammeln, als nur irgend möglich ist; der Himmel gebe nur, daß mir noch manches Merkwürdige aufstößt. *er geht ab.*

Zwölfter Auftritt.

v. Fuchs *als Gerichtsdiener.* Fliege *in prächtigen Kleidern. Beide kommen aus dem Hause des Herrn von Fuchs.*

v. Fuchs. Bin ich ihm wohl ähnlich?

Fliege. Sie sind er selbst; man würde sie nicht unterscheiden können.

v. Fuchs. Schön.

Fliege. Wie nehm' ich mich denn aber aus?

v. Fuchs. So gut, als wenn Du nie andre Kleider getragen hättest. — Jetzt will ich auf einen Augenblick hinsehn, wie es beim Gerichte steht.

Fliege. Gut. — *v. Fuchs geht ab.* Und ich will ihm indeß noch einen neuen Spaß machen — Friedrich! Peter! —

Dreizehnter Auftritt.

Fliege. Friedrich. Peter.

Peter. Was ist?

Fliege. Ihr könnt heut ausgehn, und Euch ein kleines Vergnügen machen. — Aber gebt mir die Schlüssel. *Die Bedienten geben ihm die Schlüssel und gehn ab.* So, nun hab' ich die Schlüssel. Weil er durchaus vor der Zeit sterben will, so will ich ihn begraben. Er hat mich zu seinem Erben gemacht, und ich will es auch bleiben. Ihn so in die Falle zu locken, ist im Grunde ein wahres Verdienst; kein Mensch wird es mir zur Sünde anrechnen; jeder wird über diesen geprellten Fuchs lachen. --

er geht ins Haus.

Vierzehnter Auftritt.

Rabe und v. Krähfeld *von der einen,* — v. Fuchs *von der andern Seite.*

v. Fuchs. Es ist noch niemand dort. — Ah, da kommen ja meine beiden guten Freunde.

v. Krähfeld. Das Gericht soll schon beisammen seyn.

Rabe. Wir müssen nur bei unsern vorigen Mährchen bleiben, unsrer Ehre wegen.

v. Krähfeld. Zum Henker! meins ist kein Mährchen. Mein Sohn hat mich umbringen wollen.

Rabe. Es ist auch wahr; ich hatte es ganz vergessen. — Und das meinige ist auch Wahrheit. — Aber in Ansehung Ihres Testaments —

v. Krähfeld. Deswegen will ich ihn jetzt belangen, da sein Herr todt ist. —

v. Fuchs. Herr Rabe, — Herr von Krähfeld, — ich gratulire Ihnen.

Rabe. Wozu?

v. Fuchs. Zu den Glücksgütern, die Sie so plötzlich —

v. Krähfeld. Wie so?

v. Fuchs. Ohne zu wissen, wie, — ich meine, von dem alten Herrn von Fuchs.

v. Krähfeld. Fort, Kerl!

v. Fuchs. O, Sie müssen nicht gleich so stolz thun —

v. Krähfeld. Hinweg, Schurke!

v. Fuchs. Wie meinen Sie?

v. Krähfeld. Hast Du mich zum Besten?

v. Fuchs. Sie haben ja die ganze Welt zum Besten. — Sie tauschten ja Testamente miteinander aus.

v. Krähfeld. Geh, Schlingel!

v. Fuchs. Oder sind Sie vielleicht der Mann, Herr Rabe? — Sie nehmen sich gut, Sie werden nicht aufgeblasen; das muß man loben. — Vermachte er Ihnen aber alles?

Rabe. Geh, Du Esel!

v. Fuchs. Herr von Krähfeld hat doch wahrscheinlich auch etwas geerbt?

v. Krähfeld. Ich sage Dir, geh!

v. Fuchs. Sie wollen es nicht bekannt werden lassen; das ist vernünftig. Kein Spieler sieht es gern, wenn man weiß, daß er gewonnen hat. Hier kömmt ja mein Geyer, der mit dem Schnabel in der Luft umherspürt. — *v. Krähfeld und Rabe sprechen am Ende der Bühne heimlich mit einander.*

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Geyer.

Geyer, *für sich.* Sich so von einem Schmarotzer, von einem Lumpenhunde betrügen zu lassen! — Aber wart nur —

v. Fuchs. Das Gericht wartet schon auf den wohlwürdigen Herrn. Ich freue mich über Ihr Wohlwürden Glück, und daß es gerade einem so geschickten Manne zugefallen ist, der sein Handwerk versteht, und außerdem —

Geyer. Was meinst Du?

v. Fuchs. Daß Ihres Glückes jetzt kein Ende ist.

Geyer. Schurke! spottest Du noch über mein Unglück?

v. Fuchs. Ich gönne Ihnen alles Gute, mein Herr, und wünschte nur, es wäre noch mehr.

— für sich. Jetzt wieder zu den andern. Geyer geht in Gedanken auf und ab: — Fliege sieht sehr stolz aus dem Fenster des Hauses.

v. Krähfeld. Sehn Sie! der unverschämte Schurke in den Kleidern, die uns gehören. —

Rabe. Könnt' ich ihn doch mit den Augen todtschießen!

v. Fuchs. Ist es aber wahr, mein Herr, was man von dem Bedienten, dem Schmarotzer erzählt.

v. Krähfeld. Kömmst Du schon wieder, uns zu quälen?

v. Fuchs. Es thut mir wahrlich sehr leid, daß man einen so klugen, braven Mann so schändlich hintergangen hat. — Aber ich versteh mich etwas auf die Physiognomie; ich habe aus der Nase des Kerls von je an prophezeihet, daß er entweder am Galgen sterben, oder ein vornehmer Mann werden müßte; und Sie sehn, es ist eingetroffen.

v. Krähfeld. Schurke —

v. Fuchs. Aber ein Kaufmann, der so viel in der Welt erfahren hat, muß sich wirklich schämen —

Rabe. Du denkst, ich werde mich auch vielleicht schämen, Dich hier auf öffentlicher Straße auszuprügeln? Aber wart! er geht auf ihn zu.

v. Fuchs. Stille, lieber Herr. —

Rabe. Wart, ich will Dich lehren —

v. Fuchs, immer zurückweichend. Ein andermal, wenn ich bitten darf.

Rabe. Nein, jetzt gleich. Fliege kömmt aus dem Hause und geht vorbei.

v. Fuchs. Hilf mir, Fliege.

v. Krähfeld. Die Luft ist vergiftet, wo der Kerl athmet.

Rabe. Ja, wir wollen gehn. — v. Krähfeld und Rabe gehen ab.

v. Fuchs. O vortrefflicher Basilisk! Jetzt schieß auf den Geyer los!

Sechszehnter Auftritt.

Geyer. Fliege. v. Fuchs.

Geyer. Ja, Fliege, jetzt ist Dein Sommer; aber still, der Winter wird früh genug kommen.

Fliege. Lieber Herr, so sehr haben Sie sich können hintergehn lassen? Ei, wo haben Sie denn Ihren verschlagenen Kopf gelassen?

Geyer. Schon gut, Freund.

v. Fuchs. Wollen Sie nicht den Schurken ausprügeln, der sich untersteht so prächtige Kleider zu tragen?

Geyer. Wahrscheinlich ein guter Freund.

v. Fuchs. Die Richter warten auf Sie, mein Herr. — Es ist aber merkwürdig, wie Sie sich haben können von einem Kerl so betrügen lassen, der nicht einen Paragraphen im Corpus Juris gelesen hat. — Von einem solchen Kerl! — Ich hoffe immer noch, es ist nur Ihr Spaß, und es ist an der ganzen Sache nichts. Sie sind beide einverstanden, um den andern einen blauen Dunst vorzumachen. — Nicht wahr, Sie sind der eigentliche wahre Erbe?

Geyer. Eine Bestie von Kerl! Geh, sag' ich, Du bist mir zur Last!

v. Fuchs. Ich weiß es wohl, — daß es nicht möglich ist, daß Sie könnten betrogen werden. Der Mensch soll noch geboren werden, der dazu kapabel wäre: Sie sind viel zu klug und vorsichtig. —

Geyer geht ab; sie folgen ihm.

Siebzehnter Auftritt.

Der Gerichtssaal.

Die vier Richter auf ihren Sitzen. Ein Notar. Gerichtsdiener. Karl v. Krähfeld. Louise v. Krähfeld. Rabe. Zuschauer. Bald darauf Geyer. v. Fuchs. Später treten ein Peter und Friedrich.

1. Richter. Sind alle Parteien zugegen?

Notar. Alle, außer der Advokat.

2. Richter. So eben kömmt er. — Geyer und v. Fuchs treten herein. Dieser mischt sich unter die Zuschauer. Geyer kniet sogleich nieder.

Geyer. Ehrwürdige Väter, ich flehe Ihr Mitleid an, mir zu verzeihen; — ich bin so verwirrt —

v. Fuchs, für sich. Was hat er vor?

Geyer. Ich weiß nicht, an wen ich mich zuerst wenden soll, ob an Sie, ehrwürdige Väter, oder an diese Unschuldigen, —

Rabe. Will er sich denn selbst verrathen?

Geyer. Beide habe ich durch meine falsche Anklage gleich stark beleidigt. Da aber jetzt mein Gewissen erwacht ist, so werf' ich mich zu ihren Füßen nieder, und bitte um Vergebung.

1. Richter. Stehen Sie auf.

Geyer steht auf.

Louise. Der Himmel ist gerecht!

v. Fuchs. Ich bin in meiner eignen Schlinge gefangen. —

Rabe, zu v. Krähfeld. Nur standhaft, gnädiger Herr; bloße Dreistigkeit kann uns jetzt retten.

1. Richter. Sprechen Sie weiter.

Gerichtsdiener. Stille!

Geyer. Bloß mein zartes Gewissen ist es, das mich jetzt zum Geständniß der Wahrheit zwingt. Fliege, der Schurke, — der Schmarotzer, — er ist die Quelle alles Unheils.

1. Richter. Wer ist das? — Man hohle ihn.

v. Fuchs. Ich gehe schon. er geht ab.

Rabe. Ehrwürdige Väter, dieser Mann ist offenbar verrückt. Er hoffte auf das Vermögen des alten Herrn von Fuchs; da der nun todt ist. —

3. Richter. Wie?

2. Richter. Ist Herr von Fuchs gestorben?

Rabe. Seitdem gestorben, ehrwürdige Väter.

1. Richter. So war er ja also kein Betrüger.

Geyer. Nein, nein, aber sein Schmarotzer, ehrwürdige Väter —

Rabe. Der bloße Neid spricht aus ihm, weil dieser Diener die Erbschaft erhielt, nach der er schmachtete. Dies ist, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, die Wahrheit; ob ich gleich diesen Diener auch nicht rechtfertigen will; er mag wohl manches begangen haben —

Geyer. Ja, um mich und Sie zu ruiniren.

Doch ich will mich nicht vergessen. Gefällt es Ihnen, gestrenge Herren, diese Papiere zu durchzusehn? Ich schmeichle mir, daß sie Wahrheit enthalten.

Rabe. Er ist ganz vom Teufel besessen!

4. Richter. Wir haben aber nicht gut gethan, daß wir durch einen Gerichtsdiener nach ihm geschickt haben, da er der Erbe ist.

2. Richter. Nach wem?

4. Richter. Nach dem, den Sie den Schmarotzer nennen.

3. Richter. Freilich, er ist jetzt ein Mann von Ansehn.

4. Richter, zum Notar. Erkundigen Sie sich doch nach seinem Namen, und sagen Sie ihm dann, das Gericht wünschte seine Gegenwart, bloß zur Aufklärung einiger Zweifel. Der Notar geht ab. Friedrich und Peter treten herein, und stellen sich unter die Zuschauer.

2. Richter. Der ganze Handel ist ein wahres Labyrinth.

1. Richter, zu Rabe. Bleiben Sie bei Ihrer ersten Aussage.

Rabe. Meine Ehre steht dafür zum Pfande.

1. Richter, zu v. Krähfeld. Und Sie?

v. Krähfeld. Der Advokat ist ein Schurke, und seine vermaledeite Zunge —

2. Richter. Das gehört nicht zur Sache.

v. Krähfeld. Der Schmarotzer ist aber um nichts weniger ein Schurke.

1 Richter. Das ist eben die Verwirrung.

Geyer. Ich bitte, ehrwürdige Väter, diese Papiere anzusehn.

Rabe. Und keine Sylbe von allen den Lügen zu glauben! — Er ist offenbar besessen, ehrwürdige Väter! —

Die Richter nehmen die Papiere und lesen sie.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. v. Fuchs.

v. Fuchs geht in einiger Entfernung von den Zuschauern auf und ab. Eine Schlinge für meinen Hals! Und selbst mit solcher Freude hineinzulaufen! mit wahrer Freude! — Ich war ja eben erst so glücklich durchgewischt; aber ja, ich muß es durchaus weiter treiben! O der Teufel verblendete mich, als mir dieser Spaß in den Kopf kam, und Fliege war auch besessen. Er muß mir jetzt die Ader verbinden, oder wir bluten uns beide zu Tode. er sieht die Bedienten. Wo lauft Ihr denn herum? Was sucht Ihr hier?

Friedrich. Fliege sagte uns, wir könnten ausgehn, und uns die Zeit vertreiben.

Peter. Ja, und da wir nichts anzufangen wußten, gingen wir aus Langeweile hier herein.

Friedrich. Fliege nahm die Schlüssel.

v. Fuchs. Und Fliege nahm die Schlüssel! — Wieder für sich. Hm hm! ich bin noch tiefer in der Falle. — Da haben wir nun meine vortrefflichen Anschläge! — Ja freilich muß ich lachen, und sollt' ich auch dabei ersticken! — Was für ein Esel war ich doch, daß ich nun nicht ruhig und glücklich fortleben konnte. — zu den Bedienten. Geht, und sucht ihn. — Vielleicht ist aber auch seine Absicht besser als ich fürchte. Sagt ihm, er solle sogleich hieher zu mir kommen. die Bedienten gehn ab. — Ich will jetzt versuchen, den Advokaten wieder auf meine Seite zu bringen.

1. Richter. Man kann diese Dinge gar nicht vereinigen. Er gesteht hier, daß man den Angeklagten Unrecht gethan habe; und daß die Angeklagte vom Vormund selbst in das Haus des Herrn von Fuchs geführt sei.

Geyer. Richtig.

1. Richter. Daß aber von Herrn Fuchs gewaltthätig gegen sie verfahren, nennt er Unwahrheit, da er schwach und krank gewesen.

Rabe. Der Advokat ist besessen, ehrwürdige Väter, total besessen!

3. Richter. Da ist ja unser Gerichtsdiener.

v. Fuchs. Der Schmarotzer wird sogleich hier seyn, ehrwürdige Väter.

4. Richter. Du weißt wohl keinen andern Namen für ihn, Du Schurke?

3. Richter. Hat ihn der Notar nicht gefunden?

v. Fuchs. Ich weiß nicht.

4. Richter. Er wird alles aufhellen.

2. Richter. Es ist sehr verworren.

Geyer. Mit Ihrer Erlaubniß, ehrwürdige Väter —

v. Fuchs, zu ihm leise. Fliege hat mir so eben gesagt, daß sein Herr noch lebt, daß es in Ansehung Ihrer immer noch wie sonst steht, alles war nur ein Spaß —

Geyer. Wie?

v. Fuchs. Die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen zu erproben.

Geyer. Weißt Du gewiß, daß er lebt?

v. Fuchs. So gewiß ich selbst lebe.

Geyer. O weh! da bin ich zu voreilig gewesen.

v. Fuchs. Sie können es noch wieder gut machen. Man spricht von Ihnen als besessen; werfen Sie sich nieder, als wenn Sie Krämpfe bekämen; ich will das meinige thun, alles wieder ins Geleise zu bringen —

Geyer. Ei! ei! wie konnt' ich auch so unbesonnen seyn! — Du hast Recht; das ist das beste Mittel. — er sieht einigemal wild umher, und fängt dann pathetisch an: O du ganzes Heer des Himmels! — O Erde! — und was noch mehr? soll ich auch die Hölle aufrufen?

v. Fuchs. Gott steh uns bei! —

Geyer, in höchster Wuth. Wie lange schwingt die rasende Megäre die Fackel noch? —

v. Fuchs. Sieh! sieh! um Gotteswillen, sehn Sie! — Wie er um sich schlägt! Er knirscht ordentlich mit den Zähnen. — Sehn Sie doch die Wuth —

Rabe. Sagt' ich's doch, der Teufel —

v. Fuchs. Wie schwer er athmet!

Rabe. Hab' ich's doch gleich gesagt.

v. Fuchs. Sehn Sie, wie ihm die Brust fliegt! — Sehn Sie's wohl, gnädiger Herr?

v. Krähfeld. Ja, freilich, freilich.

Rabe. Es ist auch so ziemlich sichtbar.

v. Fuchs. Sieh, — nun kömmt er zu sich selbst.

Geyer, indem er verworren um sich blickt. Wo bin ich?

v. Fuchs. Nur munter; das Schlimmste ist vorüber. Sie waren stark besessen.

1. Richter. Was ist das für ein Zufall?

2. Richter. Wunderbar! und so plötzlich!

3. Richter. Wenn er besessen wäre, wie der Anschein ist, so wäre alles ungültig.

Rabe. Er hat oft solche Zufälle.

Geyer richtet sich durch Hülfe langsam und matt auf.

1. Richter. Wir wollen ihm die Papiere zeigen. — Kennen Sie dies hier, mein Herr?

v. Fuchs. Verläugnen Sie's; verschwören Sie's; kennen Sie's nicht.

Geyer. Ich kenn' es recht gut; es ist meine Hand, aber alles ist falsch.

Karl. O der Schändliche!

3. Richter. Sonderbar!

1. Richter. Ist der also kein Verbrecher, den Sie immer den Schmarotzer nennen?

Geyer. Eben so wenig, ehrwürdige Väter, als sein guter Herr, der Herr von Fuchs.

4. Richter. Der ist ja todt.

Geyer. O nein, ehrwürdige Väter, er lebt —

1. Richter. Wie? lebt?

Geyer. Ja, er lebt.

2. Richter. Noch sonderbarer!

3. Richter. Man sagte ja, er sei gestorben.

Geyer. Ich nie.

3. Richter, zu Rabe. Sie sagten es.

Rabe. Ich hatt' es nur gehört.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Der Notar. Fliege.

4. Richter. Hier kömmt der Mann! macht ihm Platz! — Für sich. Ein hübscher Mann; und wäre der Herr von Fuchs todt, eine gute Partie für meine Tochter.

3. Richter. Macht ihm Platz.

v. Fuchs, leise zu ihm. Fliege, fast war es aus mit mir; der Advokat hatte schon alles verrathen; er ist aber schon wieder gut gemacht. Alles ist wieder in Ordnung; sage nur, daß ich lebe.

Fliege. Was ist denn das für ein Kerl? — Ehrwürdige Väter, ich hätte mir schon früher die Ehre gegeben, Sie zu sehn, wenn die Besorgung für das Leichenbegängniß meines theuren Herrn —

v. Fuchs, leise zu ihm. Fliege!

Fliege. Den ich doch auf eine ehrenvolle Art beerdigen will —

v. Fuchs. für sich. Allenthalben betrogen!

Fliege. Mich nicht abgehalten hätte.

2. Richter. Immer sonderbarer! immer verwickelter!

1. Richter. Und kömmt wieder auf die erste Behauptung zurück.

4. Richter, für sich. Meine Tochter ist versorgt.

Fliege, leise zu v. Fuchs. Wollen Sie mir die Hälfte geben?

v. Fuchs. Lieber gehängt werden!

Fliege. Nun, Sie brauchen nicht so zu schreien; ich weiß, daß Sie eine gute Stimme haben.

1. Richter. Man frage doch den Advokaten: — sagten Sie nicht, der Herr von Fuchs lebe noch?

v. Fuchs. Ja und er lebt auch noch; dieser Herr hier hat es mir selbst gesagt. — leise. Du sollst die Hälfte haben.

Fliege. Was ist denn das für ein besoffener Kerl hier? Wer kennt ihn denn? Ich habe ihn nie gesehn. leise. Jetzt lasse ich Sie nicht so wohlfeilen Kaufes los.

v. Fuchs. Nicht?

1. Richter. Nun?

Geyer. Der Gerichtsdiener sagte es mir.

v. Fuchs. Ja, ehrwürdige Väter, und ich will mein eigen Leben zum Pfande setzen, daß er noch lebt; und eben dieser Herr hat es mir gesagt.

Fliege. Ehrwürdige Väter, wenn man diesem unverschämten Kerl mehr glaubt, als mir, so muß ich freilich schweigen. Ich glaube aber nicht, daß Sie mich deswegen rufen ließen

2. Richter. Führt ihn hinweg.

v. Fuchs, leise. Fliege!

3. Richter. Laßt ihn auspeitschen.

v. Fuchs, leise. Willst Du mich denn ganz zu Grunde richten?

3. Richter. Lehrt ihn, wie er sich gegen honette Leute zu betragen habe.

4. Richter. Hinweg mit ihm!

Fliege. Ich danke Ihnen ergebenst, ehrwürdige Väter.

v. Fuchs, für sich. Stille! Ausgepeitscht, und mein ganzes Vermögen verlieren? Mehr kann mir auch nicht geschehn, wenn ich alles bekenne.

4. Richter. Sind Sie schon vermählt, mein Herr?

v. Fuchs, für sich. Aha! Ich muß ihm sehr schnell einen Strich durch die Rechnung machen — zu Fliege: der Fuchs soll Dich doch überlisten.

Fliege, bittend leise. Gnädiger Herr!

v. Fuchs. Nein, ich will nicht allein unglücklich werden.

Fliege, leise. Gnädiger Herr!

v. Fuchs, indem er die Verkleidung abwirft. Ich heiße Fuchs, und dies ist hier mein schurkischer Diener; der Advokat, ein Betrüger: wir alle sind schuldig und straffällig; sprechen Sie uns also sogleich unser Urtheil.

Rabe. Mit der Erlaubniß der ehrwürdigen Väter —

Gerichtsdiener. Still!

1. Richter. Der Knoten ist durch ein Wunderwerk zerhauen.

2. Richter. Alles ist jetzt deutlich.

3. Richter. Die Unschuld der Angeklagten völlig ausgemacht.

1. Richter. Sie sind frei.

Karl. Lange können solche Niederträchtigkeiten nicht verborgen bleiben.

Rabe und Fliege. Ehrwürdige Väter —

1. Richter. Hat einer etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen? — Alle schweigen. — Es bedarf hier keiner langen Berathschlagung, da alle selbst ihr Vergehen bekennen. Die Richter unterreden sich leise.

Rabe und Geyer. Wir bitten um Gnade.

Louise. Verzeihen Sie ihnen.

1. Richter. Ihre Bitte ist edel; aber die Gewährung wäre von unsrer Seite Schwachheit. — zu Fliege: Du bist der Anführer des Komplotts: Du kömmst auf einen Monat ins Zuchthaus, und wirst dann aus der Stadt verwiesen.

Geyer. Ich danke Ihnen seinetwegen.

Fliege. Vergessen Sie sich selbst nur nicht!

1. Richter. Herr von Fuchs, Ihr Betragen

ist in jeder Rücksicht niedrig. — Sie werden jährlich eine Summe von tausend Thalern in den Armen- und Krankenhäusern austheilen lassen, da Sie selber unter dem Schein verschiedener Krankheiten einen Theil Ihres Vermögens erworben haben.

v. Fuchs verbeugt sich.

1. Richter, *zu Geyer.* Sie entehren Ihren Stand: bei Gefängnißstrafe wird Ihnen untersagt, je wieder einen Prozeß zu führen. — Herr von Krähfeld, Sie haben sich als ein Mann gezeigt, der weder sein Vermögen zu verwalten, noch seinen Sohn zu schätzen weiß: Sie werden künftig unter der Vormundschaft Ihres Sohnes stehn.

v. Krähfeld. Wie? Was sagte er?

Gerichtsdiener. Sie werden es hernach erfahren.

1. Richter, *zu Rabe.* Sie werden eine Geldbuße von tausend Thalern erlegen. Ihr guter Name hat sehr gelitten: man wird Ihnen also hoffentlich keine Vormundschaft mehr anvertrauen —

Rabe. Gut.

1. Richter. Louise, die in einigen Monaten mündig ist, ist frei; Sie geben ihr sogleich ihr Vermögen heraus.

Rabe. Gut. —

Karl. Und Louise. —

Louise. Ist die Ihrige. —

Der Vorhang fällt.

Epicoene

oder

Das stille Frauenzimmer.

Ein Lustspiel in fünf Akten von Ben. Jonson.

Uebersetzt 1800.

Personen.

Morose.
Dauphine Eugen, ein Ritter, sein Neffe.
Clerimont, dessen Freund.
Gutwitz.
Epicoene.
Sir Johann Dohle, ein Ritter.
Sir Amorous La Fool, ein Ritter.
Thomas Otter, ein Land- und Seekapitain.
Bartschneider, ein Barbier.
Stumm, Morose's Bedienter.
Lady Hochmuth.
Lady Centaur.
Mistreß Amsel.
Mstrs. Gläubig, Kammerfrau der Lady Hochmuth.
Mstrs. Otter.
Gäste.
Ein Pfarrer.
Pagen.
Bediente.

Scene: London.

Erster Akt.

Erste Scene.

Clerimont tritt auf, indem er sich ankleidet, ein Knabe.

Clerimont. Hast Du, Junge, den Gesang, den ich Dir gab, vollkommen inne?

Knabe. Ja, Sir.

Clerimont. Laß mich ihn hören.

Knabe. Gut, Sir, aber daß niemand weiter zuhört.

Clerimont. Wie das?

Knabe. Weil es Euch sonst in der Stadt den gefährlichen Namen eines Poeten zuzieht, mir aber außerdem noch eine üble Begegnung in dem Hause der Dame, auf welche das Lied geht, wo ich jetzt, nächst einem Mann, das willkommenste Ding bin.

Clerimont. Ich glaube auch noch über einen Mann, wenn die Wahrheit aus Dir gefoltert würde.

Knabe. Ich will lieber vorher bekennen. Die Kammermädchen spielen mit mir und werfen mich aufs Bett, dann bringen sie mich zu ihrer Dame, die mich mit ihrem gemahlten Gesichte küßt, und mir eine Perücke aufsetzt: dann fragt sie mich, ob ich ihren Rock anziehn will, und ich sage Nein, und dann giebt sie mir eine Ohrfeige, und nennt mich unschuldig und läßt mich gehn.

Clerimont. Kein Wunder, daß die Thür für Deinen Herrn verschlossen ist, wenn sie Dir so offen steht. — Gut, Du sollst nicht mehr hinzugehn brauchen, sonst trifft es sich wohl noch, daß ich in vierzehn Tagen etwa Deine Stimme auf dem Fußboden in den Binsen meiner Dame suchen muß. Nun singe!

Gutwitz tritt herein. Ha! hier ist der Mensch, der seine Zeit verschwendet, und nichts davon fühlt! Außer dem Hause seine Dame, im Hause seinen Liebling, gutes Essen, hübsche Wohnung, schöne Kleider und seine Geige: dabei vergißt er, daß die Stunden beflügelt, die Tage von Pferden gezogen sind. Ei, mein lustiger Herr, würdet Ihr jetzt von der Pest befallen, oder solltet morgen hingerichtet werden, dann würdet Ihr jede Minute Eurer Zeit wägen, sie nach ihrem wahren Werthe schätzen, und alles dafür hingeben.

Clerimont. Nun, was soll man denn thun?

Gutwitz. Freilich, nichts, oder etwas, das, wenn es gethan ist, eben so weit führt. Sich nach dem nächsten Pferderennen, der ersten Jagdparthie erkundigen, Wetten anstellen, den Pfefferkorn, den Weißbein loben, auf die Weißmähne schwören, so laut sprechen, daß es die Lords hören, zu Abend die Lady's besuchen, um ihnen nach der Reihe alle Spieler des Bowling-green zu schildern. Das sind die Gegenstände, mit denen sich die Leute nach der Mode beschäftigen, und ich zur Gesellschaft mit.

Clerimont. Nun, wenn ich Deine Autorität für mich habe, so will ich mich auch noch nicht ändern. Komm, das andre wollen wir in Acht nehmen, wenn wir graue Köpfe und schwache Beine, feuchte Augen und eingeschrumpfte Glieder haben. Dann wollen wir darauf denken, dann wollen wir beten und fasten.

Gutwitz. Richtig, und nur die Zeit unsers Lebens dem Guten widmen, die wir aus Schwachheit nicht mehr zum Bösen anwenden können.

Clerimont. Dann ist es noch Zeit genug.

Gutwitz. Das ist, als wenn einer immer schlafen wollte, und meinen, er könnte am letzten Tage noch seine Sachen vor Gericht in Ordnung bringen. O Clerimont, weil diese Zeit ein unkörperliches Wesen ist und uns nicht in die Sinne fällt, so betrügen wir uns recht fein durch Eitelkeit und Armseligkeit selbst darum; es ist nicht unsre Absicht, der Thorheit ein Ende zu machen, sondern wir verändern nur ihren Gegenstand.

Clerimont. Wirst Du noch nicht aufhören —

Gutwitz. Erwäge nur, woran wir alle krank liegen! Mit welchem Rechte können wir uns beklagen, daß die Vornehmen sich nicht um uns kümmern; unsre Gesuche nicht so besorgen, wie wir es wünschen, da wir es selber nicht thun, da wir für uns weder sinnen noch denken?

Clerimont. Pfui! Du hast Plutarchs Moral eben gelesen, oder einen andern langweiligen Kerl, und es kleidet Dich unendlich schlecht. Bei Gott, es wird Deinen ganzen Witz zu Schanden machen; sprich von Nadeln, Federn, Lady's und dergleichen Sachen, und laß diese Stoischen Betrachtungen, bis Du Predigten schreibst.

Gutwitz. Gut, wenn es nichts verfangen will, so will ich auch von meiner Güte so wenig als möglich verlieren. Wahrhaftig, ich will keinem Menschen, wider seinen Willen, Gutes thun. Wann bist Du im Kollegium gewesen?

Clerimont. Was für ein Kollegium?

Gutwitz. Als wenn Du das nicht wüßtest!

Clerimont. Wahrlich nicht, ich bin erst gestern vom Hofe gekommen.

Gutwitz. Ist denn die Neuigkeit noch nicht dahin gelangt? Es ist eine neue Stiftung von Lady's hier in der Stadt errichtet, die sich die Collegiaten nennen, sie stehn zwischen den Hofleuten und Land-Damen und leben von ihren Männern, sie verstatten allen Witzigen, oder allen Beau's, wie sie sie nennen, den Zutritt, erheben oder verwerfen, was ihnen in Erfindung oder Mode gefällt oder mißfällt, mit rechter mannsartiger, oder vielmehr Hermaphroditischer Autorität, und jeden Tag gewinnen sie für ihr Kollegium einen andern Novizen.

Clerimont. Wer ist der Präsident?

Gutwitz. Die ehrwürdige und jugendliche Matrone, Lady Hochmuth.

Clerimont. Hol der Henker ihr Herbstgesicht, ihre geflickte Schönheit! Kein Mensch wird zu ihr gelassen, bis sie fertig ist, bis sie sich gemalt, geräuchert, gewaschen und gescheuert hat, der Junge hier ausgenommen, und an ihm wischt sie ihre geölten Lippen ab, wie an einem Schwamm. Ich habe ein Lied darauf gemacht, ich bitte Dich, hör' es an.

Page singt.

So stets geputzt, schmuck überall,
Als ginget ihr zu Fest und Ball,
Gepudert stets, und parfumirt,
Das, Lady, auf die Meinung führt,
Daß, bleibt verborgen auch der Grund,
Nicht schön ist alles, noch gesund.
Gebt mir das Auge, das Gesicht,
Das Anmuth strahlt, einfach und schlicht,
Die Haare frei, fliegend das Kleid,
Nachläß'ger Reiz mich mehr erfreut,
Als Schmeichelei der Kunst je kann,
Sie geht das Aug, das Herz nie an.

Gutwitz. Ich bin gerade der entgegengesetzten Meinung, ich liebe einen guten Anzug mehr als alle Schönheit in der Welt. O, dann ist ein Weib, wie ein lieblicher Garten; und es giebt darin nicht bloß eine Art; in jeder Stunde mag sie wechseln, sie mag oft ihren Spiegel um Rath fragen, und das Schicklichste auswählen. Hat sie schöne Ohren, sie zeige sie; schönes Haar, sie flecht' es auf; schöne Beine, sie trage kurze Kleider; eine schöne Hand, sie gebrauche sie oft; mag sie doch alle Kunst anwenden den Athem zu verbessern, die Zähne rein zu machen, und die Augenbraunen herzustellen, mag sie sich schminken und es kund geben.

Clerimont. Wie? öffentlich?

Gutwitz. Daß sie es thut, nicht wie sie es thut, denn das muß geheim bleiben. Viele Dinge, die sich im Thun häßlich ausnehmen, gefallen, wenn sie gethan sind. Eine Dame sollte wahrlich ihr Gesicht studiren, wenn wir in der Meinung sind, sie schläft; wenn die Thüren verschlossen sind, muß kein Mann hineindringen, denn dann ist alles drinne heilig. Kommt es uns zu, zu sehn, wie sie ihre Perücken, ihre falschen Zähne, ihre Farbe, ihre Augenbraunen, ihre Nägel befestigen? Du siehst ja, wie die Vergolder auch nur eingeschlossen arbeiten. Es muß nie entdeckt werden, wie weniges, mit Kunst, zur Verschönerung von vielem hinreicht. Wie lange war nicht ein Vorhang vor Aldgate? wurde es wohl gelitten, daß das Volk die Liebe und die Barmherzigkeit der Stadt sahn so lange sie noch aus rohem Stein bestanden, ehe sie angemalt und polirt waren? Nein. Eben so wenig sollten die Liebhaber ihren Geliebten anders nah kommen, als wenn sie fertig und vollendet sind.

Clerimont. Brav, Gutwitz!

Gutwitz. Und eine verständige Dame wird immer an dem Orte eine Wache halten, damit sie in Sicherheit arbeiten kann. Ich folgte einmal einem dummen Kerl in ein Zimmer, wo die arme Dame, übereilt und verwirrt, nach ihrer Perücke griff, um den kahlen Kopf zu bedecken und sie verkehrt aufsetzte.

Clerimont. O abscheulich!

Gutwitz. Und der gewissenlose Kerl komplimentirte mit ihr in dem verkehrten Gesicht eine volle Stunde, indeß ich immer darauf wartete, sie sollte mit der andern Seite zu sprechen anfangen.

Clerimont. Ei, Du hättest ihr helfen sollen.

Gutwitz. Nein, ich ließ sie, wie wir diese Materie verlassen wollen, wenn es Dir gefällt, und zu einer andern übergehn. Wenn sahst Du Dauphine Eugen?

Clerimont. Seit drei Tagen nicht. Wollen wir diesen Vormittag zu ihm gehn? Er ist, wie ich höre sehr melankolisch.

Gutwitz. An seinem Onkel krank? Nicht wahr? Ich begegnete diesem steifen Stücke von Förmlichkeit, seinem Onkel, gestern, mit einem dicken Turban von Schlafmützen auf dem Kopfe, über die Ohren geknüpft.

Clerimont. Ja, das ist seine Tracht, wenn er ausgeht. Er kann kein Geräusch vertragen.

Gutwitz. So hat man mir gesagt. Ist denn aber diese Krankheit an ihm wirklich so lächerlich, wie man sich erzählt? Er soll ja Traktaten mit den Fischweibern und Orangehökern abschlossen haben; es sollen Artikel zwischen ihnen festgesetzt seyn; die Schornsteinfeger wollen sich nicht darein fügen.

Clerimont. Nein, auch nicht die Besenverkäufer. Einen Obsthändler kann er nicht ausstehn, er wird ohnmächtig, wenn er einen hört.

Gutwitz. Ein Schmid muß ihm schrecklich seyn.

Clerimont. Wie jeder Eisenarbeiter. Ein Blechschläger darf nicht in dem Kirchspiel wohnen, eben so wenig ein Waffenschmid. Einen Zinngießer-Burschen wollte er an einem Fastendienstag hängen lassen, weil er sein Handwerk trieb, da alle übrigen feierten.

Gutwitz. Eine Trompete müßte ihm ein Entsetzen seyn, oder ein Hoboe.

Clerimont. Zum unsinnig werden. Die Nachtwächter haben eine Pension von ihm, nicht in sein Viertel zu kommen. Dieser Junge spielte in einer Nacht die Rolle eines Mannes, der mit der Glocke herumgeht, und ließ nicht eher ab, bis er ihn in der Luft fechtend verließ.

Knabe. Ei werther Herr, er hat sich zur Wohnung eine Straße ausgesucht, die an beiden Seiten so eng ist, daß weder Kutschen, noch Karren, noch etwas ähnliches durch kann, das Geräusch macht: wir, die wir ihn lieben, bringen dann und wann etwas dergleichen hinein, um ihn im Athem zu erhalten. Er würde sonst gar zu starr werden, ohne Uebung würde seine Tugend rosten. Einen Bärenwärter bewog ich einmal, mit den Hunden von vier Kirchsprengeln den Weg zu nehmen, und ich danke ihm, daß er so gut war, er schrie sein Spiel unter des Herrn Morose Fenster aus, bis er heulend fortgeschickt wurde und sein Kopf dem Volke ein sehr blutiges Schauspiel gab. Ein andermal wurde einem Fechter, der nach seinem Verdienste ging, die Trommel sehr kläglich durch und durch gestoßen, der auf meine Veranstaltung den Weg durch diese Straße nahm.

Gutwitz. Brav, Kind! Wie hält er's denn mit den Glocken?

Clerimonnt. Zur Zeit der Königin ging er jeden Sonnabend um zehn Uhr, oder den Heiligen-Abend aus der Stadt, jetzt aber bei der Epidemie, hat ihn das unaufhörliche Läuten auf die Erfindung gebracht, sein Zimmer mit doppelten Wänden und dreifachem Boden zu versehn, die Fenster dicht zugeschlossen und verstopft, da lebt er bei Kerzen-Licht. Er schickte in voriger Woche deswegen einen Bedienten fort, weil er neue Schuhe anhatte, die knisterten; sein jetziger wartet ihm nun in Socken auf, oder in Pantoffeln, mit Wolle versohlt, sie sprechen miteinander vermittelst einer Röhre. Sieh, wer da kommt.

Zweite Scene.

Dauphine, Gutwitz, Clerimont.

Dauphine. Wie denn? Was ist Euch? Stumm?

Gutwitz. Fast zu Stein erstarrt, steh' ich hier, über Erzählungen von Deinem Onkel! Niemals hat man von einem solchen Wunderdinge gehört.

Dauphine. Ich wünschte, meine Herren, Ihr ließet mir zu Gefallen einmal diesen Gegenstand fahren. Euresgleichen haben mich in die Lage mit ihm gebracht, in der ich mich jetzt befinde.

Gutwitz. Wie denn?

Dauphine. Nun, das er mich enterben will, weiter ist es nichts. Er meint, ich und meine Gesellschafter verursachen all die lächerlichen Dinge und Begebenheiten, die von ihm erzählt werden.

Gutwitz. Von noch mehrern möchte ich der Urheber seyn, um ihn zu quälen; dieser Vorsatz verdient nichts besseres, dadurch wird es gesetzmäßig, ihn zu peinigen. Ich will Dir sagen, was ich thun will. Ich möchte einen falschen Kalender machen und ihn drucken lassen, dann möchte er an einem Krönungstage auf den Tower-Platz gelockt werden, um ihn mit dem Lärm des Geschützes umzubringen. Dich enterben! das kann er nicht. Bist Du nicht sein nächster Blutsfreund, seiner Schwester Sohn?

Dauphine. Doch schwört er, mich zu verstoßen, und zu heirathen.

Gutwitz. Nun, das ist noch wundervoller! Kann er kein Geräusch vertragen und will, eine Frau nehmen?

Clerimont. Freilich, aber Dir scheint seine beste Erfindung unbekannt zu seyn. Er hat seit einem halben Jahr einen Kerl dazu gebraucht, ihm in ganz England ein stummes Mädchen auszuhorchen, sei sie von welcher Gestalt, von welcher Eigenschaft sie wolle, wenn sie nur fähig ist, Kinder zur Welt zu bringen; ihr Stillschweigen ist, wie er sagt, eine hinlängliche Mitgift.

Gutwitz. Ich hoffe doch zu Gott, daß er keine gefunden hat.

Clerimont. Nein, aber er hat von einer gehört, die in der nächsten Straße von ihm wohnt, und die außerordentlich leise spricht, geizig mit ihren Reden, die nur sechs Worte täglich sagt. Hinter diese ist er drein und will sie haben.

Gutwitz. Ist es möglich! Wer ist denn Unterhändler in dieser Sache?

Clerimont. Ein Barbier, ein ehrlicher Kerl, der dem Dauphine hier alles wieder sagt.

Gutwitz. Ihr erstickt mich mit Wundern! Ein Mädchen und ein Barbier, die kein Geräusch lieben!

Clerimont. Es ist in der That so. Der Kerl knackt so wenig mit seinen Messern, wie mit seinen Fingern, und diese Enthaltsamkeit an einem Barbier hat ihm eine so ausnehmende Tugend geschienen, daß er ihn zu seinem obersten Rathgeber gemacht hat.

Gutwitz. Kann man den Barbier sehn? Oder die Dirne?

Clerimont. O ja.

Gutwitz. Ich bitte Dich, Dauphine, laß uns hingehn.

Dauphine. Ich habe jetzt Geschäfte, ich kann wahrhaftig nicht.

Gutwitz. Kein Geschäft soll Dich dahin bringen, dieses zu vernachlässigen! glaube mir, wir wollen sie sprechen machen, oder will sie nicht, so können wir doch irgend was diesem Handel in den Weg legen, wir müssen ihn brechen. Du bist in Deinem Gewissen verpflichtet, wenn er Dich ohne Ursache in Verdacht hat, ihn zu martern.

Dauphine. Ich nicht, auf keine Weise, ich will dem keinen Vorschub leisten. Er soll niemals die Entschuldigung gegen mich haben, daß ich mich nur seiner kleinsten Laune widersetzt hätte. Mag die Ursach in meinen Sternen liegen, ich will unschuldig seyn.

Gutwitz. Und arm dazu und betteln. Unschuldig! Wenn einer seiner Knechte, oder dieser Barbier ihm einen Erben gezeugt hat, wenn er es nicht selber kann. Unschuldig! Ich bitte Dich, Edward, wo wohnt sie? Mag er doch immer unschuldig bleiben.

Clerimont. Gerade dem Barbier gegenüber, in demselben Hause, in welchem Sir John Dohle wohnt.

Gutwitz. Du willst mich doch nicht foppen?

Clerimont. Wie so?

Gutwitz. Weiß der das, der sie heirathen will?

Clerimont. Das kann ich nicht sagen.

Gutwitz. Das allein wäre schon hinreichend, sie ihm verdächtig zu machen.

Clerimont. Wie das?

Gutwitz. Er ist der ärgste Schwätzer in der Stadt. Hans Dohle! Wenn der sie nicht sprechen lehrt! Gott befohlen, ich habe ein Geschäft.

Clerimont. Willst Du denn nicht dahin gehn?

Gutwitz. Nicht auf die Gefahr, Dohle zu treffen, meiner Ohren wegen.

Clerimont. Wie? Ich dachte, Ihr ständet gut mit einander.

Gutwitz. Ja, daß wir uns aus einander halten.

Clerimont. Man sagt, er wäre recht gelehrt.

Gutwitz. Ja, und er sagt es zuerst. Hol' ihn der Satan, ein Kerl, der mit Gelehrsamkeit Staat macht und Titel auswendig lernt, weiter ist von Büchern nichts in ihm.

Clerimont. Die Welt hält ihn für sehr unterrichtet.

Gutwitz. Es thut mir leid, daß die Welt dann ein Complott macht, ihn zu belügen.

Clerimont. Aber wahrlich, ich habe gute Sachen sagen hören.

Gutwitz. Das kann seyn, so erschrecklich einfältig ist keiner, daß er das läugnen sollte, wenn sie nur seine eignen wären. Gott empfohlen, meine Herren. *geht ab.*

Clerimont. Das heißt plötzlich aufbrechen.

Dritte Scene.

Dauphine, Clerimont, Knabe.

Dauphine. Das ist eine seltsame Aufrichtigkeit an Euch, ihm alles so zu erzählen.

Clerimont. Glaube mir, Dauphine, Gutwitz ist ehrlich.

Dauphine. Ich zweifle nicht daran, aber sein offnes Wesen paßt nicht für Geheimnisse.

Clerimont. Darin irrst Du, Dauphine, ich weiß Fälle, wo man ihm vertraut hat, und wo er dieses Zutrauens vollkommen würdig gewesen ist.

Dauphine. Ich will nicht streiten, Edward, aber je Wenigere eine Sache ausführen, um so gewisser gelingt sie. Nun wir allein sind, bin ich zu Euren Diensten, wenn Ihr dorthin gehn wollt.

Clerimont. Wenn wart Ihr dort?

Dauphine. Gestern Abend, und es gab einen solchen Decameron von Spaß, wie ihn Boccaz niemals ersonnen hat. Dohle macht ihr unaufhörlich den Hof, und immer verkehrt. Er will sie gewinnen, und preißt ihre Ehrbarkeit, er wünscht, daß sie spricht und frei sei, und lobt ihr Schweigen in Versen, die er liest, und schwört, es wären die besten, die jemals ein Mensch gemacht habe. Dann schimpft er auf sein Schicksal, stampft und ärgert sich, daß man ihn nicht zum geheimen Rath gemacht, und ihm Staatssachen vertraut hat.

Clerimont. Ich bitte Dich, laß uns gehn, ich möchte dies gern mit ansehn. Junge, ein Glas Wasser. *Page ab.*

Dauphine. Wir sind beide, er und ich, zum Essen eingeladen von einem der dorthin kam, von dem La Foole.

Clerimont. Das ist ein herrliches Männchen.

Dauphine. Kennst Du ihn?

Clerimont. Ja, und er wird Dich auch kennen, wenn er Dich auch nur einmal gesehn hat, und solltest Du ihm in der Kirche mitten im Gebete begegnen. Er ist einer von den Geputzten, den Beau's ob er gleich nicht zu den Witzigen gehört. Er grüßt den Richter auf der Bank und den Bischof auf der Kanzel, den Advokaten, wenn er vor Gericht spricht, und die Dame, die in einem Ballette tanzt, und bringt sie so aus dem Takte. Er giebt Schauspiele und Soupees und bittet seine Gäste dazu laut aus dem Fenster, wenn sie in Kutschen vorbeifahren. Er hat bloß dazu eine Wohnung am Strande, oder daß er Acht giebt, wenn die Damen nach dem China-Hause gehn, oder nach der Börse, daß er ihnen zufällig begegnen kann, und ihnen Geschenke geben; zwei oder dreihundert Pfund giebt

er so aus, um ausgelacht zu werden. Er hat beständig seine Gerichte und Confituren auf seinem Zimmer, wonach die Kammermädchen sich bemühen und wie zu einer Lockspeise kommen.

Dauphine. Herrlich! Er war gestern Abend ein trefflicher Mann, aber nun ist er noch viel trefflicher. Wie ist denn sein Christenname? Ich habe ihn vergessen.

Clerimont. Amorous La Foole.

Knabe, der wieder hereinkömmt. Der Herr ist da, dem dieser Name gehört.

Clerimont. Ich setze mein Leben, er kömmt, mich zum Essen zu bitten.

Dauphine. Wohl möglich; o laß ihn herauf kommen.

Clerimont. Junge, kommandir' ihn herauf.

Knabe. Mit einem Kommando-Stabe?

Clerimont. Fort, sag' ich. der Page ab. Jetzt will ich ihn seinen Stammbaum hersagen lassen und was er zum Mittagessen hat, und wer seine Gäste sind, und den Zustand seines Vermögens, alles in einem Athem.

Vierte Scene.

Amorous La Foole, Clerimont, Dauphine.

Amor. La Foole. Gehorsamer, Sir Dauphine, werthgeschätzter Herr Clerimont.

Clerimont. Sir Amorous, Ihr erzeigt meiner Wohnung durch Eure Gegenwart viele Ehre.

Amor. La Foole. Wahrlich eine schöne Wohnung, fast so anmuthig, als die meinige.

Clerimont. Nicht so, Sir.

Amor. La Foole. Um Vergebung, Sir, wäre sie auf dem Strande, wahrlich das nämliche. Ich bin gekommen, Herr Clerimont, Euch zu bitten, heute bei Tisch zwei oder drei Damen aufzuwarten.

Clerimont. Wie Sir? Ihnen aufwarten? Saht ihr mich je Teller tragen?

Amoor. La Foole. Nein, Sir, vergebt mir gütigst, ich meinte, ihnen Gesellschaft leisten.

Clerimont. Das will ich gern, Sir; das Ungewisse Eurer Phrase, glaubt mir, Sir, würde Euch stündlich Händel mit den furchtbaren Burschen zuziehn (*), wenn Ihr mit Ihnen umgehn solltet.

Amor La Foole. Es würde durchaus gegen meine Absicht geschehn, Sir, wenn ich mit irgend jemand in Streit geriethe.

Clerimont. Ich glaub' es, Sir. Wo haltet Ihr Euren Schmaus?

Amor. La Foole. Bei Tom Otter, Sir.

Clerimont. Tom Otter? Wer ist der?

Amor. La Foole. Kapitain Otter, Sir; er ist eine Art von Spieler, aber er hat sowohl zur See wie zu Lande kommandirt.

Dauphine. So ist er also ein animal amphibium?

Amor. La Foole. Ja, Sir; seine Gattin war die reiche China-Frau, die die Hofleute so oft besuchten, die die schönen Unterhaltungen gewährte. Unter ihrem Befehle steht alles im Hause.

Clerimont. So ist sie Capitän Otter.

Amor. La Foole. Sehr gut bemerkt, Sir, sie ist mir verwandt, eine La Foole von mütterlicher Seite, sie bittet, mir zu Gefallen, die vornehmsten Lady's.

Dauphine. Ist sie von den La Fooles aus Essex?

Amor. La Foole. Nein, Sir, von den La Fooles in London.

Clerimont. Nun ist er im Zuge.

Amor. La Foole. Sie stammen alle aus unserer Familie, die La Fooles im Norden, die La Fooles in Westen, die La Fooles in Osten und Süden, — wir sind ein so altes Haus als irgend eins in Europa — ich komme aber in gerader Linie von den Französischen La Fooles. — und wir führen ein gelbes Feld, oder Gold, geschacht Blau und Roth, nebst noch andern drei oder vier Farben, welches ein sehr merkwürdiges Wappen ausmacht, und mehr als einmal, von verschiedenen vornehmen Leuten aus unsrer Familie, feierlich geführt ist. — Doch, mag es gehn, das Alterthum wird jetzt nicht geachtet. — Ich habe zwei fette Rehe geschickt bekommen, meine Herren, ein halb Dutzend Phasanen, nebst einem oder zwei Dutzend Haselhühner, wie auch einiges andre Geflügel, die ich wohl, weil sie noch gut sind, in guter Gesellschaft möchte verzehrt haben. — Eine, oder zwei vornehme Lady's werden zugegen seyn, Mylady Hochmuth, Mylady Centaur, Mistreß Dorothee Amsel, — und sie kommen in der Absicht, die stille Dame, Mistreß Epicoene, zu sehn, die der würdige Sir John Dohle versprochen hat, hinzuführen, außerdem wird auch Mistreß Gläubig zugegen seyn, und dieser ehrenwerthe Ritter Sir Dauphine, nebst Eurer lieben Gegenwart. Herr Clerimont — wir wollen lustig seyn. Musik haben und tanzen. Ich war ein toller Bursche, zu meiner Zeit, und habe manche Krone ausgegeben, seit ich Page am Hofe war, bei Mylord Lustig, nachher Mylady's Kammerherr, worauf ich in Irrland zum Ritter geschlagen wurde, seit es meinem ältern Bruder gefiel zu sterben. — An dem Tage hatt' ich ein so schönes goldenes Wamms an, als nur jemals, doch keinem zu nahe getreten, auf der Insel-Reise, oder zu Kadix getragen wurde, ich kam darin herüber und zeigte mich meinen Freunden am Hofe, dann ging ich in die Provinz zu meinen Pächtern, übersah meine Ländereien, machte neue Kontrakte, nahm ihr Geld, gab es hier im Lande aus, auf Lady's — und kann auf Rechnung nehmen, so viel ich nur will.

Dauphine. An Damen, Sir?

Clerimont. O laß ihn zu Athem kommen, er hat sich noch nicht erholt.

Dauphine. Ich wünschte, ich könnte nun in dem Artikel Euer Compagnon seyn.

Amor. La Foole. Nein, Sir, entschuldigt mich, ich meinte Geld und Kredit, wofür man alles

(*) The terrible boys, die oft in den Schauspielen jener Zeit erwähnt werden. Junge Leute, die im Gegensatz derer, die brave, geputzt waren, auf Ungezogenheiten und Raufereien ausgingen. Sie wurden auch roaring fellows genannt, und Pistol in Henry IV. S. II. bemüht sich, zu diesen zu gehören. Aehnliche Thorheiten kommen oft bei allen Nationen vor. S. Marcus Obregon, so wie manche Schauspiele des Lope und anderer Spanier.

haben kann. Ich habe noch einen oder zwei Gäste mehr zu bitten, und ihnen eben so viel zu sagen, meine Herren. Ich nehme kurzen Abschied und hoffe, daß Ihr nicht ausbleibt. — Euer Diener. *geht ab.*

Dauphine. Wir wollen nicht ausbleiben, kostbarer Sir La Foole, aber die soll es thun, derentwegen die Lady's kommen, sie zu sehn, wenn ich mehr vermag, als Sir Dohle.

Clerimont. Hast Du je solchen Windsauger, wie diesen, gesehn?

Dauphine. Oder solch einen Schelm, wie den andern, der seine Geliebte verrathen will, um sich nur zu zeigen. Wir müssen dem schnell zuvorkommen.

Clerimont. Geh. *gehn ab.*

Zweiter Akt.

Morose's Zimmer.

Erste Scene.

Morose, *mit einem Rohr in der Hand.* Stumm.

Morose. Konnt' ich nicht bei allebem eine kürzere Art, als mit diesem Rohre, ausfindig machen, um meinem Bedienten die Mühe des Sprechens, und meinen Ohren den Mißklang der Töne zu ersparen? Laß doch sehn. Alles Reden, außer mein eignes, ist mir zuwider, es klingt mir hart, widerwärtig und unvernünftig. Wär' es denn nicht möglich, Mensch, daß Du mir durch Zeichen Antwort gäbest, und ich Dich doch verstände? sprich nicht, ob ich Dich gleich frage. Hast Du den Ring von der Hausthür genommen, wie ich Dir sagte? Antworte nicht durch Reden, sondern durch Schweigen, es müßte denn anders seyn. (—) Gut. Und Du hast eine dicke Matratze oder gestopfte Decke außen an der Thür befestigt, daß wenn sie mit ihren Dolchen, oder mit Steinen daran schlagen, sie keinen Lärm machen können? Nur mit dem Beine Deine Antwort, es müßte denn anders seyn. (—) Gut. Das ist nicht nur eine schickliche Anständigkeit für einen Bedienten, sondern auch eine angenehme Zierlichkeit für einen Herrn. Und Du bist bei dem Barbier Bartschneider gewesen, daß er zu mir kommen soll? (—) Gut. Und er will gleich kommen? Nur mit dem Beine geantwortet, es müßte denn anders seyn: ist es anders, so schüttle den Kopf oder zucke die Achseln. (—) So. Die Italiäner und Spanier sind darin vernünftige Leute und es ist ein stiller und wohlanständiger Ernst. Wie lange währt es, ehe Bartschneider kommt. Halt! ist es eine Stunde, so hebe die ganze Hand auf; eine halbe Stunde, zwei Finger; eine viertel Stunde einen. (—) Gut; eine halbe viertel Stunde? Schon recht. Und hast Du ihm den Schlüssel gegeben, daß er hereinkann, ohne zu klopfen? (—) Gut. Und ist das Schloß heut schon geölt, so wie die Thürangeln. (—) Gut. Und die Decken auf der Treppe sind doch nicht abgetragen und dünn? (—) Sehr gut. Ich sehe, durch vielen Unterricht und Anstrengung kann es zu Stande kommen. Bleibe hier. Der Türke ist in dieser göttlichen Einrichtung zu bewundern, er übertrifft hierin alle Potentaten auf Erden; er wird immer von Stummen bedient, alle seine Befehle werden so ausgerichtet, ja im Kriege selbst (wie ich gehört habe) und auf den Märschen geschieht das meiste, was er anordnet, stillschweigend und durch Zeichen. Eine auserlesene Kunst! und ich bin von Herzen beschämt und oft unwillig darüber, daß die Regenten der Christenheit sich in einem so wesentlichen Stücke der Glückseligkeit von einem Barbaren übertreffen lassen. Ich will es künftig immer so halten. — *man hört draußen ein Posthorn blasen.* Wie? was? ach! ach! welcher Nichtswürdige, welches Ungeheuer der Menschheit ist dieses? Geh und sieh. — Ach! brich ihm den Hals, brich ihm den Hals! Welch ein Mörder, Höllenhund, Teufel muß das seyn! —

Das Posthorn wird wieder geblasen.

Stumm. Es ist ein Kourier am Hofe—

Morose. Und mußt Du, Schlingel, auch noch Dein Horn blasen?

Stumm. Lieber Gott, Sir, es ist ein Kourier vom Hofe, der sagte, er müßte Euch bei Todesstrafe sprechen —

Morose. Bei Lebensstrafe, schweig!

Zweite Scene.

Gutwitz, *mit einem Posthorn und einem Stricke in der Hand, zu den Vorigen.*

Gutwitz. Um Verzeihung, mein Herr, ich bin ein Fremder hier; seid Ihr der Herr Morose? — Seid Ihr der Herr Morose? — Fische? — Beide Pythagoräer? das ist seltsam! — Was sagt Ihr, mein Herr? Nichts? Ist Harpocrates mit seiner Keule zwischen Euch gewesen? Gut, Sir, ich will für's erste glauben, daß Ihr der Mann seyn mögt; ich will meinen Auftrag an Euch richten, Sir. Eure Freunde am Hofe empfehlen sich Euch, Sir—

Morose. O Menschen! o Menschlichkeit! hat man je solche Unverschämtheit gesehn?

Gutwitz. Und sind Eurentwegen, Sir, in unendlicher Besorgniß.

Morose. Wessen Schurke seid Ihr?

Gutwitz. Mein eigner und Euer Kamerad.

Morose. Hol mir meinen Degen —

Gutwitz. Ihr sollt die eine Hälfte meines Dolches, und Ihr, Kerl, die andre Hälfte kosten, wenn Ihr Euch rührt: seid ruhig, im Namen des Königs, und hört mich an, ohne zu rebelliren. Man sagt, Ihr wollt Euch verheirathen! — Verrathen! hört Ihr, Sir?

Morose. Und was weiter, Du wilder Gesell?

Gutwitz. Wahrlich, Sir, Eure Freunde wundern sich sehr, da Ihr die Themse so nahe habt, wo Ihr Euch so allerliebst ersäufen könnt; oder die Londner Brücke, von wo ihr Euch mit einem kleinen Sprunge in den Strom hinein werfen mögt; oder solchen angenehmen Kirchthurm, wie Bow, von wo Ihr springen könnt; oder die ansehnlichere Höhe von Pauls. Oder wollt Ihr es zu Hause und kürzer verrichten, so habt Ihr ein treffliches Dachfenster auf die Straße hinaus: oder einen Balken in dem nämlichen Fenster, nebst diesem Strick.

Er giebt ihm einen Strick, welchen sie Euch mit der Bitte übersenden, Euer ehrwürdiges Haupt lieber diesem Knoten, als der Eheschlinge zu vertrauen, oder ein Bischen Sublimat zu nehmen und wie eine Ratze aus der Welt zu gehn, oder wie eine Fliege, wie einer sagte, mit einem Strohhalm im Hintern: auf jede Art lieber, als daß Ihr diesem Kobolde, Heirath, nachgeht. Ach, Sir, glaubt Ihr denn in diesen Zeiten ein keusches Weib zu finden? Heut zu Tage? Wo es so viele Masken, Schauspiele, Puritanische Versammlungen, Tollheiten und andere dergleichen seltsame Dinge giebt, die täglich, sowohl geheim wie öffentlich vorgehn? Hättet Ihr zu den Zeiten des Königs Ethelred gelebt, oder Edwards des Bekenners, da hättet Ihr vielleicht in einer kalten Dorfhütte irgend ein dummes frostiges Ding gefunden, das sich mit Einem Manne begnügt hätte: jetzt aber sind sie eben so leicht mit einem Beine oder mit einem Auge zufrieden. Ich will Euch nun, Sir, alle die ungeheuren Gefahren schildern, die Euch mit einem Weibe bevorstehn.

Morose. Lieber Herr, habe ich je Eure Freunde um ihre Ländereien betrogen? Ihre Besitzthümer an mich gebracht? Ihre verpfändeten Grundstücke verwirken lassen? Ihre Nachkommen für Bastarde erklärt? Was habe ich gethan, wodurch ich dieses verdient hätte?

Gutwitz. Nichts, mein Herr, das ich wüßte, außer Eurem Kitzel zu heirathen.

Morose. Wie? Hätte ich Euren Vater hinterlistig ermordet, Eure Mutter geschändet, Eure Schwestern genothzüchtigt — —

Gutwitz. Ich würde Euch umbringen, Sir, ich würde Euch umbringen, wenn Ihr das gethan hättet.

Morose. Ei, Ihr thut hierdurch mehr; es wäre eine hundertfältige Rache für alle möglichen Verbrechen, die nur genannt werden können, das zu thun, was Ihr thut. —

Gutwitz. Lieber Herr, ich bin nichts als ein Bote, ich sage Euch nur, was Ihr hören müßt. Es scheint, Eure Freunde sind für das Wohl Eurer Seele besorgt, und wünschen, daß Ihr die Gefahr kennen lernt; (aber Ihr mögt demohngeachtet thun, was Euch gefällt, Sir, ich überrede zu nichts.) Wenn nun Euer Weib, nachdem Ihr verheirathet seid, mit einem Luftspringer wegläuft, oder mit einem Französischen Seiltänzer, oder einem Possenreißer, oder einem Fechter, wegen der Geschicklichkeit, seine Waffe zu führen; gut, so ist es nicht ihre Schuld, sie haben Ihr Gewissen gereinigt, wenn Ihr erfahren habt, was sich zutragen kann. Nein, erduldet es heldenmüthig, Sir, denn ich muß Euch nun alle die Gefahren schildern, die Euch mit einem Weibe bevorstehn. Ist sie schön, jung und gesund, so kann kein Zuckerwerk mehr Fliegen herbeiziehn; alle gelben Wämmser, alle großen Rosen aus der Stadt werden sich bei ihr finden. Ist sie häßlich und verwachsen, so wird sie ihnen nachgehn und sich diese Wämmser und Rosen kaufen. Ist sie reich und Ihr heirathet ihre Mitgift, nicht sie, so wird sie im Hause mit allem Ungestüm einer Wittwe herrschen. Ist sie von Adel, so wird ihre ganze Verwandtschaft Euch tyrannisiren. Ist sie fruchtbar, so ist sie so stolz wie der Mai, und so launig, wie der April, sie muß ihre Doktors, ihre Wehmütter, ihre Ammen, ihre Gelüste in jeglicher Stunde haben, und wäre es selbst der kostbarste Bissen, ein Mann. Ist sie gelehrt, so hat es noch nie einen solchen Papagai gegeben, Euer ganzes Vermögen reicht nicht zu, alle die Gäste zu bewirthen, die sie müssen Latein und Griechisch sprechen hören, ja ihr müßt noch dazu in diesen Sprachen bei ihr liegen, wenn Ihr ihr gefallen wollt. Ist sie heilig, so müßt Ihr einen Tag um den andern alle stummgemachten Brüder bewirthen, alle Schwestern grüßen, die ganze Familie, die ganze Sippschaft unterhalten, ihre langgesponnenen Andachtsübungen, ihre Gesänge, ihr Katechisiren mit anhören, dem Ihr nicht ergeben seid und doch vieles dafür geben müßt, um der andächtigen Matrone, Eurem Weibe, zu gefallen, die Euch, zum Besten der heiligen Sache, über und über betrügen wird. Ihr fangt an zu schwitzen, lieber Herr, aber das ist wahrhaftig noch nicht die Hälfte; demohngeachtet mögt Ihr, wie ich schon sagte, Eurem Vergnügen folgen, ich komme nicht, um Euch zu überreden. Wahrhaftig, Ihr Herr Bedienter, wenn Ihr Euch rührt, so gebe ich Euch eins.

Stumm schleicht sich fort.

Morose. O, was ist mein Verbrechen? Was ist mein Verbrechen?

Gutwitz. Wenn Ihr nun Eure Frau liebt, oder sie wohl gar anbetet, o wie wird sie Euch da peinigen! welch Vergnügen wird sie in Euren Martern finden! Dann dürft Ihr nur bei Ihr liegen, wenn es ihr gefällt; sie will ihre Schönheit, ihre Farben nicht verderben, oder sie muß dieses Juwel, jene Perle dafür haben, wenn sie es thun soll, und das Vergnügen jeder halben Stunde muß wieder von neuem erkauft werden, und wieder mit derselben Mühe und Last, womit Ihr sie zum erstenmale gewannet. Dann müßt Ihr nur Gesinde halten, das ihr gefällt, Gesellschaft, die sie will, der Freund darf Euch nicht ohne ihre Erlaubniß besuchen, und wen sie am meisten liebt, den wird sie scheinen am giftigsten zu hassen, um Eure Eifersucht abzulenken, oder sie wird sich stellen, als wäre sie auf Euch eifersüchtig, deswegen wird sie zu einer Freundin ziehn, zu einer Muhme, im Kollegium, die unterrichtet sie dann in den Geheimnissen Briefe zu schreiben, das Gesinde zu verderben, Spione abzurichten; auch muß sie ein reiches Kleid für diesen Festtag haben, ein anders für den nächsten, noch ein reicheres für den dritten, sie muß von Silber speisen, ihr Zimmer muß mit Vorreitern, Läufern, Bedienten und andern Aufwärtern angefüllt seyn, außerdem mit Stickern, Juwelieren, Putzmacherinnen, Ratherinnen, Federhändlern, Parfümverkäufern, indeß sie nicht fühlt, wie die Ländereien fortfließen, wie die Aecker schmelzen; sie bemerkt den Tausch nicht, wenn der Kaufmann Eure Wälder für ihre Sammtkleider hat, sie erwägt nicht, was ihr Stolz kostet, wenn sie nur einen Pagen küssen kann, oder eine weiche Haut, die noch keinen Bart fühlt, wenn sie nur eine Staatsdame ist und alle Neuigkeiten weiß, was zu Salisbury vorfiel, was zu Bath, am Hofe, auf der Reise des Königs; oder wenn sie nur Dichter, Autoren und Schreibarten beurtheilen und mit einander vergleichen kann, Daniel mit Spenser, Jonson mit den andern Menschen, (*) und so weiter;

(*) Dem unbefangenen Leser werden mehr wie ein-

oder in Kontroversen ihre Gelehrsamkeit zeigen, in den verwickeltsten Knoten der Theologie, wenn sie nur oft genug sagen kann: dies ist der Streitpunkt; und dann zur Mathematik übergehn, zu Demonstrationen und Antworten, mit diesem Religion, mit dem Zweiten Staatssachen, mit dem Dritten Liederlichkeit sprechen.

Morose. O! o!

Gutwitz. Alles dieses ist sehr wahr, mein Herr. Und dann geht sie verkleidet zu einem Beschwörer, oder einer weisen Frau, wo ihre erste Frage ist: wie bald Ihr sterben werdet? Die nächste, ob ihr Freund sie liebt? Darnach, ob sie einen neuen Freund bekommen werde? Wie viele sie noch haben wird? Welcher aus ihrer Familie am besten zum Kuppler taugt? Die Antworten hierauf notirt sie sich und glaubt mehr daran als an die Schrift. Oder, sie studirt die Kunst wohl selber.

Morose. Mein sehr werther Herr, seid Ihr fertig? Habt Ihr Eure Lust an mir gebüßt? Ich will mir diese Dinge überlegen.

Gutwitz. Ja, Sir, und hierauf kommt sie von Hitze und Schweiß dampfend nach Hause, weil sie zu Fuß gegangen ist, und kommt dann in Wochen mit einem neuen Gesicht, das ganz aus Oel und Vogelleim besteht; in Eselsmilch verjüngt sie sich, und ist durch eine neue Schminke endlich vollkommen hergestellt. Nun Gott befohlen. Noch eins, was ich beinahe vergessen hätte: diejenige, mit der Ihr Euch verheirathen wollt, kann vielleicht auch ihre Jungfrauschaft schon in der Vorhand ausgespielt haben, wie kluge Wittwen ihr Vermögen, ehe sie heirathen, irgend einem Freunde anvertrauen; wer kann das wissen? Oder wenn sie es nicht schon gethan hat, so kann sie es noch am Hochzeitstage thun, oder den Abend vorher, und Euch im voraus zum Hahnrei machen. Man hat dergleichen schon in der Welt gehört. Ein solches Ding ist nichts Unmögliches, Sir. Gott befohlen, ich bin so frei, Euch das Seil als ein Andenken hier zu lassen. Lebe wohl, Stumm!

er geht. das Horn wird wieder geblasen.

Morose. Komm, bringe mich in meine Kammer, aber erst verschließe die Thür. O, verschließ die Thür! verschließ die Thür! Ist er wieder gekommen?

Bartschneider, *tritt herein.* Ich bin es, Sir, Euer Barbier.

Morose. O Bartschneider, Bartschneider, Bartschneider! Hier ist ein Schneiderhals bei mir gewesen! Hilf mir in mein Bett, und gib Arznei und Rath. *sie gehn ab.*

Dritte Scene.

Zimmer bei Sir Dohle.

Dohle, Clerimont, Dauphine, Epicoene.

Dohle. Nein, wenn sie nicht will, so mag sie sich weigern, es ist ihr eigner Schaden: mich kann es nicht kümmern. Man wird sie aber nicht alle Tage zu solchen Festen oder Gästen bitten.

Clerimont. O, sie wird sich gewiß nicht weigern: *heimlich zu Epicoene.* — nämlich zu Hause zu bleiben, wenn Ihr Eure Ehre liebt. Wahrlich, Ihr seid nur dort eingeladen, um gesehen zu werden, damit die Damen des Kollegiums und ihre Schatten über Euch lachen können. Dieser Trompeter hat Euch ausgeboten.

Dauphine *beiseit zu Epicoene.* Ihr sollt nicht hingehn, man soll statt über Euch, über ihn lachen, daß er Euch nicht mitbringt, ja daß er dann seine natürlichen Narrenstreiche ex tempore machen und laut schwatzen muß, um die Gesellschaft zufrieden zu stellen.

Clerimont. Er wird Verdacht schöpfen, wir müssen laut reden. — Ich bitte, Mistreß Epicoene, zeigt uns die Verse, wir haben die Erlaubniß des

mal Stellen in Ben. Jonsons Schauspielen aufstoßen die er auf Shakspeare deuten muß. Dies thaten seit Rowe alle Kommentatoren Shakspears, am meisten, und zu oft Malone und Steevens, denn sie fanden Anspielungen, bittre und hämische, selbst in den harmlosesten Ausdrücken oder Einfällen. Die verwandelten ihre Erläuterung in eine Anklage des Ben. Jonson; und Gifford, der neuste und gelehrte Herausgeber des letztern Dichters, nimmt nun wieder die Sache des Jonson nicht nur als Advokat, sondern selbst als Sophist auf, und läugnet jeden Zwiespalt zwischen diesen Autoren, ja ist, aus Vorliebe eines Editors, eher geneigt, dem Shakspeare die Schuld zuzuwälzen. So meinte denn Malone, hier sei wieder Shakspear gemeint, worüber Gifford in seinem Jonson auf seine gewöhnliche Art zürnt. Daß Jonson den Daniel lächerlich macht, läßt sich in seinen Werken nachweisen, er findet ihn flach und seicht. Die Stelle lautet im Original: or, so she may censure poets, and authors, and styles, and compare them; Daniel with Spenser, Jonson with the other youth, and so forth. — Im Jahre 1609, in welchem das stille Frauenzimmer gespielt wurde, war Jonson im 36sten und Shakspear in seinem 46sten Jahre: mit welchem Sinne, sagt Gifford, kann man einen Mann dieses Alters youth, Jüngling, jungen Mann, nennen? Er nimmt daher an, Jonson habe etwa den Marston hier im Sinne gehabt. Hätte youth hier die gewöhnliche Bedeutung, so könnte weder Streit noch Argwohn statt finden, und es könnte nur sonderbar scheinen daß Jonsou, der das reife Alter schon erlangt hatte, sich selber youth nennt. Da aber alle Lexica und Glossare bisher höchst unvollständig sind, so hat weder Dr. Johnson noch Nares bemerkt, daß youth auch eine Zeitlang eine Nebenbedeutung hatte, um Geringschätzung, Verachtung auszudrücken. Diese Nüance des Wortes entstand wohl aus jener Zeit und erlosch bald wieder. In Rollo, von Fletcher, als der Koch, Kellermeister, und andre die nicht mehr jung sind, zur Hinrichtung ausgeführt werden, (A. III. Sc. II.) sagen die Jungen, die zuschauen: Are these the youth? Und der Koch (der in einer früheren Scene father genannt wird) antwortet: These are the youths you look for. — Am deutlichsten aber ergiebt sich diese Bedeutung aus Ben Jonson selber, und es ist zu verwundern, daß sie Gifford dort, im Bartholomäus-Jahrmarkt, übersehen hat. Dieses vortreffliche Stück (1614 gespielt) hat eine satyrische Einleitung, wie sie Janson liebte. Ein alter Bühnen-Unternehmer, der schon 1588 und früher, zu Tarltons Zeiten, hat Schauspiele aufführen lassen, tadelt den Dichter im Voraus, und nimmt die Possen und Seltsamkeit der alten Zeit in Schutz: der Souffleur tritt unwillig auf, und verjagt den alten Schwätzer, indem er sagt: Away, rogue, it's come to a fine degree in these spectacles, when such a youth as you pretend to a judgment. — In unserm Text geht der Ausdruck darum auch wohl auf Daniel zurück (the other youth), und soll nicht Jonson bezeichnen. — Uebrigens verglichen die kritischen Kämpfer jener Tage häufig Jonson und Shakspear, und in den Schulen, die sich bildeten, war der Streit, wer der vorzüglichere sei.

Sir John Dohle; verbergt nicht Eures Dieners Verdienst, so wie Eure eigne Verherrlichung.

Epicoene. Sie werden zur Verherrlichung meines Dieners ausschlagen, wenn er seine Erlaubniß so schnell gegeben hat.

Dauphine. Zur Verherrlichung seiner Eitelkeit.

Dohle. Zeigt sie, zeigt sie nur, Mistreß, ich darf mich dazu bekennen.

Epicoene. Nun urtheilt selbst über die Verherrlichung.

Dohle. Ja, ich will sie noch dazu selber vorlesen, ein Autor muß seine eigenen Werke recitiren. Es ist ein Madrigal auf die Bescheidenheit.

Schön und bescheiden, schön und gut sind nah
Nachbarn ja —

Dauphine. Sehr gut.

Clerimont. Nicht wahr?

Dohle.

Kein' edle Tugend war jemals allein,
Zwei im Verein.

Dauphine. Unvergleichlich!

Clerimont. Diese Stelle noch einmal, ich bitte Sir John.

Dauphine. Es ist was ungemeines von Witz und Erfindung darin.

Clerimont. Still!

Dohle.

Kein' edle Tugend war jemals allein,
Zwei im Verein.
Drum wenn ich will Bescheidenheit erheben,
Muß Schönheit leben.
Schönheit, Bescheidenheit zusammen erhoben
Heißt dich nur loben.

Dauphine. Vortrefflich!

Clerimont. Wie es klingt und am Ende zusammen klappt! Himmlisch!

Dauphine. Ja, ja, es ist Seneca.

Clerimont. Nein, ich meine, es ist Plutarch.

Dohle. Schade was um Plutarch und Seneca, ich hasse das; dies sind, bei diesem Lichte, meine eignen Erfindungen. Mich wundert, wie diese Menschen in solchem Ansehen bei gebildeten Leuten stehn.

Clerimont. Sie sind sehr achtungswürdige Schriftsteller.

Dohle. Achtungswürdige Esel! pure Versuche! Etliche unzusammenhängende Sentenzen, das ist alles! Man könnte seine ganze Lebenszeit hindurch so sprechen, in jeder Stunde spreche ich eben so gute Dinge, wie einer von ihnen, wenn man sie nur sammeln und bemerken wollte.

Dauphine. Wahrhaftig, Sir John?

Clerimont. Er muß wohl, da er mit den Witzigen lebt, und außerdem noch mit den Beau's.

Dauphine. Ja, und obenein der Präsident von ihnen ist.

Dohle. Da ist der Aristoteles, ein Bursche, der mit nichts als Gemeinplätzen zu thun hat, Plato, ein Schwätzer, Thucydides und Livius, langweilig und trocken, Tacitus, nichts als Knoten, mitunter der Mühe werth, sie aufzulösen, aber nur selten.

Clerimont. Was haltet Ihr von den Poeten, Sir John?

Dohle. Nicht werth, daß man sie Schriftsteller nennt, Homer, ein alter, langweiliger, umständlicher Esel, spricht von Gerbern und von Ochsenrücken, Virgil, vom Düngen und von Bienen, Horaz, was weiß ich wovon.

Clerimont. Das denk' ich auch.

Dohle. Und eben so, Pindarus, Lycophron, Anacreon, Catullus, Seneca, der Tragödienschreiber, Lucian, Propertius Tibullus, Martial, Juvenal, Ausonius, Statius, Politian, Valerius Flaccus, und die übrigen —

Clerimont. Welch' ein Sackvoll Namen steht ihm zu Gebote!

Dauphine. Und wie er ihn ausschüttet! Politian mit Valerius Flaccus!

Clerimont. Wurde nicht sein Charakter richtig geschildert?

Dauphine. So sehr es nur möglich war.

Dohle. Und Persius, ein verdrüßlicher Narr, nicht auszustehn!

Dauphine. Welche laßt Ihr denn nun für Schriftsteller gelten, Sir John?

Dohle. Syntagma juris civilis, Corpus juris civilis, Corpus juris canonici, des Königs von Spanien Bibel.

Dauphine. Ist des Königs von Spanien Bibel ein Schriftsteller?

Dohle. Ja und Syntagma.

Dauphine. Was war denn der Syntagma, Sir?

Dohle. Ein Rechtsgelehrter, ein Spanier.

Dauphine. Freilich, und Corpus war ein Holländer.

Clerimont. Ja, beide Corpusse, ich habe sie gekannt, sie waren sehr korpulente Schriftsteller.

Dohle. Und dann ist noch Vatablus, Pomponatius, Symancha; die übrigen verdienen nicht, daß ein Gelehrter nur an sie denkt.

Dauphine. Bei Gott, Ihr habt einen sehr gelehrten Diener, Lady, beiseit in Titeln.

Clerimont. Mich wundert nur, daß ihn die Regierung nicht als Rath beruft.

Dauphine. Er ist ganz außerordentlich.

Clerimont. Aber ordentlich gesprochen, dem Staat fehlt es, die Wahrheit zu sagen, an solchen Leuten.

Dauphine. Es wird sich schon noch finden.

Clerimont. Ich wundre mich, wie sich eine Dame bei den Vorzügen eines solchen Dieners so still verhalten kann.

Dohle. Das ist ihre Tugend, Sir. Ich habe auch etwas über ihr Schweigen geschrieben.

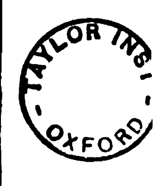
Dauphine. In Versen, Sir John?

Clerimont. Wie anders?

Dauphine. Wie könnt Ihr aber das rechtfertigen, daß Ihr selber ein Poet seid und doch die alten Poeten so verachtet?

Dohle. Nicht jedermann der Verse schreibt, ist darum ein Poet; Ihr kennt ja Witzige, die in Versen schreiben und darum doch keine Poeten sind; Poeten sind nur, die davon leben, jene armseligen Gesellen, die davon leben.

Dauphine. Wie? möchtet Ihr nicht durch Eure Verse leben, Sir John?



Clerimont. Nein, das wäre Schade um ihn. Ein Ritter durch seine Verse leben! Ich hoffe nicht, daß er sie zu dem Endzweck machte.

Dauphine. Und doch lebt der edle Sidney durch die seinigen, und die edle Familie schämt sich dessen nicht.

Clerimont. Er bekennt sich aber auch dazu, doch Sir John Dohle hat mehr Rücksichten: er wird durch dergleichen nicht seinen Ansprüchen auf das Staatsruder in den Weg treten. Meint Ihr, daß er so unvorsichtig seyn sollte? Eure Verse, guter Sir John, sind keine Gedichte.

Dohle.
Beim Weibe Schweigen ist wie Sprach' am Mann,
Läugn' es, wer kann!

Dauphine. Ich nicht, wahrlich nicht. Aber Euren Grund, Sir.

Dohle.
Auch ist es klar,
Daß weiblich Laster Männer-Tugend war,
Und männlich Laster Weiber-Tugend sei;
Bald seht Ihr's frei
Sich wachsend zeigen,
Ich weiß zu sprechen, stille sie zu schweigen.
Habt Ihr mich begriffen?

Dauphine. Nein, wahrlich nicht, was meint Ihr mit wachsend zeigen, Sir John?

Dohle. Dieses Wachsend ist, wenn ich ihr wegen der gewöhnlichen menschlichen Ursach den Hof mache, und sie nichts sagt, doch consentire videtur, und sich zu ihrer Zeit gravida befindet.

Dauphine. So ist es ja eine Ballade auf die Fortflanzung.

Clerimont. Nein, Ihr irrt, ein Madrigal auf die Fortpflanzung.

Epicoene. Diener, gebt mir meine Verse wieder.

Dohle. Wenn Ihr sie laut fodert, sollt Ihr sie wieder haben.

Clerimont. Da kommt Gutwitz wieder.

Vierte Scene.

Gutwitz, die Vorigen.

Clerimont. Wo, in dem Namen der Tollheit bist Du denn gewesen, so mit Deinem Horne ausgerüstet?

Gutwitz. An einem Ort, wo der Ton desselben Eure Sinne mit Entzücken erfüllt hätte, wär't Ihr nahe genug gewesen, zu hören. Dauphine, fall nieder und bete mich an, ich habe Deinen Untergang abgewandt, Bursche, ich bin bei Deinem tugendhaften Onkel gewesen und habe die Parthie in die Luft gesprengt.

Dauphine. Ich hoffe, es ist nicht so.

Gutwitz. Nein wahrlich, es ist, und wenn Du anders hofftest, so sollte es mich reuen. Dieses Horn verschaffte mir den Eingang, küss' es. Ich wußte keinen andern Weg zu ihm zu kommen, als mich für einen Kurier auszugeben, da ich aber einmal drinn war, zeigte ich mich anders, und nun wäre er gern ein Kurier geworden, denn ich ließ mich in meiner Kur nicht stören, sondern donnerte ihm alle Widerwärtigkeiten eines Weibes und alles Elend einer Heirath in die Ohren. Hat jemals Gorgone die Gestalt eines Weibes gehabt, so hat er sie in meiner Beschreibung gesehn. Dieses Gelüst hab' ich ihm auf immer vertrieben. — Warum freut Ihr Euch nicht, warum verehrt Ihr mich nicht, Freunde? Warum seid Ihr stumm? Seid Ihr blödsinnig? Ihr verdient meine Wohlthaten nicht.

Dauphine. Sagte ich es Euch nicht? O Unglück! —

Clerimont. Ich wollte, Ihr hättet diese Wohlthaten anderswo angebracht.

Gutwitz. Wie so?

Clerimont. Ei was, Ihr habt das unbesonnenste, leichtsinnigste, armseligste Ding gethan, das sich nur jemals ein Mensch gegen seinen Freund erlauben konnte.

Dauphine. Freund! Wenn mein boshaftester Feind darauf gesonnen hätte, mich zu beleidigen, so hätte er nichts schlimmers thun können.

Gutwitz. Aber um Gottes willen, wie das? Kommt doch zu Euch selber!

Dauphine. Nun, ich sagte, daß es so kommen würde.

Clerimont. Wäre doch meine Lippen auf einander gekittet gewesen, als ich davon sprach! Sagt uns, was Euch bewog, so unbesonnen zu seyn?

Gutwitz. Lieben Herren, nehmt nicht diese seltsamen Gesichter an, mir meine Freundschaft zu vergelten, nehmt Eure Masken herunter. Wollt Ihr mir meine Bemühung, die Euch glücklich macht, auf diese Art danken?

Dauphine. Beim Himmel! Ihr habt mich unglücklich gemacht. Das, woran ich seit vier Monaten arbeitete, um es nach und nach zur Reife zu bringen, habt Ihr in einer Minute vernichtet. Nun doch, alles verloren ist, kann ich sprechen. Diese Dame ward hier auf meine Veranlassung eingemiethet, und um meinen Oheim zu gewinnen, hat sie zu meinem Besten dieses hartnäckige Stillschweigen angenommen, da sie meine aufrichtige Freundin ist; für ein solches Glück ihn zu heirathen, hätte sie mir dann sehr annehmliche Bedingungen ausgemacht, und alle diese meine Hoffnungen sind nun durch diesen unglücklichen Vorfall zu Grunde gegangen.

Clerimont. So geht es, wenn man in der Unwissenheit geschäftig ist, Dienste erzeigen will und es doch nicht anzufangen weiß. Welch ein dienstfertiger Teufel hat Euch denn besessen! Niemals habt Ihr was Abgeschmackteres in Eurem Leben gethan, nie habt Ihr so Freundschaft und Wohlwollen verletzt.

Dauphine. Ihr mögt ihm nur am ersten verzeihn, denn Ihr seid am meisten Schuld.

Clerimont. Ich weiß es und bereue es genug.

Bartschneider kommt.

Dauphine. Nun, Bartschneider, was giebt es Neues?

Bartschneider. Die beste, die glücklichste Neuigkeit von der Welt. Da ist ein toller Herr heut Morgen bei Eurem Onkel gewesen, (mir däucht, es ist der Herr da) der ihn fast damit von

Sinnen brachte, daß er ihm seine Heirath fürchterlich gemacht hat —

Dauphine. Weiter, ich bitte Dich.

Bartschneider. Und Euer Onkel, Sir, steht nun in der Meinung, daß dies auf Eure Veranlassung geschehn sei, deswegen will er sogleich die bewußte Parthie in Augenschein nehmen, und wenn sie ihm gefällt, und sie eine solche Neigung zur Stummheit zeigt, wie ich ihm erzählt habe, so schwört er, daß er sie noch heut heirathen will, noch in dieser Stunde, und keine Minute länger zögern.

Dauphine. Vortrefflich! über alle Erwartung!

Gutwitz. Ueber alle Erwartung? Bei meiner Seele, ich wußte, daß es so kommen mußte.

Dauphine. Nun so vergieb mir, lieber Gutwitz.

Gutwitz. Nein, ich war in der Unwissenheit dienstfertig, das ist nun das unbesonnenste, leichtsinnigste und armseligste Ding.

Clerimont. Willst Du das jetzt Deinem Verdienste zuschreiben, was bloßes Glück ist?

Gutwitz. Glück? meine Klugheit! Glück ist mit keinem Finger in diesem Spiele. Ich sah, daß es nothwendigerweise so ausfallen mußte, in dergleichen Dingen irrt sich mein Genius niemals. Zeigt mir nur, wie es anders hätte kommen können.

Dauphine. Nein, lieben Freunde, zankt nicht, es ist nun alles gut.

Gutwitz. Nun mag er mir nur mit seinem Unbesonnen und Leichtsinnig kommen, und wie er es sonst noch nannte.

Clerimont. Wie heftig Du Dich nun rechtfertigst, da der Ausgang Dich klüger macht, als Du es selber wolltest.

Gutwitz. Ausgang! bei diesem Licht, Du wirst mich nie dahin überreden, ich sah den Ausgang so genau vorher wie die Sterne selbst.

Dauphine. Nun, lieben Freunde, es ist jetzt alles gut, unterhaltet Ihr beiden jetzt Sir John Dohle, indeß ich sie mit meinen Unterweisungen fortschicke.

Gutwitz. Mit Eurer Erlaubniß, ich will ihr erst vorgestellt seyn.

Clerimont. Herr Gutwitz, Lady, unser Freund.

Gutwitz. Es thut mir leid, Lady, daß ich Euch nicht eher gekannt habe, um diese seltne Tugend des Schweigens zu preisen.

Dauphine, Epicoene und Bartschneider gehn ab.

Clerimont. Wärt Ihr eher gekommen, so hättet Ihr ihren Preis sehen und hören können, in Sir John Dohle's Madrigalen.

Gutwitz. Hans Dohle, guten Tag, wann saht Ihr La Foole?

Dohle. Seit gestern Abend nicht, Herr Gutwitz.

Gutwitz. Das ist ein Wunder! Ich dachte Ihr beiden wär't unzertrennlich.

Dohle. Er ist jetzt aus, seine Gäste zu bitten.

Gutwitz. Ei, der Tausend, das ist wahr! Welch ein schlechtes Gedächtniß habe ich gegen den Mann! ich bin einer davon; er begegnete mir eben auf seinem nieblichen schwarzen Pferde, das ganz heiß geritten war, er sprengte von Ort zu Ort, von Mann zu Mann, um ihnen das Wort zu geben —

Clerimont. Damit sie es nicht vergessen?

Gutwitz. Ja wohl. Kein armseliger Kapitän gab sich jemals bei einer Musterung so viele Mühe, Soldaten auf den Platz zu bringen, als er sich bei einer Mahlzeit ängstigt, Freunde auf den Platz zu bringen.

Dohle. Es ist sein Quartalfest, Sir.

Clerimont. Sagt Ihr so, Sir John?

Gutwitz. Nun, Hans Dohle wird unter seinen besten Freunden nicht sein Talent des Witzes unterdrücken. Wo ist denn seine Gebieterin, um ihn zu hören und zu bewundern? Ist sie fortgegangen?

Dohle. Ist Mistreß Epicoene fortgegangen?

Clerimont. Mit Sir Dauphine, wie ich wette, nach dem Platze vorangegangen.

Gutwitz. Vorangegangen! Das wäre eine offenbare Beleidigung, eine ausgemachte Kränkung! Ihn bei einer solchen Feierlichkeit auszuschlagen, da er ein Beau ist und ein Witziger oben ein?

Clerimont. Nur ruhig, er wird es wie Rohm hinunterschlucken, er ist zu gut in jure civili belesen, als daß er irgend was für ein Unglück halten sollte, was ihm von seiner Gebieterin widerfährt.

Dohle. Nein, mag sie doch laufen, sie soll allein sitzen und eine ganze Woche hindurch auf ihrem Zimmer stumm seyn. John Dohle wird sie nicht hindern, ich steh' ihr dafür. Mich schlägt sie aus?

Clerimont. Nein, Sir, nehmt es nicht so zu Herzen, sie schlägt Euch nicht aus, sondern sie vernachlässigt Euch nur ein wenig. Wahrlich, Gutwitz, Ihr verdient Tadel, daß Ihr es ihm in den Kopf setzt, als wenn sie ihn ausschlüge.

Gutwitz. Handgreiflich schlägt sie ihn aus, Ihr mögt es auch noch so zärtlich nehmen. Wär' ich an seiner Stelle, ich würde schwören, dafür den ganzen Tag kein Wort mit ihr zu sprechen.

Dohle. Bei diesem Lichte, ich will es nicht.

Gutwitz. Oder mit irgend einem andern Menschen.

Dohle. Nein, dieses Gelübde will ich doch nicht thun.

Clerimont. Es wäre ein außerordentliches Glück für die Gesellschaft gewesen, wenn Ihr ihn so weit gebracht hättet.

Dohle. Ich will recht melankolisch seyn, wahrhaftig!

Clerimont. Wie ein Hund, wär' ich an Eurer Stelle, Sir John.

Gutwitz. Oder wie eine Schnecke, oder eine Schweinslaus, wahrhaftig, ich würde mich heut in mich zusammenrollen, daß mich keiner sollte auswickeln können.

Dohle. Bei diesem Zahnstocher, das will ich.

Clerimont. So ist es recht; er fängt schon an, mit seinen Zähnen böse zu thun.

Dohle. Wollen wir gehn, meine Freunde?

Clerimont. Nein, Ihr müßt allein gehn, Sir John, wenn Ihr recht melankolisch seid.

Gutwitz. Ja, Sir, wir hetzen Euch nach, ich meine, wir gehn wie Hunde hinter Euch. Dohle ab.

Clerimont. Gab es jemals zwei solche Ellen von Ritterschaft, die die Zeit ausmißt, um sie dem Gelächter zu verkaufen?

Gutwitz. Nichts als ein schwatzender Maulwurf, zum Henker mit ihm! Kein Pilz war jemals so frisch aufgeschossen. Ein Narr, der so gar nichts ist, daß er nicht weiß, was er seyn möchte.

Clerimont. Wir wollen ihm folgen, aber erst laß uns zu Dauphine gehn, der bei dem Hause lauert und auf Nachricht wartet.

Gutwitz. Komm. Gehn ab.

Fünfte Scene.

Zimmer bei Morose.

Morose, Epicoene, Bartschneider, Stumm.

Morose. Willkommen, Bartschneider; komm näher mit Deiner schönen Begleitung, und flüstre ihr die Bitte ins Ohr, daß sie die Maske abnehmen möge. (—) So. Ist die Thür verschlossen? (—) Genug. Nun, Bartschneider, will ich mit Dir auf die nämliche Weise sprechen, wie ich es in meiner Haushaltung eingeführt habe. Wie ich merke, Bartschneider, so ist jenes Frauenzimmer die nämliche, die Du mir besorgt hast, und in der Hoffnung hieher gebracht, um bei mir die Stelle und Person einer Gemahlin zu vertreten? Antworte mir nicht, nur mit dem Bein, es müßte sich denn anders verhalten. (—) Sehr gut gemacht, Bartschneider. Ich glaube außerdem, Bartschneider, Du hast Dich in Ansehung ihrer Geburt, Erziehung und Eigenschaften vorher unterrichtet, sonst würdest Du sie mir nicht in einer so hochwichtigen Sache auserwählt haben, als es die Ehe ist. (—) Dieses ist mein Glaube, Bartschneider, antworte nicht, als mit dem Beine, es müßte sich denn anders verhalten. (—) Sehr gut, Bartschneider. Jetzt begiebt Dich ein wenig von ihr weg, damit ich untersuchen möge, in wie ferne sie für meine Neigungen paßt. — Sie ist außerordentlich schön und von einer besonders angenehmen Gestalt, eine liebliche Vereinigung und Harmonie aller Glieder, die Temperatur ihrer Schönheit hat gerade den rechten Einklang mit meinem Blute. Der Kerl hat im Aeußern gar außerordentlich mein Gemüth errathen; nun will ich auch ihr Innres auf die Probe stellen. Kommt näher, schöne Dame, möge Euch mein Betragen nicht unhöflich erscheinen, obgleich es Euch wohl, da es etwas seltenes ist, fremde vorkommen mag. (—) Nein, Lady, Ihr mögt sprechen, obgleich Bartschneider und mein Bedienter nicht sprechen dürfen, von allen Tönen hat nur allein die süße Stimme einer schönen Dame gerade das rechte Maaß für meine Ohren. Ich bitte Euch, Lady, sagt, aus dem ersten Feuer der sich treffenden Augen (wie ich gehört habe) wird die Liebe erzeugt, fühlt Ihr wohl eine solche Entzündung in Euch hervorgebracht, von irgend etwas, das Ihr an mir seht? Wie, Lady? (—) Ach, Lady, diese Eure Antworten, in stummen Verbeugungen, beugen mich nur und sind mir nicht erfreulich. Ich bin beim Hofe auferzogen, und diejenige, die meine Gemahlin seyn soll, muß mit höfischen und in die Augen fallenden Gaben ausgeziert seyn. Könnt Ihr sprechen, Lady?

Epicoene, ganz leise. Urtheilt selbst.

Morose. Was sagt Ihr, Lady? Sprecht laut, ich bitte darum.

Epicoene. Urtheilt selbst.

Morose. Nach meinem Urtheil eine himmlische Zartheit! Könnt Ihr aber, Lady, da ich es bei jenen durch Belehrung und Mühe künstlich dahin bringe Euch auch in so fern meinem Urtheil unterwerfen, und (ohne Euch an Eurer Zunge zu ergötzen, welches sonst der Weiber hauptsächlichstes Vergnügen ist) es für angenehm halten, mir nur durch stumme Geberden zu antworten, so lange meine Reden mit demjenigen, was Ihr meint, übereintreffen? (—) Herrlich! Göttlich! O wenn sie dies durchführen könnte! Sei ruhig, Bartschneider, Du bist auf immer glücklich, wie Du mich glücklich gemacht hast, wenn diese Seligkeit fort dauert. Ich will sie noch ferner auf die Probe stellen. Theure Lady, ich bin verwöhnt und meine Ohren müssen beständig mit angenehmen und witzigen Unterhaltungen bewirthet werden, lustige Einfälle und neckische Possen muß diejenige überströmen, die meine Bettgenossin seyn will. Die Damen am Hofe halten es sowohl für ihren glänzenden Witz wie für ihren Werth ungeziemend, wenn sie keinen Mann finden, der ihnen den Hof macht; ist nun ein verliebtes Gespräch auf die Bahn gebracht, so lassen sie es nicht sobald ausgehn; seid Ihr nun allein von ihnen allen so verschieden, daß das, wonach sie mit so vieler Mühe streben, nähmlich gelehrt, verständig, witzig und scharfsinnig zu scheinen, daß Ihr alles das in Stillschweigen begraben könnt, und lieber Eure Vorzüge in dem schönen Bewußtseyn Eurer Tugend setzen, als sie der Welt und den Menschen bekannt zu machen?

Epicoene. Es sollte mir leid thun, wenn es anders wäre.

Morose. Was sagt Ihr, Lady? Liebe Lady, sprecht laut.

Epicoene. Es sollte mir leid thun, wenn es anders wäre.

Morose. Dieses Leid thun erfüllt mich mit Entzücken! O Morose, Du bist vor allen Menschenkindern glücklich! Gieb Dir Mühe, daß Du Dich mäßigen mögest. Nur noch eins will ich versuchen, und es soll die schlimmste und gefährlichste Probe ihres Geschlechts seyn. Hört mich an, schöne Lady; ich liebe es sehr, daß diejenige, die meine Gattin werde, die erste und vorzüglichste in allen Moden sei, daß sie allen Hofdamen vierzehn Tage voraus ist, daß sie ihren Schneider habe, ihre Leinenkrämer, ihre Bandhändlerinnen, ihre Stickerinnen, und wohl zweimal des Tages mit diesen über die Französischen Moden rathschlage, und daß sie dann eben so mannichfaltig wie die Natur hervortrete, ja noch mannichfaltiger, und durch die Hülfe der Kunst, ihrer dienenden Nebenbuhlerin, noch reizender. Das ist es, was ich liebe. Und wie wollt Ihr, Lady, mit dieser geringen Redseligkeit im Stande seyn, die vielfältigen aber nothwendigen Anweisungen zu geben für diese Schnürbrüste, jene Armbänder, für diesen Besatz, wegen jener Façon, dieses Zuschnitts, jener Stickerei, dieser Art zu schnüren, jener Kanten, Knoten, Kragen, Rosen, Gürtel, Fächer, Schärpe und Handschuhe? Nun, was sagt Ihr, Lady?

Epicoene. Das will ich Euch überlassen Sir.

Morose. Wie, Lady, ich bitte, eine Note höher.

Epicoene. Ich will es der Weisheit und Euch überlassen, Sir.

Morose. Bewunderswürdige Kreatur! Ich will Euch nicht weiter beunruhigen, ich will mich an einer so süßen Unschuld nicht ferner versündigen. Vergönnt mir jetzt die Freiheit, auf diese göttlichen Lippen das Siegel zu drücken, daß ihr die meinige seid. Bartschneider, ich gebe Dir Dein Haus frei, danke mir nicht anders, als mit dem Beine. (—) Bartschneider schüttelt den Kopf. Ich weiß, was Du sagen willst, sie ist arm und ihre Verwandten sind ihr gestorben: in ihrem Stillschweigen, Bartschneider, besitzt sie eine unermeßliche Mitgift, und was ihre Armuth betrifft, so wird sie um so liebevoller und gehorsamer seyn, Bartschneider. Geh und schaff mir augenblicklich einen Pfarrer, mit einer sanften, leisen Stimme, um uns zu verheirathen, und bitte ihn, daß er nicht umständlich sei, sondern so kurz als möglich; nun gehe aber ganz sacht, Bartschneider. Bartschneider geht ab. Du da, führe Deine Gebieterin in den Eßsaal, denn jetzt ist sie Deine Gebieterin. Stumm führt Epicoene ab. O Du meine Glückseligkeit! Wie will ich mich an meinem unverschämten Vetter und seinen Kabalen rächen, mich vom Heirathen abzuschrecken! Diese Nacht will ich mir einen Erben zeugen und ihn gänzlich aus meinem Blute verstoßen, als wenn er ein Fremder wäre. Er wollte Ritter werden, wahrlich, und dachte mich dadurch zu beherrschen, vermittelst seines Titels: nein, Vetter, nun mögt ihr mir Briefe und Empfehlungen von Lords und Lady's bringen, und es soll Euch nichts helfen, Vetter. Eure Ritterschaft soll selbst vor mir auf den Knieen liegen und doch nicht erhört werden; sie soll wegen der Schulden für Lebensmittel verklagt, verdammt und doch nicht verbürgt werden; seine Ritterschaft soll während der Zeit des Prozesses an einem zwölf Pfennigstisch zum Betrüger werden, und von einem Termin zum andern die Wirthin mit Erzählungen aufhalten; oder es soll seiner Ritterschaft noch übler gehn, sie soll ihre Zuflucht in Coleharbor (*) suchen und fasten. Alle seine Freunde soll er mit Borgbriefen in Furcht setzen, und wenn seine Ritterschaft von einem aus achtzigen zehn Schillinge herausgebracht hat, so soll sie sich nach den Kranichen, oder nach dem Bären zu Bridgfoot begeben und sich in aller Furcht betrinken; er soll nicht so viel Geld haben, eine Wirthshaus-Rechnung zu bezahlen, seine alten Gläubiger einzuladen, mit seiner Ritterschaft Geduld zu haben, oder neue, die es darauf wagen möchten, seiner Ritterschaft zu trauen. In seiner Schuldverschreibung soll er alte Töpfe als die hauptsächlichsten Artikel annehmen müssen, und die sollen seiner Ritterschaft nicht so viel Geld einbringen, daß er eines Bäckers Wittwe, die mit hausbacknem Brode handelt, damit in Versuchung führen kann. Seine Ritterschaft soll sich als Aushelfer von allen liederlichen Bürgerweibern brauchen lassen, und von einem Tanzmeister, oder dem geringsten Possenmacher in der Stadt verdrängt werden. Es soll ihm die Hoffnung fehlschlagen, sich durch Konstantinopel (*), Irrland oder Virginien wieder aufzuhelfen; das letzte und größte Glück seiner Ritterschaft mag dann seyn, Dortchen Lakenreißer, oder Kätchen Allgemein zur Lady zu machen, und auf diese Weise mag seine Ritterschaft dann was zu essen haben. geht ab.

(*) Coleharbor war ein altes Gebäude in der Nähe der Themse, der Graf von Shrewsbury ließ es abtragen und viele kleine Häuser an dessen Stelle erbauen, die wohl die Wohnungen von Müßigen, Abentheurern und Schuldnern wurden.

Sechste Scene.

(Straße bei Morose's Hause.)

Gutwitz, Dauphine, Clerimont.

Gutwitz. Bist Du gewiß, daß er nicht vorbeigegangen ist?

Dauphine. Nein, ich stand immer seitdem im Laden.

Clerimont. Er kann aber auf der andern Seite der Gasse hinunter gehn.

Dauphine. Nein, ich sagte ihm, daß ich auf dieser Seite warten würde, ich beschied ihn hieher.

Gutwitz. Welch ein Barbar ist er denn, so lange auszubleiben!

Dauphine. Da kommt er.

Clerimont. Und seine Gefährten nicht mit ihm, was ein gutes Zeichen ist Dauphine. Bartschneider kommt.

Dauphine. Nun, Bartschneider, gehts glücklich oder nicht?

Bartschneider. Ueber allen Glauben, Sir, omnia secunda, Ihr hättet es Euch gar nicht besser wünschen können; saltat senex, wie man im Sprichworte sagt, er triumphirt in seiner Glückseligkeit, er betet seine Geliebte an! Mein Haus hat er mir auch frei gemacht, und ich bin jetzt auf dem Wege nach einem stillen Pfarrer, sie zu verheirathen, und so ist alles gut.

Gutwitz. Nimm einen von den stummgemachten Pfarrern (**), ein eifernder Bruder würde ihn zu Tode priestern.

Bartschneider. Cum privilegio, Sir.

Dauphine. Nein, durchaus nicht, wir wollen jetzt nichts thun, die Sache zu hintertreiben, wenn aber alles zu Stande gebracht ist, so stehe ich bei jeder Erfindung, ihn zu martern, zu Euren Diensten.

Bartschneider. Vermöge meiner Geschicklichkeit soll in dieser halben Stunde alles vollendet seyn. Bringt in dieser Zeit so viel wie möglich zu Stande, bonis avibus. ab.

Clerimont. Wie der Schurke lateinisch spricht!

Gutwitz. Meine Herren, wenn es Euch gefällt, so soll der heutige Tag noch ein Spaß für alle unsre Nachkommenschaft seyn.

Clerimont. Verwünscht sei, wer dies nicht möchte. So sag' ich.

(*) Mancher Abentheurer unternahm diese Reisen, indem er ein Pfand umsetzte, das ihm diejenigen, die es annahmen, nach glücklich vollbrachter Reise vier, fünf, wohl zehnmal ersetzten, je nachdem die Entfernung weit, oder die Reise mit Gefahr verknüpft war.

(**) Viele Non-Conformistische Geistlichen waren im Jahr 1604 ihrer Stelle entsetzt worden.

Dauphine. Ich ebenfalls. Aber was soll geschehen?

Gutwitz. Die ganze Gesellschaft des Amorous, seinen ganzen Schmaus dorthin zu bringen, um heut dort die Hochzeit zu begehn.

Dauphine. Herrlich! Aber wie soll das ausgerichtet werden?

Gutwitz. Ich nehme es auf mich, alle die eingeladenen Damen dorthin zu bringen, und so muß uns die Mahlzeit folgen.

Clerimont. Um Himmelswillen, laßt uns das ins Werk richten, so mancherlei verschiedene Getöse werden eine herrliche Komödie von Kränkung hervorbringen.

Dauphine. Aber meinst Du nicht, daß sie sich schon am andern Orte eingefunden haben?

Gutwitz. Für die Kollegen-Damen will ich stehn: eins von ihren Gesichtern hat noch nicht völlig die Frühlingsfarben aufgelegt, und das andre noch nicht die Weichheit und Zartheit fertig gemacht.

Clerimont. Aber zu einem Feste werden sie früher als gewöhnlich aufstehn.

Gutwitz. Am besten ist, wir gehn hin uns selbst zu überzeugen.

Clerimont. Wer weiß das Haus?

Gutwitz. Ich will Euch hinführen; war't Ihr niemals dort?

Dauphine. Ich nicht.

Clerimont. Ich auch nicht.

Gutwitz. Wo habt Ihr denn gelebt? Tom Otter nicht zu kennen!

Clerimont. Nun, wer ist er denn?

Gutwitz. Eine unvergleichliche Bestie, fast ein Ding mit Eurem Dohle oder Amorous, wenn er sie nicht noch übertrifft, dabei spricht er eben so viel Latein, als Euer Barbier: er ist seines Weibes Unterthan, er nennt sie Prinzeß und mit solchen Redensarten geht er ihr im Hause nach, Trepp auf und ab, wie ein Page, den Hut unterm Arm, theils der Hitze wegen, theils aus Ehrerbietung. In diesem Augenblicke führt er seinen Stier, Bären und sein Pferd auf.

Dauphine. Wer sind die, im Namen der Sphinx?

Gutwitz. Ei, er war zu seiner Zeit ein angesehener Mann beim Bärenhetzen und von diesem edlen Zeitvertreibe hat er seinen größten Trinkbechern diese witzigen Namen gegeben. Den einen nennt er seinen Stier, den zweiten seinen Bären, einen dritten sein Pferd. Außerdem hat er auch kleinere Gläser, die nennt er sein Roth-Wild und seinen Affen, unter diesen giebt es wieder verschiedene Grade, und ihm ist nie wohl, und er hält keine Unterhaltung für vollkommen, wenn diese nicht herausgebracht und auf den Tisch gesetzt werden.

Clerimont. Ums Himmels willen, das würden wir versäumen, wenn wir nicht gleich gingen.

Gutwitz. Er hat noch tausend andre Eigenschaften, die eben so gut sind und die ihn in mehr als eine Stunde in Thätigkeit setzen werden. Er schimpft auf sein Weib, mit gewissen Gemein-Plätzen, hinter ihrem Rücken, ihr im Gesichte aber —

Dauphine. Nichts mehr von ihm. Ich bitte Euch, laßt uns gehn und ihn sehn.

Dritter Akt.

(Zimmer bei Kapitain Otter.)

Erste Scene.

Kapitain Otter mit seinen Bechern, Mistreß Otter.

Otter. Nein, gute Prinzeß, hört nur pauca verba.

Mistreß Otter. Bei diesem Lichte, ich will Euch in Ketten legen lassen, mit Euren Stier-Hunden und Bären-Hunden, wenn Ihr nicht augenblicklich artiger werdet. Wahrhaftig, Ihr sollt im Hundeloche liegen. Das fehlte noch, daß Ihr mich mit Eurem Stiere, Bären und Pferde hetztet? Die Hofleute und Kollegen-Damen können niemals in unser Haus kommen, Ihr müßt eine Fastnacht anstellen! Ihr sollt mir da Eure Pfingsten-Sammt-Kappe aufsetzen und Euren Stab in die Hand nehmen, um sie zu unterhalten, ja wahrlich, das sollt Ihr!

Otter. Nicht also, Prinzeß, nicht also, sondern unter Züchtigung, süße Prinzeß, erlaubt gütigst — durch diese Dinge bin ich bei den Hofleuten bekannt, es wird Ihnen davon als von meinem Humor erzählt, so nehmen Sie's auch auf und erwarten es. Tom Otters Stier, Bär und Pferd, sind in ganz England bekannt, in rerum natura.

Mstrs. Otter. Ich will sie, bei Gott, nach Parisgarten naturen und Euch dazu, wenn Ihr sie noch einmal nennt. Ist ein Bär wohl ein Vieh darnach, oder ein Stier, um mit großen Damen in Gesellschaft zu kommen? Ueberlegt das mit Eurer eignen Bescheidenheit, wenn Ihr noch einiges feines Gefühl habt.

Otter. Das Pferd denn, gute Prinzeß.

Mstrs. Otter. Gut, mit dem Pferde bin ich's zufrieden; ich weiß, Sie lieben es, gut beritten zu seyn, ich liebe es selber.

Otter. Und es ist so ein liebliches, edles Pferd, Poetarum Pegasus. Unter Züchtigung, Prinzeß, Jupiter verwandelte sich selbst in einen — Taurus, oder Stier, unter Züchtigung, gute Prinzeß.

Es treten ein Gutwitz, Clerimont und Dauphine, und bleiben Anfangs im Hintergrunde.

Mstrs. Otter. Bei meiner reinen Unschuld, ich überliefere Euch den Aufsehern des Bärengartens, wenn Ihr noch ein einziges Wort sagt. Soll mein Haus, oder meine Wohnung mit dem Geruche von Bären oder Stieren verunsaubert werden, wenn ich es für vornehme Lady's wohlriechend mache! Verträgt sich dieses mit den Bedingungen, unter welchen ich Euch heirathete? daß ich Prinzeß seyn sollte, und in meinem Hause regieren; Ihr aber mein Unterthan seyn müßtet, und mir gehorchen? Was habt Ihr denn zu mir gebracht, daß Ihr so übermüthig seyn dürft? Bewillige ich Euch darum eine halbe Krone täglich, um sie nach Eurem Gefallen unter Euren Spielern zu verzehren, daß Ihr mich bei solchen Gelegenheiten quälen und peinigen sollt? Wer, ich bitte Euch, giebt Euch Euren Unterhalt? Wer unterhält Eure Pferde und Eure

Bedienten? Wer bewilligt Euch Eure drei Kleider des Jahrs? Eure vier Paar Strümpfe, ein seidnes, drei Paar wollene? Eure reine Wäsche, Eure Bänder und Krausen, wenn ich Euch dazu bringen kann, sie zu tragen? Ein Wunder, daß Ihr sie jetzt an habt. Wer schafft Euch Bekanntschaften mit Hofleuten und großen Charakteren, daß sie mit Euch aus ihren Kutschen sprechen und Euch in Eurem Hause besuchen? Hat Euch wohl ein Lord oder eine Lady mit Augen angesehn, bevor ich Euch heirathete, es müßte denn an den Oster- oder Pfingstfeiertagen geschehn seyn, und geschah es dann wohl anders, als aus den Fenstern des Saales, wenn sich Ned Whiting oder George Stone auf der Bühne befanden? (*)

Gutwitz. Um Gottes Willen, kommt, daß wir ihn aus ihren Händen erretten.

Mstrs. Otter. Hierauf antwortet. Und erhob ich Euch nicht zu mir, als Ihr in einem alten schmierigen, ledernen Koller stecktet, mit Resteln und grün sammtnen Armhängseln, durch welche die Ellenbogen guckten? Ihr vergeßt dies alles.

Gutwitz. Sie wird ihn zerreißen, wenn wir ihm nicht bei Zeiten zu Hülfe kommen.

sie treten vor.

Mstrs. Otter. Ah, hier sind einige Herren. Nun betragt Euch würdiglich und mit schicklicher Moralität, oder, ich schwör's Euch zu, ich will Euch Eure Pension entziehen.

Gutwitz. Mit Euer Erlaubniß, schöne Mistreß Otter, bin ich so dreist, diese Herren Eurer Bekanntschaft zu empfehlen.

Mstrs. Otter. Dergleichen wird keine Hindernisse oder Schwierigkeiten finden, werther Sir.

Gutwitz. Und was macht mein edler Kapitän? Ist der Stier, Bär und Pferd noch immer in rerum natura?

Otter. Sir, Sic visum superis.

Mstrs. Otter. Ihr geht darauf aus, einzuleiten. Fort, geht Eurer Wege und seht darnach, daß sie geröstet Brod und Butter für die Schnepfen zubereiten, das wird eine schickliche Provinz für Euch seyn. *treibt ihn hinaus.*

Clerimont. Mit welchem Tyrannen ist der arme Mann verheirathet!

Gutwitz. Der Spaß wird nachher seyn, wenn wir ihn losmachen.

Dauphine. Wagt er es denn, je zu sprechen?

Gutwitz. Kein Anabaptist hat noch jemals mit solcher Frechheit gelästert; aber ich bitte Euch, merkt doch auch auf ihre Redensarten.

Mstrs. Otter. Meine Herren, Ihr seid sehr erwünscht gekommen; mein Vetter, Sir Amorous, wird sogleich zugegen seyn.

Gutwitz. Wir werden uns freuen. War aber nicht Sir John Dohle hier, um nach ihm und nach der Gesellschaft zu fragen?

Mstrs. Otter. Ich kann Euch dessen nicht vergewissern, Herr Gutwitz. Ein ungemein melankolischer Ritter, in einem Kragen, war hier, der meinen Unterthan nach jemand fragte, ein Edelmann, wie ich glaube.

Clerimont. Es ist der nämliche, Lady.

(*) Zwei bekannte Bären jener Tage, die bei den Hetzen ihre Rollen spielten.

Mstrs. Otter. Er entfernte sich aber alsbald wieder, dessen kann ich Euch glaubhaft machen.

Dauphine. Welcher ausgesuchten Sprache sich diese Lady bedient!

Gutwitz. O Sir, sie ist die einzige ausgemachte Hofdame, die nämlich nicht dazu geboren wurde, hier in der City.

Mstrs. Otter. Ihr habt diese Nachricht auf Glauben angenommen, meine Herren.

Gutwitz. Nein, ich versichre Euch, der Hof wird zu Eurem Besten, Lady, selber dies Zeugniß ablegen.

Mstrs. Otter. Ich bin die gehorsame Dienerin des Hofes und aller Hofleute.

Gutwitz. Sie sind vielmehr Eure Anbeter.

Mstrs. Otter. Sagt das nicht, Sir.

Bartschneider kommt.

Dauphine. Nun, Bartschneider? Ein Unglück?

Bartschneider. Nein, Sir, omnia bene. Es hat sich nie besser in seinen Angeln gefügt, alles steht gut. Ich habe ihn mit einem Pfarrer so entzückt, daß er zur Ceremonie fast mit eben solcher Freude schreitet, als die er nun bald erwartet.

Dauphine. Was ist das für ein Pfarrer?

Bartschneider. Einer, der einen Katarrh bekommen hat, und den man vor Heiserkeit nicht sechs Zoll weit hört, er spricht nicht anders, als wenn ihm der Hals voller Pech stäcke, ein trefflicher Mann und unvergleichlicher Gebet-Rassirer. Ich kam her, Sir, Euch zu sagen, Ihr möchtet nun omnem movere lapidem (wie wir sagen) zu Eurem Ueberfall alles veranstalten.

Dauphine. Ich danke Dir, ehrlicher Bartschneider, sei nur mit dem Schlüssel bereit, uns einzulassen.

Bartschneider. An mir soll es nicht fehlen: ad manum. *geht.*

Gutwitz. Gut, ich will nun auf meine Kutschen Acht geben.

Clerimont. Das thu, und wir wollen Dir Dohle schicken, wenn er Dir nicht begegnen sollte. *Gutwitz ab.*

Mstrs. Otter. Ist Herr Gutwitz fortgegangen?

Dauphine. Ja, Lady, es hat sich für ihn etwas Widerwärtiges ereignet.

Mstrs. Otter. Das schloß ich wohl aus der Physiognomie des Menschen, der herein kam, und ich hatte auch neulich einen Traum von dem neuen Aufzuge und Mylady Mayoreß, welches mir immer ein Unglück bedeutet. Ich erzählte auch Mylady Hochmuth diesen Traum, als Ihre Gnaden zu mir kamen, einige Chinasachen zu besehen und sie erklärte ihn mir aus dem Antemidorus, und ich habe es seitdem wahr befunden. O dies hat mir schon manches Leid zugefügt

Clerimont. Euer Traum, Lady?

Mstrs. Otter. Ja, Sir, alles was ich träume, was Bezug auf die City hat. So wurde mir einmal ein damastenes Tischtuch befleckt, das mir achtzehn Pfund kostete, ein andermal verbrannte mir ein schwarzes atlaßnes Kleid, als ich beim Feuer stand, im Kollegium, im Zimmer der Mylady Centaur: das drittemal wurde bei der Lords Maske meine Halskrause von den Wachslichtern beträufelt,

so daß ich nicht bei Tafel erscheinen konnte. Das viertemal wollte ich in eine Kutsche steigen, um eine Freundin zu besuchen, als mein ganzer Anzug (karmesinrother Atlas, mit schwarzer Sammet-Besatzung) von einem Brauerpferde bespritzt wurde, so daß ich nur froh war, zurück zu kehren und mich umzukleiden, und mich der Schreck außerdem noch nöthigte, mein Zimmer wohl eine Dreiheit von Tagen hindurch zu hüten.

Dauphine. Das waren theure Unglücksfälle, Lady.

Clerimont. Ich würde nicht in der City wohnen, wenn ich so viel Leid in ihr erführe.

Mstrs. Otter. Ja, Sir, aber mein Doktor giebt mir Arznei, so wenig davon zu träumen, als möglich.

Dauphine. Daran thut Ihr wohl, Mistreß Otter.

Es tritt John Dohle herein, und Clerimont zieht ihn beiseit.

Mstrs. Otter. Ist es Euch gefällig, noch weiter in mein Haus herein zu treten?

Dauphine. Wenn ihr es uns vergönnt, Lady; wir warten hier nur, um noch mit einem Ritter, Sir John Dohle, zu sprechen, der hierher kommen wird. Wir werden Euch folgen, Lady.

Mstrs. Otter. Nach Eurem Gefallen, Sir. Es ist meines Vetters Sir Amorous Fest—

Dauphine. Ich weiß es, Lady.

Mstrs. Otter. Und zugleich das meinige. Es geschieht aber zu seiner Ehre und deshalb mache ich keine fernern Ansprüche darauf, als was den Platz betrifft.

Dauphine. Ihr seid eine sehr gütige Muhme.

Mstrs. Otter. Eure Dienerin.

geht ab.

Clerimont tritt vor mit Dohle.

Clerimont. Nun wißt Ihr es schon, Sir John Dohle?

Dohle. Nein, ich bin ein Gimpel, wenn ich es weiß.

Clerimont. So will ich es Euch sagen. Sie wird eben jetzt verheirathet, und ob ihr Euch gleich in den Kopf gesetzt habt, als ob sie mit Sir Dauphine gegangen wäre, so versichere ich Euch doch, Sir Dauphine hat sich gegen Euch wie der edelste und schätzbarste Freund betragen, dessen sich ein Edelmann von Eurer Würde nur jemals hat rühmen können. Er hat das ganze Komplott entdeckt und Eure Gebieterin so zur Erkenntniß, ja in der That so zur Schaam über das Unrecht gegen Euch gebracht, daß sie wünscht, Ihr möchtet ihr vergeben und ihren Hochzeitstag durch Eure Gegenwart erfreuen. — Sie sagt, daß sie eine sehr reiche Parthie thut, es ist sein Onkel, der alte Morose: sie hat mir im geheim aufgetragen, Euch zu sagen, daß sie Euch nun besser Gunstbezeugungen erweisen könne und mit mehr Sicherheit als zuvor.

Dohle. Sagte sie so? Ist es gewiß?

Clerimont. Wie, was denkt Ihr von mir, Sir John? Fragt Sir Dauphine.

Dohle. Nein, ich glaube Euch. Guter Sir Dauphine, wünschte sie meine Vergebung?

Dauphine. Ich versichre Euch, Sir John, sie wünschte sie.

Dohle. Nun, so will ich sie ihr von ganzem Herzen zukommen lassen und recht jovialisch seyn.

Clerimont. Nun erwägt, Sir, die Beleidigung, die man Euch zufügen wollte. Amorous La Foole wollte durch dieses Fest ihren Hochzeitstag feiern, er brauchte Euch als ein Mittel, die Kollegen-Damen einzuladen, weil Ihr versprochen habt, Eure Gebieterin herzuführen, sie wäre nun als seine Freundin erschienen und dadurch hätte er Euch Unrecht gethan. Dagegen hat sie nun Sir Dauphine zum Gefühl ihrer selbst gebracht, Ihr sollt nun die Genugthuung haben, daß Ihr alle Damen dorthin führt und recht jovialisch seid, dort will sie nun das Mittagessen haben, welches in Eurem Namen geschehen soll: dadurch plantirt sie Amorous La Foole und läßt Euch die verdiente Gerechtigkeit widerfahren.

Dohle. So wahr ich ein Ritter bin, ich ehre sie und vergebe ihr von ganzem Herzen.

Clerimont. So macht Euch schnell an die Sache. Gutwitz ist voran gegangen, um die Kutschen anzuhalten und Euch diese Nachrichten zu geben, wenn er Euch treffen sollte. Geht nur zu ihm und alles ist gut. Seht, hier kommt Euer Antagonist, aber laßt Euch nichts merken, sondern seid recht jovialisch.

Sir Amorous La Foole tritt herein. Sind die Damen gekommen, Sir John Dohle, nebst Eurer Gebieterin? Dohle geht ab. Sir Dauphine, Ihr seid von Herzen willkommen und eben so mein werthester Herr Clerimont. Wo ist meine Muhme? Saht Ihr keine Kollegen-Damen, meine Herrn?

Dauphine. Kollegen-Damen! Wißt Ihr denn nicht, Sir Amorous, wie man Euch mitgespielt hat?

Amor. La Foole. Wie das, Sir?

Clerimont. Sprecht Ihr so freundlich mit Sir John Dohle, der Euch so empfindlich gekränkt hat?

Amor. La Foole. In welcher Art, meine Herren? Laßt mich Euch demüthigst ersuchen, die Sache zu erfahren.

Clerimont. Nun, Sir, seine Gebieterin ist heute an Sir Dauphine's Onkel verheirathet, den Nachbar Eurer Muhme, zu ihm hat er alle Damen und Eure ganze Gesellschaft hingelockt, um Eure Zubereitungen vergeblich zu machen und Euch einen Schimpf anzuhängen. Er war so eben hier und wollte uns auch verführen, aber ich denke, wir haben ihm unsre Meinung gesagt.

Amor. La Foole. Hat Sir John Dohle mich auf so unmenschliche Weise gekränkt?

Dauphine. Er hat es gethan, Sir Amorous, höchst boshafter und verrätherischer Weise; wenn Ihr Euch aber von uns rathen laßt, so sollt Ihr ihn mit gleicher Münze bezahlen.

Amor. La Foole. Werthe Herren, glaubt mir, daß ich es thue. Aber wie soll es geschehn?

Dauphine. Ihr müßt, Sir, Eure Fasanen, Eure Haselhühner und Eure besten Gerichte nehmen, und sie sogleich auf die silbernen Geschirre Eurer Muhme legen und nichts sagen, sondern eine reine Serviette umbinden als wenn Ihr ein Vorschneider wärt; mit bloßem Kopfe müßt Ihr dann vorausgehn, mit dreister Zuversicht (es ist nur über die Straße dicht neben an) und wir wollen Euch folgen, wo Ihr die Gerichte auf die Tafel setzen müßt und

sie alle dazu willkommen heißen; das beweißt, daß Ihr der Wirth seid und so werden alle seine Anstalter vereitelt. Was Eure Muhme betrifft, statt daß sie hier mit der Zubereitung und Bewirthung in Unruhe gebracht wäre, so wird sie nun alle Bemühungen dorthin wenden, selber als ein vornehmer Gast erscheinen, mit den gnädigen Damen des Kollegiums in einer Reihe sitzen, man wird sie wie jene ehren, und ihre Gesundheit eben so oft und eben so laut trinken, als der vornehmsten ihre von den Kollegen-Damen.

Amor. La Foole. Das will ich ihr gleich sagen. Es soll so geschehn, das ist mein Entschluß.

geht.

Clerimont. Ich wußte, daß es ihn bewegen mußte, noch ehe er es zu Ende gehört hätte.

Dauphine. Gut, Gäste und Gerichte wären nun da, wo sollen wir aber Musik herkriegen?

Clerimont. Der Geruch des Wildprets, der durch die Straßen zieht, wird schon eine oder die andre Bande Musikanten herbeilocken.

Dauphine. Möchte er doch lieber auch die Trompeter herbeiziehn!

Clerimont. Wir können auf diese fast rechnen, denn sie wissen um jeden Schmaus, sie stehn deshalb mit allen Köchen in London in gutem Vernehmen, zwanzig gegen eins, daß wir sie bekommen.

Dauphine. Es wird ein sehr merkwürdiger Tag für meinen Onkel, so wie ein herrlicher Spaß für uns werden.

Clerimont. Wenn wir nämlich die Eifersucht zwischen Amorous und Dohle im Gang erhalten können, ohne daß sie mit einander zur Erklärung kommen.

Dauphine. Ei, schmeichle nur beiden, und Du kannst, (wie Gutwitz sagt) beider Verstand in einer Fischreuse fangen. Sie werden sich gerade für solche Menschen halten, zu welchen wir sie machen wollen, nicht für mehr und nicht für weniger. Sie haben alles nur, selbst den Gebrauch ihrer Sinne, durch Tradition.

Amorous La Foole kömmt wie ein Vorschneider zurück.

Clerimont. Sieh! Sir Amorous hat schon seine Serviette um. Habt Ihr Eure Muhme überredet?

Amor. La Foole. Ja, sie hat sogleich nachgegeben, sie will lieber alles mögliche thun, so sagte sie, als daß die La Fooles eine Beschimpfung erleiden sollen.

Dauphine. Sie ist eine sehr edelmüthige Muhme. Es ist eine ganz verteufelte List, Sir Amorus, alle Anschläge Eures Feindes werden dadurch in Pulver verwandelt und er wird mit seiner eigenen Mine in die Luft gesprengt.

Amor. La Foole. Ja wir wollen Feuer geben, dafür steh' ich Euch.

Clerimont. Ihr müßt es aber in aller Stille und ohne Geräusch durchführen, und durchaus nicht thun, als wüßtet Ihr —

Otter tritt herein. Meine Herren, meine Prinzeß sagt, Ihr sollt alle ihr Silbergeschirr haben, festinate, sie kleidet sich nur ein wenig um, um mit Euch zu gehn —

Clerimont. Und Ihr auch, Kapitain Otter.

Dauphine. Ihr dürft nicht fehlen, Sir.

Otter. Das denk' ich auch nicht: aber ich wollte Euch, Vetter Sir Amorous, so wie Euch, meine Herren, bitten, Euch bei meiner Prinzeß dafür zu verwenden, daß ich meinen Stier und meinen Bär so gut wie mein Pferd mit mir nehmen darf.

Clerimont. Das sollt Ihr, Kapitain Otter.

Amor. La Foole. Meine Muhme wird das nimmermehr erlauben, meine Herren.

Dauphine. Auf vernünftige Vorstellungen muß sie es erlauben, Sir Amorus.

Amor La Foole. Sie sagt, unter Damen wären sie kein decorum.

Otter. Aber sie sind decora, und das ist noch besser.

Clerimont. Ei sie muß Vernunft annehmen. War nicht Pasiphä, eine Königin, in einen Stier verliebt? Und ward nicht Calisto, die Mutter des Arcas, in einen Bär verwandelt und zum Stern gemacht, Mistreß Ursula am Firmamente?

Otter. O Gott! hätte ich doch nur so trefflich sprechen können! ich will diese Historien im Bärengarten ex Ovidii Metamorphosi malen lassen.

Dauphine. Wo ist Eure Prinzeß, Kapitain? Führt uns zu ihr.

Otter. Kommt, werther Sir.

Clerimont. Eilt Euch, guter Sir Amorous.

Alle gehn ab.

Zweite Scene.

(Zimmer bei Morose.)

Morose, Epicoene, ein Pfarrer, Bartschneider.

Morose. Da, Sir, ist ein Engel für Euch und zwei Engel sind da für Eure Heiserkeit. Wundert Euch nicht über diese meine Art freigebig zu seyn. Es ist geziemlich, daß wir dem Glücke doppelt so sehr als der Natur danken, für jede Wohlthat, die es uns erzeigt: so ist, was an Euch Unvollkommenheit heißt, mir ein Trost.

Pfarrer, heiser. Ich dank' Euer Gnaden: so ist es nun auch der meinige.

Morose. Was sagt er, Bartschneider?

Bartschneider. Er sagt, presto, wenn Euer Gnaden es nöthig haben, so kann er immer mit dergleichen aufwarten. Er hat diesen Schnuppen vom Nachtaufsitzen bekommen, als er mit Leinewebern Psalme gesungen hat.

Morose. Schon gut. Ich danke ihm.

Pfarrer. Gott erhalte Euer Gnaden und gebe Euch viele Freude mit Eurer schönen Braut. Umh! umh! umh! hustet.

Morose. O weh! o weh! Bartschneider, er soll mir von meinem Gelde fünf Schillinge wieder herausgeben. Wie es Güte ist, Wohlthaten zu belohnen, so ist es auch billig, Beleidigungen zu bestrafen. Ich will sie haben. Was sagt er?

Bartschneider. Er kann nicht wechseln, Sir.

Morose. Er muß wechseln.

Bartschneider, beiseit zum Pfarrer. Hustet noch einmal.

Morose. Was sagt er.

Bartschneider. Er will den Rest husten, Sir.

Pfarrer. hustet. Umh! umh! umh!

Morose. Fort! fort mit ihm! stopf ihm das Maul, fort! ich schenk' es ihm —

Bartschneider stößt den Pfarrer hinaus, beide ab.

Epicoene. Pfui, Herr Morose, daß Ihr auf diese Art Gewalt gegen einen Mann von der Kirche braucht!

Morose. Wie!

Epicoene. Es ziemt Eurem Alter so wenig wie Eurer Erziehung (da Ihr Euch für einen Hofmann ausgebt), wenn Ihr Euch gegen einen Wasserträger, oder einen noch ungestümern Menschen so betragen hättet, vielweniger gegen einen Mann von seinem heiligen Amte.

Morose. So könnt Ihr sprechen?

Epicoene. Ja, Sir.

Morose. Ich meine laut sprechen.

Epicoene. Ja, Sir, meintet Ihr denn. Ihr hättet eine Bildsäule geheirathet? Oder eine Puppe? Eine von den Französischen Marionetten, deren Augen mit einem Draht regiert werden? Oder ein dummes Kind aus dem Hospital, die die Hände so hält, das Maul hängen läßt, und Euch anguckt?

Morose. O Unverschämtheit! ein offenbares Weib! Ha, Bartschneider!

Epicoene. Zankt mit Bartschneider nicht, mein Herr, denn es ist nun zu spät. Ich gestehe, daß ich von der Sittsamkeit etwas verloren habe, als ich nur noch ein Mädchen war, aber ich hoffe, daß ich dadurch dem Stande und der Würde Eurer Gemahlin desto mehr Ehre machen werde.

Morose, Sie kann sprechen!

Epicoene. Ganz ohne Zweifel.

Morose. Holla! he da! Keiner von meinen Schurken da? — *Stumm kommt herein.* Wo ist der Spitzbube, Bartschneider?

Epicoene. Antworte ihm, Kerl, antworte ihm. Ich will nicht dieses erzwungene unnatürliche Stummseyn in meinem Hause, in einer Familie, wo ich herrsche.

Stumm geht ab.

Morose. Sie ist schon meine Regentin! Ich habe eine Penthesilea, eine Semiramis geheirathet! Meine Freiheit einer Kunkel verkauft!

Dritte Scene.

Gutwitz, die Vorigen.

Gutwitz. Wo ist Herr Morose?

Morose. Ist der wieder gekommen? Nun sei mir Gott gnädig!

Gutwitz. Mistreß Epicoene, ich wünsche Euch mit Eurem verehrungswürdigen und trefflichen Gemahl alle mögliche Freude.

Epicoene. Ich danke Euch so von Herzen, Herr Gutwitz, wie es ein so freundlicher Wunsch verdient.

Morose. Sie hat auch Bekanntschaft!

Gutwitz. Gott erhalte Euch, Sir, und gebe Euch mit Eurer schönen Braut hier alle mögliche Freude. Erst war ich Euch der Vogel der Nacht, eine Eule, aber jetzt bin ich Euch ein Bote des Friedens, eine Taube und überbringe Euch von vielen Freunden die fröhlichen Wünsche zur Feier dieses festlichen Tages.

Morose. Was für eines Tages, Sir?

Gutwitz. Eures Hochzeits-Tages, Sir. Ich muß Eure Standhaftigkeit loben, daß Ihr (ohngeachtet aller Gefahren, die ich Euch mit dem Ruf eines nächtlichen Raben vorhielt) es dennoch unternahmt und Ihr selber bliebt. Das beweißt, daß Ihr ein Mann seid, der seine Zwecke im Auge behält, der seine Vorsätze nicht fallen läßt, der durch kein Geschrei von der linken Hand zurückgeschreckt wird.

Morose. Wie habt Ihr dies alles nur erfahren können!

Gutwitz. Wie, Sir, glaubet Ihr, da Ihr das Geheimniß einem Barbier vertrautet, daß es weniger Menschen, als in der ganzen Stadt sind, erfahren würden? Konntet Ihr, ehrwürdiger Herr, ein so altes und bekanntes Sprichwort vergessen, lippis et tonsoribus notum? Auf die Art, werther Herr, verzeiht Euch nur den Fehler, den Ihr selber begangen habt, und seid mit Euren Freunden umgänglich. Sogleich werden hier drei oder vier liebenswürdige Damen des Kollegiums kommen, um Euch ihren Besuch abzustatten, sammt dem Gefolge ihrer Liebhaber und Begleiter.

Morose. Schließt meine Thüren! Schließt meine Thüren! Wo sind alle meine Fresser? wo sind meine Mäuler? Schließt meine Thüren, ihr Spitzbuben! *mehrere Diener treten herein.*

Epicoene. Der ist ein Spitzbube, der sich dazu nur rührt. Nein, sie sollen alle offen stehn! Ich möchte doch den sehn, der deswegen nur seine Augen bewegte. Soll ich mich gegen meine Freunde verrammeln, daß ich von jedem Vergnügen ausgeschlossen würde, welches mir ein so ehrenvoller Besuch gewähren kann? *die Diener gehn wieder ab.*

Morose. O Amazonische Unverschämtheit!

Gutwitz. Nein, werther Sir, darin spricht sie vernünftig, und zeigt nach meiner Meinung mehr Enthaltsamkeit als Ihr. Wolltet Ihr denn jetzt gleich, Sir, in's Bett, noch Vormittags? Ein Mann von diesem ehrwürdigen Haupt und Haaren sollte doch mehr Achtung vor einer so heiligen Ceremonie bezeigen, und das Ehebett nicht so geringe und wild behandeln; nein, er sollte seine Zeit aushalten und sich dann mit Religion und Andacht hineinbegeben. Diese Freuden müssen nur in der Stille und Einsamkeit der Nacht genossen werden, der Tag kann andern öffentlichen Vergnügungen gewidmet seyn, den Annehmlichkeiten des Schmauses, der Musik, des Tanzes und der Gespräche; alles wollen wir haben, Sir, was Euren Hymen nur fröhlich und glücklich machen kann.

Morose. O welche Qual! o welche Qual!

Gutwitz. Nein, Sir, wenn Ihr schon in der ersten halben Stunde so wenig aufgeräumt und so höchst verdrüßlich seid, welchen Trost, welche Hoffnung kann diese liebenswürdige Dame für die Zukunft schöpfen, für so viele Jahre, die noch kommen werden —

Morose. Von meiner Betrübniß. Lieber Herr, geht, und laßt sie es allein vollenden.

Gutwitz. Ich habe vollendet.

Morose. Der verfluchte Barbier!

Gutwitz. Ja, Sir, Ihr habt Recht, es ist wirklich ein verfluchter Schlingel.

Morose. Ich habe seine Metze geheirathet, die allen Menschen gemein ist. O eine Plage über alle Plagen —

Gutwitz. Alle zehn Aegyptischen Plagen miteinander.

Morose. Möge mich an ihm rächen.

Gutwitz. So ist es recht, Sir. Wenn ihr ihm auch ein oder zwei Flüche mehr auflegt, ich versichre Euch, er wird sie tragen. Nicht wahr, Sir, möchte er doch die Franzosen kriegen, indem er sie kuriren will? Oder daß sein eignes Haar ausfällt, wenn er das eines andern kräuselt! Oder, daß er die Locken eines liederlichen Kerls verbrennt und ihm dafür das Gehirn mit dem Brenneisen ausgeschlagen werde!

Morose. Nein, möge der Elende elend leben! Mag er die Krätze bekommen, und sein Laden so lausig werden, daß kein Mensch zu ihm kommen darf und er zu keinem Menschen.

Gutwitz. Und wenn er alle seine Kugeln als Pillen verschluckt, mögen sie ihn doch nicht purgiren!

Morose. Mag seine Feuerpfanne immer kalt seyn!

Gutwitz. Ein ewiger Frost in ihr!

Morose. Möge er niemals Feuer wiedersehn.

Gutwitz. Außer in der Hölle, Sir.

Morose. Seine Schemel seien immer ledig, seine Scheeren verrostet und seine Kämme in ihren Futteralen verfault!

Gutwitz. Das ist wirklich entsetzlich! — Auch Sir, soll er die Gabe verlieren, Laternen aus Papier zu schneiden!

Morose. Er soll froh seyn, seine Schwämme als eine Mahlzeit zu verzehren!

Gutwitz. Und Lotium dazu trinken, und das soll ihm trefflich vorkommen!

Morose. Oder er soll aus Mangel an Nahrung —

Gutwitz. Ohrenschmalz verzehren, Sir. Ich will Euch helfen. Er soll seine eignen Zähne ausziehn und darauf die Saiten seiner Laute ziehn.

Morose. Nein, er soll die alten zu Pulver stoßen, und Brot daraus bereiten!

Gutwitz. Ja, er soll sich eine Mahlzeit aus Mühlsteinen machen!

Morose. Mögen an ihm alle Beulen und Geschwüre ausbrechen, die er an andern geheilt hat.

Gutwitz. Und er sie nun an sich selber heilen nicht können! Oder, wenn er die Kunst wieder findet, mag er alle seine Wäsche zu Scharpie zerrupfen und ihm kein Lappen übrig bleiben, um sich wieder zeigen zu können!

Morose. Möge er sich niemals wieder zeigen, mag er zeitlebens die Gicht in beiden Händen haben! Nun ist es genug, Sir.

Gutwitz. O das letzte ging gar zu hoch, Ihr könntet wohl etwas niedriger bleiben und doch noch hinlänglich gerächt werden, als daß er nie wieder im Stande sei, sein Schild neu aufmalen zu lassen.

Morose. Lieber Herr, nichts weiter. Ich vergaß mich selbst.

Gutwitz. Oder, daß es ihm an Kredit beim Kammacher fehle —

Morose. Nicht weiter, Sir.

Gutwitz. Oder, daß er in der Verzweiflung seinen Spiegel zerbreche, und nun noch mehr verzweifelte, weil er keinen neuen anschaffen kann —

Morose. Ich bitte Euch, nicht weiter.

Gutwitz. Oder, möchte sich ihm keiner zum Waschen wieder anvertrauen, als ein Schornsteinfeger —

Morose. Sir —

Gutwitz. Oder mag er unversehens einem Köhler mit dem Scheermesser den Hals abschneiden und dafür gehängt werden!

Morose. Ich will ihm lieber vergeben, als mehr anhören. Ich bitte Euch, Sir.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Dohle, Hochmuth, Amsel, Centaur, Gläubig

Dohle. Hieher, Madam.

Morose. O, die See bricht auf mich ein! — Eine neue Fluth! Eine Ueberschwemmung! Ich werde in Geräusch untergehn! Schon schlägt es an meine Ufer. Ich fühle ein Erdbeben in meinem Innern.

Dohle. Ich wünsche Glück, meine Gebieterin.

Morose. Ei, sie hat auch Diener!

Dohle. Ich habe einige Lady's mitgebracht, Die Euch sehn und kennen lernen wollen. Mylady Hochmuth, *er präsentirt eine nach der andern, und Epicoene umarmt eine jede,* dies ist Mylady Centaur, Mistreß Dorothee Amsel, Mistreß Gläubig, die Kammerfrau der Mylady Hochmuth. Wo ist Euer Gemahl? Wir wollen ihn sehn; kann er kein Geräusch vertragen? Laßt mich doch zu ihm kommen.

Morose. Was ist das für ein Nomenclator.

Gutwitz. Sir John Dohle, Sir, Eurer Frauen Diener.

Morose. Ein Dohle und ihr Diener! O es ist aus mit mir, es ist aus mit mir, wenn sie solche Diener hat! *will fortgehn.*

Gutwitz. Nein, Sir, Ihr müßt die Lady's küssen; ei, Ihr dürft nicht fortgehn; sie kommen auf Euch zu, Euch heraus zu suchen.

Hochmuth. In der That, theurer Morose, dürft Ihr mitten unter Euren Freunden Euch so heimlich verheirathen und uns nichts davon melden lassen? Nun, ich will Euch dennoch küssen, ob ich gleich die gerechteste Ursache hätte mit Euch zu hadern. Ihr müßt es mir erlauben, Mistreß, Eurem Gemahl mit einer anständigen Vertraulichkeit zu begegnen.

Epicoene. Dadurch erzeigen mir Eure Gnaden eine Ehre, wenn ich sehe, daß er Eurer Gunstbezeigungen würdig ist: so wie Ihr sowohl ihm wie mir eine Gnade erzeigt habt, ein Ehepaar zu besuchen, das so unvorbereitet ist, Euch Unterhaltung zu gewähren.

Morose. Complimente! Complimente!

Epicoene. Die Bürde davon muß ich daher hier auf meinen Diener legen.

Hochmuth. Das wird nicht nöthig seyn, Mistreß Morose, wir wollen lieber alle tragen helfen, als daß eine sollte unterdrückt werden.

Morose. Das weiß ich, und Ihr werdet ihr die Kunst beibringen, wenn sie sich gelehrig zeigt.

geht abseits, indeß die übrigen unter einander sprechen.

Hochmuth. Ist diese das stumme Mädchen?

Centaur. Sie hat ihre Zunge gefunden, seit sie verheirathet ist, so sagt Herr Gutwitz.

Hochmuth. O Herr Gutwitz, guten Morgen. Was für eine Art von Kreatur ist denn Eure Braut da? Sie spricht wie mich dünkt.

Gutwitz. Ja, Madam, und glaubt mir nur, sie ist eine Dame von sehr feinen Sitten und aus einer guten Familie.

Hochmuth. Und Hans Dohle sagte uns, sie könne nicht sprechen.

Gutwitz. Das war ein angelegter Plan, Madam, von Sir Dauphine, seinem Neffen und noch etlichen von uns, um sie dem alten Kerl aufzuhängen: aber sie ist ein Frauenzimmer von vieler Welt und die einen sehr glücklichen Witz und eine geläufige Zunge hat. Ihr sollt es noch vor Abend sehn, wie trefflich sie den Dohle aufziehn wird.

Hochmuth. Und er brachte uns her, um über sie zu lachen.

Gutwitz. So geht es oft, Madam, daß der, der sich für den Haupt=Witzigen hält, der Haupt=Narr ist. Ich versichere Eure Gnaden, Ihr könnt nicht über sie lachen.

Hochmuth. Nein, sondern wir wollen sie im Kollegium haben, wenn sie witzig ist, so soll sie zu uns gehören. Nicht wahr, Centaur? Wir wollen sie zu einem Mitgliede machen?

Centaur. Ohne Zweifel, Madam, und Amsel und sie können dann unsre Gegen=Parthei bilden.

Gutwitz. Glaubt mir, Madam und Mistreß Amsel, sie wird ihrer Würde nichts vergeben.

Amsel. Das sollt Ihr erfahren, wenn ich sie gesprochen und auf die Probe gestellt habe.

Hochmuth. Seid aber höflich gegen sie, Amsel.

Amsel. Das will ich, Liebe.

Amsel spricht heimlich mit Epicoene.

Morose. O glückliche Minute! Wenn sie doch immer so flüstern wollten!

Gutwitz. Wenn Eure Gnaden unterdessen ein wenig dazu beitragen wollten, ihn zu martern; Ihr kennt seine Krankheit, sprecht doch mit ihm von den Hochzeits=Gebräuchen, oder fodert Eure Handschuhe, oder —

Hochmuth. Laßt mich nur machen. Centaur, hilf mir. Herr Bräutigam, wo seid Ihr denn?

Morose. O es war zu wunderwürdig gut, um zu dauern!

Hochmuth. Wir sehn hier nichts von einer Hochzeitsfeier, nichts von einem Schmause, wo sind denn unsre Bänder und Handschuhe? Ich bitte, gebt sie uns. Laßt uns doch zum wenigsten die Farben Eurer Braut und die Eurigen wissen.

Centaur. Ach Madam, er hat gar keine besorgt.

Morose. Hätt' ich Euer Gnaden Maler gekannt, so hätte ich's gethan.

Hochmuth. Wahrhaftig, Centaur, da hat er's Euch nun gegeben. Aber heute, Herr Morose, denkt nur nicht mit einem bloßen Scherze so durchzukommen. Ihr habt die Milch des Hofes eingesogen, und seid nachher von ihr zu starken Getränken und zum Weine der Lebensart aufgewachsen. Ihr seid ein Hofmann vom Fallhut bis zur Nachtmütze gewesen, (wie man sich ausdrücken könnte) und doch begeht Ihr in einem so wichtigen Punkte der Ceremonien einen solchen Verstoß! Ihr laßt Eure Vermählung alle Zeichen der Feierlichkeit entbehren! Wie viel Silbergeschirr habt Ihr nicht heute eingebüßt (wenn ich auch nur auf Euren Vortheil sehn will), wie viele Geschenke, wie viele Freunde, bloß durch Euer bäurisches Betragen!

Morose. Madam —

Hochmuth. Vergebt mir, Sir, ich muß Euch Euren Irrthum ein wenig erläutern. Keine Handschuhe? Keine Strumpfbänder? Keine Schärpen? Kein Epithalamium? Keine Maske?

Dohle. Ja, Madam, ich will ein Epithalamium machen, ich verspreche es meiner Gebieterin und habe auch schon angefangen: wollen Euer Gnaden es anhören?

Hochmuth. Ja, lieber Hans Dohle.

Morose. Gefällt es Euer Gnaden, über eins von meinen Zimmern zu befehlen und sich mit Eurem Freunde zurück zu ziehn? Ihr dürft nur unter meinen Zimmern wählen, wo Ihr allein seyn wollt, mein ganzes Haus steht zu Euerm Befehl. Ich weiß, daß Euer Gnaden sonst Ihr Gewerbe in der Stadt angebracht hat, nun seid Ihr zum Unglück auf mein Haus gefallen: aber doch sollte es mir Leid thun, Euer Gnaden in ihren anständigen Gebräuchen eine Störung zu machen. Deswegen, werthgeschätzte Madam —

Epicoene. Still, Ihr seid ein grober Gesell, vornehme Damen auf diese Art zu unterhalten.

Centaur. Ein grober Knecht ist er in der That.

Gutwitz. Bei diesem Sonnenlicht, Ihr verdient so gekrönt zu werden, daß Eure Hörner von einem Ende der Insel bis zum andern hinüber reichen. — Ihr müßt mich nicht mißverstehn, Sir, ich sage das nicht aus Bosheit gegen Euch, sondern nur, um den Damen wieder einiges Herz zu machen.

Morose. Dieser ist wohl Euer Bravo, Lady's?

Gutwitz. So wahr mir Gott helfe, sprecht Ihr noch ein einziges solches Wort, so nehme ich die Braut mit mir hinein und fange an, Euch gar ernsthaft zu traktiren. Hört Ihr? Nun, gutes Muths, erkennt Eure Freunde und die welche Euch lieben.

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Clerimont, Musikanten, die ihm folgen.

Clerimont. Mit Eurer gütigen Erlaubniß, meine Damen. Fehlt es Euch etwa an Musik? Ich habe hier allerhand Instrumente mit mir gebracht. Spielt auf, Leute, alle zusammen! Musik.

Morose. O! ein Komplott! ein Komplott! ein Komplott! auf mich Armen! Heute werde ich der Ambos seyn, auf dem sie schmieden, ja sie werden mich aus einander feilen. Das ist schlimmer als das Kratzen einer Säge!

Clerimont. Nein, es besteht aus Haar, Colophonium und Darmsaiten. Ich kann Euch das Recept davon geben.

Gutwitz. Still, Kinder!

Clerimont. Spielt, sag' ich!

Gutwitz. Still! Ihr Hundsfötter! Seht Ihr nun, wer Euer Freund ist? Faßt Muth, Sir, nehmt die Entschlossenheit eines Märtyrers an. Spottet mit Geduld alle ihre Angriffe nieder. Es ist nur ein Tag, und ich würde es in Eurer Stelle heroisch aushalten. Soll Euch ein Esel wohl in Tapferkeit übertreffen? Nein! Ihr verrathet nur Eure Schwäche, wenn Ihr Eure dummen Ohren so hängen laßt und reizt sie zu neuen Ungezogenheiten: betragt Euch standhaft und mit Würde. — Seht doch hier, Sir, welche unerwartete Ehre Euch von Euern Neffen widerfährt! Sir Amorous geht als Vorschneider über die Bühne, viele Diener folgen mit verdeckten Schüsseln, Mistreß Otter tritt herein. Hier kommt ein Hochzeitsschmaus und ein ritterlicher Vorschneider voran, um es noch feierlicher zu machen, und die schöne Mistreß Otter, Eure Nachbarin, ist im Hintern oder dem Schwanze des Gefolges.

Morose. Ist die Gorgone, die Medusa gekommen? O verbergt mich! verbergt mich!

Gutwitz. Ich steh' Euch dafür, Sir, sie wird Euch nicht verwandeln. Schaut sie nur dreist, mit gutem Muthe an. Ich bitte, unterhaltet sie doch und führt Eure Gäste hinein. Nun, meine werthe Braut, wollt Ihr die Lady's nicht einladen? der Bräutigam steht hier so beschämt und niedergeschlagen.

Epicoene. Ist es Euer Gnaden gefällig?

Hochmuth. Wenn Ihr uns die Wohlthat Eurer Gesellschaft gönnt, Mistreß.

Epicoene. Diener, thut Eure Schuldigkeit.

Dohle. Mit Freude über diesen Befehl, Gebieterin.

Centaur. Wie findet Ihr Ihren Witz, Amsel?

Amsel. Ganz hübsch, durchaus ohne Tadel.

Mstrs. Otter. Dies ist mein Plan.

Amsel. Vergebt mir, Mistreß Otter.

Mstrs. Otter. Ei, ich bin ein Kollegien-Mitglied.

Amsel. Doch außerordentlich.

Mstrs. Otter. Aber ich bin es doch.

Amsel. Drinne wollen wir darüber disputiren. *die Damen ab.*

Clerimont. Hätte das doch länger gewährt.

Gutwitz. Ja, und hätten Sie doch nach den Herolden geschickt! Capitain Otter! Wie geht's?

Otter *tritt auf.* Ich habe meinen Stier, Bären und Pferd heimlich mitgenommen, und da sind auch die Trompeten und Pauken, meine Herren.

Trompeten und Pauken.

Morose. O! O! O!

Otter. Und aus jedem wollen wir zechen, wie es braven Britten ziemt!

Morose. O! O! O! *läuft fort.*

Alle. Ihm nach! ihm nach! ihm nach!

sie gehen.

Vierter Akt.

In Morose's Hause.

Erste Scene.

Gutwitz, Clerimont.

Gutwitz. Ward jemals ein armer Bräutigam, oder irgend ein Mensch so gemartert?

Clerimont. Ich habe von dergleichen noch nie in den Chroniken des Landes gelesen.

Gutwitz. Er muß nothwendig nach allem diesem Fegfeuer in die Wohnung der Ruhe eingehen.

Clerimont. Er hat Anspruch darauf, wie ich glaube.

Gutwitz. Das Schneuzen, Husten, Lachen, Niesen, Tanzen, Lärmen der Musik, und ihr männlicher und gebietender Ton, womit sie seiner ganzen Haushaltung befiehlt, macht ihn glauben, daß er eine Furie geheirathet habe.

Clerimont. Und sie führt es herrlich durch.

Gutwitz. Ja, sie ergreift jede Gelegenheit, um zu sprechen, das ist das herrlichste dabei.

Clerimont. Und wie treuherzig ihn Dauphine zu überreden sucht, daß es kein angelegter Plan von ihm sei.

Gutwitz. Er hat ihn beinahe zu der Ueberzeugung gebracht. Hier kommt er. *Dauphine tritt ein.* Wo ist er jetzt? Was ist aus ihm geworden, Dauphine?

Dauphine. O laßt mich einen Augenblick zu Athem kommen, sonst richtet mich der Spaß zu Grunde! Er hat sein ganzes Nest von Schlafmützen aufgesetzt, und sich ganz oben im Hause verschlossen, so hoch er nur immer dem Lärmen entrinnen kann. Ich guckte durch einen Spalt hinein, und sah ihn oben auf einem Queerbalken des Daches sitzen, wie jener auf des Sattlers Pferde in Fletstreet, grad aufrecht! und so will er dort schlafen.

Clerimont. Wo sind aber die Kollegen-Damen?

Dauphine. Die sind mit der Braut in ein besonderes Zimmer gegangen.

Gutwitz. Sie unterrichten sie in der Kollegiums-Grammatik, wenn sie nun Gnade vor ihnen findet, so wird sie alle ihre Geheimnisse erfahren.

Clerimont. Mir däucht, die Lady Hochmuth sieht heute gut aus, ob ich sie gleich Morgens so verachtete. Ich werde noch zu Deiner Meinung übergehn, Gutwitz.

Gutwitz. Glaube nur, daß ich Recht habe. Weiber müssen die Lücken, die Zeit und Jahre in ihrer Gestalt gemacht haben, durch den Anzug wieder herstellen, und eine verständige Frau, wenn sie nur den allerkleinsten Fehler an sich gewahr wird, wird sogleich die größte Sorgfalt anwenden, ihn zu verbergen, und das ziemt sich auch. Ist sie kurz, so muß sie viel sitzen, daß man nicht glaubt, sie sitze, wenn sie steht. Hat sie einen großen Fuß, so muß ihr Rock um so länger und ihr Schuh um so dünner seyn; hat sie eine plumpe Hand und verdorbene Näg'l, so muß sie nie vorlegen und immer in

Handschuhen hantiren. Hat sie einen unangenehmen Athem, so muß sie niemals nüchtern ein Gespräch führen und immer nur in einer gewissen Entfernung sprechen. Hat sie schwarze und unebene Zähne, so muß sie nur selten lachen, vorzüglich wenn sie aus vollem Halse zu lachen pflegt.

Clerimont. O, es giebt Weiber, die so lachen, daß man glaubt, sie wiehern, so widerwärtig.

Gutwitz. Ja und andere, die wie ein Strauß daher wandeln und ungeheure Schritte nehmen. Dergleichen ist mir unausstehlich. Ich liebe die Zierlichkeit in den Füßen und die Melodie in der Stimme, dies sind Annehmlichkeiten, die oft eben so stark reizen, wie das Gesicht.

Dauphine. Wie kamst Du dazu, diese Geschöpfe so genau zu studiren? Ich wollte, Du nähmst mich zu deinem Schüler an.

Gutwitz. Ja, aber dann mußt Du nicht einen Monat hintereinander auf deiner Stube über Amadis von Gallien, oder dem Don Quixote sitzen, wie Du wohl pflegst; Du mußt hingehen, wo Du Welt findest, an den Hof, die Tourniere, Aufzüge, Schauspiele und mitunter die Kirchen besuchen: da kommen sie hin, ihre neuen Kleider zu zeigen, um zu sehen und gesehen zu werden. An diesen Oertern findet ein Mann diejenige, welche er liebt, mit welcher er spielt, die er einmal berührt und die er für immer behält. Die Mannichfaltigkeit beschäftigt hier sein Urtheil. Ein Mädchen kommt einem Manne zu gefallen nicht von der Decke herunter, wenn er sitzt und eine Pfeife Taback raucht: er muß hingehen, wo sie ist.

Dauphine. Ja und ihr doch nie nahe kommen.

Gutwitz. Du Ketzer! Für diesen Unglauben verdientest Du, daß es Dir so schlimm ginge.

Clerimont. Er hat Recht, Dauphine.

Dauphine. Wie so?

Gutwitz. Ein Mann sollte niemals zweifeln, ein Weib zu gewinnen. Glaubt er sie nur zu besiegen, so wird er es auch; denn wenn sie auch Nein sagt, so ist doch ihr Wunsch versucht zu werden. Penelope selbst kann nicht auf lange widerstehn; Ostende, wie Ihr saht, wurde endlich eingenommen (*). Ihr müßt nur ausdauern und Euern Vorsatz nicht fahren lassen. Sie würden um uns werben, wenn sie sich nicht schämten: darum wünschen sie im Herzen, daß wir uns um sie bewerben sollen. Lobe sie, schmeichle ihnen, es wird Dir niemals an Beredsamkeit oder Glauben fehlen: selbst die Keuscheste fühlt ein Vergnügen, auf diese Weise gekraut zu werden. Mit den Lobeserhebungen mußt Du Küsse vermischen; wenn sie die leiden, so werden sie auch mehr leiden, wenn sie sich auch vertheidigen, so wünschen sie doch überwunden zu werden.

Clerimont. Doch muß sich ein Mann nie der Gewalt bedienen.

Gutwitz. Sie ist ihnen ein willkommener Zwang und vertritt oft die Stelle der größten Höflichkeit. Diejenige, die Ihr hättet bezwingen können und laßt sie gehen, ohne sie zu berühren, wird Euch dem Scheine nach danken, aber Euch zeitlebens hassen; wenn sie auch mit dem Gesichte lacht, so ist sie doch außer allem Zweifel von Herzen betrübt.

(*) Es geschahe 1604, nach einer dreijährigen Belagerung.

Clerimont. Doch können nicht alle Weiber auf Eine Art gefangen werden.

Gutwitz. Das ist gewiß, so wenig wie alle Vögel, oder alle Fische. Erscheint Ihr einer Unwissenden gelehrt, oder einer Traurigen fröhlich, einer Einfältigen witzig, so kommen diese sogleich darauf, sich selber nicht zu trauen. Ihr müßt in ihrer eignen Höhe, in Ihrer Linie die Approchen machen, denn das Gegentheil bringt viele dahin, Nichtswürdigen in die Arme zu laufen, weil sie sich edlen und würdigen Leuten zu vertrauen fürchten. Liebt sie den Witz, so gebt ihr Verse, wenn Ihr sie auch von einem Freunde borgen, oder sie bezahlen solltet, um gute zu haben. Liebt sie Tapferkeit, so sprecht von Eurem Degen und erzählt häufig von Händeln, wenn Ihr auch nie gefochten habt. Will sie Berührigkeit, so zeigt Euch oft auf Eurem Barber, oder springt über Stühle weg, um von Eurem Rücken eine gute Meinung zu erwecken. Liebt sie gute Kleider und Putz, so müßt Ihr jeden Morgen eine gelehrte Versammlung um Euch haben, einen französischen Schneider, Barbier, Wäscher: Eure Puderschachtel, Euer Spiegel und Euer Kamm müssen Euer häufigster Umgang seyn. Sorgt mehr für den Schmuck als die Sicherheit Eures Kopfes, und seht lieber den Staat als eines Eurer Haare in Verwirrung: das muß sie gewinnen. Ist sie aber geizig und habsüchtig, so versprecht ihr alles, gebt aber nur sparsam, um ihren Appetit immer wach zu erhalten Ihr müßt nur so wie ein unfruchtbares Feld zu geben scheinen, das nur wenig einträgt; oder wie ein unglücklicher Würfel den thörichten und hoffnungsvollen Spielern. Schenkt Kirschen, wenn sie die Jahrszeit bringt, oder Aprikosen, und sagt, man hätte sie Euch vom Lande geschickt, wenn Ihr sie auch in Cheapside gekauft habt. Bewundert ihren Anzug, preist sie in allen Trachten, vergleicht sie in jedem Kleide mit irgend einer Göttin, ersinnt liebliche Träume, um ihr zu schmeicheln, oder Räthsel; ist sie aber vornehm, so spielt in ihrer Gegenwart immer nur die zweite Rolle, lobt was sie lobt, seid von dem entzückt, was sie entzückt, und vergeßt nicht ihre Aufwärter und Bedienten, ja die ganze Haushaltung zu den Eurigen zu machen, und nennt sie alle bei ihrem Namen, (das ist ja nur wohlfeil, wenn Ihr sie dafür kaufen könnt) und nehmt ihren Arzt in Euren Sold, so wie ihr erstes Kammermädchen. Es wird auch nicht außer Eurem Vortheile liegen, dieser ebenfalls Eure Liebe zu erklären, nur muß sie den Freuden ihrer Dame folgen, nicht vorangehn; alles Schwatzen ist erstickt, wenn sie selber an dem Fehltritte Theil nimmt.

Dauphine. Auf welchem verliebten Schooß hast Du denn neulich geschlafen, daß Du so plötzlich ein so vollendeter Liebeskenner geworden bist?

Gutwitz. Wahrhaftig, ich sollte Dich lieber examiniren, der Du nach diesen Mysterien so forschest. Dein Eifer, Dauphine, wird mir verdächtig. Sage mir, bist Du wirklich verliebt?

Dauphine. Ich bin es, bei meiner Seele; es wäre thöricht, vor Dir zu heucheln,

Gutwitz. Und in wen? ich bitte Dich.

Dauphine. In alle Kollegen-Damen.

Clerimont. Pfui doch!

Gutwitz. Nein, er gefällt mir. Männer sollten verständig lieben, die eine wegen ihres Ange-

sichts, und um an ihr das Auge zu vergnügen, eine andere wegen ihrer Haut, und die mag das Gefühl vergnügen, eine dritte wegen ihrer Stimme, und die mag das Ohr vergnügen, und wo diese Gegenstände gemischt sind, mögen sich die Sinne ebenfalls vermischen. Es würde Dir vielleicht sonderbar vorkommen, wenn ich sie noch vor Abend alle in Dich verliebt machte.

Dauphine. Ich würde sagen, Du hättest den besten Liebestrank von der Welt und könntest mehr ausrichten, als Madam Medea, oder der Doktor Foreman.*)

Gutwitz. Richt' ich es nicht aus, so laßt mich Zeitlebens für mein Essen den Marktschreier spielen, und den Kuppler für mein Getränk.

Dauphine. Dabei bleibt es, es sei so.

Zweite Scene.

Die Vorigen, Otter, mit seinen Bechern, Dohle, Sir Amorous La Foole.

Otter. O meine Herren, wie meine Ritter da und ich Euch vermißt haben!

Clerimont. Worin, Kapitain? Worin denn?

Otter. Um zu sehn, wie ich den Stier, Bär und das Pferd zum Gefecht bringe.

Dohle. Ja wahrlich, der Kapitain sagt, wir sollen seine Hunde seyn und sie hetzen.

Dauphine. Ein gutes Amt.

Gutwitz. Nun so kommt und laßt uns einen Angriff sehn.

Amor. La Foole. Ich fürchte, meine Muhme wird sich beleidigt halten, wenn sie kommt.

Otter. Nichts müßt Ihr fürchten! Ich habe die Pauken und Trompeten dorthin gestellt, und einen, der Ihnen das Zeichen giebt, wenn Ihr fertig seid. Hier ist mein Stier für mich, mein Bär für Sir John Dohle und mein Pferd für Sir Amorous. Nun setzt Euren Fuß an meinen und Euren an seinen, und —

Amor. La Foole. Gebe nur der Himmel, daß meine Muhme nicht kommt.

Otter. Sanct Georg und der heilige Andreas! Fürchtet keine Muhmen! Nun blast! blast! Trommeln und Trompeten. Et pauco strepuerunt cornua cantu. sie trinken.

Gutwitz. Gut gesagt, Kapitain, wahrlich! gut mit dem Stier gefochten!

Clerimont. Den Bären brav gehetzt!

Gutwitz. Nieder mit ihm, nieder mit ihm, Kapitain.

Dauphine. O, das Pferd hat seinen Hund schon niedergetreten.

Amor. La Foole. Ich kann es nicht austrinken, so wahr ich ein Ritter bin.

Gutwitz. So nehme ihm einer, zum Henker! die Sporen ab.

Amor. La Foole. Es ist gegen mein Gewissen, meine Muhme wird böse darüber werden.

(*) Ein Wahrsager, der besonders verlorne und gestohlne Sachen anzeigte, für einen Zauberer galt, und großen Zulauf, von gemeinen Leuten vorzüglich, hatte. Er wird oft erwähnt, von Ben Jonson selbst in andern Schauspielen.

Dohle. Ich habe das meinige gethan.

Gutwitz. Ihr habt wacker und brav gefochten, Sir John.

Clerimont. Ihr habt ihn beim Kopfe genommen.

Dauphine. Wie der vortrefflichste Bärenhund.

Clerimont. Ich hoffe doch, Ihr laßt Euch nichts merken.

Dohle. Nicht das mindeste, Ihr seht, wir sind jovialisch.

Otter. Sir Amorous, Ihr müßt nicht zweideutig seyn, es muß niedergebracht werden, allen Muhmen zum Trotz.

Clerimont. Der Teufel, wenn Ihr nicht austrinkt, so werden sie glauben, Ihr seid über irgend etwas mißvergnügt, Ihr werdet alles verrathen, wenn Ihr Euch nur irgend etwas merken laßt.

Amor. La Foole. Das nicht, ich will sowohl trinken, als nachher sprechen.

Otter. Ihr müßt das Pferd auf seine Kniee bringen, Sir Amorous, fürchtet keine Muhmen. Jacta est alea!

Gutwitz. Nun ist er im Zuge und verwegen, jetzt nur das kleinste Wort von seiner Frau, so wird er erschrecklich auf sie lästern.

Clerimont. Sprich mit ihm von ihr.

Gutwitz. Thu Du es, und ich will sie herbringen, daß sie es anhört. geht ab.

Dauphine. Kapitain Ex-Otter, Eure Sie-Otter kommt, Eure Frau.

Otter. Frau! Pah! Titivilitium! Es giebt kein solches Wesen in der Natur. Ich gestehe, meine Herren, ich habe eine Köchin, eine Wäscherin, eine Hausmagd, die mir die nöthige Aufwartung reicht und unter dem Titel geht; aber der Mann ist nur ein Esel, der so weiberhaft ist, seine Neigungen in Einen Zirkel zu bannen. Kommt, der Name schon verdirbt den Appetit. Noch einmal eingeschenkt und noch einmal rund! die Becher werden wieder gefüllt. Die Weiber sind schmutzige, lumpige Bestien!

Dauphine. Kapitain!

Otter. Wie sie die Erde nur je hervorgebracht hat, tribus verbis. Wo ist Herr Gutwitz?

Dohle. Er hat sich fortgeschlichen.

Clerimont. Ihr müßt trinken, und jovialisch seyn.

Dohle. Ja, gebt her.

Amor. La Foole. Und mir ebenfalls.

Dohle. Wir wollen jovialisch seyn.

Amor. La Foole. So jovialisch Ihr nur immer wollt.

Otter. Recht so. Nun, Vetter, sollt Ihr den Bären haben, und Sir John Dohle das Pferd, und ich will meinen Stier behalten. Blast ihr Tritonen der Themse! Trommeln, Trompeten. Nunc est bibendum, nunc pede libero.

Morose. der von oben herunter schreit. Spitzbuben! Mörder! Söhne der Erde und Verräther, was macht Ihr da?

Clerimont. Ha, nun die Trompeten den aufgeweckt haben, wird er uns auch gewiß Gesellschaft leisten.

Otter. Ein Weib ist ein jämmerliches Klotzhatzelding, ein erbärmliches Ding, nichts anders, als ein Wehrwolf, ohne alle Reize oder Annehmlichkeiten, kurz, mala bestia.

Gutwitz kommt mit Mistreß Otter.

Dauphine. Warum habt Ihr denn geheirathet, Kapitain?

Otter. Hol's der Teufel! — Ich heirathete sechs tausend Pfund, darein war ich verliebt. Ich habe seit vierzig Wochen meine Furie nicht geküßt.

Clerimont. Desto mehr seid Ihr zu tadeln. Kapitain.

Gutwitz. Nein, Mistreß Otter, hört ihm erst noch ein wenig zu.

Otter. Sie hat einen Athem, widerlicher als der Satan.

Mstrs. Otter. O verrätherischer Lügner! Küßt mich, liebster Herr Gutwitz, und seht, welch ein verleumdrischer Schurke er ist.

Gutwitz. Ich will Euch lieber glauben, Lady.

Otter. Sie hat eine Perücke, die wie ein Pfund Hanf aussieht, der zu Schuh=Draht versponnen ist.

Mstrs. Otter. Natter! Drache!

Otter. Ein abscheuliches Gesicht! Und doch verschwendet sie mir jährlich vierzig Pfund in Merkurius und Schweineknochen. Alle ihre Zähne sind in Black=Friars fabrizirt, ihre beiden Augenbraunen auf dem Strande und ihr Haar in der Silberstraße. Jedem Theile der Stadt gehört ein Stück von ihr.

Mstrs. Otter. Ich kann mich nicht länger halten.

Otter. Jedesmal wenn sie zu Bette geht, nimmt sie sich selbst aus einander und packt sich in etliche zwanzig Schachteln und den folgenden Mittag setzt sie sich wieder zusammen, wie eine große deutsche Uhr, so erhebt sie sich dann und klingelt und läutet mit widerwärtigem Lärmen im ganzen Hause herum, dann ist sie wieder auf eine Stunde ruhig. außer daß sie die Viertel anschlägt. — Habt Ihr mir Bescheid gethan, meine Herren?

Mstrs. Otter, stürzt hervor und schlägt ihn. Nein, ich will Euch mit meinen Vierteln Bescheid thun, mit meinen Vierteln.

Otter. Halt, halt, werthe Prinzeß.

Gutwitz. Blast! blast! wieder Trommeln und Trompeten.

Clerimont. Eine Schlacht! eine Schlacht!

Mstrs. Otter. Du jämmerlicher, stinkender Bärenwärter, riecht mein Athem übel?

Otter. Unter Züchtigung, theure Prinzeß. — Seht doch nach meinem Bären und Pferde, meine Herren.

Mstrs. Otter. Du Stierhund! fehlen mir noch Zähne und Augenbraunen?

Gutwitz. Blast! blast immerzu! wieder lautes Blasen und Trommeln.

Otter. Nein, ich widerrufe, unter Züchtigung —

Mstrs. Otter. Ja, nun Ihr unter der Züchtigung seid, widerruft Ihr, aber Ihr widerrieft nicht, eh' Ihr gezüchtigt wurdet. Du Judas! solchen solchen Verrath gegen Deine Prinzeß! An Dir will ich ein Exempel statuiren — — sie schlägt ihn.

Morose, der mit einem langen Schwert herunter kömmt. Ich will keine solche Exempel in meinem Hause haben, Lady Otter!

Mstrs. Otter. Ach! — läuft fort, eben so Dohle und Sir Amorous.

Morose. Mrs. Mary Ambree (*), Eure Exempel sind gefährlich! — Ihr Schurken! Höllenhunde, Stentore! fort aus meinem Hause, ihr Söhne des Geräusches und Tumultes, an einem unglücklichen Mai=Tag erzeugt, an welchem nur ein Trompeter empfangen werden konnte!

er jagt die Musik hinaus.

Dauphine. Was fehlt Euch, Sir?

Morose. Sie haben alle meine Dächer, Wände, Fenster mit ihren ehernen Stimmen aus einander gespalten! geht.

Gutwitz. Es ist am besten. Du folgst ihm Dauphine.

Dauphine. Das will ich auch. geht ab.

Clerimont. Wo ist Dohle und La Foole?

Otter. Sie sind beide fortgelaufen. O meine lieben Herren, helft mir doch meine Prinzeß zufrieden stellen und sprecht zu meinem Besten zu den vornehmen Lady's. Nun muß ich diese vierzehn Tage bei den Bären liegen und ihr aus dem Wege gehn, bis ich wieder mit ihr ausgesöhnt bin, weil sie daran ein so schweres Aergerniß genommen hat. — Habt Ihr nicht meinen Stierkopf gesehn, meine Herren (**)?

Clerimont. Ist er nicht drauf, Kapitain?

Gutwitz. Nein, er kann aber nach dem einen neuen arbeiten lassen, den er auf hat.

Otter. O, hier ist er. Wenn Ihr nachher herüber kommt, meine Herren, und fragt nach Tom Otter, so wollen wir nach Ratcliff gehn und für alle diese Unglücksfälle ein Hetzen haben! die bona spes ist noch übrig. geht.

Gutwitz. Adieu, Kapitain, macht Euch fort, weil Ihr noch wohl seid.

Clerimont. Ich bin froh, daß wir ihn los sind.

Gutwitz. Es wäre nie geschehn, wenn wir sein Weib nicht auf ihn gehetzt hätten, sein Humor ist am Ende so langweilig, als er zu Anfange Lachen erregt. sie gehn ab.

Dritte Scene.

Offne Gallerie im Hause.

Hochmuth, Mistreß Otter, Amsel, Dohle, Amorous, La Foole, Centaur, Epicoene.

Hochmuth. Wir konnten nicht begreifen, warum Ihr so schriet, Mistreß Otter.

Mstrs. Otter. O Gott, Madam, da kam er herunter mit einem langen bloßen Degen in seinen beiden Händen, und sah so erschrecklich aus! Ganz gewiß ist er nicht bei sich selbst.

(*) Diese Amazone, Maria Ambree, hatte sich bei der Belagerung von Gent im J. 1584 durch ihre Tapferkeit so ausgezeichnet und berühmt gemacht, daß ihr Name noch lange nachher in den Englischen Schauspielen sprichwörtlich für eine wilde, furchtbare Frau gebraucht wurde.

(**) Gewiß der Deckel des Kelches, der ein Stierhaupt, so wie die andern Deckel Bären= und Pferde-Kopf darstellten.

Amsel. Was machtet Ihr denn aber hier, Mistreß Otter?

Mstrs. Otter. Ach, Mistreß Amsel, ich bestrafte meinen Unterthan und dachte mit keinem Gedanken an ihn.

Dohle. Bei Gott, Gebieterin, das müßt Ihr auch thun. Lernt es ihn zu bestrafen. Mistreß Otter züchtigt ihren Gatten so, daß er gar nicht sprechen darf, als unter Züchtigung.

Amor. La Foole. Ja, und den Hut unterm Arm; es würde Euch erquicken, es mit anzusehn.

Hochmuth. Ernsthaft gesprochen, es ist ein guter und heilsamer Rath, befolgt ihn, Morose. Ich nenne Euch jetzt bloß Morose, wie ich Centaur und Amsel sage, wir vier wollen nur Eine Person ausmachen.

Centaur. Ihr wollt also doch in unser Kollegium kommen und mit uns seyn?

Hochmuth. Bringt ihn dahin, daß er Milch und Honig giebt.

Amsel. Wie Ihr ihn Euch anfangs erzieht, so werdet Ihr ihn nachher haben.

Centaur. Er muß Euch Eure Kutsche und vier Pferde halten, Eure Gesellschafterin, Eure Kammermädchen, Pagen, Kammerdiener, Euren Französischen Koch und vier Stallbediente.

Hochmuth. Und geht mit uns nach Bedlam, nach den China-Häusern und auf die Börse.

Centaur. Das wird Euch die Thore des Ruhms eröffnen.

Hochmuth. Hier ist Centaur, die ist dadurch unsterblich worden, daß sie ihren wilden Gatten gebändigt hat.

Amsel. Ja, sie hat das größte Wunder im Königreiche gethan.

Clerimont und Gutwitz treten ein.

Epicoene. Aber Lady's, haltet Ihr es denn für rechtmäßig, so viel Diener zu haben und mit allen freundlich zu seyn?

Hochmuth. Warum nicht? Warum sollten die Frauen den Männern nicht ihre Gunst bezeigen? Werden sie dadurch ärmer oder schlechter?

Dohle. Wird die Themse durch die Kanäle etwa kleiner, Gebieterin?

Amor. La Foole. Oder eine Fackel, wenn sie andre Fackeln anzündet?

Gutwitz. Gut gesagt, Amorous!

Centaur. Das sind nur schwache armselige Weiber, die sich davor fürchten.

Hochmuth. Man muß außerdem immer an das herannahende Alter denken und jede Zeit zu ihrem bestimmten Gebrauche anwenden. Das beste unserer Tage geht zuerst vorüber.

Amsel. Wir sind Flüsse, Madam, die man nicht wieder zurück rufen kann; diejenige, die jetzt ihre Liebhaber abweist, wird nachher wie ein einsames Mütterchen in einem eiskalten Bette liegen müssen.

Centaur. Sehr wahr, Amsel, und wer wird uns alsdann in unsre Kutsche helfen? Wer wird uns Neuigkeiten schreiben und erzählen! Anagramme auf unsre Namen machen und uns ins Theater führen, um da das ganze Stück hindurch unsre Hand zu küssen und für unsre Ehre blank ziehn?

Hochmuth. Niemand.

Dohle. Meine Gebieterin ist auch nicht eben so gänzlich in dergleichen Dingen unerfahren, es dürfte wer zugegen seyn, der ihre Gunstbezeugung gekostet hat.

Clerimont. O du jämmerlicher Narr!

Epicoene. Doch dürft Ihr dergleichen nicht wieder ausplaudern, Diener. Und habt Ihr denn wirklich dergleichen herrliche Recepte, Madam, um Euch vor Schwangerschaft zu bewahren?

Hochmuth. O ja, Morose, wie sollten wir sonst unsere Jugend und Schönheit erhalten? Viele Geburten machen eine Frau alt, so wie das Feld durch viele Ernten ausgesogen wird.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Morose, Dauphine.

Morose. O mein böser Engel ist es, der mir dies Schicksal zubereitet hat.

Dauphine. Wie so, Sir?

Morose. Sonst hätte ich mich nicht durch einen so armseligen Teufel, wie ein Barbier ist, verführen lassen.

Dauphine. Ich wollte, Ihr hättet mich würdig geachtet, mir Eure Gedanken mitzutheilen; dann hättet Ihr nie einem solchen Rathgeber vertrauen sollen.

Morose. Ich wollte, Neffe, ich könnte es mit dem Verlust eines Auges, einer Hand, oder eines andern Gliedes wieder gut machen.

Dauphine. Verhüte Gott, Sir, daß Ihr Euch nicht sebst verstümmelt, um Euer Weib zu kränken.

Morose. Wenn ich nur dadurch von ihr los käme! Ja ich wollte noch dazu eine unermeßliche Buße thun, auf einem Glockenthurm, zu Westminster-hall, im Cockpit beim Fall eines Hirsches, auf dem Towerwerfte, — was ist denn sonst noch für ein Ort? — auf der London-Brücke, Parisgarten, Billings-Gate, wenn Lärmen und Tumult in ihrer höchsten Verwirrung sind, ja ich wollte ein ganzes Schauspiel aushalten, das aus nichts als aus Seegefechten, Trommeln, Trompeten und Schilderschlachten bestände! (*)

(*) Kurz vorher war Shakespear's Antonius und Cleopatra aufgefuhrt worden. Gifford läugnet, wie immer, daß die Stelle auf diese Tragödie anspiele. Immer war die Bosheit, der Neid und die vorsetzliche bittre Satire, die so viele in dergleichen Angriffen haben finden wollen, von dem geliebten Dichter abzulösen. Der Standpunkt selbst ist ein falscher. Als so viele Bühnendichter sich auszeichneten, als Kritik und Schule entstand, und die Forderung, daß man die Alten nachahmen müsse, konnte Shakspear seiner Zeit nicht als das gelten, was er der Nachwelt und seinem Vaterlande geworden ist. Man muß nicht vergessen, daß Jonson sein mächtiges Talent in seiner Manier nicht ausbilden konnte, wenn er nicht von seinen Planen begeistert und überzeugt war, daß sein Weg der richtige zum Ziele sei. Konnte er nun so sicher, und als Kunstler bestehn, so mußte ihm ganz natürlich die Weise seines größern Zeitgenossen als unzuläßig und willkuhrlich erscheinen, da er von jedem Worte in seinen eignen Werken kritisch und verständig Rechenschaft geben konnte. Er mag also an Mangel ächt kritischer Einsicht gelitten haben, und nicht an Neid, und es ist sein Verdienst vorzüglich,

Dauphine. Ich hoffe, das alles soll nicht nöthig seyn, faßt Euch nur in Geduld, lieber Onkel, es ist nur ein Tag und der geht bald vorüber.

Morose. Das währt ewig, Neffe; ich sehe es schon, ewig währt es, Zank und Tumult sind die Mitgift, die man mit einem Weibe erhält.

Gutwitz. Das sagte ich Euch, Sir, und Ihr wolltet mir nicht glauben.

Morose. Ach, reibt nicht diese Wunden, Herr Gutwitz, daß sie von neuem bluten, es war meine Nachläßigkeit; häuft nicht Betrübniß auf Betrübniß. Ich habe die Wahrheit davon nur zu spät in Madam Otter gesehn.

Epicoene. Wie geht es Euch, Sir?

Morose. Habt Ihr jemals eine überflüssigere Frage gehört? Als wenn sie es nicht sähe! Es geht mir so, wie Ihr seht, Kaiserin! Kaiserin!

Epicoene. Ihr seid nicht wohl, Sir, Ihr seht recht übel aus, es muß Euch etwas Unangenehmes zugestoßen seyn.

Morose. O fürchterliche, ungeheure Unverschämtheit! Wäre nicht eins davon hinreichend gewesen? Was meint Ihr, Sir? Wäre nicht eins hinreichend gewesen?

Gutwitz. Ja, Sir, aber dergleichen ist nur ein Beweis ihrer weiblichen Sorgfalt, eine kleine Probe, daß sie eine Stimme hat.

Morose. So ist es! — Nun mag's seyn, da es nicht zu ändern ist. — Was sagt Ihr?

Epicoene. Wie fühlt Ihr Euch denn, Sir?

Morose. Nun wieder das!

Gutwitz. Aber, werther Herr, Ihr wolltet mit Eurer Frau unter gewissenlosen Bedingungen leben, daß sie schweigen solle.

Epicoene. Man sagt, Ihr wärt toll, Sir.

Morose. Nicht aus Liebe zu Euch, das kann ich Euch versichern.

Epicoene. O meine werthe Herren, haltet ihn doch fest, um Gottes willen! Was soll ich anfangen! Wer ist denn sein Doktor, wer kann mir das sagen, der am besten den Zustand seines Körpers kennt, daß ich nach ihm schicken mag? Lieber Herr, so sprecht doch, ich muß sonst einen von meinen Aerzten rufen lassen.

Morose. Um mich zu vergiften, damit ich ohne Testament sterbe und Ihr alles erbt.

Epicoene. Hört nur, wie er fabelt und wie ihm die Augen funkeln! Er ist grün um die Schläfe; seht Ihr wohl die blauen Flecke da?

Clerimont. Alles Zeichen der Melankolie.

Epicoene. O, um Gotteswillen, meine Herren, rathet mir doch; — Lady's! — Diener, Ihr habt ja den Plinius und Paracelsus gelesen; habt Ihr denn nun kein einziges armes Wörtchen, eine unglückliche Gattin zu trösten? Ach! daß mir das Unglück begegnen mußte, einen Mann zu heirathen, der überschnappt ist.

wenn seine Gegner für ihren Liebling eben nichts Erkleckliches sagen konnten. Denn was die Zeitgenossen, und auch Spätere für diesen vorbrachten, konnte den für seine Manier, oder für die Alten begeisterten unmöglich überzeugen. Und, genau genommen, werden Jonsons Klagen ja auch heut zu Tage noch, selbst von manchem Bewunderer Shakspears, wiederholt.

Dohle. Ich will Euch sagen, Gebieterin —

Gutwitz, beiseit zu Clerimont. Wie trefflich sie es durchführt!

Morose. Was meint Ihr dazu, meine Herren?

Epicoene. Was wolltet Ihr denn sagen, Diener?

Dohle. Diese Krankheit wird im Griechischen Mania genannt, im Lateinischen Insania, Furor, vel Ecstasis Melancholica; das heißt: Egressio, wenn ein Mann ex Melancholico evadit fanaticus.

Morose. Muß ich bei lebendigem Leibe eine Vorlesung über mich halten lassen?

Dohle. Doch ist er vielleicht nur noch Phreneticus, und Phrenetis ist bloß Delirium, oder dergleichen.

Epicoene. Ja, das betrifft die Krankheit, Diener, aber was geht das die Kur an? Von der Krankheit sind wir überzeugt genug.

Morose. Laßt mich gehn!

Gutwitz. Wir wollen sie bewegen, Sir, still zu seyn.

Morose. Nein, nein, gebt Euch keine Mühe, sie zu verstopfen, sie ist wie eine Wasserröhre, die nur um so heftiger strömt, wenn sie wieder geöffnet wird.

Hochmuth. Ich sage Dir, Morose, Du mußt durchaus Religion mit ihm sprechen, oder Moral-Philosophie.

Amor. La Foole. Ja, und da hat man ein herrliches Buch voller Moral-Philosophie, von Reineke dem Fuchs und allen übrigen Bestien, welches man Doni's Philosophie nennt (*).

Centaur. Da habt Ihr Recht, Sir Amorous.

Morose. O Jammer!

Amor. La Foole. Ich habe das Buch Mylady Centaur, meiner Muhme hier, von Anfang bis zu Ende vorgelesen.

Mstrs. Otter. Ja, es ist ein herrliches Buch, als unter den Modernen nur irgend eins seyn kann.

Dohle. Still doch, den Seneka muß man ihm vorlesen, und den Plutarch, und die Alten, die Modernen passen sich nicht für diese Krankheit.

Clerimont. Ihr habt sie aber heute ebenfalls verachtet, Sir John.

Dohle. Ja, für manche Fälle, aber in dergleichen sind sie die besten, so wie auch Aristoteles Ethik.

Amsel. Wirklich, Sir John? Ich denke, Ihr irrt, Ihr habt das nur auf Glauben angenommen.

Hochmuth. Wo ist die Gläubig, meine Kammerfrau? Ich will dem Streite gleich ein Ende machen. Ich bitte Dich, Otter, rufe sie her; ihr Vater und ihre Mutter waren beide toll, als sie sie zu mir brachten.

Morose. Das denk' ich. Nun, meine Herren,

(*) Die Fabeln des Pilpay kamen schon im eilften Jahrhundert nach Europa. Aus dem Lateinischen übersetzte oder bearbeitete sie der bekannte Italiäner Doni, ein seltsamer, oft humoristischer, eigensinniger Autor, und nach diesem hatte T. North das Werk 1605 in das Englische übertragen, indem er es Doni's Moral-Philosophie nannte. Diese Fabeln werden hier mit dem Volksbuch von Sir Amorous verwechselt.

ich bin zahm. Ich weiß ja, das ist nichts weiter als eine Feierlichkeit, eine Hochzeits-Ceremonie, und ich muß es überstehn.

Hochmuth. Und einer von beiden (ich weiß aber nicht wer) wurde mit des kranken Mannes Salbe kurirt und der andre mit Green's für einen Groschen Witz (*).

Gutwitz. Eine wohlfeile Kur, Madam.

Hochmuth. Ja und leicht auszuführen.

Mistreß Otter, die mit Mistreß Gläubig hereinkommt.

Mstrs. Otter. Mylady hat Euch gerufen, Mistreß Gläubig, Ihr sollt einen Streit entscheiden.

Hochmuth. O Gläubig, wer war es doch, Euer Vater oder Eure Mutter, die mit des kranken Mannes Salbe kurirt wurde?

Gläubig. Meine Mutter, Madam, mit der Salbe.

Gutwitz. So war sie ja der kranken Frau Salbe.

Gläubig. Und mein Vater mit „für einen Groschen Witz." Es wurden auch noch andre Mittel gebraucht; wir hatten einen Prediger, der alle Leute in den Schlaf predigte, so wurde ihnen denn von einer alten Frau, die mit ihr Doktor war, vorgeschrieben, dreimal wöchentlich in die Kirche zu gehn —

Epicoene. Um zu schlafen?

Gläubig. Allerdings, und jeden Abend lasen sie sich denn mit diesen Büchern in den Schlaf.

Epicoene. Wahrlich, das läßt sich mit der Vernunft begreifen. Wüßt' ich doch wie ich diese Bücher bekommen könnte!

Morose. O!

Amor. La Foole. Mit dem einen kann ich Euch aushelfen, Mistreß Morose, mit für einen Groschen Witz.

Epicoene. Aber so werde ich Euch berauben, Sir Amorous, könnt Ihr es entbehren?

Amor. La Foole. O ja, für eine Woche oder so recht gut; ich will es ihm selber vorlesen.

Epicoene. Nein, das muß ich thun, Sir, das ist meine Pflicht.

Morose. O! O!

Epicone. Es würde ihm gewiß gut bekommen, wenn er schlafen könnte.

Morose. Nein, es würde mir gut bekommen, wenn Ihr schlafen könntet. Habe ich denn keinen Freund, der sie betrunken machen will, oder ihr etwas Laudanum oder Opium geben?

Gutwitz. Ach, Sir, im Schlafe spricht sie noch zehnmal ärger.

(*) Des kranken Mannes Salbe, von einem kalvinischen Theologen 1591 herausgegeben. Ein sehr beliebtes Erbauungsbuch.

Oefter erscheint R. Green, der schon 1592 gestorben war, in Ben Jonsons Schriften. Ein Beweis, wie lange dieser unglückliche und talentvolle Autor populär war. Die Schrift heißt: „Ein Groschen werth Witz gekauft durch eine Million Reue," die der Arme noch auf seinem Todbette vollendete; ein kurzer Abriß seines Lebens, moralische Betrachtungen und tiefe Reue über ein verlornes Daseyn. Das Büchelchen ist nicht groß, aber gut geschrieben. Wenn man es kennt, macht es einen unangenehmen Eindruck, daß Jonson es hier so unbedingt der Verachtung Preis geben will.

Morose. Wie?

Clerimont. Habt Ihr das nicht gewußt, Sir? die ganze Nacht hindurch.

Gutwitz. Und schnarcht wie ein Igel.

Morose. O erlöse mich, Schicksal! Schicksal, erlöse mich! Aus wie mancherlei Ursachen kann ein Mann geschieden werden, Neffe?

Dauphine. Das weiß ich in Wahrheit nicht, Sir.

Gutwitz. Das muß Euch ein Theologe sagen können, oder ein Rechtsgelehrter.

Morose. Ich will nicht ruhen, ich will auf keine Hoffnung, auf keinen Trost denken, bis ich das weiß. geht mit Dauphine ab.

Clerimont. Der arme Mann!

Gutwitz. Ihr werdet ihn wirklich toll machen, Lady's, wenn Ihr so fortfahrt.

Hochmuth. Nein, jetzt wollen wir ihn zu Athem kommen lassen, etwa auf eine Viertelstunde.

Clerimont. Bei meiner Seele, eine gewaltige Pause!

Hochmuth. Ist das sein Verwalter, der mit ihm ging?

Dohle. Sein Neffe, Madam.

Amor. La Foole. Sir Dauphine Eugen.

Centaur. Er sieht recht aus, wie ein armseliger Ritter —

Dohle. Was er auch wohl seyn mag, diese Heirath hat ihn um alles gebracht.

Amor. La Foole. Er hat keinen Pfennig in der Tasche, Madam —

Dohle. Das Heulen ist ihm den ganzen Tag über nah.

Amor. La Foole. Ein rechter Lump. Neulich Abend setzte er mich beim Primero in Kontribution.

Gutwitz. Wie die Elstern schwatzen.

Clerimont. Ja, Otters Wein hat ihre Verwegenheit zur äußersten Höhe getrieben.

Hochmuth. Liebe Morose, laß uns wieder hineingehn, Deine Sofa's gefallen mir außerordentlich, wir wollen uns hinlegen und schwatzen. Es gehn ab Hochmuth, Centaur, Amsel, Gläubig, Amorous und Dohle.

Epicoene. Ich folge Euch, Madam. geht ihnen nach.

Gutwitz, indem er sie zurück hält. Bei meiner Seele, sie sollen so stumm wie die Thürpfosten werden! Hört doch, Lady Braut! Ich bitte Dich jetzt, wenn Du eine edle Frau seyn willst, so setze doch drinnen das Gespräch über Dauphine fort, aber lobe ihn ganz außerordentlich, male seine Verdienste so glänzend, als es Deine Liebe nur immer kann; ich habe einen Plan darauf gebaut, und so treibe diese beiden Gimpel, Hans Dohle und seinen Kameraden mißvergnügt hieher und ich will Dich beständig verehren.

Epicoene. Ich hatte es mir schon vorgenommen, denn es verdroß mich in der Seele, als sie anfingen, so lästerlich über ihn zu sprechen.

Gutwitz. Ich bitte Dich, setz es ins Werk, und Du gewinnst mich dadurch auf ewig zu Deinem Bewunderer.

Epicoene. Wollt Ihr mit hinein kommen und mir zuhören?

Gutwitz. Nein, ich will hier bleiben, treibe sie nur aus der Gesellschaft fort, das ist alles, was ich verlange, und das kann nicht besser geschehn, als wenn Du Dauphine sehr lobst, den sie so gelästert haben.

Epicoene. Ich steh' Euch dafür, den einen von ihnen sollt Ihr sogleich hier haben. geht ab.

Clerimont. Wie dürfen die beiden unbesieberten Dinger so hinter den Lady's herjagen?

Gutwitz. Ja und auf solchen Adler wie Dauphine schießen.

Clerimont. Er wird unsinnig werden, wenn wir es ihm erzählen. Hier kommt er.

Fünfte Scene.

Clerimont, Gutwitz, Dauphine.

Clerimont. Ihr seid willkommen Sir.

Gutwitz. Wo ist Dein Onkel?

Dauphine. In vielen Schlafmützen aus dem Hause gelaufen, um mit einem Casuisten über die Scheidung zu sprechen. Es wirkt unvergleichlich.

Gutwitz. Das würdest Du noch mehr sagen, wenn Du hier gewesen wärst; die Damen haben sehr über Dich gelacht, seit Du fort gegangen bist, Dauphine.

Clerimont. Und gefragt, ob Du Deines Onkels Verwalter wärst.

Gutwitz. Und die beiden Affen haben geantwortet Ja, und dazu gesagt, Du wärst ein erbärmlicher armseliger Kerl, und lebtest vom Spiel und hättest nichts als drei Kleider, nebst einigen Wohlthaten, die Dir die Lords ertheilten, wofür Du ihr Narr wärst und ihnen Possen machtest.

Dauphine. Ich will nicht leben, wenn ich sie nicht prügle; ich will sie beide an der Damen Bettpfosten binden und mit Affen hetzen.

Gutwitz. Das ist nicht nöthig, aber Du sollst sie nach Herzenslust prügeln, Dauphine. Ihnen steht eine Execution bevor, die ihnen gewiß heilsam seyn soll, verlaß Dich nur auf meinen Plan.

Dauphine. Ja, Ihr habt immer vielerlei Plane, so hattet Ihr auch einen, alle die Weiber in mich verliebt zu machen.

Gutwitz. Und thu' ich das nicht noch vor Abend, so nahe die Zeit auch schon ist, daß jede von ihnen Dich einladet und sich um Dich bemüht, so will ich Dir allen meinen Verstand zum Pfande geben.

Clerimont. Bei Gott, ich bin der Zeuge, Du sollst ihn haben, Dauphine; und Du sollst Zeitlebens sein Narr seyn, wenn Du es nicht ausrichtest.

Gutwitz. So sei es, ich würde mich dabei vielleicht besser befinden. Ihr seht doch diese Gallerie, auf welche von beiden Seiten mehrere Zimmer stoßen? Hier will ich meine Tragikomödie zwischen den Guelfen und Ghibellinen spielen, zwischen Dohle und Amorous la Foole, wer zuerst herauskommt, mit dem will ich den Anfang machen. Ihr beide sollt den Chorus vorstellen und hinter den Tapeten stehn, nur zwischen den Acten hervor treten und sprechen. Bring' ich es nicht dahin, daß sie für den übrigen Tag, ja für das ganze Jahr friedfertig sind, so will ich mich verrechnet haben. — Ich höre Dohle kommen. Versteckt Euch, und lacht um Gotteswillen nicht.

Dohle tritt auf. Sagt mir doch, wo geht man nach dem Garten?

Gutwitz. Ach, Hans Dohle, das ist mir lieb, daß ich Euch treffe; wahrhaftig, ich muß es dahin bringen, daß die Sache zwischen Euch nicht weiter kommt, ich muß das vermitteln.

Dohle. Was für eine Sache, Sir? Mit wem?

Gutwitz. Ei was, verstellt Euch nicht, mit Sir Amorous und Euch. Wenn Du mich liebst, Hans, so mußt Du jetzt Gebrauch von Deiner Philosophie machen, dies einemal nur, und mir Deinen Degen geben. Das ist ja hier nicht die Hochzeit der Centauren, wenn auch eine Centaurin dabei ist. Er nimmt ihm den Degen ab. Die Braut hat mich gebeten, ich soll dahin trachten, daß kein Blut vergossen werde: Ihr habt wohl gesehn, wie sie vorher leise mit mir sprach.

Dohle. So gewiß ich den Tacitus zu endigen hoffe, ich denke an keinen Mord.

Gutwitz. Ihr wartet nicht auf Sir Amorous?

Dohle. Nein, bei meiner Ritterschaft!

Gutwitz. Und auch bei Eurer Gelehrtenschaft?

Dohle. Und auch bei meiner Gelehrtenschaft.

Gutwitz. Nun denn, so gebe ich Euch Euren Degen wieder und bitte Euch um Verzeihung: aber legt ihn nicht ab, denn man wird Euch überfallen. Ich dachte, Ihr wüßtet das und ginget so herum, ihm Trotz zu bieten, und daß Ihr Euer Leben für etwas Verächtliches hieltet, wenn die Ehre in Betracht käme.

Dohle. Nein, nein, nichts von alle dem, ich versichre Euch, er und ich schieden eben von einander, so freundlich es nur immer geschehn kann.

Gutwitz. Traut dieser Maske nicht, seit heute Mittag sah ich ihn mit einem andern Gesicht: ich habe schon viele Menschen gesehn, die durch Verluste, Todesfälle oder Mißhandlungen außer sich waren, aber einen so aufgebrachten Menschen, wie den Sir Amorous, habe ich in meinem Leben noch weder gesehn noch von dergleichen gelesen. Daß Ihr ihm heute seine Gäste entführt habt, das ist die Ursach, und das erklärt er hinter Eurem Rücken mit solchen Drohungen, mit solchen verächtlichen Redensarten — er sagte zu Dauphine: Ihr wärt der allerjämmerlichste Esel — —

Dohle. Ei, mag er doch sagen, was ihm gefällt.

Gutwitz. Und schwört dabei, Ihr wärt eine so ausgemachte Memme, daß er gewiß wüßte, Ihr würdet ihm niemals Genugthuung geben und deswegen will er sich sein Recht selber nehmen.

Dohle. Ich will ihm alle mögliche Genugthuung geben, nur nicht fechten.

Gutwitz. Ganz gut, Sir, aber wer kann wissen, was er für eine Genugthuung fordert, er dürstet nach Blut, Blut will er haben, und von wo er Euch das abzapfen will, wer kann das wissen, als er selber?

Dohle. Ich bitte Euch, werther Gutwitz, seid Ihr der Vermittler.

Gutwitz. Gut, Sir, so versteckt Euch denn in dieses Zimmer, bis ich zurückkomme. Er drängt ihn hinein. Nein, Ihr müßt Euch einschließen lassen, Sir, denn wegen meiner eigenen Ehre möchte ich

nicht gern, daß Euch eine öffentliche Beschimpfung widerführe, so lange ich die Sache unter Händen habe. — Gott bewahre, da kommt er! Haltet den Athem an Euch, daß er Euch nicht seufzen hört. — Gewiß, Sir Amorous, er ist nicht hier; ich bitte Euch, seid barmherzig und ermordet ihn nicht! er ist ja ein Christ, so gut wie Ihr, Ihr seid bewaffnet, als wenn Ihr an seinem ganzen Geschlechte Rache nehmen wolltet. Lieber Dauphine, bringt ihn doch von diesem Platze weg. Ich habe noch nie gesehn, daß ein Mensch so wüthend war, daß er nicht seinen Freunden antworten könnte, oder ihre Vorstellungen anhören. — Hans Dohle! Hans! Schlaft Ihr?

Dohle, drinnen. Ist er fort, Herr Gutwitz?

Gutwitz. Ja. Habt Ihr ihn wohl gehört?

Dohle. O Gott ja.

Gutwitz. Was die Furcht für ein leises Gehör hat.

Dohle, indem er aus dem Zimmer kommt. Und ist er denn so schwer bewaffnet, wie Ihr sagt?

Gutwitz. Bewaffnet? Irgend ein Bösewicht im Hause hat ihn fürchterlich ausgerüstet, oder wenn es außer dem Hause geschah, so hat es Tom Otter gethan.

Dohle. Ja ja, er ist ein Kapitain und seine Frau ist seine Verwandte.

Gutwitz. Er hat ein uraltes Schwert zu zwei Händen zu packen gekriegt, um Euch wie einen Kohlkopf niederzusäbeln, und dies Schwert hat solchen Dolch gejungt — Außerdem aber ist er so mit Piken, Hellebarden, Petronellen, Büchsen und Musketen behängt, daß er aussieht wie die Halle eines Friedensrichters. Niemals ward noch ein Fechter auf so verschiedene Arten der Waffenstücke herausgefordert; man sollte meinen, er wolle ein ganzes Kirchsprengel ermorden; könnte er sich nur in seinen Beinkleidern auf ein halbes Jahr proviantiren, so ist er hinlänglich ausgerüstet, ein ganzes Land zu erobern.

Dohle. Ach du großer Gott, was will er denn? Ich bitte Euch, mein lieber Herr Gutwitz, seid Ihr doch ein Vermittler.

Gutwitz. Nun gut, ich will versuchen, ob er sich mit einem Beine, oder einem Arme zufrieden stellen läßt, wo nicht, so müßt Ihr ganz sterben.

Dohle. Es wäre mir unangenehm, meinen rechten Arm zu verlieren, weil ich damit die Madrigale schreibe.

Gutwitz. Nun, vielleicht ist er auch mit dem Daum oder dem kleinen Finger zufrieden, mir ist es alles gleich. Ihr müßt denken, daß ich mein Mögliches thue. schließt ihn wieder ein.

Dohle. Das thut doch, lieber Sir.

Clerimont und Dauphine treten wieder auf.

Clerimont. Was hast Du denn gethan?

Gutwitz. Er läßt mich nichts thun, er thut alles vorher, er bietet mir seinen linken Arm an.

Clerimont. Den linken Flügel von Hans Dohle.

Dauphine. Nimm ihn.

Gutwitz. Wie? Eines Spaßes wegen einen Menschen verstümmeln? Was hast Du für ein Gewissen?

Dauphine. Ihm ist es kein Verlust, er braucht ja doch seine Arme zu nichts, als Suppe zu essen. Außerdem ist es um nichts schlimmer, seinen Körper, wie seine Ehre zu verstümmeln.

Gutwitz. Er ist ein Gelehrter und ein Witziger, und doch denkt er nicht so. Bei uns verliert er aber auch keine Ehre, denn wir alle hielten ihn schon vorher für einen Esel. Nun wieder an Eure Plätze!

Clerimont. Ich bitte Dich, laß mich zu dem andern ein wenig hinein.

Gutwitz. Du wirst alles verderben, das sind nun so Deine Einfälle.

Clerimont. Mir fällt was ein, worauf Du gewiß nicht denkst und was Du nachher selber gut finden wirst.

Gutwitz. Bleibt hier, oder ich lasse das ganze Spiel fahren.

Dauphine. Komm, Clerimont.

Gutwitz. Sir Amorous! Dauphine und Clerimont ziehn sich wieder zurück.

Sir Amorous La Foole tritt auf. Herr Gutwitz.

Gutwitz. Wo wolltet Ihr eben hingehn?

Amor. La Foole. In den Hof, mein Wasser abschlagen.

Gutwitz. Thut es nicht, Sir, lieber setzt Eure Beinkleider in Gefahr.

Amor. La Foole. Warum, Sir?

Gutwitz. Hier geht hinein, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Oeffnet die Thür zum gegenüberstehenden Zimmer.

Amor. La Foole. Wie das? wie das?

Gutwitz. Fragt doch, bis Euch der Hals abgeschnitten ist, tändelt doch, bis Euch die wüthige Kreatur findet.

Amor. La Foole. Wer denn?

Gutwitz. Dohle! Wollt Ihr hinein?

Amor. La Foole. Ja, ja, ich will hinein. Was ist es denn aber?

Gutwitz. Wäre er so kühl, daß er uns das sagen könnte, so wäre noch einige Hoffnung da, Euch auszugleichen, aber seine Erbitterung ist durchaus unversöhnlich.

Amor. La Foole. Ei, laßt ihn erbittert seyn, ich will mich verstecken.

Gutwitz. Das thut, lieber Sir. Aber was mögt Ihr ihm nur gethan haben, was ihn so hat aufbringen können? Ihr habt vielleicht in Gesellschaft der Damen witzige Einfälle über ihn gehabt.

Amor. La Foole. Ich habe in meinem Leben noch keine witzigen Einfälle über irgend jemand gehabt. Die Braut lobte Sir Dauphine und da ging er empfindlich fort, darauf folgt ich ihm: er müßte denn das beim Trinken etwa übel genommen haben, daß ich ihm nicht mit dem ganzen Pferde voll habe Bescheid thun wollen.

Gutwitz. Bei meiner Seele, das wird es auch seyn, Ihr habt ganz recht; aber das ist wahr, er macht die Runde durch alle Zimmer des ganzen Hauses, mit einer Serviette in der Hand und schreit: Wo ist Sir Amorous? Wer sah Sir Amorous? Und als Dauphine und ich ihn um die Ursach fragten, konnten wir keine andere Antwort von ihm herausbringen, als: O Rache! wie bist du so süß! Mit dieser Serviette will ich ihn erdrosseln! Das brachte uns denn auf die Vermuthung, die wahre

Ursach seiner Wuth möchte wohl seyn, daß Ihr Eure Gerichte heut, mit einer Serviette umgebunden, ihn zu kränken hieher gebracht habt.

Amor. La Foole. Das ist wohl möglich. Nun, und wenn er auch darüber zornig ist, so will ich mich hier so lange aufhalten, bis sein Zorn verdampft ist.

Gutwitz. Ein braver Entschluß, Sir, wenn Ihr ihn sogleich ausführen könnt.

Amor. La Foole. Ja ich kann ihn gleich ausführen. Oder ich will augenblicks aufs Land reisen.

Gutwitz. Wie wollt Ihr aber aus dem Hause kommen? Er weiß, Ihr seid im Hause, und er ist im Stande, Euch ganzer acht Tage zu bewachen, um Euch nur zu haben, er wird Eurentwegen einen Sergeahten in der Geduld übertreffen.

Amor. La Foole. Nun, so will ich hier bleiben.

Gutwitz. Ihr müßt aber darauf denken, wie Ihr Euch unterdessen verproviantiren wollt.

Amor. La Foole. O liebster Herr Gutwitz, wollt Ihr wohl meine Muhme Otter bitten, mir eine kalte Wildpastete zu schicken, ein oder zwei Flaschen Wein und einen Nachttopf?

Gutwitz. Ein Nachtstuhl wäre besser, Sir.

Amor. La Foole. Ja, das ist auch in der That besser, und ein Feldbett, um darauf zu liegen.

Gutwitz. Ich möchte Euch nicht rathen, zu schlafen, auf keine Weise.

Amor. La Foole. Nicht, Sir? Nun so will ich es auch nicht.

Gutwitz. Es ist aber noch was zu fürchten —

Amor. La Foole. Was denn, Sir? Was denn?

Gutwitz. Ich glaube aber doch nicht, daß er die Thür mit dem Fuße aufrennen kann.

Amor. La Foole. Ich will mich mit dem Rücken dagegen stemmen, Sir! ich habe einen guten Rücken.

Gutwitz. Wenn er aber schießen sollte.

Amor. La Foole. Schießen! Wenn er sich das untersteht, so will ich ihn wegen unvorsichtigen Schießens verklagen.

Gutwitz. Macht Euch auf das Schlimmste gefaßt; er hat schon Pulver holen lassen, und was er damit vornehmen will, weiß kein Mensch, vielleicht will er den Flügel des Hauses in die Luft sprengen, in welchem er glaubt, daß Ihr Euch befindet. — Hier kommt er! Schnell springt hinein! *er stößt Sir Amorous hinein und verschließt die Thür.* — Ich schwöre Euch, Sir John Dohle, er ist hier nicht. Was habt Ihr denn vor? Bei Gott, nein, Ihr sollt hier keine Petarde anschrauben, ich will lieber sterben. Wollt Ihr nicht auf mich hören? Sonst lassen doch Menschen mit sich reden. — *durch das Schlüsselloch sprechend.* Sir Amorous, da kann Euch nichts retten, er hat aus einem alten ehernen Topf eine Petarde gemacht, Eure Thür zu sprengen. Denkt auf irgend eine Genugthuung; oder auf Bedingungen, die Ihr ihm erbieten mögt.

Amor La Foole. *drinnen.* Sir, ich will ihm jede Genugthuung geben, ich will mich zu allen möglichen Bedingungen erbieten.

Gutwitz. Ihr überlaßt es mir also?

Amor. La Foole. Ja, Sir, ich gehe alle möglichen Bedingungen ein.

Gutwitz, *indem er Clerimont und Dauphine herbei winkt.* Nun? Was denkt ihr, Freunde? Wär' es nicht schwer zu unterscheiden, wer sich von diesen beiden am meisten fürchtet?

Clerimont. O dieser fürchtet sich am bravsten, der andre ist eine winselnde Memme, der Hans Dohle, aber Sir Amorous ist eine brave heroische Memme, er fürchtet sich in einer edlen grandiosen Manier, er gefällt mir ganz außerordentlich.

Gutwitz. Wär' es nicht Schade gewesen, wenn die beiden ihre Trefflichkeiten nicht entwickelt hätten?

Clerimont. Soll ich etwas vorschlagen?

Gutwitz. Nur kurz, denn ich muß das Eisen schmieden, weil es heiß ist?

Clerimont. Soll ich die Damen zu der Katastrophe herbei holen?

Gutwitz. Das thu, bei meiner Seele.

Dauphine. Durchaus nicht, laß sie in ihrer Unwissenheit, in ihrem Irrthum beharren, daß sie sie für witzige und treffliche Männer halten, wie sie bisher gethan haben. Es wäre Sünde, sie zu bekehren.

Gutwitz. Ich will sie aber hieher haben, denn es kömmt mir noch bei einer andern Absicht sehr gut zu statten? Bringe sie her, Clerimont, und erzähle ihnen alles, was vorgefallen ist und führe sie in diese Galerie.

Dauphine. Das ist nun Deine erschreckliche Eitelkeit, Du meinst, Du würdest unglücklich, wenn nicht jeder Spaß von Dir bekannt gemacht würde.

Gutwitz. Du sollst sehn, wie ungerecht Du jetzt bist. Clerimont, sage, es sei Dauphine's Erfindung. *Clerimont ab.* Traue mir nie wieder, wenn nicht das Ganze zu Deinem Vortheil ausschlägt. In dem nächsten Zimmer ist ein Teppich, den hänge um und binde diese Schärpe ums Gesicht, setz ein Kissen auf den Kopf und halte Dich fertig, wenn ich Amorous rufe. Fort. — John Dohle!

geht zu Dohle's Zimmer und bringt ihn heraus.

Dohle. Gute Neuigkeiten, Sir?

Gutwitz. Nun ja, ich hab' es gethan und war Euretwegen hart mit ihm zusammen. Ich sagte ihm, Ihr wärt ein Ritter und ein Gelehrter und daß Ihr recht gut wüßtet, die wahre Tapferkeit bestehe mehr in patiendo quam faciendo, magis ferendo quam feriendo.

Dohle. So ist es wirklich, Sir.

Gutwitz. Drauf sagt ich ihm denn, Ihr wärt willig zu leiden, worauf er aber bei meiner Seele zuerst eine Forderung that, die zu weit ging.

Dohle. Was war es denn, Sir?

Gutwitz. Eure Oberlippe und sechs von Euren Vorderzähnen.

Dohle. Das war unbillig.

Gutwitz. Ich sagte ihm auch gerade heraus, Ihr könntet Euch deren nicht berauben. Worauf ich ihn denn nach vielem Disputiren pro et contra so weit herunter handelte, daß er sich mit zwei Vorderzähnen begnügen will.

Dohle. Ist es richtig? Nun er soll sie haben.

Gutwitz. Das soll er mit Eurer Erlaubniß nicht, Sir, der Schluß ist nämlich dahin ausgefallen: weil Ihr künftig immer gute Freunde bleiben sollt, und dieser Sache nie gedacht oder erwähnt werden darf, er auch außerdem nicht damit groß thun

könne, er habe Euch in eigner Person dergleichen gethan: so soll er verkleidet herkommen, Euch in geheim fünf Tritte geben, Euren Degen nehmen und Euch so lang er will in diesem Zimmer verschließen, welches nicht lange dauern soll, weil wir Euch bald befreien wollen.

Dohle. Fünf Tritte? Mag er mir doch sechs geben, wenn wir nur wieder Freunde werden.

Gutwitz. Ihr sollt Euch nicht selbst zu nahe treten, daß Ihr ihm das durch mich sagen laßt.

Dohle. Nein, sagt es ihm in Gottes Namen, werther Sir, sie sollen ihm herzlich gern gegönnt seyn, um nur mit ihm gut Freund zu werden.

Gutwitz. Gut Freund? Wahrlich, wenn er es unter diesen Bedingungen nicht werden wollte, so würde ich, so lange ich lebe, sein Feind seyn. Nun, Sir, tragt es mit standhaftem Muthe.

Dohle. O Gott, Sir, es ist nichts.

Gutwitz. Freilich, was wollen sechs Tritte für einen Mann sagen, der den Seneka liest?

Dohle. Ich habe ihrer schon hundert bekommen, Sir.

Gutwitz. Sir Amorous! — Dauphine kommt verkleidet heraus. Keiner spreche mit dem andern und rühre die alten Händel auf.

Dohle, indem er die Tritte bekömmt. Eins, zwei, drei, vier, fünf. Ich bitte, Sir Amorous, Ihr dürft sechs geben.

Gutwitz. Ich sagte ja, Ihr solltet nicht sprechen. So gebt ihm nun sechs und damit gut. — Dauphine giebt ihm noch einen Tritt. — Euren Degen. nimmt ihn. — Nun geht in Euren sichern Verwahrsam zurück, nachher sollt Ihr Euch in Gegenwart der Damen treffen und als die zärtlichsten Freunde erscheinen. führt Dohle in das Zimmer zurück. — Nun gieb mir die Schärpe, den andern sollst Du mit entblößtem Angesichte schlagen; bleib in der Nähe. Dauphine zieht sich zurück und Gutwitz geht nach dem andern Zimmer und läßt Sir Amorous heraus. — Sir Amorous!

Amor. La Foole. Was ist das? Ein Degen?

Gutwitz. Ich konnte es nicht ändern, wenn ich nicht den Zwist auf mich selbst nehmen wollte. Er schickt Euch seinen Degen —

Amor. La Foole. Ich kann ihn durchaus nicht annehmen.

Gutwitz. Und verlangt, daß Ihr ihn an der Wand befestigt, und Euren Kopf gegen das Gefäß an etlichen wenigen Stellen zerstoßt.

Amor. La Foole. Ich will nicht, das sagt ihm rund heraus. Das ist mir nicht gegeben, mein Blut zu vergießen.

Gutwitz. Ihr wollt nicht?

Amor. La Foole. Nein, ich will den Kopf gegen eine gute ebne Wand stoßen, wenn er sich damit begnügen will. Will er nicht, mag er ihn mir selbst stoßen: dabei bleibt's!

Gutwitz. Ei, Ihr seid auch sehr umständlich, wenn sich ein Mann zu Eurem Besten bemüht. Ich bot ihm eine andre Bedingung an, wollt Ihr die eingehn?

Amor. La Foole. Worin besteht sie?

Gutwitz. Daß Ihr Euch in Geheim wollt schlagen lassen.

Amor. La Foole. Ja, das bin ich zufrieden; aber mit flacher Klinge.

Oberhalb erscheinen Hochmuth, Centaur, Amsel, Mistreß Otter, Epicoene und Gläubig.

Gutwitz. So müßt Ihr es Euch gefallen lassen, daß ich Euch mit dieser Schärpe die Augen verbinde, dann führe ich Euch zu ihm, er nimmt Euren Degen und giebt Euch einen Schlag auf den Mund und zwickt Euch die Nase so vielmal es ihm beliebt.

Amor. La Foole. Ich bin zufrieden; warum sollen mir aber die Augen verbunden werden?

Gutwitz. Das geschieht zu Eurem Besten, Sir, denn wenn er nachher übermüthig werden sollte und etwa in Zukunft Eure Beschimpfung bekannt machen (was er, wie ich glaube, nicht thun wird), so könnt Ihr dreist schwören und behaupten, daß er Euch nie geschlagen, daß Ihr es gewußt hättet.

Amor. La Foole. Ah, ich begreife.

Gutwitz. Ich zweifle aber gar nicht, daß Ihr dadurch nicht die besten Freunde werdet, die es in Zukunft nicht wagen, einen bösen Gedanken gegen einander zu denken.

Amor. La Foole. Ich nicht gegen ihn, so wahr mir Gott helfe.

Gutwitz. Er auch nicht von Euch, Sir, und wenn er es sollte. verbindet ihm die Augen. — Kommt, Sir. führt ihn vor. Blindekuh! Sir John. Dauphine kommt und zwickt ihn.

Amor. La Foole. O Sir John! Sir John! Oh, o — o — o — o — o — Oh! —

Gutwitz. Guter Sir John, hört nun auf zu zwicken, Ihr reißt ihm sonst die Nase ab. Jetzt gefällt es dem Sir John, daß Ihr Euch in das Zimmer zurück begeben sollt. führt ihn zurück. Nun seid Ihr Freunde, ich hoffe, alle Eure gegenseitige Erbitterung ist begraben, Ihr sollt nachher wieder hervorkommen wie Damon und Pythias und Euch mit der zärtlichsten Freundschaft umarmen. — Ich bin überzeugt, sie werden in Zukunft mit ihren Zungen nicht so unbändig seyn. Dauphine, ich verehre Dich. Ei, Himmel! die Damen haben uns überrascht!

Sechste Scene.

Die Vorigen, Hochmuth, Centaur, Amsel, Mistrs. Otter, Epicoene, Gläubig, die indeß von oben herunter gekommen sind.

Hochmuth. Centaur, wie unser Urtheil in Ansehung dieser nachgemachten Ritter hintergangen war!

Centaur. Madam, Amsel war noch mehr als wir betrogen, denn auf Ihre Empfehlung kamen sie zuerst ins Kollegium.

Amsel. Ich empfahl sie nur, Madam, als Witzige und Beau's, auf ihre Tapferkeit nahm ich keine Rücksicht.

Hochmuth. Sir Dauphine ist tapfer und auch witzig, wie es scheint.

Amsel. Und ein Beau ist er ebenfalls.

Hochmuth. War dies seine Erfindung?

Mstrs. Otter. Wie uns Herr Clerimont gesagt hat.

Hochmuth. Liebe Morose, wenn Ihr in das Kollegium kommt, wollt Ihr ihn wohl mitbringen? Er scheint ein vollkommener Edelmann.

Epicoene. Das ist er, Madam, Ihr könnt es glauben.

Centaur. Wann wollt Ihr aber kommen, Morose?

Epicoene. Nach drei oder vier Tagen, Madam, wenn ich meine Kutsche und Pferde habe.

Hochmuth. Nein, Morgen, lieber Morose, Centaur soll Euch ihre Kutsche schicken.

Amsel. O ja, das thut und bringt Sir Dauphine mit.

Hochmuth. Sie hat es schon versprochen, Amsel.

Amsel. Er ist nach seinem Aeußern ein sehr würdiger Edelmann.

Hochmuth. Ja, er zeigt sich in seinen Kleidern sehr geschmackvoll.

Centaur. Und doch nicht so übertrieben sauber, Madam, wie manche, die dann mit dem Kopfe wie in einem Halseisen stehn.

Hochmuth. Ja und jedes Haar ängstlich zurecht gelegt haben.

Amsel. Die feinere Wäsche tragen, als wir selber und sich noch niedlicher halten als der Französische Hermaphrodit.

Epicoene. Ja, Lady's, die das, was sie uns erzählten, schon tausenden erzählt haben, die nur die Diebe unsers guten Namens sind, die uns mit diesem Parfüm oder mit jener Schnur zu fangen denken und uns gewissenlos auslachen, wenn es ihnen gelungen ist.

Hochmuth. Aber Sir Dauphine's Sorglosigkeit steht ihm schön.

Centaur. Ich könnte einen Mann wegen solcher Nase lieben.

Amsel. Oder wegen solchen Beines.

Centaur. Er hat ein außerordentlich schönes Auge, Madam.

Amsel. Und eine sehr schöne Locke.

Centaur. Liebe Morose, bringe ihn zuerst in mein Zimmer.

Mstrs. Otter. Seid von der Gnade, Euch in meinem Hause zu treffen.

Gutwitz. Sieh, wie sie Dich betrachten; ich schwöre Dir, sie sind gefangen.

Hochmuth, die näher kömmt. Ihr habt da unser Paar Ritter offenbart, Herr Gutwitz.

Gutwitz. Ich nicht, Madam, es war Sir Dauphine's Erfindung, der, wenn er Eure Gnaden dadurch einer Bedienung oder Unterhaltung beraubt hat, selber im Stande ist, diesen Platz wieder auszufüllen.

Hochmuth. Das ist ein unstatthafter Verdacht.

Centaur. Ei sieh, Amsel, Hochmuth läßt schon.

Amsel. Wir wollen hin und auch Theil nehmen. *alle treten näher.*

Hochmuth. Ich bin sehr erfreut über das Glück (außer der Entdeckung dieser beiden leeren Schachteln) die Kenntniß einer so reichen Mine von Tugend erlangt zu haben, als Sir Dauphine ist.

Centaur. Wir alle würden sehr erfreut seyn, wenn wir ihn zu unsern Freunden rechnen, und im Kollegium sehn könnten.

Amsel. Ich prophezeie, daß er in keine angenehmere Gesellschaft kommen kann, und hoffe, daß er selber so denken wird.

Dauphine. Es wäre Unwissenheit, sich etwas anders vorzustellen, Lady.

Gutwitz. Sagte ich's Dir nicht, Dauphine? Ja, alle ihre Handlungen werden durch Vorurtheile, ohne Vernunft und Ursache gelenkt, sie wissen nicht, warum sie etwas thun, sondern so wie sie abgerichtet werden, glauben, urtheilen, loben, verachten, lieben, hassen sie, die eine ahmt die andere nach und sie thun alle diese Dinge auf gleiche Weise. Ihre natürliche Neigung dient gewöhnlich nur, sie auf das schlimmste zu treiben, wenn sie einmal sich selber überlassen sind. Aber benütze es nun, da Du sie hast.

Hochmuth. Wollen wir wieder hinein gehn, Morose?

Epicoene. Ja, Madam.

Centaur. Wir wollen Sir Dauphine um seine Gesellschaft ersuchen.

Gutwitz. Erwartet noch, werthe Madam, das Wiedersehn der beiden Freunde, Pylades und Orestes, ich will sie gleich herausbringen.

Hochmuth. Wollt Ihr sie herführen, Herr Gutwitz?

Dauphine. Aber, meine edlen Lady's, laßt es weder in Euren Mienen und Geberden merken, daß man ihre Thorheiten entdeckt hat, daß wir beobachten können, mit welcher Zuversicht und Dreistigkeit sie sich betragen mögen.

Hochmuth. Wir wollen es nicht, Sir Dauphine.

Centaur, Amsel. Auf unsre Ehre, Sir Dauphine.

Gutwitz *geht zum ersten Zimmer.* Sir Amorous! Sir Amorous! Die Damen sind hier.

Amor. La Foole *von innen.* Sind sie?

Gutwitz. Ja, schlüpft nun sacht herbei, wenn sie den Rücken gewandt haben, und trefft Sir John hier, wie von ungefähr, wenn ich Euch rufe. — *geht zum zweiten Zimmer.* Hans Dohle!

Dohle *von innen.* Was wollt Ihr, Sir?

Gutwitz. Springt schnell hinter mir vorbei und in Euren Mienen keinen Zorn gegen Euren Gegner! Jetzt! jetzt!

Sir Amorous und Dohle kommen schnell und leise, jeder aus seinem Zimmer, und begrüßen sich.

Amor. La Foole. Edler Sir John Dohle, wo seid Ihr gewesen?

Dohle. Ich habe Euch gesucht, Sir Amorous.

Amor. La Foole. Mich? Viel Ehre für mich.

Dohle. Sie ist auf meiner Seite.

Clerimont. Sie haben ihre Rapiere vergessen.

Gutwitz. Sie begegnen sich im Frieden.

Dauphine. Wo ist Euer Degen, Sir John?

Clerimont. Und Eurer, Sir Amorous?

Dohle. Mein Degen? ich habe ihn so eben meinem Burschen gegeben, den Griff ausbessern zu lassen.

Amor. La Foole. Mein goldner Griff

war auch zerbrochen und mein Bursche hat ihn ebenfalls.

Dauphine. Wirklich, Sir? Wie Ihre Ausreden sich begegnen!

Clerimont. Welche Uebereinstimmung in den Griffen!

Gutwitz. O wahrhaftig auch in ihren Klingen.

Morose tritt auf, mit den beiden bloßen Degen in der Hand.

Mstrs. Otter. O weh! Madam, da kommt er wieder, der Unsinnige! Fort! die Damen Dohle und Sir Amorous entfliehen schnell.

Morose. Was machen diese bloßen Schwerter hier?

Gutwitz. O Sir, hier wäre beinahe Mord und Todschlag entstanden, etliche Ritter geriethen miteinander in Streit über die Gunstbezeugungen der Braut, wir mußten ihnen die Waffen wegnehmen, sonst hätte Euer Haus in Anspruch genommen werden können —

Morose. Wofür?

Clerimont. Für Mord, Sir.

Morose. Und ihre Gunstbezeugungen?

Gutwitz. O, Sir, das ist von ehemals, nicht von jetzt, Clerimont, bringe ihnen nun ihre Degen, sie haben alles Unglück angerichtet, das sie anrichten werden.

Clerimont nimmt die Degen und geht ab.

Dauphine. Habt Ihr mit einem Rechtsgelehrten gesprochen, Sir?

Morose. O nein! Es ist ein solcher Lärmen am Gerichtshofe, daß sie mich mit größerm Entsetzen zurück gejagt haben, als ich hingerannt kam. Ein solches Schrrien und Gegenschreien mit ihren verschiedenen Stimmen von Citationen, Apellationen, Allegationen, Certifikaten, Verhaftnehmungen, Fragartikeln, Vergleichungen, Ueberzeugungen und wahrhaftigen Züchtigungen, zwischen den Doktoren und Prokuratoren, daß der Tumult hier Stillschweigen dagegen ist, eine Art von ruhiger Mitternacht.

Gutwitz. Sir, wenn Ihr im Ernst entschlossen seid, so kann ich Euch einen trefflichen Rechtsgelehrten und einen gelehrten Theologen herführen, die Eure Sache bis auf den letzten Skrupul untersuchen werden.

Morose. Könnt Ihr das, Herr Gutwitz?

Gutwitz. Ja, und es sind sehr ehrbare ernsthafte Männer, die die Sache schnell, mit einem oder zweimaligen Flüstern leise zu Ende bringen werden.

Morose. Lieber Sir, kann ich diese Wohlthat von Euch hoffen und mich Euern Händen anvertrauen?

Gutwitz. Ach, lieber Sir, seit Ihr fort waret, sind Euer Neffe und ich darüber beschämt und empört gewesen, daran zu denken, wie man Euch mitgespielt hat. Geht hinein, lieber Sir, und verschließt Euch drinnen, bis wir Euch wieder rufen, nachher wollen wir Euch mehr sagen, Sir.

Morose. Thut mit mir, was Euch gefällt, meine Freunde, ich vertraue Euch, und das verdient keine Täuschung — geht ab.

Gutwitz. Ihr sollt auch nicht getäuscht werden, Sir, aber überflüssig turbirt.

Dauphine. Was willst Du denn nun machen, Freund?

Gutwitz. Schaff mir, wenn Du irgend kannst, auf alle Weise, Otter und den Barbier hierher.

Dauphine. Wozu denn?

Gutwitz. Ich will aus diesen beiden den gelehrtesten Theologen und den ehrwürdigsten Rechtsgelehrten machen —

Dauphine. Das ist unmöglich, das sind eitle Träume.

Gutwitz. Vertraue mir doch. Hänge nur über den einen einen Gelehrten-Rock mit einer Besatzung, und einen geistlichen Mantel über den zweiten, und gieb ihnen einige Kunstausdrücke in den Mund: und wenn aus dem einen nicht der geschickteste Doktor, und aus dem zweiten ein so vollkommner Pfarrer wird, als man sich nur wünschen kann, so sollst Du meiner Wahl nie wieder trauen. Und ich hoffe, es soll geschehn können, ohne der Würde dieser beiden Charaktere zu nahe zu treten, denn sie sind nur angenommene Personen, um uns Spaß zu machen und ihn zu quälen. Der Barbier schnattert Latein, wenn ich mich recht erinnre.

Dauphine. Ja, und Otter ebenfalls.

Gutwitz. Gut, wenn ich sie nun nicht seinen Fall zu seinem Richt-Troste abhandeln lasse, so magst Du mich für einen Hans Dohle, Sir Amorous, oder ein noch schlimmeres Ding halten. Nun geh zu Deinen Damen, aber schicke erst nach jenen.

Dauphine. Das will ich. beide ab.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

In Morose's Hause.

Sir Amorous La Foole, Clerimont, Dohle.

Amor. La Foole. Wo habt Ihr unsre Degen herbekommen, Herr Clerimont?

Clerimont. Dauphine nahm Sie dem Tollen weg.

Amor. La Foole. Und der nahm sie ganz gewiß unsern Burschen weg.

Clerimont. Das ist wohl möglich.

Amor. La Foole. Ich danke Euch, werther Herr Clerimont. Sir John Dohle und ich wir sind Euch beide verbunden.

Clerimont. Ich wünschte, meine Herren, daß ich, es so weit bringen könnte.

Dohle. Sir Amorous und ich, wir sind beide Eure Diener.

Amsel kömmt herein. Meine Herren, hat einer von Euch Feder und Tinte? Ich möchte gern ein Italiänisches Räthsel aufschreiben, das mir Sir Dauphine übersetzen soll.

Clerimont. Ich nicht, Lady, ich bin kein Schreiber.

Dohle. Ich kann Euch damit aushelfen, Lady. Dohle und Amsel gehn ab.

Clerimont. So hat er es wohl in dem Schaft eines Messers.

Amor. La Foole. Nein, er hat immer sein Kästchen mit Instrumenten.

Clerimont. Wie ein Feldscheer.

Amor. La Foole. Der Mathematik wegen, sein Quadrat, seinen Kompaß, seine Reißfedern und Bleistift, um Karten von jedem Platz und jeder Person aufzunehmen, wo er nur hinkömmt.

Clerimont. Wie, Karten von den Personen?

Amor. La Foole. Ja, Sir, so zum Beispiel als der Indische Prinz und Fürst von der Moldau hier war, und dann von seiner Gebieterin, Mistreß Epicoene. Dohle kommt zurück.

Clerimont. Ei, ich hoffe doch nicht, daß er ihre Breite ausgefunden hat.

Amor. La Foole. Ihr seid sehr scherzhaft, Sir.

Clerimont. Nun wir einmal unter uns sind, so laßt uns ohne Umstände und leichtfertig sprechen. Sir John, ich sage so eben dem Sir Amorous hier, daß Ihr beide die Damen beherrscht, wo Ihr nur hinkommt, daß Ihr das weibliche Geschlecht vor Euch hertragt.

Dohle. Sie sollen uns lieber vor sich hertragen, Sir, wenn sie wollen.

Clerimont. Ich glaube auch, daß sie es thun. — Ich meine nur, Ihr seid die vorzüglichsten in ihrer Liebe und regiert alle ihre Handlungen —

Dohle. Ich nicht, das ist Sir Amorous.

Amor. La Foole. Ich protestire, Sir John ist es.

Dohle. So gewiß ich im Staate etwas zu werden hoffe, Sir Amorous, Ihr habt die Person dazu.

Amor. La Foole. Sir John, Ihr habt die Person, und dazu die Kunst der Ueberredung.

Dohle. Ich nicht, Sir, ich besitze keine Kunst — dazu kommt dann noch Eure körperliche Geschicklichkeit.

Amor. La Foole. Ich protestire, Sir John, wenn Ihr nur wollt, so könnt Ihr über so viele Stühle wegspringen —

Clerimont. Nun gut, vereinigt Euch darüber, Ritter; Ihr beiden unter Euch theilt also den Staat oder das Königreich der Damen=Gunst, ich sehe es wohl, und kann noch so viel unterscheiden, wie sie Euch beobachten und in der That fürchten. Ihr könntet seltsame Geschichten erzählen, wenn Ihr nur wolltet, meine Herren.

Dohle. Nun, wir haben allerdings einiges gesehn, Sir.

Amor. La Foole. Das haben wir — Attlassene Unterröcke, und Hemden von Musselin und dergleichen.

Dohle. Ja und —

Clerimont. Heraus damit, Sir John, beneidet Eurem Freunde nicht das Vergnügen zu hören, wenn Ihr die Annehmlichkeiten des Genusses geschmeckt habt.

Dohle. Nun, — ja, — sprecht Ihr Sir Amorous.

Amor. La Foole. Nein sprecht Ihr Sir John Dohle.

Dohle. Wahrlich, Ihr müßt.

Amor. La Foole. Wahrlich, Ihr müßt.

Dohle. Nun wir waren wohl —

Amor. La Foole. Beide zu unsrer Zeit im Reich der Freuden. Weiter, Sir John.

Dohle. Fahrt Ihr fort, Sir Amorous.

Clerimont. Und mit diesen Lady's?

Amor. La Foole. Entschuldigt uns, Sir.

Dohle. Wir müssen keinen Namen verletzen.

Amor. La Foole. Einerlei, ob diese, ob andre.

Clerimont. Hört, Sir John, Ihr sollt mir nur ein Ding aufrichtig beantworten, wenn Ihr mich lieb habt.

Dohle. Wenn es mir möglich ist, ja, Sir. Unser Bad kostete uns funfzehn Pfund, als wir zurück kamen.

Clerimont. Aber hört, Sir John, nur ein Ding sollt Ihr mir ganz nach der Wahrheit sagen, so gewiß Ihr mich liebt.

Dohle. Wenn ich kann, ja.

Clerimont. Ihr habt mit der Braut in einem Hause gewohnt?

Dohle. Ja, und habe stündlich mit ihr gesprochen, Sir.

Clerimont. Und wie ist Ihr Humor? Ist sie freundlich, offen und frei?

Dohle. O außerordentlich offen, Sir. Ich war ihr Diener und Sir Amorous sollte es auch werden.

Clerimont. Nun, Ihr habt beide ihre Gunst genossen, daß weiß ich und habe es schon von andern gehört.

Dohle. O nein, Sir.

Amor. La Foole. Ihr müßt uns entschuldigen, Sir; wir dürfen keinen Namen verletzen.

Clerimont. Ei, sie ist nun verheirathet und Ihr könnt ihr durch nichts Schaden thun, deswegen sprecht offen: wie oft? wer lag zuerst bei ihr? Nun?

Amor. La Foole. Sir John hat ihre Blume erhalten, wahrlich.

Dohle. O, es gefällt ihm nur so zu sagen, Sir; aber Sir Amorous weiß eben so gut, was —

Clerimont. Wirklich, Sir Amorous?

Amor. La Foole. Gewissermaaßen, Sir.

Clerimont. Ihr seid ja vortreffliche Herren. Der Bräutigam weiß davon nichts und soll auch durch mich nichts erfahren.

Dohle. An den Galgen mit dem tollen Ochsen!

Clerimont. Sprecht leiser, hier kommt sein Neffe mit der Lady Hochmuth. Der wird Euch die Lady's entführen, wenn Ihr nicht bei Zeiten auf ihn achtet.

Amor. La Foole. Thut er's, so wollen wir sie schon zurück führen, darauf verlaßt Euch.

geht mit Dohle ab; Clerimont tritt beiseit.

Zweite Scene.

Clerimont, Hochmuth, Dauphine.

Hochmuth. Ich versichre Euch, Sir Dauphine, die Schätzung und Würdigung Eurer Tugend allein ist es, die mich in dieses Abentheuer verlockt hat, und ich konnte mich nicht bezwingen, ich mußte Euch das Geständniß thun. Auch gereut mich dieser Schritt nicht, weil es immer ein Beweis für unsre eigne Tugend ist, wenn wir die Tugend in andern lieben und verehren.

Dauphine. Eure Gnade setzt auf meine Unwürdigkeit einen zu hohen Preis.

Hochmuth. Sir, ich kann Diamanten von Kieseln unterscheiden —

Dauphine, für sich. Seid Ihr so erfahren in Steinen?

Hochmuth. Und ob es mir vielleicht bei einem solchen Verstande wie die Eurige ist, zum Nachtheil gereicht, daß ich mich in gleiche Gesellschaft mit Centaur und Amsel stelle —

Dauphine. Ihr thut es nicht, Madam, ich sehe, sie dienen Euch nur zur Folie.

Hochmuth. Dann seid Ihr ein Freund der Wahrheit, Sir, und das macht, daß ich Euch noch mehr lieben muß. Es ist nicht der auswendige, sondern der inwendige Mensch, welchen ich liebe. Sie aber können keinen edlen Vorzug begreifen, sondern lieben auf eine seichte und einfältige Art.

Centaur, von innen. Wo seid Ihr denn, Mylady Hochmuth?

Hochmuth. Ich komme gleich, Centaur. Mein Page, Sir, soll Euch mein Zimmer zeigen, und Gläubig, meine Kammerfrau, soll für Euch immer wach seyn; Ihr dürft nicht fürchten, ihr alles zu vertrauen, denn sie ist mir getreu. Tragt dieses Juwel zu meinem Andenken, Sir, Dauphine. — Centaur tritt herein. Wo ist Amsel, Centaur?

Centaur. Sie schreibt drinne was, Madam: ich folge Euch sogleich, Hochmuth geht ab. ich will nur ein Wort mit Sir Dauphine sprechen.

Dauphine. Mit mir, Madam?

Centaur. Guter Sir Dauphine, traut ja der Hochmuth nicht, glaubt ihr in keiner Sache, was ihr auch sonst thun mögt. Sir Dauphine, ich sage Euch dies nur zur Warnung, sie ist durchaus höflich und liebt Niemand als aus Eigennutz, und aus Eigennutz liebt sie auch alle. Außerdem sagen auch ihre Aerzte, daß sie keine von den reinsten sei, ob sie sie bezahlt oder nicht, weiß der Himmel: auch ist sie schon über funfzig und sehr' geschminkt. Seht sie nur einmal an einem Vormittage. — Hier kommt Amsel, die hat ein noch übleres Gesicht, die würde Euch selber bei Licht nicht gefallen. Amsel tritt herein. Wollt Ihr einmal Morgens recht früh, oder Abends etwas spät auf mein Zimmer kommen, so will ich Euch mehr erzählen. — Wo ist Hochmuth, Amsel?

Amsel. Drinne, Centaur.

Centaur. Was habt Ihr da?

Amsel. Ein Italiänisches Räthsel, für Sie, Dauphine, Ihr sollt es aber nicht sehn, Centaur, wahrlich nicht. Centaur geht ab. Guter Sir Dauphine, löst es mir doch auf, ich will es Euch hernach wieder abfodern. ab.

Clerimont, der hervortritt. Nun, Dauphine? wie geht es Dir mit den Weibern?

Dauphine. Sie verfolgen mich wie die Feen und schenken mir Juweelen, ich kann nicht wieder von ihnen los kommen.

Clerimont. Das mußt Du nicht wieder erzählen.

Dauphine. Bei Gott, das vergaß ich: niemals bin ich noch so bestürmt. Die eine liebt mich wegen meiner Tugend und will mich hier mit diesem Dinge, zeigt das Kleinod, bestechen; eine zweite liebt mich mit Vorsicht, und will mich so besitzen! eine dritte bringt mir hier ein Räthsel und alle sind eifersüchtig und schimpfen auf einander.

Clerimont. Ein Räthsel? laß mich's doch sehn. liest.

> Sir Dauphine, ich erwähle diesen Weg, um Euch etwas im geheimen Vertrauen zu sagen. Die Lady's, ich weiß es, haben Euch beide den Vorschlag gethan, ein Mitglied des Kollegiums und ihr Diener zu werden. Könnte ich so geehrt werden, bei einer so trefflichen Absicht auch als mitwirkend zu erscheinen, so wollte ich das Gerücht ausbreiten, daß ich Morgen Arznei nehme und so vier, oder fünf Tage, oder noch länger fortfahren, Euren Besuch erwartend.
>
> Amsel.

Bei meiner Seele! sehr fein! Nennt Ihr das ein Räthsel? Was ist denn wohl Euer aufrichtiges Wesen?

Dauphine. Gutwitz fehlt uns, um das zu erklären.

Clerimont. Er fehlt uns auch noch zu andern Dingen: seine bekehrten Ritter sind so hochmüthig und unverschämt, als sie nur jemals waren.

Dauphine. Ihr scherzt.

Clerimont. Kein von Wein oder Eitelkeit Betrunkener hat jemals dergleichen von sich selber erzählt. Ich möchte keinen Mückenfuß für den ehrlichen Namen aller Weiber setzen, wenn man glauben dürfte, daß sie die Wahrheit sprächen. Was die Braut anbetrifft, so haben sie beide ihr affidavit gegen sie gegeben —

Dauphine. Daß sie bei ihr gelegen haben?

Clerimont. Ja, und Zeit und Umstände und Platz, alles daher erzählt. Ich hätte sie fast zu der Versicherurg gebracht, daß sie es noch heute gethan hätten.

Dauphine. Doch nicht beide?

Clerimont. Ja, wahrlich, mit etwas mehr Zureden hätte ich es so weit gebracht, daß sie es mit ihrer Unterschrift bestätigt hätten.

Dauphine. Ich sehe, sie werden unser Spaß seyn, wir mögen es wollen oder nicht.

Dritte Scene.

Gutwitz tritt zu ihnen. Seid Ihr hier? Nun, Dauphine, ruf sogleich Deinen Onkel: ich habe meinen Theologen und Rechtsgelehrten angezogen,

ihre Bärte gefärbt und alles. Die Kerls kennen sich selber nicht, so sind sie erhoben und verändert; Beförderung verwandelt alle Menschen. Du sollst eine Thür bewachen und ich die andre, und Clerimont stellt sich in die Mitte, so kann er auf keine Weise ihrem Zanken entrinnnen, wenn sie erst warm geworden sind: dann brechen auch die Weiber (wie ich die Braut schon unterrichtet habe) auf ihr Stichwort herein. O es wird herrlich und lärmig vollauf werden! Nun geh' und hol' ihn her. — Dauphine geht ab: Otter tritt herein als ein Geistlicher, und Bartschneider als ein Rechtsgelehrter verkleidet. Kommt, Herr Doktor und Herr Pfarrer, überlegt, was Ihr zu thun habt und führt die Sache gut durch: Ihr seid gut angekleidet, richtet nur Euren Auftrag eben so gut aus. Wenn Ihr aus dem Zusammenhange kommt, so gesteht es nicht dadurch, daß Ihr still steht oder hustet, oder das Maul gegeneinander aufsperrt; sondern fahrt dreist fort, sprecht laut und heftig, hanthiert gewaltsam und besinnt Euch nur auf Eure Ausdrücke, so seid Ihr gerettet. Mag die Materie doch bleiben, wo sie immer will: sehr viele machen es so. Im Anfange seid aber feierlich und ernst, wie Eure Kleidung, wenn Ihr Euch auch späterhin gehn laßt. — Hier kommt er, legt Eure Gesichter in Ordnung und seht düster aus, wenn ich Euch vorstelle.

Dauphine kommt zurück. Morose mit ihm.

Morose. Sind diese die beiden gelehrten Herren?

Gutwitz. Ja, Sir: wollt Ihr sie nicht willkommen heißen?

Morose. Willkommen? Ich möchte lieber alles andre thun, als die Zeit so unnützer Weise verschwenden. Ich begreife nicht, wie die gemeinen Redensarten, als: Gott erhalte Euch; und: Ihr seid willkommen, in unserm Leben so gewöhnlich geworden sind! oder: Ich freue mich, Euch zu sehn! da ich nicht einsehen kann, welchen Nutzen diese Worte gewähren, so lange es mit dem nicht besser steht, dessen Sachen traurig und verdrüßlich sind, wenn er diese Begrüßung hört.

Gutwitz. Das ist wahr, Sir; wir wollen also gleich zur Sache schreiten. — Meine Herren, Herr Doktor und Herr Pfarrer, ich habe Euch hinlänglich mit dem Geschäft bekannt gemacht, zu welchem Ihr hieher berufen seid, es ist also nicht mehr vonnöthen, daß Ihr von der Lage der Sache unterrichtet werdet. Dieser ist der Herr, der Eures Rathes bedarf und deswegen fangt sogleich an, wenn es Euch gefällig ist.

Otter. Ist es Euch nicht gefällig, Herr Doktor?

Bartschneider. Ist es Euch nicht gefällig, lieber Herr Pfarrer?

Otter. Ich möchte das weltliche Gesetz zuerst reden hören.

Bartschneider. Es muß durchaus dem geistlichen Rechte den Vorzug einräumen.

Morose. Nein, werthe Herren, verwickelt mich nicht in dergleichen Umständlichkeiten. Laßt mir den Trost, den ihr für mich habt, eiligst zukommen: theilt mir schnell meinen Frieden mit, wenn ich hoffen darf darauf. Ich liebe Eure Disputationen und Eure gerichtlichen Händel nicht, und daß Euch das nicht seltsam scheine, will ich Euch die Ursach kürzlich erzählen. Mein Vater gab mir bei meiner Erziehung immer die Lehre, daß ich beständig mein Gemüth sammeln sollte, es aber nicht unnütz herum schweifen lassen; ich sollte unterscheiden, welche Dinge im Laufe des Lebens nothwendig wären, und welche nicht, die erstern erwählen, die andern aber vermeiden; kurz, ich sollte die Ruhe lieben und die Unruhe vermeiden; und das ist mir nun auch zur andern Natur geworden. Deshalb komme ich nicht zu Euren öffentlichen Gerichten, oder an Oerter, wo es Geräusch giebt: nicht, daß ich diese Dinge verachten sollte, die zum Wohlbefinden des Staates unentbehrlich sind, sondern nur, weil ich gern das Schreien und Lärmen der Redner vermeide, die niemals schweigen können. Und eben in Ansehung des Geräusches ist es, warum ich mir jetzt Eure Hülfe erbitte. Ihr glaubt nicht, in welchem Jammer ich heute herumgetrieben bin, in welchem reißenden Strome von Unglück! Mein Haus ist von dem Tumulte drehend geworden; ich wohne schlimmer als in einer Windmühle!

Gutwitz. Nun, werther Herr Doktor, wollt Ihr das Eis brechen? der Herr Pfarrer wird Euch folgen.

Bartschneider. Sir, ich will, obgleich der Unwürdige und Schwächere, präsumiren —

Otter. Keine Präsumtion Domine Doctor.

Morose. Schon wieder?

Bartschneider. Eure Frage ist nämlich die, aus wie vielerlei Ursachen ein Mann Divortium legitimum haben könne, eine rechtmäßige Ehescheidung. Zuerst müßt Ihr nun die Bedeutung des Wortes Divortium recht begreifen, a divertendo —

Morose. Keine Weitläuftigkeiten über die Wörter, lieber Doktor, wendet Euch gleich zur Frage.

Bartschneider. So antworte ich also: das Gesetz erlaubt die Ehescheidung nur in wenigen Fällen, der hauptsächlichste von diesen Fällen ist im Fall des Ehebruchs: aber außerdem giebt es noch duodecim Impedimenta, zwölf Verhinderungen wie wi- sie nennen, welche alle nicht können dirimere contractum, aber irritum reddere matrimonium, wie wir uns im Gesetze ausdrücken: die den Kontrakt nicht aufheben aber in ihm eine Ungültigkeit verursachen.

Morose. Ich verstand Euch sogleich, werther Herr, vermeidet die unnöthigen Uebersetzungen.

Otter. Er kann das nicht, mit Eurer werthen Erlaubniß, zu weitläuftig auseinander setzen.

Morose. Noch mehr!

Gutwitz. Ihr müßt doch die gelehrten Leute gewähren lassen. Nun zu Euren Hindernissen, Herr Doktor.

Bartschneider. Das erste ist impedimentum erroris.

Otter. Von welchem es wieder verschiedene species giebt.

Bartschneider. Ja, als error personæ.

Otter. Wenn Ihr Euch mit einer Person verbindet, indem Ihr sie für eine andre haltet.

Bartschneider. Ferner, error fortunæ.

Otter. Wenn sie arm ist, und Ihr habt sie für reich gehalten.

Bartschneider. Ferner, error qualitatis.

Otter. Wenn sie eigensinnig und starrköpfig ist, da Ihr sie für folgsam hieltet.

Morose. Wie? Ist das, Sir, ein gesetzmäßiges Hinderniß? Das noch einmal, meine Herren, ich bitte Euch.

Otter. Ja, ante copulam, aber nicht post copulam, Sir.

Bartschneider. Der Herr Pfarrer sagt recht. Nec post nuptiarum benedictionem. Dies kann nichts weiter, als irrita reddere sponsalia, die Verlobung aufheben, nach der Vermählung ist es von keiner Bedeutung.

Gutwitz. Ach, Sir, welche schöne Hoffnung ist uns wieder verloren gegangen!

Bartschneider. Das Folgende ist Conditio. Wenn Ihr sie für frei hieltet, und es zeigt sich, daß sie eine Sklavin ist, das ist eine Hinderniß des Standes und der Eigenschaft.

Otter. Ja, aber, Herr Doktor, dergleichen Dienstbarkeiten sind nun sublatæ, unter uns Christen.

Bartschneider. Mit Eurer Erlaubniß, Herr Pfarrer —

Otter. Ihr müßt mir erlauben, Herr Doktor.

Morose. Nein, meine Herren, streitet nicht über diesen Fall, er betrifft mich nicht: geht zum dritten über.

Bartschneider. Nun also, der dritte ist votum: wenn einer von beiden das Gelübbe der Keuschheit gethan hat. Dieser Umstand aber, wie der Herr Pfarrer auch vom vorigen behauptete, fällt unter uns Christen weg, Dank sei es der Erleuchtung. Der vierte ist cognatio, wenn die Personen in den verbotenen Graden der Verwandtschaft stehen.

Otter. Ja, seid Ihr mit diesen Graden bekannt, Sir?

Morose. Nein, sie kümmern mich auch nicht, denn ich weiß, sie können mir keinen Trost geben.

Bartschneider. Es ist aber noch eine Unterabtheilung dieses Hindernisses, nämlich cognatio spiritualis, wenn sie Eure Pathe ist, Sir, so ist diese Heirath unerlaubt.

Otter. Diese Auslegung ist abgeschmackt und abergläubisch, Herr Doktor, ich kann sie unmöglich gelten lassen. Sind wir nicht alle Brüder und Schwestern und eben so mit einander verwandt, wie Gevattern und Pathen?

Morose. O weh! um den Streit zu enden, ich war niemals ein Gevatter, ich habe Zeit meines Lebens nicht Gevatter gestanden. Kommt auf das folgende.

Bartschneider. Das fünfte ist crimen adulterii, der bekannte Fall. Sechstens, cultus disparitas, die verschiedene Religion: habt Ihr sie schon examinirt, zu welcher Religion sie gehört?

Morose. Lieber wollt' ich, sie gehörte zu keiner, als daß ich mich damit beunruhigen sollte.

Otter. Es kann in Eurem Namen geschehn.

Morose. Nein, nein, werther Herr, nun das übrige. Meint Ihr, daß wir jemals zu Ende kommen?

Gutwitz. Ja, die Hälfte hat er schon, Sir. — Nun das übrige — Seid geduldig, Sir, und hofft.

Bartschneider. Siebentes vis, wenn es durch Gewalt oder Zwang geschah.

Morose. O nein, es geschah von mir nur gar zu freiwillig, nur gar zu freiwillig.

Bartschneider. Das achte ist ordo, wenn sie die geistlichen Würden empfangen hat.

Otter. Das ist auch abergläubisch.

Morose. Das schadet nichts, Herr Pfarrer, ich wollte, daß sie gleich in ein Kloster ginge.

Bartschneider. Neuntes ligamen, wenn Ihr schon vorher, Sir, mit einer andern verlobt wart.

Morose. Ich habe mich nur zu schnell in diese Fesseln begeben.

Bartschneider. Zehntes dann, publica honestas, woraus folgt inchoata quædam affinitas.

Otter. Ja, oder affinitas orta ex sponsalibus, und ist außerdem nur leve impedimentum.

Morose. Noch weht aus allem dem keine Luft des Trostes auf mich.

Bartschneider. Eilftes dann, affinitas ex fornicatione.

Otter. Welches so gut wie die andre, Herr Doktor, als vera affinitas gerechnet wird.

Bartschneider. Freilich, quæ oritur ex legitimo matrimonio.

Otter. Ganz recht, ehrwürdiger Doktor, und nascitur ex eo, quod per conjugium duæ personæ efficiuntur una caro —

Morose. Hei! nun kommen sie in den Zug!

Bartschneider. Ich versteh' Euch, Herr Pfarrer, ita per fornicationem æque est verus pater, qui sic generatur —

Otter. Et vere filius qui sic generatur —

Morose. Was nutzt mir das alles?

Clerimont. Nun werden sie hitzig.

Bartschneider. Das zwölfte und letzte ist endlich, si forte coire nequibis.

Otter. Ja, und dieses ist impedimentum gravissimum, es vernichtet und hebt gänzlich auf. Wenn Ihr manifestam frigiditatem habt, so seid Ihr glücklich, Sir.

Gutwitz. Nun, so ist ja endlich Trost herbei gekommmen. Gesteht nur, daß Ihr ein unfähiger Mann seid, und sie wird selber zuerst die Ehescheidung suchen.

Otter. Ja, oder auch wenn morbus perpetuus et insanabilis da ist, als Paralysis, Elephantiasis, oder dergleichen.

Dauphine. Ja, aber frigiditas ist immer besser, meine Herren.

Otter. Ihr habt recht, Sir, und so steht es auch im geistlichen Recht, Herr Doktor.

Bartschneider. Ich versteh' Euch, Sir.

Clerimont. Noch eh' er spricht.

Otter. Denn ein Knabe oder Kind unter den Jahren kann keine Heirath vollziehn, weil es ihm unmöglich fällt, reddere debitum. So ebenfalls die omnipotentes —

Gutwitz, beiseit zu Otter. Die impotentes, Ihr dummer Kerl!

Otter. Die impotentes wollte ich sagen, sind minime apti ad contrahenda matrimonium.

Gutwitz. Matrimonium? Ei, Ihr liefert uns

un=matrimonisches Latein. Matrimonia! ins Teufels Namen.

Dauphine. Du bringst sie aus dem Text.

Bartschneider. Da wird aber in diesem Falle, Herr Pfarrer, ein Zweifel aufgeworfen werden können, post matrimonium; daß der frigiditate præditus, Ihr versteht mich —

Otter. Sehr gut.

Bartschneider. Der nicht kann uti uxore pro uxore, mag habere eam pro sorore.

Otter. Abgeschmackt! abgeschmackt! abgeschmackt! und durchaus unzulässig!

Bartschneider. Ihr müßt mir vergeben, Herr Pfarrer, ich kann es beweisen.

Otter. Ihr könnt nichts beweisen, Herr Doktor, nichts! Sagt nicht der Vers Eures eignen Rechts: Hæc socianda vetant connubia, facta retractant?

Bartschneider. Das geb' ich zu, aber wie ist dies retractare, Herr Pfarrer?

Morose. O, das hab' ich wohl befürchtet!

Otter. In æternum, Sir.

Bartschneider. Das ist, mit Eurer Erlaubniß, falsch in der Theologie.

Otter. Es ist falsch, dies zu behaupten. Ist er denn nicht prorsus inutilis ad thorum? Kann er præstare fidem datam? Das möcht' ich wohl wissen.

Bartschneider. Ja, wie wenn es ihm gelingt convalere?

Otter. Er kann nicht convalere, das ist durchaus unmöglich.

Gutwitz. Nein, werther Herr, hört doch auf die gelehrten Leute; sie meinen sonst, Ihr verachtet sie.

Bartschneider. Oder wenn es ihm nun einfällt simulare frigidum, odio uxoris, oder aus ähnlichen Gründen?

Otter. So sag' ich, er ist dann adulter manifestus.

Dauphine. Sie setzen es wirklich sehr gelehrt auseinander.

Otter. Und prostitutor uxoris: so bringt es die Schrift mit sich.

Morose. Lieber Herr, laßt mich fort.

Gutwitz. Ihr werdet mich doch nicht so kränken, Sir?

Otter. Und deshalb wenn er manifeste frigidus ist, Sir —

Bartschneider. Ja, wenn er manifeste frigidus ist, so geb' ich zu —

Otter. Nun, das war mein Schluß.

Bartschneider. Und auch der meinige.

Gutwitz. Hört doch den Schluß an, Sir.

Otter. Also, frigiditatis causa —

Morose. O meine Ohren!

Otter. Mag sie libellum divortii gegen Euch haben.

Bartschneider. Ja, divortii libellum wird sie gewiß bekommen.

Morose. Liebe Echo's, schweigt!

Otter. Wenn Ihr das gesteht —

Bartschneider Was ich thun würde, Sir —

Morose. Ich will alles thun —

Otter. Ich würde in foro conscientiæ bekennen —

Bartschneider. Weil es auch wirklich mangelt an —

Morose. Noch mehr?

Otter. Exercendi potestate.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Epicoene stürzt herein, ihr folgen Hochmuth, Centaur, Amsel, Mistreß Otter, Dohle, Sir Amorous.

Epicoene. Nein, ich will es nicht länger ertragen. Lady's, ich bitte Euch, steht mir bei. Das ist eine solche Kränkung, wie vorher eine arme Braut noch niemals erfahren hat, daß an ihrem Hochzeitstage ihr Mann eine Verschwörung gegen sie anspinnt und ein Haufe gedungener Kreaturen sich um ihn versammelt, um ihn zu einer Scheidung zu überreden. Wenn ihr Blut oder Tugend in Euch hättet, meine Herren, so würdet Ihr es nicht dulden, daß sich dergleichen Ohrenbläser um einen Gatten versammeln, daß solche Skorpionen nicht zwischen Mann und Frau kriechen.

Morose. O welche Mannichfaltigkeit und Veränderung in meiner Qual!

Hochmuth. Laßt sie doch durch unsre Bedienten aus dem Hause prügeln.

Centaur. Ich will den meinigen dazu leihen.

Amsel. Unsre Leute sollen sie im Vorsaal prellen.

Mstrs. Otter. Wie es mit einem in unserm Hause geschah, Madam, der durch die Schlüssellöcher geguckt hatte.

Dohle. Das soll in der That geschehn.

Gutwitz. Haltet noch ein, meine Herren und Damen, wollt Ihr nicht erst anhören, ehe Ihr zur Exekution schreitet?

Amsel. Ich würde den Bräutigam auch dazu prellen lassen.

Centaur. Mit ihm soll der Anfang gemacht werden.

Hochmuth. Ja, bei meiner Ehre.

Morose. O ungeheure Nichtswürdigkeit.

Dauphine. Lady's, halt't um meinetwillen ein!

Hochmuth. Ja, um Sir Dauphine's willen.

Centaur. Er hat über uns zu befehlen.

Amor. La Foole. Er ist ein so würdiger Edelmann, als nur einer hier in der Stadt gefunden werden kann.

Gutwitz. Seid kurz, Sir, und bekennt schnell Euer Unvermögen, sie wird sich so schnell wie ein Feuer von Euch reißen, um Euch los zu werden, wenn sie es nur nennen hört, sie wird gewiß nicht bei Euch bleiben, sie wird so vor Euch fliehen, als wenn Ihr wegen der Pest gezeichnet wärt.

Morose. Lady's, ich muß Euch alle um Vergebung bitten —

Gutwitz. Still, Lady's!

Morose. Wegen einer Beleidigung, die ich Eurem ganzen Geschlechte zugefügt habe, indem ich mich mit dieser schönen und tugendhaften Dame verheirathete.

Clerimont. Hört ihn, werthe Lady's.

Morose. Da ich mich einer Unvermögenheit be-

wußt bin, die ich, bevor ich mit diesen gelehrten Leuten sprach, zu verheimlichen dachte —

Gutwitz. Da nun aber durch sie sein Gewissen mehr geschärft ist, so ist er willens, sie bekannt zu machen und Euch dadurch Genugthuung zu geben, daß er öffentlich um Eure Verzeihung bittet.

Amsel. Pfui über die mißgeschaffene Kreatur!

Hochmuth. Dergleichen wolltet Ihr einer jungen Dame zumuthen?

Mstrs. Otter. Einem Frauenzimmer von ihrem Temperament?

Epicoene. Still, das ist ein Anschlag, ein Anschlag! ich bin schon auf der Spur, Lady's. Das ist nichts als eine verrätherische Erfindung von ihm.

Morose. Muß ich dergleichen über mich ergehn lassen.

Epicoene. Doch, Lady's, nehme ich ihn mit allen seinen Fehlern.

Morose. Das Schlimmste von allem!

Clerimont. Nicht wahr, Doktor, dann ist es keine Scheidung, wenn sie nicht einwilligt?

Bartschneider. Nein, wenn der Mann frigidus ist, so geschieht es de parte uxoris, daß wir im Gesetz libellum divortii zugestehn.

Otter. Eben so ist es in der Theologie.

Morose. Schlimmer, schlimmer als das Schlimmste.

Gutwitz. Nein, Sir, verliert den Muth nicht gänzlich, noch ein Stückchen Hoffnung ist übrig, wenn auch unser Trost fast gänzlich verweht ist. Clerimont, führe doch Deine beiden Ritter auf. Was war doch das, Herr Pfarrer, was Ihr vorher wegen error qualitatis sagtet? beiseit. Dauphine, flüstre doch der Braut zu, daß sie thut, als wenn sie schuldig und beschämt wäre.

Otter. Sir, in errore qualitatis, was der Herr Doktor vergaß zu citiren, wenn sie gefunden wird corrupta, dieses ist entehrt, oder geschwächt, und sie war pro virgine desponsa, als eine Jungfrau vermählt —

Morose. Nun dann, Sir?

Otter. Dieses macht dirimere contractum und überdies irritum reddere.

Gutwitz. Wenn dies wahr ist, so sind wir ja von neuem glücklich, Sir. Hier ist ein Paar von würdigen Rittern, das Euch dies bekräftigen wird.

Dohle. Verzeiht, lieber Herr Clerimont.

Amor. La Foole. Ihr müßt uns entschuldigen, Herr Clerimont.

Clerimont. Nein, Ihr müßt es nun bestätigen, Ritter, da hilft nichts; ich will mich nicht von Euch, noch von irgend jemand hintergehn lassen. Ihr wißt doch, daß Ihr es mir gesagt habt?

Dohle. Ist dies edel, Sir?

Gutwitz. beiseit zu Dohle. Hans Dohle, er ist schlimmer als Sir Amorous, noch um vieles hitziger. — beiseit zu Amorous. Sir Amorous, hütet Euch, es stecken wohl zehn Dohlen in dem Clerimont.

Amor. La Foole. Ich will es gestehn, Sir.

Dohle. Wollt Ihr, Sir Amorous? Wollt Ihr Namen verletzen?

Amor. La Foole. Ich bin entschlossen.

Gutwitz. Das müßt Ihr auch seyn, Hans Dohle: was kann Euch denn zurück halten? Sie ist nur ein Weib und im Unglück. Er wird sich darüber freuen.

Dohle. Wird er? Ich dachte, er würde böse darüber werden.

Clerimont. Ihr müßt schnell machen, Ritter, es muß bei meiner Seele geschehn.

Gutwitz. Wenn es seyn muß, so wollen sie es auch thun, was sie sagen. Sie wollen nicht wieder zurück treten. — Beiseit zu beiden. Setzt seine Geduld nicht auf die Probe.

Dohle. Es ist in der That wahr, Sir.

Amor. La Foole. Ja, ich versichr' Euch, Sir.

Morose. Was ist wahr, meine Herren? Was versichert Ihr?

Dohle. Daß wir Eure Braut gekannt haben, Sir —

Amor. La Foole. Auf gewisse Weise. Sie war unsre Gebieterin, oder —

Clerimont. Ihr müßt gerade heraus sprechen, Ritter, wie Ihr gegen mich gethan habt.

Otter. Ja, die Frage ist, ob es carnaliter geschah oder nicht?

Amor. La Foole. Carnaliter? Wie sonst, Sir?

Otter. Es ist genug. Eine völlige Vernichtung!

Epicoene. O ich bin verloren! ich bin verloren!

Morose. O ich muß Euch verehren und vergöttern, meine Herren!

Epicoene. Ich bin verloren!

Morose. Ja, meine Hand habt Ihr verloren, Dank sei es diesen Rittern. Herr Pfarrer, Euch will ich noch besonders danken. Giebt ihm Geld.

Centaur. Haben sie's gestanden?

Amsel. O pfui über diese Angeber!

Gutwitz. Ihr seht nun, Mesdames, auf welche Kreaturen Ihr Eure Gunst verschleudert habt.

Hochmuth. Ich würde gegen sie protestiren, Mädchen, als gegen geprügelte Ritter, die kein gültiges Zeugniß ablegen könnten.

Mstrs. Otter. Die arme Dame! Wie sie sich's zu Herzen nimmt!

Hochmuth. Sei ruhig, Morose, ich liebe Dich deswegen nur um so herzlicher.

Centaur. Ich ebenfalls, das schwör' ich Dir zu.

Bartschneider. Aber, meine Herren, es ist doch nicht seit dem Matrimonium geschehen?

Dohle. Heute nicht, Herr Doktor.

Amor. La Foole. Nein, Sir, nicht heute.

Bartschneider. Nun so sage ich denn, was auch vorher geschehn seyn mag, das Matrimonium ist gut und vollkommen, der würdige Herr Bräutigam müßte denn ausdrücklich vor Zeugen sie befragt haben, ob sie sei Virgo ante nuptias.

Epicoene. Nein, das hat er nicht gethan, ich versichere Euch, Herr Doktor.

Bartschneider. Wenn er dieses nicht beweisen kann, so ist es ratum conjugium ohngeachtet aller Prämissen, sie können auf keine Weise impedire. Und dieses ist mein Urtheil, welches ich ausspreche.

Otter. Ich bin ebenfalls der Meinung des Herrn Doktors, Sir, wenn Ihr die Frage nicht ante nuptias gethan habt.

Morose. O mein Herz! willst du brechen? willst du brechen? das ist schlimmer als von allen Schlimmsten das Schlimmste, was nur die Hölle

erfinnen konnte! Eine Metze heirathen! und so viel Lärm!

Dauphine. Ei, ich nehme jetzt ein offenbares Bündniß zwischen diesem Doktor und Pfarrer wahr, einen Edelmann zu mißhandeln. Ihr sinnt darauf, ihn zu kränken. Ich bitte Euch zu gehn, meine Freunde. Und ich komme auf den Verdacht, meine Herren, daß Ihr an dem Komplotte ebenfalls Theil nehmt. Sir, ist es Euch gefällig, mich anzuhören?

Morose. O sprich nicht zu mir, raube mir nicht das Vergnügen, Neffe, stillschweigend zu sterben.

Dauphine. Sir, ich muß mit Euch sprechen. Ich bin nun seit lange Euer armer verachteter Vetter gewesen, und mancher unwürdige Gedanke hat Euch gegen mich verhärtet: aber nun sollt Ihr gewahr werden, ob ich Euch und Euren Frieden liebe und sie der ganzen Welt vorziehe. Ich will Euch nicht lange verdrüßlich fallen, Sir: wenn ich Euch von dieser unglücklichen Parthie ganz und augenblicklich losmache nach aller dieser Verwirrung, jetzt, da Ihr fast in Verzweiflung seid —

Morose. Es ist nicht möglich!

Dauphine. Daß Ihr niemals, auch nur mit einem Gemurmel davon, beunruhigt werdet, was soll ich dafür hoffen, oder von Euch verdienen?

Morose. O, was Du willst, Neffe! Mich selber sollst Du verdienen und auch haben!

Dauphine. Soll ich dann künftig Eure vollkommene Gunst und Liebe besitzen?

Morose. Das, und alles andre daneben. Mache Dir selber Deine Bedingungen. Mein ganzes Vermögen ist Dein, nimm es hin, ich will Dein Mündel werden.

Dauphine. Nein, Sir, so unbillig will ich nicht fordern.

Epicoene. Wird Sir Dauphine auch mein Feind?

Dauphine. Ihr wißt, Ich habe Euch schon sehr lange gebeten, Onkel, daß Ihr mir von Eurem Vermögen, welches funfzehn hundert des Jahrs beträgt, nur fünf hundert, so lange Ihr lebt, bewilligen möchtet, und mir das andre nach Eurem Tode versichern! ich sowohl wie meine Freunde haben oft in Euch gedrungen, eine Schrift zu unterzeichnen, wozu Ihr aber niemals irgend eine Neigung bewieset. Wenn es Euch nun gefällig wäre —

Morose. Du sollst es haben, Neffe, ich will es thun und mehr.

Dauphine. Wenn ich Euch nicht Augenblicks und für immer von dieser Angst befreie, so soll es in Eurer Gewalt stehn, und alle Gegenwärtigen mögen Zeuge seyn, Eure Schenkung zu widerrufen, und ich will der Sklave dessen auf Zeitlebens bleiben, dem Ihr mich schenken wollt.

Morose. Wo ist die Schrift? Ich will sie untersiegeln, oder auch ein leeres Blatt, und Du magst Deine Bedingungen darüber schreiben.

Epicoene. Ach ich armes, höchst unglückseliges Mädchen!

Hochmuth. Wird Sir Dauphine das thun?

Epicoene. Guter Sir, habt doch Mitleiden mit mir.

Morose. O, mein Neffe kennt Euch gewiß. Fort, Krokodill!

Centaur. Er thut es gewiß nicht anders, als aus guten Gründen.

Dauphine. Hier, Sir.

giebt ihm ein Pergament.

Morose. Gieb mir die Feder, Neffe, ich will alles unterschreiben, untersiegeln, was Du willst, um nur erlöst zu werden. Du bist mein Erretter. Hier überliefre ich Dir die Verschreibung. Fehlt ein Wort darin, oder ist eins mit falscher Orthographie geschrieben, so sage ich hier im voraus — ich will keinen Vortheil daraus ziehen.

giebt die Schrift zurück.

Dauphine, *der der Epicoene die Perrücke abnimmt.* So ist hier Eure Erlösung. Sir, Ihr habt einen jungen Menschen geheirathet, den Sohn eines Edelmanns, den ich seit einem halben Jahre auf meine Unkosten und dieses Plans wegen auferzogen habe, der jetzt gelungen ist. Was sagt Ihr nun, Herr Doktor? es ist, wie ich hoffe, ein justum impedimentum, error personae?

Otter. Ja, Sir, In primo gradu.

Bartschneider. In primo gradu.

Dauphine, *der ihnen die Verkleidung abnimmt.* Ich danke Euch, werther Doktor Bartschneider und Pfarrer Otter. Ihr seid ihnen verbunden, Sir, daß sie sich Eurentwegen diese Mühe gegeben haben. auch meinem Freunde Gutwitz, der ihnen die Kleidung zu ihrem Amte verschaffte. Nun mögt Ihr hineingehn und ausruhn, nun mögt Ihr, so viel Ihr nur wollt, in der Stille bleiben. *Morose geht ab.* Ich will Euch nicht beunruhigen, bis Ihr mich mit Eurem Begräbnisse beunruhigt, und ich gräme mich nicht darüber, wie bald das geschehn mag. Bartschneider, Dein freies Haus will ich dir bestätigen. Danke mir nicht, außer mit dem Beine, Bartschneider. Und Tom Otter, Eure Prinzeß soll mit Euch versöhnt werden. Nun, meine Herren, warum seht Ihr mich so an?

Clerimont. Ein junger Mensch!

Dauphine. Ja, Mistreß Epicoene.

Gutwitz. Gut, Dauphine, Du hast Deine Freunde um die schönste Blüthe Deiner Erfindung betrogen, indem Du ihnen diesen Theil Deines Plans verborgen hast: aber es schlage Dir zu allem Guten aus, mein Freund, denn Du hast es verdient. Und, Clerimont, dafür, daß Du die beiden so unerwartet, zum Geständniße gebracht hast, sage ich Dir herzlichen Dank. Nun, Sir Dohle und Sir Amorous, Ihr seht nun die Dame vor Euch, die Euch ihre Gunst geschenkt hat! Wir danken Euch alle, und das sollten die Frauenzimmer hier auch thun, vorzüglich dafür, daß Ihr sie belügt, wenn Ihr auch nicht bei ihnen liegt. So habt Ihr es auch gemeint, nicht wahr? Dafür eben, daß wir dies heute an Euch erwiesen haben, sollte Euch diese Amazone, dieser Ritter des Geschlechts tüchtig ausprügeln, zur Strafe der gemeinen Verläumdungen, welche die Damen von solchen Gimpeln, wie Ihr seid, erleiden müssen. Ihr seid so beschaffen, daß wenn kein Verdienst oder Glück Euch hoffen läßt, sie selber zu genießen, so müßt Ihr auf ihren Namen lügen und ihre Ehre muß darunter leiden. Fort, Ihr gemeinen Motten des guten Rufes dieser, so wie aller Damen! Geht auf Reisen, um neue Grimassen und Verbeugungen zu lernen und kommt mit neuen Erfindungen zurück,

um ausgelacht zu werden. Dohle und Amorous gehen ab. — Mesdames, Ihr seid über diese neue Metamorphose verstummt! Aber hier steht die, die Eure Ehre gerächt hat. Hütet Euch künftig vor dergleichen Insekten. Laßt es Euch auch nicht beunruhigen, daß Ihr diesem jungen Manne einige von Euren Geheimnißen offenbart habt, er ist so ziemlich erwachsen, und wird innerhalb zwölf Monden Euer aufrichtiger Verehrer werden. In dieser Zeit wollen wir uns für sein Stillschweigen verbürgen, da wir von seiner Schweigsamkeit so viel zu erzählen wissen. — tritt vor. Zuschauer, wenn diese Komödie Euch gefallen hat, so steht lustig auf und klatscht in die Hände, nun Morose fortgegangen ist. Vielleicht, daß dieses Geräusch ihn heilt, oder ihm wenigstens gefällt. Alle gehn ab.

Die Theegesellschaft.

Lustspiel in einem Aufzuge.

1796.

Personen.

—

Ahlfeld.	Justizkommissarius Ehlert.
Julie, seine Nichte.	Rothmann.
Baron von Dornberg.	Eine alte Frau.
Geheime Rath Wagemann.	Walter, Ahlfelds Bedienter.
Referendarius Berger.	Ein Bäckerknecht.
Werner.	

Die Scene ist in Berlin.

Erster Auftritt.

Werners Zimmer.

Werner. Ehlert in Stiefeln, Rock und Ueberrock, mit einem langen Stock mit seidenem Bande.

Werner. Und wie lebst Du? — Mich freut es, nur endlich Dich einmal wiederzusehn! — Du hast Dich in den paar Jahren recht verändert!

Ehlert. Das Amt, das man bekömmt, der Verstand, der einem zuwächst, können den Menschen zu einem ganz andern Geschöpfe machen.

Werner. Und Du bist zufrieden? glücklich?

Ehlert. So sehr man es nur seyn kann.

Werner. Ich habe in manchen Stunden eine recht innige Sehnsucht gehabt, Dich wiederzusehn, Dich wieder so vor mir zu haben, — und nun ist es mir endlich so gut geworden. Du mußt mich auch darum nicht so schnell wieder verlassen.

Ehlert. Je nun, einige Tage bliebe ich wohl hier, aber dann muß ich weiter reisen. — Mit Erlaubniß — *er legt Stock und Hut ab, und zieht den Ueberrock aus.* Sieh, der Mensch hat gewöhnlich seine Absichten, wenn er reist, so auch ich. Ich komme nachher wieder über Berlin zurück, und habe dann die Ehre, Dir zugleich meine junge Frau vorzustellen.

Werner. Ei, ei! und davon habe ich sogar nichts gewußt?

Ehlert. Ich wollt's Dir immer schreiben, und dann ward es mir immer leid. In einem Briefe hab' ich's Dir doch zu verstehn gegeben; ich habe gern manches mit mir selber geheim; aber ich konnt's doch nicht lassen.

Werner. War das etwa der Brief mit den vielen juristischen Floskeln?

Ehlert. Ganz recht, eben der; ich dachte gleich, daß Du nicht so recht klug daraus werden würdest, und darum wurde ich eben so vertraulich.

Werner. Du bist und bleibst der Alte.

Ehlert. Und wie geht es Dir? — Du siehst nicht recht munter aus.

Werner. Und doch bin ich es — Gefällt es Dir in Südpreußen noch immer?

Ehlert. Warum nicht? — Die Menschen sind Narren, wenn sie nicht dort leben wollen. Die Gesellschaft ist nun freilich nicht die beste; aber man gewöhnt sich an alles.

Werner. Gesellschaft? — Ich muß immer lachen, wenn ich das Wort höre! — Wo ist sie denn gut?

Ehlert. Aber in einer Residenz —

Werner. Ach lieber, ehrlicher Freund, man kömmt hier zusammen wie anderswo: man verläumdet, lügt, rezensirt, und ennuyirt sich hier trotz der kleinsten Stadt in der Welt. Man kann aus einem Hause in das andre gehn, — es bemerken, wie das gesellige Thier, Mensch genannt, unter einer Menge seiner geistreichen Mitbrüder sitzt, und von Herzen gähnt. Ich war einmal Thor genug, Gesellschaft zu suchen, — wie bald kam ich aber davon zurück!

Ehlert. Ei! Ei! was Du mir sagst? — Aber Du schriebst mir einmal von interressanten Frauenzimmern, die Du kennen gelernt hättest.

Werner. Ich weiß es wohl. Es ging mir wie den Kindern, die mit ihren Puppen sprechen und diese wieder sprechen lassen, und dann über ihre eignen Einfäll sich herzlich freuen.

Ehlert. Du bist der wahre Timon von Berlin.

Werner. Nein! denn es giebt hier nichts zu hassen, die Menschen sind zu armselig dazu.

Ehlert. Ei! wie bitter!

Werner. Doch, genug davon. Man kann wenigstens immer etwas Gescheidteres thun, als auf die Menschen schimpfen. — Geht die Reise nach der Frau weit?

Ehlert. Etwa zwölf Meilen.

Werner. Ich wünsche Dir von Herzen Glück.

Ehlert. Schön Dank! — Nun, daß ich gleich nach dem Wichtigsten frage, — wie ist denn Dein Casus? Ist der Prozeß der Liebe nunmehr zu Ende? Julie, — ei! Du machst ja ein wahres Romeo-Gesicht! — Doch kein Trauerspiel, kein verliebter Zwist, kein Schießen und Erstechen? — das wolle Gott verhüten!

Werner. O laß Deine altfränkischen Späße! — Es giebt sicher nichts lächerlicheres und bejammernswürdigers, als wenn sich zwei Leute einbilden, daß sie sich lieben: — aber vollends der Vertraute, der sich dann zwingt, Theil zu nehmen, zu rathen und zu trösten, — o laß diese Rolle fallen, sie ist Deiner ganz unwürdig.

Ehlert. Nun, nun, — Du bist heut nicht aufgelegt.

Werner. Gerade umgekehrt: so lustig als ich selten bin, besonders weil ich Dich wiedersehe. — Setz Dich nieder, ich will nun ganz aufrichtig mit Dir sprechen, denn ich hasse nichts mehr, als wenn ein Freund dem andern die Worte aus dem Munde zerren muß. — Was ist es denn mehr? ich habe mich lächerlich gemacht, wie schon tausend andre vor mir gethan haben.

Ehlert. Bald hätt' ichs über das Sprechen vergessen: — hier hab' ich Dir Briefe von einigen andern Freunden mitgebracht. Er öffnet die Brieftasche und giebt sie ihm.

Werner. Ich danke Dir.

Ehlert. Nun? — Ich glaubte aber ohne Spaß zur Hochzeit zu kommen.

Werner, indem er die Briefe aufbricht und nachlässig liest. Es wäre auch beinahe geschehen. — Nun, siehst Du, — was Teufel!

Ehlert. Was ist Dir?

Werner. So, so? — er sitzt nachdenkend.

Ehlert. Was willst Du? — Pause. Er steht auf und blättert in einem Buche.

Werner. Setz Dich nieder.

Ehlert. Der Matthisson ist doch ein schöner Dichter. — Es ist die neueste Ausgabe, nicht wahr?

Werner. Ja doch. — Ehlert setzt sich wieder. Wie ich Dir sage, es hätte fast so zutreffen können, — aber Gottlob! es ist nicht geschehen.

Ehlert. Gottlob?

Werner. Es giebt doch wahrlich nichts lächerlicheres, als sich die Hände zu drücken und zu seufzen: — Geliebte! Theure! — und denn heimlich zu gähnen, zärtlich Abschied zu nehmen, und morgen wieder das langweilige Spiel von vorn anfangen. — Also, — um ein altes und mir sehr fatales Wort zu brauchen, — ich war verliebt!

Ehlert. Und es ist nun ganz vorbei?

Werner. Völlig! zwar gab ich nicht die erste Veranlassung und das würde vielleicht manchen andern an meiner Stelle sehr ärgern.

Ehlert. Natürlich.

Werner. Julie schien mich zu lieben, bis ein gewisser abgeschmackter fremder Baron auftrat, der mir bald im ganzen Hause den Rang ablief. — Aber ich muß lachen, eben durch diese Briefe hier, — laß es gut seyn. Es ändert sich vielleicht noch vor heut Abend vieles.

Ehlert. Wie so?

Werner. Sie hob nun das Verständniß mit mir auf; — der Oheim, ein alter Narr, that endlich auch das Seinige. —

Ehlert. Ich habe Briefe an ihn, — ich nahm sie mit, um ihn kennen zu lernen, weil ich glaubte, er würde Dein Verwandter werden.

Werner. Du verlierst an der Bekanntschaft nicht viel. Es ist ein eitler unwissender Mensch, der desto mehr Worte macht, je weniger er denkt: er spricht über alles, weil er den Grundsatz hat, daß man doch wenigstens über alles ein Wort sprechen könne; weil er sich nicht auszudrücken weiß, so bereichert er unsre Sprache immer mit einer Menge von neuen Wörtern, — was er in der vorigen Minute behauptet hat, vergießt er in der folgenden, und widerspricht sich unaufhörlich, um nur das Gespräch nicht abzubrechen.

Ehlert. Ein wahres Original.

Werner. Dieser fühlt sich natürlich durch einen adlichen Gemahl seiner Nichte so geehrt, daß ich bald in den Hintergrund, Clair-obscur, in ein Dämmerlicht gerieth, wie er sich auszudrücken pflegt. — Ich bin übrigens noch sein guter Freund; ja ich bin heut sogar zum Thee und Abendbrod gebeten, aber ich werde nicht hingehen.

Ehlert. Du nimmst die ganze Sache doch sehr leicht.

Werner. Hol der Henker alle Ernsthaftigkeit! Es ist mit dem ganzen Leben nichts, und nun vollends noch ein sauer Gesicht zu machen, ist die unnützeste Mühe, die man sich nur immer geben kann.

Ehlert. Du bist aber zu leichtsinnig.

Werner. Als ich verliebt war, nahm ich alle Dinge sehr wichtig; ich ging mit meiner Braut in die Komödie und sah mit großer Andacht Kotzebue's Stücke; ich raisonnirte sehr gründlich über den Vortrag der hiesigen Prediger; ich las, um meinen Geschmack in einer guten Balance zu erhalten, die Literaturzeitung: ich ging selbst im schlechten Wetter mit seidenen Strümpfen, und las ihr mit vieler Rührung den Woldemar vor; — ich — kurz, lebte so gescheidt und bedächtig, als man es nur verlangen kann; aber das hat jetzt alles der Henker wieder geholt. Ich fing sogar schon an, mich nach einem Amt umzusehen, um außer meinem Vermögen noch ein andres Einkommen zu haben, denn, so wie man vernünftig ist, hat man auch eine große Liebe zum Gelde.

Ehlert. Ei! ei! Du übertreibst wieder einmal! Und wie lebst Du denn nun jetzt?

Werner. Beschreiben läßt es sich schwerlich. — Ich kann halbe Tage sitzen, und an nichts denken, oder aus dem Fenster sehen und mit den Bekannten sprechen, die vorübergehen, oder mir einige Cramersche Romane holen lassen, die ich mir denn selber vorlese, — manchmal hab' ich schon gewünscht, ich könnte Taback rauchen.

Ehlert. Wunderlicher Mensch!

Werner. Oft geh' ich nach dem Thiergarten, oder betrachte unter den Linden die seltsamen Men-

schengesichter; in den Zelten hör' ich oft der Musik und den Leuten mit großer Andacht zu, und mache mir dann weiß, ich höre Konzert und Gespräch. Des Abends lauf' ich herum, seh' in den Guckkasten, bis sich Pilatus die Hände wäscht, oder Herodes zum Fenster heraussieht; oder ich sitze in einem Bierkeller und erfahre die neuesten Vorfälle aus den Zeitungen.

Ehlert. Liesest Du die Zeitungen nicht mehr? — Du warst einmal ein großer Politiker.

Werner. Keine einzige. Das ewige Schlagen und Zurückziehn, die Vaterlandsliebe und das Gleichgewicht von Europa, das Direktorium und Pitts Maßregeln. — alles, alles ist mir gleich zuwider! daß es die andern nicht auch endlich überdrüßig werden!

Ehlert. Du bist und bleibst ein wunderlicher Schwärmer.

Werner. Wie man's nimmt. — Lieber Freund, man kann auch in der Thorheit selbst vernünftig seyn; — die meisten Menschen aber fassen nur einen Zipfel und schleppen das übrige hinter sich, so, daß bald einer hie, der andre dort darauf tritt. Wenn man sie aber ganz wie einen Mantel um sich nimmt, und geht so durch die Welt hin, so hält sie vortrefflich warm.

Ehlert. Nimm's mir nicht übel, ich bin Dein guter Freund, — das klingt so ein bischen geniemäßig.

Werner. Mag's klingen wie es will; jeder hat seine Art zu leben und die Sachen zu sehen; behüte Gott, daß alle Menschen auf eine und dieselbe Art vernünftig wären! — Ich versichere Dich, daß ich manchmal lieber den Sprüchen von alten Wahrsagerweibern zuhöre, als die gewöhnlichen vernünftigen Bücher lese.

Ehlert. Dagegen läßt sich nun nichts sagen. — Am Ende bist Du doch noch verliebt.

Werner. Ich? — Es ist freilich eine eigene Lust, sich selbst zum besten zu haben, aber ich freue mich deren. — Wegen meiner Seltsamkeit hat sich jetzt ein Narr an mich gehängt, der sich für meinen Freund ausgiebt. Er beobachtet mich wie einen Kometen, theils um aus mir einen poetischen Stoff zu ziehn, (denn er macht Verse, und Stücke, und dergleichen,) theils um sich vor der Einseitigkeit zu hüten, in die ich nach seiner Idee versunken bin; er geht daher noch mit einigen andern Narren um, die ihn wieder von der andern Seite auf die rechte, in der Mitte liegende Bahn zurücktreiben sollen. Er lebt in einer ewigen Beobachtung, und hat daher unmöglich Zeit, Erfahrungen zu sammeln; er nennt mich Kerlchen, Biedermann, drückt mir die Hände und geht mit mir spazieren. Ich kann es nicht lassen zu übertreiben, wenn er bei mir ist, und so erschein' ich gewiß nächstens in einem recht abgeschmackten Buche, auf die ausführlichste Art abgehandelt, und in das grellste Licht gestellt.

Ehlert. Vor dem Menschen muß man sich hüten. — Wie heißt denn der?

Werner. Rothmann.

Ehlert. Je, den kenn' ich noch von alten Zeiten her. — es klopft:

Werner. Gewiß dieser schöne Geist.

er öffnet die Thür.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Rothmann, der mit vielen linkischen Bücklingen hineintritt.

Rothmann. Guten Abend, wie geht's? — Ei sieh da, lieber Ehlert! — Kommen Sie auch einmal wieder nach Berlin? Sie sehn recht wohl aus; Sie sind wohl immer noch recht gesund?

Ehlert. Ja.

Werner. Er ist jetzt Justizkommissarius und Bräutigam.

Rothmann. Da gratulire von ganzem Herzen. — Sie haben recht, der Mensch ist immer noch nicht, — wie soll ich sagen, — so ganz glücklich, — ja ganz ein wahrer Weltbürger, bis er verheirathet ist.

Ehlert. Ja. —

Rothmann. Und wenn man denn auch eine Wirthschaft führt, so muß man es schon aus ökonomischer Rücksicht thun.

Ehlert. Ja. —

Rothmann. Apropos! Werner! man spricht ja wieder von einem türkischen Gesandten.

Werner. So?

Rothmann. Und morgen sind die neuen Arkadier.

Ehlert. Die neuen?

Werner. Der Titel ist ein wenig unverständlich, so wie das neue Sonntagskind. Man glaubt, das Neue lockt.

Rothmann. Und Kosegarten hat eine neue Ekloge geschrieben.

Ehlert. Ist sie gut?

Rothmann. So, so! Sie könnte besser seyn. — Nächstens werden wir in Berlin wieder die Affen-Akademie haben.

Ehlert. Das ist ein wunderlicher Titel.

Werner. Du weißt ja, daß der Affe ein nachahmendes Thier ist: warum soll er nicht einmal auch so nachahmen?

Rothmann. Sie reisen wohl bloß durch Berlin?

Ehlert. Bloß durch.

Rothmann. Ach das Reisen ist eine herrliche Sache, — man sieht so viel Neues, man kömmt immer zu neuen Gegenständen, man bleibt nicht so an demselben Orte.

Ehlert. Ja, das ist wahr.

Rothmann. Lieber Werner, seid einmal ein gescheidtes Kerlchen, und geht noch ein wenig mit mir unter den Linden: — wenn es Ihnen nicht zuwider ist.

Ehlert. O im geringsten nicht.

Rothmann. Es ist doch gut, wenn man zuweilen ausgeht.

Ehlert. Ja wohl.

Rothmann. Ich bin heut Abend bei Herrn Ahlfeld zum Souper.

Werner. Ich auch, aber ich habe fast keine Lust hinzugehn.

Rothmann. Nun so wollen wir heut Abend zusammen bleiben.

Werner. (Der fatale Mensch!) — Oder, wie wär's, Ehlert, wenn wir alle zu Ahlfeld giengen?

— Ich stelle Dich vor, — Du giebst Deine Briefe ab; —

Ehlert. Wenn Du meinst.

Werner. Du wirst Dich freuen, den Mann kennen zu lernen.

Ehlert. Aber ich bin nicht angezogen.

Werner. Du kömmst von der Reise: wer wird sich um solche Kleinigkeiten kümmern! — Ich gehe und ziehe mir nur einen Rock an, ich bin sogleich wieder da. ab.

Dritter Auftritt.

Ehlert, Rothmann.

Rothmann. Ja das ist wahr, das ist einer von den Vorzügen in solchen Städten, wie Berlin, daß man sich gar nicht zu geniren braucht.

Ehlert. Ja wohl.

Rothmann. Und hier ist der Ton darin ganz vorzüglich gut, man ist allenthalben wie zu Hause, man handelt und spricht, ohne eben sehr auf sich Acht zu geben.

Ehlert. So?

Rothmann. Bei Ahlfeld ist es sehr angenehm, es ist ein Mann ohne große Gelehrsamkeit, aber von einem sehr natürlichen hellen Verstande.

Ehlert. Das ist besser als Gelehrsamkeit.

Rothmann. Sie kennen ihn nicht persönlich? — O da werden Sie eine sehr liebe Bekanntschaft machen.

Ehlert. Ich bin aber wirklich so im Negligée, — ich werde mir wenigstens diese Sporen anlegen, damit ich mich doch um so eher entschuldigen kann.

Er macht sich Sporen an, die auf einem Tische liegen.

Rothmann. Sie hätten es wirklich nicht nöthig, denn es wird auf so etwas gar nicht mehr gesehn. Herr Werner geht oft hin, ohne angezogen zu seyn. Das ist ein ganz charmanter Mann, ein wahres Original.

Ehlert. Ja. — Sagen Sie mir doch, kommen die Schnallen in = oder auswendig?

Rothmann. Auswendig, Lieber!

Ehlert. Ich reite eben nicht viel, und da —

Rothmann. Es giebt sehr wenige eigentliche Originale in Berlin, Leute von Humor und Geist; — der Herr Werner gehört zu diesen, und da halte ich mich besonders an ihn.

Ehlert. So?

Rothmann. Wenn man Menschen studiren will, muß man solche ganz vorzüglich aufsuchen.

Ehlert. Sie sind, wenn ich fragen darf, ein Schriftsteller?

Rothmann. So ein wenig, — unbedeutend, wenn ich so sagen darf; man ist in einigen Blättern sehr gütig und nachsichtsvoll gegen mich verfahren, und daher meinen einige Menschen, ich wäre stolz.

Ehlert. Man wird verkannt.

Rothmann. Ich suche mich auf manche Zweige der Dichtkunst zu appliciren, die noch wenig bearbeitet sind; man kann dort noch am ersten Original seyn.

Ehlert. Als ich jünger war, liebte ich auch die Poesie sehr, besonders das Trauerspiel. — Es ist doch herrlich, wenn man in einem Stücke so recht von Herzen weinen kann.

Vierter Auftritt.

Vorige. Werner angekleidet; er hat die Briefe in der Hand.

Werner. Ich stehe nun zu Befehl.

Rothmann. Nun, so wollen wir gehn. Wir können nachher gleich zusammen zu Herrn Ahlfeld gehn.

Ehlert, nimmt Hut und Stock. Du wirst es mir nicht übel nehmen, ich habe mir wenigstens Deine Sporen —

Werner, steckt die Briefe ein. Du siehst ganz reitermäßig aus. — Aber was Henker ist das für ein Stock, und das Band?

Ehlert, beschämt lächelnd. Meine Braut hat ihn mir vor drei Jahren halb im Spaß geschenkt. —

Werner. Und da mußt Du ihn in Ehren halten, das ist Recht. — Aber weißt Du denn gar nicht, daß Du die drei Nationalfarben am Stocke trägst.

Rothmann. Wirklich, das Band ist tricolor.

Ehlert. Der tausend! daran habe ich noch gar nicht gedacht.

Werner. Ist's gefällig? — Er öffnet die Thür, kehrt aber in derselben noch einmal um. Ehlert!

Ehlert. Was willst Du?

Werner. Hast Du noch Deine alte Mode, immer Anspielungen zu machen?

Ehlert. Wie so?

Werner. Ich bitte Dich, mich dort damit zu verschonen. alle ab.

Fünfter Auftritt.

Zimmer bei Ahlfeld.

Ahlfeld, Walther.

Ahlfeld. Hast Du mich verstanden?

Walther. Ganz wohl, vollkommen wohl.

Ahlfeld. Ordentlich muß alles seyn, nichts mangeln, wenn so gleichsam die Tischzeit herannahen will.

Walther. Es soll alles im vollkommenen Apparat seyn.

Ahlfeld. Gut; das ist mir lieb. Du hast Recht, im vollkommnen Apparat, und dazu müssen alle Präparativen auf die gehörigste Weise besorgt werden.

Walther. Daß, zum Beispiel, der schöne Tafelkuchen seine richtige Opposition auf dem Tische findet.

Ahlfeld. Ganz recht; Du verstehst mich vollkommen, wie ich es meine. Walther ab.

Sechster Auftritt.

Ahlfeld, Julie.

Ahlfeld. Nun, mein Kind! — Ei, Du hast Dich ja recht schön herausgeputzt.

Julie. Sie wünschen es ja, und der Baron sieht es auch gern.

Ahlfeld. Wohl, vollkommen wohl, da bist Du auf dem wahren Punkt. Es freut mich, daß Du Dich immer mehr in Deinen zukünftigen Stand zu schicken suchst; anfangs warst Du ein wenig widerspenstig.

Julie. Man lernt so oft sein eigenes Glück nicht.

Ahlfeld. Da hast Du wohl recht, mein Kind. — O wenn wir das immer wüßten, so würden wir nicht so oft gegen unser eigenes Beste handeln. — Setz Dich doch nieder, ich möchte noch manches mit Dir darüber sprechen. — Sie setzen sich. Sieh, mein Kind, (denn ich habe Dich nun schon so lange als mein eigenes Kind betrachtet,) die Liebe ist ein ganz seltsames Ding. — Ich will es Dir durch ein Exempel deutlich machen. Du hattest Dir z. B. einmal eingebildet, Du liebtest Werner.

Julie. Es ist vorbei.

Ahlfeld. Nein, ich will nur sagen; siehe, das war von Grund aus falsch. — Die Liebe ist überhaupt die Leidenschaft, die alle unsre Gedanken in Confu sion, so zu sagen in eine gewisse Verwirrung bringt. Es ist die psychologischeste von allen Empfin dungen, und darum weiß man im Grunde nicht, was man darüber sagen soll. — Verstehst Du mich, mein Kind?

Julie. Ich glaube wohl.

Ahlfeld. Das ist recht. Ich kann es nun durchaus nicht leiden, wenn die Menschen immer nach ihren Empfindungen handeln wollen, denn das taugt gar nichts. So mußt Du Dich auch in Acht nehmen, Deinen zukünftigen Gemahl, den Baron, nicht zu sehr zu lieben; denn man hat Beispiele, daß eine solche Liebe in eine Leidenschaft, in eine gewisse pathetische Eruption ausgeartet ist, die der Gesundheit höchst schädlich ist. Man muß in allen Dingen mäßig seyn. — Ich muß nur noch Eins das Vergnügen haben Dir zu sagen, aber Du mußt darüber nicht böse werden, liebes Kind.

Julie. Gewiß nicht, lieber Onkel.

Ahlfeld. Du bist immer noch zu bürgerlich, zu sehr eingezogen, Du hast nicht ein gewisses air — ein Benehmen, — eine — um mich so auszudrücken, Entartung der Bürgerlichkeit, — kurz, enfin, — Du bist ein ganz hübsches Mädchen, aber eine Baronesse bist Du noch nicht.

Julie. Es wird mir schwer, da ich so lange —

Ahlfeld. Da hast Du Recht, wir haben zu entfernt von der Welt gelebt, zu eremitisch, zu philosophisch. Es ist mir selber schwer geworden, mir den feinen Ton zu engagiren, oder, wenn ich so sagen darf, mir zu eigen zu machen, indessen, — tant pis, — es giebt sich alles. Man muß nur eine Recursion nehmen es zu ändern, man muß sich unterrichten lassen, es gibt noch Mittel und Wege d'y parvenir. — Verstehst Du mich?

Julie. Vollkommen.

Ahlfeld. Du bist ein kluges Mädchen, und es wird schon werden. — Männer, wie der Baron giebt's heut zu Tage selten: ich goutire ihn ungemein, denn er goutirt mich, und so sind wir, glaub' ich, in eine gewisse Parallele der Freundschaft gerathen. — Er wird doch heut kommen?

Julie. Gewiß.

Ahlfeld. Wenn ich Dich erst glücklich sehe, so will ich völlig zufrieden seyn.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Baron von Dornberg tritt ein; Verbeugungen.

Baron von Dornberg, indem er Julien die Hand küßt. Sehn Sie, liebste Julie, wie aufmerksam ich bin; ich bin der erste von allen, die Sie gebeten haben.

Ahlfeld. Ja wahrhaftig, Baron, Sie haben Recht, Sie sind wirklich der erste. — Das muß man Ihnen lassen, Ihre Zärtlichkeit überspringt sich selbst.

Dornberg. Ich bin nur Egoist, mein theurer Herr Ahlfeld; ich thue alles nur zu meinem eignen Besten.

Ahlfeld. Gehorsamster Diener; gar zu gütig.

Dornberg. Sie erzeigen mir durch Ihre Freundschaft und Zuneigung die größte Ehre, ich kann nicht dankbar genug seyn.

Ahlfeld. Baron, — liebster Dornberg, Sehn Sie, Sie beschämen uns beide, — das ist, wenn ich frei heraussagen soll, nicht galant von Ihnen. Sie lassen uns, Herr Baron, in einer Verlegenheit, — Empfindsamkeit, — ich weiß nicht, wie ich mich genug darüber ausdrücken kann — daß, — daß —

Dornberg. Ich bitte ergebenst.

Ahlfeld. Daß es uns in eine Exaltation versetzt, die nur Ihre gütige, ehrenvolle Freundschaft wieder lindern kann.

Dornberg. Sie sind doch wohl, meine liebste Julie! — Ich habe mich heut mit tausend unangenehmen Geschäften herumschlagen müssen, ich bin kaum zu Athem gekommen.

Ahlfeld. Das sind die Beschwerlichkeiten des Standes.

Dornberg. Wollte der Himmel, es wäre nicht so!

Ahlfeld. Alles Gute läßt sich nicht in Einem Centrum vereinigen.

Dornberg. Wenn wir uns genauer betrachten, wenn wir, armseligen Geschöpfe, einsehen, wie wir von tausend Plackereien, von zehntausend Vorurtheilen beherrscht und gequält werden, wie kann es denn noch Menschen geben die auf ihren Stand stolz seyn können!

Julie. Ich bedaure Sie.

Ahlfeld. Mit ihrer gütigsten Erlaubniß: — ich sollte meinen, wenn ich nur so zu den Großen, so zum ersten Stande gehörte, ich würde mich gewiß nicht gedrückt fühlen.

Dornberg. Das glauben Sie jetzt, da, — doch von etwas angenehmeren, — in der künftigen Woche ist Ihr Geburtstag.

Julie. Ja, lieber Baron.

Dornberg. Nennen Sie mich doch bei meinem Namen: — da werden Sie doch ein kleines Fest geben, liebster Freund?

Ahlfeld. Ich habe schon eine Invention ausgerechnet, ein ganz kleines Schauspiel von meiner Erfindung simpel, aber mit einer gewissen Festig-

treit, ohne Pracht, — aber mit Sentiment, — es sind auch Verse dazu! — Aber still! ich will Ihnen jetzt noch nichts davon sagen; — Sie sollen sich wundern.

Dornberg. Alles von Ihnen?

Ahlfeld. Das darf ich Ihnen nicht so geradezu sagen, ich will dann erst Ihr unparteiisches Urtheil hören. Aber, es darf sich zur Noth sehen lassen.

Dornberg. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch Dichter sind.

Ahlfeld. Ach was ist man nicht alles, wenn man seine Nichte, sein Kind recht lieb hat. — Herr Baron, ein Wort, wenn ich bitten darf.

Dornberg. Sie haben zu befehlen.

sie gehen beiseit.

Julie. Die Menschen bleiben heut lange.

Ahlfeld. Julchen denkt, wir werden jetzt von Ihrem Geburtstage reden, und eben drum nehm' ich mir die Freiheit, Sie zu rufen; — sagen Sie mir doch, wie steht's denn?

Dornberg. Ganz vortrefflich.

Ahlfeld. Das ist schön! — Schon lange habe ich mir immer ein Amt, einen gewissen Titel, ein Ansehen gewünscht; ich sprach auch mit einigen davon, die Menschen hatten aber gleich die Impertinence, mich zu fragen: auf welchen Theil der Wissenschaften, auf welche Kenntnisse ich mich denn vorzüglich gelegt hätte?

Dornberg. Vorwand, um Sie auf irgend eine Art abzuweisen.

Ahlfeld. Nein, purer Neid; denn da müßte es doch weit bei uns gekommen seyn, wenn man sich auf Kenntnisse legen müßte, um die Leute zu protegiren, um zu machen, daß Kutschen vor unsrer Thür halten? — um, — enfin, — wer wird sich denn auf etwas legen, um mit einzuwirken, mit in die große Maschinerie einzugreifen. Es können ja wahrhaftig nicht Hände genug da seyn, um die gewaltige Friktion gleichsam aufzuheben.

Dornberg. Sehr richtig.

Ahlfeld. Aber an Ihnen hab' ich nun endlich meinen Mann gefunden. — Man will doch auch nicht gern so umsonst in der Welt gelebt haben, — es ist freilich ein kleiner Stolz, wenn Sie es so nennen wollen, — eine Elegance, — eine Energie der Seele, wollt' ich sagen; aber was thun die Wörter zur Sache; Sie verstehn mich doch.

Dornberg. Vollkommen.

Ahlfeld. Ich habe mich nie viel mit Schreiben oder Lesen abgegeben; denn ich habe mehr zu thun, und die geringern Leute wollen doch auch leben, und sich unterhalten. — Mein Amüsement ist mehr das Denken und Sprechen.

Dornberg. Sie gehn sogleich zu den Zwecken über, statt sich lange bei den Mitteln aufzuhalten.

Ahlfeld. Ja, ja, das ist es ganz genau, was ich sagen wollte. Mit Ihnen ist es eine wahre Freude zu sprechen; — so lange wir uns kennen, haben Sie noch nicht ein einzigmal: Wie so? gesagt.

Dornberg. Wirklich?

Ahlfeld. Gewiß! Ich gebe sehr genau auf solche Kleinigkeiten Acht; denn daraus erkennt man am ersten die Charakteristik eines Menschen. — Nun, Nichtchen, Dir ist indessen wohl die Zeit lang geworden? Ich hatte mit dem Herrn Baron nur etwas zu sprechen.

Julie. Geniren Sie sich nicht.

Ahlfeld. Ich bitte, Kind, wir sind jetzt zu Ende, — ganz gewiß.

Achter Auftritt.

Vorige. Referendarius Berger.

Berger tritt ein; Verbeugungen; er küßt Julien die Hand. Sie haben befohlen; — Ihr gehorsamster Diener, mein Herr Baron.

Dornberg. Ah bon jour, mon cher.

Ahlfeld. Wollen wir uns nicht setzen?

Walther bringt Theezeug und setzt es hin.

Walther, heimlich zu Ahlfeld. Auch das Gebackne dürfte wohl seine Placirung hier antreffen?

Ahlfeld. Allerdings. Nicht weniger auch die Butterschnitte, das Butterbrod; man ißt es zum Thee nämlich.

Walther. Ganz wohl. ab.

Berger. Es ist ein angenehmes Wetter.

Julie. Recht angenehm.

Ahlfeld. Und warm.

Berger. O ja.

Walther bringt Butterbrod und Gebackenes.

Walther. Nun ist wahrscheinlich alles zu seiner Vollendung gelangt?

Ahlfeld. Ja.

Walther geht mit großer Zufriedenheit ab.

Neunter Auftritt.

Vorige. Geheime Rath Wagemann.

Wagemann. Diener, Diener! — küßt Julien. Guten Tag, liebes Kind; — Bon jour, Herr Baron! reicht ihm die Hand.

Dornberg, mit einer tiefen Verbeugung. Ihr ganz gehorsamster Diener, Herr Geheime Rath; ich freue mich, daß ich die Ehre habe, sie wiederzusehn.

Wagemann, legt den Hut weg. Na, wie geht's?

Julie. Ist Ihnen eine Tasse Thee gefällig?

Wagemann. O ja, das schlag' ich nie ab. setzt sich auf der andern Seite neben Julien am Tisch.

Julie. Kömmt die Frau Geheime Räthin nicht?

Wagemann. Sie ist unpaß; sie hat immer ihre Streiche im Kopf, von Migraine und dergleichen. — zu Ahlfeld. Nun, Alter, was machst Du denn?

Ahlfeld. Passabel, es muß gut seyn.

Wagemann. Ist das Butterbrod?

Julie präsentirt es; er nimmt mehrere Stücke, und legt es vor sich hin.

Berger. Gehorsamster Diener, Herr Geheime Rath!

Wagemann, essend. Ah! — Diener! Diener! — Munter?

Berger, setzt sich neben ihn. Aufzuwarten. — Haben der Herr Geheime Rath schon die Akten, in denen ich arbeiten mußte, erhalten?

Wagemann. Akten? — Ah! das ist in dem Ehescheidungsprozeß, — ja, — habe sie erhalten. — Das ist eine närrische Geschichte. — Hören Sie doch 'mal, wie ist denn der Umstand. —

er redet leise mit Berger.

Ahlfeld. Herr Baron, wie finden Sie heut Juliens Aufsatz?

Dornberg. Excellent! Ganz charmant! Man kann nichts reizenderes sehn!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Rothmann.

Rothmann tritt sehr verlegen herein, grüßt, läßt den Hut fallen, kneift die Augenbraunen. Ergebenster, — Sie haben —

Ahlfeld. Ah! sieh da, Herr Rothmann! — Nur näher, Herr Gelehrter, nur näher!

Rothmann. Ich bitte — er stellt sich hinter einen Stuhl.

Julie. Ist's nicht gefällig, sich zu setzen?

Rothmann. Ich bitte recht sehr —

Wagemann, lacht. Ha, ha, ha! — Ja da haben Sie Recht, das ist sehr kurios! — Aber was sagt denn der Gegenpart? Na, lassen Sie 'mal hören. spricht wieder leise mit Berger.

Ahlfeld. Legen Sie doch ab. er will Rothmann den Hut abnehmen; beide laufen nach der andern Seite des Theaters. — Haben Sie die Verse?

Rothmann. Ihnen gehorsamst aufzuwarten, — hier sind sie. giebt sie ihm.

Ahlfeld. Sie müssen's mir einigemal vorrecitiren oder deklamiren, daß sie mir bekannt werden.

Rothmann. Sie haben nur zu befehlen.

Ahlfeld. Nun, es findet sich wohl eine Zeit. — Es soll schon werden.

Julie. Trinken Sie Thee?

Rothmann. Ich danke gehorsamst —

Ahlfeld. Machen Sie keine Umstände.

Rothmann. Nun, wenn ich also bitten darf—

Julie präsentirt ihm.

Dornberg. Ein schönes Getränk, — und an Ihrer Seite, meine Julie—

Julie. Soll das ein Kompliment werden?

Dornberg. Halten Sie meine Gefühle für Komplimente?

Ahlfeld. Es reimt sich doch alles? Ich kann die andern Verse gar nicht leiden.

Rothmann. Ich habe es so eingerichtet, daß es sich immer dreifach reimt.

Ahlfeld. Charmant.

Julie. Herr Werner ist heut sehr unartig.

Rothmann. Er geht noch unter den Linden spazieren, mit einem guten Freunde, der heut angekommen ist.—Beide werden bald die Ehre haben—

Julie. So?

Rothmann. Der Fremde wollte nur noch das Thor von allen Seiten recht in Augenschein nehmen.

Ahlfeld. Wer ist denn dieser Fremde?

Rothmann. Er kommt aus Südpreußen.

Dornberg. O weh! aus Südpreußen?

Rothmann. Er heißt Ehlert, — Justizkommissarius: — ein wunderlicher Mensch, alle haben ihn unter den Linden angesehn.

Wagemann, immer während des Essens und Trinkens; — hat eben zu sprechen aufgehört. Er mag wohl hier fremde seyn.

Rothmann. Ganz recht, das ist grade sein Unglück; — und sein Gang, — er hat einen langen Stock, mit tricolor-seidenem Band:—

Ahlfeld. Er geht mit Herr Werner?

Rothmann. Ja.

Dornberg. Nun, dann gehn zwei wunderliche Menschen miteinander.

Ahlfeld. Da haben Sie wohl Recht —Werner ist ein recht ausgemachter Narr.

Dornberg. Ein Mensch ohne Delikatesse; einer der den Enthusiasten spielt, und am Ende kein wahres Gefühl hat.

Ahlfeld. Für Kunst gewiß nicht; denn da fehlt ihm das eigentliche Ensemble, das Genie,—das Wesen, was den Künstler und den Kunstfreund ausmacht; denken Sie, er hat die letzte Ausstellung gar nicht gesehn.

Rothmann. Ei, das gesteh' ich! und es waren doch so herrliche Stücke da.

Dornberg. Mit seinem ungenirten Wesen will er eine eigentliche angeborne Grobheit maskiren.

Ahlfeld. Er gehört zu keiner Ressource, und moquirt sich sogar darüber.

Dornberg. Man sagt, er habe Verstand, aber es ist nur Rechthaberei.

Ahlfeld. Ganz recht, er disputirt mit jedermann, und will immer das letzte Wort behalten.

Dornberg. Nichts sagt er lieber, als Wahrheit, wie er sich ausdrückt.

Ahlfeld. Ganz recht, ein ungeziemlicher Wahrsager, — weiter nichts.

Rothmann. O, Sie erinnern mich daran, — denken Sie, letzt erzählte er mir, — er habe sich neulich von einem alten Weibe wahrsagen lassen. Es ist ein wunderlicher Mensch.

Ahlfeld. Wirklich?

Dornberg. Eine solche Absurdität sieht ihm ähnlich. — Sie schweigen, meine Julie?

Julie. Ich müßte seinen Advokaten machen; denn Sie haben sich ja alle in Anklagen erschöpft, — und das will ich nicht.

Dornberg. Sie liebenswürdige, sanfte Seele.

Eilfter Auftritt.

Vorige, Werner, Ehlert. Verbeugungen.

Werner, zu Ahlfeld. Ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Justizkommissarius Ehlert vorzustellen.

Ahlfeld. Gehorsamer, — es freut mich unendlich, daß ich die Ehre —

Ehlert. Ergebenster, — freue mich, daß ich die Ehre —

Ahlfeld. Belieben Sie abzulegen, — setzen Sie sich —

Werner. Ihr Diener, mein Herr Baron; — Herr Geheime Rath, guten Abend —

Julie. Sie kommen sehr spät; fast hätten Sie keinen Thee mehr angetroffen; —

Werner. Es thut mir leid, allein mein Freund —

Julie. Ist Ihnen gefällig?

Ehlert. Ich danke recht sehr, — bin sehr verbunden —

Julie. Trinken Sie keinen Thee?

Ehlert. Wenn — o ja! — greift nach der Tasse, und trinkt sie sehr schnell aus.

Dornberg. Haben Sie sich gänzlich von dem neulichen Sturz mit dem Pferde erholt?

Werner. O ja.

Ehlert. Bist Du gestürzt?

Dornberg. Und sehr gefährlich.

Ehlert. Nun siehst Du, das kömmt von Deinem wilden Reiten.

Werner. Mademoiselle, ich freue mich, daß Sie so heiter aussehen. Weder Frühling noch Herbst —

Julie, mit einer Tasse. Belieben Sie?

Werner. Ich danke; — mich wandelt immer eine Furcht an, wenn ich eine Tasse mit Thee gewahr werde.

Ehlert. Ich trinke eigentlich auch sonst nicht —

Werner. Dies blasse, nüchterne Getränk, in eben so leichenblassen Tassen! der wunderbare aromatische Duft, — das Theegespräch dabei, — die siedende Maschine, — o man könnte mir mit Thee jede Gesellschaft verleiden.

Julie. Jede?

Werner. Nur Ihre nicht, das versteht sich von selbst, denn sonst würde ich es hier nicht sagen.

Julie. Sie sind sehr galant.

Werner. Was soll man anders seyn? die ganze Welt zwingt sich ja, galant und elegant zu seyn; sollte ich allein zurückbleiben?

Julie. zum Baron. Waren Sie lange nicht im Theater?

Dornberg. Nein.

Werner. Besuchen Sie das Schauspiel noch fleißig?

Julie. Den Wildfang möcht' ich sehn; man sagt mir, er soll recht possenhaft seyn.

Ahlfeld. Herr Rothmann schreibt auch für's Theater.

Rothmann. O ich bitte, — kleine Versuche —

Ehlert. Man sagte mir unterweges', es würden neue Stücke einstudirt, die viel Kosten machen würden.

Julie, läßt ihre Arbeit fallen; der Baron und der Geheime Rath bücken sich und stoßen mit den Köpfen aneinander.

Dornberg. Je vous demande pardon.

Wagemann. Sie haben einen harten Kopf.

Dornberg. Verzeihen Sie —

Wagemann. Thut nichts! Ei der tausend, — das kömmt von der Höflichkeit!

Ehlert. Ja wohl.

Dornberg. Sie scheinen sie nicht zu lieben.

Ehlert. O doch, aber ich meinte nur —

Dornberg. Daß es bequemer sei.

Ehlert. Ja, wenn man's so nimmt.

Ahlfeld. Reisen Sie bloß durch Berlin?

Ehlert. Ich will meine Braut, — hustet, meine Braut, — aus Sachsen abholen.

Dornberg. Sie verheirathen sich?

Ehlert. Aufzuwarten.

Wagemann. Aber Alter, — nach dem Essen und Trinken schmeckt eine Pfeife, willst Du mir den Gefallen thun —

Ahlfeld. Gleich, gleich — klingelt.

Walther kömmt.

Ahlfeld. Pfeifen und Tabak.

Walther. Ganz wohl. ab.

Wagemann. Sie nehmen's mir doch nicht übel, liebes Kind?

Julie. Ganz und gar nicht.

Walther bringt Pfeifen, Tabak und Licht. ab.

Wagemann nimmt eine Pfeife und stopft.

Julie zu Ehlert. Rauchen Sie nicht auch?

Ehlert. Nein, — ich danke.

Julie. Geniren Sie sich nicht, Sie rauchen gewiß, — ich bitte recht sehr.

Ehlert. Nun, wenn Sie denn so befehlen.

er stopft eine Pfeife.

Dornberg. Das Rauchen muß Ihnen schön stehn.

Ehlert. Ich thue es manchmal guten Freunden zu Gefallen, — und wenn ich sonst nichts zu sprechen weiß.

Wagemann. Recht so, Herr Justizkommissarius, da haben Sie mein Gemüth. — Hör doch mal, Alter — nimmt Ahlfeld beiseit.

Julie. Wie finden Sie Berlin?

Ehlert. Recht hübsch; gut ausgebaut.

Dornberg. Ihre Braut ist ohne Zweifel sehr liebenswürdig?

Ehlert. So ziemlich, — so ziemlich — mit Ihrer Erlaubniß.

Dornberg. Nun wenn Sie sie nur liebenswürdig finden, so ist das schon genug.

Ahlfeld. Ja wohl, da haben Sie Recht, Herr Baron, der Bräutigam ist dabei die Hauptperson, das perpetuum — wie ich sagen wollte, primum mobile.

Rothmann, zu Dornberg. Darf ich Ihnen morgen den Versuch meiner Uebersetzung überreichen?

Dornberg. Sehr gern. — zu Julien. Er hat mir für Sie ein paar Sonette übersetzt, die unvergleichlich sind.

Ahlfeld. A propos, Herr — Werner, — was ich sagen wollte, ist's denn wahr, was ich neulich von Ihnen gehört habe, daß sie sich manchmal wahrsagen ließen?

Ehlert, legt die Pfeife hin. Wie?

Werner. O ja, warum nicht?

Ahlfeld. Sind Sie abergläubisch?

Werner, mit einem Blick auf Julien. Ich bin es immer gewesen.

Ehlert steht auf, zieht die Brieftasche hervor, und überreicht Ahlfeld seine Briefe. Ah! verzeihen Sie, das hätte ich beinahe ganz vergessen.

Ahlfeld verbeugt sich, und empfängt die

Briefe. Ah! von meinem lieben Freunde? — ist er wohl und gesund?

Ehlert. Vollkommen.

Ahlfeld. Das freut mich ungemein. — Sie sagen also selbst, Herr Werner, daß Sie so abergläubisch sind?

Werner. Warum sollt' ich meine Schwäche nicht bekennen? Ja! Jeder Mensch ist auf seine eigne Art ein Thor, — ich habe bei alten Weibern einigemal mehr Wahrheit gefunden, als bei —

Ahlfeld. Als bei wem?

Werner. — jungen.

Ahlfeld. Ah, Sie wollen sich auf eine witzige Art aus dem Handel ziehen; aber Sie sollen uns nicht entkommen.

Werner. Ich schwöre Ihnen zu, nennen Sie es Schwäche, oder wie Sie wollen, ich habe mich ein paarmal, aus Neugier, langer Weile, Sucht zum Seltsamen, verleiten lassen, ein solches Weib zu besuchen, und jedesmal wenn ich vor ihr stand, mußte ich, wider meinem Willen, alles glauben, was sie mir vorsagte.

Dornberg. Sehr schwach.

Werner. Oder auch stark, wie man's nimmt. Sie sind zu vernünftig, um sich auf eine Viertelstunde so täuschen zu lassen.

Walther *legt eine große Brieftasche auf den Tisch.* Die Zeitungen! — *ab.*

Ahlfeld. Ah! die Zeitungen, politische und gelehrte! — Hier. — *er öffnet die Brieftasche.*

Wagemann. Ist der Hamburger Korrespondent dabei?

Ahlfeld. O ja! wie würde ich den fehlen lassen! —

Jeder nimmt ein Blatt und liest; der Baron und Julie sprechen heimlich mit einander.

Werner. Ehlert!

Ehlert. Was willst Du?

Werner. Sieh einmal die Narren, wie jeder nun mit einem Blatte vor der Nase sitzt.

Ehlert. Je laß sie doch, sie wollen ja die Zeitungen lesen.

Werner. Laß Dich doch nicht so zum Besten haben.

Ehlert. Sie thun mir ja nichts.

Werner. O Du Gutmüthigkeit! — Mir sind sie alle verhaßt! — Sieh nur Ahlfelds Mienen, der sich gewiß darüber wundert, daß er nicht unter den Beförderten genannt ist. — Ich möchte lachen, und mich ärgern. — Und Julie, — je nun, mag sie's haben, ich gönne ihr ihr Glück; — ich wollte sie sprechen und ihr sagen — ach! es ist alles einerlei! — Komm, willst Du mit in den Garten gehn? Ich muß mich von diesen Gesichtern erholen.

Ehlert. Es schickt sich doch wohl nicht, ich bin hier so fremd.

Werner. Nun so geh' ich eine Weile spazieren; ich seh' Dich bald wieder. *ab.*

Zwölfter Auftritt.

Vorige, *ohne Werner.*

Ahlfeld. Giebt's was Neues?

Wagemann. Eben nicht.

Rothmann. Salzmann kündigt hier an, daß er für 1 rthl. 8 gl. einen Himmel auf Erden liefern will.

Wagemann. Nun das ist billig.

Ahlfeld. Aber, daß ich's recht begreife, — mit Erlaubniß, — ist das nur so zum Spaß?

Rothmann. Nein, es ist sein völliger Ernst.

Wagemann. Nun sage mir einer, daß die Welt nicht närrisch sei! —

Berger. Das Politische scheint nicht von Bedeutung.

Ahlfeld. Sehr von Bedeutung, in Rußland gehn ja die Couriere stark; — es sind wunderbare neue Combinationen in dem bekannten Gleichgewichte von Europa.

Dornberg. Wie das?

Ahlfeld. Ja, es verändert sich alles so gewaltsam, — es ist gleichsam Evolution und Revolution schon im Zuschnitt da, — es geht wie ein elastisches Feuer von einem Gliede ins andre, — es wird eine gewaltige Reverberation setzen.

Rothmann. Meinen Sie? — die Menschheit wird im Ernste jetzt wiedergeboren, — es —

Ahlfeld. Erlauben Sie, — wie ich sagte Schlag auf Schlag, und das giebt am Ende Reverberationen, daß es kaum zu begreifen ist.

Rothmann. Und der Adel der Menschheit wird wieder hergestellt, die Moralität kommt wieder oben auf.

Ahlfeld. Ganz recht, denn die seltsamen Conclusionen, die jetzt zu Stande kommen, werden der ganzen Sache den Ausschlag geben. — Sie sind, wie gesagt, ein guter, ein geschickter Mann, Herr Rothmann, aber von der Politik scheinen Sie, mit Ihrer Erlaubniß, nicht viel zu verstehn. Es ist aber auch ein Studium, das mehr als ein Sensorium commune erfodert, — es ist gleichsam der Radius aller Wissenschaften, der Inbegriff des Ganzen, wie gesagt. —

Julie. Haben Sie sich schon wahrsagen lassen?

Dornberg. Wie kommen Sie darauf — Nein.

Julie. Es muß doch eine seltsame Empfindung seyn.

Dornberg. O ja, der Gedanke ist abentheuerlich genug.

Julie. Und wenn es eine größere Gesellschaft ist, muß es auch zugleich lustig seyn.

Rothmann. Gewiß, — und es ist zugleich eine poetische Illusion. Ein dunkles Zimmer, — ein altes Weib, die mit der größten Zuversicht ihre Prophezeiungen hersagt. —

Berger. Es wäre eine Erfahrung mehr, die man machte.

Julie. Wir sollten Herrn Werner bitten, uns die Wohnung der Frau zu sagen, — und so alle zusammen hingehn. Es ist etwas zu lachen auf Monate.

Dornberg. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, von Herzen gern.

Rothmann. Schon in der bloßen Aktion des Kartenlegens liegt so etwas Abentheuerliches. —

Ahlfeld. Kinder, Kinder, — ich weiß durch einen Zufall die Wohnung des Weibes, aber bedenkt, ich bitte Euch, — o pfui! Ihr alle wolltet so abergläubisch seyn?

Julie. Kein Aberglaube, lieber Onkel, es ist nur des Spaßes wegen.

Ahlfeld. Wir müssen dem Himmel dafür danken, daß die Aufklärung, ein vernünftiges Eclaircissement, endlich mit vieler Mühe zu Stande gebracht ist, und nicht nun muthwillig wieder einreißen, was so langweilig aufgebaut ist.

Rothmann. Aber das Poetische darin —

Ahlfeld. Mit Erlaubniß, wo steckt denn das Poetische? — Phantastisch ist es, — barock und grotesk! — Ja, zu Hamlets und Makbeths Zeiten, das weiß ich selber gut genug, da wurden solche Hexen und Wahrsager aufs Theater gebracht, — das war das Zeitalter des dunkeln Mittelalters. Damals waren diese Phantome gleichsam noch amüsant, weil man noch daran glaubte; und wie ich sage, sie existirten bloß deswegen, weil man daran glaubte. Das war also zu Hamlets Zeiten.

Rothmann. Zu Shakspeare's —

Ahlfeld. Nun ja freilich, das behaupte ich eben. Aber jetzt ist die Menschheit zu vernünftig; denn die Fackeln und die Lichter, alle die Gelehrten, das Wesen, die Recensionen, — da ist ja alles, was man sonst vom Aberglauben dachte und schrieb, über den Haufen gefallen.

Dornberg. Aber zur Ergötzung, —

Ahlfeld. Nein, nein! ich kann's nicht zugeben. Ihr seid ja alle wie Werner geworden, über den wir eben erst gespottet haben.

Julie. Wo wohnt die Frau?

Ahlfeld. Nichts, nichts! ich erlaube es nicht, es kann nicht seyn. — Man sollte das ganze Weib nur in die Denkwürdigkeiten der Churmark setzen, so wie einmal der Mondboktor in der Berlinischen Monatsschrift widerlegt wurde. Er war doch gestürzt, und wir haben seit der Zeit, Gottlob, einen Aberglauben weniger.

Berger. Sie nehmen die Sache vielleicht zu ernsthaft.

Ahlfeld. Ei, man kann da nicht zu ernsthaft seyn. Ich bin hier der älteste und der vernünftigste, — ich kann's nicht zugeben. — Aber noch eins, ich muß vor dem Abendessen noch ausgehn, denn zum Essen komme ich gewiß zurück. — *zu Ehlert.* Sie bleiben doch bei uns?

Ehlert. Wenn Sie erlauben.

Ahlfeld. Ich gehe, denn ist ein unumgängliches, gleichsam ein wichtiges Geschäft. — Adieu indessen! *ab.*

Dreizehnter Auftritt.

Vorige, *ohne Ahlfeld.*

Julie. Wollen wir nun, wenn es Ihnen gefällig ist, in den Saal gehn? — Mich wundert, daß der Onkel noch so spät ausgeht.

Dornberg. Es ist sonst seine Gewohnheit nicht.

Wagemann. Es muß ihm etwas eingefallen seyn.

Julie. Er kömmt erst zum Essen wieder, — wenn wir nur wüßten, wo die Frau wohnte, so könnten wir ja doch —

Rothmann. Ja wirklich, und noch vor dem Essen zurück seyn.

Berger. Es wäre eine sehr angenehme Abwechselung; — der Mond scheint so schön.

Rothmann. So äußerst romantisch.

Dornberg. Herr Rothmann, Sie könnten uns wohl den Gefallen thun, und von Herrn Werner zu erforschen suchen, ohne daß er merkt, zu welchem Endzweck, in welcher Gegend diese Frau wohnt.

Rothmann. Mit Vergnügen; er soll nichts merken.

Ehlert. Da kömmt er wieder.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Werner.

Werner. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst.

Julie. Sie bleiben nicht bei uns.

Werner. Sie verzeihen — Geschäfte; darf ich morgen die Ehre haben — ?

Julie. Sie werden uns willkommen seyn.

Werner, *zu Ehlert.* Ich sehe Dich doch bei mir? — Gehorsamer Diener.

Julie. Ihre Dienerin —

Sie geht mit der Gesellschaft in ein anderes Zimmer.

Fünfzehnter Auftritt.

Werner. Rothmann, *der zurückgeblieben ist.*

Rothmann. Und wann kann ich Euch sehn?

Werner. Sobald Sie wollen, ich bin immer zu sprechen.

Rothmann. Warum bleibt Ihr aber nicht?

Werner. Aufrichtig, weil mir die Zeit zu lang wird.

Rothmann. So! — Ihr geht wohl noch spazieren?

Werner. Vielleicht.

Rothmann. Fast möcht' ich Euch begleiten.

Werner. Sie müssen ja bei der Gesellschaft bleiben —

Rothmann. Apropos! ich habe mir einen Spaß ausgedacht — wenn ich doch jemand wüßte, der Karten legte! — Wißt Ihr niemand, Freundchen?

Werner. O ja.

Rothmann. Ihr thut mir einen großen Gefallen — sagt mir die Wohnung der Frau? — Ihr habt mir schon sonst einmal davon erzählt.

Werner. Hat denn das so große Eil?

Rothmann. O nein, aber ich möcht's gerne wissen.

Werner. Ich hab' es selbst vergessen.

Rothmann. Je Närrchen — Ihr thut mir einen großen Gefallen; — ich will Euch morgen sagen, warum.

Werner. Warum denn nicht heut?

Rothmann. Heut — O Ihr eigensinniger Mensch, — heut ist's ja schon so spät, und ich muß zur Gesellschaft zurück.

Werner. Nun so gehn Sie.

Rothmann. Aber ich bitte.

Werner, lachend. Sie sind ein wunderlicher Mensch! — Ich errathe schon das Ganze. — Nun also, in der Kirchgasse, der Sophienkirche gegenüber. — Adieu. ab.

Rothmann. Adieu! ich danke recht sehr.

Sechszehnter Auftritt.

Rothmann. Die vorige Gesellschaft kommt wieder herein.

Julie. Sie wissen's?

Rothmann. O ja, der Sophienkirche gegenüber: — Sophia heißt im Griechischen die Weisheit, folglich gehn wir gewiß nicht fehl.

Wagemann. Sophie heißt die Weisheit...?

Rothmann. Ja.

Wagemann. Je, so heißt ja meine kleine Tochter.

Julie. Nun so kommen Sie — schnell, schnell! — jeder hängt sich einen Mantel um, um nicht erkannt zu werden — es ist schon finster — o schnell! Sie gehn doch mit, Geheime Rath?

Wagemann. Je warum nicht?

Dornberg. Wir müssen eilen, ehe Ihr Onkel zurückkömmt.

Julie. Nun wollen wir unser gutes Glück versuchen. alle ab.

Siebzehnter Auftritt.

Ein kleines dunkles Zimmer.

Ein Unbekannter sitzt im Winkel. Ein Bäckerknecht, der halb betrunken ist, geht auf und ab.

Bäckerknecht. Nein! wenn's wieder so lange währen soll, so mag der Henker die ganze Welt holen — ich will mich dann nicht so viel drum scheeren. — Krieg und immer Krieg — und nichts als Krieg; — das ist zum Tollwerden!

Die alte Wahrsagerin tritt herein; sie hat eine harte sächsische Aussprache. Nehmen Sie's nicht für unlieb, meine Herren, daß ich Sie habe warten lassen! es seind im Hauswesen immer allerhand Geschäfte abzumachen; meine Tochter hat's Unglück getroffen, daß sie nach Kalandshoff gebracht ist, und auf die unschuldigste Weise von der Welt.

Bäckerknecht. Nun sieht sie, Frau, ich habe nicht lange Zeit, — mach sie schnell, wo sind die Karten? — Ich muß Ihr sagen, ich bin meines Standes ein Bäckergesell, — ich wollte nur fragen, ob wir wieder marschiren müssen, und ob sie mich wieder mitnehmen thäten?

Wahrsagerin mischt die Karten, setzt sich die Brille auf und läßt ihn abheben; dann legt sie.

Der Unbekannte erhebt sich, es ist Ahlfeld.

Ahlfeld. Ei, mein Freund, da könnt Ihr sicher seyn, denn ich muß Euch sagen, Preußen führt vors erste keinen Krieg mehr: die Conjugation und die Consternationen von ganz Europa widersprechen dem geradezu. Ich will Euch beweisen —

Bäckerknecht sieht ihn von der Seite an. Sagt Er wahr, oder die Frau?

Ahlfeld. Nein —

Bäckerknecht. Nun so bekümmere Er sich um Sein Handwerk, und lasse Er jedem das seinige.

Ahlfeld setzt sich wieder.

Wahrsagerin, nachdem sie die Karten ausgelegt hat. Ja, sehn Sie — da seh' ich hier die Treffeldame, das bedeutet, daß Sie eine Frau Liebste, einen Schatz haben; denn sehen Sie hier, der Treffelbauer liegt dicht darunter.

Bäckerknecht. Richtig — sie kann hexen, glaub' ich.

Wahrsagerin. Sie sein Ihres Standes nach ein Bäcker, und wollen diese Perschon bei Gelegenheit heirathen.

Bäckerknecht. Ja — soll ich?

Wahrsagerin. Sie ist Ihnen gut, sie ist hübsch, und hat ein redliches Gemüth.

Bäckerknecht. Wo steht denn das redliche Gemüth.

Wahrsagerin. Hier. — Sie warten nur noch auf eine Zeit, um was Großes anzufangen.

Bäckerknecht. Ganz recht, ich möchte gern Meister werden — und es fehlt noch am besten.

Wahrsagerin. Wenn Sie's werden, und Sie halten sich gute Waare, so werden Sie immer ein gutes Brod haben.

Bäckerknecht. Nun, das ist mir lieb. — Adieu! ab.

Ahlfeld. Nun hört einmal, ich muß Euch sagen, ich glaube an all dergleichen Narrenstreiche nicht, ich bin nämlich aus einer Art von Spaß hiehergekommen — so zu sagen, passe temps, Zeitvertreib — aber man hat mir gesagt — nun seht, ich will Euch einen Gulden geben, wenn Ihr Euch recht Mühe gebt, wenn Ihr's besser macht als bei dem Einfaltspinsel da. — Hier.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Die Gesellschaft; sie setzen sich in den Hintergrund.

Ahlfeld. Wer sind denn die Leute da?

Wahrsagerin. Herrschaften, Ihr Gnaden; — o! ich habe vielen Zuspruch, Ihr Gnaden, von Herrschaften, — hoch und niedrig — und niemand wird bei mir übertheuert.

Ahlfeld. Nun, fangt nur an, —

Julie. Mein Gott, ist das nicht mein Oheim?

Wahrsagerin. Belieben Sie abzuheben, gnädiger Herr, aber mit der linken Hand, denn die kommt vom Herzen.

Ahlfeld, thut's. Nun, ich bin doch begierig. —

Wahrsagerin, legt die Karten. Ihr Gnaden das fängt alles sehr glücklich an: — Herzendaus — Pikachte —

Ahlfeld. Nun?

Wahrsagerin. Wie ich aus allem ersehe, gnädiger Herr, so suchen Sie ein Amt, einen Rang. —

Ahlfeld. Wirklich.

Wahrsagerin. Hier liegt der Pikbube, das ist ein Mann, auf den Sie sich verlassen.

Ahlfeld. Richtig.

Wahrsagerin. Cœur liegt dabei, — er ist verliebt, und, — o weh! da kommen viele Treff.

Ahlfeld. Was bedeuten die?

Wahrsagerin. Geld oder Unglück, — hier Unglück; Sie verlassen sich mit Unrecht auf ihn.

Ahlfeld. Wie?

Wahrsagerin. Er kann Ihnen nichts helfen; Sie werden sehen, Sie werden nächstens, vielleicht heute noch einen Brief bekommen, der Ihnen Vieles klar machen wird.

Ahlfeld. Ei das gesteh' ich! aber sagt mir einmal, macht mir nur deutlich, wie Ihr das alles so gleichsam im voraus wissen könnt? — Ich bin erstaunt, ich habe das immer für Narrenspossen gehalten, Charlatanerien, — aber wahrhaftig, fast möcht' ich, — ist das alles Zufall? sagt mir einmal die Wahrheit.

Wahrsagerin. Zufall, gnädiger Herr? Glauben Sie, daß es in der ganzen Welt einen Zufall giebt, oder geben kann?

Ahlfeld. Sie hat Recht; solche alte Leute haben oft mehr Verstand als man glaubt. — Ihr habt wohl viel Erfahrung?

Wahrsagerin. Die Menge!

Ahlfeld. Aber mit den Karten, — ich bitte Euch, — ich kann's nicht begreifen.

Wahrsagerin. Es muß auch unbegreiflich bleiben, denn sonst würde es jedermann machen können.

Dornberg, der auf Ahlfeld zugeht. Ei, ei! liebster Freund, treffen wir uns hier an?

Ahlfeld. Was? Wie?

Julie. Liebster Onkel, das hätt' ich nicht geglaubt, da sie uns erst so beschämten. —

Ahlfeld. Kinder, — was ist denn das? — wahrhaftig die ganze Gesellschaft! — Je, mein Gott! je, — Was soll ich denn sagen? — Ihr glaubt am Ende im Ernst, ich glaube an so etwas, ich komme hieher, um mir prophezeihen, die Zukunft aufschließen zu lassen; — nicht im geringsten! — Seht, ich wollte einen Spaß machen, und Euch heut Abend mit der Erzählung überraschen, — ich werde am Ende den ganzen Vorfall bekannt machen lassen, denn er ist doch gar zu lustig. — Nun, wollt Ihr nicht auch herantreten?

Rothmann. Ich will die Alte recht anführen, geben Sie Acht, wie sie sich mit mir prostituiren wird. —

Julie. Oheim! das kann ich Ihnen so bald noch nicht vergessen.

Ahlfeld. Possen, Kind! — nimmt den Baron beiseit. Aber lieber Baron, haben Sie wohl gehört, was die Frau da sagte? ich verließe mich —

Dornberg. Sind Sie denn wirklich so abergläubisch?

Ahlfeld. Es ist auch wahr, ich dachte gar nicht daran. — Es ist ja der pure Aberglaube, weiter nichts.

Rothmann. Nun, liebe Frau, ich möchte gern mein Schicksal wissen, —

Wahrsagerin. Nun, mein Herr! dazu liegen ja die Karten hier. Sein Schicksal kann man immer erfahren, wenn man nur recht ernstlich will. — sie legt die Karten.

Rothmann. Ich bin ein armer, unglücklicher Mensch, ein Papiermacher, und nun fehlt es meiner Mühle ganz an Lumpen. Sage Sie mir, wie soll das werden?

Wahrsagerin. Papiermacher? Sehen Sie hier, — ei! ei! Papiermacher! nimmermehr, — Papierverderber wollen Sie sagen.

Rothmann. Wie? die Uebrigen lachen.

Wahrsagerin. Papierverderber mein' ich nur so; denn Sie schreiben viel, und das Papier ist doch nachher zu nichts mehr zu brauchen. — Sie haben da einen guten Freund, mit dem Sie viel umgehn, einen wunderlichen Menschen, — Sie haben ihn zum Besten; aber er braucht Sie eigentlich zu seinem Zeitvertreibe.

Rothmann. Schon gut! — Sie ist des Teufels!

Ahlfeld. Werden Sie auch abergläubisch, Herr Rothmann? — Ja, ja; der Mensch ist manchmal schwach, das geht nicht anders. — Wunderbar ist es immer, daß sie so die Wahrheit trifft.

Rothmann. Die Wahrheit?

Ahlfeld. Nun, ich meine eigentlich nicht so recht die Wahrheit, sondern nur, daß, — enfin Sie verstehn mich wohl.

Julie. Nun bin ich zu ungeduldig. sie tritt mit Dornberg an den Tisch. — Sage Sie uns beiden zugleich unser Schicksal.

Wahrsagerin. Ist eigentlich gegen die Regel — aber so eine schöne Mamsell —

Julie. Sehn Sie, sie kann auch Komplimente machen.

Rothmann. Aber wie tief ist in unsern Zeiten das delphische Orakel gesunken!

Ahlfeld. Ja wohl, zu Delphi, oder Delos, wie das Zeug heißt, da war's noch eine Lust, sich wahrsagen zu lassen! Da wurden einem die Karten anders gelegt!

Wahrsagerin. Wenn ich so die Wahrheit sagen soll, — sehn Sie hier, — so haben Sie zwei Liebhaber, wovon es der eine ehrlich meint, der andre nicht.

Dornberg. Sehn Sie, Julie.

Wahrsagerin. Der eine liebt nur Ihr Vermögen, der andre aber Ihre Perschon.

Julie. Wirklich?

Wahrsagerin. Ei, ei! den redlichen haben Sie abgeschafft —

Julie. Wie?

Wahrsagerin. Und doch sind Sie ihm noch immer gut — im Herzen, verstehn Sie mich, innerlich.

Dornberg. Was hör' ich?

Julie. Werden Sie auch abergläubisch?

Dornberg. Nicht doch, ich scherze nur.

Wahrsagerin. Der alte Liebhaber ist Ihnen auch immer noch gut, denn verstehen Sie mich, die Liebe ist nicht so schnell zu vertreiben — er will sich's aber selber nicht gestehn, und darum ist er jetzt etwas wunderlich.

Dornberg. Wer ist denn der?

Julie. Je, wer sollt' es seyn? Niemand. —

Wahrsagerin. Sie, gnädiger Herr, werden bald eine wichtige Nachricht bekommen.

Dornberg. So?

Wahrsagerin. Sie werden sich darüber wundern, denn, — verstehn Sie mich, es wird Sie verdrießen, Sie werden sich ärgern.

Dornberg. Wirklich?

Wahrsagerin. Sie sind jetzt im Begriff, in den Stand der heiligen Ehe zu treten, Sie thun eine schöne Partie, — denn, Sie verstehen mich, Geld ist da, an der Liebe liegt Ihnen nicht viel.

Julie. Wie, Baron?

Dornberg. Können Sie so abergläubisch seyn, auf dies Zeug zu hören?

Julie. Verzeihen Sie, — man wird hier ganz betäubt.

Wahrsagerin. Ei, ei! — was seh' ich? — Lieben Kinder, verstehen Sie mich wohl; hier fallen die Karten zu wunderlich — Sie sind nicht das, wofür Sie sich ausgeben.

Ahlfeld und Julie. Was?

Wahrsagerin. Ja, ja! Sie sind kein Baron, Sie haben kein Vermögen, Sie lieben Ihre Braut nicht.

Dornberg. Unverschämtes Thier!

Wahrsagerin. Nun, Herr Baron, soll ich's Ihnen alles beweisen?

Alle. Was ist das? — Wie?

Werner wirft die Verkleidung ab. Ich bin's, meine Herren, ich; — erstaunen Sie nicht. — Er zündet einige Lichter an. Hier, Herr Ahlfeld, er überreicht ihm Briefe, dieser Herr ist nichts als ein falscher Spieler, der Sie hinterging, um sich ein ansehnliches Vermögen zu erheirathen. Ein guter Freund giebt mir hier den Auftrag, ihn aufzusuchen, und schickt mir zugleich einige Dokumente mit, die es unumstößlich beweisen. Seine Frau will sich von ihm scheiden lassen.

Ahlfeld. Ei! Sie! — ei! was? — mir ein Amt verschaffen? Mich in die Höhe bringen? — Mich —

Dornberg. Ich empfehle mich; — wart, Schändlicher, ich treffe Dich wohl! schnell ab.

Wagemann. Aber ums Himmelswillen!

Werner. Nun, Julie, was sagen Sie? — So viel Wahrheiten hatten Sie hier wohl schwerlich vermuthet?

Julie. Ach, Werner! wie bin ich gestraft, wie gedemüthigt!

Ehlert. Aber sage mir nur, Werner, — ich bin wie betrunken; — Du bist doch ein toller Kerl.

Rothmann. Ein charmantes witziges Kerlchen.

Werner. Vergeben Sie mir, Julie?

Julie. Können Sie mir vergeben?

Werner. Darf ich hoffen? — Sie schweigen? — Herr Ahlfeld, Sie haben einen Mann für Ihre Nichte gewünscht — der Baron ist verschwunden; wollen Sie nun einen Bürgerlichen nicht verschmähen?

Ahlfeld. Nein, wahrlich nicht; Sie haben uns heut auf eine Art die Wahrheit gesagt, daß ich noch immer in einer gewissen Ekstase dastehe.

Werner. Julie!

Julie. Ich bin die Ihrige. — Ich hatte Sie nicht vergessen — aber mein Oheim — meine Thorheit —

Werner. Lassen Sie uns das nicht mehr berühren. — Ich wollte Ihnen schon heut Abend alles entdecken; aber Sie ließen mich nicht zu Worte kommen — ich konnte Sie unmöglich so hintergehn lassen.

Ehlert. Hatt' ich nicht Recht? — Du warst noch immer verliebt, so sehr Du's auch läugnen wolltest.

Wagemann. Nun, das sind doch noch vernünftige Wahrsagungen, die alle so eintreffen. Werner ist nun unter den neuen Propheten der einzige, dem ich glauben will. —

Die Geschichte

von den

Heymons Kindern,

in zwanzig altfränkischen Bildern.

1796.

Kurze Vorerinnerung.

Lieber Leser.

Ich weiß nicht, ob Dein Gemüth zuweilen so gestimmt ist, daß Du Dich gern und willig in die Zeit Deiner Kindheit zurück versetzest, Dich aller damaligen Eindrücke erinnerst, und ohne Bedauern vergissest, was Du seitdem gelernt und erfahren hast. Es gewährt einen eignen sonderbaren Genuß, Dein Jahrhundert und die Gegenstände um Dich her aus dem Gedächtnisse zu verlieren. Du bist vielleicht irgend einmal krank gewesen, geliebter Leser, oder hast Dich einige Stunden hindurch in einer unvermutheten Einsamkeit befunden; von allen Zerstreuungen verlassen, kann man dann zuweilen an alten wunderlichen Zeichnungen oder Holzstichen ein Vergnügen finden und sich in ihnen verlieren; man betrachtet dann wohl aufmerksam ein unzusammenhängendes und fast unverständiges Bild, wo vorn eine Rathsversammlung im königlichen Palaste sitzt und man hinten das Meer mit Schiffen und Wolken, ohne alle perspektivische Kunst wahrnimmt. Möchtest Du doch, o mein Lieber, ein solches und kein andres Vergnügen in gegenwärtigen altfränkischen Bildern erwarten, die wir Dir jetzt vor die Augen führen wollen. — Lebe wohl! —

Erstes Bild.

Die Pracht des Königs Carl.

Um Pfingsten hielt König Carl, dem man den Zunamen des Großen beigelegt hat, gewöhnlich in Paris ein großes Fest. Alda erschienen alle Herren, Baronen und Fürsten, und goldne und silberne Geschirre standen auf den Tafeln, und eine schöne so schöne Musik klang durch die Gemächer. Es war bei diesem Feste alles versammelt, was man nur prächtiges sehn mochte.

Der König saß in allem seinem Schmuck, mit seiner glänzenden Krone am Tische, um ihn her seine Freunde, die Ritterschaft und die Damen, junge Edelleute warteten auf, damit es nirgends, weder an Speise noch an Trank, fehlen möchte.

Bei diesem Feste war auch Heymon, Graf von Dordone, gegenwärtig, ein angesehener und tapferer Rittersmann, der in allem Kriegswesen überaus erfahren war, so daß auch jedermann Achtung vor ihm hatte. Mit ihm war zugleich da sein Schwestersohn Hugo, ein Jüngling von schönem Angesicht und langen goldgelben Haaren. Dieser näherte sich mit freundlichem und ehrerbietigem Anstande dem Könige, und sagte ihm, daß der Graf Heymon auch gegenwärtig sei; er erinnerte ihn, daß der Graf der einzige wäre, der keine Wohlthat von Seiner Majestät genossen hätte, er möchte ihn wenigstens mit den Gütern wieder belehnen, die dem Grafen gehörten, und die er ihm aus Ungnade entzogen hätte.

Ueber diese Anrede ward König Carl sehr ergrimmt; er antwortete: daß er dem Grafen Heymon nie in etwas willfahren wolle. Hugo sagte

hierauf sehr ernsthaft, daß jedes redliche Gemüth das Betragen des Königs tadeln müsse. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sprang Carl auf, zog sein Schwert und hieb den Jüngling nieder, daß er sogleich todt blieb. Alles gerieth in die größte Verwirrung, Ritter und Edle sprangen auf, die Tische fielen über den Haufen, die Musik verstummte, und die Spielleute entflohen, kurz, aus der größten Freude entstand plötzlich die größte Traurigkeit.

Zweites Bild.

Krieg; endlich wird Friede geschlossen.

—

Der Graf Heymon verließ sogleich mit seinem Anhange die Stadt; er bot alle seine Freunde auf und überfiel das Land, um den Tod seines Vetters Hugo zu rächen. Da war groß Rauben und Morden allenthalben; da sah man verwüstete Dörfer und geplünderte Klöster, die Leichen der Erschlagenen lagen auf den Heerstraßen, denn Heymon war in gewaltiger Wuth entbrannt. Carl stellte sich dem Feinde entgegen, aber sein Volk mußte immer der Tapferkeit des Grafen weichen.

Carl versammelte seinen Rath und verbannte den Grafen im zornigen Muthe aus seinem Lande, so daß er aller seiner Güter und Titel verlustig war und gleich einem armen Flüchtlinge umherirrte. Dadurch wurden Heymon und seine Freunde nur noch mehr aufgebracht, sie verbrannten und verheerten das Land noch ärger als zuvor, sie raubten alles Gold und Silber, das sie fanden, und streuten allenthalben das Elend des Krieges aus. Malegys, ein Vetter Heymons, that besonders großen Schaden, denn er war in der schwarzen Kunst ein wohlerfahrner Mann. Dieser Krieg währte sieben Jahre, und die Einwohner des Landes kamen endlich demüthig zum König Carl und baten ihn, daß er mit dem furchtbaren Heymon einen Frieden schließen möchte. Carl war anfangs über diese Vorstellung unwillig, schickte aber doch Gesandten mit freundlichem Anerbieten an seinen Feind, denn er sah selbst ein, daß ihm ein solcher Krieg sein Land verderbe. Heymon, der jetzt im Vortheile war, wollte von keinem Frieden hören, aber Carl schickte eine zweite Gesandtschaft, und ließ ihm sogar seine Schwester Aya zur Gemahlin anbieten, wenn er sich versöhnen wollte. Hierauf ging Heymon den Vertrag ein und der Friede ward geschlossen.

—

Drittes Bild.

Carlmann soll zum Könige gekrönt werden.

—

Heymon führte nun seine Braut in die Kirche, wo sie eingesegnet wurden. Roland begleitete sie dorthin. Das hochzeitliche Mahl sollte eingenommen werden, und Heymon bat König Carl, bei ihm zu bleiben; dieser aber brach schnell wieder auf, und zog nach Paris zurück. Heymon ward ergrimmt, und zog nach seinem Schlosse, wo er mit seinen Freunden die Hochzeit in vierzig Tagen und vierzig Nächten aufs prächtigste feierte. Heymon hatte immer noch die abschlägliche Antwort des Königs im Sinne, und als er mit seiner Gemahlin das Bette besteigen wollte, zog er sein Schwert und schwur darauf, den Tod Hugo's an allen Nachkommen Carls zu rächen. Seine Hausfrau Aya erschrack, denn sie sah die ernsten und zornigen Geberden, und fürchtete sehr das Gemüth des Ritters.

Sie ward schwanger, und als sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, gedachte sie an Heymons Schwur. Er war grade auswärts in einen Krieg verwickelt. Sie begab sich daher in ein Kloster und gebar einen Sohn, den sie Ritsart nannte, Bischof Turpin und Graf Roland waren die Pathen: darnach ließ sie ihn heimlich erziehn.

Heymon kam zurück und seine Gemahlin ward zum zweitenmale schwanger, sie gebar einen zweiten Sohn, Writsart, als Graf Heymon wieder auswärts war. Eben so geschah es noch einmal, und der Sohn ward Adelhart genannt. Alle diese Kinder wurden heimlich Säugammen übergeben, und nachher wurden sie in einem verborgenen Zimmer des Schlosses erzogen.

Graf Heymon zog von neuem in den Krieg gegen die Ungläubigen, und dieser Krieg dauerte ganzer sieben Jahre. Nach dieser Zeit kam er wieder in sein Vaterland zurück, und hatte sieben tiefe Wunden an seinem tapfern Leibe und dennoch saß er geharnischt mit Helm und Schild zu Pferde, so, als wenn ihm nichts zugestoßen wäre, aber sein Sinn war groß, denn er hatte gesiegt, und brachte eine kostbare Reliquie, die Dornenkrone unsers Heilandes, mit sich. Seine Hausfrau empfing ihn mit großer Freude, beide gingen in das Schlafzimmer und sie gebar nach neun Monaten wieder heimlich einen jungen Sohn, der Reinold getauft wurde. Nun hatte Graf Heymon vier Söhne, von denen er allen nichts wußte, denn seine Gemahlin fürchtete immer noch, daß er sie diesem Eide gemäß umbringen würde, wenn sie ihm die Sache entdeckte. König Carl hatte auch einen Sohn, Namens Carlmann, dieser war mit Reinold von einem Alter und von einer Größe, aber in seinem funfzehnten Jahre wuchs Reinold dergestalt in die Höhe, daß er einen Fuß länger war, als Carlmann. Schon damals war Reinold der größte und stärkste von seinen Brüdern.

König Carl war jetzt ein Greis geworden und gedachte seinem Sohne Carlmann die Krone aufzusetzen. Er berief daher die Vornehmsten des Reichs, sammt den zwölf Genossen von Frankreich und dem berühmten Bischofe Turpin. Als alle versammelt waren und eine Stille ausgerufen war, erhob sich König Carl und hielt eine Rede, wie er nun schon alt sei, und das wahre Einsehn in das Reich nicht mehr besitze, er habe daher alle gegenwärtige Herren versammelt, um seinen Sohn, der jung und stark sei, zum König krönen zu lassen. Die Fürsten waren sich dieses Antrags nicht vermuthet und wußten daher lange nicht, was sie antworten sollten, bis endlich Turpin, der weise Bischof, aufstand und sagte: Mein König, es fehlt in dieser Versammlung noch ein Mann, der zu dieser Krönung unentbehr-

lich ist, denn er ist fast der tapferste Ritter im ganzen Lande. — Gewiß meint Ihr, antwortete Carl, den Grafen Heymon von Dordone, der mir so großes Leidwesen zugefügt hat, mit Rauben, Brennen und Plündern, aber ich muß es bekennen, er ist ein tapferer Mann, so daß er fast seines Gleichen nicht hat. Nun, ich will nach ihm schicken, wenn Ihr meint, daß es so besser sei.

Die Krönung wurde hierauf noch vierzig Tage verschoben, und man beschloß, den Grafen Roland mit einigen andern Herren abzusenden, mit denen der Graf Heymon immer in Frieden und Freundschaft gelebt hatte; denn König Carl traute seinem versöhnten Feinde immer noch nicht, auch wußte er es wohl, wie übel es der Graf empfunden, daß er bei der Heirath mit seiner Schwester sein Mahl verschmäht hatte. Er gab daher den Abgesandten allerlei köstliche Geschenke mit, und einem jeden einen Olivenzweig in seine Hand.

So näherten sie sich dem Schlosse Heymons, und Frau Aya gewahrte ihrer, denn sie saß am Fenster; sie erkannte alle sogleich und war für das Leben der Abgesandten besorgt, weil sie der Gemüthsart ihres Herrn wohl wissend war. Als die Ritter daher in den Saal getreten waren, verfügte sie sich auch dort hin, um zu sehen, wie es würde, sie hieß sie dort willkommen, und brachte ihnen einen Becher mit Wein; dann sprach sie bei ihrem Gemahl für die Herren, die in der größten Ungewißheit da standen, denn sie hatten schon einigemale ihr Begehren angebracht, aber Heymon hatte auch nicht mit einem einzigen Laute geantwortet.

Da ihm nun jetzt seine eigne Gemahlin zuredete, so ging er ergrimmt im Saale auf und ab, so, daß alle zitterten, dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, lehnte sich an einen Pfeiler des Gemachs und weinte bitterlich. Da das die anwesenden Ritter an einem solchen Helden gewahr wurden, so hätten sie beinahe mitgeweint, ohne zu wissen, was ihm sei, so erschütternd war der Anblick; aber die Hausfrau, die eines solchen Anblicks ungewohnt war, zerfloß in Thränen und warf sich zu seinen Füßen nieder, und beschwor ihn, daß er doch Rede und Antwort geben möchte.

Steh auf, unglückselige Frau, sagte er so leutselig, wie sie ihn noch nie hatte sprechen hören; wohl mag ich Dich, so wie mich selber, unglückselig nennen, denn ich habe graues Haar davon getragen, ohne einen Sohn von mir zu sehn, dem ich meine Habe hinterlassen könnte. Keines Siegs, keines Ruhmes mag ich mich freuen, denn alles stirbt mit mir weg, keiner aus meinem Geschlechte erwähnt dankbar meiner, und Fremde theilen sich in meine Güter, in die Fahnen und Waffenrüstungen, die ich so mühselig erbeutet habe, und nun soll ich hingehn und Carlmann, den Erben Carls, krönen helfen, ich selbst ohne Erben, ohne Sohn. Ich weiß, er meint's noch schlimmer mit mir, als der Vater; dürften sie mit mir handeln, wie sie wollten, sie ließen mich nimmermehr am Leben.

Heymon konnte vor Grimm und vor Thränen nicht weiter sprechen, aber seiner Gemahlin ging das Herz vor Freude auf, sie wußte erst nicht, was sie sprechen sollte, aber sie erinnerte ihn an den schrecklichen Eid, den er in der Nacht nach der Hochzeit geschworen hatte; doch Heymon sagte: o Frau, solche Eide zu halten, ist nichtswürdig, hätt' ich nur einen Sohn, und es könnte ein Held aus ihm werden, so wollt' ich ihn so lieben, wie Carl seinen Carlmann nimmer lieben kann. Nun entdeckte ihm Aya ihren verborgenen Handel, darüber wurde Heymon froh und drückte den angekommenen Rittern die Hand von Herzen; dann verließ er sie, um seine Kinder zu besehen.

Er kam mit seiner Hausfrau vor das verschlossene Gemach, in dem sie lebten, da stand er still, um ihr Gespräch mit anzuhören. Reinold tobte drinnen, und schrie über den Speisemeister, daß er ihnen nicht genug zu essen, und keinen guten Trunk bringe; Adelhart verwies seinem Bruder diese Heftigkeit, und sagte ihm, daß er sich vor Heymon hüten müsse, der ihn gewiß umbringen ließe, wenn er dem Speisemeister etwas zu Leide thäte.

Was kümmert mich Heymon, der graue Hund! rief Reinold erboßt, wenn ich ihn hier hätte, ich wollte ihn so mit Fäusten zusammenschlagen, daß er liegen bleiben sollte!

Dieser ist gewiß und wahrhaftig mein Sohn, sagte Heymon, aber jetzt will ich's probiren, ob es auch die andern sind. — Ohne weiteres stieß er also mit seinem Fuße an die verschlossene Thür, so daß sie zersprang. Kaum aber stand er im Zimmer, so lief Reinold auf ihn zu und schrie: Was hast Du, alter Graubart, hier zu schaffen? und mit diesen Worten warf er ihn zu Boden. Die andern Brüder kamen auch herzugelaufen, und Heymon, der sich nichts Gutes versahe, rief: o ihr jungen Helden, schlaget mich nicht, denn ich bin Euer Vater, haltet Ruhe, und ich will Euch alle zu Rittern machen. Als Reinold hörte, daß das sein Vater sei, hob er ihn vom Boden auf und tröstete ihn über seinen harten Fall, darauf umarmte der Vater seine Kinder nach der Reihe, mit besonderer Inbrunst aber schloß er Reinold, den jüngsten, in seine Arme, so daß diesem die Nase zu bluten anfing. — Wärt Ihr nicht mein Vater, rief Reinold, seht, so wollt' ich Euch dafür schlagen, daß Ihr solltet liegen bleiben. — Aber Heymon ward über dergleichen Reden noch mehr erfreut, und Frau Aya stand draußen, und wußte nicht, ob sie lächeln oder weinen sollte.

Viertes Bild.

Das Roß Bayart.

Die Söhne mußten sich nun in dem Saal versammeln, wo sie ihr Vater zu Rittern schlug, erst den Ritsart, dann Writsart, hierauf Adelhart, und endlich Reinold. Als er zu diesem kam, hatte der sich die goldnen Sporen schon angelegt, und das Schwert umgehängt, und so ging er stolz und übermüthig einher. Der Vater schenkte ihm seine Schlösser Pirlapont und Falkalon, weil er ihn für den würdigsten hielt.

Heymon ließ nun seinen Söhnen mehrere schöne Pferde vorführen, und das schönste gab er dem Reinold; dieser sah es an, und da es ihm schwach vorkam, schlug er es mit der Faust vor den Kopf,

hierauf sehr ernsthaft, daß jedes redliche Gemüth das Betragen des Königs tadeln müsse. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sprang Carl auf, zog sein Schwert und hieb den Jüngling nieder, daß er sogleich todt blieb. Alles gerieth in die größte Verwirrung, Ritter und Edle sprangen auf, die Tische fielen über den Haufen, die Musik verstummte, und die Spielleute entflohen, kurz, aus der größten Freude entstand plötzlich die größte Traurigkeit.

Zweites Bild.

Krieg; endlich wird Friede geschlossen.

—

Der Graf Heymon verließ sogleich mit seinem Anhange die Stadt; er bot alle seine Freunde auf und überfiel das Land, um den Tod seines Vetters Hugo zu rächen. Da war groß Rauben und Morden allenthalben; da sah man verwüstete Dörfer und geplünderte Klöster, die Leichen der Erschlagenen lagen auf den Heerstraßen, denn Heymon war in gewaltiger Wuth entbrannt. Carl stellte sich dem Feinde entgegen, aber sein Volk mußte immer der Tapferkeit des Grafen weichen.

Carl versammelte seinen Rath und verbannte den Grafen im zornigen Muthe aus seinem Lande, so daß er aller seiner Güter und Titel verlustig war und gleich einem armen Flüchtlinge umherirrte. Dadurch wurden Heymon und seine Freunde nur noch mehr aufgebracht, sie verbrannten und verheerten das Land noch ärger als zuvor, sie raubten alles Gold und Silber, das sie fanden, und streuten allenthalben das Elend des Krieges aus. Malegys, ein Vetter Heymons, that besonders großen Schaden, denn er war in der schwarzen Kunst ein wohlerfahrner Mann. Dieser Krieg währte sieben Jahre, und die Einwohner des Landes kamen endlich demüthig zum König Carl und baten ihn, daß er mit dem furchtbaren Heymon einen Frieden schließen möchte. Carl war anfangs über diese Vorstellung unwillig, schickte aber doch Gesandten mit freundlichem Anerbieten an seinen Feind, denn er sah selbst ein, daß ihm ein solcher Krieg sein Land verderbe. Heymon, der jetzt im Vortheile war, wollte von keinem Frieden hören, aber Carl schickte eine zweite Gesandtschaft, und ließ ihm sogar seine Schwester Aya zur Gemahlin anbieten, wenn er sich versöhnen wollte. Hierauf ging Heymon den Vertrag ein und der Friede ward geschlossen.

Drittes Bild.

Carlmann soll zum Könige gekrönt werden.

—

Heymon führte nun seine Braut in die Kirche, wo sie eingesegnet wurden. Roland begleitete sie dorthin. Das hochzeitliche Mahl sollte eingenommen werden, und Heymon bat König Carl, bei ihm zu bleiben; dieser aber brach schnell wieder auf, und zog nach Paris zurück. Heymon ward ergrimmt, und zog nach seinem Schlosse, wo er mit seinen Freunden die Hochzeit in vierzig Tagen und vierzig Nächten aufs prächtigste feierte. Heymon hatte immer noch die abschlägliche Antwort des Königs im Sinne, und als er mit seiner Gemahlin das Bette besteigen wollte, zog er sein Schwert und schwur darauf, den Tod Hugo's an allen Nachkommen Carls zu rächen. Seine Hausfrau Aya erschrack, denn sie sah die ernsten und zornigen Geberden, und fürchtete sehr das Gemüth des Ritters.

Sie ward schwanger, und als sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, gedachte sie an Heymons Schwur. Er war grade auswärts in einen Krieg verwickelt. Sie begab sich daher in ein Kloster und gebar einen Sohn, den sie Ritsart nannte, Bischof Turpin und Graf Roland waren die Pathen: darnach ließ sie ihn heimlich erziehn.

Heymon kam zurück und seine Gemahlin ward zum zweitenmale schwanger, sie gebar einen zweiten Sohn, Writsart, als Graf Heymon wieder auswärts war. Eben so geschah es noch einmal, und der Sohn ward Adelhart genannt. Alle diese Kinder wurden heimlich Säugammen übergeben, und nachher wurden sie in einem verborgenen Zimmer des Schlosses erzogen.

Graf Heymon zog von neuem in den Krieg gegen die Ungläubigen, und dieser Krieg dauerte ganzer sieben Jahre. Nach dieser Zeit kam er wieder in sein Vaterland zurück, und hatte sieben tiefe Wunden an seinem tapfern Leibe und dennoch saß er geharnischt mit Helm und Schild zu Pferde, so, als wenn ihm nichts zugestoßen wäre, aber sein Sinn war groß, denn er hatte gesiegt, und brachte eine kostbare Reliquie, die Dornenkrone unsers Heilandes, mit sich. Seine Hausfrau empfing ihn mit großer Freude, beide gingen in das Schlafzimmer und sie gebar nach neun Monaten wieder heimlich einen jungen Sohn, der Reinold getauft wurde. Nun hatte Graf Heymon vier Söhne, von denen er allen nichts wußte, denn seine Gemahlin fürchtete immer noch, daß er sie diesem Eide gemäß umbringen würde, wenn sie ihm die Sache entdeckte. König Carl hatte auch einen Sohn, Namens Carlmann, dieser war mit Reinold von einem Alter und von einer Größe, aber in seinem funfzehnten Jahre wuchs Reinold dergestalt in die Höhe, daß er einen Fus länger war, als Carlmann. Schon damals war Reinold der größte und stärkste von seinen Brüdern.

König Carl war jetzt ein Greis geworden und gedachte seinem Sohne Carlmann die Krone aufzusetzen. Er berief daher die Vornehmsten des Reichs, sammt den zwölf Genossen von Frankreich und dem berühmten Bischofe Turpin. Als alle versammelt waren und eine Stille ausgerufen war, erhob sich König Carl und hielt eine Rede, wie er nun schon alt sei, und das wahre Einsehn in das Reich nicht mehr besitze, er habe daher alle gegenwärtige Herren versammelt, um seinen Sohn, der jung und stark sei, zum König krönen zu lassen. Die Fürsten waren sich dieses Antrags nicht vermuthet und wußten daher lange nicht, was sie antworten sollten, bis endlich Turpin, der weise Bischof, aufstand und sagte: Mein König, es fehlt in dieser Versammlung noch ein Mann, der zu dieser Krönung unentbehr-

[illegible] der tapferste Ritter im gan- [illegible] antwortete Carl, [illegible]

[illegible]

Eide zu halten, ist nichtswürdig. Hätt' ich nur ei- nen Sohn, und es könnte ein Held aus ihm wer- den, so müßt' ich ihn so lieben, wie Carl seinen Sohn nimmer lieben kann. [illegible]

[illegible]

daß es gleich todt niederfiel: hierauf sagte er zu seinem Vater: das Roß ist viel zu schlecht, mich zu tragen, gebt mir ein beßres. Seine Mutter sagte: auf die Art, mein Sohn, möchtest Du wohl alle Pferde zu todte schlagen, und keins könnte Dir gerecht seyn. Aber Heymon ließ ein größeres und stärkeres vorführen; dem that Reinold eben wie dem vorigen, man brachte ein noch höheres, da sprang er hinauf, daß er dem Pferde den Rückgrat zerbrach, so daß es bald nachher starb. Vater, sagte er betrübt, was soll ich machen, wenn sich keins der Pferde für mich schicken will! Heymon aber war über die ungemeine Stärke seines Sohnes sehr erfreut, und sagte: mein Sohn, ich wüßte wohl noch ein anderes Pferd für Dich, wenn Du es nur zähmen könntest, es ist in einem festen Thurm verwahrt, mein Vetter Malegys hat es mir geschenkt, und heißt Roß Bayart; es ist schwarz wie ein Rabe, hat kein Haar und Mähne, und ist wohl stärker, als zwanzig andre Pferde.—Gebt mir das Pferd, rief Reinold, und ich will es bezähmen.

Der Vater rieth ihm hierauf einen Harnisch anzulegen, dessen Reinold sich erst schämte, da er es nur mit einem Pferde zu thun haben sollte; wie er aber hörte, daß Bayart Steine wie Heu zerbeißen könne, panzerte er sich doch und ging dann mit einem tüchtigen Prügel nach dem Thurme, in dem Bayart stand. Viele Ritter und Frauen folgten ihm, um zu sehen, wie er mit dem Roß handthieren würde.

Als er in den Thurm gekommen war, stellte er sich hin, um Bayart zu betrachten, wie er es mit den übrigen Pferden gemacht hatte, aber Bayart gab ihm einen solchen Schlag, daß er zu Boden fiel. Die Mutter weinte und schrie: Ach, mein Sohn Reinold ist todt, Bayart hat ihn erschlagen, nachdem er selbst drei andre Pferde erschlagen hat.—Heymon trat auf Reinold zu, und schüttelte ihn und sprach: Sei wohlgemuth, mein Sohn, ich schenke Dir das Roß, wenn Du es bezwingst, denn ich gönne es keinem lieber, als Dir. Nun, sagte Aya, wie soll er denn das Roß bezwingen, da er todt ist?—Schweig, Frau, antwortete Heymon, er ist mein Sohn, so wird er gewiß wieder aufstehn. — Indem ermunterte sich Reinold wieder, und ging mit seinem Prügel auf Bayart los, Bayart aber nahm ihn und warf ihn vor sich in die Krippe. Es entstand hierauf ein gewaltiger Kampf zwischen dem jungen Ritter und dem Rosse; endlich packte Reinold Bayart beim Halse, und schwang sich auf ihn. Dann ließ er ihm die Sporen fühlen, so daß Bayart mit gewaltigen Sprüngen zum Thurm hinausarbeitete, und über das Feld hin und über breite Gräben setzte. Dann ritt Reinold mit dem Pferde zurück, stieg ab, streichelte es und wischte ihm den Schweiß ab, und Bayart stand und zitterte vor dem Ritter; so hatte Reinold das Pferd bezwungen, und er legte ihm nun auch ein schönes Gebiß an, und putzte es so auf, wie man mit andern Pferden zu thun pflegt.

Fünftes Bild.

Reinolds Händel am Hofe.

Heymon ritt nun mit seinen Söhnen und den Abgesandten nach Paris, und König Carl kam ihm entgegen, und freute sich ihn zu sehen, denn es war in zwanzig Jahren das erstemal, daß er ihn unbewaffnet sah. Carlmann folgte ihm sehr ungern, denn er hatte einen Haß auf Heymon und sein ganzes Geschlecht. Nach einem freundlichen Empfange ritten alle nach Paris zurück. Die Ritterschaft und alle Damen bewunderten Reinolds Schönheit und Stärke, worüber Carlmann sehr ergrimmt ward, weil er sich für den schönsten und tapfersten Ritter im Lande hielt. Er ging zu Reinold, und sagte zu ihm: Vetter, schenket mir Euer Pferd, so will ich Euch eine andre Gabe dagegen verehren. Reinold antwortete: Es thut mir leid, daß ich Ew. Majestät für jetzt diese Bitte abschlagen muß, denn ich finde sonst kein ander Pferd, das für mich stark genug wäre. Carlmann ging zornig beiseit und sagte: Nun wohl, soll er auch, wenn ich gekrönt bin, kein Lehn empfangen, so wie die übrigen. Da Reinold dies hörte, ging er wieder zu ihm und sagte: Ich danke Gott, daß mir mein Vater so viel gegeben hat, daß ich eurer Lehne nicht bedarf.

Als die Tafel gehalten ward, befahl Carlmann, daß man den Heymons Kindern nichts zu essen geben sollte. Alle Ritter und Edle setzten sich, da erscholl Musik, und einem jeden ward aufgetragen, so viel nur sein Herz begehrte; nur die Kinder Heymons erhielten nichts, und man that, als wären sie gar nicht zugegen. Als Reinold dieses inne wurde, ging er hinaus, stieß mit einem Fuß die Thür der Küche auf, und nahm von den dastehenden Schüsseln so viel als ihm beliebte. Der Koch wollte ihm die Schüsseln nicht verabfolgen lassen, aber Reinold schlug ihn sogleich, daß er zur Erden fiel. Nun hatte er mit seinen Brüdern genug; und König Carl, der den Vorfall hörte, sagte: er hat Recht gethan. Der Marschall näherte sich Reinold und sagte: Junger Herr, Ihr habt groß Unrecht gethan, den Koch zu erschlagen, wenn ich einer seiner Verwandten wäre, so würde ich das schwer an Euch rächen. Dazu habt Ihr keinen Muth, sagte Reinold, und der Marschall ward über diese Antwort erzürnt, und schlug nach Reinold; aber dieser schlug ihn mit der Faust sogleich zu Boden, und stieß den Leichnam mit dem Fuß, daß er weit in den Saal hineinrollte. König Carl gebot Ruhe, und daß die Kurzweil und die Musik ungestört fortwähren solle; worauf denn alle guter Dinge waren, und so der Tag zu Ende ging.

Carlmann gebot, daß man in der Nacht den Heymons Kindern kein Bette anweisen sollte, so daß sie in Ruhe schlafen könnten. Als dies Reinold inne ward, machte er in der Nacht ein solches Getöse mit seinen Waffen, daß alles im Schlosse aus den Betten fuhr, und bekümmert war und durch einander lief. Nun legte sich Reinold mit seinen Brüdern in die Betten die ihnen am besten gefielen und diejenigen,

die so vertrieben waren, brachten die Nacht unter Klagen und Murren hin.

Am folgenden Tage ward Carlmann in der Kirche feierlich zum Könige von Frankreich gekrönt. Ein schöne Musik ward aufgeführt, und der ritterliche Bischof Turpin las die Messe, und dem jungen Könige ward ein kostbares Schwert umgegürtet, und eine überaus köstliche Krone auf das Haupt gesetzt.

Reinold war vom König Carl zum Speisemeister ernannt, Adelhart zum Mundschenken, und sie versahen ihre Dienste sehr wohl, als der Zug zum Palaste zurückgekommen war; auch Ritsart und Writsart warteten überaus geschickt bei der Tafel auf, so daß jedermann die adeligen Sitten bewunderte. Nach der Mahlzeit versammelte König Carlmann alle Edlen im Garten, und theilte die Lehen aus, aber den Heymons Kindern gab er nichts, worüber Heymon ergrimmt zu König Carl lief, und ihm diesen Vorfall kund that. Carl schalt in Gedanken die Unart seines Sohnes, und gab allen drei Brüdern sehr ansehnliche Grafschaften zur Lehen, worüber Carlmann, als er es erfuhr, äußerst erboßt ward. Er sagte: ich will jetzt probiren an einem Steinwurfe, ob die Edeln meines Landes auch stark und gewaltig sind; ich vermesse mich, der stärkste im Werfen im ganzen Königreich zu seyn. — Alle Ritter und Edle schwiegen still, und Carlmann wiederholte die stolzen Worte noch einmal. Der alte Heymon konnte diese Vermessenheit nicht anhören, und sagte: Ew. Majestät sollten Gott im Stillen für seine große Gnade danken, wenn dem also ist, aber ich kenne einen jungen Helden von zwanzig Jahren, der diesen Stein wohl weiter werfen könnte, wenn er nur wollte, als Ihr es je im Stande seid. — Holt nur Euren Sohn Reinold! rief Carlmann ergrimmt, damit Ihr selbst gewahr werdet, wie Ihr mit Euren prahlerischen Reden zu Schanden werden sollt. Da ging Heymon abseits seinen Sohn Reinold aufzusuchen, und weinte bitterlich, denn die Rede Carlmanns hatte ihn gar zu sehr innerlich verdrossen. Reinold sah seinen Vater auf sich zu kommen, und verwunderte sich über die Thränen, die diesem von den Wangen herunterliefen. Heymon erzählte ihm den Vorfall, und bat seinen Sohn, den Stein doch ja weiter zu werfen, weil er sonst als ein Lügner bestehen müsse, welches ihm in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet sei. Reinold wandte ein, daß Carlmann sein König sei, und daß er ihn nicht erzürnen wolle; worauf Heymon sagte: nun gut, mein Sohn, wenn Du Deinen alten Vater umsonst hast weinen lassen, so muß ich sterben, denn ich kann als Lügner nicht weiter leben. Darauf rief Reinold aus: Nein, sterben sollt Ihr nicht, ich will den Stein weiter werfen, und wenn gleich mein Gegner der Teufel wäre. So folgte er seinem Vater zur Gesellschaft.

Carlmann warf den Stein weit weg, die übrigen Ritter warfen auch, aber keiner erreichte Carlmanns Ziel. Reinold nahm ihn und warf ihn viel weiter als der König gethan hatte. Darauf nahm Carlmann seine ganze Gewalt zusammen, und warf den Stein noch weiter, als Reinold. Reinold aber ergriff ihn wieder, und warf ihn mit großer Leichtigkeit so weit über das Ziel hinaus, daß Carlmann den Muth verlor.

Da der junge König sehr erboßt war, so versuchte es der falsche Ganelon, ihn zu trösten. Er schlug ihm vor, dem Adelhart auf den Kopf zuzusagen, daß er sich ermessen habe, ihn im Schachspiel zu überwinden, er sollte also mit ihm spielen und dabei ausmachen, daß derjenige, der fünf Spiele hinter einander gewönne, dem andern das Haupt abschlagen dürfe. Dem Könige gefiel dieser falsche Rath, und er ließ Adelhart kommen; dieser weigerte sich lange, um einen so hohen Preis zu spielen, aber Carlmann zwang ihn dazu, und Ganelon bezeugte, daß er sich vermessen habe, den König im Schachspiel zu besiegen. Carlmann gewann drei Spiele hintereinander und Adelhart war seines Lebens wegen sehr besorgt. Aber er nahm allen seinen Verstand zusammen und gewann das folgende Spiel und eben so noch vier andre, womit er eigentlich das Haupt des jungen Königs gewonnen hatte. Er neigte sich gegen Carlmann, und sagte: Ich begehre nicht den Vertrag zu erfüllen, aber hüte sich Ew. Majestät vor Demjenigen, der Euch diesen Rath gegeben hat, denn er meint es wahrlich nicht gut mit Euch. Carlmann aber ergriff das silberne Spielbrett, und schlug damit Adelhart ins Angesicht, daß er blutete. Adelhart ging traurig fort in den Stall, lehnte seinen Kopf an Bayart und weinte; dort traf ihn Reinold und fragte ihn, was ihm fehle; er wollte es anfangs verschweigen, weil er den Grimm seines Bruders fürchtete; da ihn aber Reinold selber zu ermorden drohte, wenn er ihm die Wahrheit nicht gestünde, so erzählte er ihm aus Furcht den ganzen Verlauf des gefährlichen Spiels. Da ward Reinold sehr zornig, und sagte: Wie? darf man einem Bruder von mir so begegnen? Kann ich es leiden, daß ich so das brüderliche theure Blut zu Boden fließen sehe? Du hast sein Haupt gewonnen, und ich will es Dir bringen.

Er ließ hierauf Bayart nebst den andern Pferden heimlich aus der Stadt schaffen, dann ging er in Carlmanns Zimmer, bei dem sich Carl und viele Edle befanden; mit grimmigem Gesicht packte er den jungen König bei den Haaren und schlug ihm sein Haupt mit dem Schwerte ab; worauf er es seinem Bruder Adelhart gab und sagte: Hier hast Du Deinen Gewinnst!

Dann verließen die Brüder mit ihrem Vater die Stadt Paris.

Sechstes Bild.

Die Brüder in der Verbannung.

—

König Carl war von Schmerz und Erstaunen ganz bewußtlos, er versammelte schnell seine Ritter, und eilte den Flüchtigen nach. Vor dem Thore begann ein hitziges Gefecht. Heymon hielt sich mit seinen Söhnen sehr tapfer, doch wurden allen die Pferde unter dem Leibe umgebracht. Da sprangen die drei Brüder hinter Reinold auf sein Pferd Bayart, das sie alle viere so schnell davon trug, daß keiner sie ereilen konnte. Aber Heymon blieb zurück, und stritt noch lange zu Fuß, und gebrauchte sich ungemein tapfer. Aber endlich konnte er der Macht nicht länger widerstehn, und gab sich ritterlich

gefangen in die Hände des Bischofs Turpin, weil er dem Könige Carl nicht allerdings traute und eine schwere Rache von ihm besorgte.

Als Carl daher den Gefangenen wollte hängen lassen, widersetzte sich Turpin und die übrige Ritterschaft, so daß Heymon nur schwören mußte, seine Söhne in die Gefangenschaft zu überliefern, so bald als es ihm möglich wäre.

Reinold kam mit seinen Brüdern auf seinem Schlosse an, sie nahmen zärtlichen Abschied von ihrer Mutter, und beluden sich mit vielen Kostbarkeiten und so entflohen sie nach Spanien; ihr Vater war ein Freund des Königs, und hatte ihm lange gedient, sie hofften daher dort eine gute Aufnahme zu finden.

Der König sah sie in der Ferne kommen, und erkannte sie sogleich an ihrem Familienwappen; er wunderte sich darüber, daß ihrer viere auf einem Pferde ritten, und beschloß, sie sogleich in seine Dienste zu nehmen, weil er sich erinnerte, wie treu und tapfer ihm ihr Vater Heymon ehemals gedient hatte. Er nahm sie daher sehr gnädig auf, versprach ihnen Sold und Unterhalt; sie freueten sich, und gaben ihm dafür ihren Schatz in Verwahrung, den sie mit sich gebracht hatten.

So lange sie am Hofe etwas Neues waren, wurden sie gut gehalten, aber bald wurde man ihrer und ihres treuen Dienstes überdrüssig, dazu warf man ihnen auch immer vor, daß sie ihren Vetter Carlmann erschlagen hätten, und deshalb Landes flüchtig wären.

Reinold war im Herzen ergrimmt, daß man ihrer mit jedem Tage weniger achtete: nach drei Jahren gab man ihnen gar keinen Sold, noch Kleider, noch Unterhalt. Reinold schickte einen Knappen Wendelin an den König, und ließ sich wenigstens seinen Schatz ausbitten, um weiter ziehen zu können; aber der König ließ den Abgesandten mit Schlägen zum Palast hinauswerfen, und Reinold bekam diese üble Botschaft. Er ließ daher sein Roß Bayart satteln, und vor die Stadt führen, nahm seinen Bruder Adelhart mit sich, und ging so in den Palast des Königs.

Der König saß gerade bei der Tafel, Reinold verbeugte sich demüthig, und begehrte in höflichen Ausdrücken seinen Schatz, um sein Glück in einer andern Gegend versuchen zu können, aber der König schwieg tückischerweise still, und gab keine Antwort. Reinold wiederholte sein Gesuch in denselben Ausdrücken, aber der König schlug die Augen nieder, und that, als vernähme er kein Wort. Hierauf zog Reinold sein Schwert und sagte: Ich sehe wohl, daß bei Ew. Majestät keine Güte hilft, ich muß daher mit Ew. Majestät auf eine andere Weise sprechen, ich will Euch das Haupt abschlagen, wie ich meinem Vetter Carlmann gethan habe, und solches als einen Schatz mit mir nehmen. Da der König das Schwert sah, fing er an um Gnade zu bitten, aber es war zu spät, Reinold schlug ihm das Haupt ab, und gab es seinem Bruder Adelhart, es an den Sattel zu hängen, und es als einen Schatz mitzunehmen.

Es entstand ein großer Aufruhr in der Stadt und Reinold hatte genug zu thun, um sich und seine Brüder zu schützen. Von ihrem Rosse Bayart schlugen sie manchen Mann zu todt, und verwundeten manchen, aber sie alle wurden ebenfalls verwundet. Doch hielten sie sich so tapfer, daß sie endlich davon kamen, und nun überlegten sie, was sie zu thun hätten. Der Entschluß fiel endlich dahin aus, daß sie nach Tarragon zum Könige Ivo gehen wollten, der ein abgesagter Feind des Königs in Spanien war; ihm wollten sie das abgeschlagene Haupt präsentiren, und er würde sie denn wahrscheinlich gütig und freundschaftlich aufnehmen.

Da sie nun in Sicherheit, und schon auf seinem Gebiete waren, da stiegen sie vom Pferde, und verbanden einer dem andern die Wunden. Dann legten sie sich nieder und schliefen, weil alle nach so hartem Drangsal der Ruhe sehr benöthigt waren.

Siebentes Bild.

Reinold vermält sich.

Als die Brüder ausgeschlafen hatten, gingen sie an den Hof des Königs Ivo, und Reinold trug auf seinem Speere das Haupt des Königs mit der Krone. Der König Ivo verwunderte sich über die Maaßen, als er diese Herren alle auf einem Pferde ankommen sah, er rief seine Räthe ans Fenster, und alle erstaunten gleich sehr über diesen Anblick.

Reinold und seine Brüder warfen sich vor dem Könige nieder, und gaben sich zu erkennen, dann verehrten sie ihm das Haupt seines Feindes, welches er mit großer Freude annahm. Es wurde ihnen ein köstliches Mahl zubereitet, hernach gab man ihnen schöne Kleider und wies ihnen ihre Wohnungen an. Bald hernach fiel Ivo mit seinem Heere in Spanien ein, und Reinold und seine Brüder begleiteten ihn auf diesem Zuge. Das Heer war siegreich, besonders durch die Hülfe der Heymons Kinder, und so zogen sie endlich wieder nach Hause.

König Carl hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Reinold mit seinen Brüdern beim Könige Ivo aufhielte, er schickte also heimlich eine Gesandtschaft dahin, um die Auslieferung dieser Ritter zu begehren. Ivo wollte sich nicht gern gegen König Carl auflehnen, weil er dessen Macht fürchtete, aber auch nicht gern für undankbar angesehen werden, weil er durch die Hülfe der Heymons Kinder so siegreich gewesen war; er berief daher seinen Rath zusammen, damit dieser entscheiden sollte, wie er sich in einer so bedrängten Lage zu betragen habe. Die meisten der Rathsherren waren den Heymons Kindern ihres tapfern Betragens wegen sehr gewogen, nur einige waren ihnen entgegen, und da einer von diesen vorschlug, daß man sie ausliefern möchte, schlug ihn ein anderer von den Räthen zu Boden, weil es ein unedler Antrag sei.

Reinold erschien nun selber in der Rathsversammlung, er ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, und begehrte von ihm die hohe einsame Steinklippe im Meere, um sich dort eine Wohnung zu bauen, und sicher zu seyn. König Ivo bedachte

sich eine Weile, und sein Rath unterstützte Reinolds Gesuch, aber einer war dagegen, und bestand darauf, daß man die Brüder zum Besten des Landes ausliefern solle. aber ein anderer redlicher Rath schlug ihn ebenfalls zu Boden. König Ivo sagte endlich: Lieben Herren, lasset mir das, ich will dem tapfern Reinold die Steinklippe geben, wenn er mir verspricht mein ehrlicher Vasall zu seyn, und mich in Kriegen und Ueberfällen zu beschirmen, dazu will ich ihm gleichfalls meine Tochter Clarissa zum ehelichen Gemahl geben, wenn er mir solches verspricht. Reinold versprach es, und die Hochzeit ward in Kurzem auf das prächtigste gefeiert.

Achtes Bild.

Die feste Steinklippe Montalban.

Bald nach der Hochzeit versammelte Reinold eine Menge von Maurern und Zimmerleuten, und gründete so eine Festung, die bald aufgebaut war und die er Montalban nannte. König Ivo kam und besah die Festung, er verwunderte sich über den Bau und über die Unüberwindlichkeit der Steinklippe, denn sie lag im Meer, und der steile Fels war schwer zu erklettern. Da oben hauste nun Reinold mit seinem Gemahl und seinen Brüdern, und er hatte viele Unterthanen und auch ein ansehnliches Stück Land vom Könige bekommen. König Carl wollte eine Reise nach St. Jago machen, da fuhr er an dieser Klippe vorüber, und verwunderte sich über ihre Festigkeit. Da er hörte, daß das Schloß Montalban heiße und Reinold angehöre, ward er ergrimmt, und ließ es durch Roland auffordern, und daß sich Reinold mit seinen Brüdern auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Reinold aber verließ sich auf die Festigkeit seines Schlosses, und ließ zurücksagen, daß er sich nichts um König Carl kümmere, und daß er ihn belagern möchte, wenn er wollte. Das verdroß Carl inniglich; er war daher kaum von seiner Wallfahrt zurückgekommen, als er eine Menge Volks versammelte, und damit Reinold in seinem Castell belagerte; aber es war zu fest, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehn.

Neuntes Bild.

Reinolds Brüder kommen in Gefangenschaft.

Als eines Tages Reinold mit seinen Brüdern zu Tische saß, ward er plötzlich traurig und ließ den Kopf sinken, so daß sich alle über ihn wunderten. Adelhart fragte ihn, was ihm fehle, und Reinold antwortete: Lieben Brüder, ich muß mich gar sehr über Euch wundern, daß keiner von Euch an unsre vielgeliebte Mutter denkt. Ich habe sie nun in sieben Jahren nicht gesehn, und weiß nicht, wie es ihr geht, wie sie aussieht, ob sie in der Zeit nicht schon zum öftern krank gewesen ist. Sie denkt vielleicht oft an uns, und ich muß Euch sagen, ich habe keine Ruhe, bis ich gen Pirlapont gereiset bin, und sie wieder mit Augen gesehn habe.

Die Brüder erschracken, und suchten ihm diesen Vorsatz auszureden, weil eine solche Reise thöricht und gefährlich wäre: denn Aya und Heymon hatten schwören müssen, die Kinder gefänglich auszuliefern, wenn sie sie je in die Hände bekämen.

Was ist das Leben, rief Reinold, wenn wir unsre liebsten Wünsche nicht erfüllen sollen? Und ich sage Euch, daß ich doch sterbe, wenn ich meine Mutter nicht zu sehn bekomme, ich mag nun hinziehn, oder nicht.

Da wurden die Brüder traurig, weil sie sahen, daß er seinen Sinn fest darauf gesetzt hatte, und daß kein Ausreden etwas fruchten würde. Sie gingen daher fort, und im nächsten Walde begegneten ihnen vier Pilgrimme, in der Pilgerkleidung und mit Palmzweigen in den Händen. Mit diesen verwechselten die Ritter die Kleider und kamen so an die Thore von Pirlapont. Aber die Thore waren verschlossen, und als sie deshalb anklopften, fragte der Thorhüter von den Zinnen der Burg, wer da sei? Wir sind vier Pilgrimme, antwortete Reinold, wir sind viele merkwürdige Städte durchwandert, und kommen nun hieher, und haben großen Hunger und Durst; bitten deshalb, Ihr wollet uns einlassen.

Hier ist viel Jammer im Hause, antwortete der Thorhüter, weil wir gestern die Zeitung bekommen haben, daß die vier Söhne Heymons in gefänglicher Haft von König Carl gekommen sind.

Ich bitte Euch um dieser vier Herren willen, antwortete Reinold, das Ihr uns einlassen wollet.

Der Thorhüter sprach: Wenn Ihr nicht einen so langen Bart trüget, möchte ich Euch fast selber für den Stolzen Reinold ansehn; und somit stieg er hinunter und öffnete ihnen das Thor.

Sie gingen zu ihrer Mutter als Pilgrimme, und baten um eine Mahlzeit, weil sie eine weite Reise gemacht hätten. Sie saßen nun zu Tische, und Reinold betrachtete seine Mutter sehr genau, endlich bat er sie, ihm auch einen Trunk Wein zu geben, weil er lange keinen guten Wein getrunken habe. Die Mutter holte ihm selber eine Kanne mit Wein aus dem Keller und schenkte ihm ein. Reinolds Herz ward fröhlich, da er seine Mutter selber ihm einschenken sah, und trank über die Maßen, so daß er ordentlicherweise betrunken ward. Er taumelte umher und begehrte einen Becher nach dem andern, so daß sich Frau Aya über den lustigen Pilgrim verwundern mußte. Er ließ sich immer noch mehr Wein einschenken, so daß sich wohl ihrer vier davon hätten satt trinken mögen, dann taumelte er umher, und sagte zu seiner Mutter: Nun gebt mir noch einen Becher und ich will meinem Vetter Carl nichts achten. Adelhart erschrack, als er diese Worte hörte, er wollte seinen Bruder anstoßen, um ihn zu warnen, aber Reinold, der trunken war, fiel gleich der Länge nach in den Saal hin. Die Mutter warf sich auf ihn nieder, und umhalsete ihn, und wollte vor Freuden gar nicht wieder von ihm lassen, so daß sie Adelhart endlich vom Boden aufheben mußte; dann umarmte sie auch die übrigen Söhne.

Es war aber einer im Saal zugegen, der dem Könige Carl sehr günstig war, er ging daher zu Frau Aya und sagte: Gedenket Eures Eides, und

liefert nun Eure Kinder Eurem Bruder aus, der auf Euch ergrimmt ist; wo es aber nicht geschieht, will ich selbst nach Hofe reiten, und anzeigen, daß sie sich hier befinden. — Als Aya diese Worte hörte, fing sie bitterlich an zu weinen, und klagte: O du arger und gottloser Verräther, hast Du so lange mein Brod gegessen, und darfst nun dergleichen Reden gegen mich führen? Und wenn mein Bruder auch noch viel ergrimmter wäre, so will ich ihm dennoch meine Kinder nicht ausliefern.

Der Verräther lief hierauf zum Grafen Heymon, und gebrauchte gegen ihn dieselben Worte, aber Heymon erwischte von ungefähr einen tüchtigen Prügel, und schlug damit den Verräther zu Boden, und sagte: Nun darf ich doch versichert seyn, daß Du es nicht bei Hofe anzeigen wirst. Dann ging Graf Heymon zu seinen Edlen und versammelte sie und viel Volks, daß sie ihm seine Kinder sollten fangen helfen, damit er sie seinem Eide gemäß ausliefern könne.

Die Brüder sahen die Macht auf sich zukommen, und waren in großen Aengsten, sie wußten sich nicht zu rathen, aber endlich trugen sie den trunknen und schlafenden Reinold in ein Gemach, wo sie ihn verschlossen, dann nahmen sie ihre Waffen zur Hand, und widersetzten sich dem Volke des Grafen, das eindrang, um sie gefangen zu nehmen. Der Streit dauerte länger als einen Tag, denn die Brüder gebrauchten sich sehr tapfer, und schlugen viel Volks darnieder.

Reinold erwachte nun wieder und war nüchtern, er sah die Bedrängniß seiner Brüder, und eilte sogleich hinzu, um ihnen beizustehn. Er sprang sogleich in das Volk hinein, wo es am dicksten stand, und vor seinem guten Schwerte stürzte alles nieder und entfloh; worauf Heymon sagte: Ich sehe wohl, daß meine Kinder diesmal werden ungefangen bleiben, denn Reinold hält sich besser, als alle zusammen. Reinold kam in Wuth und drang auf seinen Vater ein, um ihn niederzuhauen; als Adelhart das gewahr ward, eilte er auf ihn zu und hielt ihn zurück. Laß mich nur, rief Reinold aus, ich will ihn lehren seine Kinder fangen. — Aber Adelhart sagte: Bedenke, Bruder, daß man dann bis in die spätesten Zeiten von uns, als von Bösewichtern sprechen wird, daß kein edles Gemüth mit uns wird Gemeinschaft pflegen wollen; nein, es ist schändlich, lieber Bruder, und gegen die Religion, warum willst Du den Vater tödten? Es ist ja sonst noch Volks genug da, das Du umbringen kannst.

Reinold sah die Worte seines Bruders ein, und ließ von seinem Vorhaben ab, aber er wüthete desto ärger gegen die Uebrigen, so daß alles umkam oder flohe, und sich ihm sein Vater gefangen geben mußte. Reinold nahm nunmehr seinen Vater und band ihn rücklings auf sein Pferd, dann gab er den Zügel einem Knaben in die Hand, der es so an den Hof des Königs Carl führen mußte. Der Thorhüter am königlichen Palaste verwunderte sich sehr, als er den Grafen so ankommen sah; er fragte erstaunt: Wer ist so kühn, Herr Graf, daß er es wagen darf, Euch als ein Präsent an den Hof zu schicken? Ach, das haben mir meine Kinder gethan, antwortete Heymon, darum, daß ich sie habe fangen wollen.

König Carl ward ungemein betrübt, als er diese Nachricht empfing, er brachte schnell eine Macht zusammen, um die Brüder zu belagern und sie in seine Gewalt zu bekommen.

Reinold sah, wie sich die Schaaren versammelten, und ward in seinem Gemüthe sehr betrübt. Er stand auf der Zinne der Burg und sah wie das feindliche Heer seine Gezelte aufschlug, um ihn und seine Brüder zu belagern. Er ging zu seiner Mutter und fragte sie, ob sie keinen Rath wüßte, denn nun wäre an kein Entrinnen mehr zu denken, er müßte sich dem König gefangen geben. Frau Aya weinte, da sie ihren tapfern Sohn so reden hörte, er war der jüngste und ihr der liebste, und sie gedachte, daß er noch am ersten seine Brüder retten könne, wenn sie ihm zur Flucht behülflich wäre. Sie ließ ihn daher sein Pilgerkleid wieder anziehn, dann schaffte sie ihn heimlich zu einer verborgenen Thür hinaus, und so entkam Reinold.

Die übrigen Brüder aber waren in der größten Betrübniß, denn sie fürchteten sich sehr vor König Carl, besonders da sie jetzt ihren Bruder Reinold nicht mehr bei sich hatten. Die Mutter schlug ihnen vor, barfüßig und in wollenen Hemden in das Lager des Königs zu gehn, und fußfällig um Verzeihung zu bitten; sie folgten ihrem Rathe, und stellten sich vor den König Carl, ihren Feind. Carl war sehr ergrimmt, und fragte gleich nach Reinold; sie sagten daß er entwischt sei, worüber der König noch mehr aufgebracht wurde, und schwur, sie alle hängen zu lassen, wenn der Reinold erst zur Gesellschaft hinzugekommen wäre.

Reinold war indessen auf Montalban angelangt, und voller schwermüthigen Gedanken. Er warf sich vor, daß er an der Reise seiner Brüder Schuld sei, und sie jetzt feigherzigerweise verlassen habe. Er bestieg sein Roß Bayart und beschloß sie zu erretten. So ritt er mit diesem Gedanken bis vor die Stadt Paris, wo er im Wald stille hielt, und bemerkte, daß ihm ein Jüngling nachgekommen sei, der in seinen Diensten war. Bist Du nachgekommen, mich zu verrathen? rief Reinold. Wie sollt ich, antwortete der Jüngling, zu einer so schändlichen Absicht einen so weiten Weg zurückgelegt haben? Nein, ich bin Euer Diener und Ihr könnt meiner vielleicht gebrauchen

Gut, sagte Reinold, so sollst Du ein Abgesandter von mir an König Carl seyn, doch sieh Dich ja gut vor, daß Du Dir einen guten Bürgen setzen lässest, denn Du sollst ihm harte Worte überbringen. Sage ihm von meinetwegen, daß ich es weiß, daß meine Brüder in seiner Haft sind, aber er solle sich wohl vorsehen, ihnen einiges Leid zuzufügen. Wir sind alle erbötig Sr. Majestät treu und ehrlich zu dienen, auch in wollenen Hemden und barfüßig demüthigst um Verzeihung zu bitten, aber er soll sie freilassen, und uns in seine Dienste nehmen. Will er sie aber nicht los und ledig geben, so sag ihm nur, wollt' ich meine ganze Macht daran strecken, und nicht eher ruhen und rasten, bis ich ihm so, wie dem Könige Carlmann gethan hätte.

Der Jüngling wollte gehn, aber Reinold rief ihn zurück. Nein, sagte er, Gott bewahre meinen Arm, daß ich seine Majestät, meinen König und Vetter umbringen sollte, das sei fern von mir, denn es wäre ein grausames und unmenschliches Beginnen. Aber sage mir meine Botschaft gut und verständig, daß er

meine Brüder soll freigeben und daß wir ihm treu dienen wollen, aber er muß uns vergeben; will er aber meine Brüder hängen lassen, so will ich meine ganze Macht daran strecken und es soll ihm dann nimmermehr gut gehn.

Der Bote verfügte sich nun in die Stadt, und ging an den Hof zu König Carl, wo er seinen Auftrag ausrichtete. Er ließ sich aber vorher den König Carl selber zum Bürgen setzen, daß er frei zurück könne, und es war gut, daß er es gethan hatte, denn König Carl wurde ungemein ergrimmt über Reinold und seinen Abgesandten, so daß er ihn gewiß würde haben hängen lassen, wenn er ihm nicht so sichere Bürgschaft zugesagt hätte.

Reinold wartete im Walde auf seinen Boten, er war vom Pferde gestiegen und ging unter den Bäumen auf und ab, sein Pferd hatte er an einen Stamm gebunden. Indem er so wartete und über das Schicksal seiner Brüder nachdachte, überfiel ihn eine Schläfrigkeit. Er legte sich nieder, und ehe er es noch bemerkte, war er unter dem Rauschen der alten Bäume fest eingeschlafen. Indem bekam Bayart ein Gelüste nach dem frischen Grase, weil er hungrig war, er schüttelte sich also so lange, bis er vom Baume los war, dann ging er nach seiner Lust auf der Weide, weil er seinen Herrn schlafen sah. Dreißig Bauerknechte waren von ohngefähr im Walde, wo sie Holz fällten, diese wurden das Roß Bayart gewahr und erkannten es sogleich, daß es Reinolds Pferd sei. Sie machten den Plan, das Roß zu fangen, und umgaben es mit Bäumen und Zweigen von allen Seiten, so daß es nicht davon kommen konnte. Dann banden sie es und führten es nach Paris. Carl war erfreut, daß er das Roß erobert hatte, er schenkte es sogleich dem Grafen Roland, der sich im Herzen heimlich darüber betrübte, daß man es seinem Vetter Reinold entwendet hatte.

Reinold erwachte und sah, daß sein treues Roß fort war, er suchte es lange im Walde und war überaus bekümmert. Als er es aber nicht wiederfand, ward sein Jammer groß, er zog den Harnisch aus und warf ihn ins Gebüsch, eben so sein Schwert und seinen Schild. Wohl bin ich nun wie ein Thor bestraft, rief er aus, ich Unglückseliger! der ich dem Könige Carl so große Worte sagen lasse, und nun nichts davon ins Werk richten kann. Was für Macht soll ich nun daran strecken, um sie zu befreien? Bayart ist mir gestohlen, und ich möchte hier im wilden Walde lieber gleich umkommen, denn meine Brüder sind verloren, und ich kann gar nichts thun um sie zu erretten.

Solche Klagen trieb Reinold und warf sich dann auf den Boden und machte die wunderlichen Geberden eines Menschen, der in Verzweiflung ist.

Zehntes Bild.

Die Kunst des Malegys.

Indem trat ein alter Pilgrim aus dem Gebüsche und ging auf Reinold zu. Er hatte weiße Haare und einen langen Bart, seine Augenbraunen hingen ihm über das Gesicht, so daß er durch die Haare sehen mußte, und man von ihm glauben konnte, daß er wohl an zwei hundert Jahr alt sei. Er ging an einem Pilgrimsstabe und hinkte langsam daran einher. Reinold verwunderte sich über die alte Gestalt, die auf ihn zukam.

Der Alte sagte: ei, junger Herr, worüber trauert Ihr denn so sehr? Ich bin weit und breit die Länder durchzogen, aber nirgends, das mag ich sagen, habe ich eine Person angetoffen, die so traurig gewesen wäre, als Ihr es zu seyn scheint. — Ich habe auch die größte Ursache zur Traurigkeit, antwortete Reinold, denn meine Brüder sind verloren, und ich kann ihnen nunmehro auch nicht helfen, weil man mir mein Roß Bayart gestohlen hat. Ich hatte mir große Thaten vorgesetzt, und wollte sie befreien, aber Gott hat es anders gelenkt, darum will ich auch nicht länger widerstreben, sondern mich für überwunden erkennen und mein ganzes Leben aufgeben, denn ich fühle eine große Lust in mir zu sterben. — Das muß nie seyn, antwortete der alte Pilgrim, richtet Euch wieder auf, die Hülfe ist oft am nächsten, wenn man sie am wenigsten vermuthet, und verehret mir ein Almosen, damit ich für Euch und Eure Brüder beten könne.

Reinold bedachte sich, weil er kein Geld bei sich hatte, da fielen ihm seine goldene Sporen ein, die ihm jetzt gar nichts mehr nütze seyn konnten, da er Bayart verloren hatte. Er band sie also los und gab sie dem Pilgrim, der sie sogleich in einen Sack steckte. Wenn Ihr mir noch etwas zu geben habt, sagte der alte Pilgrim, so gebt es mir, und ich will in meinem Gebete Eurer dafür gedenken. — Wenn ich mich nicht schämte, fuhr Reinold auf, so wollte ich Dich das Bettlerhandwerk lehren, daß Du daran gedenken solltest. Er meinte nämlich, ihm mit dem Schwerte eins zu versetzen, wenn der Pilgrim nicht zu alt und hinfällig gewesen wäre.

Warum werdet Ihr böse? fuhr der Alte fort, der guten Gaben kann man niemalen zu viele sammeln, und im Alter kommen sie einem gut zu statten; darum, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gönnt es mir lieber, als einem andern.

Reinold zog hierauf sein kostbares Unterkleid aus, und sagte: siehe, ich gebe Dir das, davon magst Du eine lange Zeit leben. Der Pilgrim nahm das Kleid und steckte es in den Sack und sagte: Ich danke Euch, Herr Ritter, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gebt es mir, ich will Eurer Brüder dafür in meinem Gebete gedenken. Da ward Reinold zornig, und zog sein Schwert und hieb nach dem Pilgrim; der aber sprang zurück und verwandelte sich in einen schönen Jüngling von zwanzig Jahren, aber gleich darauf war er wieder der Alte. Reinold erstaunte, und holte noch einmal mit dem Schwerte aus, der Pilgrim sprang aber wieder zurück und stand als ein schöner Jüngling da. Darauf wurde Reinold verwirrt und sagte: Jetzt ist mein Unglück auf das Höchste gestiegen, meine Brüder sind todt, dazu ist mein Roß Bayart gestohlen, mich selber wird man aufhängen, und der Teufel kömmt nun gar noch und fängt an mich zu veriren: das kann und soll nicht so seyn! Er stürzte mit Wuth auf den Jüngling zu, um ihn niederzuhauen, der aber fürchtete sich und rief: seht Euch vor, was Ihr thut, denn ich bin Euer Vetter Malegys!

Kaum hatte Reinold diese Worte vernommen, so fiel er auf seine Kniee nieder und bat um Verzeihung und Beistand. Malegys nahm ihn nun in die Arme, tröstete ihn mit kräftigen Worten und versprach ihm, ihm sein Roß Bayart wieder zu verschaffen. Reinold wurde wieder froh und so machten sich beide Ritter wieder auf den Weg nach Paris.

Malegys verwandelte den Reinold in einen ganz alten und schwachen Pilger, und so machte er sich auch selber wieder zu einem alten Mann. So kamen sie in die Stadt und setzten sich auf die große Brücke nieder, und die Vorbeigehenden gaben ihnen Almosen, denn sie sahen gar zu erbärmlich aus, besonders Reinold, der für einen Todtkranken in einer Ecke der Brücke lag. Es war grade an demselben Tage, an welchem Roland sein geschenktes Pferd probiren wollte und es lief viel Volks zusammen, und viele Ritter und Damen, um den Kurzweil mit anzusehn. Reinold hatte sich seine Sporen wieder anlegen müssen, ohne daß man sie sehn konnte, um desto besser gerüstet zu seyn.

Es kam nun König Carl über die Brücke mit dem Grafen Roland, und Bayart ward hintennach geführt. Der König sah die Pilgrimme, gab dem Malegys ein Almosen und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein. Malegys erzählte viel von den Ländern, durch die er gereiset war, eben so auch von der seltsamen Krankheit seines Gefährten; indem so kam Bayart näher, weil er seinen Herrn witterte, und schnupperte den Reinold freundlich an. Da Malegys das sah, schlug er das Roß mit seinem Stabe zurück, gleichsam als wenn sich sein Gefährte davor fürchtete. Darauf sagte er zum Könige, daß ihm ein weiser Einsiedler gesagt hätte, sein Geselle würde sogleich gesund werden, wenn er nur einmal so glücklich seyn könnte, auf dem Rosse Bayart zu reiten. Der König antwortete: welch ein glücklicher Zufall, denn das ist eben das Roß Bayart, welches wir mit uns führen, und seht, das unverständige Thier schnuppert immer nach Eurem Gesellen hin, das muß führwahr ein wunderbarer Mann seyn.

Darauf befahl er, daß Graf Roland den kranken Pilgrim nehmen und auf das Pferd setzen möchte; es geschah, aber der Pilgrim fiel sogleich wieder ab. Roland setzte ihn zum zweitenmal hinauf, und der Pilgrim fiel von der andern Seite wieder ab, endlich als Reinold zum drittenmale in den Sattel gesetzt ward, blieb er aufrecht sitzen und das Roß spürte nun seinen Herrn wieder und bäumte sich, und wollte von dannen laufen. Da gab ihm Reinold noch die Sporen und ließ ihm den Zügel schießen, und das Roß sprang gar behende davon und kam den Rittern bald aus den Augen. Malegys erhob über seinen Gefährten ein großes Klagegeschrei, der gewiß den Hals brechen würde, und Turpin der Bischof, Roland, Olivier und Ogier ritten dem entflohenen Pferde nach.

Im Walde hielt Reinold still, weil er diese Herren nachkommen sah, und gab sich ihnen zu erkennen, denn er wußte, daß sie es alle gut mit ihm meinten. Sie versprachen ihm auch, bei dem Könige für seine Brüder zu bitten, und ritten so zur Stadt zurück. Zum Könige sagten sie, sie hätten das Roß nicht ereilen können, worüber Malegys ein noch lauteres Klagegeschrei erhob; der König bedauerte ihn und gab ihm eine Verehrung. Dann entfernte sich der listige Zauberer, als wenn er zum Besten seines verlornen Gefährten eine heilige Wallfahrt vornehmen wollte.

Eilftes Bild.

Malegys errettet die Brüder aus dem Gefängnisse.

König Carl ließ nunmehr seinen Rath versammeln, um über die drei gefangenen Brüder ein Urtheil zu sprechen. Er ließ sie in den Saal bringen und ihnen wie Missethätern die Hände auf den Rücken binden. Darwider setzte sich Bischof Turpin und behauptete, daß sich das nicht gezieme, weil diese Herren von fürstlichem Geblüte seien. Carl aber that einen Schwur, daß er sie wollte henken lassen, weil sie seinen Sohn Carlmann umgebracht hätten. Turpin versetzte dagegen, daß er es nimmermehr zugeben würde, und daß gewiß der größte Theil der Ritterschaft seiner Meinung wäre, weil die meisten mit den Gefangenen verwandt wären. Darüber wurde König Carl zornig und schlug nach Bischof Turpin, der Bischof aber ergriff den König beim Halse und hätte ihn beinahe erwürgt, wenn nicht Roland und andre Genossen hinzugesprungen wären und die Einigkeit wieder hergestellt hätten. Es wurde endlich beschlossen, daß die Gefangenen noch auf einige Zeit verwahrt gehalten werden sollten, worauf man sich denn nachher noch einmal bedenken wollte.

So entgingen die Brüder noch dem Tode, denn dieser Tag war für sie ein gefährlicher Tag gewesen, und sie hatten ihr Leben schon für verloren geachtet.

In der Nacht machte sich Malegys auf und ging nach dem Gefängnisse. Vor seiner Kunst sprangen sogleich alle Thüren auf, auch fielen den Gefangenen die Ketten von den Händen. Er gab sich ihnen zu erkennen und führte sie bis an die Brücke vor Paris, dann sagte er: ich muß nun noch zum König Carl gehn, denn ich habe vergessen ihn um Erlaubniß zu fragen. Ritsart antwortete: Ach, Vetter, diese Erlaubniß wird er Euch nimmermehr geben, denn er hat seine Freude daran, daß er uns will henken lassen.

Aber Malegys ging vor das Bett des Königs Carl, der noch im tiefsten Schlafe lag, und fragte ihn, ob er ihm erlauben wolle die Brüder aus dem Gefängnisse zu führen. Carl antwortete: Führe sie, wohin Du Lust hast, denn mich kümmert es nicht; es wußte nämlich der König nicht, was er redete oder sagte. Somit nahm Malegys zugleich auch das Schwert und die Krone Carls, so daß dieser es sah, dann verließ er ihn und eilte mit den erretteten Brüdern nach Montalban.

König Carl war sehr ergrimmt, als er am Morgen seine Krone, sein Schwert und seine Gefangenen vermißte.

Zwölftes Bild.

Ein Wettrennen mit Pferden.

—

König Carl bekam Lust, das beste Pferd in seinem ganzen Lande kennen zu lernen, um es für Roland zu kaufen, damit dieser sich dann desto zuverlässiger dem Reinold widersetzen könne, denn durch Roß Bayart war Reinold selbst dem mächtigen Roland überlegen. Der König setzte also die neue Krone, die er sich hatte machen lassen, zum Preise aus, für denjenigen, der mit seinem Pferde zuerst das Ziel erreichen würde, er wollte demjenigen Ritter dann die Krone für den vierfachen Preis abkaufen, dazu auch das Roß; auf diesem Wege hoffte er das beste Roß zu erhalten.

Malegys und Reinold hörten von diesem Turnier, und sie machten sich alsbald mit den Brüdern auf den Weg nach Paris. Unterwegs aber verwandelte Malegys den Reinold in einen Jüngling von vierzehn bis fünfzehn Jahren, so daß ihn Niemand erkennen mochte; eben so vertrieb er dem Rosse Bayart die schwarze Farbe und machte ihn zu einem großen und starken Schimmel: über welche Kunststücke Reinolds Brüder sehr lachen mußten, denn sie erkannten selber ihren Bruder und das Roß Bayart nicht wieder. So zogen sie fort und kamen in Paris an, die Brüder aber blieben außerhalb der Stadt.

Als sie in der Herberge abgestiegen waren, ging Malegys in den Stall und band Bayart den einen Schenkel fest, so daß er nicht recht gehen konnte, dazu verwandelte er ihn auch so, daß er ein ganz dürres und mageres Ansehen hatte. Der Wirth war höchlich darüber verwundert und sagte schmählend zu Malegys: O du böser Geselle, der du dieses gute Roß also verdorben hast, ganz gewiß bist du Malegys und dein Geselle dort der verbannte Reinold, ich will gleich zum Könige gehn und es anzeigen. Als Reinold diese Worte hörte, zog er sogleich sein Schwert und hieb dem verrätherischen Wirthe das Haupt ab.

Es war nun der Tag an dem das Turnier gehalten werden sollte. Malegys ritt auf der andern Seite zur Stadt hinaus, und Reinold kam mit seinem dürren und hinkenden Klepper auf den Turnierplan. Alle Ritter spotteten des Jünglings und seines Pferdes, nur ein schalkhafter Knecht war unter ihnen, welcher sagte: wenn ich anders den Reinold je gesehen habe, so ist es dieser Jüngling, und dieses sein Roß muß Roß Bayart seyn. Bayart, der diese Worte verstand und für seinen Herrn besorgt war, schlug von hinten aus, so daß der Knecht todt niederfiel. Die Ritter sagten: das Roß hat Recht gethan, warum hat er es also belogen?

Der Wettlauf nahm nun seinen Anfang, und die übrigen Ritter waren mit ihren Pferden schon weit voraus; da löste Reinold dem Bayart heimlich den gebundenen Schenkel, und von Stund an bekam das Pferd sein frisches und gesundes Aussehn wieder, und der König und sein ganzes Gefolge verwunderten sich über die Maßen. Das Roß trieb nun ein Springens und Laufens, wie es fast noch nie gethan hatte, so daß es bald allen übrigen Pferden zuvorkam, worüber sich Reinold ungemein erfreute, denn er hatte eine große Begierde zu der Krone. Als er endlich an das Ziel gekommen war, nahm er die Krone von dem Orte weg, wo sie aufgestellt war, sprang mit dem Rosse in die Seine und schwamm behende an das jenseitige Ufer. König Carl war erstaunt und erschrocken, er rief dem Ritter nach, aber Reinold hatte drüben schon seinen Vetter Malegys gefunden und rief zurück: seht, ich bin Reinold, und dieses hier ist mein Roß Bayart, kein bess'res giebt's in der ganzen Welt mit Laufen und Springen, es ist daher nur vergebene Mühe von Ew. Majestät, ein besseres aufsuchen zu wollen.

König Carl erschrak heftig und bat ihn zurückzukommen, er wolle ihm und seinen Brüdern vergeben und ihnen Aemter ertheilen daneben ihm die Krone für den vierfachen Werth mit Gold abkaufen. Aber Reinold sagte: Ich traue Eurer Majestät nicht so viel, überdies, was wollt Ihr mit einer Krone! Ihr seid ja ein Roßtäuscher geworden und dürft also keine Krone tragen. Mit diesen Worten ritt er mit der Krone fort, und keiner wagte es, in die Seine zu springen, weil sie die Kunst des Zauberers Malegys fürchteten.

Die Brüder waren sehr erfreut, als sie den Reinold mit der kostbaren Krone ankommen sahn; aber König Carl war sehr betrübt, daß er nun auch seine zweite Krone verloren hatte, die er sich erst neu hatte machen lassen.

—

Dreizehntes Bild.

König Ivo ein Verräther.

—

Es nahte sich jetzt das Pfingstfest, an dem König Carl immer seine Edle und Fürsten zu versammeln pflegte; er mußte sich daher zu dieser Feierlichkeit eine neue Krone verfertigen lassen, damit er in seinem Schmucke und dem schicklichen Glanze erscheinen könne. Dann lud er alle zum Feste ein, vorzüglich aber den König Ivo von Tarragon. Als sie erschienen waren, wurde jeglichem sein Sitz angewiesen, und eine überaus schöne Musik erklang; König Ivo aber aß mit König Carl an einem besondern Tische, so daß ihm also dadurch eine große Ehre widerfuhr.

Nachdem man die Tafel aufgehoben hatte, nahm Carl den König Ivo bei der Hand, und beide gingen im Garten spazieren. Carl sagte: Mein König, es wird Euch bewußt seyn, wie Euer Eidam meinen Sohn Carlmann erschlagen hat, es ist mir unmöglich, den Mörder in meine Gewalt zu bekommen; so Ihr ihn mir aber ausliefern wollt mit seinen Brüdern, will ich Euch eine große Summe Goldes dafür verehren.

König Ivo freute sich, als er diesen Vorschlag hörte, denn er liebte das Gold über die Maßen, dazu so schmeichelte ihm das Vertrauen und die Freundschaft König Carls, auch hatte er nun schon die treuen und redlichen Dienste der Heymons Kinder vergessen, so daß er dieserwegen den Handel einging und die vier Brüder ohne Wehr und Waffen

daß es gleich todt niederfiel: hierauf sagte er zu seinem Vater: das Roß ist viel zu schlecht, mich zu tragen, gebt mir ein beßres. Seine Mutter sagte: auf die Art, mein Sohn, möchtest Du wohl alle Pferde zu todte schlagen, und keins könnte Dir gerecht seyn. Aber Heymon ließ ein größeres und stärkeres vorführen; dem that Reinold eben wie dem vorigen, man brachte ein noch höheres, da sprang er hinauf, daß er dem Pferde den Rückgrat zerbrach, so daß es bald nachher starb. Vater, sagte er betrübt, was soll ich machen, wenn sich keins der Pferde für mich schicken will! Heymon aber war über die ungemeine Stärke seines Sohnes sehr erfreut, und sagte: mein Sohn, ich wüßte wohl noch ein anderes Pferd für Dich, wenn Du es nur zähmen könntest, es ist in einem festen Thurm verwahrt, mein Vetter Malegys hat es mir geschenkt, und heißt Roß Bayart; es ist schwarz wie ein Rabe, hat kein Haar und Mähne, und ist wohl stärker, als zwanzig andre Pferde.—Gebt mir das Pferd, rief Reinold, und ich will es bezähmen.

Der Vater rieth ihm hierauf einen Harnisch anzulegen, dessen Reinold sich erst schämte, da er es nur mit einem Pferde zu thun haben sollte; wie er aber hörte, daß Bayart Steine wie Heu zerbeißen könne, panzerte er sich doch und ging dann mit einem tüchtigen Prügel nach dem Thurme, in dem Bayart stand. Viele Ritter und Frauen folgten ihm, um zu sehen, wie es mit dem Roß handthieren würde.

Als er in den Thurm gekommen war, stellte er sich hin, um Bayart zu betrachten, wie er es mit den übrigen Pferden gemacht hatte, aber Bayart gab ihm einen solchen Schlag, daß er zu Boden fiel. Die Mutter weinte und schrie: Ach, mein Sohn Reinold ist todt, Bayart hat ihn erschlagen, nachdem er selbst drei andre Pferde erschlagen hat.—Heymon trat auf Reinold zu, und schüttelte ihn und sprach: Sei wohlgemuth, mein Sohn, ich schenke Dir das Roß, wenn Du es bezwingst, denn ich gönne es keinem lieber, als Dir. Nun, sagte Aya, wie soll er denn das Roß bezwingen, da er todt ist?—Schweig, Frau, antwortete Heymon, er ist mein Sohn, so wird er gewiß wieder aufstehn. — Indem ermunterte sich Reinold wieder, und ging mit seinem Prügel auf Bayart loß, Bayart aber nahm ihn und warf ihn vor sich in die Krippe. Es entstand hierauf ein gewaltiger Kampf zwischen dem jungen Ritter und dem Rosse; endlich packte Reinold Bayart beim Halse, und schwang sich auf ihn. Dann ließ er ihm die Sporen fühlen, so daß Bayart mit gewaltigen Sprüngen zum Thurm hinausarbeitete, und über das Feld hin und über breite Gräben setzte. Dann ritt Reinold mit dem Pferde zurück, stieg ab, streichelte es und wischte ihm den Schweiß ab, und Bayart stand und zitterte vor dem Ritter; so hatte Reinold das Pferd bezwungen, und er legte ihm nun auch ein schönes Gebiß an, und putzte es so auf, wie man mit andern Pferden zu thun pflegt.

Fünftes Bild.

Reinolds Händel am Hofe.

Heymon ritt nun mit seinen Söhnen und den Abgesandten nach Paris, und König Carl kam ihm entgegen, und freute sich ihn zu sehen, denn es war in zwanzig Jahren das erstemal, daß er ihn unbewaffnet sah. Carlmann folgte ihm sehr ungern, denn er hatte einen Haß auf Heymon und sein ganzes Geschlecht. Nach einem freundlichen Empfange ritten alle nach Paris zurück. Die Ritterschaft und alle Damen bewunderten Reinolds Schönheit und Stärke, worüber Carlmann sehr ergrimmt ward, weil er sich für den schönsten und tapfersten Ritter im Lande hielt. Er ging zu Reinold, und sagte zu ihm: Vetter, schenket mir Euer Pferd, so will ich Euch eine andre Gabe dagegen verehren. Reinold antwortete: Es thut mir leid, daß ich Ew. Majestät für jetzt diese Bitte abschlagen muß, denn ich finde sonst kein ander Pferd, das für mich stark genug wäre. Carlmann ging zornig beiseit und sagte: Nun wohl, soll er auch, wenn ich gekrönt bin, kein Lehn empfangen, so wie die übrigen. Da Reinold dies hörte, ging er wieder zu ihm und sagte: Ich danke Gott, daß mir mein Vater so viel gegeben hat, daß ich eurer Lehne nicht bedarf.

Als die Tafel gehalten ward, befahl Carlmann, daß man den Heymons Kindern nichts zu essen geben sollte. Alle Ritter und Edle setzten sich, da erscholl Musik, und einem jeden ward aufgetragen, so viel nur sein Herz begehrte; nur die Kinder Heymons erhielten nichts, und man that, als wären sie gar nicht zugegen. Als Reinold dieses inne wurde, ging er hinaus, stieß mit einem Fuß die Thür der Küche auf, und nahm von den dastehenden Schüsseln so viel als ihm beliebte. Der Koch wollte ihm die Schüsseln nicht verabfolgen lassen, aber Reinold schlug ihn sogleich, daß er zur Erden fiel. Nun hatte er mit seinen Brüdern genug; und König Carl, der den Vorfall hörte, sagte: er hat Recht gethan. Der Marschall näherte sich Reinold und sagte: Junger Herr, Ihr habt groß Unrecht gethan, den Koch zu erschlagen, wenn ich einer seiner Verwandten wäre, so würde ich das schwer an Euch rächen. Dazu habt Ihr keinen Muth, sagte Reinold, und der Marschall ward über diese Antwort erzürnt, und schlug nach Reinold; aber dieser schlug ihn mit der Faust sogleich zu Boden, und stieß den Leichnam mit dem Fuß, daß er weit in den Saal hineinrollte. König Carl gebot Ruhe, und daß die Kurzweil und die Musik ungestört fortwähren solle; worauf denn alle guter Dinge waren, und so der Tag zu Ende ging.

Carlmann gebot, daß man in der Nacht den Heymons Kindern kein Bette anweisen sollte, so daß sie in Ruhe schlafen könnten. Als dies Reinold inne ward, machte er in der Nacht ein solches Getöse mit seinen Waffen, daß alles im Schlosse aus den Betten fuhr, und bekümmert war und durch einander lief. Nun legte sich Reinold mit seinen Brüdern in die Betten die ihnen am besten gefielen und diejenigen,

die so vertrieben waren, brachten die Nacht unter Klagen und Murren hin.

Am folgenden Tage ward Carlmann in der Kirche feierlich zum Könige von Frankreich gekrönt. Ein schöne Musik ward aufgeführt, und der ritterliche Bischof Turpin las die Messe, und dem jungen Könige ward ein kostbares Schwert umgegürtet, und eine überaus köstliche Krone auf das Haupt gesetzt.

Reinold war vom König Carl zum Speisemeister ernannt, Adelhart zum Mundschenken, und sie versahen ihre Dienste sehr wohl, als der Zug zum Palaste zurückgekommen war; auch Ritsart und Writsart warteten überaus geschickt bei der Tafel auf, so daß jedermann die adeligen Sitten bewunderte. Nach der Mahlzeit versammelte König Carlmann alle Edlen im Garten, und theilte die Lehen aus, aber den Heymons Kindern gab er nichts; worüber Heymon ergrimmt zu König Carl lief, und ihm diesen Vorfall kund that. Carl schalt in Gedanken die Unart seines Sohnes, und gab allen drei Brüdern sehr ansehnliche Grafschaften zur Lehen, worüber Carlmann, als er es erfuhr, äußerst erboßt ward. Er sagte: ich will jetzt probiren an einem Steinwurfe, ob die Edeln meines Landes auch stark und gewaltig sind; ich vermesse mich, der stärkste im Werfen im ganzen Königreich zu seyn. — Alle Ritter und Edle schwiegen still, und Carlmann wiederholte die stolzen Worte noch einmal. Der alte Heymon konnte diese Vermessenheit nicht anhören, und sagte: Ew. Majestät sollten Gott im Stillen für seine große Gnade danken, wenn dem also ist, aber ich kenne einen jungen Helden von zwanzig Jahren, der diesen Stein wohl weiter werfen könnte, wenn er nur wollte, als Ihr es je im Stande seid. — Holt nur Euren Sohn Reinold! rief Carlmann ergrimmt, damit Ihr selbst gewahr werdet, wie Ihr mit Euren prahlerischen Reden zu Schanden werden sollt. Da ging Heymon abseits seinen Sohn Reinold aufzusuchen, und weinte bitterlich, denn die Rede Carlmanns hatte ihn gar zu sehr innerlich verdrossen. Reinold sah seinen Vater auf sich zu kommen, und verwunderte sich über die Thränen, die diesem von den Wangen herunterliefen. Heymon erzählte ihm den Vorfall, und bat seinen Sohn, den Stein doch ja weiter zu werfen, weil er sonst als ein Lügner bestehen müsse, welches ihm in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet sei. Reinold wandte ein, daß Carlmann sein König sei, und daß er ihn nicht erzürnen wolle; worauf Heymon sagte: nun gut, mein Sohn, wenn Du Deinen alten Vater umsonst hast weinen lassen, so muß ich sterben, denn ich kann als Lügner nicht weiter leben. Darauf rief Reinold aus: Nein, sterben sollt Ihr nicht, ich will den Stein weiter werfen, und wenn gleich mein Gegner der Teufel wäre. So folgte er seinem Vater zur Gesellschaft.

Carlmann warf den Stein weit weg, die übrigen Ritter warfen auch, aber keiner erreichte Carlmanns Ziel. Reinold nahm ihn und warf ihn viel weiter als der König gethan hatte. Darauf nahm Carlmann seine ganze Gewalt zusammen, und warf den Stein noch weiter, als Reinold. Reinold aber ergriff ihn wieder, und warf ihn mit großer Leichtigkeit so weit über das Ziel hinaus, daß Carlmann den Muth verlor.

Da der junge König sehr erboßt war, so versuchte es der falsche Ganelon, ihn zu trösten. Er schlug ihm vor, dem Adelhart auf den Kopf zuzusagen, daß er sich ermessen habe, ihn im Schachspiel zu überwinden, er sollte also mit ihm spielen und dabei ausmachen, daß derjenige, der fünf Spiele hinter einander gewönne, dem andern das Haupt abschlagen dürfe. Dem Könige gefiel dieser falsche Rath, und er ließ Adelhart kommen; dieser weigerte sich lange, um einen so hohen Preis zu spielen, aber Carlmann zwang ihn dazu, und Ganelon bezeugte, daß er sich vermessen habe, den König im Schachspiel zu besiegen. Carlmann gewann drei Spiele hintereinander und Adelhart war seines Lebens wegen sehr besorgt. Aber er nahm allen seinen Verstand zusammen und gewann das folgende Spiel und eben so noch vier andre, womit er eigentlich das Haupt des jungen Königs gewonnen hatte. Er neigte sich gegen Carlmann, und sagte: Ich begehre nicht den Vertrag zu erfüllen, aber hüte sich Ew. Majestät vor Demjenigen, der Euch diesen Rath gegeben hat, denn er meint es wahrlich nicht gut mit Euch. Carlmann aber ergriff das silberne Spielbrett, und schlug damit Adelhart ins Angesicht, daß er blutete. Adelhart ging traurig fort in den Stall, lehnte seinen Kopf an Bayart und weinte; dort traf ihn Reinold und fragte ihn, was ihm fehle; er wollte es anfangs verschweigen, weil er den Grimm seines Bruders fürchtete; da ihn aber Reinold selber zu ermorden drohte, wenn er ihm die Wahrheit nicht gestünde, so erzählte er ihm aus Furcht den ganzen Verlauf des gefährlichen Spiels. Da ward Reinold sehr zornig, und sagte: Wie? darf man einem Bruder von mir so begegnen? Kann ich es leiden, daß ich so das brüderliche theure Blut zu Boden fließen sehe? Du hast sein Haupt gewonnen, und ich will es Dir bringen.

Er ließ hierauf Bayart nebst den andern Pferden heimlich aus der Stadt schaffen, dann ging er in Carlmanns Zimmer, bei dem sich Carl und viele Edle befanden; mit grimmigem Gesicht packte er den jungen König bei den Haaren und schlug ihm sein Haupt mit dem Schwerte ab; worauf er es seinem Bruder Adelhart gab und sagte: Hier hast Du Deinen Gewinnst!

Dann verließen die Brüder mit ihrem Vater die Stadt Paris.

Sechstes Bild.

Die Brüder in der Verbannung.

König Carl war von Schmerz und Erstaunen ganz bewußtlos, er versammelte schnell seine Ritter, und eilte den Flüchtigen nach. Vor dem Thore begann ein hitziges Gefecht. Heymon hielt sich mit seinen Söhnen sehr tapfer, doch wurden allen die Pferde unter dem Leibe umgebracht. Da sprangen die drei Brüder hinter Reinold auf sein Pferd Bayart, das sie alle viere so schnell davon trug, daß keiner sie ereilen konnte. Aber Heymon blieb zurück, und stritt noch lange zu Fuß, und gebrauchte sich ungemein tapfer. Aber endlich konnte er der Macht nicht länger widerstehn, und gab sich ritterlich

gefangen in die Hände des Bischofs Turpin, weil er dem Könige Carl nicht allerdings traute und eine schwere Rache von ihm besorgte.

Als Carl daher den Gefangenen wollte hängen lassen, widersetzte sich Turpin und die übrige Ritterschaft, so daß Heymon nur schwören mußte, seine Söhne in die Gefangenschaft zu überliefern, so bald als es ihm möglich wäre.

Reinold kam mit seinen Brüdern auf seinem Schlosse an, sie nahmen zärtlichen Abschied von ihrer Mutter, und beluden sich mit vielen Kostbarkeiten und so entflohen sie nach Spanien; ihr Vater war ein Freund des Königs, und hatte ihm lange gedient, sie hofften daher dort eine gute Aufnahme zu finden.

Der König sah sie in der Ferne kommen, und erkannte sie sogleich an ihrem Familienwappen; er wunderte sich darüber, daß ihrer viere auf einem Pferde ritten, und beschloß, sie sogleich in seine Dienste zu nehmen, weil er sich erinnerte, wie treu und tapfer ihm ihr Vater Heymon ehemals gedient hatte. Er nahm sie daher sehr gnädig auf, versprach ihnen Sold und Unterhalt; sie freueten sich, und gaben ihm dafür ihren Schatz in Verwahrung, den sie mit sich gebracht hatten.

So lange sie am Hofe etwas Neues waren, wurden sie gut gehalten, aber bald wurde man ihrer und ihres treuen Dienstes überdrüssig, dazu warf man ihnen auch immer vor, daß sie ihren Vetter Carlmann erschlagen hätten, und deshalb Landes flüchtig wären.

Reinold war im Herzen ergrimmt, daß man ihrer mit jedem Tage weniger achtete: nach drei Jahren gab man ihnen gar keinen Sold, noch Kleider, noch Unterhalt. Reinold schickte einen Knappen Wendelin an den König, und ließ sich wenigstens seinen Schatz ausbitten, um weiter ziehen zu können; aber der König ließ den Abgesandten mit Schlägen zum Palast hinauswerfen, und Reinold bekam diese üble Botschaft. Er ließ daher sein Roß Bayart satteln, und vor die Stadt führen, nahm seinen Bruder Adelhart mit sich, und ging so in den Palast des Königs.

Der König saß gerade bei der Tafel, Reinold verbeugte sich demüthig, und begehrte in höflichen Ausdrücken seinen Schatz, um sein Glück in einer andern Gegend versuchen zu können, aber der König schwieg tückischerweise still, und gab keine Antwort. Reinold wiederholte sein Gesuch in denselben Ausdrücken, aber der König schlug die Augen nieder, und that, als vernähme er kein Wort. Hierauf zog Reinold sein Schwert und sagte: Ich sehe wohl, daß bei Ew. Majestät keine Güte hilft, ich muß daher mit Ew. Majestät auf eine andere Weise sprechen, ich will Euch das Haupt abschlagen, wie ich meinem Vetter Carlmann gethan habe, und solches als einen Schatz mit mir nehmen. Da der König das Schwert sah, fing er an um Gnade zu bitten, aber es war zu spät, Reinold schlug ihm das Haupt ab, und gab es seinem Bruder Adelhart, es an den Sattel zu hängen, und es als einen Schatz mitzunehmen.

Es entstand ein großer Aufruhr in der Stadt und Reinold hatte genug zu thun, um sich und seine Brüder zu schützen. Von ihrem Rosse Bayart schlugen sie manchen Mann zu todt, und verwundeten manchen, aber sie alle wurden ebenfalls verwundet. Doch hielten sie sich so tapfer, daß sie endlich davon kamen, und nun überlegten sie, was sie zu thun hätten. Der Entschluß fiel endlich dahin aus, daß sie nach Tarragon zum Könige Ivo gehen wollten, der ein abgesagter Feind des Königs in Spanien war; ihm wollten sie das abgeschlagene Haupt präsentiren, und er würde sie denn wahrscheinlich gütig und freundschaftlich aufnehmen.

Da sie nun in Sicherheit, und schon auf seinem Gebiete waren, da stiegen sie vom Pferde, und verbanden einer dem andern die Wunden. Dann legten sie sich nieder und schliefen, weil alle nach so hartem Drangsal der Ruhe sehr benöthigt waren.

Siebentes Bild.

Reinold vermält sich.

—

Als die Brüder ausgeschlafen hatten, gingen sie an den Hof des Königs Ivo, und Reinold trug auf seinem Speere das Haupt des Königs mit der Krone. Der König Ivo verwunderte sich über die Maaßen, als er diese Herren alle auf einem Pferde ankommen sah, er rief seine Räthe ans Fenster, und alle erstaunten gleich sehr über diesen Anblick.

Reinold und seine Brüder warfen sich vor dem Könige nieder, und gaben sich zu erkennen, dann verehrten sie ihm das Haupt seines Feindes, welches er mit großer Freude annahm. Es wurde ihnen ein köstliches Mahl zubereitet, hernach gab man ihnen schöne Kleider und wies ihnen ihre Wohnungen an. Bald hernach fiel Ivo mit seinem Heere in Spanien ein, und Reinold und seine Brüder begleiteten ihn auf diesem Zuge. Das Heer war siegreich, besonders durch die Hülfe der Heymons Kinder, und so zogen sie endlich wieder nach Hause.

König Carl hatte in Erfahrung gebracht, daß sich Reinold mit seinen Brüdern beim Könige Ivo aufhielte, er schickte also heimlich eine Gesandtschaft dahin, um die Auslieferung dieser Ritter zu begehren. Ivo wollte sich nicht gern gegen König Carl auflehnen, weil er dessen Macht fürchtete, aber auch nicht gern für unbankbar angesehen werden, weil er durch die Hülfe der Heymons Kinder so siegreich gewesen war; er berief daher seinen Rath zusammen, damit dieser entscheiden sollte, wie er sich in einer so bedrängten Lage zu betragen habe. Die meisten der Rathsherren waren den Heymons Kindern ihres tapfern Betragens wegen sehr gewogen, nur einige waren ihnen entgegen, und da einer von diesen vorschlug, daß man sie ausliefern möchte, schlug ihn ein anderer von den Räthen zu Boden, weil es ein unedler Antrag sei.

Reinold erschien nun selber in der Rathsversammlung, er ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder, und begehrte von ihm die hohe einsame Steinklippe im Meere, um sich dort eine Wohnung zu bauen, und sicher zu seyn. König Ivo bedachte

sich eine Weile, und sein Rath unterstützte Reinolds Gesuch, aber einer war dagegen, und bestand darauf, daß man die Brüder zum Besten des Landes ausliefern solle. aber ein anderer redlicher Rath schlug ihn ebenfalls zu Boden. König Ivo sagte endlich: Lieben Herren, lasset mir das, ich will dem tapfern Reinold die Steinklippe geben, wenn er mir verspricht mein ehrlicher Vasall zu seyn, und mich in Kriegen und Ueberfällen zu beschirmen, dazu will ich ihm gleichfalls meine Tochter Clarissa zum ehelichen Gemahl geben, wenn er mir solches verspricht. Reinold versprach es, und die Hochzeit ward in Kurzem auf das prächtigste gefeiert.

Achtes Bild.

Die feste Steinklippe Montalban.

Bald nach der Hochzeit versammelte Reinold eine Menge von Maurern und Zimmerleuten, und gründete so eine Festung, die bald aufgebaut war und die er Montalban nannte. König Ivo kam und besah die Festung, er verwunderte sich über den Bau und über die Unüberwindlichkeit der Steinklippe, denn sie lag im Meer, und der steile Fels war schwer zu erklettern. Da oben hauste nun Reinold mit seinem Gemahl und seinen Brüdern, und er hatte viele Unterthanen und auch ein ansehnliches Stück Land vom Könige bekommen. König Carl wollte eine Reise nach St. Jago machen, da fuhr er an dieser Klippe vorüber, und verwunderte sich über ihre Festigkeit. Da er hörte, daß das Schloß Montalban heiße und Reinold angehöre, ward er ergrimmt, und ließ es durch Roland aufforbern, und daß sich Reinold mit seinen Brüdern auf Gnade und Ungnade ergeben sollte. Reinold aber verließ sich auf die Festigkeit seines Schlosses, und ließ zurücksagen, daß er sich nichts um König Carl kümmere, und daß er ihn belagern möchte, wenn er wollte. Das verdroß Carl inniglich; er war daher kaum von seiner Wallfahrt zurückgekommen, als er eine Menge Volks versammelte, und damit Reinold in seinem Castell belagerte; aber es war zu fest, und er mußte unverrichteter Sache wieder abziehn.

Neuntes Bild.

Reinolds Brüder kommen in Gefangenschaft.

Als eines Tages Reinold mit seinen Brüdern zu Tische saß, ward er plötzlich traurig und ließ den Kopf sinken, so daß sich alle über ihn wunderten. Adelhart fragte ihn, was ihm fehle, und Reinold antwortete: Lieben Brüder, ich muß mich gar sehr über Euch wundern, daß keiner von Euch an unsre vielgeliebte Mutter denkt. Ich habe sie nun in sieben Jahren nicht gesehn, und weiß nicht, wie es ihr geht, wie sie aussieht, ob sie in der Zeit nicht schon zum öftern krank gewesen ist. Sie denkt vielleicht oft an uns, und ich muß Euch sagen, ich habe keine Ruhe, bis ich gen Pirlapont gereiset bin, und sie wieder mit Augen gesehn habe.

Die Brüder erschracken, und suchten ihm diesen Vorsatz auszureden, weil eine solche Reise thöricht und gefährlich wäre: denn Aya und Heymon hatten schwören müssen, die Kinder gefänglich auszuliefern, wenn sie sie je in die Hände bekämen.

Was ist das Leben, rief Reinold, wenn wir unsre liebsten Wünsche nicht erfüllen sollen? Und ich sage Euch, daß ich doch sterbe, wenn ich meine Mutter nicht zu sehn bekomme, ich mag nun hinziehn, oder nicht.

Da wurden die Brüder traurig, weil sie sahen, daß er seinen Sinn fest darauf gesetzt hatte, und daß kein Ausreden etwas fruchten würde. Sie gingen daher fort, und im nächsten Walde begegneten ihnen vier Pilgrimme, in der Pilgerkleidung und mit Palmzweigen in den Händen. Mit diesen verwechselten die Ritter die Kleider und kamen so an die Thore von Pirlapont. Aber die Thore waren verschlossen, und als sie deshalb anklopften, fragte der Thorhüter von den Zinnen der Burg, wer da sei? Wir sind vier Pilgrimme, antwortete Reinold, wir sind viele merkwürdige Städte durchwandert, und kommen nun hieher, und haben großen Hunger und Durst; bitten deshalb, Ihr wollet uns einlassen.

Hier ist viel Jammer im Hause, antwortete der Thorhüter, weil wir gestern die Zeitung bekommen haben, daß die vier Söhne Heymons in gefänglicher Haft von König Carl gekommen sind.

Ich bitte Euch um dieser vier Herren willen, antwortete Reinold, daß Ihr uns einlassen wollet.

Der Thorhüter sprach: Wenn Ihr nicht einen so langen Bart trüget, möchte ich Euch fast selber für den Stolzen Reinold ansehn; und somit stieg er hinunter und öffnete ihnen das Thor.

Sie gingen zu ihrer Mutter als Pilgrimme, und baten um eine Mahlzeit, weil sie eine weite Reise gemacht hätten. Sie saßen nun zu Tische, und Reinold betrachtete seine Mutter sehr genau, endlich bat er sie, ihm auch einen Trunk Wein zu geben, weil er lange keinen guten Wein getrunken habe. Die Mutter holte ihm selber eine Kanne mit Wein aus dem Keller und schenkte ihm ein. Reinolds Herz ward fröhlich, da er seine Mutter selber ihm einschenken sah, und trank über die Maßen, so daß er ordentlicherweise betrunken ward. Er taumelte umher und begehrte einen Becher nach dem andern, so daß sich Frau Aya über den lustigen Pilgrim verwundern mußte. Er ließ sich immer noch mehr Wein einschenken, so daß sich wohl ihrer vier davon hätten satt trinken mögen, dann taumelte er umher, und sagte zu seiner Mutter: Nun gebt mir noch einen Becher und ich will meinem Vetter Carl nichts achten. Adelhart erschrack, als er diese Worte hörte, er wollte seinen Bruder anstoßen, um ihn zu warnen, aber Reinold, der trunken war, fiel gleich der Länge nach in den Saal hin. Die Mutter warf sich auf ihn nieder, und umhalsete ihn, und wollte vor Freuden gar nicht wieder von ihm lassen, so daß sie Adelhart endlich vom Boden aufheben mußte; dann umarmte sie auch die übrigen Söhne.

Es war aber einer im Saal zugegen, der dem Könige Carl sehr günstig war, er ging daher zu Frau Aya und sagte: Gedenket Eures Eides, und

liefert nun Eure Kinder Eurem Bruder aus, der auf Euch ergrimmt ist; wo es aber nicht geschieht, will ich selbst nach Hofe reiten, und anzeigen, daß sie sich hier befinden. — Als Aya diese Worte hörte, fing sie bitterlich an zu weinen, und klagte: O du arger und gottloser Verräther, hast Du so lange mein Brod gegessen, und darfst nun dergleichen Reden gegen mich führen? Und wenn mein Bruder auch noch viel ergrimmter wäre, so will ich ihm dennoch meine Kinder nicht ausliefern.

Der Verräther lief hierauf zum Grafen Heymon, und gebrauchte gegen ihn dieselben Worte, aber Heymon erwischte von ungefähr einen tüchtigen Prügel, und schlug damit den Verräther zu Boden, und sagte: Nun darf ich doch versichert seyn, daß Du es nicht bei Hofe anzeigen wirst. Dann ging Graf Heymon zu seinen Edlen und versammelte sie und viel Volks, daß sie ihm seine Kinder sollten fangen helfen, damit er sie seinem Eide gemäß ausliefern könne.

Die Brüder sahen die Macht auf sich zukommen, und waren in großen Aengsten, sie wußten sich nicht zu rathen, aber endlich trugen sie den trunknen und schlafenden Reinold in ein Gemach, wo sie ihn verschlossen, dann nahmen sie ihre Waffen zur Hand, und widersetzten sich dem Volke des Grafen, das eindrang, um sie gefangen zu nehmen. Der Streit dauerte länger als einen Tag, denn die Brüder gebrauchten sich sehr tapfer, und schlugen viel Volks darnieder.

Reinold erwachte nun wieder und war nüchtern, er sah die Bedrängniß seiner Brüder, und eilte sogleich hinzu, um ihnen beizustehn. Er sprang sogleich in das Volk hinein, wo es am dicksten stand, und vor seinem guten Schwerte stürzte alles nieder und entfloh; worauf Heymon sagte: Ich sehe wohl, daß meine Kinder diesmal werden ungefangen bleiben, denn Reinold hält sich besser, als alle zusammen. Reinold kam in Wuth und drang auf seinen Vater ein, um ihn niederzuhauen; als Adelhart das gewahr ward, eilte er auf ihn zu und hielt ihn zurück. Laß mich nur, rief Reinold aus, ich will ihn lehren seine Kinder fangen. — Aber Adelhart sagte: Bedenke, Bruder, daß man dann bis in die spätesten Zeiten von uns, als von Bösewichtern sprechen wird, daß kein edles Gemüth mit uns wird Gemeinschaft pflegen wollen; nein, es ist schändlich, lieber Bruder, und gegen die Religion, warum willst Du den Vater tödten? Es ist ja sonst noch Volks genug da, das Du umbringen kannst.

Reinold sah die Worte seines Bruders ein, und ließ von seinem Vorhaben ab, aber er wüthete desto ärger gegen die Uebrigen, so daß alles umkam oder flohe, und sich ihm sein Vater gefangen geben mußte. Reinold nahm nunmehr seinen Vater und band ihn rücklings auf sein Pferd, dann gab er den Zügel einem Knaben in die Hand, der es so an den Hof des Königs Carl führen mußte. Der Thorhüter am königlichen Palaste verwunderte sich sehr, als er den Grafen so ankommen sah; er fragte erstaunt: Wer ist so kühn, Herr Graf, daß er es wagen darf, Euch als ein Präsent an den Hof zu schicken? Ach, das haben mir meine Kinder gethan, antwortete Heymon, darum, daß ich sie habe fangen wollen.

König Carl ward ungemein betrübt, als er diese Nachricht empfing, er brachte schnell eine Macht zusammen, um die Brüder zu belagern und sie in seine Gewalt zu bekommen.

Reinold sah, wie sich die Schaaren versammelten, und ward in seinem Gemüthe sehr betrübt. Er stand auf der Zinne der Burg und sah wie das feindliche Heer seine Gezelte aufschlug, um ihn und seine Brüder zu belagern. Er ging zu seiner Mutter und fragte sie, ob sie keinen Rath wüßte, denn nun wäre an kein Entrinnen mehr zu denken, er müßte sich dem König gefangen geben. Frau Aya weinte, da sie ihren tapfern Sohn so reden hörte, er war der jüngste und ihr der liebste, und sie gedachte, daß er noch am ersten seine Brüder retten könne, wenn sie ihm zur Flucht behülflich wäre. Sie ließ ihn daher sein Pilgerkleid wieder anziehn, dann schaffte sie ihn heimlich zu einer verborgenen Thür hinaus, und so entkam Reinold.

Die übrigen Brüder aber waren in der größten Betrübniß, denn sie fürchteten sich sehr vor König Carl, besonders da sie jetzt ihren Bruder Reinold nicht mehr bei sich hatten. Die Mutter schlug ihnen vor, barfüßig und in wollenen Hemden in das Lager des Königs zu gehn, und fußfällig um Verzeihung zu bitten; sie folgten ihrem Rathe, und stellten sich vor den König Carl, ihren Feind. Carl war sehr ergrimmt, und fragte gleich nach Reinold; sie sagten daß er entwischt sei, worüber der König noch mehr aufgebracht wurde, und schwur, sie alle hängen zu lassen, wenn der Reinold erst zur Gesellschaft hinzugekommen wäre.

Reinold war indessen auf Montalban angelangt, und voller schwermüthigen Gedanken. Er warf sich vor, daß er an der Reise seiner Brüder Schuld sei, und sie jetzt feigherzigerweise verlassen habe. Er bestieg sein Roß Bayart und beschloß sie zu erretten. So ritt er mit diesem Gedanken bis vor die Stadt Paris, wo er im Wald stille hielt, und bemerkte, daß ihm ein Jüngling nachgekommen sei, der in seinen Diensten war. Bist Du nachgekommen, mich zu verrathen? rief Reinold. Wie sollt ich, antwortete der Jüngling, zu einer so schändlichen Absicht einen so weiten Weg zurückgelegt haben? Nein, ich bin Euer Diener und Ihr könnt meiner vielleicht gebrauchen

Gut, sagte Reinold, so sollst Du ein Abgesandter von mir an König Carl seyn, doch sieh Dich ja gut vor, daß Du Dir einen guten Bürgen setzen lässest, denn Du sollst ihm harte Worte überbringen. Sage ihm von meinetwegen, daß ich es weiß, daß meine Brüder in seiner Haft sind, aber er solle sich wohl vorsehen, ihnen einiges Leid zuzufügen. Wir sind alle erbötig Sr. Majestät treu und ehrlich zu dienen, auch in wollenen Hemden und barfüßig demüthigst um Verzeihung zu bitten, aber er soll sie freilassen, und uns in seine Dienste nehmen. Will er sie aber nicht los und ledig geben, so sag ihm nur, wollt' ich meine ganze Macht daran strecken, und nicht eher ruhen und rasten, bis ich ihm so, wie dem Könige Carlmann gethan hätte.

Der Jüngling wollte gehn, aber Reinold rief ihn zurück. Nein, sagte er, Gott bewahre meinen Arm, daß ich seine Majestät, meinen König und Vetter umbringen sollte, das sei fern von mir, denn es wäre ein grausames und unmenschliches Beginnen. Aber sage mir meine Botschaft gut und verständig, daß er

meine Brüder soll freigeben und daß wir ihm treu dienen wollen, aber er muß uns vergeben; will er aber meine Brüder hängen lassen, so will ich meine ganze Macht daran strecken und es soll ihm dann nimmermehr gut gehn.

Der Bote verfügte sich nun in die Stadt, und ging an den Hof zu König Carl, wo er seinen Auftrag ausrichtete. Er ließ sich aber vorher den König Carl selber zum Bürgen setzen, daß er frei zurück könne, und es war gut, daß er es gethan hatte, denn König Carl wurde ungemein ergrimmt über Reinold und seinen Abgesandten, so daß er ihn gewiß würde haben hängen lassen, wenn er ihm nicht so sichere Bürgschaft zugesagt hätte.

Reinold wartete im Walde auf seinen Boten, er war vom Pferde gestiegen und ging unter den Bäumen auf und ab, sein Pferd hatte er an einen Stamm gebunden. Indem er so wartete und über das Schicksal seiner Brüder nachdachte, überfiel ihn eine Schläfrigkeit. Er legte sich nieder, und ehe er es noch bemerkte, war er unter dem Rauschen der alten Bäume fest eingeschlafen. Indem bekam Bayart ein Gelüste nach dem frischen Grase, weil er hungrig war, er schüttelte sich also so lange, bis er vom Baume los war, dann ging er nach seiner Lust auf der Weide, weil er seinen Herrn schlafen sah. Dreißig Bauerknechte waren von ohngefähr im Walde, wo sie Holz fällten, diese wurden das Roß Bayart gewahr und erkannten es sogleich, daß es Reinolds Pferd sei. Sie machten den Plan, das Roß zu fangen, und umgaben es mit Bäumen und Zweigen von allen Seiten, so daß es nicht davon kommen konnte. Dann banden sie es und führten es nach Paris. Carl war erfreut, daß er das Roß erobert hatte, er schenkte es sogleich dem Grafen Roland, der sich im Herzen heimlich darüber betrübte, daß man es seinem Vetter Reinold entwendet hatte.

Reinold erwachte und sah, daß sein treues Roß fort war, er suchte es lange im Walde und war überaus bekümmert. Als er es aber nicht wiederfand, ward sein Jammer groß, er zog den Harnisch aus und warf ihn ins Gebüsch, eben so sein Schwert und seinen Schild. Wohl bin ich nun wie ein Thor bestraft, rief er aus, ich Unglückseliger! der ich dem Könige Carl so große Worte sagen lasse, und nun nichts davon ins Werk richten kann. Was für Macht soll ich nun daran strecken, um sie zu befreien? Bayart ist mir gestohlen, und ich möchte hier im wilden Walde lieber gleich umkommen, denn meine Brüder sind verloren, und ich kann gar nichts thun um sie zu erretten.

Solche Klagen trieb Reinold und warf sich dann auf den Boden und machte die wunderlichen Geberden eines Menschen, der in Verzweiflung ist.

Zehntes Bild.

Die Kunst des Malegys.

—

Indem trat ein alter Pilgrim aus dem Gebüsche und ging auf Reinold zu. Er hatte weiße Haare und einen langen Bart, seine Augenbraunen hingen ihm über das Gesicht, so daß er durch die Haare sehen mußte, und man von ihm glauben konnte, daß er wohl an zwei hundert Jahr alt sei. Er ging an einem Pilgrimsstabe und hinkte langsam daran einher. Reinold verwunderte sich über die alte Gestalt, die auf ihn zukam.

Der Alte sagte: ei, junger Herr, worüber trauert Ihr denn so sehr? Ich bin weit und breit die Länder durchzogen, aber nirgends, das mag ich sagen, habe ich eine Person angetoffen, die so traurig gewesen wäre, als Ihr es zu seyn scheint. — Ich habe auch die größte Ursache zur Traurigkeit, antwortete Reinold, denn meine Brüder sind verloren, und ich kann ihnen nunmehro auch nicht helfen, weil man mir mein Roß Bayart gestohlen hat. Ich hatte mir große Thaten vorgesetzt, und wollte sie befreien, aber Gott hat es anders gelenkt, darum will ich auch nicht länger widerstreben, sondern mich für überwunden erkennen und mein ganzes Leben aufgeben, denn ich fühle eine große Lust in mir zu sterben. — Das muß nie seyn, antwortete der alte Pilgrim, richtet Euch wieder auf, die Hülfe ist oft am nächsten, wenn man sie am wenigsten vermuthet, und verehret mir ein Almosen, damit ich für Euch und Eure Brüder beten könne.

Reinold bedachte sich, weil er kein Geld bei sich hatte, da fielen ihm seine goldene Sporen ein, die ihm jetzt gar nichts mehr nütze seyn konnten, da er Bayart verloren hatte. Er band sie also los und gab sie dem Pilgrim, der sie sogleich in einen Sack steckte. Wenn Ihr mir noch etwas zu geben habt, sagte der alte Pilgrim, so gebt es mir, und ich will in meinem Gebete Eurer dafür gedenken. — Wenn ich mich nicht schämte, fuhr Reinold auf, so wollte ich Dich das Bettlerhandwerk lehren, daß Du daran gedenken solltest. Er meinte nämlich, ihm mit dem Schwerte eins zu versetzen, wenn der Pilgrim nicht zu alt und hinfällig gewesen wäre.

Warum werdet Ihr böse? fuhr der Alte fort, der guten Gaben kann man niemalen zu viele sammeln, und im Alter kommen sie einem gut zu statten; darum, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gönnt es mir lieber, als einem andern.

Reinold zog hierauf sein kostbares Unterkleid aus, und sagte: siehe, ich gebe Dir das, davon magst Du eine lange Zeit leben. Der Pilgrim nahm das Kleid und steckte es in den Sack und sagte: Ich danke Euch, Herr Ritter, wenn Ihr noch etwas zu geben habt, so gebt es mir, ich will Eurer Brüder dafür in meinem Gebete gedenken. Da ward Reinold zornig, und zog sein Schwert und hieb nach dem Pilgrim; der aber sprang zurück und verwandelte sich in einen schönen Jüngling von zwanzig Jahren, aber gleich darauf war er wieder der Alte. Reinold erstaunte, und holte noch einmal mit dem Schwerte aus, der Pilgrim sprang aber wieder zurück und stand als ein schöner Jüngling da. Darauf wurde Reinold verwirrt und sagte: Jetzt ist mein Unglück auf das Höchste gestiegen, meine Brüder sind todt, dazu ist mein Roß Bayart gestohlen, mich selber wird man aufhängen, und der Teufel kömmt nun gar noch und fängt an mich zu veriren: das kann und soll nicht so seyn! Er stürzte mit Wuth auf den Jüngling zu, um ihn niederzuhauen, der aber fürchtete sich und rief: seht Euch vor, was Ihr thut, denn ich bin Euer Vetter Malegys!

Kaum hatte Reinold diese Worte vernommen, so fiel er auf seine Kniee nieder und bat um Verzeihung und Beistand. Malegys nahm ihn nun in die Arme, tröstete ihn mit kräftigen Worten und versprach ihm, ihm sein Roß Bayart wieder zu verschaffen. Reinold wurde wieder froh und so machten sich beide Ritter wieder auf den Weg nach Paris.

Malegys verwandelte den Reinold in einen ganz alten und schwachen Pilger, und so machte er sich auch selber wieder zu einem alten Mann. So kamen sie in die Stadt und setzten sich auf die große Brücke nieder, und die Vorbeigehenden gaben ihnen Almosen, denn sie sahen gar zu erbärmlich aus, besonders Reinold, der für einen Todtkranken in einer Ecke der Brücke lag. Es war grade an demselben Tage, an welchem Roland sein geschenktes Pferd probiren wollte und es lief viel Volks zusammen, und viele Ritter und Damen, um den Kurzweil mit anzusehn. Reinold hatte sich seine Sporen wieder anlegen müssen, ohne daß man sie sehn konnte, um desto besser gerüstet zu seyn.

Es kam nun König Carl über die Brücke mit dem Grafen Roland, und Bayart ward hintennach geführt. Der König sah die Pilgrimme, gab dem Malegys ein Almosen und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein. Malegys erzählte viel von den Ländern, durch die er gereiset war, eben so auch von der seltsamen Krankheit seines Gefährten; indem so kam Bayart näher, weil er seinen Herrn witterte, und schnupperte den Reinold freundlich an. Da Malegys das sah, schlug er das Roß mit seinem Stabe zurück, gleichsam als wenn sich sein Gefährte davor fürchtete. Darauf sagte er zum Könige, daß ihm ein weiser Einsiedler gesagt hätte, sein Geselle würde sogleich gesund werden, wenn er nur einmal so glücklich seyn könnte, auf dem Rosse Bayart zu reiten. Der König antwortete: welch ein glücklicher Zufall, denn das ist eben das Roß Bayart, welches wir mit uns führen, und seht, das unverständige Thier schnuppert immer nach Eurem Gesellen hin, das muß führwahr ein wunderbarer Mann seyn.

Darauf befahl er, daß Graf Roland den kranken Pilgrim nehmen und auf das Pferd setzen möchte; es geschah, aber der Pilgrim fiel sogleich wieder ab. Roland setzte ihn zum zweitenmal hinauf, und der Pilgrim fiel von der andern Seite wieder ab, endlich als Reinold zum drittenmale in den Sattel gesetzt ward, blieb er aufrecht sitzen und das Roß spürte nun seinen Herrn wieder und bäumte sich, und wollte von dannen laufen. Da gab ihm Reinold noch die Sporen und ließ ihm den Zügel schießen, und das Roß sprang gar behende davon und kam den Rittern bald aus den Augen. Malegys erhob über seinen Gefährten ein großes Klagegeschrei, der gewiß den Hals brechen würde, und Turpin der Bischof, Roland, Olivier und Ogier ritten dem entflohenen Pferde nach.

Im Walde hielt Reinold still, weil er diese Herren nachkommen sah, und gab sich ihnen zu erkennen, denn er wußte, daß sie es alle gut mit ihm meinten. Sie versprachen ihm auch, bei dem Könige für seine Brüder zu bitten, und ritten so zur Stadt zurück. Zum Könige sagten sie, sie hätten das Roß nicht ereilen können, worüber Malegys ein noch lauteres Klagegeschrei erhob; der König bedauerte ihn und gab ihm eine Verehrung. Dann entfernte sich der listige Zauberer, als wenn er zum Besten seines verlornen Gefährten eine heilige Wallfahrt vornehmen wollte.

Eilftes Bild.

Malegys errettet die Brüder aus dem Gefängnisse.

König Carl ließ nunmehr seinen Rath versammeln, um über die drei gefangenen Brüder ein Urtheil zu sprechen. Er ließ sie in den Saal bringen und ihnen wie Missethätern die Hände auf den Rücken binden. Darwider setzte sich Bischof Turpin und behauptete, daß sich das nicht gezieme, weil diese Herren von fürstlichem Geblüte seien. Carl aber that einen Schwur, daß er sie wollte henken lassen, weil sie seinen Sohn Carlmann umgebracht hätten. Turpin versetzte dagegen, daß er es nimmermehr zugeben würde, und daß gewiß der größte Theil der Ritterschaft seiner Meinung wäre, weil die meisten mit den Gefangenen verwandt wären. Darüber wurde König Carl zornig und schlug nach Bischof Turpin, der Bischof aber ergriff den König beim Halse und hätte ihn beinahe erwürgt, wenn nicht Roland und andre Genossen hinzugesprungen wären und die Einigkeit wieder hergestellt hätten. Es wurde endlich beschlossen, daß die Gefangenen noch auf einige Zeit verwahrt gehalten werden sollten, worauf man sich denn nachher noch einmal bedenken wollte.

So entgingen die Brüder noch dem Tode, denn dieser Tag war für sie ein gefährlicher Tag gewesen, und sie hatten ihr Leben schon für verloren geachtet.

In der Nacht machte sich Malegys auf und ging nach dem Gefängnisse. Vor seiner Kunst sprangen sogleich alle Thüren auf, auch fielen den Gefangenen die Ketten von den Händen. Er gab sich ihnen zu erkennen und führte sie bis an die Brücke vor Paris, dann sagte er: ich muß nun noch zum König Carl gehn, denn ich habe vergessen ihn um Erlaubniß zu fragen. Ritsart antwortete: Ach, Vetter, diese Erlaubniß wird er Euch nimmermehr geben, denn er hat seine Freude daran, daß er uns will henken lassen.

Aber Malegys ging vor das Bett des Königs Carl, der noch im tiefsten Schlafe lag, und fragte ihn, ob er ihm erlauben wolle die Brüder aus dem Gefängnisse zu führen. Carl antwortete: Führe sie, wohin Du Lust hast, denn mich kümmert es nicht; es wußte nämlich der König nicht, was er redete oder sagte. Somit nahm Malegys zugleich auch das Schwert und die Krone Carls, so daß dieser es sah, dann verließ er ihn und eilte mit den erretteten Brüdern nach Montalban.

König Carl war sehr ergrimmt, als er am Morgen seine Krone, sein Schwert und seine Gefangenen vermißte.

Zwölftes Bild.

Ein Wettrennen mit Pferden.

—

König Carl bekam Lust, das beste Pferd in seinem ganzen Lande kennen zu lernen, um es für Roland zu kaufen, damit dieser sich dann desto zuverlässiger dem Reinold widersetzen könne, denn durch Roß Bayart war Reinold selbst dem mächtigen Roland überlegen. Der König setzte also die neue Krone, die er sich hatte machen lassen, zum Preise aus, für denjenigen, der mit seinem Pferde zuerst das Ziel erreichen würde, er wollte demjenigen Ritter dann die Krone für den vierfachen Preis abkaufen, dazu auch das Roß; auf diesem Wege hoffte er das beste Roß zu erhalten.

Malegys und Reinold hörten von diesem Turnier, und sie machten sich alsbald mit den Brüdern auf den Weg nach Paris. Unterwegs aber verwandelte Malegys den Reinold in einen Jüngling von vierzehn bis fünfzehn Jahren, so daß ihn Niemand erkennen mochte; eben so vertrieb er dem Rosse Bayart die schwarze Farbe und machte ihn zu einem großen und starken Schimmel: über welche Kunststücke Reinolds Brüder sehr lachen mußten, denn sie erkannten selber ihren Bruder und das Roß Bayart nicht wieder. So zogen sie fort und kamen in Paris an, die Brüder aber blieben außerhalb der Stadt.

Als sie in der Herberge abgestiegen waren, ging Malegys in den Stall und band Bayart den einen Schenkel fest, so daß er nicht recht gehen konnte, dazu verwandelte er ihn auch so, daß er ein ganz dürres und mageres Ansehen hatte. Der Wirth war höchlich darüber verwundert und sagte schmähend zu Malegys: O du böser Geselle, der du dieses gute Roß also verdorben hast, ganz gewiß bist du Malegys und dein Geselle dort der verbannte Reinold, ich will gleich zum Könige gehn und es anzeigen. Als Reinold diese Worte hörte, zog er sogleich sein Schwert und hieb dem verrätherischen Wirthe das Haupt ab.

Es war nun der Tag an dem das Turnier gehalten werden sollte. Malegys ritt auf der andern Seite zur Stadt hinaus, und Reinold kam mit seinem dürren und hinkenden Klepper auf den Turnierplan. Alle Ritter spotteten des Jünglings und seines Pferdes, nur ein schalkhafter Knecht war unter ihnen, welcher sagte: wenn ich anders den Reinold je gesehen habe, so ist es dieser Jüngling, und dieses sein Roß muß Roß Bayart seyn. Bayart, der diese Worte verstand und für seinen Herrn besorgt war, schlug von hinten aus, so daß der Knecht todt niederfiel. Die Ritter sagten: das Roß hat Recht gethan, warum hat er es also belogen?

Der Wettlauf nahm nun seinen Anfang, und die übrigen Ritter waren mit ihren Pferden schon weit voraus; da löste Reinold dem Bayart heimlich den gebundenen Schenkel, und von Stund an bekam das Pferd sein frisches und gesundes Aussehn wieder, und der König und sein ganzes Gefolge verwunderten sich über die Maßen. Das Roß trieb nun ein Springens und Laufens, wie es fast noch nie gethan hatte, so daß es bald allen übrigen Pferden zuvorkam, worüber sich Reinold ungemein erfreute, denn er hatte eine große Begierde zu der Krone. Als er endlich an das Ziel gekommen war, nahm er die Krone von dem Orte weg, wo sie aufgestellt war, sprang mit dem Rosse in die Seine und schwamm behende an das jenseitige Ufer. König Carl war erstaunt und erschrocken, er rief dem Ritter nach, aber Reinold hatte drüben schon seinen Vetter Malegys gefunden und rief zurück: seht, ich bin Reinold, und dieses hier ist mein Roß Bayart, kein beff'res giebt's in der ganzen Welt mit Laufen und Springen, es ist daher nur vergebene Mühe von Ew. Majestät, ein besseres aufsuchen zu wollen.

König Carl erschrak heftig und bat ihn zurückzukommen, er wolle ihm und seinen Brüdern vergeben und ihnen Aemter ertheilen daneben ihm die Krone für den vierfachen Werth mit Gold abkaufen. Aber Reinold sagte: Ich traue Eurer Majestät nicht so viel, überdies, was wollt Ihr mit einer Krone! Ihr seid ja ein Roßtäuscher geworden und dürft also keine Krone tragen. Mit diesen Worten ritt er mit der Krone fort, und keiner wagte es, in die Seine zu springen, weil sie die Kunst des Zauberers Malegys fürchteten.

Die Brüder waren sehr erfreut, als sie den Reinold mit der kostbaren Krone ankommen sahn; aber König Carl war sehr betrübt, daß er nun auch seine zweite Krone verloren hatte, die er sich erst neu hatte machen lassen.

—

Dreizehntes Bild.

König Ivo ein Verräther.

—

Es nahte sich jetzt das Pfingstfest, an dem König Carl immer seine Edle und Fürsten zu versammeln pflegte; er mußte sich daher zu dieser Feierlichkeit eine neue Krone verfertigen lassen, damit er in seinem Schmucke und dem schicklichen Glanze erscheinen könne. Dann lud er alle zum Feste ein, vorzüglich aber den König Ivo von Tarragon. Als sie erschienen waren, wurde jeglichem sein Sitz angewiesen, und eine überaus schöne Musik erklang; König Ivo aber aß mit König Carl an einem besondern Tische, so daß ihm also dadurch eine große Ehre widerfuhr.

Nachdem man die Tafel aufgehoben hatte, nahm Carl den König Ivo bei der Hand, und beide gingen im Garten spazieren. Carl sagte: Mein König, es wird Euch bewußt seyn, wie Euer Eidam meinen Sohn Carlmann erschlagen hat, es ist mir unmöglich, den Mörder in meine Gewalt zu bekommen; so Ihr ihn mir aber ausliefern wollt mit seinen Brüdern, will ich Euch eine große Summe Goldes dafür verehren.

König Ivo freute sich, als er diesen Vorschlag hörte, denn er liebte das Gold über die Maßen, dazu so schmeichelte ihm das Vertrauen und die Freundschaft König Carls, auch hatte er nun schon die treuen und redlichen Dienste der Heymons Kinder vergessen, so daß er dieserwegen den Handel einging und die vier Brüder ohne Wehr und Waffen

nach Falkalon zu liefern versprach. Hierauf umarmten sich beide Könige von Herzen, und Ivo zog sogleich nach Montalblan, Carl aber schickte viel Volks nach Falkalon, um die Brüder gefangen zu nehmen, und sie sich todt oder lebendig überliefern zu lassen, damit die verdrüßlichen Händel ein Ende gewinnen möchten.

Reinold war mit seinen Brüdern auf die Jagd gezogen, und er ritt nun mit ihnen nach seinem Schlosse Montalban zurück. Aber plötzlich überfiel ihn eine große Traurigkeit, so daß er den Kopf sinken ließ, und gebückt und bekümmert auf seinem Pferde saß. Die Brüder wurden besorgt und fragten ihn, was ihm fehle, daß er sich also in Gedanken verliere. Reinold antwortete: ach, meine lieben Brüder, ich kann es Euch nicht sagen, wie es geschieht, daß ich allen me nen Muth so plötzlich verliere, so daß ich sagen möchte, mir ist wie einem schwachen Greisen zu Sinne, der das Ende seines Lebens wünscht. Der Wald hier, in dem ich so oft gejagt habe, kömmt mir so finster und traurig vor, ich freue mich auf nichts und fürchte innerlich ein Uebel, das uns bevorsteht. — Die Brüder sagten: Du bist müde, Reinold, denn wir haben den ganzen Tag gejagt.

Indem kamen sie aus dem Walde und Reinold gewahrte viel Volks auf den Zinnen seiner Burg. Heiliger Gott! rief er aus, wie viel Volks seh' ich da oben? Was mögen sie wollen, und wo mag mein Gemahl und mein Vetter Malegys seyn? Ein Bote kam ihnen entgegen und sagte ihnen, daß König Ivo auf dem Schlosse wäre, worüber sich Reinold sehr erfreute, denn er gedachte nicht, daß ihm sein Schwiegervater einen solchen Possen spielen könne.

Reinold wollte den König Ivo küssen, aber dieser sagte: Laß das, mein Sohn, ich kann das Küssen jetzt nicht vertragen, denn ich habe einen Fluß am Haupte. Reinold erkundigte sich nach der Ursach seines Besuchs, und Ivo sagte ihm, daß er bei König Carl gewesen wäre, und zwischen ihm und den vier Brüdern einen Frieden geschlossen hätte. Reinold freute sich sehr, als er diese Neuigkeit erfuhr, denn er wünschte nun endlich in Sicherheit leben zu können; die andern Brüder aber setzten ein Mißtrauen in die Rede des Königs. Reinold wollte mit tausend Mann aufbrechen, um doch einigen Schutz zu haben, wenn Carl gegen sein Wort handeln sollte, aber Ivo sagte ihm, daß der Vertrag so gemacht wäre, daß sie ohne alle Waffen und baarfüßig nach Falkalon auf Eseln reiten sollten, dann sollten sie vor König Carl auf die Kniee fallen und so würde er ihnen dann vergeben. Darüber wurde Reinold auch nachdenklich und er antwortete: daß er darüber erst mit seiner Hausfrauen Clarisse und mit seinen Brüdern rathschlagen wolle; worüber Ivo erschrak, denn er fürchtete, daß ihm seine List nicht gelingen werde.

Clarisse fiel ihrem Gemahl Reinold um den Hals und weinte und beschwur ihn, daß er nicht wegreisen möchte, weil ihr ihr Herz irgend ein Unglück weissage. Reinold fragte: Was sollte mir begegnen? Euer Vater hat einen guten Frieden geschlossen, und wir werden hinführo in aller Sicherheit leben können. Ach, antwortete Clarisse, ich sehe wohl, Ihr kennt meinen Herrn Vater noch nicht, denn ich muß Euch sagen, er ist sehr geldgeizig und hat Euch ganz gewiß an den König Carl verrathen. Hierauf wurde Reinold zornig und sagte: Ihr seid eine sehr schlechte Tochter, daß Ihr also von Eurem leiblichen Vater reden dürft, nein, nun will ich ihm um so mehr vertrauen und kühnlich nach Falkalon zu König Carl ziehn; denn warum soll mich Ivo, mein zweiter Vater, verrathen? Hab' ich ihm doch von jeher nichts als lauter Gutes erwiesen und treue und redliche Dienste geleistet, das wird er nicht also geschwinde vergessen können, daß er mich verrathen sollte, will mich also stracks auf den Weg machen.

Clarisse wurde sehr betrübt, da sie ihren Herrn so entschlossen sah; sie rief heimlich Ritsart zu sich und sagte: Ritsart, ich halte dafür, daß Euch allen Vieren großes Unglück begegnen wird, nimm deshalb diese vier Schwerter, aber laß meinen Herrn Reinold nichts davon merken, darunter ist eins, Florenberg, das an Vortrefflichkeit seines Gleichen sucht.

Ritsart nahm die Schwerter und verbarg sie unter seiner Kleidung, und nun zogen die Brüder aus auf vier Eseln und barfuß und in wollenen Hemden. Es war am frühen Morgen, und Reinold fing an mit lauter Stimme ein Lied zu singen, um sein trauriges Herz etwas zu erheitern, welches ihm aber sein Bruder, der betrübte Adelhart, heftig verwies.

So zogen sie fort und kamen gen Falkalon. Schon in der Ferne sahen sie viel Volks stehen, das bewaffnet war und auf sie wartete. Da wurde Reinold betrübt und sagte: Ach, meine Brüder, ich sehe nun wohl ein, daß uns mein Schwiegervater Ivo verrathen hat, denn dort sind viele gewaffnete Leute, die auf uns warten, dazu haben wir keine Rüstung und Waffen, auch kein Pferd als unsre Esel. Indem kamen die Feinde näher, und der Anführer der Schaar rennte mit seinem Speere voraus, um Reinold nieder zu stechen, indem er rief: Ergieb Dich nun, stolzer Reinold, denn Dein Schwiegervater hat dich um eine große Summe Goldes dem Könige verkauft. Reinold ließ sich schnell von seinem Esel zur Seite ab, aber der Speer traf ihn doch, so daß er für todt auf der Erde lag. Darüber wurden die Brüder sehr bekümmert, aber Reinold richtete sich bald wieder auf: da ging Ritsart zu ihm und gab ihm das Schwert Florenberg in die Hand und sagte: sieh, mein Bruder, das hat mir Deine Hausfrau Clarisse zu unserm Schutze gegeben; gab auch den andern Brüdern jedem ein Schwert und behielt auch für sich eins. Als Reinold das Schwert sahe, sagte er: O Bruder, nun ich meinen Florenberg in der Hand habe, bin ich voll guten Muths, und ich will nicht mehr Reinold heißen, wenn ich alle diese fürchte.

Das Volk war indessen mit seinen Anführern angerückt, und es entstand ein blutiges Treffen; alle vier Brüder gebrauchten sich so tapfer, wie es nur je die größten Helden haben thun können, vorzüglich aber Reinold, der mehr Thaten that, als sonst ein Mensch zu thun im Stande ist. So dauerte das Gemetzel bis in die Nacht; da zogen die Brüder die Harnische der Erschlagenen an und stiegen auf die Pferde.

Am Morgen erneuerte sich der Kampf, und Writsart wurde im Gedränge gefangen genommen, denn das Pferd war ihm unter dem Leibe zu Tode

gekommen. Eine Schaar führte den Gefangenen weg, um ihn König Carln zu überliefern; Adelhart wurde es zuerst inne, daß ein Bruder fehle und sagte es dem Reinold; dieser wurde wüthend und drang darauf, daß man Writsart wieder frei machen müsse; aber Adelhart sagte: Lieber Bruder, es ist uns für diesesmal unmöglich, wenn wir ihnen nachsetzen, wird uns die Menge umzingeln und überwältigen: immer noch besser, daß der eine verloren geht', als wir alle. Aber Reinold wurde zornig und sagte: Sollen wir es dulden, daß ein Bruder von uns gehenkt werde? daß man nachher sage: sehet, das sind die Brüder, die so lange gegen König Carl gestritten haben, und es doch am Ende haben leiden müssen, daß man einen von ihnen gehenkt hat? Nein, lieber will ich mein Leben daran setzen, denn fürwahr, das wäre uns eine sehr schlechte Ehre.

Er ritt also durch das Gedränge und traf auf die Schaar, die seinen Bruder Writsart wegführte; der eine von ihnen sah sich um und sagte: seht, da kömmt Reinold und geberdet sich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wahrer Teufel, lasset uns alle davon fliehen! Reinold kam herangesprengt und hieb die ersten nieder, die übrigen flohen, und so war Writsart wieder frei; worauf Reinold sagte: Bruder, ich habe Euch diesmal wieder frei gemacht, aber ich sage es Euch, es geschieht nicht wieder; warum lasset Ihr Euch so gar leichtlich fangen? Writsart sagte: Bruder Reinold, es war nicht meine Schuld, mein Pferd war todt, dazu so hatten sie mir im Handgemenge mein Schwert zerschlagen. Nun, es soll Euch für diesmal vergeben seyn, sagte Reinold; und so ritten sie wieder in den Kampf hinein.

Die Schlacht dauerte fort, aber es kam zu den Feinden eine Verstärkung. Ritsart war schwer verwundet, und so mußte endlich Reinold mit seinen Brüdern die Flucht ergreifen.

Vierzehntes Bild.

Die Belagerung auf dem Berge.

Reinold nahm den verwundeten Ritsart hinter sich aufs Pferd und er und die andern Brüder flohen auf einen nah gelegenen Berg. Derselbe Berg war sehr hoch und steil und ganz aus Marmorstein, und so beschaffen, daß nur immer ein Mann heraufgehn konnte. Von oben warf Reinold nun mit gewaltigen Steinen herunter, so daß Roß und Mann starb und Niemand sich dem Berge zu nähern getraute. Graf Calon, der das Heer anführte, sprach mit Ogier, der gerne seinen bedrängten Verwandten beigestanden hätte, wenn er's gewagt hätte, ohne für einen Verräther angesehn zu werden. Er ging dem Berge näher, um mit Reinold Unterhandlungen zu pflegen und ihn zu fragen, ob er sich ergeben wolle, oder noch länger zu fechten gedächte; er rief daher hinauf, daß Reinold mit Steinwürfen inne halten solle, er habe etwas mit ihm zu reden. Als er oben kam, sah er, daß die andern drei Brüder auf ihren Knieen lagen, und Gott um Hülfe anflehten, und daß Reinhold nur noch allein wacker sei. Er rieth ihnen hierauf, den Berg nicht zu verlassen und ging wieder fort, indem er sie in den Schutz Gottes befahl.

Reinold hatte auf Montalban einen Jüngling zurückgelassen, der die Wissenschaft verstand, in den Sternen des Firmaments bei der Nacht zu lesen; dieser stand oben auf der Burg und sah aus dem Laufe der Gestirne, daß Reinold sich mit seinen Brüdern in der größten Gefahr befinde, und daß er auf einem Berge belagert sei, ingleichen, daß König Ivo ihn um eine große Summe Goldes an Carl verrathen habe. Er lief sogleich zu Malegys, um es ihm anzusagen; dieser stand lustig in der Küchen und ordnete ein Abendessen an, weil er glaubte, daß die Brüder noch in dieser Nacht wiederkehren würden. Da Malegys das Unglück hörte, wollte er sich selber erstechen, so sehr war er in Verzweiflung; aber der Jüngling sagte: Malegys, was sollte Euch das helfen, wenn Ihr Euch umbrächtet? Suchet lieber Eure Vettern zu erretten, und nehmt derohalben Kriegsknechte mit Euch und setzt Euch auch auf das gewaltige Roß Bayart. Malegys fand den Rath gut, er foderte die Knechte auf und ging in den Stall um auf Bayart zu steigen. Aber Bayart schlug und biß um sich, wollte Niemand aufsteigen lassen, denn allein Reinold; Malegys aber erwischte einen Prügel, in der Meinung, das Roß mit Gewalt zu bezwingen, aber Bayart setzte sich auf die Hinterbeine und hätte den Malegys fast zerrissen, wenn er nicht schnell zurückgesprungen wäre. Da wurde Malegys betrübt und sagte: O du schändliches Roß! willst du nun in der Noth deinen Herrn Reinold verlassen, der sich in Lebensgefahr befindet? Kaum hörte Bayart diese Worte, so ließ er sich demüthig auf seine Kniee nieder, so stieg Malegys auf und der Zug folgte ihm.

Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heymonskinder und waren von einer großen Macht belagert, Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten. Adelhart und Writsart waren auf ihren Knieen und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er beständig große Felsensteine hinunterwarf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold wurde schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrte Reinold in der fernen Morgensonne einen Reiter und verkündigte seinen Brüdern: ach, theure Brüder, rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von den Knieen und sahen hin und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reiter. Da wurden sie voll Muths, und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Ritsart, der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin sehr schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, Ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihren Armen, und er sah ebenfalls das

hierauf sehr ernsthaft, daß jedes redliche Gemüth das Betragen des Königs tadeln müsse. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so sprang Carl auf, zog sein Schwert und hieb den Jüngling nieder, daß er sogleich todt blieb. Alles gerieth in die größte Verwirrung, Ritter und Edle sprangen auf, die Tische fielen über den Haufen, die Musik verstummte, und die Spielleute entflohen, kurz, aus der größten Freude entstand plötzlich die größte Traurigkeit.

Zweites Bild.

Krieg; endlich wird Friede geschlossen.

—

Der Graf Heymon verließ sogleich mit seinem Anhange die Stadt; er bot alle seine Freunde auf und überfiel das Land, um den Tod seines Vetters Hugo zu rächen. Da war groß Rauben und Morden allenthalben; da sah man verwüstete Dörfer und geplünderte Klöster, die Leichen der Erschlagenen lagen auf den Heerstraßen, denn Heymon war in gewaltiger Wuth entbrannt. Carl stellte sich dem Feinde entgegen, aber sein Volk mußte immer der Tapferkeit des Grafen weichen.

Carl versammelte seinen Rath und verbannte den Grafen im zornigen Muthe aus seinem Lande, so daß er aller seiner Güter und Titel verlustig war und gleich einem armen Flüchtlinge umherirrte. Dadurch wurden Heymon und seine Freunde nur noch mehr aufgebracht, sie verbrannten und verheerten das Land noch ärger als zuvor, sie raubten alles Gold und Silber, das sie fanden, und streuten allenthalben das Elend des Krieges aus. Malegys, ein Vetter Heymons, that besonders großen Schaden, denn er war in der schwarzen Kunst ein wohlerfahrner Mann. Dieser Krieg währte sieben Jahre, und die Einwohner des Landes kamen endlich demüthig zum König Carl und baten ihn, daß er mit dem furchtbaren Heymon einen Frieden schließen möchte. Carl war anfangs über diese Vorstellung unwillig, schickte aber doch Gesandten mit freundlichem Anerbieten an seinen Feind, denn er sah selbst ein, daß ihm ein solcher Krieg sein Land verderbe. Heymon, der jetzt im Vortheile war, wollte von keinem Frieden hören, aber Carl schickte eine zweite Gesandtschaft, und ließ ihm sogar seine Schwester Aya zur Gemahlin anbieten, wenn er sich versöhnen wollte. Hierauf ging Heymon den Vertrag ein und der Friede ward geschlossen.

Drittes Bild.

Carlmann soll zum Könige gekrönt werden.

—

Heymon führte nun seine Braut in die Kirche, wo sie eingesegnet wurden. Roland begleitete sie dorthin. Das hochzeitliche Mahl sollte eingenommen werden, und Heymon bat König Carl, bei ihm zu bleiben; dieser aber brach schnell wieder auf, und zog nach Paris zurück. Heymon ward ergrimmt, und zog nach seinem Schlosse, wo er mit seinen Freunden die Hochzeit in vierzig Tagen und vierzig Nächten aufs prächtigste feierte. Heymon hatte immer noch die abschlägliche Antwort des Königs im Sinne, und als er mit seiner Gemahlin das Bette besteigen wollte, zog er sein Schwert und schwur darauf, den Tod Hugo's an allen Nachkommen Carls zu rächen. Seine Hausfrau Aya erschrack, denn sie sah die ernsten und zornigen Geberden, und fürchtete sehr das Gemüth des Ritters.

Sie ward schwanger, und als sich die Zeit ihrer Entbindung nahte, gedachte sie an Heymons Schwur. Er war grade auswärts in einen Krieg verwickelt. Sie begab sich daher in ein Kloster und gebar einen Sohn, den sie Ritsart nannte, Bischof Turpin und Graf Roland waren die Pathen: darnach ließ sie ihn heimlich erziehn.

Heymon kam zurück und seine Gemahlin ward zum zweitenmale schwanger, sie gebar einen zweiten Sohn, Writsart, als Graf Heymon wieder auswärts war. Eben so geschah es noch einmal, und der Sohn ward Adelhart genannt. Alle diese Kinder wurden heimlich Säugammen übergeben, und nachher wurden sie in einem verborgenen Zimmer des Schlosses erzogen.

Graf Heymon zog von neuem in den Krieg gegen die Ungläubigen, und dieser Krieg dauerte ganzer sieben Jahre. Nach dieser Zeit kam er wieder in sein Vaterland zurück, und hatte sieben tiefe Wunden an seinem tapfern Leibe und dennoch saß er geharnischt mit Helm und Schild zu Pferde, so, als wenn ihm nichts zugestoßen wäre, aber sein Sinn war groß, denn er hatte gesiegt, und brachte eine kostbare Reliquie, die Dornenkrone unsers Heilandes, mit sich. Seine Hausfrau empfing ihn mit großer Freude, beide gingen in das Schlafzimmer und sie gebar nach neun Monaten wieder heimlich einen jungen Sohn, der Reinold getauft wurde. Nun hatte Graf Heymon vier Söhne, von denen er allen nichts wußte, denn seine Gemahlin fürchtete immer noch, daß er sie diesem Eide gemäß umbringen würde, wenn sie ihm die Sache entdeckte. König Carl hatte auch einen Sohn, Namens Carlmann, dieser war mit Reinold von einem Alter und von einer Größe, aber in seinem funfzehnten Jahre wuchs Reinold dergestalt in die Höhe, daß er einen Fuß länger war, als Carlmann. Schon damals war Reinold der größte und stärkste von seinen Brüdern.

König Carl war jetzt ein Greis geworden und gedachte seinem Sohne Carlmann die Krone aufzusetzen. Er berief daher die Vornehmsten des Reichs, sammt den zwölf Genossen von Frankreich und dem berühmten Bischofe Turpin. Als alle versammelt waren und eine Stille ausgerufen war, erhob sich König Carl und hielt eine Rede, wie er nun schon alt sei, und das wahre Einsehn in das Reich nicht mehr besitze, er habe daher alle gegenwärtige Herren versammelt, um seinen Sohn, der jung und stark sei, zum König krönen zu lassen. Die Fürsten waren sich dieses Antrags nicht vermuthet und wußten daher lange nicht, was sie antworten sollten, bis endlich Turpin, der weise Bischof, aufstand und sagte: Mein König, es fehlt in dieser Versammlung noch ein Mann, der zu dieser Krönung unentbehr-

lich ist, denn er ist fast der tapferste Ritter im ganzen Lande. — Gewiß meint Ihr, antwortete Carl, den Grafen Heymon von Dordone, der mir so großes Leidwesen zugefügt hat, mit Rauben, Brennen und Plündern, aber ich muß es bekennen, er ist ein tapferer Mann, so daß er fast seines Gleichen nicht hat. Nun, ich will nach ihm schicken, wenn Ihr meint, daß es so besser sei.

Die Krönung wurde hierauf noch vierzig Tage verschoben, und man beschloß, den Grafen Roland mit einigen andern Herren abzusenden, mit denen der Graf Heymon immer in Frieden und Freundschaft gelebt hatte; denn König Carl traute seinem versöhnten Feinde immer noch nicht, auch wußte er es wohl, wie übel es der Graf empfunden, daß er bei der Heirath mit seiner Schwester sein Mahl verschmäht hatte. Er gab daher den Abgesandten allerlei köstliche Geschenke mit, und einem jeden einen Olivenzweig in seine Hand.

So näherten sie sich dem Schlosse Heymons, und Frau Aya gewahrte ihrer, denn sie saß am Fenster; sie erkannte alle sogleich und war für das Leben der Abgesandten besorgt, weil sie der Gemüthsart ihres Herrn wohl wissend war. Als die Ritter daher in den Saal getreten waren, verfügte sie sich auch dort hin, um zu sehen, wie es würde, sie hieß sie dort willkommen, und brachte ihnen einen Becher mit Wein; dann sprach sie bei ihrem Gemahl für die Herren, die in der größten Ungewißheit da standen, denn sie hatten schon einigemale ihr Begehren angebracht, aber Heymon hatte auch nicht mit einem einzigen Laute geantwortet.

Da ihm nun jetzt seine eigne Gemahlin zuredete, so ging er ergrimmt im Saale auf und ab, so, daß alle zitterten, dann schlug er sich mit der Faust vor die Stirn, lehnte sich an einen Pfeiler des Gemachs und weinte bitterlich. Da das die anwesenden Ritter an einem solchen Helden gewahr wurden, so hätten sie beinahe mitgeweint, ohne zu wissen, was ihm sei, so erschütternd war der Anblick; aber die Hausfrau, die eines solchen Anblicks ungewohnt war, zerfloß in Thränen und warf sich zu seinen Füßen nieder, und beschwor ihn, daß er doch Rede und Antwort geben möchte.

Steh auf, unglückselige Frau, sagte er so leutselig, wie sie ihn noch nie hatte sprechen hören; wohl mag ich Dich, so wie mich selber, unglückselig nennen, denn ich habe graues Haar davon getragen, ohne einen Sohn von mir zu sehn, dem ich meine Habe hinterlassen könnte. Keines Siegs, keines Ruhmes mag ich mich freuen, denn alles stirbt mit mir weg, keiner aus meinem Geschlechte erwähnt dankbar meiner, und Fremde theilen sich in meine Güter, in die Fahnen und Waffenrüstungen, die ich so mühselig erbeutet habe, und nun soll ich hingehn und Carlmann, den Erben Carls, krönen helfen, ich selbst ohne Erben, ohne Sohn. Ich weiß, er meint's noch schlimmer mit mir, als der Vater; dürften sie mit mir handeln, wie sie wollten, sie ließen mich nimmermehr am Leben.

Heymon konnte vor Grimm und vor Thränen nicht weiter sprechen, aber seiner Gemahlin ging das Herz vor Freude auf, sie wußte erst nicht, was sie sprechen sollte, aber sie erinnerte ihn an den schrecklichen Eid, den er in der Nacht nach der Hochzeit geschworen hatte; doch Heymon sagte: o Frau, solche Eide zu halten, ist nichtswürdig, hätt' ich nur einen Sohn, und es könnte ein Held aus ihm werden, so wollt' ich ihn so lieben, wie Carl seinen Carlmann nimmer lieben kann. Nun entdeckte ihm Aya ihren verborgenen Handel, darüber wurde Heymon froh und drückte den angekommenen Rittern die Hand von Herzen; dann verließ er sie, um seine Kinder zu besehen.

Er kam mit seiner Hausfrau vor das verschlossene Gemach, in dem sie lebten, da stand er still, um ihr Gespräch mit anzuhören. Reinold tobte drinnen, und schrie über den Speisemeister, daß er ihnen nicht genug zu essen, und keinen guten Trunk bringe; Adelhart verwies seinem Bruder diese Heftigkeit, und sagte ihm, daß er sich vor Heymon hüten müsse, der ihn gewiß umbringen ließe, wenn er dem Speisemeister etwas zu Leide thäte.

Was kümmert mich Heymon, der graue Hund! rief Reinold erbost, wenn ich ihn hier hätte, ich wollte ihn so mit Fäusten zusammenschlagen, daß er liegen bleiben sollte!

Dieser ist gewiß und wahrhaftig mein Sohn, sagte Heymon, aber jetzt will ich's probiren, ob es auch die andern sind. — Ohne weiteres stieß er also mit seinem Fuße an die verschlossene Thür, so daß sie zersprang. Kaum aber stand er im Zimmer, so lief Reinold auf ihn zu und schrie: Was hast Du, alter Graubart, hier zu schaffen? und mit diesen Worten warf er ihn zu Boden. Die andern Brüder kamen auch herzugelaufen, und Heymon, der sich nichts Gutes versahe, rief: o ihr jungen Helden, schlaget mich nicht, denn ich bin Euer Vater, haltet Ruhe, und ich will Euch alle zu Rittern machen. Als Reinold hörte, daß das sein Vater sei, hob er ihn vom Boden auf und tröstete ihn über seinen harten Fall, darauf umarmte der Vater seine Kinder nach der Reihe, mit besonderer Inbrunst aber schloß er Reinold, den jüngsten, in seine Arme, so daß diesem die Nase zu bluten anfing. — Wärt Ihr nicht mein Vater, rief Reinold, seht, so wollt' ich Euch dafür schlagen, daß Ihr solltet liegen bleiben. — Aber Heymon ward über dergleichen Reden noch mehr erfreut, und Frau Aya stand draußen, und wußte nicht, ob sie lächeln oder weinen sollte.

Viertes Bild.

Das Roß Bayart.

—

Die Söhne mußten sich nun in dem Saal versammeln, wo sie ihr Vater zu Rittern schlug, erst den Ritsart, dann Writsart, hierauf Adelhart, und endlich Reinold. Als er zu diesem kam, hatte der sich die goldnen Sporen schon angelegt, und das Schwert umgehängt, und so ging er stolz und übermüthig einher. Der Vater schenkte ihm seine Schlösser Pirlapont und Falkalon, weil er ihn für den würdigsten hielt.

Heymon ließ nun seinen Söhnen mehrere schöne Pferde vorführen, und das schönste gab er dem Reinold; dieser sah es an, und da es ihm schwach vorkam, schlug er es mit der Faust vor den Kopf,

Kaum hatte Reinold diese Worte vernommen, so fiel er auf seine Kniee nieder und bat um Verzeihung und Beistand. Malegys nahm ihn nun in die Arme, tröstete ihn mit kräftigen Worten und versprach ihm, ihm sein Roß Bayart wieder zu verschaffen. Reinold wurde wieder froh und so machten sich beide Ritter wieder auf den Weg nach Paris.

Malegys verwandelte den Reinold in einen ganz alten und schwachen Pilger, und so machte er sich auch selber wieder zu einem alten Mann. So kamen sie in die Stadt und setzten sich auf die große Brücke nieder, und die Vorbeigehenden gaben ihnen Almosen, denn sie sahen gar zu erbärmlich aus, besonders Reinold, der für einen Todtkranken in einer Ecke der Brücke lag. Es war grade an demselben Tage, an welchem Roland sein geschenktes Pferd probiren wollte und es lief viel Volks zusammen, und viele Ritter und Damen, um den Kurzweil mit anzusehn. Reinold hatte sich seine Sporen wieder anlegen müssen, ohne daß man sie sehn konnte, um desto besser gerüstet zu seyn.

Es kam nun König Carl über die Brücke mit dem Grafen Roland, und Bayart ward hintennach geführt. Der König sah die Pilgrimme, gab dem Malegys ein Almosen und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein. Malegys erzählte viel von den Ländern, durch die er gereiset war, eben so auch von der seltsamen Krankheit seines Gefährten; indem so kam Bayart näher, weil er seinen Herrn witterte, und schnupperte den Reinold freundlich an. Da Malegys das sah, schlug er das Roß mit seinem Stabe zurück, gleichsam als wenn sich sein Gefährte davor fürchtete. Darauf sagte er zum Könige, daß ihm ein weiser Einsiedler gesagt hätte, sein Geselle würde sogleich gesund werden, wenn er nur einmal so glücklich seyn könnte, auf dem Rosse Bayart zu reiten. Der König antwortete: welch ein glücklicher Zufall, denn das ist eben das Roß Bayart, welches wir mit uns führen, und seht, das unverständige Thier schnuppert immer nach Eurem Gesellen hin, das muß führwahr ein wunderbarer Mann seyn.

Darauf befahl er, daß Graf Roland den kranken Pilgrim nehmen und auf das Pferd setzen möchte; es geschah, aber der Pilgrim fiel sogleich wieder ab. Roland setzte ihn zum zweitenmal hinauf, und der Pilgrim fiel von der andern Seite wieder ab, endlich als Reinold zum drittenmale in den Sattel gesetzt ward, blieb er aufrecht sitzen und das Roß spürte nun seinen Herrn wieder und bäumte sich, und wollte von dannen laufen. Da gab ihm Reinold noch die Sporen und ließ ihm den Zügel schießen, und das Roß sprang gar behende davon und kam den Rittern bald aus den Augen. Malegys erhob über seinen Gefährten ein großes Klagegeschrei, der gewiß den Hals brechen würde, und Turpin der Bischof, Roland, Olivier und Ogier ritten dem entflohenen Pferde nach.

Im Walde hielt Reinold still, weil er diese Herren nachkommen sah, und gab sich ihnen zu erkennen, denn er wußte, daß sie es alle gut mit ihm meinten. Sie versprachen ihm auch, bei dem Könige für seine Brüder zu bitten, und ritten so zur Stadt zurück. Zum Könige sagten sie, sie hätten das Roß nicht ereilen können, worüber Malegys ein noch lauteres Klagegeschrei erhob; der König bedauerte ihn und gab ihm eine Verehrung. Dann entfernte sich der listige Zauberer, als wenn er zum Besten seines verlornen Gefährten eine heilige Wallfahrt vornehmen wollte.

Eilftes Bild.

Malegys errettet die Brüder aus dem Gefängnisse.

König Carl ließ nunmehr seinen Rath versammeln, um über die drei gefangenen Brüder ein Urtheil zu sprechen. Er ließ sie in den Saal bringen und ihnen wie Missethätern die Hände auf den Rücken binden. Darwider setzte sich Bischof Turpin und behauptete, daß sich das nicht gezieme, weil diese Herren von fürstlichem Geblüte seien. Carl aber that einen Schwur, daß er sie wollte henken lassen, weil sie seinen Sohn Carlmann umgebracht hätten. Turpin versetzte dagegen, daß er es nimmermehr zugeben würde, und daß gewiß der größte Theil der Ritterschaft seiner Meinung wäre, weil die meisten mit den Gefangenen verwandt wären. Darüber wurde König Carl zornig und schlug nach Bischof Turpin, der Bischof aber ergriff den König beim Halse und hätte ihn beinahe erwürgt, wenn nicht Roland und andre Genossen hinzugesprungen wären und die Einigkeit wieder hergestellt hätten. Es wurde endlich beschlossen, daß die Gefangenen noch auf einige Zeit verwahrt gehalten werden sollten, worauf man sich denn nachher noch einmal bedenken wollte.

So entgingen die Brüder noch dem Tode, denn dieser Tag war für sie ein gefährlicher Tag gewesen, und sie hatten ihr Leben schon für verloren geachtet.

In der Nacht machte sich Malegys auf und ging nach dem Gefängnisse. Vor seiner Kunst sprangen sogleich alle Thüren auf, auch fielen den Gefangenen die Ketten von den Händen. Er gab sich ihnen zu erkennen und führte sie bis an die Brücke vor Paris, dann sagte er: ich muß nun noch zum König Carl gehn, denn ich habe vergessen ihn um Erlaubniß zu fragen. Ritsart antwortete: Ach, Vetter, diese Erlaubniß wird er Euch nimmermehr geben, denn er hat seine Freude daran, daß er uns will henken lassen.

Aber Malegys ging vor das Bett des Königs Carl, der noch im tiefsten Schlafe lag, und fragte ihn, ob er ihm erlauben wolle die Brüder aus dem Gefängnisse zu führen. Carl antwortete: Führe sie, wohin Du Lust hast, denn mich kümmert es nicht; es wußte nämlich der König nicht, was er redete oder sagte. Somit nahm Malegys zugleich auch das Schwert und die Krone Carls, so daß dieser es sah, dann verließ er ihn und eilte mit den erretteten Brüdern nach Montalban.

König Carl war sehr ergrimmt, als er am Morgen seine Krone, sein Schwert und seine Gefangenen vermißte.

Zwölftes Bild.

Ein Wettrennen mit Pferden.

—

König Carl bekam Lust, das beste Pferd in seinem ganzen Lande kennen zu lernen, um es für Roland zu kaufen, damit dieser sich dann desto zuverlässiger dem Reinold widersetzen könne, denn durch Roß Bayart war Reinold selbst dem mächtigen Roland überlegen. Der König setzte also die neue Krone, die er sich hatte machen lassen, zum Preise aus, für denjenigen, der mit seinem Pferde zuerst das Ziel erreichen würde, er wollte demjenigen Ritter dann die Krone für den vierfachen Preis abkaufen, dazu auch das Roß; auf diesem Wege hoffte er das beste Roß zu erhalten.

Malegys und Reinold hörten von diesem Turnier, und sie machten sich alsbald mit den Brüdern auf den Weg nach Paris. Unterwegs aber verwandelte Malegys den Reinold in einen Jüngling von vierzehn bis fünfzehn Jahren, so daß ihn Niemand erkennen mochte; eben so vertrieb er dem Rosse Bayart die schwarze Farbe und machte ihn zu einem großen und starken Schimmel: über welche Kunststücke Reinolds Brüder sehr lachen mußten, denn sie erkannten selber ihren Bruder und das Roß Bayart nicht wieder. So zogen sie fort und kamen in Paris an, die Brüder aber blieben außerhalb der Stadt.

Als sie in der Herberge abgestiegen waren, ging Malegys in den Stall und band Bayart den einen Schenkel fest, so daß er nicht recht gehen konnte, dazu verwandelte er ihn auch so, daß er ein ganz dürres und mageres Ansehen hatte. Der Wirth war höchlich darüber verwundert und sagte schmählend zu Malegys: O du böser Geselle, der du dieses gute Roß also verdorben hast, ganz gewiß bist du Malegys und dein Geselle dort der verbannte Reinold, ich will gleich zum Könige gehn und es anzeigen. Als Reinold diese Worte hörte, zog er sogleich sein Schwert und hieb dem verrätherischen Wirthe das Haupt ab.

Es war nun der Tag an dem das Turnier gehalten werden sollte. Malegys ritt auf der andern Seite zur Stadt hinaus, und Reinold kam mit seinem dürren und hinkenden Klepper auf den Turnierplan. Alle Ritter spotteten des Jünglings und seines Pferdes, nur ein schalkhafter Knecht war unter ihnen, welcher sagte: wenn ich anders den Reinold je gesehen habe, so ist es dieser Jüngling, und dieses sein Roß muß Roß Bayart seyn. Bayart, der diese Worte verstand und für seinen Herrn besorgt war, schlug von hinten aus, so daß der Knecht todt niederfiel. Die Ritter sagten: das Roß hat Recht gethan, warum hat er es also belogen?

Der Wettlauf nahm nun seinen Anfang, und die übrigen Ritter waren mit ihren Pferden schon weit voraus; da löste Reinold dem Bayart heimlich den gebundenen Schenkel, und von Stund an bekam das Pferd sein frisches und gesundes Aussehn wieder, und der König und sein ganzes Gefolge verwunderten sich über die Maßen. Das Roß trieb nun ein Springens und Laufens, wie es fast noch nie gethan hatte, so daß es bald allen übrigen Pferden zuvorkam, worüber sich Reinold ungemein erfreute, denn er hatte eine große Begierde zu der Krone. Als er endlich an das Ziel gekommen war, nahm er die Krone von dem Orte weg, wo sie aufgestellt war, sprang mit dem Rosse in die Seine und schwamm behende an das jenseitige Ufer. König Carl war erstaunt und erschrocken, er rief dem Ritter nach, aber Reinold hatte drüben schon seinen Vetter Malegys gefunden und rief zurück: seht, ich bin Reinold, und dieses hier ist mein Roß Bayart, kein bess'res giebt's in der ganzen Welt mit Laufen und Springen, es ist daher nur vergebene Mühe von Ew. Majestät, ein besseres aufsuchen zu wollen.

König Carl erschrak heftig und bat ihn zurückzukommen, er wolle ihm und seinen Brüdern vergeben und ihnen Aemter ertheilen daneben ihm die Krone für den vierfachen Werth mit Gold abkaufen. Aber Reinold sagte: Ich traue Eurer Majestät nicht so viel, überdies, was wollt Ihr mit einer Krone! Ihr seid ja ein Roßtäuscher geworden und dürft also keine Krone tragen. Mit diesen Worten ritt er mit der Krone fort, und keiner wagte es, in die Seine zu springen, weil sie die Kunst des Zauberes Malegys fürchteten.

Die Brüder waren sehr erfreut, als sie den Reinold mit der kostbaren Krone ankommen sahn; aber König Carl war sehr betrübt, daß er nun auch seine zweite Krone verloren hatte, die er sich erst neu hatte machen lassen.

Dreizehntes Bild.

König Ivo ein Verräther.

—

Es nahte sich jetzt das Pfingstfest, an dem König Carl immer seine Edle und Fürsten zu versammeln pflegte; er mußte sich daher zu dieser Feierlichkeit eine neue Krone verfertigen lassen, damit er in seinem Schmucke und dem schicklichen Glanze erscheinen könne. Dann lud er alle zum Feste ein, vorzüglich aber den König Ivo von Tarragon. Als sie erschienen waren, wurde jeglichem sein Sitz angewiesen, und eine überaus schöne Musik erklang; König Ivo aber aß mit König Carl an einem besondern Tische, so daß ihm also dadurch eine große Ehre widerfuhr.

Nachdem man die Tafel aufgehoben hatte, nahm Carl den König Ivo bei der Hand, und beide gingen im Garten spazieren. Carl sagte: Mein König, es wird Euch bewußt seyn, wie Euer Eidam meinen Sohn Carlmann erschlagen hat, es ist mir unmöglich, den Mörder in meine Gewalt zu bekommen; so Ihr ihn mir aber ausliefern wollt mit seinen Brüdern, will ich Euch eine große Summe Goldes dafür verehren.

König Ivo freute sich, als er diesen Vorschlag hörte, denn er liebte das Gold über die Maßen, dazu so schmeichelte ihm das Vertrauen und die Freundschaft König Carls, auch hatte er nun schon die treuen und redlichen Dienste der Heymons Kinder vergessen, so daß er dieserwegen den Handel einging und die vier Brüder ohne Wehr und Waffen

nach Falkalon zu liefern versprach. Hierauf umarmten sich beide Könige von Herzen, und Ivo zog sogleich nach Montalblan, Carl aber schickte viel Volks nach Falkalon, um die Brüder gefangen zu nehmen, und sie sich todt oder lebendig überliefern zu lassen, damit die verdrüßlichen Händel ein Ende gewinnen möchten.

Reinold war mit seinen Brüdern auf die Jagd gezogen, und er ritt nun mit ihnen nach seinem Schlosse Montalban zurück. Aber plötzlich überfiel ihn eine große Traurigkeit, so daß er den Kopf sinken ließ, und gebückt und bekümmert auf seinem Pferde saß. Die Brüder wurden besorgt und fragten ihn, was ihm fehle, daß er sich also in Gedanken verliere. Reinold antwortete: ach, meine lieben Brüder, ich kann es Euch nicht sagen, wie es geschieht, daß ich allen meinen Muth so plötzlich verliere, so daß ich sagen möchte, mir ist wie einem schwachen Greisen zu Sinne, der das Ende seines Lebens wünscht. Der Wald hier, in dem ich so oft gejagt habe, kömmt mir so finster und traurig vor, ich freue mich auf nichts und fürchte innerlich ein Uebel, das uns bevorsteht. — Die Brüder sagten: Du bist müde, Reinold, denn wir haben den ganzen Tag gejagt.

Indem kamen sie aus dem Walde und Reinold gewahrte viel Volks auf den Zinnen seiner Burg. Heiliger Gott! rief er aus, wie viel Volks seh' ich da oben? Was mögen sie wollen, und wo mag mein Gemahl und mein Vetter Malegys seyn? Ein Bote kam ihnen entgegen und sagte ihnen, daß König Ivo auf dem Schlosse wäre, worüber sich Reinold sehr erfreute, denn er gedachte nicht, daß ihm sein Schwiegervater einen solchen Possen spielen könne.

Reinold wollte den König Ivo küssen, aber dieser sagte: Laß das, mein Sohn, ich kann das Küssen jetzt nicht vertragen, denn ich habe einen Fluß am Haupte. Reinold erkundigte sich nach der Ursach seines Besuchs, und Ivo sagte ihm, daß er bei König Carl gewesen wäre, und zwischen ihm und den vier Brüdern einen Frieden geschlossen hätte. Reinold freute sich sehr, als er diese Neuigkeit erfuhr, denn er wünschte nun endlich in Sicherheit leben zu können; die andern Brüder aber setzten ein Mißtrauen in die Rede des Königs. Reinold wollte mit tausend Mann aufbrechen, um doch einigen Schutz zu haben, wenn Carl gegen sein Wort handeln sollte, aber Ivo sagte ihm, daß der Vertrag so gemacht wäre, daß sie ohne alle Waffen und baarfüßig nach Falkalon auf Eseln reiten sollten, dann sollten sie vor König Carl auf die Kniee fallen und so würde er ihnen dann vergeben. Darüber wurde Reinold auch nachdenklich und er antwortete: daß er darüber erst mit seiner Hausfrauen Clarisse und mit seinen Brüdern rathschlagen wolle; worüber Ivo erschrak, denn er fürchtete, daß ihm seine List nicht gelingen werde.

Clarisse fiel ihrem Gemahl Reinold um den Hals und weinte und beschwur ihn, daß er nicht wegreisen möchte, weil ihr ihr Herz irgend ein Unglück weissage. Reinold fragte: Was sollte mir begegnen? Euer Vater hat einen guten Frieden geschlossen, und wir werden hinführo in aller Sicherheit leben können. Ach, antwortete Clarisse, ich sehe wohl, Ihr kennt meinen Herrn Vater noch nicht, denn ich muß Euch sagen, er ist sehr geldgeizig und hat Euch ganz gewiß an den König Carl verrathen. Hierauf wurde Reinold zornig und sagte: Ihr seid eine sehr schlechte Tochter, daß Ihr also von Eurem leiblichen Vater reden dürft, nein, nun will ich ihm um so mehr vertrauen und kühnlich nach Falkalon zu König Carl ziehn; denn warum soll mich Ivo, mein zweiter Vater, verrathen? Hab' ich ihm doch von jeher nichts als lauter Gutes erwiesen und treue und redliche Dienste geleistet, das wird er nicht also geschwinde vergessen können, daß er mich verrathen sollte, will mich also stracks auf den Weg machen.

Clarisse wurde sehr betrübt, da sie ihren Herrn so entschlossen sah; sie rief heimlich Ritsart zu sich und sagte: Ritsart, ich halte dafür, daß Euch allen Vieren großes Unglück begegnen wird, nimm deshalb diese vier Schwerter, aber laß meinen Herrn Reinold nichts davon merken, darunter ist eins, Florenberg, das an Vortrefflichkeit seines Gleichen sucht.

Ritsart nahm die Schwerter und verbarg sie unter seiner Kleidung, und nun zogen die Brüder aus auf vier Eseln und barfuß und in wollenen Hemden. Es war am frühen Morgen, und Reinold fing an mit lauter Stimme ein Lied zu singen, um sein trauriges Herz etwas zu erheitern, welches ihm aber sein Bruder, der betrübte Adelhart, heftig verwies.

So zogen sie fort und kamen gen Falkalon. Schon in der Ferne sahen sie viel Volks stehen, das bewaffnet war und auf sie wartete. Da wurde Reinold betrübt und sagte: Ach, meine Brüder, ich sehe nun wohl ein, daß uns mein Schwiegervater Ivo verrathen hat, denn dort sind viele gewaffnete Leute, die auf uns warten, dazu haben wir keine Rüstung und Waffen, auch kein Pferd als unsre Esel. Indem kamen die Feinde näher, und der Anführer der Schaar rennte mit seinem Speere voraus, um Reinold nieder zu stechen, indem er rief: Ergieb Dich nun, stolzer Reinold, denn Dein Schwiegervater hat dich um eine große Summe Goldes dem Könige verkauft. Reinold ließ sich schnell von seinem Esel zur Seite ab, aber der Speer traf ihn doch, so daß er für todt auf der Erde lag. Darüber wurden die Brüder sehr bekümmert, aber Reinold richtete sich bald wieder auf: da ging Ritsart zu ihm und gab ihm das Schwert Florenberg in die Hand und sagte: sieh, mein Bruder, das hat mir Deine Hausfrau Clarisse zu unserm Schutze gegeben; gab auch den andern Brüdern jedem ein Schwert und behielt auch für sich eins. Als Reinold das Schwert sahe, sagte er: O Bruder, nun ich meinen Florenberg in der Hand habe, bin ich voll guten Muths, und ich will nicht mehr Reinold heißen, wenn ich alle diese fürchte.

Das Volk war indessen mit seinen Anführern angerückt, und es entstand ein blutiges Treffen; alle vier Brüder gebrauchten sich so tapfer, wie es nur je die größten Helden haben thun können, vorzüglich aber Reinold, der mehr Thaten that, als sonst ein Mensch zu thun im Stande ist. So dauerte das Gemetzel bis in die Nacht; da zogen die Brüder die Harnische der Erschlagenen an und stiegen auf die Pferde.

Am Morgen erneuerte sich der Kampf, und Writsart wurde im Gedränge gefangen genommen, denn das Pferd war ihm unter dem Leibe zu Tode

gekommen. Eine Schaar führte den Gefangenen weg, um ihn König Carln zu überliefern; Adelhart wurde es zuerst inne, daß ein Bruder fehle und sagte es dem Reinold; dieser wurde wüthend und drang darauf, daß man Writsart wieder frei machen müsse; aber Adelhart sagte: Lieber Bruder, es ist uns für diesesmal unmöglich, wenn wir ihnen nachsetzen, wird uns die Menge umzingeln und überwältigen: immer noch besser, daß der eine verloren geht', als wir alle. Aber Reinold wurde zornig und sagte: Sollen wir es dulden, daß ein Bruder von uns gehenkt werde? daß man nachher sage: sehet, das sind die Brüder, die so lange gegen König Carl gestritten haben, und es doch am Ende haben leiden müssen, daß man einen von ihnen gehenkt hat? Nein, lieber will ich mein Leben daran setzen, denn fürwahr, das wäre uns eine sehr schlechte Ehre.

Er ritt also durch das Gedränge und traf auf die Schaar, die seinen Bruder Writsart wegführte; der eine von ihnen sah sich um und sagte: seht, da kömmt Reinold und geberdet sich nicht wie ein Mensch, sondern wie ein wahrer Teufel, lasset uns alle davon fliehen! Reinold kam herangesprengt und hieb die ersten nieder, die übrigen flohen, und so war Writsart wieder frei; worauf Reinold sagte: Bruder, ich habe Euch diesmal wieder frei gemacht, aber ich sage es Euch, es geschieht nicht wieder; warum lasset Ihr Euch so gar leichtlich fangen? Writsart sagte: Bruder Reinold, es war nicht meine Schuld, mein Pferd war todt, dazu so hatten sie mir im Handgemenge mein Schwert zerschlagen. Nun, es soll Euch für diesmal vergeben seyn, sagte Reinold; und so ritten sie wieder in den Kampf hinein.

Die Schlacht dauerte fort, aber es kam zu den Feinden eine Verstärkung. Ritsart war schwer verwundet, und so mußte endlich Reinold mit seinen Brüdern die Flucht ergreifen.

Vierzehntes Bild.

Die Belagerung auf dem Berge.

Reinold nahm den verwundeten Ritsart hinter sich aufs Pferd und er und die andern Brüder flohen auf einen nah gelegenen Berg. Derselbe Berg war sehr hoch und steil und ganz aus Marmorstein, und so beschaffen, daß nur immer ein Mann heraufgehn konnte. Von oben warf Reinold nun mit gewaltigen Steinen herunter, so daß Roß und Mann starb und Niemand sich dem Berge zu nähern getraute. Graf Galon, der das Heer anführte, sprach mit Ogier, der gerne seinen bedrängten Verwandten beigestanden hätte, wenn er's gewagt hätte, ohne für einen Verräther angesehn zu werden. Er ging dem Berge näher, um mit Reinold Unterhandlungen zu pflegen und ihn zu fragen, ob er sich ergeben wolle, oder noch länger zu fechten gedächte; er rief daher hinauf, daß Reinold mit Steinwürfen inne halten solle, er habe etwas mit ihm zu reden. Als er oben kam, sah er, daß die andern drei Brüder auf ihren Knieen lagen, und Gott um Hülfe anflehten, und daß Reinhold nur noch allein wacker sei. Er rieth ihnen hierauf, den Berg nicht zu verlassen und ging wieder fort, indem er sie in den Schutz Gottes befahl.

Reinold hatte auf Montalban einen Jüngling zurückgelassen, der die Wissenschaft verstand, in den Sternen des Firmaments bei der Nacht zu lesen; dieser stand oben auf der Burg und sah aus dem Laufe der Gestirne, daß Reinold sich mit seinen Brüdern in der größten Gefahr befinde, und daß er auf einem Berge belagert sei, ingleichen, daß König Ivo ihn um eine große Summe Goldes an Carl verrathen habe. Er lief sogleich zu Malegys, um es ihm anzusagen; dieser stand lustig in der Küchen und ordnete ein Abendessen an, weil er glaubte, daß die Brüder noch in dieser Nacht wiederkehren würden. Da Malegys das Unglück hörte, wollte er sich selber erstechen, so sehr war er in Verzweiflung; aber der Jüngling sagte: Malegys, was sollte Euch das helfen, wenn Ihr Euch umbrächtet? Suchet lieber Eure Vettern zu erretten, und nehmt derohalben Kriegsknechte mit Euch und setzt Euch auch auf das gewaltige Roß Bayart. Malegys fand den Rath gut, er foderte die Knechte auf und ging in den Stall um auf Bayart zu steigen. Aber Bayart schlug und biß um sich, wollte Niemand aufsteigen lassen, denn allein Reinold; Malegys aber erwischte einen Prügel, in der Meinung, das Roß mit Gewalt zu bezwingen, aber Bayart setzte sich auf die Hinterbeine und hätte den Malegys fast zerrissen, wenn er nicht schnell zurückgesprungen wäre. Da wurde Malegys betrübt und sagte: O du schändliches Roß! willst du nun in der Noth deinen Herrn Reinold verlassen, der sich in Lebensgefahr befindet? Kaum hörte Bayart diese Worte, so ließ er sich demüthig auf seine Kniee nieder, so stieg Malegys auf und der Zug folgte ihm.

Oben auf dem Berge lagen nun die vier Heymonskinder und waren von einer großen Macht belagert, Ritsart lag schwer verwundet und konnte sich nicht aufrichten. Adelhart und Writsart waren auf ihren Knieen und flehten zum barmherzigen Gott um Rettung und Hülfe, nur der starke Reinold war noch wacker und munter und hielt den Feind von dem steilen Berge zurück, indem er beständig große Felsensteine hinunterwarf. So verging ein Tag und eine lange Nacht und keine Hülfe war sichtbar. Auch der mächtige Reinold wurde schon ermüdet und alle Brüder waren in ihren Herzen tief betrübt, so daß sie endlich beschlossen, sich zu ergeben und zu sterben. Indem gewahrte Reinold in der fernen Morgensonne einen Reiter und verkündigte seinen Brüdern: ach, theure Brüder, rief er aus, ich erkenne mein Roß Bayart und meinen Vetter Malegys. — Da erhoben sich Writsart und Adelhart von den Knieen und sahen hin und erkannten ebenfalls das Roß und seinen Reiter. Da wurden sie voll Muths, und jauchzten und dankten Gott dem Herrn. Ritsart, der alles gehört hatte, sagte: meine lieben Brüder, ich bin sehr schwer verwundet, daß ich mich nicht durch eigene Kraft auf meine Beine stellen kann, ich bitte Euch, Ihr wollet mir aufhelfen, damit ich doch auch zu meinem Troste das Roß Bayart gewahr werde. Da hoben sie ihn auf und hielten ihn brüderlich in ihren Armen, und er sah ebenfalls das

Roß Bayart, worauf er sagte: Ach! mich dünkt, ich bin nun schon ganz gesund und von allen meinen Wunden genesen, seitdem ich dieses gute Roß gesehn. — Bayart aber machte sehr große Sprünge, um zu seinem Herrn zu kommen, es warf mit einem gewaltigen Stoß den Malegys ab, senkte dann vor Reinold seine Kniee und ließ ihn aufsteigen.

Es entstand ein neues blutiges Gefecht, Reinold brachte den Grafen Salon um, und die Kriegsknechte, die Malegys gebracht hatte, hielten sich sehr tapfer, so daß der Feind endlich die Flucht ergreifen mußte. Die Brüder waren ungemein erfreut und dankten Gott aus tiefem Herzen; aber Reinold schwur, den verrätherischen König Ivo mit dem Schwerte hinzurichten. Dieser aber hatte schon Nachricht erhalten, und war in ein Kloster geflohen, dort war er ein Mönch geworden, um seine Sünden abzubüßen.

Als Reinold zurückkam auf Montalban, wollte er erst seine Hausfrau Clarisse nicht ansehn, weil ihr Vater ihn ohne Ursach verrathen habe. Aber sie versöhnten sich bald und aßen und tranken, und Reinold gedachte der verlaufnen Thaten nicht mehr.

Funfzehntes Bild.

Reinolds Kampf mit Roland.

—

Roland wurde sehr zornig auf König Ivo, daß er nun sein Wort doch nicht gehalten habe, die Brüder auszuliefern; es war ihm lieb, daß sie auf die Art errettet waren, aber er wollte durchaus eine Rache an Ivo nehmen. Er zog daher mit den Genossen vor das Kloster, in welches Ivo geflohen war und hielt es belagert, in der Meinung, Ivo aufzuhängen, sobald er ihn in seiner Gewalt haben würde. Ivo vernahm die traurige Botschaft und schrieb einen überaus kläglichen Brief an Reinold, seinen Schwiegersohn, daß er ihm helfen möchte, weil er sonst eines schmählichen Todes sterben müsse. Reinold wollte sich nichts um den Verräther kümmern. Clarisse, seine Hausfrau, saß mit ihrem jüngsten Söhnlein, das sie Adelhart genennt hatte, grade neben ihm, als dieser klägliche Brief ankam, und sie weinte über das Unglück ihres Vaters so heftig und so von Herzen, daß Reinold dadurch über die Maßen gerührt wurde und sogleich seinen Harnisch anzog, und auf Bayart stieg, um den Verräther zu retten.

Als er vor das Kloster kam, war es schon erobert, und Roland machte eben Anstalt, den König Ivo aufzuhängen. Reinold ritt schnell hinzu, nahm im zornigen Muthe seinen Schwiegervater hinter sich aufs Pferd und floh mit ihm davon. Roland verfolgte ihn, weil er seinen Raub nicht fahren lassen wollte, hatte aber kein so gutes Pferd als Bayart war, deshalb entkam ihm Reinold. Darüber wurde er sehr ergrimmt und schalt Reinold einen Verräther, und die beiden Ritter setzten sich einen Tag fest, um ihre Sache auszukämpfen.

Reinold brachte daher seinen Schwiegervater nach Montalban, und wollte dann bald wieder zurück, weil er mit Roland einen Streit halten müsse. Clarisse weinte sehr, als sie die Nachricht hörte, denn Roland war ein Mann, der, wenn er gepanzert war, weder von Schwert und Spieß verwundet werden mochte. Aber Reinold ließ sich nicht irre machen und reiste ab.

Er bezeigte sich erst demüthig gegen Roland, weil er ein Vetter war, da aber Roland trotzig war, sagte er: Ihr müßt nicht etwa glauben, daß ich mich vor Euch fürchte, nein wahrlich nicht, und wenn gleich Eurer fünfe wären, und zog gleich seinen Harnisch an und stieg auf Bayart. Sie stießen heftig auf einander und mit solcher Gewalt, daß Roland sammt seinem Pferde zu Boden stürzte, welches ihm sonst noch in keinem Kampfe mit keinem Ritter begegnet war. Er erstaunte selber darüber, und raffte sich wieder auf, aber die übrigen Genossen litten es nicht, daß der Kampf fortgesetzt wurde.

So ritt Reinold mit frohem Herzen nach Montalban zurück, und Roland that eine Wallfarth zum heiligen Jakob von Compostella.

Sechzehntes Bild.

Reinold errettet seinen Bruder Ritsart.

—

Als Roland von seiner Wallfahrt zurückkam, traf er in einem Walde den Ritsart, der dort jagte. Roland ritt auf ihn zu und sagte, daß er sich gefangen geben müsse. Ritsart wollte sich ihm anfangs widersetzen, aber da ihm Roland versprach, ihn gegen König Carl zu schützen, so ergab er sich in sein Geleit und zog mit ihm nach Paris.

Malegys, der im Walde verborgen war, brachte diese Kundschaft sogleich den Brüdern auf Montalban; sie machten sich bereit, Ritsart zu erlösen; Malegys aber ging nach Paris, um zu sehen, wie es mit Ritsart werden würde.

Malegys kam als ein kranker Pilgrim mit geschwollenem Bein und einem dicken Bauche, dazu in einen rauhen Mantel gehüllt, ganz alt und unansehnlich zu König Karl und begehrte um Gottes Barmherzigkeit willen eine Mahlzeit von ihm. Carl aber schlug ihn derbe mit einem Stecken und sagte: ich traue keinem Pilgrim mehr, seit mich Malegys betrogen hat. Da gebärdete sich Malegys gar kläglich und fing als ein kranker Mann an zu weinen und zu schluchzen, so daß es König Carl wieder gereute, daß er einen heiligen Pilgrim geschlagen hatte, der noch überdies krank war. Er ließ ihn also an einen Tisch niedersetzen und Speise und Trank reichen, dazu bediente er ihn selbst, aus demüthiger Reue. Malegys dachte in seinem schalkhaften Sinne: ich sollte dir wohl gerne deinen Schlag wieder vergelten; als ihm daher der König einen so schmackhaften Bissen in den Mund stecken wollte, ergriff er gar behende mit den Zähnen dessen Finger und biß ihn tüchtig. Der König setzte sich vor Schmerzen abseits und sagte: Du schelmischer Pilgrim, warum thust du mir also? Du hättest

mir beinahe den Daumen abgebissen, wenn ich dich hätte gewähren lassen. — Malegys sagte: Verziehen mir, Ew. Majestät, ich war so gar sehr hungrig, daß ich nicht recht Acht darauf gab, ob es die Speise oder Euer Daumen war, daher geschah es ohne meinen Vorsatz.

Indem kam Roland mit dem gefangenen Ritsart in den Saal; König Carl war sehr ergrimmt, als er ihn sah, und schwur, ihn sogleich aufhängen zu lassen. Roland aber wollte es nicht zugeben, weil er ihm sicheres Geleit zugesagt hätte; eben so waren auch die übrigen Genossen dagegen. Der König fragte alle nach der Reihe herum, ob keiner es über sich nehmen wolle, den Ritsart aufzuhängen, aber alle schlugen es ab. Da that sich einer her, genannt Rype von Rypemont, der sagte, daß er es sich unterstehen wolle, wenn die Genossen ihm alle angeloben wollten, deshalb keine Rache an ihm zu nehmen. Alle sagten es ihm zu, außer Ogier, der unwillig im Saale auf und abging. Der König wurde ergrimmt, daß dieser es nicht auch versprechen wollte, gleich den andern; Ritsart sah indeß den Malegys in einer Ecke sitzen, er näherte sich dem Ogier und sagte: Ogier, gebt nur Euer Wort, denn ich sehe dort Malegys sitzen, und so komme ich gewiß nicht an den Galgen. Ogier gab also auch sein Versprechen, und Carl setzte nun den Tag fest, an welchem Ritsart zu Falkalon sollte aufgehängt werden.

Malegys begab sich indessen in großer Eile nach Montalban zurück, und sagte den Brüdern den Tag an, und daß sie sich rüsten sollten. Sie ritten also aus, und lagerten sich nahe bei einem Walde, von wo sie den Galgen genau sehen konnten. Sie stiegen ab und setzten sich in das Gras, wo Malegys ihnen die Geschichte erzählte, wie er dem König Carl in Finger gebissen habe, und indem sie noch sprachen, überfiel sie eine Schläfrigkeit, so daß sie alle einschliefen.

Der Zug mit Ritsart kam indessen zum Galgen, und Rype spottete seiner und sagte, daß er nun weiter auf keine Hülfe zu hoffen habe. Ritsart aber schaute sich sehr betrübt nach seinen Brüdern und Malegys und Bayart um, daß sie ihm helfen sollten, und da er keinen von ihnen allen gewahr ward, brach er in Thränen aus und ergab sich in sein Schicksal, denn sie schliefen alle im Walde, außer Bayart, der noch munter war. So mußte nun Ritsart wie ein Verbrecher auf die Leiter steigen, und als er fast oben war, sah ihn Bayart aus dem Walde heraus. Das Pferd fieng ein großes Geschrei an und wüthete und tobte so lange, bis Reinold aufwachte. Der sagte: Ei, du böser Schalk, das bin ich an dir ungewohnt, und wollte es schlagen, aber da sah er seinen Bruder oben beim Galgen und schnell stieg er auf Bayart und weckte die übrigen, und alle rannten mit voller Gewalt aus dem Walde heraus. Reinold schlug unter das Volk, so daß sie flohen oder umkamen, und Ritsart war wieder frei und Rype ward genommen und an den Galgen gehangen, weil er sich unterstanden hatte, den Ritsart aufzuhängen.

Ritsart war so froh und guten Muths, daß er sich noch die Rüstung des Rype anzog und auf sein Pferd stieg, um sich vom König Carl den versprochenen Lohn auszahlen zu lassen. Reinold mußte lachen, da er seinen Bruder noch so gutes Muthes sah, er folgte ihm von ferne mit Malegys und den übrigen Brüdern.

Carl sah mit Ogier grade aus dem Fenster, als sie in der Ferne einen Ritter über den Plan reiten sahen, den sie für Rype hielten. Carl war sehr erfreut, weil er glaubte, Ritsart sei nun gewiß und wahrhaftig gehangen, aber Ogier ward zornig und ging fort, um ihm entgegen zu reiten und mit ihm handgemein zu werden. Carl versammelte seine Ritterschaft, weil er fürchtete, daß Ogier den Rype umbringen würde, ritten ihm also allesammt nach. Aber Ritsart gab sich dem Ogier zu erkennen, als sie zusammen kamen, und der war nun zufrieden. Indem kam König Carl mit seinem Gefolge näher, und lobte den vermeintlichen Rype, daß er sein Versprechen so wacker ausgeführt habe. Darüber wurde Ritsart zornig und sagte: ich bin nicht Rype, der hängt am Galgen, sondern Ritsart! und rennte mit seinem Speer auf Carl zu und gab ihm einen guten Stoß auf die Brust. Darüber wurde ein Gefecht und Reinold kam mit seinem Gefolge heran und alle wurden mit einander handgemein. Reinold sprang von Bayart und ergriff König Carl und warf ihn hinter sich aufs Pferd, in der Meinung, ihn mit sich nach Montalban zu nehmen. Als die übrigen sahen daß König Carl gefangen war, setzten sie dem flüchtigen Bayart nach und das Gefecht ward noch hitziger; Reinold aber sah zurück und sah, daß seine Brüder mitten unter den Feinden kämpften, er warf daher den König Carl wieder von sich, so daß er weit in's Feld hinein flog, und meinte, das Herz im Leibe wäre ihm gesprungen; und so ritt Reinold wieder unter die Feinde und focht tüchtig, bis er seine Brüder salvirt hatte. Dann ritten sie alle nach Montalban.

Siebzehntes Bild.

Kunststück des Malegys.

—

Olivier war einst auf der Jagd und stand mit seinem Pferde auf einem hohen Berge. Da sah er unten nach dem Fluß hinunter und gewahrte einen Mann, der am Berge herum kroch, und Kräuter zu suchen schien; er gedachte gleich daran, daß es wohl Malegys seyn könnte, ritt also hinunter und sagte ihm, daß er sich gefangen geben sollte. Malegys setzte sich zur Wehre, aber Olivier schlug ihm das Schwert aus der Hand, und so mußte jener sich gefangen geben und dem Olivier nach Paris folgen, zornig zwar, aber doch nachgebend.

König Carl freute sich sehr, daß Malegys in seiner Gewalt sei, er wollte ihn sogleich aufhängen lassen, aber Malegys sagte: lasset mich noch bis morgen leben, das ist nicht lange, und mir ist es lieber. Das glaub' ich, antwortete Carl, Du denkst vielleicht mir zu entwischen, aber diesmal soll es Dir nicht gelingen, deshalb kann ich Dich wohl bis morgen leben lassen, dann aber sollst Du dafür gestraft werden, daß Du mir neulich beinahe den Daumen abgebissen hättest. — Wenn ich morgen hänge,

antwortete Malegys, so werd' ich nun wohl Ew. Majestät nicht mehr beißen. Das denk' ich auch, antwortete der König.

Es wurde zur Tafel geblasen und die Genossen saßen paarweise an kleinen Tischen; der König aber speiste allein; worauf Malegys sagte: für alle diese Herren ist gedeckt, außer für mich nicht, ich denke, ich setze mich zu Ew. Majestät, so machen wir auch ein Paar. — Du böser Schalk, antwortete Carl, darfst Du noch so lose Reden führen, ich dächte, Dir sollte die Lustigkeit wohl vergehn, da Du morgen sterben mußt. Aber die Reden des Malegys gefielen dem Roland, und er ließ den Malegys neben sich niedersetzen und sie aßen und tranken mit einander. Malegys wurde immer lustiger und sang einige Lieder, worüber sich alle verwundern mußten, da er so bald sterben sollte. Aber Malegys trank immer fleißiger, und sang:

Sollt' ich denn fröhlich nicht seyn?
Schmeckt mir doch Essen und Wein,
Morgen ist lange nicht heut,
Sterben hat doch seine Zeit,
Jedermann thut es ja leid,
Stirbt doch auch mancher noch heut.

Der König sagte: Du denkst Dich wohl vielleicht vom Galgen los zu singen, aber darin sollst Du Dich verrechnen, und sogleich ließ er ihn in einen festen Kerker führen und in Ketten legen und viel Eisen an die Füße binden, damit er durchaus nicht entlaufen könne. Gebt Ihr mich frei? sagte Malegys; gewiß nicht, antwortete der König. Nun so gebt nur gut auf mich Acht, redete darauf der Schalk, denn um Mitternacht denke ich Euch zu entlaufen. Damit wird es nun wohl keine Noth haben, sagte der König und ließ die festen eisernen Thüren doppelt zuschließen, und die Genossen mußten mit bloßen Schwertern die Nacht hindurch vor dem Gefängnisse Wache halten; so meinte der König, er solle ihm nun gewiß nicht entrinnen.

Aber um Mitternacht schüttelte Malegys die Schlösser von sich und die Eisen fielen ihm von den Füßen; darauf machte er durch seine Kunst die Schlösser und die eisernen Thüren auf und machte, daß die Genossen in einen festen Schlaf fielen und einer über dem andern lag. Worauf er ihre Schwerter und vieles kostbare Geräthe mit sich nahm und so schwer beladen nach Montalban eilte. Reinold war sehr erfreut, daß er die zwölf kostbarsten Schwerter in seiner Gewalt habe.

Am Morgen wollte König Carl den Malegys zum Tode führen lassen, stand deshalb ziemlich früh auf. Da fand er die Genossen schlafend, wie einer über dem andern lag, auch waren ihnen die Schwerter gestohlen und alle Thüren offen, und kein Malegys im Kerker, aber die Ketten und das Eisen war drin geblieben, worauf König Carl sehr erbost wurde und einen Eid that, er wolle Montalban belagern und mit eigner Hand die Schwerter erobern.

Achtzehntes Bild.

Montalban wird belagert; Frau Aya schließt einen Frieden.

—

König Carl brachte nun eine große Macht zusammen und zog mit allen seinen Genossen vor Montalban und hielt es belagert. Roland mußte hineingehn und die Festung auffodern, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben solle; aber Reinold wollte das nicht thun, sich aber ergeben, wenn König Carl ihm Verzeihung und Sicherheit verspräche. Das aber wollte König Carl wieder nicht eingehn, und so dauerte der Krieg wieder einige Jahre hintereinander, und ward auf eine blutige Art fortgeführt, so daß auf beiden Seiten viele Leute todt blieben.

In einer Schlacht stach Reinold den König vom Pferde und hätte ihn gefangen genommen, wenn ihn die Genossen nicht errettet hätten; aber an demselben Tage wurde Malegys entwaffnet, und für einen Gefangenen in das Lager des Feindes geführt. Der König wollte ihn am folgenden Morgen hinrichten lassen.

In der Nacht aber brauchte Malegys seine Kunst und ging vor das Bett des Königs und sagte zu ihm: Ew. Majestät, Reinold hat gebeten, daß wir beide zu ihm kommen sollen. Der König war bezaubert und antwortete: schon gut, ich wünsche nur, wir wären erst unterwegs. Darauf nahm Malegys den schlafenden König auf seine Schultern und trug ihn so gen Montalban. Dort legten ihn die Brüder in ein köstliches Bette und warteten dann, bis er aufwachen würde.

Der König war sehr verwundert und erschrak heftig, als er alle seine Feinde um sein Bette stehen sah. Reinold redete ihn an, er möchte ihm verzeihen und er wollte ihn sogleich freilassen und ihm mit seinen Brüdern dienen. Aber König Carl wollte nicht nachgeben, so viel gute Worte ihm auch Reinold gab, worüber Ritsart ergrimmte und sein Schwert zog, und den König umbringen wollte; aber Reinold hielt ihn zurück und sagte: das sei ferne von Dir, Bruder, daß Du unsern König umbringen solltest. Alle Brüder baten drauf und auch Malegys; aber Carl bestand auf seinem stolzen Sinn, daß sie sich ihm alle auf Gnade und Ungnade ergeben sollten. So viel wollte aber Reinold dem Könige auch nicht trauen, er ließ ihn daher frei in sein Lager zurück, aber der Krieg ward immer noch mit großer Wuth fortgesetzt, obgleich alle Genossen, insonderheit der Bischof Turpin, für Reinold baten.

Das Schloß Montalban war so fest, daß es der Feind durchaus nicht einnehmen konnte, aber der Proviant war den Belagerten gänzlich zu Ende gegangen, so daß sie in die größte Noth geriethen. Alle übrigen Pferde waren schon verzehrt, Reinold war in der größten Verzweiflung und rief: nun muß Bayart sterben. Er ging mit einem Messer in den Stall, um das Roß todt zu stechen; aber sein Bruder Adelhart folgte ihm und hielt ihn zurück und bat für das treue Roß. Bayart selbst fiel demüthig auf seine Kniee, als wenn er um sein

Leben bitten wollte. Darüber wurde Reinold sehr gerührt, so daß er weinte und ließ dem Bayart Gnade widerfahren.

Turpin hörte von dem großen Mangel, der in der Vestung herrschte und wurde sehr darüber betrübt, daß seine Verwandten solche Noth leiden sollten. Er vermochte daher den Roland dahin, daß er beim nächsten Angriff sich die Ehre ausbat den Vortrab anzuführen, und als das geschah, schaffte er den Brüdern wieder eine große Menge Proviants in die Vestung. So bekam auch Bayart wieder viel Futter und wurde wieder so stark als er nur je gewesen war.

Aber Reinold sah ein, daß er sich am Ende nicht gut auf Montalban würde halten können, weil der Proviant immer schnell verzehrt war; er beschloß daher, sich mit seinen Brüdern nach seiner Burg Ardane zu begeben, weil er sich dort besser schirmen könne. Er ließ also Bayart zu einer heimlichen Pforte hinausbringen; dort stiegen alle Brüder auf und ritten schnell nach Ardane. Malegys begab sich auf sein festes Castell.

Als König Carl diese Nachricht gehört hatte, zog er mit seiner Macht vor Ardane und hielt es belagert, denn es war sein ernstlicher Wille, die Brüder in seine Gewalt zu bekommen. Der Streit wurde heftig fortgesetzt und es blieb viel Volk und viele Ritter. Am Ende kam Reinold auch hier in sehr bedrängte Umstände und er sah ein, daß er sich mit der Zeit würde ergeben müssen.

Aber seine Mutter, Frau Aya, kam mit einem großen Gefolge in das Lager ihres Bruders, Königs Carl, um für ihre Söhne zu bitten. Sie ließ sich vor ihm auf die Kniee nieder und weinte heftig und bat um das Leben ihrer Kinder, und daß er sich möchte rühren lassen. König Carl hatte seine Schwester in so langer Zeit nicht gesehn, dazu so rührte ihn ihr Knien und ihre bitterlichen Thränen, so daß er ihr versprach, einen guten Frieden zu machen und alles zu vergessen, wenn die Söhne ihm das Roß Bayart in die Hände liefern wollten, damit zu schalten wie er Lust hätte, weil es ihm gar zu großen Schaden gethan habe. Frau Aya war von Herzen froh und ging sogleich in die Festung zu ihren Kindern, ihnen die Botschaft anzusagen. Adelhart setzte sich dagegen, daß man das Roß ausliefern sollte; aber Reinold sagte: wir wollen es thun, lieben Brüder, wir mögen vielleicht für das Roß auch Gnade erlangen.

Und so war denn nach einem langen Kriege der Friede geschlossen.

Neunzehntes Bild.

Das Roß Bayart wird ertränkt.

Die Brüder fielen im Beiseyn ihrer Mutter dem Könige zu Fuße, er hob sie gnädig auf und alle waren sehr erfreut, besonders ihre Mutter Aya. Hierauf nahm Reinold das Roß Bayart und gab es in die Hände Carls. Der König ließ ihm sogleich zwei Mühlsteine an den Hals binden, und es, wie er gelobt hatte, von der großen Brücke ins Wasser stürzen. Bayart sank unter, kam aber bald wieder in die Höhe und sah nach seinem Herrn Reinold; dann arbeitete er sich mit Schwimmen ans Ufer, schlug die Mühlsteine von sich und ging zu Reinold und liebkosete ihn. Der König sagte: Reinold, gebt mir das Roß zurück; Reinold nahm es, und gab es dem Könige, der ließ ihm zwei Mühlsteine an den Hals henken und an jeden Fuß einen und so wurde es von neuem in das Wasser geworfen. Es sank wieder unter, kam aber bald wieder oben, sah Reinold an, stieg ans Ufer und schlug alle Steine von sich, so daß sich alle über die Stärke Bayarts verwundern mußten. Bayart stand wieder bei Reinold und liebkoste ihn, wie zuvor, wodurch Reinold sehr gerührt war. Adelhart sagte: Bruder, verflucht mußt Du seyn, wenn Du das Roß wieder aus Deiner Hand giebst! O Bayart, wird Dir nun so gelohnt, daß du deinen Herrn und uns alle so oft errettet hast? Aber Reinold sagte: Brüder, sollt' ich um des Rosses will die Gunst des Königs verscherzen? nahm Bayart wieder und übergab ihn dem Könige mit den Worten: Wenn das Roß noch einmal wieder kömmt, kann ich es Ew. Majestät nicht wieder fangen, denn es geht meinem Herzen gar zu nahe. Da wurden dem Bayart wieder zwei Mühlsteine an den Hals gebunden und an jeden Fuß zwei, und er wurde zum drittenmale von der Brücke hinuntergestürzt. Reinold aber mußte fortgehn, damit ihn das Roß nicht wieder sähe und dadurch neue Kraft bekäme. Bayart blieb diesmal länger unter Wasser, dann kam er aber doch wieder mit dem Kopfe hervor und streckte ihn weit von sich, weil er seinen Herrn Reinold suchte; da er ihn aber nirgends gewahr werden konnte, verließen ihn nach und nach die Kräfte, er sank unter und kam nicht wieder ans Tageslicht.

Alle Brüder weinten und Reinold war im innersten Herzen betrübt; er verschwor es, Zeit seines Lebens wieder Sporen an den Füßen zu tragen, oder ein ander Pferd zu besteigen, zugleich wollte er das ganze Ritterleben aufgeben. Die Brüder blieben bei Hofe, er aber ging nach Montalban, wo er seiner Hausfrauen Clarisse den Tod Bayarts erzählte; sie fiel in Ohnmacht, als sie diese Nachricht hörte, wurde aber dadurch wieder etwas getröstet, daß die Brüder nun völlig mit König Carl ausgesöhnt wären. Hierauf schlug Reinold seinen ältesten Sohn Emmrich zum Ritter und gab ihm die Feste Montalban, auch den übrigen Söhnen schenkte er Land und Leute, dann küßte er sie alle nach der Reihe und verließ sie in der dunkeln Nacht.

Zwanzigstes Bild.

Reinold ein Eremit.

Reinold empfand die Eitelkeit alles menschlichen Treibens, begab sich deshalb in einen abgelegenen wilden Wald, weil ihm die ganze Welt nunmehr zuwider war. Da traf er einen Einsiedler, von dem lernte er das eremitische Leben und trachte so seine

Zeit mit frommen Gebeten und stillen Betrachtungen zu. Allenthalben ließ man Reinold suchen, man fand ihn aber nirgends, bis er nach einigen Jahren wieder freiwillig hervorkam, weil er gern seinen Vater Heymon sehn wollte und seine Mutter, Brüder und Kinder, in Summa, die Seinigen, die ihm theuer waren. Dann ging er wieder in seinen Wald zurück und führte sein stilles Leben weiter und that Buße für die mannichfaltigen Sünden, die er jemals im Laufe seines Lebens begangen hatte. Dann lebte er noch lange in der Einsamkeit und kam aus seinem Walde in die Welt, um seine Freunde zu sehn, und nach vielen Jahren starb er als ein frommer Waldbruder, als Roland schon bei Ronceval gefallen war und Carl gestorben und sein Vater todt, und viele der Helden sich zerstreut und verloren hatten.

Und hier endigt sich die Historie von Reinold und den übrigen Heymons Kindern.

Sehr wunderbare Historie

von der

Melusina.

In drei Abtheilungen.

1800.

Erste Abtheilung.

Wie oftmals durch Gunst der Frauen Männer zu hohem Glück und Ehre gelangt sind, davon findet man in der Geschichte viele Beispiele, unter andern auch in folgender sehr wunderbaren Historie, die vielen nur ein Mährchen dünken möchte, weil einige Umstände zusammen treffen, die fast an das Unwahrscheinliche gränzen.

Zu alten Zeiten lebte in Frankreich ein Graf von Forst, er hatte viele Kinder, war arm und lebte in einem anmuthigen Walde. Dieser Graf hatte viele Noth seine Kinder adelich und nach ihrem Stande zu erziehn, weil es ihm an Vermögen fehlte. Sonderlich that ihm dieses um seinen jüngsten Sohn Reymund leid, der schon früh ein hochstrebendes Gemüth in sich spüren ließ, denn er sprach am liebsten von Rittern, die sich durch wunderbare Begebenheiten und große Thaten zu den höchsten Ehren empor geschwungen hatten, auch ließ er sich vom Vater gern alte Geschichten erzählen, von solchen Leuten, die aus Armuth Fürsten und Könige geworden und wünschte sich ein gleiches Schicksal. Darüber wurde der Vater oft betrübt und führte ihm zu Gemüth, daß es nicht mehr die Zeit sei, an derlei Wunderwerke zu glauben und er möchte sich nur früh in seinen beschränkten Stand finden lernen. Reymund aber sagte: lieber Herr Vater, es ist noch nicht aller Tage Abend, so können wir auch nicht wissen, was aus mir noch werden möchte. Worauf der Vater antwortete: Nun, Gott möge Dich segnen, mein Kind, denn ich sehe wohl, Dein Sinn steht nach hohen Dingen.

Nicht weit vom Walde hatte der Graf Emmerich seine großen, weitläuftigen und reichen Güter; dieser war der Mutter Bruder des armen Grafen von Forst und also sein naher Vetter und Verwandter. Dieser Herr war neben seinem Reichthum in vielen Wissenschaften wohlerfahren, sonderlich in der Kunst der Astronomie, denn er wußte alle Abtheilungen des Jahrs, Mondwechsel, auch Sonnen- und Mondfinsternisse, konnte alles daraus wahrsagen und die schwersten Rechnungen machen: auch war ihm durch astrologische Weisheit das Firmament mit seinen Sternen nur wie ein lieber Freund, den er um Rath fragen durfte, wußte auch genau anzugeben, wo die Planeten standen und wann sie auf und wann sie untergehn, in Summa er war von allen Leuten im Lande wegen seiner Kenntnisse und großen Reichthums sehr hochgeachtet. Dieser Mann hatte nur zwei Kinder, einen Sohn, welcher Bertram hieß, und eine Tochter. Er rechnete mit seiner Kunst aus, und wußte es auch schon vorher, daß seinem armen Vetter, dem Grafen von Forst, die Erziehung seiner vielen Kinder zur Last falle, nahm sich also in seinem großmüthigen Herzen vor, eins davon zu sich zu nehmen. Machte also ein großes Gastmahl und lud dazu auch seinen Herrn Vetter ein, der auch mit drei von seinen Söhnen kam, unter welchen sich Reymund, der jüngste, befand. Graf Emmerich sah, daß sich alle höflich betrugen und alle in guter Kleidung zu ihm kamen und war damit sehr zufrieden. Während der Mahlzeit warf er eine besondre Liebe auf Reymund, der sehr geschickt und artig sein Hütlein beim Beten vor das Gesicht zu halten wußte, wiewohl die andern sich auch andächtig bezeigten, nachher zierlich und sauber aß, seinem Herrn Vetter in allen Dingen aufwartete und sich überhaupt als ein feiner Gesell betrug.

Nachdem alle abgespeist hatten, gingen der Graf Emmerich und Graf Forst beiseit und Emmerich sagte zu seinem Vetter: ich danke Euch vielmals, mein Herr Vetter, daß Ihr zu meinem Gastgebot

habt erscheinen wollen, auch alle so höflich und in neuen Kleidern gekommen seid, welches suchen werde, bei einer andern Gelegenheit zu vergelten. Ihr habt außerdem viele und wackre Kinder, und viele wohlerzogene Kinder besitzen, ist von je an für einen Segen des Himmels gerechnet worden; doch giebt es einen Fall, wo man sich lieber deren einige mit Freuden abthun möchte, wenn man nämlich sehr viele hat und sich selber dabei in Armuth befindet, denn alsdann müssen die Kindlein der ihnen zukommenden Erziehung entbehren, wodurch sie nicht nur kein Vermögen, welches nicht sonderlich zu achten, bekommen, sondern selbst ihren zukünftigen guten und tugendhaften Lebenswandel verlieren. Will dieses übrigens nicht von Euch, Herr Vetter, gesagt haben, denn mir ist nicht unbekannt, daß einem so verständigen Manne fast alles möglich zu machen ist, wie Ihr es denn auch mit der That beweiset; wollte Euch dennoch höflichst und inständigst um Euer jüngstes Söhnlein Reymund gebeten haben, mir solchen zur Erziehung zu überlassen, denn er hat mir doch gar zu artlich gedünkt, sowohl mit Beten, als saubern Mundwischen, auch allem übrigen gottgefälligen Betragen, will ihn wie meinen eignen Sohn halten, ihm auch Vermögen hinterlassen.

Als der Graf von Forst diese Rede seines Herrn Vettern verstanden hatte, überkam er eine große Freude und antwortete: mein Herr, Euer edles Herz, wie Eure weltbekannte große Wissenschaft leuchten gleich sehr aus dem, was Ihr gesagt, herfür, und so geschieht es denn auch zu meiner größten Zufriedenheit, daß ich Euch mein jüngstes Söhnlein, den Reymund, ob er mir gleich das allerliebste Kind, übergebe und ausliefere, denn bei mir hat er, wie Ihr wißt, kein großes Glück zu hoffen, darum will ich ihm mit meiner väterlichen Liebe nicht im Wege stehn. Nehmt ihn hin und möge er Euch nur am letzten Tage noch eben so gut gefallen, als am ersten, möge er in der Gottesfurcht aufwachsen, damit Euch Eure Wohlthätigkeit und Liebe zu ihm nicht dermaleinst gereut.

So gaben sie sich die Hände und waren mit einander einverstanden. Der Reymund wurde von dem Handel unterrichtet und weinte viel, welches dem Grafen Emmerich wieder sehr gefiel, weil er daraus seine Liebe zum Vater erkannte und sich auch dergleichen versprechen durfte. Endlich schieden sie, und der Graf von Forst reiste nach seinem Walde zurück.

Der Reymund war von nun an immer in Gesellschaft seines Herrn Vetters, des Grafen Emmerich, bei dem er alle adlichen Sitten, auch reiten und stechen lernte. Der Graf war ihm wegen seiner Tugenden so zugethan, daß er ihn fast seinem Sohne vorzog, worüber dieser aber auch nicht neidisch war, weil Reymund ihm höflich und freundlich begegnete, und überhaupt der Liebling des ganzen Hauses wurde. Wo er konnte, diente er jedermann, dabei war er niemals trotzig und hochmüthig, mit keinem zänkisch, sondern immer nachgebend. So wuchs er auf und der junge Graf Bertram war mit ihm von einem Alter.

Graf Emmerich war ein großer Freund von der Jagd und Reymund mußte ihn fast immer auf allen seinen Zügen begleiten. So waren sie auch eines Tages mit großer Gesellschaft in den Wald hinaus gezogen, mit Jägern und Hunden und allem Zubehör. So kam ein wildes Schwein daher, das sie alsbald niederlegen wollten, dieses aber haute viele von den Hunden zu Schanden, eilte wieder fort und zog die ganze Jagdgesellschaft nach sich in den Wald, so daß der Graf und Reymund allein zurück blieben. Es war schon Mondschein und Nacht in demselben Walde und nicht lange währte es, so waren sie verirrt, worauf Reymund zu seinem Herrn Vetter sagte: wir sind in der Nacht von unsern Leuten gekommen, haben auch die Hunde verloren, uns selber verirrt, darum wäre es wohl gut, einen Ort zu finden, wo wir unterkommen möchten. Worauf der Graf zur Antwort gab: Du rathest wohl, können wir es doch versuchen, denn der Himmel ist gestirnt und der Mond scheint helle genug. Darauf ritten sie im Holze hin und her, um einen geraden Weg zu finden, fanden ihn aber nicht und wurden verdrüßlich; endlich geriethen sie auf eine schöne Straße und Reymund sagte: dieses dürfte wohl die Straße nach unserm Schlosse seyn; jetzt wollen wir nur einige von unsern Leuten auf suchen, die die Wege besser kennen: worauf der Graf mit den Worten erwiederte: es kann seyn, ich will Deinem Rathe folgen.

Indem sie noch so ritten, betrachtete der Graf mit Aufmerksamkeit das Gestirn am Himmel, seufzte bei sich und sprach: O Gott, wie sind doch deine Wunder so groß und mannichfaltig, wie hast Du die Natur in solcher Gestalt zugerichtet und wie magst Du es zulassen, daß ein Mann durch seine Missethat zu so großem zeitlichen Glück und hohen Ehren gelangen möge? Komm hieher, mein Sohn, fuhr er gegen Reymund fort, und betrachte einmal die Gestalt des Himmels, sieh jenen röthlichen Stern, der herauf kommt und sich dem weißen nähert, sie machen zusammen ein wunderliches Licht und seltne Stellung und bedeuten, daß in dieser Stunde ein undankbarer Diener seinen Herrn und Wohlthäter erschlägt, und dadurch zu allem zeitlichen Glücke gelangt.

Wie ist dieses möglich, antwortete Reymund, daß Ihr es aus den Gestirnen erkennen mögt?

Die Natur, sagte Emmerich, ist wunderseltsam mannichfaltig und auch wieder sehr einfach, der Himmel ist ein Spiegel der Erde, die Erde des Himmels, ja ein jedes Ding spiegelt sich im andern wieder, erschafft jenes und wird erschaffen, dieselben Kräfte in vielen Gestalten, dieselben Bildungen aus verschiedenen Kräften, wie tausend Ströme die durcheinander fließen, sich verwirren und in schöner Ordnung regieren, wie tausend Geister, die sich spielend einer im andern bewegen und so die Welt in Wechsel darstellen und festhalten; mir und meinesgleichen ist die Kunst gegeben, den Abgrund an der Höhe des Firmamentes zu erkennen, ich finde die Gestirne in mir und im Abgrunde wieder, unser Herz zieht die Liebe der Geister an sich und so mögen wir im großen Spiegel Vergangenes und Künftiges wahrnehmen.

Dieses ist zu verwundern, sagte Reymund; worauf sie weiter ritten und ein Feuer fanden, das die Hirten im Holze angezündet hatten. Sie stiegen von den Pferden ab, suchten Holz zusammen und legten es auf das Feuer, weil es in der Nacht sehr kalt war, um sich an der Flamme zu wärmen. Als sie noch damit beschäftigt waren, sich zu wärmen, hörten sie durch das Holz etwas kommen, mithin ergriff Reymund sein Schwert, und der Graf seinen

Spieß, und sie konnten nicht damit geschwinde genug seyn, denn es kam ein großes Schwein, klopfete mit seinen Zähnen an den Bäumen und schnaubete sehr. Da schrie Reymund seinem Vetter zu und sprach: O Herr Vetter, schont Euer Leben und steigt lieber in aller Eile einen Baum hinauf. Der Graf aber that dieses nicht, sondern sagte: Solches ist mir noch nie vorkommen noch widerfahren, soll mir auch, wenn es Gott will, niemals fürgehalten noch bewiesen werden, daß ich vor einem Schweine so schändlich fliehe, oder mich auf die Bäume bezebe. Dem Reymund that es Leid, daß sein guter Rath nicht befolgt wurde; der Graf hielt hierauf den Spieß vor, das Schwein lief daran, schlug aber den Stich ab, indem es sich nur wenig verwundete, und den Grafen zur Erden niederwarf. Darauf nahm Reymund seines Herrn Vetters Spieß, wollte damit das Schwein niederlegen, fehlte aber und stieß damit in seines Herrn Vetters Leib, zog ihn aber gleich wieder heraus und brachte das Schwein um, kehrte sich wieder zu seinem Herrn Vetter, fand ihn in Todesnöthen liegen und sah, wie er alsbald verschied.

Wie nun Reymund das jämmerliche Unglück, so er angerichtet, recht bedachte, fing er eine laute und bittere Klage an, raufte seine Haare aus, rang die Hände und weinte von Herzen, indem er ausrief:

Ach Glück! wie hast Du mich so arg belogen,
Reich machst Du arm, und Arme oft zu Reichen,
Dem magst Du Trost, dem andern Jammer reichen,
Dem bist Du Feind, und jenem dort gewogen.

Bös Glück! welch Leid hast Du mir zugewogen?
Ist noch ein Jammer meinem zu vergleichen?
Muß so der edle Vetter mein erbleichen?
Wollt' ihn erretten, wurde schlimm betrogen.

Ich stieß ihn undankbar in sein Verderben,
Das Auge mußte, so die Hand auch fehlen,
Der eigne Speer von seinem Blut geröthet:

O könnt' ich doch an seiner Seite sterben,
Denn so wird der Verdacht mich ewig quälen,
Ich habe gar mit Vorsatz ihn getödtet.

So klagte er in der Nacht und alle seine Sinne kamen in Verwirrung, er wußte nicht mehr, ob er die Mordthat mit Fleiß begangen hatte, und klagte sich selber auf das härteste an. Dann setzte er sich in Leid und Betrübniß wieder auf sein Pferd, wußte nicht wohin und ließ es ohne Lenkung und Führung freiwillig dahin gehn, wohin es nur wollte.

Es befand sich ein Brunnen im Walde, auf einem schönen freien Platz, der aus einem Felsen entsprang und den man gewöhnlich nur den Waldbrunnen nannte; hieher ging das Pferd mit Reymund, und beim Brunnen standen drei schöne Jungfrauen, die aber Reymund in seiner tiefen Betrübniß nicht bemerkte. Die jüngste und schönste von den dreien ging ihm entgegen, und sagte: nie ist mir ein solcher Ritter vorgekommen, der vor Damen vorbei reitet, ohne sie anzureden. Reymund aber trieb sein Klagen und Jammern weiter, so daß er gar nicht hörte, was sie sagte, worauf sie das Pferd beim Zügel fing und sprach: Ihr müßt wohl nicht aus adelichem Blute seyn, denn sonst würdet Ihr uns nicht so stillschweigend vorüber reiten.

Nun erwachte Reymund erst aus seiner Betäubung und erschrak, als er ein so schönes Fräulein vor sich sah: er wußte nicht, war er lebend oder todt, oder war sie ein Gespenst, oder ein Fräulein. Er stieg aber alsbald mit der größten Behendigkeit vom Pferde herunter und sagte: ich bitte, Ihr wollet mir verzeihen, denn ich bin wohl ein Ritter und aus adelichem Blut, aber meine Unglücksfälle haben mich dermaßen erschüttert, daß ich vor tiefster Betrübniß Artigkeit gegen Damen aus den Augen zu setzen mich genöthigt sehe.

Sie antwortete: lieber Reymund, Euer Klagen und Euer Unglück thun mir sehr leid. Worüber er sich verwunderte, daß sie seinen Namen wußte und sagte: Wie könnt Ihr doch meinen Namen wissen, da ich Euch nicht kenne? wie ist es denn möglich, daß Ihr Euch mit dieser großen Schönheit, edlem Leibe und trefflichen Angesichte hier allein im Walde befindet? Und wie kömmt es, daß mir mein Gemüth sagt, es würde mir durch Euch einiger Trost zukommen, ja daß ich schon, indem ich mit Euch rede, den süßen Klang der Stimme von diesen holdseligen Lippen vernehme, in zauberischer Gegenwart Eurer Lieblichkeit, meine Leiden gelindert fühle?

Das Fräulein sagte hierauf: theurer Reymund, habt Ihr gleich Euren Herrn Vetter und das Schwein umgebracht, und seid dadurch in große Noth gerathen, so ist dieses doch gegen Euren Willen geschehn und ich sage Euch hiermit, daß Euch Glück, Reichthum und Macht wird zu Theil werden, wie noch keinem jemals in Eurer Familie geschah, denn was Euer Herr Vetter geweissagt hat, das muß an Euch selber in Erfüllung gehn und es wird auch mit göttlicher Hülfe vollbracht werden.

Wie Reymund hörte, daß sie von göttlicher Hülfe sprach, wurde er noch beherzter, weil er nun glaubte, daß das Fräulein kein Gespenst, auch keine Heidin, sondern eine Christin sei, und sagte daher: aber mein schönstes Fräulein, wie wißt Ihr doch meinen Namen, oder welch ein Unglück mir begegnet ist, da ich Euch vorher niemals mit Augen gesehn habe, denn Ihr wart nicht zugegen, als das Unglück geschah, noch habe ich Euch vorher jemals bemerken können.

Sie sagte: tröstet Euch nur und seid allerdings unbekümmert, denn ich bin eben diejenige, durch welche das in Erfüllung gehn muß, was Euer Herr Vetter kurz vor seinem Tode geweissagt hat: zweifelt auch nicht daran, daß ich eine gute Christin sei, wie ich denn in der That merke, daß Ihr daran zweifelt, denn ich glaube alles, was einem guten Christen zu glauben zukommt, als daß Christus für unser Heil gestorben und an das bittere Kreuz genagelt ist, daß er nach dreien Tagen auferstanden, item, daß er der eingeborne Sohn Gottes ist, und so weiter, gen Himmel gefahren, nebst allen Dingen, die zu unsrer heiligen Religion gehören. Darum vertraut mir nur, und Ihr sollt so weise, reich und mächtig werden, wie es noch keiner je in Eurem Geschlechte gewesen ist.

Als Reymund dies gehört hatte, bekam er seinen Muth und auch seine Farbe wieder, denn alle Zweifel waren nun bei ihm verschwunden; er antwortete daher: holdseligstes und schönstes Fräulein, nunmehr bin ich bereit, alles das zu thun, was Ihr mir gebieten werdet, denn ich sehe wohl,

daß es eine Schickung Gottes ist, und nichts anders: darum sagt mir nur, was ich thun soll, und wenn es nicht mein Vermögen oder meine Kräfte übersteigt, soll es gewiß in Erfüllung gesetzt werden.

Worauf das Fräulein antwortete: Reymund, Ihr sollt mir schwören, daß Ihr mich zum ehelichen Gemahl nehmen wollt, aber an keinem Sonnabend weder nach mir fragen dürft, noch Euch sonst um mich bekümmern, sondern diesen Tag muß ich ganz ausdrücklich für mich behalten, worauf ich Euch aber wieder schwöre, nichts zu thun, noch mich an selbigem Tage irgend an einen Ort zu verfügen, der Eurer Ehre nachtheilig seyn könnte.

Reymund schwur sogleich und sie fuhr fort: wenn Ihr diesen Euren Schwur jemals brecht, so wird es Euch selbst zum Nachtheil gereichen, denn Ihr werdet dadurch an Gut und Ehre, an Land und Leuten merklich abnehmen; auch werdet Ihr mich selbst verlieren. Reymund schwur noch einmal und versprach, ihr in allem zu gehorchen, worauf sie ihm sagte, daß er nach dem Schlosse zurück reiten möge, und sagen, daß er seinen Herrn Vetter im Walde verloren habe und nicht wisse, wohin der gekommen sei, man werde diesen hierauf suchen, finden und mit vielen Wehklagen begraben. Dann würden alle Vasallen erscheinen, den jungen Grafen Bertram für ihren Lehnsherrn erkennen, und die Lehn von ihm begehren, zu diesen solle er sich auch begeben und zum Lohn für seine Dienste nur so viel Landes bitten, als man mit einer Hirschhaut umschließen könne, welches ihm jener gewiß nicht versagen würde; er solle aber nicht vergessen, sich hierüber eine schriftliche Versicherung mit allen Siegeln ausfertigen zu lassen. Reymund würde hierauf einem Manne mit einer Hirschhaut begegnen, dem er sie abkaufen müsse, ohne zu handeln, diese müsse er in die dünnsten Riemen schneiden lassen, sie in einen Büschel zusammenlegen, und sich am Tage der Vergabung damit nach dem Waldbrunnen begeben, hier solle er mit dem Riemen dann so viel Land umfassen, als ihm nur möglich wäre. Nach allem diesen zeigte sie ihm noch den rechten Weg nach dem Schlosse und bestimmte ihm einen Tag, an welchem er sie wieder am Brunnen im Walde sprechen könne.

Reymund empfahl sich ihr, versprach alles auszurichten, wie sie es ihm befohlen und eilte alsdann nach dem Schlosse zurück. Als er des Morgens dort ankam, fragte ihn jedermann nach dem Grafen seinem Herrn; er aber sagte, er habe ihn im Walde verloren, wisse nichts von ihm, könne also auch keine Nachricht ertheilen. Endlich kamen des Grafen Diener alle von der Jagd wieder zurück, keiner von allen wußte vom Grafen. Da entstand im Hause ein großes Wehklagen, besonders von den Kindern und der Gräfin ihrer Mutter. Die Diener wurden ausgeschickt, das Holz wurde durchsucht und endlich fand man auch den Leichnam neben dem todten Schwein. Sie brachten ihn in das Schloß und das Wehklagen und das Jammern vermehrten sich noch um ein Großes: wurde dem todten Grafen hierauf ein köstliches und ehrliches Begräbniß angestellt, die Glocken geläutet, alt und jung versammelt und in Thränen der Mann allgemein bedauert, und Männer und Frauen, Geistliche und Weltliche in schönen Trauerkleidern zugegen, alle hoch und tiefbetrübt, vorzüglich Reymund, wie es ihm das Fräulein im Walde gerathen hatte.

Als der Graf begraben war, kamen alle Vasallen und Lehnsleute zu seinem Sohne, um die Lehn von ihm zu empfangen, unter diesen auch Reymund, der so, wie ihn Melusina unterwiesen hatte, nur um so viel Landes beim Waldbrunnen bat, als er mit einer Hirschhaut umschließen könne. Dem Bertram schien dies für seine langen und getreuen Dienste eine geringe Belohnung, hielt ihn überhaupt für im Kopfe verwirrt, und sagte ihm also mit verbißnem Lachen dieses Erdreich zu. Ließ hierüber auch ein Dokument mit seinem Siegel und Petschaft ausfertigen, so daß nachher kein Streiten darüber möglich war. Denselben Morgen noch kaufte Reymund die Hirschhaut, die er in einen langen und ganz dünnen Riemen schneiden ließ, und als dies gethan war, ging er wieder zum Grafen Bertram, ihn zu bitten, ihm nunmehr die versprochne Gabe durch einige seiner Räthe überantworten zu lassen.

Sogleich wurden einige von den Räthen mit ausgeschickt, und Bertram lachte innerlich, daß jener sein Besitzthum einer Hirschhaut so eifrig betrieb. So kamen die Räthe mit Reymunden zum Waldbrunnen, und verwunderten sich über die maßen als sie sahn, daß er die Hirschhaut zu einem ganz dünnen Riemen geschnitten hatte. Zwei unbekannte Männer nahmen hierauf den Riemen, steckten einen Pfahl in die Erde, und umzogen nun mit dem Faden viel Holz, Wiesen und Felsen, den Waldbrunnen und eine große Weite des Thals, in welchem ein angenehmer Bach floß. Die Räthe waren gar sehr erstaunt, mußten aber den Vertrag halten, welchen Graf Bertram mit seinem Wappen untersiegelt hatte. Die Räthe kamen hierauf zum Grafen zurück und erzählten ihm, was vorgefallen, die Hirschhaut sei ganz in einen dünnen Riemen zerschnitten, zwei unbekannte Männer hätten damit viel des Gebiets beim Waldbrunnen umschlossen, es habe geschienen, als wenn der Riemen sich immer mehr auseinandergezogen, je weiter sie gegangen, auch sei ihnen das ganze Revier viel größer vorgekommen, als es ihnen wohl ehemals geschienen. Worauf der Graf antwortete: Es ist eine fremde Sache und mag wohl ein Gespenst seyn, denn ich habe oft sagen hören, daß fremde Wunder bei dem Waldbrunnen geschehn seyn, gebe Gott nur, daß es zu seinem Besten ausschlage, denn er ist doch unser Vetter und naher Verwandter, ist immer besser, als wenn er im Haupte verwirrt wäre, wie ich anfangs gedachte, so ist er aber klüger, als man von ihm denken mochte, dürfen es ihm auch nicht mit Gewalt wieder nehmen, weil er unsre Unterschrift und Siegel hat. Reymund ging hierauf selber noch zum Grafen, um ihm für die empfangene Gabe Dank zu sagen, der ihn auch sehr freundschaftlich empfing.

An dem bestimmten Morgen ging Reymund ganz in der Frühe wieder zum Waldbrunnen, wo er auch schon seine geliebte Melusina, seiner wartend, antraf, die ihm mit den Worten entgegen kam: sei mir gegrüßt, Reymund, Du bist ein weiser und vernünftiger Mann, denn Du hast alles so ausgerichtet, wie ich es Dir gerathen habe. Hierauf gingen sie in eine Kapelle, wo sie viel schönes Volk, Frauen, Ritter, Knechte, Priester und kostbar gekleidete Leute sahen. Reymund verwunderte sich und fragte, wo alles das Volk hergekommen sei? Me-

lusina antwortete: wundere Dich nicht darüber, denn es ist alles das Deinige und sie sollen Dir auch ihre Ehrerbietung bezeigen. Hierauf wendete sie sich zu den Leuten und befahl ihnen, den Reymund als ihren Herrn anzuerkennen, und ihm Treue, Gehorsam und Liebe zu geloben, welches sie auch alles sogleich mit großer Freude und aller Unterwürfigkeit thaten.

Reymund wollte noch immer nicht seinen Augen trauen, dachte: wo krieg' ich all dergleichen Volk her? wobei er innerlich zu Gott betete, weil er meinte, es dürfte das ganze Wesen nur ein schlimmes Gespenst seyn. Melusina weckte ihn bald aus diesen Gedanken, indem sie zu ihm sagte: Reymund, nicht eher sollst Du ganz meinen Stand und mein Wesen erkennen und erfahren, bis ich Dein ehliches Gemahl bin. Worauf Reymund sagte: ich bin bereit, Euren Willen zu allen Zeiten zu erfüllen. Nun wohlan, sprach Melusina, so wollen wir unsre Hochzeit auf künftigen Mondtag ansetzen, doch muß es dabei eine ganz andere Gestalt haben und ehrlich zugehn, so daß wir alle Gebräuche erfüllen, die dabei üblich sind; lade daher Gäste und Zeugen ein, und sorge nicht, daß es an Speis und Trank, oder irgend einer Ergötzlichkeit fehlen dürfte, denn ich will alles besorgen.

Reymund ritt hierauf wieder nach dem Schlosse seines Vetters, des Grafen Bertram, zurück, er fand ihn bei seiner Frau Mutter, trat vor beide hin, machte einen zierlichen Reverenz und sagte: gnädiger Herr Vetter, auch gnädige Frau, es ist billig, da ich Euer Verwandter und Diener bin, Euch meine Geheimnisse nicht länger verborgen zu halten, muß Euch also sagen, daß ich mir eine Frau nehmen will, und die Hochzeit am nächsten Mondtage beim Waldbrunnen zu feiern gesonnen bin, bitte Euch also beiderseits demüthig, mir die Ehre zu gönnen und dabei Eure persönliche hohe Gegenwart zu schenken.

Der Graf antwortete hierauf: Mein lieber Herr Vetter, Euch zu Ehren und zu Liebe will ich herzlich gern dahin kommen, auch mit anständigem Gefolge, hoffe auch, daß meine Frau Mutter mit mir gehen wird; doch muß ich fragen: wer ist Dero Frau Gemahlin, oder von wannen ist sie, denn es wäre nicht gut, wenn sich mein Herr Vetter durch eine zu schnelle Heirath unglücklich machte. Aus welcher Gegend und von welchem Geschlechte ist sie? denn ich möchte auch gern wissen, ob sie denn wohl adlich sei, da ich Euch zu Ehren mit Gefolge und meiner Frau Mutter auf Eure Hochzeit kommen will.

Reymund antwortete: Herr Vetter, es kann nicht geschehn, es jetzt zu sagen, denn ich weiß es dermalen selber noch nicht, ich weiß auch nicht von wannen sie ist, oder was sonst ihr Wesen seyn mag, begnügt Euch damit, sie Mondtags in ihrem Stande zu sehn.

Der Graf antwortete: Herr Vetter, das ist ziemlich wunderlich, daß Ihr ein Weib nehmt, welches Ihr selbst nicht kennt, ich fürchte, daß Ihr angeführt werdet, wie es schon so manchem ergangen ist, und komme fast auf meine erste Vermuthung zurück, daß Ihr im Haupte verwirrt seyn mögt. Ihr nehmt mir diesen meinen guten Rath nicht zum übeln, denn es geschieht nur deswegen, weil ich zu Eurer Hochzeit kommen soll und da fiele die Schande nachher auch mit auf mich.

Reymund antwortete: Herr Vetter, Eure Warnung nehme nicht sonderlich übel, weil Ihr meine Gemahlin nicht kennt, die so schön und klug ist, daß sie ohne Zweifel von hoher Abkunft seyn muß, bin übrigens im Haupte recht gescheidt, trotz dem Besten im ganzen Lande und zu jeder Probe erbötig, will übrigens die Frau selber heirathen und keinen andern dazu überreden, steht sie mir an, so ist es gut, ist sie mir schön und edel genug, so hat Niemand weiter etwas darnach zu fragen, gräme mich auch nicht übermäßig, wenn Ihr nicht zu meiner Hochzeit kommen wollt, denn ich werde schon andre und nicht minder gute Gäste zu finden wissen.

Es war nicht so gemeint, mein lieber Herr Vetter, antwortete hierauf der Graf behende, denn er furchte sich; ich und meine Frau Mutter und die meinigen wollen zur Hochzeit kommen, und rechnen es uns zu sonderbarer Ehre dazu geladen zu seyn. Wofür sich denn Reymund mit vielen und höflichen Worten bedankte.

Am Mondtag Morgen ritt der Graf Bertram mit seiner Mutter und seinem Hofgesinde aus, nach dem Waldbrunnen zu; man unterredete sich unterwegs davon, wie man wohl keine Herberge finden dürfte, weder für Pferde noch Menschen, noch auch Speise und Trank in gehörigem Maaß, oder andre Ergötzlichkeit; indessen tröstete sich der Graf und meinte, ein schlimmer Tag würde bald vorübergehn. So zogen sie durch den Wald und als sie auf den offnen Platz zu den Felsen kamen, zeigten sich zwischen den Bäumen viele schönen Zelter auf dem grünen Boden aufgebaut, allenthalben sah man einen großen Rauch aufsteigen vom Kochen und vom Braten, eine Menge Volks in schönen Kleidern war zugegen, die Zelter prangten mit Fähnlein und buntgemalten Wappen, liebliche Musik erscholl, die Köche waren bei den Backöfen und in den Küchen geschäftig, abliche Herrn und Damen sah man auf dem reizenden Plan hin und wieder spazieren. Alle dachten, es möchte wohl ein Gespenst seyn, was sie sahen, als ihnen sechszig treffliche Ritter entgegen kamen und sie im Namen des Bräutigams und der Braut begrüßten, worauf sie sie zu Reymunden selber brachten, der ihnen vor allen übrigen Gästen, die zugegen waren, die größte Ehre erwies.

Die Pferde wurden ihrerseits an die Krippen gezogen, wo man ihnen schönen Haber vorlegte, Frauen und Jungfrauen kamen der Gräfin entgegen, um sie zu empfangen, worüber sich diese nicht genug verwundern konnte, da sie sich an diesem seltsamen Orte dergleichen Aufnahme nicht versehn hatte. Reymund führte hierauf die Gäste in seine Wohnung, wo auch eine Kapelle war, reich mit mancherlei Kleinodien ausgeziert. Nun wurde zur Brautmesse geläutet, und das schöne Fräulein Melusina trat in allem ihrem Schmucke herfür, so daß aller Augen von ihrem Glanze wie von ihren Reizen geblendet wurden; ein feines Gewand schloß sich an den edlen Wuchs der Glieder, und wie die Sommerlüfte spielend um sie wehten, flossen in zarten Wellen die Falten des Gewandes, als wenn die Göttin aus dem Meere gestiegen wäre und eben die letzten Wogen von ihr niedergleiten wollten: ein Blumenkranz verschönte das Haupt, und den Busen trug

sie frei, auf dessen Glanz die reichen Kleinodien mit unterschiedlichen Farben schimmerten. Nun erhoben sich auch die fröhlichen Saitenspiele, auch Musik mit Flöten und Posaunen, alle Sinne der Gäste waren geblendet und in Entzücken, und der Graf Bertram sagte in seinem Herzen: dieses ist wahrlich eine Hochzeit, die sich sehen lassen darf.

Hierauf wurd' Reymund in der Kapelle von einem vornehmen Bischoffe mit seiner geliebten Braut vermählt. Dann verfügte man sich an die Tafel, wo die köstlichsten Speisen und die schönsten Weine für alle im Ueberflusse da waren. Allen gefiel das und es war keiner, der nicht mit Appetit das Essen zu sich genommen, denn es war überdies vortrefflich zubereitet. Nach der Tafel wurde man erst fröhlich, da fing auf dem Plan ein Stechen und Turnieren an, bei welchem sich Reymund mit seiner Geschicklichkeit vorzüglich auszeichnete. Hier wurden viele köstliche Kleinodien gewonnen, welche die edle Melusina zu Preisen ausgesetzt hatte; die Damen empfanden über die Uebungen der jungen Ritter ein großes Vergnügen.

Am Abend war wieder ein herrliches Mahl zubereitet, man setzte sich wieder zu Tische, aß und trank und machte mit schönen Worten Spaß, der selten ist. Darnach wurden die Tänze angefangen, die bis tief in die Nacht währten.

Als nun die Zeit gekommen war, daß die Braut zu Bett gebracht werden sollte, so wurde sie von schönen Frauen in das Schlafgemach geführt. Hier stand ein prächtiges Bett, das mit Lilien bestreut war, schöne Teppiche und Vorhänge von der seltensten Stickerei zierten das Gemach, nicht minder treffliche Malereien. Hier sah man in den lebhaftesten Farben die nackte, badende Leda und den schneeweißen Schwan, der sich liebkosend an sie schmiegte, indeß sie verwundert und entzündet mit durstenden Lippen in der Luft nach erwiedernden Küssen suchte: hier entsprang die Göttin der Liebe aus der Fluth und schwimmende Najaden brachten ihr Korallen und Lobgesänge entgegen. Dort war Mars im Netze mit der Venus in einer Stellung festgehalten, die die Blicke der lüsternen Götterschaar entzückte. Hier badete Galatea und die Wellen schmiegten sich zärtlich zu ihren Füßen und ein schelmischer Widerschein fing das Bildniß der lieblichen Gestalt auf. So waren noch andre treffliche Gemälde und Darstellungen und das Zimmer war außerdem reich und kostbar verziert. Die edlen Frauen entkleideten die Braut, wobei sie sich selber über ihre Schönheit verwunderten und dem Bräutigam Glück wünschten, worauf sie sie in das Bett legten. Nun wurde auch Reymund hineingeführt, der sich alsbald zu seiner Melusina begab, worauf der Bischoff hereintrat, um sie beide einzusegnen. Er erstaunte über die Trefflichkeit des schönen Gemachs und sagte: Ihr habt da gar herrliche Schildereien, edler Herr, es ist ein wahres Wunder für die Augen. Als er dieses gesagt hatte, segnete er sie ein und betete viele schöne Gebete über ihnen.

Einige von den ältern Gästen begaben sich nunmehr auch zur Ruhe, die jungen aber blieben beim Tanzen munter, andre lustwandelten einsam mit ihrer Geliebten in dem grünen Labyrinth der Büsche, andre Damen und Ritter versammelten sich in der Nähe des Brautgemachs, um den Neuvermählten einige süße Lieder zu singen. Eine Stimme begann bei einem leisen Klang der Instrumente:

Wann die Rosenzeit gekommen,
Spielt um sie die warme Luft,
Ihnen ist die Furcht benommen,
Sie ergießen süßen Duft.

Winde buhlen mit den Rosen,
Willig bricht die Knospe los,
Eilt entgegen süßem Kosen,
Oeffnet lachend ihren Schoos.

Hierauf sang eine andre Stimme:

Zarte Arme zum Umarmen,
Lippen für den süßen Kuß,
Busen daran zu erwarmen,
Leib zum herrlichen Genuß.

Rosen, Lilien, sind verstreuet
Auf den wundersüßen Leib,
Und der Liebe Gunst erfreuet
Bräutigam und junges Weib.

Das Chor der Frauen sang lieblich, indessen die Instrumente ihre Töne erhoben:

Du bist nun ohne Hülfe eingefangen,
Und mußt dich, Braut, dem stärkern Mann ergeben,
Drum sei zufrieden, unterlaß dein Bangen,
Geküßt gieb Küsse wieder ohne Beben,
Die Zeit des Mädchenstandes ist vergangen,
Du lernst ein liebend und geliebtes Leben,
Drum magst du dich wohl seiner Weisung fügen;
Anfangs besiegt wirst du am Ende siegen.

Das Chor der Männer stimmte an:

Nein, keiner wird den Sieg von beiden haben,
Und beide werden schönen Sieg gewinnen,
Sie theilen ohne Neid die süßen Gaben,
Und jeder reißt des andern Geist von hinnen,
Sie kriegen nun, am Frieden sich zu laben,
Indessen sie auf neue Tücke sinnen,
Doch keiner hat des Friedens Ruh verschworen,
Aus Zwietracht wird die Eintracht hold geboren.

Nun vereinigten sich die verschiedenen Stimmen in einen einzigen Chor und sangen frohlockend:

Es streift die Liebe durch den Duft der Linden,
Der Glanz der Sterne küßt die Blum' im Stillen,
Sehnsucht und Lieb' des Himmels Räum' erfüllen,
Innbrünst'ger Wunsch seufzt in den nächt'gen Winden.

In einen Kuß müßt ihr all' Sinne binden,
In einen durst'gen Blick Begier und Willen,
Nun gilt's nicht Seel' und Leib mehr zu verhüllen,
Und wundersüße Gaben sollt ihr finden.

Ein süß Erstaunen fesselt Herz und Sinnen.
Die Liebe brennt in Augen, Lippen, Händen,
Die Küsse küssen sich, nicht mehr verschieden.

Ungleiche Waffen? Wer wird da gewinnen?
Der Sieg will sich nach keiner Seite wenden,
Sie sind im Kämpfen ein'ger als im Frieden. —

Dergleichen Lieder wurden noch mehr gesungen. Melusina lag indessen beim Reymund und sagte zu

ihm mit lieblicher Stimme: ich bin nun ganz die deinige, mein herzliebster Gemahl und Freund, und muß mich in allen Dingen deinem Willen fügen, nur mußt du deinen Schwur, denn du mir gethan, niemals brechen, sonst kommst du von Glück in Unglück, von Ehre in Elend. Reymund bestätigte ihr seine Treue noch einmal, worauf sie in dieser Nacht von ihm mit einem Sohne schwanger wurde, den sie nachher Uriens nannten.

Diese Hochzeit währte mit allen ihren Festlichkeiten zwei Wochen hindurch, nach welcher Zeit Melusina aus einem helfenbeinernen Schranke eine Menge kostbarer Kleinodien nahm und jedem der anwesenden Gäste ein herrliches Stück verehrte, vorzüglich aber dem Grafen und seiner Frau Mutter; auch die Dienerschaft wurde mit Geschenken bedacht, worauf sich denn alle Gäste wieder unter vielen Danksagungen entfernten. Auch der Graf Bertram und die Seinigen nahmen freundlichen Abschied, welche Reymund mit vielen von seinen Leuten zu Pferde begleitete. Der Graf hätte den Reymund gern nach dem Stande der Melusina gefragt, aber er furchte sich vor ihm, von wegen seiner neulichen Antwort; Reymund dankte ihnen nochmals für die erwiesene Ehre, beurlaubte sich mit aller Höflichkeit und ritt zurück.

Zweite Abtheilung.

Reymund kam zurück zur Melusina, küßte sie freundlich und sagte: allerliebste Gemahlin, womit sollen wir uns nunmehr die Zeit vertreiben? Melusina antwortete: ich hoffe, Gott wird uns mit allem dem versehn, was wir nur bedürfen.

Nach einigen Tagen fing Melusina einen großen und prächtigen Bau an, über welchen sich die ganze Nachbarschaft verwunderte, denn noch niemals hatte man ein so mächtiges Kastell und in so geringer Zeit aus seinem Fundamente heraufsteigen sehen. Sie bezahlte die Arbeiter reichlich und auch gleich baar, wodurch sie alle die Lust zum Baue behielten. In weniger als einem Jahre stand ein großes und festes Schloß mit seinen Zinnen, Wällen, Zugbrück und sehr tiefen Gräben da, welches nach seiner Festigkeit fast für unüberwindlich gehalten wurde, und welches sie Lusinia nannte, wodurch sie gleichsam auf ihren eignen Namen anspielend deutete.

Nach neun Monaten gebar Melusina einen Sohn, der Uriens genannt wurde, und der sonst wohlgestaltet war, nur befand sich sein Angesicht seltsam eingerichtet, denn dieses war kurz und breit, mit einem rothen und einem grünen Auge, einem sehr weiten Mund, und hatte daneben noch große herabhangende Ohren: sonsten war seine übrige Gestalt adelich und fein und er wuchs nachher zu einem schönen und tapfern Ritter auf.

Im folgenden Jahre gebar Melusina wieder einen Sohn, der Gedes getauft wurde; dieser hatte eine solche Röthe in seinem Antlitze, daß sie ordentlich einen Widerschein gab, sonst war er übrigens von edler Bildung. Hierauf wurde von der Melusina ein anderes Schloß, Favent, gebaut, hernach legte sie der Mutter Gottes zu Ehren ein Kloster aus Andacht an, welches sie Malliers nannte; zuletzt aber baute sie eine ganze Stadt, Portenach.

Darauf gebar sie wieder einen Sohn, der war zwar schön, doch stand ihm das eine Auge höher als das andre, und wurde Gyot genannt. Worauf sie wieder ein Schloß bauen ließ, mit einer sehr schönen und kunstreichen Brücke über den Strom allda. Dann brachte sie wieder einen Sohn zur Welt, der Antoni geheißen wurde und der eine Löwenklaue auf dem Backen mit auf die Welt brachte, auch war er sehr wild und ganz rauch von Haaren, und als er größer wurde, mußte sich jedermann vor ihm fürchten, welcher ihn sah.

Dann gebar sie wieder einen Sohn, den Reinhardt, der nur ein Aug mitten auf der Stirne hatte, damit aber so viel sah, wie andre mit zweien und nachher sehr brav und tapfer wurde. Nicht lange gebar sie wieder einen andern Sohn, den Geoffroy; dieser kam mit einem großen Zahn auf die Welt, der ihm fast wie ein Eberzahn aus dem Munde herausstand, dieser wurde nachher ein sehr tapfrer Ritter, hatte aber einen mehr wunderlichen Sinn, als alle seine Brüder zusammen genommen. Reymund sagte bei dieser Gelegenheit zu seiner liebsten Gemahlin: werthe Frau, was bringst du mir doch für seltsame Kinder zur Welt? soll denn kein einziger ohne einen Makel erfunden werden? Sonderlich betrübt mich dieser Geoffroy mit dem Zahn, denn er erinnert mich an mein ehemaliges Unglück mit meinem Herrn Vetter und an das Schwein; ich fürchte immer, daß uns durch diesen Sohn irgend ein Leid zustoßen wird. Melusina antwortete: wir wollen ihn in der Furcht des Herrn erziehn und er wird ein wackrer Ritter werden.

Darnach gebar sie wieder einen Sohn, den Freymund, der von schöner Leibesgestalt war, aber auf der Nase einen haarigen Fleck, fast wie ein Stück Wolfshaut hatte. Nicht lange, so bekam sie noch einen Sohn, Horribel, derselbe hatte drei Augen und war von bösen Sitten und argem Gemüth. Dann kam der Dietrich zur Welt, der ein großer Ritter wurde, und zuletzt ein Sohn, den sie Reymund nannten.

So hatte Melusina nun zehn Söhne, als:

1) Uriens, mit schlechtem Antlitz, einem rothen Auge und langen Ohren.
2) Gedes, mit der Röthe im Angesicht.
3) Gyot, ein Auge höher als das andre.
4) Antoni, eine Löwenklaue auf der Wange.
5) Reinhardt, nur ein Auge auf der Stirn.
6) Geoffroy, mit dem Zahn.
7) Freymund, mit der Wolfshaut auf der Nasen.
8) Horibel, der drei Augen hat.
9) Dietrich, } ohne Fehl.
10) Reymund, }

Als der älteste Sohn, Uriens, der mit dem schlechten Antlitz und langen Ohren, zu seinen erwachsenen Jahren gekommen war, begehrte er ein berühmter Ritter und Kriegsmann zu werden und sein Glück in der weiten Welt zu versuchen. Da ihm nun sein Sinn darnach stand, so rüstete er ein Schiff aus, welches er eine Galeere nannte, nahm viel Volks mit,

von seinen Eltern Abschied, und ihn begleitete sein jüngerer Bruder Guyot, dem ein Auge höher als das andere stand. So begaben sie sich auf das hohe Meer, und versahen sich auch mit Gold und Silber, von dem Segen Reymunds, wie der Melusina begleitet.

Sie richteten ihre Seefahrt nach Famagusta, der Hauptstadt des Königreichs Cypern, wo sie Anker warfen und an das Land stiegen. Hier vernahmen sie, daß ein heidnischer König diese Stadt mit einer großen Menge Volks belagert hielt und den christlichen König von Cypern hart bedrängte, worauf sie sich vornahmen, diesem beizustehen. Schlugen also ihr Lager im Angesicht der Feinde in der Nähe der Stadt auf, und erwarteten eine günstige Gelegenheit, ihre Tapferkeit zu zeigen; die Heiden aber waren ungewiß, ob sie dieses fremde Volk für Heiden oder für Christen halten sollten. Der Heide zog daher aus Vorsichtigkeit sein Volk zusammen, ob er etwa überfallen werden möchte, worauf der König von Cypern, der dieses aus der Stadt wahrnahm, meinte, jener wolle sich zur Flucht bereit machen, daher er die Thore aufmachen, Fahnen vortragen und die Trompeten fröhlich blasen ließ, indem er mit aller Macht in das heidnische Lager einbrach. Die Heiden aber wehrten sich tapferlich, und brachten viele der Christen um, der König von Cypern selbst wurde von einem vergifteten Pfeile getroffen, so daß er augenblicklich spürte, die Wunde würde tödtlich seyn. So mußten sie sich alle mit großem Verlust in die Stadt zurück begeben.

Der König hatte eine schöne Tochter, Hermina genannt, welche heftig erschrak, als sie ihren Herrn Vater auf diese Weise zurück kommen sah, von dem vergifteten Pfeile verwundet, besonders, da sie hörte, daß er von dieser Wunde nicht wieder aufkommen könne; sie klagte und weinte, aber ihrem von dem vergifteten Pfeil getroffenen Vater war damit nicht geholfen, sondern seine Leiden wurden dadurch nur vergrößert.

Indessen der König auf dem Kranken- und Sterbelager klagte, griff Uriens nebst seinem Bruder die Heiden mit solcher Tapferkeit an, daß sie bald erschraken und sie nicht wußten, wie ihnen geschah, so daß sie sich genöthigt sahen, zurück zu weichen, weil ihnen eine solche Tapferkeit bis dahin noch nicht vorgekommen war. Uriens aber that noch mehr, er drang bis zu dem Heidenkönig hindurch, schwang sein Schwert, und hieb ihm ohne weiteres den Kopf herunter, so daß der übrige Leib ebenfalls gezwungen wurde aus dem Sattel zu fallen. Wie die Heiden dergleichen Beginnen wahrnahmen, verloren sie vollends gar den Muth und suchten ihr Heil in einer unordentlichen und übereilten Flucht; damit war ihnen aber wenig geholfen, denn nun schlugen die Christen dermaßen unter sie, daß die meisten auf dem Platze blieben und nur die wenigsten mit dem Leben davon kamen. Nachdem so der Streit geendigt war, ruhte Uriens mit seinem Bruder Gyot im Lager der Feinde von dem vielen Fechten aus, denn die Helden waren von dem Erschlagen der Heiden müde geworden.

Als der König diese Thaten und die Niederlage seiner Feinde vernahm, freute er sich, ob er gleich dem Tode sehr nahe war, schickte also seine Abgeordneten nach den beiden Brüdern, die um Entschuldigung bitten mußten, daß er nicht selber komme, um ihnen seine persönliche Aufwartung zu machen, er liege aber an einer Wunde von einem vergifteten Pfeile dermaßen darnieder, daß es ihm unmöglich falle; sie möchten daher von der Güte seyn, ihn in seinem königlichen Palaste zu besuchen, bevor er gar gestorben wäre. Die beiden Brüder antworteten: daß sie ihre Schuldigkeit nicht unterlassen würden, vor der hohen Gegenwart seiner königlichen Majestät zu erscheinen, worauf sich die Abgeordneten zurück begaben, und Uriens sich mit seinem Bruder Gyot alsbald in die Stadt Famagusta verfügte. Als sie in der Stadt anlangten, verwunderte sich das Cyperische Volk sehr über das seltsame Aussehen des Uriens und daß er, ohnerachtet seines Angesichts, solche Wunder der Tapferkeit zu verrichten im Stande sei: er merkte, daß sie über ihn erstaunten und begab sich in den Palast des Königs, wo er diesen übel zugerichtet und von dem vergifteten Pfeile am ganzen Leibe geschwollen im Bette liegend antraf. Er grüßte den König und beklagte ihn wegen seines Unfalls, worauf ihm der König dankte und sagte, daß ihm die ganze Christenheit Preiß, Lob und Verbindlichkeit schuldig sei, indem er auf solche Weise unter den Heiden gewüthet, daß sie es auf lange empfinden würden. Zugleich fragte der König, von wannen sie beiden gebürtig wären? Uriens sagte, wie er Uriens heiße und in Lusinien geboren sei. Worauf der König wieder antwortete: da ich nun meines tapfern Herrn Namen und Geschlecht so umständlich weiß, so will ich nicht länger eine Bitte zurück halten, die ich vorzutragen habe: ich bin nämlich des Willens, Euch, mein edler Ritter, ein großes Glück, viel Ehre und Reichthum zuzufügen; ich habe nur eine einzige Tochter, Hermina genannt, an welche mein Reich, so wie mein ganzes Vermögen fällt, wenn ich, wills Gott bald, an meiner vom vergifteten Pfeil empfangenen Wunde gestorben seyn werde, dabei wünschte ich, mein Reich in den Händen eines tapfern Ritters zu wissen, weil es dem Heidenthum so nahe liegt, daß es durch dieses täglich beschädigt werden kann; ich weiß keinen bessern Ritter als Ihr seid, darum bin ich gesonnen, Euch mein Reich so wie meine Tochter zu übergeben.

Uriens bedankte sich höflich, sagte, er wäre es zwar durchaus nicht würdig, wolle sich aber nicht weigern, die königlichen Befehle zu vollführen. Ueber diese Antwort war der König sehr froh und zufrieden, er ließ alsbald seine Tochter zu sich kommen und auch die Räthe seines Reichs vor sich versammeln, zu welchen er sprach: Ihr wißt, wie ich bisher mein Reich mit bewaffneter Hand gegen die Heiden beschirmt habe, doch dieses kann von nun an nicht mehr geschehen, indem ich durch einen vergifteten Pfeil auf den Tod verwundet bin, ich verlange also von Euch, daß Ihr meine Tochter Hermina als Euere Oberherrschaft in meiner Gegenwart, bevor ich sterbe, anerkennt, denn sie ist meine einzige und rechtmäßige Erbin. Die Räthe und Landesherren thaten, was er begehrte, worauf der sterbende König also fortfuhr: ein Weib aber kann unmöglich durch ihre eigene Kraft ein Königreich beschützen, welches eine so gefährliche Lage hat, indem es fast zu nahe an das wilde Heidenthum gränzt, ich verlange daher, daß meine einzige Tochter Hermina sich mit

einem Ehegemahl verbinde und da wüßte ich keinen tapfrern und bessern, wenn ihm gleich die Schönheit des Angesichts abgeht, als den unvergleichlichen Ritter Uriens aus Lusinien, der die Heiden so trefflich bezwungen, ja ihrem Könige das Haupt heruntergeschlagen hat, ob ich gleich diese Freude nicht lange genießen werde, da ich auch durch einen vergifteten Pfeil auf den Tod verwundet: Ich verlange also, meine Tochter Hermina, daß du diesem Ritter als Deinem Gemahle die Hand reichest, und daß alle meine Räthe und Landesherren ihm als ihrem zukünftigen Könige huldigen sollen.

Die Landesherren thaten solches sehr gern, auch gab Hermina dem Uriens freiwillig ihre schöne Hand, worüber dieser im Herzen ungemein erfreut war. Das Volk in Cypern, als es diese Neuigkeit erfuhr, war sehr froh und vergnügt, denn Uriens gefiel ihnen allen, sie folgten ihm daher alle in die Hauptkirche, wo er mit seiner Braut Hermina vermählt wurde. Zugleich ließ sich der verwundete König das heilige Sakrament geben, worauf er selig verschied, so daß die Hochzeit ohne Tanz und Saitenspiel gefeiert werden mußte; doch wurde der verstorbene König herrlich und mit aller Pracht in seinem Begräbnisse beigesetzt. Dann wurde Uriens zum Könige gekrönt.

Um diese nämliche Zeit fügte es sich auch, daß der König von Armenien sterben mußte, welcher ein naher Verwandter des Königs von Cypern war. Er hinterließ eine einzige sehr schöne Prinzessin, welche den Namen Florie führte; die hinterlassenen Räthe beschlossen, diese mit dem tapfern Gyot, dem Bruder des Uriens, zu vermählen, worein die Prinzessin selber auch gern einwilligte. Als es so weit gekommen war, schickte man eine Abgesandtschaft zum Könige Uriens von Cypern, die ihn ersuchen mußte, dem Reiche Armenien seinen Bruder Gyot als einen Herrscher zu überschicken, welches dieser auch sehr gern that, weil er dem Glücke seines Bruders nicht im Wege seyn wollte. Worauf Gyot nach Armenien ging, sich mit der Prinzessin Florie verheirathete und zum König gekrönt wurde.

Beide Brüder unterließen es nach diesen glücklichen Vorfällen nicht, Boten mit Briefen zu ihren Eltern nach Lusinien zu schicken, wodurch diese alles erfuhren, was ihren lieben Söhnen begegnet war und sich von Herzen freuten, so daß auch Melusina, um sich gegen Gott dankbar und gefällig zu bezeigen, eine neue Kirche stiftete, nachdem sie schon viele andre gebaut hatte. Um die Zeit verheiratheten sie auch ihren Sohn Gedes, den mit der hohen Röthe im Angesichte, mit einer vornehmen Gräfin aus dem dortigen Lande.

Es währte nicht lange, so nahm auch Reinhardt, der nur ein Auge hatte, von seinen Eltern Abschied, um sein Glück in der Welt zu versuchen. Ihn begleitete Antoni, der zum Zeichen eine Löwenklaue auf der Wange trug; sie nahmen ebenfalls viel Volks mit sich. Diese tapfern Ritter gelangten auf ihrem Zuge nach Lützelburg, welches damals eben der König von Elsaß mit einer ansehnlichen Armee belagert hielt und schon im Begriff stand, die Stadt gar zu gewinnen. Dieser König hielt die Stadt aus bloßem Muthwillen belagert, denn er wollte durchaus die Herzogin von Lützelburg, die in der Stadt regierte, zu seiner Gemahlin haben, sie aber war nicht dieser Meinung und deshalb suchte er ihre Stadt zu erobern, um sie selber dadurch zu gewinnen. So war also diese Prinzessin eine arme verlassene Waise und in größter Bedrängniß, welches die beiden Brüder von Lusinien nicht sobald gehört hatten, als sie, von Mitleid ergriffen, den Entschluß faßten, dieser unglückseligen Prinzessin mit ihrer ganzen Macht beizustehen. Sie wickelten also die Fahnen auf, stellten ihre Völker in eine gute Schlachtordnung, und griffen nun mit der Losung Lusinien die Elsasser so beherzt an, daß viele von diesen in die Pfanne gehauen wurden. Antonius kam im Treffen mit dem Könige von Elsaß in ein einzeln Gefecht, worauf dieser entwaffnet wurde, und sich der König dem Antonius gefangen geben mußte. Reinhardt that hierauf noch dem übrigen Volke großen Schaden, so daß die Brüder eine herrliche und glänzende Schlacht gewonnen hatten.

Die Brüder ließen hierauf den gefangenen König durch sechs von ihren Rittern der Prinzessin von Lützelburg überantworten, welche sich über ein solches Präsent höchlich erfreute und dem Himmel, so wie den beiden tapfern Helden den besten Dank abstattete; sie erkundigte sich auch nach den Namen, Herkommen und Geschlechte der beiden Brüder und war sehr zufrieden, als sie solches alles erfahren hatte, denn sie faßte nun den Entschluß, in ihren Staatsgeschäften nichts ohne Mitwissen und Beistimmung der beiden Herren zu thun oder zu unternehmen. Sie ließ hierauf diese beiden tapfern Ritter nebst den vornehmsten aus ihrem Gefolge zu sich in die Stadt bitten, welche sich auch sogleich fertig machten, ihr in Lützelburg aufzuwarten. In der Stadt empfing sie das Volk in schöner Fröhlichkeit mit auserlesener Musik und trefflichem Klang von Instrumenten, Jubelgeschrei und dergleichen, weil sie durch die Brüder von dem Elsassischen Könige erlöst waren, der ihnen viel zu schaffen gemacht hatte. Zwei vornehme Landesherren aus Lützelburg erschienen hierauf und führten die beiden Herren auf das Schloß, wo die Fürstin ihnen mit den schönsten Damen, Fräulein, Pagen und Gefolge höflich entgegen kam und ihnen in den wohlgesetztesten Redensarten ihren Dank abstattete, außerdem aber eine prächtige und überaus köstliche Mahlzeit zurichten ließ, so daß nicht genug zu sagen ist, wie vergnügt die beiden Brüder waren.

Am Tische wurde der gefangene König von Elsaß oben an gesetzt, dann folgten die beiden Herren Antonius und Reinhardt, dann die vornehmsten Landesherren und die übrigen Gäste nach ihren Würden, den Brüdern aus Lusinien gegen über saß die schöne Fürstin, und so war man beim Essen und Trinken ausnehmend vergnügt, ausgenommen der gefangene König, der den großen Verlust seiner Leute und seiner Reichthümer nicht verschmerzen konnte.

Nach dem Essen wurde gebetet und darauf fing der gefangene König zu den Brüdern an: tapfere Ritter, bitte, mir nunmehr zu sagen, um welche Ranzion ich der Gefangenschaft entledigt seyn soll, die ich gern entrichten will, um meine Freiheit nur wieder zu gewinnen. Antonius antwortete: Ew. Königliche Majestät ist nicht unser Gefangener, dieselben sind der Fürstin Durchlauchtigkeit von Lützelburg als ein Präsent übermacht, so daß wir nicht mehr über Euch schalten können, sondern Ihr gänz-

lich in die Willkühr dieser hohen Fürstin gestellt seid. Darüber erschrak der König über die maßen, denn er wußte, daß er durch sein Betragen die höchste Ungnade der Fürstin verdient hatte, fürchtete also gar, als ein gottloser Mann und unverschämter Liebhaber sein Leben zu verlieren. Da die Fürstin seine Verlegenheit sah, wandte sie sich wieder zu den beiden Brüdern, und sagte, daß die Ranzion des Königs gänzlich in ihrem Belieben stehe; sie hätten ihn gefangen, möchten daher auch seinen Preis bestimmen, gebe ihnen also hiemit ihr Präsent wieder zurücke. Worauf die Grafen antworteten: sie wollten ihn aller Ranzion entledigen, er solle fußfällig die Fürstin um Verzeihung bitten, versprechen, ihr nie in Zukunft mehr zur Last zu fallen, und allen ihrem Lande zugefügten Schaden zu ersetzen. Wie das der König hörte, wurde er froh und that sogleich freiwillig alles, was von ihm verlangt wurde.

Als dies geschehn und in Richtigkeit gebracht war, überlegte der König von Elsaß bei sich selber, wie fromm die beiden Brüder aus Lusinien wären, und wie edelmüthig sie sich gegen ihn bezeigt hätten, erinnerte sich auch, wie nach dem Boethius Undankbarkeit eins der größten Laster sei, nahm sich daher in seinem Gemüthe vor, nicht für undankbar zu gelten und sagte daher öffentlich im Beiseyn aller Landesherren: wollte Gott, daß diese beiden Brüder die Stützen und Anführer des Fürstenthums wären, so würde weder ich noch ein andrer Feind jemals sich unterstehn, dieses Land feindlich zu überziehn; wenn ich rathen sollte, so möchte die durchlauchtige Prinzessin einem von diesen tapfern Brüdern ihre Hand und ihre Liebe reichen. Als die Landesherren dies hörten, freuten sie sich und waren derselben Meinung, redeten auch der Fürstin von Herzen zu, solches auszurichten, sie aber antwortete, daß sie dergleichen Vorschläge erst überlegen müsse.

In der Nacht erwägte die Fürstin alles bei sich, was sich zugetragen hatte, und da sie genau auf ihre Gedanken achtete, merkte sie, daß sie eine sonderliche Neigung zum Grafen Antonius in sich habe; dieses offenbarte sie auch am folgenden Tage und Antonius gab ihr seine Liebe zu erkennen, die er gleich im ersten Augenblicke zu ihr gefaßt hatte; so wurden sie dann einig und nach weniger Zeit mit einander getraut. Die Hochzeit währte unter vielen Ergötzlichkeiten eine ganze Woche hindurch und that sich beim Stechen der König von Elsaß ganz besonders hervor.

Als die Hochzeit vorüber und man eben unter vielen Danksagungen von einander scheiden wollte, erschien am Hofe ein schnellreitender Bote, der sogleich nach dem Könige von Elsaß fragte. Als dieser sich gemeldet, empfing er von dem Boten Briefe, über deren Inhalt er sehr erschrak und schmerzlich seufzte, worauf sich Antonius erkundigte, was in den Briefen enthalten sei. Der König sagte: ach Gott! mein Herr Antonius, mein Bruder, der König von Böhmen, schreibt mir hier, daß ihn der Türkische Kaiser mit einer gewaltigen Macht in seiner Hauptstadt Prag belagert halte, und daß er sich keiner Hülfe oder Entsatzes zu versehn habe, drum wende er sich in seiner Bedrängniß an mich und beschwöre mich bei meiner brüderlichen Liebe, zu seinem Beistande herzu zu eilen, denn sonst sei es gewiß um ihn, wie um sein Reich geschehn. Und nunmehr, fuhr der König von Elsaß fort, ist es meine eigne Schuld, daß fast alle mein Volk durch Euch, tapfre Fürsten, in die Pfanne gehauen ist, so weiß ich nun in der Eile meinem Bruder nicht sonderlich zu helfen.

Graf Antonius antwortete hierauf: Ew. Königliche Majestät kann sich versichert halten, daß die Türken aus dem Lande Eures Herrn Bruders herausgeschlagen werden sollen, denn mein Bruder Reinhardt soll mit Euch ziehn, mit der ganzen Macht, die wir aus Lusinien mit uns genommen; dazu will ich ihm noch Hülfsvölker aus meinem neuerworbenen Reiche geben, so daß es Euch beiden mit Gottes Hülfe gelingen soll, den König von Böhmen von seinen Feinden zu befreien. Sollte dieses aber noch nicht hinreichend seyn, so laßt es mich nur durch einen schnellen Boten wissen, und alsbald will ich Euch selbst mit einer neuen Macht zu Hülfe ziehn.

Hierauf dankte der König mit sehr freundlichen Worten, und sagte: sollte es uns gelingen, wie ich denn nicht zweifle, den Türken zu besiegen, so hat mein Bruder, der König von Böhmen, eine einzige Tochter, die er ohne meinen Rath und meine Einwilligung nicht verheirathet; diese verspreche ich hiemit, sie dem Grafen Reinhardt, Eurem Bruder, zu einer ehlichen Gemahlin zu geben, wodurch er dereinst nach meines Bruders Tode König von Böhmen wird, da mein Bruder kein andres Kind hat.

Beide Grafen dankten hierauf dem Könige für seinen guten Willen, und Antonius war sehr vergnügt darüber, daß sein Bruder Reinhardt eine Aussicht auf ein Königreich hatte, welches er ihm von Herzen gerne gönnte. Er beschloß daher, um die Sache noch gewisser zu machen, sogleich mit seinem Bruder und dem Könige nach Böhmen dem Türken entgegen zu ziehen. Es wurde hierauf von ihnen eine große Macht zusammen gebracht und sie zogen damit durch Deutschland bis vor die Stadt Prag, welche der Türke eng belagert hielt.

Es war gerade an dem, daß der König von Böhmen einen kühnen und tapfern Ausfall gegen die Ungläubigen that, um sie von der Stadt abzutreiben, da wurde von beiden Seiten sehr tapfer gefochten, viele Heiden, aber auch viele Christen erschlagen und endlich mußten die Christen der türkischen Uebermacht weichen. Ja, was noch schlimmer war, der König von Böhmen, der sich sehr tapfer hielt und ungern den Rückzug anstellte, wurde mit einem Pfeile dergestalt durch den Leib geschossen, daß er sogleich todt zur Erde niederfiel. Wie die Böhmen ihren König gefallen sahn, wurden sie völlig sieglos und die Türken triumphirten, die Böhmen zogen sich in die Stadt zurück und die Ungläubigen blieben Meister vom Felde, worauf sie der Stadt Prag noch härter mit Belagern zusetzten.

Die heidnischen Türken nahmen hierauf in ihrem Uebermuthe den Leichnam des Königs von Böhmen, legten ihn vor den Augen der böhmischen Landesherren, die auf der Mauer standen, auf einen Scheiterhaufen und brannten ihn zu Pulver, welches jene nicht ohne Thränen ansehn, aber dennoch nicht verhindern konnten. Am meisten aber war die königliche Prinzessin Eglantina betrübt, als sie diese kläglichen Neuigkeiten vernommen hatte; sie rang die Hände, seufzte und sprach: ach! was soll ich arme, Vater- und Mutterlose Waisin doch wohl an-

fengen? Meine Mutter ist gestorben, so haben mir die Türken meinen Herrn Vater gar zu Pulver verbrannt, verderben mir Land und Leute, nehmen mein Königreich weg, und ich muß am Ende noch, ich Unglückseligste, den christlichen Glauben verläugnen und zum Heidenthume übergehn, um nur beim Leben zu bleiben, vielleicht muß ich gar einen Sohn oder Anverwandten des türkischen Kaisers heirathen, um nur bei Ehren zu bleiben.

Dergleichen Klagen verführte die Prinzessin Eglantina sehr viele und häufige, und es kam beinah so weit, daß sie sich in die Verzweiflung ergab, als ein Bote kam, der ihr zu ihrer größten Freude die Nachricht überbrachte: daß sich der König von Elsaß mit zwei Brüdern aus Lusinien in Frankreich und einem großen Heere der Stadt nahe, um sie zu entsetzen. Da dankte sie Gott von Herzen und hörte wieder auf den Trost, den ihr ihre Freunde zusprachen, brachte auch ihre Kleider und Haare wieder in Ordnung, die sie zuvor zerrissen hatte.

Die Türken waren eben dabei, im Sturm die Stadt gar zu ersteigen, als sie die Nachricht durch einen andern Boten erhielten, ein großes christliches Heer sei im Anzuge; darauf verwunderten sie sich, ließen vom Stürmen ab, beriefen die Trompeter zur Schlacht zu blasen, stellten sich in Ordnung, und wehrten sich gegen den tapfern Angriff der christlichen Heerschaaren. Das Treffen war sehr blutig, doch behielt endlich die gerechte Sache die Oberhand, sonderlich durch das großmüthige Betragen der beiden Brüder Antonius und Reinhardt, die unglaublich viel heidnisches Volk mit eignen Händen todtschlugen. Der türkische Kaiser wurde wüthend, da er seine Armee verlieren sah, und brachte wieder viele der Christen um, doch ersah ihn endlich Graf Reinhardt, stürzte sich auf ihn und hieb ihm nach einem kurzen Kampfe und einiger Verwundung seinen Kopf völlig herunter. Als das die Türken wahrnahmen, wurden sie ganz sieglos und begaben sich auf die Flucht; so behielten die christlichen Fahnen das Feld, und der König von Elsaß ließ hierauf auch einen großen Scheiterhaufen errichten, den türkischen Kaiser sammt allen getödteten Ungläubigen darauf legen und sie zur Wiedervergeltung ebenfalls zu Pulver verbrennen.

Der König von Elsaß zog hierauf in die Stadt Prag, wo ihm die Prinzessin traurig und weinend entgegen kam; der König aber tröstete sie und sagte: gieb Dich nur zufrieden, liebste Muhme, das Geschehene ist nicht mehr zu ändern. Dein Vater ist zwar mit Tode abgegangen und Dein Land ist Dir von den Feinden einigermaaßen verderbt worden, indessen haben wir doch auch durch Gottes Gnade unsre Rache erhalten, denn ich habe den türkischen Kaiser und die Seinigen wieder zu Pulver brennen lassen. Die Prinzessin antwortete: somit habe ich doch immer meinen Herrn Vater verloren, und um ihn muß ich klagen und trauern. Das geziemt sich, sagte der König, indessen ist es auch vernünftig, Trost anzunehmen, war er doch mein Bruder und ich muß mich darin finden, so magst Du es denn auch thun, wir wollen ihm ein ehrliches und schönes Begräbniß zurichten, mehr kann er nicht verlangen.

Bei dem Begräbniß beschaute das Volk von Böhmen die beiden Brüder aus Lusinien, und es dünkte ihnen wunderbar, daß der Graf Antonius eine Löwenklaue auf der Wange und der Reinhardt nur ein Auge habe, doch gefielen sie den Leuten sehr wegen ihres edlen Anstandes und weil sie wußten, daß diese Brüder sie meistentheils von den Türken erlöst hatten. Nach dem Begräbnisse versammelte der König von Elsaß alle Landesherren des böhmischen Reichs und stellte ihnen vor, wie sie nunmehr ihren guten König verloren, so daß sie sogar sein Leichenbegängniß ohne Leiche hätten feiern müssen, das Königreich sei nun an die Prinzessin Eglantina, seine Tochter, gefallen, aber ein Weib sei zu schwach, das Land auf die gehörige Weise zu beschützen, sie möchten sich daher nach einem frommen Könige umthun, dem sie alle gern gehorchten, und dem die Prinzessin ihre Hand und Liebe schenken möchte.

Die Landesherren antworteten, daß sie alles in sein eignes hohes Belieben stellen wollten, er möchte nach seiner trefflichen Vernunft alles einrichten und das Reich entweder selber als König in Besitz nehmen, oder ihnen einen andern tugendhaften Mann vorschlagen, dem sie dann alle gerne dienen wollten. Hierauf wandte sich der König gegen die beiden Brüder aus Lusinien und sagte: nun ist die Zeit gekommen, daß ich mein Wort halten kann, Euch, tapfrer Reinhardt, zum Könige von Böhmen zu machen; hier, Ihr Landesherren, ist der Fürst, den ich Euch ausgesucht habe und der Euch gewiß immer gut beschützen wird, denn er hat sich schon dermalen gut erwiesen, indem er dem türkischen Kaiser den Kopf herunter gehauen und sein Volk zerstreut und erschlagen hat.

Die Landesherren waren mit der Wahl des Königs vollkommen zufrieden, worauf sich die beiden Brüder, insonderheit Reinhardt, bedankten. Die Prinzessin war vergnügt, einen so tapfern Helden zum Gemahl zu bekommen, der ihren Herrn Vater so schön gerochen, indem er den heidnischen Kaiser und die Seinigen zu Pulver verbrannt. Man feierte die Hochzeit prächtig, aber ohne Tanz und Saitenspiel, weil man noch den gestorbenen König betrauerte, doch wurde ein großes Turnier gehalten, wo sich beim Stechen Reinhardt sonderlich hervorthat, so daß die Böhmen wahrnahmen, welch einen tapfern und in Waffenübungen geschickten König sie erhalten hatten. Antonius zog hierauf in sein Herzogthum, zu seiner Gemahlin zurück, und der König von Elsaß begab sich ebenfalls in sein Königreich, nachdem alle herzlich von einander Abschied genommen hatten.

Indessen war Geoffroy mit dem Zahn auch zu einem starken und mächtigen Ritter herangewachsen und spürte auch die Lust in sich, große Thaten zu thun, um seinen Namen berühmt und unsterblich zu machen. Die Gelegenheit, einigen Ruhm zu erwerben, zeigte sich bald, denn an den Gränzen des Landes ließ sich ein gewaltiger Riese spüren, der ein ziemliches Unwesen trieb mit Morden und Rauben, auch Leute-Beschädigen und Plündern, so daß selbst die Schlösser nicht sicher waren, die die edle Melusina in dortiger Gegend gebaut hatte und sich jedermann vor ihm furchte. Diesen Riesen beschloß Geoffroy anzugreifen, und auch mit Gottes Hülfe umzubringen, über welchen Entschluß sich aber sein Herr Vater Reymund heftig entsetzte und ihn von

seinem gefährlichen Vorhaben abzumahnen suchte, stellte ihm das Beispiel seiner Brüder vor Augen, welche auch Ruhm gesucht und durch ihre Thaten sogar Könige geworden, aber doch nie darauf gelallen waren, sich mit Riesen einzulassen. Aber der Geoffroy bestand auf seinem festen Sinn und sagte: wird dem Riesen nicht Einhalt gethan, so verübt er immer mehr Schaden an den Ländereien, und das soll nicht seyn. Reiste mithin ab, ohne sich sonderlich an die Bitten seines Vaters Reymund und die Thränen seiner Mutter Melusina zu kehren.

Der Freymund mit der Wolfshaut auf der Nasen war nun auch zu seinen erwachsenen Jahren gekommen, und schien sich fast gänzlich den Wissenschaften zu ergeben, denn er las sehr viel, trieb auch keine Waffenübung, wie seine übrigen Brüder von ihrer frühen Jugend gethan hatten. Es währte nicht lange, so zeigte sich seine Begierde zum geistlichen Stande, denn er lag seinen Eltern dringend an, ihm zu erlauben in dem Kloster Malliers, welches die Melusina aus Andacht gestiftet hatte, ein Mönch zu werden. Als sein Vater Reymund diese Bitte verstanden hatte, wurde er einigermaßen unwillig und sagte: Freymund, alle Deine Brüder haben nach Ehren und Würden gestrebt, und sind tapfre und berühmte Ritter geworden, und ich sollte nun noch unter meinen Kindern einen Pfaffen haben? Solches will mir gar nicht gefallen; Du sollst auch nach Tapferkeit und nach Ritterschaft streben.

Nach Ritterschaft will ich nicht streben, antwortete Freymund, auch will ich Zeit meines Lebens keinen Harnisch an meinem Leibe tragen, oder ein Pferd besteigen, sondern hier im Kloster Malliers Gott als Mönch dienen. Sind alle meine Brüder edle und tapfere Herren und verrichten große Thaten, so ist es auch nicht unrühmlich, wenn sie einen andern Bruder haben, der für alle betet, da ihnen oft die Zeit dazu in ihren verwirrten Händeln gebrechen mag. Ich bitte Euch daher um Gottes Willen, Ihr wollet mir in meinem Verfahren nicht hinderlich, sondern beförderlich seyn, denn mein Sinn ist so darauf gerichtet, daß ich auf andre Weise keine Ruhe für meine Seele finde.

Da Reymund diese große Begierde seines Sohnes sah, Gott zu dienen, ging er seinetwegen mit seiner Gemahlin Melusina zu Rath, was sie wohl über ihn beschließen möchten. Diese sagte, daß sie es gänzlich in Reymunds Wohlgefallen stelle, doch sei es ihr gar nicht zuwider, unter ihren Kindern auch einen geistlichen Herrn zu haben.

Darauf wandte sich Reymund wieder zu seinem Sohn und sagte: mein Freymund, ich und Deine Mutter haben es nun überlegt, daß wir Dir in Deinem gottseligen Vorhaben nicht wollen hinderlich, sondern vielmehr beförderlich seyn, aber überlege Du, daß der Orden in Malliers sehr strenge ist; ich kann Dich ja leicht zu einem Domherrn machen, so hast Du es besser, oder ich habe es auch wohl um unsern allerheiligsten Vater, den Pabst, verdient, daß er Dir ein Bisthum ertheilt, wenn ich darum bei ihm nachsuche, so hast Du doch mehr Ehre und kein so hartes und strenges Leben.

Aber Freymund sagte: nein, ich will sonst nichts weiter, als zu Malliers im strengen Orden ein Mönch werden.

Wie bist Du nur von diesem Gedanken so eingenommen? fragte Reymund.

Freymund sagte: liebster Herr Vater, die Welt mit ihren Händeln ist sehr verworren, so fürchte ich, wenn ich mich da hinein begebe, gar meine Seele darüber zu verlieren, denn hinter Ehre und Ruhm, Wohlleben und Pracht lauert der Satan, wie er den Schwachen überrasche, und ihn von sich selber abtrünnig mache. Bin ich im Kloster zu Malliers, so bin ich keiner dergleichen Gefahren ausgesetzt, meine zeitlichen und weltlichen Sorgen sind mir entnommen, ich kann unaufhörlich an Gott denken, und mir seine Wunderwerke recht lebendig vorstellen, dabei weiß ich, in diesen Stunden schläfst du, in diesen issest du, in diesen wird Handarbeit gethan, oder im Garten gegraben und Blumen und Gemüse auferzogen, so viele Stunden dienst du Gott, und daß das jeden Tag wiederkommt und keine Aendrung leidet, daß keine Störung und Irrsal in diesem schönen einfachen Lebenslaufe vorfällt, seht, das hat mir so überaus wohlgefallen, daß ich gar zu gern im Kloster Malliers, im strengen Orden, Mönch werden möchte.

Reymund sah ein, daß sein Sohn weise war und Recht hatte, darum gab er seiner Bitte nach, und freudig begab sich Freymund zu den Patribus und wurde alsbald Mönch in dem Kloster Malliers, welches seine Mutter gestiftet hatte, in dem strengen Orden.

Jetzt erhielten auch Reymund und Melusina Nachrichten von ihren Söhnen Antonius und Reinhardt, wie der eine König von Böhmen, der andre Herzog zu Lützelburg geworden sei, durch ihre Ritterschaft und ihre kühnen Thaten: darüber dankten sie Gott sehr und freuten sich über ihr eignes und ihrer Kinder großes Glück, denn drei von den Söhnen waren zu Königen gekrönt, der vierte ein Herzog geworden, und der fünfte ganz nahe bei ihnen im Kloster zu Malliers ein Mönch, um für alle übrigen Gott zu bitten.

Es fügte sich, daß Reymund an einem Sonnabend wieder die Melusina vermißte, denn sie pflegte an diesem ganzen Tage nicht zu erscheinen, doch gedachte er seines Eides, sich nie um sie zu bekümmern und sie ungestört gewähren zu lassen. Der Vater des Reymund, der alte Graf von Forst, war damals schon gestorben, und sein ältester Sohn, der jetzt Graf von Forst genannt wurde, legte einen Besuch bei seinem Bruder Reymund ab. Reymund ließ dieses Besuches wegen viele und vornehme Gäste zu sich einladen, die alle dem Reymund ihren ergebensten Respekt bezeigten; doch als sich Melusina den ganzen Tag nicht zeigte, sagte der Graf von Forst zu seinem Bruder: Bruder, laß doch Deine Gemahlin erscheinen, damit sich Deine vielen und vornehmen Gäste nicht darüber verwundern, daß sie so lange außen bleibt. Reymund antwortete: lieber Bruder, heute kann solches nicht geschehn, aber morgen sollst Du sie zu sehn bekommen.

Als die Mahlzeit geendigt war, gingen die beiden Brüder beiseit, und der Graf sagte zu Reymund: lieber Bruder, ich muß Dir ein Ding eröffnen, welches mir schon seit lange auf dem Herzen liegt. Man sagt allgemein im ganzen Lande, daß Du mit Deiner Gemahlin übel angekommen seist, sie sagen, Du seist bezaubert, daß sie sich alle Sonnabend ab-

seitiget, und Du an solchem Tage gar nicht einmal nach ihr fragen darfst; wunderlich ist es immer, daß Du nicht weißt, was ihr Thun und Lassen sei, als ein redlicher Bruder seh' ich mich gezwungen, Dir zu sagen, daß Du davon große Schande haben kannst, denn die meisten Leute meinen, sie treibe an diesen Tagen Hurerei, welches doch gegen Deine Ehre liefe, andre sagen wieder, sie möchte überhaupt wohl ein Gespenst und alles mit ihr nur ein ungeheures Wesen seyn, darum ist es mein demüthiger Rath, Du erkundigst Dich etwas mehr um ihr wahres Befinden und suchst es zu erforschen, damit Du nicht Gefahr läufft, für einen Narren gehalten zu werden.

Als Reymund diese Rede verstanden hatte, wurde er vor Zorn ganz bleich und dermaßen wüthig, daß er sich und seinen Schwur gänzlich vergaß; die Worte seines Bruders schienen ihm recht und gut, in der größten Grimmigkeit lief er fort und ergriff ein Schwert, womit er sich in die Kammer begab, in die er noch nie gekommen war, weil er sie der Melusina zu ihrem heimlichen Aufenthalte absonderlich hatte erbauen lassen. Hier kam er an eine fest verschlossene eiserne Thür und er besann sich nun, was er thun sollte; es fielen ihm wieder die Worte seines Bruders ein, daß seine Gemahlin in Unehren lebe. Darüber beschloß er, alles selber zu sehn, und dann, nachdem er es befinden würde, seine Schmach zu rächen. Er nahm also das Schwert und bohrte mit der Spitze desselben ein kleines Loch in die eiserne Thür, wo er hindurch sehn mochte.

Als Reymund nun stand und durch die Oeffnung schaute, verwunderte er sich über die maßen, denn er sah Melusina im Bade, wie sie von oben bis auf den Nabel ein schönes Weib sei, dann aber in den Schweif einer bunten gesprengten Schlange endigte, der azurblau war und mit Silberfarben darunter gesprengt, so daß diese Farben wundersam in einander schimmerten. Das Zimmer war eine tiefe Grotte, die Wände waren mit allerhand seltsamen Muscheln ausgeziert, und ein Springbrunnen, in welchem sich Melusina befand, war in der Mitten. Von oben ergossen sich auch Wasserstrahlen und tröpfelten wie Perlen durcheinander, bei welchem wunderbaren Getöse Melusina sang, indem sie eine Zitter in der Hand hielt:

Rauscht und weint ihr Wasserquellen
In der stillen Einsamkeit,
Die Erlösung ist noch weit,
Meine Thränen mehren eure Wellen.

Ach! wann wirst du, Trauer, enden,
Von mir nehmen meine Schmach?
Immer ist die Strafe wach,
Keiner kann das bös Verhängniß wenden.

Bei diesen Worten vergoß sie einen Strom von Thränen und Reymund war auf das innigste bewegt und erschüttert. Nun fiel ihm auch bei, wie er seinen Eid gebrochen und eine Untreue gegen seine tugendvolle Gemahlin begangen habe, dabei konnte er ihre seltsame Verwandlung nicht begreifen und furchte sich auch, daß nun sein Elend anfangen würde, da er seinen Schwur nicht gehalten, wie sie ihm vor der Hochzeit prophezeit hatte, denn er glaubte, daß sie nach ihrer verborgenen Wissenschaft recht gut um seine Untreue wissen würde. Endlich aber verstopfte er die gemachte Oeffnung wieder mit Wachs, und gieng im höchsten Zorne zu seinem Bruder zurück. Da dieser ihn also wüthend kommen sah, glaubte er, Reymund habe die Melusina auf einer Unehre betroffen, und sagte zu ihm: siehe, mein Bruder, es hat sich also bestätigt, daß Deine Gemahlin Dir und ihrer Ehre ist abtrünnig geworden.

Reymund aber sagte: Du hast mir Unwahrheit vorgebracht und bist mir ein schädlicher Bruder, Du bist zu einer unglücklichen Stunde in mein Haus gekommen, denn deinetwegen bin ich nun in Elend gerathen, daß ich meinen allertheuersten Eid gebrochen habe, darum geh, verweile Dich nicht länger hier, sonst möchte es Dein Leben kosten, und komme mir auch niemalen wieder in mein Haus, oder vor mein Angesicht!

Ueber diese unvermuthete Anrede erschrack der Graf, so daß er sich eilig zu Pferd setzte, und schnell wieder nach Hause ritt; auch die übrigen Gäste wußten nicht, was sie aus Reymund machen sollten, denn er geberdete sich, als wenn er ohne Sinnen wäre, weshalb sie sich auch wieder fort begaben.

Reymund aber war im allergrößten Jammer, er glaubte, daß er seiner Untreue halben nun seine geliebte Melusina nimmermehr wieder sehn würde, und daß er sie auf Zeitlebens verloren habe, er schrie und klagte: ach, du unglückselige Stunde, in welcher ich armer Mann geboren bin, daß ich nun mein allerliebstes Gut entbehren soll! In seiner großen Betrübniß zog er seine Kleider aus und legte sich zu Bett, denn er fühlte sich matt und krank, er beschloß, als ein Einsiedler sein künftiges Leben zuzubringen, wenn er Melusina verlieren sollte. So trieb er die ganze Nacht sein Klagen, indem er sich von der einen Seite nach der andern wendete, indem eröffnete Melusina mit einem Schlüssel die Kammer und trat zu ihm, zog sich nackt aus und legte sich neben ihm in das Bett, sie fühlte, daß er kalt und krank war, umfieng ihn zärtlich mit ihren Armen und fragte ihn: was fehlt Dir, mein liebster Gemahl? Er klagte ihr, daß ihn ein Fieber überfallen habe, war aber doch froh, daß Melusina wieder da sei und sich gegen ihn freundlich bezeigte, worauf er auch wieder von ihren Küssen und liebreichen Umarmungen besser wurde.

Indessen war Geoffroy mit dem Zahn nach dem Lande geritten, wo man ihm gesagt hatte, daß sich der große Riese aufhielte und seinen Unfug triebe. Er ritt hin und her und fragte die Leute nach der Wohnung des Riesen, weil er gekommen sei, ihn umzubringen. Die Leute sagten: das wolle Gott, Herr Ritter, daß Ihr dieses ins Werk setzt, denn er ist ein ungeschlachter Mann und fügt uns so viel Leides zu, daß es nicht zu sagen ist; worauf sie ihm auch das Schloß des Bösewichts zeigten. Geoffroy kam hierauf an einen steilen Berg, auf welchem ein festes Schloß lag, in welchem der Riese seinen Aufenthalt hatte. Hier stieg Geoffroy von seinem Rosse ab, legte den Harnisch an, hängte den stählernen Streitkolben an seinen Sattelbogen, gürtete das Schwert um sich, nahm die Lanze in seine Hand, hielt seinen schönen mit Gold ausgezierten Schild vor sich, setzte den Helm auf und stieg wieder zu Pferde, worauf er gegen das Schloß ritt und den Riesen mit kühner und lauter Stimme ausfoderte,

indem er sprach: wo bist Du nun, Bösewicht, der mir mein Land verdirbt und den Meinigen so großen Schaden zufügt? komm nur schnell heraus, damit ich Dir den Garaus mache. Der Riese war oben im Schloß und fuhr mit seinem Kopfe heraus, welcher so groß wie ein Ochsenhaupt war, um zu schauen, wer da sei, der ihn so kühnlich ausfodre. Er erstaunte, als er nur einen einzigen Mann gewahr wurde, und däuchte ihm, es sei kaum der Mühe werth, ein Gefecht mit ihm anzufangen; doch zog er seinen Harnisch an, trat vor das Schloß heraus, und brachte einen stählernen Schild mit sich, und drei eiserne Stangen und drei Hämmer in seinem Busen.

Als der Riese hervor kam, sah Geoffroy, daß er wohl bei funfzehn Schuh lang war, worüber er sehr erstaunte, aber dennoch den Muth nicht verlor, sondern jenen mit erschrecklicher Stimme anschrie. Der Riese aber sprach: Wer, und von wannen bist Du? Worauf Geoffroy ausrief: ich bin Geoffroy mit dem Zahn, wehre Dich, denn Du sollst allhier Dein Leben lassen. Der Riese sagte: kleines Kerlein, mich jammert Deiner, geh nach Hause, Du scheinst mir ein guter junger Mensch, aus dem mit der Zeit wohl noch etwas werden kann. Gehst Du aber nicht, so schlage ich Dich mit einem einzigen Streich zu Tode. Geoffroy aber achtete nicht darauf, sondern schrie immer fort: wehre Dich, Hollunke, wenn Dir Dein Leben lieb ist! zugleich ritt er zurück, um Feld zu gewinnen, legte seine Lanze ein, und rannte mit solcher Gewalt auf den Riesen, daß dieser von diesem einzigen Stoße zur Erden niederfiel. Die Erde bebte unter dem gewaltigen Fall des Riesen, aber er stand schnell wieder auf, und war sehr erboßt daß ihn ein einziger Stoß eines Ritters dermaßen hatte umwerfen können, er nahm daher seine stählerne Stange und schlug gegen Geoffroy, der schon das zweite Rennen gegen ihn vornahm, womit er dessen Pferd traf, und ihm beide Vorderbeine abhieb. Das Pferd fiel zu Bodon, uud Geoffroy sprang plötzlich aus dem Sattel, zuckte sein Schwert, lief den Riesen an, und gab ihm einen so harten Schlag, daß dieser seinen Schild aus der Hand fallen ließ. Hierauf nahm der Riese die stählerne Stange und schlug so auf den Geoffroy ein, daß dieser vom Schall des Schlages ganz betäubt wurde, er erholte sich aber schnell, nahm den Streitkolben vom Sattelbogen und schlug damit dem Riesen die Stange aus der Hand. Da ergriff der Riese einen von seinen Hämmern, und schmiß ihn so mächtig nach Geoffroy, daß dieser den Streitkolben auch mußte fallen lassen. Der Riese bückte sich nach dem Kolben, aber Geoffroy nahm sein Schwert wieder zur Hand und hieb damit dem Riesen einen Arm vom Leibe herunter: darüber erschrack der Riese und faßte seine Stange mit der andern Hand und schlug nach Geoffroy, der aber sprang diesem Schlage behende aus dem Wege, der Riese fiel wieder auf die Knie und Geoffroy gab ihm nun einem solchen Hieb auf das Bein, daß er völlig zu Boden stürzte, entsetzlich schrie und seine heidnischen Götter um Hülfe anrief. Nun blieb dem tapfern Ritter nichts weiter übrig, als ihm den Kopf nur völlig herunterzuhauen, welches er auch in aller Schnelligkeit that, und so über den ungeheuren Mann den Sieg davon getragen hatte.

Geoffroy nahm hierauf das Horn des Riesen und blies so lange darein, bis sich viele Leute aus den umliegenden Gegenden versammelten, die sich alle entsetzten, daß er den großen Heiden mt seiner Kraft hatte umbringen können. Bald breitete sich im ganzen Lande und auch in den andern Reichen die Nachricht aus, wie Geoffroy den Riesen bezwungen habe; er aber schickte einen Boten zu seinen Eltern, der auch diesen die erfreuliche Nachricht bringen mußte.

Weil die Rede von seinem Siege schnell weit herumgekommen war, so gelangten Boten aus dem entfernten Lande Norhemen an Geoffroy, die ihn im Namen der dortigen Landesherren demüthig ersuchten, zu ihnen zu kommen und ebenfalls einen ungeheuren Riesen umzubringen, von dem sie so sehr geplagt würden, daß sie sich nicht zu lassen wüßten; wenn er ihn mit Gottes Hülfe bezwänge, so wollten sie ihn auch gern für ihren Oberherrn erkennen, und ihm das ganze Land übergeben. Geoffroy antwortete: er wolle kommen und den Riesen umbringen, nicht aber um Land und Leute zu gewinnen, sondern er thue dieses nur aus Barmherzigkeit, und weil er es für seine Pflicht halte, alle Riesen umzubringen, so weit er sie nur erreichen möchte. So rüstete er sich, um zu Schiffe nach dem Lande Norhemen zu fahren, voll von hohem Muth und feuriger Begier, Wittwen und Waisen zu beschützen, allen Unterdrückten beizustehn, und alle Ungläubigen vom Angesichte der Erde zu vertilgen, so daß alle über seinen hohen Eifer und treffliche Vorsätze in Verwunderung geriethen.

Dritte Abtheilung.

Als Geoffroy abreisen wollte, kam ein Bote zu ihm mit einem Brief von seinen Eltern, worin sie ihm meldeten, daß sie gesund wären, auch Nachrichten von ihren Söhne hätten, die sehr erfreulich, dabei sei ihr Sohn Freymund im Kloster Malliers, nahe bei ihnen, ein Mönch geworden, um Gott für alle zu bitten. Wie Geoffroy las, daß sein Bruder Freymund ein Mönch geworden sei, ward er so zornig und wüthend, daß er nicht anders, wie ein wilder Eber schäumte, und alle die zugegen waren, vor Furcht schwiegen und nicht wußten, was sie sagen sollten. Er rief aus: die schelmischen und nichtswürdigen Mönche haben meinen Bruder bezaubert und betrogen, daß er nicht, wie wir alle gethan haben, die Ritterschaft ergreifen will; muß ich mich mit Riesen herumschlagen, und soll er indessen ein Mönch werden? Nun wahrlich, es soll ihnen und dem Abte übel gerathen, denn ich will sie alle zusammen verderben und verbrennen!

Ueber diese Rede entsetzten sich alle; den Boten aus dem Lande Norhemen aber befahl er seiner an dieser Stelle zu warten, denn er werde bald wieder kommen. So ritt er im Grimme fort und kam bald auf seinem Wege nach dem Kloster Malliers. Wie der Abt und die Mönche ihn kommen sahn, gingen sie ihm höflich entgegen, um ihn zu begrüßen und ihm Willkommen zu sagen, aber Geoffroy fuhr sie gleich zorn-

wüthig an und schnaubte ihnen entgegen: Ihr bösen Mönche, warum habt Ihr meinen Bruder also verführt, daß er ein Mönch geworden und die Ritterschaft verläugnet hat? Daran habt Ihr übel gethan und ich will Euch bestrafen, denn Ihr sollt alle Euer Leben hergeben.

Ueber diese Rede erschraken der Abt und die Mönche; der Abt erwiederte: wir haben mit nichten Euren Bruder verführt, er ist aus freiem Willen und aus Andacht in unser Kloster gekommen, hier steht er gegenwärtig und Ihr könnt ihn selbst darum fragen.

Freymund sagte hierauf: lieber Bruder, ich schwöre Dir, daß mich Niemand überredet hat, sondern daß ich hierin bloß meinem eigenen Triebe gefolgt bin, so ist es meine eigne Schuld, daß ich bin ein Mönch geworden, denn ich tauge nicht zum Ritter, ich habe in mir ein Verlangen zum gottseligen Leben gespürt, so habe ich denn nichts bessers gewußt, als mich hieher zu begeben, wo ich für alle und auch für Dich beten will.

Geoffroy aber blieb in seinem Zorn und kein Zureden und Bitten vermochte etwas über ihn; er stieg von seinem Pferde ab, besetzte das Kloster mit seinen Leuten, ließ einen großen Haufen Heu, Stroh und Holz auf einen Platz bringen, zündete dieses gegen den Wind an, und verbrannte so seinen lichen Bruder nebst hundert Mönchen, die alle in die Kirche geflohen waren.

Als die That vollbracht war, sah Geoffroy ein, daß er Unrecht gethan hatte; er bereute sie heftig, weil er glaubte, sich an Gott versündigt zu haben, schalt und fluchte auf sich selber, und verwünschte sich in den Abgrund der Erden hinein, daß er niemals mehr das Tageslicht erblicken möchte, doch war es nun zu spät mit seiner Reue und seinem Wehklagen. Setzte sich deshalb wieder zu Pferde, und ritt nach der Stelle in größter Eile zurück, wo er den Boten aus dem Lande Norhemen gelassen hatte, fuhr mit ihm in einem Schiffe ab, der Wind war günstig und so ging die Fahrt nach dem Lande Norhemen glücklich von Statten.

Reymund und Melusina saßen bei Tische und nahmen eine fröhliche Mahlzeit in schöner Häuslichkeit und Freundlichkeit zu sich, als ein Bote mit verwirrten Mienen und thränenden Augen zu ihnen hereintrat, und ihnen sagte, er habe eine erschreckliche Neuigkeit zu sagen, wolle sie aber nicht gerne vorbringen. Reymund sagte: er solle sie sagen, denn er habe sie nun schon in Gottes Namen auf etwas Betrübtes gefaßt gemacht; so sprach auch Melusina, denn sie wußten noch nicht, was vorgefallen war. Drauf sagte der Bote: so muß ich Euch nur Meldung thun, daß eins von Euren Kindern nicht mehr am Leben. So segne ihn der Herr, antwortete Reymund, doch welcher von meinen Kindern ist es? Der Bote sagte: es ist Freymund. Reymund war sehr betrübt, doch sprach er weiter: Gott hat ihn zu sich genommen; doch ist er selig gestorben, sind ihm alle christlichen Rechte wiederfahren? Der Bote antwortete: nein, er konnte kein christliches Recht bekommen, denn er ist mit allen andern Mönchen im Kloster zu Malliers verbrannt worden.

Darüber entsetzte sich Reymund und rief aus: Bote, nimm Dich in Acht, daß Du keine Lügen vorbringst, denn dergleichen sollte Dir übel gelohnt werden; wer hat sich unterstehn dürfen, ihn und das Kloster zu verbrennen?

Der Bote sagte demüthig: gnädiger Herr, es sei ferne von mir, daß ich mit Lügen umgehn sollte, dergleichen habe ich in meinem ganzen Leben nicht gethan, und werde nun nicht mit Euch den Anfang machen. Nein, Geoffroy mit dem Zahn hat in seiner Bosheit das Kloster sammt allen Mönchen verbrannt, dazu seinen leiblichen Bruder, weil er erzürnt gewesen, daß er ein Mönch geworden und geglaubt, der Abt und die Mönche hätten ihn mit List dazu überredet. Hierauf erzählte er den ganzen Vorgang, was Geoffroy gesprochen und was ihm der Abt erwiedert, und wie der Geoffroy sich nicht daran gekehrt, sondern in seinem Zorn das ganze Kloster sammt allen Mönchen verbrannt habe.

Da entsetzte sich Reymund recht in seinem innersten Herzen, wurde auch voll Grimms und im ganzen Gemüthe bewegt, deshalb stieg er plötzlich zu Pferde, um selbst nach der Brandstelle des Klosters Malliers hinzureiten. Unterwegs hörte er von allen Leuten ein großes Klagen über den Geoffroy, daß er das schöne Kloster also verderbt habe, sammt allen Mönchen. Er kam selber an den Ort, wo das herrliche Gebäude gestanden hatte, und sah nun die betrübten rauchenden Trümmer vor sich. Er wurde hierauf sehr zornig und schwur, daß wenn er den Geoffroy habhaft werden könne, er ihn auch eines gewaltsamen Todes wolle sterben lassen. So ritt er wieder im allerheftigsten Zorne nach seinem Hause zurück.

Er stieg vom Pferde ab, ging in seine Kammer, schloß sich ein, setzte sich in höchster Betrübniß nieder, seufzte, weinte und klagte:

Ach Gott! so hat Geoffroy im bösen Muthe
Den eignen Bruder Freymund umgebracht,
Der wollte Mönch seyn, dienen Gott, der Gute,
Doch starb er bald, und ruht in schwarzer Nacht.
Ich selber habe mich befleckt mit Blute
Und meinen eignen Vetter todt gemacht,
Ich wollte damals nur das Schwein verderben,
Und ließ am eignen Spieß den Vetter sterben.

Drum hat der mit dem Zahne dies verbrochen,
Der wüthete so wie ein wildes Schwein,
Ich hatte erst den Vetter mein erstochen,
Und ein Meerwunder muß meine Gattin seyn;
Sie hat mir Reichthum, Ehre, Glück versprochen,
Ich zeugte Söhne, zehne nannt ich mein,
Davon ist mir der liebste nun verbrannt,
Das that des eignen wilden Bruders Hand.

Und wie Geoffroy nun wüthend angefangen,
So wird er auch niemals das Gute thun,
Hätt' ich ihn hier, so müßt' er wahrlich hangen,
Nie könnt' ich eh, bis er gestorben, ruhn;
Den Bruder morden! frevels Unterfangen,
Nein, strafen muß ich ihn, hin fahr' er nun,
Boshafter wird er stets, gottloser werden,
Am besten man vertilgt ihn von der Erden.

Als Reymund in diesen schweren Klagen war, schloß Melusina mit einem Schlüssel die Kammerthür auf, und ging mit ihren Rittern, Frauen und Jungfrauen zu ihm hinein, um ihn zu trösten, worauf sie ihm

auf dem Bette liegend fanden, indem seine Grimmigkeit noch durch den plötzlichen Anblick seiner Gemahlin vermehrt wurde. Melusina trat lieblich auf ihn zu und sagte: nicht, Reymund, mußt Du Dich über Dinge also sehr betrüben, die Du nicht verschuldet, und welche Du nicht mehr ändern kannst, betrübe Dich, aber sei geduldig in Deinem Gram und empfiehl Gott Dich und Deinen Schmerz, der wird alles nach seinem Willen vollbringen und er verlangt vielleicht jetzt, daß wir auf unsre Sünden und schlimmen Leidenschaften achten und sie ablegen sollen. Unser Sohn Geoffroy hat gesündigt, aber er wird seine Missethat beweinen und Buße thun, und Gott wird ihm nach seiner unendlichen Barmherzigkeit vergeben, denn er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er leben bleibe.

So vernünftig und schön Melusina sprach, so schaute sie Reymund doch mit boshaften Augen an, war seiner selbst im Zorn nicht mächtig und sagte laut und vor allen Gegenwärtigen: o Du Schlange und giftiger Wurm, kömmst Du hieher, mir eine solche Rede zu halten und bist nur ein liederlicher Fisch? Ja, ich habe gesehn, daß Du ein Meerwunder bist und kein menschliches Geschöpf, darum müssen die Kinder von Dir Bösewichter werden, es ist Deine Schlangenart, die in ihnen zum Vorschein kommt, sieh nur, welchen schönen Anfang der Geoffroy mit dem Zahne gemacht hat! hat er nicht meinen liebsten Sohn, und den Abt, und dazu alle Mönche verbrannt?

Während dieser Worte verwandelte Melusina ihre schöne Farbe und wurde ganz todtenblaß; mit einer Stimme, die allen durch das Herz drang, sprach sie hierauf: ach Reymund! wie lässest Du Dich so sehr von der Unvernunft dahinreißen! welche Worte hast Du gesprochen? Ist mein Schmerz nicht so groß, wie der Deinige? Mein Leiden nicht dem Deinigen gleich? O wie hielt ich Dich lieb und werth! wie vertraute ich Dir mein Heil und meine Wohlfahrt! aber Du hast Dein Gelübde gebrochen und so muß nun auch eintreffen, was ich Dir dazumal vorhergesagt, daß Du mich verlieren würdest. O Reymund, Deine Wohlfahrt, Dein Glück, alle Deine Freude und Ehre muß leider nun ein Ende nehmen.

Mehr konnte sie nicht sprechen, sondern sie fiel nach diesen Worten ohnmächtig zur Erde nieder. Die Herren und Diener erschraken sehr und liefen eilig hinzu, ihr beizustehn, worauf sie auch wieder zu sich kam und mit höchstkläglicher Stimme sagte:

Ach Gott! ach! Herr! o Reymund! wehe mir!
Die Zeit ist da, ich scheide nun von Dir.
Wie mußt' ich doch von Deinem Werth, Geberden
Also im Herzen mein bezaubert werden?
O weh! mein Leiden sei Gott angesagt!
O weh! es sei dem höchsten Herrn geklagt!
O wehe mir, daß ich beim Bronnen rein und kalt,
Dich fand, mein Reymund, dort im grünen Wald!
O weh, daß ich gefühlt nach Dir Verlangen,
Weh mir, daß ich den schönen Leib umfangen!
Der Stunde weh, da ich mein Leib und Leben
In Deine Macht Dir gänzlich übergeben!
Ha Deine Falschheit und Verrätherei,
Dein Unverstand bricht alles nur entzwei,
Dein zorn'ger Grimm, Dein boshaft schlimmer Mund
Richt' mich und Dich, mein Wohlfarth ganz zu Grund.
Ich komme nun in Arbeit, Angst und Noth,
Und kann nicht hoffen, daß der bald'ge Tod
Von meinen Qualen mich befreien mag,
Sie währen fort bis an den jüngsten Tag.
Gottloser Schalk! untreuer Bösewicht!
So weiß Dein Herz nicht, was Dein Mund verspricht?
Wie hältst Du mir Dein heiliges Versprechen?
Wie magst Du so Dein Wort und Schwören brechen?
Gern wollt' ich Dir, untreuer Mann, verzeihn,
Wenn Du nur noch verschwiegen konntest seyn,
Du hattest mich am Bade schon gewahrt,
Es war verziehn, denn keinem offenbart
Als Dir, war noch mein Schmach und großes Leid;
Nun ist es offenbar, nun kommt die Zeit
Der Angst, der Pein, der Qual und Herzenswehen,
Wo Glück, Lieb, Heil und Wohlfarth muß vergehen.
Hätt'st Du den Eid gehalten treu und wahr,
So blieb ich bei Dir, Reymund, immerdar,
Bis endlich uns der bittre Tod geschieden,
In Erde ruhte dann mein Leib im Frieden,
Die Seele wär' aus Leid in Freud gekommen,
Aus Fegefeuer in Himmelslicht genommen.
Nun aber bleiben Leib und Seel beisammen
Bis glüht der jüngste Tag in seinen Flammen,
In Dir nimmt seinen Anfang schweres Leiden,
Auch Du nimmst Abschied nun von Deinen Freuden,
Vermindert und zertheilet wird Dein Land,
Kommt niemals wieder unter eine Hand,
Unglück trifft manche, die von Dir abstammen,
Und auch wir beide bleiben nicht beisammen,
Ich muß von Dir, von Schloß und Kindern scheiden,
Und künftig Mann und Schloß und Kinder meiden.

Die trauernde Melusina wandte sich hierauf zu drei Landesherren, führte sie zu Reymund und fuhr in ihrer Rede fort:

Reymund, bei Dir ist meines Bleibens nicht,
Doch nimm in Acht, was, wenn ich fort, geschicht.
Horribel, unser Sohn mit dreien Augen,
Ist bös und kann in dieser Welt nicht taugen,
Erwächst er groß, wird er das Land verderben
Mit Krieg und Hunger, laßt ihn vorher sterben.
Daß Geoffroy hat den Abt, die Mönch verbrannt,
Erfahre, daß auch hierin Gottes Hand,
Sie schlugen ihre Regel in die Schanz
Und hielten nicht des Klosters Observanz,
Auch wird den Geoffroy schwere Reue plagen
Er wird alsdann frommüthig in sich schlagen,
Ein neues Kloster baun, das schöner ist,
Worauf er auch zum Dienste Jesu Christ
Mehr Mönche wird zum frommen Werk einsetzen,
Sie unterhalten auch von seinen Schätzen.
Es wird mir schwer von meinem Schloß zu scheiden,
Das ich gebaut anmuthig und mit Freuden.
Ich möchte fast in Thränen drum vergehn,
Doch kann's nicht anders seyn, es muß geschehn.
Ach Reymund! war's nicht Lust und Freudigkeit
Als wir so schön beisammen allezeit?
Aus Freud wird Leid, aus Scherzen wird nun Schmerz,
Aus Stärke Ohnmacht, das zerbricht mein Herz.
Wie hatten wir so schönes Wohlgefallen,
Das wandelt sich nunmehr in Mißgefallen,
Wohlfarth wird Gram, zu Sorge Sicherheit,
Zu Unglück Glück, Freiheit wird Dienstbarkeit.
So dreht sich denn des Glückes Kugel rund,

Kehrt all ins Gegentheil in einer Stund
Doch ist es, Reymund, Deine eigne Schuld,
Daß Du verleurst des Glückes Lieb' und Huld.
Ich muß zu meinem Leiden von Dir scheiden,
Doch mag Dir Gott die Missethat verzeihn,
Daß ich aus Lust in Gram, in Schmerz aus Freuden
Bis an den jüngsten Tag muß immer seyn;
Nun muß ich wieder fort, in Angst eingehen,
In der ich, Arme, einmal schon gewesen,
Und wieder muß die Qual an mir geschehen,
Und niemand darf und kann mich nun erlösen.

Wie Reymund diese Klagen anhörte und sah, daß sich seine geliebteste Gemahlin zum Hinscheiden fertig machte, überfiel ihn eine solche innerliche Angst, daß er nicht ein Wort zu sprechen vermochte; er meinte, das Herz im Leibe müßte ihm vor großem Weh zerspringen und er würde sterben, begehrte auch nicht länger zu leben und wünschte sich den Tod. Er stand auf und ging mit kläglichen Geberden zu Melusina, küßte sie mit höchster Betrübniß und weinte bitterlich. Vor großem unaussprechlichen Herzeleid, das sie beide des Scheidens halber hatten, fielen sie nieder auf die Erde. Die Landesherren und Hofbediente, Frauen und Jungfrauen waren ebenfalls sehr traurig, huben sie beide auf, weinten und alles Volk mit ihnen. Reymund fiel vor Melusina nieder auf die Knie, und bat sie unter Schluchzen und Herzensangst um Vergebung, daß er seine Gelübde so böslich gebrochen hätte. Melusina antwortete: ich kann dem Verhängniß nicht Einhalt thun, welches es nun so beschlossen hat, darum müssen wir uns drein ergeben. Vergiß nun Deinen Sohn Freymund, aber gedenke Deines Sohnes Reymund, der einst an Deines Bruders statt Graf zu Forst werden soll. Auch Deines jüngsten Söhnes, Dietrich, nimm Dich an, der noch an der Brust der Amme liegt, denn er soll einst ein tapfrer Ritter werden.

Nachdem Melusina diese Worte gesprochen hatte, schwang sie sich auf das Fenster, wandte sich noch einmal um und sagte:

Gesegn' Dich Gott, mein Herz und wahrer Freund:
Gesegn' Dich Gott, holdseligster Gemahl!
Gesegn' Dich Gott, Du liebstes Kleinod mein!
Gesegn' Dich Gott, Du schöne Kreatur!
Gesegn' Dich Gott, Du meine schönste Freude!
Gesegn' Dich Gott, Du Lust in dieser Welt!
Ach segn' Dich Gott, mein liebster Trost und Hort!
Auch Euch gesegne Gott, mein liebes Volk!
Gesegn' Dich Gott, Lusinia, schönes Schloß,
Das ich gebaut und selbst gestiftet hier!
Gesegn' Dich Gott, Du Preis von dieser Welt!
Gesegn' Dich Gott, Reymund, mein liebster Freund,
Leb' ewig wohl, zu tausend gute Nacht!

Mit diesen letzten Worten schoß Melusina zum Fenster hinaus und verwandelte sich vor den Augen alles Volks, denn sie wurde von den Hüften an wiederum ein feindlicher, langer und ungeheurer Wurm. So umfuhr sie in der Luft das Schloß, indem sie aus der Höhe herunter ein entsetzliches Geschrei ausstieß, das so seltsam und unerhört klang, daß allen das Herz im Leibe bebte, und sie sich vor nichts so furchten als diesen Ton noch einmal zu hören, so zerschmetternd und zerreissend klang es, so tiefbetrübt, als sollte nun gar die ganze Welt vergehen, als wär' alle Lust erstorben und sollte der Jammer nun auf Erden auf immer einheimisch seyn. Dreimal ließ sie dieses entsetzliche Geschrei von sich hören, dann vernahm man nichts mehr und sie war verschwunden.

Reymund stand bei den Seinen in großen Leiden und schwerer Qual, er schrie und weinte bitterlich, raufte sich die Haare aus und wünschte niemals geboren zu seyn; da er wieder vor seinem großen Herzeleid sprechen konnte, rief er die Worte nach:

Nun so gesegn' Dich der allmächt'ge Gott,
Mein schönes Weib und Freundin, Ehrenkrone!
Gesegn' Dich Gott, mein Reichthum, meine Freude!
Gesegn' Dich Gott, Du meine liebste Lust!
Gesegn' Dich Gott, mein einziges Verlangen!
Gesegn' Dich Gott, Du Frau von hohem Preis!
Gesegn' Dich der allmächt'ge, ew'ge Herr
Und unsrer theurer Heiland Jesus Christus!
Ach alle meine Tage sind vergangen,
Da ich Dich ferner nicht erblicken soll.

Reymund klagte so sehr, daß alle die Seinigen mit ihm klagen und weinen mußten. Doch gab es einige ältre Leute, die sehr redlich waren und ihn zu trösten suchten, weil sie auf das Wohl des Landes ihre Absicht gerichtet hatten. Sie hielten ihm herrliche Beispiele vor, von andern großen Männern, die vieles Unglück erlitten, sich aber nachher getröstet hatten. Einer von den allerredlichsten aber erinnerte ihn an den Befehl seiner abgeschiednen Gemahlin Melusina, seinen Sohn Horribel mit den drei Augen nicht leben zu lassen, weil dieser sonst das ganze Land verderben würde. Reymund antwortete: lieben Freunde, überlaßt mich nur meinem Schmerze und thut übrigens nach Eurem Wohlgefallen und wie Euch meine edle Gemahlin Melusina befohlen hat.

Hiemit entfernte sich Reymund und verschloß sich in einer einsamen Kammer, wo er trauerte und weinte und ein solches Wehklagen trieb, daß es nicht zu sagen ist. Die Herren und Diener aber nahmen den kleinen Sohn Horribel, der schon als Knabe ein sehr böses Gemüth in sich spüren ließ, und sperrten ihn zum Besten des ganzen Landes in einen abgelegenen Keller, worauf sie so viel brennendes Stroh hineinwarfen, daß der junge Bösewicht ersticken mußte; so war das Land für die Zukunft gerettet. Nachdem sie dieses vollbracht hatten, nahmen sie den Leichnam und legten ihn heimlich in ein Bette, sagten er wäre todt, und begruben ihn öffentlich nach einigen Tagen, als wenn er eines ordentlichen Todes gestorben wäre.

Reymund hatte noch zwei junge Kinder, die ihre Ammen hatten und die Brust sogen. In der Nacht sahen die Ammen oftmals, wenn es finster war, daß Melusina in die Kammer kam, in welcher die Kinder schliefen, eins nach dem andern aufhub, nämlich den Reymund und den Dieterich, sie am Feuer wärmte und lieblich säugte und dann wieder sie liebkosend in ihre Wiege legte. Darnach war Melusina wieder verschwunden, und die Dienerinnen wagten es aus Furcht nicht, zu ihr zu gehn, wann sie zugegen war, doch nahm das Kind Diete-

rich so sehr zu, daß alle Menschen, die es nur sahen, darüber erstaunen mußten.

Geoffroy war indessen mit dem Schiffe und seinem Boten glücklich in das Land Norhemen angelangt. Gleich beim Schiffaussteigen kamen ihm die betrübten Landesherren entgegen, empfingen ihn sehr freundlich, bewillkommten ihn mit größter Höflichkeit, und erzählten so grausame Thaten von dem Riesen, die der ungeheure Wüthrich an jedem Tage verrichtete, wohl oft an einem Tage an die hundert Ritter erwürge, das Volk nicht anders als nach tausenden umbringe, das Land verwüste, das Vieh verderbe, und so weiter, daß Geoffroy antwortete: ei, meine Herren, dieses ist ja kein Mensch, sondern ein rechter eingefleischter Teufel, doch wenn ich ihn anders nur finde, so hoffe ich ihn mit Gottes Hülfe zu überwinden, bin auch deswegen ausdrücklich hergekommen, denn ich habe schon vorher, obgleich nicht so umständlich, von seinen Freveleien gehört. Gebt mir deshalb nur einen Boten mit, der mir den Weg zu diesem Unmenschen zeigt.

Die Landesherren schafften ihm bald einen Boten, der des Wegs kundig war und auch die Wohnung des Riesen wußte, worauf Geoffroy sehr kurz, aber doch mit seiner möglichsten Höflichkeit von den Landesherren Abschied nahm. So ritten sie beide, er und der Bote nach dem Berge zu, wo der Riese seine Wohnung hatte. Da sprach der Bote: hier auf diesem Berge hat nun der Riese seine Wohnung. Du mußt mich zu ihm führen, antwortete Geoffroy, denn dazu bist Du mir mitgegeben; und so ritten sie auf den Berg hinan, und als sie oben waren, sah sich der Bote um, und erblickte den großen und mächtigen Riesen, der an einem Baume, auf einem Marmorsteine saß.

Als der Bote sah, daß der Riese so gar nahe bei ihm war, zitterte er vor Furcht an Händen und Füßen, wobei er ohne Unterlaß die Farbe verwandelte. Geoffroy, der sich nicht umgesehen hatte, merkte daraus, daß der Riese etwa in der Nähe seyn müsse, er sagte daher lächelnd zum Boten: fürchtet Euch nur nicht, mein lieber Freund, denn ich bin gekommen, diesen Riesen umzubringen und Euch alle zu erlösen. Der Bote sagte: Herr, ich bin Euch als ein Bote mitgegeben worden, denenselben den Riesen zu zeigen, da ist er nun vor uns gegenwärtig, und sitzt auf einem Marmorsteine, nun verleihe Euch Gott der Herr Kraft und Stärke, denn hier kehr' ich um, und möchte um alle Schätze in der Welt, um alles Gold und Silber nicht weiter mit denenselben hinauf reiten; also, Gott befohlen, denn ich war bloß dafür gedungen, Euch den Riesen zu zeigen, und da ist er.

Der Riese Grimhold sah, daß zwei Leute zu ihm den Berg hinan ritten, blieb also sitzen, um zu sehen, was es geben solle, denn er dachte wohl, daß sie sich an ihn machen und eins mit ihm wagen wollten. Geoffroy bat den Boten lächelnd, daß er doch noch bleiben und ihrem Gefechte zusehen möchte, indem er bald wahrnehmen würde, welcher unter ihnen beiden der beste sei. Der Bote aber sprach: was seh' ich doch an dero Fechten, will lieber wieder nach Hause gehen, indem ich das nunmehr vollbracht habe, was mir ist anbefohlen worden. Geoffroy aber redete ihm wieder zu und sagte nochmals: lieber Freund, laß es Dir nicht leid seyn, noch eine kleine Weile zu verziehn, denn Du wirst alsbald gewahr werden, welchen Ausgang es nimmt, worauf Du dann dem übrigen Volke sagen kannst, wie es sich begeben hat, und wer oben oder unten gelegen; willst Du dieses aber nicht thun, so denke ich Dir selber eins zu versetzen, daß Du wohl hier bleiben mußt.

Der Bote antwortete und sprach: gnädiger Herr, Ihr bittet so, daß man Euch nichts abschlagen kann, doch wollte ich gebeten haben, das Ding nicht lange zu machen, weil ich mich gar zu sehr vor dem Riesen fürchte, denn er kommt mir nicht wie ein Mensch, sondern wie der leibhaftige Teufel vor. Wenn Ihr so dächtet, wie ich, so würdet Ihr gegen den großen ungeheuern Riesenkerl nicht so unbedachtsam Euer junges Leben wagen. Geoffroy aber sagte: sorgt für mich nicht, denn ich will dem Leben des Riesen bald ein Ende machen.

Geoffroy schied nun von dem Boten und kam an den Berg. Da ihn Grimhold ganz allein herauf reiten sah, verwunderte er sich sehr, daß sich ein einzelner Mann dergleichen unterstehn sollte, doch gedachte er wieder, es werde vielleicht ein Unterhändler zwischen ihm und dem Lande seyn, daher stand er auf, ging ihm an dem Berge auf einer schönen Wiese entgegen und nahm eine lange hölzerne Stange in seine Hand, mit der er wie mit einem Stäblein spielte. Wie nun Geoffroy nahe genug gekommen war, so schrie ihn der Riese an: wer, oder von wannen seid ihr, daß Ihr es wagt, so gegen mich den Berg herauf zu reiten? Was habt Ihr hier zu schaffen und zu suchen? Geoffroy schrie ihn wieder an: Du großer Schreihals, mein Gewerbe ist ganz kürzlich dieses, daß ich Dir Deinen gottlosen Kopf vom Leibe herunter hauen will, weiter habe ich hier nichts zu suchen, darum halte Dich bereit, solches in Gottes Namen zu erleiden.

Da fing der Riese an zu spotten und sagte: ei, mein kleiner Herr, laßt mir doch noch mein armes Leben, nehmet mich lieber gefangen und verkauft mich für Geld, damit ich doch nur meinen Leib behalte. Wie Geoffroy merkte, daß er seiner spottete, schrie er ihn wieder an: nun warte, Du großer Hund, alsbald sollst Du für dein Spaßmachen den Lohn bekommen. Plötzlich ergriff er sein Schild, legte die Lanze ein und rennte mit solcher Gewalt auf den Riesen los, daß, wenn dieser nicht von seinem stählernen Harnisch wäre geschützt worden, er ihn durch und durch gestoßen hätte; aber der Stoß traf den Riesen doch so gewaltig, daß er zur Erden fiel und den Hintern und die Beine dem Himmel zukehrte. Er sprang aber geschwinde wieder auf, und wollte nach Geoffroy mit seiner Stange schlagen; wie dieser das merkte, sprang er schnell vom Pferde herunter, in Besorgniß, er möchte ihn und das Pferd zu gleicher Zeit zu Tode schlagen. Der Riese betrachtete hierauf den Geoffroy und verwunderte sich sehr über dessen Stärke, und sagte zu ihm: ich weiß nicht, wer oder von wannen ihr seid, Ihr habt mir einen so starken Stoß gegeben, daß ich meine Füße und meinen Hintern dem Himmel habe zukehren müssen, solches ist mir zuvor in meinem Leben noch nicht begegnet, wenn Ihr also ein frommer Ritter seid, so begehre ich von Euch, mir Euren Namen nicht zu verschweigen.

Geoffroy antwortete: ich heiße Geoffroy mit dem

Zahn und bin weit und breit bekannt. Der Riese sagte: ich habe schon viel von Euch gehört, Ihr seid also derselbe, der einen andern Riesen, meiner Mutter Bruder, erschlagen hat, und nun hieher zu mir gekommen seid, um Euren Lohn dafür zu empfangen, den ich Euch auch alsobald richtig auszahlen will. Damit nahm der Riese die Stange und schlug mit großer Gewalt gegen Geoffroy, in der Meinung, ihn zu treffen, Geoffroy aber sprang geschwind zurücke und die Stange fuhr einen Schuh tief in den Felsen hinein. Zu gleicher Zeit gab Geoffroy dem Riesen mit seinem Schwert einen solchen Hieb durch seinen stählernen Harnisch, daß die Ringe davon fielen und das rothe Blut durch den Harnisch abwärts floß. Darauf wurde der Riese über die maßen wüthig, er nahm seine Stange und holte damit einen mächtigen Hieb aus; aber Geoffroy sprang wieder zurücke, und der Streich war so gewaltig, daß die Stange drei Schuhe tief in den Felsen hinein fuhr, wovon ihm auch der Arm heftig erschütterte und seine Stange in Stücke zersprang. Darüber ward Geoffroy sehr froh und lief wieder gegen den Riesen, und führte einen so starken Hieb auf dessen Helm, daß er ihn davon betäubte. Wie der Riese nun wehrlos war, so brauchte er seine Faust und versetzte damit dem Geoffroy einen so harten Schlag auf seinen Helm, daß er ihn damit beinah von Sinnen brachte, doch erholte er sich bald und gab dem Riesen noch einen Hieb, daß ihm der Panzer versehrt wurde, er ihm eine tiefe Wunde beibrachte und das Blut zu seinen Füßen niederströmte. Darüber fing der Riese an gräßlich zu fluchen und seine heidnischen Götter zum Beistand herbeizurufen. Dann sprang er auf Geoffroy zu und packte ihn um den Leib, hierauf rungen die beiden aus allen Kräften und Geoffroy war so mächtig, daß dem Riesen der Athem verging, ihn seine Wunden sehr schmerzten und er beinahe ohnmächtig geworden wäre. Hierauf wollte Geoffroy wieder nach seinem Schwerte laufen, um ihm vollends den Rest zu geben, aber der Riese nahm dieses Augenblickes wahr und nahm mit großer Schande die Flucht in den Felsen hinein.

Der Riese war hinter dem Felsen in ein finstres Loch gesprungen und Geoffroy konnte ihn nicht wiederfinden, so sehr er auch suchte, er setzte sich also wieder zu Pferde und ritt zu seinem Boten zurück, der seiner in großen Aengsten erwartet hatte. Dieser freute sich sehr, als er ihn sah, und Geoffroy erzählte ihm den ganzen Verlauf des Zweikampfs, denn jener hatte sich doch aus Furcht entfernt, als er gesehn, wie der Riese zu handthieren angefangen. Er sah nun auch, wie dem Geoffroy sein Helm voll Beulen und sein guter Schild zerschlagen war, woraus er wohl abnehmen konnte, daß er nicht leichte Arbeit gehabt hatte. Indem sie noch mit einander sprachen, kamen die Landesherren und eine große Menge Volks herbei, die sich über den Sieg Geoffroy's höchlich erfreuten; doch wurden sie wieder bekümmert, als sie hörten, daß der Riese nicht ganz todt, sondern in den Felsen entronnen sei, und wenn er von seinen Wunden wieder aufkäme, so möchte er hernach schlimmer werden, als er zuvor gewesen.

Einer von den Landesherren fragte ihn hierauf, ob sich der Riese bei ihm etwa erkundigt habe, wer, oder von wannen er sei. Geoffroy antwortete: ja er hat recht eigentlich darnach gefragt und ich habe ihm solches auch nicht verschwiegen. Darauf sagte dieser Herr: tapfrer Ritter, Ihr könnt versichert seyn, daß dieser Riese nicht wieder aus seinem Berge hervorkommt, so lange Ihr hier gegenwärtig bei uns bleibt, denn er hat es durch eine Weissagung, daß er von Eurer Hand sterben werde. Darauf schwur Geoffroy einen Eid, nicht eher von dem Lande zu weichen, bis er den Riesen wieder gefunden und ihn vollends getödtet hätte.

Ein andrer Landesherr fuhr hierauf fort: Herr Ritter, in jenem Berge sind überhaupt viele Gespenster, und fremde Dinge, die man wohl recht seltsam nennen könnte. Wir sind ehedem von einem Könige Helmas regiert worden, derselbe hatte eine schöne und weise Gemahlin Persina genannt, welcher er einen Eid schwören mußte, sie in ihrem Wochenbette nicht zu besuchen, er brach aber diesen Eid und sah nach der Frau im Kindbette, worauf er auf sonderbare Weise von ihr und von den Kindern plötzlich getrennt wurde. Die drei Prinzessinnen haben darauf ihren Vater in diesem Felsen verschlossen, und wohin nachher die Mutter mit den Töchtern gekommen, hat Niemand erfahren können, seitdem aber der König im Felsen verschlossen, hat sich hier immer ein Riese aufgehalten und den Berg gehütet. Dieser ist der fünfte und alle haben uns unsägliche Drangsal angethan, das Land verwüstet und alle Menschen, so sie nur erwischt, jämmerlich erschlagen, dabei hat es keiner gewagt, sich ihnen zu widersetzen. Jetzt aber hoffen wir, daß Euer tapfrer Arm uns von der Furcht erlösen wird. Geoffroy schwur ihnen nochmals, nicht vom Lande zu weichen, bis er den Riesen umgebracht, und hiemit ritten sie alle nach Hause.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als Geoffroy sich wieder auf den Weg nach dem Gebirge machte. Er kam an den Felsen, wohinein der Riese geflohen war, suchte lange die Schlucht, und fand sie endlich, worauf er von seinem Pferde stieg, und mit seinem Spieß in die Oeffnung hinunter langte. Er sagte: daß er nun hinabsteigen wollte, um den Riesen umzubringen, weil er überdies ein Heide und Ungläubiger sei. Die Landesherren wünschten ihm Glück und den Beistand des Himmels: Geoffroy machte hierauf ein Kreuz für sich und ließ sich an seinem Speer in den finstern Felsen hinunter. Unten ging er lange herum, fand aber den Riesen nicht, endlich ersah er einen Schein, nahm seinen Spieß und fühlte damit so lange, bis er auf eine Thür traf, in diese ging er hinein und trat in einen kostbaren Saal, wo er viele Reichthümer fand, die Wände waren mit Gold und allen Arten von Edelgesteinen ausgeschmückt, in der Mitte aber stand ein erhabenes Grabmal, welches auf sechs güldnen Pfeilern ruhte, und mit den köstlichsten Edelsteinen, die in demselben Berge reichlich wuchsen, häufig besetzt war. Auf dem herrlichen Grabmal lag die Gestalt eines Königs aus Chalcedonen gearbeitet, der auch von Edelsteinen glänzte, neben ihm war das Bildniß seiner Gemahlin, welche eine Tafel in ihren Händen hielt, worauf geschrieben stand:

Dies ist der König Helmas, hier begraben,
Der mich zu seiner Gattin einst erwählte,
Doch mußt' ich einen Eid zuvor noch haben,
Den er treulos des Wortes brach, dann fehlte,

Statt Lieb' und Treu, um mein Gemüth zu laben,
Er mich und meine Kinder lange quälte;
Er schwur, so ihm es sollte wohlergehen,
In meinem Wochenbett mich nie zu sehen.

Als er mir diesen hohen Eid geschworen,
Ich mich durch Himmels Huld gesegnet fühlte,
Drei schöne Töchter hatt' ich mir geboren,
Doch der Gemahl den theuren Eid nicht hielte,
Drauf ging ich ihm, die Kinder auch verloren,
Die ich zu meinem Trost bei mir behielte,
Ich habe sie an meiner Brust gesogen
Und sie nachher zur Weisheit auferzogen.

Als sie gekommen zu Verstand und Jahren,
Sprach ich zu ihnen von der Treue Bruch,
Die ich vordem von dem Gemahl erfahren,
Die jüngste, Melusina, fein und klug,
Sprach gleich von Rache, und die Schwestern waren
Behende zu bestrafen den Betrug,
Worauf sie ihren Vater unverdrossen
Hieher in diesen wüsten Felsen schlossen.

Er hat sein Leben endlich hier gelassen,
Worauf ich ihn hier in sein Grab bestellt,
Auch hab' ich dieses Bildniß fert'gen lassen,
Das diese Tafel in den Händen hält,
Damit ein jeder weiß, der kömmt, wasmaßen
Es vordem war ein mächt'ger Fürst der Welt,
Ich weiß, daß keiner hieher kommen möchte
Er sei er stammt von unserem Geschlechte.

Den Riesen hab' ich auch zur Wacht gegeben,
Damit kein Fremder dieses Grab betritt,
Ein jeder büßt sogleich mit seinem Leben
Wer frechen Muthes das Gebirg beschritt.
Nur einem unsers Stamm's ist es gegeben,
Zu kommen unversehrt, er führet mit
Im Innern eine Macht und Eigenschaft,
Der nichts vermag des Riesen große Kraft.

Mit Straf' hab' ich die Töchter heimgesucht,
Weil sie sich an dem Vater so vergangen,
Die jüngste, Melusin, ward so verflucht,
Daß sie den Schweif von einer großen Schlangen
Sonnabends führt; wer sie zum Weibe sucht,
Muß schwören, sie des Tags nie zu verlangen,
Zu lassen sie in ihren stillen Zimmern
Und sich nicht um ihr Wesen zu bekümmern.

Wenn ihr Gemahl den Schwur ihr treu gehalten,
So sollte sie in Glücke wie in Freuden
Recht lange froh auf dieser Erden walten,
Im Tode endlich spät nur von ihm scheiden;
Die zweite konnt' ich nicht so umgestalten,
Doch mußte sie auch die Verwünschung leiden,
Meliora heißt sie, sie ist schön gebaut,
Wie jeder sieht, der einst ihr Wesen schaut.

Ich habe sie in das Armen'sche Land,
Um dort auf immer ein Gespenst zu seyn,
Ein hoch und steil Gebirg hinauf gebannt;
Dort sperrt' ich sie in festen Schlössern ein,
Ein Sperber ist ihr dorten zuerkannt,
Den muß ein jeder, den das Glück führt ein,
Bewachen fort drei Tag und auch drei Nächte,
Ohn' daß ein Schlaf ihn überraschen möchte.

Kömmt einer nun zu sehn die seltnen Sachen,
Der vornehm ist, geborner Rittersmann,
Muß er drei Tag' und Nächt' beim Sperber wachen;
Doch kömmt der Schlaf ihn nur ein Stündchen an,
So wird er nie im Leben wieder lachen,
Er ist alsdann wohl ein verlorner Mann,
Er bleibt alldort zum jüngsten Tag gefangen,
Verschlossen unter Pein und Angst und Bangen.

Doch wer drei Tag' und auch drei Nächte wacht,
Kann von der Fürstin eine Gab' begehren,
Und wenn er sich als weiser Mann bedacht,
Wird sie ihm selbst das Größte gern gewähren,
Nur nehme sich der Rittersmann in Acht,
Nicht ihres schönen Leibes zu begehren,
Es sind ja dorten Gold und Edelstein,
Rubin und Perlen, alles ist wohl sein.

Auf einem Berge wohnt das ält'ste Kind,
Plantina ist mit Namen sie genannt,
Und auf dem Fels gar große Schätze sind,
Es liegt der Berg im Arragon'schen Land.
Bis einer unsern Stamms den Schatz gewinnt,
Dann ist der Zauber von ihr abgewandt;
Ein solcher Mann erobert auch zugleich
Jerusalem, das ganze heil'ge Reich.

Die Buße mußt' ich auf die Kinder legen,
Weil sie zu großer Ding' sich unterfingen,
Und ihrer ungezähmten Thorheit wegen,
Daß sie so schwer am Vater sich vergingen,
Ihn durften sie in diesem Berge hegen
Bis er gestorben, also bösen Dingen
Folgt alsbald auf dem Fuß die Strafe nach,
Und Gott's Gerechtigkeit bleibt immer wach.

Mein Name ist Persina, der Gemahl
Hat sich an mir wohl groß und schwer vergangen,
Doch blieb die Lieb' im Herzen doch zumal,
Zu ihm gerichtet Sehnsucht und Verlangen,
Drum gab ich auch die Kinder in die Qual,
Weil sie ihn schmerzlich hielten eingefangen:
An Eltern darf kein Kind die Hände legen,
Es folgt der Fluch, wer also sich verwegen.

Als Geoffroy diese außerordentlichen Dinge auf der Tafel gelesen hatte; konnte er sich nicht genug darüber verwundern, denn er sah ganz deutlich, daß die Melusina, von welcher in der Schrift gesprochen wurde, seine leibliche Mutter, mithin der König Helmas sein Großvater, und Persina seine Großmuttr gewesen sei. Doch ging er wieder aus der Kammer heraus und suchte den Riesen allenthalben; er kam an einen großen Thurm, wo er hineinging, und unten ein Gefängniß gewahr wurde, wo mancher redliche Mann gefangen lag, und sich alle Gefangenen über Geoffroy's Ankunft sehr verwunderten. Einer darunter sagte: mein sehr werther Herr, geht ja fort von hier und verbergt Euch in einer Höhle, damit Euch der Riese nicht sieht und gewahr wird, denn wenn Euch der ungeheure Riese findet, so müßt Ihr Euer Leben verlieren und erschlagen werden.

Geoffroy fing aber hierüber an zu lachen und sagte: ich suche eben diesen Riesen, denn ich möchte mich gar gerne mit ihm schlagen. Da sagte ein andrer Gefangener: nun, Ihr werdet ihn bald sehn, denn er wird gewiß gleich kommen, und dann wird

es Euch gereuen, Ihr müßt umkommen, denn er ist gar zu erschrecklich.

Indem sie noch sprachen, kam der Riese, eilte geschwind in eine Kammer und schlug die Thür sehr eilig hinter sich zu. Geoffroy sah ihn, sprang nach und trat so stark wider die Thür, daß sie in Stücke zersprang. Der Riese hatte einen Hammer bei sich, mit welchem er so heftig auf Geoffroy's Helm schlug, daß, wenn der Helm nicht so gar gut gewesen wäre, er damit den Geoffroy erschlagen hätte. Geoffroy aber besann sich schnell, und gab ihm mit dem Schwerte einen so gewaltigen Hieb, daß der Riese sogleich zur Erde fiel. Darauf that der Riese einen so erschrecklichen Schrei, daß der ganze Thurm erbebte und er sogleich todt war. Hierauf steckte Geoffroy sein Schwert ein, ging wieder zu den Gefangenen und fragte sie: ob sie aus dem Lande Norhemen gebürtig wären. Sie sagten: ja. Er fragte ferner: warum sie dorten gefangen säßen. Sie sagten: um Schatzung und Tribut, die wir dem Riesen schuldig sind. Geoffroy sagte: so danket Gott, daß er es mir vergönnt hat, diesen Riesen ganz und gar umzubringen. Ueber diese Nachricht wurden die Gefangenen sehr froh und lobten Gott, wobei sie Geoffroy baten, ihnen doch aus dem Gefängnisse zu helfen. Geoffroy wollt' es von Herzen gern thun, aber keiner wußte, wo die Schlüssel lagen; endlich fand sie der tapfre Ritter, nachdem er allenthalben gesucht, schloß alsbald die Thüren auf, und ließ die Gefangenen heraus, deren mehr als zweihundert waren. Geoffroy erlaubte ihnen von den Edelgesteinen und dem Silber und Golde zu nehmen, welches im Berge sei, denn er begehre nichts davon für sich selber, wofür sie ihm noch mehr dankten.

Sie beschlossen darauf, den Riesen aus der unterirdischen Schluft hervor an das Tageslicht zu ziehn, und ihn allen Leuten im Lande zu zeigen, welches sie auch sogleich ins Werk richteten: die Gefangenen nahmen einen großen Karren, schroteten den ungeheuren Riesen darauf, banden ihn so, daß er aufrecht saß, gleich als wenn er lebte, und fuhren ihn so durch das ganze Land. Als das Volk im Lande den ungeheuren Riesen sah, konnten sie sich nicht genug verwundern, sie dankten alle laut Gott von Herzen, daß er sie durch Geoffroy von einem solchen ungeschlachten Bösewicht erlöst hatte. Bei diesem bedankten sich auch die Landesherren höflich für den ihnen und dem Reiche erwiesenen Dienst, auch das Volk erzeigte ihm die größte Ehre und alle baten ihn inständigst, bei ihnen als ihr König und Herr zu bleiben, welches er aber nicht annahm, sondern bald darauf von dannen zog, denn er trug ein Verlangen, seinen Vater und seine Mutter wieder zu sehn.

Er setzte sich also zu Schiffe und fuhr nach seinem Vaterlande. Als sein Vater Reymund seine Zurückkunft erfahren hatte, ritt er ihm entgegen; denn es war schon bekannt geworden, welche große Thaten er in dem Lande Norhemen ausgeübt hatte, deswegen legte Reymund seinen Kummer um seine geliebte Melusina ein wenig bei Seite. Als er mit seinem Sohn allein war, erzählte er ihm sein ganzes gehabtes Unglück unter Vergießung vieler Thränen. Als Geoffroy das hörte, erschrak er heftig und merkte, daß alles dies von seiner Missethat hergekommen sei, indem er seinen Bruder Freymund im Kloster Malliers verbrannt habe; doch sammelte er sich wieder und erzählte, welche Tafel, Schrift und Nachrichten er in dem bezauberten Berge gefunden habe, woraus Reymund merkte, von welchem hohen Geschlechte seine Gemahlin Melusina abgestammt sei. Geoffroy erfuhr nun zugleich von seinem Vater, daß sein Bruder, der Graf von Forst, ihn zuerst dahin vermocht habe, die Melusina an einem Sonnabend zu belauschen und so sein theures Gelübde zu brechen, worauf Geoffroy einen hohen Eid schwur, daß der Graf von Forst dafür sterben solle. Ritt auch eilig hinweg, und Reymund blieb in größter Betrübniß zurück, daß sein Sohn Geoffroy wieder eine neue Missethat begehn wollte.

Geoffroy kam bald vor dem Schlosse des Grafen von Forst an, er stieg sogleich von seinem Pferde und ging in das Schloß hinein, ohne daß ihn einer gewahr wurde, worauf er in den Saal kam, wo sein Vetter war. So wie ihn Geoffroy sah, schrie er ihn ungestüm an und zog sein Schwert: Bösewicht, Du mußt hier Dein Leben lassen, weil ich durch Dich meine Mutter verloren habe. Der Graf war sich wohl bewußt, was er gethan hatte, erschrak also und wollte ihm entfliehen, sprang auch zum Fenster hinaus, fiel aber auf die harten Felsen und war todt. So hatte Geoffroy das Unrecht gerochen, welches jener an seiner Mutter verübt hatte. Zugleich kam dadurch die Grafschaft an seinen jüngern Bruder Reymund.

Sein Vater hörte den Tod seines Bruders, und grämte sich sehr, daß sein Sohn von neuem eine solche Missethat begangen hatte; er nahm sich vor, nicht mehr zu regieren, sondern nach Rom zu wallfahrten, seiner Sünden wegen Buße zu thun, sich alsdann von der Welt abzusondern, in ein Kloster zu gehn und dort sein bekümmertes Leben zu beschließen. Geoffroy kam zurück, und sah die große Traurigkeit seines Vaters, fiel auf seine Kniee, bekannte seine Missethaten und bat um seines Vaters Vergebung. Reymund verzieh ihm und ertheilte ihm seinen Segen, worauf er zu ihm sagte: doch, mein Sohn, mußt Du vor allen Dingen das Kloster Malliers wieder auferbauen, und mehr Mönche darein setzen und stiften, als vorher gewesen sind, sonst kann Dir Deine Schuld nicht verziehn werden. Welches Geoffroy versprach und sich Reymund darauf zu seiner Reise nach Rom rüstete: doch berief er noch vorher alle Vasallen und ließ sie seinem Sohne Geoffroy huldigen. Darauf schied Reymund auch von seinen übrigen Kindern, setzte sich zu Schiffe und fuhr nach Rom.

Geoffroy baute indessen das Kloster Malliers wieder auf und machte es schöner, als es zuvor gewesen war, stiftete auch mehr Mönche zum Gottesdienst, worüber sich alles Volk im Lande sehr verwunderte, daß er das Kloster erst verbrannt hatte und nun wieder so herrlich neu errichtete.

Reymund kam in Rom an und beichtete vor dem allerheiligsten Vater Papst, welcher ihm eine gelinde Buße auferlegte. Dann nahm er Abschied, nachdem er dem Papste vorher gesagt, er wolle nach unsrer lieben Frauen zu Montserrate in Arragonien gehn, und dort ein Einsiedler werden, weil daselbst ein schöner Gottesdienst sei. Er kam in Montserrate an, ließ sich Kleider eines Einsiedlers machen

und diente allhier Gott in strenger Andacht und vielen Bußübungen.

Geoffroy reiste nun auch nach Rom, um seine Buße vor dem allerheiligsten Vater abzulegen, auch zugleich von ihm zu erfahren, wo sein Vater Reymund geblieben sei, welcher nicht wieder kam. Der Papst berichtete ihm: daß sein Vater zu Montserrate, im Gebirge, ein Einsiedler geworden; dabei legte er ihm eine harte Buße auf, weil er so schwere Missethaten begangen hatte, verordnete auch: daß er im Kloster Malliers hundert und zwanzig Mönche einsetzen und stiften müsse, wenn er für seine Sünden Vergebung von Gott erlangen wolle. Geoffroy versprach alles zu thun, ließ sich die Absolution ertheilen und reiste hierauf ab, um seinen alten betrübten Vater in der Einsiedelei im fernen, seltsamen Gebirge zu Montserrate aufzusuchen.

Geoffroy reiste zu seinem Vater, um ihn zu bewegen, in die Welt zurückzukehren, aber der alte Reymund wollte in seiner Einsiedelei bleiben, und so schied Geoffroy ungern von ihm, nachdem er einige Tage bei ihm gewesen, und seinen Gottesdienst mit angesehn hatte. Es währte nicht lange, so fühlte sich Reymund zum Tode matt, darum kam Geoffroy noch einmal zu ihm, wartete sein Ende ab und ließ ihn dann herrlich und mit großem Gepränge zur Erden bestatten. Nachher machte Geoffroy das Kloster Malliers zu dem schönsten im Lande und setzte auch die Anzahl Mönche hinein, die ihm der Papst vorgeschrieben hatte.

Im Königreiche Armenien hatte Gyot indessen lange regiert, war alt geworden und hatte nach seinem Tode das Reich seinem jungen und tapfern Sohne hinterlassen, welcher auch Gyot genannt wurde.

Ein steil und hohes Schloß
Lag in demselben Land,
Und drinnen Schätze groß,
Wie jedermann bekannt.

Im Schloß war ein Gesichte,
Gar schön und wundersam,
Das manchem armen Wichte
Zu Leid und Unheil kam.

Wer gern die Schätze wollte,
Die auf dem Schloß da lagen
Von Gold und Stein, der sollte
Ein seltsam Ding drum wagen.

Ein Sperber saß wohl dorten,
Den er bewachen soll,
An einsam hohen Orten
Drei Tag' und Nächte wohl.

Und keiner durfte schlafen
Bei Tag' und in der Nacht,
Sonst folgten harte Strafen,
Daß er so schlecht gewacht.

Wem dieses mocht' gelingen,
Der konnte wohl begehren,
Von allen seltnen Dingen,
Man mußte sie gewähren.

Beim Sperber war in Ehren
Ein trefflich schönes Weib,
Konnt' einer all's begehren,
Nicht ihren schönen Leib.

Gyot, der junge König,
Rüst sich im kecken Muth,
Er dünkte sich nicht wenig
Zum Abentheuer gut.

Er sprach zu sich im Herzen:
Gelingt der Zeitvertreib,
So fodr' ich ohne Scherzen
Doch nur das edle Weib.

Zog aus mit vielen Leuten
Und mit Gefolge groß,
Da sahen sie von weiten
Das wundersame Schloß.

Auf grüner Wiese milde
Ließ er die Diener sein,
Und ging mit Schwert und Schilde
Keck ins Burgthor hinein.

Da kam ein alter Mann,
Gar klein und krumm und bleich,
War schneeweiß angethan,
Sein Bart war licht zugleich.

Der sprach: was sucht ihr hier?
Still blieb der König stehen,
Und sprach: ich komme schier
Um die Gesicht' zu sehen.

Der Alte ernsthaft sprach:
Kommt ihr zu diesen Dingen,
So folgt mir kecklich nach,
Will euch zu ihnen bringen.

Der Alte ging voraus,
Der junge hinterdrein,
Sie treten in das Haus
Und in den Saal hinein.

Es glänzt der Saal von Pracht,
Von Gold und Edelstein,
Wo ihm entgegen lacht
Der grün' und rothe Schein.

Es war im schönen Zimmer
Von tausend Farben Glanz
Wie nur ein einz'ger Schimmer,
Es war ein Kleinod ganz.

Der König sprach: zu Hause,
Hab' ich viel Säle licht,
Doch gegen diese Klause
Ist alles nur ein Wicht.

Auf einer güldnen Stangen
Sah er den Sperber dann;
Tragt ihr nun noch Verlangen,
So sprach der alte Mann,

Das Abentheu'r zu wagen,
Der Sperber sitzet hie,
In Nächten und drei Tagen,
Dürfet ihr schlafen nie.

Könnt ihr nicht Schlaf vertreiben,
Und euch erhalten wach,
So müßt ihr allhier bleiben
Bis an den jüngsten Tag.

Doch könnt ihr es vollbringen,
So steht euch dafür frei,
Zu nehmen von den Dingen,
Was auch es immer sei.

Doch eins ist untersaget,
Das ist der Fürstin Leib;
Nun geht, mein Herr, und waget
Den edlen Zeitvertreib.

Der König sprach: ich habe
Zum Wachen mich gestellt,
Ich bitte um die Gabe,
Die meistens mir gefällt.

Er dacht' in seinem Sinne
Nur an das schöne Weib,
Und wenn ich die gewinne,
Bitt' ich um ihren Leib.

Der Alte ging zurücke,
Es blieb der Junge da,
Und wagte nun sein Glücke,
Er blieb dem Sperber nah.

Er schaut bei Tag wie Nachte,
Nur diesen Sperber an,
Und unermüdet wachte
Der übermüth'ge Mann.

Nie ward es Nacht und dunkel
Beim Sperber im Kastel,
So glänzte der Karfunkel
Roth durch die Zimmer hell.

Darzu erklangen schöne
Gesänge durch den Saal,
Es sangen in die Töne
Auch Vögel drein zumal.

Und Speise war zugegen
Und auch der süße Wein;
Nur durft' er sich nicht legen,
Mußt' immer wachend seyn.

Noch waren viele Zimmer,
In die ging er hinein,
In allen glänzt der Schimmer
Von Gold und Edelstein.

Gold waren alle Wände
Und bunte Blumen drauf,
Es rankten aller Ende
Sich Zweig' und Kränz' hinauf.

Und Rubin und Smaragden,
Demant und auch Sapphir
Sah man erschimmernd prachten,
Als Blumen herrlich hier.

Auch war in Farben schöne
Dort in dem Glanz und Schein,
Die sangen zarte Töne,
Wohl tausend Vögelein.

Auch Ritter abgebildet
Im wahren Conterfei,
Gehelmt und auch beschildet
Und wer ein jeder sei.

Darneben war geschrieben,
War keiner blieben wach,
Drum waren sie geblieben
Bis an den jüngsten Tag.

Drei andre Bilder standen,
Von Rittern, und dabei
Die Schrift von welchen Landen
Und Namens jeder sei.

Die hatten Tag und Nacht
Und ohne zu ermüden
Den Sperber wohl bewacht,
Drum waren sie geschieden.

Und hatten Gaben viele
Mit sich hinweggenommen,
Gar mannlich bis zum Ziele,
Glücklich zurückgekommen.

Wie er dies all betrachtet,
Ging er zum Sperber wieder,
Den er drauf wohl beachtet,
Und stark sind seine Glieder.

Drei Tage sind vergangen,
Der vierte Morgen kam,
Worauf die Angst und Bangen,
Sein Amt ein Ende nahm.

Mit lächelnden Geberden,
Mit Schmuck in schöner Seide
Tritt nunmehr zu dem Werthen
Im allerschönsten Kleide

Die Fürstin in den Saal,
Das überschöne Weib,
Er sieht der Augen Strahl
Und ihren schlanken Leib.

Sie sprach: ein schön Gelingen
Hat euch das Glück bescheert,
Erwählt nun von den Dingen
Was euer Herz begehrt.

Der sah nur ihre Schöne
Und stand in sich entzückt,
Er sprach: das Ende kröne
Was mir so wohl geglückt.

Drum mag ich keine Steine,
Was frommte mir das Gold?
Ich wünsche nur das eine,
Das seid ihr Fürstin hold.

Drum will ich nichts begehren,
O wunderschönes Weib,
Doch sollt ihr mir gewähren
Den schlanken süßen Leib.

Mit zornigen Geberden
Sprach drauf die Prinzessin:
Mein Leib kann euch nicht werden,
Wählt anderen Gewinn.

Der König sprach: an Schätzen,
An Edelstein und Gold,
Mag jeder sich ergötzen,
Ich hab' es nie gewollt.

Drum will ich keine Gabe,
Als nur den zarten Leib,
Ihr seid die schönste Habe,
O edles holdes Weib.

Sie sprach: ihr seid vermessen
Und redet wie ein Thor,
Habt alle Punkt vergessen,
Die man euch sagt' zuvor.

Verändert euren Sinn,
Kein Mann darf meine werden
Ihr habt des nicht Gewinn,
So lang ihr lebt auf Erden.

Es schadet eurem Glücke,
Es schadet eurer Macht,
Drum kehrt, mein Freund, zurücke,
Seid witzig und bedacht.

Was ist die Weisheit nütze?
Verderben mag mein Leib,
Sprach jener drauf in Hitze,
Ich will euch, goldnes Weib.

Sie sprach: ihr habt gesprochen,
Und gleicht dem Reymund sehr,
Der auch den Schwur gebrochen,
Zu Kränkung seiner Ehr.

Ihr habt die Gab' verloren
Wie er das Weib verlor,
Er hatte falsch geschworen,
Ihr seid ein junger Thor.

Und was ich nunmehr sage,
Das trifft gewißlich ein,
Von heut soll Gram und Plage
Nur euer Erbtheil seyn,

Dein Vater, Gyot hieß er,
War meiner Schwester Sohn,
Und als er starb, da ließ er
Dir seinen mächt'gen Thron.

Der Schwestern waren drei,
Und Melusina eine,
Sie machte Reymund frei,
Und wurde drauf die seine.

Wir hatten uns verbündet,
Am Vater uns zu rächen,
Und haben schwer gesündet,
Ich mag davon nicht sprechen.

Die Mutter hieß Persina,
Sie straft das Unterfangen,
Samstag's wird Melusina
Zu einer wüsten Schlangen.

Sie den Tag nie zu sehn
Hat Reymund ihr geschworen,
Er bricht den Eid, die Wehn
Sind da, sie geht verloren.

So sind wir alle drei
Gespenster für das Wüthen,
Ich muß im Schlosse frei
Den schönen Sperber hüten.

Die dritte ist Plantina,
Sie ward wie wir verflucht,
Wie ich und Melusina
Von Strafe heimgesucht.

Weil sie wie wir gewüthet,
Ist Arragon ihr Land,
Wo sie die Schätze hütet
Auf einen Berg gebannt.

Von unserm Stamme ihr
Habt euch nun schwer vergangen,
So daß euch für und für
Folgt Angst und Pein und Bangen.

Der König sah die Schöne,
In seinem jungen Muth
Hört er nicht ihre Töne,
Er fühlt nur seine Gluth.

Er schaut die zarten Glieder,
Den edlen schönen Bau,
Und ihn entzündet wieder
Das holde Bild der Frau.

Er springt und will sie fassen
Um ihren schlanken Leib,
Doch schnell muß er sie lassen,
Es schwand das süße Weib.

Gespenster stehn im Saal,
Die schlagen auf den Dreisten
In wilder Wuth zumal
Mit ihren grimmen Fäusten.

Der König rief: Erbarmen,
Ihr schlagt mich ja zu todt!
Sie hörten nicht den Armen,
Und brachten ihn in Noth.

Sie stießen ihn wohl mächtig
Hinaus dann vor das Thor,
So daß er lag ohnmächtig
Im bittern Schmerz davor.

Halb todt schleicht zu den Seinen,
Der Fürst, im Antlitz bleich,
Die Herrn und Diener weinen,
Sie fragen ihn zugleich:

Ist euch bei Tag und Nacht,
Das schwere Amt gelungen?
Habt ihr dort gut gewacht,
Den großen Schatz errungen?

Er sprach: zu bösem Glück
Hatt' ich es unternommen,
Bin hin zum Schloß, zurück
Zu meinem Leid gekommen.

Er ging, sein Regiment
Nahm nun von Stund' an ab,
Der Feind das Reich zertrennt,
Jung geht er in sein Grab.

Es hatte auch Persina,
Im Arragoner Land
Die Tochter, hieß Plantina,
Auf einen Berg verbannt,

Die mußt' ob Schätzen theuer
Dort wohnen und sie hüten,
Und Wurm und Ungeheuer
Lief um den Berg mit Wüthen.

Es waren grause Schlangen,
Unthier' und wilde Drachen,
Die trugen all Verlangen,
Die Schätze zu bewachen.

Es kamen viele Ritter,
Den'n nicht der Weg gelungen,
Sie wurden allsammt bitter
Von dem Gewürm verschlungen.

So kam von Engelland
Auch einst ein tapfrer Mann,
Er war als Freund verwandt
Dem herrlichen Tristan,

Mitglied der Tafelrunde,
Von König Arturs Leuten,
Er wollt zu guter Stunde
Die reichen Schätz' erbeuten,

Mit Kraft und kühnem Muthe
Hinauf zum Berge gehen,
Er wollt' mit Leib und Blute
Das Abentheu'r bestehen.

Der Bote ritt im Zagen
Mit ihm den Berg hinauf,
Allein im schnellen Jagen
Nahm er rückwärts den Lauf.

Der Degen blieb alleine
Und war in großer Noth,
Er sprach : ich seh das eine,
Das ist mein naher Tod.

Wo ich die Augen wende
Ist Dampf und wildes Wüthen
Und Würmer ohne Ende,
Die diesen Berg behüten.

Frisch auf und sei gerüstet,
Behalt den Muth, du Schwert,
Weil mich des Kampfs gelüstet,
Die Sache ist es werth.

So ging er ohne Zagen.
Ihm sprangen Würm entgegen,
Doch kein Thier durfte wagen
Zu stehn dem tapfern Degen.

Er schlägt sie alle nieder
Und bringt den Berg hinauf,
Es kommen andre wieder
Und sperren seinen Lauf.

Ein schmaler Pfad sich wandte
Zum steilen Berg hinan,
Wo manche wilde Bande
Bedroht den werthen Mann.

Er ging auf lauter Schlangen,
Auf Natter und Skorpion,
Er hat sich's unterfangen
Und spricht dem Grausal Hohn.

Schmal sind und steil die Wege
Kaum Platz für seinen Schritt,
Weit hallen seine Schläge,
Laut klingt sein erzner Tritt.

Da woll'n zwei wilde Drachen,
Im Sprung her zu ihm dringen,
Der zahnbewehrte Rachen
Klafft weit, ihn zu verschlingen.

Es rasseln ihre Flügel,
Und scharf sind ihre Klauen,
Womit sie in den Hügel
Und harten Felsen hauen.

An seinem Schild sie klirren,
Nicht bebt der tapfre Mann,
Er läßt sich gar nicht irren
Und schreitet frisch hinan.

Der Drachen Auge blicket
Ihn an mit rother Gluth,
Doch bleibt sein Schwert gezücket,
Im Busen scharf der Muth.

Mit zwei gewalt'gen Schlägen
Haut er die Häupter runter.
Drauf stößt der wackre Degen
Zum Abgrund sie hinunter.

Den Weg ging er nun weiter
Zum steilen Berg hinan,
Der wurde nirgends breiter
Nur enger wird die Bahn.

Ein Bär kam ihm entgegen
Gar groß und ungeheuer,
Auf engen Felsen-Wegen,
Ein schlimmes Abentheuer.

Der Bär hat scharfe Klauen,
Und ist im Grimme wild,
Die in den Harnisch hauen,
Ihm zerren ab den Schild.

Der Ritter muß sich wehren,
Er kämpft mit Mannes Muth,
Er trifft das Maul des Bären,
Weit spritzt das dunkle Blut.

Der Bär aufbrüllt im Grimme
Und richtet sich empor,
Weit tönt die rauhe Stimme,
Er springt zum Ritter vor.

Der schreitet keck entgegen
Und gab ihm manchen Schlag,
Bald vor dem kühnen Degen
Die große Tatze lag.

Der Bär thut auf ihn dringen
In allergrimmster Wuth,
Es mußte mit ihm ringen
Der edle Ritter gut.

Der Harnisch reißt und trennet
Sich ab dem Ritter werth,
Mit Schrecken das erkennet,
Verliert zugleich sein Schwert.

Der Dolch muß ihn bewehren,
Den nimmt er tapferlich
Und gibt damit dem Bären
Gar manchen scharfen Stich.

Worauf des Bären Stimme
Noch einmal brüllt empor,
Er zuckt in seinem Grimme,
Das Leben er verlor.

Der Held sucht seinen Degen,
Er faßt ihn freudig an,
Und höher steigt verwegen,
Der wunderkühne Mann.

Ein jeder Schritt war Kämpfen,
Streit jeder Athemzug,
Die Ungeheu'r zu dämpfen,
Fand er da Kampf genug.

Er hört ein fern Getöse
Und tritt beherzt hinzu,
Da hielt der Wurm, der böse
Im Schatten seine Ruh.

Vor einer Thür von Stahl,
Lag breit das schlimm Gewürm,
Drinn war der Schatz im Saal,
Der Wurm der letzte Schirm.

Er schlief, sein Athem brauset,
Er selber ein Gebirge,
Der Ritter sieht, ihm grauset,
Tritt zu, daß er ihn würge.

So wie er schnarcht geht Feuer
Aus seinem offnen Schlund,
Es glänzt das Ungeheuer
Von vielen Farben bunt.

Die Zähne große Steine,
Den'n keine Waffen halten,
Die scharfbeklauten Beine,
Können wohl Felsen spalten.

Mit Brüllen thut er wachen
Und grimmt den Ritter an,
Sperrt seinen grausen Rachen
Thorweit dem tapfern Mann.

Das Schwert thut kühnlich blitzen,
Ihn schirmt das Schild zugleich,
Doch mag es ihm nicht nützen,
Das Thier fühlt keinen Streich.

Es faßt mit seinem Munde
Das Schwert im Augenblicke,
Zerbeißt es auch zur Stunde,
Speit wieder aus die Stücke,

Drauf schrie's, es bebt der Wald,
Und an den Mann sich drang,
Den es im Schlund alsbald
Mit leichter Müh verschlang.

Den Freunden bracht der Bote
Die Kund nach Engelland,
Von dieses Ritters Tode,
Der sich dem unterwand

Plantina zu erlösen,
Die auf dem Schlosse harrt,
Doch leider von dem bösen
Gewürm verschlungen ward.

Geoffroy erhielt von diesem Thiere, auch von dem Tode des Ritters aus Engelland Nachricht, wunderte sich, daß es ein solches Ungeheuer in der Welt geben könne und nahm sich vor, es zu bekämpfen, und das wunderliche Abentheuer zu bestehn. Er rüstete sich, zog aus, ward aber unterwegs so gefährlich krank, daß ihm kein Arzt helfen mochte: als er dieses merkte, sagte er: ich habe zwei Riesen umgebracht, aber dieses wilde Thier wird meinem Schwert entgehen, will mich daher zu Gott wenden, und alle weltlichen Gedanken fahren lassen.

Legte sich hiemit auf sein Sterbebette, beichtete, machte sein Testament, bezahlte seine Schulden, und empfing alle christliche Rechte, worauf der tapfre Mann selig und in dem Herrn verschied.

Dieses ist die Geschichte von der Melusina, die wohl recht ein Spiegel alles menschliches Glückes genannt werden kann.

König Rother.

Fragment.

1806.

König Rother zieht einer Jungfrau die Schuhe an.

In der Kammer ward es stille,
Da sprach die Königinne:
O weh, Fraue Herlind,
Wie groß meine Sorgen sind
Um den Herren Dietheriche,
Den hätt' ich sicherliche
Verstohlen gern gesehn,
Und möcht' es füglich geschehn
Um den tugendhaften Mann,
Fünf Ringe lustsam
Die möchte ein Bothe schier
Um mich verdienen,
Der den Held balde
Brächte zu meiner Kammer.
In Treuen sprach Herlind:
Ich will mich heben geschwind,
Ich geh zu der Herbergen sein,
Es bringe Schaden groß oder klein,
Doch pfleget er solcher Zucht
Daß wir seyn dürfen ohne Furcht.

Herlind ging balde
Zu einer Kammer
Und nahm ein theuerlich Gewand,
Wie manche Fraue hat,
Darin zierte sie den Leib,
Da ging das listige Weib
Zu dem Herrn Dietheriche.
Er empfing sie frommliche,
Viel nahe sie zu ihm saß,
Dem Recken sie in das Ohre sprach:
Dir entbietet holde Minne
Meine Frau, die Königinne,
Und ist dir mit Freundschaft unterthan,
Du sollt hin zu ihr gahn,
Dorten will die Magd
Dich selber wohl empfahn,
Nur um deine Ehre,
In allen Treuen Herre.
Du magst das wohl gewiß seyn
An der Jungfrauen mein.

Also redete da Dietherich:
Fraue, du versündigest dich
An mir elenden Manne,
Ich bin auch zu Kammern gegangen
Hievor da das mochte seyn,
Warum spottest du mein?
Leider, so that man dem Armen ja,
Eure Fraue gedacht der Rede nie,
Hie sind so viele Herzogen
Und Fürsten in dem Hofe,
Daß ihr mit einem anderen Mann
Euren Scherz möchtet han,
Des hättet ihr minder Sünde,
Ihr verdienet die Abgründe
Daß ihr mich so thöricht wolltet han,
Ich bin ein so armer Mann,
Doch ehemals ich war
Daheim ein reicher Graf.

Herlinde sprach dem Herren zu,
Sie konnte ihre Rede wohl thun:
O nein, mein Herre Dietherich,
Nicht verdenke du also mich,
Ich habe dieses, weiß Gott, nicht gethan,
Mich hieß meine Fraue hieher gahn,
Es nimmt sie großes Wunder,
Daß du manche Stunde
In diesem Hofe seiest gewest
Und sie doch niemals wolltest sehn.
Das ist doch selten nur gethan
Von einem so stattlichen Mann,
Nur verweißt mir die Rede nicht,
Der Königinne wäre lieb
Welche Ehre dir gescheh
Wie du sie auch nie gesehn,
Wolltest du aber hingehn
So thätest du nichts übeles daran.

Dietherich zu der Frauen sprach:
(Er wußte wohl, daß es ihr Ernst war)
Hie sind so viele der Merker,
Wer behalten will seine Ehre
Der soll mit Klugheit gahn,
Es wähnet der elende Mann
Daß er nimmer so wohl thu,
Daß sie es alle für gut
Halten, die in dem Hofe seyn;
Nun sage der Jungfrauen dein
Meinen Dienst, will sie ihn nehmen,
Ich mag sie jetzt nicht sehen
Vor der Helle des Tages,
Ich fürchte, daß es erschalle
Lästerlich uns Beiden,
So verbietet mir das Reiche
Constantin der Herre,
So muß ich immermehre
Flüchtig seyn vor Rothere
Und mag mich nirgend erretten.

Herlind wollte von dannen gahn.
Der Herre bat sie da bestahn
Und hieß schnell seine Goldschmiede
Zween silberne Schuhe gießen,
Und zween von Golde.
Als er sie geben wollte
Da bat er Asprianen,
Daß sie nur zu einem Fuße kamen,
Daß er die beiden nehme
Und sie der Frauen gebe,
Und einen Mantel viel gut,
Zwölf Ringe Gold roth:
So soll man wohl belohnen
Einer Königinne Bothe.
Da sprang die fröhliche
Von dem Herren Dietheriche.

Herlind kam balde
Zu ihrer Frauen Kammer
Und sagete ihr von dem Herrn,
Er pflege seiner Ehren
Sehre fleißigliche:
Das wisset wahrliche
Ihm ist die Huld des Königes lieb,
Er mag dich darum sehen nicht,
Weil es sich nicht will fügen,
Nun schaue an diese Schuhe,
Die gab mir der Held gut
Und that mir auch Liebes genug,
Und einen Mantel wohlgethan,
Wohl mir, daß ich je zu ihm kam
Und zwölf Ringe die ich han
Die gab mir der Held lustsam,
Es mochte nie auf der Erden
Ein schönerer Ritter werden
Als Dietherich der Degen,
Gott laß es mich erleben,
Ich gafft ihn an ohn' danken,
Daß ich mich des immer mag schämen.

Es scheint wohl, sprach die Königinne,
Daß ich nicht seliglich bin,
Nun er mich nicht will sehen,
Magst du die Schuh mir geben.
Um des Herren Hulde,
Schnell ward der Kauf gethan,
Sie zog den goldenen an,
Dann nahm sie den silbernen Schuh.
Der ging an denselben Fuß.
O weh! sprach die schöne Königin,
Wie wir nun gehöhnet sind,
Denn mit den Schuhen lustsam
Ist ein Missegriff gethan.
Ich bringe ihn nimmermehr an,
In Treuen du mußt zurücke gahn
Und bitten Dietheriche
Sehre gezogenliche,
Daß er dir den anderen Schuh gebe.
Und mich auch sehn wolle selber
Wenn er unter seinen Verwandten
Je gut Geschlecht gewanne.

O weh, sprach Herlind,
Wie doch der Schade nun ist
Fraue unser beiden,
Nun wisset es in Treuen,
Sollt' ich immer Schande han,
Ich muß wieder zurücke gahn.
Da hub die Fraue wohlgethan
Ihr Kleid lustsam
Hoch auf an die Knie,
Denn sie gedachte der Zucht nicht,
Fraulichen Ganges sie vergaß,
Wie schnelle sie über den Hof gelaufen was
Zu den Herren Dietheriche,
Er empfing sie frommliche
In allen den Geberden
Als wenn er sie nie gesehen,
Da wußte der Held wohlgethan
Warume sie zurücke kam.

Herlind sprach zu dem Herren:
Ich mußt immermehr
In Botschäften gahn,
Mit dem Schuh ist Missegriff gethan,
Sie sind der Königinne
Gegeben um deinetwillen,
Noch sollten wir den einen haben,
Das heißt dich meine Fraue mahnen,
Daß du ihr den andern Schuh wolltest geben,
Und sähest sie auch selber,
Wenn du unter deinen Verwandten
Je gutes Geschlecht gewannst.

Ich thät es gerne, sprach Dietherich,
Nur die Kammerere die melden mich.
Nein, sprach Herlind,
Mit Freuden sie in dem Hofe sind,
Die Ritter schießen den Schaft,
Da ist großen Spieles Kraft,
Ich will hin vor dir gahn,
Nun nimm zween deiner Mann
Und hebe dich viel balde
Nach mir zu der Kammer,
Mit dem großen Schalle
Vermissen sie dein alle.
Herlind wollte von dannen gahn,
Da sprach der listige Mann:
Nun warte des Kammerers,
Ich will nach dem Schuhe fragen.
Schnelle kam Asprian,

Er sprach: O weh, was habe ich dir gethan,
Die Wege ich nicht erleiden mehr mag,
Du bemühest mich diesen ganzen Tag
Immer mit neuen Mähren,
Mehr als du sonst thatest, Herre,
Ihrer war hier ein großer Theil geschlagen,
Die haben die Knechte zu tragen,
Nimm nach deinem Gefallen,
Ich bringe sie dir alle.
Da nahm Asprian
Die andern Schuhe lustsam,
Und einen Mantel sehr gut,
Und auch zwölf Armkränze roth,
Und gab alles der alten Bothin,
Da ging sie also verstohlen
Viel sehre fröbliche
Von dem Herren Dietheriche,
Uud sagete auch schnelle
Ihrer Frauen liebe Mähre.

Des Mägdleins Schauen war sehnlich.
Sich berieth der Herre Dietherich
Mit Berther, dem alten Mann,
Wie es mit Fuge möchte gahn.
Verständig sprach der Herzoge:
An dem versammelten Hofe
Will ich machen großen Schall,
Der zieht die Leute überall,
So bemerket dich kein Mann.
Er hieß die Riesen ausgahn,
Selber bedeckt er sein Roß.
Sich hub der Laut da auf dem Hof,
Da führte der alte Jüngeling
Tausend Ritter in den Ring,
Widolt mit der Stangen
Fuhr her mit Klange
In aller der Geberde
Als ob er thöricht wäre,
Da überwarf sich Aspian,
Der war der Riesen Spielmann,
Grimme hin zwölf Klafter sprang,
So thaten die andern alle mit sammt,
Er griff einen ungefügen Stein,
Daß von den Merkeren kein
Mann Dietherich vernahm,
Da sie begunnten umher gahn.

In deme Fenstere die junge Königinne stund,
Schnelle kam der Held jung
Ueber Hof gegangen.
Da ward er wohl empfangen
Mit zween Rittern herrlich,
Hin ging der Recke Dietherich,
Da wurde die Kammer aufgethan
Darein ging der Held wohlgethan.
Den hieß die junge Königinn,
Selber willkommen seyn,
Und sprach was er dort geböte
Daß sie das gerne thäten
Nach ihrer beider Ehren:
Ich habe dich gerne, Herre,
Um deine Biederkeit gesehn,
Und um etwas anderes ist es nicht geschehn,
Diese Schuhe lustsam
Die sollst du mir ziehen an.
Viel gerne, sprach Dietherich,
Nun ihr es geruhet an mich.
Der Herre zu ihren Füßen saß,
Viel schöne seine Gebärde was,
Auf sein Bein saßte sie den Fuß,
Es wurde nie Fraue besser beschuht.
Da sprach der listige Mann:
Nun sage mir, Fraue lustsam,
Mähre auf die Treue dein
So wie du Christin wolltest seyn,
Dein hat nun gebeten mancher Mann,
Wenn es in deinem Willen sollte stahn
Welcher unter ihnen allen
Dir am besten gefalle.

Das saget er, da sprach die Fraue:
Viel ernstlicher im Treuen
Herre, auf die Seele mein,
So wahr ich getaufet bin,
Der aus allen Landen
Die theuren Wigande
Zu einander hiesse gahn,
So würde doch nie kein Mann
Der dein Genosse möchte seyn,
Das nehm ich auf die Treue mein
Daß niemals eine Mutter gewann
Ein Kind also lustsam,
Darum mit Züchten Dietherich
Mag ich lieben und ehren dich,
Denn du bist in Tugenden ein ausgenommner Mann,
Sollte ich aber die Wahl han;
So nähm' ich einen Helden gut und stark
Dessen Boten kommen her in dies Land,
Die noch hie leben
In meines Vaters Kerker,
Der ist geheißen Rother
Und sitzet westlich über Meer,
Ich will auch immer Jungfrau gahn,
Mir werde denn der Held lustsam.

Als das Dietherich vernahm,
Da sprach der listige Mann:
Willt du Rother minnen,
Den wil ich dir balde bringen,
Es lebet in der Welt kein Mann
Der mir so Liebes hätte gethan,
Er minderte ofte meine Noth,
Das lohne ihm noch Gott,
Wir genossen fröhliche das Land
Und lebten fröhliche mitsamt,
Er war mir immer gnädig und auch gut,
Es hat mich auch nie vertrieben der Held gut.

In Treuen, sprach die junge Königinn,
Ich verstehe nicht die Rede dein,
Dir ist Rother also lieb,
Er hat dich auch vertrieben nicht,
Von wannen du auch fährest Held stark,
Du bist ein Bothe hergesandt.
Dir ist des Königes Huld lieb,
Nun verheele mir die Rede nicht,
Was du mir heute wirst anzeigen,
Das will ich immer verschweigen
Bis an den jüngsteu Tag.
Der Herre zu der Frauen sprach:

Nun stell' ich alle meine Ding
In Gottes Gnade und bei dir,
Ja, es steht dein Fuß
In Rotheres Schooß.

Die Fraue sehre erschrack,
Den Fuß sie aufzog
Und sprach zu Dietherich
Sehre freundlich:
Nun war ich doch nie so ungezogen,
Mich hat mein Uebermuth betrogen,
Daß ich meinen Fuß
Sazte in deinen Schooß,
Und bist du Rother so hehr
So möchte kein König nimmermehr
Bessere Tugend gewinnen,
Der ausgenommenen Dinge
Hast du von Meisterschaft List,
Welches Geschlechtes du aber auch bist,
Mein Herze sehnend,
Und hätte dich Gott nun hergesendet,
Das wäre mir inniglicher lieb,
Aber ich mag dir doch vertrauen nicht,
Du bescheinest mir denn die Wahrheit,
Und wär' es dann aller Welt leid,
So räumte ich sicherliche
Mit dir das Reiche,
So ist es aber ungethan,
Doch lebet kein Mann
So schöne, den ich dafür nähme,
Wenn du der König Rother wärest.

Also redete da Dietherich,
Sein Gemüthe war sehre listig:
Nun hab' ich Freunde mehre,
An denen armen Herren
In dem Kerker,
Wann die mich sähen,
So möchtest du daran verstahn,
Daß ich dir wahr gesagt han.
In Treuen, sprach die Königinn,
Die erwerb' ich von dem Vater mein
Mit adelichem Sinne,
Daß ich sie aus gewinne,
Er giebet sie aber keinem Mann,
Er muß sie denn auf den Leib han,
Daß ihrer keiner entrinne,
Bis man sie wieder bringe
In den Kerker,
Wo sie waren in Röthen.

Des antwortete da Dietherich:
Ich will sie nehmen über mich
Vor Constantine dem reichen
Morgen sicherliche,
Wann er wird zu Hofe gahn.
Die Fraue also lustsam
Küßte den Herren,
Da schied er von dann mit Ehren
Aus von der Kammern
Zu der Herbergen balde,
So wie Berther das ersah,
Wie schnell der Ring zerlassen war.
Da sagete der Herre Dietherich
Die Mähre also wunniglich
Dem theuerlichen Herzogen,
Des begunnten sie beide Gott loben.

Die Jungfraue lag über Nacht
Daß sie in vielen Gedanken war,
Als es zu dem Tage kam,
Einen Stab sie nahm
Und kleidete sich in ein schwarz Gewand,
Als wollte sie pilgern über Land,
Eine Palme sie auf ihre Schulter nahm
Als wenn sie aus dem Lande wollte gahn,
So hob sie sich viel balde
Zu ihres Vaters Kammer
Und klopfete an das Thürlein.
Auf that da Constantin,
Als er das Mägdelein ansach,
Wie listiglich sie zu ihm sprach:
Nun lebet wohl, Herr Vater mein,
Mutter, ihr sollt gesund seyn,
Mir traumte in der Nacht
Es sende des hohen Gottes Gewalt
Seinen Bothen mir herab,
Ich muß in den Abgrund gahn
Mit lebendigem Leibe,
Daran ist gar kein Zweifel,
Dessen mag mich Niemand erwenden,
Ich will nun das Elende
Bauen immermehre
Zum Troste meiner Seele.

Traurig sprach da Constantin:
O nein, liebe Tochter mein,
Sage mir, was du wöllest,
Dich davon zu erlösen.
Vater, es bleibt immer gethan,
Mir würden denn die gefangenen Mann,
Die will ich kleiden und baden,
Daß sie Genade müssen haben
An ihrem armen Leibe
Ettelicher Weile,
Ich begehre sie nur auf drei Tage,
Dann sollst du sie wieder haben
Zu deinem Kerker.
Constantin der edle
Sprach, daß er das gerne thäte,
Wenn sie einen Bürgen hätten,
Der die auf den Leib dürfte nehmen
Und sie ihm wieder möchte geben,
Daß ihrer keiner entrunne.
Da sprach die Magd, die junge:
Ich bitt' es heute so manchen Mann
Daß sie ettelicher muß bestahn
Des Leib ist also tugendhaft
Deme du sie mit Ehren geben magst.
Da sprach Constantin:
Das thu ich gerne, Tochter mein.

Es war die Stunde
Nunmehr gekommen
Daß Constantin zu Tische ging,
Dietherich nicht unterließ,
Er kam mit seinen Mannen
Vor den König gegangen.
Da man das Wasser nahm,
Die Jungfraue lustsam
Ging um den Tisch flehend
Mit heißen Thränen,
Ob sie jemand so liebes hätte gethan,
Der die gefangnen Mann

Auf den Leib durfte nehmen;
Ihr keiner durfte sie des gewähren.
Die Herzogen, die reichen,
Entzogen sich allgeleiche,
Bis sie zu dem Recken kam,
Mit dem der Rath war gethan.
Da sprach die Magd herrlich:
Nun gedenke, Held Dietherich,
Aller deiner Güte
Und hilf mir aus den Nöthen,
Nimm die Bothen auf dein Leben,
Die heißet dir der König geben,
Verzaget sind meines Vaters Mann,
Sie dürfen sich des nicht unterstahn,
Doch soll die Eitelkeit dein
Mit samt mir getheilet seyn,
Daß ich der genieße,
Und wenn du's gerne ließest,
So erläßt es dir nicht dein tugendhafter Muth
Du sollst mir das gewähren Held gut.
Gerne, sprach Dietherich,
Was Du geruhest an mich
Das gehe mir nur an meinen Leib,
Doch werde ich dein Bürge schönes Weib.

Die Bothen gab da Constantin
Dietheriche auf den Leib sein,
Der Herre sie da übernahm,
Da folgeten ihm des Königes Mann
Zu dem Kerker,
Wo sie waren mit Nöthen,
Die elend Verhaften
Lagen in Unkräften
Und lebeten erbärmliche.
Berther der reiche
Stund und weinete,
Da er den Schall erhörete.
Den Kerker man aufbrach,
Darein schien da der Tag,
Schnelle kam ihnen das Licht,
Des waren sie gewöhnet nicht,
Erwin war der erste Mann
Der aus dem Kerker kam,
Als ihn der Vater ansah,
Wie groß seine Herzens-Reue war,
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände,
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch nie so leide
Seit ihn seine Mutter trug.
Erwin der Held gut
War von dem Leibe gethan:
So wie mit Recht ein armer Mann.
Sie nahmen die Grafen zwölfe
Her aus dem Kerker,
Und jegelich seine Mann,
Die Ritter sonst so lustsam,
Sie waren beschmutzt und schwarz,
Von großen Nöthen bleich gefarbt,
Leopold der Meister
Der hatte keine Kleider
Als nur ein dünnes Schürzelein,
Das wand er um den Leib sein,
Da war der edele Mann
Zum Erbarmen gethan,
Zerschunden und zerschwellt.

Dietherich der gute Held
Stund traurig von Leide
Und wollte doch nicht weinen
Um die gefangnen Mann.
Berther der alte Mann
Ging allenthalben
Die Gefangnen betrachtend,
Da reuete ihn keiner hier
Mehr als seine schönen Kind.
Dietherich der Herre
Hieß die Bothen edel
Führen zu den Herbergen sein,
Nur Leopold und Erwin
Die ließ man alleine gahn,
Zurücke blieb kein Mann.
Da sprach Elwin der edle:
Leopold, traut Herre,
Sahst du einen grauen Mann
Mit dem schönen Barte stahn,
Der mich beschauete
Und viel trauerte?
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände.
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch nie so leide;
Vielleicht daß Gott der gute
Durch seine Barmunge
Ein groß Zeichen will begahn,
Daß wir kommen von dannen.
Das ist wahr, Bruder mein,
Es mag wohl unser Vater seyn.
Da lacheten sie beide
Von Freuden und von Leide.
Die elenden Gäste
Waren frei nicht länger
Bis an den anderen Tag,
Die Jungfraue ihren Vater bat
Daß er sie dahin gehen ließe,
Sie wollte ihnen selber dienen.
Urlaub ihr der König gab,
Wie schnelle sie über den Hof hintrat
Zu dem Herren Dietheriche.
Da hieß man allzugleiche
Die fremden Ritter ausgahn,
Darinne blieb kein Mann
Als der Bothen Magen,
Die über Meer waren gefahren.
Denen gefangnen Mann
Legete man gut Gewand an
Und kleidete sie fleißigliche,
Das kam von Dietheriche,
Der Tisch war bereitet,
Berther der reiche
War Truchsaße.
Die weile seine Kind aßen.

Als nun die Herren saßen,
Ihres Leides ein Theil vergaßen,
Da nahm der Recke Dietherich
Eine Harfe, die war herrlich,
Und schlich hinter den Umhang,
Wie schnell eine Weise daraus klang.
Wellicher begunnte trinken,
Dem begunnt' es nieder sinken,
Daß er's auf den Tisch vergoß, welcher aber schnitt das Brod,

Nun stell' ich alle meine Ding
In Gottes Gnade und bei dir,
Ja, es steht dein Fuß
In Rotheres Schooß.

Die Fraue sehre erschrack,
Den Fuß sie aufzog
Und sprach zu Dietherich
Sehre freundlich:
Nun war ich doch nie so ungezogen,
Mich hat mein Uebermuth betrogen,
Daß ich meinen Fuß
Sazte in deinen Schooß,
Und bist du Rother so hehr
So möchte kein König nimmermehr
Bessere Tugend gewinnen,
Der ausgenommenen Dinge
Hast du von Meisterschaft List,
Welches Geschlechtes du aber auch bist,
Mein Herze sehnend,
Und hätte dich Gott nun hergesendet,
Das wäre mir inniglicher lieb,
Aber ich mag dir doch vertrauen nicht,
Du bescheinest mir denn die Wahrheit,
Und wär' es dann aller Welt leid,
So räumte ich sicherliche
Mit dir das Reiche,
So ist es aber ungethan,
Doch lebet kein Mann
So schöne, den ich dafür nähme,
Wenn du der König Rother wärest.

Also redete da Dietherich,
Sein Gemüthe war sehre listig:
Nun hab' ich Freunde mehre,
An denen armen Herren
In dem Kerker,
Wann die mich sähen,
So möchtest du daran verstahn,
Daß ich dir wahr gesagt han.
In Treuen, sprach die Königinn,
Die erwerb' ich von dem Vater mein
Mit adelichem Sinne,
Daß ich sie aus gewinne,
Er giebet sie aber keinem Mann,
Er muß sie denn auf den Leib han,
Daß ihrer keiner entrinne,
Bis man sie wieder bringe
In den Kerker,
Wo sie waren in Röthen.

Des antwortete da Dietherich:
Ich will sie nehmen über mich
Vor Constantine dem reichen
Morgen sicherliche,
Wann er wird zu Hofe gahn.
Die Fraue also lustsam
Küßte den Herren,
Da schied er von dann mit Ehren
Aus von der Kammern
Zu der Herbergen balde,
So wie Berther das ersah,
Wie schnell der Ring zerlassen war.
Da sagete der Herre Dietherich
Die Mähre also wunniglich
Dem theuerlichen Herzogen,
Des begunnten sie beide Gott loben.

Die Jungfraue lag über Nacht
Daß sie in vielen Gedanken war,
Als es zu dem Tage kam,
Einen Stab sie nahm
Und kleidete sich in ein schwarz Gewand,
Als wollte sie pilgern über Land,
Eine Palme sie auf ihre Schulter nahm
Als wenn sie aus dem Lande wollte gahn,
So hob sie sich viel balde
Zu ihres Vaters Kammer
Und klopfete an das Thürlein.
Auf that da Constantin,
Als er das Mägdelein ansach,
Wie listiglich sie zu ihm sprach:
Nun lebet wohl, Herr Vater mein,
Mutter, ihr sollt gesund seyn,
Mir traumte in der Nacht
Es sende des hohen Gottes Gewalt
Seinen Bothen mir herab,
Ich muß in den Abgrund gahn
Mit lebendigem Leibe,
Daran ist gar kein Zweifel,
Dessen mag mich Niemand erwenden,
Ich will nun das Elende
Bauen immermehre
Zum Troste meiner Seele.

Traurig sprach da Constantin:
O nein, liebe Tochter mein,
Sage mir, was du wöllest,
Dich davon zu erlösen.
Vater, es bleibt immer gethan,
Mir würden denn die gefangenen Mann,
Die will ich kleiden und baden,
Daß sie Genade müssen haben
An ihrem armen Leibe
Ettelicher Weile,
Ich begehre sie nur auf drei Tage,
Dann sollst du sie wieder haben
Zu deinem Kerker.
Constantin der edle
Sprach, daß er das gerne thäte,
Wenn sie einen Bürgen hätten,
Der die auf den Leib dürfte nehmen
Und sie ihm wieder möchte geben,
Daß ihrer keiner entrunne.
Da sprach die Magd, die junge:
Ich bitt' es heute so manchen Mann
Daß sie ettelicher muß bestahn
Des Leib ist also tugendhaft
Deme du sie mit Ehren geben magst.
Da sprach Constantin:
Das thu ich gerne, Tochter mein.

Es war die Stunde
Nunmehr gekommen
Daß Constantin zu Tische ging,
Dietherich nicht unterließ,
Er kam mit seinen Mannen
Vor den König gegangen.
Da man das Wasser nahm,
Die Jungfraue lustsam
Ging um den Tisch flehend
Mit heißen Thränen,
Ob sie jemand so liebes hätte gethan,
Der die gefangnen Mann

Auf den Leib durfte nehmen;
Ihr keiner durfte sie des gewähren.
Die Herzogen, die reichen,
Entzogen sich allgeleiche,
Bis sie zu dem Recken kam,
Mit dem der Rath war gethan.
Da sprach die Magd herrlich:
Nun gedenke, Held Dietherich,
Aller deiner Güte
Und hilf mir aus den Nöthen,
Nimm die Bothen auf dein Leben,
Die heißet dir der König geben,
Verzaget sind meines Vaters Mann,
Sie dürfen sich des nicht unterstahn,
Doch soll die Eitelkeit dein
Mit samt mir getheilet seyn,
Daß ich der genieße,
Und wenn du's gerne ließest,
So erläßt es dir nicht dein tugendhafter Muth
Du sollst mir das gewähren Held gut.
Gerne, sprach Dietherich,
Was Du geruhest an mich
Das gehe mir nur an meinen Leib,
Doch werde ich dein Bürge schönes Weib.

Die Bothen gab da Constantin
Dietheriche auf den Leib sein,
Der Herre sie da übernahm,
Da folgeten ihm des Königes Mann
Zu dem Kerker,
Wo sie waren mit Nöthen,
Die elend Verhaften
Lagen in Unkräften
Und lebeten erbärmliche.
Berther der reiche
Stund und weinete,
Da er den Schall erhörete.
Den Kerker man aufbrach,
Darein schien da der Tag,
Schnelle kam ihnen das Licht,
Des waren sie gewöhnet nicht,
Erwin war der erste Mann
Der aus dem Kerker kam,
Als ihn der Vater ansah,
Wie groß seine Herzens-Reue war,
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände,
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch nie so leide
Seit ihn seine Mutter trug.
Erwin der Held gut
War von dem Leibe gethan:
So wie mit Recht ein armer Mann.
Sie nahmen die Grafen zwölfe
Her aus dem Kerker,
Und jegelich seine Mann,
Die Ritter sonst so lustsam,
Sie waren beschmutzt und schwarz,
Von großen Nöthen bleich gefarbt,
Leopold der Meister
Der hatte keine Kleider
Als nur ein dünnes Schürzelein,
Das wand er um den Leib sein,
Da war der edele Mann
Zum Erbarmen gethan,
Zerschunden und zerschwellt.

Dietherich der gute Held
Stund traurig von Leide
Und wollte doch nicht weinen
Um die gefangnen Mann.
Berther der alte Mann
Ging allenthalben
Die Gefangnen betrachtend,
Da reuete ihn keiner hier
Mehr als seine schönen Kind.
Dietherich der Herre
Hieß die Bothen edel
Führen zu den Herbergen sein,
Nur Leopold und Erwin
Die ließ man alleine gahn,
Zurücke blieb kein Mann.
Da sprach Elwin der edle:
Leopold, traut Herre,
Sahst du einen grauen Mann
Mit dem schönen Barte stahn,
Der mich beschauete
Und viel trauerte?
Herum er sich kehrte
Und rang seine Hände,
Er durfte nicht weinen
Und war ihm doch nie so leide;
Vielleicht daß Gott der gute
Durch seine Barmunge
Ein groß Zeichen will begahn,
Daß wir kommen von bannen.
Das ist wahr, Bruder mein,
Es mag wohl unser Vater seyn.
Da lacheten sie beide
Von Freuden und von Leide.
Die elenden Gäste
Waren frei nicht länger
Bis an den anderen Tag,
Die Jungfraue ihren Vater bat
Daß er sie dahin gehen ließe,
Sie wollte ihnen selber dienen.
Urlaub ihr der König gab,
Wie schnelle sie über den Hof hintrat
Zu dem Herren Dietheriche.
Da hieß man allzugleiche
Die fremden Ritter ausgahn,
Darinne blieb kein Mann
Als der Bothen Magen,
Die über Meer waren gefahren.
Denen gefangnen Mann
Legete man gut Gewand an
Und kleidete sie fleißigliche,
Das kam von Dietheriche,
Der Tisch war bereitet,
Berther der reiche
War Truchsaße,
Die weile seine Kind aßen.

Als nun die Herren saßen,
Ihres Leides ein Theil vergaßen,
Da nahm der Recke Dietherich
Eine Harfe, die war herrlich,
Und schlich hinter den Umhang,
Wie schnell eine Weise daraus klang.
Wellicher begunnte trinken,
Dem begunnt' es nieder sinken,
Daß er's auf den Tisch vergoß, welcher aber schnitt das Brod,

Dem entfiel das Messer durch Noth,
Sie wurden vor Freuden sinnelos,
Wie mancher sein Trauern verlor.
Sie saßen alle und hörten
Woher das Spiel zu ihnen kehrte,
Laute die eine Weise klang.
Leopold über den Tisch sprang
Und der Grafe Erwin,
Sie hießen ihn willekommen seyn
Den reichen Harfner
Und küßten ihn sehr.
Wie rechte die Fraue da sah,
Daß es der König Rother war.

Der erste Akt

des

Schauspiels:

das Donauweib.

1808.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Saal.)

Herzbold tritt mit Christoph und andern Dienern auf.

Herzbold.
Nun rührt Euch, rührt Euch, daß es einmal wird,
Der Junker schilt, daß Ihr so lange trentelt.

Erster Diener.
Man kann nicht hier und allenthalben seyn.

Herzbold.
Ich will Dir Beine machen, Tagedieb!
Und nicht vergessen, was zum Putz gehört,
Geschirre für die Pferde, denn zur Hochzeit gehn wir;
Ich muß nachher nach allem selber sehn.

Diener ab.

Christoph.
Ihr thut so groß, und wenn nun endlich alles
In Ordnung ist, wird's erst an Euch gebrechen.

Herzbold.
Hans Dampf! Du klug Dich Dünker! Meister Christoph! —
Hast recht; geh fort, mein Sohn, paff' auf: zum Glück
Hat keiner von den Schlingeln Dich gehört. —

Christoph ab. Jacob tritt auf.

Da kommt mein lieber Kellermeister her;
Freund Jakob habt ihr noch ein Glas vom Guten?

Jakob.
Da, trink, wir steigen wohl nachher zum Keller,
Noch zum Valet den Unger zu versuchen. —
Doch warum nun so schnell, warum nicht lieber
Noch etwas Ruhe? Ein'ge Tage später
Würd' ihm das Herz nicht abgestoßen haben.

Herzbold.
Du kennst ja wohl die Jugend, alter Graubart,
Das treibt, das ängstet sich, zu eng ist's ihm,
Er denkt, er träumt, er athmet nur die Braut;
Da hat er sich im Krieg etwas getummelt,
Sich hie und da von Böhm'schen Schwertern Hiebe
Geholt, die Trennung von dem Vaterlande
Hat nun die Gluth im Herzen mehr geschürt. —
Je nun, da's seyn soll, ist es gut, recht bald:
Er ist und bleibt doch ein verdorbner Mensch.

Jakob.
Wie so?

Herzbold.
Was nützt dem Rittersmann das Weib.
Er ist entzwei gebrochen, unbrauchbar,
Wie die geknickte Lanze hin der Muth,
Die Jugendfrische: nein, ich dacht' es nicht,
Daß er so bald des eignen Glückes satt sei;
Da rennt er in sein Joch; abe nun Schwert
Und Lanze, Abentheuer, Krieg und Jagd,
Nun hängt er an dem Halse seines Weibes,
Verzehrt sein Leben in langweil'gen Mauern,
Zeugt fromme Kinder und erzieht sie still,
Küßt eins und putzt dem andern seine Nase,
Lehrt sie Gebete und moral'sche Flausen,
Dünkt sich so wichtig wie der Großsultan,
Wenn er dem ruft: stich dich nicht mit dem Messer!
Um Gotteswillen Kaspar, Konrad, fallt
Vom Schemel nicht! Franz, du liegst ja im Quark! —
Verflucht die matte, freudenleere Trägheit,
Die sanfte Zärtlichkeit, die recht im Mark,
Im Innersten des Mannes zehrt, mit Wehmuth
Und Leid und Liebe ihm sein Herz zerfrißt!

Jakob.
Nun, nun, es hat die Ehe auch ihr Gutes,
Dächt' jeder so wie Du, die Welt stürb' aus.

Herzbold.
Warum denn das? Ich hasse nicht die Weiber.
Da draus im Orient hab' ich's wohl gesehn,
Wie man sie halten muß; was Leben heißt.
Der Mah'med, sonst vielleicht ein böser Schelm,
Hat hierin doch das Wahre recht getroffen,
Da haben sie drei, vier der schmucken Weiber,
Und Sklavinnen, so viel nur jeder mag,
Die sitzen all' und warten auf den Herrn,
Und muchsen nicht, und sprechen in nichts mit;
Da macht er seine Runde, bald zur braunen,
Zur weißen dann, zur dicken und zur schlanken
Trägt er sein Herz, und jede bleibt ihm neu;
Doch ein' und immer ein', das taugt nichts, Freunde;
Dann weiß auch so ein Türk nichts vom Erziehn
Und Kindern, das wächst auf wie junge Böcke,
Und hat er 'mal die Laun', so pfeift er nur,
Da springen zwölf ihm an den Vaterhals.

Jakob.
Du bleibst ein wilder Kauz, Freund.

Herbold.
Was da, wild!
Du zahmes Huhn! komm in den Keller jetzt,
Da taugst Du was, da nur bist Du zu Hause,
Das Bischen hier hat mir App'tit gemacht;
Nachher hab' ich zu thun, ist doch des Teufels
Gepäck und Flitterstaat, und fehlt dann was,
So fällt doch alle Schuld auf mich. Komm nur,
Ich höre schon den jungen gnäd'gen Herrn,
Duck' unter! schnell! daß mir nicht Redensarten,
Verliebter Unsinn in den Hals gerathen.

beide ab.

Albrecht und Ulrich treten herein.

Albrecht.
So bist Du wieder da? Ich halte Dich
Und meine Hedewig im Arm, die Liebe
Und holde Freundschaft; ist dann noch ein Wunsch
In diesem Leben übrig? Mögen andre suchen
Nach fernem Glück, nach Reichthum und nach Ruhm,
Mir ward hier alles, alles ist geendigt,
Wonach wohl sonst in kind'schen Jugendträumen
Des Herzens Arme griffen, und nun fängt
Der Frühling meines neuen Lebens an.

Ulrich.
Beglückter Freund, der Du vom Himmel selbst
Dein Loos als freundliches Geschenk empfingst,
Der Du zu sagen weißt: dies wollt' ich haben!
Und dem nun ungetrübt ward, was er wollte.
Nicht finstre Tage, Sorge nicht, nicht Kummer,
Kein Vorwurf Deines Herzens, noch Gewalt
Hat Dir Dein Glück im schweren Kampf errungen,
Nichts trübt den Glanz des Kleinods; wie ein Lächeln
Geht Dir die Zeit vorüber. O mein Albrecht
Wär' ich so rein, so froh, so einfach doch
Im Leben nur wie Du, in allen Wünschen!
Doch fernhin dehnt sich ungewisse Zukunft,
Ich spiele mit Verzweifeln und mit Hoffen,
Die Liebe scherzt mit losem leichten Finger
Auf allen Seiten meines Herzens, oft
Tönt Wahnsinn aus der Tiefe, fremde Räthsel
Erzeugen sich wie Wolkenbilder, fliehend
Ist Sonnenschein und Nacht im irren Wechsel.

Albrecht.
Kann denn der Dichter wohl das Leben haschen?
Ist etwas ihm ein Wahres? Soll sein Träumen,
Das ihm die Nacht und die Gestirne senden,
Des Wahnsinns leichtes goldenes Gespenst,
Das Liebe von der raschen Spindel dreht,
Dem Ird'schen weichen? O beglückter Freund,
Wer hat die Wahrheit? Wer besitzt das Leben?
Entweder greifen wir mit Wünschen weit aus,
Und finden niemals, niemals, was wir suchten,
Oder beschränkten uns einfach in Demuth,
Und wollen nicht was uns unmöglich ist,
Empfangen, wie der Bettler, auch mit Dank
Die karge Gabe, träumen nur von Glück,
Darben in Gegenwart, vergessen was
Vergangen, denken nur gering von Zukunft,
Und sterben so gleichgültig hin, uns selbst
Vergessend.

Ulrich.
Das kannst Du nicht sagen.
Du machst es wie der Reiche, der sich arm stellt,
Um seinen Reichthum mehr nur zu empfinden,
Und andre daran prahlend zu erinnern;
Du liebst und wirst geliebt; die schönste Braut
Harrt Dein in Sehnsucht, Du bist jung, wie sie —

Albrecht.
Was mehr als alles, sie ist meine erste
Und einz'ge Liebe; Freund, ich lästerte
Den Himmel, denn mein Leben ist der Himmel;
Ich fühl' es ja, aus Tausenden erlesen
Und hoch beglückt bin ich, der Kette los
Armsel'ger Aengstlichkeit, die alle fesselt;
In Glück ward nun der Böhmenkrieg geendigt,
Mit Ruhm zwar nicht gekränzet, doch geehrt,
Geliebt von meinem Fürsten kehr' ich heim,
Nun heim zu ihr, die ich seit zweien Jahren
Nicht sah. Wie sie wird anders seyn,
Wie jungfräulich, wie sich bewußt der Liebe,
Die in ihr schlief im schönsten Himmelsbette
Und Lächeln träumte: wie wir Engel sehen
Im Schlaf zuweilen, Unschuld halb, halb Schalkheit,
Daß sich die rosenrothen Lippen fragen,
Was sie denn meinen? Und die klaren Augen,
Die sanften Geisterbrunnen, denen Gruß
Und Blick entsteigen, wie die holden Feen
Aus ihrem Bad die schönen Glieder heben!
O Liebste! Und Du Liebster! Jugendfreund!
Du meine Seele! laß uns Lieder singen
Durch alle grünen Thäler lustberauscht.

Ulrich.
Wer ganz beglückt wie Du, wird nimmer dichten,
Die Liebe gab mir freilich das Geschoß
Des Reims und süßen Tons, doch nur im Unglück:
Ruht' ich an ihrer Brust, in sel'ger Ruhe,
Im Kuß wollt' ich die Melodie auslöschen,
Die jetzt aus meinem Herzen zehrend brennt.

Albrecht.
Doch sollst Du mir oft Deine Lieder singen,
Denn keiner liebt sie so als ich, es spiegelt
Mein Herz sich drein, und alles, was ich je
Versucht, war doch nur schwacher Widerhall
Von Deinem Ton. Weißt Du, wie ich einst sang?
O Augen! wohin führen mich die süßen Scheine?
Ich meine, daß ich nur zu büßen ein muß saugen
Der Augen lieblich Grüßen; wie ich freudig weine
Und mich der Deine fühl' im Küssen, fragen mich die Augen.
Mit sanftem Schimmer: wird auch immer dieses Glück mir lachen?

Sie machen,
Daß die Freuden Leiden gleich mir sind :—
O liebstes Kind,
Laß dieses Fragen, sagen kann ich's nie und weint' ich mich auch blind.

Herzbold tritt taumelnd herein.

Die Pferd' sind da und stampfen ungeduldig.
Wird's bald, Herr Ritter? Erst die Angst und Noth;
Mach schnell, und : eile Dich! ei, spute Dich!
Und wenn nun alles da und fix und fertig —

Albrecht.

Geh nur voran, gleich schwingen wir uns auf. —
Komm, Liebster! nun dem schönsten Glück entgegen,
Umarme mich noch einmal : Du bist mein,
Ich fühl' in mir des Himmels reinsten Segen,
Und trete in des Paradieses Schein.

sie gehn ab.

Zweite Scene.

Am Strom.

Hans und Peter.

Hans. Die Arbeit wird Dir wieder sauer, nun die Sonne ein wenig scheint. Das reckt und behnt die faulen Glieder und kann nicht aus der Stelle.

Peter. Wir haben auch noch wenig gefangen, es ist heut ein unglücklicher Tag.

Hans. Weißt Du, Schlingel, warum es ein unglücklicher Tag ist? Weil Du die Sinne nicht beisammen hast, weil Du nichts als die Grethe denkst und siehst; die Fische könnten zu hunderten kommen, und Du würdest sie mit Deinen Kalbsaugen nicht einmal gewahr werden. Wie wird es mit der Hochzeit dort oben aussehn, wenn wir keine Fische liefern.

Peter. Ihr sprecht von der Hochzeit. Wann wird sie denn seyn?

Hans. Je nu, morgen oder übermorgen; was schiert's mich weiter?

Peter. Ach, ich dank' Euch, lieber Vater, daß Ihr endlich Eure Einwilligung gegeben habt.

Hans. Talk! Talk! was spricht der Lümmel? Kannst die Ohren nicht aufthun? Von Deiner Hochzeit ist Gottlob noch nicht die Rede. Von des Fräuleins Ehrentage, vom alten Grafen da droben. Nein, so lange ich lebe, oder der alte Müller, der krauskopfige Brand, kann aus der Sache nichts werden. — Die Sonne kommt schon über die Berge, sing und breite die Netze aus.

Peter.

Es war einmal ein Junggesell,
Der thät hin fischen gehn,
Die Wasser schienen klar und hell,
Die Sonne gar so schön,
Er schaut wohl in die nasse Fluth,
Er denkt an sie und klagt und fühlt den Liebes-Muth
Und willst Du mich mit Netzen fehlen?
So singt es aus dem Fluß :
Zum Liebsten wollt ich Dich erwählen,
Komm her, komm her zum Kuß!
Er zieht das Netz mit großer Pein,
Und schau! da zappelt und lacht die Liebste drein.
Da fällt sie ihm an seinen Mund,
Und halst und drückt ihn sehr,
Da war er froh und ganz gesund,
Und klagte nimmermehr,
Sankt Peter segnet' ihm den Zug,
Er hat mit seinem lieben Fisch der Lust und Freude überg'nug.

Hans. Alberner Junge, nichts als skandalöse unvernünftige Lieder hat er im Kopf! — Die Netze da oben müssen in den Strom gezogen werden; komm hinunter in den Kahn. — man hört Jagdhörner. — Da jagen sie schon so früh im Walde.

Peter. Die haben's besser, als wir, und wie herrlich das Horn die Felswand hinab klingt und widerhallt, ich wette, daß sie es unten in der Mühle hören. Heut Abend darf ich doch in die Mühle?

Hans. Komm, Hasenfuß, Liebesnarr, Dummkopf! Der Donaustrom könnte Dir wohl unter den Beinen weglaufen, und Du würdest es doch nicht gewahr werden. — gehn ab.

Christoph kommt blasend. Wo mein Herr nur geblieben ist, und die ganze Gesellschaft. Den tollen Herzbold hab' ich sehn vom Pferde fallen, aber ich konnt' ihn nicht erreiten. er bläst. Sie müssen sich doch zusammen finden. Das heiß' ich Lust und Liebe zur Jagd, daß man die Bären nicht in Ruhe lassen kann, wenn man zur Hochzeit reitet. Holla! er bläst. Da oben ragt schon den Wald das alte Felsenschloß herüber, je nun, ich kann den Weg ohne sie, sie können ihn ohne mich finden.

Er bläst und geht in den Wald zurück.

Albrecht, aus dem Walde mit einem Jagdspieß.

Hier war das Blasen, doch ich sehe Niemand. —
Ha! seid gegrüßt, gegrüßt ihr alten Mauern,
Gesegnet seyd da droben, liebe Steine,
Die mir mein Theuerstes, die ihr umschließen!
Seh' ich euch wieder nach so manchen Tagen?
Dort ist ihr Fenster, in der Sonne glänzend,
Nun schaut sie wohl hernieder, schaut die Donau
Und späht nach mir : oder sie geht im Gärtchen,
Pflückt Rosen, hebt sich auf den zarten Füßchen,
Beugt sich die Brustwehr über weit, seufzt: Albrecht!

Eine Stimme.

Albrecht!

Albrecht.

Wie, war es nicht, als wenn es aus dem Strome,
Vom Felsen drüben meinen Namen riefe?
Es war nicht ihre Stimme!

Gesang.

Auf Bergen nicht und nicht im Thal
Wohnt Liebesglück,
Von Thal und Bergen treibt die Qual
Dich bald zurück,
Die Heimath weicht, die Ruhe flieht
Wie Sehnsucht dich in ihre weiten sanften Kreise zieht.

Albrecht.

Welch Tönen! Wasser, Berg und Wald erklingen,
Mein ganzes Herz hallt wieder, und dies Echo
Ruft laut im Innersten die Träume wach.
So tönt nicht ihre Stimme; nein, die Wölbung
Des Himmels und die Luft und Erd' und alles
Ein Zaubersang! O voller Donaustrom,
Du rauschest drein und jede Woge hüpft
In Wollust und Entzücken.

Gesang.

Sehnsucht hat ein Thor erbaut,

Drinnen lacht das Lachen, schmachten
Süße Blicke, dir entgegen schaut
Der Kuß, die Arme dir entgegen trachten,
O komm zum Schloß, auf Bergen nicht und nicht im grünen Thal,
O endlich, endlich komm zum trauten Kämmerlein einmal.

Albrecht.

Was weil' ich? Immer heller wird der Strom
Als wollten Blumen alle Wellen werden,
Als strebte zu mir her das süße Wort,
Mit Flüstern es dem Herzen zu verkünden,
Was es entbehrt, und längst gesucht, gewünscht,
Und doch den Wunsch, sich selber nicht erkannte.

Gesang.

Rubinen glänzen in dem Saal,
Dir winkt das Hochzeitbette,
O küßt' ich dich ein einzigmal,
O daß ich dich in Armen hätte,
Dir in die lieben Augen tief zu sehn,
Und Kuß auf Kuß in Wollust zu vergehn.

Albrecht.

Ich will, ich muß hinweg, sie ist es nicht,
Ich kenne wohl die zarten Laute Hedewigs,
Das Schloß verbergen dort mir Wetterwolken,
Sie ziehn zum Felsen oben dicht und dichter.
O Hedwig! *will gehen.*

Stimme.

Albrecht! Albrecht!

Albrecht.

Es ruft! Mich täuscht kein Irrthum. — Wer?
Hier bin ich! — Weit und breit kein Mensch —
Ich bin allein, einsam ein Klaggeschrei
Im Wald, die Felsen hallen wieder
Gebrochne Töne von der Woge, Grauen
Ergreift mich, greift durch Mark mir und Gebein.

Siglinde erscheint auf dem Wasser.

Welch Frauenbild dort lächelnd in der Fluth?
Die tiefen dunkeln Augen! Wehend weit
Ihr Schleier — und sie winkt — wo bin ich, Himmel?

Siglinde.

Albrecht! mein Albrecht! komm zu meinem Schlosse!

Albrecht.

Wohin?

Siglinde.

Tief unten, wo kein Neid Dich findet,
Kein Argwohn —

Albrecht.

Weh!

Siglinde.

Kein Ueberdruß, Ermatten.

Albrecht.

Zu Dir? — *Siglinde versinkt.*
Wo bleibst du Bild! Versank das Augenpaar?
Ward in der Fluth dies Lächeln ausgelöscht?
Spiegeln herauf nicht die Korallenlippen?
Jetzt will ich gehn, — wie mich das Wasser ruft —
Wie mich der Strom anschaut, wie heiß bedrängt
Die Wellen meines Bluts die Wogen grüßen,
Und Kühlung, Kühlung suchen, — fort! O Hedwig! —
Bist du gestorben? du im Strom versunken!
Hinauf zum Wald! hinauf in ihre Arme!
Es donnert fern, — im Donner ihre Stimme,
Mein Herz erschütternd.

Siglinde schwebt auf dem Wasser, ein Kind in den Armen

Siglinde.

O mein Albrecht!

Albrecht.

Wieder!

Siglinde.

Du gehst?

Albrecht.

Ein Kind? das winkt und nach mir greift,
Wie Gold die Locken.

Kind.

Willst mich nicht küssen, mit mir spielen, Vater?

Albrecht.

Welch Wort!

Siglinde.

Albrecht! Leb wohl! vergiß uns nicht! — *versinken.*

Albrecht.

Wie? Vater? — Albrecht schallt' es hier? — Wohin,
Wohin sind sie gekommen? Wo ist die Erde?
Wo bin ich denn? Mir wankt der Fuß,
Die Sinne schwindeln, alles läßt mich los
Und bricht und stürzt in, außer mir zusammen,
Und hülflos ich!

Ulrich kommt.

Ulrich.

Wo weilst Du, Freund? Schon lange such' ich Dich.

Albrecht.

Ha! Freund sagst Du? Mein Freund? Wie? War's nicht so?
Du bist mein Freund? Du willst mein Bruder seyn?
Du lebst und bist mir nah? Ich kann Dich halten,
Und nimmer wirst Du in den Strom versinken,
Dich nimmt die Fluth nicht mit wie einen Gedanken,
Den wir nicht wieder finden, der nun fort ist,
Versunken, eingeschlungen in das Chaos,
Das in uns ruht?

Ulrich.

Was ist Dir, Liebster? Deine Augen glühen,
Die Wange brennt, was klammerst Du so ängstlich
Mich an?

Albrecht.

Und wie der Schleier wehte,
Als schon die Augen tief, tief eingesunken!

Ulrich.

Besinne Dich, Geliebter, fasse Dich;
Was widerfuhr Dir?

Albrecht.

Laß mich.

Ulrich.

Komm zum Schlosse,
Es harrt Dein die Geliebte.

Albrecht.

Laß mich, — nur sammeln, — nur —

geht an das Wasser.

O holder Strom!
Ich weiß, — ich kenne dich, — nur gieb mir wieder
Mich selbst. —

steht in tiefen Gedanken.

Ulrich.

Was kann ihm seyn? So sah ich ihn noch nie.
Ist die Gesundheit unsers Leibes nur
Der Elemente Spiel, des Zufalls Gunst,
Und so des Geistes Kraft? — Wie starr er steht
Und in die Wogen schaut. — O mein Geliebter,
Du thust mir weh, besinne Dich, mein Albrecht.

Albrecht.
Bist Du hier, Ulrich? Kommst Du von der Jagd?
Ich suchte Dich.

Ulrich.
Schon lange weil' ich hier —

Albrecht.
O Freund, nur Dir, nur Dir kann ich's vertraun,
Wem sonst? Nie darf es meine Hedwig wissen,
Ha! sie zuletzt! —
Kannst Du es denken, träumen, ahnden nur —
O ich weiß nicht, noch hab' ich meine Sprache
Noch wieder nicht gefunden, keine Worte. —
Du weißt, Geliebtester, wie ich schon früh
Hieher zum Schlosse kam, als meine Eltern
Gestorben, kaum nur war ich funfzehn Jahr,
Hedwig um einige Jahre jünger, froh
Und heiter floß mein spielend Leben hin,
Nur Krieg und Ruhm war mein Gedanke, kühn
Träumt' ich mich als der Abentheuer Helden. —
Nun, — o vergieb, nur was Du weißt, erzähl' ich —
Nun kam die Zeit, — o wonnevolle Tage,
Als ich in Hedwigs Blick war neu geboren,
Dem unschuldvollen Lächeln flohn die Träume,
Nur Liebe dacht' ich: nun las ich die Bücher,
Die unsre deutschen Meister einst gedichtet,
Nun sang ich Liebesreime, ruhte nicht
Bis ich Dich kennen lernte, meine Jugend
Verknüpfte sich der Deinen, Du mein Freund,
Dein Bruder ich — drei Jahr verschwanden so —
Darauf —

Ulrich.
Du zögerst jetzt, o sprich, Geliebter.

Albrecht.
Drauf, o mein Freund, was ist der schwache Mensch? —
Von Liebe trunken, in des Frühlings Blüthe,
Als Blumen auf die üpp'ge Flur gegossen,
Als so wie jetzt die Nachtigall zerfloß
In Liebesklagen und den Hain mit Feuer
Und schmelzendem Gesang durchrieselte, —
Hier, eben hier, als eben so die Donau
Erklang, den Busen voll von Liebesfeuer, —
Schon hatten wir die Sehnsucht uns gestanden,
Schon hatt' ich ihren süßen Kuß gekostet, —
Da führte mich mein Glück, mein Unstern, Schicksal,
An dieses Ufer, und ein Lied zu dichten
Schaut' ich die Fluth mit brünst'gen Augen an, —
Ich bog hier um die Felsenecke, — Augen!
Was saht ihr? Glanz und Licht die Blumen all,
Ein Frauenbild, wie aus dem Himmel selbst,
So groß, so klar und leuchtend, saß in Schöne,
In übermenschlicher, an diesem Stein,
Vom reichen leuchtenden Gewand umflossen, —
Sie redete mich an, — ich nahm die Hand
Die zarte, sah den üpp'gen weißen Busen,
Mein Auge wurzelte auf ihren Lippen, —
Im Walde waren wir, in eine Hütte
Eintretend schwand mir rings die weite Welt
In ihren Armen, und zum erstenmal
Lernt ich des Weibes hohe Schönheit kennen,
Und trank zum erstenmal den Rausch des Wahnsinns
Wild aus dem Wollustbecher, alles Holde
Und Schauerliche, Mährchen, Sehnsucht, Wonne,
Zog Feind und Freund bunthin durch mein Gemüth —
Ich kam zum Schloß zurück, noch klang der Wald,
Das Wasser rauschte noch, die Stimme tönte
Empfindlich rührend noch im Ohr, ich mied mit Angst
Die Blicke Hedwigs, — drauf sucht' ich bald alles
Was mir geschehen zu vergessen, wagte
Zu sprechen, sie zu küssen, anzublicken,
Und aus der Unschuld blauen Kinderaugen
Goß sanfter Schein Verzeihung auf mich hin,
Mein Geist ward in dem Blicke neu geläutert, —
Ich mied den Ort, wo ich die Fremde fand, —
Gespenster schienen mir an dieser Stätte
Zu hausen, da vergaß ich ihn, und endlich
Nach langer Zeit verirrt' ich mich hieher,
Ein Grauen hielt mich fest, ich kehrte wieder,
Nur fragen wollt' ich sie, ihr zürnen, fluchen, —
Und nichts, nichts ließ sich sehn, — dann rief der Krieg mich — —
Und nun nach langen mühevoll durchlebten
Vier Jahren tret' ich aus dem Wald hieher, —
Und wie ein heimlich Feuer plötzlich aufschlägt,
Und rings das ganze Dach die Flamme frißt;
Wie die Lauwine plötzlich nieder schmettert;
Wie ungesehn die Wasser aus der Tiefe
Oft springen und die Wiesen all' ertränken,
Eh noch der Schnitter nur den Quell bemerkt,
Wie sie die Dämme nieder reißen, Städte, Dörfer,
Palast und Kirchen in den Wogensturz
Krachend begraben, — so, auf einmal ganz
Den Sinn umfangend nahm es meine Seele,
Nur sie glaubt' ich zu hören und zu sehen, —
Als wäre jenes Schloß dort ein Gefängniß,
Hedwig wildfremd und kalt und überlästig,
Als müßt' ich suchen jenes einz'ge Glück,
Mich werfen in den Strudel fremder Wunder-
Begebenheiten, als sei sie die Göttin
Des Schicksals, Leben, Blume, Schönheit, Reichthum,
Und ew'ges, inn'ges Glück, als — o mein Freund
Was Du in Liedern sangst, was Dichter suchten,
Was Heiden von dem Wunderland der Götter
Gefabelt, und von Venus und Cupido,
Als sei es hier bei jener Unbekannten,
Als lebe Hedwig nicht, als sei die Liebe
Zu ihr nur Phantasie und Heuchelei, —
O komm! hör nicht die gift'gen Wogen rauschen,
O komm, daß wir hier auf der Erde bleiben,
Hinauf zum Felsenschloß, den Wolken näher,
Den Wald hinein, daß alle grünen Blätter
Im Sturm und im Gewitter brausen mögen,
Daß wir den Wellenklang nicht mehr vernehmen!

er zieht ihn mit sich fort.

Herzbold *kömmt betrunken.* Holla! kein Mensch hört, und das Waldhorn hab' ich auch verloren. — Kann seyn, daß sie auch schon alle oben auf mich warten. — Das war ja des Teufels Reiterei! — Aber auch nur einem hasenfüßigen Verliebten, und einem Poeten, der an sich schon verrückt ist, ohne alle Ursache, kann es einfallen, wenn sie auf die Hochzeit reiten, sich mit Bären einzulassen, und so im Walde auf und ab, bald zu Fuß, bald zu Pferde. Ich, der ich mich noch zuvor mit einigen Flaschen guten ungarschen Wein gestärkt hatte, verliere unversehends die Bügel, darauf verliert das Pferd unversehends mich und schmeißt mich mit dem Kopf gegen eine ziemlich harte Eiche, daß ich im ersten Augenblick, mein Seel, nicht wußte, ob ich fluchen oder in Ohnmacht fallen sollte. Wie ich

wieder ein weniges zu mir komme, war ich in der einsamsten Einsamkeit, ohne Weg und Steg. Nun, Gottlob, bin ich doch wieder an das Tageslicht gekommen, und sehe dort oben unsere Herberge. Wenn ich nur erst droben wäre, denn ich bin so grausam durstig, daß mir die Zunge am Gaumen klebt; ich wäre im Stande Wasser zu trinken; ein gutes frisches Quellenwasser ist unter gewissen Umständen nicht ganz zu verachten. — Nun wird da droben bald Hochzeit in aller Frömmigkeit und Einträchtigkeit gehalten werden, und mein junger Herr wird sich im Himmel dünken, denn er hat ein so stilles und kühles Blut, daß ich wohl darauf schwören möchte, er ist noch ein Junggesell.

Lautes Gelächter vom Strom.

Wer lacht denn? Was hört' ich denn? Irgend ein unverschämter, naseweiser Gelbschnabel! — Ich sage, ja, er ist noch ein Junggesell, denn ich habe ihn schon als einen kleinen Jungen gekannt, und er war nie hinter den Mädchen drein, er war immer eine weich geschaffne stille Seele, die sich schämte, wenn ihn die jungen Weiber nur anredeten, oder gar küssen wollten; nun wird er aber die alten Frauen nicht mehr so gern haben, wie damals.

Noch lauteres Gelächter.

Aber nein, das klingt ja wie eine ganze Spinnstube voll schäckernder Mädchen, die sich erzählen, was der und der zu jener gesagt hat, wenn sie sich Nachts besuchen. — Was Satan! bin ich blind? — Nein, ich sehe zu viel! Der ganze Strom voll Mädchen, nackt und wiegend und tanzend. — Sind wir etwa unwissend in Mahomeds Paradies gekommen? — Alle lachen und tauchen unter. Weg! — o Herzbold! Herzbold! nun seh' ich, daß du alt wirst! Mach dich nur auf eine rothe Nase und zitternde Kniee gefaßt, denn noch niemals haben drei oder vier Kannen dein Gehirn so betäuben können; armer Mensch, dein Lauf ist vollendet! oder hat es etwa der Fall gegen die Eiche gemacht, daß dir solche Hirngespinste aufsteigen? Die Doktores sagen, daß heftige Erschütterungen, oder selbst Gemüthsbewegungen, den Menschen zum Narren machen können. Auch giebt es wohl Fälle, daß durch dergleichen Anstoß sich neue seelische Kräfte aufthun, und der Geist einen Blick in das verborgene Reich der Wahrheit versucht. So hab' ich mir von einem erzählen lassen, der, als er eine hohe Treppe herunter geworfen wurde, unten auf einmal griechisch sprechen konnte, als er wieder aufgestanden war, oben konnt' er kaum deutsch; ein andrer, dem man einen tüchtigen Hieb über den Schädel maß, war durch den Kloben mit einemmale Musikus geworden; und so könnt' ich jener Eiche auch vielleicht als meinem aufmunternden Schulmeister zu verdanken haben, Blicke in das Reich der Natur zu thun, und da Weiber und Mädchen zu sehen, wo andere kaum Fische und Krebse finden. Ein Weiser oder ein Narr muß ich auf jeden Fall seyn, der Mittelstand verträgt sich mit solchen Gesichten nicht. Scherzweise habe ich vorher von Wasser gesprochen, und hier springt eine allerliebste Quelle aus dem Felsen, ich will jetzt im Ernst davon schöpfen, um die Phantasien zu vertreiben. — Er schöpft in seinem Hute, und so wie er trinkt, tritt das Kind aus dem Berge und stellt sich an ihn. Ha! das thut gut! Nun sind mir die Augen heller als erst, — aber was Kuckuk! Ei! ei! so hat Frau Fortuna noch nicht mit mir Armen Versteckens gespielt, als heute! — immer besser! bist Du ein kreatürliches Wesen, eine wirkliche Figur, — ein gebornes Geschöpf, so sprich, Du kleine Krabbe!

Das Kind weint.

Herzbold. Warum weinst Du denn, Du schmuckes Thierchen? — Sprich, kleines allerliebstes Mädchen. Wein' nicht, mir wird so bang um's Herz. Hast Du Hunger?

Kind weinend. Ich habe keine Eltern, beide todt, ich komm' aus dem Gebirge schon weit her.

Herzbold. Armer Wurm! Was die kleine Kröte schon hat erleben müssen. Was willst Du denn?

Kind. Einen Vater, eine Mutter möcht' ich haben?

Herzbold. Wie alt bist Du denn?

Kind. Drei Jahr und zwölf Wochen. Bring mich zu Fräulein Hedwig; will sie bitten, daß sie meine Mutter wird.

Herzbold. Ja, mein Engel, schon gut, aber die denkt jetzt auf eigne Kinder.

Kind. Die sollen meine Brüder und meine Schwestern seyn.

Herzbold. Das geht nicht so schnell, Du hast keine Erfahrung, Du kennst die Welt nicht. Was so verliebtes Volk Kinder in die Welt setzt, und läßt sie dann auf gut Glück im wüsten Gebirge herum laufen, andern zur Last zu fallen.

Kind. Bist du nie verliebt gewesen?

Herzbold. Nein, Gott hat mich in Gnaden davor bewahrt; ich habe immer mehr zu thun gehabt.

Kind. Ja, Du Spitzbube, Du hast es eben gemacht wie so mancher andre Taugenichts; gelt? Armen Mädchen etwas vorgeschwatzt und gelogen, und sie dann mit ihrem Jammer sitzen lassen, und nachher noch obendrein hübsch männlich gethan mit dem starken Herzen? So sind wir armen Mädchen immer die Betrogenen. Und Du, Herzbold, hast ganz die Miene dazu.

Herzbold. Ha! Wie? Was? bin ich verhert? da nur stehn kann ich und das Maul aufsperren, nichts sagen, nichts denken. Das wird ein Zeitalter werden, in dem die dreijährigen Kinder schon so räsonniren: das heiß' ich Fortschritte in Kultur und Bildung. Dagegen sind wir nur Backfische gewesen. Und der Kobold weiß meinen Namen. Bald fürcht' ich mich, so klein dies Ding ist. Um Gottes Willen, bist Du ein Kind, oder ein Rind, oder der Satan selber, der mich narren will?

Das Kind lacht.

Herzbold. Und ich träume es doch nicht; nein, es hat seine Richtigkeit.

Kind weinend. O führe mich auf das Schloß, mich hungert sehr. Erbarme Dich einer armen Waise.

Herzbold. Komm, Wahrsager, Zigeuner, ich mag Dir nichts abschlagen. Mögen die droben sehn, wie sie mit Dir fertig werden. Was geht's mich an? darf ich mir die Hand ausbitten?

Kind. Hier, mein Lieber. Ach, Du bist doch nicht so böse.

Herzbold. Fahre nur fort in Deiner geistreichen Unterhaltung, und wenn Du manchmal zu

doch sprechen solltest, so laß Dich herab, die dunkeln Stellen einigermaßen zu erläutern. *sie gehn ab.*

Hans und Peter kommen zurück.

Hans. Nichts gefangen. Da, nimm die Netze auf den Buckel, es ist schon Mittag.

Peter. Es ist heiß.

Hans. Fort, Du Langsam. An Dir liegt alle Schuld. Sogar die unvernünftigen Fische, so stumm sie sind, haben gemerkt, daß Du ein verliebte Narr bist, und sind Dir mit Verachtung aus dem Wege gegangen. Der Bengel ist noch mein Unglück, er ruinirt mich. Auf den Abend wieder her, die Nacht muß einbringen was der Tag eingebüßt hat.

Peter. So hat man denn gar keine freie Stunde.

Hans. Wer hat Schuld als Du? Halt's Maul! Fort, nach Hause, die Mutter wartet mit dem Essen! *gehn ab.*

Dritte Scene.

(Zimmer.)

Ulrich, Hedwig.

Ulrich.

Mein schönes Fräulein, mein theure Freundin,
Sogleich eilt Albrecht her in Eure Arme,
Drum zürnet nicht, vergönnt ihm noch Erholung.

Hedwig.

O Gott! wie hab' ich diesen Augenblick gewünscht,—
Seht nur, ich kam fast ungeschmückt, mir war
Jedweder Augenblick, der unsre Trennung
Vermehrte, wie ein Tod,—und nun,—er liebt mich nicht,
Er hat mich wohl vergessen. —

Ulrich.

Keine Thränen,
Geliebtes Kind, macht nicht die schönen Augen
Mit Weinen roth, — er wird sogleich sich finden,
Ihm war nicht wohl, nun sitzt im Hof er drunten
Im Schatten jener Linde, schaut sich um,
Erinnert sich der alten guten Zeit
Und sammelt sein Gemüth.

Hedwig.

So laßt uns ihm
Entgegen eilen, daß ich dort ihn frage,
Daß ich ihm nur in seine Augen schaue,
Dann ist ja alles gut.

Ulrich.

Hier kommt er selbst.

Er geht ab. Albrecht tritt ein und sinkt stumm in die Arme der Hedwig. Pause.

Hedwig.

Du weinst?

Albrecht.

O laß mich, laß mich, Süße, Dir
Zu Füßen hin in Thränen, Seufzern rinnen,
Es bricht mein Herz, — o zu gewaltsam, — Gott! —

Hedwig.

Wie ist Dir?

Albrecht.

Gut und wohl; — da sind wir wieder,
Stehn wieder auf der alten Stelle! sieh doch
Die alten Sessel da, — die Bank im Fenster,
Von wo wir oft das Thal hinab geschaut, —
Ha! noch der Einschnitt auf dem runden Tische.
Die eingeschlungnen Namen Hedwig, Albrecht,—
Gewiß, mein Herz, ich weiß nicht was ich sage, —
Mir geht das Zimmer rund, — auch Du weinst, Hedwig?

Hedwig.

Ach, alles ist noch so, und Du, mein Albrecht, —
Ach lieber Gott, was soll der Mensch doch wünschen—
Ja, dieser Augenblick, er stand seit Jahren
Verklärt vor meiner Seele wie ein Himmel,
Da fliegst Du wie ein Engel her vom Himmel,
Nahmst mich in Deinen Arm, in mir der Himmel—
Und nun,—wie dunkle Schwermuth, Angst und Furcht,
Welch Todesbangen zuckt durch meine Seele —
Ah, sieh, da hast Du noch den lieben Ring
An deinem Finger, hier die kleine goldne Kette,
Die ich an jenem Abend Dir geschenkt,
Als Du einmal so traurig warst, so fremd, —
Ha! weißt Du noch?—Ach, liebster, liebster Albrecht!
Kennst Du mich denn, liebst Du mich denn, wie sonst?

Albrecht.

So senk Dich denn mit aller Zärtlichkeit
In dieses kranke Herz, so blühe denn
In allen tiefen Schmerzen in mir auf,
Du Liebste, Einz'ge, — lange war ich weg,
Nun bin ich da, nun wollen wir nicht weinen.
Hat denn Dein Mund das Küssen nicht verlernt?
Wie diese Thrän' aufgeht im hellen Auge
Mit Lächeln ringend, glänzend schwillt, und hängt
Wie ein Demant, nun fällt, nun fällt sie nieder,
Entrinnt dem Käfig dieser schönen Wimper,
Und so im Kuß verlösch' ich Deinen Seufzer,
Der ihr will folgen, wie ein Vögelein
Das andre sucht in freier Luft.

Hedwig.

Mein Albrecht!

Albrecht.

Wer kennt der Sehnenden
Thränenden
Freudvollen Schmerz?
Ein bangender Scherz
Spielt Freiheit ringend,
In Seufzern klingend
Durch's bebende Herz.
Ich kann mich nicht fassen,
Mich dünket verlassen,
Verstoßen zu seyn?
Nur Lieb' hat empfunden,
Wie innig verbunden
Die Wonnen und Wunden
Im seligen Verein.

Hedwig.

Das war Dein erstes Lied, das Du mir sangst.

Ulrich tritt ein mit dem Kaplan Johannes.

Ulrich.

Der Herr Kaplan sucht Euch im ganzen Hause.

Johannes.

Da seid ihr wieder, lieber gnäd'ger Herr!
Der alte Graf wird auch sogleich erscheinen,
Euch Willkomm sagen; Euch ist ja bekannt,
Wie ernst und finster, und wie menschenscheu
Er immer der Gesellschaft sich entzieht,
Und diese Schwermuth hat noch zugenommen,
Und ganz vorzüglich jetzt seit wen'gen Tagen. —
Doch wie ist Euch? Mich dünkt Ihr seid verändert,
Ihr glüht, Euch ist doch wohl?

Albrecht.
Ich bin gesund,
Du alter theurer Pfleger meiner Jugend,
Doch diese Hitze, — ja der Tag ist heiß, —
Wo ist denn Wolf? Lebt noch der alte Knecht?

Johannes.
Wolf! Wolf! Euch ruft der gnäd'ge Junker Albrecht?

Wolf kommt.

Albrecht.
Mir ist so heiß, bring schnell etwas zur Labung.

Wolf geht.

Johannes.
Da kommt der Graf.

Graf Erhart tritt ein.
Laßt Euch umarmen, seid mir hoch begrüßt.

Albrecht.
Mein theurer Vater, nehmt mich gern zum Sohn.

Wolf kömmt zurück.
Hier Wasser aus dem kühlen Felsenbronn.

Albrecht setzt an, wirft den Becher weg.
Nein, Wasser kühlt nicht diesen heißen Durst,
Gieb Wein mir, goldnen, glutherfüllten Wein,
Mich schaut aus dem krystallnen kalten Naß
Ein wildes Auge an mit Feuerblick.

Wolf.
Wie Ihr befehlt.

Johannes.
Ein Fieber plagt Euch, Ritter.

Erhard.
Die wilde Jugend, wie wir alle waren.

Trompeten.

Wolf.
Da hält der Zug des Herzogs vor der Burg.

Erhard.
Kommt ihm entgegen, unserm gnäd'gen Herrn.

alle gehn ab.

Ulrich, der zurückgeblieben ist.
Sie ist es. Wie das bange Herz mir klopft.
Sie steigt vom Pferde, nickt mit liebem Gruß
Den Freunden zu; die hohen Federn schwanken
Vom Hut ihr nieder über goldne Locken,
Den edlen Leib deckt herrliches Gewand,
Weit nach folgt dienend ihres Kleides Saum
In Lieb' um ihren schönen Fuß zu wallen.
Was zögr' ich noch? Ich geh' ihr rasch entgegen,
Und wenn ein sanfter Blick mich dann bemerkt
Und freudlich unterscheidet, bin ich selig.

geht ab.

Hedwig und Albrecht kommen zurück.

Hedwig.
Ja, nun kenn' ich Dich wieder, nun erst bist Du
Der alte, ja, das sind die treuen Augen,
Das stille Lächeln um den kind'schen Mund:
So lieb' ich Dich, so solltest Du mir bleiben,
Nicht klug, nicht fremd, — nicht — ach, ich schwatze so,
Nun hab' ich zu Dir so wie sonst Vertraun, —
Nicht wie Du warst, solltest Du jemals seyn.

Albrecht.
Nur wie ein Fieber hat es mich befallen,
Und so verlassen. Liebes, holdes Mägdlein,
Dein bin ich doch in jeglichem Gedanken,
Ja jeder Puls in mir klingt Dir nur Liebe.
Wie war ich so verlassen ohne Dich,
Wie ist mir wohl, wenn ich Dein Auge seh.

Hedwig.
Der Vater ist seitdem recht schlimm geworden.

Albrecht.
Es ist die alte Krankheit, die ihn drückt,
Er meint es immer gut mit Dir und mir.
Doch müssen wir nicht zur Gesellschaft wieder?

Hedwig.
Ich schäme mich vor dieser hohen Frau,
Der Herzogin, sie ist so schön, so groß,
Sie sieht so mächtig drein und so verständig,
Ich werde roth, wenn ich mit ihr muß sprechen.
Ja, Albrecht, schon vorher fiel es mir ein,
So eine solltest Du zur Frau Dir nehmen,
Ich armes Kind bin Dir nicht schön genug.

Albrecht.
Du liebes Herz, mit Dir nur bin ich glücklich,
Denn Deines Wesens holde Lieblichkeit
Ist mehr als jener Herrlichkeit und Pracht.

Herzbold kommt mit dem Kinde.

Herzbold. Nur herein, nur herein hier, Du kleines Unkraut, hier ist die Herrschaft. Gott grüß' Euch, gnädiger Herr, und meine schöne, junge, schmucke Gräfin; hier bring' ich Euch das Neueste vom Jahr, das ich draußen im Walde, wie eine Erdbeere, aufgelesen habe.

Hedwig. Was will das Kind?

Herzbold. Bei Euch bleiben, vor der Hand Euer eigen werden. Es ist eine arme, verlassene Waise aus dem Gebirge.

Hedwig. Komm zu mir, kleines Mädchen.

Kind.
Willst Du mich hegen,
Mütterlich pflegen,
Wird meinetwegen
Des Himmels Segen
Dir allerwegen
Ans Herz sich legen.

Hedwig. Ein hübscher Spruch. — Sieh, mein Albrecht, wie schön, wie klug, — ich nehme sie an, als mir vom Himmel gegeben.

Kind. Ach Du liebes Fräulein! Du bist so schön, und dabei auch so gut.

Albrecht. Wie heißest Du?

Kind. Sie nannten mich Adelfriede.

Hedwig. Herzbold, führe die Kleine in meine Kammer. — Komm, mein Albrecht, in den Saal zu dem Herzog, der Vater schmählt sonst.

beide ab.

Herzbold. Siehst Du, kleine böse Sieben, nun hast Du Dein Glück gemacht, wenn Du hübsch, artig und folgsam bist.

Kind. Sorge Du nur für Dich selbst.

sie gehen ab.

Graf Erhart tritt ein.
Zu eng ist mir mein Haus; die stummen Wände
Stehn mir wie Schwätzer da. — Du dunkles Nest,
So muß aus dir ein Sammelplatz von Thoren
Auf deine alten Tage werden, Lachen
Und Neckerei, Gesang in dir sich tummeln?
Und diese Fremden! Möcht' ich doch, — he Wolf!

Wolf kommt.

Erhard.
Sind sind im Saale?

Wolf.
Ja.

Erhard.

Nun, ich muß hin.
Nur diese sieben Tage, dann begrüß' ich
Die alte liebe Einsamkeit von neuem. ab.

Wolf.

Der alte Griesgram ist doch nie zufrieden. —
Bin ichs denn aber? Nein, die Knechtschaft hier,
Das sauertöpfsche Leben, all der Zeter,
Muß bald in helle Lust ausgeschlagen, ja,
Ich halt's nicht aus; dann will ich jubeln, schrein,
Die alte Haut vor Lust und Wonne schütteln.

geht ab.

Prolog zur Magelone.

1803.

Die Nacht.

Absteigen muß ich jetzt von meinem Thron,
Des heil'gen Lichtes Ankunft ahnd' ich schon,
Die goldne Heerde merkt die Abschiedsstunde
Und kehret heim vom dunkeln Thalesgrunde:
Die Schatten zittern, die mein Leben fühlen,
Die Morgenröthe will mit Wolken spielen,
All' meine Kinder wollen mich verlassen,
Hülflos, erschreckt, weiß ich mich nicht zu fassen;
Verfolgt, durchbohrt vom scharfen Strahl, dem glühenden,
Sink' ich betäubt und stürze mit den fliehenden.

Die Träume.

Mutter! Die Kinder, die schwebenden,
In Aengsten erbebenden
Nimm sie mit dir! —
Weh! wohin fliehen? —
Was uns deckte, wiegte, bewehrte, entziehen
Die glühenden, blühenden Lichter uns hier.
So enteilt, so flieht zu den dunkelsten Gestaden,
Die unterird'schen Brunnen zu trinken, zu baden
Im Geriesel tiefer Quellen —— wohin entrückt sind wir? —

Die Wolken.

Uns kommt in süßen Grüßen ein stilles Leben,
Wir wachen und fließen in Küssen zusammen,
Da schießen liebende Flammen
Und zieh'n uns fort, dem heil'gen Strahl uns hinzugeben.

Der Jüngling erwacht.

Ich war gefangen! Wer hat mich befreiet
Und aufgelöst des Hauptes düstre Binde?
Mein Geist, mein Muth war mit sich selbst entzweiet,
Angst, Trübsal, Furcht nahmen zu ihrem Kinde
Das bange Herz, zu fremder Noth geweihet;
Es floh das wüste Heer im Morgenwinde,
Ein Hauch hat Traum und dunkle Nacht verzehret,
Und mein Gemüth im Morgenlicht verkläret.

Die Sonne.

Ich will zu meinem hohen Thron aufsteigen:
Morgenroth, Diener, leg' die güldnen Decken,
Zum Fußtritt durch die lichtazurnen Strecken,
Ruf durch den weiten Raum ein heil'ges Schweigen:
Schön will ich mich den Unterthanen zeigen,
Wald, Berg, Thal, Fluß mit meinem Glanz bedecken,
Das Luftgefieder schnell zum Gruß erwecken,
Der Pracht soll Niedres sich und Hohes neigen.
Die Vögel singen, Wasser rauschen, hallen
Gebirg' und Wald, mein Auge bringt zum Dunkeln:
Geblendet, trunken, kommt mir Dank von allen:
Ein kühler Thau soll ihre Inbrunst lindern;
Wie Wald, Strom, Thal und Berg von Pracht erfunkeln,
Blüht doch mein Bild nur in den Blumenkindern!

Die Wasser.

Wie grün neigt sich das Gras in unsre Wellen,
Wie lieblich schaut die Blum' in unsre Fluth,
Vom Himmel will sich Duft zu uns gesellen,
Glanz bringt und Luft in unser kühles Blut,
Wir fühlen in uns Lieb' und Leben quellen;
O wie uns wohl der blaue Himmel thut!
Wir gehn wie Gedanken, wie süßes Gefühl, die enteilenden;
Uns drängen die Schwestern vorüber den Ufern, den weilenden.
Denn ach! Du Ufergrün, du Blumenroth, du Scheinen
Vom lieben Licht, das grüßend uns umfängt,
Ihr möchtet euch so gern mit uns vereinen,
Wie ihr euch tief in unser Auge drängt,
Ihr spiegelt euch in Thränen, die wir weinen,
Hört Schluchzen, das sich in die Rede mengt;
Nur Bildniß, Erinnrung, in lieben Gedanken, sehnsüchtigen,
Begleitet uns still, die vertriebenen Wandrer, die flüchtigen.

Die Blumen.

Wer je mit Wollust schaute
In seinem goldnen Strahl
Den hohen Himmelssaal,
Und seinem Licht vertraute;
Wer in der tiefen Nacht
Die goldnen Lichter fühlte,
Mit Augen sehnend zielte
Nach ihrer Liebes-Macht;
Gern Mond und Sonne bann,
Die Stern' all' im Gemüth
Verklärt als Liebe sieht:
Der schau' uns Blumen an.
Wir sind nicht hoch, nicht ferne,
Tief, wie ein liebend Herz,
Sich regt ein heitrer Schmerz
Beim Anblick unsrer Sterne.

Der Wald.

Als der Frühling gekommen,
Die Erde die Wärme empfunden,
Die Luft durch Strahlen geläutert,
Ist des Himmels Dunkel erheitert,
Das Eis von den Wassern entschwunden,
Sind grüne Pflanzen entglommen:
Da haben meine Kinder
Sich wiederum besonnen,
Und ihren Schmuck nicht minder
Wie Blumen rings gewonnen;
Es sprangen tausend Bronnen
Mit grünen Strahlen empor,
Da wuchsen die dunkeln Schatten,
Die kühle liebliche Nacht
Aus dürren Zweigen hervor,
Da schwebten über den Matten
Die Dämm'rung, die Düfte, die Klänge,
Die grünenden Betten der Liebesgesänge;
Sie hat der Frühling in rauschender Pracht,
Ein tönend Gezelt,
Mit lieber Hand wieder aufgestellt.

Der Jüngling.

O Wald, was sagst du, welch ein süßes Blicken
Von Blumen will mein Leben in sich ziehen?
Wasser, steht still, mir dünkt, es will entfliehen
Ein Wort in Eurem Strom, mich zu beglücken.
Sonne, du willst mir Licht hernieder schicken,
Die Farben, die in Blumen sterbend blühen,
Glanz, der im Grün erlöschend nur kann glühen,—
Wozu Gesang, Strom, Licht und Blumenpflücken?
Wie tiefe Nächte dehnt es sich im Innern,
Wie Morgenroth will es die Nacht verschlingen,
Wie milder Abend fließen müde Scheine.
Uneinig trennt sich alles im Vereine:
Wie alle Kräfte zur Besinnung ringen,
Kann ich nicht, was ich bin, mich selbst erinnern.

Die Sonne.

Empor zum reinen Himmelslicht, dem blauen,
Sieh' auf und fühl' in dir des Segens Fülle,
Durch dunkle Nacht blitz' auf ein kühner Wille,
Dann wirst des Herzens Reichthum du vertrauen!

Die Wasser.

Dann senken sich durch die verklärten Auen
Die milden Wogen, fließen durch die Stille;
Ahndend, was kühl in deinem Geiste quille,
Wirst du dich süß im klaren Spiegel schauen.

Die Blumen.

Dann regt ein süßer Trieb sich liebetrunken,
Wässer und Licht sie wollen sich begatten,
Es spielen vor dir Farb' und Freude schwebend.

Der Wald.

Angst, Zweifel, Furcht ist in die Nacht versunken,
Friede, Vertrauen wächst auf in dichten Schatten,
Süßer Gesang erfrischt das Laub froh bebend.

Der Jüngling.

Vernehm' ich nicht die allgewalt'gen Schwingen,
Die der Natur erhabner Geist bewegt,
Und wie er Berg, Wald, Luft und Ströme schlägt,
Die Harf' im dunkeln Heiligthum erklingen?
Aus Wollustdämmrung will ein Bild sich ringen,
Das in der tiefsten Brust mein Geist gehegt,
Und wie es Haupt und Glieder wachsend regt,
Muß es in Schmerz und Lust zum Tag hindringen.

Die Jungfrau tritt aus dem Walde.

Sie nah't, von der die Blumen mir gesprochen,
In der des Lichtes Lieblichkeit erglänzt,
Aus deren Aug' ein selig Dunkel blickt:
Nun ist mein Herz als Frühling aufgebrochen,
Und jeder Sinn ist dicht mit Wonn' umkränzt,
Mein bist du, Himmel! denn ich bin entzückt.

Die Jungfrau.

Und Thränen, Liebster, wollen dich begrüßen,
Denn dieses Glück, das seine ros'ge Hand
Holdlächelnd beut, das leuchtend blickt mit süßem
Erröthen, ach! ist es wohl hergesandt
Mit Schmerz und Leid die flücht'ge Lust zu büßen,
Ist dieser Gruß zum Scheiden schon gewandt?
Vielleicht verharrt der Gast, sieht er die Demuth
Und wie Entzücken sich verklärt in Wehmuth.

Beide.

O heilige Thränen,
O süßer Schmerz!
Es bricht das Herz
In Glück und Lust,
Doch fühlt die Brust
Ein stilles Kranken,
Ein zitternd Sehnen,
Sich hin zu senken
In ew'ges Licht,
Das nicht Gedanken,
Entzücken nicht
Und Schmerzen denken.

Ein Prolog.

1796.

Scapin
als Vorredner an den Leser.

Scapin.
Willkommen! und verzeiht, daß ich Euch ennuyire,
Mich als ein Prologus im Prologus prostituire:
—Wie Scapin? — und du wagst es, ohn' Erröthen,
Als Vorredner der Vorred' aufzutreten?
Begreift, wenn man heut zu Tag ein Original seyn soll —
Es ist so schwer — und drum wird man zuweilen toll,
Die meisten Leute nehmen's auch für neu;
Ist's ihnen recht, so ist's ja einerlei.
Je toller drum man's treibt, je origineller,
Man macht den Boden flugs zum Keller,
Und alle die vorübergehen, schrein:
Ein seltner Mensch! er scheint original zu seyn,
Scheint's doch wenn man's Prolog zu manchen Werken liest,
Das dem Prologen grad ein Prolog nöthig ist.
Drum kann, was ich jetzt thu, auch mit Vernunft bestehn,
Ich kann satisfaisirt also von dannen gehn.
Und untersucht ihr nur die Sach' etwas genauer,
So seht ihr ein, daß auch vom Fürsten bis zum Bauer
Jedweder Vorred' nur zu einer Vorred' macht,
Und weder groß noch klein darüber lacht,
Denn der hat's wahrlich schon im Leben weit gebracht,
Der in dem großen oder kleinen Staat
Sich nur dem wirklichen Prologe naht.
Ich wollt' Euch also nur von Eurem eignen Leben
Durch mein Bemühn 'ne kleine Zeichnung geben,
Ihr seht, ich zwinge mich, moralisch recht zu seyn,
Drum müßt Ihr unbesehn 's Aesthetische verzeihn.
Hofft ihr nun doch, statt kalter Küche Braten,
Statt den Prologs ein durchgeführtes Stück,
So ist Euch wahrlich nicht zu rathen,
Ich wasche meine Händ' und zieh mich so zurück:
Doch glaubt nicht daß ich dieserwegen meine,
Daß ich illotis manibus erscheine,
Ihr müßt Euch nach der Poesie bequemen,
Metaphern nicht gleich ernstlich nehmen,
Sonst seht Ihr Schätze und es sind nur Scherben,
Ihr taugt gleich schlecht zum Lesen, Leben und Sterben.

geht ab.

Ein dunkles Parterre, keine Lichter brennen, das Orchester ist noch leer, einige Herren und Damen sitzen auf den Bänken.

Peter und Michel kommen hereingestolpert und stoßen mit dem Kopfe an die Frisur des Herrn Polykarp.

Michel.
Verzeihen Sie, mir kömmt es dunkel vor.

Polykarp.
Schon gut, — mir brummt das ganze Ohr.

Peter.
Man muß doch auch 'mal ins Theater gehn.

Michel.
Man sagt es wär' hier viel zu sehn.

Polykarp.
Bis jetzt sind wir noch sehr im Trüben.

Melantus.
Ich wollt' ich wär' zu Haus' geblieben.

Peter.
Doch hoff' ich es soll besser kommen,
Sonst hätt' ich kein Billet genommen.

Melantus.
Ich sitze hier nun schon so lange,
Ich glaube gar es wird mir bange,
Die Finsterniß macht viel Beschwerden,
Ich mein' doch, es soll heller werden.

Michel.
Die Stimme ist mir so bekannt, —
Ei, guten Abend, Herr Melant.

Melantus.
Ihr Diener: wie ist's Wohlergehn?

Michel.
Gottlob! man kann jetzt doch schon etwas sehn.

Melantus.
Belieben Sie nicht Platz zu nehmen?

Michel.
Wir werden uns nun schon bequemen.
Hier ist auch mein Vetter vom Land,
Von der Mutter her mit mir verwandt.
Melantus.
Freu' mich daß ich Sie kennen lerne.
Peter.
Gehorsamer Diener, 's geschiebt gar gerne. —
Sobald nur erst die Lichter scheinen,
Muß man hier gut sehn, sollt' ich meinen.
Michel.
O schaun Sie, schaun Sie doch die vielen Leute!
Was für ein Stück giebt man denn heute?
Melantus.
Der Himmel weiß, ich darf es nicht entdecken.
Vielleicht: Irrthum an allen Ecken.
Polykarp.
Verdammt! da soll man nun hier sitzen
Und vor Erwartung frieren und schwitzen,
Möchte man doch nur den Kuchenjungen schicken,
So könnte man sich doch an irgend was erquicken.
Peter.
Wie einem nun die Augen helle werden!
Melantus.
So geht's mit allen Dingen auf Erden.
Michel.
Mich dünkt, Sie sprechen so betrübt;
Wo fehlt's wenn's Ihnen zu sagen beliebt.
Melantus.
Ach, bester Mann, ich habe vielen Kummer,
Wir sitzen am Ende hier im Dunst,
Mir wird im Kopfe immer dummer.
Und glaube dabei nicht recht an eine Kunst.
Es kann wohl seyn daß wir vergebens harren.
Und, lieber Freund, dann sind wir rechte Narren.
Peter.
Ja wohl, das wär' ein schlechter Spaß.
Michel.
Mit Ihr'r Erlaubniß, erklären Sie mir das.
Melantus.
Sehn Sie, wer kann uns dafür stehn,
Daß man hier wirklich wird was sehn?
Wir hoffen am Ende vergebens auf Lichter,
's giebt vielleicht weder Direktor noch Dichter;
Wird man den Vorhang aufwärts rollen?
Michel.
Gevatter! das sind wunderliche Schrollen.
Peter.
Es fehlt nicht viel, ich gehe gleich hinaus,
Wir säßen ja gleichsam hier in einem Narrenhaus.
Michel.
Sie melankolen wohl zu Zeiten,
Daß Sie mit solchen Grillen streiten,
Denn bedenken Sie nur mit allen fünf Sinnen,
Was würden wir dabei gewinnen?
Nicht wahr? Sie wünschen was zu sehn,
Sonst würden Sie nach Hause gehn?
Woher käm' Ihnen das Begehren
Wenn endlich keine Stücke wären?
Sie begreifen, daß ich philosophisch spreche,
Die Beweise nicht bloß vom Zaune breche,
Und darum seyn Sie nur zufrieden,
's wird uns gewiß ein schönes Stück beschieden.
Peter.
Ja das ist auch mein wahrer Glaube.
Sie sehn, weil ich mich manchmal schnaube,
Hat man Schnupftücher in der Welt
Um einzukaufen dient das Geld;
Ich pflege immer so zu schließen:
's giebt Schuhe, sie passen zu den Füßen;
Und folglich müssen auch Füße seyn.
Wo Füße sind, da ist ein Bein;
Und so schließ' ich nun immer weiter,
Am Ende find' ich den ganzen Reiter
Und werde so mit jedem Tage gescheidter.
Sehn Sie, man sollte doch bedenken:
Warum säßen wir auf diesen Bänken?
Sie sind sogar mit Tuch beschlagen.
Den Vorhang sehn wir vor uns dort,
Er muß doch wozu seyn und darum fahr' ich fort
Meine Meinung deutlich vorzutragen,
Daß wenn wir nur geduldig hoffen,
Wird das Theater endlich offen.
Polykarp.
Gottlob! nun brauch' ich nicht zu fluchen,
Da kömmt ja der erwünschte Kuchen.
Er kauft reichlich ein, setzt sich nieder und fängt an zu essen.
Anthenor.
Nachbarn! mit Erlaubniß, es thut mir leid,
Allein Ihr seid alle nicht recht gescheidt,
Ich will Euch zwar Eure Hoffnung nicht rauben,
Doch scheint mir alles nur Aberglauben.
Denn seht! ich schwör's bei meinem Leben,
Es hat noch nie einen Direktor gegeben,
Wie sollte also ein Stück entstehn?
Die Idee, geb' ich zu, ist recht schön;
Allein wer soll sie exekutiren?
Wir zahlen, so mein' ich, unsre Gebühren
Und sitzen dann hier und dichten und trachten;
Und das ist schon für ein Stück zu achten.
Habt Ihr schon einen Direktor gekannt?
Peter.
Lieber Gott, Ihr wißt's, ich komme vom Land.
Anthenor.
Könnt Ihr mir einen Direktor definiren?
Peter.
Ich glaube, der Mann will uns vexiren.
Anthenor.
Was ist also ein Direkteur?
Ihr denkt und rathet hin und her,
Verwirret Euch in die Kreuz und Quer,
Und daraus folgt denn nur am Ende —
Melantus.
O schließt nur ja nicht zu behende!
Anthenor.
Daß wenn man's gründlich überlegt,
Sich dahinten kein Direktor rührt noch regt,
Daß hinter dem Vorhange nichts sich rührt,
Ein Stück wird vor dem Theater aufgeführt
Von uns, die wir als wahre Affen
Behaupten, alles sei nur geschaffen
Um zu einem künftigen Zwecke zu nutzen
Und darum verschleudern die Gegenwart.
Michel *heimlich zu Peter.*
Das ist ein Kerl von schlimmer Art,
Man sollte ihm die Nase putzen.
Peter.
Wie wenn man ihn mit Philosophie zu Boden legte,
Daß er sich weder rührte noch regte?
Michel.
Das hilft bei ihm nichts, er ist ein Block,

Aber ich habe hier einen tüchtigen Stock,
Damit möcht' ich ihm eins versetzen,
Daß er die Zukunft lernte besser schätzen.

Peter.

Doch, wenn Sie keinen Direktor annehmen,
Wie können Sie sich denn bequemen
Hier zu sitzen in aller Welt?

Anthenor.

Weil's mir draußen noch wen'ger gefällt.
Das Sitzen hier macht mir Vergnügen,
Ich betrachte die Menschen um mich her,
Und dieses amüsirt mich mehr
Als würde uns ein Stück angeführt,
Das nur die Leute ennuyrt.

Michel.

Hinterm Vorhang ein Licht! seht her!
Was gilt die Wette, der Direkteur
Arrangirt schon alles zum Stück
Und bald hebt sich der Vorhang.

Anthenor.

Nun, viel Glück:
Wenn's so weit kommt, doch dann nur und nicht ehe
Glaub' ich, daß etwas Aehnliches geschehe.

Ein Lampenputzer tritt auf mit einem Licht in der Hand.

Peter.

Der Direkteur!

Mehrere Stimmen.

Wo? wo?

Peter.

So wie er leibt und lebt
Steht er ja da, seht hin! was gebt
Ihr mir, wenn ich zu sprechen wage
Und selber nach dem Stücke frage?

Polikarp.

Wir alle sind Euch sehr verbunden,
Es währt vielleicht noch ein'ge Stunden.
Zum Amüsiren hab' ich vor der Hand
Wohl auf'ne Stunde noch Proviant.

Mehrere Stimmen.

Nun fragt ihn, denn das kann nicht schaden.

Peter *steht auf.*

Verzeihen Sie, ich bitt' in Gnaden,
Sie möchten unsre Bitte gewähren
Und uns in Unterthänigkeit belehren,
Was, wie und wo das Stückchen wird gespielt,
Nach dem ein jeder ein Begehren fühlt?

Lampenputzer.

Was schwätzt denn wohl da unten? he?

Michel.

Nun, Peter, hörst Du wohl? O weh!
Ein schwäbischer Dialekt? — oder irrt sich mein Gehör?
Kein schwäbisch spricht wohl nicht der Direkteur.

Peter.

Wir dachten, weil Sie mit dem Lichte
Die dunkle Finsterniß vertreiben,
Sie wären irgend einer vom Gewichte,
Sie könnten uns vielleicht beschreiben,
Von was für Ton, von welchen Arten
Das Stück sei, das wir hier erwarten.

Lampenputzer.

Wie? Schie erwarte da en Stück?
Das istchs das erste, wasch ich höre.

Polykarp.

Das scheint noch alles weit zurück,
Indessen zieh' ich draus die Lehre,
Daß man sich halt' an dem was wir besitzen.
Was kann das Hoffen und Erwarten nützen?

Lampenputzer.

Man schickte mich, um ein'ge Lichter anzuzünden

Michel.

Nun wird es sich ja doch wohl finden,
Der Oberste schickt ihn gewiß hieher;
Nicht wahr? der man, der ist der Direkteur?

Lampenputzer.

Der Direkteur? der schickt? der man, —
Nein, nein, Schich irren sich in mir,
Scho viel ich von begreifen kann
Istch's blos etwasch zu finster hier.

Peter.

Doch sagt, wer kümmert sich darum?

Lampenputzer.

Nun, nehmen Schie's nur halt nicht krumm,
Wenn Schie's Dunkelseyn besser gustiren,
Scho will ich mich geschwinde retiriren. *geht ab.*

Michel.

Des Kerl kann wirklich nicht kapiren.

Anthenor.

Kommt Ihr nicht bald auf meine Hypothese?

Michel.

Herr! sei er still, er macht uns böse,
Man muß hier keine solche Reden führen,
Er weiß den Henker vom Dirigiren.
Wie kann er den Direktor läugnen?
Daß wir ihn nicht so derbe zeichnen.
Damit er sich nicht wieder untersteht
Und andern mit solchen Exempeln vorgeht:
Was würde aus dem ganzen Theater,
Käm' jedermann auf sein Geschnatter?

Anthenor.

Doch mit Erlaubniß seid so gütig nur,
Zeigt vom Direktor mir die kleinste Spur.

Michel.

Gottloser Mensch, wie kann er alles so verachten,
Muthwillig zu verläugnen trachten?
Hat er kein Geld am Eingang denn gegeben?
Sieht er den Vorhang nicht? war nicht so eben
Ein Mann, ein edler Mann, ein Abgesandter
Vor unsern Augen da, der den Direktor kannte?
Fing nicht schon an ein schönes Licht zu leuchten?
Bis wir den edlen Mann mit unsern Reden scheuchten?
Was kann er dazu sagen? he?
Er wird sich nun aufs Läugnen legen.

Anthenor.

Das wär' ein wenig zu verwegen:
Doch wenn ich anders Logik recht versteh,
So können Sie daraus nicht schließen,
Daß ein Direktor hinten sei.

Michel.

Nun warte, hà! Das sollst Du büßen.

Er hebt den Stock auf.

Peter.

Je, schlag den Kerl doch zu Brei!

Stimmen.

Was ist denn da für ein Rumoren?

Peter.

Meine Herrn, wir werden von 'nem Kerl geschoren,
Der uns beweist, wir wären hier unnütze,
Der manchen hier mit seinem Witze
In seinem Glauben — irre leitet.

So weit in seinem Irrthum schreitet,
Daß er behauptet vom ganzen Direktor
Gucke noch kein Härchen hervor,
Und der zu uns sagt, wir sind nicht gescheidt,
Wenn einer sich aufs Schauspiel freut,
Er sagt, es wäre nur alles Trug,
Wir wären uns selber Komödie genug.

Baal.
Warum werft Ihr ihn nicht hinaus?

Stimmen.
Er gehört gar nicht in dieses Haus.

Anthenor.
Aber Leute, es gefällt mir noch weniger da draus.

Baal.
Wir werden ihn nicht lange fragen.

Michel.
Ich habe ihn schon hier beim Kragen.

Baal.
Hinaus mit dieser Lästerzunge.

Anthenor wird hinaus geworfen.

Polykarp.
Doch — sagt, wo ist der Kuchenjunge?
Das verzehrt sich schneller als man denkt.

Baal.
So haben wir's nun zum besten gelenkt,
So können wir doch nun nach dieser harten
Bekämpfung wieder in Ruhe erwarten
Was uns das güt'ge Schicksal bescheert,
Und mancher wird noch durch seinen Fall belehrt.

Das Orchester fängt an sich zu füllen, die Musikanten stimmen auf ihren Instrumenten.

Peter.
Sagt doch, was soll denn das bedeuten?

Michel.
Sie wollen eine Musik bereiten.

Baal.
Bereiten? 's ist ja schon Konzert,
Ihr seid der Harmonie nicht werth.
Hört, wie ein Ton mit dem andern kämpft
Und jeder sich doch selber dämpft.
Wer, ach! bei diesem Klang nichts fühlt,
Für den ist nie ein Stück gespielt.

Melantus.
Sie bereden mich nicht, daß Melodei
In diesem Schariwari sei.

Baal.
Je mehr Schariwari, je besser,
Der Genuß ist drum um so größer.
Sie scheinen nichts von zu verstehn,
Drum will ich als Exempel vorgehn,
Und damit nur jeder gänzlich schweige:
Ich spiele selber etwas auf der Geige,
Doch hab' ich's noch nie weiter getrieben,
Bin immer beim Schariwari stehn geblieben.

Malantus.
So dürften Sie auch gar nicht wagen
Ihr Urtheil hier so dreist zu sagen,
Ein jeder, der nur Ohren hat,
Ist dieses Kreischens lange satt.

Baal.
Was gehn für Laster hier im Schwunge?
Herr, mit der groben Lästerzunge,
Sie verdienten, daß Sie's wissen,
Sie würden wie Anthenor 'rausgeschmissen.

Melantus.
's ist keiner, der sich unterstände,
An mich zu legen seine Hände.

Baal.
Hier ist er! denn es ist bekannt,
Auch davon bin ich Dilettant.

Er ergreift den Melantus.

Meine lieben Zuschauer und Freunde,
Entled'gen wir uns schnell unsrer Feinde,
So haben wir dann desto größre Ruh
Und sehn den Werken des Direktors zu,
Und werden im lieblich himmlischen Konzert
Nicht mehr von Flegeln der Art gestört.

Melantus wird hinausgedrängt.

Peter.
Das geht hier streng zu, wie ich merke.

Michel.
Der Kerl hat 'ne große Stärke.
Man darf nun nicht mehr disputiren,
Will man nicht seinen Platz verlieren.

Peter.
Die Leute waren zu ungenirt,
Drum wird an ihnen ein Exempel statuirt.

Polykarp.
O weh mir! — ach! mein Herz will brechen —
Bin kaum im Stand — ein Wort zu sprechen —
Was fang' ich armer — geschlagner Mann
In diesen — großen — Nöthen an?

Baal.
Da seht Ihr nun, was unsre Sinnen
Mit uns für schlechtes Spiel beginnen,
Ihr könnt gar leichtlich es ermessen,
Der Sünder hat sich überfressen.

Polykarp.
Ach nein! — es ist mein schlimmes Glück,
Ein hartes unverdient Geschick —
Sie meinen wohl die wen'gen Kuchen —
Ach! könnt ich irgendwo Hülfe suchen.

Baal.
Das ist die Strafe der Sinnlichkeit!

Polykarp.
Und ist es denn nicht Grausamkeit,
Die armen Dinger von Sinnen, uns angeschaffen,
So unerhört für Sinnlichkeit zu strafen?
Ach! — vor den Augen wird mir's trübe,
Helft mir, o helft — aus Nächstenliebe!

er sinkt um und wird von einigen hinausgetragen.

Peter.
Sollt' das noch eine Weile währen,
So wird das Theater sich bald wieder leeren.

Michel.
Wenn immer nicht neue wiederkämen,
So möcht' das Publikum bald ein Ende nehmen.

Baal.
Merkt's Euch, Ihr lieben Nachbarsleute,
Da seht Ihr ein Exempel heute,
Wohin elende Sinnlichkeit uns führt,
Daß man Hoffnung zum Stück und alles verliert.

Ein reisender Engländer.
Der Henker hol' ein solches Publikum,
Ich scheere mich den Teufel nichts darum,
God dam! macht Essen so viel Beschwerden,
Wird aus der Hoffnung auch nichts werden,
Und eben fällt mir's ein: daß ich mich ennuyire,
's ist besser, daß ich mein Eintrittsgeld verliere,

Als hie unter abgeschmackten Narren
Nichts thu' als auf was Abgeschmacktes harren.

Baal.

Sie wollen, mein geliebter Freund,
Von dannen gehn, so wie es scheint.

Der Engländer.

Nicht anders!

Baal.

Haben Sie überlegt,
Was dieser Schritt für Folgen hegt?

Der Engländer.

Das hab' ich nicht in Acht genommen,
Ich will den Narren hier entkommen.

Baal.

Die Narren werden nicht verschwinden,
Auch anderswo sind welche zu finden.

Der Engländer.

So ist's doch eine neue Sorte,
Ich geh von dem verwünschten Orte,
Wo der dicke Kerl für sein bischen Geld
Sich für den Allerklügsten hält. *er geht ab.*

Baal.

Wer wird das wen'ge Warten scheuen?
Es wird ihn wahrlich noch gereuen. —
Die Störer sind nun weggebracht,
Nicht wahr, nun hoffen Sie mit Macht?

Peter.

Seyn Sie nur so gut, mir vorzuschreiben,
Ich hoffe, und ich lass' es bleiben,
Wie Sie es gütigst haben wollen.
Damit Sie mich nur nicht 'rausschmeissen sollen.

Michel.

Nein, nein, hier sitzt sich's gut und schön,
Wir werden gewiß bald etwas sehn,
Wenn ich nur wüßte, ich muß mich schämen
So zu sprechen, — was für Sachen kämen.

Gottfried.

Sehn Sie, ich will's Ihnen deutlich machen:
Vor's Erste ist es nichts zum Lachen,
Vor's Zweite ist es nichts zum Spaßen,
Vor's Dritte schön ist es über die maaßen,
Und Viertens keine Schlägerein,
Und Fünftens keine Zänkerein,
Dann Sechstens ist es äußerst schön,
Und schließlich werden Sie's ja selber sehn.

Peter.

's ist mir doch lieb, ich bin geblieben,
Er hat wohl selbst das Stück geschrieben.

Michel.

Mich wundert, wie der gute Mann
So klar und deutlich davon reden kann,
Als hätt er's ehmals schon gesehn —
's ist aber doch gewiß recht schön.

Ein zweiter Lampenputzer tritt auf.

Michel.

Da seh' ich wieder ein Licht erscheinen.

Peter.

Was wird Herr Baal dazu meinen?

Michel.

Herr Baal, wir sind gar sehr gequält,
Weil es uns an einer tüchtigen Meinung fehlt;
Wollten Sie nicht etwas für uns denken?
Und uns dann Ihre güt'ge Meinung schenken?

Baal.

Lieben Freunde, das kann gar leicht geschehen,
Muß nur den Mann erst näher besehen.

Der Lampenputzer hat indeßen Lichter angezündet.

Rüpel.

Das ist doch gleich ein andres Wesen,
Man kann nun die Avise lesen.

Lampenputzer.

Ich zündete die Lichter an,
Und sieh, das war sehr gut gethan,
Vorher war alles nur schattenreich,
Jetzt sieht das Publikum doch Menschen gleich.

Das Publikum.

Wir sind Ihnen dafür in allen Stunden
In tiefer Unterthänigkeit verbunden.

Lampenputzer.

Ich hoffe, das Stück soll bald beginnen.

Peter.

Wir trachten darnach mit allen Sinnen.

Lampenputzer.

Ich bin so dreist und will es wagen,
Ihnen kürzlich meine Meinung zu sagen:
Ich kenne den Herrn Direktor persönlich:
Es ist ein guter Mann, gewöhnlich
Seh' ich ihn einmal Tag für Tag,
So daß ich wohl so von ihm sprechen mag.
Sein einziger Wunsch ist Ihr Vergnügen.
Ja er hat mir es nicht verschwiegen,
Daß wenn sie nur noch etwas sich gedult'gen wollen,
Sie sich gewiß verwundern sollen.

Michel.

Ob man das alles darf so glauben?

Peter.

Es ist noch manches loszuschrauben.
Wenn nur Herr Baal voller Güte
Sich mit einem kleinen Wink bemühte.

Das Publikum.

Herr Baal, wir sind sehr verlegen,
Sie wissen wohl, der Meinung wegen.

Baal.

Ganz recht und mir wird's auf die Dauer
Wahrhaftig doch ein bischen sauer,
Für alle zu glauben, für alle zu denken;
Und so geschickt die Gemüher zu lenken.
Indessen mein' ich, daß dieser Mann
Wohl schwerlich vom Direktor wissen kann.
Der Direktor macht sich nicht so gemein,
Er ist für solche viel zu fein,
Ich halte dafür, er macht mir Wind,
Und wir sind Thoren, wenn wir geduldig sind.

Ein Theil des Publikums wirft mit Aepfeln nach dem Lampenputzer, worauf sich dieser zurück zieht.

Rüpel

Mir kommen jetzt Ideen nagelneu
Und ich sage sie Ihnen ohne Scheu.
Wenn ich das Ganze überlege,
So können wir Nachbarn allewege
Hier gar nicht im Theater seyn;
Es ist nur Lug und Trug und Schein.

Michel.

Sie führen uns auf neues Eis;
Doch wo bleibt denn nun Ihr Beweis?

Rüpel.

Ein Beweis so klar wie der Tag,
Wer ihn nur begreifen mag.
Wir bilden uns nämlich ein, w i r s i n d,
Und daraus folgt denn nun geschwind,

Daß alle Dinge, die wir so erleben,
In uns nur als Phantome schweben.

Peter.
In uns? Es schwebte nur in mir
Das ganze große Theater hier?

Rüpel.
Nicht anders.

Peter.
Mit allen diesen Bänken?

Rüpel.
Natürlich!

Peter.
Das wird mir den Verstand verrenken.

Michel.
Die Meinung verdirbt uns allen den Magen,
Wir haben genug an unsrer Seele zu tragen.

Rüpel.
Sie empören sich gegen meine Gründe,
Was gilt's, daß ich's mir noch komm' oder erfinde?
Ich bin der einz'ge hier, der existirt,
Und sich die andern nur imaginirt,
Dann steht es billig kaum zu begreifen,
Wie ich so kann Erfindung auf Erfindung häufen,
Und daß ich hier so eingepresset sitze,
Und das Gedränge macht, daß ich schwitze,
Und doch kann ich 's verfluchte Imaginiren
Nicht lassen, ich muß dies alles produciren.

Michel giebt ihm eine Ohrfeige.
Darin scheint mir kein Menschenverstand,
Und drum bestraft Sie diese Hand.

Rüpel.
Daß ich mir diese Ohrfeig' nur erdenk', ist Ihr Glück,
Sonst bräch' ich wahrlich Ihr Genick.

Michel.
Wo hab' ich ein Genick? Sie stellen sich's nur vor.

Rüpel giebt ihm wieder eine Ohrfeige.
Sie haben Recht und drum schlag' ich Sie auch ans Ohr,
Es ist nur meine eigne Seele,
Die ich dadurch ein wenig quäle.

Peter.
Das ist ein wahres Ungeheuer.

Michel.
Hier ist der gute Rath nun theuer.

Peter.
Nur zugeschlagen, ich helfe mit,
Denn bei dem Kerl ist doppelter Profit,
Denn erstlich kriegt er allewege
Von uns schwer abgewogne Schläge,
Dann kriegt er auch noch die, Ihr hört's ihn selber sagen,
Die wir aus diesem Kampfe tragen.

Stimmen.
Ruhig, wozu soll das Gelärme?

Rüpel.
Es ist nichts, meine Herrn, als daß ich ein wenig schwärme.
Wir leben in aller Einigkeit,
Ich fingire mir nur 'ne Streitigkeit,
's ist nur um ein wenig Geduld zu thun,
So wird die Imagination wohl wieder ruhn.

Baal, der aus einem Schlafe erwacht.
Nun weiß ich alles, lieben Leute,
Ein Familienstück giebt man uns heute,
Der Lampenputzer ist dem Direktor verwandt,
Wir haben gänzlich ihn verkannt;
Wenn der Vorhang sich nun endlich hebt,
So sehen wir, was jeder in seinem eignen Hause erlebt,
Wie der Obre sich um die Familie bemüht,
Die Kinder durch Lohn und Strafe erzieht.
Am Mittag ißt er sich wacker satt,
Beim Verdauen er Langeweile hat,
Läßt sich dann ein'ge Arien singen,
Und thut's in allen möglichen Dingen
Wie wir es immer haben gethan:
Und das sehn wir zur Erquickung an.
Wie wird es uns ergötzend laben,
Unser langweilig Leben im Spiegel zu haben!

Gottfried.
Ich freue mich schon jetzt darauf,
Gieng' doch der Vorhang endlich auf!
Doch hoff' ich, werd' ich auch erfahren
Was gestern für Leute beim Nachbar waren,
Und wer in das neue Haus gezogen,
Man hat so manches darüber gelogen.

Peter.
Wir sehn vielleicht auch Herrn Melante
Und manche andere Bekannte,
Meine Muhme, die wollte nicht mit mir kommen,
Sie hat vielleicht aufm Theater Platz genommen.

Michel.
Mir ist ein Knecht jüngst echappirt,
Der wird vielleicht mit aufgeführt:
Man sollte dann auch darnach streben,
Ihm einige wenige Prügel zu geben.

August.
Ich glaube vielmehr, daß wir etwas sehen
Was vor noch nimmermehr geschehen,
Gemälde, die doch nicht Gemälde zu nennen,
Maschinen die sich bewegen können,
Und bunte tausendfarb'ge Strahlen
Die alles schön und herrlich malen,
Daß wir vor Wolken und schimmerndem Dunst,
Vor unbegreiflich schöner Kunst,
Am Ende nichts vom Theater werden gewahr,
Das ist meine Meinung auf ein Haar.

Philipp.
Meine Vernunft kann sich durchaus nicht bequemen,
Nur eine der Meinungen anzunehmen.
Es so zu glauben ist nur dumm,
Ich find' einen andern Weg mir weit herum,
Denn ohngefähr glaub' ich dieselben Sachen,
Nur muß ich mir darüber ein Systemchen machen,
Und daß bei Leibe sich nur nicht der Vorhang hebt,
Bis mein System ist fertig ausgewebt,
Daß ich nicht unvorbereitet, wie ein Schwein,
In all die Freude plumpe hinein.

Baal zu Hanswurst.
Mein Sohn, Du sprichst kein einzig Wort,
Hab' ich Dich dazu unterricht?
Nun sprich, bist gern an diesem Ort?
Wie? oder liebest Du ihn nicht?

Hanswurst.
Verzeiht, mein Vater, ich habe sacht
Indeß über alles nachgedacht,
Das ist noch nichts und zeigt von keinen Gaben
Irgend eine lumpige Meinung zu haben,
Doch das, dünkt mich, verräth Geschick,
Mit einem kühnen Adlerblick
Durch das ganze mannichfaltige Gebiet zu streifen,

Was roh ist, nieblich glatt zu schleifen,
Von Eichen Birnen abzuessen
Den leeren Raum genau zu messen,
In jedem Unsinn Wahrheit auch zu finden,
Und alles in einem Ganzen zu verbinden.
Eure Meinung, Vater, ist bekannt,
Ich nehme sie an und mache sie etwas galant,
Dazu nehm' ich ein bischen vom Anthenor hinein,
So vermeid' ich dadurch der Einseitigkeit Schein.
Auch ist Herr Polykarp nicht gänzlich zu verachten,
Nur muß man fleißig dahin trachten,
Es mit Herrn Philipps Sätzen zu vereinen,
Und auch zugleich, was Rüpel meint zu meinen.
Ich nehme mich auch Herrn Melantens an,
Auch Gottfried und Herr August ist ein guter Mann.
Es muß uns allenthalben glücken,
Von einem zum andern zu legen Brücken,
Und so, meine Freunde, bleibt es uns offen,
Auf die wunderlichste Weise zu hoffen,
Auf Sachen, die uns jetzt im Augenblick
Unsinnig scheinen, aber wir kommen schnell zur Ueberzeugung zurück.
Ich dächte, das wäre der beste Schwank,
Und die Zeit würde uns so am wenigsten lang.

Das Publikum.

Ja, ja, das ist die beste Methode,
Wir sind schon alle in der Mode.

Der Autor.

Ein Fastnachts-Schwank.

1800.

Der Autor in seiner Stube.

Wie mir's in allen Gliedern liegt?
Die Augen kann ich kaum erheben,
Bin durch und durch recht mißvergnügt
Und führe ein meschantes Leben.
Von allen geneckt, von keinem gefühlt,
Vergebens Poesie ausgespielt —
Da kommen sie dann und loben, wie's scheint,
Ist eigentlich als Tadel gemeint,
Und drehn sich und winden sich närrisch herum,
Sind überklug, deswegen unterdumm. — —
Wo bist du, herrliche Frühlingszeit?
Wie liegst du von diesen Mauern so weit!
Kommt Sonne über die Dächer geflossen,
Scheint mitleidsvoll in die Kammer herein: —
Ich habe noch keine frohe Stunde genossen
Mich nicht ergangen im lieblichen Schein.
Statt aller frohen freien Natur,
Druckfehler um mich in Korrektur.
Gewöhne mich alles zu korrigiren,
Die ganze Welt zu rektifiziren,
Schau' ich von der Höh' hinab in die Thäler,
Seh' ich allenthalben nur Schöpfungsfehler,
Und fange zu brummen an, endlich zu hassen,
Möchte bogenweis umdrucken lassen,
Kömmt mir alles nur wie Stümperwerk vor,
Und fühle recht gut, ich werd' ein Thor. —
Warum seid ihr entschwunden
Ihr fröhlichen Jugendstunden,
Als noch Baum und Blume mit mir spielten,
Und Erd' und Himmel mit mir fühlten,
Mich alle als ihres Gleichen hielten?
Jetzt bin ich unter der Presse
Und leide schlimmen Druck,
Verhandelt auf der Messe,
Und komme täglich weiter zuruck.
Da ist an keine Ergötzung zu denken,
Kein Volksfest, kein fröhlich Gelag,
Man muß sogar am Feiertag
Mit Sorgen sein Gemüth nur kränken.
Will ich zum Wald die Schritte lenken,
So folgt mir die Erinnrung nach,
Und alle Sorgen werden wach,
Will nichts mir die Erquickung schenken.
Kurzum, will andre amüsiren,
Daß sie vergessen ihr prosaisch Leben,
Und muß mich selber ennuyiren,
Vor mir will keine Hoffnung schweben,
Und da hilft auch kein Sperren und Zieren,
Ich muß es nur so dulden eben. — *es klopft.*
Herein!

Ein Fremder *tritt herein.*

Verzeihen, daß ich so dreist gewesen,
Ich habe gar manches von Ihnen gelesen,
Du mußt auch sehn den Mann, so dacht ich,
Betrachten ihn mit großem Fleiß,
Bin jetzt auf einer gelehrten Reis',
Einen Umweg von einer halben Meile macht' ich.

Autor.

Bin Ihnen trefflich obligirt.

Fremder.

Sie sind doch wohl nicht occupirt?

Autor.

Ich bin es niemals, oder immer.

Fremder.

Sie deuten auf das Frauenzimmer,
Das im Meister die schöne Rolle spielt,
Natalie, die nie oder immer Liebe fühlt;
Hab' bei dem Buche gar manches gedacht,
Geschaudert, geweint, mich erfreut und gelacht,
Es ist doch gar ein trefflich Werk,
Versteht man's, ist überstiegen mancher Berg.

Autor.

Sie scheinen der Dichtkunst sehr ergeben.

Fremder.

Ich kann wohl sagen, sie ist mein Leben,
Doch lieb' ich auch den Ernst daneben.

Autor.

Ganz Recht, der Ernst, den muß man lieben,
Treibt man ihn nicht, wird man von ihm getrieben.

Fremder.

Ach Lieber! es giebt so viel zu lernen,
Die Wissenschaften täglich um sich fressen,
Da darf man sich nur ein bischen entfernen,
Hat man das Beste gleich vergessen,
Und wenn man dann mit dem Zeitalter nicht geht,
Kommt man nur allenthalben zu spät.

Autor.
Die Unruhe sich jetzt schneller regt,
Die volle Stunde häuf'ger schlägt,
Da muß die Uhr wohl vorwärts kommen,
Das Repetirwerk ist herausgenommen,
Eine neue Feder hinein endlich kam,
Die alte war etwas gar zu lahm.

Fremder.
Sehr wahr, und werth, sich zu notiren, —
Ich darf Sie doch wohl auch zitiren,
Wann ich die Reisebeschreibung edire,
Und Sie dort namentlich aufführe?

Autor.
Sie werden mir dadurch viel Ehre erzeigen.
Doch mehr noch, wenn Sie gänzlich schweigen.

Fremder.
So wenig mein Werklein wird bedeuten,
Kommen Sie doch zu lauter ehrbaren Leuten.
Was haben Sie jetzo unter der Feder?

Autor.
Jetzt hat die Feder mich unter sich.

Fremder.
Es scheint, mein Herr, Sie scherzen entweder,
Oder ich bin ihnen hinderlich.

Autor.
Das Erste so wenig wie das Zweite,
Es ist nur meine Art so heute;
Doch weil Sie's wissen wollen zumal
Arbeite an einem Poetischen Journal,
Vielleicht ist's Ihnen auch schon bekannt.

Fremder.
Ei! ei! das ist ja ganz charmant!
Poetisch? das heißt, wie ich es fosse,
So gleichsam Gedichte von Zeit zu Zeit,
Das Ganze wird aber in der Masse
Ganz unpoetisch weit und breit,
Wir haben der Journale längst genug,
Poetisch Journal ist ein Widerspruch.

Autor.
Es wird sich eben nach jedem bequemen,
So wie er will, kann's jeder nehmen.

Fremder.
So hab' ich's unter andern selber gern,
Der eine will die Schaale, der andre den Kern,
Müssen's nur nicht am Interessanten fehlen lassen.

Autor.
Wenn man nur wüßte, was interessirt.

Fremder.
So interessirt zum Beispiel, über die maßen,
Was da und da für Komödien aufgeführt,
Wie der und der die Rolle genommen,
Was für Witz von Paris und London gekommen.

Autor.
In dergleichen Dingen bin ich unerfahren.

Fremder.
So müssen Sie sich mit andern paaren,
Um Korrespondenz und Konnexionen,
Karikaturen und Spionen,
Um Neuigkeiten, aus Wien und Berlin
Und dergleichen Amüsanten bemühn.

Autor.
Doch seh' ich eben nichts Neues geschehn.

Fremder.
Man muß nur von sprechen, man kann es nicht sehn;
Wer wird die Dinge so schwerfällig nehmen,
Man muß sich eben zum Glauben bequemen;
Wer fodert, daß Gilreys Bilder witzig wären?
Es handelt sich drum, sie zu erklären.

Autor.
Mein Herr, das ist mir nicht gegeben,
Zu führen ein solch erbärmlich Leben.

Fremder.
Ja ja, Sie glauben wohl, was Sie leisten,
Sind kaum ein Gilrey für die Meisten,
Und, Spaß a part, wie meinen Sie das,
Halten Sie denn ihren Spaß für Spaß?
Ihre Reime
Und Träume,
Dazwischen die Blumen und Bäume,
Und alles, man weiß nicht geht man,
Fällt, oder steht man,
Kein Sylbenmaas, Rhythmus durchaus nicht,
Das alles so bunt, und kraus herausbricht,
Sammt den Aufputz vielerlei Plunders,
Das halten Sie wohl für was Besonders?

Autor.
Ihr Eifer bringt Sie ins Parodiren.

Fremder.
Ei man muß sich leider wohl enthusiasmiren,
Wenn man sieht die Zeichen der Zeit,
Den unnützen Stolz, die Ueberklugheit,
Daß sie anfangen, brave Leute zu hassen;
Nein, selber leben und leben lassen!
Der eine schreibt Journale und kritisirt,
Der andre schreibt Journale und spintisirt,
Ein dritter fängt's an und satirisirt,
Ganz gut, doch muß man keinen verachten,
Nicht meinen, das Gute für sich zu pachten,
Die andern zu verkleinern streben,
Die Menge der Leser muß den Ausschlag geben.

Autor.
Ich freue mich, daß ein Patriot
Sich annimmt seines Vaterlandes Noth.

Fremder.
Ei schön! sehn Sie, wie gut der Rest
Von sanften Gefühlen ihnen läßt,
Das andre ist doch nur Saus und Braus,
Kommt nichts bei alle dem heraus.

Autor.
Sie sind wohl auch ein Schriftensteller.

Fremder.
Es liest jetzt keiner, er schreibe denn auch,
Das ist jetzt allgemein Gebrauch,
Nutzt überdies für Küch' und Keller.

Autor.
Worauf ist ihr Bemühn gericht't?

Fremder.
Mehr auszubreiten der Wahrheit Licht,
Doch fang' ichs sachtchen, sachtchen an,
Bin sehr der Menschenliebe zugethan,
Suche zu befördern Lieb' und Eintracht,
Geh' nicht auf die Gegner, als ob man ein Schwein schlacht,
So daß man ihr Quieken gassenweit hört,
Denn dadurch wird selten einer bekehrt.
Sie werden bald manches in der Nationalzeitung
Von aller meiner Bemühung finden,
Dann geb' ich mir noch mehr Ausbreitung,
Such' mich mit andern zu verbinden,
Die auch für die gute Sache glühen,
Und sich zu Deutschlands Besten bemühen:
So wirken wir dann zur Geselligkeit,

Wie die Verfasser der Ruhestunden,
Erzeigen Tausenden eine Gefälligkeit,
Die Nachwelt ist uns noch verbunden,
Erschnappen wohl gar, o Herrlichkeit,
Ein Bischen von deutscher Unsterblichkeit.
Ich empfehle mich Ihnen, hab' sehr mich gefreut, —
Muß gehn, besuche noch andre Leut'. — geht.

Autor.

Man sagt wohl, laß dich nicht erboßen,
Belache lieber die Narrenpossen,
Doch kömmt's einem manchmal in die Glieder geschossen,
Daß man möchte mit Prügeln und Knütteln
Diese Zartheit und Trefflichkeit durcheinander rütteln.
Meinen sind Engel, und sind in der Regel
Beim Licht besehn gar ordinäre Flegel.
Man närrt sich nur, denn nimmer nie
Verstehn sie, fühlen sie Poesie. —
Was willst du nur das Geschriebne häufen,
Durch wunderbare Länder schweifen?
Denkst du die Meister zu übertreffen,
Deren Töne bei ihnen nicht wiederklingen?
Wie kannst du dich nur selber äffen?
Denkst du die goldne Zeit zurückzubringen?
Wie war es denn, als noch die starre Brust
Geöffnet war den Schmerzen wie der Lust?
Welch Genius hat doch beflügelt
Den dunkeln Kerker ehemals entriegelt?
Jetzt sind sie zu, und kein Erwarmen,
Kein Sonnenschein bringt zu den Armen,
Sitzen drinn in ihrem dunkeln Haus,
Man hört sie aus der Ferne winseln,
Und ihre Liebesmelodieen pinseln.
Guckt höchstens mal einer in der Schlafmütze raus,
Und wundert sich, daß draußen auch Welt,
Die ihm aber wegen der Größe nicht gefällt.
Der Schlüssel zum Gefängniß scheint verloren,
Und wer weiß, wenn der Held einst wird geboren,
Der sie aus ihrer Marterkammer hebt,
Und sie zu Lust und Trauer neu belebt.
Sie denken nichts, sie fühlen nichts,
Sie wissen's nicht und entbehren des Lichts,
Und auch die Sehnsucht ist ihnen versiegt,
Sie sind nicht verdrießlich, noch wen'ger vergnügt.
Was nutzt alles Dichten und Trachten,
Da sie's so kecklich verachten?
Mit aller Kunst, o wahres Wort!
Man keinen Hund aus dem Ofen lockt.
O hätt' ich Flügel mich himmelan zu schwingen,
Könnt' mir einer den flüchtigen Pegasus bringen,
Damit in den blauen Luftrevieren,
Mit aller Freude herum zu spazieren,
Sonne und Mond und Sterne näher zu besehn,
Und hier in Qualm und Dampf nicht zu vergehn! —
Da klopft es schon wieder an meiner Thür.
Herein!

Die Muse tritt lächelnd herein.

Autor.

O Himmel! ich vergehe schier,
O du lieb holdes Angesicht,
So schau' ich wieder dein Augenlicht?
Ich bin's nicht werth, unwürd'ger Knecht,
Daß du den Weg zu mir gericht't.

Muse.

Wie muß ich dich in Unmuth finden,
Was konnte so deine Sinne binden?

Autor.

Ich fühle die Scham im neuem Erquicken,
Ich erkenne mich wieder im hohen Entzücken,
Dein Auge in mein Herz 'nein lacht,
Hat allen Frühling wieder gebracht.
Ich fühle mich jetzt von Geistern umgeben,
Die Kraft von Himmel und Erd' um mich schweben,
Und ihnen entgegen mein fröhliches Streben,
Es haben sich verjüngt die Stunden,
Die Vorzeit sich wieder mit mir verbunden,
Ich habe mich auf mich selbst besonnen,
Und richte wieder den Blick zur Sonnen.

Muse.

Ich hörte dich schrein, wie ein mürrisches Kind,
Du wolltest dich nicht in der Einsamkeit sehn,
Drum kam ich dich zu trösten geschwind,
Daß nicht in Aengsten möchtest vergehn.

Autor.

Du bist so gut und freundlich mir.

Muse.

Sei auch nur gut und freundlich dir,
Bedenk, daß jeder der Nächste sich.

Autor.

Ergeben bin ich dir ewiglich,
Mein Herz, mein Sinn und all mein Blut
Dient ewig dir mit treuem Muth,
Der Gedanke an dich mich hatte verlassen,
Drum fing ich an die Welt zu hassen,
Dein' Gegenwart löst't die verworrenen Schatten,
Die dicht mich eingeenget hatten.
Wie fröhlich spielt Zukunft und Vergangenheit,
Daß es mich recht ins Herz hinein freut,
Wie fühl' ich zu Muth und Lachen mich tüchtig,
Wie freun mich die grotesken Gestalten,
Die mich für ihres Gleichen halten.

Muse.

Nun geht, mein Freund, dein Puls wieder richtig.

Autor.

Im Auge ist mir ein Aug' entstanden,
Im innern Ohr ein neues Gehör,
Nun ist mir alles ganz recht um mich her,
Ich fühle, ich kam mir selbst abhanden.

Muse.

Du mußt nie selber werden ein Thor,
Rückst du die Thorheit andern vor.

Autor.

Hat man auch noch so große Antipathie,
Und haßt das Gemeine von Herzensgrund,
So kommt doch plötzlich, man weiß nicht wie,
Eine trübe armuthseel'ge Stund,
Sieh da, so hat man die Sympathie.

Muse.

Bleib nur der Fröhlichkeit ergeben,
Und thu nicht mit dir selber grollen,
So fühlst du schon das gute Leben
Wie alle Menschen es leben sollen.
Blick um dich heiter und fühle dich frisch,
Im Dichten kühn, und fröhlich bei Tisch,
Trink in dich munter machenden Wein,
So wirst du immer ein Weiser seyn.

Autor.

Ja wärst du mir nur immer zur Seit,
Erlöschte wohl nie die Freudigkeit.

Muse

O Thor, hast du mich nicht besser erkannt?
Meinst wohl, ich sei in Gestalt gebannt?

Schau an umher das grünende Land,
Horch, wie der Vöglein Lieder klingen,
Wie süße Düfte zu dir dringen,
Wie Hain und Flur, der Strom sich regt,
Im ewigen Leben mit Wellen schlägt,
Wie der Wind, ein Athem, niedergeht,
Erfrischend durch Laub und Kräuter weht;
Schau auf zum hohen Himmelssaal,
Erwäge die ewige Bläue zumal,
Ja in dir, dein eignes Herz erspäh
Und warst du nur mein Schüler je,
So siehst du mein Bild, wohin Du blickst,
Und dich an meiner Lieb' entzückst.

Autor.

So redlich willst du's mit uns meinen?
Wer möchte sich so hart versteinen
Sich deinem Liebesdienst entziehen,
Nicht licht in deinem Herzen blühen?

Muse.

Ja, wer mich trägt in seinem Herzen,
Den will ich auch im Herzen tragen,
Er darf mir alle Wünsche sagen,
Ich schenk' ihm Muth, das Höchste zu wagen,
Ich will eine Wagenburg um ihn schlagen,
Daß feig vor ihm entfliehn die Schmerzen,
Versöhnt um ihn mit bunten Freuden scherzen.

Autor.

Ich will auch künftig nie mehr lästern,
Gedenk nur mein mit deinen Schwestern.

Muse.

Verkünde unsern Dienst nur weiter,
Verzage nicht, es wird die Erde heiter,
Vernimm in allen Stunden unser Wort,
Und schau dich um, du hörst es da und dort,
In allen Zungen, in allen Sprachen:
Das neue Leben klingt durch alle Räume,
Und Stein und Fels und Abgrund tönen,
Und viel zum Fest, zur Blüthenzeit erwachen,
Es fliehn die schweren, dumpfen Träume,
Wie Thal und Wald sich rings in Frühlingspracht verschönen.

Autor.

Wenn ich in deiner Gegenwart mich fühle
So denk' ich nur auf große Dinge,
Doch wenn ich dann die heil'gen Spiele
Beginnen will, dünkt alles mir geringe,
Wo Jauchzen klang, ersteht ein todtes Schweigen,
Es ist als bräche unter mir der Grund,
Dann fühl' ich mich nicht froh und nicht gesund,
Ich muß alsbald zur niedern Erde steigen,
Die tönenden Geister fliehn, ich vernehme laut
Des Volks Geschrei, laut tobende Windsbraut.

Muse.

Du bist noch jung, wohn' immer mehr im Schein,
So wirst du nur die Götter hören,
Das Irdische alsdann verschwören,
Und taub seyn für des Pöbels Schrein,
Wer einmal hörte Sphären klingen,
Zu dem kann nie der Erde Wirrwarr dringen.

Autor.

In deinem Lichte bin ich ewig jung,
Zum Morgenroth wird alle Dämmerung,
Den Freuden bin ich hingestellt zum Ziel,
Leiden und Verdruß werden ein lustig Spiel,
Ich seh nur Masken um mich tanzen,
Ein fröhliches Possenspiel wird aus dem Ganzen.
Doch daß du fühlen und merken mögest,
Wie einem oft zu Muthe wird,
Wie man von den Affen wird turbirt,
Wie wär's, wenn du dich zurücke zögest;
Begieb dich hinter den Schirm derweile,
Es kömmt ein andrer schon wieder in Eile.

Die Muse verbirgt sich.

Ein Schauspieler tritt herein.

Schauspieler.

Ist mir lieb, daß Sie zu Hause geblieben,
Denn ich habe gar nöthig Sie zu sprechen. —
Hören's, was haben's da für ein Stück geschrieben?

Autor.

Scheint Ihnen was dran zu gebrechen?

Schauspieler.

Gar vielerlei; nur eins vor allen,
Das mir im mindsten nicht will gefallen —
Nicht wahr, ich bin der erste Held?

Autor.

Wenn's Ihnen einmal so gefällt
Den Mann als einen Helden zu nehmen,
Er wird sich wohl darnach bequemen.

Schauspieler.

Ei was! Sie müssen die Tragödie so zwingen,
Daß immer die Helden recht vorwärts springen,
Daß Sie so recht, — Sie verstehn mich schon,
So tüchtig und kräftig, — ich will nur sagen,
Daß sich das Spielen doch dann verlohnt,
Und man kann Beifall von dannen tragen.

Autor.

Ich wollte gern, daß das Ganze rührte,
Nichts Einzelnes die Gemüther irre führte,
Daß Neubegier nicht unnütz spannte
Und so das höhere Interesse verbannte,
Es war mein Zweck, verschönert zu geben
Ein Bild von dem großen verworrenen Leben.

Schauspieler.

Nun seh mir ein Mensch nur solchen Zweck!
Ei gehn Sie mir doch damit weg!
Das Ganze, verstehn Sie, läuft darauf ab,
Ob aus dem Parterr erschallt: Klipp klapp!
Ob's in die Hände, in die Beine fährt,
Das ist, was die guten und schlechten Dichter bewährt,
Und werden Sie sich nicht anders richten,
So fürcht' ich, Sie werden für die Beine dichten.

Autor.

Sie haben da eine eigne Theorie.

Schauspieler.

Mein Bester, die Praxis trügt uns nie,
Sie mögen sich wohl mit kuriosen Idealen
Gar trefflich die Phantasie vollmalen,
Doch wenn man die Wirklichkeit etwas kennt,
So hat's damit gar bald ein End.

Autor.

Was ist denn aber die Wirklichkeit?

Schauspieler.

Sie ist wirklich und in der That
Nur auf dem Theater zur jetzigen Zeit,
Das meiste im Leben ist übertrieben,
Doch in der Kunst hält man noch Rath
Mit Enthusiasmus und mit Lieben. —
Ihrem Helden fehlt's an großer Gesinnung,
Das paßt auch nicht in unsre Innung.

Autor.
Daran hab' ich nicht Schuid gehabt,
Er war damit nicht mehr begabt.
Schauspieler.
Kurz, ändern sie ihn, daß er sich fügt,
Wenn Ihnen am Beifall des Zeitalters liegt,
Er muß sich ja doch nach Ihnen geniren.
Autor.
Doch wird dabei das Ganze verlieren.
Schauspieler.
Was haben Sie denn für ein Ganzes im Sinn?
Sie wissen's ja selbst, kein Ganzes nicht,
Ein Stück ist's, wie man immer spricht,
Vielleicht lag sonst ein Ganzes darin,
Das war für die Dinger ein großes Glück,
Doch jetzt ist jedes nur ein Stück;
Man muß auch dran was spielen können,
Sonst wird es keiner ein Schauspiel nennen,
Kein Ganzes stellen wir nimmermehr dar,
Was ließe sich auch daran wohl spielen?
Die Zuschauer wollen was tüchtiges fühlen,
Denn dafür bezahlen sie richtig und baar;
Kämen wir nun mit einem Ganzen angestochen,
Sie thäten wahrhaftig im Ganzen pochen.
Autor.
Ich habe mehr gedichtet für die Welt,
Auf Ihre Kunst nicht Rücksicht genommen.
Schauspieler.
Da sind Sie ganz in die Irre gekommen,
Die jetzige Welt ist immer das Geld,
Jemehr Geld man hat, jemehr auch Welt,
Welt ist nichs als eine falsch' Aussprache,
Das andre aber bezeichnet die Sache.
Wollen Sie sich nun nicht korrigiren,
So kann ich den Helden ihres Stücks nicht entrepreniren. geht ab.
Muse.
Warum machst du dir solche Beschwer,
Stehst mit den Thoren in Verkehr?
Autor.
Ich that es nur, um auch im Weiten,
Im Volke deinen Dienst zu verbreiten.
Muse.
O laß sie nur in ihrem Eigenthume,
Denn sie sind fern von meinem Heiligthume.
Autor.
Man kann sich freilich übereilen,
Man wünscht doch für die Menge zu schreiben.
Muse
Die Menge! gäb' es eine Menge!
Doch ziehn sich tausend in die Enge,
Es scheint am Ende kaum noch Einer,
Beim rechten Licht besehn, gar keiner.
Ein Recensent tritt herein.
Ich bringe Ihnen das Buch hier wieder,
Es war mir doch zu sehr zuwider.
Autor.
Ich danke für Ihre Aufrichtigkeit.
Recensent.
Ja, lieber Mann, es thut mir leid,
Ich spräche gern, wie's sich geziemt,
Ein wenig, wie man's nennt, verblümt,
Aber Ihre Schriften sind gar zu schlecht,
Als daß man's Ihnen nicht sollte sagen,
Vielleicht kann's doch dazu beitragen,
Daß Sie sich kehren auf Wege, die recht,
Und nicht auf Pfaden so kreuz und quer:
Sie machen sich selber das Leben schwer.
Autor.
Wollen Sie's mir nicht ein wenig erläutern?
Recensent.
Daran würde jede Bemühung scheitern,
Alles was Sie suchen ist excentrisch,
Alles was Sie wollen ist unverständlich,
Alles was Sie schreiben ist ohne Verstand,
Und drum kann man nur vor der Hand
Sie warnen, daß Sie werden ein anderer Mann.
Leben Sie wohl, ich habe meine Pflicht gethan. ab.
Muse.
Was bedeutet diese Kreatur?
Autor.
Er ist ein Wächter aller poetischen Natur,
Er zieht sich alle Kunst sehr zu Gemüthe,
Und meistert verständig an jeder Blüthe,
Er studirt beständig Poesie,
Und glaubt doch, daß sie da sei, nie,
Hält all Bemühn zu dichten für verloren,
Poeten und Künstler sind ihm Thoren,
Doch wäscht er immer an diesen Mohren,
Er nimmt sich ihre Krankheit zu Herzen
Und möchte sie bleichen und entschwärzen,
Im gemeinen Leben man ihn nennt,
Wenn von ihm die Rede, der Recensent.
Muse.
Dergleichen Erfindung ist gewiß modern.
Autor.
Sie nennen sich deine Priester gern
Und meinen, sind von der Bildung der Kern,
Ehemals gab es Prophetenschüler,
Jetzo hat man Recensirmühlen,
Was sie unter sich haben muß brechen oder biegen,
Von Großen und Starken, das sie mühlen,
Sagen sie stets: ich kann es nicht klein kriegen!
Denn klein muß alles seyn, was sie fassen und fühlen,
Kommt ihnen ein Tüchtiger unter die Hände,
Der sich nicht will verkleinern lassen,
So schimpfen sie auf ihn aus der Maßen,
Beschließen ihr Urtheil so am Ende:
Ein Monstrum ist dieser, der Natur mißglückt,
Keiner kriegt ihn klein, er ist verrückt.
Muse.
Die Maschienerie ist nicht übel erdacht;
Aber werden diese Werkzeuge nicht verlacht?
Autor.
Das Lachen sich bei uns Menschen fast verliert,
Wir fürchten, wir würden dadurch gethiert,
Und wenn man sich mit Gelächter beschwert,
So ist es meistens der Mühe nicht werth.
Sie wollen lachen mit Natur,
Und über eine Wahrscheinlichkeit,
Das Lächerliche soll aber nicht seyn lächerlich pur,
Sondern drin stecken eine Erbaulichkeit,
Weil nun Recensenten ganz und gar lächerlich sind,
Lacht über sie kein Menschenkind.
Muse.
Möcht' einen Aristophanes unter sie schicken.
Autor.
Nein, Beste, sie rissen ihn wahrlich zu Stücken
Denn er verletzt die feine Sitte.

Muse.
Was nennt ihr so, das sag', ich bitte.
Autor.
Ach was! es ist ein dummes Wesen,
Du solltest es in den Büchern lesen,
Es ist eben das, was ihnen fehlt,
Und weil nun jeden das Gewissen quält,
Daß sie sich fühlen durch und durch gemein,
So wissen sie nicht wo aus noch ein,
Und finden in jedem Scherz, in aller Lust
Nur Spiegel ihrer verächtlichen Brust,
Sie erschrecken vor jedem spaßhaften Spaß,
Und schreien: pfui! indecent und kraß!
Sie fühlen den Scherz nicht, nur ihre Gemeinheit,
Drum finden sie nicht Verbindung und Einheit.
Seitdem der Witz in den Brunnen gefallen,
Sind Steine drüber gebaut von allen,
Nun warnt man jeden, nicht nahe zu gehn
Viel wen'ger in den Brunnen zu sehn,
Es heißt: du könntest dich überpürzen,
Und ebenfalls wie der Witz 'nein stürzen,
So wärst du unten auf immer verloren,
Und wohntest zeitlebens bei dem Thoren,
Flieht was ihr könnt vor dem Witze weit!
Das nennen sie ihre Sittlichkeit.
Muse.
Du scheinst mir doch zu übertreiben,
Wird doch irgend wer was Lust'ges schreiben.
Autor.
Es giebt allerdings leichtfertige Vögel,
Denn Ausnahme leidet jede Regel,
Die haben gehört, daß geizige Leut
Verwerflich sind zu aller Zeit,
Das schildern sie denn, so wie den Neid,
Habsucht und ander dergleichen Gebrechen
Wodurch sie diese Laster schwächen.
Dann giebt es welche, die gehn schon weiter
Und machen sich gleichsam ein Bischen breiter,
Versuchen die Poesie höher zu führen,
Regenten aus der Ferne zu chikaniren,
Tadeln verblümt die und die Anstalten,
Halten sich aber immer aus dem Schuß,
Verschaffen dem Publikum großen Genuß,
Und man muß sie für ungeheuer witzig halten.
Muse.
Ihr seid auf die Art im ganzen Land
Mit aller Lustigkeit abgebrannt.
Autor.
Gottlob! wir sitzen recht auf dem Sand.
Muse.
Leb wohl und behalte guten Muth,
So geht es dir beständig gut.

Muse ab.

Autor.
O hätte sie doch länger verweilt,
So lange sie mich angeschaut
War ich recht durch und durch erbaut,
Da sie nun wieder hinweggeeilt,
So kommt die kleinliche Furcht zurücke,
Ich bange, wenn ich um mich blicke,
Die Häuser umher, die wankenden Gestalten
Mich drücken und keinen Trost enthalten,
Sie bedeuten nichts und wandeln todt einher.
Ich fühle die ganze Welt so leer. —
Ein alter Mann tritt herein.
Der junge Autor wohnt wohl hier?
Ich klopfte zweimal an die Thür,
Doch keiner rief, wie gebräuchlich: herein!
Drum trat ich ohne weitres ein.
Autor.
Verzeihen Sie mir, ich war zerstreut,
Es geht mir manches im Kopf' rum heut.
Alter Mann.
Aha! wohl neue Plane gewiß?
Autor.
Ich weiß nicht recht, es war das und dies.
Alter Mann.
Ich muß Ihnen sagen, gegen dies und das
Hab' ich eigentlich einen großen Haß,
Man muß beständig das Rechte wollen
Und auch die rechten Mittel ergreifen;
Denn wenn die schönen Wissenschaften reifen sollen,
Muß man nicht hie und dorthin schweifen,
Man muß auf ebnen Straßen bleiben,
Fein gründlich, doch verständlich schreiben,
Den Plan von allen Seiten überlegen,
So giebt nachher der Himmel seinen Segen,
Daß es die Leute lesen, verstehn und lieben,
Und so muß man sich weiter üben,
Und höher steigen und höher und immer höher noch,
So kömmt man am Ende erstaunlich hoch.
Autor.
Das kann ich mir wirklich so ziemlich denken,
Es geht fast so, wenn sie einen henken,
Doch hat's ein solcher noch keinem gedankt,
Wenn er zu solcher Höh' gelangt.
Alter Mann.
Ich meine, mein Freund, in der Literatur,
Muß man durchmachen gar manche Kur,
Erleiden manche böse Stund,
Eh man sich glauben darf gesund.
Man muß die Jugend überstehn,
Eh man kann aus den Augen sehn,
Dann muß man wieder rückwärts gehn,
Dann wieder vorwärts ein'ge Schritte,
So bleibt man trefflich in der Mitte:
Das meiste ist doch die Bejahrung,
Das allermeiste die Erfahrung.
Haben Sie sich schon viel zu erfahren bemüht?
Autor.
Man sieht zuweilen das, was man sieht.
Alter Mann.
Ei Teufel einmal! wozu ist denn die Welt,
Wozu geschehn denn die trefflichen Thaten,
Da wenden Sie sich an Männer, die rathen
Von Herzen gern, wo's Ihnen fehlt.
Autor.
Ich habe die Welt schon lange gesucht,
Doch scheint sie vor mir auf der Flucht.
Alter Mann.
Wo dachten Sie denn zu attrapiren?
Autor.
Ich wollte sie in meinem Innern spüren.
Alter Mann.
Da mußte sie Ihnen wohl echappiren.
Ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen,
Im Innern spür' ich nur den Magen,
Und außerdem die schreckliche Phantasie,
Und, wenn Sie wollen, ein Bischen Genie.
Autor.
Ich bitte, ich will Sie gar nicht geniren.

Alter Mann.
Doch all das Ding muß uns nicht irre führen,
Das muß man wissen zu bezähmen
Und ihm sein wildes Feuer zu nehmen,
Man muß es gleichsam pulverisiren;
Geschieht diese Vorsicht nicht bei Zeiten,
So weiß ich manche, die es zu spät bereuten,
Man mußte sie nachher trepaniren,
Sie dachten, wie sich's nicht wollte gebühren.

Autor.
Sie hielten sich immer wohl in den Schranken?

Alter Mann.
Ha Gnade Gott jedem rebell'schen Gedanken,
Der nicht so denken wollte wie ich,
Zum Unsinn macht ich ihn unbesehn,
Das ist wohl tausendmal geschehn,
So hielt ich mich stets fein säuberlich.

Autor.
Doch mit der Phantasie ward es Ihnen sauer?

Alter Mann.
Im Anfang etwas, doch auf die Dauer
Kam ich auch bald mit ihr in Gang,
Auch sie begab sich unter den Zwang.

Autor.
Das ist sonst gegen ihre Natur.

Alter Mann.
Glauben Sie denn an die Kreatur?

Autor.
Sie haben mich erst in dem Glauben bestärkt,
Weil Sie sagten, Sie haben sie in sich gemerkt.

Alter Mann.
Sie lassen sich, mein Seel, leicht berücken,
Das ist nur eine Art sich auszudrücken.
Ich habe eine lebhafte Phantasie,
Und sehn Sie, darum bild' ich mir ein,
Es müßte eine Phantasie in mir seyn,
Hat aber dergleichen gegeben nie.
Was man so nennt, ist nur ein Spaß,
Hat eigentlich nie was damit gemeint.
Und damit es klingt nach irgend was,
Und es ein wirkliches Wesen scheint,
Hat man das Unding, wie bekannt,
Zum Zeitvertreibe Phantasie genannt.

Autor.
Was ist's denn, was den Dichter macht?

Alter Mann.
Wenn ich Ihnen soll meine Meinung sagen,
(Ich bitte, geben Sie jetzo Acht,)
So wär' es wohl Zeit in unsern Tagen,
In denen man alle Sektirer veracht't,
Daß man's mit Dichtern eben also macht;
Sie sind doch alle nur schlechte Gesellen,
Und besser bei Fabriken anzustellen:
Ach Gott, da ist die Arbeit ohne Ende,
Fehlen leider noch immer thätige Hände.
Ich bin zwar selbst ein Dichter gewesen
Und wurde zu meiner Zeit gelesen,
Schreib' auch noch mit unter was zum Spaß,
Doch trag' ich gegen alle Dichter Haß,
Es giebt in der Welt so viel zu thun,
Da gilt kein Schwatzen, kein Müßiggehn,
Wer da will zuschaun oder ruhn,
Der muß von der Welt gar wenig verstehn,
Das Vaterland fordert auch unsre Pflichten,
Da ist nicht Zeit, dummes Zeug zu dichten.

Autor.
Sie sind aber wahrlich gar zu strenge
Und treiben die Dichter sehr in die Enge.
Sie sprechen von Welt, wo ist sie zu finden?
Ich möchte sie gar zu gern ergründen.

Alter Mann.
Man muß Welt haben, Welt anzutreffen,
Sonst ist das ganze Ding ein Aeffen,
Wie man muß einen Witz besitzen,
Um zu verstehn der Andern Witzen.
Das ist überhaupt in der ganzen Welt
Gar absonderlich übel bestellt,
Daß alles, was gut ist und tüchtig,
Daß alles, was sauber geht und richtig,
Man nur in mir vereinigt findt,
Die andern Menschen sind alle blind.

Autor.
Das ist doch aber zum Erstaunen.

Alter Mann.
Es haben mir viele nicht glauben wollen,
Sogar meine beste Freunde raunen
Sich einer dem andern in die Ohren,
Daß mir davon die Ohren grollen,
Ich gehörte eigentlich selbst zu den Thoren:
Doch ist davon keine Sylbe wahr,
Wie Sie wohl selber denken können,
Man will mir meinen Ruhm nicht gönnen,
Doch krümmt mir alles das kein Haar.
Noch einmal von der Welt zu sprechen,
So thut's der Welt itzt selbst an Welt gebrechen,
Es ist gar eine grobe Zeit,
Wo man mißhandelt die schönsten Leut,
Ja Mißhandel ist der ganze Handel,
Umwandel aller Handel und Wandel,
Die guten Köpfe sterben ab,
Und Schelme tanzen auf ihrem Grab,
Kurzum, wenn ich, mein Lieber, nicht wäre,
So entstände eine gewaltige Leere.

Autor.
Mir ist noch nie ein Mann vorgekommen,
Der so wenig ein Blatt vor den Mund genommen.

Alter Mann.
Es geschieht auch in der That nur selten,
Daß einer so in sich vereint alle Welten.
Ich hab's verkündigt und immer verkündigt,
Doch haben sich alle so schwer versündigt,
Daß keiner mir glaubt, noch nach mir hört,
So sehr mein Mund sie auch belehrt,
Will keiner an meine Bildung glauben,
Meinen, mir hingen zu hoch die Trauben;
So schwimm' ich denn in Wassersnoth;
Und droht mir stets der nahe Tod;
Will ich nur etwas oben bleiben,
Muß ich in jeder Messe schreiben,
Doch hilft mir nichts, daß ich vermessen,
Denn leider werd' ich mit jeder Messen
Im Reich nur mehr und mehr vergessen.

Autor.
Wenn Sie nun sterben, wie wird's da stehn?

Alter Mann.
Sonder Zweifel muß die Welt dann untergehn,
Gesprochen ganz aufrichtig und ehrlich
Kann ich die Sache darthun klärlich,
Dann widersetzt sich keiner der bösen Sache,
Und so kommt denn des Himmels Rache,

Verschlingt die Erde mit Mann und Maus,
Und dann ist alles zusammen aus.

Autor.

Freilich ist jetzt keiner Ihrer Meinung,
Drum kommt sie so besonders heraus,
Es fehlt den Leuten jetzt an Vereinung.

Alter Mann.

Das ist der Punkt, mein werther Herr,
Darum ist was Gutes zu leisten so schwer,
Darum ist Kritik zurückgegangen,
Darum verstummen, die ehemals sangen.
Ja vormals waren andre Zeiten,
Da wollte die Sache mehr bedeuten,
Da ward sie geführt vor andern Leuten,
Da galten noch die großen Männer,
Da gab es mich und andre Kenner,
Seitdem hat alles sich verkehrt,
Ist die Kunst keinen Schuß Pulver mehr werth.
O könnte nur Lessing wiederkehren,
Der zeigte den Leuten, wie dumm sie wären,
Und wie sie mich recht müßten verehren.

Lessing durch das Dach in einer Wolke.

Autor.

O weh! das Haus bricht in einander,
So muß ich's lassen repariren.

Alter Mann.

O Lessing, großer Held, was kann dich rühren,
Von jenseit zu uns herüber zu wandern?

Autor.

Bewirth' ich einen so großen Herrn,
So trag' ich auch die Kosten gern.

Lessing.

Ich komme durch die Wolken nieder,
Weil ihr mir gar zu sehr zuwider,
Verschont doch meinen guten Namen,
Nie war ich eine Krücke für die Lahmen,
Nie nicht ein Esel für die Zahmen.

Alter Mann.

Bewahre! als wenn wir das nur glaubten,
Conträr, wir wollen deine Ehre behaupten.

Lessing.

Zum behaupten gehört noch stets ein Haupt,
Ihr aber, die Ihr weder zweifelt noch glaubt,
Nicht selber denkt und andre nicht versteht,
Daß ihr so schändlich mit meinem Namen umgeht,
Das erregt mir noch eben meinen Zorn,
Ist mir in der besten Seligkeit ein Dorn.
Die ihr nicht kriegen könnt, haltet Friede,
In der Dummheit Namen, seid ihr's noch nicht müde,
Das alte Spiegelfechten fortzuführen,
Bei jedem Quark meinen Namen zu zitiren?
Ihr behauptet kein noch so dummes Ding,
Keine Albernheit, sei sie noch so gering,
So wird die Schwerfälligkeit selber flink
Und schreit: grade so meint es Lessing!
Ihr Unmeiner, nein, ihr seid nicht die Meinen,
Nun ich todt bin, denkt ihr, ihr könnt es mir bieten,
Ich kann nicht mehr bejah'n, nicht verneinen:
Nun soll ich als eure Fahne erscheinen,
Euer Feldgeschrei im pöbelhaften Wüthen,
Und opfert mich auf, ihr barbarischen Scythen.
Wodurch verdiente denn mein großer Sinn,
Daß ich der Dummheit Heil'ger bin?
War dies von meinem ganzen Leben,
Von meinem kühnen, mißverstandnen Streben,
Von meinem hohen Eifer der Beschluß,
Daß ich euch, Korporalen, zum Profose dienen muß?
Ihr, die ihr nie das Kleinste gefühlt,
Wohin ich mit meinen Pfeilen gezielt,
Die ihr nicht ahnen konntet, nicht fassen,
Wie ich eures gleichen mußte hassen,
Wie ich immer, wonach ihr mit allen Sinnen trachtet,
Herzinnig und tiefsinnig habe verachtet;
Nun sagt, was habt ihr denn mit eurem Geschrei?
So redet dreist heraus und frei!

Alter Mann.

Ach lieber Himmel, ich bin verlegen,
Was kann dich nur so zum Zorn bewegen?
Auf Erden hab' ich dich nie so schlimm gesehn;
Kömmst scheltend aus der Seligkeit? das ist nicht schön!

Lessing.

Im Himmel lernt man erst das rechte Zürnen,
Weil es ist der Liebe erste That,
Hier unten, bezwungen von allen Gestirnen,
Wird oft der himmlische Zorn bald matt,
Das Irdische hält uns in seinen Schranken,
Ertödtet zu oft die Göttergedanken.

Alter Mann.

Ach wie denn, Freund? ich dachte nur Frieden
Sei uns dort oben auf immer beschieden.

Lessing.

Ja Frieden, den ihr nimmermehr kennt:
In wem kein unsterbliches Feuer brennt,
Wer hier nicht schon steigt zur Liebe hinan,
Wird dort in Krieg, in ew'gen Bann gethan.

Alter Mann.

So wäre auch nicht die Vergebung aller Sünden
Da oben im Himmelreich zu finden?

Lessing.

Ja aller, außer wie die Schrift verheißt,
Der Sünde gegen den heil'gen Geist,
Die ihr ohne Ruh und Rast begeht,
In der euer gänzes Wirken steht,
Ja Gott verfolgt ihr und seine Gerechte,
Und seid des Satans leibeigene Knechte.

Alter Mann.

Wir glauben eben an beide nicht
Und halten das für das wahre Licht,
Das andre ist Finsterniß, die uns sonst deckte,
Und meinten, du wärst von unsrer Sekte.

Lessing.

Wohl eurem falschmünzenden Stempel
Dient jedes Götterbild nur zum Gepräge,
Der Irrlehre nur zum neuen Exempel,
Jedweder Weg wird euch zum Irrwege;
Ja wohl brachte euch zu Tage nur
Ein Tagelöhner der Natur,
Nicht Menschen, Christen oder Heiden,
Müßt ihr verzweifeln an allen Freuden,
Stumm bleibt's in euch, wird nimmer wach,
Ihr ahmt zu schlecht die Menschheit nach.

Alter Mann.

Ich bitte dich, verfolg' uns doch nicht,
Es hat dich keiner so sehr gepriesen,
Den Leuten so umständlich die Schönheit bewiesen,
Die Trefflichkeit deiner dramat'schen Gedicht'.

Lessing.

Das ist es, was ihr von mir wißt,
Alles andre ist euch verborgen blieben.
Ich hatte immer ein heimlich Gelüst,

Die Schöne der Poesie zu lieben,
Doch wollte sie mir ihren Genuß nicht gönnen,
Drum durft' ich die Holde niemals erkennen.
Ich war eines Predigers Stimm' in der Wüst',
Doch kehrte sich keiner an mein Ermahnen,
Ging jeder fort auf seinen Bahnen,
Ich wollte, wie vieles, die Poesie verkünden,
Ich wußte, sie mußte sich bald entzünden,
Drum tauft' ich mit Wasser und mit Verstand
Einige Wesen, Schauspiele genannt.
Nach mir ist ein anderer größrer erschienen,
Bestimmt als Priester den Musen zu dienen,
Der hat getauft mit Feuer und Geist,
Wie all sein Wirken und Dichten beweist,
Er wandelt unter euch in Göttlichkeit,
Doch wer erkennt sein strahlend Ehrenkleid?
Verstockten Herzens bleibt ihr stets in blöden Sinnen,
Könnt weder Heil noch Trost, Verstand noch Vernunft gewinnen,
So bleibt denn dumm, fahrt fort in eurem Zeitvertreibe,
Doch bleibt honetten Leuten, absonderlich aber mir vom Leibe!

Die Wolke erhebt sich wieder und verschwindet mit ihm.

Autor.

Der Tausend! das ist ein gewaltiger
Und überaus gestrenger Herr!

Alter Mann.

Es ist nicht sein Ernst, er liebt das Uebertriebne,
Das beweist so manches von ihm Geschriebene.
Er war ein ganz vorzüglicher Mann,
Doch wandelte ihn schon oft im Leben die Grobheit an,
Daß er seine besten Freunde nicht wollte erkennen
Und ihnen nicht auch die gehörige Größe gönnen;
Da hatten wir manches auszubaden,
Doch kamen wir immer wieder zu Gnaden. —
Es ärgert mich nur, daß er mich hier blamirt,
Und leicht den jungen Mann irre führt.
Hören Sie, mein Freund, glauben Sie ihm kein Wort,
Ich meine, er war auch nicht 'mal hier,
Denn er ging plötzlich wieder fort,
Und die Decke ist ganz eben und schier,
Da müßte sich doch eine Oeffnung zeigen,
Drum mein' ich, es war nur Lug und Trug,
Wollen gütigst den ganzen Vorfall verschweigen,
Ich habe schon sonst der Geister genug
Gesehn in meinem verblendeten Sinn,
Wohlverstanden, wenn ich nicht bei mir selber bin,
Denn sonst in meinen gesunden Tagen
Dürfte weder Geist noch Geistesgleichen es wagen,
Mir nahe zu kommen in mein Revier,
Ich wies' ihm augenblicks die Thür. geht ab.

Autor.

Es scheint heut' ein kurioser Tag,
An dem ich noch manches erleben mag.
Es ist als wär' die Zeit in Gährung
Und trachtete nach einer seltsamen Gebärung.

Der Bediente kommt herein.

Mein Herr, es ist ein Fremder draus,
Der sagt, er spräche Sie gar zu gern.

Autor.

So sag' ihm nur, ich sei nicht zu Haus,
Es gibt sonst wieder neuen Lärm. Bed. ab.
Ja wohl mag der ein Fremder seyn,
Von mir und allem, was ich denke.
Da laufen sie in die Häuser herein
Und geben sich einen vornehmen Schein,
Thun noch als brächten sie einem Geschenke,
Daß man die Zeit mit ihnen verliert,
Daß sich auf sechserlei Art ennuyirt.

Bedienter kommt wieder.

Der Herr sagt, er ginge nimmermehr
Er sei ein zu großer Bewunderer,
Um eine Entschuldigung anzunehmen,
Sie müßten sich dazu bequemen
Ihn im Guten und Bösen zu sich zu bitten,
Er ist auf ein'ge Meilen umgeritten.

Autor.

Was ist es denn für eine Art von Mensch?

Bedienter.

Er scheint ein wenig wetterwendsch!
Hat feines Tuch zu seinem Kleide,
Er thut gewiß keinem Menschen was zu Leide.

Autor.

So sag' ihm nur, er wär' gebeten,
Gütigst zu mir herein zu treten.

Bediente ab, der Bewunderer tritt herein.

Ach mein werther Herr, ich bin darin so eigen,
Daß ich ein wenig neugierig bin,
Von Jugend auf stand darauf mein Sinn,
Schon als Knabe lief ich zu manchem Spektakel hin,
Wo sich nur irgend was mochte zeigen.
Bitte ergebenst, Sie wollen mir nicht verschweigen,
Ob ich Sie in ihren Arbeiten störe,
Denn sonst hab' ich sogleich die Ehre,
Mich wieder gehorsamst zu empfehlen,
Drum seyn Sie so gut es nicht zu verhehlen.

Autor.

Man muß sich um die Zeit nicht quälen,
So lange man lebt, kann sie uns nicht fehlen,
Und dann kommt vollends die Ewigkeit,
So hat man dann noch mehre Zeit.

Bewunderer.

Ich freue mich also, daß ich Sie kennen lerne,
Ich hätte Sie längst gekannt gar gerne,
Sie glauben nicht, wie ich mich an Ihren Schriften ergötzt,
Wie sie mich in meine Jugend zurückversetzt.

Autor.

Sie haben sie also übersetzt;
Doch sind Sie auch jetzo noch nicht alt.

Bewunderer.

Ach nein, ich meine aber nur der Sternbald,
Ich schriebe dergleichen gar zu gerne,
Auch solche freie gereimte Lieder,
Sie tönen in meiner Seele wieder,
Vielleicht genügt's, daß ich auch Ferne
Einmal zusammenreime mit Sterne.

Autor.

Sie scheinen die Sache schon inne zu haben,
So kann es Ihnen nicht werden schwer.

Bewunderer.

Doch bleiben meine Gedichte so leer,
Mir ist's, als fehlen mir die Gaben.

Autor.

Es findet sich alles, wenn man sich übt.
Und nur das Gute recht innig liebt.

Bewunderer.

Auch fühl' ich wohl, daß ich durch meine Talente

Mit der Zeit was Großes leisten könnte,
Nur macht mir das die meisten Sorgen,
Daß es nicht geschieht heut' oder morgen.

Autor.

Ja freilich ist es besser gethan,
Man wird alsbald ein großer Mann,
Die Geduld ist nicht allen gegeben,
So lange in der Mitte zu schweben.

Bewunderer.

Man muß nur jeden Vorsatz zur Religion machen,
So kann man über die ganze Welt lachen,
Und das Lachen muß wieder Religion werden,
Dazu die Natur, die wir haben auf Erden,
Und dies mit göttlicher Liebe verbunden,
Einige Blumen noch hineingewunden,
Und alles in Poesie verschmolzen,
Macht einen schon ziemlich zu einem Stolzen.

Autor.

Mein werther Herr, ich versteh' Sie nicht.

Bewunderer.

Haben Sie das Verstehn nie bis zur Religion getrieben?
Ich dächte denn doch, das sei das wahre Blumen-Lieben.
Die Natur ist immer natürlich,
So bin ich auch gleichsam figürlich,
Ach Gott! die Rose ist ein schönes Kind,
Mich entzückt zugleich die edle Lucind'.

Autor.

Sie scheinen sie nicht verstanden zu haben.

Bewunderer.

Ich habe so meine Art, mich dran zu laben,
Denn jedweder Mensch hat seine Gaben,
Ich verachte, Gottlob! die Sittlichkeit.

Autor.

Doch hätten Sie dazu noch künftig Zeit,
Man fängt doch erst gelinde an.

Bewunderer.

Der erste, der's denkt, mag's also treiben,
Doch ich, der ich die Sachen lesen kann,
Muß nicht beim Anfang stehen bleiben,
Ich mache mir alles zur Religion,
Und sitze drin wie auf einem gepolsterten Thron.

Autor.

Doch wenn nun alle auf die Erfindung geriethen?

Bewunderer.

Das wäre freilich ein übler Umstand,
So hätte man gar nichts Eignes mehr.

Autor.

Das müßte Ihnen dann ein andrer vergüten,
Vielleicht verbreitet sich dann im Land
Schon wieder eine neue Lehre,
Sie können sich immer zur neusten bekennen,
Die Religion alsdann den andern gönnen.

Bewunderer.

Ich habe mir das so schön angewöhnt
Und finde, daß es ganz lieblich tönt.
Auch sind noch alle dagegen in Empörung
Und wie in allgemeiner Verschwörung,
So daß sie in selbstesten innersten Gemüthen
Im herzesten Herzen dagegen wüthen,
Da giebt es also noch keine Bekehrung.

Autor.

Das sagen Sie nicht, es findet wohl Beifall,
So hört man die Dinge dann überall.
Sie drücken sich aber kuriose aus

Bewunderer.

Es muß immer aus dem innersten Gemüth heraus,
Und oft will es nicht weichen und wanken,
Oft fehlen wohl selber die Gedanken,
Da muß man die Sprache recht bei der Wurzel kriegen,
Aus dem Innersten sprechen, es mag brechen oder biegen.
So ist es mir schon oft gelungen
Zu gerathen auf treffliche Vorstellungen.

Autor.

Es ist gewiß, die Welt thut jetzt große Schritte,
Sie hat die rechten Sieben-Meilen-Stiefeln angezogen,
Meint man, man ist in der Bildung Mitte,
So ist man gewöhnlich sehr betrogen,
Sie rennt voraus und immer voraus,
Man wird verdrüßlich und geht nach Haus.

Bewunderer.

Somit wäre alsdann die Bildung aus,
Doch hoff' ich, Sie schreiben für uns noch fleißig.
Ich muß gestehn, ich ahme Sie nach,
Habe auch hier bei mir mitgebracht
Etliche artliche Lieder, an die hundert und dreißig.

Autor.

Ich bitte, daß Sie mich entschuldigen mögen,
Sie anzuhören geht über mein Vermögen.

Bewunderer.

Nur eins und das andre, Sie werden sich wundern,
Denn meine Poesie ist ein wahres Kunterbuntern,
Sie haben mich außerdem begeistert,
Drum wär' ich gern von Ihnen gemeistert.

Er liest.

Stille, stille,
Wie die Welle,
In den Seen
Blumen stehen,
An dem Rande,
Sanfte Bande,
Und es flimmern
In den Schimmern
Süße Töne,
Ach wie Schöne!
Komm und kröne
Mein Verlangen,
Denn dein Bangen
Ist so ferne
Wie die Sterne,
Liebesblicke,
All mein Glücke,
Binden Flammen,
Sich zusammen,
Daß sie schwammen,
Ach die schöne Zeit,
Weit! weit!

Autor.

Ich muß Sie bitten, hier inne zu halten,
Mir schwindelt vor den vielen Gestalten
Die sich so ungenirt entfalten.

Bewunderer.

Nicht wahr, es geht recht kraus durch einander?
Man sieht gleichsam nur lauter Lichter wandern.

Autor.

Ein ungemein zarter Genius drinne haust,
Es paßt zusammen, wie aufs Auge die Faust,
Da springen einem auch die Funken und Lichter

Um so dichtrischer, als man darauf schlägt dichter,
Daß einem Hören und Sehn vergeht
Und man sich doch vor purem Sehn nicht kann lassen : —
Daß nichts in seinem Zusammenhange steht,
Das ist die Kunst es zusammen zu fassen.

Bewunderer.

Ganz recht, das ist's eben, was ich von Ihnen lerne.
Doch eh' ich mich noch ergebenst entferne,
Will ich noch zur zweiten Lektüre schreiten
Und Sie dadurch zur dritten vorbereiten. Er liest.

Wanke, wanke,
Mein Gedanke,
Tönt die Flöte,
Morgenröthe?
Rein verschwunden
Sind die Stunden!
Wiederkehren
Soll mir gewähren,
Was ich verloren
Eh' ich geboren.

Autor.

Ich bitte Sie, ich sinke um,
Mir wird im Kopfe gar zu dumm.

Bewunderer.

Sie treiben wohl ihr Zuhören bis zur Religion.

Autor.

Ach nein, ich fühle mich krank und matt,
Mir ist, als müßt' ich sterben schon,
Des Lebens bin ich völlig satt.

Bewunderer.

Ei! ei! das wäre ein großer Verlust!
So haben Sie's wohl auf der Brust?

Autor.

Nein, nein, ich sterbe an meinen Liedern,
Sie fangen mir an, so zu zuwidern,
Sie sind mir eine so ekle Speis'
Daß ich mich nicht zu lassen weiß.

Bewunderer.

Treiben Sie Ihren Ekel bis zur Religion?
Erlauben Sie mir jetzt einen andern Ton,
Jetzt will ich Ihnen lesen, was im Spaßen
In ihrer Manier ich habe gethan.

Autor.

Ach nein, ich bin ein verlorner Mann,
Ich weiß durchaus mich nicht zu fassen,
Ich muß Sie bitten, mich zu verlassen.

Bwunderer.

Nun nun, ich komme wohl morgen wieder
Und lese Ihnen noch einige Lieder.

Früh, früh,
Ei sieh,
Durch den Wald.
Laut erschallt
Vöglein=Stimmen,
Die verschwimmen
Wie ein Flimmen
Durch Gesträuche
Und die Eiche
Sieht darein,
Als müßt' es so seyn.

Doch jetzt muß ich gehn, denn wenn ich bleibe,
Ich das Abschiednehmen bis zur Religion treibe.

Verbeugt sich und geht ab.

Autor.

Ist das der Lohn von allem Bemühen,
Von allen Fackeln, die wir glauben zu zünden,
Daß wir dergleichen Blüthen erziehen?
Wie muß da alle Hoffnung schwinden!
Wenn man das Rechte will ergründen,
Und möchte bringen bis zum innern Kern,
Hingäbe der Gottheit sein Leben gern,
Die verlornen Geister mit schönem Bestreben,
Die erstorbne Welt sucht zu beleben,
So streut man nur Worte in den Wind,
Die nachher zum Mißbrauch gut genug sind.
O edler Freund, was strebtest du Lucinden,
Die Gluth dem Volke zu verkünden?
Sie laufen hinzu, und keiner dich kennt,
Und es hülft kein Rufen : „Rühre nicht, Bock, denn es brennt!“
Alle Mühe, alles ernste Ringen,
Glauben sie besser zu entbehren,
Sie meinen, es müsse im Schlaf gelingen,
Und stellen sich, als ob sie Titanen wären,
Und wissen, daß selbst Backen und Brauen
Sich nicht läßt mit dem Genie pur zwingen.

Ein Weltmann tritt herein.

Ich komme zu Ihnen mit Freundes=Vertrauen,
Man hat mir gesagt, daß Sie mancherlei dichten,
Wodurch Sie wollen die Welt bekehren,
Da muß man sich nach den Umständen richten,
Selbst lernen, will man andre belehren,
Sie führen aber scheint's, ein eremitisch Leben,
Und sind wohl gar dem Spekuliren ergeben.

Autor.

Ich will nichts, und mag mir nichts vornehmen,
Es dient doch nur, es zu verfehlen,
Man muß nur sich und andre quälen,
Was hilft es, wilde Steine zähmen,
Die Zeit des Orpheus ist verflossen,
Man hält dergleichen jetzt für Possen.

Weltmann.

Und auch mit Recht, mein werther Freund,
Sie kennen die Welt nicht, wie es scheint,
Sie wollen mit Geißeln drunter schlagen,
Mit Posaunen wie zum jüngsten Tage blasen.,
Doch muß man alles still gewähren lassen,
Und kommt die Zeit, wird man den Sieg von dannen tragen.

Autor.

Ich möchte mich lieber gleich in die Nichtigkeit ergeben,
Denn ganz verdrüßlich fällt mir doch mein Leben.

Weltmann.

Ei, warum das! das thut nicht noth,
Zeitig genug kommt immer noch der Tod,
Auch muß man schaffen und wirken und thätig seyn,
Denn dergleichen wird immer räthlich seyn,
Nur nicht sich in sich zurücke ziehn,
Das ist die schädlichste Medizin.

Autor.

Ich verzweifle an allem, keiner versteht mich,
Unbefangen in der Poesie keiner ergeht sich,
Mir wird am Ende vor allen Worten bange,
Jeder Schritt wird mir sauer auf meinem Gange.

Weltmann.

Das macht, weil Sie die Welt nicht studiren.
Sich nicht auf gehörige Vielseitigkeit appliziren,
Denn wenn Sie sich selber so eng borniren,
Das muß Sie nothwendig irre führen.

Autor.
Die Irre! das ist rechte Wort!
Wo ist denn nicht zu irren ein Ort?

Weltmann.
Nun, zum Beispiel, wenn man sich das Ganze vorhält,
Und, wie schon gesagt, beobachtet die Welt,
Sie sucht von allen Seiten
In allen Kenntnissen und Gedanken zu verbreiten,
In Politik, Statistik, neuer Geschichte,
Das sind die großen gewalt'gen Gewichte,
Die die Uhr der Welt in Bewegung setzen,
Die Schleifsteine, die die Ingenia wetzen.

Autor.
Wenn ich die alte Welt mit der neuen messe,
So hat die neue für mich kein Interesse.

Weltmann.
Das ist es, wo Sie wieder irren,
Das macht, weil sie das Interesse verwirren.
Sie wollen kein reines Interesse haben,
Sich immer an einem poetischen laben,
Doch dauert das unmöglich auf die Länge,
Man kömmt dabei gewaltig in die Enge.

Autor.
Ach leider! bin ich schon in dem Gedränge,
Und sehe kein Mittel heraus zu kommen,
Denn mir ist aller Muth genommen.

Weltmann.
Ei, mein Werther, das muß sich alles fügen.
Ihr richtiger Verstand wird gewiß am Ende siegen,
Man muß sich nur in die Zeiten schicken.
So kann es nicht anders, es muß uns glücken,
Einmal stolziren, und dreimal sich bücken,
Das glauben Sie mir, so wie nun die Welt ist,
Ist jetzt zumal das rechte Verhältniß,
Von allem, was da ist, ein wenig erhaschen,
Und damit anfüllen seinen Taschen,
Und mit jedem, den man vorüber wandelt,
Ein bischen mit der vielen Kenntniß gehandelt,
Zur rechten Zeit Almosen spendirt,
Und sich bescheiden dazu verneigt,
Als sollt' es keiner sehn, doch daß man es zeigt,
Dann wieder mit allen Vieren handthiert,
Gestoßen in Hoboen und Posaunen,
Daß rings umher die Leute erstaunen.
Doch niemals ohne Absicht gelobt,
Noch weniger drein mit Knüteln geschlagen.
Denn wer die gute Sache zu stürmen strebt,
Der kommt zu kurz in unsern Tagen.
Drum bezähmen Sie ihren Unwillen.
Oder schaffen Sie ihn lieber gänzlich fort,
Und glauben Sie mir nur auf mein Wort,
Schon dadurch wird sich manches erfüllen.
Nur frisch gelobt, so lobt man wieder,
Vereinigen sich zum Band die Glieder.
Und hat man gar den Ruf von bescheiden,
So loben sie einen mit tausend Freuden,
Denkt jeder: hält dich der Mann doch für klüger,
Am Ende bleibst du immer sein Besieger.
Hat man nun lange genug geschont,
So sieht man, wie man oben thront,
Von allen Seiten Feuerwerke brennen,
Und jung und alt dann unsern Namen nennen;
So ist die Welt; doch sind Sie grob,
Empört das Grobzeug sich darob,
Und wenn Sie vollends dabei sattirisch,
Wird all das Mengelmus aufrührisch,
Und schreien: wir wollen ihn sämmtlich nicht lesen,
So ist seine Macht auf Erden gewesen.
Ich bitte, Sie glauben, daß ich nicht scherze
Und nehmen sich meinen Rath zu Herzen.
Nur hübsch der Vielseitigkeit sich beflissen,
Müssen scheinen so ziemlich um alles zu wissen,
Dazu die liebe Humanität,
Die jetzt in allen Kalendern steht,
So kann es Ihnen bei meiner Seelen
In unsrer Welt gar niemals fehlen.

geht ab.

Autor.
So will man mir denn alles rauben?
Soll ich an eine Welt noch glauben?
Wohl gar noch an die Psychologie
Und ein nachahmendes Genie?
Mir fällt mein ganzes Bewußtseyn um,
Steht auf dem Kopf und macht mich dumm,
Da treten die Leute nur flugs herein,
Und schreien mir zu: so sollst du seyn!
Ich weiß mich nicht zu rühren und zu regen,
Ja wohl ist mir die Welt zu überlegen,
Ich kann an vielem nehmen kein Theil,
Tausend Dinge machen mir Langeweil,
Ich bin so unbeholfen und ungelenkisch,
Einseitig sehr, noch mehr altfrankisch.
— Was kommt herauf die Treppe schollern,
Mit schwerem Tritt herauf sich kollern?
Wahrlich, der tritt nicht sänftlich nieder,
Es klingen alle Fenster wieder,
Es scheint, er trägt Stiefeln mit Eisen beschlagen;
Wenn der in meine Thür eintritt,
So sprengt von ihm ein einziger Tritt
Die Wände wie die Pfosten ein;
Was wird der Wirth zu meinen Visiten sagen?
Da klopft das Ungethüm. — Herein!

Der Altfrank tritt herein.
Einen guten Tag, mein junges Kerlein.

Autor.
Du lieber Gott, wer mag der Herr seyn?
Mit diesem langen weißen Bart,
Mit dieser Mütz seltsamer Art,
So wunderlich mit Schellen behängt,
Daß jede Bewegung wiederklingt,
Mit diesem langen tücht'gen Knüttel,
Den Dolch in seinem breiten Gürtel?

Der Altfrank.
Kennst mich wohl nicht, du kleiner Wicht?

Autor.
Zeitlebens sah ich kein solches Gesicht.

Der Altfrank.
Das weiß ich Dir gar wenig Dank,
So höre denn, ich bin, Gottlob, der Altfrank,
Der alte Franke, den sie nicht lassen ruhn,
Sondern wenn sie einmal was Gutes thun,
Sehn ihren Nächsten in tiefen Nöthen,
Zu Gott dem Herrn inbrünstig beten,
Wenn Kinder ihr Eltern lieben,
Die Söhne gehorchen, die Töchter in Tugend sich üben,
So schreit das Volk, mit bösem Maule zänkisch:
Ei seht doch Leute, wie sind sie da altfränkisch!
Doch wer nach Huren fleißig geht,
Den Freund verläumdend auf dem Markte steht,
Gott's Wort nicht acht't, die Kirchen verhöhnt,

Am liebsten begeht, was am schwersten verpönt,
Geizt, wuchert, das Geld zusammenscharrt,
Der ist ein Kerl neumodischer Art,
Und endlich verzweifelnd stirbt im Tode,
Der ist ein artiger Mann nach der Mode.

Autor.

Wie bist du nur darauf gefallen
Mir deinen Besuch zu gönnen vor allen?

Der Altfrank.

Weil du mir immer warst gewogen,
Warst mir, ohne mich zu kennen, ergeben,
Magst gern das alte deutsche Leben,
Das hat mich nun zu dir gezogen.
Du bist nicht für das Moderne und Neue,
Du liebst in der Natur das weite und Freie,
In aller Poesie das Volle und Tücht'ge,
In allem Scherz das Wilde und Flücht'ge.
Du hassest, was nicht redlich gemeint,
Du verehrst, was gesund und brav dir scheint,
Da hört' ich dich nun aus der Ferne fluchen,
Das bewog mich denn dich zu besuchen.

Autor.

Du erzeigst mir wahrlich sehr viel Ehre,
Wenn ich nur aufgelegter wäre,
So steht es um meine Laune mißlich,
Ich bin verstimmt und fast verdrüßlich.

Der Altfrank.

Ach was, verstimmt! das ist dummes Gezeug,
Willst du nicht besser reden, so schweig!
Treibt über all's in der Welt ein Räsonniren
Und kann seine eigne Laune nicht regieren?
Wer heißt dich doch von Laune seyn?
Das soll auch so was Neumodsches seyn.
Steht dir der Magen schief, auf frisch
Setz dich an einen vollen Tisch,
Ziehn dir die Leut ein schiefes Maul,
So sei zum Fratzenziehn auch nicht faul,
Will händisch Volk dich wild anschrein,
So denk: da schlag' das Donnerwetter drein!

Autor.

So was zu denken ist aber unschicklich,

Der Altfrank.

So was dachten und sagten wir augenblicklich,
Wann uns was Dumms in die Quere kam
Und sich zu viel herausser nahm.

Autor.

Dafür sind wir auch besser erzogen.

Der Altfrank.

Halt's Maul, denn das ist doch erlogen.

Autor.

Ihr seid ein rauher, barscher Mann,
Ich bitte ergebenst, fahrt mich nicht so an.
Ihr habt gar keinen geselligen Ton
Und seid der Grobheit zu sehr gewohnt,
Man kann doch friedlich und freundlich seyn,
Und braucht nicht wie ein Bär zu schrein.

Der Altfrank.

So ist nun meine Art zu sprechen,
Ich thu die Zähne weit auseinander brechen,
Geh du mit deiner schwernoth≈ Redensart,
Holunken nur die murmeln in den Bart.

Autor.

Treten Sie nur nicht meiner Ehre zu nah,
Sonst muß ich Sie bitten, sich zu entfernen,
Ich möchte nicht gerne mit Ihnen lärmen,
Weil ich Sie heut zum erstenmal sah,
Drum gehn Sie lieber fort im Stillen,
Hab' außerdem schon meine Grillen.

Der Altfrank.

Die werden aus deiner Narrheit quillen.
So halt doch, Kerl, die Nase in die Höh!
Wann sah man einen Deutschen je
Also die Schuh besehn und granzen,
Auf so erbärmliche Weis' grammanzen?
Hast ehrliches Blut und bist kein Schuft,
Schau dreist hinein in die freie Luft,
Thu mit Beinen strampfen, mit Händen handthieren
Und steh nicht als gingst gewöhnlich auf Vieren,
Als wär' dein Aufrechtwandeln Ausnahme nur
Und gegen deine hündische Natur.
Die Sonn' schaut auf dich, so schau sie auch an,
Die Sterne betracht, so hast du wohl gethan,
Erwäge in deinem herzhaften Gemüthe,
Wie du und alles nur mancherlei Blüthe,
Und alles in einem großen Stamme steht,
Zurück in Gottes Kräfte geht.
Doch bist du allzusehr verdrossen
Und steckst voll dummer irdscher Possen,
So steck die Nas' in ein gutes Buch,
So wirst du wieder gesund und klug,
Da schau von unserm deutschen Mann
Das Gedicht vom Faust mal wieder an,
Da liegt für dich noch manch Verständniß,
Wovon viel Hundert nicht haben Kenntniß:
Und willst mal recht in die Tiefe schauen
In allen Sinnen dich erbauen,
Den Wein des Lebens schlürfen ein,
So recht im Frühling heimisch seyn,
Wo aus allen Blüthen Nachtigallen
Und tausendfach Gesänge schallen,
Unendlichfach die Geister quallen,
So hab dir ja ein Buch erschlossen,
Wo schon manch Himmelsstunde hast genossen,
So gab ich dir noch außer Göthe,
Auroram, jene Morgenröthe,
Von dem Propheten, den sie schelten,
Dem aufgeschlossen alle Welten,
Des heilger unentweihter Mund
Der Gottheit Tiefe hat verkundt,
Den großen deutschen Jakob Böhme,
Daß er von dir die Schwermuth nähme,
Jedwedes Wort in ihm dir lacht,
Und all umzogen mit Glanz und Pracht,
Er hat durchaus sich gesponnen ein
In eitel Glorie und Heiligenschein.—
Nun sprich, was fehlt in der Welt dir noch,
Daß du mürmelst und brümmelst verdrossen doch?

Autor.

Das alles will nicht recht erklecken,
Es fehlt mir noch an hundert Ecken,
Ich bin ungeschickt und ungewandt,
Interessire mich nicht für Welt und Land,
Bin immer auf meine Vorsätze erpicht
Und habe kein recht Welt≈Interesse nicht,
Drum kann ich auch in meinem Leben
Nie so recht Red' und Antwort geben,
Von vielen guten Wissenschaften
Will nichts in meinem Gemüthe haften,
Und kurz, ich bin mit meiner Seele
Auf so gar wenig eingeschränkt,
Worauf sie ewig sinnt und denkt:
Das ist es, worüber ich mich quäle.

Der Altfrank.
Ei was! das ist eine schlechte Art
In alles seine Nase zu stoßen,
Bei sich zu führen eine Taschen-Allgegenwart,
Und doch vom Kleinen wie von dem Großen,
Das Rechte nicht zu wissen und zu erkennen,
Und pur die Dinge mit Namen zu nennen.
Auch will es sich nicht schicken und fügen,
Das Universum in den Kopf zu kriegen,
Bleibt doch jeder nur sein eigen.
So schau die Bäume mit ihren Zweigen,
Schau Blumen an und alle Pflanzen,
Sie sind die Theile des großen Ganzen,
Doch jedes prangt in seiner Schöne,
Ins Fremde kein's hinüber schweift
Das Widerwärtge nie ergreift,
Für sich bestehn die mannichfaltgen Töne,
Wollte sich Natur in Eins einrühren,
Müßte dann das Chaos zurücke führen.
Die Schöpfung hat sich dadurch nur geboren,
Weil jede Kraft sich aus dem Ganzen verloren,
Und einzeln das Ganze figurirt:
Der Mensch ward aus allen Theilen formirt,
Innewohnend in ihm sind alle Geister,
Drum ist er der Natur auch Meister,
Doch hat er in sich einen Klang,
Der tief sein Wesen ganz durchdrang,
Wenn er den Ton nun wieder hört,
Wird gleich sein Innres ganz empört,
Alle Geister steigen auf in die Erinnerung,
Der Ewigkeit Strahlen fallen in die Dämmerung,
Er strebt in seine alte Wurzel zurück,
Und erhascht seines Lebens Silberblick:
So hat jedwedes in aller Natur
Seine eigne bestimmte Signatur.
Dich treibt es liebend zu umfassen,
Was die meisten um dich verachten und hassen,
So laß denn deinem Geiste Raum
Und bilde fertig deinen Raum,
Laß dir den Muth niemals entgehn,
Willst du nur sehn, so wirst du sehn,
Dann glänzen dir im süßen Geisterlichte,
Die du gewünscht, die himmlischen Gesichte.

Autor.
Und dann fühl' ich mich wieder so verloren,
Daß ich mir diese Liebe auserkohren;
Hält nicht fast jeder mich für einen Thoren?
Sie wollen nichts von dergleichen Dingen wissen.
Und weit entfernt, daß sie sind hingerissen,
Noch mehr, daß sie sich sollten darnach sehnen,
So sitzen sie nur und gähnen.
Wie soll das einen nun wohl stärken,
Wenn sie einen Autor gar nicht bemerken?
Das ist doch wohl noch zu verzeihn
Daß man will gern verstanden seyn.

Der Altfrank.
Was nimmst du das nur so genau,
Ob sie heiß oder kalt sind, oder lau?
Kannst sie doch nicht bei Haaren ins Verständniß reißen,
Nicht bei den Ohren hinüberzerrn?
Daß sich um dich nicht kümmern die meisten,
Das glaub' ich dir von Herzen gern,
Allein das muß dich nicht bekümmern.
Schreib's dir und deinem Sinne recht,
Thu dich des Besten stets befleißen,
Und sei den Musen ein würdger Knecht,
So mag's dann funkeln oder flimmern.
Mögen sie dich tadeln oder loben,
Das Gute bleibt am Ende oben.

Autor.
So will ich mich denn niedersetzen
Und ohne weiters mich ergötzen,
Meine alte Arbeit wieder suchen,
Und nicht mehr auf die Zeiten fluchen.

Der Altfrank.
Das wird dir immer nützlich seyn,
Auch will ich mich darüber freun,
Wann du zu Stande bringst was Tüchtigs,
Was Gutes, Großes und was Wichtigs;
Erwärme dein Herz in alter Liebe,
Erweck in dir die alten Triebe,
Wenn dir die neue Zeit nicht gefällt,
So gedenk der braven alten Welt,
Mit Andacht geh zu den alten Ruinen,
Die auf den hohen Bergen verwittern,
Sie schaun dich an mit wehmüthigen Mienen
Und erzählen dir von Thaten und Rittern,
Besuche zumal die Wald-Kapellen,
Wo sich heilge Geschichten vor dich stellen,
Die alte katholische Religion,
Als sie noch schmückte ihren Thron,
Und schöner die Welt durchströmte,
Ein selger Tod die Märtrer krönte:
Als deutsche Freiheit noch stolzirte,
Vor ganz Europa hell prachirte,
Das alles magst du kühnlich preisen,
Verkündigen in vollen Weisen,
Was sonst erregte deinen Muth,
Beseligte in Adern dein Blut,
Lebt nicht noch alles in einzeln Spuren,
Wandelst nicht noch auf denselbigen Fluren?
Willst du ein Deutscher seyn geacht't,
Verkünd der Deutschen Stolz und Macht,
Laß all das eitle Gewäsch und Gramanzen
Den Welschen oder flüchtigen Franzen.
Sei stolz, wie's einem Deutschen ziemt,
Der seines Vaterlands sich rühmt,
Der erkannt der alten Zeiten Adel,
Die großen Männer ohne Fehl und Tadel,
Thu dann, was du schon lang gewollt,
Was du auf mein Geheiß schon längst gesollt,
Versuch es in lebendgen Bildern
Die verwilderte Zeit zu schildern,
Die die letzte deutsche war,
Den heilgen Krieg, der dreißig Jahr
Das theure Mutterland verheerte,
Und seine letzte Kraft verzehrte,
Dieß stell in mancherlei Schauspiel dar:
Daß du der Mitwelt mögest geben,
Erinnerung und Denkmal von deinem Leben.

Autor.
Deine Worte erwecken die alte Lust,
Den sonstgen Trieb in meiner Brust;
Den Vorsatz will ich treu bewahren,
Ich lasse Furcht und Zweifel fahren,
Magst du nur ferner mein gedenken,
Und mir, du treuer Mann, deine Liebe schenken.

Der Altfrank.
Du hattest immer zu mir begehrt,
Drum hab' ich deinen Wunsch gewährt,
Du hast mich endlich mit Augen gesehn

Und darfst nun über mich Rede stehn;
Doch hör' ich dich wieder aus der Fern
Wie ein Kindlein winseln, schrein und plärrn,
Ueber Recensenten und Kritiker klagen,
Dich mit Wehmuth und Demuth und Dummmuth plagen,
So sag ich mich gänzlich von dir ab;
Dann magst du andre Freunde treffen,
Die mögen dich ängstigen oder äffen,
Und stoßen dich in die Grube hinab.
Dann such in der Aufklärung Schutz und Schirm,
Und treib' es wie das modernste Gewürm:
Sieh über das Bessere höhnisch hinweg
Und liege bei Memmen und Narren im Dreck.

geht stampfend ab.

Autor.

Ein schwerer Fluch, den da der grobe Mann
Gesprochen hat, ein fürchterlicher Bann:
Muß denn das Alte grob stets seyn?
Das will mir doch bei alledem nicht ein.
Er meint am Ende, die rechte Witzesart
Liege in dem verteufelt groben Fischart:
Und wollt' ich davon das Bescheidenste schreiben,
So würde mir kein honetter Leser bleiben.
Das Feuer im Ofen brennt hell und knistert,
Als wollt' es den ganzen Ofen sprengen:
Mir ist als ob es mit Stimmen flüstert,
Als löste der Ofen sich in Gesängen:
Wenn alles Poesie und Musik noch wird,
Gestaltet sich die Welt doch zu verwirrt. —
Ich sehe den Ofen in seiner Basis wackeln,
Es springen, meiner Seel, die Kacheln,
Dampf und Gestank erfüllt das Zimmer
Und drinne steht ein Frauenzimmer.

Der falsche Ruhm tritt aus dem Ofen heraus.

Autor.

Wer bist du wunderbares Bild?
Sag an, was du von mir haben willt,
Mir steigt der Dampf in alle Sinnen,
Ich mögte fort, kann nicht von hinnen.

Falscher Ruhm.

Ich bin der Ruhm, der die Welt durchkreuzt,
Der alle Helden mächtig reizt,
Der Lohn für alle Arbeit,
Ich wohn' in Licht und Klarheit,
Wo Feuer brennt, da brenn' auch ich,
Drum kam ich aus dem Ofen säuberlich
Mit meinen Kränzen dir entgegen,
Dir zu ertheilen meinen Segen.

Autor.

Doch deine Kränze, mit Verlaub,
Bestehn ja nur aus dürrem Laub.

Falscher Ruhm.

Du Thor, geht man durch Feuer risch,
So bleibt das grüne Laub nicht frisch.

Autor.

Wie kannst denn du der Ruhm doch seyn?
Ich dachte, der wohnte im lichten Schein,
So kömmst du her in Qualm und Gestank,
Das macht mir doch etwas mein Herze bang.

Falscher Ruhm.

Nicht viel gezweifelt; ich hasse das Licht,
Denn weil ich, leider, beim Lichte besehn,
So gar sehr reizend bin eben nicht,
So will ich lieber im Qualme stehn:
Was du Gestank thust böslich nennen,
Das ist ja eben mein Geruch,
Woran die Menschen mich erkennen,
Und der mir anzieht die Menge genug.
Nun sprich, ich habe nicht Zeit zum Hänseln,
Denn ich bin immer in Thätigkeit,
Hier und dazu krönen treffliche Leut,
Steht einer dir an von meinen Kränzen?

Autor.

Sie sind aber alle voll Staub und Aschen.

Falscher Ruhm.

Ich fülle den Kopf nicht, sondern die Taschen,
Geld mußt du haben, willst du was gelten,
Das Gold hat immer sehr gegolten,
Dann mögen sie um dich lärmen und schelten,
Eine volle Tasche wird nimmer gescholten.
Willst dich zu meinem Dienst bequemen,
So mußt dich weder erzürnen noch schämen,
Mußt nie an keine Herrlichkeit glauben,
Noch weniger dich mit Andacht verschrauben,
Die Menge ist deiner Gottheit Stimme,
Je dummer du mengst, je größer deine Menge,
Und stehst du recht dicht im großen Gedränge
So fürchtest du dich vor keinem Grimme.
Schau an, wie lieblich jetzt die Welt,
In der Armuthseligkeit ist bestellt,
Es fehlt ihnen allen von Osten nach Westen,
Von Norden nach Süden an dem Besten,
Drum wer die Leute halbwege ergötzt,
Wird gleich in alle Sprach übersetzt,
Noch niemals hatt' es ein Dichter kommoder,
Fehlt ihm auch gänzlich der Menschenverstand,
Sein Ruhm geht doch von der äußeren Oder
Bis an des Mittelmeeres Strand;
Es kommen gelaufen die Iren und Britten,
Der Poesie zu Enge Länder, und demüthig bitten
Sie dich und reichen genuine Guineen
Für sehr ungeniete Genien,
Und sprechen: sei unser Shakespeare,
Wir sehn, der unsrige ist ein Käsebier:
Flugs wirst der berühmte Shakspeare du,
Und wärst du selber der Kotzebue.

Autor.

Das Ding ist wahrlich so übel nicht,
Wenn du mir hältst, was dein Mund verspricht.

Falscher Ruhm.

Du mußt nur, wenn es dir soll glücken,
Dein Vorurtheil gegen den Dampf ersticken.

Autor.

Wenn mich der Dampf nicht wird ersticken.

Falscher Ruhm.

Der muß dein Element ja werden,
Dann wandelst du auf dieser Erden,
Als der berühmte große Hans Dampf,
Und überstanden ist aller Kampf,
Die meisten halten's doch für Rauch,
In dem ja lebten die Götter auch.

Autor.

Was hör' ich oben für ein herrlich Singen,
Das durch das ganze Luftrevier erschallt?
Es ist, als ob die Töne widerklingen
Aus einem grünen vögelvollen Wald,
Und wie sie kommen süße Düfte schwingen
Hernieder sich und gaukelnd mich umwallt
In allen trunknen Sinnen die Bemeistrung.
Ich möchte sagen fast, das ist Begeistrung.

Ich seh das Dach sich oben wieder spalten,
Das Haus muß wahrlich untergehn,
Wie sich die Bretter alle dort entfalten
Dringt durch sie her ein heller Lichtstrahl schön,
Es brechen nieder mächtige Gestalten,
Und fahren auf dem lieblichen Getön,
Verwirrt weiß ich mich wahrlich nicht zu fassen,
Wo soll ich alle die Besuche lassen?

Der wahre Ruhm schwebt von Genien getragen herunter.

Autor.

O holdes Bild, ich stürze in die Knie,
Und bete zu dir im andäch'gen Schweigen,
Mein Herz erhebt sich, und noch nimmer, nie
Sah ich die Majestät, wie du sie zeigen
Mir willst in deinem Glanz, ich ehre sie
Und möchte gern zugehören eigen,
Mit Zittern ist das andre Bild entwichen,
Es ist vor deinem vollen Glanz erblichen.

Der Ruhm.

Nicht daß du wirst von Thoren laut gepriesen,
Nicht daß die Welt, die eitle, dich verehrt,
Nicht daß du Schmeichler siehst zu deinen Füßen,
Daß man dein Lob von allen Zungen hört,
Nicht Lohn und Gold hat sich als Ruhm erwiesen,
Es hat dein eignes Herz dich schon belehrt,
Das nur im Innern dir der wahre Ruhm,
Ist dir dein Ziel und Streben Heiligthum.
Und wollen sie dich höhnen und verkennen,
Fällt dir auch nur ein mittelmäßig Loos,
Will auch die Welt nicht deinen Namen nennen,
Dünkt sich der Thor auch über dir und groß;
Wird nur im Herzen dir die Flamme brennen,
Hegt dich die Andacht nur in ihrem Schooß,
So blüht im Herzen dir die goldne Blume,
Auch ungekannt wohnst du im hohen Ruhme.

Autor.

Die heut'gen Stunden will ich nie vergessen,
Sie sollen tief in meinem Innern blühen,
Nie will ich mich in Uebermuth vergessen:
Ja ewig will ich, heil'ge Kunst, dir glühen,
Kein fremdes Bild soll in mir auferstehen
Und von der vorgesetzten Bahn mich ziehen.
Ich sehe vor mir wundervolle Höhen,
Nach ihnen sei der feste Schritt geleitet,
Und sollte rings um mich die Welt vergehn.
Was thut's, wenn Pöbel hinter mir auch schreitet,
Sein Wüthen mir den Weg verkümmern will,
Von einem süßen Licht bin ich geleitet.
Die ew'gen Ströme werden nimmer still,
Der freche Hohn sinkt unter bald im Schweigen,
Die Nacht nimmt ihn in ihre schwarze Hüll'.
Bald muß das schöne Morgenroth sich zeigen,
Es dämmern schon die wolkigen Gestalten,
Die Finsterniß muß sich hinunter neigen. —
Dann bitt ich noch: nicht Spaß für Ernst zu halten.

Schicksal.

Eine Erzählung.

1795.

Zu allen Zeiten haben die Menschen sich gern deutlich machen wollen, was sie sich unter dem Worte Schicksal zu denken hätten. Man sieht dies hohe bedeutungsvolle Wort so unendlich oft geschrieben, man hört es täglich nennen, und wenige verbinden einen Begriff damit; es ist für uns eine Art von Symbol, ein Bild, unter welchem wir gewöhnlich den Gang der Umstände zusammenfassen, deren natürlichen, nothwendigen Zusammenhang wir recht gut einsehen. Oft beehren wir einen Zufall mit diesem Namen des Schicksals, der für uns bloß deswegen Zufall ist, weil wir uns nicht um die Ursachen seines Einschreitens bekümmert haben; oft sogar lassen wir uns von unsrer menschlichen Schwäche so weit verleiten, unsre armseligsten Fehler einem höhern, unsichtbaren Wesen zur Last zu legen, in einer bedauernswürdigen Vergeßlichkeit nennen wir zuweilen die Folgen eines Rausches oder einer Unmäßigkeit Schicksal, wo wir bloß uns selbst und unsre Sinnlichkeit anklagen sollten.

Man hat viel darüber gestritten, ob und wie sich der freie moralische Wille mit dem Schicksal vereinigen ließe. Der Leser darf nicht fürchten, daß ich gesonnen sei, zu diesem Streite auch mein Scherflein beizutragen; diese ernsthafte Einleitung soll mir dazu dienen, ihn auf meine wahrhafte Geschichte um so aufmerksamer zu machen. Es ist die Geschichte eines Mannes, der lange Zeit von Widerwärtigkeiten verfolgt wurde, die ihm durch alle seine Plane kreuzten, der im bittern Unmuthe hundertmal sein hartes Verhängniß anklagte, der es immer von neuem versuchte, gegen dieses sogenannte Verhängniß anzukämpfen. Der geneigte aufmerksame Leser mag entscheiden, ob er nicht meistentheils selber Schuld an seinem Schicksale war.

So ernsthaft ich aber auch angefangen habe; so darf doch Niemand eine Erzählung im hohen tragischen Style erwarten, in welchem der Held durch tausend Leiden, eines fürchterlicher als das andere, endlich dahin gebracht wird, daß er sich, den Himmel und das Verhängniß verwünscht, in aufgethürmten Bildern spricht, und sich in die Dunkelheit seiner Metaphern verliert; alles dies will ich dem Leser ersparen, weil wir jetzt an ähnlichen Erzählungen schon außerordentlichen Ueberfluß haben. Man wird auch bald inne werden, daß mir der Held meiner Geschichte, Anton von Weissenau, zu einer so fürchterlichen Darstellung gar keine Gelegenheit giebt.

Er war der Sohn einer ziemlich reichen Familie, die in einer angenehmen Gegend des südlichen Deutschlands auf ihrem einsamen Gute lebte. — Der Sohn zeigte von Kindheit auf viele Fähigkeiten, man ließ ihn daher schon früh in allen Wissenschaften unterrichten. Der Vater verschrieb sich einen Hofmeister, der auf einer der dortigen Universitäten für einen Polyhistor galt, und gab ihm ein ansehnliches Gehalt, um seinen talentvollen Sohn in allen Kenntnissen vollkommen zu machen. Neben diesem Hofmeister wurden noch andere Lehrer gehalten, die ihn in der Musik und im Tanzen unterrichten mußten. Anton hatte ein gutes Gedächtniß, und einen Verstand, der schnell eine Sache, wenn sie nicht zu schwer war, begriff. er war dabei gut gewachsen, und hatte vor allen Dingen ein ansehnliches Vermögen zu hoffen; zum Unglück war er dabei der einzige Sohn, so daß Hofmeister und Eltern, Frauen und Fräulein, Nachbarn und Bauern ihm von Kindheit an schmeichelten, daß alles bewundert ward, was er nur sagte und that, und er auf diese Art eitel und eingebildet wurde, daß er sich schon früh für verständiger als alte Männer hielt, und sich eben dadurch die Verachtung manches gescheidten Mannes zuzog.

Als man glaubte, daß er von seinem Hofmeister nichts mehr lernen könne, ward er auf eine Universität geschickt. Er vertauschte sie bald mit einer protestantischen, um dort mit mehr Bequemlichkeit die Aufklärung studiren zu können. Er legte sich anfangs mit großem Eifer auf die schönen Wissenschaften, er machte viele Verse und schrieb sogar ein Schauspiel: aber bald behagte ihm dieser leere Schaum, wie er es nannte, nicht mehr, er trieb nun die Philosophie aus allen Kräften, suchte alle Systeme zu fassen und zu begreifen, er las täglich den Plato und Aristoteles, Des Cartes und Newton, Leibnitz und Wolf. Von jenen kühnen Träumen des menschlichen Geistes, die man die offenbarte Philosophie nennen könnte, ging er endlich

zur kritischen über, und ward in kurzer Zeit ihr wärmster und eifrigster Anhänger, weil sie ihn über alles erhob, was je Leute, die man für gescheidt gehalten hatte, gesagt und geschrieben hatten. Bald war er in der ganzen Stadt als der ärgste philosophische Klopffechter bekannt, in seinem Zimmer und auf der Straße, bei Besuchen und auf Spaziergängen hatte er die Wuth zu widerlegen und Proselyten zu machen. Leute, die nicht so streitsüchtig waren, vermieden ihn gern.

Nach dreien Jahren kam er zur Freude seiner Eltern und Verwandten in sein Vaterland zurück. Schon nach einigen Wochen nannte man ihn in der ganzen Gegend nur den philosophischen Edelmann; er suchte alle Gutsbesitzer zu bekehren, er sprach mit dem Feuereifer eines Apostels, und alle die Leute, bei denen es ihm nicht gelang, haßte und verachtete er. Da die Bekehrungen in unsern Zeiten oft nicht gerathen, so sah er sich bald einsam und verlassen: um so emsiger ergab er sich nun ganz dem Studio seiner Lieblingswissenschaft. Man sah ihn nicht anders, als in Gesellschaft eines Buchs oder mit gen Himmel gerichteten Augen in transcendentalen Regionen mit der Seele wandernd.

Welche Früchte, welche neue bisher ungeahndete Entdeckungen wird dieser Eifer nicht hervorbringen! — Doch vielleicht, daß sich die Scene ändert. — Man sieht wenigstens schon in der Gegend dort ein Mädchen, die vielleicht bei ihm das Bekehrungsgeschäft mit besserem Erfolge versucht, als es ihm selbst bis jetzt gelungen ist.

Ohngefähr eine Viertelmeile von Weissenau lag das Gut des Herrn von Birkheim. Sein Vater war als Kaufmann ein sehr reicher Mann geworden, der Sohn hatte sich nach dessen Tode adeln lassen und einen ansehnlichen Landsitz gekauft, eine reiche Frau geheirathet, und mit ihr eine Tochter gezeugt, die er nach dem Tode seiner Frau selber erzog. — Als er älter wurde, fiel es ihm nach und nach ein, daß das Geld für den Adelsbrief ziemlich unnütz ausgegeben sei, und er suchte es nun von allen möglichen Dingen wieder abzusparen; darüber kam er so sehr in die Gewohnheit des Sparens hinein, daß er in der ganzen Gegend für einen Geizhals ausgeschrieen war. In keinem Fehler nimmt der Mensch so leicht und so geschwinde zu, als im Geize; bald lebte der Herr von Birkheim einsam auf seinem Gute, von Niemand besucht, da er selber keinen Freund oder Bekannten besuchte; bald schaffte er alle Bedienten ab, die Gouvernante seiner Tochter ward fortgeschickt, und er saß nun mit dieser allein in seinem Schlosse, nur von einem steinalten Bedienten und einer alten Köchin aufgewartet. Er las manche neuere Bücher über die Erziehung, und keine gefielen ihm so sehr, als die, welche auf Einschränkung der Bedürfnisse drangen, darauf, daß man junge Leute, besonders Frauenzimmer, mehr von den Wissenschaften zurückhalten sollte. Der Vater befolgte alle diese Vorschriften bei seiner Tochter sehr genau, er hielt ihr keine Lehrer und Lehrerinnen, die alte Köchin war neben ihrem eigentlichen Amte ihre Kammerjungfer und Aufwärterin, Sittenmeisterin und Erzieherin. Da das Mädchen auf die Art keine Lehrstunden hatte, konnte sie desto fleißiger spazieren gehen; sie mußte weder Astronomie, noch Mathematik, weder Philosophie noch Musik, aber auf ihren einsamen Spaziergängen bildete sich ihr gesunder, natürlicher Verstand aus, unbefangen geht sie dort durch die Allee, um einem Philosophen den Kopf zu verdrehen, der alles, was sie nicht weiß, an den Fingern herzählen kann.

Auf dem Spaziergange begegnete Anton der jungen reizenden Caroline; sie sang ein lustiges Liedchen, und ging schnell mit einer Verbeugung an ihm vorbei. Er las ein tiefsinniges Buch. Ihr schwarzes Auge streift seinen finstern Blick, der sich schwer und langsam vom Buche aufhebt; sie geht vorüber, und er kann es nicht unterlassen, ihr nachzusehn. — Gedankenvoll setzt er sich auf eine Rasenbank, er glaubt noch über die menschliche Seele nachzudenken, und wiederholt sich nur in der Phantasie die leichtschwebende Gestalt des Mädchens. Was ist es, das diese Vorstellung unaufhörlich in seine Seele zurückbringt? Er kann es nicht begreifen, und verfällt in angenehme Träumereien, als Caroline wieder von ihrem Spaziergange zurückkömmt. Er steht ehrerbietig auf, macht eine tiefe Verbeugung, und vergißt es darüber, ihr ins Gesicht zu sehen. Als sie fort ist, will er ihr nach, um den Blick ihres schwarzen freundlichen Auges aufzufangen; er steht unschlüssig, die Zeit verläuft, und sie ist verschwunden. Unwillig nimmt er die philosophische Abhandlung aus dem Grase auf, und geht nach Hause.

Tiefsinnig setzt er sich in einen Stuhl. Er frägt sich: was ihm sei? und kann auf diese Frage in dem ganzen Wörterbuche seines Verstandes keine Antwort finden: er greift nach seinen Büchern und wirft sie sogleich wieder weg, denn sie kommen ihm alle abgeschmackt vor.

Der Leser wird es sogleich errathen, was die Ursach dieser gänzlichen Veränderung war: nichts anders, als Liebe. Mit diesem Worte bezeichnen wir täglich gewisse Erscheinungen in der menschlichen Seele, die uns sehr räthselhaft, ja unbegreiflich vorkommen würden, wenn wir uns nicht daran gewöhnt hätten, das Wort Liebe zu nennen, und uns nun einzubilden, wir hätten sie erklärt; jedermann versteht dieses Wort anders, in jeder Seele zeigt sich diese Verwandlung auf eine verschiedene Weise. Was war es aber eigentlich, das in dem einzigen Blicke lag, der bewirkte, daß Anton so plötzlich sein Steckenpferd abgeschmackt fand? — Ihr, die ihr die menschliche Seele in ihre kleinsten Bestandtheile zerspalten wollt, antwortet lieber nicht, denn ich werde euch nie Recht geben. Schweigt ebenfalls, ihr kalten materiellen Philosophen, die ihr den Knoten zerschneidet, statt ihn aufzulösen, und die ihr alles auf einen physischen Trieb hinausleiten wollt, denn euch werde ich noch weniger glauben.

Mag es zugehen wie es will, genug, Anton war seit diesem Tage ein ganz andrer Mensch. Er sperrte sich nicht mehr auf seinem Zimmer ein, er ließ sich neue Kleider machen, er ging oft spazieren, und am liebsten in der Nähe des Schlosses, wo Caroline wohnte. Er sah sie zuweilen am Fenster, zuweilen begegnete er ihr auch in der Allee; er ward jedesmal, wenn er sie sah, verwirrt und schüchtern; er hatte es sich selbst noch nicht gesagt, daß er liebe: wie hätte er es ihr sagen können?

Einige Wochen waren so verflossen, als Anton mit sich einig ward, daß er wohl verliebt seyn müsse.

Er verglich es mit dem, was er ehemals in Romanen und Schauspielen über die Liebe gelesen hatte, und zweifelte dann wieder; er schlug eines der neuesten Bücher nach, und berechnete, wie viel Verstand er wohl noch verlieren müsse, um sich mit Ehren als Liebhaber produziren zu können; denn er fand sich gegen jene Verliebten ausserordentlich kaltblütig und vernünftig. Er ließ endlich die Bücher liegen, und beschloß, unvorbereitet, und wenn es nicht anders seyn könnte, auch unpoetisch einen Sturm auf das Herz des geliebten Gegenstandes zu versuchen.

Die Gelegenheit dazu fand sich sehr bald. An einem schönen Sommertage saß er wieder in der Allee, die nach dem Schlosse des Herrn von Birkheim führte, als Caroline herunter kam, um sich im Schatten der Bäume zu erquicken. Anton machte wieder seine Verbeugung, Caroline die ihrige, indem sie im Begriff war, weiter zu gehen. Jetzt sammelte der furchtsame Liebhaber allen seinen Muth, und bot ihr seinen Arm beim Spazierengehen an; das Mädchen nahm ihn, und sie schlenderten neben einander den Gang hinunter. Anton drückte sich fast das Herz ab, um dem Fräulein etwas Schönes, Zärtliches oder Verbindliches zu sagen: aber wenn er eben damit über die Zungenspitze fahren wollte, so kam es ihm jedesmal so abgeschmackt vor, daß er es eilig wieder zurück nahm. Wie viele Komplimente, wie viel süßer Unsinn ging an diesem Tage verloren! Man sprach vom schönen Wetter, von der Aussicht, und den Annehmlichkeiten eines Spazierganges, und von dem Vergnügen, daß man sich habe kennen lernen. Sie waren zu einer Laube gekommen, und beide setzten sich schweigend nieder. Caroline machte eine Bemerkung über die Stille, und Anton ergriff endlich diese Gelegenheit, um eine Liebeserklärung vorzubereiten.

Sie wollen mir also erlauben zu sprechen? fragte er mit einem bedeutenden Blicke.

Warum wollen Sie erst auf meine Erlaubniß warten?

Und wovon ich nur immer will, Sie zu unterhalten?

Mir wird jede Unterhaltung von Ihnen angenehm seyn.

Nun so sehen Sie denn zu Ihren Füßen (er kniete nämlich plötzlich nieder) einen Menschen, der Sie anbetet, für den es, ohne Sie, kein Glück in diesem Leben giebt. Ja, mein Fräulein! Sie haben meinen Stolz gedemüthigt, und mich aus dem Gebiete des Unsinns ins schöne menschliche Leben zurückgerufen. Zu Ihren Füßen will ich meine Philosophie und alle meine Träumereien abschwören, zu Ihren Füßen eine gesundere und bessere Weisheit lernen. Glauben Sie mir, Schönste, Theuerste, ich frage nichts mehr nach den Kategorien und Denkformen; mein erstes moralisches Prinzip ist jetzt die Liebe, und seit ich Sie kenne, wünsche ich nichts sehnlicher, als die Gegenstände außer mir zu erkennen.

Mit einem lauten Gelächter sprang Caroline auf und ließ ihn auf den Knien liegen; er blieb noch lange in dieser Stellung, denn diese unerwartete Wendung hatte ihn überrascht, dann stand er langsam auf, und ging mit bekümmerten Blicken nach Hause. Sein Muth war völlig niedergeschlagen, und nirgends, weder beim Aristoteles, noch Plato, weder bei Kant, noch Kartesius konnte er Trost für seine Leiden finden.

Caroline erzählte indeß mit lautem Lachen der alten Köchin ihr Abentheuer; sie war anfangs über die unvermuthete Wendung des Gesprächs erstaunt und betreten gewesen, und der Schluß war ihr so spaßhaft und komisch vorgekommen, daß sie ganz athemlos vor Lachen nach Hause gelaufen war. — O du weißt nur nicht, welch Schicksal deiner harret, sonst würdest du, statt zu lachen, Thränen vergießen, du würdest nicht eines unglücklichen Liebhabers spotten, der dir nur darum mißfällt, weil er auch im Feuer der Leidenschaft seine Philosophie nicht vergessen kann; könntest du in die Zukunft sehen, o so würdest du dich ihm ohne Bedenken in die Arme geworfen haben. Hat man dir nie gesagt, daß Amor ein rachsüchtiger Bube sei, und daß er jede Verspottung der Liebe hart bestraft?

In einer benachbarten kleinen Stadt wohnte seit undenklichen Zeiten ein alter Edelmann. Er war von altem Hause, hatte ein ansehnliches Vermögen, das er in der Stille verwaltete, und dabei so wenig ausgab als nur immer möglich. Er war schon über sechzig Jahr, und unverheirathet, aber von einer festen und dauerhaften Gesundheit; alle Frauenzimmer vermied er, als ein ächter Hagestolz und erklärter Weiberhasser. Die ähnliche Stimmung der Gemüther, ein gewisser Zug der Sympathie führte diesen Herrn von Ahlfeld mit dem Herrn von Birkheim zusammen, ihre Bekanntschaft ward bald zu einer vertrauten Freundschaft. Lange gingen sie oft mit einander spazieren, und theilten sich ihre Ideen über die beste Oekonomie mit, oder einer besuchte den andern. Der alte Hagestolz gab dem Herrn von Birkheim manchen guten Rath, wie er den Garten besser benutzen könnte, oder ein Kornfeld mit einer andern Frucht besäen; Birkheim befand sich jedesmal wohl dabei, und die Bande der Dankbarkeit knüpften ihn noch fester an seinen Freund.

Als beide ohngefähr seit einem halben Jahre mit einander Bekanntschaft gemacht hatten, verspürte man plötzlich an dem Herrn von Ahlfeld eine sehr auffallende Veränderung. Er war sonst ein Anhänger der Mode gewesen, die er mit seinem Gelde zugleich von seinem Vater geerbt hatte, alles, was er trug, war auch eigentlich aus der Garderobe seines verstorbenen Vaters; man mußte oft über die seltsame Carrikatur lachen, wenn er mit seinem rothen Sammtrocke, mit langsamem gravitätischen Schritte über die Straße ging. Jetzt erschien er mit einemmale in einem Kleide von feinem rothen Tuche nach dem neuesten Schnitte, mit einem neuen Degen und einer Perücke mit heruntergekämmten Haaren, die ihm einen Anstrich von Empfindsamkeit gab. Es ist wahr, er blieb immer noch, wie zuvor, Carrikatur, aber man konnte jetzt wenigstens nicht mehr die Schuld auf seinen Schneider schieben. Sein alter Freund fragte ihn oft und dringend, was ihn zu dieser seltsamen Verwandlung vermocht habe, aber er wich immer sorgsam seinen Fragen aus; er spielte den Geheimnißvollen, um ihn nach einiger Zeit mit einer Erklärung desto angenehmer zu überraschen.

Caroline bemerkte bald, daß alles was der alte Hagestolz vornahm, nur gegen sie gerichtet sei, und

diese Entdeckung machte ihr nicht wenig Angst. Sie ging ihm allenthalben aus dem Wege, aber er folgte ihr allenthalben; der Herr von Ahlfeld sagte ihr immer etwas Schmeichelhaftes, und unterließ nicht, ihr jedesmal Süßigkeiten vom Conditor mitzubringen. Sie sind ja wahrhaftig ganz wie die jungen Herren, rief ihm manchmal der Herr von Birkheim zu, ich kenne Sie nicht wieder; Sie sind mit einemmale ganz jung geworden, und so artig, wie ich auch wohl zuweilen in meiner Jugend war. — Ahlfeld freuete sich innerlich über dieses Lob, aber Caroline konnte weder die Artigkeit, noch die Jugend an dem Hagestolz finden.

Er übte sich aber unaufhörlich in einem angenehmen Betragen; er machte, wenn er allein war, Komplimente vor seinem Spiegel, er suchte seinem Gesichte ein jugendlicheres Ansehn zu geben, er las neuere Bücher, um mit der Sprache der Liebhaber bekannt zu werden. Er erschrak aber, da er nichts, als wilde Ausrufungen fand, ein ewiges Niederstürzen vor dem geliebten Gegenstande, entsetzliche Flüche und Schwüre. Er überlegte, daß dazu ein Körper gehöre, der mehr abgehärtet sei, als der seinige, und eine Lunge von einem dauerhafteren Stoffe, er legte daher diese Bücher wieder fort und studirte sich in die Sprache der Banisen hinein; er fand hier besser seine Rechnung, und lernte es sehr bald, in zierlich gesetzten ellenlangen Perioden seine Zärtlichkeit vorzutragen. Nachdem er an einem Morgen alles wohl überlegt hatte, ging er, mit zierlichen Phrasen ausgerüstet, nach dem Schlosse des Herrn von Birkheim, um heute einen entscheidenden Schlag zu wagen.

Caroline glaubte am heutigen Tage vor ihrem Anbeter Ruhe zu haben, und saß mit einer weiblichen Arbeit auf ihrem Zimmer, als der Herr von Ahlfeld schön geschmückt und mit einem festlichen Anstande hineintrat. Er setzte sich zu ihr, man sprach anfangs über gleichgültige Gegenstände, aber das Fräulein merkte doch, daß ihr Liebhaber etwas auf dem Herzen habe. Endlich ergriff er ihre Hand, und sagte mit einem feierlichen Ton: „Mein Fräulein! sollten Sie es wirklich ganz unbemerkt gelassen haben, wie mein Herz seit einiger Zeit unaufhörlich zu dem Ihrigen hingezogen wird. Dieses Attachement, betheure ich Ihnen mit diesem ehrerbietigen Handkusse, ist nicht, wie Sie vielleicht glauben können, ein Werk des Zufalls, oder eine vorübergehende Neigung: nein, meine Verehrungswürdige, es ist ein unwiderstehlicher Hang, der Wille des Verhängnisses, der mir diese grausamen und zärtlichen Fesseln anlegt. O mein Fräulein, lesen Sie in meinen Augen die Zärtlichkeit, die mein Herz hineingeschrieben hat; lesen Sie dort, und antworten Sie mir ebenfalls durch einen gütigen, mildstrahlenden Blick: wollen Sie mich aber unaussprechlich glücklich machen, o so erlauben Sie Ihrer Zunge die wenigen Worte zu sagen: ich liebe Sie!“ —

Nach dieser Rede kniete er ehrfurchtsvoll nieder und erwartete in dieser demüthigen Stellung sein Todesurtheil, welches ihm auch ohne Zweifel gesprochen seyn würde, wenn nicht in diesem Augenblicke der Herr von Birkheim von ohngefähr hereingetreten wäre, um dieser Scene ein Ende zu machen. Die verwirrte und beschämte Caroline entlief in ein anderes Zimmer, der Liebhaber hob sich langsam vom Boden auf, und der Vater konnte vor lautem Lachen noch immer nicht zu Worte kommen.

Worüber lachen Sie? fragte Ahlfeld halb verwirrt.

Worüber? Zum Henker, über Sie! — Hat Sie meine Tochter endlich gedemüthigt? Nun, das ist mir schon Recht! — Ja, ja, Herr von Ahlfeld, jedem schlägt endlich die Stunde, da hilft kein Sträuben. Man kann den Weibern auf lange, aber wahrhaftig nicht auf immer entlaufen!

Lassen Sie uns ein gescheidtes Wort mit einander reden, lieber Herr von Birkheim.

Herzlich gern, lieber Freund!

Nun eröffnete der Verliebte dem Vater sein zärtliches Herz und hielt förmlich um seine Tochter an. Der Vater freute sich über den Antrag, und sagte endlich: „Aber eins, lieber Freund! muß ich Ihnen noch zu überlegen geben, nämlich, ob Ihre Liebe so stark ist, daß Sie meine Tochter ohne alle Aussteuer nehmen wollen. Nach meinem Tode ist sie natürlicherweise die Erbin meines ganzen Vermögens: aber ich habe mir fest vorgenommen, so lange ich lebe, auch nicht einen Heller davon herauszugeben, und diesen Vorsatz werde ich gewiß nicht brechen.“

Der Liebhaber bat sich über diese unerwartete Bedingung einige Tage Bedenkzeit aus, die ihm vom Vater gern zugestanden wurden; schon am folgenden Tage kam Ahlfeld zurück, und ging den Vorschlag des Vaters ein. Die Alten waren nun einig, sie wollten es jetzt versuchen, die Tochter dahin zu bringen, daß diese ihren Plan eben so annehmlich fände.

Caroline hatte sich auf den Antrag schon gefaßt gemacht, sie erschrak daher nicht, und verbarg den Widerwillen gegen ihren Liebhaber so gut es ihr möglich war. Sie gab keine entscheidende Antwort, und sowohl der Liebhaber als der Vater verließen sie in der Hoffnung, daß sie sich gewiß zu dieser vortheilhaften Heirath bequemen werde.

Trostlos saß indeß das Mädchen, und dachte auf Mittel, um dem Schicksal, das ihr so fürchterlich war, zu entfliehen. Sie bereuete jetzt ihr Betragen gegen den jungen Weissenau, sie bat ihn im Herzen tausendmal um Vergebung, denn er war ihre einzige Hoffnung.

Anton war nicht weniger betrübt als sie; mit traurigem Auge sah er oft nach dem Schlosse hinüber, er wagte es nicht mehr in der Allee spazieren zu gehen, weil er fürchtete, Carolinen zu begegnen und sich von ihr verhöhnt zu sehn. Caroline im Gegentheil, ging jetzt häufiger als je in die Allee, sie erwartete alle Tage ihren philosophischen Liebhaber, der jetzt, gegen den Herrn von Ahlfeld gehalten, ein Adonis schien.

Ein Ohngefähr führte sie endlich wieder beide zusammen. Sie grüßten sich, er wollte vorbeigehn, sie erkundigte sich nach seinem Befinden und nach der Ursach seiner Traurigkeit. Er benutzte diese günstige Gelegenheit, um ihr noch einmal seine Liebe zu erklären, eine Erklärung, die jetzt ohne Lachen angehört ward. Caroline erzählte ihrem Liebhaber die Gefahr, in der sie jetzt schwebe ihm auf ewig entrissen zu werden. Anton war erstaunt, und wußte kein anderes Mittel, als sich selbst als Sohn dem Herrn von Birkheim anzutragen: der

Schritt schien bedenklich, aber der einzige, der sich jetzt thun ließe.

Der Vater quälte indessen die Tochter um eine entscheidende Antwort, sie antwortete in zweideutigen Ausdrücken, so lange es nur möglich war; da aber der Vater zornig auf eine bestimmte Erklärung drang, so sagte sie endlich mit fester Stimme: sie könne nie die Gemahlin des Herrn von Ahlfeld werden.

Der Vater wüthete, da er seinen Plan in Gefahr sah zu scheitern, seine Tochter war schon seit langer Zeit seine Sorge wegen der Mitgift gewesen, jetzt sah er die erwünschteste Gelegenheit, sie ohne Aussteuer zu verheirathen, und diese Gelegenheit sollte er nicht benutzen dürfen.

Meine Tochter ist eine Boshafte, eine Ungehorsame, die ihren Vater ins Grab bringen wird! rief er dem eintretenden Herrn von Ahlfeld entgegen. — Caroline entfernte sich. — Sie ist ungehorsam? fragte Ahlfeld mit einem betrübten Ton. — Ja antwortete der Vater, sie schlägt Ihre Hand aus, sie — o ich bin von Sinnen! Ich habe schon Gäste zur Hochzeit eingeladen, ich habe schon nach der Residenz des benachbarten Fürsten an den Prior, meinen Vetter, geschrieben, er kömmt gewiß, um Sie beide zu trauen, und hätte aus Freundschaft gewiß nichts für die Mühe genommen, sondern es sich im Gegentheil zur Ehre gerechnet! — Und nun sind mit einemmale alle meine Freuden, alle meine schönen Plane zu Grunde gerichtet!

Der junge Herr von Weissenau ließ sich jetzt zu einem geheimen Gespräch mit dem Vater seiner Geliebten melden; dieser erstaunte nicht wenig, da sich noch ein Liebhaber seiner Tochter fand. Anton bat so dringend und beweglich um seine Einwilligung, daß der Alte mehr als einmal in Verlegenheit gerieth; er sahe die Halsstarrigkeit seiner Tochter, er erwägte ob dieser Liebhaber nicht auch vielleicht die Bedingung eingehn würde, die er dem Herrn von Ahlfeld vorgelegt hatte; er besann sich eine Zeitlang und versprach ihm endlich seine Tochter, wenn er sie ohne Aussteuer nehmen wollte. — Nichts weiter? rief Anton entzückt, o so bin ich ein glücklicher Mensch! — aber vergessen Sie nicht, rief ihm Birkheim nach, daß dazu die Einwilligung Ihrer Eltern nothwendig ist! — Anton flog nach Hause.

Was thut's, sagte der Vater zu sich selbst, wenn ich auch schon dem Herrn von Ahlfeld mein Wert gegeben habe? Die Familie des Weissenau ist reicher und angesehener, er ist jung und hübsch, und meine Tochter wird wenigstens gegen diese Heirath keine Einwendungen machen; ich werde sie noch vortheilhafter los, als ich jemals gedacht hätte.

Anton ging sogleich zu seinen Eltern. Sein Vater war ein harter und rauher Mann, eingebildet auf sein Vermögen und seinen Adel; man kann daher vermuthen, welchen Eindruck die Bitte seines Sohnes auf ihn machte. — Schämst du dich nicht, sagte er mit der größten Unfreundlichkeit, mir so etwas zu sagen? — Meinem Sohn ein Mädchen ohne Aussteuer! — Von bürgerlicher Abkunft, deren Vater sich erst durch Geld in unsern Stand hat hineinschleichen müssen; ein Mädchen, der es schon eine Ehre seyn müßte, wenn du nur an sie dächtest, diese verspricht man dir unter so schimpflichen Bedingungen, und du hast sogar die Frechheit, meine Einwilligung zu solcher Mesalliance zu hoffen?

Die Bitten, die Thränen des Sohnes waren vergebens, noch mehr aber die philosophischen Gründe, mit denen er beweisen wollte, sein Vater habe Unrecht, er sähe das Verhältniß von einer schiefen Seite an; das Glück des Sohnes müsse ihm, wenn er ihn liebe, theurer als alle seine Vorurtheile seyn. — Der Vater nannte ihn einen Narren, und ging fort, ohne ihn weiter anzuhören.

Anton war trostlos, Caroline ebenfalls, als er ihr die Nachricht überbrachte. Der Herr von Birkheim dachte jetzt wieder an den älteren Liebhaber, und drohte seiner Tochter, sie zu einer Verbindung mit diesem zu zwingen. Jedermann machte Plane, Anton und Caroline entschlossen sich zur Flucht.

Der Prior aus der Residenz kam unterdessen an. Man entdeckte ihm die Lage der Sachen, und er sprach weitläufig mit Carolinen, er zergliederte ihr die Pflichten eines Kindes gegen ihre Eltern; er schalt auf die thörichte Liebe, die gewöhnlich unter jungen Leuten herrscht, und sie zu tausend dummen Streichen verleitet; er bewies ihr aus dem alten und neuen Testamente, daß es ihre Schuldigkeit sei, den Befehl ihres Vaters zu erfüllen; er lobte endlich den alten Bräutigam und schimpfte auf Anton: aber alle seine Bemühungen waren vergebens, er gewann nichts weiter damit, als daß das Mädchen noch halsstarriger wurde, daß sie endlich geradezu erklärte, nur der Eigennutz ihres Vaters sei an ihrem Unglücke Schuld.

Der Prälat kam in Verlegenheit, Herr von Ahlfeld war in Verzweiflung, der Vater wüthete. — Alle machten Versuche, sie dem Befehl des Vaters geneigt zu machen, sogar die alte Köchin trat mit hinzu, um das Herz ihres Fräuleins zu rühren, aber diese blieb, wie vorhin, bei ihrem Vorsatz.

Der Prälat verschloß sich nun mit dem Vater, um mit ihm zu überlegen, welche Mittel man in dieser Lage ergreifen müsse. — Am folgenden Morgen ward Caroline schon ganz früh, als noch alles in der Gegend schlief, in einen Wagen gepackt, der Prälat setzte sich zu ihr, der alte Bediente begleitete sie, und so fuhr man nach einem Kloster, das seitwärts und einsam ohngefähr sechs Meilen von dem Schlosse Birkheim lag. Die Priorin war eine Freundin des Prälaten, ihr ward Caroline mit dem Bedeuten überliefert, eine strenge Aufsicht auf sie zu haben. Der Prälat fuhr fort und Caroline saß in ihrer einsamen Zelle und weinte.

Man war entschlossen, sie ein halbes Jahr hindurch hier leben zu lassen. Der Vater glaubte, daß die Einförmigkeit der Lebensart und die Langeweile sie dann wohl bewegen würden, ihre Hand dem Herrn von Ahlfeld zu geben.

Anton war in Verzweiflung, daß Caroline abgereiset sei, und daß Niemand wisse, wohin. Er fragte Jedermann, und keiner konnte auf seine Fragen Antwort geben. Er hatte einen sehr scharfsinnigen und weitläuftigen Plan ersonnen, mit seiner Geliebten zu entfliehen, und dann die Einwilligung seiner Eltern zu erzwingen, und nun war Caroline fort, und alle seine klugen Erfindungen waren umsonst.

Unter dem Vorwande, einen Freund zu besuchen, reiste er nach einer Woche ab, und streifte allenthalben in der Gegend umher, um Carolinen wiederzufinden. Er besuchte alle kleinen Städte und Dörfer, lauerte bei jedem Hause, wo es ihm nur auf irgend eine Art wahrscheinlich war, daß sie sich aufhalten könne: aber bis jetzt war seine Mühe noch immer vergebens gewesen. — In einer Dorfschenke hörte er einst von ohngefähr erzählen, daß man vor drei Wochen ein sehr schönes Fräulein in das benachbarte Kloster gebracht habe, die sehr betrübt ausgesehen hätte. — Anton schloß mit Recht, daß dies seine Geliebte seyn würde. — Er hatte nun nichts angelegentlicheres zu thun, als Tag und Nacht um das Kloster herumzuschleichen, und zu erwarten, ob er nicht einmal seine Geliebte sehn würde. Er gewann bald durch Geld und Freundlichkeit ein junges Mädchen, das im Kloster eine Art von Aufwärterin war, und diese erzählte ihm endlich für gewiß, daß Caroline hier seit einiger Zeit wohne. Anton hatte itzt sogar das Glück, sie einmal an einem Fenster in der Ferne zu sehen; die Augen der Liebhaber sind schärfer als die Augen der übrigen Leute; er erkannte sie sogleich, und bemerkte sogar, daß sie traurig sei. Auch Caroline mußte ihren Geliebten gesehn haben, denn sie kam jetzt häufiger, als sonst, an das Fenster; sie winkten einander zu, aber wie wenig sind Liebende mit stummen Winken zufrieden? — Anton ersann ein neues Projekt, und als es völlig zu Stande war, schrieb er seiner Geliebten folgenden poetischen und philosophischen Brief.

Geliebte!

So hab' ich Dich endlich doch wiedergefunden, troß der Bosheit meiner und Deiner Verfolger! Die Liebe besiegt alle Hindernisse, und sie wird auch uns glücklich machen. Aber laß uns jetzt nicht von neuem die kostbare Zeit versäumen, da wir beide wissen, was wir von unsern Eltern zu hoffen haben: freiwillig werden sie nie unsre Hände in einander legen, wir müssen sie zwingen! — Wie? hör' ich Dich fragen. — Nun so höre mich, theureste Geliebte, und willige in meinen Vorschlag. — Ich habe eine Stelle entdeckt, wo ich bequem über die Mauer des Klosters steigen kann; von dort komme ich leicht zu dem Fenster, an welchem ich Dich nun schon zu meiner Freude so oft gesehen habe. Beschreibe mir, wo ich von dort aus Dein Zimmer finde, und ich komme dann morgen in der Nacht zu Dir. — Keine Einwendungen, wenn Du mich liebst, Theuerste; ich sehe Dich jetzt schon als meine Gattin an, und was findest Du denn an diesem Schritte tadelnswürdiges? Laß keine falsche Scham, kein Vorurtheil, keinen von den gewöhnlichen Einwürfen in Deinem Herzen gegen mich sprechen, denn an dieser Nacht, an dieser Erfüllung meiner Bitte hängt das Glück unsers ganzen künftigen Lebens. — Ich verlasse Dich dann vor Anbruch des Morgens, und wir haben uns selber als Mann und Frau den Segen gesprochen. Mögen Sie Dich dann im Kloster aufbewahren; mag mir mein hartherziger Vater seine Einwilligung versagen; mag der Deinige Dir eine Aussteuer verweigern: uns kann alles gleichgültig seyn. In Dir schlummert dann ein Pfand, das sie bald wider ihren Willen zwingen wird, sich zu vergleichen, und uns Sohn und Tochter zu nennen. Den Eigensinnigen muß man mit Eigensinn begegnen, um ihren Troß zu beugen: darum, Geliebte, willige in meinen Vorschlag. Thust Du es nicht, so bin ich elend, und auch Du bist es; denn Dein Vater wird gewiß am Ende Mittel finden, Dich mit dem alten verliebten Gecken zu verbinden, und dann sind wir auf ewig auseinander gerissen. — Oder wünschest Du lieber mich sterben zu sehen und Dich an einen alten, abgeschmackten Narren schmieden zu lassen: nun wohl, so zerreiß diesen Brief und antworte mir nicht. — Doch nein, warum will ich denn zweifeln? Du siehst Dich selbst als meine geliebte Gattin an, und wenn es einst Dein Wunsch war, mich Gemahl nennen zu können, warum wolltest Du mir denn nicht noch heut Dein Zimmer und Deine Arme öffnen? worin liegt die Sünde, wenn wir ein Glück genießen, das unser Eigenthum ist, und wenn dieser Genuß zugleich die Quelle unsrer künftigen Seligkeit wird. — Schicke mir durch die Ueberbringerin dieses Blattes ein paar Worte, in welchen Du mir die Lage Deines Zimmers beschreibst. Ich sage Dir Lebewohl, bis ich Dich selbst in meine Arme schließe.

Der Deine bis in den Tod.

Diesen Brief gab er dem Mädchen, das ihn noch an eben dem Tage Carolinen überbrachte. Diese erstaunte, als sie den Vorschlag ihres Geliebten begriff, überlegte eine Zeitlang, was sie antworten sollte, und schrieb ihm endlich folgendes:

Mein Theuerster!

Ihr Brief hat mich überrascht. Ich fühle es, daß ich viel dagegen sagen könnte und sollte. Ich bin im Begriff, es zu thun, und dann lege ich doch wieder die Feder nieder. — Da es Ihr Glück entscheidet, wie Sie sagen, da Sie es als einen Beweis meiner Liebe ansehn; so kommen Sie in der folgenden Nacht. Das bewußte Fenster wird offen seyn, es stößt auf einen langen Gang, diesen gehn Sie ganz hinunter. Die letzte Thür zur rechten Hand ist die meinige. Ich zittre, indem ich Sie erwarte. Leben Sie wohl!

Caroline.

Wie groß fühlte sich unser Held, als er die Zeilen erhalten hatte; er ward dadurch völlig von Carolinens Liebe überzeugt; er fühlte sich in eben dem Augenblick über alle Zufälligkeiten, über den Eigensinn seiner Eltern und den Geiz des alten Birkheim erhoben. Er hatte nun ein Mittel ausfindig gemacht, das ihm ohne allen Widerspruch den Besitz seiner Geliebten versicherte; stolz stand er da, wie der Regent seines Schicksals, und sagte eine Tirade nach der andern, die alle beweisen sollten: der Mensch vermöge alles, wenn er es nur ernstlich wolle. — Mit heißer Sehnsucht erwartete er die folgende Nacht; er schlief nur wenig, der Gedanke an Carolinen erhielt ihn wach.

Seine Geliebte konnte noch weniger schlafen; bald gereute ihr die Antwort, die sie ihm gegeben hatte, bald sah sie wieder aus dem Fenster, ob die Sonne nicht bald aufgehen wollte, bald gingen ihr die Stunden zu langsam, bald zu schnell. — Der Tag erscheint, und ein Wagen fährt bei dem Kloster vor. Die junge Gräfin von Werdenburg steigt mit ihrer Mutter aus der Kutsche, die Mutter empfiehlt der Priorin ihre Tochter, die auf ein Jahr hier

wohnen soll, und fährt wieder fort. Man giebt der Gräfin ein Zimmer, das ihr trübe und melancholisch vorkömmt. Die Priorin, die sich der reichen Gräfin gern verbindlich machen will, zeigt ihr mehrere Zimmer, und auch das, welches Caroline bewohnt. Die Aussicht in einen Garten, die freie Luft, die größeren Fenster, alles gefiel der Gräfin, und sogleich wird Carolinen vorgeschlagen, aus diesem Zimmer auszuziehen, und ein andres in Besitz zu nehmen. Daß sie sich weigerte, kann man sich denken; sie erschöpfte alle möglichen Entschuldigungen, die man alle ungültig fand. Halb und halb gab sie endlich ihre Einwilligung, und es ward sogleich eine Aufwärterin gerufen, die ihre Sachen mußte einpacken helfen. Die Gräfin bezieht das Zimmer, und Caroline das, welches erst für ihre Nebenbuhlerin bestimmt gewesen war.

Das erste, was sie that, war, daß sie im heftigen Verdruß einen Brief an ihren Geliebten schrieb, worin sie ihm den unglücklichen Zufall meldete, der so plötzlich ihren Plan zerstört habe. Sie gab der Vertrauten den Brief, und ging sinnend auf und ab. — Spät am Abend kömmt die Vertraute zurück; der Herr ist nirgends zu finden, ruft sie unwillig, und gibt Carolinen das Billet zurück; ich bin drei Stunden nach ihm herumgelaufen, schicken Sie es ihm lieber morgen früh, vielleicht daß ich ihn dann treffe.

Caroline, die wohl wußte, daß es morgen, auch noch so früh, immer schon zu spät seyn würde, steckte das Billet betrübt ein, und überließ sich ihrem Tiefsinn, der sich bald in Angst verwandelte. Bei jedem Geräusch glaubte sie ihren Geliebten zu hören, der die beschriebene Thür in einem unglücklichen Mißverständniß eröffnet. Wie soll sie es verhindern? Sie wohnt auf der ganz entgegengesetzten Seite des Klosters. Sie fährt zusammen, wenn sich die Wetterfahne dreht; Verdruß und Angst haben sie endlich so ermüdet, daß sie auf ihr Bette sinkt und einschläft.

In der Mitternachtstunde, als alles schlief, ging Anton mit pochendem Herzen nach dem Kloster hin; er sieht die Lichter ausgelöscht, und steigt leise über die Mauer hinüber und durch das offne Fenster. Den Gang hinunterschleichend, nähert er sich schon der bezeichneten Thür. — Unglücklicher! wird dich keine böse Ahndung zurückhalten, und dir sagen, daß du der Narr des Zufalls bist? — Nein, er öffnet die Thür, und steht im Zimmer der Gräfin.

Er war erstaunt, als er Niemand fand; er glaubte, Caroline würde ihm sogleich froh entgegenhüpfen und ihn an ihren Busen drücken. Er horchte und hörte ein leises Athemholen, trat ans Bett und sah ein Frauenzimmer, die er noch immer für Carolinen hielt, im tiefen Schlafe. Noch immer verwundert, wollte er sie leise wecken, aber von der Reise ermüdet, schlief die Gräfin sehr fest. Er nahm sie endlich in seine Arme, und bedeckte Mund und Busen mit tausend Küssen, indem er sie unaufhörlich seine geliebte Caroline nennt.

Die Gräfin erwachte endlich, und that einen lauten Schrei, als sie sich so unvermuthet in den Armen eines Mannes fand. — Sei doch still, theure Caroline! sprach er ihr ins Ohr, komm zu dir und erkenne mich, deinen Geliebten, —

Die Gräfin aber schrie nur noch heftiger, sie rief mit kreischender Stimme um Hülfe, und der unglückliche Anton stand wie aus den Wolken gefallen, ungewiß, ob er da bleiben, oder den Rückweg nehmen sollte. — Er vermuthete endlich den Zusammenhang der sonderbaren Begebenheit, und machte sich eben zum Rückzuge fertig, als er schon in der Ferne Weiberstimmen in einem verworrenen Chor hörte. Er machte die Thüre auf, und der Schimmer von vielen Lichtern kam ihm entgegen; alte und junge Nonnen, halb angezogen und in völligem Negligee, kamen auf ihn zu, und schrien immer noch um Hülfe, ob sie gleich alle schon beisammen waren, Carolinen ausgenommen. Er schlug den Mantel über das Gesicht und ging vor, alle wichen ihm erschrocken, wie einem Gespenste, aus, er erreichte das Fenster, die Mauer, und durch einen Sprung war er wieder im freien Felde.

So ist denn alles, rief er aus, gegen mich und meine Liebe verschworen! Ich bin der unglücklichste Mensch und mein Schicksal das grausamste. — Betrübt schlich er fort.

Die Gräfin mußte indeß ihr Abentheuer erzählen, man beklagte sie recht sehr, und errieth sogleich, daß das Ganze eine Verabredung mit Carolinen seyn müsse. Man erinnerte sich der hartnäckigen Weigerung, ihr Zimmer zu verlassen, man hielt alle Umstände genau zusammen, und die Vermuthung ward zur Gewißheit. — Am Morgen ließ die Priorin das unglückliche Mädchen rufen: Sie dürfen, sprach sie in einem rauhen Ton zu ihr, nicht länger hier verweilen, und den Aufenthalt der Unschuld entweihen; reisen Sie ab, und seyn Sie froh, wenn wir den ganzen Vorfall, der so sehr zu Ihrer Schande gereicht, verschwiegen halten.

Man schickte einen Boten an ihren Vater; er war erstaunt und in Wuth, er durfte es nicht wagen, sie wieder zu sich kommen zu lassen, da er diese Probe ihres unternehmenden Geistes erfahren hatte. Er mußte also ein anderes Mittel ersinnen.

Ziemlich weit von ihm, in einer ansehnlichen Stadt, lebte eine Muhme von ihm, eine alte Jungfer von funfzig Jahren. Man hatte ihm gesagt, daß alte Jungfern am liebsten und genauesten die Unschuld bewachten, das es leichter sei, den Satan selbst, als sie zu betrügen, so daß der alte Birkheim glaubte, seine Tochter könne nirgends einen bessern Schutz finden. — Er ließ also Carolinen abholen, und schickte sie mit einem Briefe, in welchem er die strengste Aufsicht anbefohl, an ihre Tante. — Anton, der noch immer in der Gegend geblieben war, erfuhr vom Kutscher den Ort, nach welchem Caroline hingeführet wurde; er besuchte seine Eltern auf einige Tage, um sich mit neuem Gelde zu versehen, und ging dann, wohin ihn das Schicksal zu neuen Abentheuern und neuen Unglücksfällen rief.

Die Tante, zu der man Carolinen brachte, war wirklich für das Amt einer Aufseherin wie geboren. Ihre Augen waren vom Alter nicht geschwächt, sondern sie sah damit besser, wie manches zwanzigjährige Mädchen; sie war nicht phlegmatisch, sondern im Gegentheil in einer beständigen Thätigkeit; nach allem, was in ihrer kleinen Wirthschaft vorfiel, sahe sie selbst; sie lebte in der Stadt fast ohne alle Bekanntschaft, sie war beständig in ihrem Hause eingeschlossen; zum Ueberfluß waren vor ihren Fenstern eiserne Gitter, aus denen sie, oder das Mädchen,

die ihr aufwartete, nur selten heraussahen. Kurz, alles, das Haus sowohl als ihre Bewohner, hatten ein so menschenfeindliches Ansehen, daß sich so leicht Niemand dieser Gegend näherte.

Hier nun sollte Caroline, so lange bis sie sich gebessert habe, lebendig begraben werden. Sie machte ein sehr verdrüßliches Gesicht, als sie in das Zimmer der ehrwürdigen Tante trat: diese las den Brief, und empfing sie wie ein Schlachtopfer, an dem sie alle ihre Launen üben könne. Das arme Mädchen fand es hier in der großen Stadt einsamer als in dem Kloster, das sie verlassen hatte, oft sehnte sie sich dorthin zurück, und beweinte dann mit häufigen Thränengüssen den Verlust ihres Liebhabers. Sie wußte nicht, was aus ihm geworden war, wo er nach dem Abentheuer geblieben sei, ob er ihren jetzigen Aufenthalt erfahren habe, ob er noch an sie denke, und was der zärtlichen Besorgnisse und Fragen mehr waren, in denen die Liebe so außerordentlich erfinderisch ist.

Ihr Geliebter hatte sie indessen nicht vergessen, er ging täglich dem Hause vorüber, in welchem sein Mädchen gefangen saß; ihn schauderte, wenn er die dicken eisernen Stäbe sah, und noch mehr, wenn das schwarzbraune Gesicht der Tante zwischen ihnen durchblickte: die Fenster waren zwar zur ebnen Erde, aber für ihn unzugänglicher, als eine Dachstube; die Thüre des Hauses war beständig verschlossen, die Magd war ebenfalls eine alte Jungfer, und ihrer Herrschaft treu ergeben, weil beide mit einander aufgewachsen waren. Er sah gar keine Hoffnung und keinen Ausweg, er verwünschte sein grausames Verhängniß, das ihm alle seine Wünsche vereitelte.

Dem Hause der Tante gegenüber war ein Gasthof, der einem Manne gehörte, der ziemlich dick war, und dessen junge und hübsche Frau unsern Liebhaber oft sehr freundlich angesehen hatte, wenn er vor dem Hause auf- und abgegangen war. Lange sann Anton, ob er nicht alle diese Umstände so beugen und richten könne, daß sie ihm günstig würden, und alle zu einem Zwecke dienten. Wenn er nur im Hause des Gastwirths seyn könnte, so konnte er hoffen, vielleicht einmal seine Geliebte zu sprechen, sie wenigstens häufiger zu sehen. An einem Mittage sah er endlich, daß die Tante ihr Essen aus dem Gasthofe holen ließ, und in demselben Augenblick war auch sein Plan gemacht.

Er ging nun noch häufiger in der Straße auf und ab, die Augen immer nach den Fenstern der schönen Frau im Gasthofe gerichtet; sie bemerkte seine Aufmerksamkeit und sah ihm jedesmal nach, wenn er vorbei ging; nach einigen Tagen grüßte man sich sehr freundlich, und beide warteten nur auf eine Gelegenheit um sich mündlich noch näher kennen zu lernen. —

Diese fand sich bald, da sie von der Frau des Hauses emsig gesucht ward. Anton war auf der Promenade, und es war schon spät; Jedermann ging schon nach Hause, nur ein sehr elegant gekleidetes Frauenzimmer ging noch auf und ab; als Anton näher kam, sah er, daß es die hübsche Frau aus dem Gasthofe sei. Er versäumte nicht die Unterredung anzufangen, und sie klagte, daß eine Freundin ihr Wort nicht gehalten habe, und sie sie nun auf der Promenade so lange vergebens habe erwarten müssen. Nur Ihre angenehme Gesellschaft kann mich entschädigen, schloß sie, und er reichte ihr den Arm, um sie nach Hause zu führen.

Unterweges freute man sich sehr, daß man sich habe kennen lernen: Anton wünschte, daß er öfter das Glück haben möchte, Madam zu sehn; Madam Lindner antwortete, daß das Glück auf ihrer Seite seyn würde, daß aber ihr Mann übertrieben eifersüchtig sei, und daher keine Besuche von jungen Leuten in seiner Familie dulde. — Sie also würden mich nicht ungern sehen, Madam? fragte Anton mit einem zärtlichen Blick. — Ein sanfter Händedruck war die Antwort. — Nun so werd' ich bald das Vergnügen haben, Sie recht oft zu sehen! — Er küßte ihre Hand, sie standen vor dem Hause und sie verließ ihn. — Anton warf noch einen schwermüthigen Blick nach den Fenstern seiner unglücklichen Geliebten: ja, rief er aus, ich muß dich befreien, arme Caroline! gebe nur der Himmel, daß mein Projekt diesmal gelingen möge! —

Am folgenden Tage stand Herr Lindner in seinem Zimmer und rauchte sein Pfeifchen, als ein Bedienter von sonderbarem Ansehen hereintrat. Er trug eine abgeschabte Livree, und vom alten Hute hing ein langer Flor über den Rücken; eben so war ein schwarzer Flor um den linken Arm gewickelt. Sein Gesicht war betrübt; er wischte sich die Augen und machte ein paar tiefe Verbeugungen. — Was will Er, mein Freund; fragte Lindner mit einer tiefen Baßstimme. — Ach, verehrungswürdiger Herr, klagte der Bediente in einem weinerlichen Tone, ich komme her, Sie recht sehr um eine Gefälligkeit zu bitten.

Lindner. Hier wird nichts gegeben, mein Freund. —

Bediente. Ich verlange auch kein Almosen.

Lindner. Nun, was verlangt Er denn?

Bediente. Haben Sie Zeit, und wollen Sie die Gewogenheit haben mich anzuhören?

Lindner. Red' Er.

Der Lakai von der traurigen Gestalt räusperte sich und hob dann seine Erzählung an: Ach, mein werthgeschätzter Herr, so wie Sie mich da vor sich sehn, bin ich ein ehemaliger Bedienter von einem Herrn, dessen Gut vier Meilen von hier liegt. Sehn Sie, es war ein christlicher und guter Herr, aber, Gott hab ihn selig, nun ist er verstorben, wie Sie auch an meiner Trauer sehn können, und ich bin außer Dienst gesetzt. Nun würde es mir freilich wohl nicht an einer neuen Herrschaft fehlen, wenn ich mir die Mühe geben wollte, mich darnach umzusehn; aber sehn Sie, mit Ihrer Erlaubniß, so ein christlicher Mann der selige Herr auch war, der gewiß keinem Menschenkinde zu große Ueberlast machte, und der auch als ein völliger Christ gestorben ist und mir etliche hundert Thaler in seinem Testamente vermacht hat: sehn Sie, so hab' ich doch, wie man wohl zu sagen pflegt, im Lakaienstande ein Haar gefunden. Nicht, als ob mir die Arbeit zu schwer wäre, nein, Gottlob, grade umgekehrt: aber man sieht doch gern gerade aus, und wünscht mit der Zeit auch einmal ein nahrbarer und seßhafter Mann zu werden, der doch auch seine Familie ehrlich und fleißig ernährt; und sehn Sie, das kann man als Bedienter zeitlebens nicht, und darum bin ich eigentlich zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, hochgeschätzter Herr, einen armen verwais'ten Teufel für Geld

und gute Worte in Ihre Dienste zu nehmen, damit er einmal als Koch sein Stückchen Brod essen kann; denn ich denke immer, wer andern zu essen giebt, für den fällt auch wohl selber etwas ab, und das liebe Essen ist denn dabei doch eine Waare, die nie aus der Mode kommt.

Er ist ziemlich weitläuftig, mein Freund, sagte der Gastwirth, indem er ihn noch einmal genau betrachtete. Wenn wir über das Lehrgeld einig werden können, so will ich ihn behalten.

Mit dem Kontrakte wurde man bald fertig, und der neue Lehrling ward in die Küche eingeführt.

Wie freute sich Anton über seine glückliche List, als er mit der weißen Küchenschürze herumlief! Wie erstaunte die Frau, als sie am Mittage ihren Liebhaber als Küchenjungen vor sich stehen sah! — Unser verliebter Projektmacher hatte nun vors Erste alle seine Zwecke glücklich erlangt; er war ein Mitglied des Hauses geworden, ohne vom Wirth erkannt zu seyn; die Frau hatte geglaubt, es geschehe ihrentwegen, und er hoffte sie durch seinen Verstand bald in sein eigentliches Interesse hineinzuziehen. Er wünschte nun nichts sehnlicher, als daß die Magd der alten Tante einmal krank werden möchte, um so glücklich zu seyn, seiner Geliebten das Essen hinüberzutragen.

Auch dieser letzte Wunsch ward erfüllt, und er bestand so lange darauf, daß man ihn hinüberschicken solle, bis es geschah. Caroline hätte sich bald durch ihre Freude verrathen, als sie ihren Geliebten wieder vor sich sah; er winkte, sie mäßigte sich, und die Tante war diesmal einfältiger als gewöhnlich, und hatte nichts gemerkt.

Er sahe nun Carolinen täglich, und sie unterhielten sich durch zärtliche Pantomimen; die wachsame Alte aber verhinderte beständig, daß sie mit einander sprachen. An einem Tage war die Gelegenheit günstig, und Anton gab seiner Geliebten einen Zettel und eine Feile, die er zu dieser Absicht bei sich trug. — Fliehen Sie, stand auf dem Papiere, benutzen Sie dieses Instrument, ich sehe keine andre Rettung.

Halb wider seinen Willen war unterdeß die Bekanntschaft mit Madam Lindner auch fortgeschritten. So sehr ihn in manchen Augenblicken die Untreue ärgerte, die er täglich gegen seine Vielgeliebte beging, so war doch die Schönheit der Frau und die günstige Gelegenheit gar zu verführerisch. Er hätte sich auch den Haß der Frau zugezogen, oder hätte sich ihr wohl gar verdächtig gemacht, wenn er eine Intrigue plötzlich wieder abgebrochen hätte, die er doch selber eingeleitet hatte, und der zu gefallen er sich nur, wie sie sich einbildete, verkleidet in ihr Haus geschlichen hatte. — Was konnte er also thun? Unter einer zwiefachen Gestalt diente er der himmlischen und irdischen Venus.

Er konnte es nicht vermeiden, daß sein Herr ihn nicht bisweilen verschickt hätte; er wurde an einem Tage sehr verlegen, als er mit einer Rechnung in das Zimmer eines alten Universitätsfreundes trat, der sich seit einiger Zeit in dieser Stadt niedergelassen hatte. Anton war sogleich erkannt, und um nicht das Gefährlichste zu wagen, mußte er seinen Freund Milberg zum Mitwisser seines Geheimnisses machen. Man lachte und trank auf die Gesundheit der unbekannten Geliebten, denn Anton war doch so klug gewesen, ihm nicht den Zusammenhang der ganzen Sache zu entdecken, er hatte ihm bloß gesagt, daß er diese Verkleidung nöthig gefunden habe, um eine Intrigue, die ihn jetzt beschäftige, zu Ende zu führen. Beide trennten sich, indem natürlicher Weise Milberg die strengste Verschwiegenheit versprach.

Anton lebte indeß in einer großen Einförmigkeit fort, er sah Carolinen oft, sprach sie aber nie, weil dies die Wachsamkeit der alten Tante unmöglich machte. — Mit Schrecken sah er an einem Morgen vor seinem Gasthofe den Herrn von Birkheim und den alten Ahlfeld aus einem Wagen steigen; sie kamen, um zu sehen, ob sich Caroline nach einem halben Jahre gebessert habe. Die beiden Angekommenen logierten in Lindners Gasthofe und es ward ihm sehr schwer, sich vor ihren Blicken zu verbergen.

Aber bald drohete ihm noch ein neues Unglück; die Eifersucht bereitete seiner Seele neue Schmerzen. Sein Freund Milberg begegnete ihm auf der Straße, und redete ihn an: sage mir, lieber Freund, was ist das für ein Mädchen, das dir gegenüber wohnt? — Wo? — In den Fenstern mit den Eisenstangen bei dem alten häßlichen Weibe. — Ich erinnere mich. — Sie ist ein Engel! ich gehe alle Tage vorbei, um nur zuweilen das himmlische Gesicht zu sehen; ich denke, sie muß mich bald kennen lernen. Weißt du nicht, ob man in dem Hause Zutritt haben kann?

Weiter war nichts nöthig, um Antons Seele mit der peinlichsten Unruhe zu füllen. Schon sieht er in seinem Freunde einen neuen Nebenbuhler, schon hadert er von neuem mit dem Schicksale, das ihn ohne Rast verfolgt; er sieht kein anderes Mittel als die Aufmerksamkeit seines Freundes auf einen andern Gegenstand zu lenken. Daher beschrieb er ihm die Schönheit der Madam Lindner, behauptete, daß eine Bekanntschaft mit dieser ungleich leichter und dankbarer sei, als mit der Schönen hinter dem Gitterfenster, gestand endlich, daß er selbst mit dieser in einer vertrauten Verbindung stehe, jetzt aber dieser Intrigue überdrüssig sei. — Milberg ward wirklich auf die Erzählung seines eifersüchtigen Freundes aufmerksam, und da dieser ihm oftmals versicherte, daß Madam Lindner nicht zu den grausamen Schönen gehöre, beschloß er wirklich, einen Angriff auf ihr Herz zu versuchen.

Er ging vor dem Hause vorbei, und sahe sie am Fenster; die Beschreibung und die Lobeserhebungen seines Freundes schienen ihm nicht übertrieben. Er suchte nun ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber alle seine Mühe war umsonst. Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern ging um so fleißiger durch diese Straße, und ward aus Eigensinn am Ende wirklich in Madam Lindner verliebt. Wenn er sie auf der Straße sah, ging er ihr nach, in der Kirche stellte er sich neben sie und suchte sie anzureden; aber sie gab weiter gar nicht auf ihn Acht, oder schreckte ihn mit einer sehr kurzen Antwort zurück. Es mag beim ersten Anblick sonderbar scheinen, daß viele Weiber, die sich kein großes Bedenken daraus machen, ihrem Manne untreu zu seyn, ihrem Liebhaber eine unwandelbare Treue schenken. Dies gehört zu den eigensinnigen und wunderbaren Launen des weiblichen Geschlechts, die sich am Ende

auf eine feine Delikatesse hinausführen lassen, die dem männlichen Geschlechte ganz zu fehlen scheint.

Milberg ward durch sein Unglück gegen seine Geliebte und gegen seinen Freund aufgebracht; da ihm alle Versuche mißglückten, beschloß er sich an beiden zu rächen; er dachte auf ein Mittel, seiner Rache auf eine gute und wirksame Art genug zu thun. — Anton sah indeß mit blutendem Herzen den alten Ahlfeld täglich seine Geliebte besuchen, er verwünschte ihn im Herzen, aber diese Verwünschungen konnten ihm nichts helfen, er mußte in jedem Augenblicke fürchten, daß Caroline ihre Einwilligung zu der verhaßten Verbindung geben würde. — Milberg sprach ihn wieder und sagte, daß er eine Bitte an ihn habe: Madam Lindner, sagte er, ist gegen alle meine Bitten taub, für alle meine Aufmerksamkeiten blind und unempfindlich gewesen; ich achte sie seitdem um so höher, nur fürchte ich, daß ich sie durch meine Zudringlichkeit beleidigt habe, und das würde mich kränken. Um mich zu überzeugen, daß sie keinen Groll gegen mich hat, mußt du sie überreden, daß sie mich in deiner Gesellschaft in meinem Gartenhause besucht, wir wollen dann froh mit einander seyn, und wenn es nöthig seyn sollte, eine allgemeine Versöhnung feiern.

Anton hatte viel dagegen einzuwenden, aber sein Freund hörte nicht eher auf ihn zu bitten, und zu quälen, bis er ihm versprochen hatte, bei seiner Geliebten alles anzuwenden, um sie in die Gesellschaft seines Freundes zu führen. Madom hatte noch weit mehr dagegen einzuwenden, sie gab aber auch den dringenden Bitten ihres Liebhabers nach, und der Tag ward festgesetzt, an welchem sie den Freund in seinem Gartenhause besuchen wollten. — Sie ahneten nicht, daß dieser Tag für sie ein Tag des Unglücks seyn würde.

Milberg machte alles zu ihrem Empfange bereit, er ordnete die Tafel sehr geschmackvoll an, schrieb aber in der Bosheit seines Herzens zugleich einen Brief an den eifersüchtigen Mann, worin er ihm meldete, daß wenn er seine Frau in artiger Gesellschaft finden wollte, er nur nach einem Gartenhause, welches er ihm näher bezeichnete, um eine gewisse Stunde kommen sollte. —

Madam Lindner ließ sich von Anton, der sich am heutigen Tage wieder in seine ordentlichen Kleider geworfen hatte, nach dem Gartenhause führen. Man ißt, trinkt und lacht, als man plötzlich ein Gepolter vernimmt.

Milberg geht fort, um zu sehen, was es giebt und kömmt nicht wieder; das Gelärm nähert sich immer mehr, schon unterscheidet man die tiefe Baßstimme des alten Lindner; Madam will in Ohnmacht fallen, und Anton weiß nicht, was er thun soll. Die Thür öffnet sich und der erboßte Mann tritt herein, die Frau fällt wirklich in Ohnmacht und Anton erschrickt. Alles ist erstaunt sich hier anzutreffen; der Liebhaber kann nicht begreifen, durch welchen unglücklichen Zufall sich der Mann hieher verirrt habe, und der Mann steht wie versteinert, da er den Küchenjungen als einen jungen Herrn und als den Liebhaber seiner Frau wiederfindet. Hinter dem Herrn Lindner zieht eine ganze Schaar von Marqueurs, Köchen und Hausknechten einher, jeder mit den Waffen seines Standes versehen, alle stehn starr da und betrachten den verwandelten Küchenjungen, der sich Mühe giebt, Madam, die noch immer in Ohnmacht liegt, ins Leben zurückzurufen. —

Sie schlug endlich die Augen wieder auf, und Anton zog den Degen, um sich durch seine Feinde einen Weg zu bahnen; sie wichen ihm alle aus; und er gewann das freie Feld. — Hier sah er in großer Eil' den Herrn von Ahlfeld mit mehreren Bedienten zu Pferde vorbeisprengen; er erfuhr von dem einen, daß Fräulein Caroline ihrer Tante entwischt sei, und man ihr jetzt nachsetze.

Unglücklicher Anton! rief der Liebhaber jetzt in Verzweiflung aus. — Sie ist entflohen, entflohen ohne dich, ein Freund hat dich verrathen, eine Geliebte verläßt dich, alle Pläne, die ich aufbaue, wirft das verhöhnende Schicksal wieder um; ich verliere meine Zeit und meine Mühe in einem langweiligen, unaufhörlichen Spiele, das mich nie gewinnen läßt. — Er bedachte in der Leidenschaft nicht, daß er manches aus seinem Plane wohl hätte weglassen können, und daß er das Schicksal also sehr mit Unrecht anklage.

Wohin sollte er sich nun wenden? — Wohin war Caroline entflohn? — Er überläßt sich auf gut Glück dem Wege, schweift umher, sucht Carolinen in allen Dörfern und in allen Wäldern, und nach einigen Wochen kömmt er müde und verzweiflungsvoll in der Residenz des benachbarten Fürsten an. Er geht durch alle Straßen, er kehrt in einem Gasthofe ein, er frägt auf eine versteckte Art nach seiner Geliebten; aber da ist kein Mensch, der ihm Antwort geben kann.

Er hoffte immer noch, Nachrichten von seiner Geliebten zu bekommen, darum blieb er länger in der Residenz. Er machte auch einige Bekanntschaften, die ihm die Zeit verkürzten, und nach einiger Zeit zog eine hübsche Kaufmannsfrau, die ihm gegenüber wohnte, seine Augen auf sich. Sie bemerkte ihn ebenfalls, und ohne daß er es wollte, war bald ein Augengespräch zwischen ihnen entstanden. Da er Carolinen nicht wiederfand, so suchte er sich zu zerstreuen, und dies Abentheuer schien ihm also recht von selbst in den Weg zu kommen. Der Mann dieser Frau handelte mit Tüchern und Sachen, die zum Anzug gehören. Anton bemerkte den Augenblick, in welchem der Mann ausging, und sogleich war er selber bei der schönen Frau im Laden. Sie ward roth, verlegen, und fragte: was zu seinem Befehl stehe? Er foderte eine gestickte Weste, und die Frau suchte ihren ganzen Laden durch, ohne das Verlangte finden zu können, und schämte sich endlich, da eine Menge von Westen vor ihr lagen. Er bezahlte, was sie gefordert hatte, ohne auch nur im mindesten zu handeln, und da er nur gegenüber wohnte, nahm er die Weste selbst mit sich.

Es schien ihm jetzt eben nicht unschicklich, daß er sich nach ihrem Befinden erkundigte, wenn er vorbeiging; daß er sich bei dieser Frage etwas lange aufhielt, und hundert andre Fragen und Bemerkungen in sie verflocht, kann man leicht vermuthen. Sie verstanden sich bald beide, und Caroline war halb vergessen. — Der Leichtsinnige, vielleicht aber, daß seine Strafe nicht ausbleibt.

Er lernte auch den Mann kennen. Herr Wagemann war eine kleine, ziemlich alte Figur: er war vierzig Jahre alt, und gegen jedermann freund-

lich und höflich; er hatte ehedem Philosophie studirt, und in müßigen Stunden war sie noch jetzt sein Steckenpferd. Er freute sich jedesmal, wenn er in einem Gespräch weil und daher sagen konnte, nur mußte der andre oft sehr von der Langenweile leiden, wenn er ihm alle seine Gründe auseinander setzte. Dieser Mann gewann bald den Helden unsrer Geschichte sehr lieb, weil dieser noch immer nicht ganz den Philosophen verläugnen konnte. Sie disputirten oft mit einander, und einer überzeugte den andern nicht. Anton ward auch zuweilen zum Mittagessen gebeten und hatte nun desto öfter Gelegenheit, die liebenswürdige Frau zu sprechen, und seine Unterhandlungen fortzusetzen. Sie waren bald mit einander einig, und jetzt besuchte sie Anton zwar nicht mehr so häufig öffentlich, aber desto öfter schlich er sich heimlich zu ihr.

Er trat an einem Morgen ans Fenster — und — sieht er recht? — darf er seinen Augen trauen? — Caroline sitzt in dem Anzuge eines Dienstmädchens in dem Laden der Madam Wagemann! — Nein, er irrt sich nicht, sie ist es, und er taumelt erschrocken zurück.

Er freute sich, daß er Carolinen wieder gefunden hatte, und verdroß es ihn halb; vorzüglich, daß er sie jetzt, und unter diesen Umständen wiedersah und besonders in jenem Hause. Dann überlegte er wieder, daß dies ihm eigentlich lieber seyn müsse, daß der Umgang mit dieser Frau ihm vielleicht selber behülflich seyn könne, um Carolinen wieder in eine anständigere Lage zu versetzen. — Er wiegt sich mit hundert Vorstellungen ein, und redet einer Leidenschaft das Wort, indem er noch über Carolinens Zustand nachzudenken glaubt.

Er schlich zu Madam Wagemann hinüber. — Haben Sie, fragte sie ihn, das hübsche Mädchen bemerkt, daß seit gestern in meinen Diensten ist? — O ja! — Ei, wie lebhaft Sie antworten; nur keine Untreue, mein Herr! — Wie können Sie daran denken? Aber wo haben Sie sie her? — Sie kam gestern zu mir, und bat so flehentlich, daß ich sie in meine Dienste nehmen sollte, daß ich's dem armen hübschen Kinde nicht abschlagen konnte.

Anton fand bald Gelegenheit, Carolinen allein zu sprechen; um sich nicht zu verrathen, mußten sie beide die Freude über ihr Wiedersehn unterdrücken. Er verdeckte sein Verhältniß mit Madam Wagemann, und vertröstete seine Geliebte auf eine baldige Befreiung aus ihrem jetzigen Stande. Er versprach alles anzuwenden, um sobald als möglich mit ihr glücklich zu seyn.

Sie erzählte ihm, wie sie an demselben Abend entflohn sei, als sie mit Ahlfeld hätte verlobt werden sollen; nach manchen Drangsalen habe sie sich hieher gewandt, und um nicht so leicht aufgefunden zu werden, Dienste genommen.

Die Frau Wagemann war auf ihren Liebhaber eifersüchtig, und ließ ihn daher in ihrem Hause nicht allein; außerdem fand sich aber auch keine Gelegenheit, daß Anton seine Geliebte sprechen konnte, und so schlich eine Woche nach der andern hin. — Den Nachbaren und Freunden Wagemanns war indessen das Verhältniß zwischen der Frau und dem jungen Menschen nicht verborgen geblieben; es giebt immer eine Menge dienstfertiger Leute, die sich ein großes Verdienst daraus machen, auch den Ehemann über solche Verhältnisse aufzuklären, nicht aus Liebe zur Tugend, sondern aus bloßer Freude an Zwist und an Klätschereien.

Der philosophische Kaufmann hörte aber nur wenig auf das, was ihm alle seine Nachbarn so häufig ins Ohr sagten. — Ich bin, sagte er zu sich selbst, der Treue meiner Frau versichert, denn sie hat sie mir versprochen; sie hat bisher alles gehalten, was sie versprochen hat, warum soll ich denn nun glauben, daß sie gerade dies Versprechen nicht halten wird? Es giebt hier nur zweierlei Fälle. Entweder meine Frau liebt mich, nun so bin ich gewiß, daß sie mir ihre Treue bewahrt: oder sie liebt mich nicht, was kann mir dann vernünftigerweise daran liegen, wenn sie ihre Treue bricht?

Man sieht, Herr Wagemann war zu einem Ehemann geboren, und wenn alle Männer so dächten, würde man nicht so oft in den Familien die traurigen Scenen sehn, die die Eifersucht veranlaßt.

Die Einflüsterungen hörten aber nicht auf, ja man sagte es dem Kaufmann bald ganz laut. In allen Gesellschaften fing er an mit seiner Kaltblütigkeit der Gegenstand des Spottes zu werden; man nannte ihm so oft das Wort Ehre, und suchte sein Gefühl dafür empfindlich zu machen, daß sein Blut am Ende anfing schneller zu laufen. Fremdes Gefühl steckt uns oft an, wir nehmen weit leichter von einem Fremden ein Vorurtheil auf, als daß wir uns von seinen Gründen überzeugen lassen. Er nahm sich aber dennoch vor, seine Frau nicht eher zu bestrafen, bis er sich mit seinen eignen Augen von ihrer Untreue überführt hätte, und dazu fand sich sehr bald Gelegenheit.

Er that eines Tages als wenn er ausgehe, und sah, daß bald nachher Anton nach seinem Hause hinüberschlich. Durch eine Hinterthür kam er zurück, öffnete mit seinem Hauptschlüssel die Zimmer, und ging in einen Saal, der dicht an die Schlafstube seiner Frau stieß. Er hätte nicht nöthig gehabt, durch die Spalte der Thür zu sehn, um völlig von ihrer Untreue überzeugt zu seyn; aber er wollte dennoch auch sein Auge überzeugen, und nun sah er eine Scene, die Julio Romano vielleicht sehr malerisch würde gefunden haben, und auf die Aretino vielleicht sehr niedliche Verse gemacht hätte; ihm gefiel aber diese Perspektive gar nicht, und seinem Gedächtnisse wollte kein einziger Vers beifallen. — Er schlich sich wieder fort und nahm sich fest vor, sich an seiner Frau auf eine exemplarische Art zu rächen.

Er verbarg indeß diesen Vorsatz sehr geschickt; er war gegen seine Frau und ihren Liebhaber eben so freundlich, als gewöhnlich, und sprach eben so gern als sonst über philosophische Materien. Acht Tage waren indeß verflossen, als Wagemann unsern Helden zum Mittagsessen zu sich bat; es war oft geschehen, und niemand fand darin etwas Auffallendes. — Anton kam, der Kaufmann war sehr vergnügt, und trank bei Tische mehr, als gewöhnlich, so daß er am Ende einen ziemlichen Rausch zu haben schien. Die Frau und ihr Liebhaber lachten oft über seine Späße und komischen Stellungen, und er lachte selber aus vollem Halse mit. Gegen Abend schlug selbst er zuerst vor, nach der Komödie zu fahren, und man nahm gern seinen Vorschlag an; die Frau bat nur um die Erlaubniß, auch ihr Mädchen mitnehmen

zu dürfen, und der Mann willigte um so lieber ein, weil er diese mit in das Camplot gegen seine Ehre verwickelt glaubte. Man fuhr weg, und der Kutscher hatte schon am vorigen Tage seine Ordre bekommen. Der Wagen hält still, alle erstaunen; der Mann bittet seinen Freund auszusteigen und zu klingeln; dieser thut's. — Wo sind wir denn? ruft die Frau; die Klingel wird gezogen, eine große eiserne Gitterthür geht auf, und der Wagen rollt hinein.

Anton steht noch immer in tiefen Gedanken vor der Thür, immer im Begriff, noch einmal zu klingeln, um zu sehen, wo seine beiden Geliebten geblieben sind. — Die Thür öffnet sich wieder, der Wagen fährt wieder heraus, der Kaufmann nur allein drinnen, der aus vollem Halse lacht, als er Anton noch vor der Thür stehn sieht.

Ein altes Mütterchen ging grade durch die einsame Straße, und Anton geht auf sie zu, um zu fragen, was das große Gebäude mit der eisernen Thüre für ein Haus sei. — Dies Gebäude da? je das Gefängniß, lieber Herr. — Anton fuhr zusammen.

Wird das Schicksal, sagte er ergrimmt durch die Zähne murmelnd, noch nicht bald müde seyn, mich zu verfolgen? — Diesmal sagte er weiter nichts, denn Schmerz und Zorn überfielen ihn plötzlich.

Er ging mit der alten Frau, die in der Nähe wohnte, und da in ihrem Hause grade ein Zimmer leer war, zog er bei ihr ein. — Er erfuhr von ihr daß der Präsident von Mohrfeld, ein sehr strenger und harter Mann, neben andern Geschäften auch die Oberaufsicht über das Gefängniß, oder Correktionshaus habe: daß er die Züchtlinge sehr streng halten ließe; daß sie selbst einmal in Gefahr gewesen sei, hineinzukommen, weil sie aus christlicher Barmherzigkeit zwei armen verliebten Leuten in ihrem Hause Zusammenkünfte verschafft habe; daß die Frau des Präsidenten aber eine desto gutherzigere Dame sei, daß sie besonders viel von den Herren Geistlichen halte, und in manchen Stunden auch über ihren Mann viel vermöge. — Anton ließ von allem dem, was sie ihm erzählte, kein Wort auf die Erde fallen.

Wagemann und der Präsident waren ein paar alte Freunde; daher war es dem Kaufmann sehr leicht geworden, mit ihm die Bestrafung seiner Frau zu verabreden. — Dem Präsidenten fiel bald Carolinens Schönheit auf, und da er hörte, daß sie unschuldig sei, gab er ihr heimlich ein Zimmer in seinem Hause zu bewohnen, und bestürmte sie täglich mit Bitten und Versprechungen. Caroline aber war taub für seine Stimme; sie dachte nur immer an ihren unglücklichen treulosen Liebhaber.

Dieser hatte noch immer nicht gelernt, daß seine Plane nichts taugten, und hatte schon wieder einen andern fertig, der so genau auf die Umstände kalkulirt war, daß er gar nicht zweifelte, er müsse den glücklichsten Erfolg haben. Schon am folgenden Morgen geht er in dem eleganten Anzuge eines Geistlichen dem Hause des Präsidenten vorbei; die schlanke Figur, das blühende Gesicht zogen die Aufmerksamkeit der Präsidentin auf sich; er sahe sie und grüßte sie sehr ehrerbietig; freundlich erwiederte sie diesen Gruß. — Täglich ging er ein paarmal vor dem Hause vorbei; sie stand jedesmal am Fenster, jedesmal wechselte er mit ihr ein paar zärtliche Blicke. — Die Alte war die Vertraute seiner Intrigue, und sie rieth ihm jetzt, ein Billet an die Präsidentin zu schreiben, das sie selber überbring n wolle. — Er folgt ihrem Rath, und die Alte macht sich auf den Weg.

Die Präsidentin freut sich, eine alte Bekanntschaft wieder zu sehen, sie nimmt den Brief, und die Alte entfernt sich wieder, um am Nachmittage Antwort zu holen. Sie hat schon angefangen, ihn zu lesen, aber ihr Mann ist heimlich ins Zimmer getreten, und nimmt ihr itzt mit einer plötzlichen Wendung den Brief aus der Hand. — Er liest, und sie kann nichts anders thun, als in Ohnmacht fallen.

Schönste Frau,

Werden Sie meine Kühnheit zu groß finden, wenn ich, als ein Unbekannter, es wage, Ihren unwiderstehlichen Reizen zu huldigen; wenn ich sogar wage, Ihnen dies zu gestehn? Aber verbieten Sie der Sonne zu leuchten, und Ihrer Schönheit die Augen aller Männer auf sich zu ziehn. — O hören Sie einen unglücklichen Liebhaber an, der aus mehr als einer Ursache Sie zu sprechen wünscht, den das Schicksal zur Verdammniß scheint auserlesen zu haben, daß er in hoffnungsloser Liebe verschmachten soll. Hören Sie mich an, das Haus der Ueberbringerin ist ein Zufluchtsort für geheimnißvolle Geständnisse; wenn Sie mich unaussprechlich glücklich machen wollen, so machen Sie, daß ich Sie heut Abend dort sprechen kann, nur auf wenige Minuten, nur um Ihnen ein Geheimniß und eine Bitte vorzutragen, an deren Erfüllung mein Leben hängt. — Finden Sie diese Worte zu dreist, und habe ich überhaupt, von Ihrer Schönheit geblendet, zu viel gewagt, zürnen Sie auf mich: so muß ich mich unterschreiben

der Unglücklichste aller Sterblichen.

Er hatte diesem Briefe mit Vorbedacht diese zweideutige Wendung gegeben, weil er der Präsidentin seine Liebe zu Carolinen und ihr Schicksal entdecken wollte: ob dieser Plan klug gewesen wäre, steht noch immer zu bezweifeln, da er aber sogleich in der Anlage durch einen Zufall scheiterte, so hat die Erfahrung nichts darüber entscheiden können.

Der Präsident wüthete, und seine Frau warf sich ihm zu Füßen; sie betheuerte ihre Unschuld, er hörte sie nicht. — Wie kann der Bube so frech seyn, rief er aus, wenn er Sie nicht gesprochen hat? — Aber ich schwöre Ihnen, daß es so ist. — Gut, wir wollen sehn, setzen sie sich nieder und schreiben, was ich Ihnen diktiren werde.

Die Frau setzte sich nieder, und der Präsident diktirte folgendes Billet:

Mein Herr!

So gerne ich Ihren Vorschlag annähme, so seh' ich mich doch gezwungen, heute zu Hause zu bleiben. Aber um vier Uhr bin ich allein, machen Sie mir das Vergnügen, mich zu besuchen, aber in weiblichen Kleidern, die Ihnen gewiß sehr gut stehen müssen. Ich bin

Ihre Freundin.

Wie freute sich Anton, als er dieses Papier

erhielt! Er ahndete nichts von seinem Unglück. — Die Alte mußte sogleich einen weiblichen Anzug besorgen; er kleidete sich an, und ging mit tausend Hoffnungen nach dem Hause des Präsidenten. — Ein Bedienter führte ihn in das Zimmer der Präsidentin und bat ihn nur einen Augenblick zu verweilen, da die Präsidentin Besuch habe, der sich aber bald entfernen würde.

Anton hört Jemand kommen, er wird blaß, denn es ist der Präsident. — Da meine Frau, fing dieser an, noch nicht das Vergnügen haben kann, Sie zu sehen, so wäre es sehr unartig von mir, eine so schöne Dame ganz allein zu lassen. Man setzt sich, und der Präsident fängt ein Gespräch an, das dem verkleideten Anton die höchste Angst verursacht. Er steht auf um sich zu entfernen, er verspricht ein andermal wieder zu kommen, aber der Präsident nöthigt ihn so dringend da zu bleiben, daß er es nicht abschlagen konnte. — Gut, daß ich daran denke, fing der Präsident wieder an, Sie können mir vielleicht einen Rath ertheilen, in einer Sache, die mir sehr auf dem Herzen liegt. — Ich? — Ein unverschämter junger Geistlicher hat die Frechheit, sich in meine Frau zu verlieben, das könnt' ich ihm vielleicht noch verzeihen; aber sehn Sie, er erkühnt sich, ihr diesen schändlichen Brief zu schreiben. — Er gab Anton seinen eigenen Brief; der unglückliche Liebhaber machte Miene vom Stuhl zu fallen. — Nun was sagen Sie, fragte der Präsident, wie würden sie diesen Niederträchtigen bestrafen! — Ich würde ihm verzeihn, sagte Anton stotternd! — Da sind Sie frömmer, als ich, denn das ist gar nicht mein Wille, sondern ich habe diesen Unverschämten kommen lassen, um ihn recht derb zu züchtigen. —

Anton zitterte heftig; der Präsident winkte, und vier Bedienten traten herein, jeder mit einer großen Ruthe bewaffnet. — Sie warfen sich auf ihn, und vollzogen eben die befohlne Exekution an ihm. Bei jedem Streiche rief Anton aus: O Schicksal, Schicksal! welch ein schändliches Ende nehmen auf deinen Befehl alle meine Plane!

Als diese Züchtigung vorbei war, glaubte er sich entfernen zu können, aber der Präsident trat ihm in den Weg. — Wir sind noch nicht fertig, sagte er, wir wollen noch beide einen guten Freund besuchen, einen Prälaten, dem ich doch einen Geistlichen überliefern will, der seinem Stande so große Ehre macht.

Anton's Bitten waren vergebens, er wurde die Treppe hinuntergeführt, es war unterdeß Abend geworden, eine Kutsche hielt vor der Thür und man stieg hinein. — Vor dem Hause eines Priors ward still gehalten, man ging hinein, der Präsident voran, und das Mädchen, das ihm folgt, sinkt dem Prior weinend in die Arme, es war Caroline, seine Nichte.

Sie hatte in der Dunkelheit vor dem Hause die Hand ihres Geliebten ergriffen, und war statt seiner in den Wagen gestiegen; sie bat jetzt kniend den Präsidenten im Namen ihres Liebhabers um Verzeihung, der ihm nach der harten Züchtigung auch gern vergab, so wie seiner Frau, die jetzt den Schein der Unschuld für sich hatte. Anton ward geholt, er überließ sich ganz der Empfindung der Zärtlichkeit, als er Carolinen wieder sah, und damit er endlich einmal etwas zum Lobe des Schicksals sagen könne, kam noch an demselben Abend Carolinens Vater an und trat bei dem Prior ab; vom allgemeinen Flehen bestürmt, verstand er sich zu einer ansehnlichen Aussteuer, und Anton erhielt nach so vielen Leiden und Widerwärtigkeiten zu seiner Verbindung mit Carolinen die Einwilligung seiner Eltern.

Der Kaufmann Wagemann nahm seine Frau, allen seinen Nachbarn zum Trotz wieder zu sich; er war seitdem noch hartnäckiger in seiner Philosophie geworden, und lebte mit ihr, wie ehedem. —

Am Hochzeittage sagte Anton, indem er seine Frau in seinen Armen hielt: o Schicksal, so hast du dich endlich mit mir versöhnt? —

So tief liegen manche Schwachheiten im Menschen. Das Schicksal hatte es nie der Mühe werth gefunden, sich mit ihm zu entzweien.

Der alte Ahlfeld sagte um sich zu trösten: Ich sehe, das Schicksal will durchaus, daß ich kein betrogener alter Ehemann werden soll.

Die männliche Mutter.

Erzählung.

1795.

Gerade in einer der besten Reden, die einer der berühmtesten Prediger von der Kanzel hielt, war es, in welcher der junge Baron von Bieberfeld seine Augen auf das junge, sittsame Fräulein von Bergen warf. Die Kirchen dienen sehr oft zum Gottesdienste der Liebe, und die beiden jungen Leute sahen sich hier öfter; er ging ihr nach, wenn sie die Kirche verließ, und fand jedesmal Gelegenheit, ihr etwas Verbindliches zu sagen, oder ihr in dem Gedränge den Arm zu bieten, so daß die arme Amalie jedesmal mit einem feuerrothen Gesichte aus der Kirche in die freie Luft trat.

Ihrer Mutter, die eine sehr kluge Frau war, entgingen, troß ihres scharfsichtigen Blickes, alle diese Kleinigkeiten, wie es denn sehr oft bei verständigen Leuten der Fall ist. Sie erhalten ihren Scharfsinn in einer ununterbrochenen Thätigkeit, und übersehen völlig eine Menge von geringfügigen Umständen, die nur gar zu oft, im Fortlaufe der Zeit, ihre klug ausgedachten Plane zertrümmern. Amaliens Mutter war eine Frau mit einer fast männlichen Gemüthsart; sie hatte in ihrer Jugend viel gelesen und gedacht, ja sich selbst mit einigen Fächern der Gelehrsamkeit bekannt gemacht; ihr Vater hatte sie früh an einen Mann verheirathet, der ihr gleichgültig war, und den sie nach der Hochzeit nur aus Pflicht und Gewohnheit liebte. Ihr waren daher alle Empfindungen der Liebe, und ihre Leiden und Freuden, unbekannt geblieben. Die Liebe ist es eigentlich, die dem edlen Charakter die letzte Vollendung geben muß; bei ihr waren, bei allen Vortrefflichkeiten, die rauhen und widrigen Ecken geblieben. Sie hatte ihre Tochter nach einem eigenen Systeme erzogen, das sie aus keinem Buche gelernt hatte; sie hatte vorzüglich gestrebt, Amalien zu ihrer Vertrauten zu machen, die ihr keinen ihrer Gedanken, nicht die unbedeutendste ihrer Empfindungen verschwiege; es war ihr auch bis in das achtzehnte Jahr ihrer Tochter gelungen, so daß das Verhältniß zwischen beiden mehr wie zwischen zwei Geschwistern war, als wie man es gewöhnlich zwischen Eltern und Kindern findet.

Aber in dieses achtzehnte Jahr fiel die merkwürdige Predigt, in welcher sich Bieberfeld und Amalia zum erstenmale sahen. Wer kann die magische Kraft beschreiben oder begreifen, die so oft in einem einzigen Blick eines schönen Auges liegt? Amalie konnte dem Zuge gar nicht widerstehen, der jedesmal in der Kirche ihren Kopf dahin drehte, wo Bieberfeld stand, und Bieberfeld hatte jedesmal eine solche Stellung gewählt, daß er in der ganzen Kirche nichts weiter als seine geliebte Amalie sehn konnte.

Man traf sich von ohngefähr in Koncerten und in der Komödie, man sprach mit einander, und hatte sich hunderterlei unbedeutende Sachen zu erzählen. Bieberfeld hätte gern um die Hand des Mädchens angehalten, allein sein Vermögen war zu klein, um diesen verwegnen Schritt zu wagen, und da er wußte, daß die Frau von Bergen zwar so viel besaß, um mit ihrer Tochter anständig leben zu können, aber nichts weniger als reich war, so verwünschte er in manchen Stunden den Zufall, seine Armuth, und die drückenden Verhältnisse unsrer Welt. Hundertmal nahm er sich vor, Amalien zu vergessen und sie nicht weiter aufzusuchen, und das Schicksal spielte ihm immer den Streich, daß er sie noch an demselben Tage irgendwo sah, und wenn er nur einen einzigen streifenden Blick ihres glänzenden Auges auffing, so hob ein Seufzer seine Brust, und alle seine Vorsätze kamen ihm so abgeschmackt vor, daß er sich selbst hätte verachten müssen, wenn er noch weiter daran gedacht hätte, sie auszuführen.

Amalien gieng es fast eben so. Sie konnte es selbst nicht begreifen, warum es ihr unmöglich sei, ihrer guten Mutter von Bieberfeld und seiner Schönheit zu erzählen. Sie hatte schon oft seinen Namen auf der Zunge, aber wenn ihr dann der gütige aber doch ernste Blick ihrer Mutter begegnete, so schlug sie beschämt die Augen nieder, und fing irgend ein gleichgültiges Gespräch an, das ihr doch wichtiger als ihre Liebe dünkte.

Es kam aber bald eine Zeit, wo sie aus einer andern Ursache schwieg. Jetzt kamen ihr ihre Empfindungen nicht mehr kindisch und abgeschmackt vor, so daß sie sie aus Scham verbarg, sondern sie fühlte sich nun über ihre Mutter erha-

ben, sie machte aus ihrer Liebe ein Geheimniß, weil sie sich einbildete, kein anderes Wesen könne die hohen und lautern Empfindungen ihres Herzens begreifen, jedes fremde Ohr dünkte ihr unheilig, um ihm den Namen Wiederfeld und ihre Wünsche anzuvertrauen. Sie ward jetzt nachdenkend und liebte die Einsamkeit, sie las Gedichte mit Entzücken, und saß stundenlang in Träumereien verloren, so daß sie nichts sah und hörte, was um sie her vorging, und wie aus dem Schlafe auffuhr, wenn die Mutter sie zuweilen rief. Diese aber bemerkte noch immer nichts, sondern meinte, das lustige, flüchtige Mädchen komme nun nach und nach zu Verstande.

So gewiß ist es, daß alle Menschen, die wir im gemeinen Leben klug und verständig nennen, nur bis auf eine gewisse Linie mit ihrer Klugheit reichen, und sich jedesmal verrechnen, wenn sie sich weiter wagen. Die Frau von Bergen hatte n.e geliebt, sie verstand also alle Symptome der Liebe an ihrer Tochter unrecht; ihre ganze Erziehung bis dahin war sehr gut und consequent gewesen, sie hatte für alle Fälle stets die besten und wirkendsten Mittel in Bereitschaft; aber hier verließ sie ihr guter Genius völlig, so daß sie ihre Tochter ganz frei und ungehindert den Weg gehen ließ, den sie sich selber ohne alle andre Beihülfe gebahnt hatte.

Es gab freilich auch manche Stunden, worin Amalie sich das unvernünftige ihrer Leidenschaft vorwarf, und wenn nur jemand gewesen wäre, dem sie sich ganz hätte vertrauen können, so wäre auch ihre Heilung vielleicht nicht unmöglich gewesen. Aber vom ersten Augenblicke hatte ihre Liebe den Reiz des Geheimnißvollen bekommen, das bewog sie, alles was vorfiel, jeden Blick und jede unvermuthete Zusammenkunft, jedes gesprochene Wort und jede kleine Aufmerksamkeit als ein heiliges Geheimniß zu betrachten, dessen Verrath ihr Unglück machen würde. — Er war so schön und liebte sie so innig, wie hätte sie so grausam seyn können, ihn nicht mit aller Zärtlichkeit wieder zu lieben?

Er drückte ihr eines Tages ein Billet in die Hand, so daß es niemand bemerkte. Sie besann sich am Abend lange ob sie es lesen sollte, ja sie hatte schon angefangen sich auszuziehen, um sich schlafen zu legen, als sie es dennoch erbrach, und unter langem Herzklopfen folgende Worte las:

„Die Liebenswürdigste ihres Geschlechts verdient „auch die höchste Liebe; für Sie war mein Herz „geschaffen, weil es der Liebe am meisten fähig ist. „Vom ersten Augenblicke, in welchem ich Sie sah, „war es Ihr Eigenthum. Die Bande, die mich „fesseln, sind zu süß, als daß ich jemals streben „könnte, sie zu zerreißen: aber wäre es Ihnen „wohl möglich, für die heftigste Liebe unempfind„lich zu bleiben, wenn das höchste, das einzige „Glück meines Lebens darin besteht, Ihnen nicht „gleichgültig zu seyn?“

Amalie las das Billet, und las es immer wieder von neuem, sie wußte es schon auswendig, als sie noch immer nicht den Inhalt ganz begriffen hatte. Sie überlegte dann lange, wie sie sich nehmen solle, sie ergriff die Feder, um in ein paar Zeilen zu antworten, und kam in zehn Briefen, ohne daß sie es bemerkte, in so weitläuftige, rührende Tiraden hinein, in denen sie von Unglück und Liebe, von Sehnsucht und Unmöglichkeit, Thränen und Verzweiflung durcheinander sprach, daß sie vor sich selber erschrak. und es nur nach einer großen Selbstüberwindung dahin brachte, daß sie ihrem Liebhaber in wenigen und zweideutigen Worten Bescheid gab. Sie legte sich hierauf zu Bette, konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen.

Die Erklärung von beiden Seiten war nun förmlich geschehen, und mit der Annahme des ersten Briefes war zugleich eine große und ununterbrochene Correspondenz eröffnet. Der Liebhaber fand fast an jedem Tage Gelegenheit, seinem Mädchen einen Brief zuzustecken oder zustecken zu lassen. Geheime Zusammenkünfte wurden veranstaltet, und alles ging den Weg, den solche Intriguen gewöhnlich nehmen, das Geheimniß wird zur Gewohnheit, und mit jedem neuen Tage werden neue Billete geschrieben, oder neue Zusammenkünfte veranstaltet.

Einige aufmerksame Beobachter, deren Geschäft es ist, alle Anekdoten und Familienvorfälle zu wissen, und die über alle Liebschaften ein förmliches Register halten, wollten nach einem halben Jahre bemerken, daß sich Wiederfeld und Amalie weit seltner an öffentlichen Oertern sähen, weit weniger mit einander sprächen, und sich oft beide zu vergessen schienen. Sie schlossen auf einen Zank, auf eine Kälte die gewöhnlicherweise irgend einmal bei solchen Begebenheiten eintritt, und oft durch die kleinsten Zufälligkeiten veranlaßt wird; ob sie sich irrten oder nicht, wird der Leser aus dem Verfolge dieser Erzählung erfahren. aber Amalie gab ihnen wenigstens zu ihren Schlüssen alle Gelegenheit, denn sie war außerdem zerstreut und traurig, man bemerkte, daß sie oft für sich seufzte, ein geheimer Kummer schien an ihrem Herzen zu nagen.

Ihrer Mutter selbst war seit einiger Zeit diese Veränderung im Wesen Amaliens aufgefallen, sie hatte aber nur wenig daraus geschlossen, weil sie überzeugt war, ihre Tochter würde sich ihr schon entdecken, wenn sie irgend etwas auf dem Herzen hätte. Amalie aber entdeckte ihr nichts, sondern bat bloß um die Erlaubniß, irgend ein musikalisches Instrument lernen zu dürfen; sie wählte vor allen übrigen die Laute, und sagte, sie hätte von einem Frauenzimmer sprechen hören, das sie vorzüglich gut spiele; man schickte nach dieser, und Amalie nahm täglich eine Stunde.

Bei den ersten Stunden war die Mutter selbst zugegen, und freute sich über die schnellen Fortschritte, die ihre Tochter machte. Amalie begriff in kurzer Zeit die Anfangsgründe der Kunst, und ihre Lehrmeisterin war außerordentlich mit ihr zufrieden. Die Mutter, die oft Besuche zu geben hatte, oder durch ein andres Geschäft abgehalten wurde, ließ ihre Tochter nachher in ihren Lehrstunden allein, und schon nach einigen Wochen konnte ihr Amalie am Abende kleine Arien auf ihrer Laute vorspielen.

Plötzlich blieb die Lehrmeisterin aus, sie schien verschwunden, denn Niemand konnte von ihr Nachricht geben. Die Mutter war betrübt, daß die Lehrstunden unterbrochen wurden, und Amalie noch mehr, die gerade im Begriff gewesen war, auf der Laute eine Künstlerin zu werden. Amaliens Betrübniß kehrte wieder, und die Mutter erkundigte sich von selbst bei ihr, was ihr fehle, erhielt aber keine befriedigende Antwort.

Um diese Zeit ward eine Vermählung bei Hofe

gefeiert, und die öffentlichen Lustbarkeiten, die Pracht der Residenz, zog den Adel der Provinzen nach der Hauptstadt. Unter den Fremden, welche täglich ankamen, befand sich auch der Graf Holfeld, einer der reichsten Edelleute, und aus einer der angesehensten Familien; er war ein Mann, der durch seine angenehme Bildung und durch einen edlen Anstand sich jedermann empfahl; er war dreißig Jahr alt, und hatte sich auf Reisen gebildet; er besaß nicht jenes abgeschmackte, galante Wesen vieler jungen Herren, aber seine Unterhaltung war dafür auch um vieles angenehmer und verständiger, wenn nämlich der, mit dem er sprach, Verstand genug hatte, um seinen Witz zu verstehn.

Der Graf sah Amalien von ohngefähr im Theater, und vom ersten Augenblick interessirte er sich für sie; er machte die Bekanntschaft der Mutter, und war häufig und am Ende fast täglich in ihrem Hause; er versäumte nichts, um seine Aufmerksamkeit für Amalien zu beweisen, er war ihr Begleiter zu allen Koncerten und Bällen, und die ganze Stadt sprach schon von ihm als dem künftigen Gatten des Fräuleins von Bergen, als Amalien dieser Gedanke noch gar nicht eingefallen war.

Die Mutter sah die Zuneigung des Grafen mit Wohlgefallen, sie hatte bis jetzt ihrer Tochter in Ansehung ihrer Hand völlige Freiheit gelassen, und schon mehrere Parthien zurückgewiesen, weil die Liebhaber nicht gewußt hatten, sich Amaliens Liebe zu erwerben; sie war überzeugt, ihre Tochter würde die Verdienste des Grafen erkennen, und nichts gegen seinen Antrag einzuwenden haben. — Amalie schien auch dem Grafen entgegenzukommen, ihre Heiterkeit kehrte etwas zurück, und sie war sehr gern in seiner Gesellschaft.

Die Mutter irrte nicht, wenn sie einen Heirathsantrag des Grafen erwartete, denn kaum waren vierzehn Tage verflossen, als der Graf ihr seine Vermögensumstände auseinander setzte, und um die Hand ihrer Tochter bat. Sie antwortete, daß dies ganz allein von Amalien abhinge. Der Graf verließ sie, und die Mutter ließ die Tochter rufen, um sie selbst um ihre Neigung zu fragen.

Das Zimmer ward verschlossen, und die Mutter fing an: Liebe Tochter, du hast gesehn, daß es nie meine Absicht gewesen ist, dich zu irgend einer Heirath zu zwingen, wenn die Parthie noch so vortheilhaft war, ich habe alles immer auf deinen Ausspruch ankommen lassen: der Graf hat um dich angehalten, sage mir aufrichtig, kannst du ihn lieben?

Ich erkenne, antwortete Amalie, die Vorzüge des Grafen, ich schätze ihn so, wie ich bis jetzt noch keinen Mann geschätzt habe, ich würde an seiner Seite eine glückliche Gattin seyn, aber liebste Mutter, ich kann ihn nicht heirathen!

Du achtest ihn, du würdest mit ihm glücklich seyn, und kannst ihn doch nicht heirathen? Wie verstehst du das?

Amaliens Augen flossen von Thränen über, sie stand auf, und sank zu den Füßen ihrer Mutter nieder, sie schluchzte und konnte nicht sprechen. Ein gewaltiger Schmerz schien ihr Inneres zu erschüttern, einzelne Ausrufungen entfuhren ihr unwillkürlich.

Was ist dir, meine Tochter? rief die Mutter aus. Was ist dir, mein Kind? — dein Herz wird zerrissen, schütte dein Leiden aus in den Busen deiner Mutter.

Ach, rief Amalie, Ihre Tochter ist sehr unglücklich; darf ich Ihnen mein Unglück vertrauen? Wird sich Ihre zärtliche Liebe nicht in Haß und Abscheu verwandeln? — Ach nein, denn meine innere Qual, meine Verzweiflung hat mich schon hinlänglich bestraft.

Nun so rede, meine Tochter! O ich unglückliche Mutter! Sollte ich mich in dir geirrt haben? — Sollte alle meine Zärtlichkeit, meine liebevolle Sorge unnütz gewesen seyn? —

Ich will sie nicht hintergehn, sagte Amalie mit einem schmerzlichen Ton, ich habe Sie lange genug hintergangen, aber jetzt will ich aufrichtig seyn. — Ja, Mutter, Sie sehn zu Ihren Füßen ein unglückliches, ein verführtes Mädchen, die desto unglücklicher ist, da der geliebte Verführer sie nach dem Verlust ihrer Unschuld verlassen hat.

Die Mutter erschrak. Welcher Schmerz, von ihrem einzigen, geliebten Kinde dies Bekenntniß zu hören; sie betrachtete sie lange stumm, dann hob sie sie sanft von der Erde auf, und schloß sie in ihre Arme.

Du bist doch mein Kind, meine geliebte Tochter, rief sie aus. — Laß uns jetzt daran denken, wie wir dein Unglück erleichtern, statt darüber zu klagen. Trockne deine Thränen, und vertraue dich mir ganz; dieser Fehltritt wird dir für die Zukunft die beste und lehrreichste Warnung seyn.

Amalie weinte von neuem, und beschwor ihre Mutter, ihr zu verzeihen. Sie entdeckte ihr, daß sie sich seit zwei Monaten schwanger fühle, und die Mutter fing an, über ihren Zustand nachzudenken.

Meine Tochter, fing sie an, der Graf will dich heirathen, und sein Antrag ist für uns der vortheilhafteste. Es wäre etwas leichtes, die Heirath jetzt zu vollziehen, und ihn zu hintergehen; man könnte ihn auch mit deiner Niederkunft betrügen, aber mein Gefühl empört sich dagegen. Das Geheimniß könnte endlich doch entdeckt werden, und du wärest dann doppelt unglücklich. Auch verheimlichen wollen wir deine Schwangerschaft nicht, um dich nach der Entbindung mit ihm zu verheirathen, sondern die ganze Welt soll sie erfahren. — Nur muß alles nach meinem Plan mit großer Behutsamkeit und Vorsicht gethan werden, besonders muß der Graf noch einige Zeit hingehalten werden. — Frage mich jetzt noch nicht, wie alles dies veranstaltet werden soll: genug, ich werde dir alles weitläuftig vorschreiben, was du thun und lassen sollst. — Aber jetzt erzähle mir umständlich deine Geschichte.

Ich soll also alle Schmerzen von neuem empfinden? sagte Amalie. — Sie bedachte sich einen Augenblick, und dann erzählte sie, was der Leser zum Theil schon weiß, ihre Liebe gegen Bieberfeld, wie diese Leidenschaft entstanden und gewachsen sei, und welchen unglücklichen Ausgang sie endlich genommen habe.

Ich bat Sie so inständig, sagte sie, mir auf der Laute Unterricht geben zu lassen; ach! dies war nichts als eine Erfindung meines Liebhabers, weil er dies Instrument vorzüglich gut spielte. Er kam in Weiberkleidern, und wir waren täglich allein. — Seine Liebe, meine Schwachheit, — die Gelegenheit, — ach! ich vergaß endlich mich und die Tu-

gend, und stürzte in den Abgrund, der mich seitdem so elend gemacht hat. — Kaum war der Fehltritt geschehn, so verließ mich der Ungetreue plötzlich; er kam nicht wieder, und ich habe seitdem nicht einmal einen Brief, nicht eine einzige Nachricht von ihm erhalten, wo er sich aufhält.

Amalie weinte und seufzte von neuem. Die Mutter tröstete sie, soviel sie konnte. Wir müssen, sagte sie endlich, auf Mittel denken, deine Schande zu verhüten. — In acht Tagen sollst du verheirathet seyn, aber nicht an den Grafen, ob ich dich gleich für ihn bestimmt habe.

Ich bitte Sie, liebe Mutter, sagte Amalie, erklären Sie mir das Räthsel, das mir durchaus unbegreiflich ist.

In acht Tagen, antwortete die Mutter, bist du verheirathet, in drei Monaten Wittwe, jedermann erfährt dann deine Niederkunft, und du wirst dann die Frau des Grafen.

Das alles ist mir noch immer unbegreiflich, sagte Amalie; — wen soll ich denn in acht Tagen heirathen?

Laß mich nur selber den Plan ausführen, den ich entworfen habe. Der Graf muß sich auf ein paar Tage entfernen; erwiedre seine Liebe, wenn er mit dir davon spricht. —

Schon am folgenden Tage sagte die Frau von Bergen mehreren ihrer Anverwandten, daß der Graf von Silbersee sich um ihre Tochter bewürbe; sie kenne seine Familie und seine Güter, die sehr ansehnlich wären, nur von der Residenz weit entlegen. Er habe ihr geschrieben, daß er in einigen Tagen selber kommen wolle, um Amalien den Vorschlag zu thun.

Der Graf Holfeld besuchte indeß Amalien täglich und sagte ihr, daß er sich jetzt genöthigt sehe auf einige Zeit nach seinen Gütern zurückzureisen, weil ihm seine Mutter geschrieben habe, sie sei krank geworden und wünsche ihn zu sehn.

Er reiste ab, und die Mutter freute sich darüber, daß ein Zufall sich so gut in ihren Plan füge. — Kaum war er abgereist, so ward ein Ehekontrakt aufgesetzt, in welchem der Graf von Silbersee als ihr Eidam genannt war. Der Notarius schrieb in ihrem Zimmer den Kontrakt fertig, und der Graf von Silbersee trat in das Zimmer, ein Mann, der ziemlich alt war, eine große schwarze Perücke trug, und ein prächtiges Kleid, — Amalien umarmte und unterzeichnete. — Die Mutter, denn niemand als sie, war dieser Graf, entfernte sich darauf wieder, kam in ihren weiblichen Kleidern zurück, und unterzeichnete noch einmal. Dann ging der Notarius zu einigen Verwandten, und erhielt auch ihre Unterschrift.

Es war sehr gut, daß die strenge, unerbittliche Obrigkeit nie etwas von diesem Unternehmen einer zärtlichen Mutter erfahren hat. Sie würde nur den Betrug gestraft haben, ohne die mütterliche Liebe in Anschlag zu bringen.

Man fuhr mit einigen Freunden auf ein benachbartes kleines Gut; die Mutter spielte hier die nämliche Rolle. Amalie ward mit dem Grafen getraut, und weder die Gäste noch der Prediger hatten die Mutter erkannt; denn die Mutter hatte vorgegeben sie sei krank, und müsse also in der Stadt zurückbleiben.

Man blieb einige Tage auf dem Gute. Amalie ging und fuhr mit ihrem Gemahl, dann mußte der Graf von Silbersee abreisen, um auf seinen Gütern manche Sachen, die dort vorgefallen waren, in Ordnung zu bringen. — Der Graf Holfeld war indeß zurückgekommen, seine Mutter war gestorben.

Amalie hatte schon vorher, auf Anrathen ihrer Mutter, ein paar Worte an ihn geschrieben, worin sie ihm meldete, daß sie den Bitten und Befehlen ihrer Mutter nicht habe widerstehen können, den Grafen Silbersee zu heirathen; sie bitte um seine künftige Achtung, wenn sie auch jetzt nicht mehr auf seine Liebe rechnen dürfe.

Der Graf war wirklich über diesen unerwarteten Vorfall niedergeschlagen. Er besuchte die Mutter und die Neuverheirathete; man sah, daß der Graf Amalien immer noch liebte. Er bat um die Erlaubniß, sie in der Abwesenheit ihres Mannes zuweilen besuchen zu dürfen; sie ward ihm gern zugestanden.

So vergingen zwei Monate. Amalie weinte noch zuweilen über ihren Verführer, sie war aber doch mehr getröstet. Sie zeigte zuweilen Briefe von ihrem falschen Gemahl, und sagte dann, daß sie sich schwanger fühle.

Nach drei Monaten erhielt sie einen Brief, worin der Graf Silbersee schrieb, daß er krank geworden sei. Sie war darüber, wie es einer rechtschaffenen Frau geziemt, betrübt; sie wollte durchaus abreisen, aber ein unglücklicher Fall, der in ihrer Schwangerschaft gefährlich war, hielt sie zurück, und nach einigen Tagen erhielt sie die unglückliche Nachricht vom Tode ihres Gemahls. Die ganze Stadt wußte sie in wenigen Stunden.

Ein lautes Jammern und Wehklagen im Hause! Vielleicht sind wenige wirklich gestorbene Ehemänner so aufrichtig bedauert worden, als dieser, der nirgends existirt hatte. Alle Bedienten gingen schwarz: Amalie ließ sich vor Niemand sehen; man fuhr vor um zu condoliren, und alles was zur Trauer und den dabei üblichen Ceremonien gehört, geschah in aller Form.

Der Graf Holfeld freute sich von Herzen über diesen glücklichen Zufall. Er besuchte nach einiger Zeit die trostlose Wittwe, und glaubte zu bemerken, daß sie noch freundschaftlicher als vordem mit ihm umgehe.

Die Mutter war mit der Tochter aufs Land gereist; der Graf hatte sie begleitet. Amalie kam nieder, und der Graf war Pathe des jungen Sohns.

Der Graf erklärte sich immer deutlicher für Amalien. Sie hatte sich an seine Gesellschaft und seine Liebe gewöhnt. Das Trauerjahr war zu Ende, er hielt um Amalien an, Mutter und Tochter willigten ein, und die Verlobung ward nach zwanzig Tagen gefeiert.

Ein Fremder stürzt plötzlich in den Saal, und Amalie fliegt ihm wie unwillkührlich in die Arme. Er was Bieberfeld. Ein allgemeines Erstaunen! Holfeld stand versteinert da! —

O ich habe dich wieder! rief Bieberfeld aus, und drückte die verlorne Geliebte fester an seine Brust.

Was wollen Sie? rief die Mutter, die jetzt die ehemalige Lehrmeisterin ihrer Tochter erkannte. — Amalie lag halb ohnmächtig in seinen Armen,

und konnte nur das Wort stammeln: Treuloser! —

Nein, das bin ich nicht, rief er aus, bei Gott nicht! — Er erzählte nun weitläuftig, wie er vor einem Jahre plötzlich in ein Duell sei verwickelt worden, nach welchem er auf einige Zeit habe entfliehen müssen. Er sei hierauf gefährlich krank geworden, und habe also seiner Geliebten keine Nachricht von sich geben können. Jetzt komme er zurück; sein reicher Onkel sei gestorben, und habe ihn zum Erben eingesetzt, und sein einziger Wunsch sei jetzt, durch die Hand Amaliens beglückt zu werden. —

Der Graf Holfeld sah jetzt den Zusammenhang der Geschichte, und verließ die Gesellschaft mit schwerem Herzen, aber ohne, wie ein jüngerer Liebhaber vielleicht gethan hätte, in Verzweiflung zu fallen. Die Verlobung der lange getrennten ward nun gefeiert, und die Mutter war vergnügt darüber, daß ihr Plan nun unnütz sei; denn, sagte sie, jedes Geheimniß kann doch endlich entdeckt werden, und setzt dann immer die Personen, die dabei interessirt sind, in ein verdächtigeres Licht, als sie eigentlich verschulden.

Die Rechtsgelehrten.

Erzählung.

1795.

In einer angesehenen Stadt Deutschlands lebte Werner, ein Mann, der wegen seiner gründlichen Kenntniß der Rechte in der Gegend weit umher berühmt war: aus entlegenen Städten kamen sogar oft Leute zu ihm, um sich seines Raths zu bedienen, oder ihm verwickelte Prozesse aufzutragen. Auf diese Art hatte sich Werner in vielen Jahren ein sehr ansehnliches Vermögen gesammelt, und da er sehr sparsam lebte und stets fleißig arbeitete, wuchs sein Kapital mit jedem Jahre.

Werner hatte eine schöne Tochter von achtzehn Jahren, der es nicht an Liebhabern fehlte, weil ihr Vater in der Stadt für einen reichen Mann bekannt war; hundert Schmetterlinge umflogen vergeblich den goldenen Schein ihres Vermögens, sie unterhielt sich mit allen, ohne einem einzigen auch nur den kleinsten Vorzug zu geben. Keiner von allen Freiern verstand die Kunst, das Herz der Tochter oder des Vaters zu rühren, der ihren Aufwand von Witz und Windbeuteleien nur als eben so viele Feuerwerke ansah, die angezündet würden, um seine Tochter zu belustigen, und die nicht die mindeste Spur zurücklassen, wenn sie eine Zeitlang geleuchtet haben. Er wünschte sich immer einen Schwiegersohn, der die Rechte vollkommen inne habe, damit er ihn dereinst im Alter bei seinen verworrenen Arbeiten unterstützen, und dem er sein großes Kapital von Schikanen, Rechtsverdrehungen, und die ganze Alchymie seiner erworbenen Erfahrungen vermachen könne. Werner hatte keine männlichen Erben, und es schmerzte ihn daher schon außerordentlich, daß sein Familienname mit ihm verlöschen solle; aber den Gedanken konnte er durchaus nicht ertragen, daß alle seine Gelehrsamkeit, das Pfund, mit dem noch so mancher hätte wuchern können, mit ihm solle begraben werden. Er warf daher seine scharfsichtigen Augen umher, um unter den vielen Jünglingen und Männern einen Mann nach seinem Herzen zu entdecken, aber er fand nirgends, was er suchte.

Der eine war ihm zu klug und vorschnell, sprach für einen jungen Menschen viel zu vernünftig und absprechend, so, daß er sich in seiner Gesellschaft einigemal einfältig vorgekommen war, und dies Gefühl war ihm unerträglich, besonders aber in der Gegenwart von jüngern Leuten. — Ein andrer trug Hut und Rock viel zu sehr à l'Anglaise, als daß zu hoffen stand, man könne aus ihm einen vernünftigen Rechtsgelehrten ziehn. — Ein dritter, der sich weniger nach dem Modejournal trug, war zu empfindsam, sprach mit Enthusiasmus gegen die unnöthige Verlängerung der Prozesse, und verglich zuweilen die Advokaten mit ungeschickten Badern, die oft, um eine Krankheit zu heben, dem Patienten so viel Blut ablassen, daß er hernach an einer Entkräftung stirbt. — Noch ein andrer war ihm zu philosophisch, und wollte alles auf das erste Prinzip der Moral zurückführen, sprach von den verschiedenen Denkformen, und verstand sich im Gegentheil nicht auf die mannichfaltigen Münzsorten des deutschen Reichs. — Ich kann hier unmöglich alle Liebhaber Louisens schildern, weil ich sonst eine Bildergallerie aller jungen Leute der Stadt liefern müßte; so wie es nothwendig war, sich geschmackvoll zu kleiden und das Theater zu besuchen, eben so nothwendig war es, eine Zeitlang in Louisen verliebt zu seyn, ihr auf allen Schritten zu folgen, und täglich einigemal ihrem Fenster vorüberzugehn.

Louise schien, wie gesagt, eine von den unempfindlichen Schönen zu seyn, die alle Huldigungen mit eben der Kälte empfangen, mit der sie die Zeitungen lesen, denn sie interessirte sich wirklich für einen Artikel im Modejournal weit lebhafter, als für alle französischen und griechischen Epigramme, die die jungen Herren an sie richteten. Aber für jedes Herz liegt ein Pfeil in Amors Köcher versteckt, um auch einmal eine poetische Redensart anzubringen, und eben so allgemein angenommen der Satz ist: „Alle Menschen müssen sterben:“ eben so allgemein richtig ist die Behauptung: „Alle Menschen müssen sich Einmal verlieben.“ —

Vielleicht bloß um diesen Satz nicht unwahr zu machen, kam Eduard Schmidt, ein junger, wohlgewachsener Mensch, in Louisens Geburtsstadt an. Er machte mit Herrn Werner Bekanntschaft, weil dieser einen verwickelten Prozeß

für den Onkel des jungen Menschen übernehmen sollte. Dieser Onkel war ein reicher Kaufmann, und hatte seinen elternlosen Neffen zu sich genommen, der fast alle seine Geschäfte betrieb. Der alte Werner sah den jungen Eduard fast täglich, und dieser sah fast eben so oft dessen Tochter; Louisens Schönheit zog ihn an, und er gehörte schon nach einigen Tag unter die Anzahl ihrer öffentlichen Liebhaber.

Eduard hatte kaum einige Wochen hindurch so Louisen den Hof gemacht, als er sich plötzlich zurückzog, und sie doch in derselben Zeit viel lieber, als vorher, hatte. Er wollte nicht gern zu dem großen Haufen gehören, der aus Eitelkeit oder Langweile das Mädchen belagerte, er schätzte sie zu sehr, um ihr eine alberne erzwungene Achtung zu erweisen, die die meisten Liebhaber nur zeigen, um ihren Witz geltend zu machen, oder um in der Uebung zu bleiben, Abgeschmacktheiten zu sagen. Es giebt gewisse empfindsame Herzen, die nur auf einzelne Tage den sogenannten galanten Ton der Welt annehmen können, und auch diese Tage nachher bereuen, die die Narrheit haben, noch etwas außer ihrem Verstande zu achten, nämlich ihr Herz: zu diesen Thoren gehörte Eduard; denn man kann diese Leute allerdings Thoren nennen, weil sie sich in der großen Welt nur gar zu häufig lächerlich machen, nachher ihre Empfindungen verschließen, und von jedermann verkannt, und für einfältig gehalten werden. Die Empfindsamkeit ist auch jetzt so etwas verächtliches geworden, daß es selbst die Schüler nicht mehr der Mühe werth finden, sich mit ihr einzulassen. Man findet allenthalben Leute, die über die Empfindungen spotten, alle unsre Lustspiele sind noch immer voll davon, daß man nicht zu stark fühlen solle, obgleich die wenigen empfindsamen Carrikaturen, die man vielleicht noch findet, gewiß nicht des Aufwandes von Witz werth sind, den man dabei anzuwenden strebt.

Louise bemerkte mit Mißvergnügen die Zurückziehung des jungen Fremden, und eben dadurch, daß sie ihn nun gar nicht mehr zu bemerken strebte, ward ihr Auge immer unwiderstehlicher zu ihm hingezogen. Wir finden in tausend Büchern tausend Vorschriften, wie man einer so gefährlichen Leidenschaft als die Liebe ist, entgehen könne: alle diese Regeln aber scheinen von Leuten erfunden, die nicht verliebt waren, oder wenigstens den Zustand des Verliebtseyns schon lange vergessen hatten, denn ihr Rath ist in den vorkommenden Fällen gar nicht auszuführen. So wandte Louise nicht ihre Blicke von Eduard ab, sondern sie sah ihm heimlich nach, wenn er die Straße hinunterging, in Gesellschaften erkundigte sie sich nach ihm, wenn es auf eine gute Art geschehen konnte; es war ihr interessant, wenn er anders, als gewöhnlich gekleidet, und in welche Häuser er hineinging.

Eduard ahndete von dem allem nichts, er war zu bescheiden, um es sich zuzuschreiben, wenn Louise aus dem Fenster sah, indem er durch die Straße eilte, er bemerkte nicht den freundlichen Gegengruß, den er für sein ziemlich linkisches Kompliment erhielt. Er suchte sich über ihre Unempfindlichkeit zu trösten, und ihren Namen aus seinem Gedächtnisse zu verdrängen.

Aber diese Bemühung war durchaus vergebens, denn da er mit dem Vater fast täglich Geschäfte hatte, ihn an manchen Tagen sogar mehr als einmal sah, so ward er dadurch nur gar zu oft an seine unglückliche Liebe erinnert. Er öffnete jedesmal mit einem tiefen Seufzer die Thür des Hauses, er sah sich jedesmal um, ob nicht vielleicht durch einen Zufall Louisens Zimmer offen stehe, oder ob sie ihm nicht vielleicht auf dem Gange begegne; er wünschte täglich seine Geschäfte für seinen Onkel geendigt, und erschrak dann wieder vor dem Gedanken der Abreise. Ein Verliebter weiß selten, was er wünscht, seine Gedanken sind so dunkel und verworren, wie eine Gegend, die nur schwach vom Monde erleuchtet wird.

Herr Werner war eines Tages so eben ausgegangen, als Eduard in das Haus trat, um ihn zu sprechen; Louise begegnete ihm und entschuldigte ihren Vater. Er bat um die Erlaubniß, ihn im Hause erwarten zu dürfen; Louise führte ihn auf das Zimmer ihres Vaters, und leistete ihm aus Höflichkeit Gesellschaft. — Beide waren in einer ziemlich großen Verlegenheit, man suchte aus allen Ecken mühsam ein Gespräch hervor, das nur so eben noch zusammenhielt; Eduard schoß endlich dadurch förmlich Bresche und hob alle Verlegenheit auf, indem er Louisen auf die feurigste Art seine Liebe erklärte.

Louise war lange zweifelhaft, wie sie sich nehmen solle, diese Erklärung kam ihr zu unerwartet, als daß sie irgend einige Maaßregeln auf diesen Fall hätte ergreifen können; in dieser Verlegenheit gestand sie ebenfalls ihre Zuneigung, sie hatte alle die gewöhnlichen Waffen des weiblichen Geschlechts verloren, und so endigte sich die Scene mit Küssen und Umarmungen.

Kaum hatten sich die beiden Zärtlichen eine ewige, felsenfeste Treue geschworen, als der Rechtsgelehrte Werner in das Zimmer trat. Louise entfernte sich mit Ehrerbietung vor der Gelehrsamkeit ihres Vaters, und die beiden Männer gingen an ihr Geschäfte. Aber der Schreibtisch sammt allen Sesseln tanzten und walzten vor den Augen des bezauberten Liebhabers, er war immer im Begriff, dem Vater den Schwur seiner ewigen Treue zu wiederholen und ihn geliebte Louise zu nennen; der Alte hielt den jungen Menschen für etwas betrunken, weil er heute gar nicht klug aus ihm werden konnte. Eduard entfernte sich sobald als möglich.

Der Weg war nun einmal gebrochen, und die beiden Liebenden sahen sich täglich, außer den mündlichen Gesprächen aber wechselten sie noch Briefe; Eduard nahm ein Zimmer in einem Hause, das dem Wernerschen grade überstand, und er sah nun auch noch so viel aus dem Fenster, als es nur seine Geschäfte zulassen wollten.

Je mehr Eduard nach und nach der öffentliche und ernsthafte Liebhaber Louisens wurde, um so mehr zogen sich die übrigen jungen Herren zurück; sie sahen, daß ihnen endlich jemand vorgezogen wurde, die Coquetterie war also in demselben Augenblicke auf beiden Seiten eingestellt, in welchem Louise die Eitelkeit ihrer Anbeter beleidigt hatte. Louise vermißte ihre vorigen Besuche nicht, und der Vater, den seine Arbeiten beschäftigten, bemerkte keine Veränderung.

Den Liebenden verfliegen Wochen und Monate

wie angenehme Tage, ihre Phantasie ist unaufhörlich beschäftigt, sie haben stets mit so wichtigen Vorfällen zu thun, daß sie gar nicht die Abschnitte der Zeit bemerken würden, wenn sie nicht eines Spazierganges wegen sehnlichst auf den einen Tag hofften und ihnen ein andrer wieder wegen einer kleinen Zwistigkeit auf ewig merkwürdig bliebe. Auf diese Art war jetzt ein halbes Jahr verflossen, und Louise wunderte sich sehr, als es so plötzlich und unerwartet Winter ward, und Eduard stampfte mit den Füßen, als er einen Brief von seinem Onkel bekam, in welchem ihm dieser befahl, die Stadt zu verlassen und zu ihm zu kommen.

Nun waren beide in der heftigsten Bewegung; man seufzte und weinte, man verwünschte den Onkel und das Schicksal, man wollte dem alten Werner die gegenseitige Liebe entdecken, aber Louise, die ihren Vater kannte, kam bald von dieser Uebereilung zurück. Eduard hatte kein eigenes Vermögen, er hieng noch ganz von seinem Onkel ab, und der alte Werner war viel zu sehr ein Freund des Gewissen, als daß er nicht bei dieser Entdeckung hätte schäumen und aufbrausen sollen.

Was den Jammer noch mehr vermehrte, war, daß Eduard mit seinem Onkel eine weite Reise übers Meer thun sollte, um mit diesem eine Handelsspekulation auszuführen. Die Gefahren des Todes stellten sich der Phantasie des Mädchens so lebhaft dar, daß sie in Ohnmacht fiel, als ihr der Geliebte zuerst die schreckliche Neuigkeit ankündigte. — „Ich bin elend, unglücklich und verlassen!" rief sie zu wiederholtenmalen aus, als sie wieder zum Leben erwachte. Eduard vergaß in dem Augenblicke seinen eignen Kummer, und suchte sie zu trösten, aber seine Bemühung war vergebens.

Der Tag des Abschieds kam endlich; Werner bedauerte die Abreise des jungen Mannes, den er so oft gesehen hatte, er wünschte ihm Glück auf dem Meere und gab ihm einige gute Lehren auf den Weg, dann ging er wieder in sein Zimmer und setzte ruhig seine Arbeiten fort. Aber wie sehr war dieser Abschied von dem verschieden, den Eduard von seiner Geliebten nahm! Man konnte fast kein Wort sprechen, häufige Thränen erstickten bei beiden die Sprache, Louise schien der Verzweiflung nahe, und Eduard verließ sie endlich, ging nach Hause, und reiste, in eine dumpfe Betäubung versunken, ab.

Da saß nun das Mädchen einsam auf ihrem Zimmer, und sah mit gepreßtem Herzen dem rollenden Wagen nach. Alle ihre schönen Träume giengen so plötzlich aus, alles verlosch, wie die Sonne hinter einem Nebel, sie dachte unaufhörlich an Eduard und den schrecklichen Abschied. Bei dieser großen Spannung ihrer Lebensgeister fiel sie in ein Fieber, das ihr bald die Röthe von den Wangen und die Munterkeit aus den Augen nahm. Die Vorsorge des Vaters und des Arztes stellten sie zwar nach einiger Zeit wieder her, aber sie verlor darum nicht den melancholischen Blick, mit dem sie jetzt die Welt betrachtete, sie war gern allein, und las in der Einsamkeit die zärtlichen Briefe, die sie von Eduard erhalten hatte; sie küßte tausendmal die geliebten Schriftzüge, und sprach mit dem Papier, als wenn Er es wäre, kurz, sie beging alle die Thorheiten, die die kälteren Menschen so oft verlachen, die aber das zartere Herz mit Freuden und Qualen überschütten.

Glücklich ist der, der unter solchen Umständen einen Vertrauten findet, dem er sich ganz hingiebt, mit dem er täglich über das Unglück seiner Lage spricht, der ihm antwortet, wenn es auch nur die allerabgenutztesten Trostgründe seyn sollten, denn der Schmerz spricht sich nach und nach aus der Brust über die Lippen hinweg; je mehr man von einem Gegenstande redet, und sich in Worten erschöpft, je mehr vergißt man nach und nach den Gegenstand selbst. Aber Louise war nicht so glücklich, sie mußte ihre Empfindungen ganz in sich selbst verschließen, und eben deswegen wurden sie dauernder und peinvoller; sie suchte auch keine Seele, der sie sich vertrauen wollte, obgleich vielleicht manche ihrer Freundinnen es verdient hätten; denn die tiefern Empfindungen einer feinen Seele vertragen nicht die kalte äußere Luft, wahrhaft empfindende Menschen schämen sich gewöhnlich, von ihren Empfindungen zu sprechen, zwischen ihren Lippen und ihrem Herzen giebt es keine andre Brücke, als einen tiefen Seufzer, der für die meisten Ohren eine Hieroglyphe ist.

Werner erhielt nach mehreren Wochen einen Brief von einem seiner Korrespondenten, daß das Schiff des Eduard Schmidt und seines Onkels unglücklich gewesen, und daß beides, Mannschaft und Ladung, in einem heftigen Sturme untergegangen sei. Werner schüttelte den Kopf, und erinnerte sich nach langer Zeit wieder einmal des jungen Menschen, er trug gar kein Bedenken, diese Nachricht seiner Tochter bei Tische, als eine von den vielen Neuigkeiten, mitzutheilen. Louise ward blaß und ging auf ihr Zimmer, wo sie mehrere Stunden in einer todtenähnlichen Betäubung lag. Alle ihre Hoffnungen, selbst die entferntesten, waren nun untergesunken, alles öde und nächtlich um sie her, sie wagte es nicht, einen Blick in die Zukunft zu werfen, ja nur an den folgenden Tag zu denken, auf einem unabsehlichen wilden Meere trieb sie einsam und verlassen auf einem kleinen Nachen umher. In den ersten Anfällen der Verzweiflung faßte sie den Vorsatz, zu sterben und ihrem Geliebten nachzufolgen, sie machte hundert seltsame und schreckliche Entwürfe, ihre Blicke waren starr und unbeweglich auf den Boden gerichtet. Aber so wie die Schwäche der menschlichen Seele tausendfaches Unglück erzeugt, so liegt auch wieder in ihr der größte, ja der einzige Trost für den Elenden, daß sein Geist sehr bald einer hohen Spannung erliegt, unvermerkt läßt er die Flügel sinken, und fällt wieder in die Welt, in die gewöhnliche Alltäglichkeit zurück. So kehrte auch Louise wieder zurück, aber der Schreck, der Gram, die unaufhörliche Furcht, die Reue, alle ihre Wünsche so plötzlich zerschmettert zu sehen, warfen sie aufs Krankenbette. Der Vater, der seine Tochter zärtlich liebte, ließ jetzt sogar oft manche von seinen Arbeiten liegen, um ihr Gesellschaft zu leisten und Trost zuzusprechen, der Arzt bot seine ganze Kunst auf, um sie dem Tode, der sie schon als seine Beute ansah, wieder zu entreißen. Seine Sorgfalt gelang ihm endlich, Louise war außer Gefahr.

Des Vaters Freude, der sein Kind schon verloren gegeben hatte, überstieg alle Gränzen, er sahe sich und seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit gar nicht mehr ähnlich, er belohnte den Arzt reichlich, und be-

hauptete diesem ins Angesicht, daß er ihn nie genug belohnen könne; eine Redensart, die bis dahin noch Niemand aus seinem Munde gehört hatte.

Neun bis zehn Meilen von der Stadt besaß Werner ein kleines Landgut mit einem Garten und Weinberge. Wenn es seine Geschäfte erlaubten, reiste er in manchen Jahren des Herbstes dorthin, lebte einige Wochen auf dem Lande, und kehrte mit erneuerter Gesundheit zur Stadt und zu seinen Geschäften zurück. Auf Anrathen des Arztes reiste er jetzt mit seiner Tochter dorthin, in der gesunden Landluft sollte ihre Gesundheit gänzlich wieder hergestellt werden.

Es schien auch wirklich, als wenn sich Louise auf dem Lande auffallend erholte; ihre Farbe kehrte etwas zurück, und ihr Betragen ward munterer; sie war auf dem Lande von keinen Gesellschaftern geängstigt, die ihr zur Last fielen, indem sie sich einbildeten, die Trauernde zu zerstreuen: sie belustigte sich hier auf einsamen Spaziergängen und in Gesellschaft der schönen Natur. Nach Verlauf von einigen Wochen wollte der Vater wieder zur Stadt zurückkehren, sie bat ihn aber so dringend und anhaltend, daß er sie dort ließ und er allein nach Hause fuhr.

Er kam an und fand eine Menge von Prozessen liegen, die ihm alle seine Zeit raubten. Louisens Briefe meldeten ihm indeß, daß sie von Tage zu Tage gesünder und froher werde, und daß sie ihn mit völlig hergestellter Gesundheit wieder zu sehen hoffe; diese Briefe waren die Erquickung und Erholung des Vaters, der oft bei seinen überhäuften Arbeiten anfing, mürrisch und verdrüßlich zu werden.

Um diese Zeit kam ein junger Mensch von der Universität zurück, der von allen Professoren der Rechte Empfehlungsschreiben an Werner hatte. Er war nämlich auf der Akademie außerordentlich fleißig gewesen, hatte kein Kollegium versäumt, und war den Proffessoren mit seinen Besuchen außerordentlich oft zur Last gefallen; und da es eine in Europa übliche Sitte ist, daß man einem solchen Menschen, der uns recht oft Langeweile gemacht hat, bei seiner Abreise Briefe mit giebt, damit er auch einigen unserer Bekannten die Zeit verderbe, so war der Herr Kandidat Besenberg sehr reichlich mit diesen Anweisungen zum Ennüyiren ausgesteuert. Er war ein Mensch, der in allen Sachen, die nicht zur Rechtsgelehrsamkeit gehören, völlig unwissend war; sein Benehmen war linkisch und lächerlich; wenn er nicht über Paragraphen der Novellen sprechen konnte, so schwieg er lieber stille, denn er hatte den Grundsatz, daß man sich in jedem Diskurse über sein Brodstudium unterrichten müsse, sonst mache man nur, wie ein Verschwender, mit Lippen und Athem unnöthigen Aufwand. Er war ohne Vermögen, aber dabei so geizig, daß er von dem wenigen, was er auf der Universität gehabt hatte, noch ein kleines erspartes Kapital mit sich brachte: er rasirte und frisirte sich selbst, er war sich selbst Bedienter und Freund, denn bis dahin hatte er noch keine Seele gefunden, die sich die Mühe gegeben hatte, mit ihm zu sympathisiren. Dieser Mann kam jetzt an, und überreichte dem alten Werner mit einer demüthigen Verbeugung seine Empfehlungsschreiben.

Werner faßte sogleich eine große Hochachtung für einen jungen Menschen, den ihm die Professoren, seine alten Bekannten, so außerordentlich lobten. Er bat ihn zum Essen und über Tische führte man sehr lehrreiche Gespräche, es wurden mehrere schwierige Fälle abgehandelt und abdisputirt; Werner fand, daß der Kandidat in manchen Sachen, die er jetzt schon etwas vergessen hatte, besser Bescheid wisse, als er; und da ihm dieser endlich nach geendigter Mahlzeit, mit dem dankenden Kusse das Kompliment in den Mund steckte, daß er nun erst von der Universität auf die wahre hohe Schule der Rechtsgelehrsamkeit gekommen sei, um sich völlig auszubilden, so ward Werner von der liebenswürdigen Bescheidenheit des jungen Menschen so bezaubert, daß er von diesem Augenblicke sein wärmster und aufrichtigster Freund war.

Besenberg war, trotz seiner Einfalt, gescheidt genug, um zu bemerken, daß er an dem alten Rechtsgelehrten einen großen Gönner gefunden habe, er suchte ihm daher auf alle Art zu schmeicheln, er ging oft lange um ihn herum, bis er irgend einen Einfall anbringen konnte, den er für ein schickliches und erquickliches Kompliment hielt, und da die meisten Menschen ihr Ohr sehr willig selbst den plattesten Schmeicheleien hinhalten, die manchmal nur durch eine feine, kaum bemerkbare Linie von den Sottisen getrennt sind: so erfreute sich Werner herzlich über diesen Bewunderer, den er gefunden hatte. — Sie setzten ihren Umgang fort, und Werner gewann seinen Freund mit jedem Tage lieber, er ließ ihn endlich unter seiner Aufsicht arbeiten, und war mit der Art, mit welcher dieser es that, außerordentlich zufrieden. Besenberg vermehrte indessen auch seine Kenntnisse, und lernte seine Theorie praktisch anwenden. Der Alte lernte immermehr die Gelehrsamkeit seines jungen Freundes kennen, sah seinen unermüdlichen Fleiß, dachte an sein Alter und an die Schwäche, die diesem bald folgen würde, und nahm sich endlich in einer frohen Stunde vor, das Glück des jungen Menschen zu machen.

Es giebt wenig Menschen, die den kühnen Ausdruck, Glück machen, bedenken, es wird täglich davon mit eben der Leichtigkeit gesprochen, wie vom Tuch machen oder andern Manufakturwaaren, und man sieht nur gar zu gewöhnlich Münzen und Banken als Niederlagen und Vorrathskammern an, in welchen Glück für ganze Generationen liegt. Neuere Künstler sollten sich gar nicht mehr die Mühe geben, die Fortuna oder irgend eine Göttin mit einem großen Füllhorn abzubilden, in unsrer Mythologie ersetzt ein gefüllter Geldbeutel einen ganzen Schwarm von Göttern, die in der fabelhaften Zeit, in der Kindheit der Welt, am Glücke der Menschen arbeiteten. Manche Leute, welche behaupten, es gäbe in unserm Zeitalter weniger Royalisten, als ehemals, haben es ganz vergessen, wie alle Menschen, sie selbst mitgerechnet, vor den gemünzten Bildnissen der gekrönten Häupter niederknieen und sie anbeten: denn die Regenten sitzen als Werkmeister und Inspektoren in den Fabriken des menschlichen Glücks oben an, und regieren und gebieten über Farbe und Modell, spediren dann das Produkt in ihre Länder, und lassen es unter ihre Untergebene vertheilen, jedem sein Maaß, je nachdem sie glauben daß es ihm heilsam sei.

Das Glück, welches der alte Werner jetzt machen wollte, bestand in nichts anderm, als seine Tochter dem jungen Besenberg zur Frau zu geben, und ihm bei seinem Tode sein Vermögen und seine Praxis zu hinterlassen. In den müßigen Abendstunden sann er diesem Plane weiter nach, und baute ihn unmerklicherweise so aus, daß er endlich zum festen Entschlusse geworden war.

Die Tochter kam zurück, und bei weitem froher und gesunder als vorher, sie hatte etwas von ihrer sonstigen Munterkeit wieder bekommen, ihre Augen hatten wieder Feuer und ihre Wangen Röthe; der Vater freute sich, und der Arzt ward in seinen Bemerkungen über die Heilsamkeit der Landluft bestätigt. Besenberg machte ihr seine Aufwartung, und zergliederte ihr den Zusammenhang von einigen verwickelten Prozessen, die er im Begriff war noch mehr zu verwickeln, um einen unauflöslichen Knoten daraus zu machen, den man nachher entweder mit dem Messer zerschneiden müßte, um lauter unbrauchbare Enden zu bekommen, oder ihn zum Andenken des menschlichen Scharfsinns ganz und gar liegen zu lassen.

Es bedarf gar keiner Erinnerung, daß der rechtsgelehrte Besenberg Louisen durchaus mißfiel, sie antwortete ihm in der ersten Unterredung fast gar nicht, oder mit Unwillen, sie gähnte oft, und verließ ihn endlich. Der Advokat aber bemerkte es gar nicht, daß er ihr mißfallen hätte; daß sie so wenig gesprochen hatte, schrieb er ihrer Bescheidenheit zu, und war herzlich mit sich selbst zufrieden. Der Vater eröffnete nun seinem künftigen Schwiegersohne seinen Plan, der für Entzücken und Dankbarkeit außer sich war; er zweifelte keinen Augenblick, daß er das Herz der Tochter gewinnen würde, da der Vater so sehr für ihn eingenommen war. Louise hörte mit Erstaunen und Schreck den Vorschlag ihres Vaters, sie machte hundert Einwendungen, die aber alle nicht gehöret wurden; der Vater hatte sich diesen Gedanken so fest in den Kopf gesetzt, daß ihn keine Ueberredung und keine Bitten verdrängen konnten, und da Louise auch glaubte, es würde mit der Ausführung des Projekts nicht so sehr geeilt werden, so bot sie nicht alle ihre Kunst auf, um den Vater von diesem Vorsatz zurückzubringen.

Besenberg betrug sich von jetzt in Louisens Gesellschaft ganz als ihr Bräutigam, er gab sich gar keine Mühe, ihre Gunst zu gewinnen, weil er sich als ihren privilegirten Geliebten ansah; das einzige was er that, war, daß er sich ein neues, etwas moderneres Kleid machen ließ. Louise hielt immer alles noch für Scherz, und lächelte zuweilen über den seltsamen Bräutigam, wenn er sie auf der Promenade führte, und so gravitätisch neben ihr hinging, sie so mit seinen Augen bewachte, als wenn es kein Vorübergehender wagen sollte mit einem Blicke seine Braut auch nur zu streifen. Werner hatte seinen Vorsatz allen seinen Bekannten mitgetheilt, und Besenberg empfing die Gratulationen mit dem kältesten und gesetztesten Wesen von der Welt.

Louise hörte von ihrem Vater, von Besenberg, von allen ihren Freundinnen und Bekannten, so oft, daß sie eine Braut sei, daß sie es am Ende selbst glaubte. Ihre Schwermuth war kälter geworden, lag aber immer noch über allen ihren Stunden ausgebreitet; in Gesellschaft verstellte sie sich etwas mehr, aber sie fühlte sich in der Einsamkeit immer noch unglücklich, das Leben erschien ihr in einem gleichgültigen Lichte, und alle Freuden standen weit weg, in einer neblichten Ferne. Sie gewöhnte sich daher beinahe an den Gedanken verheirathet zu werden, in ihrer Gefühllosigkeit war ihr auch der Mann ziemlich gleichgültig, dem sie zu Theil werden sollte, da ihr das Schicksal jenen entrissen hatte, den sie einzig mit Liebe umfangen konnte. Ein Mensch, der sich unglücklich fühlt, ist auch weit leichter zu einem kleinlichern Egoismus geneigt, als die Seele, die durch Freude und Hoffnung aufrecht erhalten wird; sie überlegte daher zuweilen, wenn sie allein war, daß es im Grunde für sie, wenn sie doch einmal heirathen sollte, am vortheilhaftesten wäre, einen einfältigen Mann zu nehmen, der sich mehr seinen Geschäften, als ihr, widmete, der ihr daher nicht so zu Last fallen würde, als ein anderer, der ihr seine Liebe aufdringen wollte, — und so gewöhnte sie sich nach und nach, einen Gedanken ruhig zu ertragen, der ihr, wenn Eduard noch gelebt hätte, fürchterlich gewesen wäre.

Nur ward sie manchmal auf ihr künftiges Schicksal aufmerksamer, wenn sie das Betragen ihres Bräutigams genauer beobachtete. Er that ihr auch nicht den kleinsten Schritt entgegen, stand nicht in der geringsten Furcht ihr Mißfallen zu erregen, sondern sah sie für ein Kapital an, das ihm so sicher, wie in der Bank liege, und auf keinen Fall verloren gehen könne. Hat der Mensch aber einmal auf seine Hoffnungen resignirt, und seine Aussicht begränzt: so gewöhnt er sich nachher an sein trübes Schicksal, wie an das trübe Wetter, das er nicht ändern kann. Dies war der Fall mit Louisen; um ihren Vater nicht aufzubringen, that sie jeden Schritt, den dieser forderte, der nur noch darauf wartete, daß sich Besenberg ansäßig machen sollte, um ihn förmlich zu seinem Schwiegersohne zu erklären.

Der Winter und der Sommer vergingen unter allerhand unbedeutenden Vorfällen, die Zeit mindert alle Leiden, sie nimmt nicht den Gram von uns weg, aber sie rückt uns unvermerkt weiter von ihm fort, bis er uns immer kleiner und kleiner erscheint, und endlich sich in dem Nebel der Vergangenheit verliert. Jedes Unglück erscheint uns dann nur wie ein Traum, der uns einige Stunden hindurch ängstigte, der helle Tag, der uns umgiebt, verspottet die dunklen Phantomen, die es nicht wagen, näher zu rücken.

Es war jetzt die Zeit der Weinlese da, und der alte Werner machte wieder den Plan, sein Landgut in dieser fröhlichen Zeit zu besuchen; er wollte dort zugleich die Verlobung seiner Tochter und ihres Vielgetreuen feiern, der dazu die glänzendsten Anstalten machte. Er legte nämlich sein natürliches Haupthaar ab, und ließ sich dafür das passendere Haar von einer Ziege anmessen, er warf sich über Hals und Kopf in die Gravität hinein, und gab den letzten Resten des jugendlichen Aussehens ihren Abschied, er ließ sich examiniren, bestand außerordentlich gut, und war nun geschworner und sehr berühmter Advokat. Man gratulirte von allen Seiten, und die Stadt pries sich glücklich, ein solches Subjekt innerhalb ihren Mauern zu besitzen.

Man machte schon Anstalten zur Abreise, als der junge Herr von Rosenfeld um die Erlaubniß bat, in ihrer Gesellschaft zu reisen, um ganz in der Nähe des Wernerschen Gutes einen Vetter zu besuchen. Werner schätzte es sich für eine Ehre, und veränderte nun den Plan, um die Reise noch lustiger zu machen. Er miethete nämlich ein Schiff, um mit diesem gemächlich den Strom hinunter bis unter die Fenster seines Landhauses zu fahren; in dieses Schiff wurden die nöthigen Sachen besorgt, und an einem heitern Herbstmorgen stieg die ganze Gesellschaft ein, und das Schiff stieß fröhlich und munter vom Lande.

Rosenfeld war ein lebhafter, feuriger, junger Mensch, er gehörte zu den Leuten, die sich für witzig halten, und in diesem Irrthume jedermann beleidigen, der in ihrer Gegenwart bescheiden bleibt. Er hielt sich für einen allumfassenden Kopf, weil er in manche Kollegia auf der Universität, von der er erst kürzlich zurückgekommen war, als Hospes hineingelaufen war, und von ohngefähr die vorgetragenen Sachen so ziemlich verstanden hatte. Er ging mit vielen Leuten um, bloß um sie kennen zu lernen, und lernte sie nur kennen, um ihnen in Gegenwart von andern Sottisen zu sagen. Er machte Gedichte ohne Reim und Rhythmus, und mit häufigen Sprachfehlern, er war eitel und verliebte sich in jedes Mädchen, bloß um seinen Bekannten sagen zu können: er sei in die und die ganz erstaunlich verliebt; er war immer elegant frisirt, ärgerte sich aber bei jeder Gelegenheit gern, und schlug sich mit der Hand vor den Kopf, weil er sich einbildete, ein kleines Herabhängen der Haare in die Stirne kleide ihn vorzüglich gut. Wenn man mit ihm sprach, so antwortete er bei hellem Wetter zuweilen durch einen Triller, bei trübem durch Pfeifen, bloß um seine Originalität auszudrücken. Die jetzige Reise machte er eigentlich nur, um nachher sagen zu können, er habe sie gemacht, denn in dieser Absicht beging er die meisten seiner Narrheiten. Dieser Mensch war ein Gift, aber zugleich ein Gegengift, wenn man lange mit Besenberg zusammen gewesen war; denn in solchen Stunden erschien dieser quecksilberne Narr gegen jenen sauertöpfischen, versessnen, dummlakonischen Narren liebenswürdig, aber wenn man eine Zeitlang mit ihm gesprochen hatte, ward er so fade und abgeschmackt, daß man mit Emsigkeit die Gesellschaft des eingepuderten Advokaten wiedersuchte.

Natürlich war schon, als man die Stadt noch nicht aus dem Gesichte verloren hatte, Rosenfeld in Louisen verliebt, er sang einige Arietten, die er ihr mit den Augen widmete, und gleichsam überreichte, er maß ihren Liebhaber mit verächtlichen Blicken, und trank bei der ersten Gelegenheit Brüderschaft mit ihm, um sich in seiner Gesellschaft noch weniger geniren zu dürfen. Das Wetter war schön, die Gegenden, denen man vorbeifuhr, reizend, alle Seelen waren daher heiter gestimmt, und man nahm seine lustige seltsame Galanterie mit Beifall auf. Für feinere Seelen ist dies ein Wink, nicht zu närrisch zu werden, sie fallen dann ihrem wilden Humor in den Zügel, aber Rosenfeld stieß ihm, dadurch aufgemuntert, beide Sporen in die Seiten, und galoppirte unbesonnen weiter, ohne vor oder hinter sich zu blicken. Louise war zum erstenmale wieder in einer humoristischen Stimmung, sie ward daher von der Narrheit ihres neuen Liebhabers unterhalten, es machte ihr Freude, ihn mit dem richterlichen Besenberg zu vergleichen, und zu bemerken, wie sich beide von Herzen verachteten.

Man stieg zuweilen ans Land, um spazieren zu gehen und zu essen; diese Gelegenheiten nutzte Rosenfeld neben Louisen zu wandeln, und ihr seine funkelnagelneue Leidenschaft durch blühende Metaphern zu verstehen zu geben, sie antwortete immer in Scherz, in welchem man weder Ja noch Nein sagt, sondern sich wie ein gejagtes Amphibium aus dem einen Gebiete in das andere rettet. Rosenfeld nahm die Sache immer wichtiger, er glaubte am Ende selbst, und schwur es sich sogar heimlich zu, er sei diesmal recht ernsthaft verliebt. — Im Schiffe spottete er dann wieder über den steifen ungelenken Bräutigam, der ihm lateinische Sticheleien zurückgab, die in dieser todten unverständlichen Sprache für Rosenfeld ihre Spitze verloren: man fing sogar einigemal an, etwas zu zanken, aber der Vater spielte immer den Friedensstifter, und ließ es nicht zu den letzten Gährungen des Witzes von beiden Seiten kommen, und selbst das schaukelnde Schiff neigte sie oft muthwillig nahe zusammen, als wenn sie sich umarmen sollten, doch Rosenfeld that es nicht, und Besenberg hätte es nicht gelitten, um sich Anzug und Perrücke nicht verderben zu lassen.

Alle springen endlich aus dem Schiffe, sie richten sich ein. Rosenfeld bleibt im Dorfe, und verschiebt noch den Besuch bei seinem Vetter, um Louisen desto näher zu seyn.

Jeder unterhielt sich, so gut er konnte, Louise ging oft einsam spazieren, oft auch in das Dorf, und besuchte Bäuerinnen, die sie im vorigen Jahre hatte kennen lernen; Rosenfeld folgte ihr auf allen Schritten, er suchte sie für sich geneigt zu machen, und malte ihr daher in langen Beschreibungen die schöne Natur aus, die sie deutlicher und besser gemalt dicht vor Augen hatte. Es gelang ihm endlich etwas, zwar nicht Louisens Neigung zu gewinnen, aber doch ihr ihren Bräutigam noch unangenehmer zu machen, sie ließ ihm dies merken, und Rosenfeld versprach ihr, sie von diesem Ueberlästigen zu befreien.

Auf diese Art waren ohngefähr acht Tage verflossen, als Werner einen Tag für die Feierlichkeit der Verlobung bestimmte, es sollte dabei Niemand weiter zugegen seyn, als der junge Rosenfeld und ein paar Bekannte aus der Nachbarschaft.

Jetzt muß der Autor noch zwei Personen kurz beschreiben die in dem historisch-vaterländischen Pastoral-Schauspiele, welches sich dialogisirt darstellen soll, Mitspieler waren.

Herr Erich war ein Prediger des benachbarten Dorfes. Er trug sich ganz schwarz, den Kragen und die Stiefelmanschetten ausgenommen, er sah immer ehrwürdig aus, und lachte daher auch nur ungern, damit ihm die Gravität nicht unvermerkt aus den Gesichtszügen entwische. Wenn man ihn nur ansah, wurde man schon erbaut; er sprach so langsam und bedächtlich, daß man seiner Rede hundert Schritt vorauslaufen konnte, und überzeugt seyn, daß sie ihren Fuß in dieselben Fußstapfen setzen würde. Er hatte vor keinem Menschen Achtung, der nicht wenigstens über dreißig Jahre alt war, er

sprach überaus gern mit Dummen, weil diese sich von ihm belehren ließen, und ihre etwanigen Widersprüche nur dazu dienten, ihm Gelegenheit zu neuen Belehrungen zu geben; demüthiger Knecht nannte er sich darum gern, damit das: „Wohlwürden," desto besser abstechen möchte; dabei glaubte der Mann aber stets, er sei ein Mann nach dem Herzen Gottes, weil er wissentlich keine von den Todsünden begangen hatte, und kitzelte sich in den Abendstunden oft damit, wie es nach seinem Tode in der Leichenrede immer heißen würde: „Der Wohlselige, in dem Herrn Entschlafene." —

Der zweite war ein ausgedörrter hypochondrischer Amtmann, der aus einem Anfall von Schwermuth sich auf seine Renten gesetzt hatte, und diese andächtig und in der Furcht des Herrn verzehrte. Er war ein wenig sparsam, und die Bauern, die überhaupt in den Distinctionen nicht sehr Bescheid wissen, nannten ihn geizig. Als er noch Amtmann war, las er fleißig die Bibel; seine Lieblingsstelle war: „Lasset einen jeden Tag für das Seine sorgen;" er verstand darunter die Gefälle und Abgaben. Sein zweiter Spruch war: „Gebet den Armen, doch lasset die Linke nicht wissen, was die Rechte thut;" — da er aber ein wenig mißtrauisch war, so mochte er wohl seine rechte Hand doch nicht für verschwiegen genug halten, sondern etwa argwöhnen, sie könnte manches bei dem häufigen Händefalten der Linken wieder erzählen; er hielt es daher für das Gescheidteste, den Armen gar nichts zu geben. — Dabei war er in seinen Reden einsylbig, sprach und sang ungern, that, so viel es möglich war, alle Reden in Gedanken ab, und ward deswegen für ungemein klug gehalten, weil er gar nicht sprach.

Und nun geht der Vorhang auf: — —

Werner, Besenberg und Louise saßen in ihrem Zimmer als jemand klopfte, und Pastor Erich hereintrat. —

Werner. Es freut mich ungemein, daß Sie mir haben die Ehre erzeigen wollen. *Sie umarmen sich.* — Wie haben sich Ihre Wohlwürden seitdem befunden? Wir haben uns lange nicht gesehn.

Erich. Wohl, Gott sei Lob und Dank, wohl — Ja, es ist eine geraume Zeit; sie vergeht schnell. — Die Mamsell Tochter?

Louise *verneigt sich.*

Werner. Aufzuwarten.

Erich. Habe die Ehre von Herzen zu gratuliren.

Louise *verneigt sich.*

Werner. Danke gehorsamst.

Erich. Sie thun jetzt einen wichtigen Schritt in Ihrem Leben, Gott wird Ihnen seinen Segen zukommen lassen.

Louise *verneigt sich.*

Werner. Ich hoffe, das wird er, Herr Prediger.

Der Amtmann *tritt herein.* Guten, guten Tag, werthgeschätzter Herr Werner. — Wie befunden?

Werner. Wohl, wohl, freue mich unendlich — *Umarmungen.*

Amtmann. Gratulire gehorsamst. — Hab' auch ein neues Pferd gekauft.

Werner. Danke unterthänigst. —

Amtmann. Der Herr Bräutigam?

Besenberg. Habe die Ehre.

Amtmann. Gratulire.

Besenberg. Viel Gnade, Freude für mich, und sage gehorsamsten Dank.

Erich. Sie sind gesonnen, sich heut christlich in dem Herrn mitsammen zu verloben?

Werner. Wenn es dem Himmel gefällt, so ist es unser allerseitiger Wille. — Belieben Sie doch gütigst Platz zu nehmen; belieben Sie zu kosten. —

Er schenkt ein, man trinkt.

Amtmann. Gut Glas Wein.

Besenberg. Ungemein excellent und delikat! —

Rosenfeld *tritt herein, und macht von allen Seiten Verbeugungen, die beiden Fremden sehn sein Luftspringerwesen mit großen Augen an.*

Ich habe die Ehre meinen herzlichsten Glückwunsch abzustatten, daß die ewig lächelnde Fortuna stets in ihrem Hause wohnen möge.

Verbeugungen; er setzt sich und fixirt beständig Louisen, lächelt, und man sieht, daß er sich auf seinen Verstand etwas zu Gute thut. Er hatte nämlich einen Universitätsfreund von sich in der Nähe aufgetrieben, einen Menschen, der von Jugend auf in Privatkomödien die erste Rolle gespielt hatte. Mit diesem und einem Kammermädchen hatte er einen Plan abgeredet, um die Verlobung auf jeden Fall zu hintertreiben. Wachtel, so hieß sein Freund, setzte den Genuß seines Lebens darein, Bekannte und Unbekannte zum Besten zu haben, er lief oft verkleidet umher, fand sich in jede Rolle gleich ganz gut, die er spielen wollte, und war selbst seinen besten Freunden zuweilen unkenntlich. Auf die Geschicklichkeit dieses Menschen verließ sich Rosenfeld, er erwartete ihn in kurzer Zeit und suchte daher die Gesellschaft vorzubereiten.

Rosenfeld. Ich trinke auf Ihr Wohlseyn, Herr Bräutigam, und auf die lange Dauer dieser Freude.

Besenberg. Gratias! — Sie wird dauern unaufhörlich, bis spät im Alter, werthgeschätzter Herr Rosenfeld.

Rosenfeld. Dafür können Sie aber nicht gut sagen, mein Herr, ich habe schon manchmal erlebt, daß dies Glück nur bis drei Tage nach der Hochzeit währte.

Besenberg. Dieses kann nur bei Menschen der Fall gewesen seyn, die sich nicht so zärtlich liebten.

Erich. Bei den Gottlosen.

Amtmann. Richtig. —

Rosenfeld. Es entsteht aber zuweilen ein gar plötzliches Unglück. Ich habe Fälle erlebt, die außerordentlich seltsam waren, und herrlichen Stoff zu Komödien liefern würden. Und so können Sie auch nicht dafür stehen — —

Besenberg. Ich glaube aber dafür stehn zu können, ich bin noch bis jetzt Gottlob in keiner Komödie erschienen.

Rosenfeld. Was nicht ist, kann noch werden; Gott führt seine Heiligen oft wunderlich.

Werner. Nein, auch ich will Bürge dafür seyn.

Rosenfeld. Ich will auch eben nicht länger zweifeln; — aber Sie werden sich doch in der Kirche aufbieten lassen?

Besenberg. Ohne Zweifel.

Erich. Unsre Religion bringt es so mit sich.

Rosenfeld. Sie fürchten doch keinen Einspruch?

Besenberg. Wo sollte denn der Einspruch herkommen?

Rosenfeld. Man kann manchmal nicht wissen, Sie sind jung, haben ein empfindsames Herz, — wenn dies nicht mehr frei wäre —

Besenberg. Hypothesen!

Werner. Ich kenne meinen Schwiegersohn.

Rosenfeld. Sie sind so zuversichtlich?

Besenberg. Das kann ich seyn.

Rosenfeld. Besinnen sie sich, ich bin Ihr aufrichtiger Freund, und ich möchte nicht gern —

Besenberg. O, lassen wir die Späße.

Rosenfeld, heimlich zu ihm. Aber geben Sie doch klein bei, ich weiß ja alles.

Besenberg. Nun was wissen Sie denn?

Werner. Was haben Sie denn für Heimlichkeiten, Herr Sohn?

Besenberg. O, nichts; ich werde nur ein wenig gefoppt, es beliebt dem Herrn von Rosenfeld, einen gnädigen Scherz mit mir vorzunehmen.

Rosenfeld. O nicht im mindesten, ich bin heut weit ernsthafter, als gewöhnlich.

Besenberg. O man kennt Sie schon.

Rosenfeld mit verstelltem Zorne. Man kennt mich? — Nein, mein Herr, aber nun soll man mich und auch Sie kennen lernen. Ich hätte gern geschwiegen, wenn es wäre möglich gewesen, aber da Sie mich nun selbst auffordern —

Werner. Wie? Was ist denn? Ums Himmels Willen!

Erich. Unfriede? — mit nichten müsse sich der in so angenehme Gesellschaft einschleichen.

Rosenfeld. Der Herr da fordert mich nun durch seine Beleidigungen auf, alles zu sagen. — Es mag also seyn, — und kurz und gut, ich sage Ihnen, es kann und wird allerdings Einspruch geschehen.

Einspruch? riefen alle mit einer Stimme.

Ja, meine Herren, fuhr Rosenfeld sehr ernsthaft fort, dieser Mensch da hat ein armes Mädchen verlassen, und unglücklich gemacht. —

Ich ein Mädchen unglücklich gemacht? Hat man je dergleichen gehört! rief Besenberg mit dem größten Erstaunen.

Rosenfeld. Er hat ihre Liebe gemißbraucht, und sie dann auf die schändlichste Weise verrathen. Die Pflicht und die christliche Liebe fordern mich auf, zu sprechen.

Werner. Nun, so sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie!

Besenberg. Ich falle aus den Wolken — ich bin versteinert, — boshafte Lügen. —

Rosenfeld. Lügen? — nun so will ich Ihnen denn Jemand hereinführen, und ich will doch sehen, ob Sie den auch werden Lügen strafen.

Er ging.

Die ganze Gesellschaft war hoch verwundert. Besenberg protestirte in abgebrochenen Worten unaufhörlich gegen diese Beschuldigung. — Rosenfeld kam mit dem Kammermädchen zurück.

Rosenfeld. Hier steht nun die Unglückliche vor Ihnen, meine Herren. — Sehn Sie nur, wie der Bösewicht in Ihrer Gegenwart roth wird. —

Besenberg. Ich roth?

Rosenfeld. Kennen Sie nicht diese Person?

Besenberg. Woher sollt' ich Sie denn kennen —

Was, Christoph, fuhr das Mädchen auf, Du willst mich nicht kennen? — Ach, wie viel Gottlosigkeit hat der Mensch hinter seinen Ohren! — Er kann sich so ehrlich und dumm anstellen. — Die Schlange unter Blumen.

Besenberg. Die Sache wird ernsthaft, meine Herren! — entweder ich bin verrückt, oder ich habe dieses Mädchen nie mit Augen gesehn! —

Boshaft bist Du, rief Charlotte wüthend aus. — Nicht mit Augen gesehn? — Ach mir gehn die Augen und der Verstand über solche Niederträchtigkeiten über! — Nicht mit Augen gesehn? — Hab' ich nicht neben Dir auf der Universität in der kleinen Gasse gewohnt? — Hast du mich nicht immer in deinem blauen abgetragenen Mantel besucht? — Hast du nicht —

Besenberg. Das Weibsbild ist offenbar im Kopfe verrückt.

Charlotte. Ja, aus Liebe zu dir, du Undankbarer! — Ach, was soll ich nun anfangen, da er so verstockt ist, und mich gar nicht einmal kennen will? — Ach, ich bin ein unglückliches Mädchen auf Zeitlebens!

Besenberg. Der kürzeste Weg wäre, hier gerichtliche Untersuchung anzustellen.

Charlotte. Ja, ja, thu es nur, damit deine Schande und deine Niederträchtigkeit recht offenbar werden, damit es die ganze Welt erfährt, wie hinterlistig du mich betrogen hast.

Werner. Ich weiß beim Himmel nicht, was ich denken soll.

Besenberg. Daß das ohne Zweifel ein Streich vom Herrn von Rosenfeld ist.

Rosenfeld. Von mir, nun so wollt' ich — —

Erich. Sapienti sat! — Man sollte die erhitzten Gemüther wieder ein wenig beruhigen, ehe der Diskurs fortgesetzt wird.

Amtmann. Jeder sollte sich besinnen, ein Glas Wein trinken, und dann mit Bedacht weiter reden.

Werner. Hier ist nichts zu besinnen; mir fängt an der Kopf umherzugehn. — Sollte ich mich so geirrt haben? sollten alle meine Plane so in Einem Augenblicke zerfallen?

Besenberg. Ich betheure öffentlich und laut meine Unschuld, ich schwöre, daß mir diese Kreatur unbekannt ist, ich erkenne sie nicht und werde sie nie erkennen!

Charlotte. Kreatur? — Kreatur? O, das soll einem nicht durch die Seele gehn, das soll nicht kränken! — Man könnte verrückt drüber werden. — Aber schon gut, schon gut, ich habe meinen Vater herbestellt, wir wollen doch sehn, ob Sie dem auch so dreist ins Gesicht läugnen werden.

Besenberg. Das werd' ich, das werd' ich ganz ohne Zweifel.

Werner. Läugnen ist noch kein Beweisen, und auf die Beweise kömmt es hier einzig und allein an. Wie gesagt, ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll.

Besenberg. Sie fangen an zu zweifeln, werthgeschätzter Herr Schwiegervater!

Werner. Den Namen, Herr Sohn, verbitt' ich

mir, bis die Geschichte da ausgemacht ist. Das scheint mir jetzt noch im weiten Felde zu liegen.

Besenberg. Ich schwöre —

Charlotte. Hören Sie nicht darauf, er schwört falsch, er hat mir auch geschworen, und seinen Schwur doch gebrochen. — Kommen Sie nur herein, lieber Vater, und räumen Sie hier etwas auf.

Jetzt trat ein langer alter Mann von ehrwürdigem Ansehn in das Zimmer, es war Niemand anders als der verkleidete Wachtel. Er trug ein Kind in den Armen, das ohngefähr ein Jahr alt zu seyn schien.

Ich bitt' um Verzeihung, daß ich so dreist bin. Ich bin der Vater dieses unglücklichen Mädchens und der Großvater dieser armen verlassenen Waise hier. Der gottlose Mensch da hat mir einen Enkel gegeben, und will nun sein Blut nicht anerkennen.

Besenberg. Enkel!! —

Allen versagte das Wort im Munde, sogar der Amtmann blickte auf und betrachtete aufmerksam das Kind.

Rosenfeld. Gar kein Zweifel, denn sehn Sie nur, ist ihm das Kind nicht wie aus den Augen geschnitten?

Besenberg. Ueber diese Frechheit will mir fast der Verstand stille stehn.

Wachtel. Glaube nicht, daß Du mit Deiner Bosheit glücklich Deinen Endzweck erreichen wirst, und sollte sich Niemand anders weiter finden, so bin ich fest gesonnen, Dir den Hals umzudrehen. Ich halte es für die Pflicht eines Vaters.

Besenberg griff erschrocken nach seiner Halsbinde, das Zimmer ward ihm zu eng und kam ihm wie eine Mördergrube vor, er schien sich ein Wild zu seyn, das man von allen Seiten jagte, und dessen Fell und Fleisch man schon unter die Anwesenden vertheilt hatte.

Werner. Ihre Miene wird immer verwirrter, Sie wissen nichts Vernünftiges zu antworten, das böse Gewissen sieht ihnen aus den Augen heraus.

Amtmann. Er ist quasi vogelfrei.

Besenberg. Vogelfrei? — Vogelfrei? — Wissen Sie denn, was der Ausdruck bedeutet, mein Herr?

Wachtel. Daß Du der größte Schurke auf Gottes weitem Erdboden bist. — Ach, meine Herren! ein alter Vater fühlt sich zu sehr gekränkt, als daß er seinen Zorn in Schranken halten könnte, die starken Gefühle der Natur vergessen die Höflichkeit, — und Thränen machen mir die Zunge schwer.

Erich. Armer Alter! Da habt Ihr ein Glas Wein! Erholt Euch wieder.

Wachtel. Danke, danke, wohlwürdiger Herr. — Ach, Herr, er ist ja um nichts besser, fast um nichts reicher, als ich bin, wir sind ja alle nur Menschen, warum will er meine Tochter denn nicht zur Frau nehmen? — Aber nein, es ist wahr, er ist kein Mensch, er ist ein Ungeheuer von der größten Sorte!

Charlotte. Ach schimpft nicht so, Vater, ich liebe ihn doch immer noch. —

Rosenfeld. Nun Herr Besenberg, fassen Sie einen kurzen Entschluß! Sind Sie der jämmerlichen Rolle noch nicht bald überdrüßig, die Sie spielen? Erklären Sie sich, wollen Sie das Mädchen heirathen? Hier ist ein Herr Geistlicher, der sogleich die Mühe über sich nehmen wird, Sie beide zu kopuliren.

Erich. Um Unrecht wieder Recht zu machen, mit Freuden.

Werner. Meine Tochter bekömmt er nun so in alle Ewigkeit nicht.

Dies ging dem armen Advokaten denn doch zu weit, er sprang auf und stieß den Priester heftig von der Seite, der ihm die Hand freundlich zur Friedensstiftung entgegen streckte. Der Amtmann rückte schnell hinter den Tisch, und Rosenfeld folgte ihm mit einer Kapriole. Wüthend nahte sich Besenberg Wachteln und dem Kinde. Das schändliche Balg! rief er aus, und hob tückisch die Hand auf, um dem Kinde einen derben Schlag zu geben, als Louise plötzlich weinend hervorstürzte, und mit dem Ausruf: mein Eduard! den Kleinen in ihre Arme schloß, und mit Thränen und Küssen bedeckte.

Ein neues Erstaunen machte alle Gesichter starr, alle waren wie in einem bezauberten Feenschlosse, Niemand traute mehr seinen Sinnen. — Nur Werner schien nun plötzlich den Zusammenhang der ganzen Geschichte zu errathen, er war vor Zorn nicht Herr seiner selbst, er eilte schäumend auf Louisen zu, die erschrocken zur Thür hinaus und zur Treppe hinuntereilte.

Die verkleideten Personen vergaßen ihre Rolle und redeten in ihrer natürlichen Sprache, sie fanden ganz andere Scenen vor, als sie einstudirt hatten, und waren wie betäubt; man hielt es gar nicht mehr der Mühe werth, die vorige Geschichte in Erwähnung zu bringen, sondern man dachte nur an die plötzliche Wendung, die sie genommen hatte: nur Besenberg saß jetzt kühn und trotzig im Gefühl seiner Unschuld da.

Athemlos, bleich, mit verworrenem Auge kam Louise zurück, — und wer an ihrem Arme? — Eduard Schmidt, der todtgeglaubte. Eine wunderbare Begebenheit drängte die andere, dem alten Werner tanzte das Zimmer und alle Meublen vor den Augen umher; man erkannte sich, man suchte Worte und fand vor Erstaunen keine: man fragte und wartete auf keine Antwort; wie eine Gesellschaft von Betrunkenen sprach alles durch einander, Nachsätze voran, und die Vordersätze hinkten hinter her. — Als der Sturm der Verwunderung und Verwirrung sich etwas gelegt hattte, klärte sich alles auf. Eduard hatte sich damals im Schiffbruche gerettet; sein Onkel war gestorben und er hatte dessen Vermögen geerbt, hatte aber wegen tausenderlei Hindernisse nicht schreiben können; die Briefe in der Stadt waren liegen geblieben, und er hatte sich nun selbst auf den Weg nach dem Gute gemacht, seine Louise wieder zu sehn, er drückte sie und seinen Sohn zärtlich in seine Arme, die Verlobung ward noch an demselben Tage gefeiert.

Besenberg und Rosenfeld waren beide gleich verdrüßlich, ersterer, weil ihm die Braut nun gänzlich mit dem Vermögen des Alten genommen war, und Rosenfeld darüber, daß er nun alle sein Maschinen vergebens hatte spielen lassen.

Man söhnte sich von allen Seiten wieder aus, und in wenigen Wochen feierten Louise und Eduard ihre Hochzeit. —

Die Versöhnung.

1795.

Der Abend dämmerte schon, als ein junger Ritter mit seinem Rosse ein einsames Thal durchtrabte; die Wolken wurden nach und nach dunkler, der Schein des Abends ward bleicher, ein kleiner Bach murmelte leise, unter den überhängenden Gebüschen des Berges versteckt.

Der Ritter seufzte und überließ sich seinen Gedanken; die Zügel lagen schlaff auf dem Nacken des Rosses, es fühlte nicht mehr den Sporn des Reiters und ging jetzt mit langsamem Schritt auf dem schmalen Pfade, der sich um den steilen Felsen wand.

Das Geräusch des kleinen Baches ward lauter, der Huftritt dröhnte durch die Einsamkeit, die Schatten wurden dichter, die Ruinen einer alten Burg lagen wunderbar auf dem Abhange des gegenüberstehenden Berges. Der Ritter vertiefte sich immer mehr in seinen Gedanken, er sahe starr in die Dunkelheit hinaus und bemerkte die Gegenstände kaum, die ihn umgaben.

Jetzt ging der Mond hinter ihm auf, sein Glanz vergoldete die Gipfel der Bäume und Gebüsche, das Thal ward noch enger und der Schatten des Ritters reichte zum gegenüberstehenden Berge; silbern schäumte der Strom über Felsenstücke, und eine Nachtigall begann leise ihr entzückendes Lied, das bald lauter aus dem Walde widerhallte. — Der Ritter sahe jetzt vor sich eine krummgewachsene Weide, die sich über den Bach beugte, das Wasser floß durch die überhängenden Zweige. Als er näher kam, gewannen die dunkeln Umrisse eine bestimmtere Form, er sahe jetzt deutlich die Gestalt eines Mönchs, tiefgebückt stand sie da und ließ die kleinen Wellen durch die Höhlung der Hand laufen, ein leises Wimmern ächzte; „sie kömmt nicht, sie kömmt nicht; ach ewig wird sie nicht herbei schwimmen!“

Das Roß sprang scheu von der Seite, ein plötzliches Grauen ergriff den Ritter, er schlug beide Sporen in die Seiten des Pferdes, das lautwiehernd mit ihm davon sprengte.

Der enge Pfad erweiterte sich und führte in einen dicken Eichenwald, der Mond schoß nur einzelne Strahlen durch die dichtverflochtnen Zweige. Bald stand der Ritter vor einer Höhle, aus der ihm ein kleines Feuer entgegen leuchtete, er stieg ab, band sein Roß an einen Baum, und ging in die Höhle.

Vor einem hölzernen Crucifixe lag ein alter Einsiedler in tiefer Andacht auf den Knieen, er bemerkte den eintretenden Ritter nicht, sondern betete inbrünstig weiter. Ein langer weißer Bart floß auf seine Brust hinab, die Jahre hatten tiefe Furchen in seine Stirn gezogen, seine Augen waren matt, er hatte das Ansehn eines Heiligen. Der Ritter stand entfernt, faltete die Hände und betete einige Ave Maria's, dann erhob sich der Greis, trocknete sich eine Thräne vom Auge und bemerkte den Fremden in seiner Wohnung.

Sei mir willkommen! rief er aus, und bot dem Ritter die Hand, die von Alter zitterte. —

Der Ritter drückte sie ihm herzlich, er fühlte sich zu ihm hingezogen und seine Ehrfurcht ging in Liebe über.

Du thatest gut bei mir einzukehren, fuhr der Einsiedler fort, denn du findest hier auf mehrere Stunden kein Dorf oder keine Herberge. — Aber warum bist du so still? Setze dich zum Feuer und ruhe aus, dann will ich dir ein kleines Mahl auftragen, so gut und reichlich als es diese Höhle vermag.

Der Ritter nahm den Helm vom Haupte, seine braunen Locken fielen um seinen Nacken, der Alte betrachtete ihn mit einem prüfenden Blick.

Warum irrt dein Auge so scheu und unstät umher? fieng er von neuem freundschaftlich an.

Der Ritter schien sich zu sammeln. Ein wunderbares Grauen hat mich befallen, antwortete er, seit ich durch jenes Thal ritt. — Erkläre mir, wenn du kannst, die seltsame Erscheinung, die ich dort sah. — Oder ist es kein Geist, ist es ein Bewohner dieser Gegenden? — Aber es ist nicht möglich, ich sah' ihn wie Nebeldampf im Schein des aufgehenden Mondes hin und her wanken, ein kalter Schauder jagte mich hieher. — Erkläre mir dies Räthsel und die Worte, die ich durch das Gesäusel der Büsche vernahm.

Du sahst die Erscheinung? fragte der Eremit mit einem Tone, der von inniger Theilnahme zeugte. — nun setze dich zum Feuer, ich will dir die unglückliche Geschichte erzählen.

Sie setzten sich beide. Der Greis schien im

Nachsinnen verloren, der Ritter war aufmerksam. Nach einem kurzen Stillschweigen begann der Einsiedler:

Jetzt sind es fast dreißig Jahr, als ich so wie du, das Land nach Abentheuern und Fehden durchstreifte, als meine Locken eben so um meine Schultern flossen, mein Blick eben so kühn den Gefahren entgegen sah. Der Gram hat mich vor der Zeit zu einem hinfälligen Greise gemacht, du findest keine Spur mehr von dem kraftvollen Manne, der damals die Achtung der Ritter und die Herzen der Mädchen gewann. Alles liegt jetzt wie ein Traum hinter mir, Leiden und Freuden stehn in einer dämmernden Ferne. Lebt wohl, ihr glücklichen Tage der Vergangenheit, kaum ein Schimmer von euch bringt jetzt zu meinem kalten Herzen zurück. —

Ich hatte einen Bruder, der nur zwei Jahre älter war als ich. Wir waren uns ähnlich an Gestalt und Gesinnung, nur war er feuriger und stürmischer, vorzüglich zum Jachzorn geneigt. Wir liebten uns innig, wir genossen keine Freude ohne einander, in jeder Fehde kämpfte er an meiner Seite, wir schienen nur für einander zu leben.

Er lernte ein Fräulein kennen, deren Liebe bald einen vollendeten Mann in ihm erzog. Ihre Zartheit milderte seine wilde Seele, sie gab ihm jene Sanftheit die jedem Menschen unentbehrlich ist, wenn ihn das Auge seines Freundes liebenswürdig finden soll. Klara ward sein Weib und nach einem Jahre Mutter eines Knaben. Seinem Glücke schien nichts mehr zu fehlen.

Um diese Zeit ward das Kreuz von neuem gegen die Ungläubigen geprebigt, von heiligem Eifer entbrannt gürtete er das Schwert um seine Hüfte, er nahm des Zeichen des Erlösers auf seinen Mantel und zog mit der begeisterten Schaar den Gefahren und dem Ruhm entgegen. Meine Bitten und die Thränen seines Weibes waren zu schwach, ihn zurückzuhalten, sein entbrannter Eifer riß ihn aus unsern Armen. — Ach Himmel! ich hoffte damals noch, ihn zu unsrer Freude einst wieder zu sehn, ich ahndete Gefahren für ihn, aber nicht jene traurigen Vorfälle die mich um alle Freuden meines Lebens betrogen haben.

Wir erwarteten jetzt vergeblich einen Boten, unsre bange Ungeduld ließ uns tausend Unfälle fürchten, so wie sie uns stets wieder mit neuer Hoffnung nährte. Eine Woche nach der andern, ein Monat nach dem andern verfloß, ohne daß unsre Erwartung auf irgend eine Art befriedigt wurde. Wir vernahmen zwar, daß schon auf dem Wege nach dem gelobten Lande tausendfältiges Ungemach die Kreuzfahrer getroffen, sie waren von wilden Horden angefallen und dem Elend und jedem Mangel Preis gegeben, der größte Theil von ihnen hatte sich in die Wälder zerstreut, um dort dem Hunger oder den wilden Thieren zur Beute zu werden; aber wir hatten keine Nachricht, die meinen Bruder besonders betraf, und wir mußten uns an den Gedanken gewöhnen, daß auch er zu der großen Anzahl jener Unglücklichen gehöre. Seine verlassene Wittwe weinte täglich um ihn, sie hörte nur wenig auf die Trostgründe, die ohne Kraft aus dem wehmüthigen Herzen eines leidenden Bruders kamen.

Fünf lange kummervolle Jahre waren uns so unter Klagen und Thränen verflossen, als ich auf einem Turnier die Tochter Wilhelms von Orlaburg sahe. O Ritter, laßt mich bei diesem glänzenden Zeitpunkte meines Lebens einen Augenblick verweilen, daß ich meinen Geist an der schönen Vergangenheit labe. Ach mir ging ein reizender Frühling auf, aber der Winter kam finstrer zu meinem Herzen zurück, keine Blume ist mir aus jenen sonnigten Tagen übrig geblieben, alle hat ein schadenfroher Sturmwind gepflückt. — Ida von Orlaburg war das reizendste weibliche Geschöpf, anmuthig und voll Majestät, ihre hohe Gestalt forderte von jedermann Verehrung, und ihre Menschenliebe gewann ihr alle Herzen. Sie verband die Liebenswürdigkeit des Weibes mit dem Adel der männlichen Stärke.

Sie sahe auf dem Turniere ihres Vaters Klara, ihre Seele ward von dem tiefen Kummer angezogen, der aus den Blicken des verlassenen Weibes sprach; Freundschaften werden im Unglück am schnellsten und festesten geschlossen. Beide sahen sich häufig, sie liebten sich wie zwei Schwestern, die mit einander aufgewachsen, sich keinen Gedanken verschweigen, und als Ida's Vater starb, hatte Klara ihre Freundin als einen beständigen Gast in ihrer Burg. Ida war's, die ihr endlich die Thränen von den mattgeweinten Augen trocknete, die sie wieder beim Aufgang der Sonne lächeln lehrte, und die mir endlich, da ich sie so oft sah, mein Herz und meine Ruhe raubte.

Ich erfuhr alle Qualen und Seeligkeiten der Liebe, meine Nächte waren schlaflos, meine Tage ohne Rast, schöner lag die Welt vor meinen Blicken da, allenthalben blühten Reize und Lieblichkeiten unter meinen Fußtritten auf, eine stürmende Sehnsucht drängte mich zu ihr hin, und doch klopfte in ihrer Gegenwart mein Herz noch ungestümer.

Bin ich nicht ein Kind, zu dir so weitschweifig von meinen Thorheiten zu reden? — Nach einigen Monden entdeckte ich ihr meine Liebe, sie versicherte mich mit einer Engelsstimme ihrer Zuneigung, wir wurden verlobt und — wer konnte mein Glück mit mir empfinden? — nach zweien Monaten ward unsre Vermählung festgesetzt. — Wie zählte ich jeden Tag und jede Stunde! der Strom der Zeit floß mir mit verdrüßlicher Trägheit vorüber, ich wünschte, ihn im schäumenden Sturze meinen Füßen vorüberrollen zu sehn.

Jetzt erhielten wir endlich einen Boten, der uns Nachrichten von meinem Bruder brachte. Es war ein Ritter aus Spanien, der ihn in Afrika gesehn hatte. Corsaren hatten das Schiff, mit welchem er reiste, erobert, und ihn als Sklaven nach Tunis verkauft, man hatte für seine Freiheit ein sehr hohes Lösegeld festgesetzt.

Wir waren über diese Nachricht mehr erfreut als betrübt, weil wir seinen Tod schon als gewiß angenommen hatten. Klara trocknete sich jetzt die Thränen von den Augen und überließ sich ihrer Freude. Sie brachte so schnell als möglich, die verlangte Summe zusammen, und machte sich fertig, ihrem Manne selbst entgegen zu reisen.

Der fremde Ritter reiste nämlich nach Spanien zurück, in seiner Gesellschaft wollte sich Klara auf den Weg machen, und Ida faßte den Entschluß, in Ritterskleidern ihre Freundin, von der sie sich unmöglich trennen könne, zu begleiten.

Meine dringenden Bitten waren vergebens, ich

mußte endlich ihrem beiderseitigen Verlangen nachgeben; der junge Sohn meines Bruders ward der Aufsicht eines Klosters anvertraut. — Sie reisten ab, ahndungsvoll sah ihnen mein thränendes Auge nach.

Wie brannt' ich vor Begierde, sie zu begleiten, aber ich war in eine Fehde verwickelt, ich hatte einem Freunde meine Hülfe zugesagt, und mein gegebenes Wort hielt mich in Deutschland zurück. — Ach! zur unglücklichen Stunde reisten sie ab, ich sahe sie seitdem nicht wieder.

Von diesem Augenblicke fängt der schwarze Theil meines Lebenslaufes an. — Ich war in der Fehde glücklich. — O, wär' ich doch unter dem Schwerte eines Feindes niedergesunken, um nicht von jahrlangen Martern gefoltert zu werden, um den fürchterlichen Stunden zu entgehn, in denen ich zuerst — o vergieb mir diese Thränen, sie fließen noch oft dem Andenken meiner Ida und meines Bruders, das Alter kann uns nicht so abstumpfen, daß der Schmerz nicht zuweilen mit neuer Gewalt in unsere Brust zurückkehrte.

Auf dem Wege bekam Ida den unglücklichen Gedanken, sich meinem Bruder nicht zu entdecken, bis sie alle in ihr Vaterland zurückgekommen wären, um ihn dann als meine Braut desto freudiger zu überraschen. — Sie kamen in Spanien an, und sandten die verlangte Summe nach Tunis. Mein Bruder ward frei; auf den Flügeln der Sehnsucht eilte er übers Meer, er fand seine Gattin wieder, und vergaß an ihrem Halse in einem Augenblick des Entzückens, die Leiden, die er seit Jahren erduldet hatte.

Ida ward ihm bald darauf als ein Freund vorgestellt; er empfing sie mit Zärtlichkeit, und genoß einige Tage, in der Nähe seiner Gattin, ein Glück, das er so lange hatte entbehren müssen. Bald aber wurzelten seine Augen auf Ida, er bemerkte die Zärtlichkeit zwischen ihr und seiner Gattin, und ein Verdacht schlich in seine Seele. — Sie ist mir untreu geworden! rief er aus, wenn er allein war; sie theilt ihr Herz zwischen mir und diesem verhaßten Fremdling!

Er beobachtete nun Beide genauer als vorher, und glaubte bald seinen Argwohn gerechtfertigt zu sehn; er glaubte Liebe zu entdecken, welche zu verheimlichen, beide nicht einmal bemüht waren. Er ward nach und nach kälter gegen seine Gattin, und verheimlichte ihr die Wunde, die sie seinem Herzen geschlagen hatte, indeß sie unbefangen und ohne Furcht ihre Liebe fast gleich zwischen ihrem Gemahl und ihrer Freundin vertheilte.

Die Eifersucht wüthete im Herzen meines Bruders, er fing an Klara und ihren Begleiter zu hassen, er gab jeder Miene und jeder Bewegung Bedeutung, die innere Wuth raubte ihm den Schlaf, oder sein Argwohn schreckte ihn in verhaßten Träumen.

D a r u m also bin ich über Meere gekommen? sprach er, wenn er allein war; d i e s ist meine Freude des Wiedersehens? Dies sind also die Freuden meiner Liebe? Ich bin gekommen, um wüthende Schmerzen einzusammeln, an der Seite eines treulosen Weibes seh' ich meine Heimath wieder, und sie kömmt mir selbst entgegen, um mir recht früh ihre Frechheit und ihre gebrochenen Eide anzukündigen!

Er machte einen alten Knappen zum Vertrauten seines Grams, beide beobachteten nun mit unermüdeter Aufmerksamkeit die beiden Freundinnen, sie sahen tausend Beweise der vermeinten Untreue, ohne den wahren Zusammenhang der Sache auch nur zu vermuthen, die Wuth meines Bruders stieg immer höher, und ein schwarzer Entschluß fing endlich an in seiner Seele reif zu werden. —

Er war mit ihnen und seinem vertrauten Diener auf einem kleinen Nachen, der Mond war aufgegangen, und das Schiff trieb langsam den ruhigen Strom hinunter; er saß kalt und ohne Bewußtseyn neben Klara, die ihre Hand in die seinige legte. Mit einem prüfenden Blick sah' er ihr ins Auge, ihr Gemahl war ihr fremd, sie schlug scheu die Augen nieder. Ida hatte die andre Hand seiner Gemahlin ergriffen. —

Verrätherin! rief er plötzlich, Betrügerin, die du mit der Ruhe eines Mannes, mit Treue und Schwüren spielst! — Ach, sein guter Geist trat zurück; er stieß knirschend den Dolch in Klara's Busen, Ida sank ohmächtig an der Seite ihrer Freundin nieder, er nahm den blutigen Dolch, hob' ihn schäumend auf, — und traf auch das Herz meiner Ida. —

Die sterbende Klara entdeckte ihm seinen schrecklichen Irrthum. — Ihr Blut schwamm den Strom hinab, — ihr Auge brach. Er stand lange wie betäubt, dann sprang er in den Fluß, ohne Bewußtseyn schwamm er ans Land, taub und stumm, ohne Gefühl und Klagen trat er seine Rückkehr nach Deutschland an. —

So hatte denn ein unglücklicher Scherz alle meine Freuden und Hoffnungen zertrümmert: ich stand indeß am Fenster der Burg und harrte auf die Rückkehr meiner Geliebten. Ich sprang aus meinem Nachdenken oft auf, wenn ich den Hufschlag eines Rosses vernahm, mein Auge sah starr über das Feld und die Berge hin, ein freudiger Schauder ergriff mich, wenn ich in der Ferne eine weibliche Gestalt wahrnahm.

Endlich kam ein Ritter auf einem schwarzen Rosse herangesprengt: es war mein Bruder, — aber ach! ich hatte mich vergebens gefreut. Sein Gesicht war verfallen, seine Augen rollten wild, sein Herz klopfte ungestüm.

Wo ist Ida und Klara? rief ich aus.

Eine Thräne antwortete mir, er hing stumm an meinem Halse. — „Im Grabe,“ sprach er endlich unter heftigem Schluchzen.

O Himmel, es waren fürchterliche Stunden, die ich damals durchlebte! — Meine Faust zuckte, mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, eine Stimme flüsterte mir leise M o r d und R a c h e zu, — aber ich sah das Elend meines Bruders, ich vergab ihm, und wohl mir, daß ich es that!

O hätte er sich nur selber vergeben. Aber sein Unglück und sein Verbrechen stand bei Tage und in der Nacht vor seiner Seele. Klara kam zu ihm in seinen Träumen zurück, und zeigte ihm den Dolch, an dem das Blut ihres Herzens klebte, — er lächelte seitdem nicht wieder.

Ich bin zum grimmigsten Elende verdammt, rief er, indem er meine Hand ergriff; auch jenseits werd' ich keine Ruhe finden, mein Geist wird umherirren und Klara suchen, und sie niemals finden, eine fürchterliche Zukunft schleppt sich mir langsam vorüber; —

ach Bruder! auch im Tod' ist keine Hoffnung mehr für mich.

Mein Herz war gebrochen, aber mein Leben war jetzt dazu bestimmt, ihn zu trösten; wir verließen die Burg und legten die Ritterkleidung ab, ein heiliges Gewand bedeckte uns, so wallfahrtete ich mit meinem Bruder durch Wälder und über einsame Fluren, bis uns endlich diese Höhle aufnahm.

Er stand oft Tage lang an jenem Strom und sahe starr in die Wellen hinein, selbst in der Nacht war er zuweilen dort, und saß auf einem abgerissenen Felsenstück, seine Thränen rannen in den Fluß, mein Trost war vergebens.

Endlich entdeckte er mir, Klara sei ihm im Traum erschienen, sie könne sich nicht eher versöhnen, habe sie ihm angekündigt, bis ihr Blut den kleinen Strom herunterschwimme: darum sitze er nun an jenem Ufer, zähle und beobachte jede Welle, um die Blutstropfen wiederzufinden, die in jener unglücklichen Stunde aus ihrem Herzen sprangen.

Ich weinte, als ich den Wahnsinn meines Bruders sah, ich wollte diesen Gedanken von ihm entfernen, aber unmöglich. — Ach! rief er aus, und im fernen Spanien ist ihr Blut vergossen worden, es floß den Strom hinunter, ins Meer hinab, — wie lange soll es nun währen, ehe es zu den Quellen bis hieher zurückkehrt?

Er verließ nun fast den Bach nicht mehr; sein Schmerz so wie sein Wahnsinn, vermehrte sich mit jedem Tage, — endlich brach ihm das Herz. — Ich habe ihn hier bei meiner Höhle begraben.

Seitdem habe ich oft seinen Schatten am Strome sitzen sehn, er beobachtete noch immer die vorüberfließenden Wellen und seufzt leise: Sie kömmt nicht, sie kömmt nicht! — Ein Grauen hat mich jeglichesmal ergriffen, und ich bete bis zur Mitternachtsstunde für die Ruhe seines Geistes. —

Der Eremit schwieg jetzt, sah vor sich nieder, und betete still seinen Rosenkranz. Der Ritter hatte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung zugehört, und fragte nach einiger Zeit:

Und wo blieb der Sohn deines Bruders?

Wir suchten ihn, antwortete der Greis, vergebens im Kloster, er war den Mönchen heimlich entsprungen. —

Dein Name?

Warum siehst du mich so starr an? — Ulfo von Waldburg?

O mein Oheim! rief der Ritter, und warf sich an die Brust des erstaunten Einsiedlers. — Zweifelt nicht, rief er aus, ach! jene unglückliche Schattengestalt am Fluß, sie ist der Geist meines Vaters.

Deines Vaters — der hieß —

Karl von Waldburg! — Ich entsprang den Mönchen, weil mir ihr einsames Kloster ein Gefängniß schien, — ich diente bei einem Ritter, — und jetzt hab' ich seit einigen Jahren meinen Vater und Euch gesucht!

O mein Sohn! rief der Greis, und schloß ihn inniger in seine Arme. — Ja, du bist's! Ich kenne dich an diesem Auge, dies sind die Züge deines Vaters, seine braunen Locken.

O mein unglücklicher Vater! seufzte der Jüngling. — Könnt' ich seinem irrenden Geiste Ruhe schaffen! O könnten meine Gebete den Himmel und den Schatten meiner Mutter versöhnen! —

Er stand nachdenkend und mit gefalteten Händen. — Oheim! rief er aus, — wenn ich den Sinn des Traumes recht deutete, wenn der Geist meiner Mutter den Elenden auf **mich** verwiesen hätte! — O kommt!

Sie verließen die Höhle. — Wolken hingen vor dem Monde, eine heilige Stille war über die Welt ausgegossen, sie traten wie in einen Tempel in den einsamen Wald. — Karl kniete auf dem Grabhügel seines Vaters:

Geist meines Vaters, betete er mit Inbrunst — höre deinen Sohn, — höre deinen Sohn, o Mutter! und du, gütiger Himmel! laß mein Flehen nicht unerfüllt. Schenke dem Unglücklichen Ruhe, laß in diesem Grabe den furchtbaren Pilger eine Herberge finden. — O laß mich von dir vernehmen, Geist meines Vaters, ob ich den Sinn der Weissagung faßte; o würdige mich eines Winkes, ob du mit dem Geiste meiner Mutter ausgesöhnt bist. —

Wie der Wiederhall einer leisen Flöte flüsterte es in den Wipfeln, zwei glänzende Erscheinungen sanken herab, in einander geschlungen. Sie kamen näher. — Wir sind versöhnt! wehte eine überirdische Stimme, zwei Hände streckten sie über den Knienden, wie ein sanfter Wind flogen die Worte über ihn hin: Sei bieder! —

Eine Wolke trat vor dem Monde zurück, die Erscheinungen zerflossen in dem hellen Silberglanz — Mit frohem Erstaunen sahen ihnen lange die beiden Sterblichen nach. —

Der Fremde.

1796.

Wenn sich Jemand die Mühe giebt, irgend eine Geschichte ernsthaft zu erzählen, so ist es die Pflicht der Zuhörer aufmerksam zu seyn, und wenigstens nach dem Schein seinen Erzählungen Glauben beizumessen. Aber bei jeder Geschichte, die sich nur etwas über das Alltägliche erhebt, auszurufen: credat Judæus apella! mit der Zweifelsucht dem Verfasser queer über den Weg zu laufen, ist äußerst unartig; wenn der Leser alles besser weiß, so sollte er, meines Bedünkens nach, gar nicht mehr lesen. Ich flehe daher die Gutherzigkeit aller an, die diese Erzählung aufschlagen, mir doch ja auf mein Wort zu glauben, nicht die Belege aus den Akten zu fordern, und einem Schriftsteller soviel Ehrgefühl zuzutrauen, daß er nicht eine ganze hochansehnliche Versammlung vorsätzlich mit Lügen wird hintergehen wollen. Ich hoffe der Verfasser des Genius und der Memoir's des Grafen von G.... hat nicht den Schriftstellerglauben so sehr durchlöchert, daß nicht noch mancher derbere Leser in dem Netze sollte stecken bleiben.

Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie sich dicht umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederschießendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verstand hineingerathen möchte, schreibe ich sie vorsorgerlicher Weise ebenfalls beim Kaminfeuer.

Es gab eine Zeit, da sich viele von den beliebtesten Historien anfingen: „Es war einmal ein Mann" u. s. w. Es sollte mich nicht viele Mühe und Scharfsinn kosten um zu beweisen, daß dies die wahre Art sei, eine Erzählung anzufangen; ich will aus diesem Anfange gewiß eben so viel herausbringen, als manche Commentatoren aus den ersten Versen des Homer demonstrirt haben. Die Aufmerksamkeit wird sogleich unmittelbar auf den Hauptgegenstand gelenkt, mit dessen Lage und Beschaffenheit man sogleich bekannt gemacht wird. Zu diesem Mittelpunkte drängen sich dann alle Theile der Geschichte, und man steht unvermerkt mitten in der Verwickelung. — Also:

Es war einmal ein Mann, der war jung, schön und reich. Er liebte ein Mädchen und ward von ihr wieder geliebt. Seine Aussicht in die Zukunft war die heiterste.

Seine Liebe war nicht die Wirkung einer plötzlichen Laune, die immer eben so schnell verblüht, als sie entsteht, sondern ein vertrauter freundschaftlicher Umgang hatte seit Jahren diese Liebe gegründet. Friedrich Löwenstein und Amalie Willmann waren im Blüthenalter des Lebens, sie empfanden das reine Glück einer unschuldigen und ungestörten Liebe sie überließen sich ruhig der wechselnden Zeit, die für sie nur ein breiter glänzender Strom des Vergnügens war. Beider Eltern hatten von Jugend auf ihre Liebe begünstigt, man setzte schon den Tag zur Verlobung fest, als das Ziel ihrer Wünsche noch weiter zurückgerückt ward.

Löwenstein mußte abreisen, um in einer entlegenen Gegend eine Erbschaft zu heben, deren Ueberlieferung man sich dort widersetzte. Er nahm von Amalien zärtlichen Abschied, beide trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie sich sehr bald wiedersehen würden. Löwenstein reiste ab.

In seinem ersten Briefe meldete er sogleich, daß die Schwierigkeiten größer wären, als er sie sich vorgestellt habe, daß ihm ein Prozeß drohe, bei welchem er gegenwärtig seyn müsse, und daß er leider nur durch Schrift zu seiner Geliebten sprechen könne. Amalie war betrübt, und tröstete sich nur durch die häufigen Briefe, die sie schrieb und empfing.

Der junge Lindner kam jetzt von seinen Reisen zurück, ein Mensch, mit dem Amalie schon in der Jugend bekannt gewesen war. Seine Familie war eine von den angesehensten in der Provinzialstadt, in welcher Amalie wohnte; man besuchte sich gegenseitig, und Lindner zeichnete sehr bald Amalien von allen übrigen Freundinnen aus. Er war ein schöner Mann, der sich völlig auf der Reise gebildet hatte, er erzählte mit vielem Interesse von den Gegenständen, die er gesehen, und von den kleinen Abentheuern, die er bestanden hatte. Da er sehr lebhaft und geistreich war, verstand er die Kunst, auch das Uninteressanteste anziehend zu machen. Aber Amalie suchte sehr bald seine Gesellschaft zu vermeiden, denn seine Auszeichnung setzte sie in Verlegenheit, und der feurige Blick, der zuweilen ihrem Auge begegnete, machte sie erröthen.

Lindner bemerkte dieses Zurückziehen, und um

so eifriger drängte er sich ihr auf, alle seine Bemühungen waren nur nach ihr gerichtet, sein Witz strebte nur nach ihrem belohnenden Lächeln. Er war in einem unaufhörlichen Zweikampf mit Amaliens Blicken begriffen, ihr Auge machte ihn verlegen, und doch that es ihm wohl, wenn es auf ihm ruhte.

So vergingen Tage und Wochen, und Lindner bemerkte endlich, daß er Amalien liebe; eine Entdeckung, die ihn außerordentlich niederschlug, weil er wußte, daß sie mit Löwenstein versprochen sei. Er zwang sich seine Leidenschaft zu unterdrücken, aber seine Vernunft war schwächer als seine Liebe, er verlor Schlaf und Munterkeit, und der blühende Jüngling ging bleich und abgezehrt wie ein Schwindsüchtiger umher. —

Er entdeckte sich seinem Vater, der alles für seinen einzigen Sohn anzuwenden versprach. Er ging auch wirklich und stellte die ganze Lage der Sachen den Eltern Amaliens in das hellste Licht, er sprach mit dem Mädchen selber, aber er kam ohne Trost zu seinem Sohne zurück.

Dieser überließ sich nun gänzlich seiner Schwermuth; die heftige Liebe ist zu eigensinnig, um den Vorstellungen und Bitten der Freunde und Verwandten Gehör zu geben. Er war jetzt immer allein, sein liebster Aufenthalt war der Kirchhof, wo er unaufhörlich vor dem Erbbegräbniß seiner Familie auf und niederging, und den Stamm einer Linde mit seinen Thränen benetzte, in welchen Amalie einst auf einem ihrer Spaziergänge zum Scherz ihren Namen geschnitten hatte. Es währte nicht lange, so zog ihm die zu große Spannung der Seele ein hitziges Fieber zu, an welchem er starb.

Seine Eltern sahen ihn schweigend und weinend in die Gruft setzen, in welcher sie vor ihrem Sohne hatten ruhen wollen. Der Vorhang fiel rauschend vor der Bühne ihres Lebens und ihrer Hoffnungen nieder, sie hatten jetzt in der Welt nichts weiter zu thun, als ihren Sohn zu beweinen und zu sterben.

Amalie war über diesen unglücklichen Vorfall äußerst betrübt, sie schrieb ihrem Geliebten alle Umstände dieser traurigen Begebenheit, der ihr dafür die erfreuliche Nachricht gab, daß er nun die frohe Aussicht habe, in wenigen Wochen seine verdrießlichen Geschäfte zu beendigen, und dann auf den Flügeln der Liebe zu ihr zurückzueilen.

Mit Sehnsucht erwartete Amalie die Ankunft Löwensteins; dieser eilte so sehr es nur möglich war, um den höchsten Freuden des Lebens in die Arme zu fliegen.

Alles war geendigt, Löwenstein rasselte über die Chausseen nach seiner Heimath zurück, seine Liebe erschien ihm bei seiner langen Abwesenheit in einem ganz neuen Gewande, er nahm sich nicht die Mühe die Gegenstände um sich her anzublicken, denn Amaliens Bildniß füllte einzig seine Seele und seine Augen, so daß er sie allenthalben wandeln sahe, in jedem grünen Busche, auf jedem Fußsteige, zwischen den Kornfeldern; in dem vor ihm fahrenden Wagen konnte Niemand anders als Amalie sitzen, und er ließ dann so schnell fahren, als wenn ihm seine Geliebte entfliehen wollte, um in den fremden Wagen hinein zu sehen und sich betrogen zu finden. — Der fremde Boden eilte unter ihm hinweg und er begrüßte freudig die Gränze seines Vaterlandes. Jedes Dorf und jeder Baum kam ihm hier schon so vertraut und freundschaftlich vor, er versenkte oft seinen Blick in den kühlen Schatten der Gebüsche, und sprach wie im Traume nur von ihr, er redete sie schon an und fragte, was sie mache, und horchte dann auf das Gesäusel der Baumwipfel über sich, um sich aus den unverständlichen Accenten eine süße Antwort herauszuhören.

Das freundlichste Abendroth stand auf den Hügeln, als er nur noch ohngefähr eine Meile von seinem Wohnorte entfernt war; er bildete sich ein, in der rothen Gluth schon die Spitzen der vaterstädtischen Thürme zu entdecken, als durch einen Stoß das Rad von der gebrochenen Axe ablief, und der Wagen im Felde stehen bleiben mußte. Löwensteins Unruhe war zu heftig, um die Ausbesserung des Wagens abzuwarten. Er übertrug dem Bedienten die Aufsicht über das Gepäck, und eilte fort, um noch zu Fuße vor dem Einbruch der Nacht seine Vaterstadt zu erreichen.

Der Weg führte durch einen dichten Eichenwald, der sich bis nahe vor die Thore der Stadt erstreckte. Man ging über kleine Hügel und durch anmuthige Thäler; oft schien sich der Weg, der sich plötzlich wandte, in das Dickicht des Waldes zu verlieren, und dann lag wieder eine frische grüne Wiese da, rings von hohen Waldbäumen umkränzt. Löwenstein eilte, und überließ sich ganz dem wunderbaren Spiele seiner Phantasie. Er war als Knabe manchmal auf diesen Fußsteigen gegangen, war nachher lange nicht in diese Gegend gekommen, und bemühte sich nun die dunkeln und verworrenen Erinnerungen festzuhalten, die ihm zuweilen wie schwarze Wolken vorüberfuhren. Ein Abendwind ging durch die rauschenden Gebüsche hinter ihm her, graue Wolken flatterten um die Kronen einzelner schlanker Fichten, ein räthselhafter Wiederschein des Abendrothes stand mitten in dunkeln Walde, und äugelte durch die grüne Finsterniß. Mit seinen Knabenjahren fielen ihm manche Aengstlichkeiten dieses Alters ein, er erinnerte sich lebhaft, wie er manchmal beim einsamen Widerhall seiner Fußtritte kalt und bleich geworden war, und er horchte jetzt unwillkührlich auch auf das Echo seines Ganges, das in den dicht gepflanzten Eichen wie sein Genius in der Ferne wandelte; er fuhr zusammen, und eilte noch schneller, um diese Furcht von sich abzuschütteln.

In diesen dämmernden Abendstunden, von Wäldern und stummer Einsamkeit umgeben, erscheint uns das gewühlvolle menschliche Leben gewöhnlich trübselig und freudenleer, eine unbekannte Furcht vor unbekannten Gegenständen nimmt uns bei der Hand, und wie mit einem neu geschaffenen Blicke sehen wir in die Welt hinein, die alle ihre bunten Farben verloren hat, und in einer monotonen Trübheit daliegt. Löwensteins Phantasie war gespannt, und es ist nicht zu verwundern, wenn er jeden Athemzug des Windes aufmerksamer behorchte, und zuweilen hinunter in die zitternde Dämmerung sah, die hinter ihm lag.

Die Finsterniß hängte noch dichtere Schleier zwischen die Bäume, als er wirklich einen deutlichen Fußtritt hinter sich zu hören glaubte. Ungewiß stand er still und wartete auf das Näherkommen. Ein blauer Mantel wogte und wühlte sich aus den übereinan-

derliegenden Schatten hervor, ein Mensch näherte sich ihm langsam, als wie in tiefen Gedanken versunken. Mit einem kleinen Schauder grüßte Löwenstein zuerst, und eine freundliche Stimme dankte ihm, und bat ihn um seine Begleitung durch den dunkeln und einsamen Wald.

Es war ein junger Mensch, der auch nach der Stadt wollte, und Löwenstein schüttelte plötzlich seine Furcht und alle seine drückenden Gefühle von sich, und zog die Luft des Himmels mit großen freien Zügen ein, die er eben erst wie Kerkerdünste durch die Zähne eingeathmet hatte. Das Gespräch lenkte sich bald auf die Stadt und ihre Bewohner, und der junge Unbekannte schien in den meisten Familien sehr zu Hause zu seyn. Löwenstein unterhielt sich an manchen Anekdoten und unbedeutenden Stadtneuigkeiten, die ihm der Fremde mittheilte; ein lebhaftes Gespräch machte, daß er die Länge des Weges und die Dunkelheit gar nicht bemerkte.

Ich bin diesen Weg noch nicht oft gegangen, begann der Unbekannte, darum geh' ich in der Finsterniß gern in Gesellschaft, um mich in den kreuzenden Fußsteigen nicht zu verirren, oder wenn ich falsch gehe, wenigstens nicht allein zu seyn, denn ich muß Ihnen meine Schwachheit gestehen, ich fürchte mich leicht in der Nacht.

Löwenstein. Ich habe diese Kinderei heute auch zum erstenmale an mir bemerkt. — Die Phantasie spielt uns oft seltsame Streiche.

Der Fremde. Die Finsterniß erscheint unserm Geiste als ein feindseliges Wesen, das die Umrisse aller sichtbaren Gegenstände verwandelt und verwirret, und uns so in eine fremde bis dahin unbegreifliche Welt versetzt. Es schneidet dann eine Ahnung durch unser Gemüth, wie wenn all unser Wissen, all unser Glück nur ein leeres taubes Chaos wäre, und dies macht uns betrübt und wirft unsern stolzen Geist darnieder.

Löwenstein. Wir vernehmen dann gleichsam in jedem vorübergehenden Laute eine Stimme, die uns aus unserm kläglichen Schlafe zu wecken strebt.

Der Fremde. Der Wald fängt schon vor uns an licht zu werden; wir sind nicht mehr weit von der Stadt.

Löwenstein. O Himmel! sehn Sie, sehn Sie dort — ich sehe schon die zerstreuten Lichter, die mir durch den Nebel entgegen blicken! Ich werde sie wiedersehn!

Der Fremde. Sie sind sehr vergnügt.

Löwenstein. Ach Freund, ich eile einem Mädchen in die Arme, das ich so innig, so einzig liebe, und dessen Gegenliebe mich zum glücklichsten Menschen macht.

Der Fremde. Bemerken Sie, wie das, was wir unsern Geist nennen, von den äußern Gegenständen abhängt. Jetzt da wir im freien Felde stehen, die Stadt mit ihren Lichtern wie ein Sternamphitheater vor uns sehen, ist alles das in Ihrer Seele erloschen, was Sie eben so schön und bedeutungsvoll sagten.

Löwenstein. Ach Freund, die Liebe stärkt unser Auge, auch in der trübsten Verworrenheit ein reizendes harmonisches Ganze zu finden.

Der Fremde. Die Liebe? — Ach ja, in Ihren Jahren dachte ich gerade so.

Löwenstein. Sie scheinen doch, so viel ich sehen kann, nicht viel älter als ich zu seyn.

Der Fremde. Ich zweifle selbst. — Aber glauben Sie mir, ein einziger Tag, eine einzige Stunde können den Jüngling in einen Greis verwandeln.

Löwenstein. Sie sind melancholisch und ich beklage Sie. —

Der Fremde. Daß die Menschen doch so gern damit zufrieden sind, wenn sie einem fremdartigen Wesen einen Namen geben; mit einem Worte ist alles in Richtigkeit gebracht, und sie glauben die Erscheinung zu verstehen, die Ihnen unbegreiflich ist. —

Löwenstein. Sie sind vielleicht in der Liebe unglücklich gewesen.

Der Fremde. Liebe ist auch nur ein Name; ach! die Menschen wissen nicht, was sie wollen. — Warum lieben Sie und streben nach Gegenliebe? Ich glaube die einzige Ursache, warum wir leben, ist um zu sterben.

Löwenstein. Welch ein trübseliger Gedanke! — Aber sie denken ihn jetzt nur, das Morgenroth oder das künftige Jahr wird ihn aus ihrer Seele nehmen, und dann haben Sie doch immer Unrecht gehabt.

Der Fremde. Unrecht? und deswegen, weil kein Gedanke und keine Stimmung im Menschen die letzte bleibt?

Löwenstein. Ich bitte Sie, besuchen Sie mich zuweilen, ich will es versuchen, Sie heiterer zu machen.

Er nannte ihm seinen Namen und seine Wohnung.

Der Fremde. Ich will Sie besuchen; wenn Sie sich nur nicht verheiratheten. Sie wären mir dann noch einmal so theuer!

Löwenstein. Sind Sie ein Weiberfeind?

Der Fremde. Ich kann sie nicht lieben. —

Löwenstein. Ich wette man hat Ihnen Streiche gespielt; aber Sie werden sich gewiß mit dem Geschlechte wieder versöhnen.

Der Fremde. Ich zweifle.

Löwenstein. Lernen Sie mein Mädchen kennen, und Sie werden es. — Ich bitte Sie hiermit zu meiner Hochzeit.

Der Fremde. Ich danke Ihnen, und ich werde ohnfehlbar kommen.

Der Unbekannte stand jetzt vor einem kleinen Gebäude stille. — Wir müssen Abschied nehmen, sagte er, denn hier ist meine Wohnung.

Löwenstein. So klein und eng? — ist es Ihnen nicht unbequem? — Zwar die Aussicht und das Leben im Freien ersetzt das wieder.

Der Fremde. Der Mensch braucht wenig, und Raum am allerwenigsten, wenn er mit sich selbst zufrieden ist. — Leben Sie wohl, an Ihrem Hochzeittage seh' ich Sie.

Löwenstein reichte ihm die Hand, und aus dem Mantel reichte ihm der Fremdling die seinige. Löwenstein drückte sie warm und herzlich, und schrie auf, als er ein kaltes dürres Todtenbein fühlte. — Der Unbekannte verschwand hinter eine Thür.

Mit Grausen und Angst kämpfend blieb Löwenstein lange wie fest gewurzelt; hinter ihm stand eine große Linde, ein Alter ging vorbei, den er zitternd fragte, wem die kleine Wohnung gehöre.

Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf, und sagte ihm, daß es das Lindnersche Erbbegräbniß sei.

Schneidend kamen alle Erinnerungen zu Löwenstein zurück, er kannte jetzt den Kirchhof recht gut, der vor dem Thore lag; mit zitternden Füßen wankte er in die Stadt.

Sie begrüßte ihn nicht so herzlich und patriarchalisch, als er erwartet hatte, alle Häuser kamen ihm vor wie große steinerne Särge; mit einem kalten Entsetzen ging er durch die Straßen, wie er es als Knabe empfunden hatte, wenn er die Geschichte jener Stadt las, deren Einwohner in Steine verwandelt wurden.

Amalie und ihre Eltern kannten den Bleichen, vor Frost Zitternden, nicht wieder, seine Phantasie war zu sehr zerrüttet, er erzählte Ihnen den ganzen Vorfall. Amalie ward still und trübsinnig, alle Freuden des Wiedersehens blieben aus. Der Vater gab sich Mühe, die ganze Sache philosophisch zu erklären; Löwenstein habe die Geschichte Lindners im Sinne gehabt, sei plötzlich auf den Kirchhof gerathen, und seine Phantasie habe ihm alle Begebenheiten untergeschoben.

Löwenstein war einige Tage bettlägrig; er erinnerte sich jetzt, was der bleiche Unbekannte über die Freuden des Lebens gesagt hatte, und fand alles so wahr und passend. — Besuche, alle Arten von Zerstreuungen stellten ihn nach und nach wieder her; er dachte nur an die Erscheinung, wenn er allein war; so nahte sich der Tag, der zur Hochzeit bestimmt war; der Priester legte die Hände der Liebenden in einander, und beide waren unaussprechlich glücklich.

In der Gesellschaft der Fröhlichen wird auch der Trübsinnige heiter, aber der Glückliche findet sich selig. Löwenstein war auf dem höchsten Gipfel seiner Wonne, Musik und Wein begeisterten ihn so sehr, daß er beinahe in eine frohe Laune verfiel, die an den Wahnsinn gränzte. Ein Bedienter rief ihn hinaus, weil ihn vor der Thür jemand sprechen wollte. — Ein Gepolter — Geschrei — Löwenstein wird blutend in den Saal gebracht, vom Wein betäubt war er die Treppe hinuntergestürzt; der Arzt, der geholt ward, sprach ihm das Leben ab. — Er sagte während der Todeszuckungen mit schwacher Stimme, daß Lindner auf der Mitte der Treppe gestanden, und ihm mit derselben Todtenhand hinuntergewinkt habe.

Amalie stieß einen lauten Schrei aus als er starb, sie sprach wahnsinnig und zeigte den Gästen den gestorbenen Lindner, der an der Saalthüre stehe, und sie starr betrachte. —

Sie starb nach einigen Wochen in den heftigsten Ausbrüchen des Wahnwitzes.

Die Freunde.

1797.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als Ludwig Wandel ausging, um auf einem Dorfe, das einige Meilen entfernt war, einen kranken Freund zu besuchen. Dieser hatte ihm geschrieben, daß er gefährlich darnieder liege und ihn gern noch einmal zu sehn und zu sprechen wünsche.

Der muntere Sonnenschein glänzte in den hellgrünen Gebüschen; die Vögel zwitscherten und sprangen hin und wieder; die fröhlichen Lerchen sangen über den leichten, vorüberfliegenden Wolken; Düfte kamen von den frischen Wiesen und alle Obstbäume in den Gärten blühten weiß und freundlich.

Ludwigs trunkenes Auge schweifte auf allen Gegenständen umher; seine Seele wollte sich erweitern, aber dann dachte er an seinen kranken Freund und ging wieder in stiller Betrübniß weiter; die Natur hatte sich umsonst so hell und glänzend geschmückt, er sah in seiner Phantasie nur das Krankenbett und seinen leidenden Bruder.

Wie Gesang von jedem Zweige schallt, rief er aus; die Töne der Vögel vermischen sich lieblich mit dem Flüstern der Blätter, und ich höre aus der Ferne doch die Seufzer des Kranken durch das süße Konzert.

Indem kam ein Zug geputzter Bäuerinnen aus dem Dorfe; alle grüßten ihn freundlich und erzählten ihm, wie sie mit munterm Sinne nach einer Hochzeit wallfahrteten, wie die Arbeit für heute ruhen und dem Feste Platz machen müsse. Er hörte ihnen zu, und noch aus der Ferne erschallte ihr Jubel; ihm klangen die Lieder nach, die sie sangen, aber er ward immer betrübter. Im Walde setzte er sich auf einen umgehauenen Baum nieder, zog den schon oft gelesenen Brief aus der Tasche und las noch einmal.

Vielgeliebter Freund!

Ich weiß nicht, warum Du mich so ganz vergessen hast, daß ich gar keine Nachrichten von Dir erhalte. Darüber verwundere ich mich nicht, daß die Menschen mich verlassen, aber das betrübt mich inniglich, daß auch Du Dich gar nicht um mich kümmerst. Ich bin gefährlich krank, ein Fieber erschöpft alle meine Kräfte; wenn Du noch länger zögerst, mich zu besuchen, so kann ich Dir nicht versprechen, ob Du mich noch wiedersiehst. Die ganze Natur lebt auf und fühlt sich frisch und kräftig, nur ich sinke ermattet zurück; mich erquickt die neue Wärme nicht, ich sehe die grüne Flur nicht, nur den Baum, der vor meinem Fenster rauscht und meinen Gedanken lauter Todtenlieder singt. Meine Brust ist enge, der Athem wird mir schwer, und manchmal scheint es mir, als würden die Wände meines Zimmers immer dichter zusammenrücken und mich so erdrücken. Ihr übrigen in der Welt feiert jetzt die schönste Zeit des Lebens, und ich muß hier in der Krankenbehausung verschmachten. Ich wollte gern den Frühling aufgeben, wenn ich nur Dein liebes Angesicht noch einmal wieder sehn könnte; aber ihr Gesunden denkt nie ernsthaft daran, was es eigentlich zu sagen habe, wenn man krank ist, wie theuer uns dann in der Hülflosigkeit der Besuch des Freundes ist; ihr wißt die kostbaren Minuten des Trostes nicht zu schätzen, weil euch die ganze Welt mit warmer, inniger Freundschaft umfängt. Ach wenn ihr den schrecklichen Tod und das noch schrecklichere Kranksein so kenntet, wie ich! O Ludwig, wie würdest Du dann eilen, um diese zerbrechliche Form schnell noch einmal wieder zu erkennen, die Du bisher Deinen Freund nanntest und die nachher so unbarmherzig in Stücke geschlagen wird. Wenn ich gesund wäre, würd' ich Dir entgegeneilen und mir einbilden, Du könntest in diesem Augenblicke vielleicht krank liegen. Wenn ich Dich nicht wiedersehen sollte, so lebe wohl. —

Welchen sonderbaren Eindruck machte der Schmerz dieses Briefes auf Ludwigs Herz in der fröhlichen Natur, die beglänzt vor seinen Augen so herrlich dalag. Er weinte und stützte das Haupt auf die Hand. Jubilirt nur, ihr Waldbewohner! dachte er bei sich, denn ihr kennt keine Klage, ihr führt ein leichtes, poetisches Leben, und dazu sind euch die raschen Schwingen verliehen; o wie glücklich seid ihr, daß ihr nicht trauern dürft! Der warme Sommer ruft euch und ihr wünscht nichts weiter, ihr tanzt ihm entgegen und wenn der Winter kommen will, seid ihr verschwunden. O du leichtbefiedertes, fröhliches Waldleben! wie beneid' ich dich! Warum sind dem armen Menschen so viele schwere Sorgen in sein Herz gelegt? Warum darf er nicht lieben, ohne durch Jammer seine Liebe zu erkaufen? durch Elend sein Glück? Das Leben rauscht wie eine flüchtige Quelle unter unsern Füßen hinweg, und löscht nicht unsern Durst, unsre heiße Sehnsucht.

Er verlor sich immer mehr in Gedanken, dann

stand er auf und setzte seinen Weg durch den dichten Wald fort. Wenn ich ihm nur helfen könnte, rief er aus; wenn mir nur die Natur irgend ein Mittel darböte, ihn zu retten; so aber habe ich nichts als das Gefühl meiner Schwäche und den Schmerz über den Verlust meines Freundes. In meiner Kindheit glaubt' ich an Zauberei und an ihre übernatürliche Hülfe; o wär' ich jetzt so glücklich, daß ich so, wie damals, auf sie hoffen könnte.

Er beschleunigte seine Schritte, und unwillkürlich kamen ihm alle Erinnerungen aus seinen frühesten Kinderjahren zurück; er folgte den lieblichen Gestalten, die ihm winkten, und war bald so in einem Labyrinthe verwickelt, daß er die Gegenstände nicht bemerkte, die ihn umgaben. Er hatte vergessen, daß es Frühling war, daß sein Freund krank sei; er horchte auf die wunderbaren Melodien, die zu ihm wie von fernen Ufern herübertönten; das Seltsamste gesellte sich zum Gewöhnlichsten; seine ganze Seele wandte sich um. Aus dem Hintergrunde des Gedächtnisses, aus dem tiefen Abgrunde der Vergangenheit wurden alle die Gestalten hervorgetrieben, die ihn einst entzückt oder geängstigt hatten; aufgestört wurden alle die ungewissen Phantome, die ohne Gestalt herumflattern und oft mit wüstem Gesumse unser Haupt umgeben. Puppen, Kinderspiele und Gespenster tanzten vor ihm her und bedeckten ganz den grünen Rasen, daß er keine Blume zu seinen Füßen gewahr werden konnte. Die erste Liebe umgab ihn mit ihrem dämmernden Morgenschimmer und ließ funkelnde Regenbogen auf die Aue niederfallen; die ersten Schmerzen zogen vorbei und drohten ihm, am Ende des Lebens in eben der Gestalt wiederzukommen. Ludwig suchte alle diese wechselnden Gefühle festzuhalten und in diesem magischen Genusse sich seiner selbst bewußt zu bleiben, aber vergeblich: wie räthselhafte Bücher mit bunten grotesken Figuren, die sich schnell auf einen Augenblick eröffnen und dann plötzlich wieder zugeschlagen werden; so unstät, so flatternd zog alles seiner Seele vorüber.

Der Wald öffnete sich und seitwärts lagen auf dem offenen Felde einige alte Ruinen, mit Wartthürmen und Wällen umgeben. Ludwig verwunderte sich, daß er unter seinen Träumen den Weg so schnell zurückgelegt habe. Er schritt aus seiner Schwermuth heraus, so wie er aus dem Schatten des Waldes trat; denn oft sind die Gemälde in uns nur Widerscheine von den äußern Gegenständen. Jetzt ging wie eine Morgensonne die Erinnerung in ihm auf, wie er zuerst den Genuß der Poesie habe kennen lernen, wie er zum erstenmal den holden Einklang verstanden, den manches Menschenohr niemals vernimmt.

Wie unbegreiflich, sagte er zu sich, flog damals das zusammen, was mir auf ewig durch große Klüfte getrennt schien; die ungewissesten Ahndungen in mir erhielten Form und Umriß, und strahlten Schimmer von sich, in denen ich tausend Nebengestalten erblickte, die ich bis dahin noch niemals wahrgenommen hatte. So ward mir nun das genannt, was ich immer hatte aussprechen wollen; ich empfing nun die schönsten Schätze der Erde, die meine Sehnsucht bis dahin vergeblich gesucht hatte; und wie hab' ich dir seitdem, du göttliche Kraft der Phantasie und Dichtkunst, so alles zu danken! Wie hast du meinen Lebenslauf eben gemacht, der erst so verworren schien! Immer neue Quellen des Genusses und des Glückes hast du mich entdecken lassen, so daß sich mir jetzt nirgends eine dürre Wüste entgegenstreckt, alle Ströme der süßen, wollüstigen Begeisterung haben ihren Lauf durch mein irdisches Herz genommen, ich bin trunken worden, und habe die Himmlischen kennen gelernt.

Die Sonne ging unter und Ludwig verwunderte sich darüber, daß es schon Abend seyn sollte; er fühlte keine Müdigkeit, er war auch noch weit von dem Ziele entfernt, das er vor der Nacht hatte erreichen wollen. Er stand still und begriff es nicht, wie es komme, daß sich der purpurrothe Abend schon über die Wolken ausstreckte; daß so große Schatten fielen und die Nachtigall aus dem dichten Gebüsche ihr klagendes Lied begann. Er sah sich um: die Ruinen lagen weit zurück, ganz mit rothem Glanze übergossen und er war jetzt zweifelhaft, ob er sich nicht von der geraden, ihm so wohl bekannten Straße entfernt habe.

Jetzt fiel ihm ein Bild aus seiner frühen Kindheit ein, das bis dahin noch nie wieder in seine Seele gekommen war; eine furchtbare weibliche Gestalt, die vor ihm über das einsame Feld hinschlich, ohne sich nach ihm umzusehn, und der er wider seinen Willen folgen mußte, die ihn in unbekannte Gegenden nach sich zog, und deren Gewalt er sich durchaus nicht erwehren könne. Ein leiser Schauer schlich über ihn hin, und doch war es ihm unmöglich, sich jener Gestalt deutlicher zu erinnern, oder sich mit der Seele in jenen Zustand zurückzufinden, in welchem dieses Bild zuerst in ihm aufgestiegen war. Er strebte nach, alle diese seltsamen Empfindungen in sich abzusondern als er sich durch einen Zufall etwas genauer umsah und sich wirklich an einem Orte befand, den er bis dahin, so oft er auch dieses Weges gegangen war, noch nie gesehen hatte. Bin ich bezaubert? rief er aus, oder haben mich meine Träume und Phantasien verrückt gemacht? Ist es die wunderbare Wirkung der Einsamkeit, daß ich mich selber nicht wieder erkenne, oder schweben Geister und Genien um mich her, die meine Sinnen gefangen halten? Wahrlich, wenn ich mich nicht aus mir selbst herausreiße, so erwarte ich hier jenes Frauenbild, das mir in meiner Kindheit auf allen wüsten Plätzen vorschwebte.

Er suchte alle Phantasien von sich zu entfernen, um sich im Wege wieder zurecht zu finden; aber seine Erinnerungen wurden immer verwirrter, die Blumen zu seinen Füßen wurden größer, das Abendroth wurde noch glühender und wunderseltsame Wolken hingen tief zur Erde hinunter, wie Vorhänge von einer geheimnißreichen Scene, die sich bald eröffnen würde. Es entstand ein klingendes Sumsen in dem hohen Grase und die Halmen neigten sich gegeneinander, als wenn sie ein Gespräch führten und ein leichter warmer Frühlingsregen plätscherte dazwischen, als wenn er alle schlummernde Harmonien in den Wäldern, in den Gebüschen, in den Blumen aufwecken wollte. Nun klang und tönte alles, tausend schöne Stimmen redeten durch einander, Gesänge lockten sich und Töne schlangen sich um Töne, und in dem niedersinkenden Abenrothe wiegten sich unzählige blaue Schmetterlinge, auf deren breiten Flügeln der Schein funkelte. Ludwig glaubte im

D i

Es war ein sch
s Wandel a
ige Meilen e
besuchen.
ährlich darni
sehn und zu
Der muntere
Gebüschen
hin und
r den leich
hen von d
den Gärte
udwig
genstände
, aber
ging
ur hat
ückt,
ett un
ie G
die
Flüs
de
t.

:n Händen aufrichten wollen? O ich
iem ehemaligen Leben nur noch öfter ir-
) wäre ich vielleicht früher für diese Ge-
geworden.

e verschwanden, die Sonne ging unter,
digen Frauen erhoben sich. Ludwig
.lls auf und begleitete sie auf ihrem Spa-
urch den stillen Garten. Die Nachtigal-
ı mit gedämpfter Stimme und ein wun-
Mond zog herauf. Die Blüthen thaten
lbernen Scheine auf und alle Blätter wur-
Mondglanze angezündet, die weiten Gänge
und warfen seltsame grüne Schatten, rothe
chliefen auf den fernen Gefilden im grünen
die Springbrunnen waren golden und spiel-
ın den klaren Himmel hinein.

wirst Du schlafen wollen, sagte die schönste
n Frauen, und wies dem entzückten Wande-
dunkle Laube, die mit bequemen Rasen und
Polstern belegt war. Dann verließen sie ihn
blieb allein.

.ßte sich nieder und bemerkte den magischen
.rschein, der sich durch das dichtverschlungene
rach. Wie wunderlich! sagte er zu sich sel-
daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und es mir
träumen kann, ich schliefe zum zweitenmale
ıb hätte einen Traum im Traume, bis er so in
ıendlichkeit fortginge und keine menschliche Ge-
mich nachher munter machen könnte. Aber ich
ubiger! die schöne Wirklichkeit ist es, die
beseligt, und mein voriger Zustand ist vielleicht
ein schwermüthiger Traum gewesen.

r legte sich nieder und Lüftchen spielten um ihn,
hlgerüche gaukelten und kleine Vögel sangen
lafliedet. Im Traume dünkte ihm, als sei der
rten umher verändert, die großen Bäume wa-
abgestorben, der goldene Mond war aus dem
ımmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke
rückgelassen; aus den Springbrunnen sprudelten
ıtt des Wasserstrahls kleine Genien hervor, die sich
der Luft übereinander warfen und die seltsamsten
Stellungen bildeten; statt der Gesänge durchschnit-
en Jammertöne die Luft, und jede Spur des glück-
eligen Aufenthals war verschwunden. Ludwig
erwachte unter bangen Empfindungen und schalt auf
sich selbst, daß seine Phantasie noch die verkehrte Ge-
wohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen
Gestalten barock und wild zu vermischen und sie uns
so im Traume wieder vorzuführen.

Ein lieblicher Morgen zog herauf und die Frauen
begrüßten ihn wieder. Er sprach mit ihnen
beherzter und war heut mehr gestimmt, fröhlich zu
seyn, weil ihn die umgebende Welt nicht mehr so
sehr in Erstaunen setzte. Er betrachtete den Garten
und den Pallast, und sättigte sich mit der Pracht
und dem Wunderbaren, das er dort antraf. So
lebte er mehrere Tage glücklich, und glaubte, daß
sein Glück nie höher steigen könne.

Zuweilen war es, als wenn ein Hahnengeschrei
in der Nähe erschallte, dann erzitterte der ganze
Pallast und seine Begleiterinnen wurden bleich; es
geschah gewöhnlich des Abends und man legte sich
bald darauf schlafen. Dann kam wohl ein Gedanke
an die vergessene Erde in die Seele Ludwigs, dann
lehnte er sich manchmal weit aus den Fenstern des
glänzenden Pallastes heraus, um die flüchtigen Er-
innerungen festzuhalten, um die Landstraße wieder
zu finden, die nach seinen Gedanken dort vorüber-
gehn mußte. In dieser Stimmung war er an
einem Nachmittage allein, und bedachte, wie es ihm
jetzt eben so unmöglich falle, sich der Welt deutlich
zu entsinnen, als er ehemals diesen poetischen Auf-
enthalt habe erahnden können, da war es, als wenn
ein Posthorn in der Ferne ertönte, als wenn er die
rasselnde Bewegung eines Wagens vernähme. Wie
sonderbar, sagte er zu sich, fällt jetzt ein Schimmer,
eine leise Erinnerung der Erde in meine Freude
hinein, die mich wehmüthig macht. Fehlt mir denn
hier etwas? Ist mein Glück noch unvollendet?

Die Frauen kamen zurück. Was wünschest du
dir? fragten sie besorgt, Du scheinst betrübt. Ihr
werdet lachen, antwortete Ludwig, allein gewährt
mir dennoch meine Bitte. Ich hatte in jenem Le-
ben einen Freund, dessen ich mich kaum noch dunkel
erinnere; er ist krank, so viel ich weiß; macht ihn
durch eure Kunst gesund. — Dein Wunsch ist schon
erfüllt, sagten sie.

Aber, sagte Ludwig, vergönnt mir noch zwei
Fragen.

Rede.

Fällt kein Schimmer der Liebe in diese wundervolle
Welt hinein? Geht keine Freundschaft unter diesen
Lauben? Ich dachte, jenes Morgenroth der Früh-
lingsliebe würde hier ewig dauern, das in jenem
Leben nur gar zu schnell erlischt, und von dem die
Menschen dann nachher als wie von einem Fabel-
werke sprechen. Daß ich es euch gestehe, ich fühle
nach diesen Empfindungen eine unbeschreibliche Sehn-
sucht.

Du sehnst Dich also nach der Erde zurück?

Nimmermehr! rief Ludwig aus; denn schon in
jener kalten Erde sehnte ich mich nach Freundschaft
und Liebe, und sie kamen mir nicht näher. Der
Wunsch nach diesen Gefühlen mußte mir die Gefühle
selber ersetzen, und darum trachtete ich darnach, hier
zu landen, um hier alles in der schönsten Vereinigung
anzutreffen.

Thor! sagte die ehrwürdige Frau, so hast Du
Dich ja auf der Erde nach der Erde gesehnt, und
nicht gewußt, was Du thatest, da Du Dich hieher
wünschtest; Du hast Deine Wünsche überschrien und
Deinen menschlichen Empfindungen Phantasieen un-
tergeschoben.

Aber wer seid ihr? rief Ludwig bestürzt.

Wir sind die alten Feen, sagten jene, von denen
Du schon seit lange wirst gehört haben. Sehnst
Du Dich heftig in die Erde zurück, so wirst Du
dorthin zurückkommen. Unser Reich blüht empor,
wenn die Sterblichen ihre Nacht bekommen, ihr
Tag ist unsre Nacht. Unsre Herrschaft ist seit lange
und wird noch lange bleiben! sie steht unsichtbar
unter den Menschen; nur Dir ward es vergönnt,
uns mit Augen zu sehen.

Sie wandte sich um, und Ludwig erinnerte sich,
daß es dieselbe Gestalt war, die ihn unwiderstehlich
in der frühen Jugend nachgezogen hatte, und vor
der er ein heimliches Entsetzen hegte. Er folgte ihr
auch jetzt und rief: Nein! ich will nicht zur Erde
zurück! ich will hier bleiben! — So errieth ich also,
sagte er zu sich selber, schon in meiner Kindheit diese
hohe Gestalt? So mag die Auflösung zu manchem

Traume zu liegen, als sich plötzlich die schweren, dunkelrothen Wolken wieder aufhoben, und eine weite, unabsehlich weite Aussicht öffneten. Im Sonnenschein lag eine prächtige Ebene da und funkelte mit frischen Wäldern und bethautem Buschwerk. In der Mitte strahlte ein Pallast mit tausend und tausend Farben, wie aus lauter beweglichen Regenbogen und Gold und Edelsteinen zusammengesetzt; ein vorübergehender Fluß warf spielend die mannichfaltigen Schimmer zurück, und eine weiche röthliche Luft umfing das Zauberschloß. Da flogen fremde, niegesehene Vögel umher, und scherzten mit ihren rothen und grünen Flügeln gegen einander, größere Nachtigallen sangen mit lautern Tönen durch die widerklingende Natur; Flammen schossen durchs grüne Gras hin, und flatterten bald hier, bald dort, und fuhren dann in Kreisen um das Schloß herum. Ludwig ging näher und hörte holdselige Stimmen folgendes singen:

Wandersmann von unten
geh' uns nicht vorüber,
weile in dem bunten
Zauberpallast lieber.
Hast du Sehnsucht sonst gekannt
nach den fernen Freuden,
o, wirf ab die Leiden!
und betritt das längstgewünschte Land.

Ohne sich zu bedenken, tritt Ludwig jetzt auf die glänzende Schwelle, und scheute sich nur einen Augenblick, seinen Fuß auf das blanke Gestein zu setzen; dann ging er hinein. Die Thüren schlossen sich hinter ihm zu.

Hieher! hieher! riefen ungesehene Stimmen, wie aus dem innersten Pallaste, und er folgte dem Klange mit lautklopfendem Herzen. Alle seine Sorgen, alle seine ehemaligen Erinnerungen waren abgeschüttelt; sein Inneres tönte von den Gesängen wieder, die ihn äußerlich umgaben; alle Sehnsucht war gestillt; alle gekannten und ungekannten Wünsche in ihm waren befriedigt. Die rufenden Stimmen wurden so stark, daß das ganze Gebäude erschallte, und er konnte sie immer noch nicht finden, ob er gleich schon längst im Mittelpunkte des Pallastes zu stehn glaubte.

Ein rothwangiger Knabe trat ihm endlich entgegen und begrüßte den fremden Gast; er führte ihn durch prächtige Zimmer voller Glanz und Gesang, und trat endlich mit ihm in den Garten, wo Ludwig, wie er sagte, erwartet würde. Er folgte betäubt seinem Führer, und der schönste Duft von tausend Blumen quoll ihm entgegen. Große beschattete Gänge empfingen sie; Ludwigs schwindelnder Blick konnte kaum die Wipfel der uralten hohen Bäume erreichen; auf den Zweigen saßen buntfarbige Vögel, Kinder spielten in den Bäumen auf Guitarren und sie und die Vögel sangen dazu. Springbrunnen erhoben sich, in denen das reine Morgenroth zu spielen schien; die Blumen waren hoch wie Stauden, und ließen den Wanderer unter sich hinweggehen. Er hatte bis dahin noch keine so heilige Empfindung gekannt, als ihn jetzt durchglühte; noch kein so reiner himmlischer Genuß hatte sich ihm offenbaret; er war überglückselig.

Helle Glocken tönten durch die Bäume und alle Wipfel neigten sich, die Vögel schwiegen so wie die Kinder mit ihren Guitarren, die Rosenknospen entfalteten sich und der Knabe brachte jetzt den Fremden in eine glänzende Versammlung.

Auf schönen Rasenbänken saßen erhabene Weibergestalten, die ernstlich mit einander redeten. Sie waren größer als die gewöhnlichen Menschen, und hatten in ihrer überirdischen Schönheit zugleich etwas furchtbares, das jedes Herz zurückschreckte. Ludwig wagte es nicht, ihr Gespräch zu unterbrechen; es war ihm, als sei er unter die homerischen Göttergestalten versetzt, als dürfe von keinen Gedanken die Rede seyn, mit denen sich die Sterblichen unterhalten. Kleine possirliche Geister standen als Diener umher und warteten aufmerksam auf den ersten Wink, um plötzlich ihre ruhige Stellung zu verlassen; sie betrachteten den Fremdling, und sahen sich dann untereinander mit spöttischen, bedeutungsvollen Mienen an. Die Frauen hörten endlich auf zu sprechen, und winkten Ludwig zu sich heran, der noch immer verlegen da stand; er näherte sich zitternd.

Sei unbesorgt! sagte die Schönste von ihnen, Du bist uns hier willkommen und wir haben Dich schon seit lange erwartet; Du hast Dich immer in unsre Wohnung gewünscht, bist Du nun zufrieden?

O wie unaussprechlich glücklich bin ich! rief Ludwig aus, alle meine kühnsten Träume sind in Erfüllung gegangen, meine frechsten Wünsche stehn jetzt vor mir, ja ich bin, ich lebe in ihnen. Wie es zugegangen ist, kann ich selber noch nicht begreifen, aber genug, daß es so ist; warum soll ich über dieses Räthselhafte schon eine neue Klage führen, da kaum meine ehemaligen Klagen geendigt sind!

Ist dieses Leben, fragte die Dame, sehr von Deinem vorigen verschieden?

Des vorigen Lebens, sagte Ludwig, kann ich mich kaum noch erinnern. Ist mir doch dieses jetzige goldene Daseyn geworden! nach dem alle meine Sinne, alle meine Ahndungen so brünstig strebten, wonach alle Wünsche flogen, was ich mit meiner Phantasie erfassen wollte, mit meinen innersten Gedanken erringen; aber immer blieb das Bild fremde stehen, wie in Nebel eingehüllt. Und es ist mir nun endlich doch gelungen? Hab' ich dies neue Daseyn gewonnen und hält es mich umfangen? — O verzeiht mir, ich weiß in der Trunkenheit nicht was ich spreche, und sollte meine Worte freilich in einer solchen Versammlung genauer abwägen.

Die Dame winkte und alle Diener waren sogleich geschäftig; auf allen Bäumen regte es sich, allenthalben lief es und kam, und in weniger als einem Augenblicke stand eine Mahlzeit schöner Früchte und süßduftender Weine vor Ludwig da. Er setzte sich wieder und Musik erklang von neuem, und um ihn drehten sich in schöngeschlungenen Reihen Jünglinge und Mädchen, und ungestaltete Kobolde belebten den Tanz und erweckten mit ihren Possen lautes Gelächter. Ludwig gab auf jeden Ton, auf jede Geberde Acht; er fühlte sich neugeboren, da er in dieses freudenvolle Leben eingeweiht ward. Warum, dachte er bei sich, werden nur unsre Träume und Hoffnungen so oft verlacht, da sie sich doch weit früher erfüllen, als man jemals vermuthen konnte? Wo steht denn nun die Gränzsäule zwischen Wahrheit und Irrthum, die die Sterblichen immer mit

so verwegenen Händen aufrichten wollen? O ich hätte in meinem ehemaligen Leben nur noch öfter irren sollen, so wäre ich vielleicht früher für diese Seligkeit reif geworden.

Die Tänze verschwanden, die Sonne ging unter, die ehrwürdigen Frauen erhoben sich. Ludwig stand ebenfalls auf und begleitete sie auf ihrem Spaziergange durch den stillen Garten. Die Nachtigallen klagten mit gedämpfter Stimme und ein wunderbarer Mond zog herauf. Die Blüthen thaten sich dem silbernen Scheine auf und alle Blätter wurden vom Mondglanze angezündet, die weiten Gänge erglühten und warfen seltsame grüne Schatten, rothe Wolken schliefen auf den fernen Gefilden im grünen Grase, die Springbrunnen waren golden und spielten hoch in den klaren Himmel hinein.

Jetzt wirst Du schlafen wollen, sagte die schönste unter den Frauen, und wies dem entzückten Wanderer eine dunkle Laube, die mit bequemen Rasen und weichen Polstern belegt war. Dann verließen sie ihn und er blieb allein.

Er setzte sich nieder und bemerkte den magischen Dämmerschein, der sich durch das dichtverschlungene Laub brach. Wie wunderlich! sagte er zu sich selber, daß ich jetzt vielleicht nur schlafe und es mir dann träumen kann, ich schliefe zum zweitenmale ein, und hätte einen Traum im Traume, bis er so in die Unendlichkeit fortginge und keine menschliche Gewalt mich nachher munter machen könnte. Aber ich Ungläubiger! die schöne Wirklichkeit ist es, die mich beseligt, und mein voriger Zustand ist vielleicht nur ein schwermüthiger Traum gewesen.

Er legte sich nieder und Lüftchen spielten um ihn, Wohlgerüche gaukelten und kleine Vögel sangen Schlaflieder. Im Traume dünkte ihm, als sei der Garten umher verändert, die großen Bäume waren abgestorben, der goldene Mond war aus dem Himmel herausgefallen und hatte eine trübe Lücke zurückgelassen; aus den Springbrunnen sprudelten statt des Wasserstrahls kleine Genien hervor, die sich in der Luft übereinander warfen und die seltsamsten Stellungen bildeten; statt der Gesänge durchschnitten Jammertöne die Luft, und jede Spur des glückseligen Aufenthals war verschwunden. Ludwig erwachte unter bangen Empfindungen und schalt auf sich selbst, daß seine Phantasie noch die verkehrte Gewohnheit der Erdbewohner habe, alle empfangenen Gestalten barock und wild zu vermischen und sie uns so im Traume wieder vorzuführen.

Ein lieblicher Morgen zog herauf und die Frauen begrüßten ihn wieder. Er sprach mit ihnen beherzter und war heut mehr gestimmt, fröhlich zu seyn, weil ihn die umgebende Welt nicht mehr so sehr in Erstaunen setzte. Er betrachtete den Garten und den Pallast, und sättigte sich mit der Pracht und dem Wunderbaren, das er dort antraf. So lebte er mehrere Tage glücklich, und glaubte, daß sein Glück nie höher steigen könne.

Zuweilen war es, als wenn ein Hahnengeschrei in der Nähe erschallte, dann erzitterte der ganze Pallast und seine Begleiterinnen wurden bleich; es geschah gewöhnlich des Abends und man legte sich bald darauf schlafen. Dann kam wohl ein Gedanke an die vergessene Erde in die Seele Ludwigs, dann lehnte er sich manchmal weit aus den Fenstern des glänzenden Pallastes heraus, um die flüchtigen Erinnerungen festzuhalten, um die Landstraße wieder zu finden, die nach seinen Gedanken dort vorübergehn mußte. In dieser Stimmung war er an einem Nachmittage allein, und bedachte, wie es ihm jetzt eben so unmöglich falle, sich der Welt deutlich zu entsinnen, als er ehemals diesen poetischen Aufenthalt habe erahnden können, da war es, als wenn ein Posthorn in der Ferne ertönte, als wenn er die rasselnde Bewegung eines Wagens vernähme. Wie sonderbar, sagte er zu sich, fällt jetzt ein Schimmer, eine leise Erinnerung der Erde in meine Freude hinein, die mich wehmüthig macht. Fehlt mir denn hier etwas? Ist mein Glück noch unvollendet?

Die Frauen kamen zurück. Was wünschest du dir? fragten sie besorgt, Du scheinst betrübt. Ihr werdet lachen, antwortete Ludwig, allein gewährt mir dennoch meine Bitte. Ich hatte in jenem Leben einen Freund, dessen ich mich kaum noch dunkel erinnere; er ist krank, so viel ich weiß; macht ihn durch eure Kunst gesund. — Dein Wunsch ist schon erfüllt, sagten sie.

Aber, sagte Ludwig, vergönnt mir noch zwei Fragen.

Rede.

Fällt kein Schimmer der Liebe in diese wundervolle Welt hinein? Geht keine Freundschaft unter diesen Lauben? Ich dachte, jenes Morgenroth der Frühlingsliebe würde hier ewig dauern, das in jenem Leben nur gar zu schnell erlischt, und von dem die Menschen dann nachher als wie von einem Fabelwerke sprechen. Daß ich es euch gestehe, ich fühle nach diesen Empfindungen eine unbeschreibliche Sehnsucht.

Du sehnst Dich also nach der Erde zurück?

Nimmermehr! rief Ludwig aus; denn schon in jener kalten Erde sehnte ich mich nach Freundschaft und Liebe, und sie kamen mir nicht näher. Der Wunsch nach diesen Gefühlen mußte mir die Gefühle selber ersetzen, und darum trachtete ich darnach, hier zu landen, um hier alles in der schönsten Vereinigung anzutreffen.

Thor! sagte die ehrwürdige Frau, so hast Du Dich ja auf der Erde nach der Erde gesehnt, und nicht gewußt, was Du thatest, da Du Dich hieher wünschtest; Du hast Deine Wünsche überschrien und Deinen menschlichen Empfindungen Phantasieen untergeschoben.

Aber wer seid ihr? rief Ludwig bestürzt.

Wir sind die alten Feen, sagten jene, von denen Du schon seit lange wirst gehört haben. Sehnst Du Dich heftig in die Erde zurück, so wirst Du dorthin zurückkommen. Unser Reich blüht empor, wenn die Sterblichen ihre Nacht bekommen, ihr Tag ist unsre Nacht. Unsre Herrschaft ist seit lange und wird noch lange bleiben! sie steht unsichtbar unter den Menschen; nur Dir ward es vergönnt, uns mit Augen zu sehen.

Sie wandte sich um, und Ludwig erinnerte sich, daß es dieselbe Gestalt war, die ihn unwiderstehlich in der frühen Jugend nachgezogen hatte, und vor der er ein heimliches Entsetzen hegte. Er folgte ihr auch jetzt und rief: Nein! ich will nicht zur Erde zurück! ich will hier bleiben! — So errieth ich also, sagte er zu sich selber, schon in meiner Kindheit diese hohe Gestalt? So mag die Auflösung zu manchem

Räthsel noch in uns liegen, das wir zu erforschen zu träge sind.

Er ging viel weiter, als er gewöhnlich zu thun pflegte, so daß der Feengarten schon weit hinter ihm lag. Er stand in einem romantischen Gebirge, wo Epheu wild und lockig die Felsenwände hinaufgewachsen war; Klippen waren auf Klippen gethürmt und Furchtbarkeit und Größe schienen dieses Reich zu beherrschen, da kam ein fremder Wandrer auf ihn zu und grüßte ihn freundlich und redete ihn so an: Es ist mir lieb, daß ich Dich nun doch wieder sehe. — Ich kenne Dich nicht, sagte Ludwig. — Das kann wohl seyn, antwortete jener, aber Du glaubtest mich sonst einmal recht gut zu kennen. Ich bin Dein krankgewesener Freund.

Unmöglich! Du bist mir ganz fremde!

Bloß deswegen, sagte der Fremde, weil Du heut mich zum erstenmal in meiner wahren Gestalt siehst; bisher fandest Du nur Dich selber in mir wieder. Du thust auch daran Recht, hier zu bleiben, denn es giebt keine Freundschaft, es giebt keine Liebe, hier nicht, wo alle Täuschung niederfällt.

Ludwig setzte sich nieder und weinte.

Was ist Dir? fragte der Fremde.

Daß Du der Freund meiner Jugend seyn sollst, antwortete Ludwig, ist das nicht kläglich genug? O komm mit mir zu unsrer lieben, lieben Erde zurück, wo wir uns unter täuschenden Formen wieder erkennen, wo es den Aberglauben der Freundschaft giebt. Was soll ich hier?

Was hilft es? antwortete der Fremde. Du wirst doch sogleich wieder zurück wollen, die Erde ist Dir nun nicht glänzend genug, die Blumen sind Dir zu klein, die Gesänge zu unterdrückt. Die Farben können sich aus den Schatten nicht so hell hervorarbeiten, die Blumen gewähren nur kleinen Trost und verwelken schnell, die Singevögel denken an ihren Tod und singen bescheiden: hier aber geht alles ins Große.

O ich will mich zufrieden stellen, rief Ludwig unter heftigen Thränengüssen aus, nur komm wieder mit mir zurück und sei mein voriger Freund, laß uns diese Wüste, dieses glänzende Elend verlassen.

Indem schlug er die Augen auf, weil ihn jemand heftig rüttelte. Neben ihn neigte sich das freundliche aber blasse Angesicht seines kranken Freundes. — Bist Du doch gestorben? rief Ludwig aus.

Gesund geworden bin ich, Du böser Schläfer, antwortete jener. Besuchst Du so Deine kranken Freunde? Komm mit mir, mein Wagen hält dort und es zieht ein Gewitter herauf.

Ludwig richtete sich empor. Er war im Schlafe von dem Baumstamm heruntergesunken, der aufgeschlagene Brief seines Freundes lag neben ihm.

So bin ich wirklich wieder auf der Erde? rief er freudig aus; wirklich? und es ist kein neuer Traum?

Du wirst ihr nicht entgehn, antwortete der Kranke lächelnd, und beide schlossen sich herzlich in die Arme. Wie glücklich bin ich, sagte Ludwig, daß ich Dich wieder habe, daß ich empfinde wie sonst, und daß Du wieder gesund bist.

Plötzlich, antwortete der kranke Freund, ward ich krank, und eben so plötzlich wieder gesund; ich wollte daher den Schrecken, den Dir mein Brief muß gemacht haben, wieder vergüten und zu Dir reisen; auf dem halben Wege finde ich Dich hier schlafend.

Ach! ich verdiene Deine Liebe gar nicht, sagte Ludwig.

Warum?

Weil ich so eben an deiner Freundschaft zweifelte.

Doch nur im Schlafe.

Es wäre wunderlich genug, sagte Ludwig, wenn es am Ende doch wirklich Feen gäbe.

Sie sind gewiß, antwortete jener, aber das sind nur Erdichtungen, daß sie ihre Freude daran haben, die Menschen glücklich zu machen. Sie legen uns jene Wünsche ins Herz, die wir selber nicht kennen, jene übertriebene Forderungen, jene übermenschliche Lüsternheit nach übermenschlichen Gütern, daß wir nachher in einem schwermüthigen Rausche die schöne Erde mit ihren herrlichen Gaben verachten.

Ludwig antwortete mit einem Händedruck. — —

Der Geheimnißvolle.

Novelle.

Es war schon Abend, und ein Schneegestöber verdunkelte die Luft noch mehr, als die Wirthin des Gasthofes dem Aufwärter befahl, das Thor des Hauses zu verriegeln. Bei dem Wetter, rief sie, kömmt doch keine Herrschaft mehr; der große Wagen ist in die Stadt gefahren, wie es immer geschieht.

Wer weiß, antwortete der Diener, die Thore der Festung werden nun geschlossen, und da ist manchem vornehmen Herrn schon mit unserm Hause gedient gewesen. — Sieh da! rief er lebhaft, als sich jetzt wirklich ein Posthorn vernehmen ließ, und die Pferde auch schon im starken Trabe herbei sprangen, und vor dem Hause stille standen.

Kann ich ein geheiztes Zimmer haben? sagte ein junger Mann, indem er, sich schüttelnd, herabstieg, das Haus und die Wirthin vornehm musterte, und zugleich dem Postillon befahl, seinen kleinen Mantelsack in das untere Gemach zu tragen, welches ihm die dienstfertige Wirthin vorerst als ein durchwärmtes angewiesen hatte.

Das muß ein vornehmer Mann seyn, sagte die Magd zur Wirthin, als der Postillon mit seinem Wagen wieder weggefahren war. Wie so? fragte diese. Er hat sich schon erkundigt, fuhr jene geschwätzig fort, ob nicht eine Equipage angekommen sei, ihn von hier weiter zu bringen. Indem trat der junge Mann heraus, und befahl das Thor zu öffnen, weil er sich noch ein wenig im Freien umschauen wollte. Zugleich bestellte er ein gutes und reichliches Abendessen, und ließ sich die Namen der vorräthigen Weine hersagen. Die Wirthin lief ängstlich in die Küche, stellte die Mägde an, und vermehrte das schon große Feuer, damit nachher der gnädige Herr nicht warten dürfe.

Es war völlig finster geworden, als der junge Reisende zurückkehrte. Indem er in das Thor wieder eintreten wollte, sah er in der Ferne einige dunkle Gestalten näher schleichen; aber ehe er sie noch unterscheiden konnte, stürzte mit ihm zugleich und vor ihm vorbei ein Unbekannter herein, der hastig das Hausthor zuschlug, und sich in demselben Augenblick knieend und flehend vor ihm hinwarf. Der junge Mann trat verwundernd zurück, jener aber sprach geläufig und gebildet in einer fremden Sprache: machen Sie mich nicht unglücklich, mein Herr; Ihre Großmuth flehe ich an, Sie können mich retten, wenn Sie mir nur erlauben, hier im Hause zu bleiben, und wenn Sie das Wenige, was meine Schlafstelle kosten kann, gütigst bezahlen. Verweigern Sie mir diese geringe Hülfe, so machen Sie einen Unglücklichen völlig elend, der mit seiner ganzen Familie Ihnen gern als einem vom Himmel Gesandten sein ganzes Glück zu danken haben möchte.

Die auf den Steinen des Thorweges hingeworfene Gestalt, der gute Ausdruck des Bittenden, das Plötzliche der Begebenheit hatten den Jüngling erschreckt und erschüttert. Stehn Sie auf, rief er ihm ebenfalls Französisch zu: wenn ich Ihnen helfen kann, müssen die Hausgenossen Sie nicht hier so finden. Erheben Sie sich.

Der Aufwärter kam mit Licht, da er das Thor hatte zuwerfen hören, und der Schein fiel auf eine der sonderbarsten Physiognomieen, die es dem Reisenden fast verleidete, daß er dem Bittenden seine Hülfe zugesagt hatte. Blaß und zitternd lehnte dieser an der Mauer, und wehrte mit einem dunkeln Tuche so viel als möglich den Schein vom Gesichte ab; er war mit einem schlechten Oberrock bekleidet, und eine Thräne, die jetzt aus einem klaren blauen Auge trat, und ganz die Angst und Verlegenheit des Armen ausdrückte, vermochte über den jungen Mann so viel, daß er von seinem ersten Versprechen der Ueberraschung nicht wieder abging. Hier ist noch, sagte er zu der herbeieilenden Wirthin, ein Mann, der mir angehört, und den ich Ihnen empfehle; er ist mir mit Briefen nachgeschickt. Geben Sie ihm ein gutes Zimmer und Bett, Wein und Abendessen; ich werde alles bezahlen.

Der Fremde, der alles zu verstehen schien, verneigte sich anständig; seine Lippen zitterten, er schien noch etwas sagen zu wollen, aber plötzlich wandte er sich schweigend um, und folgte der Magd, die ihm nach dem Hintergebäude leuchtete.

Der junge Mann war in das Eßzimmer zur ebenen Erde getreten. Er ging unruhig hin und her, und konnte sich von der Erschütterung, die er verbergen wollte, nicht erholen. Ist der Kutscher und die Equipage immer noch nicht da? fragte er die Wirthin, die jetzt mit dem Aufwärter den Tisch deckte, und Speisen und Wein auftrug. Nein, Ihr' Gnaden, antwortete diese, der Schnee hindert wohl jetzt das schnelle Reisen.

Setzen Sie sich zu mir, sagte der junge Mann es ist mir verdrießlich, allein zu essen. Die Wirthin geschmeichelt und verlegen zugleich, verbeugte und krümmte sich, schätzte sich einer solchen Ehre un-

würdig, behauptete, sie würde dergleichen Unhöflichkeit nimmermehr wagen, und setzte sich doch endlich selbstgefällig lächelnd ihm gegen über. Sie suchte ihre besten Gaben der Unterhaltung hervor, und erboste sich über den tölpischen Aufwärter, der das Lachen nicht unterdrücken konnte, da er sie so ungeschickt sich geberden, und so vieles Unnöthige breit und umständlich erzählen hörte.

Sie war eben so neugierig, als redselig, und der junge Mann, vom Wein erheitert, ließ sie auch nicht lange darüber in Ungewißheit, wohin er wolle, und weshalb er sich von dem ungünstigen Wetter nicht von seiner Reise habe abhalten lassen.

Ich reise zu meiner Braut nach Franken, fing er an zu erzählen; ein Freund hat mir seine Equipage entgegen schicken wollen, und es ist mir ein Räthsel, weshalb sie nicht kommt. Einige dringende Geschäfte, in Sachen meines Monarchen, die ich durchaus nicht aufschieben konnte, haben bis jetzt meine Reise immer noch verzögert; der alte Graf aber, mein künftiger Schwiegervater, hat nun so stark gemahnt, daß ich alles bei Seite geschoben, einiges selbst unbeendigt habe liegen lassen, um mich nur meiner jungen reizenden Braut nicht länger zu entziehen. Der Mann, den Sie dort einquartirt haben, ist mir noch in größter Eile nachgesandt, um mir einige wichtige Nachrichten mitzutheilen, die ich unterwegs gewiß auch nicht unbenutzt lassen werde.

Es ging die Glocke, und nachdem das Thor geöffnet war, trat ganz weiß beschneiet, in Mütze und weißem Schaafpelz ein untersetzter alter Mann herein, der sich gleich laut schreiend und ziemlich vertraut an den Fremden wandte: da sind Sie ja, Herr von Kronenberg; ei! welchen mühseligen Weg habe ich die letzte Meile herüber machen müssen! — Er überreichte einen Brief, den der Reisende hastig aufbrach, und aus dem ihm zehn oder zwölf Goldstücke, die nicht weiter eingepackt waren, entgegen fielen.

Der Brief enthielt folgendes: „Der alte Herr trägt Bedenken, in diesem bösen Wetter seine Pferde den schlimmen Weg gehn zu lassen, noch mehr aber ängstet er sich um den neuen schönen Wagen. Du mußt also schon verzeihen, daß ich Dir, da ich meinen Vater, der schon nicht sonderlich gut gestimmt ist, nicht noch mehr aufbringen will, durch unsern alten Christoph die Einlage übersende, damit Du mit der Post die Strecke über die Berge reisen kannst. Auf der letzten Station findest Du die Equipage, und morgen Abends hofft Dich zu umarmen Dein Carl v. Wildhausen."

Die Wirthin betrachtete den bäurischen Bothen etwas verwundert; doch der Herr von Kronenberg sandte den Alten gleich hinaus, um ihn nach seiner mühseligen Wanderung verpflegen zu lassen. Dann nahm er eins der Goldstücke und winkte den Aufwärter herbei, indem er sagte: bringt dies dem Fremdem im Hintergebäude, damit er morgen seine Rückreise antreten kann; zugleich soll für mich auf morgen früh die Post bestellt werden.

Das Gespräch stockte, so lebhaft und vertraulich es auch erst gewesen war; auch konnte es nicht in den Gang kommen, als der Diener den herzlichen Dank des Fremden meldete, und die Frau sich nach diesem etwas näher erkundigte. Die Verlegenheit stieg aber noch höher, als mit dem von der Post zurückkehrenden Aufwärter zugleich ein Fremder herein trat, dem sich der Reisende mit dem Ausrufe: mein Freimund! in die Arme warf.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, sagte dieser; ich zweifelte, als ich dem erleuchteten Fenster vorüber ging, daß Du es seyn könntest. Wie in aller Welt —

Er sah jetzt die am Tische sitzende Wirthin, die er mit erstauntem Auge musterte. Der junge Kronenberg wußte nicht, was er sagen sollte; die ältliche Frau zwang sich, die Fassung nicht zu verlieren, und den Platz zu behaupten, zu dem sie erst mit Höflichkeit war gewungen worden; doch nahm sich endlich der Reisende aus Noth so viel zusammen, daß er sie bat, nach dem Fremden und zugleich nach dem hergesandten Hausknecht zu sehn, ob beiden auch nichts abgehn möchte. Die Frau erhob sich langsam, und verließ nicht ohne Zeichen der Empfindlichkeit das Zimmer.

Sonderbarer Mensch! sagte Freimund, Du scheinst die Frau zu Deiner Gesellschaft eingeladen zu haben, und sendest sie nun meinetwegen wieder fort! Wie kommst Du überhaupt hieher? Zehn Meilen von Deiner Heimath? Da ich Dich dort verheirathet und glücklich glauben mußte?

Kronenberg verriegelte die Thür und lehnte die Laden der Fenster an; dann sagte er leise: verrathe mich gegen Niemand, daß Du mich hier angetroffen hast, denn es könnte mir vielen Schaden thun. Ich heirathe nicht, die Verbindung ist völlig aufgehoben.

Also ist das Gerücht, dem ich nicht glauben wollte, rief der Freund aus, dennoch wahr? Und Fräulein Cäcilie —

Sie findet sich, sie wünscht es im Grunde selbst. — Aber wie kommst Du hieher?

Ich war, sagte jener, zwei Meilen von hier auf der Jagd, und bin im Begriff nach Hause zu reiten. Ich wollte binnen wenigen Tagen Dich besuchen, um Dich als Ehemann kennen zu lernen.

Lassen wir dies Gespräch, sagte Kronenberg, mit empfindlichem Tone abbrechend, — ich und Cäcilie wären unglücklich geworden, wahrhaft elend, — ich kann aber unmöglich so plötzlich und in Eil das ganze Gewebe von Empfindungen, Verhältnissen und Mißverständnissen auseinanderfalten, das diesen Schritt, wenn er auch auffallend ist, nothwendig machte.

Unglück — Elend — sagte der Freund, ja dies sind freilich zwei schwer wiegende Worte, die im Leben meistentheils weit mehr Sinn, als „Glück" und „Wonne" haben. — Und wohin gehst Du von hier?

Auch das darf ich Dir nicht sagen, antwortete der Verstimmte, und keinem meiner Freunde. —

Sieh da, nahm Freimund das Wort, um dem Gespräch eine völlig entgegengesetzte Wendung zu geben, Du führst ja das Werk mit Dir, von welchem jetzt in allen Gesellschaften die Rede ist. Findet man größtentheils die Beobachtungen wahr und scharfsinnig, so erschreckt doch viele der kecke Ton und die harte Anklage eines Mannes, der jetzt einen Theil von Europa regiert. Die größte Neugier ist aber darauf gespannt, wer wohl der Autor seyn möchte. Man räth auf Bekannte und Unbekannte. Daß dies Buch Dir nur nicht, wenn Du vielleicht weit reisen solltest, gefährlich wird.

Mir? sagte Kronenberg mit Lächeln. Und von wem glaubst Du es geschrieben?

Ich bin hierüber ganz unwissend. Auch ist mir die Schreibart völlig fremd.

Das sollte sie Dir doch, wenigstens zum Theil, nicht seyn, denn Du hast schon manches vom Verfasser gelesen.

Du kennst ihn also? — Da Kronenberg geheimnißvoll und etwas schelmisch lächelte, so fuhr Freimund überrascht und erschreckt heraus: Wie? Du bist es doch nicht selbst? Unmöglich!

Warum unmöglich? erwiederte jener; ich will damit nicht sagen, daß geradezu alles von mir herrühre; auch konnte ich natürlich hier in Deutschland nicht alle Thatsachen erfahren. Aber da ich, wie Du weißt, gute Quellen in Paris habe, mit Männern verbunden bin, die die Regierung nahe beobachten konnten, so war ich dadurch in den Stand gesetzt, die Schilderung dieses gefährlichen Mannes, wie ich glaube, ziemlich getreu entwerfen zu können.

Das ist mir so neu, rief Freimund aus, daß ich mich noch von meinem Erstaunen nicht erholen kann. Und Du wagst es, dies zu gestehen, da uns vielleicht, ja wahrscheinlich, ein Krieg mit diesem wunderbaren Manne und seinem aufgeregten Volke nicht mehr fern ist? Da unserm Vaterlande wohl die sonderbarsten und traurigsten Verhältnisse zubereitet werden?

Was der Deutsche thut und behauptet, antwortete der Freund, muß er auch mit Muth können vertreten.

Nach einer Stunde verließ Freimund, nachdem er noch einmal seine wohlgemeinten Warnungen wiederholt hatte, den Reisenden. Dieser ging nachdenkend auf sein Zimmer, und als er am Morgen vom Posthorn geweckt wurde und sich schnell angekleidet hatte, fand er die Rechnung, die er zwar nicht klein vermuthet, übermäßig groß. Er dachte bei sich, daß sie wohl mäßiger ausgefallen seyn würde, wenn die höfliche und vertraute Conversation mit der Wirthin nicht wäre unterbrochen worden. Ein offner Wagen war vorgefahren, und da sich wieder ein Schneegestöber ankündigte, bestieg Kronenberg dieses Fuhrwesen mit unfreundlicher Miene; denn er mußte in den Bergen und schlechten Wegen einen ziemlich unangenehmen Tag erwarten. Der Aufwärter schalt auf die schlechte Einrichtung der Posten, die Wirthin zeigte sich aber nicht. Als der Wagen um das Haus fuhr, sah durch ein schmales Fenster ein bleiches Gesicht, welches der Reisende für das des Bittenden von gestern Abend erkannte; dieser streckte die Hände, mit denen er vorher den Mund berührte, wie dankend, ihm nach. Kronenberg hüllte sich in seinen Mantel, und hatte keine Lust, mit dem alten Christoph, der sich in seinem Schafpelz auf den Wagen gewälzt hatte, ein Gespräch anzuknüpfen; er war um so mißlauniger, da er im Abfahren einen spöttischen Zug in dem Gesichte des Aufwärters bemerkt zu haben glaubte.

Kaum hatten sie sich eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als der Wagen, gegen einen Baumstamm geworfen, umfiel, und die Reisenden in den tiefen Schnee stürzten. Das ist eine mühselige Anstalt, sagte verdrießlich der alte Christoph; diese letzte Meile hat mich auch gestern den größten Aerger und die meiste Anstrengung gekostet. Ein Wagen mit Korn wurde in die Stadt geschickt, das ging noch leidlich — dann fand ich Gelegenheit, mit dem Postwagen weiter zu fahren, — aber diese letzte Meile hier im Gebirge! Kronenberg suchte ihn zu trösten, und als man sich wieder vom Schnee gesäubert hatte und aufgestiegen war, froh, daß der Unfall keine schlimmeren Folgen gehabt hatte, mußte der junge Mann den Alten schon gewähren lassen, der sich durch Schwatzen für seine Leiden zu entschädigen suchte. Er berichtete weitläufig den Zustand der ganzen Haushaltung jener Familie, die Kronenberg noch diesen Abend sehen sollte; er verlor sich in Geschichten und Anekdoten, und verschwieg nicht viele Lächerlichkeiten, die den alten gnädigen Herrn charakterisirten, und den Sohn, den Freund Ferdinands, nicht in das beste Licht stellten. Nichts als Noth und Plackerei, fügte er endlich seinem Berichte hinzu; und wenn sie am Ende gar nicht mehr aus und ein wissen, so ist der alte Christoph gut genug, um Rath zu schaffen, oder meilenweit zu wandern, um nur die lieben Pferde zu schonen, und den neumodischen Kutscher nicht verdrießlich zu machen; denn glauben Sie mir nur, mein gnädiger Herr, auf mein Wort: unter tausend Herrschaften ist kaum eine halbe, die das Regieren versteht: der beste Domestik kommt aus den Strängen, wenn ihm nicht auf eine vernünftige Art befohlen wird; er verliert nach und nach seine Gaben und seine Tugend dazu. Anerkannt muß der Mensch werden, mag er doch treiben, was er will; ohne das keine Sicherheit. Wenn ich ein junger Lieutenant wäre, wollte ich den ältesten und gewiegtesten Grenadier aus seiner Fassung bringen, und ihn durch beständiges Mäkeln und unvernünftiges Tadeln in vier Wochen confus und zum unordentlichen und schlechten Soldaten machen. Ich höre manchmal, wenn ich durch den großen Saal gehe, daß der junge Herr über Regenten und Staatsmänner räsonnirt, und alle für nichts Besonders halten will, indem sie die Regierungskunst nicht verständen. Ob er Recht hat, weiß ich nicht, aber bei sich sollte er doch ja anfangen; denn er ruinirt alle Bedienten im Schloß durch seine Zerstreutheit, und nachher, wenn er Fehler verursacht hat, durch unnöthige Strenge; so macht er sie nach und nach alle tückisch; etliche sind schon Schurken geworden, die nun die andern auch anstecken. Denn, wie gesagt, ohne verständige Ordnung, Pünktlichkeit, Stundenhalten, giebt es gar keinen Menschenverstand in der Welt.

Du bist immer ein zu strenger und moralischer Kauz gewesen, antwortete Kronenberg unter seinem Mantel hervor.

Warum Kauz? fuhr Christoph fort: Kauz sollte man nur solche Leute tituliren, aus denen man nicht klug werden kann. Ich verlange von meiner Herrschaft und allen Menschen, die mir in die Quere oder in die Richte kommen, nichts Besondres und Kurioses, keine Liebe oder großmüthige Geschenke, keine raren Tugenden und brillante Klugheits-Mirakel, sondern das allerordinärste Wesen, was eigentlich der Hund noch von seinem Herrn fordern kann, wenn er ein brauchbares Thier bleiben soll. Und dies Ding, eben weil es so ordinär ist, ist allen den neuern überweisen Herren zu geringe — es fällt nicht in die Augen, es ist auch noch nicht für einen Pfennig Lobenswerthes daran; darum geht es auch ganz in der Welt aus, und eben deswegen wird es

würdig, behauptete, sie würde dergleichen Unhöflichkeit nimmermehr wagen, und setzte sich doch endlich selbstgefällig lächelnd ihm gegen über. Sie suchte ihre besten Gaben der Unterhaltung hervor, und erboste sich über den tölpischen Aufwärter, der das Lachen nicht unterdrücken konnte, da er sie so ungeschickt sich geberden, und so vieles Unnöthige breit und umständlich erzählen hörte.

Sie war eben so neugierig, als redselig, und der junge Mann, vom Wein erheitert, ließ sie auch nicht lange darüber in Ungewißheit, wohin er wolle, und weshalb er sich von dem ungünstigen Wetter nicht von seiner Reise habe abhalten lassen.

Ich reise zu meiner Braut nach Franken, fing er an zu erzählen; ein Freund hat mir seine Equipage entgegen schicken wollen, und es ist mir ein Räthsel, weshalb sie nicht kommt. Einige dringende Geschäfte, in Sachen meines Monarchen, die ich durchaus nicht aufschieben konnte, haben bis jetzt meine Reise immer noch verzögert; der alte Graf aber, mein künftiger Schwiegervater, hat nun so stark gemahnt, daß ich alles bei Seite geschoben, einiges selbst unbeendigt habe liegen lassen, um mich nur meiner jungen reizenden Braut nicht länger zu entziehen. Der Mann, den Sie dort einquartirt haben, ist mir noch in größter Eile nachgesandt, um mir einige wichtige Nachrichten mitzutheilen, die ich unterwegs gewiß auch nicht unbenutzt lassen werde.

Es ging die Glocke, und nachdem das Thor geöffnet war, trat ganz weiß beschneiet, in Mütze und weißem Schaafpelz ein untersetzter alter Mann herein, der sich gleich laut schreiend und ziemlich vertraut an den Fremden wandte: da sind Sie ja, Herr von Kronenberg; ei! welchen mühseligen Weg habe ich die letzte Meile herüber machen müssen! — Er überreichte einen Brief, den der Reisende hastig aufbrach, und aus dem ihm zehn oder zwölf Goldstücke, die nicht weiter eingepackt waren, entgegen fielen.

Der Brief enthielt folgendes: „Der alte Herr trägt Bedenken, in diesem bösen Wetter seine Pferde den schlimmen Weg gehn zu lassen, noch mehr aber ängstet er sich um den neuen schönen Wagen. Du mußt also schon verzeihen, daß ich Dir, da ich meinen Vater, der schon nicht sonderlich gut gestimmt ist, nicht noch mehr aufbringen will, durch unsern alten Christoph die Einlage übersende, damit Du mit der Post die Strecke über die Berge reisen kannst. Auf der letzten Station findest Du die Equipage, und morgen Abends hofft Dich zu umarmen Dein Carl v. Wildhausen."

Die Wirthin betrachtete den bäurischen Bothen etwas verwundert; doch der Herr von Kronenberg sandte den Alten gleich hinaus, um ihn nach seiner mühseligen Wanderung verpflegen zu lassen. Dann nahm er eins der Goldstücke und winkte den Aufwärter herbei, indem er sagte: bringt dies dem Fremdem im Hintergebäude, damit er morgen seine Rückreise antreten kann; zugleich soll für mich auf morgen früh die Post bestellt werden.

Das Gespräch stockte, so lebhaft und vertraulich es auch erst gewesen war; auch konnte es nicht in den Gang kommen, als der Diener den herzlichen Dank des Fremden meldete, und die Frau sich nach diesem etwas näher erkundigte. Die Verlegenheit stieg aber noch höher, als mit dem von der Post zurückkehrenden Aufwärter zugleich ein Fremder herein trat, dem sich der Reisende mit dem Ausrufe: mein Freimund! in die Arme warf.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, sagte dieser; ich zweifelte, als ich dem erleuchteten Fenster vorüber ging, daß Du es seyn könntest. Wie in aller Welt —

Er sah jetzt die am Tische sitzende Wirthin, die er mit erstauntem Auge musterte. Der junge Kronenberg wußte nicht, was er sagen sollte; die ältliche Frau zwang sich, die Fassung nicht zu verlieren, und den Platz zu behaupten, zu dem sie erst mit Höflichkeit war gewungen worden; doch nahm sich endlich der Reisende aus Noth so viel zusammen, daß er sie bat, nach dem Fremden und zugleich nach dem hergesandten Hausknecht zu sehn, ob beiden auch nichts abgehn möchte. Die Frau erhob sich langsam, und verließ nicht ohne Zeichen der Empfindlichkeit das Zimmer.

Sonderbarer Mensch! sagte Freimund, Du scheinst die Frau zu Deiner Gesellschaft eingeladen zu haben, und sendest sie nun meinetwegen wieder fort! Wie kommst Du überhaupt hieher? Zehn Meilen von Deiner Heimath? Da ich Dich dort verheirathet und glücklich glauben mußte?

Kronenberg verriegelte die Thür und lehnte die Laden der Fenster an; dann sagte er leise: verrathe mich gegen Niemand, daß Du mich hier angetroffen hast, denn es könnte mir vielen Schaden thun. Ich heirathe nicht, die Verbindung ist völlig aufgehoben.

Also ist das Gerücht, dem ich nicht glauben wollte, rief der Freund aus, dennoch wahr? Und Fräulein Cäcilie —

Sie findet sich, sie wünscht es im Grunde selbst. — Aber wie kommst Du hieher?

Ich war, sagte jener, zwei Meilen von hier auf der Jagd, und bin im Begriff nach Hause zu reiten. Ich wollte binnen wenigen Tagen Dich besuchen, um Dich als Ehemann kennen zu lernen.

Lassen wir dies Gespräch, sagte Kronenberg, mit empfindlichem Tone abbrechend, — ich und Cäcilie wären unglücklich geworden, wahrhaft elend, — ich kann aber unmöglich so plötzlich und in Eil das ganze Gewebe von Empfindungen, Verhältnissen und Mißverständnissen auseinanderfalten, das diesen Schritt, wenn er auch auffallend ist, nothwendig machte.

Unglück — Elend — sagte der Freund, ja dies sind freilich zwei schwer wiegende Worte, die im Leben meistentheils weit mehr Sinn, als „Glück" und „Wonne" haben. — Und wohin gehst Du von hier?

Auch das darf ich Dir nicht sagen, antwortete der Verstimmte, und keinem meiner Freunde. —

Sieh da, nahm Freimund das Wort, um dem Gespräch eine völlig entgegengesetzte Wendung zu geben, Du führst ja das Werk mit Dir, von welchem jetzt in allen Gesellschaften die Rede ist. Findet man größtentheils die Beobachtungen wahr und scharfsinnig, so erschreckt doch viele der kecke Ton und die harte Anklage eines Mannes, der jetzt einen Theil von Europa regiert. Die größte Neugier ist aber darauf gespannt, wer wohl der Autor seyn möchte. Man räth auf Bekannte und Unbekannte. Daß dies Buch Dir nur nicht, wenn Du vielleicht weit reisen solltest, gefährlich wird.

Mir? sagte Kronenberg mit Lächeln. Und von wem glaubst Du es geschrieben?

Ich bin hierüber ganz unwissend. Auch ist mir die Schreibart völlig fremd.

Das sollte sie Dir doch, wenigstens zum Theil, nicht seyn, denn Du hast schon manches vom Verfasser gelesen.

Du kennst ihn also? — Da Kronenberg geheimnißvoll und etwas schelmisch lächelte, so fuhr Freimund überrascht und erschreckt heraus: Wie? Du bist es doch nicht selbst? Unmöglich!

Warum unmöglich? erwiederte jener; ich will damit nicht sagen, daß gerabezu alles von mir herrühre; auch konnte ich natürlich hier in Deutschland nicht alle Thatsachen erfahren. Aber da ich, wie Du weißt, gute Quellen in Paris habe, mit Männern verbunden bin, die die Regierung nahe beobachten konnten, so war ich dadurch in den Stand gesetzt, die Schilderung dieses gefährlichen Mannes, wie ich glaube, ziemlich getreu entwerfen zu können.

Das ist mir so neu, rief Freimund aus, daß ich mich noch von meinem Erstaunen nicht erholen kann. Und Du wagst es, dies zu gestehen, da uns vielleicht, ja wahrscheinlich, ein Krieg mit diesem wunderbaren Manne und seinem aufgeregten Volke nicht mehr fern ist? Da unserm Vaterlande wohl die sonderbarsten und traurigsten Verhältnisse zubereitet werden?

Was der Deutsche thut und behauptet, antwortete der Freund, muß er auch mit Muth können vertreten.

Nach einer Stunde verließ Freimund, nachdem er noch einmal seine wohlgemeinten Warnungen wiederholt hatte, den Reisenden. Dieser ging nachdenkend auf sein Zimmer, und als er am Morgen vom Posthorn geweckt wurde und sich schnell angekleidet hatte, fand er die Rechnung, die er zwar nicht klein vermuthet, übermäßig groß. Er dachte bei sich, daß sie wohl mäßiger ausgefallen seyn würde, wenn die höfliche und vertraute Conversation mit der Wirthin nicht wäre unterbrochen worden. Ein offner Wagen war vorgefahren, und da sich wieder ein Schneegestöber ankündigte, bestieg Kronenberg dieses Fuhrwesen mit unfreundlicher Miene; denn er mußte in den Bergen und schlechten Wegen einen ziemlich unangenehmen Tag erwarten. Der Aufwärter schalt auf die schlechte Einrichtung der Posten, die Wirthin zeigte sich aber nicht. Als der Wagen um das Haus fuhr, sah durch ein schmales Fenster ein bleiches Gesicht, welches der Reisende für das des Bittenden von gestern Abend erkannte; dieser streckte die Hände, mit denen er vorher den Mund berührte, wie dankend, ihm nach. Kronenberg hüllte sich in seinen Mantel, und hatte keine Lust, mit dem alten Christoph, der sich in seinem Schafpelz auf den Wagen gewälzt hatte, ein Gespräch anzuknüpfen; er war um so mißlauniger, da er im Abfahren einen spöttischen Zug in dem Gesichte des Aufwärters bemerkt zu haben glaubte.

Kaum hatten sie sich eine halbe Meile von der Stadt entfernt, als der Wagen, gegen einen Baumstamm geworfen, umfiel, und die Reisenden in den tiefen Schnee stürzten. Das ist eine mühselige Anstalt, sagte verdrießlich der alte Christoph; diese letzte Meile hat mich auch gestern den größten Aerger und die meiste Anstrengung gekostet. Ein Wagen mit Korn wurde in die Stadt geschickt, das ging noch leidlich — dann fand ich Gelegenheit, mit dem Postwagen weiter zu fahren, — aber diese letzte Meile hier im Gebirge! Kronenberg suchte ihn zu trösten, und als man sich wieder vom Schnee gesäubert hatte und aufgestiegen war, froh, daß der Unfall keine schlimmeren Folgen gehabt hatte, mußte der junge Mann den Alten schon gewähren lassen, der sich durch Schwatzen für seine Leiden zu entschädigen suchte. Er berichtete weitläufig den Zustand der ganzen Haushaltung jener Familie, die Kronenberg noch diesen Abend sehen sollte; er verlor sich in Geschichten und Anekdoten, und verschwieg nicht viele Lächerlichkeiten, die den alten gnädigen Herrn charakterisirten, und den Sohn, den Freund Ferdinands, nicht in das beste Licht stellten. Nichts als Noth und Plackerei, fügte er endlich seinem Berichte hinzu; und wenn sie am Ende gar nicht mehr aus und ein wissen, so ist der alte Christoph gut genug, um Rath zu schaffen, oder meilenweit zu wandern, um nur die lieben Pferde zu schonen, und den neumodischen Kutscher nicht verdrießlich zu machen; denn glauben Sie mir nur, mein gnädiger Herr, auf mein Wort: unter tausend Herrschaften ist kaum eine halbe, die das Regieren versteht: der beste Domestik kommt aus den Strängen, wenn ihm nicht auf eine vernünftige Art befohlen wird; er verliert nach und nach seine Gaben und seine Tugend dazu. Anerkannt muß der Mensch werden, mag er doch treiben, was er will; ohne das keine Sicherheit. Wenn ich ein junger Lieutenant wäre, wollte ich den ältesten und gewiegtesten Grenadier aus seiner Fassung bringen, und ihn durch beständiges Mäkeln und unvernünftiges Tadeln in vier Wochen confus und zum unordentlichen und schlechten Soldaten machen. Ich höre manchmal, wenn ich durch den großen Saal gehe, daß der junge Herr über Regenten und Staatsmänner räsonnirt, und alle für nichts Besonders halten will, indem sie die Regierungskunst nicht verständen. Ob er Recht hat, weiß ich nicht, aber bei sich sollte er doch ja anfangen; denn er ruinirt alle Bedienten im Schloß durch seine Zerstreutheit, und nachher, wenn er Fehler verursacht hat, durch unnöthige Strenge; so macht er sie nach und nach alle tückisch; etliche sind schon Schurken geworden, die nun die andern auch anstecken. Denn, wie gesagt, ohne verständige Ordnung, Pünktlichkeit, Stundenhalten, giebt es gar keinen Menschenverstand in der Welt.

Du bist immer ein zu strenger und moralischer Kauz gewesen, antwortete Kronenberg unter seinem Mantel hervor.

Warum Kauz? fuhr Christoph fort: Kauz sollte man nur solche Leute tituliren, aus denen man nicht klug werden kann. Ich verlange von meiner Herrschaft und allen Menschen, die mir in die Quere oder in die Richte kommen, nichts Besonbres und Kurioses, keine Liebe oder großmüthige Geschenke, keine raren Tugenden und brillante Klugheits-Mirakel, sondern das allerordinärste Wesen, was eigentlich der Hund noch von seinem Herrn fordern kann, wenn er ein brauchbares Thier bleiben soll. Und dies Ding, eben weil es so ordinär ist, ist allen den neuern überweisen Herren zu geringe — es fällt nicht in die Augen, es ist auch noch nicht für einen Pfennig Lobenswerthes daran; darum geht es auch ganz in der Welt aus, und eben deswegen wird es

auch bald so wenig Diener wie Herren auf Erden geben, sondern nur eine allgewaltige Confusion, ein Hin- und Herschreien, ein Spektakel, hinter dem nichts steckt, — und dann heißt es am Ende doch, der gemeine Mann taugt nichts.

Du bist also mit der ganzen Welt unzufrieden? warf Kronenberg ein.

Ich kenne die Welt nur so weit, murrte der Alte fort, als meine Nase reicht. Ich verstehe es nicht, wie man die Menschen nicht kennt, mit denen man täglich zu thun hat. So kenne ich meine Herrschaft und was zum Hause gehört. Aber die Herrschaft, am wenigsten unser junger überkluger Herr, kennt uns ihre Bedienten nicht — sie sieht so wenig, was an uns gut ist, als was nicht taugt. Wird man nun manchmal gelobt um etwas, wo ein tüchtiger Herr den Stock hervorsuchte, oder ausgehunzt wegen Sachen, die man so recht mit Verstand und Liebe gethan hat, kriegen die Schlechten in allem Streite Recht, wird jede Verhetzung und dumme Klätscherei von den Gnädigen mit Freuden aufgenommen, so ist auch bald ein Nest von schlechten Dienstboten fertig. Ich denke nur, solche Herren, die ihr kleines Hauswesen nicht in Ordnung halten können, sollten nicht über ihre Vorgesetzten so scharfe Mäuler aufthun.

Das verstehst Du nicht, sagte der junge Mann; die Kälte und das Wetter, am meisten Dein gestriger Marsch, haben Dich verdrießlich gemacht.

Und das rechtschaffen, sagte Christoph. Sie thaten gestern, als kennten Sie mich nicht, und es hing auch nur an einem Haare, so wäre ich Ihnen gestern Abend nicht vor Augen gekommen.

Und wie das?

Endlich sah ich die verwünschte Festung vor mir liegen, so fuhr Christoph fort, und da ich nun mich um die Stadt herumquälte, um nach Ihrem Wirthshause zu kommen, wurde es schon ganz finster, und stürzend und fallend, hungrig, durstend und erfroren bin ich nun in der Nähe des goldnen Schwans, und sehe schon die Lichter. Da kommen mit einemmal vier bis fünf Kerle um die Ecke hervor, nehmen mich fest, und schreien: nun, endlich! dir haben wir lange schon aufgelauert! Ich wehr' mich und stoße und schlage, und als mir endlich gelingt, meine dicke Mütze aufzuknöpfen, weil ich vor der nicht zu Worte konnte, so schrie ich nun aus aller Macht: was wollt ihr denn, ihr Hallunken, ihr Straßenräuber? nebst einigen andern Ehrentiteln, die mir im Zorn herausfuhren. Da ließen sie mich los, gingen wieder um die Ecke, und brummten: nein, der ist es nicht, laßt ihn! der Mann versteht unsre gute deutsche Muttersprache zu vollkommen. — So weiß ich nicht, für welchen Hasenfuß sie mich müssen gehalten haben; aber man sieht doch daraus, wie kein Mensch dem andern mehr traut, wie man selbst auf der Landstraße nicht sicher ist, wie die Confusion immer mehr um sich greift, und alles, mag ich hinkommen, wohin ich will, ganz anders aussieht, als wie vor zwanzig oder dreißig Jahren.

Die mühselige Station war unter diesen und ähnlichen Gesprächen zu Ende, früher, als man gedacht hatte. Nun breitete sich wieder das ebene Land aus, und die Reisenden erreichten auch ohne alle Unfälle die nächste Post, wo sie im kleinen Städtchen den neuen Wagen schon vor dem Gasthofe halten sahen. Der elegante Kutscher begrüßte den jungen Herrn, Kronenberg setzte sich, da es Mittag war, an die Wirthstafel, und ließ, nach einem freundlichen Gespräch, dem alten Christoph, so wie dem Kutscher, ein gutes Essen und eine Flasche Wein vorsetzen. Der Alte schmunzelte vor sich hin, als wenn er dächte: der Herr will thun, als wenn er mit uns Domestiken umgehen müßte.

Man fuhr lustig wieder aus der Stadt, indem der Kutscher nach englischer Weise auf einem der Pferde ritt. Der bequeme Wagen erschien nach dem offnen Fuhrwerke der Post dem jungen Reisenden äußerst angenehm. Auch währte es nicht lange, so hatte ihn die schaukelnde Bewegung in einen angenehmen Schlummer gewiegt. Als er nach einem Stündchen erwachte, hörte er von draußen vom Bocke der Kutsche ein seltsames verwirrtes Gespräch und sah, daß sich neben den alten Christoph noch jemand gesetzt hatte. Der Alte eiferte und sprach laut, und der Fremde schien ihn nicht recht zu verstehn und erwiederte nur im gebrochenen Deutsch. Im Ereifern stießen sie einmal an das Glas, und der Fremde sah erschrocken um. Bei dieser Wendung glaubte Kronenberg jenen Mann wieder zu erkennen, der sich ihm gestern Abend auf eine so auffallende Weise genähert hatte. Es schien ihm aber unmöglich, daß dieser sich schon hier befinden könne, indem er selbst, trotz den schlechten Wegen, schnell genug gereiset war.

Er fand sich in diesen Betrachtungen gestört, indem man jetzt durch eine kleine Stadt fuhr, und auf dem ganz zerrissenen Pflaster der Wagen so erschüttert wurde, daß auch bald, obgleich der Kutscher ziemlich vorsichtig lenkte, etwas zerbrochen war. Man hielt vor der Schenke, der Fremde half ämsig und höflich dem Reisenden beim Aussteigen, indeß Christoph den Schmidt herbei rief. Der Unbekannte war im Zimmer eben so eifrig, den jungen Kronenberg beim Auskleiden zu bedienen, und fragte dann, ob er sonst irgend etwas befehle. Die Diener brachten einige Erfrischung, und nachdem sich der Fremde ebenfalls hatte setzen müssen, fragte ihn der junge Mann: wie ist es nur möglich, daß Sie mich schon haben einholen können, da ich Sie unmöglich wieder zu sehn erwarten durfte?

Es konnte auch nur durch den sonderbarsten Zufall geschehen, antwortete der Unbekannte in seiner Sprache: Sie waren kaum abgereiset, als ein Kourier mit einer eiligen Sendung ankam: der Mann war mir bekannt, und er nahm mich bis zur nächsten großen Stadt, wo sich unsere Wege trennten, mit. Auf dem guten Wege, obgleich er einige Meilen weiter ist, konnten wir schneller reisen; in der Stadt traf ich einen abgehenden Wagen, der mich bis zu jenem Orte brachte, in dem ich Ihre Equipage antraf, die ich so dreist war, auf Ihre gütige Erlaubniß rechnend, zu benutzen, und hier werde ich mich Ihnen mit gerührtem Danke empfehlen, und das Bild meines Wohlthäters ewig in meinem treuen Herzen bewahren; denn schon ganz nahe ist jene Stadt, wo ich Hülfe und Freunde mit Sicherheit erwarten darf.

Sie verzeihen, sagte Kronenberg, wenn ich vor unserm Abschiede einige Fragen an Sie richte. Sie

überraschten mich gestern, und ich war, als ich mich besonnen hatte, nicht ohne Unruhe, ob ich mir nicht selbst Unfälle zuziehe, ob ich nicht vielleicht sogar etwas Sträfliches that. Ich sehe, Sie vermeiden es, in den Städten gesehn zu werden; Sie wurden, als wir zuerst auf einander trafen, sogar verfolgt, und da Sie mich interessirt haben, da ich sehe, daß ich einem feinen und gebildeten Manne, so viel ich konnte, geholfen habe, so möchte ich auch wohl durch eine etwas nähere Bekanntschaft ein ungetrübtes Bild von Ihnen in meinem Gedächtniß aufbewahren.

Mein Herr, sagte der Unbekannte, mein Namen bleibt Ihnen völlig fremd, wenn ich Ihnen auch sage, daß ich Cronibert heiße und mit meiner Familie in Rouen wohne. Dasjenige, was so seltsam erscheinen mag, ist ein gewöhnliches Unglück, eine klägliche Lage, in die ich gerieth, als Familienverhältnisse und eine vermeintliche Erbschaft mich nach dem nördlichen Deutschland riefen. Statt eines gehofften großen Vermögens fand ich Verwirrung; näher scheinende Ansprüche und künstliche Verhandlungen vor den Gerichten verdrängten meine Forderungen. Für einen längern Aufenthalt war meine Baarschaft nicht eingerichtet — von Hause konnte ich nur spärlichen Zuschuß erwarten, und als dieser endlich ankam, ging das Meiste davon wieder auf, um die Schulden zu bezahlen, die ich indessen hatte machen müssen. Mit leichter Börse und schwerem Herzen begab ich mich auf den Rückweg, im bittern Gefühl, den Meinigen statt der Wohlhabenheit nur größere Armuth zurück zu bringen. Die kleine Summe, so sehr ich sparte, obgleich ich meist zu Fuß wanderte, war endlich doch völlig geschwunden, und was ich nun empfand, als mir ein böser Mensch in der Nachtherberge meinen Paß geraubt hatte, und ich so manchen Hartherzigen um ein Almosen ansprechen mußte, können Sie sich unmöglich vorstellen, da mir selbst bis dahin diese Gefühle unbekannt geblieben waren. In dieser schrecklichen Lage war ich auch dort im Städtchen nach Hülfe umhergewandert; die Armenaufseher waren mir auf die Spur gekommen, sie hatten erfahren, daß ich ohne Paß sei, und wären Sie, mein verehrter Beschützer, weniger großmüthig gewesen, so hätte man mich dort als Bettler und Vagabonden fest gesetzt, und ich und meine Frau und unerzogenen Kinder waren dem Verderben Preiß gegeben.

Er konnte diese Erzählung nicht ohne Thränen schließen, so wenig als sie Kronenberg ohne Rührung hatte hören können. Es giebt freilich Verhältnisse, sagte dieser bewegt, die so furchtbar den Menschen einengen und foltern, daß es grausam und gottlos wäre, wenn auch der Wildfremde, ohne lange zu fragen, nicht herbei springen und helfen wollte. Ich wünschte nur, ich könnte mehr für Sie thun, als Ihnen noch eine kurze Strecke Ihrer Reise erleichtern. — Mit diesen Worten wollte er dem Unglücklichen noch einige Goldstücke in die Hand drücken, dieser aber trat mit dem edelsten Ausdrucke einige Schritte zurück und rief aus: nein, mein Wohlthäter, das kann ich von Ihnen nicht annehmen, denn Sie haben genug für mich gethan, und da ich zwei Meilen von hier Freunde und gewisse Hülfe finde, so wäre dies nur ein Mißbrauch Ihrer Güte. Könnte ich nur so glücklich seyn, Ihnen einmal einen Dienst, oder nur eine Gefälligkeit zu erzeigen, so würde ich mich unbeschreiblich glücklich schätzen. Doch, sich einem edlen Manne verpflichtet fühlen, ist auch eine schöne und beruhigende Empfindung, so wie der Edle sich schon darin beseligt findet, denen, die es durch Dankbarkeit verdienen, eine Wohlthat erzeigt zu haben.

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging zur Thür hinaus. In dieser wandte er sich noch einmal dankend um und so gerührt sich Kronenberg fühlte, so war doch im letzten scheidenden Blicke des Fremden wieder etwas so Stechendes, so viel lauernde List, in dem blassen Gesicht so viel Widerwärtiges, daß dieser Wechsel seiner Empfindungen dem jungen Manne wie träumerisch, ja beinah fieberhaft vorkam. Er schalt sich endlich selbst über sein Mißtrauen und meinte, es sei nur Täuschung und Erhitzung von der Reise, wenn ihm der Fremde im letzten Augenlicke so durchaus widerwärtig erschienen sei. — Der Wagen war wieder hergestellt und Christoph bereit zur Abreise. Wo haben Sie denn, fragte er mürrisch, diesen fremden Hecht aufgefischt, gnädiger Herr? denn er berief sich auf Sie, als er dort vor dem Thor auf unsere Kutsche kletterte.

Ein armer Mensch, sagte Kronenberg, an dem man sich ein Gotteslohn verdient, wenn man ihm hilft, ein unglücklicher Familienvater. Was hattest Du denn mit ihm abzuhandeln und zu streiten?

Je, der französische Wirrwarr, antwortete jener, wollte Fuhrwerk und Pferde tadeln, und alles besser wissen. Ich verstand freilich wohl sein Kauderwelsch nicht, und er konnte auch meine Meinung nicht recht fassen, indessen giebt das immer den besten und lebhaftesten Discurs. Ich bin mit dem Kerl schon einmal zusammen gekommen, und dazumal haben wir uns noch mehr gezankt.

Wo denn? fragte Kronenberg verwundert.

Je, vorigen Sommer, erzählte Christoph weiter, als wir mit dem alten gnädigen Herrn auf seinem Gut da hinten im Gebirge waren. Eines Morgens finde ich den Patron, den ich schon viel hatte umherstreifen sehn, in unserm Garten. Er mußte über die Planke gestiegen seyn. Da saß er und zeichnete die ganze Gegend ab. Er meinte, es sei bei uns im Lande viel Natur und Perspektive, und ein gewisses Bellvue, und was er des Zeugs mehr durch einander schwadronirte. Ich führte ihn aber ohne Umstände durch den Hof und drohte ihm, es dem gnädigen Herrn zu sagen. Dazumal gab er mir ein Trinkgeld und sah nicht so bettelhaft aus. Am folgenden Tage sah ich ihn auch in einer Gesellschaft, aus der ich unsern alten Herrn abholte.

Christoph mußte sein Geschwätz unterbrechen, denn sie stiegen ein und kamen bald in der Stadt an, wo der Freund des Reisenden wohnte, vor dessen Hause der Wagen auch nach wenigen Minuten stille hielt.

Ein lautes Geschrei empfing den absteigenden Gast. Alle Bedienten liefen durch einander, ein jeder befahl, keiner gehorchte; jeder fing an, ein Geschäft zu verrichten, welches er sogleich, von einer andern Anordnung gestört, unterbrach. So ging Kronenberg die große Treppe hinauf; als er aber im großen Vorsaal stand, hatten ihn alle Diener ver-

lassen, und er blieb im Finstern zurück. Der kalte Saal gab ihm Muße genug, über diese sonderbare Beschaffenheit des Hauses seine Betrachtungen anzustellen. Er tappte umher, um eine Thür zu finden, wagte aber nicht, sich mit Bestimmtheit zu bewegen, um nicht etwas umzustoßen, oder zu verletzen. Indem er endlich den Griff eines Schlosses gefaßt hatte, wurde die Thür von innen geöffnet und Christoph trat ihm mit einer Laterne entgegen. Es ist zu arg! rief dieser aus, Sie noch hier? die Wirthschaft wird doch mit jedem Tage toller! Hier im Finstern? Kommen Sie nur schnell zum jungen Herrn, der gewiß noch nicht einmal weiß, daß Sie schon angekommen sind.

Er führte den Fremden über einen langen Gang, und im wohlgeheizten Zimmer saß Karl von Wildhausen unter Büchern, Akten und Briefschaften wie vergraben. Er sprang auf und begrüßte herrlich den Freund. Ich hatte Dich noch nicht erwartet, rief er aus, und keiner von den Schurken kömmt auch, um mir zu melden, daß Du angekommen bist! Und wie ist Deine Lage nun, Freund? Ich weiß nur das Wenigste davon, erzähle.

Da sie allein waren, hatte Kronenberg kein Bedenken, sich ihm auf diese Weise zu eröffnen: Dir am besten, mein Theuerer, ist es bekannt, wie das wenige Vermögen, das mein Vater mir hinterließ, in Spekulationen, Verbesserungen des kleinen Gutes, die sich nur zu bald als Verschlimmerungen bewährten, aufgegangen ist. Gläubiger, vorzüglich Wechselschulden, drängten, und es blieb mir, wie ich schon längst fürchtete, kein andrer Schritt übrig, als den ich nun jetzt zum Nachtheil meines Rufes wirklich habe thun müssen. Mein karger Oheim wird nun vielleicht helfen, der bisher mit Rath und Vermahnung so freigebig, aber mit That und wirklicher Unterstützung desto sparsamer war.

Es schien ja aber doch, sagte Karl, daß Deine Heirath alles ins Gleise bringen könne, und darum war ich erschreckt, als Du mir plötzlich schriebst, auch diese sei zurück gegangen.

Es war mir schwer, fuhr Kronenberg fort, den Gedanken zu fassen, einer Heirath Glück und Wohlstand zu verdanken. Dazu kam, daß Cäcilie, die mich erst zu lieben schien, mit jedem Tage kälter gegen mich wurde. Ich muß vermuthen, daß eine andre, vielleicht bis dahin verheimlichte Leidenschaft die Ursach dieses veränderten Betragens war. Auch konnte ich mich nicht entschließen, dem Vater, so oft er mich auch dazu aufforderte, die ganze Trostlosigkeit meiner Lage zu entdecken; das Wort erstarb mir jedesmal auf der Zunge. Diese falsche oder rechte Scham hat es wohl veranlaßt, daß sich auch der Vater auffallend von mir zurückzog. Ich fühlte mich endlich unbeschreiblich unbehaglich in der Familie, ja es fehlte mir bald an jeder Fassung, die Rolle mit Anstand durchzuführen, die ich zu voreilig übernommen hatte. Das Schlimmste aber war —

Wie? rief Karl aus, noch etwas Schlimmeres?

Laß mich enden, sagte Kronenberg. Der Bruder, ein hitziger junger Mann, wie Du ihn kennst, kam auf den Gedanken, es sei für seine Schwester und die Familie beschimpfend, daß ich die Verbindung, die in der Umgegend bekannt genug geworden war, wieder lösen wollte, und fand es seiner Pflicht und Ehre gemäß, mich zu fordern.

Teufel! rief der Freund aus, — und? —

Wir schlugen uns auf Pistolen, er ward schwer verwundet, so wie mir es schien, tödtlich. Du begreifst, daß dies meine Flucht noch mehr beschleunigen, und in die ganz hülflose Lage stürzen mußte, in der ich Dir von der Gränze jenen kurzen Brief sandte, in welchem ich deine Freundschaft und Deinen Beistand aufrief.

Du kennst mich, sagte Karl mit dem größten Ausdruck der Herzlichkeit, Du zweifelst an meiner Freundschaft nicht, indessen ist Dir auch meine beschränkte Lage bekannt. Ein Kapital, so viel ich nur schaffen kann, steht zu Deinen Diensten, es sollte größer seyn, vielleicht so, daß Deine Lage dadurch wieder hergestellt würde, wenn ich meinem Vater mit dergleichen Vorschlägen kommen dürfte. Der ist aber steinhart, am härtesten gegen Menschen, von denen er glaubt, daß sie durch Leichtsinn und schlechte Wirthschaft sich ihr Unheil selbst zugezogen haben. Ich will mich an Deinen Oheim und Deine schlimmsten Gläubiger wenden, damit in Deiner Abwesenheit nur Dein Name nicht verunglimpft werde. Nun, was denkst Du für jetzt anzufangen, wenn ich Dir für Deine weitere Reise auch wohl mit tausend oder zwölf hundert Thalern helfen kann? denn dies wäre wohl das Aeußerste, wohin meine Kräfte reichen.

Kronenberg umarmte seinen Freund gerührt und sagte dann: Du bleibst der Alte, und wußte ich doch, daß ich auf Deine Liebe rechnen konnte, seit der Schule bist Du mir treuer gewesen, wie meine eigne Seele. Ich denke jetzt nach jener Stadt des südlichen Deutschland zu gehen, von der ich Dir schon sonst gesprochen habe. Dort finde ich alte Bekanntschaften, die ich erneure, ich habe sehr gute Empfehlungen bei mir, die mich mit Männern von Einfluß verbinden werden, und so denke ich durch Talente, Kenntnisse und Fleiß mir dort eine Laufbahn zu eröffnen, die mich zu einem neuen und bessern Leben führen soll, als ich bisher kannte; und vielleicht komme ich so weit, daß ich alsdann ganz mein väterliches Vermögen verschmerzen und vergessen kann. Kannst Du unterdessen etwas davon retten, durch Deinen Kredit, dadurch, daß Du meinen Oheim mir geneigter machst, ist es um so besser und sicherer, im Fall mein Plan, der mir nicht unvernünftig dünkt, sich doch als Schimäre ausweisen sollte.

Dir ist bei Deinen Talenten vieles möglich, antwortete Karl, vorzüglich, wenn Du den poetischen Beschäftigungen mehr entsagst und Dich den ernstern Wissenschaften widmest.

Du erinnerst mich eben, rief jener aus, daß ich Dir einen großen Brief von Deinem interessanten poetischen Freunde mitbringe, der Dir gewiß Freude machen wird.

Gieb! sagte Karl mit großer Lebhaftigkeit, und jener suchte im Rock, Oberrock und Mantel, doch vergeblich. Die ganze Brieftasche wird doch nicht, — stotterte er endlich erschreckt, — nein — sie muß im Wagen seyn. — Es ward geklingelt, ein Bedienter ausgesandt, die Kutsche zu durchsuchen, dieser kam aber nach einer Viertelstunde zurück und schwor, daß sich keine Spur des Verlorenen in allen Taschen und Schubkasten des Wagens finde. Indessen war Christoph auch herbei gerufen worden, und Kronenberg fuhr auf ihn mit der Frage los: Erinnerst Du

Dich nicht, Alter, ob Du im nächsten Städchen, oder im ersten Gasthof eine rothe, ziemlich große Brieftasche in meinen Händen, oder auf dem Tische gesehn hast?

Der gnädige Herr, antwortete der Alte in seiner verdrossenen Weise, müßte es sich wohl eigentlich am allerbesten erinnern: ich kann nur sagen, daß ich nichts weiß und nichts von einer solchen Tasche gesehn habe, weder im ersten, noch zweiten Gasthofe.

Auch nicht vielleicht, fiel Kronenberg ein, dort im Walde, wo wir mit dem Wagen umfielen? Ist sie dort liegen geblieben? Sahst Du sie nicht vielleicht auf dem Boden?

Christoph trat einen Schritt zurück, und sah ihn dann von der Seite und mit zugekniffenen Augen an: wenn ich nun Ja sagte, gnädiger Herr? Und wollte zu meiner Entschuldigung etwa anführen, ich hätte das große Ding für eine abgefallene getrocknete Hanbutte gehalten und deswegen im Schnee liegen lassen? Verdiente ich nicht die ausgewogensten und eindringlichsten Schläge?

Kronenberg mußte lachen, so verdrüßlich er war. So habe ich denn die wichtigsten Briefe, und obenein meinen Paß eingebüßt, den ich mir von hier auf keine Weise wieder schaffen kann.

Da haben wir's! rief Christoph: der fremde Mensch, der in der letzten Schenke so dienstfertig war, Sie auszukleiden, so daß er mich vor purer Höflichkeit recht grob zurückstieß, der sich mit dem Oberrock so viel zu schaffen machte, ihn so sorgfältig faltete und bürstete, der Spitzbube hat auch gewiß die Brieftasche gesehn und gefischt, denn einen solchen Paß kann ein Schelm und Spion immer am besten brauchen.

Sollte es wohl — sagte Kronenberg —

Gewiß, fuhr Christoph fort. Was hat er mir nicht alles auf dem Kutschbock vorschwadronirt, er fragte nach allem, und kannte doch schon jeden Weg und Winkel im ganzen Lande.

Von wem sprecht Ihr? fragte Karl.

Ei, von dem Menschen, antwortete Christoph in Eifer, den Sie ja voriges Jahr auch mehr als einmal müssen gesehen haben, mein gnädiger Herr, in Gesellschaft von Ihrem Herrn Vater. Sie nannten ihn alle immer nur den großen Naturfreund, weil er alle Wälder, Schluchten und Berge durchkroch, und jede Felsennase abzeichnete. Dazumal sah er recht reputirlich aus, aber jetzt hat er ganz das Wesen eines Straßenräubers.

Als Kronenberg erzählt hatte, was ihm mit diesem Mann begegnet sei, fand sein Freund es nicht unwahrscheinlich, daß dieser sich des Portefeuille, hauptsächlich des Passes wegen, wohl habe bemächtigen können; er befahl jedoch, daß mit dem Frühesten Cristoph nach dem nächsten Städchen zurück reiten solle, um in der Schenke noch einmal nachzusuchen. Christoph entfernte sich mit halb hörbarem Gemurmel, daß er nun doch wieder derjenige seyn müsse, der die Fahrlässigkeit der Herrschaften gut machen solle.

Ein Diener rief die jungen Leute in den Speisesaal. Kronenberg begrüßte die Mutter seines Freundes, die sehr artig gegen ihn war, und sich freute, ihn nach geraumer Zeit einmal wieder zu sehn. Der Vater saß abseit an einem kleinen Tische, und las eifrig in einem Buche, so daß er vom Abendessen, so wie von dem fremden Gaste gar keine Notiz nahm. Sie sind servirt! rief die gnädige Frau zu ihm hinüber. Setze Dich, mein Schatz, antwortete der alte Herr mit tiefer Stimme, fangt immer an zu essen, ich komme noch zeitig genug; kann ich mich doch von meinem herrlichen Buche noch gar nicht trennen.

Man setzte sich. Sie müssen schon, sagte die gnädige Frau sehr verbindlich, einem Landedelmann diesen Mangel an Attention verzeihen, mein werther Herr von Kronenberg, ich und mein Sohn wissen um so mehr das Glück zu schätzen, daß Sie nach länger als einem Jahre unsre entfernte Gegend und unser kleines Städtchen wieder besuchen, und der Residenz und allen glänzenden Cirkeln dort Ihre Gesellschaft entziehen wollen. Mein lieber Sohn hat mir einigemal aus Ihren Briefen vorgelesen, und mir selbst von Ihren paetischen Produkten mitgetheilt, die mich entzückt haben, und die ich, so weit meine schwache Einsicht reicht, für vortrefflich halte.

Ein solcher Beifall, antwortete Kronenberg, wird mich befeuern, künftig Besseres zu leisten.

Man will zwar, fuhr die Dame fort, jetzt ganz neue und unerhörte Sachen hervorbringen, und es ist so weit gekommen, daß mancher sogar verlangt, wir sollen alles vergessen, was wir in unserer Jugend gelernt und als das Rechte erkannt haben. Aber die Folgezeit wird ausweisen, daß unsre Vorfahren doch nicht so ganz übel thaten, sich einer gebildeten Nation anzuschmiegen, die durch eigne Kultur uns zeigen kann, was man vermeiden und was man erstreben muß.

Sie sprechen ohne Zweifel, fragte Kronenberg, von der französischen?

Von welcher sonst? sagte die Dame etwas spitzig. Giebt es denn, genau genommen, eine andere?

Der alte Herr fing, in seinem Buch vertieft, an laut zu singen. Sollte nicht jede Nation, warf Kronenberg bescheiden ein, ihre eigne Literatur haben können, und hat die deutsche nicht schon längst bedeutende Schritte in ihrer eigenthümlichen Kultur gethan?

Die deutsche! erhob die gnädige Frau den Ton: auch von Ihnen, dem verständigen Freunde, muß ich dergleichen hören? Wann ist sie denn deutsch gewesen, wann hat sie denn nur gezeigt, daß sie dergleichen wirklich will, im Fall sich ein vernünftiger Gedanke selbst mit solchem Vorsatze vereinigen ließe? Barbarisch, unwissend, ungelenk, und eben so politisch als literarisch ohnmächtig war sie froh und dankbar, als sie von Ludwig dem Vierzehnten erfuhr, was sie sollte, und kam zugleich zur Besinnung, als Redner, Geschichtschreiber und Dichter ihr damals zeigten, was sie ungefähr denken und fühlen müsse. Sehn wir nicht auch von diesem Augenblicke an ein reges Wetteifern im Schreiben, Versemachen und Predigen ganz im Sinn- und in Nachahmung ihrer großen Vorbilder, die sie freilich niemals erreichen konnten? Ich weiß wohl, daß eine barbarische Periode eintrat, und ein Versuch, sich von diesen Mustern loszureißen, denen man gleich zu werden verzweifeln mußte. Aber was war es denn nun? Ein sklavisches Nachkriechen hinter den rohen Engländern her, die noch niemals einen klaren und heitern Blick in die Welt thun konnten, sondern bei denen Hypochonderie und Lebensüberdruß die Stelle des Tiefsinns vertreten müssen. An-

gebetet, abgeschrieben, nachgeahmt, und das schlechte Muster übertrieben, wurde nun wieder. Von einem Ende des Landes zum andern erschallte jetzt diese Lehre, und man unterschied nicht einmal das Bessere vom Schlechteren. Wo ist denn also jemals das Originale-, wirklich Nationale hervorgetreten? Ich bin überzeugt, daß der Deutsche nichts Selbstständiges ist, daß, wenn es so fortgeht, die Zeit vielleicht nicht mehr fern ist, wo er beim vergessenen und abergläubischen Spanier bettelt, dessen weggeworfene Brosamen aufhascht, und aus dessen wurmzernagten Kruzifixen und Idolen sich seine Götterbilder schnitzt, vor denen er dann wieder in rohem, schnell entschwindenden Fanatismus eine Zeitlang kniet. —

Ich bewundere noch mehr diese scharfe Art, sich auszudrücken, sagte Kronenberg sehr geschmeidig, als die Masse von Kenntnissen, die ein so kühnes Urtheil, meine gnädigste Frau, bei Ihnen voraussetzt.

Sie scheinen auch der Meinung zu seyn, war die Antwort der Dame, daß es den Frauen unmöglich sei, verständig zu werden, und freilich, wenn man alle die Einrichtungen betrachtet, welche die Männer getroffen haben, um uns in der Unmündigkeit zu erhalten, so ist es nicht sonderlich zu verwundern wenn die meisten Individuen meines Geschlechts zeitlebens kindisch bleiben, besonders da sie nur durch diese halb natürliche, halb affektirte Niaiserie den Männern gefallen. Im Alter sieht dies Wesen freilich um so betrübter aus, und es entschließen sich alsdann auch die meisten ziemlich kurz, sich geradezu in Drachen oder Betschwestern zu verwandeln: wenn die Schlimmsten es sogar zu der Virtuosität bringen, diese beiden Thiergattungen mit einander zu vereinigen.

Unvergleichlich! rief Kronenberg aus.

Heuchelt nur und schmeichelt euch! murrte der alte Herr auf sein Buch niedergebückt.

Ich hoffe, fuhr die gnädige Frau fort, Sie gehören nicht zu diesen Männern, deren eigne Armseligkeit die Frauen noch armseliger haben will, damit sie sich vor diesem Spiegel nicht zu schämen brauchen. Ich würde nicht meine Ueberzeugung gegen Sie aussprechen, wenn ich Sie nicht für eine Ausnahme hielte. Erinnere ich mich doch auch von ehemals wie sehr wir in Bewunderung jener Nation übereinstimmten, die sich jetzt mit Recht die große nennt, die es nunmehr fühlt, daß sie es ist, die Europa gebildet hat und in Zukunft erst noch zu einem gesitteten Welttheil machen wird; denn was ist wohl geschehen, erfunden, eingerichtet, gedacht (wenn es irgend der Beachtung würdig ist), was die neuere Welt nicht ihr zu danken hätte?

Der Mensch, liebe Mutter, ändert sich aber zuweilen, sagte der Sohn lächelnd, und ich weiß nicht in wie fern wir beide noch mit unserm Freunde übereinstimmen werden.

Das wäre schwächer als schwach, rief sie aus: denn es bewiese, daß Ihre frühere Ueberzeugung keine wahre, sondern nur angeflogene Nachbeterei gewesen wäre, und ich habe Ihr Genie und Ihren wahrhaft gebildeten Geist immer viel zu hoch gestellt, als daß ich mir auch nur den entferntesten Verdacht solcher Art gegen Sie erlauben dürfte.

Jetzt stand der Herr von Wildhausen auf, schloß sein Buch und begab sich an den Tisch. Er neigte sich nur nachlässig gegen Kronenberg, schenkte sich ein großes Glas Rheinwein ein, erhob es und rief: die Gesundheit des Verfassers von jenem Buche! Ja, hätten wir mehr dergleichen, gebräche es nicht an Muth und Originalität, so würden wir es bald weiter gebracht haben. Denn das, mein verehrter Eheschatz, ist die Hauptsünde meiner Landsleute, daß wir uns immer noch schämen, dumm zu seyn: damit kirren uns in- und ausländische Narren, und wissen uns alle mögliche Thorheiten und Fratzen um den Nacken zu werfen, weil sie uns weiß machen können, es sei Klugheit und Witz, in dergleichen Sattel- und Zaumzeuge zu wandeln; ihnen zu gefallen werfen wir so oft das Beste unsrer Sitten und Einsichten weg, weil sie uns persuadiren können, es sei altfränkische, kurzsichtige Dummheit. Gerade so, wie man ehemals die Wilden behandelte, die um Gold einen einfältigen Spiegel eintauschten. Sie, der junge Freund meines Sohnes, so wie mein Sohn selbst, werden noch einmal mit Thränen aus dem Schutt graben wollen, was sie jetzt mit Lachen unter die Füße treten, denn meine verehrte Gattin wird alsdann hoffentlich schon mit mir zu den Ahnen versammelt seyn, von wo wir dann vielleicht durch ein heimliches Fenster mit etwas himmlischer Gelassenheit auf die kleine Nation und die ungeheuer große Confusion herunter schauen können.

Wer mit Ihnen stritte! sagte höhnisch die Dame. Wer nicht logisch folgern und noch weniger dialektisch unterscheiden kann, sollte doch ein für allemal das Disputiren aufgeben.

Auf Ihre Gesundheit! rief der Hausherr, indem er ein noch größeres Glas ausleerte; o Himmel, welche Kraft und robuste Natur gehört dazu, alles dies über- oder unterirdische Zeug so zu Gebote zu haben, wie es immer zu Ihrem Kommando bereit steht. Mein Kopf und Geist sind freilich anders eingerichtet, denn entweder beide müßten von dem aufbrausenden Gebräue bersten, oder sie müßten es so verdauen, daß es mir nicht immer und zu so unpassenden Zeiten auf die Zunge käme.

Die Gemahlin wurde roth vor Zorn und der Sohn verlegen; Kronenberg, um die zu ängstliche Stille zu unterbrechen, fragte: darf man nicht wissen, was es für ein Buch war, was Sie so eben lasen?

Gewiß, rief sie aus, jener mauffade Autor, der sich an einen Gegenstand und an einen Charakter gewagt hat, die ihm viel zu erhaben sind, und der seinen Mangel an Einsicht recht breit mit deutscher Plattitüde zudeckt. Sonderbar! daß die Fremden ein bezeichnendes Wort für etwas haben, das bei uns eigentlich nur zu Hause ist! wir haben keinen Namen für diese unsre Nationaltugend, aber freilich, wir bemerken auch gar nicht einmal, daß dergleichen einen Tadel zulassen möchte und taufen es Patriotismus, Biederkeit, Treue, und nach Gelegenheit deutschen Sinn und selbst Liebenswürdigkeit.

Der Alte war aufgestanden, um das Buch herbei zu holen. Sehn Sie, sagte er, den Titel aufschlagend, dies herrliche Werk ist es, welches Sie, mein junger Herr von Kronenberg, wohl lesen und studiren sollten, wenn Ihre poetische Ader Ihnen dazu Ruhe und Einsicht ließe. Da könnten Sie lernen und von falscher Bewunderung zurück kommen.

Und den bessern Geist tödten, rief die Dame des Hauses.

Streiten wir nicht, sagte Kronenberg, ich kenne das Buch und führe es mit mir.

In der That? rief der Alte; — und wer möchte wohl der Verfasser seyn? Mich wundert nur, daß es nicht schon verboten ist, da der fremde Einfluß in unserm Vaterlande nun gar zu mächtig wirkt. Auch soll sich der Verfasser nur in Acht nehmen.

Kronenberg zögerte ein Weilchen, doch dann rückte er mit dem Bekenntnisse heraus, welches er seinem Freunde Freimund schon gethan hatte, daß eben Niemand anders, als er selber das berufene und freilich ziemlich gefährliche Werk geschrieben habe.

Wie? riefen alle zugleich im größten Erstaunen, und da das Mahl so eben geendig war, so entfernte sich die Dame des Hauses mit einer kurzen Verneigung und einem höhnischen Lächeln: der Alte aber riß den jungen Mann stürmisch an seine Brust und rief wie begeistert: soll es mir so wohl werden, den edlen Deutschen kennen zu lernen, der es in unsrer armseligen Zeit gewagt hat, so dreist diese große Wahrheiten zu sagen? Und Sie, Sie sind es, junger Mann? Vergeben Sie mir alles, was ich gegen Sie nur jemals gesprochen oder gedacht. Morgen werden wir uns wieder sehn und näher kennen lernen.

Als Kronenberg wieder auf dem Zimmer seines jungen Freundes war, sagte dieser zu ihm: so viel ich Dir, theurer Ferdinand, auch immer zugetraut habe, so hatte ich doch niemals ein solches Werk von Dir erwarten können, das ich, so sehr es auch allen meinen Ansichten widerspricht, hoch stellen muß. Und wie hast Du nur selbst so schnell Dein politisches Glaubensbekenntniß geändert?

Lassen wir das jetzt, sagte Kronenberg, mich freut es, daß durch diese Veranlassung Dein Vater eine bessere Meinung von mir bekommen hat. Du ließest heut ein Wort über ihn fallen. Wäre es nun nicht möglich, daß er zur Verbesserung meiner Umstände mitwirkte?

Karl lachte laut, dann sagte er verlegen: vergieb, wenn mich dieser Gedanke komisch überraschte, und wenn ich gezwungen bin, als Sohn die Schwachheiten meiner Eltern ins Licht zu stellen. Hättest Du Dich nicht durch Deine unvermuthete Autorschaft jetzt bei meiner Mutter auf Lebenszeit verhaßt gemacht, so wäre Dein Gedanke ausführbar gewesen, wenn Dir mein Vater auch nicht diese Freundschaft erwiesen und Ehrenerklärung gethan hätte. Jetzt aber hast Du es eigentlich mit beiden verdorben. Der alte Herr ist immer nur so heroisch in Gegenwart von Fremden, weil er voraussetzt, daß die Frau des Hauses sich alsdann mäßigen wird; er weiß aber auch schon vorher, daß er in der Einsamkeit des Schlafzimmers seinen Patriotismus und Uebermuth büßen muß, er wird dann um so tiefer gedemüthigt, als er sich erst von Deutschheit und Wein begeistert erhob. Du wirst morgen Zeuge seyn, wie er um so ängstlicher als Flehender da kriecht, wo er heut als Herr tyrannisirte, und von dieser schwachen Inkonsequenz, die sich alles gefallen läßt, so sehr sie auch zu Zeiten poltert, hat meine Mutter hauptsächlich ihre Ansicht vom deutschen Charakter abstrahirt. Also kannst Du Dir wohl denken, wie sehr sie ihn bewachen wird, damit er nichts für Dich thue, und wir können froh seyn, wenn er Dich nicht geradezu verfolgt und einen Streit vom Zaun bricht, um sich bei seiner Gattin wieder in Gunst und Ansehn zu setzen.

Als Kronenberg zu diesen sonderbaren Eröffnungen seufzend den Kopf schüttelte, fuhr der Freund fort: Lassen wir das: ich habe an Dich eine Bitte von der größten Wichtigkeit. Du willst, wie ich weiß, weiter reisen: wenn Du gehst, so nimm Deinen Weg über das Gut Neuhaus zehn Meilen von hier, das Dir schon bekannt ist. Dort wirst Du die Tochter des Hauses kennen lernen. Sie ist der Inhalt aller meiner Wünsche; aber mein Vater ist starr und unerbittlich dieser Verbindung entgegen, und meine Mutter giebt ihm hierin nach, weil sie vor Jahren einmal von der Familie beleidigt wurde. Dein Wort gilt aber jetzt bei meinem Vater so viel, daß ein empfehlender Brief, eine vortheilhafte Schilderung gewiß Alles zu meinem Besten wird thun können.

Kronenberg schied mit dem Versprechen, den Versuch zu machen, und begab sich zur Ruhe.

Es zeigte sich am folgenden Mittage, wie sehr der junge Wildhausen in seiner Schilderung die richtigen Farben gewählt hatte. Die gnädige Frau war sehr hochfahrend, kurz, und bemühte sich gar nicht, ihre Verstimmung zu verbergen; der Herr des Hauses war so scheu und demüthig, daß er kaum die Augen aufzuschlagen wagte, und eben so, wie jedes lauten Wortes, enthielt er sich heute auch des Weins. Es wollte sich keine Veranlassung finden, daß die Dame ihren Unmuth hätte auslassen können; nur als der Bediente Zeitungen und Broschüren herein brachte, rief sie mit einem gellenden Ton: tragt das Zeug alles sogleich wieder fort! Ich bin es endlich überdrüßig, so einfältigen Plunder in meinem Hause herum liegen zu sehn, in welchem der größte Mann der neuern Jahrhunderte so armselig gemißhandelt wird! Wenn die französischen Blätter kommen, so bringt sie mir! — Herr von Wildhausen sah mit wehmüthig kläglichem Blicke dem Diener nach, und schickte ein verschämt bittendes Auge hinter drein, wagte aber kein Wort, um seine Lieblingslektüre zu retten. Ja auch jenes gestern so hoch gepriesene Werk war nicht zu erblicken, und die Vermuthung Karls, daß die despotische Laune der Mutter es wohl verschlossen halten möchte, schien sich zu bestätigen. Es herrschte oft Stille am Mittagstische; denn die Erzählungen des Sohnes, noch weniger aber die Scherze und Anekdoten, welche Kronenberg wagte, fanden Beifall oder Unterstützung. Als man sich vom Tische erhob, entfernte sich die gnädige Frau sogleich, und indem der alte Herr mit gesenkten Blicken folgte, stieß er im Vorbeigehn an Kronenberg, und flüsterte: kommen Sie in einem Viertelstündchen auf mein Zimmer! — Die beiden jungen Freunde machten indeß einen Spaziergang durch den Garten.

Nach kurzer Zeit ging Kronenberg, der sich der Hausordnung schon fügen lernte, mit leisen Schritten nach der Stube des Herrn von Wildhausen. Er fand den alten Mann noch immer verlegen, der in seinen Papieren kramte, und sich ängstigte wie er seine Rede anfangen sollte. — Jugend wird nicht

immer erkannt, mein theurer junger Freund, — so stotterte er endlich, — und ich werde auch oft nicht verstanden. Der Mensch ist ein schwaches Wesen. Wenn ich meinem Gemüth folgen dürfte — indessen — wer weiß — in Zukunft — ich höre, daß Sie in Verlegenheit sind, und leicht an ihrer vorhabenden Reise gehindert werden könnten. Ist es mir nicht möglich, alles für Sie zu thun, was ich wünsche, so nehmen Sie wenigstens dies Darlehn, das Sie mir nach ihrer Bequemlichkeit in bessern Zeiten zurückzahlen können. —

Mit diesen Worten überreichte er ihm einen Beutel mit zweihundert Goldstücken. Und, fuhr er fort, ein Andenken müssen Sie von mir annehmen; ich dachte erst, Ihnen meine Equipage — aber es sind — kurz, ich gebe Ihnen ein treffliches, gut gerittenes Pferd, das mir nur etwas zu muthig ist. In der Jugend und bei fester Gesundheit, wie die Ihrige, ist dies die angenehmste Art zu reisen.

Sie beschämen, Sie überhäufen mich, sagte der junge Mann.

Ohne Umstände, eiferte der Alte, — denn meine Frau ängstigt sich auch um dieses Thier, weil es uns allen zu wild ist. Glauben Sie aber nicht, daß ich so ganz ohne Eigennutz handle. Ich habe eine große Bitte an Sie, durch deren Erfüllung Sie mich sehr verpflichten, und wenn Ihnen die Sache gelingt, die ich wünsche, so machen Sie mich wahrhaft glücklich.

Nennen Sie Ihre Wünsche.

So lange es Ihnen bei uns gefällt, sind Sie mir der willkommenste Gast; aber wenn Sie abreisen, erzeigen Sie mir die Freundschaft, über Neuhaus zu gehen. Dort werden Sie eine Familie sehn, die aus den widerwärtigsten Mitgliedern besteht, die die Einbildung nur ersinnen könnte; am gehässigsten aber ist die Tochter des Hauses, ohne Grundsätze, eitel, kokett, allem Guten, vorzüglich allen deutschen Gesinnungen abhold, und Vater, Mutter, Sohn und Tochter bilden ein Nest von ausgemachten Atheisten, denen nichts höher steht, als Voltaire, Diderot, und die traurige Gesellschaft jener jetzt fast schon veralteten Freigeister. Mein Sohn ist in das Mädchen vernarrt, und denkt es durchzusetzen, sie mir als Schwiegertochter ins Haus zu bringen. Muß ich einmal nachgeben, so zieh' ich auf meine alten Tage noch in die Fremde. Lernen Sie die Leute kennen, und rathen Sie dann meinem Sohn, auf den Sie so viel vermögen, mit vollem Herzen ab. Sprechen Sie mit dem Vater dort, der vielleicht Vernunft annimmt, und legen Sie ihm unverhohlen auf eine feine Weise meinen Widerwillen dar. — Nach dieser Rede umarmte der alte Mann den jungen Freund herzlich, und fügte dann gerührt hinzu: und nun beschwöre ich Sie noch, mit väterlichem Wohlwollen, gestehn Sie nicht mit so edler Offenherzigkeit, daß Sie der Verfasser jenes merkwürdigen Buches sind. Wir sehen trüben Zeiten entgegen. Alles deutet auf einen höchst ungleichen Kampf, der Deutschlands Freiheit im gefährlichsten Spiel verlieren wird. Noch hat man sich nicht erklärt. Bis dahin werden die Regierungen gewiß jene Aeußerungen nicht gut heißen, und nachher, wenn die Tragödie aufgeführt ist, ist Ihre Sicherheit, ja Ihr Leben geradezu gefährdet.

Ich werde Ihre Warnung, erwiederte Kronenberg, zu Herzen nehmen. Sie haben so sehr Recht, daß das Buch in meinem Vaterlande sogar schon verboten ist. Wie man auf der Gränze des Herzogthums erfahren, daß ich der Verfasser sei, begreife ich nicht; aber neulich am Abend, als ich Ihren Boten erwartete, lauerten mir vier bis fünf Menschen auf, denen ich nur durch List entgangen bin.

Karl war erfreut, als ihm Kronenberg das Geld überreichte, das er vom Vater erhalten hatte. Es wurde beschlossen, mit dieser Summe die dringendsten Gläubiger fürs erste zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht zu befriedigen, im Fall der Oheim sich auf gar keine Anordnungen einlassen wollte. Geschähe dies aber, so könne Kronenberg das Geld nachgeschickt werden.

Nach dem Abendessen warteten die beiden Freunde noch bis tief in die Nacht hinein; aber Christoph kam noch immer nicht zurück, um von der Brieftasche und dem verlorenen Passe Nachricht zu bringen. Als man sich schon überwacht trennen wollte, klapperte ein Pferd den Hof herein, und man vernahm Christophs Stimme, der den eingeschlafenen Stallknecht aufschrie. Gewiß, sagte Kronenberg, hat der Mensch die ganze Reise, bis zu jener Stelle, wo wir mit dem Wagen umfielen, zurückgemacht.

Indem kam Christoph herauf, erhitzt und außer Athem, und noch viel verdrüßlicher, als gewöhnlich. Hast Du die ganze Reise zurück gemacht, armer Mensch? rief ihm Karl entgegen.

Das habe ich wohl bleiben lassen, antwortete der Alte, denn im vorletzten Wirthshause hatte ich ja noch die vermaledeite Brieftasche des gnädigen Herrn gesehn. Ich bin nur in der letzten Schenke abgestiegen, habe das ganze Haus umgekehrt, die Schränke aufgebrochen, die Betten umgeworfen, Stuhl und Bank, aber vergebens durchgesucht.

Aber Du bist fast vier und zwanzig Stunden abwesend; wo hast Du Dich denn umhergetrieben?

O, dreizehn Stunden wenigstens habe ich recht still und ruhig gesessen.

Wie das?

Lassen Sie sich dienen, sagte der Alte, und werden Sie nicht ungeduldig. Als ich die Haussuchung dort mit aller Strenge vollbracht und den Wirthen Schreck und Aerger in den Leib gejagt hatte, setzte ich mich wieder auf. Kaum zweitausend Schritte auf dem Rückwege reitet mir jemand auf einem Querwege vorüber: ein hübsches Pferd, der Mann gut angezogen — und — wer war es? derselbe verdächtige Patron, der Ihnen, nach meinem Glauben, die Brieftasche weggemaust hat. — Ich links, seitwärts ihm nach. Der Kerl hat mich längst gesehn und erkannt. Sein böses Gewissen treibt ihn, daß er plötzlich einen Feldweg rechts einschlägt, als wenn er so gleichsam spekulirend spazieren ritte. Ich auch von der großen Straße ab, ihm gefolgt. Das mochte er sich wohl nicht vermuthen, denn nun setzte er sich in gestreckten Galopp. Den konnte unser guter Ackergaul ihm nicht nachthun; aber ich ließ nicht ab, denn ich dachte den Schelm in der Stadt arretiren zu lassen. Was das Pferd laufen kann, gespornt, in die Rippen gearbeitet, bin ich eher, als ich dachte, am Stadtthor. Die Bürgerwache steht schon im Gewehr; ich frage nach dem und dem, und beschreibe ihn, als man mich anhält und vom Pferde nöthigt; in die Wache werde ich gesetzt. Von da

geht's zum Bürgermeister. Ich sei ein Bettler, ein Landstreicher und so weiter, ein verdächtiger Taugenichts — ich müsse auf den Thurm. Himmelselement! da stoben mir die Worte und Redensarten vom Munde, und es war manches darunter, was der Bürgermeister nicht in Gnaden aufnahm. Meinen Paß sollte ich aufweisen. Einen Paß, bei einem Spazierritt! — Ich müsse ins Gefängniß; ein ehrsamer feiner Mann, der sich ausgewiesen, und nach seinem Passe ein Baron Kronenberg sei, habe mich denuncirt, wie er sich ausdrückte. Kein Fluchen und Schimpfen half. Ich guckte dort über das Thor durch ein enges Gitter, und sah über die ganze Stadt weg. Auf den Abend, als es schon dunkel war, geht der Rittmeister Herr von Wolf die Gasse herunter. Ich schrei', was ich aus dem Halse bringen kann: erzähle ihm meinen Casus. Er bittet mich endlich los, und da ich viel von Satisfaction räsonnire, meint der Bürgermeister, ich solle dem Himmel danken, so wohlfeil abzukommen; denn für mein Schimpfen auf die Obrigkeit müßte ich eigentlich acht Tage bei Wasser und Brod sitzen. Der Schließer mußte nun auch noch ein Trinkgeld haben. Jetzt hatte ich noch sechs volle Meilen zurück. — Hab' ich's doch immer gesagt: die complette Confusion ist schon im Lande; der Dieb läßt den Redlichen einstecken, die verkehrte Welt oder die Revolution ist da!

Nach einiger Zeit befand sich Kronenberg zu Pferd, um seinen Besuch in Neuhaus abzustatten. Der Frühling und die Sommerwärme hatten sich eingestellt, und dem Reisenden, der seine Sorgen vergessen, war jetzt so leicht und wohlgemuth, wie es dem Jünglinge wohl zu seyn pflegt, wenn er sich das erstemal von seiner Heimath entfernt, um die Welt kennen zu lernen. Er hatte schon in der Nähe einige angenehme Landsitze besucht, und war heiteren Sinnes durch Wald und Gebirge gestrichen, und jetzt, auf dem lustigen Wege in der Ebene, gingen die Gestalten und Begebenheiten seiner frühesten Jugend seinem Geiste vorüber; er war in jener fröhlichen Träumerei befangen, in der uns alle Erinnerungen ergötzen, uud Thorheit wie Ernst mit gleichen Blicken anschauen. Er hatte auch oft Gelegenheit gehabt, der Warnung seines Freundes eingedenk zu seyn; denn sein Roß wollte künstlich und mit aller Aufmerksamkeit behandelt seyn. Es war von guter Race und kräftig, aber durch seine Reiter verwöhnt; die Eigenschaften des Herrn gehn auf gewisse Weise in die Thiere über, und so war dieses seltsam zerstreut; es scheute oft ohne Veranlassung, und sprang von der Seite, auch stolperte es ohne alle Ursach: es war einmal schon geschehn, daß es den Zaum vor die Zähne nahm und im blinden Rennen fortstürzte, ohne auf seinen Regierer und dessen Willensmeinung die mindeste Rücksicht zu nehmen. So ward es eine Nebenabsicht Kronenbergs bei dieser Reise, da er sich für einen trefflichen Reiter hielt, das schöne Thier wieder an Ordnung und Vernunft zu gewöhnen: er lernte beim Erziehn, daß er ebenfalls mehr zerstreut sei, als er von sich geglaubt hatte: der schlimmste Fehler, durch den jede Erziehung bei vernünftigen oder unvernünftigen Wesen unmöglich wird.

Am folgenden Tage sah er von einer Anhöhe das Schloß hinter Gehölzen schon vor sich liegen, als sich ein junger Mensch, ebenfalls zu Pferde, zu ihm gesellte. Als dieser nach einigen Fragen und Antworten die Absicht Kronenbergs erfahren hatte, rief er aus: ei! da kommen Sie ja recht zu gelegener Zeit, denn in zwei oder drei Tagen wird die Hochzeit des Fräuleins seyn.

Des Fräuleins vom Hause? — Unmöglich!

Warum unmöglich? Sie wollen doch nicht Einspruch thun? Das Fest wird um so glänzender, weil der Vater an dem nämlichen Tage das Andenken seiner fünf und zwanzigjährigen Verbindung feiern will. Die ganze Nachbarschaft ist schon längst eingeladen, und da die Sache so weltbekannt ist, so konnte ich gar nicht vermuthen, daß sie Ihnen fremd seyn würde. Das Schloß wimmelt von Gästen, und Sie werden sich vielleicht in einem Wirthschaftsgebäude oder der Pachterwohnung begnügen müssen.

Aber in aller Welt, rief Kronenberg aus, wen heirathet das Fräulein?

Das ist eben das Sonderbare von der Sache, schwatzte der junge Mensch mit dem Ausdruck des größten Leichtsinns geläufig weiter: es ist eine Parthie, an die Vater und Mutter und selbst das Mädchen noch vor einem Vierteljahr unmöglich denken konnten: denn es ist eine Mesalliance, die auch eigentlich ganz gegen alle Vernunft streitet. Denken Sie nur, vor sechszehn Wochen etwa kommt ein junger Fant durch das Dorf, giebt einen Brief ab, wird freundlich aufgenommen, ein Mensch ohngefähr meines Alters, mir auch im Wesen und Gesicht nicht unähnlich. Er ist so eben von der Universität abgegangen, ein Amtmanns-Sohn, sieben bis acht Meilen von hier wohnhaft. Das junge Blut macht Verse, spricht Zärtlichkeit, ist artig, liest Bücher vor. Wie ein Narr wird er in das reiche schöne Mädchen verliebt; sie wird unvermerkt von derselben Narrheit angesteckt; die Eltern sind unzufrieden, die Mutter weint, der Vater tobt. Doch alles Fluchen hat seine Gränze, auch die ergiebigsten Thränen versiegen, nur die Liebe ist ewig und unerschöpflich. Nicht wahr, so sagt ja alle Welt? Das bewährt sich denn auch hier, und zum bösen Spiel gute Miene machen, ist eigentlich die ganze Kunst der vornehmen Leute. Kurz, der junge Windbeutel ist glücklich.

Verzeihen Sie die Frage, sagte der Reisende: Sie sind wohl selbst der Bräutigam?

Mit schadenfrohem lautem Lachen sah der junge Mensch ihn an, gab dem Pferde die Sporen, und flog davon, so daß das leichte Sommerröckchen in der Luft nachflatterte, indem er noch zurück rief: kommen Sie bald nach, Kamerad.

Armer Freund, sagte Kronenberg zu sich selber, so ist es also mit deiner Hoffnung und allen deinen Wünschen auf immer zu Ende! Eben so ist dein Vater nun aller Sorge enthoben, und meine entgegengesetzten Aufträge dürfen mir jetzt keinen Kummer machen. Er ritt in Gedanken langsamer, und als er endlich auf den Hof des Schlosses kam, sprang ihm der junge leichte Mensch schon wieder aus dem Stalle entgegen. Aha! rief er mit lachender Miene, da sind Sie ja endlich! Sie werden sich aber ver-

wundern, wen Sie oben bei dem Herrn Baron finden werden! Einen alten Bekannten.

Doch nicht etwa meinen Freund, den Herrn von Wildhausen, der mir vorangeeilt ist? fragte Kronenberg.

Nein, er heißt ganz anders.

Oder Herr Freimund?

Weit davon

Doch nicht etwa gar, sagte der junge Mann zögernd, ein Herr Wandel?

Richtig! rief der Jüngling, und sprang die Treppe hinauf, indem er noch bemerkt hatte, wie Kronenberg plötzlich blaß geworden war; denn auf diesen Mann lautete sein bedeutendster Wechsel. Er überlegt schnell, ob es nicht besser sei, rasch wieder das Pferd zu besteigen und eilig die Landstraße zu gewinnen; indessen aber waren die Stalldiener schon herzugekommen, und Bediente umgaben ihn. Er sah sich wie ein Gefangener an, und folgte mit schwerem Herzen dem voraneilenden Diener, der ihn melden wollte. Vom Balkon herunter begrüßte ihn mit holdseliger Freundlichkeit eine schöne Mädchengestalt. Indem er den Blick wieder erhob, glaubte er ein muthwilliges oder auch vielleicht boshaftes Lachen zu sehn, das sich aber augenblicklich wieder in ein holdseliges Lächeln auflöste. Als er die Treppe hinan und über den weiten Vorsaal schritt, verwunderte er sich über die Ruhe und Stille im Hause, die bei den vielen Gästen unbegreiflich war. Der Baron kam ihm mit heiterer Bewillkommnung entgegen, indem er sich freute, einen Freund des jungen Wildhausen kennen zu lernen, der ihm die Einsamkeit seines ländlichen Hauses ermunternd beleben würde.

Einsamkeit? fragte Kronenberg verwundert: ich muß fürchten, Ihrem Hause bei diesem schönsten Feste Ihres Lebens ein überlästiger Gast zu seyn.

Der Baron sah ihn verwundert an. Die Vermählung Ihrer Tochter, Ihre silberne Hochzeit, fuhr Kronenberg fort — aber der Baron unterbrach mit schallendem Gelächter seine Rede, und rief endlich: ich wette, Sie sind schon unserm Windbeutel, dem jungen Wehlen in die Hände gefallen. Dieser Mensch, ein Universitätsfreund meines Sohnes, hat es sich schon seit lange zum Geschäft gemacht, Unwahrheiten auf Unwahrheiten zu ersinnen, und dadurch ist ihm endlich das Lügen so zur Natur geworden, daß er selbst bei den gleichgültigsten Dingen niemals der Wahrheit getreu bleiben kann. Von keinem Spaziergange kömmt er zurück, ohne etwas Gleichgültiges zu erdenken, das ihm wohl hätte begegnen können. Mit meiner Tochter übt er tausend Eulenspiegelstreiche. Wir sind es alle so gewohnt, daß kein Mensch im Hause mehr auf ihn hört, und daher ist es ihm ein Festtag, einmal auf einen Fremden zu treffen, der sein Naturell noch nicht kennt.

Dem jungen Manne fiel durch diese Erklärung eine Last von der Brust, daß er also auch wohl von dem Herrn Wandel nichts zu befürchten habe: dennoch aber konnte er eine Empfindlichkeit nicht unterdrücken, sich von einem jungen Burschen so genärrt zu sehn. Wenn der junge Mensch, sagte er, das Lügen so zu seiner Gewohnheit gemacht hat, so ist es mehr als Scherz; man darf diese völlige Verachtung der Wahrheit wohl ein Laster nennen. Und wird er diesen Hang nie zum Bösen anwenden? Ich fürchte, diese Thorheit, die zwar jetzt nur noch Lachen erregen soll, wird ihm und andern in Zukunft manche bittere Thräne bereiten. Wie kann man nur so mit dem Leben spielen! Er wird aber auch gewiß seiner Strafe und einer, vielleicht zu späten Reue nicht entgehn. Trefflich! sagte der Baron mit Lächeln: aber, lieber junger Freund, haben Sie denn schon viele Leute gekannt, die die Wahrheit gesprochen haben? Alles in der Welt lügt ja doch, jedes auf seine Weise, und die des närrischen Wehlen ist noch eine der unschuldigsten. Ich vertraue keinem Menschen, und mache auch nicht die unnütze Forderung, daß mir einer trauen soll. Wahrheit hält die Welt gewiß nicht zusammen, und welchen Schreck würde es geben, wenn die gute Kreatur, von der schon so viel gefabelt ist, wirklich einmal erschiene. Sie haben sich recht warm und herzlich ausgedrückt und manchem Andern würde das noch mehr, als mir gefallen; denn, — kommen Sie, Liebster, in den Garten! — ich glaube immer bemerkt zu haben, daß wir diejenigen Fehler an andern am bittersten rügen, von denen wir uns selber nicht ganz frei fühlen.

Im Garten traf man die Frau und Tochter, mit dem jungen Wahrheitsfeinde. Kronenberg war bei den letzten Worten des Barons übermäßig roth geworden. Wehlen näherte sich ihm ohne alle Verlegenheit, und erzählte selbst sein lustiges Stückchen, wie er es nannte. Sie haben mich schon ganz, sagte Kronenberg, wie einen vertrauten Freund behandelt, und ich muß Ihnen dafür danken. Haben's nicht Ursach, erwiederte der Springinsfeld; die Sache wäre gewiß ganz unschuldig, wenn nicht jedes, auch das beste und dickhäutigste Gewissen in der Welt irgend ein wundes Fleckchen hätte: so haben Sie mir selbst den Namen Wandel wie einen Zauberstab in die Hand gegeben, mit dem ich Sie erschrecken kann. Darauf muß ich nächstens doch noch einmal eine Geschichte erfinden.

Der Reisende fing an, verstimmt zu werden; denn dieser zu leichte und rücksichtlose Ton schien ihm an die Ungezogenheit zu gränzen, und er begriff nicht, wie ihn die Bewohner des Hauses, vorzüglich die Damen, dulden konnten. Diese aber schienen sich ganz behaglich zu fühlen, und der junge Thor wurde durch Beifall aufgefordert, auf diese ziemlich rohe Weise noch mehr die Unterhaltung zu beherrschen. Jetzt kam auch der Sohn des Hauses von der Jagd und indem er Flinte und die geschossenen Schnepfen dem nachfolgenden Jäger übergeben, rief er aus: ei! Wehlen! da bist du ja! Im Gehölz ist Dein Vater, und sagt, er bringe Dir das Geld, um das Du neulich geschrieben hast. — Ohne Antwort sprang jener fort, worauf der junge Baron ein lautes Gelächter aufschlug: so habe ich ihn denn auch einmal mit gleicher Münze bezahlt, rief er aus; er setzt was darein, daß man ihn nicht soll hintergehen können. Sein Vater denkt nicht daran, herzukommen.

Kronenberg würde sich sehr unbehaglich gefühlt haben, wenn die Freundlichkeit des schönen Mädchens, und ihre zuvorkommende verbindliche Weise ihn nicht entschädigt hätten. Bei Tische saß er neben ihr, und die Unterhaltung war, wenn auch unbedeutend, doch heiter und leicht; und erst gegen das

Ende der Mahlzeit schlich der gedemüthigte Wehlen herbei, und war, wie alle behaupteten, seit einem Monate zum erstenmale beschämt und schweigsam verlegen.

Ich muß die Familie erst noch mehr kennen lernen, sagte nach einigen Tagen Kronenberg zu sich selber; ich weiß meine Unterhandlung noch nicht anzuknüpfen. Er mochte es sich selber nicht gestehn, daß ihn die zuvorkommende Freundlichkeit der Tochter fesselte. Schien sie doch für ihn nur Augen zu haben, und in seinen Blicken zu leben; an seinem Arme ging sie spazieren, und sprach nur mit ihm, wenn auch die andern sie begleiteten; von ihm ließ sie sich vorlesen, und lobte seine Stimme und den Ausdruck, mit welchem er las, mehr, als er es je von seinen Freunden sonst vernommen hatte. So gingen die Stunden und Tage unter Scherz und Spiel hin, und er konnte die Minuten nicht finden, für seinen Freund zu sprechen, noch weniger aber diesem, oder dem alten Wildhausen den versprochenen Brief zu schreiben.

Als man sich wieder an einem regnigten Nachmittage in der Bibliothek mit einem Buche unterhalten hatte, fing Kronenberg an: ich gestehe, nach dem, was man mir von Ihrer Vorliebe für die französische Literatur gesagte hatt, konnte ich nicht glauben, hier alle unsere guten deutschen Schriftsteller anzutreffen, und ich bin immer noch verwundert, daß ich Ihnen bis jetzt nur aus diesen, nach Ihrem Verlangen, habe vorlesen dürfen.

Lieber Herr Baron, sagte die Mutter, ich sehe hier nichts, worüber Sie sich verwundern könnten. Es ist nur, daß wir die Lectüre nicht überall so ernsthaft und schwerfällig nehmen, wie die meisten Menschen, die die sehr lästige Rolle nun einmal übernommen haben, für diese oder jene Parthie enthusiastisch erhitzt, oder in Feindschaft dagegen entbrannt zu seyn. Da setzen sie sich denn selbst ein Gespenst zusammen, das sie Geschmack, oder Fortschritte der Kultur, oder Bildung betiteln, dem sie ihren Zeitvertreib zum Opfer bringen, und an das sie doch selbst in vielen Stunden nicht glauben, um sich nur recht erhaben vorzukommen. Was soll man immer thun? So wie wir einmal beschaffen sind, müssen wir zu Zeiten lesen — das geht mit unsern weiblichen Arbeiten Hand in Hand, und dabei verschwindet denn so recht behaglich Stunde, Tag und Woche.

Fräulein Lila hatte kurz vorher noch mit Begeisterung und glänzenden Augen von dem tiefen Eindruck gesprochen, den die Tragödie, so trefflich vorgetragen, auf sie mache, und die begeisterte Eitelkeit des Vorlesers war durch die letzte Rede mit einiger Gewaltthätigkeit abgekühlt worden. Man schwimmt, sagte Lila jetzt, auf einem Strom von Wohllaut gemächlich hin, und merkt nicht das Verweilen der Gegenwart.

Das verstehe ich nicht, rief Wehlen aus, ich freue mich nur drüber (indem er auf die Dichter und Romanschreiber hindeutete), daß alle diese Reihen deutscher, französischer und englischer Bücher das so recht im Großen und Umfassenden getrieben haben, was auch meine Liebhaberei ist. In allen diesen Centnern von Lügen würde doch auch noch kein Gran von Wahrheit herausgebrannt werden können. Und mir will der ehrbare, moralische Herr von Kronenberg meine unschuldige Gemüthsergötzung verargen!

Wie kann man dergleichen nur mit einander vergleichen! rief dieser aus.

Warum nicht? bemerkte der Sohn des Hauses. Es ist dasselbe Talent, nur mehr ausgebildet und ausgesponnen. Darum habe ich mich auch von Kindheit an darüber geärgert, wenn meine Mutter oder Schwester über das ersonnene Zeug Thränen vergießen konnten. Ich kann nicht beschreiben, wie seltsam mir dergleichen Aeußerungen, lautes Lachen, oder ein gespanntes Interesse, vorgekommen sind, da ich noch niemals in der Täuschung gewesen bin. Ich habe aber auch bemerckt, daß man sich erst wirklich dazu abrichten, recht eigentlich dressiren muß, um ein solches Papierleben in Büchern führen zu können, auch verlieren diese Leute alles Auge und allen Sinn für die Wirklichkeit.

Aber, sagte der Vater mit ernster und wichtiger Miene, laßt uns, meine Freunde, unsre französischen Lieblinge wieder vornehmen: denn es steht uns vielleicht nahe bevor, daß wir die Sprache und die Ausdrücke der feinen Gesellschaft dieser Nation höchst brauchen. Wer sich mit dem Franzosen gut und auf seine Weise zu unterhalten weiß, hat ihn schon halb gewonnen, und wenn die Monarchen Truppen mobil machen und Arsenale und Artillerieparks anlegen und vermehren, so laßt uns auch wieder, meine Theuren, uns jener Wendungen, Witzspiele, der leichten Konversationssprache unserer sogenannten Feinde bemächtigen, um ihnen durch die genaue Kenntniß ihrer Racine, Voltaire und Diderot den gelindesten Widerstand zu thun.

Ja wohl, sagte der Sohn, dieses sind Schutz- wenn auch nicht Trutz-Waffen, die uns vielleicht sehr nützen können.

Lügen muß man, warf Wehlen lachend ein, daß die Kerl' nicht aus noch ein wissen, und schwadroniren, daß sie sich als Deutsche vorkommen, dann hat man gewonnen.

Als am folgenden Tage Kronenberg mit dem Fräulein im Garten allein war, schien es ihm, daß sie sich noch vertraulicher gegen ihn betrüge. Er gab ebenfalls seiner Simmung nach, und machte sich doch innerlich Vorwürfe, daß er des Auftrages, den ihm sein Freund gegeben hatte, wenig gedenke. Er konnte sein Benehmen nur dadurch vor sich selber entschuldigen, daß er bei sich ausmachte, sein Freund sei niemals geliebt worden, und es sei daher Unrecht, eine Verbindung zu befördern, durch welche beide nur unglücklich werden könnten. Ob er ein Glück annehmen dürfe, das ohne sein Zuthun, wie eine reife Frucht in seinen Schooß falle, darüber war er noch unentschieden; auch fühlte er keine Leidenschaft, und überließ also den Erfolg der Zukunft, ihn so oder so zu entscheiden.

Aus diesen Sophismen wurde er schnell genug auf eine unangenehme Art gerissen, indem das Fräulein mit veränderter Stimme und Miene plötzlich ausrief: so gehören Sie denn also auch zu der Mehrzahl jener charakterlosen Männer, die keiner Lockung widerstehen, keine anscheinende Gunst mit edler Art abweisen können? Sie wollen ein Freund seyn, und haben kaum noch den Namen meines Geliebten gegen

mich ausgesprochen? Er meldete mir, noch ehe Sie kamen, daß Sie für ihn handeln würden; aber beim geringsten Anschein, als ob ich Ihnen wohl wollte, hatten Sie auch alle Ihre Versprechungen vergessen. So oft ich mir noch einen solchen Scherz erlaubt habe, so ist er mir auch gelungen, und es ist den Mädchen daher wohl nicht zu verargen, wenn sie von der Trefflichkeit des männlichen Geschlechts keine zu erhabenen Begriffe einsammeln können.

Kronenberg suchte sich schnell zu fassen, und erwiederte: aber glauben Sie denn in der That, reizendes Fräulein, daß ich nicht gleich die verständige Kokette in Ihnen erkannte? Meinen Sie denn wirklich, ich habe etwas anderes gewollt, als Sie auf die Probe stellen, wie weit Sie Ihren Muthwillen treiben möchten? Ich muß mir viel Schauspieler-Talent zutrauen, daß Sie, die Sie so fein sind, so fest an den zärtlichen Schäfer in mir haben glauben können.

Mit diesem Talente, antwortete sie im Lachen, steht es doch nur so so; den Verliebten spielten Sie wenigstens viel natürlicher, als jetzt den Weltmann, der seine schlau angelegte Maske abwirft. Sie sind offenbar in Verlegenheit, so sehr Sie sich auch sammeln wollen. O ja, mein Herr, in der Schule der großen Welt haben Sie noch vieles zu lernen; Sie sind ihr nur aus einer der untersten Klassen entlaufen.

Sie verließ ihn spottend, und der Verstimmte ging in eine dunkle Laube, wo er den Sohn des Hauses lesend antraf. Wo ist Ihr Herr Vater? rief er lebhaft; ich komme, Abschied von ihm zu nehmen, denn meine Reise ist dringend. Mein Vater, antwortete der Sohn, ist oben in seinem Arbeitzimmer, in der nothwendigsten und überflüßigsten Beschäftigung von der Welt.

Wie soll ich das verstehn?

Sie haben ja wohl von ihm gehört, daß er seinen Stolz darein setzt, seine Güter selbst zu bewirthschaften. Es fügt sich aber, daß er gar nichts von der Sache versteht. Seine Leute wissen das auch; aber er wendet, wie er meint, die größte Kunst an, ihnen dies zu verbergen. Wirthschafter, Förster, Verwalter müssen täglich zu ihm kommen, um Rechenschaft von ihren Arbeiten abzulegen und neue Befehle zu empfangen. Diese Konferenz dauert einige Stunden. Der gute Vater quält sich, treffliche Fragen auszufinnen, Verordnungen zu machen, die unmöglich oder unausführbar sind, und um die Sache nicht ins Leichtsinnige zu spielen, und die Komödie zu schnell zu beschließen, herrscht oft ein viertelstündiges heiliges Stillschweigen, wenn er nichts mehr zu fragen, und die andern natürlich auch nichts mehr zu antworten wissen. Vor dieser Stunde fürchtet er sich an jedem Tage, und hat täglich eine geraume Zeit nöthig, um sich von ihr zu erholen. Gehn Sie hinauf, vielleicht erlösen Sie ihn dadurch aus seinem Fegefeuer.

Kronenberg folgte diesem Winke, und traf im Zimmer des Barons die aufgestellte Dienerschaft, in schweigender erzwungener Aufmerksamkeit, und den Herrn sinnend, den starren Blick zum Himmel gerichtet. Sein Gesicht erheiterte sich, als er den Eintretenden wahrnahm; er verabschiedete alle, mit dem Ausruf: morgen weitläufiger — ich habe heute nicht länger Zeit. Er bedauerte, als er hörte, daß sein unterhaltender Gast ihn schon morgen oder übermorgen verlassen wolle. Indem hörte man Thüren laut werfen, heftiges Schellen, Geschrei der Bedienten, dazwischen die laute Stimme des jungen Herrn, und eilende Tritte über die Corridore und die Treppe hinab und hinauf. Ums Himmels Willen, rief der erstaunte Kronenberg, was hat das zu bedeuten? Seyn Sie ruhig, antwortete der Baron gelassen, es ist nichts weiter, als daß mein Sohn studirt. — Wie? Studirt? — Ja, er kündigte mir schon heute Morgen an, daß er noch vor Abend seine Studien wieder beginnen wolle, und da ich weiß, daß es dabei etwas unruhig zugeht, so war ich auf dies Getümmel schon gefaßt. Der junge Mann, wie Sie werden bemerkt haben, lebt ziemlich zerstreut und eigentlich unbeschäftigt. So lange diese unbestimmten Spaziergänge, Jagdvergnügungen, leichte Lectüre, Reiten und Besuchemachen seine Zeit hinnehmen, ist er ziemlich ruhig. Aber alle drei Monate fällt es ihm einmal wieder ein, daß er seine Studien nicht ganz vernachlässigen darf. Alsdann schleppt er sich wichtige tiefsinnige Bücher zusammen, und setzt sich mit dem redlichsten Eifer zu ihnen nieder. Aber kaum hat er sie aufgeschlagen, so fallen ihm in dieser einsamen Zurückgezogenheit tausend Dinge ein, an welche er sonst niemals denkt: da hat ein Bedienter dies und jenes verschleppt, was er wieder suchen muß; es muß ein nothwendiges Billet in die Nachbarschaft versendet werden; da schickt man, den Tischler und Schmidt zu rufen, um eiligst und mit Heftigkeit ein Utensil zu bestellen, das eigentlich überflüßig ist; da läßt man in der Bibliothek herum reißen, um ein Buch zu suchen, das nachher verkramt wird. Und so Ein lärmendes Geschäft nach dem andern. Es ist darum nicht immer wahr, daß die Musen die Einsamkeit und Stille lieben, und haben wir keine brausenden Wasserfälle, bei denen es sich, wie viele versichern, vortrefflich soll denken lassen, so benutzen wir hier die Treppen zu Kaskaden und die zugeschlagenen Thüren als Echo des Gebirges.

Kronenberg entfernte sich mit einem sonderbaren Gefühl; er dachte nach, wie in dieser Familie kein Mitglied das andere zu achten scheine, und alle doch so ziemlich gut mit einander fertig würden. Als man am Abend sich beim Thee wieder versammelte, trat die Mutter mit Freundlichkeit zum Gaste, und flüsterte ihm zu: meine Tochter hat mir gesagt, Sie hätten den Scherz des jungen Mädchens mit einiger Empfindlichkeit aufgenommen; aber als ein Mann von Welt sollten Sie es nicht. Was können wir armen Weiber in der Einsamkeit anders thun, was uns wenigstens so unterhielte, als die Huldigungen der Jugend und des Alters annehmen? Lieber junger Freund, das ist ja nur eine andere Art von Kartenspiel, und geschickt mischen, mit Feinheit spielen, den Andern errathen, sich selbst nie bloß geben, am allerwenigsten aber diesen artigen Scherz für Ernst halten, dies alles sind Eigenschaften, die eine gute Erziehung durchaus lehren muß, und ich habe es mich bei meiner verständigen Tochter Zeit und Mühe kosten lassen, ihr alle diese kleinen Künste beizubringen, damit sie niemals das Opfer eines Kluggebildeten werde, der die Unerfahrne mit dergleichen fangen und unglücklich machen könnte. Wir thören die Männer, müssen uns aber niemals bethören lassen

und ich wunderte mich schon am ersten Tage, daß Sie so hastig in das Garn gingen.

Kronenberg verbeugte sich höflich, und dankte mit einiger Rührung, daß man es mit ihm noch so gnädig habe machen wollen. Bald aber wurde jedes leisere Gespräch durch die Schwänke unterbrochen, welche der junge Wehlen in seiner schreienden Manier vortrug, und denen Vater und Sohn schon seit einiger Zeit ein williges Ohr geliehen hatten. Es war ein Brief angekommen. Ah! von dem alten Baron Mannlich! rief Wehlen aus — der im vorigen Jahre so lange das Mährchen der Nachbarschaft war, als er zum Besuch sich in Ihrem Hause aufhielt. Eine seiner sonderbarsten Geschichten ist Ihnen gewiß noch unbekannt. Sie waren damals verreist, und er ließ es sich recht gerne gefallen, mit mir einige Tage allein hier zu hausen. Ich bin auf der Jagd. Vor dem Dorfe bricht ein Wagen; der alte Herr macht sich herbei, hilft einem ältern und jüngern Frauenzimmer auf die Füße, die, wie sich nachher auswies, zwei Erzieherinnen waren, führt sie spazieren, zeigt ihnen Garten und Gegend, und endlich auch sogar das ganze Schloß, als sein Eigenthum. Um sich recht bei den Dämchen in Autorität zu setzen, schilt er mit den Domestiken der Herrschaft, wettert und flucht in den Wirthschaftsgebäuden herum, befiehlt, daß dieses und jenes am folgenden Tage ganz anders eingerichtet werde, und da die Knechte und Tagelöhner verblüfft ihn nicht begreifen, prahlt er gegen seine Begleitung, wie sehr alle seine Unterthanen seine Majestät fürchten. Das Lustigste aber war, daß er einen Bauer, der auf eignem Hofe Tabak rauchte, unter auffallendem Lärm und großem Geschrei ins Gefängniß stecken ließ. Als nun die Frauenzimmer, vom Wandern, Lärmen und unendlicher Verehrung ganz ermüdet, endlich in ihrem alten geflickten Wägelchen weiter reiseten, mußte er mit mehrern Thalern den eingesperrten Bauer zufrieden stellen, die Dorfgerichte bestechen, den Knechten und Tagelöhnern ansehnliche Trinkgelder geben, und an mich Unbedeutenden viele Umarmungen und Küsse, so wie herzliche Freundschafts-Betheurungen wenden, damit nur Keiner verriethe, mit welchem Glanze falscher Herrlichkeit er sich als dreistündlicher Tyrann aufgeputzt hatte.

Viele Scherze und Anekdoten kamen nun auf die Bahn, und der junge Mensch schien wirklich unerschöpflich; obgleich viele seiner Erzählungen keine sonderliche Spitze hatten, so fanden sie dennoch an den Hausgenossen gutwillige Zuhörer, und Kronenberg, der schon längst verstimmt war, begriff nicht, wie Geschichtchen, ohne allen Zusammenhang, ohne geistige Verbindung, die Gesellschaft erheitern konnten. Er äußerte eine bescheidene Kritik, und der Baron antwortete: ich gestehe Ihnen, mir sind das, was man Anekdoten nennt, geradezu die angenehmste Unterhaltung. Diese abgerissenen Einfälle und Schnurren ergötzen eben dadurch, daß wir keiner Vorbereitung bedürfen, um sie zu verstehen und zu schmecken. Was mich aus der Geschichte interessirt, ist doch auch nichts anders, und ich erwarte immer noch den geistreichen Autor, der mir eimal alle die Schwerfälligkeiten in Späße verwandelt, und diese scheinbare und langweilige Verbindung, diese Folge von Wirkungen und Ursachen völlig auflöst; denn alles ist doch nur Lüge. Einige französische Memoires nähern sich demjenigen schon so ziemlich, was ich verlange.

Die Literatur aller Nationen, sagte das Fräulein, kann auch nicht anders interessant dargestellt werden, nur als Chaos einzelner, abgerissener, oft bizarrer, oft unbegreiflicher Erscheinungen zieht sie mich an.

Ei! ei! rief der junge Wehlen aus, dann ist die deutsche auf dem besten Wege Ihren vollkommensten Beifall zu gewinnen. Bald wird es dahin gekommen seyn, daß unsere alljährlichen kleinen Kalenderchen uns die zusammenhängendsten und größten Werke liefern. Diese Weihnachtlämmchen, denen das Mäulchen mit Gold verklebt ist, oder denen erst, wie den Kätzchen, nach neun Tagen etwa die muntern Aeuglein geöffnet werden, wenn schöne, feine und wohlgespitzte Finger die glimmende Verkleisterung von den zarten Blättchen abgeschliffen, und Gedichten wie Erzählungen die Zunge gelöst haben. Aber so niedlich die Bildchen, so feinsinnig deren Erklärung, so rührend die Geschichtchen, so zartgeflochten die Verse auch seyn mögen, so finde ich trotz dem kleinen Formate in diesen Werken immer noch zu viel deutsche Schwerfälligkeit, und mit dieser eine zu bestimmte Einseitigkeit. Der unbilligen Richtung auf Weihnachten, Neujahr, und des gratulirenden Umwandelns, wie Kirchendiener und Nachtwächter, gar nicht einmal zu gedenken. Dagegen unsre Wochenschriften und Tagesblätter! Nicht wahr, hier sind auf wenigen Seiten die Weltgeschichte, die Gelehrsamkeit, Satyre, Epigramm, Stadtklätscherei, Recension, Theater, Anekdote, Wetterbeobachtung, Räthsel, Liberalismus, Winke für Regenten, Philosophie, Charaden und Gedichte noch obenein, ausgeschüttet. Und welcher polnischer Reichstag, wenn auf einer Toilette sieben oder acht Blätter dieser Art aufgeschichtet liegen. Widerspruch, Antwort, Widerruf, Gezänk des Einen mit dem Andern, hier Lob, wo jener tadelt, dort eine Entdeckung, die schon uralt ist, bei jenem eine Anfrage, die jedes Lexikon beantworten kann, dann ein philosophischer Zweifel, ob es wohl gut sei, den Senf zu lange nach der Mahlzeit zu genießen. Hier nehmen sich auch erst die Erzählungen gut aus, bei denen es immer wieder von neuem heißt: die Fortsetzung folgt. Es ist nur zu tadeln, daß man von diesen immer noch zu große Massen reicht. Wenn ich ein solches Blatt herausgäbe, ich ließe mir es nicht nehmen, die merkwürdige Begebenheit etwa in folgenden Portionen zu liefern:

Emmelinhypotenusios ging aus der Thür.

Fortsetzung folgt.

Er sah sich um und rief:

Fortsetzung folgt.

Ha!

Fortsetzung folgt.

Denn er hatte einen Blick gethan —

Fortsetzung folgt.

In die Ewigkeit.

Fortsetzung folgt.

Bis ihn eine Schwalbe wieder zum wirklichen Leben erweckte.

Schluß nächstens.

Worauf er zurück in sein Haus ging.
Beschluß.

Bei einer solchen Behandlung könnte der Scharfsinn der Leser doch noch in Thätigkeit kommen; aber bei der jetzigen Anstalt ist es unmöglich, daß sie nicht bald alles errathen, und sich zu sehr dem Strome der Empfindungen hingeben, was unsre Landsleute eben gar zu nervenschwach und gefühlvoll macht.

Ein Wagen fuhr vor, und der neugierige Wehlen lief hinab, zu sehn, wer angelangt sei. Er kam schnell zurück, und rief: freuen Sie sich! der Herr ist nun endlich da, den Sie schon so lange erwartet haben, um die Verhandlungen über die Güter zu beschließen. Da man ihm aber niemals glaubte, so antworteten ihm alle nur mit lautem Gelächter. Es währte aber nicht lange, so trat ein schöner junger Mann herein, dem die Familie mit einem Ausruf der Verwundrung entgegen schritt, und ihn dann herzlich begrüßte. In diesem plötzlichen Getümmel vergaß man, seinen Namen zu nennen, oder ihm die Fremden vorzustellen. Ich habe, sagte der Eingetretene, als die Ruhe wieder hergestellt war, eine Reise durch mein Vaterland gemacht, und das hat mich abgehalten, früher zu Ihnen zu kommen, wie ich wohl, unsern Verabredungen gemäß, thun mußte. Zuletzt habe ich mich länger, als ich sollte, im Hause des Grafen Burchheim aufgehalten.

Kronenberg ward aufmerksam. Die älteste Tochter, Cäcilie, fuhr jener fort, hatte ein sonderbares Schicksal erlebt, wenn der Ausdruck hier erlaubt ist; ihr schönes Gemüth mußte diese Begebenheit überwinden, und ich war etwas behülflich, sie zu zerstreuen.

Ich weiß, sagte Kronenberg; ihr Geliebter hat sie plötzlich verlassen und sein Wort zurück genommen, weil er eine andere Leidenschaft in ihrem Herzen entdeckte.

Nein, mein Herr, antwortete der Fremde mit einem scharfen Ton und glänzendem Auge, man hat Sie ganz falsch berichtet. Ein junger Mensch von Familie, den der Vater mit zuvorkommender Güte behandelt, macht sich nach und nach im Hause nothwendig: er schmeichelt allen, er ist gegen die Tochter zärtlich. Mit dem Vater patriotisch, mit dem Sohn kosmopolitisch phantasirend, die Mutter mit Hofgeschichten unterhaltend, mit den Kindern spielend, wird er allen Alles. Dem Vater weiß er große Reichthümer vorzubilden, und dieser wünscht seine geliebte Tochter gut versorgt zu sehn. Cäcilia fühlt keine Neigung zu ihrem Liebhaber; indessen ist sie dem Vater nicht entgegen, dessen Glück und Liebe sie über alles schätzt, und, —wie junge unschuldige Gemüther oft den Versuch machen — sie bestrebt sich, den Widerwillen, den sie im Geheim gegen diese Verbindung fühlt, zu überwinden. Indessen vernimmt man nicht ohne Verwunderung, daß der Liebende, so oft er abwesend ist, eine reiche Familie, eine halbe Tagreise von dort, fleißig besucht; man murmelt, daß er auch dort der Tochter den Hof mache. Dies bestätigt sich, und zugleich läuft die Kunde ein, daß er statt der angegebenen Schätze nur große Schulden habe, daß Wechsel ihn verfolgen. Die Tochter ist gekränkt — der verletzte Vater sucht ihn zum Geständniß der Wahrheit zu bringen — er läugnet standhaft. Da nimmt sich der empörte Sohn vor, ihn auf ernstere Weise zur Rede zu stellen, und der zärtliche Liebhaber ist plötzlich aus der Gegend verschwunden.

Sollte es einen solchen Charakter geben? fragte der Baron.

O dieser Mensch, fügte der Erzählende hinzu, ist im Stande, den Bauern zu erzählen, er habe mit vor Troja gefochten, und einem Dorfschulmeister, er sei der Verfasser von allen Werken des Voltaire.

Gleich darauf entstand ein eifriges Gespräch über Güterkauf, und Geschäft- und Geldverhältnisse. Kronenberg nahm noch einmal Abschied, weil er morgen mit dem Frühesten seine Reise fortsetzen müsse; für diesen Abend entschuldigte er sich, indem er noch einige höchst dringende Briefe zu schreiben habe. So wurde er nicht sonderlich bemerkt, und bald darauf bei den wichtigen Verhandlungen, welche alle Gemüther zu spannen schienen, vergessen; nur der junge Wehlen schlich ihm nach, um draußen etwas feierlicher und mit mehr Rührung von ihm Abschied zu nehmen, und ihm das beste Glück zu wünschen.

In der nächsten Stadt schrieb Kronenberg an den Baron Wildhausen und dessen Sohn. Im Brief an den ersten stand unter andern folgendes: Atheisten, mein verehrter Freund, sind diese Leute wohl nicht zu nennen; aber freilich kümmern sie sich nur wenig um Gott oder Menschen. Die Tochter kann in einer glücklichen Ehe anders und besser werden, vorzüglich, wenn es möglich ist, sie von der Langweile zu erlösen, welche die ganze Familie zu Grund richtet und sich auch dieser jungen Seele bemeistert hat. Ich bin aber überzeugt, daß ein so gründlicher Verstand, als der Ihrige, sie am ersten wieder herstellen kann, wenn sie noch irgend zu retten ist. So hoch, wie ich nach Ihrer Schilderung glauben mußte, wird die französische Literatur von diesen Leuten gar nicht gestellt; sie toleriren sie nur, wie sie es auch mit der grönländischen und japanischen thun würden; und Ihre verehrte Frau Gemahlin möchte eben an dieser geringschätzenden Gleichgültigkeit das größte Aergerniß nehmen.

Was deine Geliebte betrifft (so stand im Briefe an den Sohn), so kann ich mir unmöglich denken, daß Du mit dieser glücklich seyn würdest. Indessen läßt sich dergleichen freilich nicht berechnen. Ich besorge nur, wenn es noch einmal dahin kommt, Du mußt einen sehr trivialen Spaßmacher mit in den Kauf heirathen, der dem Seelenheile des Fräuleins bis jetzt noch unentbehrlich scheint. Er ist dieser Familie, was die Unruhe der Uhr — und gewiß, wenn sie von ihm nicht immer aufgezogen wird, so steht sie gar still. — Von mir mag ich kaum noch mehr sprechen, so lästig fängt mir an der Umgang mit mir selbst zu werden. Ich fürchte, das Glück, welches ich in meiner Jugend so muthwillig verscherzt habe, wird mir niemals wieder entgegen kommen. Eine ge-

wisse Summe von Erfahrungen ist jedem Menschen bestimmt; ich habe diese vielleicht schon früh vollständig empfangen, und wie der verlorne Sohn zwecklos ausgegeben. Lange hätte ich wohl davon zehren sollen, und muß nun um so früher beschließen.

Er siegelte die Briefe. Sein Pferd war schon vorgeführt, weil er im Augenblicke abreisen wollte. Da eilte der Kellner noch herauf und rief: gnädigster Herr, da unten ist der junge Graf von Burchheim, der Sie in einem wichtigen Geschäfte sprechen will. Kronenberg verfärbte sich. So habe ich ihn doch nicht vermeiden können, sprach er leise zu sich selbst; es sei! Dies löst vielleicht in einem Augenblicke, woran ich sonst wohl noch viele Jahre hindurch aufzuwickeln hätte. Er ging hinab; der Fremde zeigte sich nicht. Nachdem Kronenberg ein Weilchen gewartet hatte, bestieg er sein Pferd. Wo ist Graf von Burchheim? rief er noch einmal zum Fenster hinauf. Hier! rief Jemand hinter dem Thorwege hervor, und im nämlichen Augenblicke sprang auch der junge Wehlen lachend zum Reiter hin. Dieser aber, im äußersten Grade zornig, holte mit der Reitgerte aus, und gab mit dieser dem Spötter einen Hieb ins Gesicht. Wehlen, diese Begegnung nicht vermuthend, sprang erst zurück, gab aber dann mit einem Stocke dem Pferde, das schon davon sprengte, einen so derben Schlag, daß es sich in seinen schnellsten Lauf setzte, und mit Lebensgefahr des Reiters durch die Gassen und das Thor rannte. Die ganze Stadt gerieth in Aufruhr, und gab den jungen Mann verloren. Im Freien setzte das Thier über den Graben am Wege, rannte durch frisch geackertes Feld, und stürzte endlich ermattet nieder. Kronenberg besann sich bald, half dem Gaule wieder auf, und suchte über Wiesen, Fußstege und durch Wald die Landstraße wieder zu gewinnen.

Bei heiterm Sonnenwetter streifte er durch die schönen Gegenden, hielt sich zuweilen in den Städten länger auf, machte Bekanntschaften, verweilte an den Badeorten, und suchte sich zu beschäftigen und zu zerstreuen. Jetzt war er in die Thäler eines romantischen Gebirges eingedrungen, und der Wechsel von Wald und Berg, Hügel und Wiese, ergötzte ihn innig. Nur mußte er sich gestehn, daß das Verhältniß, in welchem er zu seinem Pferde stand, immer lockerer zu werden drohe; er konnte sich nicht verschweigen, daß das Thier fügsamer und verständiger gewesen sei, da er es erst überkommen. Keine der alten Tücken war ihm abgewöhnt worden; es hatte sich seitdem viele neue angeeignet, und war jetzt in manchen Stunden kaum zu bezähmen. Im Stillen war Kronenberg schon mit sich überein gekommen, es bei einer vortheilhaften Gelegenheit zu verkaufen oder umzutauschen.

Am heutigen Tage, ob es sich gleich zum Herbste neigte, war das Wetter besonders warm, und der abentheuernde Reisende fühlte sich wieder wohl und zufriedener, als er seit einiger Zeit mit sich selber gewesen war. O, du liebliche Natur, sagte er fast laut, indem er langsam an Hügeln und Rebengeländern hinritt, wie hast du doch Balsam und Trost für jeden Schmerz! O, du erhabenste Lehrerin: wer nur immer fähig und offnen Sinnes genug wäre, deine Worte zu vernehmen und zu verstehen! Wie bist du so lauter und so wahr! Vom heitern Himmel weht und tönt die reine Liebe, aus dem Walde klingt ein heiliges Rauschen, die Wässer plaudern mit süßer Geschwätzigkeit, die Bergströme brausen, und über Flur und Wiese und Wald weht ein Geist der Eintracht, Lauterkeit und Wahrheit. Die Thiere, die Vögel, das schwimmende Geschlecht, sie alle sind und bleiben ihrem Berufe getreu. Kaum daß der hochbeinige Storch dort am Weiher mit seinem abgemessenen Gange etwas mehr Gravität affectirt, als er gerade nöthig hätte, und die kleine Bachstelze mit einiger übertriebenen Munterkeit hin und her wippt, und für witziger angesehen seyn will, als ihr wohl zu Muthe seyn mag. Aber, der Mensch — der arme Mensch! Kaum ist ihm die Zunge gelöst, so umfängt ihn schon im ersten Lallen die Lüge, und läßt ihn auch nicht wieder los; selbst seine innersten Gedanken werden unwahr, seine Pulse heucheln, und er verliert im Labyrinth der Zweifel, der Entschuldigung, des Aufputzes, der Eitelkeit sich selbst. Und doch ist es so bequem, ehrlich und wahr zu seyn. Die Sache, wenn die Lüge kaum Schatten zu nennen ist. Hat denn wohl Affectation und durch Lüge erzwungenes Lob und Bewunderung meinem Herzen nur einige der Schmerzen, der Vernichtungen vergüten können, die es erdulden mußte, wenn man meiner Armseligkeit auf die Spur kam, oder sie ganz entdeckte? Ja, von heute, von jetzt an will ich allen Täuschungen entsagen, und das Leben selbst finden, das sich mir bisher immer hinter Schattenbildern verborgen hielt.

Er sah in der Ferne einen angenehmen Landsitz vor sich liegen: ein geräumiges Haus, ziemlich in altem Styl gebaut, daneben ein Obst- und Gemüsegarten, Springbrunnen, und hinten ein großer Park, das Ganze mit einer Mauer umschlossen. Als er näher kam, bemerkte er, daß die Landstraße links vor dem Hause, neben der Mauer vorbeiführe: aber das große Thor in dieser war ganz geöffnet, und durch dieses übersah er schon den innern Hof. Auf einer großen Rampe des Schlosses waren viele Menschen versammelt; er unterschied einige hübsche Mädchengesichter; es that ihm schon leid, daß er nicht mit Schicklichkeit über den Hof reiten dürfe, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Als wenn sein Pferd diesen seinen Gedanken gefühlt hätte, und ihm seinen Wunsch erleichtern wollte, setzte es sich jetzt, von seinen Tücken bestochen, in das stärkste Rennen, und damit gerade auf den Thorweg zu. So wie die versammelte Menschenmasse auf der breiten Trepe das bemerkte, sprangen einige von dieser herab; alle aber streckten die Arme aus, und riefen: Vetter! Cousin! theurer Vetter! Endlich da! — Das Roß, von dieser Bewillkommnung aufgemuntert, achtete nun nicht mehr des Zaums und der Sporen, sondern stürzte schnell weiter, und schon war, allem seinen Ablenken zum Trotz, der beschämte Kronenberg im Hofe. Das Freudengeschrei der eingebildeten Verwandten nahm zu, und der geängstete Reiter fürchtete, das Pferd würde nun eben so toll und blind mit ihm zu dem Thorwege gegenüber hinaussetzen, und die schnell enttäuschte Vetterschaft der zu rasch vorüber eilenden Erscheinung ein schallendes Gelächter nachsenden. Um dies zu verhüten, wandte er alle Mittel an; er wollte halten, die Gesellschaft um Verzeihung bitten, und dann im ruhigen Schritt weiter reiten. So hatte

er beschlossen; aber ganz ein anderes sein unbezähmbares Roß. Dieses bäumte, sprang von der Seite, und da Kronenberg jetzt selbst die kalte Fassung verlor, schlug es mit ihm über, und warf ihn im Fall gegen den steinernen Brunnen des Hofes. Blut rann ihm in die Augen, und das letzte, was er hörte, war ein gellender Aufschrei. Alle liefen hinzu; aber schon war um ihn Nacht — er hatte die Besinnung verloren.

Jene große Begebenheit, welche Deutschland völlig zu vernichten schien, war indessen eingetreten. Alle Dinge veränderten plötzlich ihre Gestalt, und man konnte voraussehn, daß binnen wenigen Jahren auch jene Einrichtungen, die für jetzt noch bestanden, dem neuen Geiste würden weichen müssen. Eine allgemeine Lähmung hatte die Gemüther ergriffen. Denn bei einer so ungeheuren und schnellen Umkehrung fühlen die meisten Menschen ihr Unglück weniger, als wenn sie vorbereitet zu seyn scheinen, und allgemach von der gewohnten Lage scheiden sollen. Die Nothwendigkeit ist eine strenge Lehrerin, und man gesteht sich selber nicht, wie unbedingt man ihr folgt, da sie keine Einrede annimmt und keinen Aufschub gestattet. Waren die Patrioten einer Verzweiflung hingegeben, in der sie, fast wie im Sturm, alle übrigen Güter schnell mit dem Leben hätten über Bord werfen mögen, so triumphirten dagegen die Neuerungssüchtigen, und konnten eine gewisse Schadenfreude nicht verbergen, daß nun wenigstens alles das würde weichen müssen, wogegen sie so oft und manchmal vor tauben Ohren gepredigt hatten. Der gemeine Mann war betäubt; er litt und klagte, ohne viel zu denken, und Greise, die sich für erfahrner hielten, meinten unschuldig genug, dieser Krieg würde, wie frühere, mit allen seinen Folgen vorübergehn, und dann den Dingen wieder Platz machen, die er nur auf einen gewissen Zeitraum verdrängt habe.

Manche Woche hindurch hatte Kronenberg auf seinem Krankenbett gelegen, und weder von großen noch kleinen Begebenheiten Kunde empfangen; denn sein Bewußtseyn war noch immer nicht zurückgekehrt, und der Arzt hatte ihn mehr wie einmal für verloren gehalten. Der Kranke sprach nicht, und schien auch weder zu sehn, noch zu hören. Die ganze Familie war abwechselnd um ihn beschäftigt, am gütigsten die Mutter, die in seiner Pflege unermüdlich war. Dies war um so verdienstlicher, da der große Haushalt, dem sie selber vorstand, schon ihre ganze Thätigkeit forderte; um so mehr jetzt, da das Gut von täglichen Durchmärschen und Einquartierungen geplagt wurde. Oft war das große Haus so besetzt, daß das Getümmel sogar bis in die abgelegene Krankenstube drang, und wenn selbst die Wärter sich oft ängsteten, so ging dem Betäubten wenigstens für jetzt alle diese Unruhe unbewußt vorüber. Die Töchter des Hauses, so wie der Vater, sahen den Leidenden oft, den sie für ein Mitglied ihrer Familie hielten; aber manche gerngesehene Besuche aus der Nachbarschaft, so wie Reisende, am meisten aber die unwillkommenen Gäste störten und schwächten die Theilnahme, die sich für den Kranken ohne diese Umstände noch stärker würde ausgesprochen haben.

Der erste Schnee fiel wieder. Der Arzt und die Gräfin waren nebst der Wärterin und einem alten Diener in der Krankenstube zugegen. Da erhob sich der Kranke plötzlich im Bett, setzte sich aufrecht, betrachtete die Umstehenden, und schaute dann nach dem Fenster, das nur halb mit den Vorhängen verhüllt war. Ha! rief er aus: ist die Equipage noch nicht da? Ich fürchte, der Christoph wird mit der Bärenmütze und seinem Schafpelz ganz allein ankommen; aber sorgen Sie doch wenigstens für den edlen Unbekannten dort in seinem Stübchen — ich will ja gerne alles vergüten, Frau Wirthin.

Himmel! rief die Gräfin, er hat den Verstand verloren. Er phantasirt wohl nur, meinte der Arzt; doch da er den Puls des Kranken untersuchte, zweifelte er auch daran, und meinte, diese Reden entständen vielleicht nur durch Erinnerungen, die in Krankheiten oft plötzlich hervortreten, indessen andere, zwischen liegende Zustände auf lange wie verschüttet wären. So war es auch mit dem Patienten, der immer noch in jenem Gasthofe zu seyn glaubte, in welchem er im ersten Frühjahr die Nachricht von seinem Freunde Wildhausen erwartet hatte; vielleicht war es das Schneegestöber, welches gerade diese Momente wieder hervor rief. Der Arzt erklärte ihn übrigens für gerettet, und meinte, mit den zunehmenden Kräften würde das Gedächtniß auch wieder nach und nach zurückkehren.

Am folgenden Tage fand der Arzt den Kranken schon um vieles besser. Er konnte seine Erinnerungen schon deutlicher und sicherer verknüpfen; nur wie er hieher gekommen sei, unter welchen Umständen, dies blieb ihm noch völlig dunkel. Nächst dem Himmel, sagte der Arzt, haben Sie der verehrungswürdigen Gräfin Ihre Rettung zu danken; eine solche mütterliche Pflege vermag mehr als alle Aerzte. Die Gräfin kam wieder und leistete dem Patienten Gesellschaft, als der Doktor sich entfernt hatte. Sie freute sich, ihn gerettet, ihn selbst schon in der Besserung zu finden. Aber, rief Kronenberg, wie komm' ich nur hieher? Wie verdiene ich diese Güte? Wer sind Sie, Verehrte? Wie kann ich nur danken für alle diese Liebe?

Schweigen Sie, antwortete die Gräfin, der Arzt hat Ihnen das Reden noch strenge verboten. Können Sie Ihre Erinnerung denn immer noch nicht sammeln, daß wir Sie, theurer Vetter, schon seit lange erwarteten? Endlich schreiben uns entfernte Verwandte, welchen Tag Sie eintreffen werden; Sie erscheinen, und indem wir Ihnen schon die Arme entgegen strecken, wirft ein entsetzliches Schicksal Sie blutend, zertrümmert vor unsere Füße hin. Was wir dabei gelitten, können Sie ermessen — ich, mein Mann, alle meine Kinder, die wir uns so herzlich auf Ihre Bekanntschaft freuten. Von Cäcilien will ich gar schweigen.

Cäcilie? rief der Kranke, wie entsetzt; sie ist hier?

Wo sollte sie sonst seyn? fuhr die Gräfin fort. Doch, davon, wenn Sie besser sind. Das arme Mädchen hat unendlichen Kummer geduldet. Wie sonderbar, wie schmerzhaft haben wir uns müssen kennen lernen.

Durch öftere Besuche, sowohl vom Arzt wie von der Familie, konnte der Leidende sich endlich so viel zusammen setzen, daß man ihn für einen Baron Feldheim halte, den man an jenem Tage erwartet habe. Er mußte vermuthen, daß es ein Plan gewesen sei,

ihn mit der ältesten Tochter dieses gräflichen Hauses Werthheim zu verbinden. Er lernte nach und nach alle Mitglieder der Familie kennen, und als er sich schon wohler fühlte, besuchten ihn selbst die Töchter auf Augenblicke, und diese so wie die Söhne, fand er liebenswürdig; die Eltern mußte er verehren, aber eine selige Empfindung durchdrang ihn, wenn er auf Minuten Cäcilien erblickte; denn ihm war alsdann, als wenn sich eine himmlische Erscheinung seinem Lager nähere.

Die Krankheit machte es ihm unmöglich, viel über seine sonderbare Lage nachzudenken, noch weniger über sie zu sprechen; er ließ sich also schweigend alle Pflege und die herzliche Liebe gefallen, die ihm mit dem natürlichsten Ausdrucke entgegen gebracht wurde. In einsamen Stunden nahm er sich vor, den Irrthum, in welchem Alle befangen waren, aufzuklären, so wie er sich nur stärker fühlte; aber er schauderte schon jetzt vor diesem Augenblick, und ließ also im wohlthuenden Leichtsinn Stunden, Tage und Wochen hinschwinden. Wenn ihn sein Gewissen mahnte, so beschwichtigte er es mit der schwachen Ausrede, daß er diesen Zustand nicht herbei geführt, daß er den Irrthum nicht ersonnen, die Familie also auch nicht hintergangen habe.

O Cäcilie! sprach er in einer stillen Nacht zu sich selber; jetzt bist du gerächt, denn dieser Engel hier zerreißt mir Herz und Seele; ich kann nicht gesunden; ich kann nicht bleiben und nicht reisen. Ach welch ein armer, elender Mensch, wie nichtig bin ich doch Zeit meines Lebens gewesen! Kann nicht Reue, ernster Wille alles wieder gut machen? Ja, ich fühle neue Kräfte in meinem Innern erwachen; vielleicht ist mir noch nicht alles Heil verloren.

Mit den zunehmenden Kräften kehrte dem Kranken immer mehr die Erinnerung zurück. Er durfte es jetzt schon wagen, anfangs nur auf kurze Zeit, die Wohnzimmer und den Saal zu besuchen, in welchem die ganze Gesellschaft zu Zeiten versammelt war. Das erstemal war Kronenberg einer Ohnmacht nahe, als er bei den vielfachen Reden, unter den verschiedenartigen Gestalten, auch seinen Theil am Gespräch nehmen und durchführen sollte. Die Familie, welche er schon kannte, war zugegen; Cäcilie saß einsam an einem Fenster, und leuchtete ihm wieder wie eine Erscheinung entgegen; die zweite Tochter, blond und voll, und immer heiter, spielte mit einem alten, mürrischen Officier der Fremden Schach. Die Mutter erklärte dem Kranken, es geschähe hauptsächlich, um diesen bösen Menschen, der als Kommandant auf diesem Schlosse wohnte, in guter Laune zu erhalten. Die jüngste Tochter, Leonore, sprach mit einem jüngern, sehr höflichen, feinen Franzosen, und die beiden Brüder hatten sich dieser Gruppe ebenfalls zugesellt, um den Fremden von seinen Feldzügen erzählen zu hören. Die Mutter mit ihrer Arbeit beschäftigt, sprach mit einem Musiker, einem Freunde des Hauses, der oft zum Besuch hinkam und als geistreicher Freund, besonders in diesen bedrängten Zeiten, der Familie fast nothwendig geworden war. Der Vater ging ab und zu, und war oft im Gespräch mit einem stillen jungen Manne, einem entfernten Verwandten des Hauses, dem auch Cäcilie viele Aufmerksamkeit schenkte, indeß der Musiker ihn oft mit scheelen Blicken von der Seite betrachtete.

Natürlich gratulirten alle dem Genesenden, und die vielen Danksagungen, die Rührungen, die er erwiedern, die vielseitigen Theilnahmen, auch der ganz Fremden, die er beachten mußte, dies alles erschöpfte ihn so, daß er kaum zu diesen Anstrengungen die gehörigen Kräfte aufbieten konnte. Man bedachte nicht, daß es für den Schwachen die größte Aufmerksamkeit seyn würde, ihm Ruhe zu gönnen. Doch war alles leichter zu überstehen, als die Zärtlichkeit eines alten greisen Mannes, der nicht müde werden konnte, ihn zu umarmen, ihn gerührt und mit Thränen an seine Brust zu drücken, mit zitternder Stimme zu erzählen, wie sehr er an jenem Tage erschrocken sei. Er ward endlich fast mit Gewalt entfernt, und die Mutter sagte halb scherzend: Sie müssen meinem guten alten Bruder schon verzeihen; er macht freilich die Verwandtschaft etwas zu sehr geltend; man muß ihn bei seinem Alter schon gewähren lassen.

Als Kronenberg länger im Saale blieb, bemerkte er, durch Krankheit und lange Entfernung von den Menschen an allen Sinnen geschärft, daß der junge Verwandte, Emmerich, eine Leidenschaft für Cäcilien zu verbergen suche, und dies um so mehr, da der Musiker jeden seiner Blicke bewachte; Cäcilie schien dem Liebenden mit einer gewissen Aengstlichkeit auszuweichen, und ergriff die erste Gelegenheit, sich recht vertraut zum Kranken hinzusetzen, um viel und angelegentlich mit ihm zu sprechen. In diesem Gespräch entwickelte sie den Reiz eines schönen Gemüthes, die Rührung eines Herzens, das bis dahin noch keinen gefunden hatte, dem es ganz im vollen Vertrauen entgegen kommen konnte. Kronenberg fühlte sich beschämt, da er nicht begriff, wodurch er diesen Vorzug verdiene; aber doch war ihm im Leben noch nie so wohl geworden. Der jüngere Officier näherte sich ihnen ebenfalls, und sprach so freundlich zu Kronenberg, als wenn er diesen schon seit vielen Jahren gekannt hätte. Cäcilie nahm die erste Gelegenheit wahr, sich zu entfernen. Als sich hierauf der Musiker in das Gespräch mischte, und auf bittere Weise von den Mitgliedern der Familie sprach, ward Kronenberg ängstlich, und wünschte sich zu entfernen. Aber bald gewann alles eine andere Gestalt; denn Adjutanten sprengten vor das Schloß und meldeten, daß der Marschall auf seiner Reise für diese Nacht hier einkehren werde. Die Officiere gingen ihnen entgegen, der Herr des Hauses ward gerufen, Alles gerieth in Bewegung; und nach einiger Zeit erschien ein stattlicher Mann, der höflich und mit feiner Lebensart den Grafen und die Gräfin begrüßte, und diese, da schon angerichtet war, zur Tafel führte. Sein Betragen war so fein, daß er Niemand in Verlegenheit setzte; vielmehr fühlten sich alle behaglicher, als gewöhnlich, und alle waren in unbefangener Heiterkeit auch liebenswürdiger, als sonst. Nach aufgehobenem Tische benutzte Kronenberg die allgemeine Verwirrung, um sich unbemerkt wieder auf sein einsames Zimmer zurückzuziehn. Erschöpft warf er sich auf das Bett, und überdachte seinen sonderbaren Zustand. Noch niemals in seinem Leben war ihm so wohl und weh gewesen: ihm dünkte, er sei noch niemals mit Men-

schen umgegangen; alle seine bisherigen Bekannten und Feunde erschienen ihm nur als hohle Larven, die er nicht begriff, und die ihn nicht verstanden, bei denen es sich auch des Verständnisses nicht verlohnte. Glaubte er doch auch erst jetzt aus einem dumpfen Schlafe erwacht zu seyn, der bis dahin alle seine Sinne gefesselt hatte. Wenn ihm die Freundlichkeit der übrigen Menschen nur als eingelernte Grimasse erschien, so lernte er jetzt erst fühlen, was Vertrauen, Glauben und Liebe sei. Und doch, fuhr er in seinen Betrachtungen fort, ist es vielleicht nur eine kranke Stimmung, die mir die Dinge in diesem Lichte zeigt und eine künftige Gewöhnlichkeit wird mich wohl wieder eines andern belehren, und hofmeisternd meinen jetzigen Zustand Ueberspannung schelten. Und kann ich denn diese zarte Liebe, dieses holde Entgegenkommen mir aneignen? Gilt es denn nicht vielmehr einer erlogenen Maske, einem unbekannten Fremden? Wie qualvoll ist mein Zustand, daß ich nicht der seyn darf, der ich seit dem Erwachen meiner bessern Kräfte seyn möchte.

Indem er so mit sich selber schalt, und eine Wehmuth sich seines ganzes Wesens bemächtigte, hörte er leise an seiner Thür, die er verschlossen hatte, rascheln. Nicht lange, so ward ein Schlüssel umgedreht, vorsichtig, aber doch mit einigem Geräusch, und sie öffnete sich. Kronenberg, von einem Schirme verdeckt, konnte das ganze Gemach überschauen. Der alte Verwandte, der ihm heut mit seiner Zärtlichkeit so lästig gefallen war, trat leise herein. Nun ist er doch einmal in der Gesellschaft, flüsterte er für sich. Er sah sich behutsam um; dann ging er an den Schrank, öffnete die Schubladen, und kramte in der Wäsche und den wenigen Büchern. Der Mantelsack, der im Winkel lag, entging seiner Aufmerksamkeit nicht; aber diesen fand er leer. Er hat auch, sprach er wieder zu sich selber, verdammt wenig Sachen bei sich: hätte mein Schwager nicht sein Geld aufgehoben, so könnte man ihn für einen armen Schlucker halten. Und keine Brieftasche! keine Papiere! keine Schatouille! Er wiederholte seine Nachforschung, und da er wirklich nichts weiter entdecken konnte, entfernte er sich mit einem unzufriednen Gemurmel. — Kronenberg, der mit stummem Erstaunen diesen unvermutheten Besuch angesehen hatte, dachte noch lange über dessen Bedeutung nach, bis ihn endlich ein wohlthätiger Schlummer von diesen, so wie allen übrigen Betrachtungen befreite.

Am folgenden Morgen traf Kronenberg den Musiker allein im Saal. Er konnte sich nicht enthalten, ihm die gestrige sonderbare Begebenheit mitzutheilen. O, rief jener aus, über dergleichen müssen Sie sich gar nicht wundern, denn das kann Ihnen noch oft begegnen. Dieser alte Baron Mannlich, der Bruder der Gräfin, hat in seinem Müßiggange, der ihm Langeweile macht, nicht eher geruht, bis er sich einen Hauptschlüssel zuwege gebracht hat; wie er die Gäste des Hauses spricht, so hält er es auch für nothwendig, ihr Zimmer, wenn sie nicht zugegen sind, genau zu untersuchen. Und Gnade dem, der irgend Papiere und Briefe umher liegen läßt! denn er nimmt sie mit, um sie zu studieren und gelegentlich zu verlieren, oder sich die dunklen Stellen vom Schulmeister erklären zu lassen. Auf elegante Kleinigkeiten, wie Nadelbüchsen, Scheeren, Riechfläschchen macht er ordentlich Jagd, und hat davon schon wirklich ein Arsenal angelegt, aus welchem er manchmal bedürftige Kammerjungfern unterstützt, um sich ihrer Dankbarkeit zu erfreuen.

Kronenberg mußte lachen. Der Name Mannlich schien ihm bekannt, doch konnte er sich nicht erinnern, wo er ihm vorgekommen sei. Der Musiker, welcher einmal ins Sprechen gerathen war, fuhr, auch unaufgefordert, in seiner Schilderung der Familie fort. Sie, mein Herr von Feldheim, sagte er mit bitterm Ausdrucke, haben den Weg gefunden, sich der Liebe der Gräfin, wenn sie auch nicht ihr Verwandter wären, auf ewig zu versichern. Wo die alte gute Dame nur pflegen und wohlthun kann, da ist sie in ihrem Elemente; sie spielt so gern den Doktor, und da ich ihre Leidenschaft kenne, so fingire ich zu Zeiten eine Unpäßlichkeit, vorzüglich nach einem kleinen Gezänk (denn sie kann mich eigentlich nicht leiden), um mich nur wieder in Gunst zu setzen. Aber freilich, so mit ganz eingeschlagenem Kopf, unter einem zerschmetterten Pferde todt und ohnmächtig liegen, aus Stirn, Nase und Auge bluten, heißt die Sache ins Große spielen; und dagegen nehmen sich meine kleine Hülfsbedürftigkeiten armselig aus.

Es scheint mir grausam, sagte Kronenberg empfindlich, diesen schönen Trieb ins Lächerliche ziehn zu wollen.

So? antwortete der Musikus: Sie sind wohl auch human, empfindsam und sentimental? Lassen Sie sich von aller Welt kuriren und verweichlichen, ich habe gar nichts dagegen; ich sag ja nur, Ihr Auftritt hier im Hause, oder Ihr Hereinfall in die Familie, war eben durch diesen Unfall auffallend genug, und die Gräfin genoß, trotz ihres Schrecks, die Freude, alle ihre Künste an Ihrem Leichname entwickeln zu können. Sie möchte die Töchter auch gern zu Wohlthäterinnen erziehn — die halten es aber mehr mit den gesunden Männern, und bei denen haben Sie sich durch Ihre Krankheit nicht so sehr empfohlen. Die beiden jüngern Gräfinnen sind voll Uebermuth und Schalkheit, gefallen sich nur, wenn sie andern gefallen, und schonen mit ihren Reizen weder Feind noch Freund. Welch Lamentiren, welch Schelten, welch patriotisches Verzweifeln, als die Schlacht verloren war! Sie wollten bis Norwegen und Grönland flüchten, um nur keinem von diesen verruchten Feinden in sein undeutsches Auge sehen zu müssen. Und jetzt! Sidonchen gefällt sich außerordentlich in der Gesellschaft des jungen freundlichen Majors; sie nimmt alle seine Huldigungen mit Freuden an, und ist verdrüßlich, wenn sie ihn einen Tag nicht sieht. Und die kleine Leonore hilft ihrer verständigen Schwester treulich, den liebenswürdigen tapfern Mann bewundern. Wenn wir Musik machen, geschieht es eigentlich nur seinetwegen; seine Favoritstücke, die gemeiniglich die schlechtesten sind, müssen vorgetragen werden; er schmeichelt und lügt, und sie verehren, heucheln und bewundern. Das ist so der Lauf der Welt.

Aber der Vater? Unmöglich kann er ein solches Verhältniß gern sehn.

Es ist auch nichts Ernsthaftes, erwiederte jener. — Die liebe, leidige, beseligende Coquetterie, das, was bei den meisten Mädchen das Glück ihrer Jugend macht! Und der alte Herr ist so gut und brav, so

ohne Arg, daß er nur heiter ist, wenn seine Kinder gefallen. Er hat seinen Zorn gegen die Franzosen, die er nicht begreift, auch bei Seite packen müssen, und sucht wieder seine feinen Redensarten hervor, die er seit lange vergessen hatte. Er kann es aber doch nicht lassen, jede Einquartierung mit seinen deutschen Drohungen und der Schilderung unserer Tapferkeit zu erschrecken, die ihn immer heimlich oder öffentlich vorlacht. Darum ist auch jener Tückmäuser, der blasse Anverwandte, sein Liebling, weil der manchmal den Dämpfer vom Instrument nimmt, und in recht lauten und heroischen Tönen seinem Widerwillen Luft macht. Der prophezeit uns allen, und dem Fremden zugleich, sehr oft den Fall Frankreichs und das Wiedererwachen unserer Nation. Der junge Major Duplessis lacht nur darüber, aber der alte mürrische Kapitän Liancourt runzelt oft gewaltig die Stirn, und zwischen ihm und Emmerich wird es gewiß einmal etwas geben; auch wäre es wohl schon geschehn, wenn der älteste Sohn, Konrad, nicht so oft mit dem Franzosen auf die Jagd ginge, und der jüngste, Anton, nicht mit ihm auf seine läppische Weise schäckerte. Die jungen Herren konnten auch erst nicht Haß genug gegen die Feinde in allen Winkeln ihres Wesens auftreiben, und nun sind ihnen diese, und täglich neue Besuche, so nothwendig, daß sie ohne sie vor Langeweile nicht aus noch ein wüßten.

Sie haben nun, sagte Kronenberg, die ganze Familie charakterisirt und nicht mit liebevoller Hand gezeichnet; nur Cäcilien erwähnten Sie nicht.

Weil diese gar nicht zu den andern gehört! rief der Musikus bewegt und zornig aus: weil dieses alberne Wesen, die gar nicht weiß, was sie will, wie eine Erscheinung aus dem dritten Himmel ist. Sie sieht und hört nicht, was um sie vorgeht, sie liebt und haßt nicht, sie ist zu schön, so daß man verzweifeln möchte, und sie weiß von ihrer Schönheit so wenig Gebrauch zu machen, daß sie wie ein einfältiges Kind herumwandelt. Ei, dieses Wesen, diese Augen, diese Stimme, — ja, das Herz könnte sie mir umwenden und einen andern Menschen aus mir machen. Aber Liebe? — nein, sie läßt sich nicht träumen, daß es dergleichen geben könne, wenn nicht in ihrem innersten Herzen eine dumme Verehrung für jenen ernsthaften und langweiligen Vetter wohnt, dem ich wünschte, daß er noch schlimmer da draußen gegen den Brunnen stürzen möchte, um niemals wieder aufzustehn.

Mit wilden Geberden rannte der grimmige Mensch fort, und Kronenberg fühlte, wie bei der letzten Aeußerung ein empfindlicher Schmerz durch seinen Busen zuckte. Er fürchtete, daß Cäcilie wohl schon lieben könne, vielleicht ohne es zu wissen, und ein Gefühl von Verzweiflung tauchte in ihm auf; seine Nichtigkeit ergriff ihn, und er sehnte sich fort in die Weite, ja in den Tod, um nur diese Bedrängniß von sich zu schütteln. Der alte Graf Werthheim überraschte ihn und störte seine Gedanken. Er erzählte vom Marschall, dessen Erscheinung ihm in dieser traurigen Zeit eine reine Freude gewährt hatte. Dieser schon bejahrte Mann hatte das Unglück des Landes empfunden, und eben so mild als verständig über die neuesten Begebenheiten gesprochen. Der Graf war gerührt, daß er bei Feinden gewissermaßen mehr Trost finde, als so oft bei Eingebornen, ja nahe Befreundeten; denn seine eignen Söhne waren, wie er klagte, nur selten, vom Geschwätz jenes Musikers verleitet, mit ihm einig. Denn es giebt Güter, die sich oft, eben weil sie unsichtbar und die höchsten sind, der Schätzung der Menge entziehn; dagegen diese gewöhnlichen Menschen so oft andere erringen wollen, deren Werth sie viel zu hoch anschlagen, weil ihr Inhalt namhaft gemacht werden kann, und ihre äußere Erscheinung mit blendendem Glanze auftritt. Dieses stille Glück, diese ächte Deutschheit war es, welche der Graf so oft vertheidigen mußte, und sich immer, trotz des stärkeren Beistandes seines Verwandten, nur schwach fühlte, und gewöhnlich aus dem Felde geschlagen wurde, wenn man ihm gegenüber den Ruhm der großen Nation, ihre Eroberungen, ihre politische und militärische Ausbildung, ihre Gerichtsverfassung und alles das, was die Bewunderung der neuesten Zeiten erregt hat, entgegen setzte. Es schien, daß er und der Marschall, der nur wenige Meilen davon, und wie man glaubte, auf länger seinen Sitz aufgeschlagen hatte, sich in wirklicher Freundschaft gefunden und erkannt hatten. Der alte Mann erzählte nicht ohne Bewegung, wie auch Kronenberg, dessen Krankheit und Gesicht, vorzüglich aber seine verständigen, wenn auch nur wenigen Worte, den Heerführer innig interessirt hätten. Es war die Aussicht, daß man ihn öfter sehn würde, und damit die Hoffnung gewonnen, daß Officiere wie Soldaten sich in diesem Distrikte gut würden betragen müssen.

Die Gesellschaft versammelte sich wieder zu Musik und Spiel; Kronenberg beobachtete noch aufmerksamer den melankolischen Verwandten, wie ihn der Musikus nannte, und es blieb ihm nicht zweifelhaft, daß er Cäcilien liebe, auch sie schien ihm geneigter, wie allen Uebrigen. Mit bittern Gefühlen zog sich der Kranke auf sein einsames Lager zurück.

Kronenberg erfreute sich bald einer bessern Gesundheit, und seine gänzliche Wiederherstellung schien nicht mehr entfernt. In der Zerstreuung, in welcher er lebte, fand er nur selten einige Minuten, um über seinen Zustand nachzudenken. Die politischen Begebenheiten, an welchen die Familie natürlich das lebhafteste Interesse nahm, die Durchmärsche, die mannichfaltigen Charaktere, die im Hause auftraten, die Besorgnisse, welche sie oft erregten, so wie die Vermittelungen, welche immer wieder nothwendig wurden — alles Dinge, an welchen Kronenberg seinen Theil nehmen mußte, ließen ihm so schnell Wochen und Monden verfließen, daß er in der Verwirrung und Betäubung kaum noch seiner früheren Vorsätze gedachte. Dazu kamen, um das bewegte Leben zu vermehren, Konzerte, an denen oft die benachbarten Familien Theil nahmen, Vorlesungen, in welchen Kronenberg in der Regel sich hören ließ, Spazierfahrten und Besuche bei auswärtigen Befreundeten. War er einmal von der größern Gesellschaft entfernt, so beschäftigte ihn der geistreiche Musikus, mit dem er sich mehr, als er anfangs denken konnte, versöhnt hatte. Vertrauter aber war er mit den beiden Franzosen, vorzüglich mit dem jüngern, dessen freundliche, geschmeidige Höflichkeit ihn völlig bezauberte. Er konnte der Art, wie die-

ser Fremde ihm seine Hochachtung bezeigte, wie er sein Vertrauen suchte, und der Herzlichkeit, mit welcher er seine Freundschaft erwiederte, unmöglich widerstehen. Auch Cäcilien war er viel näher gekommen; in manchen Augenblicken glaubte er sich von ihr geliebt; sah er aber dann wieder, wie sie in andern Stunden sich mißtrauisch von ihm zurück zog, wie ängstlich sie ihn vermied, wie fremd sie seine leidenschaftliche Anrede erwiederte, so glaubte er, sich zu täuschen, und eine unglückliche Stimmung bemächtigte sich seiner, in welcher er gegen alle Welt, am meisten gegen den zurückgezogenen Emmerich, ungerecht war, der ihm als die verhaßte Ursache von Cäciliens verändertem Benehmen erschien. So sehr aber dieser das Fräulein lieben mochte, so war sein Charakter dem des Verstimmten völlig unähnlich; denn er blieb auch gegen Kronenberg freundlich, und antwortete selten auf die Bitterkeiten, die er oft von diesem und noch öfter von dem gallsüchtigen Musikus anzuhören bekam.

Die Eltern, wie es arglosen Menschen oft zu gehen pflegt, bemerkten von allen diesen Verhältnissen wenig oder nichts. Den Vater schien es zu kränken, daß sein junger Freund, dem er zugethan war, mit den Feinden seines Vaterlandes in ein vertrauliches Verhältniß trat, und oft Gesinnungen zu äußern schien, die er undeutsch nennen mußte.

An einem Nachmittage hatten sich die Frauen entfernt, und so sehr es sonst der Graf vermied, fiel unter den Männern das Gespräch dennoch auf die Politik. Vor kurzem war der letzte Hoffnungsschimmer erloschen, und als der Vater seufzend klagte: jetzt sind wir, und mit uns ganz Deutschland, völlig verloren! rief der Musikus in seinem bittern Humor plötzlich aus: Verloren? Und was wäre denn daran noch zu verlieren gewesen? Was hattet Ihr Deutsche denn noch, das euch zu Deutschen, zu einem Volke machen konnte? Die innere Entzweiung hat schon längst alle eure Kräfte gebrochen, und jedes National-Interesse, jede großartige Verbindung unmöglich gemacht. Je mehr jede Provinz, jedes Ländchen sich isolirte und vom allgemeinen Bande löste, je mehr glaubten sie an Selbstständigkeit und Patriotismus gewonnen zu haben. Sie verschmachteten in engherziger Kleingeisterei, während einige Residenzen in nachgespielter feiner Lebensart, in nachgebeteten Phrasen diese Pfalbürger und ihren Sinn verspotteten. Die größeren Reiche belauerten einander neidisch, und hielten immer schadenfroh den Verlust des Nebenbuhlers für eigenen Gewinn. Längst schon war die Freiheit entflohn, der Sinn aus den leeren Formen der alten Verfassung entwichen, und die trübseligen Ruinen konnten höchstens nur noch Geist und Aufschwung hemmen und lähmen. Nie hat auch der Deutsche selbstständig seyn wollen; man lasse ihm seine Kindereien, seine Rechthaberei, und er wird gerade in der Unterdrückung, wenn es dem Nachbar nur eben so schlimm ergeht, immer noch freudig mit dem Spielzeuge klappern und sich glücklich wähnen. Wird ihnen aber jetzt die klägliche Reichsstädterei, dieser Nürnberger Tand aus den Händen geschlagen; geht ein frischer Geist mit unwiderstehlicher Kraft durch alle ihre Länder, und zerreißt und verbindet, was noch nie vereinigt, was seit lange nicht getrennt war: so erwachen sie wohl, und huldigen unbesonnen einer neuen Gewalt, die dazu bestimmt scheint, Europa zu beherrschen. Ja gezwungen werden sie, statt des kleinstädtischen Provinz-Eigensinnes einen europäischen großartigen Geist in sich zu bilden. Wie viel Gut gewinnen sie also, gegen den scheinbaren Verlust armseliger Schatten. Steht es nicht zu hoffen, daß unter fremder Herrschaft sich erst das erzeugen möchte, was man deutsch, national, eigenthümlich nennen dürfte? War es ja doch nur bis jetzt die Bücherwelt, die die Verlassenen ihre Literatur nennen wollen, welche bisher ein gewisses Einverständniß unter den mancherlei Gebräuchen, Stämmen, Sekten und Religionen, Dialekten und gegenseitigen Befeindungen aufweisen konnte. Mögen sie diese doch nun zu etwas Edlem, Richtigem ausarbeiten, zu einer Gestalt vollenden, die sie mit einigem Vertrauen ihren Nachkommen überliefern dürfen. Vielleicht, ja wahrscheinlich, waren es die verschiedenartigen Verfassungen, alle die Ueberreste aus dunkeln Jahrhunderten, die das Reifen dieser Frucht bisher unmöglich gemacht. Besser, daß diese große Erschütterung, der die Welt nicht mehr ausweichen kann, uns von einer fremden gebildeten Nation mitgetheilt werde, die große Erfahrungen gemacht und überwunden, von einem Manne, vor dem sich zu beugen keine Schande ist, als daß diese Begebenheit aus der Verworrenheit der Menge, aus dem blinden Drangsal, aus der Schlaffheit hervorgehe. Kunst und Wissenschaft, Philosophie und Poesie, auf welche die Deutschen so viel eitel sind, mögen nun ihre Schwingen entfalten, und den Flug um so höher richten, als sie nicht mehr gegen hemmende Politik und vielfältige bürgerliche Einrichtungen zu kämpfen haben. Die Freiheit der Presse ist wenigstens das erste Gut, auf welches wir mit Gewißheit rechnen dürfen. Alle die armen Journalisten, die bisher nur matt und leise dieses und jenes durften ahnden lassen, wenigstens lispeln, sie dürfen jetzt die Trompete nehmen, und das von den Dächern verkündigen, was etwa nur noch in den vertrautesten Kreisen geflüstert wurde. Erst durch diese kann eine öffentliche Meinung in Deutschland geboren werden; und auch diese Kunst oder dieses Handwerk, durch Journale und Zeitungen Gesinnungen zu verbreiten, müssen wir erst von den Franzosen und hauptsächlich von den Engländern lernen. So lange es bei uns noch ganze Dörfer giebt, die weder lesen mögen noch können, ist es immer, als ob man von einem Gespenste rede, wenn man von der deutschen Literatur spricht. Ueberlege ich also unbefangen und in größerem Sinne das, was uns jetzt zugestoßen ist, so wage ich es zu behaupten, daß unser Verlust mit einem Mikroskop muß aufgesucht werden, daß unser Gewinn aber etwas Unermeßliches sei.

Der Franzose lächelte selbstgefällig. Kronenberg schwieg nachdenkend, und betrachtete den Grafen, der sich voll Verdruß auf die Lippen biß; der finstre Liancourt machte eine Miene, aus der man so wenig Beifall als Unzufriedenheit lesen konnte; und da Alle schwiegen, machte der Redner eben Anstalt, in seiner Abhandlung fortzufahren, als Emmerich, glühend roth im Gesicht und mit glänzenden Augen, in diese Worte ausbrach:

Wie, Literatur, Kunst und Poesie könnten ohne

Vaterland da seyn? Ohne dieses Grundgefühl, welches diesen Blüthen erst Klima und Wärme verleihen muß? So leicht wollte ich glauben, daß der starre Leichnam eines Greises wieder zur Jugendfrische und allen Leidenschaften belebt werden könnte. Man kann noch fragen, was wir verloren haben? Nicht dieses und jenes, sondern alles; und daß es Deutsche giebt, die so fragen können, die mit sophistischer Ueberweisheit jene hohen, einzig hohen Güter verkennen und verschmähen, dies ist das Elend unserer Tage; daran sind wir zu Grunde gegangen. Geblendet vom Glanz ausländischer Herrlichkeit strebten wir nach Dingen, die uns nicht aneignen, die keine Güter, kein Glück für uns sind, und lernten die Gaben, das wahre Glück, die einheimische Trefflichkeit verschmähen, die uns ein gütiges Schicksal noch gegönnt und gelassen hatte. Wenn dieses Glück, diese Freiheit, die sich nicht in Zahlen, nicht in geschriebenen Paragraphen aufweisen läßt, einmal ganz verscherzt seyn wird, dann werden wir an ihrem Grabmal erst wissen, was wir besessen haben. Und jetzt, durch diesen ungeheuern Schlag, sollte eine Freiheit, auch die kleinste nur, errungen werden können? das wenigstens, was man die Freiheit der Presse nennt? O, wir werden sehen, wie alle unsre Zeitungen, wie alle Flugblätter, die so oft die Miene der Freiheit angenommen haben, dem Sieger huldigen; wie dieselben Menschen, die bitter und ungerecht gegen ihre angebornen Fürsten waren, nun schmeichelnd im Staube kriechen. Freiheit! welch großes, schönes Wort! Welch edles Herz möchte nicht für dieses kostbare Gut erglühen! Nur wahre sich der Bessere, wenn er das Höchste zu vertheidigen strebt, nicht aus mißverstandenem Eifer sich denen beizugesellen, die ohne Staat und Vaterland, Diener des Augenblicks und der bethörten Menge, dies heilige Wort in ihren Fahnen führen, um ihrem Groll, ihrem Haß der Obrigkeit, ihrer Zerstörungswuth Bahn zu brechen. Drücken uns Mängel, bedarf der Staat neuer Kräfte, so erwecke man diese, man heile jene, aber auf dem gesetzlichen Wege; warne, unterrichte derjenige, der sich dazu berufen fühlt, und zeige in verständigen Schriften, daß er sein Vaterland kennt und liebt, daß er es verdient, Staatsmännern und dem Monarchen als Rathgeber, der Menschheit selbst als Wohlthäter zu erscheinen. Aber wie, den Journalen, den Zeitungen und Tagesblättern sollen wir dieses Palladium anvertrauen? Diese Krankheit wünscht man uns als Gewinn, daß sie sich allgemein verbreite, an welcher England vielleicht einmal verbluten muß, und gern die größten Opfer brächte, wenn es diese Preßfreiheit hemmen könnte? Wie gutmüthig sorgen die Regierungen doch, daß auch der ärmste Unterthan schreiben und lesen lerne, wähnend, daß dieses nur Kennzeichen der Bildung des gemeinen Mannes sei; wie arbeiten sie sorgfältig, damit er nur ja in Zukunft alle die ungerechten und oft hämischen Angriffe erfahre, die die besten Bemühungen der Regenten erleiden müssen. Man sehe nur jene englischen Zeitungen an, wenn man mich der Uebertreibung beschuldigt, die für den Landmann, ja für den Pöbel der Provinzen berechnet sind, und wahrlich nicht Belehrung, Zurechtweisung, edlen Freiheitssinn enthalten, sondern nur immer wieder die verderblichen Funken ausstreuen, ob denn nicht einer einmal zum Mordbrand aufschlage. Und brauche ich denn jenseit des Meeres nach Beispielen zu suchen? Liegen sie uns nicht näher, wenn auch vielleicht nicht ganz so bösartig? Welche Masse von seichtem Raisonnement, welche elenden Deklamationen, welcher unberufene und unsinnige Haß gegen jede Obrigkeit hat sich bei uns seit dieser unseligen Revolution gesammelt und ausgesprochen! Welche unmenschliche Schadenfreude über das unerhörteste Unglück, welche Gleichgültigkeit bei den schrecklichsten Begebenheiten! Vorzeit und Gegenwart möchten die Schreier eben so unphilosophisch als unhistorisch in den Abgrund werfen und vernichten, um nur ihre chimärische Zukunft, die tyrannische Oberherrschaft ihrer Grillen zu begründen. Sie zürnen in ihrem Freiheitseifer, wenn der Despotismus Heinrichs, des deutschen Kaisers, von einem kräftigen Papst gebrochen wird, der in jenem Zeitalter Freiheit fester gründete, als sie zu träumen vermögen; sie finden es aber ganz in der Ordnung, wenn Ludwig der Märtyrer von einem verruchten Revolutions-Tribunal gemißhandelt wird. Bis jetzt war es anders bei uns, als in Frankreich und England, und unser Volk darf stolz darauf seyn. Fast seit zwanzig Jahren ertönen diese Grundsätze durch unsre Gebirge und Fluren, die Heere des Feindes sind fast eben so viele Jahre abwechselnd die Beherrscher verschiedener Provinzen; und wo ist ein Land, ein Stamm, eine Stadt, ja, ich möchte sagen ein Dorf, zu nennen, die ihrem angebornen Fürsten treulos geworden wären? Nein, fester sind die Bande gezogen, inniger ist diese Liebe entzündet. Was haben sie gelitten, die Aermsten, und mit welchem Jauchzen haben sie ihre Fürsten wieder begrüßt! Nein, das können die deutschen Herrscher auch nie vergessen, nie diese Hingebung, diese Opfer, diese unwandelbare Treue (die sich immer bewähren wird) mit Undank erwiedern. Nie werden sie in den Irrthum verfallen, die Stimmen jener Blätter mit der Stimme ihres Volkes zu verwechseln.

Mithin, warf der Musiker ein, wird die jetzige große Begebenheit ohne allen Nutzen seyn?

Der Himmel hat sie zugelassen, antwortete Emmerich, und aus dem tiefsten Elende blitzt mir eine Hoffnung entgegen. Wir werden alle zur Erkenntniß kommen; wir werden uns vereinigen, ein wahrer Nationalsinn wird und muß erwachen, und alle Provinzen brüderlich verbinden. Vielleicht fällt dann einmal ein Glück, ein ungeheures Schicksal vom Himmel, und eine allgemeine Flamme lodert über Berg und Flur, ein Freiheitsruf ertönt durch alle Gauen, ein Fürstenwort erklingt durch alle Wälder, und nun versammelt sich Jung und Alt um die vielgeliebten Regenten, und es gelingt vielleicht durch des Himmels Gnade, was jetzt unmöglich scheint.

Sie werden zum Propheten! sagte der Musikus hämisch: in jener goldnen Zeit werden Sie sich dann ohne Zweifel niedersetzen, und ein Journal oder Wochenblatt in einem ganz entgegengesetzten Sinne herausgeben, jedes Gebrechen loben, den Ministern schmeicheln, das Mittelalter zurückwünschen, und den Despotismus predigen.

Nein! rief Emmerich lebhaft aus, wenn ich dann noch athme und mich bewegen kann, so nehme ich eine Muskete auf die Schulter, und trete mit dem ärmsten und niedrigsten meiner Brüder in Reihe und Glied.

Er konnte seine Rührung nicht verbergen, und entfernte sich schnell; der Graf folgte seinem Lieblinge, erschrocken über das, was er auszusprechen gewagt hatte. Der Musikus schickte beiden ein lautes Gelächter nach, in welches der heitere Duplessis einstimmte; Liancourt aber stand auf, und sagte: beim Himmel! giebt es noch viele solche Menschen in Deutschland, so können wir hier noch einmal einen harten Stand haben. Er hat uns gesagt, was wir eigentlich nicht hören durften; aber er ist jung und brav, und wir sind hier Gäste und keine Spione. Ich kann die Dinge nicht ganz so sehn, wie er, und über dieses Kapitel ließe sich noch vieles sagen, manches näher erörtern, anderes beschränken. Wo aber eine Gesinnung aus dem Vollen geht, da hat sie auf ihre Weise immer Recht. — Er ging hinaus, und hörte kaum auf die Scherze, die Duplessis ihm nachrief. Jetzt entfernte sich auch der Musikus, und Duplessis sagte zu Kronenberg, mit dem er sich jetzt allein befand: auf diese Weise, wie es dieser verstimmte Jüngling sich träumt, geht es weder jetzt, noch in der Zukunft; aber meine Imagination hat die ganze Nacht das verarbeitet, was Sie mir gestern und vorgestern eröffneten. Sie kennen meinen Haß gegen die jetzige Verfassung meines Vaterlandes, gegen den Mann, dem wir alle als unserm sogenanten Kaiser demüthig huldigen müssen; er vergeudet unsere besten Kräfte, und dankt uns kaum dafür; sein Ehrgeiz verpraßt das ungeheure Erbtheil, das er aus den blutigen Händen des Aufruhrs empfangen; und er ruht nicht eher, bis er sich und zugleich uns alle zerschmettert hat.

Kronenberg antwortete: wenn wir einmal wieder allein und ungestört auf ihrem Zimmer sind, sollen Sie eine deutlichere Einsicht in jenen großen Plan haben, von dem Ihnen einige Erörterungen kaum noch einen fernen Anblick gewähren können. Durch ganz Deutschland, ja wohl noch weiter, zieht sich diese große Verbindung; die Brüder kennen sich und verstehen sich durch Zeichen, Schrift und Rede, die jedem andern unverdächtig sind. Wenn alles reif ist, so wird von allen Seiten das Ungeheuere hervortreten und mit vielen, aber sichern Schlägen die Gestalt der Welt verändern.

Und wer lenkt, fragte Jener, diese weitverschlungene Verbindung?

Man hat, sagte Kronenberg, trotz meiner Jugend, viel Vertrauen in mich gesetzt, daß ich mich wohl ohne Eitelkeit einen der Regierenden nennen darf. Ich habe jetzt einen großen Theil von Deutschland gesehn, und die Reise hieher benutzt, neue Fäden anzuknüpfen, neue, bedeutende Mitglieder anzuwerben, und mich den obersten Häuptern bekannt zu machen. Jetzt nur hat meine unversehene Krankheit so manches gehindert, wenigstens verzögert; ich konnte nicht schreiben — man wußte nicht, wo ich war.

Ist der Graf in Ihrem Bunde?

Nein, er ist, wie seine Söhne, viel zu schwach, um Theil zu nehmen; seichte Schwärmer, wie jener Emmerich, könnten uns nur schaden.

Können Sie mir aber nicht einige der größten Häupter namhaft machen, damit ich der Sache noch mehr vertraue? denn vornehme, wichtige Leute müssen doch, wie sie selbst sagen, Mitglieder seyn.

Nicht heut! erwiederte Kronenberg; binnen kurzem sollen Sie alles erfahren, was ich selber weiß. Aber diese Aufstände, im Rücken der Armee, diese kleinen Corps, die sich hier in unserer Nähe formirt haben, sind schon ein Vorspiel.

Duplessis wurde von einer Ordonanz abgerufen, und bald nachher trat Emmerich wieder herein. Er schien etwas sagen zu wollen, und war doch verlegen. Endlich näherte er sich und faßte Kronenbergs Hand. Mein Theurer, fing er an, den ich so gern meinen Freund nennen möchte, — warum weichen Sie mir, und oft mit Verachtung, aus? — Kronenberg war verlegen. Sie vertrauen sich Menschen, fuhr jener fort, die es nicht verdienen, und entdecken ihnen vielleicht Dinge, die diese Fremden am wenigsten erfahren dürften. Ich zittre, wenn Ihnen etwas zustoßen sollte, und nicht bloß als Ihr Freund, sondern noch mehr als Freund des edelsten, schönsten und herrlichsten Wesens, das die Natur jemals erschaffen hat.

Wen meinen Sie? fragte Kronenberg.

Sollten Sie es nicht wissen, brauche ich Cäcilien noch zu nennen? Sie ängstet sich, daß sie Sie mit diesem langweiligen Fremden in so genauer Verbindung sehn muß; sie fürchtet davon die schlimmsten Folgen. Können Sie es denn über sich gewinnen, dieser holdseligen Erscheinung auch nur eine Secunde ihres Lebens zu trüben? Wär' ich so glücklich, wie Sie, welches Opfer wäre mir wohl zu groß? Und Sie können anstehn, daß ich es doch heraus sage — Ihre Eitelkeit etwas zu zähmen? Denn sie ist die Kette, wodurch dieser Mensch Sie bindet. Er bewundert Sie, er vergöttert Ihre Talente, er schmeichelt Ihnen. Ob es ihm Ernst ist, weiß ich nicht; daß er aus Absicht lüge, will ich nicht behaupten — aber ganz unwahrscheinlich ist es nicht.

Sie kränken mich! rief Kronenberg aus. Ich halte Duplessis für einen edeln Menschen; auch habe ich weiter keine Verbindung mit ihm, als wie sie täglich unter Gebildeten statt findet.

Sie wollen mich nicht verstehn, fuhr Emmerich etwas beleidigt fort; Sie weichen mir wieder aus, wie immer. Auch der Graf, der Sie wie ein Vater liebt, läßt Sie bitten, ja beschwören, vorsichtig zu seyn.

Aber ich begreife nicht, wie die ganze Familie plötzlich zu dieser unnöthigen Angst gekommen ist.

Lieber Feldheim, Sie wissen, mit welcher Sorgfalt der Graf jenes Buch aufhob, welches Sie mit sich führen, wie er es verbarg, weil nach dem Autor schon längst geheime Nachforschung geschieht. Sie forderten es zurück, und wir erstaunten, ja erschraken, als Sie es uns vertrauten, daß Sie der Verfasser seien. Die Verwunderung des Grafen ist freilich nicht größer, als seine Furcht, daß Ihr Talent Sie unglücklich machen könne. Aber heute früh, als er und ich den Duplessis besuchen, finden wir das Werk dort offenbar liegen; er nennt uns Sie als den Urheber; mit einem Schwall von Hyperbeln erhebt er die Vortrefflichkeit des Buchs, vergöttert Sie, und sagt mir, Sie hätten sich ihm unverholen entdeckt.

Kronenberg war auf einen Augenblick verlegen; doch faßte er sich bald, und sagte: ich ehre den Mann, und hielt ihn nicht für so geschwätzig. Doch sehe ich auch kein Unglück, da er sich nur Leuten vertraut hat, die schon um die Sache wußten.

Davon ist die Rede nicht, erwiederte Emmerich ernst; Sie sollten unsere treue Warnung mehr achten.

Lieber Freund, sagte Kronenberg mit einem geheimnißvollen Lächeln, Sie ängstigen sich um Kleinigkeiten. Ich wünschte, Sie könnten größeren Ansichten Raum geben, so würde ich Ihnen manches entdecken, was Ihr Herz erhöbe, und diese kleinliche Furcht auf immer verjagte. Darf ich zu Ihnen reden?

Emmerich trat einen Schritt zurück. Ist es möglich, rief er aus, indem er ihn scharf betrachtete; können Eitelkeit und Geheimnißkrämerei den Menschen so tief aushöhlen, daß er das schönste Glück, das vor ihm liegt, mit Füßen von sich stößt, um Wolkengebilden nachzulaufen? — O du arme Cäcilie! — Mit diesen Worten verließ er eilig das Zimmer.

Man hatte sich vorgesetzt, an einem freundlichen Tage in der Nachbarschaft einen Besuch zu machen. Da alle Fremden mit eingeladen waren, und außer den Offizieren noch andre Gäste im Hause wohnten, auch der Musikus und der vermeintliche Feldheim nicht fehlen durften: so wurden verschiedne Wagen gebraucht und eingerichtet, und die Gräfin, die gewöhnlich die Besorgung und Eintheilung der Gesellschaft über sich nahm, hatte an solchen Tagen viel zu rechnen und zu überlegen. Es war ihr daher nicht angenehm, als sie während ihrer Betrachtungen durch ein zu lautes Gespräch im Nebenzimmer gestört wurde, in welchem die Kammerjungfern, von denen einige mitfahren sollten, lachten und schrieen, und nur beruhigt wurden als der alte Baron Mannlich zu der Schwester in das Zimmer trat. Lieber Bruder, sagte die Gräfin, warum zeigst Du Deinen Gästen immer wieder von neuem diese Blöße, und giebst Veranlassung, über Dich zu scherzen? — Sei stille, flüsterte der alte Mann, es geschah zu Deinem und zu Aller Besten. — Zu meinem Besten? — Ich habe eben eine Untersuchung angestellt, die höchst wichtig war. Die Wäscherin ist drinnen, und da ich das eine Halstuch fortnehmen und Dir bringen will, rissen sie mir es wieder weg, und das war die ganze Unruhe. Aber die Sache selbst ist wichtig. Denke Dir alle Wäsche unsers Vetters, des jungen Feldheim, ist mit v. K. gezeichnet. Wie erklärst Du das?

Lieber Bruder, sagte die Gräfin, es ist höchst unschicklich, daß Du Dich immer in dergleichen Dinge mischest; vielleicht hast Du nicht recht gesehn, vielleicht — wer weiß, woher es kommt. Ich habe keine Zeit zu diesen wichtigen Betrachtungen.

Auf seinem Zimmer, fuhr der Alte fort, habe ich diesen silbernen Stift gefunden, auch v. K. gezeichnet. Meine Augen sind noch gut; sieh selber her, so kannst Du es erkennen. Ein Petschaft führt er gar nicht mit sich: kein Wappen! Ist das nicht unbegreiflich?

Du hast ja so oft gehört, sagte die Gräfin, daß ihm seine Brieftasche mit vielen andern Sachen ist entwendet worden.

Ich ruhe nicht, rief der Alte, bis ich weiß, wer er ist. Er hat noch keinen einzigen Brief bekommen, seit er hier ist — er hat noch keinem Menschen geschrieben. Ist das nicht unnatürlich?

Unnatürlich? bei dem jetzigen unsichern Postwesen? Und wer sollte er denn seyn, wenn er nicht unser Vetter wäre?

Neulich, fuhr der alte Mann fort, erzählte ich ihm ein Langes und Breites von meiner Tante Kugelmann, die er doch in seiner Familie oft muß haben nennen hören; sie ist berühmt, die Frau, und nach einer Stunde nannte er sie Baronesse Kegelfrau. Da ist mir der Verstand völlig still gestanden.

Die Gräfin lachte. — Daß ich in Halle studirt habe, war ihm eine ganze neue Sache. Nun, das weiß doch die ganze Welt, um wie viel mehr ein Vetter. Es war ihm auch was Neues, daß mein Bruder ein krummes Bein hat; den Mann in unserm Wappen hielt er vorgestern für einen Affen. Das alles geht mir so im Kopf herum, daß ich mich nicht zu lassen weiß. Darum muß ich Zerstreuung suchen.

Sei nur fertig, lieber Freund, sagte die Gräfin, denn wir fahren gleich, und Du richtest es immer so ein, daß wir warten müssen, und kennst doch die Ungeduld meines Mannes.

Nächstens muß er mir, rief der Alte, das Wappen der Feldheim erklären, und wenn's da auch hapert —

Du weißt ja, Lieber, daß die jetzige junge Welt auf dergleichen nicht sehr achtet.

Er wird doch kein verruchter Gotteslaügner seyn! rief der Alte im höchsten Zorne, und entfernte sich, mit den Füßen stampfend.

Als man zur Fahrt aufbrechen wollte, war lange ein Hin- und Herhandeln um die Plätze, und welche Kutsche früher, welche später abgehen könne. Kronenberg eilte noch einmal in den Saal, um ein entlehntes Buch wieder an seinen Platz zu stellen. Fast im nämlichen Augenblicke trat Cäcilie durch die andere Thür herein, um ihren Hut abzuholen, den sie hier vergessen hatte. Kronenberg bat um die Erlaubniß, sich zu ihr in den Wagen setzen zu dürfen; sie gewährte sie, im Fall es nicht der Einrichtung ihrer Mutter widerspreche. Im kleinen Hin- und Herstreiten verzögerten sie, und achteten nicht auf eine leise Bewegung, die sie an der Thüre hörten. Sie war verschlossen, als sie endlich hinaus gehen wollten; man wollte die zweite öffnen, sie widersetzte sich ebenfalls, und die dritte war in demselben Zustande. Kronenberg sah Cäcilien verlegen und erröthend an. O weh! rief diese, der böse, alte, zerstreute, wunderliche Onkel! Mit seinem Hauptschlüssel, den er immer bei sich führt, um sich mit allen Schlössern zu thun zu machen, hat er uns eingeriegelt! Und, sehn Sie, da fahren schon alle Wagen über das Feld im schnellsten Trabe hin!

Kronenberg wollte ein Fenster aufreißen, aber Cäcilie hielt ihn zurück, indem sie sagte: keine Uebereilung! Alle Bedienten sind mitgefahren und geritten; Verwalter und Gärtner, Brauer und ihre Hausgenossen sind so entfernt, vielleicht auch ausgegangen, daß wir sie nicht errufen können. Einen zufällig Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen, könnte nur dazu nutzen, den Schlosser aus dem nächsten Orte herbei zu holen; und welches Aufsehen, das ich durchaus nicht wünschen kann, würde die Begebenheit machen! denn einzuholen sind die Reisenden nicht wieder.

Eine sonderbare Lage, sagte Kronenberg.

Die wir nur so wenig wie möglich zur Geschichte der Provinz machen müssen, erwiederte Cäcilie; der Ort, wohin sie fahren, ist zwei Meilen von hier entfernt; sie können uns nicht früher, als dort, vermissen; senden sie auch in der größten Eile zurück, so braucht der Bote doch wieder zwei Stunden, und wir müssen also vier in Ruhe hier aushalten. Ob es dann noch der Mühe verlohnt, zu fahren, ist die Frage. Sie können wenigstens hinüber reiten. Also Geduld ist das, was wir am nöthigsten brauchen; fasten müssen wir auch. Setzen Sie sich also dorthin, und lassen Sie, lieber Vetter, uns mancherlei erzählen, uns vielleicht etwas vorlesen, oder spielen Sie dort auf dem Forte-Piano.

Kronenberg that es. Er war über diese seltsame Lage, in die er plötzlich gerathen war, so erstaunt, daß er selbst nicht wußte, wie er sich benehmen sollte. Konnte ein Liebender einen glücklicheren Zufall wünschen, als diesen, der ihm so viele Stunden eine ungestörte Einsamkeit vergönnte: dem Gegenstande seiner Leidenschaft alle seine Gefühle zu sagen, wozu ihm in dieser unruhigen Zeit immer noch die Gelegenheit gemangelt hatte? Eine Fee, fing er an, hat Sie, theure Cäcilie, in diese Gefangenschaft versetzt, damit Sie mich anhören sollen; damit Sie erfahren, wie ich von Ihnen denke.

Sie sollen auch wissen, wie ich von Ihnen denke, erwiederte sie. Vielleicht ist es möglich zu machen, daß wir uns verstehen. Und doch —

Wie? sollten Sie an meinen Empfindungen zweifeln können? Noch zweifeln, daß mein Glück oder Unglück an Ihren Lippen hängt?

Cäcilie ging sinnend im Zimmer auf und ab; dann setzte sie sich zu Kronenberg, und fragte: denken Sie sich denn auch bei diesen Worten etwas? oder sind es nur die hergebrachten Redensarten?

Sie kränken mich, Theuerste!

Nun ja, Vetter, ich will glauben, daß Sie mir gut, recht gut sind; ist das etwas Besonderes? das bin ich allen Menschen. Was höher als diese Freundschaft, dieses Wohlwollen steht, kann etwas Himmlisches, Ueberirrdisches seyn, aber auch wohl, so ahndet mir, etwas recht Böses; oder auch nur Schein, mit Lüge und Trug vermischt. Ach, die armen Menschen! sie wissen es ja oft selber nicht, wenn sie sich und andere hintergehen.

Kronenberg faßte ihre Hände; er ließ sich auf ein Knie nieder; er küßte die dargebotene Hand, und wiederholte seine Betheurungen. Wie erschrak er aber, als sie ihn plötzlich zurückstieß, wie entsetzt vor ihm floh, mit lautem Weinen und Schluchzen sich auf das Sopha setzte, und das Haupt trostlos in die Kissen verbarg. Lange konnte sie auf seine Ermunterungen, auf seine Bitten keine Antwort geben; die Stimme versagte ihr immer von neuem, und da auch er zu Thränen gerührt wurde, erhob sie sich endlich, wie noch stärker erschüttert, und rief: Feldheim! Vetter! Auch Thränen? Worüber?

Daß ich das Leben meines Lebens so trostlos sehen muß; daß ich verkannt werde.

Ach! Liebster! klagte sie: nein, ich, ich kenne Sie; von den Uebrigen mögen Sie vielleicht verkannt werden. Kann man den mißverstehen, den man liebt?

Sie lieben mich? O Cäcilie, ja, Du bist meine Gottheit! rief Kronenberg, und stürzte wieder zu ihren Füßen nieder. O, dann bin ich der Glücklichste der Menschen; dann sollst Du mit mir selig werden.

Elend, sagte sie mit schwerem Tone, werden wir beide seyn, vielleicht die Elendesten aller Menschen. Giebt es einen tiefern Jammer, ein kläglicheres Herzeleid, als lieben und nicht achten, eine, eine Seele auserwählen müssen, sich ihr ganz unbedingt hingeben wollen, und doch nicht vertrauen können? Zweifeln, wo uns der schönste Glaube erheiternd erfrischen müßte? In den Tempel gehen, um in erster Frühlingswärme, im neuen Gesundheitsgefühl nach Todesnächten Gott anzubeten, und auf dem Altar ein lügenhaftes Fratzenbild zu finden?

Kronenberg war vernichtet, und vermochte keine Antwort zu geben; denn jeder Gedanke versagte ihm. Sie konnte ungestört fortfahren: Wenn ich schon sonst von Dir reden hörte, wie malte meine neugierige Phantasie Dein Bildniß aus. Du solltest kommen. Die Stunde schlug, und das Entsetzlichste geschah; eine Begebenheit, schlimmer als Tod, ereignete sich vor meinen Augen. Ich kannte Dich nicht, nur meine Schmerzen um Dich. Wie ein Heiliger warst Du mir geworden. O, Himmel! wie wenig verstehen die Menschen, was Wohlthun ist! Sie belächeln oft meine theure Mutter. Ist sie Dir denn nicht auch Mutter, fast mehr als Mutter geworden? Zum zweitenmal bist Du durch sie da, und genießest des Lichtes und Deiner selbst. Ein Gegenstand freudiger Rührung, wehmüthiger Wonne war mir Dein Krankenlager. Dein Erwachen, Dein erster Blick, der in mein Auge traf, war wie ein Strahl des Himmels, wie ein Aufschauen aller Liebe, die durch alle Welten leuchtet und waltet. Ich sah Dich öfter, und mir war, als würde kein heller Tag, wenn ich nicht Deinen Blick gefühlt hatte. Schlief doch mein Auge noch, und war bewölkt, bis des Deinen brauner Glanz es erweckte. Ich hatte nun erst erfahren, was die Augen bedeuten. Ach! was schwatze, was fasele ich alles durch einander, ich armes Kind? Mit der zunehmenden Gesundheit, mit der verschwindenden Gefahr kamst Du mir immer näher: ich ward Dir inniger vertraut. Ich glaubte immer Deine Gedanken zu hören, und oft sprachst Du auch das, was ich eben gedacht hatte, wörtlich und buchstäblich so, nur alles in süßem Klang, in Feuer und Herzlichkeit getaucht. Ich wußte nur von Dir, und kaum noch, daß ich lebte, als nur in Dir. — — Und nun —!

Nun? O, halten Sie ein, Geliebteste! Nein, fahren Sie fort, sagen Sie mir Alles, zerschmettern Sie mich ganz.

Nun wieder wohl und gesund, sprechend und scherzend in der Menschenmenge, geliebt von uns Allen, geschmeichelt von Jedem; und, wenn ich hinzutrat, als wenn ich in einen tiefen Abgrund schauete, in eine unabsehliche Herzensleere und kalte Oede. Jeder fremde Ton, das unbekannteste Wesen stand Ihnen näher, war Ihnen mehr, als ich und mein Jammer. Ich schwindelte mit Entsetzen in diese Tiefe hinunter. Der kalte Schauer, der in früher Kindheit über mich kam, wenn ich meinen geliebten Wachspuppen nun endlich recht in die Augen von Glas schauen wollte, und einen Blick des Bewußtseyns erhaschen, kam über mich. In dem Wesen, das mein seyn sollte, dem ich schon ganz gehörte, Grauen und Finsterniß, Tod; aus ihm ein nichtiges Gespenst

blinzend und lachend, — und wandte ich von dort den Blick in die übrige Welt, die mir bis dahin so lieb gewesen war: kalte Trostlosigkeit des Grabes. Kein Mann kann diesen fürchterlichen Zustand ermessen und verstehen. Ich fühlte mich ganz, ganz verloren, und ohne alle Aussicht, mich jemals, oder irgend etwas zu gewinnen. Jede Sprache ist zu arm, das Entsetzen dieses Bewußtseyns auszusprechen. Alles war mir verständlicher, als der Eine; wie lieb, wie hold war Emmerichs Auge! wie vertraute ich seinem Herzen! wie edel erschien mir der finstre Lincourt! ja selbst Duplessis war mir näher, nur Du mir völlig entrückt; und doch war mein Herz wie durch einen gräßlichen Zauber gebunden und so oft ich strebte, es loszureißen, fühlte ich auch, daß die Fäden meines Lebens, ja die Fugen meines Geistes, möcht' ich fast sagen, brechen wollten.

Kronenberg war so heftig erschüttert, daß sein ganzer Körper zitterte. Sein Gesicht war leichenblaß, und keine Thräne drang aus dem starren, fast gebrochenen Auge.

O, des Jammers! fuhr Cäcilie klagend fort, — das ist also, mußt' ich zu mir selber sagen, das Glück der Liebe? Das ist es nun, womit die Menschen heucheln und spielen und in kläglicher Eitelkeit, in beweinenswürdiger Verblendung den Unsinn des Lebens, die Verzweiflung des Daseyns in Grimasse und Redensart, in abgeschmackten Selbstbetrug hinein retten, um nur das göttliche Angesicht der Wahrheit nicht zu erblicken? Und ich, Aermste! mußte nun unter Millionen erlesen seyn, Ernst damit machen zu wollen; mit einem Gefühl als sollte ich Stücke meines Körpers, Hand, Arm, das zerrissene Herz als Karten ausspielen, um die andern Mitspieler zum Lachen oder Entsetzen zu bewegen. Was quäl' ich mich, Dir, Abgestorbener, Dir, wandelnde Leiche, deutlich zu machen, wovon auch kein Sonnenstaub des Gefühls in Deinem verfinsterten Geiste schimmern wird? Gäbe es noch Klöster, dahin würde ich flüchten. Nur ganz sich Gott in stiller Grabeseinsamkeit widmen, kann vielleicht Trost für diese Schmerzen bieten.

Kronenberg erhob sich, und es war ihr, als komme ein ganz verwandelter Mensch ihr entgegen. Sie haben gesiegt, sagte er mit matter Stimme, und — ich fühle es mit stiller Beruhigung, ich es darf aussprechen, für die Ewigkeit. Ja, Liebste, Ihre Seele hat mich erkannt, aber auch wie mit magischer Kraft auf die meinige, die entschlummert war, gewirkt. Ich fühle es, der Mensch kann und muß zweimal geboren werden, und dies war der große, wichtigste Moment meines Lebens, wo der Ewige selbst durch diesen Mund zu mir gesprochen hat. Ein ungeheurer Schmerz hat meine Seele entbunden; aber jetzt fühle ich mich wohl und heiter, leicht und klar; ein süßer Tod hat nun alles begraben, was nicht zu mir und meinem Selbst gehörte.

Cäcilie sah ihn getröstet an. O, Theuerer, rief sie, aus diesen Augen sieht jetzt ein Kindergeist, ja, die Unschuld selbst, die Wahrheit. Kann es, wird es so bleiben? Wird nicht wieder der Schein diesen redlichen Blick verlocken und umwandeln?

Nein, sagte Kronenberg. Ich weiß es jetzt, wie die Nichtigkeit, die mit unserm innersten Wesen verwebt ist, wie dieser leere Schatten der Wirklichkeit mich ganz umdunkelt hatte. Das ist die arme Schwäche unsers Wesens, die Sterblichkeit, daß wir dieses Leere für ein Wahres halten, uns selbst entfliehn, und immer wieder, wenn die innere Stimme ruft, wenn das Göttliche sich erhebt, dieses Nichtseyn dem Himmel und der Wirklichkeit vorbauen. Dies, ich habe es längst geahndet und in dieser Stunde geschaut, dies ist der böse Geist in uns, von dem die Thorheit so viel gefabelt hat; Fabeln, die er selbst ihr in den Mund gelegt; denn hat man dieses Unwesen erkannt, so ist es gräßlicher, als das wildeste Gespenst, als alle satanische Ungeheuer, die die Fieberkranken je schauten. Dieses Wesen ist da und nicht da, es ist Unsinn, ein Nichts, die Ohnmacht selbst, und doch so furchtbar und gewaltig, so greulich wirklich, weil es die Wahrheit, Vernunft, Wirklichkeit, das Göttliche in uns bemeistern und vernichten kann. So arm ist unser irdischer Zustand, den nur die Liebe von seinen Banden erlösen konnte und immer von neuem erlösen muß.

Ich verstehe Sie ganz, sagte Cäcilie erfreut. O himmlische Wahrheit und Unschuld! Jeder Mensch hat doch einmal deine Süßigkeit geschmeckt, und doch gehen fast alle wieder zur finstern Lüge hin, die ihnen nur Wermuth bietet. Wie ein freigemachter Vogel flattert die Seele in diesen reinen blauen Himmel hinauf, um im klaren Licht zu schwimmen, und mit elendem Netze, mit Leim läßt sich das Unsterbliche wieder in den Schmuz hinabziehen und fest kleben.

Hören Sie jetzt alles, rief Kronenberg aus, alles, in dieser feierlichen, großen Stunde. Und müßte ich augenblicks sterben, ja müßt' ich Ihre Liebe auf immer verlieren, und ewig nur Ihren Hohn und Verachtung fühlen: es ist ein Muth, eine Ruhe in mir, daß ich auch dies ertragen könnte. Ich habe Ihnen viel, weit mehr zu sagen, als Sie vermuthen. Um so mehr Sie mir zu vergeben haben, um so größer kann sich Ihre Liebe zeigen.

Er warf sich nieder und lehnte seinen Kopf in ihren Schooß. Jetzt nicht, lieber Vetter, sagte sie aufstehend, in diesem Augenblicke nicht! ich bin zu sehr erschüttert. Gönnen Sie mir ein Weilchen Ruhe, nachher wollen wir sprechen.

Sie setzte sich an den Flügel und phantasirte in schwermüthigen Passagen. Der sonderbare Moment war vorüber, in welchem der bereuende Kronenberg sich ganz hatte entdecken wollen. Jetzt weinte Cäcilie und ward immer ruhiger, große Thränen rollten durch die schönen Augenwimpern auf die Tasten nieder; aber sie spielte ungestört weiter, und endigte zuletzt mit ganz heitern Accorden. Nun ist mir wohl! rief sie aus, aufstehend; so soll, so wird es immer zwischen uns bleiben. Das ist das Glück; nicht wahr, mein Lieber?

Kronenberg, der im Fluß seiner Gedanken gestört worden war, konnte das Wort nicht finden um wieder anzuknüpfen. Von diesen feinen Stimmungen der Seele hängt im Leben weit öfter Glück oder Unglück ab, Entzweiung der Freunde, Verkanntwerden, Groll, der sich immer stärker und stärker fest setzt und das Daseyn verbittert, als die meisten Menschen es glauben oder beachten. So konnte sich jetzt der junge Mann nicht entschließen, gewaltsam wieder einzusetzen, um das Bekenntniß alles Thörichten und aller Unwahrheiten, die er sich erlaubt hatte, in das Herz seiner Geliebten nieder zu legen, wozu es ihn mit allen Kräften drängte, diese letzte Last von sei-

nem Busen zu wälzen. Sie kramte indessen, um ihre Gefühle zu beruhigen, in Papieren und alten Zeitungen. Welcher Wust! rief sie aus; und lauter Unheil! Nichts als Elend! kommen Sie, Vetter, lesen Sie! mein Kopf ist so schwach. Aber nicht von den politischen Artikeln! suchen Sie unter den Anzeigen, Aufrufen und dergleichen, wo man oft sonderbares und lächerliches Zeug findet.

Kronenberg nahm eines der ältern Blätter in die Hand, und ihm schwindelte. Er sah eine Ladung seiner Gläubiger, die ihn aufforderten sich zu stellen, mit voller Nennung seines Namens. Er verbarg das Blatt schnell, und ein schadenfroher Geist ließ ihn ein zweites aufschlagen, in welchem ein Kronenberg beschrieben und als verdächtiger Mensch verfolgt wurde. Es mußte jener Armselige seyn, der ihm wahrscheinlich seine Schreibtafel entwendet hatte. Aber so erschreckt, zagend, nachdenkend, hatte er Muth und Entschluß verloren, dem geliebten Wesen seinen wahren Namen und sein Verhältniß zu entdecken.

Kronenberg ergriff die Hand Cäciliens und sagte: jetzt, Theuere, lassen Sie uns nicht die Stunde mit den unnützen Blättern verderben. Ich sehe, wie angegriffen, wie schwach Sie sind. Die Zeit vergeht, Sie haben nichts genossen, es ist schon spät, und immer noch nicht abzusehn, daß Sie vor dem Abend Hülfe bekommen können. Er ging mit ihr im Saale auf und ab, dann lehnten sie sich Hand in Hand an das Fenster, und er sah verlegen und nach Gedanken suchend in das Feld hinaus. Jenseit des Gartens sahen sie Gewehre blinken, welche sich näherten. Schon wieder verdrüßliche Einquartierung! rief er aus, das hat kein Ende. Ich bewundre die Geduld Ihrer Eltern, und daß sie gegen jeden Fremden, sei er noch so roh und ungebildet, dieselbe Freundlichkeit behalten können.

Was ist zu thun? antwortete Cäcilie. Doch besser so, als sich durch Groll und Empfindlichkeit die Plage noch schwerer machen. Und am Ende belohnt sich diese Freundlichkeit doch; denn auf unsern Gütern ist noch nichts vorgefallen, da man auf so vielen andern manche Unthat beklagt.

Das Kommando rückte näher. Es trat jetzt in den Garten, und Kronenberg bemerkte zu seiner Verwunderung, daß sie jetzt, als sie in das Thor traten, den Gärtner gebieterisch in ihre Mitte nahmen. Sie schritten durch den Garten, den Fenstern des Saals vorbei. Der Anführer fragte den Gärtner: hier wohnt doch ein Baron Feldheim? Ja, antwortete dieser; aber er ist heut so wenig zu Hause geblieben als die übrigen; alle sind ausgeflogen. Wir wissen es, antwortete jener; — besetzt, Leute, alle Zugänge, alle Thüren des Schlosses, laßt Jeden hinein, aber keinen, bis auf weitere Ordre, heraus! Ihr, Freund, indem er sich zum Gärtner wandte, müßt in unserer Mitte bleiben, und Ihr dürft mit keinem Menschen sprechen. — Warum? — Bis wir den Vogel haben, antwortete die rauhe Stimme. Ihr könntet ihn wohl warnen lassen, daß er umkehrte und seinen Weg durch die Felder suchte. Nachher könnt Ihr gehn, wohin Ihr wollt.

Was ist das? sagte Cäcilie zitternd, als sie vorüber waren. Ich selbst, antwortete Kronenberg, habe mir Verderben durch kindische Prahlerei, durch eine Eitelkeit, die mehr als abgeschmackt ist, zubereitet. Ich bin verloren, wenn ich mich nicht retten kann. — Aber wie? — Der Garten ist nicht besetzt, ich steige durch jenes Fenster hinunter; es muß gehn, wie es kann — die tiefen Fugen in den Steinen der Rustika bieten Raum für Fuß und Hand — ich treffe dann das Pfirsichspalier. Habe ich doch wohl ehemals ohne Noth noch gefährlichere Dinge unternommen. Noch ist Haus und Garten leer, noch kann es in dieser Einsamkeit des Sonntags gelingen.

Er öffnete behutsam das Fenster. Vetter! sagte Cäcilie, und sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an: also so weit hast Du Dich nun geführt? So wird unser neuer Bund auf die grausamste Art zerrissen? Und ich darf nicht einmal fragen, was Dich von mir treibt. Mußt Du entfliehen?

Jetzt muß ich, rief er aus. In kurzer Zeit sehn wir uns wieder; ich selbst werde die Wetterwolken zerstreuen, die mir jetzt drohen. Lebe wohl. Er breitete die Arme aus, sie kam ihm entgegen, und drückte den ersten Kuß mit zitternden Lippen auf seinen Mund. Das Fenster war schon geöffnet, er stieg behutsam hinaus. Vom Rande suchte er mit den Fußspitzen die Fuge — es gelang; er half sich mit aller Vorsichtigkeit hinunter — schon war er dem Spalier nahe — er stützte sich auf dieses — aber die Stange brach, und er stürzte hinab. Mit einem tiefen Seufzer schloß Cäcilie das Fenster: sie wagte nicht zu fragen, nachzusehn, um ihn nicht zu verrathen.

Als Kronenberg sich wieder besann, fühlte er, daß der eine Fuß ihm seinen Dienst versagte. Er wußte nicht, ob das Bein gebrochen oder nur ausgerenkt sei. So empfindlich die Schmerzen waren, so unterdrückte er doch jede Klage; er kroch über die Beete und durch die Hecken, um sich dem Gartenthor zu nähern. Er wußte zwar nicht, wie er sich im Felde forthelfen sollte, es schien ihm aber nothwendig, alles zu wagen, denn er sah nun wohl ein, daß Duplessis ihn verrathen habe. Durch ein seitwärts stehendes Gebüsch näherte er sich jetzt dem Thorweg, der in das Feld führte; er beugte um, sah aber zu seinem Erschrecken auch hier einen Soldaten Wache halten. Dieser hatte die kriechende Gestalt bemerkt, ging ihr näher, und nahm sie fest, da er sie für verdächtig halten mußte. Er rief seine Kameraden herbei, und da man auch den Gärtner holte, ward der Fliehende sogleich als der Feldheim, der arretirt werden sollte, erkannt. Man führte ihn, weil er nicht gehen konnte, nach dem Gartensaal. Jetzt hörte man auch schon die Gesellschaft in den verschiedenen Wagen zurück kommen. Die Eltern, die sich um die vermißte Tochter ängstigten, deren sonderbares Ausbleiben sie nicht begreifen konnten, waren schnell, nach kurzer Begrüßung der Freunde, wieder umgekehrt. Noch ehe sich die sonderbare Ursache aufklärte, die ihnen bald nicht mehr so wichtig war, vernahmen sie das unglückliche Schicksal ihres Verwandten. Die Verwirrung war allgemein. Herrschaft und Diener stürmten und liefen durcheinander. Ein Chirurgus ward geholt. Dieser renkte dem Kranken den Fuß, der nicht gebrochen war, bald wieder ein; doch blieben Schmerzen und Geschwulst. Aber es schien alles unwichtig gegen jenes furchtbare Schicksal, welches den geliebten Verwandten bedrohte. Dieser saß wieder, wie in

der ersten Zeit der Genesung, betäubt im großen Saal. Der Vater nahm den finstern Liancourt bei Seite, und fragte nach dem Zusammenhang; Duplessis war nicht mit zurückgekommen, sondern hatte sich zu seinem General verfügt. Der unglückliche junge Mann, sagte der Offizier, hat sich gegen meinen Kameraden als Verfasser jenes berüchtigten Buchs bekannt — noch mehr, er hat sich gerühmt, geheime Verbindungen zu leiten, die unsere Armee und den Kaiser bedrohen. Nach dem Verfasser jenes Buchs ist seit lange geforscht — Duplessis zeugt gegen ihn — er selbst kann sein Wort nicht läugnen. So eben erhalte ich die Ordre, ihn selbst nach der Stadt zu bringen; er muß sich dort vor ein Kriegsgericht stellen, er wird in wenigen Tagen erschossen.

Der alte Baron Mannlich, der sich mit seinem greisen Kopf dicht zwischen die Sprechenden geschoben hatte, brach jetzt in ein lautes Geschrei aus, wodurch er das laut bekannt machte, was für alle Uebrigen noch ein Geheimniß bleiben sollte. Erschossen? rief er heftig, indem er den Kranken in die Arme nahm: was? unser eigner leiblicher Vetter, so aus unsrer Mitte heraus? Das ist uns noch niemals begegnet. Unsere Verwandtschaft ist schon nur so klein, und sie soll auf solche barbarische Weise noch mehr vermindert werden? Ja, lieber, guter Vetter, Sie sind gewiß mein Vetter, wenn Sie auch mein Wappen für einen Affen hielten. Ach! wir sind ja Alle Menschen, und können irren. Ein Tag ist nicht wie der andere. Sie wären gewiß zur Erkenntniß gekommen. Sehen Sie, Freund, das kommt davon, wenn Edelleute Bücher schreiben wollen — sie verstehen das Ding nicht recht anzufassen; nein, niemals bin ich darauf verfallen. Und geheime Gesellschaften! Pfui! das ist nun vollends ganz unanständig. O, Herr Major, lassen Sie uns doch den lieben trefflichen Vetter.

Er warf sich auf den Unglücklichen, und bedeckte ihn mit seinen Thränen. Es war nun schwer, ihn von Kronenberg zu entfernen, denn er hielt es für Pflicht, seinen Schmerz recht unverkennbar zu zeigen.

Cäcilie war auf ihr Zimmer gegangen, und wollte sich weder von der Mutter, noch von ihren Schwestern Trost einsprechen lassen. Emmerich drängte sich herzu, sagte ihr ein paar Worte, sprach dann mit dem Vater, und eilte in den Stall, um ein Pferd satteln zu lassen. Noch in der Nacht ritt er mit der größten Eile davon. Der Vater sprach mit Kronenberg; dieser aber antwortete wenig, und erklärte nur, er habe sein Schicksal verdient, und zwar, weil er mit der Wahrheit so freventlich gespielt, nicht, weil die Dinge wirklich geschehn wären, die seine Eitelkeit nur ausgesagt hätte.

Die Verwirrung des Hauses sollte noch vermehrt werden. Denn als man sich zur traurigen Abendmahlzeit niederlassen wollte, ward ein Kapitän mit zwei Gefangenen gemeldet. Er erschien und erklärte, daß er mit einem Kommando im Dorfe Platz nehmen müsse, denn er habe schon fünf Meilen gemacht. Er hatte sich gestern bei einem Städtchen gegen eine Ueberzahl von Bauern und deutschen Soldaten schlagen müssen, mit einem jener kleinen Korps, von denen man neulich gesprochen hatte; endlich sei ihm gelungen, ihrer Meister zu werden; nach einigem Verlust sei die Mannschaft entflohn, und ihre beiden Anführer gefangen genommen worden. Er beklagte die jungen Leute. Sie waren auf ihr Wort frei gewesen, und hatten in einem kleinen Städchen jenseit des Flusses ihr Standquartier gehabt. Von der Noth des Vaterlands bedrängt, hatte der Aeltere wie in Verzweiflung eine Anzahl junger Bursche und Soldaten zusammengerafft, den zweiten Officier überredet, und so waren sie, von einem unseligen Geiste getrieben, freiwillig in ihr Unglück gerannt.

Das verstärkt leider Ihre Selbstanklage, sagte Liancourt, sich theilnehmend zu Kronenberg wendend. — Die Thüren öffneten sich wieder, und die beiden Gefangenen wurden herein geführt. Der ältere, braun und wild, hatte den Ausdruck resignirter Verzweiflung; der jüngere war blond, und sein Gesicht war nur eine stille Klage über sein Unglück und seinen frühen Tod, in so frischer unerfahrner Jugend. Diesen jüngeren kannten die Mädchen, und die Wehklage ward laut und allgemein, so daß Kronenberg auf einige Zeit vergessen schien. In früheren Jahren war der junge Mensch ein Spielgefährte im Hause gewesen, wenn er zuweilen mit seiner alten Mutter zum Besuch herüber gekommen war. Es war rührend, ihn von seinem Unglück erzählen zu hören. Nach jener unglücklichen Schlacht, sagte er, ward ich, wie so viele, gefangen, ich ward' auf mein Wort freigelassen, und jenes Städtchen, nicht weit von hier, ward mir zum Aufenthalt angewiesen. Der schmale Sold, den man uns versprochen hatte, blieb freilich aus; indessen, da der Feind so manches wichtigere Versprechen bricht, hätten wir darüber nicht zu klagen gebraucht, denn die Bürger des Orts und die wohlhabenden Einwohner unterstützten uns. Mein Freund aber war nicht so ruhig, wie ich. Er nannte mein Wesen Feigheit und Engherzigkeit. Bei jeder neuen Nachricht ward er wild. Er ist immer ein tüchtiger Offizier gewesen, und ich hatte schon seit Jahren die größte Hochachtung vor ihm. Er brachte mir endlich auch seine Gesinnung bei, daß es ehrlos sei, beim völligen Untergange des Vaterlandes so still zu sitzen, und sich von Almosen füttern zu lassen. So zog ich mit ihm aus. Wir waren beide und auch die übrigen, wie berauscht; denn es war uns nicht anders, als könnten wir mit unsern geringen Kräften unsern geliebten König retten. Wir wurden geschlagen, mein Freund gefangen. Mir gelang es zu entkommen: mein voriger Wirth im Städtchen verbarg mich unter seinem Dache unter Säcken und Geräthe. Die Franzosen rückten nach, und vermutheten, daß ich dort sei; man drohte, wer mich verborgen hielte, sollte erschossen und sein Haus der Erde gleich gemacht werden. Da kam der alte weißhaarige Bäcker weinend zu mir gelaufen. Er hatte allen Muth verloren. Was war zu thun? So ging ich denn als freiwilliger Gefangener in die untere Stube hinab, wo ich meinen Freund schon traf. Ich weiß nicht, was geschehen kann. Man sagt, sie werden uns erschießen.

Er endigte seinen Bericht nicht ohne Thränen, vorzüglich da er die jungen Mädchen so heftig weinen sah. Der Musikus, über den Saal schleichend, sagte jetzt zu Liancourt, laut genug: das ist die Soldaten-Ehre dieser Deutschen! Ihr heiliges Wort zu brechen, um Meuter zu werden.

Schweigen Sie, mein Herr! sagte Liancourt heftig, wenn ich nicht vergessen soll, was ich diesem Hause schuldig bin. Achten Sie das Unglück dieser Armen, wenn Sie kein Mitleid fühlen. Die Form haben sie verletzt, und sich gegen uns schwer vergangen; aber, bei Gott, wenn die Mehrzahl des Heeres und der Anführer dieses Gefühls gewesen wären, so stünde es wohl um Deutschland und Frankreich anders.

Man setzte sich endlich zu Tische. Der hinzugekommene Offizier wollte seine Gefangenen ermuntern, und sagte: froh, meine Herren; es wird so schlimm nicht werden.

Das Schlimmste, rief der ältere Gefangene, kann mich nicht überraschen, und sollte ich freigesprochen werden, so erkläre ich meinen Richtern, daß ich das wieder thue, weshalb ich jetzt vor sie geführt werde.

Der Offizier erzählte hierauf noch vom gestrigen Gefecht. Wunderbar, fügte er hinzu, daß ein fremder Herr und eine Dame auch darein verwickelt wurden. Sie waren auf der Landstraße, und da wir plötzlich aus einem Hinterhalte hervorbrachen, und jene Mannschaft uns entgegen eilte, waren sie abgeschnitten, und mußten, da wir sie in die Mitte nahmen, die Kugeln um sich pfeifen hören. Der junge Mann ist auch am Arm verwundet. Er ist auf einem elenden Wagen bis hieher gefahren, und hofft hier im Orte eine bessere Gelegenheit zu finden. Er ist mit seiner schönen Frau in der Schenke abgestiegen.

Da der Graf dies hörte, schickte er sogleich seinen Jäger hin, um ihn einzuladen; ein Mann von Erziehung, mit seiner Gattin, und obenein verwundet, mahnte ihn zu dringend, ihn als Gast aufzunehmen, so übervoll sein Haus auch am heutigen Tage schon war. Nicht lange, so erschien ein junger wohlgebildeter Mann mit einer schönen Frau am Arm, der sich entschuldigte, daß er den Wirthen noch überlästig sei. Kronenberg, der seitwärts in einem Sessel saß, hätte versinken mögen, denn die Dame war Niemand anders, als jene verlassene Cäcilie, gegen die er sich so viel vorzuwerfen hatte, und in ihrem Begleiter erkannte er jenen jungen Mann, der ihn so plötzlich aus der Familie Neuhaus vertrieben hatte. Sie bemerkten ihn beide nicht sogleich. Da Sie mir, fuhr der junge Mann fort, auf meinen langen Brief, den schon vor sechs Wochen absendete, nicht geantwortet haben, so schloß ich daraus auf Ihren Zorn, und wollte Ihnen auch jetzt nicht beschwerlich fallen; nun laden Sie uns aber doch so freundlich ein, und ich muß Sie für versöhnt halten.

Wie? sagte der Graf, versöhnt? Einen Brief? Kennen wir uns denn?

Lieber Himmel! rief jener aus! Sie haben wohl durch die Unruhe der Zeiten meine Entschuldigung, vielleicht Rechtfertigung, gar nicht erhalten? Ich sollte Sie ja schon im Sommer besuchen, lieber Onkel; ich heiße Feldheim, und das ist meine Gattin, Gräfin Burchheim. Alles, alles enthielt mein Brief.

Ich träume wohl, rief der alte Graf: mein Vetter Feldheim? Sie? Und jener junge Mann dort? Der ist ja mein Neffe!

Kronenberg erhob sich. So ist denn der Augenblick gekommen, sagte er, wo alles zusammenbricht; und mag es doch! verdiene ich ja die kleinste Achtung nicht mehr. Die Kugel, die mein elendes Herz zerreißt, soll mir willkommen seyn.

Alle waren erstaunt. Cäcilie erzählte ihnen mit einiger Ueberwindung, wer der Fremde sei, und auch der wahre Feldheim erkannte ihn jetzt wieder. Also Spitzbuben und Betrüger, rief der alte Baron aus, wollen sich in meine Familie schleichen? Darum wußte der Herr also nichts von den krummen Beinen meines ältesten Bruders? Darum das Zeichen in der Wäsche? O, es bleibt dabei, ich bin der einzige Kluge im Hause, und meine überweise Frau Schwester wird künftig mehr auf mich hören.

Ohne noch ein Wort zu erwiedern, ging Kronenberg aus dem Saal. Der Vater folgte ihm auf sein Zimmer, und sprach lange mit ihm. Dann ging er zur Tochter, die noch wachte. Allen verging die Nacht in Sorge und Kummer.

Ohne Jemand von der Familie des Grafen zu sehen, bestieg Kronenberg am folgenden Morgen den Wagen, Liancourt setzte sich zu ihm; den Rücksitz nahmen die beiden arretirten Offiziere ein, und zu Pferde begleiteten die offene Chaise zwölf Dragoner mit ihrem Anführer. Kronenberg hörte kaum auf den freundlichen Zuspruch Liancourts. Als der Wagen sich wandte, entdeckte er am Fenster eine weiße Gestalt, in welcher er Cäcilien zu erkennen glaubte. Sein Leben war wie in einen Traum, wie in ein seltsames Mährchen zusammengeronnen. Lieber junger Mann, fing Liancourt wieder an, wie konnten Sie die Unbesonnenheit so weit treiben, einem feindlichen Offizier Ihre gefährlichsten Geheimnisse zu vertrauen? Man will jetzt behaupten, es sei alles nicht so, wie Sie von sich selber ausgesagt haben; jugendliche Eitelkeit habe Sie verleitet, um für etwas Wichtiges zu gelten. Dies ist zu unwahrscheinlich, als daß es einer von uns glauben könnte. Sollte es aber dennoch seyn, so muß sich eine unbegreifliche Seelenkrankheit Ihrer bemeistert haben, von der mir noch kein ähnliches Beispiel vorgekommen ist. Aber kein Kriegsgericht wird darauf achten, da Ihr eignes Wort und das Zeugniß Duplessis's gegen Sie streitet. Wie kann man überhaupt eine Negation beweisen?

Kronenberg stimmte dem ernsten Mann, in dem sich Alle bisher geirrt hatten, vollkommen bei; er sagte nichts zu seiner Vertheidigung, sondern gab sich in dumpfer Betäubung vollkommen verloren. Es wandelte ihn von Zeit zu Zeit an, als wenn er über sich lachen müßte, daß um ein Possenspiel, das ihm jetzt aberwitzig erschien, er sein Leben dem Schein eines Verbrechens hingeben müsse. Er konnte sein Gefühl nicht bemeistern, mit welchem er jene andern beiden Schlachtopfer beneidete, die für eine That, für Muth und Verzweiflung durch feindliche Kugeln ihr Blut verspritzen sollten.

Man kam in der Stadt an; tausend Neugierige musterten die Gefangenen. Kronenberg erhielt ein Stübchen für sich allein.

Schon am folgenden Morgen sah er seine beiden

Unglücksgefährten mit verschlungenen Armen seinem kleinen Fenster vorübergehen. Es schien ihr Gang vor das Kriegsgericht zu seyn. Mit jeder Minute, sagte er zu sich selbst, rückt nun der Augenblick näher, der auch mein Daseyn lösen, und mich einer fremden, ungekannten und ungeahndeten Existenz übergeben wird. Darfst du es dir gestehen, daß dies Wahrheit, Wirklichkeit, und kein leeres Nebelgebilde ist? Nein, dieser Leichtsinn, der uns Schmerz und Leid durch sein schwindelerregendes Gaukeln verdeckt, der unsere Seele immer und immer von sich selber abzieht, ist mir völlig entschwunden. Diese Betäubung ist entflohn, und ich bin mit meinem Elende allein. Und daß ich mich verachten muß! daß ich mich verspotten möchte! — Das Schicksal gönnte mir Freunde; es verzieh mir meinen Mangel an Edelmuth, es ließ mich von jenem Sturz wieder zum Leben erwachen; die trefflichsten Menschen nahmen mich als Sohn auf; ein himmlisches Wesen erniedrigte sich so tief, mich zu lieben. Der ganze Himmel kam mir entgegen; aber mich gelüstete mehr, mit dem Narrenhut zu klingeln, und den Kolben so zu tragen, daß er andern Thoren in die Augen fiel. Hatte ich doch alle Mahnungen des bessern Geistes von mir gewiesen! und darum ist es recht, daß die letzte, auf welche ich nun endlich merke, zu spät kommt.

Er hörte Schüsse. Die Armen! seufzte er, und betete unwillkürlich. Gleich darauf trat der alte Aufseher herein. Sie haben es überstanden, die guten Jungen, sagte dieser: es war ein erbärmlicher Anblick. Als sie vom Kriegsgericht zurück kamen, gingen sie in die Kirche, und empfingen mit Andacht das heilige Abendmahl. Das junge Blut mit den gelben Haaren weinte immerfort, und beklagte seine alte Mutter und seine eigne Jugend. Der andere drohte, und sagte, es müßte bald die Zeit kommen, wo seine Kameraden ihren Tod rächen würden. Lieber Himmel, das sagt sich bald und thut sich schwer; doch hat es ihm einen Trost gegeben. Der jüngste war gleich todt; der braune lebte noch, und winkte, wie er zusammengestürzt war, mit der Hand, daß sie schnell noch einmal schießen sollten; denn sprechen konnte er wohl nicht mehr. Als es wieder geschehen war, lag er auch ganz ruhig.

Der Alte würde noch länger geschwatzt haben, wenn nicht eine Ordonnanz eingetreten wäre, um Kronenberg abzurufen. Dieser erhob sich gleichgültig, in der Ueberzeugung, daß man ihn vor ein Kriegsgericht führen würde. War er doch beinahe froh, das Possenspiel des Lebens abschütteln zu können. Er folgte seinem Führer in ein großes Haus, stieg die Treppe hinan, und befand sich jetzt im Vorsaal, der von Uniformen wimmelte. Man ließ ihn stehn. Offiziere aller Waffengattungen gingen in das innere Gemach, und kehrten zurück; andere verließen das Haus; Nachrichten und Briefe kamen. Ein hagerer Mann, in reich gestickter Uniform, näherte sich dem betäubten Kronenberg, und betrachtete ihn mit prüfendem Auge; dann sprach er mit einigen Nahestehenden, offenbar über die Person und das Vergehen des Arrestanten. Nach einiger Zeit ging er zum zweitenmal in das Zimmer, und verweilte dort lange. Indessen verminderte sich der Haufe der Wartenden, und nun ward Kronenberg hineingerufen. Er erstaunte nicht wenig, als er im großen Saale Niemand als den Marschall sah, den er vor einiger Zeit hatte kennen lernen. Dieser betrachtete ihn lange Zeit, und sagte dann: junger Mann, Sie geben ein trauriges Beispiel, wie Jugendfehler, die von vielen Menschen oft als gleichgültig betrachtet werden, bis in die tödtlichste Gefahr locken können. Sie haben Freunde — ich will hoffen, nicht ganz unverdient — die das Aeußerste für Sie thun. In der Nacht ist ein Herr von Emmerich herüber geeilt, um mich früh zu sprechen und vorzubereiten; kann ein Freund, die Beredsamkeit eines Bruders, die Unschuld eines Angeklagten darthun, so hat er Alles gethan. Der edle Graf, ein verehrungswürdiger Charakter, ist gleich nach ihm eingetroffen, und hat wie ein Vater für Sie geredet; mit Thränen der Rührung hat er Sie in Schutz genommen. Seine Tochter, die Ihnen bestimmt war, indem man Sie für einen Andern hielt, gehört seit Ihrem Unglücke kaum dem Leben mehr an; die Mutter auch ist untröstlich. Ueberlegen Sie alles dies, und ziehen Sie die Summe, ob Sie, der so lange es über sich gewinnen konnte, unter einem fremden Namen diese edle Familie zu hintergehen, nur den zehnten Theil dieser überschwenglichen und beispiellosen Liebe verdient haben.

Ihro Excellenz, sagte Kronenberg kalt, können es mir nicht eindringlicher sagen, als ich selbst schon gethan habe, daß ich ein Nichtswürdiger gewesen bin.

Was haben Sie verdient?

Den Tod, hundertmal; denn wer das Leben und die Wahrheit durch Lügen schändet, verdient nicht Leben, Liebe und das Licht des Himmels.

Und doch wollen Ihre Freunde behaupten, und wollen es aus Ihrem Munde gehört haben, daß jene Intriguen, derentwegen Sie angeklagt stehen, nicht existiren, daß Sie von jenem Buche keine Zeile geschrieben haben.

So ist es; aber was ich wirklich gethan, welch Herz ich zerrissen, welcher jämmerlichen Eitelkeit ich mein und fremdes Glück zum Opfer gebracht habe, ist mehr, ist schwerer Verbrechen, als jenes, weßhalb man hier den Stab brechen würde.

Der Marschall öffnete einen Schrank. Kennen Sie diese Brieftasche?

Kronenberg nahm sie in die Hand. Es ist die meinige, sagte er verwundert, eine seit lange vermißte; ich bin erstaunt, daß sie mir so unvermuthet, und unter diesen Umständen vor das Auge kommt.

Indem trat hinter der niedergelassenen Gardine eines tiefen Fensters jener blasse Mann in der reichen Civil-Uniform hervor, der den Jüngling schon draußen mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte. Kennen Sie mich nicht mehr? redete er den Verwirrten an.

Durch die Stimme kam ihm die Erinnerung wieder. Es war jener Fremde, den er am ersten Tage seiner Reise im Gasthofe auf so seltsame Weise hatte kennen lernen.

Als ein großmüthiger junger Mann, sagte der Fremde, nahmen Sie sich meiner damals an, beschützten und versorgten mich. Ich war in einer üblen Lage; ein Klügerer hatte mir meine Pässe entwendet, in der einsamen Gegend war mein Geld ausgegangen, und das Schlimmste war, man war mir und meiner Verkleidung auf der Spur. Es war nahe daran, daß ich entdeckt und fest genommen

wurde. Dann war meine Reise, meine mehr als jahrelange Bemühung umsonst. Sie halfen aus der Noth, und es war nicht recht dankbar von mir, bekenne ich selbst, daß ich mir Ihren Paß aneignete. Sie retteten mich damals, und ich kann Sie jetzt retten; denn ich bin mehr, wie Alle, von Ihrer Unschuld überzeugt.

Wie das? fragte der Marschall.

Ich fand, fuhr der Fremde fort, außer dem Paß noch einige Briefschaft in diesem Portefeuille, und Sie erlauben mir, junger Freund, (es ist einmal nicht zu ändern) dem Herrn Marschall folgendes Blatt zu übersetzen; es ist von Ihrem Oncle; und wenn es nicht ganz artig ist, so hebt es doch die Anklage völlig auf. Er las in französischer Sprache:

Ungerathener Neffe!

Deine Schulden werde ich nicht bezahlen; Deines Gutes, welches Du in Grund und Boden verdorben hast, werde ich mich nicht annehmen; es heißt das Geld ins Wasser schmeißen, wenn Du mit Deinen neumodischen Theorieen der Wirthschafter bleibst. Die andern Teufeleien, die Du treibst, sind aber noch ärger. Willst Du denn zwei Mädchen heirathen? Der Narr wird sich aber zwischen zwei Stühle niedersetzen, und keine bekommen, und damit geschieht ihm schon recht. Es wäre Dir zu gönnen, wenn Dir die Söhne oder die Väter noch obenein einen Denkzettel gäben. Aber vielleicht nimmt sich noch jemand anders die Mühe, Dir nach dem Halse zu greifen, der Dich verdammt jucken muß. Das Buch, Hasenfuß, das ich Dir neulich von der Reise mitbrachte, und das Du mir zur patriotischen Ergötzlichkeit vorlesen mußtest, das Werk, Du Alberner, in dem Dir unser Pastor noch Einiges erklären mußte, das willst Du nun geschrieben haben? So hat mir mein Bedienter und auch der Schulmeister erzählt, denen Du es weis gemacht hast. Die Dummheit kann Dich ja ins Gefängniß bringen. Vollends muß ich ja hören, daß Du den rothhaarigen Perückenmacher hast anwerben wollen; Du solltest für Englischen Sold ein Regiment gegen die Franzosen errichten. Der alte einfältige Herr von Matthias war auch ganz voll davon. Dem hattest Du noch vorgelogen, Du seist der Chef eines geheimen Ordens, von dem sich die Wirkungen bald zeigen würden. Ich bitte Dich, Taugenichts, um Deines Leibes und Deiner Seelen Heil, zieh doch endlich den Hanswurst aus Deinem verkehrten Gemüthe, und lasse das verfluchte Lügen, wozu Du von früher Jugend incliniertest. Es ist wahr, ich bin Dein Oncle, Dein nächster Verwandter, und von Rechtswegen solltest Du wohl bereinst von mir mein bischen Armuth erben; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich es nicht lieber alten Spitalweibern vermache, falls Du nicht in Dich schlägst, und ein ganz anderer Kerl aus Dir wird. Uebrigens bleibe ich NB. wenn Du mich künftig mit Quälereien um Geld verschonst, Dein wohlaffectionirter Oncle

Richard.

Der Marschall hatte dieses väterliche Sendschreiben nicht ohne einiges Lächeln anhören können. Sie sehen also hieraus, fuhr der Fremde fort, daß unser Freund völlig, was seine hiesige Anklage betrifft, gerechtfertiget steht. Sie können ihn frei geben, ihn, der schon genug für die arme, mißverstandene Eitelkeit gelitten hat. Sollte sich aber noch das kleinste Bedenken finden, so nehme ich alle Verantwortung auf mich. Ich reise noch heute ab; in weniger Zeit spreche ich den Kaiser; ich werde ihm selbst die ganze Sache erzählen, und ich weiß voraus, daß es ihn zum Lachen bringen wird, auf welche Weise die Deutschen zuweilen Spaß treiben. Heißt es nicht, muthwillig auf glühendem Stahl ein Ballet mit bloßen Sohlen tanzen wollen?

Sie sind frei, mein Herr, sagte der Marschall. Ich denke, der Vorfall wird Ihnen zur Schule gedient haben.

Kronenberg nahm seine Brieftasche, dankte beiden Herren, und wußte nicht, wie er aus dem Zimmer und Vorsaal wieder auf die Straße gekommen war. Er sah um sich, und in den blauen Himmel hinein; er fühlte wieder, daß das Leben ein Gut sei, das sich nicht so leicht, wie ein abgetragenes Kleid, wegwerfen lasse. Ein Diener redete ihn an, und führte ihn nach einem Hause, wo er den Grafen traf. Väterlich nahm ihn dieser auf, und nach Glückwünschen über die Errettung aus der augenscheinlichen Lebensgefahr, auf welche Kronenbergs Beschämung nur wenig erwiederte, sagte er endlich: Es ist manchen Menschen ohne Zweifel ein gewisser Zauber beigesellt, ein Talisman, der ihnen allenthalben Liebe und Freundschaft erwirbt, und sie glücklich macht, wenn sie diese entgegenkommende Sympathie beachten. So ist es mir, und uns Allen, mit Ihnen ergangen. Erwarten Sie von mir kein Wort mehr über diese Jugendschwächen, die Ihnen diese schwere Lehre zugezogen haben, welche Sie ganz gewiß zu Herzen nehmen werden, oder Sie müßten mehr als leichtsinnig seyn. Unser ganzes Haus hängt mit Liebe an Ihnen; ich habe um Sie, wie um einen leiblichen Sohn getrauert. Die Thränen, die meine gute Frau um Ihr Schicksal vergossen hat, das Wohlwollen, mit dem sie Ihnen verzieh, alles das mag ich Ihnen jetzt nicht als Beweise unsrer Freundschaft aufführen. Alles, was Sie mir selbst neulich über sich und Ihre Lage gesagt, habe ich reiflich erwogen; aber mehr, als Sie je thun könnten, hat unser Emmerich gethan. Dieser Mann ist Ihnen mit der reinsten, fast beispiellosen Freundschaft ergeben. Ja, mein junger, theurer Freund, es wohnt ein edler Geist, eine ächte Gesinnung in Ihrer Brust, die sich nun entwickeln wird; wir Alle, so viel gute Menschen können nicht gänzlich im Irrthum seyn. Ich kenne Ihre Familie; Ihr Oheim Richard ist mein Universitätsfreund; wir wollen uns mit diesem vereinigen, und Sie und wir Alle werden glücklich seyn. Ich habe bisher von meiner Tochter, von Cäcilien, geschwiegen. Der Glaube, daß sie den in Ihnen kennen lernte, der ihr gewissermassen bestimmt war, hat sie ganz und auf ewig zur Ihrigen gemacht. Sie hat mir ihr ganzes Herz enthüllt; und innig gerührt muß ich diesem Bunde, der sich wie durch ein Wunder geknüpft hat, meinen Segen geben.

Großmüthigster der Menschen, rief Kronenberg bewegt aus, Vater! Sie berauben mich aller Worte und jedes Danks. Auch kann kein Mensch, selbst der beste nicht, so viele Liebe verdienen, viel weniger ich. Mein ganzes Daseyn, jeder Pulsschlag wird Dank und Freude seyn. Glauben Sie mir, ich bin er-

wacht, und unter so edlen Menschen werde ich gut und edel fühlen. Jeder Athemzug sei Wahrheit.

Er war so erschüttert, daß er verstummen mußte. Er entfernte sich auf einige Zeit, um durch die Stadt und vor den Thoren herum zu irren, und seinen Gefühlen Luft zu 'machen. Cäcilie! rief er aus, Dir bin ich wieder gegeben, Du bist mir geschenkt. Welche Unendlichkeit von Glück und Liebe in dem Einen Wort! O, Cäcilie! aber ich fühle es, ich weiß es: kein Herz hätte Dich so lieben können, wie das meinige und nur Deine himmlische Liebe konnte das, was in mir gut und rein war, erkennen.

Er fuhr aus seiner Träumerei auf, als ihm eine alte Hand die Schulter berührte. Er sah sich um, und fuhr vor des wohlbekannten Christophs Gesichte zurück. Du hier? rief er aus; ums Himmelswillen! wie kommst Du hieher?

Mit meinem Herrn, erwiederte der Alte. Ach! es sind noch mehr Leute hier, die Sie kennen. Wir haben Sie schon seit lange gesucht.

Indem begegnete ihnen jener unbekannte Franzose in seiner reichen Uniform. Er stand still, grüßte Kronenberg, und redete dann den Diener an: Nun, wie geht's, mein guter Christoph? Seid Ihr auch wieder da? Christoph war verblüfft, verneigte sich tief, sah ihn wieder an, und rief dann aus: Ei, du aller Welt blaues Wunder! Ist es möglich, daß Sie der curiose Mann von damals sind? Nun so habe ich doch schon immer gesagt, das der jüngste Tag vor der Thür seyn muß!

Jetzt näherte sich Karl von Wildhausen, und verwunderte sich sehr, seinen Diener in diesem Gespräch zu finden. Der Fremde verweilte nicht länger, nachdem er Kronenberg noch einige freundliche Worte gesagt hatte. Die beiden Freunde umarmten sich herzlich; alles Sonderbare, rief Karl aus, alles Seltsame wird gewöhnlich. Gestern komme ich in Geschäften hier an, heute morgen vernehme ich Dein Unglück; ich halte Dich für verloren, jetzt finde ich Dich frei; unser Christoph macht die vornehmsten Bekanntschaften; Dein Oncle Richard brennt Dich in seine Arme zu schließen.

Er ist auch hier? rief Kronenberg aus.

Mit mir hieher gekommen, antwortete der Freund; ich habe ihn dahin vermocht, sich Deiner anzunehmen; Deine Gläubiger sind befriedigt. Aber nun war uns Deine Spur ganz verloren. Wir machten dann eine Geschäftsreise; er kommt mit mir in die hiesige Gegend, und bringt darauf, einen Abstecher nach dem Gute eines alten Schulfreundes, des Grafen Wertheim zu machen; darum sind wir hier, und wollten nun nach dem Landsitze hinüber fahren. Da erfuhren wir heut früh durch das Gerücht Deine Arrestation und Gefahr, und zugleich die sonderbarsten Dinge von Deinem Leben. Bei diesen Nachrichten kam der alte Mann außer sich; nun zeigte sich erst, wie sehr er Dich immer geliebt hatte, da er Dich verloren geben sollte.

Indem sie sich dem Thore näherten, lief ihnen schon der alte Mann entgegen, stürzte weinend in Kronenbergs Arme, und rief: So habe ich Dich denn wieder, Du mein einziger Freund, mein Neffe, mein Sohn? Du bist mir wieder gegeben? Du bist frei? Wem hätte ich das doch nachlassen sollen, was mein ist, wenn Du verloren warst? Aber jetzt, mein Freund, wollen wir Alle vernünftig werden, und ich will den Reigen anführen: denn erst habe ich Dich in der Jugend verzogen, nachher bin ich zu strenge gegen Dich gewesen.

Sie gingen in Gesellschaft zum alten Grafen, und die Freude der Wiedererkennung war allgemein. Fahren wir wieder auf das Gut hinaus, sagte der Vater: man wird uns dort mit der größten Angst erwarten. So muß ich nur meine Frau abholen, sagte Karl. Deine Frau? fragte Kronenberg. Die Du recht gut kennst, antwortete jener, das Fräulein aus Neuhaus. Ich bin glücklich mit ihr; der junge Wehlen ist Lieutenant geworden, und im Felde; die Tochter ist als Frau recht vernünftig, und noch so liebenswürdig als sonst. Und meine Mutter, mein Theuerster, hat jetzt ganz zu Deiner Fahne geschworen; es ist deutsch-patriotisch; es ist unglaublich, was Einquartierungen vermögen.

Alle fuhren hinaus. Cäcilie und die Mutter waren entzückt, daß die Gefahr so glücklich ihrem Hause vorübergegangen war; der Vetter Feldheim hatte sich mit seiner jungen Frau schon wieder entfernt.

Als die Verbindung Cäciliens und Kronenbergs zur Zufriedenheit aller Uebrigen beschlossen war, sagte der Musikus zu Liancourt: Sei ein Mensch nur recht armselig und dumm, fange er nur recht einfältige Streiche an, so wird sich das Glück eines solchen gerade annehmen.

Man vermißte ihn nicht, als er den Cirkel dieser Freunde von jetzt vermied. Emmerich verschmerzte auf edle Weise das Opfer, das sein Herz hatte bringen müssen, und Kronenberg ging seitdem in seinem Eigensinne so weit, daß er es auch nicht einmal dulden konnte, wenn im Scherz die Unwahrheit gesagt wurde.

Peter Lebrecht.

Eine Geschichte

ohne Abentheuerlichkeiten.

1795.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Vorrede.

Lieber Leser, Du glaubst nicht, mit welcher innigen Wehmuth ich Dich diese Blätter in die Hand nehmen sehe, denn ich weiß es voraus, daß Du sie wieder wegwerfen wirst, sobald du nur einige flüchtige Blicke hineingethan hast. Da mir aber Deine Bekanntschaft gar zu theuer ist, so will ich wenigstens vorher alles mögliche versuchen um dich festzuhalten; lies daher wenigstens das erste Kapitel, und wenn wir uns nachher nicht wiedersehen sollten, so lebe tausendmal wohl. —

Um deine Gunst zu gewinnen, müßte ich meine Erzählung ungefähr folgendermaßen anfangen:

„Der Sturmwind rasselte in den Fenstern der alten Burg Wallenstein. — Die Mitternacht lag schwarz über dem Gefilde ausgestreckt, und Wolken jagten sich durch den Himmel, als Ritter Karl von Wallenstein auf seinem schwarzen Rosse die Burg verließ, und unverdrossen dem pfeifenden Winde entgegen trabte. — Als er um die Ecke des Waldes bog, hört er neben sich ein Geräusch, sein Roß bäumte, und eine weißliche Schattengestalt drängte sich aus den Gebüschen hervor." — — —

Ich wette, Du wirst es mir nicht vergeben können, daß ich diese interessante, abentheuerliche und ungeheuerliche Geschichte nicht fortsetze, ob ich gleich, wie das der Fall bei den neueren Romanschreibern ist, selbst nicht weiß wie sie fortfahren, oder gar endigen sollte.

In medias res will ich gerissen seyn! rufen die Leser, und die Dichter thun ihnen hierin auch so sehr den Willen, daß ihre Erfindungen weder Anfang noch Ende haben. Der Leser aber ist zufrieden, wenn es ihm nur recht schauerlich und grauerlich zu Muthe wird. Riesen, Zwerge, Gespenster, Hexen, etwas Mord und Todtschlag, Mondschein und Sonnenuntergang, dies mit Liebe und Empfindsamkeit versüßlicht, um es glatter hinunterzubringen, sind ungefähr die Ingredienzien, aus denen das ganze Heer der neusten Erzählungen, vom Petermännchen bis zur Burg Otranto, vom Genius bis zum Hechelkrämer, besteht. Der Marquis von Grosse hat dem Geschmack aller Lesegesellschaften eine andere Richtung gegeben, aber sie haben sich zugleich an seinem spanischen Winde den Magen verdorben; mit Herrn Spieß hat man sich gewöhnt, Ueberall und Nirgends zu seyn; und keine Erzählung darf jetzt mehr Anspruch machen, gelesen zu werden, wenn der Leser nicht vorhersieht, daß ihm wenigstens die Haare dabei bergan stehen werden.

Um kurz zu seyn, lieber Leser, will ich Dir nur mit dürren Worten sagen: daß in der unbedeutenden Geschichte meines bisherigen Lebens, die ich Dir jetzt erzählen will, kein Geist oder Unhold auftritt; ich habe auch keine Burg zerstört, und keinen Riesen erlegt; sei versichert, ich sage dies nicht aus Zurückhaltung, denn wäre es der Fall gewesen, ich würde Dir alles der Wahrheit nach erzählen.

Auch muß ich Dir leider noch bekennen, daß ich mich in keine geheime Gesellschaft habe einweihen lassen; ich kann Dir also keine mystischen und hieroglyphischen Cäremonien beschreiben, ich kann Dir nicht das Vergnügen machen, Sachen zu erzählen, von denen Du nicht eine Sylbe verstehst. —

Musäus faßte die glückliche Idee, durch seine Volksmährchen das Gewimmere und Gewinsle der Siegwartianer zu übertönen. Es ist ihm auch wirklich so sehr gelungen, daß das pecus imitatorum unzählbar ist. Alles hat sich rasch die Thränen der Empfindsamkeit aus den Augen gewischt, die Cypressen und Myrthen im Haare sind verwelkt, statt der Seufzer hört man Donnerschläge, statt eines Billet doux oder eines Händedrucks, nichts als Gespenster und Teufel! —

Das ist jetzt auf der großen Chaussee der Messen

ein Fahren und Reiten! Hier ein Schriftsteller, der mit seinem Helden geradewegs in die Hölle hineinjägt; dort eine Kutsche, hinter der statt des Lakais, ein glänzender Genius steht; dort gallopirt ein andrer, und hat seinen Helden auf dem Pferde vor sich; dort wird einer sogar auf einem Esel fortgeschleppt, und droht in jedem Augenblick herunter zu fallen; — O Himmel! man ist in einer beständigen Gefahr, zertreten zu werden! — Wohin ich sehe, nichts als Revolutionen, Kriege, Schlachten, und höllische Heerschaaren! — Nein, ich vermeide diese geräuschvolle Landstraße, und schlage dafür lieber einen kleinen Fußsteig ein, — was thut's, wenn ich auch ohne Gesellschaft gehe; vielleicht begegnet mir doch noch ein guter unbefangener Mensch, der sich, eben so wie ich, vor jenen schrecklichen Poltergeistern fürchtet! —

Aber wird es nicht bald Zeit werden, meine versprochene Geschichte anzufangen? — Ich sehe, die Leser, die mir noch übrig geblieben sind, fangen auch schon an zu blättern, und sich wenigstens nach einigen Vorfällen umzusehn. — Zuvor muß ich aber doch noch um eine kleine Geduld ersuchen. —

Ich weiß nämlich nicht, ob die Lektüre meiner Leser nicht zuweilen in manche Fächer hinein gerathen ist, wo man sich daran gewöhnt, Schriftsteller recht viel von sich selbst sprechen zu hören. Doch, Sie werden ja wohl in manchen unsrer deutschen Journale bewandert seyn.

Ich heiße, wie Sie vielleicht schon werden gemerkt haben, Lebrecht; ich wohne auf einem kleinen Landhause, in einer ziemlich schönen Gegend. Ich schreibe diese Geschichte also nicht aus einem Gefängnisse, noch weniger den Tag vor meiner Hinrichtung, ob es Ihnen gleich vielleicht außerordentlich vielen Spaß machen würde. Ich bin nicht melancholisch, noch engbrüstig, eben so wenig bin ich verliebt, sondern meine gute junge Frau sitzt neben mir, und wir sprechen beständig ohne Enthusiasmus oder zärtliche Ausrufungen miteinander; — ja, ich weiß am Ende wahrlich nicht, wo das Interesse für meine Erzählung herkommen soll. —

Sehn Sie, meine Geschichte ist zwar nicht ganz gewöhnlich und alltäglich, aber es fehlt ihr doch das eigentlich Abentheuerliche, um sie anziehend zu machen; — die einzige Hoffnung, meine schöne Leserinnen, die mir übrig bleibt, ist, daß Sie gerade von der Langeweile so geplagt werden, daß Sie mich aus bloßer Verzweiflung lesen.

Ich muß Ihnen also zuvörderst bekennen, daß ich ein Mitglied der katholischen Kirche bin. —

Nicht wahr, Sie lachen über die albernen Vorurtheile, daß ich dies noch mit in Anschlag bringe?

Freilich ist man jetzt so aufgeklärt, daß man gar keinen Unterschied unter den Religionsparteien mehr macht; man fängt sebst an, die Juden nicht mehr für eine andere Art von Menschen zu halten; die beliebten Unterredungen und Dispüten drehen sich alle um diesen Gegenstand; man schätzt jede andre Religion mehr, als die, zu welcher sich unsre Eltern bekennen, ohne weder mit der einen noch der andern Parthei bekannt zu seyn, — o was haben wir nicht in den neuern Zeiten für Fortschritte in der Toleranz gemacht!

Aber ich habe nun schon viele der eifrigsten Bekenner der Toleranz gesehen, die einen andern Menschen darum haßten, weil er ein Aristokrat nach ihrer Meinung war; jener wüthete wieder gegen den Demokraten.

Ach, die meisten Menschen müssen immer einen Titel haben, unter welchem sie leben können. Der verfolgte Parteigeist ist aus der Religion in die Politik, übergegangen; der Himmel verhüte, daß wir hier nicht eben so entehrende Verirrungen des menschlichen Herzens erleben! —

Ich bin also, um es dem Leser noch einmal zu wiederholen, Katholik; (Demokraten und Aristokraten kannte man in jenem Zeitpunkt noch nicht, in welchen meine Geschichte fällt;) und zum Verständniß dieser Geschichte ist es nothwendig, daß der Leser die Rubrik wisse unter welcher ich als Bekenner des Christenthums stehe; darum wird er mir die Mittheilung dieser Nachricht verzeihen.

Ich erinnere mich mit Vergnügen der Vergangenheit; möge es dem Leser nicht beschwerlich fallen, mir zuzuhören. —

Und nun zu meiner Geschichte. —

Diejenigen, die dies erste Kapitel gelesen haben, werden wahrscheinlich auch die folgenden lesen, denn ich habe mit Vorbedacht das langweiligste vorangestellt. —

Zweites Kapitel.

Meine Jugend, — Erziehung, — Universitätsjahre, — ich bekomme eine Hofmeisterstelle.

—

Man sieht sogleich, daß ich mich nicht sehr bei der Erzählung meiner Jugendgeschichte aufzuhalten denke, ob sie gleich, in der Manier vieler unsrer Romanschreiber dargestellt, einen mäßigen Band füllen könnte. — Aber ich denke, das lesende Publikum hat schon seit lange genug und übergenug an den pädagogischen Untersuchungen, Erzählungen von Universitätsvorfällen, und dergleichen. Ich verstehe es nicht, alle diese Armseligkeiten wichtig zu machen, darum will ich nur schnell darüber hingehn. —

Als zuerst meine Gedanken erwachten, traf ich mich in einem kleinen Hause eines Dorfes. Ich erinnere mich noch deutlich einer Weide, die vor unsrer Thüre stand, und in deren Zweigen der Schein der Sonne flimmerte. Ein bräunlicher Mann, den ich Vater, und eine sehr freundliche Frau, die ich Mutter nannte, waren meine täglichen Gesellschafter. Außerdem hatte ich noch einen Bruder und eine Schwester.

Ich lebte den einen Tag fort, wie den andern, und auf diese Art wird man nach und nach älter, man weiß selbst nicht wie es geschieht. Ich half meinem Vater in Kleinigkeiten auf dem Felde, oder meiner Mutter in der Wirthschaft, oder schlug mich mit meinem Bruder herum. Kurz, mir verging die Zeit sehr geschwind, und ich hatte nie Ursache über Langeweile zu klagen.

Meine Erziehung war die einfachste, und vielleicht auch die beste von der Welt. Ich stand früh auf, und ging früh wieder schlafen. An Bewegung fehlte es mir nicht; meine Mutter Marthe schlug

mich zuweilen, wenn ich unartig war, trotz ihrer Freundlichkeit, sonst ließ sie mir allen möglichen Willen. Ich sprang, lief und kletterte; fiel ich, so war es meine eigne Schuld, und mein eigener Schade; bekam ich von einem größeren Jungen, den ich geneckt hatte, Schläge, so bedauerte mich niemand; hatt' ich mich am Abend unter meinen kleinen Freunden verspätet und erkältet, so war ich am folgenden Abend desto vorsichtiger.

Marthe hatte kein pädagogisches Werk studirt, aber sie erzog mich ganz nach ihrem geraden Menschenverstande, und ich danke es ihr noch heute, daß man mich nach keinem Elementarwerk oder Kinderfreunde, in keinem Philanthropin oder Schnepfenthal verbildete, daß man mich nicht schon im sechsten Jahre zum Philosophen machte, um zeitlebens ein Kind zu bleiben, wie das bei so manchen Produkten unsrer modernen Erziehung der Fall ist. —

Die Gegend des Dorfes war schön und abwechselnd; und auf meinen einsamen Spaziergängen erwachte zuweilen ein gewisses dunkles Gefühl in mir, ein Drang, etwas mehr zu wissen und zu erfahren, als ich bisher gelernt hatte. Vorzüglich, wenn die Glocke die Leute zur Kirche einlud, und nun die alten Frauen, ihren Rosenkranz still betend, daher wackelten, befiel mich eine Art von heiligem Grauen, noch mehr aber, wenn der Priester nun selber kam, und sich jeder im Zuge ehrfurchtsvoll vor ihm neigte, und ich nachher aus der Ferne den Gesang aus der Kirche vernahm. — Bei jeder Mönchskutte empfand ich eine unwillkürliche Ehrfurcht, und trotz dieser entstand bald der Wunsch in mir, auch einst so einherzutreten, und von jedem Vorübergehenden den Zoll der Ehrerbietung einzusammeln. Ich hing im Stillen diesem Wunsche immer mehr nach, und erwachte oft sehr unangenehm aus meinen schönen Träumen, wenn der Vater mich mit aufs Feld nahm, um ihm in seiner Arbeit zu helfen.

So tief liegt die Sucht, sich über seine Nachbarn zu erheben, in der Seele des Menschen. Ich schien auch für den Stand, den ich mir wünschte, wie geboren. In meiner Kindheit war es gar nicht meine Sache, viel über einen Gegenstand nachzudenken, oder wohl gar an irgend etwas zu zweifeln. Marthe mochte mir noch so ungeheure Mährchen erzählen, ich hätte mich für die Authenticität des Siegfried und der Heymonskinder todtschlagen lassen; jeden Fremden, den ich durch unser Dorf wandern sah, betrachtete ich sehr genau, ob es nicht etwa der ewige Jude Ahasverus sei.

Man erstaunte über meine großen und seltenen Talente zum geistlichen Stande; besonders gewann mich der Pater Bonifaz eines benachbarten Klosters sehr lieb. Er sah meine tiefe Andacht in der Kirche, die Festigkeit meines Glaubens, meinen Abscheu gegen jede Art von Ketzerei, — o wie viel Mühe gab sich der gute Mann, mich vollends für die gute Sache zu gewinnen!

Dieser Knabe, rief oft Bonifaz in hoher Begeisterung, ich ahnde es, wird einst ein Schutzgeist und Reformator der rechtgläubigen Kirche werden; ein Schwert in der Hand Gottes gegen die Ketzer, eine Geißel gegen die Freigeister und Gotteslästerer, ein Vernichter der Recensenten und Litteraturzeitungen, eine Qualmbüchse den Fackeln der Aufklärer!

Ich verstand zwar von diesen Deklamationen nichts, aber doch nahm ich mir vor, die Prophezeihung meines theuern Bonifaz nicht zu Schanden werden zu lassen.

Der Pater nahm itzt selbst die Mühe auf sich, mich zu unterrichten, da ich in der Schule des Dorfes kein vorzüglicher Gelehrter werden konnte. Er bemerkte bald, daß ihm meine Fähigkeiten den Unterricht sehr erleichterten, denn ich lernte in sehr kurzer Zeit Lesen und Schreiben, auch begriff ich bald so viel vom Lateinischen, daß ich meinem Lehrer sehr verfängliche Fragen vorlegte, die er sich nicht zu beantworten getraute.

Meine Eltern sahen mich als ein Wunderthier an, und wurden ernstlich darauf bedacht, meine ungeheuren Talente nicht ganz verloren gehen zu lassen. Pater Bonifaz schlug ihnen vor, mich in die nächste Stadt auf ein Gymnasium zu schicken, und dieser Vorschlag ward bald von ihnen genehmigt. Als mir dieser Entschluß angekündigt ward, erfuhr ich zugleich einen andern Umstand, der eigentlich für mich von der größten Wichtigkeit hätte seyn sollen.

Meine Mutter sagte mir nämlich, daß sie und mein Vater nicht meine wahren, sondern nur meine Pflegeeltern wären, daß sie mir aber den Namen meines wirklichen Vaters, verschiedener Ursachen wegen, nicht nennen könne; dieser wünsche indessen, daß ich mich dem geistlichen Stande widme, und wolle mich daher studiren lassen.—

Diese Nachricht machte eben keinen besondern und bleibenden Eindruck auf mich, so überraschend sie vielleicht jedem andern Kinde gewesen seyn würde.— Meine Eltern gaben mir ihren Segen und ihre Thränen mit auf den Weg, Pater Bonifaz hielt eine lange sehr rührende Rede, und ich reiste nach der Stadt ab.

In dieser Stadt war zugleich eine katholische Universität, und ich hatte also gleich die bequemste Gelegenheit, vom Schüler zum Juristen zu avanciren, denn so nannte man hier die Studenten, da man unter dem Namen Student jedweden Schüler begriff.

Man hatte mich an den Professor X... gewiesen, und dieser nahm sich meiner fast väterlich an: an ihn war das Geld adressirt, das ich vierteljährlich empfing; und ihm hab' ich vorzüglich die Aufklärung meines finstern Kopfes zu verdanken. Er zerstreute nach und nach die schwarzen Phantome, die durch Bonifaz bei mir einheimisch geworden waren, ein Sonnenstrahl der Vernunft fiel in die dunkeln Gänge des Aberglaubens, und ich ward unmerklich ein ganz andres Wesen.

So lebt' ich ein Jahr nach dem andern, und war ziemlich fleißig. Ich verließ die Schule, und ward nun im eigentlichsten Verstande Jurist, denn die Theologie war mir itzt zuwider. — Ich vollendete den Cursus, und stand nun da, als ein förmlich gemachter Mann, aber ohne irgend zu wissen, was ich nun in der Welt mit meiner Gelehrsamkeit anfangen solle. Ich hatte mich mit hunderterlei Sachen angefüllt, ohne mich nur ein einzigesmal zu fragen: wozu?

Glücklicherweise hatte ich neben den juristischen Wissenschaften auch Sprachen und etwas Philosophie studirt; und mein Beschützer, der Professor X... that mir itzt einen Vorschlag, den ich sogleich mit beiden Händen ergriff.

Aus W . . . . hatte ihm der Präsident von Blumbach geschrieben, er sei für seine Söhne um einen Hofmeister verlegen, und bäte ihn also, ihm ein schickliches Subjekt vorzuschlagen. X . . . warf seine Augen auf mich, ich ward vom Präsidenten angenommen; X . . . gab mir noch manchen guten Rath mit, womit ich aber noch nicht recht umzugehen wußte, und so machte ich mich auf den Weg nach der großen Stadt W . . . .

Drittes Kapitel.

Der Leser wird sehen, daß ich ein Narr bin.

—

Ich setzte mich mit großer Zufriedenheit in den Wagen, der mich an den Ort meiner Bestimmung bringen sollte. Ich ward in eine mir ganz unbekannte Welt hineingefahren, ohne Menschenkenntniß und Kenntniß meiner selbst, ohne genau zu wissen, wer ich sei; nur mit dem Namen Lebrecht ausgestattet, der, wenn er mir auch eigentlich nicht zukam, mir doch immer als Vorschrift dienen konnte, nach der ich handelte.

Indem der Wagen fuhr und der Kutscher fluchte, fing ich an bei mir selbst zu überlegen, von welcher Art meine künftige Beschäftigung seyn würde, und ob ich dem Amte auch wohl gewachsen wäre, das man mir anvertraute. — Ich ließ alle meine Kenntnisse und Talente die Revüe passiren, und war nicht wenig mit mir selbst zufrieden, als ich die ganze große Masse übersah.

Ich verstehe Latein und Griechisch, sagte ich ziemlich laut zu mir selbst, doch so, daß es der Kutscher nicht hören konnte; etwas Französisch, die Geschichte der alten und neuen Welt kann ich an den Fingern hererzählen, dabei bin ich ein guter Jurist, und verstehe vortrefflich mit den Atqui's und Ergo's umzugehn. Habe ich nicht einmal disputirt und dreimal opponirt? Ließ ich nicht zur Freude der ganzen Universität den Disputanten neulich in das scharfsinnigste Dilemma laufen, daß er weder vor noch rückwärts konnte?

Ich bekam eine ordentliche Ehrfurcht vor mir selber, denn ich hatte noch nie die Bilance zwischen dem, was ich wußte und nicht wußte, so genau gezogen. Ich hatte das Schicksal der meisten jungen Leute, die den ersten Ausflug in die Welt versuchen. Sie haben sich von Jugend auf nur mit sich selbst beschäftigt, und sich doch kaum von Einer Seite kennen lernen, sie bemerken an sich selbst nur Vorzüge, an jedem andern nur Fehler. Mit der Miene der Unparteilichkeit treten sie auf die Wagschale, um zu wiegen, wie viel sie werth sind: mit selbstgefälligem Lächeln blicken sie umher, da sie so tief niedersinken, und bemerken nicht daß auf die andere Schale noch keine Gewichte gestellt sind.

Die Straße war sehr besucht und jedermann, der vorbeiging, grüßte mich sehr freundlich und ehrerbietig; wer vorbeifuhr, sahe neugierig in den Wagen hinein und machte nicht selten ein spöttisches Gesicht. Doch ich ließ mich alles dies nicht kümmern.

Es war ein schönes Frühlingswetter und die Gegend, durch welche ich reiste, angenehm und abwechselnd. Meine Phantasie ward von den reizenden Gegenständen, die mich umgaben, angefrischt, ich erinnerte mich gerade zur rechten Zeit, daß ich auch ein paarmal Verse gemacht hätte, um in eine Menge von süßen Träumen zu fallen. Ich hatte mancherlei sehr empfindsame Sachen gelesen und die menschliche Gesellschaft kam mir als eine große, zärtliche Familie vor, in welcher sich nur zuweilen ein Kind vom rechten Wege verliert und nur der Zärtlichkeit bedarf, um sogleich wieder zurückgeführt zu werden. Ich nahm mir also vor, ein recht edler, fein empfindender Mensch zu werden, um recht viele Verirrte wieder auf den rechten Weg zu bringen; mir stiegen die Thränen in die Augen, wenn ich mir die vielen Edelthaten lebhaft vorstellte, die ich gewiß noch verüben würde. Besonders aber ward mein Herz gerührt, wenn ich überlegte, welche innige und zärtliche Herzensfreude ich aus meinen künftigen Eleven bilden müßte, wie vielen Dank mir die Eltern schuldig seyn würden, welchen Nutzen der Staat aus meiner Erziehungskunst zöge, wie die ganze Welt meiner künftig mit Ehrfurcht und Rührung erwähnen sollte.

Ja, rief ich in meinem Enthusiasmus aus, — die Menschen sind gut, wenn man ihnen nur mit Liebe entgegen kömmt, die Welt ist schön, wenn man nur zu leben versteht! — Ja, ich werde glücklich seyn, mein Glück im Glücke meiner Brüder suchen. — O kommt an mein Herz, ihr Unglücklichen und Leidenden, hier findet ihr Trost und Hülfe; kommt an meine Brust, ihr Verfolgten und Verirrten, hier findet ihr keinen Haß und keine Unversöhnlichkeit! Die lauterste, reinste Menschenliebe springt für euch in diesem Herzen.

Ich streckte meine Arme sehnsuchtsvoll aus, es schien, als wenn die sonnenbeglänzte Welt meiner Umarmung entgegenstrebe.

Der Fuhrmann, der im letzten Wirthshause etwas zu viel getrunken hatte, wollte in einen Nebenweg einlenken, — unglücklicherweise lief das Hinterrad über einen Erdhügel, die Pferde gingen weiter, — der Wagen knackte und fiel in demselben Augenblicke um.

Der Fuhrmann raffte sich auf, sah seine Kutsche auf einen Augenblick an und fing dann auf die kaltblütigste Weise von der Welt an, die gräßlichsten Flüche auszustoßen. Nach seinen Exclamationen war Niemand als der Teufel mit allen höllischen Geistern an diesem Vorfalle Schuld. Vom Schreck betäubt, lag ich noch immer im Wagen, bis mich der ergrimmte Fuhrmann hervorzog und sich dann Mühe gab, den Wagen wieder aufzurichten.

Ist Er denn toll? rief ich im höchsten Unwillen aus, als ich wieder auf den Beinen stand und zur Besinnung gekommen war.

Haben Sie sich Schaden gethan, junger Herr? fragte der Fuhrmann ganz phlegmatisch.

Nein, aber —

„Nun, so wollen wir Gott danken, daß es noch so glücklich abgelaufen ist.“

Ach, was! glücklich abgelaufen! — Ich saß in Gedanken und erschrak nicht wenig. — Künftig trink' Er nicht so viel.

„Nun, nun, — wenn der Wagen nur erst wieder stünde!“

So lange zu trinken, bis man zum Vieh wird und nicht mehr den Weg sehen kann! Pfui!

„Nun, so vergeben Sie's mir nur, es soll nicht wieder geschehn."

Ich zankte aber immer weiter fort und ward mit jedem Worte heftiger. Der Fuhrmann wußte nicht, ob er verdrüßlich oder beschämt aussehn sollte; da ich aber immer fort deklamirte und in meinem Feuereifer von der Sünde sprach, daß er das Leben eines Menschen ohne Noth in Gefahr setze, nahm er endlich ein sehr demüthiges Gesicht an und bat tausendmal um Verzeihung. — Einige Bauern, die hinzugekommen waren, halfen den Wagen wieder aufrichten; besänftigt setzte ich mich wieder hinein und fuhr weiter.

Ich wurde itzt erst gewahr, daß die Hand des Fuhrmanns blute, er klagte mir auch, daß er sich beim Fallen den Arm etwas verrenkt habe. Nun erst fiel mir die Tirade wieder ein, die mir halb im Halse war stecken geblieben, und ich hätte meiner Seits herzlich gerne den Fuhrmann wieder um Verzeihung bitten mögen.

Ei der schönen Vorsätze! sprach ich zu mir selber, aber weit leiser, als ich die vorige Deklamation hergesagt hatte. — Kaum fällt der Wagen um, so bist du auch schon aus deiner Menschenfreundlichkeit herausgefallen; ei was würde erst ein wirkliches Unglück auf dein zartes Herz wirken! — Warum gehörte denn dieser Fuhrmann nun nicht zu jenen Brüdern, die du so feurig an deine Brust drücken wolltest? — Weil er dir einen kleinen Schreck gemacht hatte. — Wahrlich meine Phantasien haben mich mehr berauscht, als ihn der Brandtwein, und in meiner Trunkenheit handle ich dreimal inkonsequenter als er. —

Mein Kopf sank um volle dreißig Grad auf meine Brust hinab, meine Atqui's und Ergo's kamen mir nicht mehr halb so respektabel vor, und daß ich Verse machte, hatte ich rein vergessen. — Auf dieser Reise, die mehrere Tage dauerte, machte ich mehrere ähnliche Erfahrungen. Mein Stolz fing nach und nach an etwas abzunehmen, und ich habe es bei mir jederzeit gefühlt, daß eine Reise mich bescheidner, klüger und menschenfreundlicher gemacht hat. Der weite gewölbte Himmel über mir sagt mir jederzeit, wie armselig ich mich mit meiner Eitelkeit in die Größe der Natur verliere, jeder Berg macht mich auf meine winzige Person aufmerksam. In jeder Schenke sieht man Menschen, die in so vielen Sachen mit ihrem geraden Sinne weiter reichen, als wir mit allen unsern feinen und geläuterten Gedanken: bei unsrer Sucht, mit unserer hohen Aufklärung zu prahlen, wird man alle Augenblicke mit der Nase darauf gestoßen, daß man noch voller Vorurtheile stecke. Sobald ich die Stadt mit ihren Häusern und dem Gedränge ihrer Menschen aus den Augen verliere, fange ich auch an, mehr in mich selbst zurückzugehn: die Armseligkeiten, die in der Gesellschaft immer noch einen Anschein von Wichtigkeit behalten, verlieren sich in der klaren Natur, — ich sehe den Glücklichen und den Unglücklichen meinem Herzen näher gerückt, ich versuche es, die lästige bunte Kleidung, die uns von Jugend auf angeschnürt wird, abzustreifen, und als einfacher Mensch dazustehn.

Es kömmt mir daher immer sonderbar vor, daß viele Leute von ihren Reisen närrischer, vorurtheilsvoller, eitler und menschenfeindlicher zurückkommen, als sie sie antraten. — Aber diese treiben sich meist nur im Gewühl der Menschen umher, sie fahren schnell der Hütte vorüber nach der Stadt zu, um in der Bereicherung ihrer Menschenkenntniß sich durch keine Nichtswürdigkeit aufhalten zu lassen. Sie lachen, gähnen und verläumden in der großen Welt und denken gar nicht daran, wie elend klein diese große Welt gegen Gottes freie große Welt ist. —

Nachdem wir sieben Tage gefahren waren, grüßten uns die Leute nicht mehr, die bei uns vorbeigingen: wir kamen an die Thore von W . . . . — Ich werde auf Tod und Leben examinirt und eine ganze Stunde visitirt. Man fand nichts Verdächtiges an meiner Person und in meinem Koffer und ließ mich fahren. Ich stieg in einem Gasthofe ab.

Viertes Kapitel.

Ich trete als Hofmeister auf.

Ich zog mein bestes Kleid an, überlegte meine Komplimente und ließ mich beim Präsidenten melden. Ich hatte nicht sehr lange im Vorzimmer gewartet, als ein ziemlich großer und ziemlich starker Mann mit einer trocken freundlichen Miene hereintrat und sich nach den ersten Verbeugungen freute mich kennen zu lernen und daß ich angekommen sei. Ich erwiederte, beides sei meine Schuldigkeit, und auf seinen Befehl geschehen, wobei ich die Verbeugungen nicht sparte, und in einer unaufhörlichen Verlegenheit war.

„Der Professor X . . .," sagte der Präsident sehr verbindlich, "hat mir viel von Ihren Talenten und Kenntnissen gesagt und auf seine Empfehlung" — —

Ich ward roth, verbeugte mich und hustete.

„Und ich hoffe, daß Sie meine Erwartungen nicht" — —

Ich hustete stärker, ward noch röther und verbeugte mich noch tiefer.

„Ich schätze mich also glücklich, daß ein junger Mann" — —

Ich brachte in meinem Husten so viele Variationen an, als nur irgend möglich war.

Es wird selten der Fall seyn, daß, wenn jemand recht sehr verlegen ist, es nicht auch der andre werden sollte, der mit ihm spricht. Die Verlegenheit ist eben so ansteckend, wie Lachen, Melancholie, Gähnen und der Schnupfen. Der Präsident erwartete eine große Menge von Gegenkomplimenten, und da diese ausblieben, mein Katharr und die Röthe in meinem Gesicht aber mit jeder Sekunde zunahmen, ich mich auch einigemal beim Ausscharren in die Fußdecke verwickelte, und er wahrscheinlich fürchtete, ich würde mich aus lauter Bescheidenheit noch zuletzt in den Wandspiegel retiriren: so wußte er am Ende selber nicht recht, was er sprechen sollte; er sahe sich genöthigt, von meinen Lobeserhebungen abzubrechen und das Gespräch auf meine Reise zu lenken.

Nun hatte ich mir freilich wohl eine ganze Stunde

vorher den Kopf zerbrochen, was ich dem Präsidenten sagen wollte, und es fehlte mir wahrlich nicht an Schmeicheleien und Komplimenten; aber mit einem Komplimente gut umzugehn, ist eben so schwer, wie mit einem Waldhorn. Wer es nicht zu blasen versteht, mag es zehnmal an den Mund setzen, es bleibt stumm; oder bringt man ja einen Ton heraus, so erscheint, statt der süßen Accente, ein so rauher, unfreundlicher Schall, daß man sich die Ohren zuhält. — Ich habe oft Leute, die Sottisen sehr kaltblütig und witzig beantworten konnten, bei einem ungeschickt angebrachten Komplimente so roth werden sehn, daß ich mich in ihre Seele schämte; wie viele Feindschaften sind nicht schon entstanden, weil jemand dem andern eine Süßigkeit von der verkehrten Seite präsentirt hat!

So that mir nun wahrlich von allen den schönen Sachen, die ich sagen wollte, die Zungenspitze weh. Ich hoffte immer noch einen Nebenweg zu finden, wo ich einlenken könnte; aber vergebens, das Gespräch ging stets gerade aus. — Die Sache war, daß ich mir den Präsidenten ganz anders vorgestellt hatte, als ich ihn fand. Ich hatte mir ihn als einen steifen, trocknen, stolzen alten Mann gedacht; ich hatte mir daher eine Menge captationes benevolentiae gedrechselt, um ihn mir geneigt zu machen, ich hatte Umwege zu seinem Herzen gesucht, so richtig auf Menschenkenntniß und die gewöhnlichen Vorurtheile des Adels kalkulirt, so fein und neu, daß es mir eine herzliche Freude gemacht hatte. Dabei war ich mir so groß und hoch über ihn erhaben vorgekommen, daß ich seine Schwächen zu meinem Vortheil zu nutzen verstehe und ihn dennoch glauben mache, wie sehr ich ihn verehre. Und nun alles gerade umgekehrt! — Er tritt mir zuvorkommend entgegen, er ist freundlich und sagt mir eine Höflichkeit über die andre, er scheint zu glauben, daß ich ihm mit meiner Reise den größten Gefallen von der Welt gethan habe: dadurch, daß ich auf diese Art erhoben ward, sank ich in mir selbst ganz unbeschreiblich. Ich wußte meine Rolle vortrefflich auswendig, aber als ich auf das Theater trat, ward ein anderes Stück gegeben, und ich war nicht Schauspieler genug, um aus dem Stegreife gut zu spielen.

Ich erzählte nun meine Reise so interessant, als es mir nur immer möglich war, der Präsident schien auch Vergnügen daran zu finden, endlich kam er wieder auf die Ursache meiner Reise zurück.

„Ich glaube,“ sagte er, „daß man einem Manne von Talenten, der die Erziehung der Kinder übernimmt, nie genug danken könne. Ich finde es also billig, daß man ihm seine Lage, die sehr viele Unannehmlichkeiten hat, so angenehm als möglich mache; Sie wohnen natürlicherweise in meinem Hause und essen an meinem Tische. Die übrigen Bedürfnisse erhalten Sie ebenfalls und außerdem jährlich zweihundert Thaler. — Sind Sie damit zufrieden?“

Wer war zufriedner, als ich, und ich glaube, daß mich viele Hofmeister beneiden werden.

„Ich habe zwei Söhne,“ fuhr der Präsident fort, „die beide sehr gut geartet sind, und deren Liebe und Zuneigung Sie sich also sehr bald erwerben werden. Sie werden die Neigungen und den Charakter eines jeden kennen lernen und ihn darnach behandeln; ich traue Ihnen Menschenkenntniß genug zu.“ —

Ich war unschlüssig, ob ich roth werden sollte. —

„Um mit Kindern richtig zu verfahren, die es noch nicht gelernt haben sich zu maskiren.“

Ich ward bis über die Ohren roth.

„Den jüngsten werden Sie etwas wild und ausgelassen finden, aber er ist nichts weniger als boshaft, und der älteste, darf ich ungescheut behaupten, ist ein ganz vorzüglicher Kopf, ein wahres Genie; Sie werden selbst über den Knaben erstaunen, er hat für seine Jahre schon außerordentlich viel geleistet. — Ich habe außerdem noch eine Tochter, für die ich aber eine besondere Erzieherin habe. — Ich hoffe, meine Söhne sollen unter Ihrer Leitung bald sehr weit kommen.“

Ich verbeugte mich wieder: der Präsident ging in sein Zimmer und ich in meinen Gasthof zurück. Ich zog noch an demselben Tage in das Haus des Präsidenten und machte meine Einrichtungen: am folgenden Morgen sollte ich den Kindern und der Frau Gemahlin vorgestellt werden.

Ich setzte mich in einen Sessel und betrachtete die eleganten Möbeln meines Zimmers, dann überlegte ich meine Lage und zukünftigen Pflichten. — Der Präsident war ein gütiger Mann, er hatte mir auch eine Stelle versprochen, wenn ich mehrere Jahre das Amt eines Pädagogen verwaltet hatte, von seiner Großmuth konnte ich eine etwas mehr als mittelmäßige Versorgung erwarten. Die Perspektive meines Lebens war in der That die heiterste.

Meine Bestimmung kam mir groß und ehrenvoll vor. Ich ließ durch meinen Kopf noch einmal die pädagogischen Bemerkungen gehn, die ich entweder gelesen, oder selbst gemacht hatte, um Sie in meiner jetzigen Lage anzuwenden. Ich nahm mir vor, ein völliges System zu erbauen, nach welchem ich meine Zöglinge zu edlen, großen und verständigen Menschen bildete, und ich fiel gar nicht auf die Frage: ob ich die rechte Bedeutung dieser drei Worte auch wohl verstehe? — Der älteste Sohn war ein Genie, — was ließ sich von diesem nicht alles erwarten? Ich konnte wohl gar so glücklich seyn, der Hofmeister eines Menschen zu werden, der eine Epoche in der Weltgeschichte machte. — Ich legte mich erst spät mit den angenehmsten Vorstellungen schlafen und erwartete sehnlichst den andern Morgen.

Hätte ich freilich damals schon gewußt, daß es in jeder Familie wenigstens Ein Genie giebt, so wäre vielleicht vieles Große von meinen stolzen Träumen zusammengesunken.

Fünftes Kapitel.

Die Präsidentin und die übrigen Hausgenossen.

—

Man kann sich vorstellen, daß ich nicht zu lange im Bette blieb, und daß ich mich so gut herauszuputzen suchte, als es mir nur immer möglich war. Ich stand lange vor dem Spiegel, musterte meinen Anzug, so wie meine Manieren, und nahm mir fest vor, die heutige Unterredung nicht wieder so, wie die gestrige, verderben zu lassen: ich beschloß, mich mit allen meinen Kräften zusammen zu nehmen. Ich muß

noch jetzt über mich lächeln, wenn ich daran denke, wie oft ich in meinem Gedächtnisse einige Komplimente wiederholte, damit sie mir nicht wieder unter den Händen verloren gingen.

Als ich fertig war, meldete mich der Bediente. — Ich trat in das Zimmer der Präsidentin und fand die gnädige Frau in einem graziösen Negligee am Theetisch. Ich machte meine Verbeugungen und sie die ihrigen, jedes von uns auf seine eigene Art, ich als unterthäniger Diener, sie als gnädige Beschützerin, die sich aber in der Herablassung zu Geringern sehr glücklich fand. — Es ließe sich ein eigenes weitläufiges Kapitel über die verschiedenen Beugungen, Neigungen und Kopfbewegungen schreiben: vielleicht, daß es der Leser im zweiten Theile dieser wahrhaftigen Geschichte findet, denn wenn ich ihn hier mit meinen Reflexionen schon wieder unterbrechen wollte, so würde ich mir mit vollem Rechte seinen Unwillen zuziehen.

Nachdem die ersten Eingangsredensarten vorüber waren, die sich bei jeder neuen Bekanntschaft mehr oder weniger ähnlich sehen, fragte mich die Präsidentin mit einem leichthingeworfenen Tone: Nun, wie gefallen Sie sich in W . . . ?

Nichts in der Welt hätte mir erwünschter kommen können. — Noch nie habe ich mich so glücklich gefühlt, antwortete ich triumphirend, als seit ich die Ehre habe, in Ihrem Hause zu seyn. —

Und nun fuhr ich fort weiter auseinander zu setzen, wie mir daher W . . . ganz außerordentlich reizend vorkommen müßte. Wenn ich mich in zu große Schmeicheleien hinein verirrte, so kam mir die Präsidentin auf halbem Wege entgegen, um mich wieder zurecht zu weisen. — Eine jede zeremoniöse Unterredung kömmt mir immer vor, wie ein Strom, auf welchem unaufhörlich Eisschollen gegen eine Brücke anschwimmen. Man sieht immer schon aus der Ferne ein großes, gewaltiges Kompliment einherschwimmen, aber alle Schollen laufen gegen die Eisbrecher auf und fallen so in den Strom zurück. — Auch diese Eisbrecher können von sehr verschiedener Art und Beschaffenheit seyn, sie können in einer Verbeugung, einem Lächeln, in einem Gegenkomplimente bestehen, oder auch darin, daß man das Kompliment des andern gar nicht zu verstehen scheint; diese letztern sind von der allerzerstörendsten Gattung.

Die Präsidentin war eine Frau von mittlern Jahren, mittler Statur, mittelmäßiger Schönheit, mittelmäßigem Verstande: — kurz, man sieht, sie gehörte zu den mittelmäßigen Leuten, deren Zahl in der Welt die größte ist, ob sich gleich keiner selbst unter diese Rubrik einschreiben will.

Wir schwatzten zusammen bis zum Mittagsessen, und ich war heute mit mir selber ganz außerordentlich zufrieden. Mein Witz ward zwar in einigen kleinen Vorpostengefechten geschlagen, aber doch ward keine von meinen Batterien zum Schweigen gebracht, noch weniger verlor ich ein Haupttreffen. Ich schien der Präsidentin spaßhaft genug vorzukommen, und wir wurden endlich zum Essen abgerufen.

Man sagte mir, daß die Familie alle Tage in einem bestimmten Saale zusammen äße; die Familie bestand aus dem Präsidenten, seiner Frau, einer Tochter und seinen zweien Söhnen! man that mir die Ehre an, mich von diesem Tage auch dazu zu rechnen, so wie die Erzieherin der kleinen Fräulein von Blumbach.

Die Söhne wurden an meine Seite gesetzt, und ich sahe wechselsweise bald den einen, bald den andern an, um das Genie herauszufinden, aber ich konnte aus mir selber nicht klug werden, als mir beide wie ganz gewöhnliche Kinder vorkamen. Aus dem, was sie zuweilen sagten, schien sogar eine Art von Dummheit hervorzuleuchten, von der aber weder Papa noch Mama Notiz nahmen.

Die Tochter schien ein ganz artiges, niedliches, kleines Mädchen zu seyn; da sie mit meinen Amtsgeschäften nichts zu thun hatte, bekümmerte ich mich wenig um sie. Desto öfter aber und ganz unwillkührlich fielen meine Augen auf ihre Gouvernante. Ich hatte mir diese unter dem Charakter einer gewöhnlichen französischen Mamsell gedacht, sie war mir daher in meiner Vorstellung immer äußerst uninteressant vorgekommen: ich fand aber jetzt, daß sie eine Deutsche sei und daß ihre Augen so wie ihr Gesicht außerordentlich viel Anziehendes hätten. Mir fielen hundert Stellen vom wunderbaren Zuge der Sympathie ein, die ich bis jetzt immer für baaren Unsinn erklärt hatte. Ihr schönes blaues Auge ruhte zuweilen auf mir und ich konnte ihren Blick nicht ein einzigmal aushalten, mir war jedesmal, als wenn mir die Sonne ins Gesicht schiene. Ihre blonden Haare fielen in ungekünstelten Locken auf den weißen Nacken hinab; in ihrem Wesen herrschte eine unbeschreibliche Sanftheit, die fast ans Melancholische gränzte. Ein Wort, das sie sagte, klang wie Musik in meinen Ohren.

Meine Frau hat mir über die Schulter gesehn, und mir jetzt eben lächelnd die Feder aus der Hand genommen; ich muß daher mit meiner Beschreibung aufhören, ich hoffe überdieß, daß jeder Leser sich die Person hinzudenken wird; kann er es aber nicht, so darf er nur irgend eine von den weitläufigen Beschreibungen in den neuesten Romanen nachschlagen.

Ich bemerkte, daß noch ein Gedeck übrig sei, und war auf die Person sehr neugierig, die noch erscheinen sollte. Endlich erschien ein sehr wohlgewachsener, junger Mensch, den die Frau vom Hause als Herr von Bärenklau begrüßte. Er setzte sich auf den leeren Stuhl neben der liebenswürdigen Erzieherin, und ich war bald mit mir selber einig, daß er trotz seinem einnehmenden Wesen, diese Stelle nicht verdiene.

Ich glaubte zu sehen, daß seine feurigen Augen oft den sanften Blicken des Mädchens begegneten und ich hatte Gelegenheit, eine Menge von Bemerkungen zu machen, von denen die vorzüglichste war, daß ich gegen den Herrn von Bärenklau ein sehr linkisches und ungeschicktes Benehmen habe. Diese Bemerkung that meiner Eitelkeit außerordentlich wehe, ich glaubte daher am Ende, das gewandte Wesen des Herrn von Bärenklau sei nur ein Zeichen., daß er kein so gründlicher Philosoph sei, als ich.

Als wir gegessen hatten, ging ich mit meinen beiden hoffnungsvollen Zöglingen auf mein Zimmer. Ich fand nun bald, worin das Genie des ältesten bestand: er hatte nämlich ein ganz außerordentliches für Vokabeln, Namen und Phrasen, bei denen er sich aber gar nichts dachte. Er sagte mir den größten Theil der lateinischen Grammatik mit

einer Fertigkeit her, die mich in Erstaunen würde gesetzt haben, wenn ich nicht kurz vorher ein Kunstpferd gesehn, dessen viele und wunderbaren Künste auch auf das Gedächtniß berechnet waren. Ich fand bald, daß der jüngste, ungeachtet er nur wenig wußte, weit mehr Verstand als sein Bruder hatte, den man durch unzeitiges Lob zu einem eingebildeten phlegmatischen Narren gemacht hatte.

Wozu denn die vielen Charakterschilderungen? höre ich verdrüßlich meine Leser ausrufen. — Am Ende ist alles das unnütz und hat weiter gar keinen Bezug auf Ihre Geschichte, Herr Verfasser, die an sich schon langweilig genug ist. —

Nun, haben Sie nur Geduld. — Sie können jetzt weder von dem einen, noch dem andern urtheilen, denn, meine theuern Leser, Sie stehn immer noch in der Ankündigung oder dem Ersten Akte.

So hätten Sie das so einrichten sollen, daß sich die Charaktere Ihrer Personen in Handlungen zeigen. Dadurch hätte Ihr Buch an Langeweile verloren und Ihre Personen an Interesse gewonnen.

Wenn nun diese Personen aber damals gerade gar nichts thaten, oder wenigstens nichts vornahmen, was ich bemerkte? — Ich will doch lieber etwas langweilig werden als Sie mit Lügen amüsiren.

So hätten Sie Ihre Geschichte gar nicht schreiben sollen, denn so wie sie bis jetzt erscheint, verdient sie es durchaus nicht. — Es ist eine Alltagsgeschichte von der alltäglichsten Art.

Habe ich denn aber das nicht gleich in meinem ersten Warnungs-Kapitel gesagt? —

Doch, ich wende mich wieder zu meiner Erzählung.

Sechstes Kapitel

Ich werde verliebt.

„Gottlob!" hör' ich die ungeduldigen Leserinnen rufen, indem sie dies Kapitel aufschlagen, „der langweilige Mensch fängt nun vielleicht an interessanter zu werden!" — Ich muß aber bekennen, daß bei so vielen Schriftstellern nichts langweiliger und ermüdender ist, als die detaillirten Beschreibungen des verliebten Approschirens: wie sie vom Blick zum Händedruck, vom Händedruck zum Kusse und von diesem endlich weiter übergehen; dann sich wieder mit der Vielgeliebten entzweien, einen eifersüchtigen Zweispruch halten, und sich nach vielen Debatten wieder zu einer Aussöhnung bequemen, die der Leser schon über zwei ganze Bogen voraussahe. Wer diese Officialberichte von dem Kriege der Liebe gern liest, der überschlage dieses Kapitel, denn ich habe mir vorgenommen, nur sehr im Allgemeinen über meine Liebe zu sprechen.

Der Leser wird es gewiß schon errathen haben, daß ich in Niemand anders, als die schöne Gouvernante verliebt wurde. Meine Augen trafen immer öfter und öfter die ihrigen, mit jedem Tage entdeckte ich neue Vollkommenheiten an ihr, mit jedem Tage entwickelte sich ihre schöne Seele reizender. — Ich bemerkte sehr bald, daß ihr Blick dem meinigen häufiger begegnete, daß sie roth ward, wenn mein Auge auf ihrer Gestalt verweilte, daß sie oft meine Gesellschaft suchte, und doch im Gespräche mit mir in eine Art von Verlegenheit gerieth. Ich schloß aber aus allen diesen Bemerkungen bei weitem nicht so viel, als ich mit vollem Rechte hätte schließen können: ich hielt alles mehr für Zufälligkeit und wagte es gar nicht, diese Zeichen auf eine günstige Art für mich auszulegen. — In mir selber ging eine wunderbare Veränderung vor. — Meine Lehrstunden, die ich bis jetzt mit großem Eifer gehalten hatte, fiengen an mir Langeweile zu machen; meine Zöglinge erschienen mir um ein großes Theil einfältiger; alle meine enthusiastischen Entwürfe kamen mir albern und abgeschmackt vor. Dagegen stieg die Wagschale auf der andern Seite um vieles mehr als sie auf der einen sank: es kam mir vor, als wenn meine Seele eine große Revolution erlitten hätte, es ging ein Licht in mir auf, das alles erleuchtete, was bis dahin dunkel und verworren in mir gelegen hatte. Es hatte sich mir plötzlich ein helles kristallenes Glas vor die Augen geschoben und ich sahe itzt die Welt weit schöner und reizender als ehedem.

Die Liebe ist bei den meisten Menschen die erste bewegende Kraft, die ihre Fähigkeiten entwickelt, und dem trägen, einförmigen Gange des gewöhnlichen Lebens einen neuen, raschen Schwung giebt. Sie ist überhaupt das größte und nothwendigste Rad in der menschlichen Gesellschaft. Was ist es anders, als die Liebe, um welche sich das Interesse der ganzen Welt dreht? Ist sie nicht der eigentliche Mittelpunkt, um welchen alle Wünsche und Plane der Sterblichen laufen? Die Liebe ist ein Gegenstand, über den sich Niemand zu Ende spricht; ihre Jugend ist unverwelklich, selbst der Greis erinnert sich am Ende seiner Laufbahn noch mit Entzücken der Stunden, in welchen er im Morgenrothe stand, das diese Gottheit um ihn her goß. Staaten und Familien werden durch diesen großen Magnet in ihrem Gange erhalten, und die Schwärmerei einiger Philosophen ist eben so natürlich als verzeihlich, wenn sie den Zusammenhang des ganzen Weltgebäudes durch eine große allgemeine Liebe erklären wollten.

Nur wenigen Menschen gelingt es, sich von dem Gesetze der Liebe frei zu machen, und sie sind für unglücklich zu erklären; ihnen ist das Licht ausgelöscht, das uns armen Sterblichen durch das trübe Labyrinth des Lebens leuchten muß, sie stehen so albern und ohne Absicht in der Welt da, wie ein Tauber in einem Konzertsaale. — So weit die Sonne scheint, ist Liebe das reinste Element der menschlichen Seele und selbst der Grönländer und Hottentotte ergreifen dies reizende Band, um sich an die Gesellschaft der übrigen Menschen zu reihen.

Es ist sehr gewöhnlich, daß ein Verliebter (vorzüglich bei seiner ersten Liebe) meint, die ganze Welt sei für seine Leidenschaft blind. Das ganze Haus wußte schon, daß ich verliebt war, ehe ich es mir noch selbst gesagt hatte. Ganz vorzüglich richtete der Herr von Bärenklau seine Augen auf mich, die als die Augen eines Nebenbuhlers noch unendlich scharfsichtiger waren, als die der übrigen Leute im Hause; er sprach von jetzt an entweder sehr kurz

und unfreundlich mit mir, oder, wenn er mich nur irgend vermeiden konnte, ging er mir sorgfältig aus dem Wege; ohne es selbst zu wissen, that ich das nämliche.

Louise hatte indeß meine Liebe ebenfalls bemerkt, und sie näherte sich mir mit jedem Tage etwas mehr. Wir wurden oft ganz von ungefähr im Garten oder Zimmer in lange freundschaftliche Gespräche verwickelt, und ein jedes von uns trug redlich das seinige dazu bei das Gespräch so lange währen zu lassen, als es nur immer möglich war. Wie ein Feuerlärmen erschreckte mich oft die Stimme des Bedienten, der uns zum Essen abrief, und zu meinen Eleven und Lehrstunden ging ich mit so schwerem Herzen, als wenn ich in ein Gefängniß wandern müßte. Mein Zimmer kam mir eng und finster vor, die Gesellschaft eines jeden Menschen langweilig; während des Unterrichts hatte ich keine Ruhe und versprach mich in jeder Minute, wenn ich wußte, daß sie mit der Präsidentin im Garten war. Mit einem Worte, ich lernte den schweren Dienst, zu welchem die meisten Menschen irgend einmal in ihrem Leben abgerichtet werden.

Der Herr von Bärenklau verlor seinen Witz und seine gute Laune. Er saß stumm und verdrüßlich bei Tische, oder blieb gar aus; er war zerstreut, sprach verkehrt, oder antwortete auf eine vorgelegte Frage gar nichts, indeß ich, als der triumphirende Sieger, ihm gegenüber saß und mich in den muntern Augen Louisens spiegelte, kaum aß und trank, wenig sprach und viel seufzte. —

Ich denke jetzt daran, daß diese Tischgesellschaft für den Präsidenten außerordentlich langweilig muß gewesen seyn, denn auch Louise nahm nur an wenigen Sachen Antheil: damals aber fiel mir dieser Gedanke gar nicht ein.

An einem Nachmittage, als ich mit Louisen vorzüglich lange gesprochen hatte, begegnete mir der Herr von Bärenklau auf dem Saale, er schien mich diesmal gesucht zu haben, da er mir sonst immer auswich, und dies war auch wirklich der Fall.

So in Eile, Herr Lebrecht? fragte er mich.

Daß ich nicht sagen könnte, antwortete ich ihm halb verlegen: denn seine Gesellschaft war mir vorzüglich jetzt sehr zuwider, da ich den Kopf ganz voll von dem hatte, was ich so eben mit Louisen gesprochen hatte.

Sie kommen von Louisen? fragte er in einem halb spöttischen Ton.

Ihnen aufzuwarten.

Bärenklau. Herr Lebrecht, ich kann es, und mag es Ihnen auch nicht länger bergen, daß Sie mich durch Ihre Vertraulichkeit mit Louisen aufs äußerste beleidigen.

Ich stand ganz erschrocken vor ihm. — Durch welche Vertraulichkeit? wollte ich ihn fragen, aber in der Zerstreuung sagte ich: Wie so?

Bärenklau. Weil ich sie liebe, weil sie es weiß, daß ich sie liebe: weil ich ihr meine Hand anbieten will.

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

Und Sie, fuhr mein Nebenbuhler hitziger fort, kommen hieher, um auf eine sehr alberne Art die Rolle ihres Liebhabers zu spielen, um zu seufzen und zu schmachten, mir ihre Zuneigung zu entziehn, und — wer sind Sie? Was für ein Glück besitzen Sie, das Sie ihr anbieten könnten? — Sie sind Herr Lebrecht, und weiter nichts, und von Ihrer Liebe möchten Sie gar armselige Zinsen ziehn.

Itzt hob ich nach und nach den Kopf in die Höhe, denn mein Blut fing an warm zu werden.

Ich hoffe, fuhr Bärenklau fort, Sie werden unser Gespräch nicht vergessen, und dieser Herr Lebrecht wird mir nicht von neuem Ursach geben, mich über ihn zu beklagen.

Er wollte gehn, als ich mich erhitzt zu ihm wandte. Mein Herr, sagte ich sehr zornig, Sie haben kein Recht zu diesem Betragen, Sie nennen meinen Namen da mit einer Verachtung, die mich beleidigen soll; Sie wollen mich den großen Unterschied unsers Standes fühlen lassen, — aber wahrhaftig, ich habe ihn noch nie so wenig gefühlt, als gerade in diesem Augenblicke. — Ich habe mich meines bürgerlichen Namen nicht zu schämen und ich danke Gott sogar für diesen Namen, da er mir beständig eine Vorschrift meines Verhaltens seyn kann. — Sind Sie denn wirklich auch auf Ihren Namen stolz? Bärenklau, Greifenhahn, und so manche adeliche Familiennamen sind nicht so unschuldig und löblich, als mein schlichter Name Peter Lebrecht! Sie deuten nur auf Raub und Mord und Unterdrückung. — Auf ihre übrigen Aeußerungen mag ich Ihnen gar nicht antworten, aber ich hoffe, Sie werden unser Gespräch nicht vergessen, und dieser Herr von Bärenklau wird mir nicht wieder Ursach geben, mich über ihn zu beklagen.

Bärenklau sahe mich eine Weile an, dann lachte er laut auf und ging lachend fort. — Ich ging in mein Zimmer und kam mir vor wie der große Alexander; ich ging lange heftig auf und ab, und setzte mich erst in einen Sessel zur Ruhe, als die Sonne der Vernunft durch den Nebel der Leidenschaften brach, und ich mir außerordentlich abgeschmackt vorkam. Ich nahm mir hunderterlei Sachen vor, machte Plane und verwarf sie wieder, und war den ganzen Tag, so wie den darauf folgenden, äußerst verdrüßlich. Doch hatte das alles den Erfolg, daß ich nun wenigstens mit mir selber über den Satz einig ward: ich sei wirklich verliebt.

Siebentes Kapitel.

Liebesgeständnisse.

Es fing jetzt eine Periode meines Lebens an, in welcher ich einen Tag nach dem andern verträumte, ohne die große Summe zusammen zu zählen, die aus diesen einzelnen Tagen endlich entstand. Das Geschäft meines Lebens schien mir nur darin zu bestehen, die schöne Louise Wertheim zu lieben: müßig kam ich mir nur dann vor, wenn ich sie nicht sahe. Man mochte mir ein Geschäft auftragen, welches man wollte, man mochte mit mir sprechen, was man wollte, es mochte vorfallen was da wollte, so waren meine Gedanken doch stets und unaufhörlich nach ihr hingerichtet; so wie die Nadel des Kompasses stets nach Norden zeigt, man mag ihn auch drehen und wenden, wie man will.

Ich war itzt schon seit einem Jahre im Hause des Präsidenten. Ich hielt täglich Lehrstunden mit meinen Zöglingen, die freilich mit jedem Tage etwas mehr lernten, aber nichts weniger als außerordentliche Talente zeigten; ich sah täglich den Präsidenten und seine Gemahlin und was mir vorzüglich wichtig war, täglich Louisen. Ich fing jetzt an zu bemerken, daß sie mich allen ihren übrigen Bekanntschaften vorzog, daß sich ihr Gesicht jedesmal erheiterte, wenn ich im Garten oder im Zimmer zu ihr trat. Ich überlegte, um welche Zeit ich wohl im Stande seyn würde, ihr, als der Gebieterin meines Herzens, ein Glück anzubieten, das nicht ganz unter dem Mittelmäßigen sei: es war das erstemal in meinem Leben, daß ich Plane machte und an die Zukunft dachte; aber die Liebe, die so oft blind ist, öffnet uns auch sehr oft die Augen über manche Gegenstände, bei denen wir sonst immer vorbeigegangen seyn würden, ohne sie zu bemerken.

Zuweilen kam sie mir so liebenswürdig vor, daß ich ihr in der größten Gesellschaft hätte um den Hals fallen mögen, mit ihr vor den Altar treten, und meine Hand in die ihrige legen lassen. Aber mir fiel noch glücklicherweise in meinem Enthusiasmus jedesmal ein, daß man mich für einen ausgemachten Narren halten würde. Fremde Augen sehn immer in unsre Liebe durch ein schlecht geschliffenes Glas hinein, alle Gegenstände erscheinen ihnen dunkel, verkehrt und zerrissen.

Ich hatte seit einem Jahre Louisen geliebt, und schmeichelte mir schon seit lange mit ihrer Gegenliebe. Aber unerachtet unsrer täglichen Zusammenkünfte waren wir noch nicht darauf gefallen, uns gegen einander zu erklären; ich nahm mir an einem schönen Tage recht fest vor, ganz gründlich von meiner Geliebten selbst zu erfahren, wie ich mit ihr stehe. Der Präsident war mit seiner Frau gerade ausgefahren, der Herr von Bärenklau war auf einige Tage verreist, um einen kranken Onkel zu besuchen, ich war mit Louisen im Hause allein und hatte so die beste Gelegenheit, mich ungestört mit ihr über einen Punkt zu erklären, der mir so außerordentlich wichtig war.

Ich las ihr oft vor und wir hatten auch den heutigen Nachmittag zu einer poetischen Geistesergötzung bestimmt. Ich war in einem ungewöhnlichen Feuer und meine Art zu deklamiren brachte es bald dahin, daß sich die schönen Augen Louisens mit Thränen füllten, sie beweinte den unglücklichen erdichteten Helden der Geschichte so aufrichtig, wie nur selten ein wirklich Elender beweint wird. Ich ward durch ihre Rührung gerührt, unsre thränennassen Blicke begegneten sich, weit weg ward plötzlich das Buch mit allen seinen Unglücksfällen und Liebesseufzern geworfen, ich lag an ihrem Halse und gestand ihr meine Liebe, die Versicherung ihrer Gegenliebe zitterte auf ihren schönen Lippen. Die Poesie war nur ein Prolog unsrer Emfindungen gewesen, ein aufgegebenes Thema, das wir jetzt schöner und geistreicher aus dem Stegereife durchführten.

Was sagten und erzählten wir uns nicht einander! Keine Ausrufungen der Freude, keine Seufzer und zärtlichen Händedrücke wurden gespart, manche Sachen, die sich von selbst verstanden, sagten wir uns tausendmal und wiederholten sie immer von neuem, ohne im Gegentheil nach der Erklärung einiger poetischen Phrasen zu fragen die der offenbarste Unsinn waren. Das Gespräch zweier Liebenden ist wie die Melodie der Aeolusharfe, stets dieselben Töne ohne Rhythmus und Anordnung, die aber trotz ihrer Einförmigkeit dem Ohre in einer schöner Gegend wohl thun.

Den Beschluß unsrer Erklärungen machten zärtliche und wechselseitige Küsse. Der Kuß ist von jeher das Siegel aller verliebten Versprechungen gewesen, das sicherste Unterpfand der Zärtlichkeit. Der Kuß ist das, wonach der Liebhaber Jahre hindurch schmachtet, und während sich die Lippen noch berühren, schon nach einem neuen Kusse dürstet. Wenn man die Liebe mit einer Pflanze vergleichen will, so ist der Kuß die Blume der Liebe, schöner und reizender wie die Frucht, zu welcher sich endlich die Blüthe entwickelt. — Ich habe oft darüber nachgedacht, worin das Entzückende, das Seelenerhebende in der Berührung einer männlichen und weiblichen Lippe liegen könne, aber bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, dem bezaubernden Geheimnisse auf die Spur zu kommen: so wie die oberste Spitze unsers geistigen Menschen offenbar im Kopfe zu suchen ist, so scheint sich die feinste Spitze unsrer Sinnlichkeit in den Lippen zu befinden. Es ist vielleicht unmöglich, hier tiefer einzudringen, ich wenigstens gebe es völlig auf, hierüber je eine gründliche und kritische Abhandlung zu schreiben.

Unsre Seelen waren nun durch einen förmlichen Kontrakt einverstanden, meine eifrigsten Wünsche waren erfüllt, die ganze Zukunft meines Lebens lag wie ein rothblühendes Rosenthal vor mir, wo eine aufbrechende Knospe die andre drängt, und ein Abblühen der schönen Gebüsche unmöglich macht.

Ich entwarf nun in der Einsamkeit paradiesische Plane meiner zukünftigen Ehe, ein großes Gewebe breitete sich vor meiner Seele aus, ganz aus goldnen Träumen gewirkt. — Wenn der Verliebte einmal in das Gebiet der Poesie hineingerathen ist, so ist es unmöglich, ihn in die Prosa des gewöhnlichen Lebens herunterzuziehn. Er ist wie ein Luftball, der sich den festhaltenden Stricken entrissen hat; geduldig müssen die Zuschauer unten warten, bis die leichte Luft nach und nach aus ihm verflogen ist und er von selbst auf die Erde zurückfällt.

Achtes Kapitel.

Andre Erklärungen. — Ich bin eifersüchtig.

Ich fing nun halb mit Vorbedacht an, meine Liebe für Louisen öffentlicher zu zeigen, denn nach diesem Vorfall sah ich mich schon als ihren Mann an, als ihren Beschützer gegen jede Verführung. Ich kam mir um ein großes wichtiger vor, denn ich fühlte in mir schon den künftigen Ehegatten und Hausvater: seit der empfindsamen Scene mit meiner Geliebten war ich zu einem Helden herangewachsen, der dreister und mit festerm Selbstvertrauen in die Welt hineinschritt; sehr lebhaft fiel mir wieder ein, daß ich sonst auf der Universität Verse gemacht und bei allen feierlichen Gelegenheiten mich stets in poeti-

schen Empfindungen im Namen der ganzen Stadt ergossen hatte; in jeder Stunde, die mir nun übrig blieb, machte ich Verse, in denen meine Geliebte bald mit der Venus, bald mit den Grazien verglichen ward, oder ich ließ sie auch allein ohne alle Vergleichung einhertreten, und alle möglichen menschlichen Tugenden trugen ihr die Schleppe ihres Kleides nach. Wer verliebt ist, liegt freilich nur in einem tiefen Traume, was er sieht und was ihn entzückt, sind nur seine eigene Phantasieen: aber wie oft wünscht man nicht beim Erwachen in einen schönen Traum zurück zu sinken?

Auf eine kurze Zeit ward ich auf eine sehr unangenehme Art geweckt. Die Frau Präsidentin ließ mich nämlich eines Morgens zu sich rufen, und hielt mir, nach den vorläufigen Wetter- und Neuigkeitsgesprächen, ungefähr folgende Rede:

Meine Wenigkeit habe, seit meinem ersten Eintritt in ihr Haus, sogleich ihren ganzen Beifall erhalten; ich sei nicht einer von jenen modischen Hofmeistern, die sich die Zeit nur auf den öffentlichen Promenaden zu vertreiben suchen und ihr Amt als ein Joch ansehen, an welchem sie nur von der höchsten Noth gezwungen ziehen; sondern ich habe mein Geschäft stets mit Eifer und großer Liebe zur Sache getrieben, und sie erkenne mit Dankbarkeit die Fortschritte, die ihre Söhne seitdem in den Wissenschaften gethan hätten, so daß man schon darauf gedacht habe, in zwei Jahren den ältesten auf die Universität zu schicken, den jüngern aber ungefähr um dieselbe Zeit beim Regimente anzustellen. Nur habe man seit mehrerer Zeit eine Schwachheit an mir entdeckt, und dies sei meine entschiedene Neigung für Louisen, die an sich selbst gar nicht zu tadeln wäre, als nur in so ferne, daß ich seit der Zeit meine Pflicht etwas nachlässiger gethan hätte und überhaupt in allen meinen Geschäften saumseliger geworden wäre. Dies sei aber nicht der einzige und größte Schaden, sondern ich zerstöre dadurch vielleicht noch Louisens Glück, welches doch gewiß nicht meine Absicht sei. Der Herr von Bärenklau sei nämlich schon seit langer Zeit ihr erklärter Liebhaber, er sei arm und ohne Eltern und hänge bloß von einem alten, sehr reichen Onkel ab, auf dessen Erbschaft er nur hoffe, um sich und Louisen glücklich zu machen. Ich möchte also wohl bedenken, ob ich meiner Geliebten nicht vielleicht ein Glück raube, das ich ihr nie geben könne.

Ich stand während dieser Rede wie versteinert. Bärenklau war ein Edelmann, ich hatte ihm folglich nie die ernsthafte Absicht zugetraut, Louisen heirathen zu wollen; dabei war ich mir nun wie ihr Ritter vorgekommen, der ihre Tugend gegen die Anfälle der Verführung vertheidigte: jetzt kam ich mir plötzlich wie ein alberner Mensch vor, der sich mit seiner unzeitigen Liebe zwischen die Hoffnungen zweier Liebenden drängte. — Ich stand im tiefen Nachsinnen.

Ich hoffe, fuhr die Präsidentin fort, daß Sie darüber nachdenken werden, was ich Ihnen gesagt habe: mein Rath ist aus dem besten Wohlwollen gegen Sie entstanden, suchen Sie ihn zu benutzen.

Ich empfahl mich und ging verdrüßlich auf mein Zimmer. — Aber Louise liebt mich ja! rief ich aus; dies einzige hebt ja alles auf, was man mir da gesagt hat. — Oder sollte es nicht seyn! — Ich ward argwöhnisch und beschloß, genauer als bisher zu beobachten.

Nach einigen Tagen hatte ich ein Gespräch mit dem Präsidenten, das meine Seele wieder etwas aufrichtete.

Er sagte mir, daß seine Frau die Vertraute des Herzens meines Nebenbuhlers sei, daß sie ihn daher von je beschützt habe; daß er selbst meine Neigung für Louisen eben nicht mißbilligen könne, ich solle nur noch zwei Jahre fortfahren, meinem Amte mit Eifer vorzustehen, dann hoffe er mir eine ziemlich einträgliche Stelle zu verschaffen, und es komme dann nur auf Louisen und mich an ob wir uns heirathen wollten. Er wünsche mein Glück, und es sei ihm daher alles erwünscht, was ich selbst zu meinem Glücke für zuträglich halte.

Mein Herz war durch das Gespräch mit dem Präsidenten wieder etwas erleichtert, nur quälte mich jetzt der Zweifel, ob Louise mich auch wohl wirklich liebe. — Ich beobachtete sie fast allenthalben, und zwar nicht mehr mit den Augen eines Verliebten, sondern mit den Blicken eines Eifersüchtigen. Wenn ich mit ihr sprach, lauerte ich auf jedes Wort, dem man etwa eine doppelte Bedeutung geben könne. Wer durch die Schule der Liebe geht, macht nach den ersten Schritten sogleich mit der Eifersucht Bekanntschaft; sie und die Liebe sind zwei unzertrennliche Wesen, und so uneigennützig der Liebende ist, so sehr aller Aufopferung fähig, so eigennützig und selbstsüchtig macht ihn die Liebe auf der andern Seite wieder. Kein freundlicher Blick seines Mädchens darf einen andern Gegenstand streifen, er möchte jedes ihrer Worte auffangen, und beneidet die ganze Welt, daß er nicht allein seine Geliebte sieht.

Gegen keine von allen Leidenschaften läßt sich so außerordentlich viel Vernünftiges sagen, als gegen die Eifersucht, und keine von allen ist für die Vernunft so gänzlich taub, als eben diese. Der Freund kann sich außer Athem demonstriren und der Eifersüchtige ihm in jedem Punkte recht geben, und doch läßt er sich nicht eine Handbreit von dem Orte verdrängen, wo er einmal steht.

Hundertmal beschloß ich, auf Bärenklau nicht wieder böse zu seyn, hundertmal ärgerte ich mich schon, wenn ich ihn nur durch die Thür eintreten sah.

Durch tausend Proben glaubte ich endlich hinlänglich von Louisens Liebe für mich überzeugt zu seyn; ich zählte nun ängstlich jeden Tag, der verfloß, und meine Liebe stand ungeduldig auf den Zehen, um über die außerordentlich langen zwei Jahre hinwegzusehen.

Auch dem ungeduldigen Liebhaber entläuft unter den Händen eine Stunde nach der andern. Die zwei Jahre waren nun fast verlaufen, meine Zöglinge waren an Körper und Geist sehr gewachsen, Louisens Schönheit hatte zugenommen, so wie meine Liebe, und jetzt starb zu meiner großen Freude ein Bürgermeister in einer ansehnlichen Provinzialstadt und machte mir einen sehr einträglichen Posten offen, den mir der Präsident sogleich versprach und auch durch sein Ansehn leicht verschaffen konnte. Bärenklau war um diese Zeit zu seinem Onkel gereist, der in einer Krankheit nach ihm verlangt hatte. Ich ward mit Louisen verlobt, und mir blieb nichts zu wünschen übrig. — Auch die Präsidentin schien jetzt

mit meiner Verbindung mit Louisen zufrieden und wir alle waren froh und glücklich.

Neuntes Kapitel.

Ich bekomme ein Amt und eine Frau.

—

Ich hatte indeß das juristische Studium nicht ganz verabsäumt und vorzüglich jetzt suchte ich meine juristischen Bücher von neuem hervor. Ich war besorgt, daß ich zu dem versprochenen Amte nicht die nöthigen Kenntnisse hinzubringen möchte, repetirte daher fleißig alles, was ich schon einmal gewußt hatte, und suchte noch manches Neue hinzu zu lernen; ich ließ daher Louisen öfter allein, als bisher geschehen war. Der Präsident lobte meinen Eifer, behauptet aber, daß meine Besorgniß ganz ungegründet sei. Gelehrsamkeit, sagte er, ist es wahrlich nicht, was Sie in einem bürgerlichen Amte brauchen, sondern Kopf genug, um sich in die Geschäfte hinein zu finden, und Geduld, um nicht zu ermüden. Alles, was Sie auf der Universität gelernt haben, müssen Sie größtentheils wieder vergessen: durch die Routine und Erfahrung lernen Sie im Gegentheil alles, was Sie in Ihrem Amte brauchen. Ein Gelehrter, der in das bürgerliche Leben eintritt, kommt mir oft vor, wie ein guter Reiter, der, um eine Reise zu machen, in ein Schiff hineintritt. Seine Reitkunst ist ihm hier ganz überflüßig, er muß sich vom Winde wegführen lassen, er muß sich allen Gesetzen unterwerfen, denen alle Reisende dort unterworfen sind, er muß auch, wie alle, die zum erstenmal reisen, eine Seekrankheit aushalten. Diese Seekrankheit, Herr Lebrecht, kann bei Ihnen etwa das erste Vierteljahr hindurch dauern, in welchem Sie mit den Geschäften bekannt werden, dann aber lassen Sie sich unbefangen von den schwellenden Segeln wegführen. Alles geht dann seinen ordentlichen Gang, den einen Tag so wie den andern, Sie werden von Ihren Geschäften gelenkt, statt daß Sie Ihre Arbeiten regieren sollten.—Darum lassen Sie nur alle Furcht und unnütze Bescheidenheit fahren; wenn Sie Ihr Amt angetreten haben, werden Sie sehn, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

Durch diese Rede ward ich zuversichtlicher, denn ich konnte ja überzeugt seyn, daß der Präsident aus Erfahrung spreche, ich überließ mich also ungestört der Hoffnung, die mir eine schöne Zukunft versprach.

Die Perioden im menschlichen Leben sind sehr ängstlich, in welchen man mit Furcht oder Sehnsucht ein Unglück oder Glück erwartet, und jeden Tag und jede Stunde sorgsam zur Summe der verflossenen zählt, und mit bangem, ahndungsvollem Herzen auf die Zeit hinblickt, die noch verfließen soll. Meine Hochzeit mit Louisen war jetzt festgesetzt, und ich strich mit zitternder Hand jeden Tag im Kalender aus, und zählte und überzählte jedesmal, wie viele Tage noch übrig wären.

Es war beschlossen worden, daß diese Hochzeit auf einem Gute des Präsidenten gefeiert werden sollte, das in einer ziemlichen Entfernung von der Stadt lag. Er wollte dorthin reisen, um so den Anfang einer Reise in das Reich des benachbarten Fürsten zu machen, die er in Amtsgeschäften thun mußte.

Auf dem Landhause ward alles unterdeß zur Feier des Hochzeitfestes eingerichtet, die Familie fuhr endlich in mehrern Wägen ab, weil alle eine oder ein paar Wochen auf dem Lande zubringen wollten.

Der Herr von Bärenklau begegnete uns unterwegs in tiefer Trauer, sein Onkel war gestorben und er fuhr nach W. . . zurück. Ich sah Louisen mit einem bedeutenden Blicke an, sie schien ihn aber nicht zu verstehn, vielleicht wollte sie ihn auch nicht verstehn.

Wir kamen an einem schönen Sommertage an. Das niedliche Haus und die schöne helle Landschaft schienen uns freundlich zu begrüßen; alle Einwohner des Dorfes waren in einem frohen Aufruhr, daß sie ihren Herrn einmal wiedersahen. Der dunkeln, geräuschvollen Stadt auf einige Tage entronnen, wachten alle frohe Bilder meiner Jugend wieder in meiner Seele auf, eine Heiterkeit goß sich durch alle meine Nerven, wie ich sie lange nicht empfunden hatte.

Die geladenen Gäste fanden sich auch nach einigen Tagen ein, im Hause und im Dorfe war ein beständiges frohes Getümmel, jeder Neuankommende ward mit einer jauchzenden Musik empfangen. Man gratulirte, man freute sich, mich und meine Braut kennen zu lernen, man schwatzte hundert Sachen durcheinander, und nicht selten schlich ich mich betäubt in die freie Luft, um mich von dem Schwindel zu erholen, in welchen mich das unaufhörliche Gewirre versetzte. — Diese Feiertage des Lebens, wo alle Geschäfte still stehn, der Gang der gewöhnlichen Lebensweise unterbrochen wird, und es nur unser Amt und unsre Pflicht ist beständig ein recht freundliches Gesicht zu machen und aus vollem Halse zu lachen, sind oft neben ihren Annehmlichkeiten sehr drückend und beschwerlich. Man schwimmt betäubt die geräuschvolle Fluth mit hinunter, und die Zeit, die wir zur Fröhlichkeit bestimmten, ist uns am Ende, wie in einem langweiligen Schlaf verflossen. — Doch das war nicht bei mir der Fall, denn ich stärkte meinen Geist wieder durch die Erinnerung an Louisen, durch ihre Gegenwart, durch die Hoffnung einer freudenreichen Zukunft.

Nun erschien der Hochzeitstag selbst. — Ich und Louise wurden getraut, meine Freude hatte ihren höchsten Gipfel erstiegen, worauf ich seit Jahren gehofft hatte. war nun erfüllt.

Man aß und trank und war guter Dinge. Bei Tisch erzählten sich die alten Herren ihre Jugendgeschichten, und die jungen sagten den Damen Komplimente oder Abgeschmacktheiten, wie es das Glück gerade fügte; viele sahen sich für Helden an, wenn sie meine Louise durch eine unanständige Zweideutigkeit roth gemacht hatten; andre fanden sich glücklich darin, wenn man sie ihren Erzählungen nach für recht ausschweifend hielt, und kämpften beständig gegen ihre bessere Natur, denn sie wurden selbst bei ihren erdichteten Abentheuern beschämt und gaben sich alle Mühe, dies Rothwerden zu verbergen; noch andre machten sich über den Tisch hinüber Confidenzen und nannten dabei Namen, Haus und Tag; oder liebäugelten mit den Damen,—kurz, die Gesellschaft war so beschaffen, wie man sehr oft eine große Gesellschaft trifft.—

Nachher tanzte man, und Tanz und Wein machte jedermann froh und munter. Ich tanzte bis spät in die Nacht fast mit allen anwesenden Damen und ging dann, um Louisen aufzusuchen.—Sie war in keinem Zimmer zu finden: ich durchstreifte den Garten, dort eben so wenig; das ganze Dorf, — man hatte sie nirgends gesehn. — Die Gesellschaft ward unruhig, man suchte allenthalben und allenthalben vergebens; die Nacht verstrich und Louise kam nicht zurück.

O unglückselige Hochzeit!—O unglücklicher Bräutigam Peter Lebrecht, da stehst du nun im Schlafzimmer ohne Braut.

Zehntes Kapitel.

Unvermuthete Gesellschaft.

—

Welcher Schmerz war dem meinen zu vergleichen? Nur der kann ihn nachempfinden, der einen ähnlichen Verlust in einem ähnlichen Augenblicke erlitten hat. — Tausend Vorstellungen gingen durch meinen Kopf, eine immer trübsinniger als die andere; ich stand plötzlich verlassen und einsam da, wie in einer dicken Finsterniß, von allen meinen Hoffnungen und Wünschen auf immer abgerissen. —

Aber, wo war Louise so plötzlich hingekommen?— Ich ahndete gar keine Möglichkeit, mir dieses Räthsel aufzulösen — Man durchstrich in den folgenden Tagen zu Fuße und zu Pferde die ganze Gegend, bei allen Nachbarn wurden Erkundigungen eingezogen, aber kein Mensch wußte uns Nachrichten von ihr zu geben; ich selber durchstrich jeden Wald und jedes Feld in der Nachbarschaft; und da alle meine Nachforschungen vergebens waren, überließ ich mich endlich einer dumpfen, trüben Gleichgültigkeit, in welcher unser Körper oft viele Tage verlebt, ohne daß es die Seele bemerkt.

Die Gäste nahmen traurig nach und nach Abschied, es ward immer einsamer um uns her, jedermann, dem ich begegnete, hielt es für seine Schuldigkeit mir ein trauriges Gesicht entgegenzuhalten und so ward ich mit jeder Stunde verdrüßlicher.—Mir war in meinem Lebenslaufe noch wenig Unannehmlichkeit aufgestoßen, und noch kein einziges ähnliches Unglück, ich wußte mich daher gar nicht zu benehmen: wenn man nur erst mit der Art bekannt ist, wie man auf eine schickliche Weise gewisse Vorfälle im menschlichen Leben anfassen muß, so ist man auch schon halb getröstet. Für viele Menschen liegt in den Ceremonien des Betrübtseyns eben so viel Beruhigung, wie für andere im berauschenden Wein.

Mit tiefgesenktem Kopfe, schweren Seufzern und heimlichen Verwünschungen gegen das Menschengeschlecht, (das sich freilich in nichts anderm gegen mich vergangen hatte, als daß es mir keine Nachrichten von Louisen geben konnte,) schlich ich eines Tages durch die benachbarten Fluren. Ich hatte eine Flinte auf meinen Rücken gehängt, um wenigstens unterwegs gegen einen Hasen meinen Unwillen auszulassen, der es wagen würde, mir in den Weg zu kommen. Mein Spaziergang dauerte länger, als ich mir vorgenommen hatte, ich verirrte mich in einen Wald hinein und verließ bald in der Zerstreuung den gebahnten Weg: ich lustwandelte auf kleinen Fußsteigen bald hiehin bald dorthin, und durchtrabte in allen möglichen Richtungen den Wald. An dem Stande der Sonne bemerkte ich endlich, daß es anfangen wolle, Abend zu werden, ich fing daher an, den Rückweg zu suchen: aber allenthalben, wohin ich mich auch wandte, schien der Wald dichter zu werden, ich sahe und hörte keinen Menschen; ich rief, aber Niemand antwortete mir, meine Stimme schallte weit den Forst hinunter, aber kein Ton kam tröstend zu mir zurück. Ein Hase lief mir quer über den Weg. — Auch du willst mich noch verwirrt machen! rief ich aus, legte das Gewehr an, verfehlte aber. — Ich achtete auf die böse Vorbedeutung nicht, wie es denn bei einem Menschen sehr natürlich ist, der schon den bittersten Becher des Unglücks gekostet zu haben glaubt: ich hatte aber Unrecht, denn wenn wir auch schon elend sind, so hat doch immer noch eine Verdrüßlichkeit neben uns Platz, die unsern Unwillen erhöht, wenn sie auch noch so klein ist; der Verfolg dieses Kapitels wird einen deutlichen Beweis davon liefern. — Ich gab mir immer noch Mühe, mich aus dem Walde herauszufinden; ich kannte damals die Kunstgriffe der Jäger noch nicht, nach welchen sie die Weltgegenden bestimmen können, oder, wenn ich sie auch gekannt hätte, wären sie mir doch unnütz gewesen, denn ich mußte unglücklicherweise nicht, ob das Landhaus vom Walde südlich oder nördlich läge.

Meine Phantasie war gespannt, und mir fielen aus Romanen und Erzählungen hundert abentheuerliche Scenen ein, die in einem solchen dichten Walde vorgehn: bald sahe ich Spitzbuben und Mörder mit ihren verborgenen Höhlen und Schlupfwinkeln, bald eine verfolgte Unschuld, endlich fielen mir gar einige Gespenstergeschichten ein, die mir den Anblick des freien Feldes noch wünschenswürdiger machten: so sehr ich vorher gewünscht hatte, jemanden zu begegnen, so schüchtern sahe ich mich jetzt zuweilen um, ob auch nicht jemand hinter mir gehe. Als ich noch immer nicht den Ausweg finden konnte, war ich endlich fest überzeugt, daß mir irgend ein merkwürdiges Abentheuer bevorstehe. Und wahrlich, ein Mensch der sich in einem dichten Walde verirrt, und den jetzt die Nacht wahrscheinlich übereilt, — wenn dieser unter solchen Umständen kein Abentheuer findet, so ist er wirklich nicht dazu geboren, irgend etwas Wunderbares zu erleben, und ein solcher lasse es ja bleiben, seine Geschichte der Welt mitzutheilen.

Ich mochte nach diesen Betrachtungen noch kaum eine Viertelstunde weiter gegangen seyn, — als die Erde plötzlich unter mir einsank — und ich in eine tiefe Grube stürzte. —

Als ich mich von meinem Schreck erholt hatte, fing ich an, meinen neuen Aufenthalt genauer in Augenschein zu nehmen. Es war eine ziemlich tiefe, steile und geräumige Grube, die ich beim Hinunterfallen für eine Mörderhöhle, oder die Wohnung irgend eines Erdgeistes oder Rübezahl hielt, von der ich aber nun wohl sahe, daß sie den Bauern nur dazu diene, um Füchse oder andres überlästiges Wildpret auf eine geschickte und leichte Art wegzufangen. Ich versuchte es in die Höhe zu klettern, aber die Wände waren zu steil und zu hoch; mein Rufen war eben-

falls umsonst, und ich sah mich nun genöthigt, in Geduld den ersten Bauer zu erwarten, der mich aus meinem Gefängniß erlösen würde.

Ich sah mich in meiner Wohnung etwas genauer um, und mußte lachen, als ich einen Fuchs und einen Hasen in einem Winkel der Höhle sitzen sah. Meine erste Bewegung war nach der Büchse zu greifen und recht bequem zu einiger Zerstreuung die beiden Fremdlinge wegzuschießen: aber ein Anfall von Gutmüthigkeit hielt mich zurück, ich wollte mit ihnen zugleich die Auflösung meines Schicksals erwarten.

Wahrlich! ein feines Abentheuer! rief ich aus. Kann man etwas Platteres erdenken? Statt einen Geist zu erblicken, oder eine Mörderhöhle zu finden, falle ich in eine Fuchsgrube; statt eine bedrängte Unschuld aus den Klauen ihres Verfolgers zu retten, finde ich hier einen Hasen und einen Fuchs, um mir mit ihnen die Zeit zu vertreiben.

Ich überlegte ernsthafter mein sonderbares Schicksal. Der Mensch ist einmal so stolz, daß er durchaus will, die Vorsehung lenke jeden seiner Schritte. — Ich habe mich verliebt, dachte ich bei mir selber, um mich zu verheirathen; mich verheirathet, um meine Frau zu verlieren; meine Frau verloren, um in eine Fuchsgrube zu fallen; was wird das Resultat dieser sonderbaren Begebenheit seyn? Was in aller Welt kann die Vorsehung für einen Plan dabei haben, daß sie mich in dieses Loch hat fallen lassen? Alle Begebenheiten meines Lebens scheinen sich nur darum aneinander gereiht zu haben, um mich endlich hieher zu führen. — Wahrhaftig, wenn ich nicht hier den Stein der Weisen entdecken sollte, so würde ich das ziemlich unnütz finden!

Als ich mich wieder umsah, hatte sich der Hase, vermuthlich aus Furcht vor mir, ganz nahe an den Fuchs gedrängt: ihre feindselige Natur schien sich hier verloren zu haben, das gemeinschaftliche Unglück hatte sie zu Freunden gemacht, denn der Fuchs saß ganz still und leutselig auf seinem Hintern, bewachte meine Bewegungen mit seiner spitzen Schnauze und seinen glänzenden Augen, und schien gegen seinen furchtsamen Nachbar nicht das mindeste Böse im Schilde zu führen. Das Zutrauliche der beiden Thiere rührte mich, ich beobachtete ihre Stellungen, und freute mich jetzt über mich selber, daß ich meiner Mordgier nicht nachgegeben hatte.

Der Fuchs sah unverwandt nach der Jagdtasche und ich theilte meinen beiden Freunden den Vorrath von Brod und anderm Eßbaren aus, den ich bei mir hatte; sie erkannten meine Güte und entzweiten sich über keinen Bissen.

Wie beschämt ihre Eintracht, dachte ich, die Menschen, die sich unaufhörlich verfolgen, und auf das Unglück ihres Nachbars ewig ihr Glück aufzubauen suchen! — Alle, die ihr der Habsucht, dem Geize, Stolze oder Neide fröhnt, die ihr eure Brüder niederdrückt, um eure Eitelkeit zu befriedigen, o könnt' ich euch doch vor einen Spiegel führen, in welchem ihr euch und eure Leidenschaften so erblicktet, wie ich euch sehe!

Der Hase sahe mich hier mit einem so freundlichen Blicke an, als wenn er in meiner Seele gelesen hätte, er kam zutraulich näher, vermuthlich, um anzufragen, ob ich nicht noch mehr genießbare Sachen bei mir hätte. Beschämt sah ich nach meinem Gewehr, und streichelte das kleine Thier, das zitternd unter meiner Hand stehn blieb und furchtsam lauschend seine langen Ohren rückwärts legte.

Dir soll nichts geschehen, sagte ich mit so milder Stimme, als mir nur möglich war; seid unbesorgt, ihr lieben Gefährten meines Unglücks. — Ich erwartete ein Abentheuer hier, denen ähnlich, die die müßige Phantasie der Dichter erschafft, und war unzufrieden, nur euch arme Nothleidende hier anzutreffen; aber ich war ein Thor. — Ist diese Höhle nicht eine Mördergrube, in welcher ihr als schuldlose Opfer der Mordsucht aufgespart sitzt? Wäre ich selbst nicht beinahe ein Mörder geworden? — Ich dachte, vielleicht eine angefallene Unschuld von ihrem Unterdrücker zu befreien, und wahrlich, auch bei euch kann ich diesen Hang nach einer edeln That befriedigen.— Du armer unschuldiger Fuchs sollst wahrscheinlich zu Tode geprellt, oder zeitlebens, wie Bajazet, als ein Schauspiel von den Kindern verhöhnt werden, weil du vielleicht einem Bauer einmal ein paar Eier ausgetrunken hast. Was müßte mir geschehn, was allen Menschen, wenn jeder Durst so hart bestraft werden sollte? — Du, (ich wandte mich hier zum Hasen) sollst geschlachtet und gebraten werden, weil du einen Kohlkopf angefressen hast. — O heiliger Laurentius, was müßte den Leuten geschehn, die muthwillig mit ihrem Jagdgefolge ganze Saatfelder zerstampfen, und um einen Hirsch zu erlegen, sechs Aecker, die Hoffnung von sechs Familien, verderben? Es herrscht ein ewiger stiller Krieg im Menschengeschlecht, und einer entgeht nur der Peitsche, oder dem Messer des andern, weil er sich hinter das furchtbare Ansehn eines andern verkriechen kann, der selbst wieder einen Rückenhalter braucht und hat. Der Arme aber, der ohne Schutz, ohne Ansehn unter der gefräßigen Menge steht, ist allen Pfeilen der Verfolgung und der Niederträchtigkeit preis gegeben: läßt er sich, von Gram und von Armuth zu Boden gedrückt, zu einer That verleiten, die er tausendmal um sich her, unter öffentlichen Privilegien begehen sieht, — so wird er von der jauchzenden Rotte dem ehernen, unbarmherzigen Gesetz entgegengeschleudert, um dort zu verbluten. Ich will euer Beschützer werden, ihr beiden Unglücklichen, ich will euch euren Verfolgern entreißen, da ihr sonst auf der großen, weiten Erde keinen andern Freund habt. Jedermann, der euch erblickt, setzt euch feindlich nach, wohin ihr tretet, ist euch eine Falle gelegt und nur wenigen von euch ist es gegönnt, eines ruhigen Todes in eurer Heimath zu sterben. —

Ich war einmal gerührt, und fuhr daher ungestört zu deklamiren fort:

Wenn doch so manche, die sich verfolgen und anfeinden, einst eben so unvermuthet in eine enge Höhle zusammengeführt würden, um so zu empfinden, wie göttlich das Gefühl der Freundschaft und des Wohlwollens sei: um zu fühlen, wie nöthig die Liebe den Menschen sei, und die gegenseitige Unterstützung und Ertragung der Fehler und Schwachheiten. Wie schnell würden sich Feinde aussöhnen und einer in den Arm des andern fliegen, wenn sie einst plötzlich von ihren Geschäften losgerissen würden, und in einer dunkeln Einsamkeit, ohne Hülfe und Trost da säßen, nur den Bruder gegen über sähen, den sie haßten. Aber die Menschen laufen ihre gewohnte Bahn in dem Getümmel fort, das sie betäubt: kei-

ner reicht dem andern die Hand, kein Auge forscht nach dem höchsten Schatz des Lebens, nach der Liebe, die uns aus dem Blicke des Freundes begrüßt; in jedem, der uns entgegen kommt, sehn wir nur einen Menschen, der unsern Weg enger macht, und so verschmachten wir in einem seelenlosen Geräusch.

Durch mein ganzes Leben habe ich den vortheilhaften Einfluß dieses unbedeutenden Abentheuers gespürt, darum mag mir der Leser meine Weitschweifigkeit verzeihen. Oft, wenn ich gleichgültig bei dem Elende meiner Brüder vorübergehen wollte, dachte ich von ungefähr an die Grube, und eine frische, erwärmende Menschenfreundlichkeit strömte zu meinem Herzen: oft reichte ich die Hand zur Versöhnung, wenn ich mich sonst vielleicht in einem kalten Haß verschlossen hätte. — Ich konnte nachher nie einen Muff von Fuchsfell sehn, ohne ein unwillkührliches Wohlwollen zu empfinden: er erregte bei mir ungefähr die Empfindung, die der gute, ehrliche Yorik hatte, wenn er seine hörnerne Lorenzodose betrachtete. — Viele seiner Leser haben nachher aus empfindsamer Spaßhaftigkeit eine Lorenzodose geführt, ohne irgend etwas dabei zu empfinden, ja man hat sogar sagen wollen, daß ein Lorenzoorden existirt habe. — Ich habe mich nie mit diesen Spielereien der Empfindsamkeit vertragen können, sie setzen gewöhnlich Mangel an wahrer voraus; ich wünschte nicht, daß jemand mir zu Ehren einen Orden errichte, dessen Kennzeichen ein Fuchsmuff oder ein Hasenfell ist.

Aber Niemand wird läugnen, daß oft ein unbedeutender Vorfall einen großen Einfluß auf die Wendung hat, die unser Charakter nimmt. — Auf einer meiner Reisen fiel in der Nacht der Wagen um, und es zerbrach etwas, das mich am Fortkommen hinderte. Es war im November und ein pfeifender Wind trieb einen schneidenden Regen durch die Luft; kein Haus, kein Dorf war in der Nähe, der Postillon ritt nach dem nächsten Flecken, um Leute zu holen, die den Wagen wieder herstellen könnten: ich wickelte mich in meinen Mantel ein, so gut es mir möglich war, aber ein empfindlicher Frost bemächtigte sich bald aller meiner Glieder. Mit ungeduldiger Sehnsucht sah ich dem Postillon entgegen, der immer noch nicht zurückkam. Ich ward unwillig, aber ich sah auch bald ein, wie sehr ich Unrecht hatte, ich ging auf und ab, um mich etwas zu erwärmen und die Zeit zu verkürzen. Da dachte ich zum erstenmale recht lebhaft an euch Elenden, die ihr in einer armseligen Hütte dem Mangel und dem Froste preis gegeben seid, die ihr in der kalten Novembernacht ungeduldig den Aufgang der Sonne erwartet, und ängstlich die Tage abzählt, in welchen ihr die strengere Kälte fürchtet; die ihr mit einem Schrei des Erschreckens den ersten Schnee wahrnehmt, indeß der Reiche schon in Gedanken die bunten Schlitten sieht und das Geklingel der muntern Pferde hört. — Seit jener Nacht fuhr meine Hand jedesmal in die Tasche, ohne daß ich es wußte, wenn ich im Winter einen Armen am Wege sitzen sahe, oder eine Mutter mir begegnete, die an ihrer Brust ihr Kind mit ihren Seufzern und Thränen zu erwärmen schien. — Der Unglückliche versteht den Unglücklichen am besten, und wenn uns Trübsale auch oft nur im Vorbeigehn gestreift haben, so ist uns schon dadurch das Geschlecht der Elenden näher gerückt.

Ich bin schon so tief in der Schuld meiner Leser, daß ich dieser Abschweifung wegen gar nicht einmal um Verzeihung bitten mag.

Ich hatte indeß gar nicht bemekt, daß es wirklich Nacht geworden war. Ich spürte große Müdigkeit, und legte mich bequemer, war aber sehr besorgt, daß noch irgend ein zahmes oder wildes Thier mir von oben auf den Kopf fallen möchte: ich überließ mich dem gütigen Zufall, lehnte mich an die feuchten Wände meiner engen Wohnung und schief endlich wirklich ein.

In der Nacht wachte ich oft auf, und hörte dumpf zu mir hinunter das Rauschen des Waldes, ich bog mich in mich selbst zusammen, so viel ich konnte, um nicht zu frieren und schlief weiter.

Ich erwachte als einzelne Sonnenstrahlen an den Mauern meines Gefängnisses auf und nieder flimmerten, etwas erstarrt stand ich auf und glaubte in einiger Entfernung Menschenstimmen zu hören. Ich rief laut und schoß aus der Oeffnung meine Büsche ab, aber ohne allen Erfolg. Meine beiden Freunde erschraken außerordentlich und der furchtsame Hase verkroch sich unter den Bauch des Fuchses.

Bis gegen Mittag wartete ich noch geduldig, als ich wirklich hörte, wie sich Leute der Grube näherten. Es waren Bauern, die nachsehn wollten, was sie gefangen hatten, und nicht wenig erstaunten, neben ihrem Fange auch einen Jäger zu erblicken. Sie schafften mich sogleich mit Stricken aus der Höhle, und nach mir wurden auch meine beiden Gefährten, jeder einzeln, herausgeholt. — Ich belohnte die Landleute reichlich für den Dienst, denn sie mir geleistet hatten, doch unter der Bedingung, daß sie mir die beiden Thiere überlassen möchten. Mit dem herzlichsten Wohlwollen ließ ich nun den Hasen davon springen, und als dieser eine ziemliche Strecke gelaufen war, eben so den Fuchs, der sich in der Ferne noch ein paarmal sehr verständig nach mir umsahe, als wenn er mir für seine Freiheit danken wollte. — Die Bauern lachten über meine Narrheit, und brachten mich auf einen Weg, der mich aus dem Walde in ein benachbartes Dorf führen sollte; wir nahmen Abschied und jedermann von uns ging vergnügt seine Straße.

Eilftes Kapitel.

Rückerinnerungen.

Als ich kaum eine halbe Stunde durch den Wald gegangen war, trat ich ins freie Feld und erwachte wie aus einem Traum. Es war dieselbe Flur, in der ich meine Kindheit zugebracht hatte, ich sah schon das Dörfchen in der Ferne vor mir liegen. — Alle vorhergehenden Begebenheiten hatten mich zu einer Art von Schwärmerei gestimmt, und mit einem freudenvollen Schrei stand ich nun mit untergeschlagenen Armen still, und rief alle Erinnerungen aus meiner Kindheit in meine Seele zurück. Jeder Baum war mir fast noch bekannt, ich wußte jetzt recht gut, daß ich selbst diesen Theil des Waldes oft durchstrichen hatte; ich sah in der Ferne die blauen Berge liegen,

hinter denen in der Kindheit alle meine Wünsche und Hoffnungen gewohnt hatten. Ueberall, wohin mein Auge sich nur wendete, begegnete mir eine angenehme Erinnerung und grüßte mich so zutraulich, wie ein Freund, der uns lange nicht gesehen hat. Dort stand die Windmühle vor mir, auf der ich so oft mit den Kindern des Müllers gespielt hatte, ich sah durch die dichten Gebüsche den Fluß im Schein der Sonne flimmern, der mir tausendmal zum Baden gedient. — Ich stand lange und sann in dieser Heimath meiner Jugend, meinem bisherigen Leben nach: so wenige Jahre auch verflossen waren, so wenig Abentheuer ich auch erfahren hatte, so war mein Sinn doch durch ein Leiden geprüft, das mein Herz zerrissen hatte; ich hatte doch unterdeß viele Resultate über mein Herz gesammelt, und den Schlüssel zu meinem innersten Selbst gefunden: manches, was mir sonst an mir groß und ehrwürdig erschienen war, kam mir nun wie Dunst und nichtiger Nebeldampf vor: ich war mit mir selber über hundert Erscheinungen in meinem Herzen einig, die ich sonst als fremde Wesen in einer ehrfurchtsvollen Entfernung betrachtet hatte. Von diesem Felde war ich ausgegangen in die Welt hinein, und ich kam jetzt zurück in meine Heimath, klüger, aber bei weitem unglücklicher.

Wie mit dem ehemaligen Kindersinn schritt ich zwischen die wohlbekannten Aecker hindurch: jede Blume im Grase schien mir noch dieselbe, die mich damals so freundlich angeblickt hatte; ich verlor mich in einem süßen wonnevollen Rausch.

O, seid mir gegrüßt, ihr holden Erinnerungen der frohen Kinderzeit, wenn ihr aus den grünen Wipfeln der Bäume herabsteigt und mir jenen paradiesischen Traum wieder aufschließt, aus dem man als Knabe so ungern erwacht. Wie holdselig winkt uns durch einen rosenrothen Schleier die Welt und die Zukunft an! Mit schuldlosem Herzen, ohne Harm und Neid, ohne Haß und Groll, wandeln wir dahin, mit zartem Wohlwollen den Busen ganz ausgefüllt: wir taumeln durch den goldnen Schein des Morgens fort, geben jedermann, der uns begegnet, einen frohen Händedruck, und ahnden nirgend Tücke und Bosheit, weil wir mit unserm eignen Sinn vertraut zu seyn glauben. — Glückseliges Alter in welchem der Mensch keine andern Wünsche und Hoffnungen kennt, als die dicht vor seinen Füßen blühen und die er mit seinen kleinen Armen abreichen kann: in jenen Jahren ist der Mensch glücklich und gut, sein späteres Leben ist ein unaufhörlicher, ohnmächtiger Kampf gegen Fehler und Schwachheiten, ein Rennen nach Wünschen und Hoffnungen, das ihm den Athem raubt und ihn die Freuden nicht bemerken läßt, denen er vorübergeflohen ist. — Sei mir gegrüßt, du holde Zeit! Schon die Erinnerung jener goldnen Frühlingstage, wenn sie durch unsre Seele zieht, macht uns froher und besser.

Ich kam nun dicht vor das Dorf. Fast alles war noch so, wie damals, als ich es verlassen hatte: nur wenige neue Hütten waren angebaut, eine ganz zerfallen. Jetzt sahe ich das Dach unsers Hauses herüberragen; ich lenkte um die Ecke, und stand nun vor der Wohnung, wo ich erzogen war. Die große Linde vor der Thüre erinnerte mich alle an die schauerlichen Gespenstergeschichten, die man mir hier am Abend erzählet hatte, und an den Pater Bonifaz, der mich so oft an dieser Stelle zur Säule des sinkenden Christenthums hatte einweihen wollen. Ich kam in den Hof, alles stand und lag umher, wie gewöhnlich, in der Scheune hört' ich dreschen, nur ein unbekannter Spitz bellte mir unhöflich entgegen, und strebte, sich von der Kette loszureißen. Ich bedauerte im Stillen den alten getreuen Phylax, öffnete die kleine Thüre, und trat in die niedrige Wohnstube. Ich hatte sie ganz anders, und besonders viel geräumiger erwartet: wie im Traum ging ich auf die Mutter Marthe zu und schloß sie in meine Arme. Sie war erstaunt, kannte mich nicht und wußte gar nicht, was sie sagen sollte. Ich gab mich zu erkennen und bat sie um Verzeihung, daß ich mich nicht schon früher um sie und ihre Kinder bekümmert hätte. Ihre Tochter kam nach Hause und erstaunte nicht wenig, den kleinen Peter als einen großen Jäger wieder zu finden. Auch der Vater kam mit seinem Sohn von der Feldarbeit zurück und die Freude war nun allgemein. Ich mußte ihnen meine bisherige Lebensgeschichte erzählen, man konnte mich nicht genug von allen Seiten betrachten, man bewunderte meine Größe und noch mehr, daß ich designirter Bürgemeister sei, man freute sich über mein gesundes Aussehn und noch mehr darüber, daß ich sie nicht vergessen hätte, da sie mich von Jugend auf so vorzüglich geliebt hatten. Man erzählte mir unordentlich durcheinander, daß Pater Bonifaz und Phylax gestorben wären, und daß man alle Tage fürchte, der Thurm ihrer Kirche würde einfallen. Die guten Leute schienen durch meine Anwesenheit eben so berauscht, als ich es war.

Wir setzten uns zu Tische: ein kleines ländliches Mahl ward aufgetragen, und zwar noch in demselben Geschirre, aus welchem man mich groß gefüttert hatte; ein einziger Teller war zerbrochen, und statt seiner ein neuer angeschafft; man wollte mir diesen zu meiner Ehre vorsetzen, ich griff aber nach einem alten, dessen rothgeschriebenen Spruch ich noch auswendig wußte. — Noch nie hatte mir ein Mittagsmahl so gut geschmeckt; eine allgemeine Heiterkeit machte, daß uns die Stunden wie Minuten verschwanden.

Der Vater blieb mir zu Ehren länger als gewöhnlich, er ging nur nach dem Acker, als ich ihm versprochen hatte, diese Nacht in seiner Wohnung zuzubringen. Er umarmte mich noch einigemal, dann verließ er mich: sein Sohn begleitete ihn, die Tochter besorgte die häusliche Wirthschaft.

Kaum sah ich mich mit der geschwätzigen Mutter Marthe allein, als mir zum erstenmal eine Frage einfiel, an die ich noch bisher gar nicht gedacht hatte. — Wir sind allein, liebe Mutter, fing ich an, Ihr habt just, wie ich sehe, einige Zeit übrig; — sagt mir, wer bin ich eigentlich, da ich nicht Euer Sohn bin?

Lieber Lebrecht, antwortete sie mir mit ihrer geschwätzigen Art, ach, darüber ließe sich gar vielerlei sprechen: darüber ließen sich gar wunderliche Geschichten erzählen. Sonst durft' ich nicht, jetzt ist es mir schon eher erlaubt, da Du unterdessen, liebes Kind, zu Verstande gekommen bist.

Nun so sprecht, so erzählt denn die wunderlichen Geschichten, fiel ich ungeduldig ein: ich bin endlich neugierig geworden, zu erfahren, wer meine Eltern sind.

Die Sonne schien auf die Fenster der Stube, ich

führte Marthe aus dem schwülen Zimmer unter die kühlen Zweige der Linde; ich wiederholte meine Bitte, Marthe fing ihre Erzählung an, und ich erfuhr, was der Leser auch erfahren wird, wenn er sich die Mühe giebt, das folgende Kapitel zu lesen.

Zwölftes Kapitel.

Episode. — Der neue Siegwart, eine Klostergeschichte.

Gleich beim Anfang dieses Kapitels stößt mir eine Bedenklichkeit auf, die nicht so klein ist, als sie vielleicht dem Leser scheinen mag. Wie bekannt, erzählt mir Mutter Marthe eine Geschichte, um mir zu sagen, wer meine Eltern sind; nun entsteht aber die große Frage, wie ich diese Erzählung vortragen soll? — Soll ich meiner guten alten Pflegmutter, die kein größer Glück konnte, als etwas zu erzählen, das Wort aus dem Munde nehmen und in meiner eigenen Person sprechen. Das wäre wahrlich eine große Undankbarkeit von meiner Seite, das hieße ihre zärtliche Sorgfalt für mich in meiner Jugend, ihre Freude, als sie mich jetzt wiedersah, sehr schlecht vergelten. Wenn ich sie redend einführe, wird meine Erzählung auch überdies noch dramatischer, die Darstellung wird lebendiger und für den Leser um so interessanter. — Ich war so eben schon entschlossen, die Erzählung anzufangen, als mir wieder meine alten Bedenklichkeiten einfielen. Mutter Marthe erzählte nämlich so weitläuftig, daß ihre Geschichte allein größer seyn würde, als der ganze erste Theil dieses Werks. Das wäre aber eben kein groß Unglück gewesen, denn der Weitschweifigkeit sind die Leser schon an den Geschichten, die recht dramatisch seyn sollen, gewöhnt; auch das schlechte und unrichtige Deutsch würde mich nicht abhalten, ihre Erzählung wörtlich nachzuschreiben, denn viele Leser würden die Unrichtigkeiten gar nicht bemerken und bei den andern könnten sie immer noch für treue Nachahmungen der Natur gelten: aber man würde schwerlich aus meiner guten alten Pflegemutter recht klug werden können, und obgleich meine Leser auch daran vielleicht durch viele der neusten Bücher gewöhnt sind, so lieb' ich doch die Deutlichkeit gar zu sehr, als daß ich ihr nicht ohne Bedenken alle übrigen Schönheiten aufopfern sollte.

Ich erzähle also im Namen der Mutter Marthe:

Der Herr von Bührau hatte bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr sehr fromm und eingezogen gelebt, als er von ungefähr auf den Gedanken kam, sich zu verheirathen. Es war leicht voraus zu sehn, daß er als Ehemann nichts von seiner Frömmigkeit verlieren würde, denn seine Geliebte, das Fräulein Dölling, war noch frömmer, als er. Sie sprachen oft zusammen, wie sie sich in ihrem künftigen Ehestande die Schriften des alten und neuen Testamentes erklären wollten; ob sie das Hohelied zu den apokryphischen Büchern rechneten, kann ich nicht sagen; genug, sie verlobten sich und der Hochzeitstag ward festgesetzt.

Alles ward zu diesem feierlichen Tage vorbereitet, die Gäste erschienen, der Tag selbst brach an, sie wurden getraut, man gratulirte, sie weinten fromme Thränen und die Gäste fingen an, sich im Rheinwein zu betrinken, als sie sich in eine stille einsame Laube des Gartens zurückzogen, um noch einmal mit einander zu überlegen, welche schwere Pflichten sie beide in ihrem jetzigen Stande zu tragen hätten. Sie rechneten sich die Liebe und die Geduld vor, die alle Eheleute, vermöge ihres Amtes, gegen einander und mit einander haben müssen: die Sorgfalt für die Erziehung ihrer Kinder; kurz, sie machten sich mit allen den Pflichten Langeweile, die die meisten Verheiratheten schon im ersten Vierteljahr der Ehe vergessen. — In der Nähe des Gartens war eine Kirche, und die Orgel schallte so feierlich in ihr frommes Ohr, daß sie dem Drange nicht widerstehn konnten, dem Gottesdienste beizuwohnen. Sie schlichen durch eine Hinterthür aus dem Garten in die Kirche hinein. Ein begeisterter Kapuziner predigte gerade über den bekannten Text des Paulus: Es ist besser freien, denn Brunst leiden. — Er gab dem Apostel in so weit recht, daß er seinen Satz nicht geradezu für Unwahrheit erklärte: aber nach und nach erhob er den Stand der Unverehlichten mit so großen Lobeserhebungen, wie sie Gott und seinem Throne näher ständen, wie sie einst reinere Freuden schmecken würden, von denen die übrigen Menschen keinen Begriff hätten, daß Weiber und Mädchen häufige Thränen der Andacht vergossen. — Aber Niemand ward von der Predigt so hingerissen, als die beiden Neuvermählten; sie gingen wieder mit frommen Vorsätzen nach Hause. Die Gäste hatten sie nicht vermißt, oder die sie vermißt hatten, mochten ihre Abwesenheit vielleicht einer ganz verschiedenen Ursache zuschreiben. Man brachte den Abend sehr fröhlich zu und die beiden Eheleute begaben sich in ihr Schlafzimmer.

Die Nacht ward nicht so hingebracht, wie es bei den meisten Leuten zu seyn pflegt, die sich nun mit der Bewilligung des Priesters und dem Segen der Kirche umarmen dürfen; sondern sie fielen beide auf die Kniee und schickten andächtige Gebete zum Himmel, nicht etwa, um Segen für ihre Nachkommenschaft herabzuflehen, sondern um sich in ihrem sonderbaren Vorsatze zu stärken. Der Mann erklärte jetzt der Frau, daß er fest entschlossen sei, diese Nacht nicht anders als in Gebeten mit ihr hinzubringen, die Frau freute sich über diesen Entschluß: dann machten sie aus, daß sie in den künftigen Nächten, von einander abgesondert, schlafen wollten, um den Versuchungen des bösen Geistes desto weniger ausgesetzt zu seyn. Der Himmel verlieh ihnen die verlangte Stärke, oder Schwäche, wie man es nennen will, und sie sahen mit unbeflecktem Gemüthe den Aufgang der Sonne. Die Gäste gratulirten und brachten die gewöhnlichen Späße an, die ein jeder von seinem Vater schon geerbt hatte und die ohne Zweifel hergesagt werden müssen, wenn man eine Hochzeitfeier nicht für höchst mangelhaft erklären soll.

Kaum war ein Vierteljahr verflossen, als der Herr von Bührau, zum Erstaunen seiner Bekannten und zur Freude seiner Verwandten in ein Mönchskloster ging; als unbefleckte Jungfrau ging die Frau in ein Nonnenkloster. Seine Verwandten erbten seine Güter und nannten ihn einen frommen

Mann; einige seiner Freunde, die gern an seinem Tisch gegessen hatten, nannten ihn einen Narren. — So verschieden ist das Urtheil der Leute: man kann es unmöglich allen recht machen.

Meine Leser werden sich bei dieser Stelle gewiß überrascht finden, aber das ist eben die Kunst, um eine Episodie interessant zu machen. Die meisten hätten gewiß darauf geschworen, daß der Herr von Bühráu mein Vater wäre, und nun geht er plötzlich in ein Kloster und seine Frau wird Nonne. —

Kaum war der Herr von Bühráu seit einem halben Jahre im Kloster, als er anfing blaß und mager zu werden und beständig über Krankheit, Herzensbangigkeiten und Brustbeschwerden zu klagen. Eine gewisse melancholische Wehmuth hatte sich seiner bemeistert, er konnte stundenlang seufzen und die trüben Wände seiner Zelle ansehn. Er hatte ängstliche Träume, das Kloster ward ihm zu eng, er wünschte sich in die weite Welt zurück. Er dachte dann an seine Frau und verwünschte seine Frömmigkeit und den Kapuziner. Der Arzt fand seinen Puls mit jedem Tage bedenklicher; sein Zustand ward für gefährlich erklärt umd der Prior gab endlich seine Einwilligung, daß der Pater Placidus, (so hieß der Herr von Bühráu als Klosterbruder,) auf einen Monat ein Bad besuchen könne. Er reiste ab und athmete schon zufriedener die freie Luft des Himmels ein.

Ein seltsamer Zufall, oder die Natur, hatte es so veranlaßt, daß die Frau von Bühráu alle die nämlichen Symptome an sich bemerkte. Ihr Arzt rieth ihr ebenfalls die Brunnenkur, und ein noch seltsamerer Zufall machte, daß beide Eheleute, ohne daß sie es wußten, sich in einem und eben demselben Bade aufhielten.

Der Pater Placidus ging häufig spazieren, am liebsten besuchte er einsame Gegenden, wo er sich ganz ungestört seiner Melancholie überlassen konnte; eben dieß war auch bei seiner Frau der Fall. Hätte der Zufall, der schon so viel gethan hatte, um sie zusammen zu führen, nicht auch das letzte thun sollen?

Der nachdenkende Pater ging an einem schönen Tage dem Gemurmel eines Baches nach, der sich immer tiefer in dichtverwachsene Gebüsche hinabsenkte. Er setzte sich endlich in das weiche Moos und dachte von neuem über seinen Zustand nach; das Gemurmel des Bachs, der süße Gesang der Vögel versetzten ihn nach und nach in sehr empfindsame Träumereien; als er endlich von ungefähr aufblickte, steht eine schöne, weibliche Gestalt vor ihm, er betrachtet sie genauer, es ist seine Frau.

Anfangs waren sie beide erstaunt, sich hier zu finden; das Erstaunen mußte bald der Freude Platz machen, und die Freude wieder der Reue, daß sie beide einen zu voreiligen Schritt ins Kloster gethan hatten. Alle diese Gespräche veranlaßten natürlicherweise eine Vertraulichkeit, die selbst in ihrem ehemaligen Ehestande nicht unter ihnen statt gefunden hatte: die empfindsame Nonne sank in das weiche Moos hinab, die Arme ihres Mannes fingen sie auf. Man vergaß Kloster und Klostergesetze, sie überließen sich ganz der Leidenschaft, die erst jetzt in ihnen erwachte; der Bruder Placidus vergaß seine Gebete zum Himmel zu schicken, Küsse, Seufzer und Umarmungen ließen ihm nicht Zeit, zu Worte zu kommen, und als er endlich wieder Athem gewonnen hatte, war es zu spät.

Der Pater ward gesund, die Wangen der Nonne färbten sich wieder: beide reisten in ihr Kloster zurück.

Bald ward die Nonne, die ihr Gelübde vergessen hatte, durch ein Pfand unter ihrem Herzen daran erinnert. — Was konnte man thun? Sie suchte ihre Schwangerschaft zu verbergen, die man demungeachtet bald entdeckte. Sie gestand ihr Verbrechen, man verhörte den Pater Placidus, beider Aussagen stimmten vollkommen überein. — Ihr Verbrechen kam vor billige, menschliche Richter; man erwägte, daß sie durch das Ansehn der Kirche, Mann und Frau wären, man verzieh ihnen.

Die Nonne kam mit Zwillingen nieder, wovon der männliche kein anderer ist, als der Held der Geschichte, Peter Lebrecht. Um seine Abkunft zu verbergen, hatte man ihn einer Bäuerin mit diesem unächten Namen zur Erziehung übergeben.

Von meiner Schwester hatte Frau Marthe weiter keine Nachrichten, als daß man sie in ein entferntes Dorf einer gewissen Frau Möhring zu erziehen gegeben habe.—

Es war unterdessen unter der Linde Abend geworden, ich ging mit der Erzählerin wieder in die Hütte, wir ergötzten uns in freundschaftlichen Gesprächen und an einem ländlichen Abendessen, dann ging ich schlafen. Froh und munter erwachte ich, ich beschenkte meine Pflegeeltern und verließ sie nach vielen zärtlichen Umarmungen.

Dreizehntes Kapitel.

Ich verliere mein Amt und gewinne einen Prozeß.

—

Man hatte mich auf den Weg nach dem Gute des Präsidenten gebracht und ich ging jetzt unter mancherlei Gedanken meine Straße. Ich hatte eine Braut verloren, war in eine Grube gefallen, hatte meine Pflegeeltern gefunden, um den Namen und die seltsame Geschichte meines wahren Vaters zu erfahren. Jetzt wußte ich zugleich, warum ich in meiner Kindheit eine so große Vorliebe für den geistlichen Stand gehabt hatte.—Ich hatte Stoff genug zum Nachdenken und stand schon, ehe ich es vermuthete, vor dem Landhause des Präsidenten.

Man war meinetwegen in großer Angst gewesen, man hatte gefürchtet, ich könnte in meiner Melancholie wohl gar einen desperaten Entschluß fassen; Louise war noch immer nicht aufgefunden.

Ich ging mit dem Präsidenten auf sein Zimmer und erzählte ihm mein Abentheuer und meine Entdeckung; er war erstaunt und dachte lange über die sonderbare Geschichte nach. Es entstand jetzt die Frage, ob man mir die Güter, die mir eigentlich gehörten, nicht wieder verschaffen könnte: er versprach, mich mit seinem ganzem Einflusse zu unterstützen.

In weniger Zeit war ein förmlicher Prozeß eingeleitet. In dieser Periode meines Lebens ward ich es vorzüglich inne, wie unschätzbar ein Freund ist, dessen Macht uns beschützen kann: der Ausgang meines Streites wäre immer zweifelhaft gewesen, ja es ist mir jetzt sogar wahrscheinlich, daß ich den Pro-

zeß verloren haben würde, wenn sich der Präsident nicht meiner väterlich angenommen hätte. Durch seine Freunde und durch Leute, die wieder Gefälligkeiten von ihm erwarteten, brachte er es endlich dahin, daß die Güter, die bis jetzt ein Eigenthum meiner Verwandten gewesen waren, mir zugesprochen wurden.

Ich war jetzt Herr eines großen Vermögens: um aber allen künftigen Chikanen zu entgehn, verkaufte ich meine Besitzungen sogleich wieder für eine sehr ansehnliche Summe an meine Verwandten, und beschloß nun, erst eine Gegend aufzusuchen, wo es mir genug gefiele, um mich dort häuslich niederzulassen.

Ich dankte dem Präsidenten, dem ich nie genug danken konnte, legte mein noch nicht angetretenes Amt wieder nieder und machte mich zur Abreise fertig. Ich hoffte auch noch meine Braut unterwegs anzutreffen und diese Hoffnung war eine Ursache mehr, sehr bald abzureisen.

Ich brachte mein Geld auf eine sichere Art unter, besuchte noch einmal meine guten Pflegeeltern und belohnte so viel als möglich ist, ihre Liebe für mich; dann machte ich mich auf den Weg, um Abentheuer aufzusuchen.

Vierzehntes Kapitel.

Ich lerne meinen Vater persönlich kennen.

Es fiel mir ein, daß es doch wohl nicht mehr als billig sei, mich nach meinen eigentlichen Eltern zu erkundigen. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich daß meine Mutter schon gestorben sei, daß aber mein frommer Vater noch lebe. Ich reiste sogleich nach der Gegend, in welcher sein Kloster lag.

Die Gegend war einsam, aber sehr angenehm, das Kloster lag auf einem Berge, von wo man weit umher blühende Gefilde und Städte und Dörfer übersahe.

Ich ließ mich im Kloster melden und empfand einen kleinen Schauder, als ich die dunkeln Kreuzgänge hinunter ging und in die engen trüben Zellen der Mönche hineinblickte. Das Kloster kam mir vor, wie eins von den dunkeln unterirdischen Zauberschlössern, von denen ich zuweilen in meiner Kindheit hatte erzählen hören, in welchen eine Schaar von Menschen auf ihre Lebenszeit hineingebannt war, um hier wie in einem Grabe zu existiren.

Ich hatte gleich nach Endigung meines Prozesses wieder meinen schlichten Namen Peter Lebrecht angenommen und unter diesem ließ ich mich beim Pater Placidus melden. Er stand bei einem Blumenbeete und betrachtete mit einem aufmerksamen Auge die aufblühenden Aurikeln. Sehn Sie, kam er mir mit einem heiligen Ton entgegen, wie man allenthalben in der Natur die Erinnerung an den Tod findet, alles winkt und deutet auf unsre Sterblichkeit, damit uns der Gedanke an den Tod stets einen neuen Antrieb zur Tugend gebe.

Ich verbeugte mich und sah ihn mit einem mitleidigen Lächeln an, mit einer andächtigen Miene wandte er sich wieder zu seinen Aurikeln.

O armseliges Menschengeschlecht! dachte, oder sagte ich in meinem Innern: auserlesen, um die Liebe zum Leben wie eine Sünde zu betrachten. Ihr Elenden, die ihr hier lebendig eingegraben seid, auf immer von der Natur und allen ihren Freuden verstoßen! Losgerissen von allen Menschen, ist euch die Thätigkeit, das Wirken unmöglich, Gesänge sind eure Tugend, eine versäumte Hora euer Laster; wenn ihr euer eingesunkenes Auge in trübem Grübeln auf ein welkes Blatt heftet, so bildet ihr euch ein, mehr gethan zu haben, als der Mann, der im Getümmel der Welt mit himmlischer Menschenfreundlichkeit seine sinkenden Brüder unterstützt. — Was ist bei euch Tugend? — Die Regeln Eures Ordens. — Das geadelte Leben des Menschen ist die Ausbildung seiner Vernunft und seiner Gefühle, euch ist beides unnütz und unmöglich. Jedermann strebt aus dem dumpfen Schlaf zu erwachen, der ihn an die Thierheit fesselt und euer Daseyn ist ein einziges Bestreben, immer tiefer und tiefer in diesen Todesschlaf zu versinken.

Es war sehr gut, daß mein frommer Vater nichts von diesem inwendigen Gespräche verstand, er nahm mein Stillschweigen für mitgefühlte Andacht und führte mich mit großer Zufriedenheit durch alle Gänge des kleinen Gartens, zeigte und erklärte mir das, was angepflanzt war, und konnte nicht genug eine Passionsblume, die in der Nacht aufgebrochen war, bewundern.

Ich bat ihn, mir auch seine Zelle zu zeigen. Wir verließen den Garten und er führte mich auf sein enges, dunkles Zimmer. Matt und gedämpft brach der muntre Sonnenschein durch die kleinen getrübten Scheiben, ein Krucifix hing an der kahlen schwarzen Wand, ein andres stand auf einem kleinen Tische, in einem Winkel ein Bett.

Ich sagte ihm hier, wer ich sei und schloß ihn in meine Arme. Eine milde Röthe leuchtete in seinem blassen Angesichte auf, er schien verlegen, er schlug die Augen nieder und drückte mich dann mit Innigkeit an seine Brust. Mein Sohn! rief er aus; o ich danke dem Himmel, daß er meine Bitten erhört hat, und ihn mir von Angesicht zu Angesicht zeigt!

Wir setzten uns beide und der alte Mann schien sich nach vielen Jahren zum erstenmale wieder als Mensch zu fühlen.

Aber, mein Sohn, sagte er nach einer langen Pause, in welcher er mich aufmerksam betrachtet hatte, ich finde in deinem Gesichte eine auffallende Aehnlichkeit mit deiner Mutter, folge ihrem und meinem Beispiele und verlaß das unruhige Getümmel der Welt, wo unser ganzes Leben nichts als ein Kampf gegen Laster und Schwachheiten ist. Zwischen den stillen Mauern eines Klosters kannst du ruhig leben, ohne zu fürchten, Gott in jedem Augenblicke zu beleidigen; jeder Tag hat hier sein bestimmtes Tagewerk, ein Gebet reiht sich an das andre, keine Versuchungen fallen dich an. Hier giebt es keine Vorfälle, in welchen du das Gleichgewicht verlieren und ungewiß seyn kannst, ob die Tugend in einer gewissen Lage wohl Tugend sei. Nein, hier geht dein Leben immer gerade aus, folge meinem Rathe, mein Sohn, und meinem Beispiele.

Ich fand dazu jetzt weniger Beruf als je; ich nahm einen zärtlichen Abschied von meinem Vater und verließ seinen trübseligen Aufenthalt. — Er sah

mir wehmüthig nach, als ich wieder in das unruhige Gewühl des Lebens und der Menschen hinunterging; ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehn.

Funfzehntes Kapitel.

Reisebeschreibung.

Ich komme nun endlich zu einem Kapitel, auf das ich mich schon vom Anfange meines Buchs gefreut hatte, weil es eigentlich das werden sollte, welches meiner Erzählung ihren eigentlichen Werth und ihre Nutzbarkeit geben sollte: und nun ich endlich so weit gekommen bin, weiß ich nicht recht, was ich mit diesem Kapitel anfangen soll. Ganz auslassen möcht' ich es nicht gern, und doch weiß ich nicht eigentlich, was ich erzählen soll. Ich hatte mir nämlich vorgenommen, hier eine gründliche statistische Nachricht von ganz Europa einzuschalten, um dadurch mein Buch für die lesebegierige Jugend recht nützlich und anziehend zu machen, mir auch daneben die naseweisen Anmerkungen mancher Recensenten abzuweisen, daß meine ganze Erzählung keinen eigentlichen praktischen Nutzen habe. Ich hatte mir schon alle Bücher zurecht gelegt, die ich hier ausschreiben wollte, als mir zu meinem größten Unglücke einige Bedenklichkeiten einfielen.

Die gefährlichste Klippe eines Schriftstellers ist Langeweile; wer vor dieser glücklich vorbeisegelt, hat immer schon einen sehr großen Vortheil gewonnen, wenn sein Schiff auch nur mit Ballast geladen seyn sollte. Ich fürchtete also, und wahrscheinlich sehr mit Recht, daß diese vortreffliche Ladung für mein kleines Fahrzeug zu schwer seyn würde, und ließ alles liegen.

Ich will also nur ohne alle geographische und statistische Nachrichten erzählen, daß ich zuerst Deutschland, mein geliebtes Vaterland, durchreiste. Man könnte mich am Ende für einen gefährlichen Menschen halten, wenn ich von diesem Lande nicht alles Gute sagte und darum will ich lieber gar nichts davon sagen.

In Frankreich mißfielen mir die Reichen und jammerten mich die Armen: vor lauter bon ton konnte man mit Niemand umgehn. Ich hielt mich aber doch ziemlich lange in diesem Lande auf, weil es mir im Ganzen außerordentlich gefiel.

Daß ich mich verleiten ließ, über die Pyrenäen zu gehn, um dem altfränkischen, rechtgläubigen, hausmütterlich faulen Spanien einen Besuch abzustatten, mag mir der Himmel vergeben, denn es gereut mich noch am heutigen Tage. Ich war in einer unaufhörlichen Angst vor der heiligen Inquisition; ein paarmal ward ich auf der öffentlichen Landstraße beraubt, und zwar von denselben Leuten, die ich für mein Geld angenommen hatte, um mich gegen Räuber zu schützen.

In Italien hatte ich mancherlei Abentheuer, die aber zu weitläuftig sind, als daß ich sie hier erzählen könnte. Von den Antiken habe ich viel gelitten; ich ließ mir zum Unglücke einfallen, ein Kunstkenner zu werden, und da bin ich um vieles Geld betrogen worden. Eine Menge ganz moderne Antiken stehn noch immer in meinem Studirzimmer und predigen mir unaufhörlich die Wahrheit: „Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Fürwitz!" — Indessen, was hätte ich auch Großes damit anfangen können, wenn alle die Onyxe und Carniole, die ich besitze, nun auch wirklich unter August und Tiber geschnitten wären? Sie kommen mir jedesmal, wenn ich sie betrachte, recht nieblich vor, und so habe ich ihnen denn den Fehler, für den sie gar nicht können, vergeben: daß nämlich das Alterthum nicht an ihnen klebt. — Doch betrachte ich einen schöngeschnittenen Käfer immer mit einer vorzüglichen Ehrfurcht, weil ich von diesem glaube, daß er ächt ist: er hat vielleicht vor zweitausend Jahren einmal an einer ägyptischen Kinderklapper seine Rolle gespielt. — In Neapel wär' ich fast erstochen worden, weil man eifersüchtig auf mich war, doch kam ich durch einen Zufall noch mit dem Leben davon: o, der Zufall ist ein herrliches Ding, ihm hat der Leser diese ganze Geschichte zu danken, denn wäre ich in Neapel erstochen worden, so hätte ich höchstens ein Gespräch im Reiche der Todten schreiben können, und die sind jetzt aus der Mode gekommen.

Ich reiste über Frankreich zurück und von da nach England. Die ganze Insel ist voll von seltsamen Leuten, ein gutes Volk und ein böses, je nachdem man es gerade trifft, oder macht; phlegmatisch und voll Enthusiasmus. — Ich besah alle Merkwürdigkeiten des Landes, aber nirgends schlug in mir mein Herz so hoch und so ungestüm, als in dem Hause, in welchem Shakspeare geboren ist. Ich sah im Geiste den großen Sterblichen dort durch die Zimmer gehn; ich belauschte ihn bei seinen Arbeiten, die seiner Feder entflossen zu seyn schienen, ohne daß er selbst ihr hohes Gepräge, ihre Göttlichkeit geahndet hat. — Es gab mir einen Stich ins Herz, als ich vor der Kirche in Stratfort vorbeiging, in welchem seine Asche ruht, daß auch er, wie der Elendeste seines Geschlechts, durch das Leben hat hindurchgehen müssen, ohne daß wir es begreifen können, wohin er gegangen ist.

Ich wollte nicht weiter nach Norden reisen, weil ich einen großen Abscheu vor dem Froste habe; ich beschloß also, in mein Vaterland zurückzukehren.

Allenthalben machte ich die Erfahrungen, die Scarmentado auf seinen Reisen gemacht hat. Es ist also überflüssig, wenn ich noch ein Wort über meine Wanderungen sage.

Sechszehntes Kapitel.

Hannchen.

Ich kam zurück und mein alltägliches Vaterland kam mir nach meinen Reisen mit einemmale ganz neu vor. So wie ein altes Kleid, daß wir verdrüßlich in den Schrank hängen und es in langer Zeit nicht ansehn, uns hernach wieder besser und neuer vorkommen kann; so ging es mir gerade mit meinen Landsleuten, mit ihren Sitten, ihrer Sprache,

ihren Städten und Dörfern, Weibern und Töchtern. Das Alltägliche und Langweilige bestimmen und messen wir immer nach dem, was dicht um uns herum ist, das, was uns ergötzen soll, suchen wir immer in der Ferne. Von Jugend auf ist es unser Studium gewesen, uns alles Fremde, Sitten, Sprache, Kleidertrachten u. s. w. gewöhnlich zu machen; wir sollten es nur einmal versuchen uns das Gewöhnliche fremd zu machen, und wir würden darüber erstaunen, wie nahe uns so manche Belehrung, so manche Ergötzung liegt, die wir in einer weiten, mühsamen Ferne suchen. Das wunderbare Utopien liegt oft dicht vor unsern Füßen, aber wir sehn mit unsern Teleskopen darüber hinweg. —

Ich kam also in Deutschland zurück: der Präsident war indeß gestorben, und sein ältester, genievoller Sohn hatte die Welt noch immer nicht erleuchtet, ich hörte nichts von Louisen und hatte sie, ich muß es zu meiner Schande gestehn, fast vergessen. —

Ich bin ein sehr großer Freund von Fußreisen, und auf diese Art durchstreifte ich auch einst eine der angenehmsten Gegenden von Deutschland, die in einer ziemlichen Entfernung von W... und dem Orte meiner Erziehung lag. — Es war am Nachmittage und die Sonne ziemlich schwül, als ich in ein dichtes, angenehmes Gehölz trat. Mir fiel von ungefähr mein Abentheuer im Walde und in der Fuchsgrube wieder ein und natürlicherweise auch meine seltsame Hochzeit mit Louisen, die noch immer nicht vollzogen war. Ich ging mit diesen Gedanken einen angenehmen Fußsteig hinab, der sich in hundert Krümmungen um die Bäume schlängelte, bald einen kleinen Hügel hinauf, bald wieder in ein niedliches Thal hinabführte; die Sonne konnte nur an einzelnen Stellen durch die dichtgeflochtene grüne Decke des Waldes dringen und eine liebliche Kühlung säuselte in den Gebüschen; ich überließ mich meiner poetischen Stimmung und mochte wohl ein paar Stunden so gegangen seyn, als ich plötzlich bei einer alten Eiche still stand und meinen Gang und meine Gedanken unterbrach.

Die Ursache dieser Unterbrechung war ein allerliebstes Bauermädchen, das sich auf die anmuthigste Art von der Welt im Schatten des Baums gelagert hatte und dort unbefangen und sorgenlos schlief. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und wiegte sich im Grase, ihre weiße Brust hob sich ruhig, ihr Arm hing noch halb an einem Körbchen, das mit Früchten angefüllt neben ihr stand.

Ich blieb stehn und konnte von dem reizenden Schauspiele mein Auge gar nicht wieder wegwenden. — Wenn nur kein Schlange, oder kein Thier ihr zu nahe kömmt, sagte ich zu mir selbst, und beschloß, hier so lange Acht zu geben, bis sie aufgewacht seyn würde.

Welch schönes Gesicht! sagte ich leise, welche frischen Lippen! Welche Unschuld auf den Wangen! — Wenn in diesem Körper eine unbefangne Seele wohnt, ein gerader und richtiger Verstand, was könnte sich dann ein ehrlicher Mann wohl mehr an der Gefährtin seines Lebens wünschen? — Vielleicht Sprachen? — Damit sie sich in keiner natürlich ausdrücken könnte. — Musik? — Ein einfaches Mädchen hat gewöhnlich einen Instinkt zum Singen, wie die Vögel im Walde, und ihre Gespenstergeschichten und naiven Schäferlieder haben mehr Sinn, als die langweiligen und gedrechselten Arien und Rondos, mit denen die Ohren in den Konzerten und Schauspielen so oft geplagt werden: triviale Allgemeinplätze in Poesie und Musik, — Feine Welt? — Ich liebe die ungekünstelte ungeschminkte Natur mehr. — Stand? — Ach guter Peter Lebrecht, von diesem Vorurtheile hast du dich ja schon lange losgemacht.

Nun denn also, Freund, was hindert dich, so glücklich zu werden, als es ein Menschenkind auf dieser Welt nur werden kann? — Fühlst du nicht schon einen geheimen Zug, der dich an dieses Mädchen fesselt? — Lege, wenn sie erwacht, ihre Hand in die deinige, und lade in dieser schönen Gegend ein stilles, häusliches Glück bei dir zu Gaste! — Vergiß die ganze leere geräuschvolle Welt und lebe dir, der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit!

Aber halt, Freund Lebrecht, daß du auch nicht die Rechnung ohne den Wirth machst! — Sollte sich dies Mädchen nicht irgend einen gesunden, geraden jungen Burschen zum Geliebten auserkohren haben? Willst du das Glück zweier Menschen stören, und dich mit deinen Anträgen in die Eintracht der Familien drängen? — Nun, wir wollen den Erfolg abwarten.

Ich stand noch eine ganze Weile so und sprach und disputirte mit mir selber. Endlich schlug das Mädchen ein Paar große, himmelblaue Augen auf; es war, als wenn sich am ersten Frülingstage die Wolken verziehn und ein warmer Sonnenblick durch den blauen Luftraum dringt. Sie sahe mich und ward verlegen, sie wußte nicht, was ich wollte und was sie aus mir machen sollte. — Mein Herz war warm geworden und es wäre mir etwas Leichtes gewesen, in Versen zu sprechen; da ich sie aber damit nicht erschrecken wollte, schwieg ich noch eine Weile still, um meinen Verstand zu einer gesetzten Prose zu sammeln.

Wir erklärten uns endlich gegenseitig und ich bot mich an sie nach Hause zu begleiten. Sie hatte nichts gegen diesen Antrag einzuwenden und wir gingen nun, so viel als möglich war, den Fußsteig neben einander. Unterwegs erzählte sie mir, daß ihr Vater ein Pächter und dabei ein guter Mann sei, daß er viel auf sie halte, weil sie seine einzige Tochter sei, und daß sie ihm auch alles zu Gefallen thue, was sie ihm nur an den Augen absehen könne: daß sie ein gewisser Christel gern heirathen wollte, daß sie ihn aber nicht möge, weil er ihr zu dumm sei, daß ich nur zu ihrem Vater mit hinein kommen solle, daß er gerne mit fremden Leuten umgehe, um sich von ihnen etwas erzählen zu lassen.

Ich ward von dem Mädchen, von ihrer Unbefangenheit und der Art sich auszudrücken, immer mehr bezaubert; die zutrauliche Dämmerung, die jetzt hereinbrach, und den Wald geheimnißvoll und magisch machte, trug auch das ihrige dazu bei, um mich an das schöne Mädchen noch mehr zu fesseln.

Wir kamen jetzt an einen kleinen runden See, in dem sich die Abendröthe spiegelte, an der Seite lag ein niedliches Häuschen und daneben streckte sich ein kleines Dorf den Hügel hinan. Es war ein erquickender Anblick, die Hütten zu sehn, vor uns das Wasser und den grünen, dämmernden Wald. Wir

gingen in das Haus und der Vater empfing mich sehr freundlich: er war schon seiner Tochter wegen besorgt gewesen und dankte mir sehr herzlich, daß ich sie nach Hause begleitet hatte. — Es war ein gerader, schlichter Mann, der gern Neuigkeiten hörte und gern erzählte, der sich für einen der merkwürdigsten Menschen in der Welt hielt, weil er in seinem Dorfe der angesehenste war. Aber bei allen seinen Schwachheiten war Pächter Martin doch ein sehr liebenswürdiger Mann, wenn man es nämlich überhaupt der Mühe werth finden will, die Menschen zu lieben.

Ich blieb einige Wochen im Dorfe, ich wurde beim Vater immer mehr bekannt und mit Hannchen immer vertrauter. Ich entdeckte mich dem Alten und er war vor Entzücken außer sich, daß er einen Schwiegersohn bekommen sollte, der kein Bauer wäre: wie die Welt da die Augen aufreißen würde, meinte er.

Ich spielte mit Hannchen noch einmal dasselbe tändelnde Spiel durch, das meine Phantasie schon einmal in Louisens Gegenwart beschäftigt hatte: nur war Hannchen noch weit ungekünstelter als Louise, sie verliebte sich wirklich in mich, da bis jetzt noch kein Gegenstand ihr Herz gerührt hatte.

Die Liebe ist ein Frühling, der uns in jedem Jahre von neuem entzückt; in jedem Mai bilden wir uns ein, noch kein einzigesmal so empfunden zu haben.

Es giebt in dieser Welt kein schöneres Schauspiel, als der Anblick einer guten, unbefangenen Seele, die uns mit jedem Tage mehr entgegenkommt, sich mit jeder Stunde inniger an unser Herz schließt, auf jeden Ton des Mundes horcht, und jede Meinung des Geliebten, auch über den geringfügigsten Gegenstand, wichtig und voll Bedeutung findet. Eins lebt und wohnt im Auge des andern, die Blicke auf einander geheftet, die Hände in einander gedrückt, die Seelen in einander geflochten, wandeln sie durch ein Paradies und bleiben bei jeder Blume mit gemeinschaftlichem Entzücken stehen. — O wer nie geliebt hat, gleicht dem Wurm, der in seinem eigenen, engen Gespinnste stirbt: er lebt in einem trüben, beschränkten Eigennutz, er kennt nur den schlechtern Theil seines Wesens. Wohl ihm, wenn auf den Wink der Liebe sich die glänzenden Fittige aus ihm entwickeln, neue Sinne aufthun und ihm neue Freuden brüderlich entgegenkommen; in der Liebe der Geliebten findet er sich verjüngt, neue Tugenden wachen in seinem Busen auf, alles, was wüst und dunkel in ihm lag, wird wie vom goldnen Schein der Morgensonne erleuchtet.

Ich ward mit Hannchen verlobt, und wir waren beide unaussprechlich glücklich. —

Siebzehntes Kapitel.

Seltsame Zusammenkunft.

—

Um Hannchen Vergnügen zu machen, besuchte ich zuweilen mit ihr die benachbarten Gegenden. Sie freute sich außerordentlich, wenn sie sah, wie die Welt doch weit größer sei, als sie sich gedacht hatte, jede Kleinigkeit war ihr merkwürdig.

So besuchten wir einige merkwürdige Ruinen, die ungefähr zehn Meilen von unserm Dorfe lagen. Es war schön Wetter, eine schöne Gegend, durch die der Wagen rasch dahin fuhr, wir waren sehr froh und zufrieden. Hannchen ergötzte sich an der Aussicht von der zertrümmerten Burg herab und fürchtete sich dann wieder vor den wilden, zerstreuten Steinmassen. — Ein kleiner Junge kletterte sehr dreist unten am Berge herum, er schien kaum fünf Jahre zu haben; plötzlich fiel er von einem steilen Absatz des Berges hinunter, Hannchen schrie laut auf und ich sprang hinab, um ihm zu helfen.

Er war verwundet, aber nicht gefährlich; ich fragte, wo er hin gehöre, und er zeigte auf ein nahestehendes großes Haus. Hannchen ging wieder ins Wirthshaus und ich trug das Kind selbst hinüber.

Ich sahe, daß das Haus einem Edelmann gehören müsse, denn mir kamen mehrere Bediente entgegen; ich ließ mich melden, die Mutter saß in ihrem Zimmer. Kaum hatte sie die Nachricht vom Vorfalle bekommen, so flog sie weinend auf das Kind zu, küßte es heftig und schalt dann wieder seine Unart, verband es sorgfältig und gebot ihm, sich künftig mehr in Acht zu nehmen. — Erstarrt, erschrocken und wie in einem Traume stand ich indessen an einer Wand gelehnt, dann diese Mutter war Niemand anders, als meine Louise.

Sie that einen lauten Schrei, als sie mich bemerkte. Sie schien ungewiß, in Zweifel, ob sie sich auch nicht irre: ein Bedienter ging indeß durch das Zimmer, und nannte von ungefähr eine Frau Mörnig, die das Kind schon wieder heilen würde. Der Name war mir bekannt, ich ward nachdenkend und glaubte am Ende den wunderbaren Zusammenhang des Ganzen gefaßt zu haben.

Ich erkundigte mich nach dieser Frau, sie war die Erzieherin Louisens gewesen; ich sank jetzt mit einer neuen Liebe an Louisens Brust, es war meine Schwester.

Sie fand sich bald in den Zusammenhang unsrer Geschichte, sie erzählte mir, daß sie an unsrem Hochzeittage von Bärenklau entführt wurde; daß sie ihn anfangs gehaßt und beständig geweint habe, fortgefahren habe ihn zu hassen, aber ohne zu weinen, daß seine Bemühungen, seine unabänderliche Liebe endlich ihr Herz gerührt hätten, daß sie nun von neuem angefangen habe zu weinen, daß von mir gar keine Nachrichten angekommen, oder vielleicht alle von ihrem Geliebten versteckt worden wären. Der Onkel sei indeß gestorben und sie sei seine Frau und Mutter von zwei Kindern geworden.

Wir standen noch Arm in Arm, als Bärenklau hineintrat. Sein Erstaunen war nicht geringe, mich hier zu finden; er vereinigte seine Freude mit der unsrigen, als wir ihm unsre Entdeckung mittheilten.

Ich hatte mir indeß dicht bei meinem Schwiegervater ein kleines, aber bequemes Haus bauen lassen, ich sah meine Schwester oft und Hannchen alle Tage. —

Und was weiter?

Und hier ist fürs Erste meine Geschichte aus. Ich ward mit Hannchen verheirathet, unsre Hochzeit war ein Fest für die ganze Gegend.

Und? —

O, ich sehe, es ist Zeit, daß ich meine Geschichte schließe. —

Achtzehntes Kapitel.

Ist das vorletzte Kapitel. — Der Verfasser nimmt von seinen Lesern Abschied.

—

Hier wäre nun also der erste Theil meiner wahrhaften Geschichte beschlossen. Viele Leser werden nicht begreifen können, was denn der folgende Theil enthalten solle, da in diesem nun alles, was etwa noch interessiren könnte, beigelegt und in Richtigkeit gebracht ist. — Man hat sich in sehr vielen Romanen daran gewöhnt, daß jeder Theil mit einem Donnerschlage schließt und der Verfasser seine Leser jedesmal auf der letzten Seite pötzlich aus den Wolken fallen läßt, daß sie dann mit einemmale dastehn, sich umsehn und nicht wissen, wie ihnen geschehn ist, dann häufig in den Buchladen oder zum Bücherverleiher laufen, und sich nach dem zweiten Theile des interessanten Buches außer Athem fragen.

Für diese Leser mein Buch auf die gehörige Art zu schließen, wäre wahrhaftig für mich das größte und schwierigste Kunststück gewesen. Denn wenn ich auch unredlicherweise von der Wahrheit meiner Geschichte hätte abweichen wollen, welche Erfindung hätte ich wohl auftreiben können, um diese flüchtiger Gönner festzuhalten? — Hätte ein schrecklicher, kleiner, lächerlicher, gräßlicher Kobold mein Haus mit einemmale besuchen und mir ein entsetzliches Unglück prophezeien sollen? — Das ging nicht an, denn ich hatte gleich in meinem ersten Kapitel gesagt, daß ich mich mit solchen Narrentheidingen gar nicht einlassen wollte. — Oder hätte meine Frau Hannchen wieder plötzlich verschwinden sollen? — Der Vorfall war in meiner Geschichte schon einmal da gewesen; obgleich viele Leute überzeugt zu seyn scheinen, daß eine Frau ein Gut sei, das man nicht zu oft verlieren und wiederfinden könne. (*)—Kurz, ich hätte wirklich keinen Ausweg gewußt.

Bei ähnlichen Büchern als der Genius, fällt mir immer eine Geschichte von einem Geizhalse ein; vielleicht ist sie nicht allen meinen Lesern bekannt, und da sie nur kurz ist, will ich sie noch erzählen.

Ein Mann, der sehr geizig war, wollte doch seinen Freunden einmal ein Fest geben. Er konnte es aber nicht über sein karges Herz bringen, daß er von allen Gerichten so viel besorgt hätte, daß sich seine Gäste hätten sättigen können; um jeden Vorwurf aber von sich abzulehnen und es zugleich so einzurichten, daß von den aufgetragenen Speisen noch auf den morgenden Tag etwas übrig bliebe, erfand er folgendes Mittel. Er sagte nämlich gleich beim Anfang der Mahlzeit seinen Freunden von einem überaus delikaten Kuchen, den er habe backen lassen, sie möchten sich also den Appetit nicht zu sehr an den schlechtern Speisen verderben. Die Erwartung ward gespannt, der Gaumen gereizt, man aß von allen Schüsseln nur wenig, weil man immer den vortrefflichen Kuchen erwartete. Er kam aber nicht, der Wirth entschuldigte sich damit, der ganze edle Kuchen sei unglücklicherweise die Treppe herunter gefallen, und die getäuschten Gäste mußten nun ihren Hunger mit Brot und schlechter Butter befriedigen.

Hast du nicht, Lieber Leser, statt dieses versprochenen Kuchens, eine Schüssel ausgemerzter tauber Nüsse im Genius und andern Erzählungen dieser Art gefunden?

Fern sei es daher von mir, irgend etwas zu versprechen, was ich nicht im Stande bin, zu halten. — Für wen dieser erste Theil nicht ganz langweilig gewesen ist, dem verspreche ich auch im folgenden einige Unterhaltung; dieser Leser kann dann diesen ersten Theil gewissermaßen als eine Vorrede zum zweiten ansehn, in welchem sich Charaktere, Personen und ihre Art zu denken mehr entwickeln werden. —

Ich habe im schlechten Wetter dieses erste Bändchen, neben meiner Frau sitzend, geschrieben. Es werden noch mehr regnichte Tage einfallen und ich habe noch manches auf dem Herzen, worüber ich wohl mit einem guten Freunde schwatzen möchte. Wenn also zuweilen jemand von den ewigen Revolutionen und politischen Systemen, philosophischem Gezänk und mystischen ästhetischen Abhandlungen, Geister- und Rittergeschichten müde und betäubt weggeht, um sich zu erholen, und ich habe ihm nicht ganz mißfallen, so kann er mich am kleinen See vor meiner Thür sitzend antreffen und ich will ihm dann auf meine Art meine Geschichte weiter vorschwatzen, die freilich kein Grausen, kein Erstarren, kein Zähnklappern erregt; aber desto besser, so kommen meine Zuhörer wenigstens ohne Fieber davon.

Neunzehntes oder letztes Kapitel.

Die moralische Tendenz dieses Buchs.

—

Beinahe hätt' ich noch zu guter Letzt das Beste vergessen und hätte meine Geschichte so, wie einen Hund ohne Schwanz, in die Welt hineinlaufen lassen. Ich hätte wahrhaftig mit meiner Zerstreuung übel ankommen können, ich hätte lieber meine ganze Geschichte ungeschrieben lassen sollen, als sie ohne moralische Tendenz zu schreiben. — Wir sind jetzt alle so ungemein moralisch geworden, daß wir in allen Kleinigkeiten außer uns etwas Moralisches suchen; ja, wir gebärden uns ganz wunderbar wenn man unsrer überfeinen Tugend einen so gewaltigen Streich spielt und ihr etwa einen Schwank oder eine lustige Posse erzählt, die aber keine moralische Tendenz hatte, denn das ist der Kunstausdruck dafür.

Diese moralische Tendenz, um es noch einmal zu nennen, kömmt mir vor wie der Salat, den man zu jedem poetischen Backwerke essen muß, um es schmackhaft zu finden.

Keiner wird hoffentlich den moralischen Endzweck meiner Erzählung verfehlen; es ist nämlich kein andrer, als daß sich ja Niemand soll trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner Frau zu sehn. — Denn wie viel Unglück hätte daraus entstehen können, wenn ich meine leibliche Schwester geheirathet hätte? — —

(*) Siehe den Genius von Grosse.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Das versprochene Kapitel über die Kopfneigungen und Rückenbeugungen.

Der Verfasser und der Leser stehn sich in diesem Kapitel wieder gegen über, und begrüßen sich gegenseitig. Daß ich mit krummgebogenem Rücken als Portier vor dem Eingange dieses Theiles stehe, und daß mir die Leser bald mit vornehmen oder beschützenden, bald mit recensirenden Mienen und Sonntagsgesichtern vorübergehen, versteht sich von selbst. Die Verfasser von Büchern müssen sogar so unterthänig seyn, daß sie die Vorübergehenden gar nicht einmal fragen dürfen, wie sie sich seit dem ersten Theile befunden, wie sie geschlafen haben.

Aber wenn ich auch der erste Autor seyn sollte, so will ich dennoch gegen dieses alte Herkommen verstoßen. Ich will selbst unter die gebetene Gesellschaft treten, und mich nach dem hohen Wohlseyn der allerseitigen Gäste erkundigen; denn ich sehe gar nicht ein, warum ein Verfasser, und arbeitete er auch nur in der Camera Obscura, (*) stets den unterthänigen Bedienten oder Tafeldecker machen soll, der ehrerbietig und stumm hinter dem Stuhl stehen bleibt, wenn er die Speisen aufgetragen hat. Statt, daß man sich in Kritiken und Antikritiken herumzankt, sollte man lieber in den Büchern, die man schreibt (auf eignem Grund und Boden, wo man als Gutsbesitzer immer noch die meisten Rechte hat), sagen, was man auf dem Herzen hat.

Ich, Peter Lebrecht, trete also hinter der Staffelei hervor (die, beiläufig gesagt, weiter nichts als ein kleines Fruchtstück zeigt) und mische mich keck unter die Zuschauer.

Viele von Ihnen, werthgeschätzte Anwesende, haben ohne Zweifel den ersten Theil schon rein vergessen, und das kann ich Ihnen vors Erste gar nicht übel nehmen, zweitens hat es auch gar nicht viel zu sagen. Denn in unserm Zeitalter, das ganz ohne Zweifel den Namen des vielbelesenen verdient, werden die meisten Bücher schon für die meisten Leser so eingerichtet, daß sie anfangen und aufhören können, wo sie wollen, und ich hoffe, daß ich in dieser meiner Lebensbeschreibung auch hinlänglich dafür gesorgt habe. Wieviel Unglück würde auch daraus entstehn, wenn die Leser nicht das wieder vergessen sollten, was sie gelesen haben? Wenn sie nicht deswegen läsen, um zu vergessen? Wer möchte dann Schriftsteller seyn? man würde dann gewiß mit einem verehrungswürdigen Publikum gar nicht auskommen können; es würde unsre neuesten Bücherverfertiger unaufhörlich anklagen, daß sie alle die schönen Empfindungen schon hundert- und zweihundertmal gelesen hätten; es würde der Liebe, der Turniere und schrecklichen Hahnenkämpfe der Ritterwelt endlich überdrüssig seyn, weil es immer dasselbe, und fast mit den nämlichen Worten wiedergesagt, ist; es würde unter der ungeheueren Menge von neuen Produkten doch auch nach etwas Neuem suchen, und sich dann gewaltig betrogen finden. Kurz, das liebe Publikum würde wahrhaftig, wenn es Gedächtniß hätte, am Ende darauf verfallen, die guten Bücher lieber mehrmals zu lesen, als die schlechten Wiederholungen schlechter Bücher.

Ich verspreche hier dem rüstigen Leser feierlich, daß dieser zweite Theil mit dem ersten meiner Lebensbeschreibung eben nicht weiter zusammenhängen soll, und daß er also mit vieler Erbauung fortfahren kann, wenn er auch alles, sogar bis auf den Namen, vom ersten Theile vergessen hat.

Es ist mir immer sonderbar vorgekommen, daß sich alle Autoren vor ihren Büchern an den Leser wenden, daß man in den Büchern selbst immer von einem Leser sprechen hört, der dies und jenes zu erfahren wünsche, der dem Schluß einer Geschichte entgegen sehe, der dem Verfasser oft erlauben muß, bei zu rührenden Scenen die Feder aus der Hand zu legen; sogar die Druckfehler eines Buches zu korrigiren, muthen die meisten Verfasser einem geneigten Leser zu.

Dieses unsichtbare und unbegreifliche Wesen wird auch selbst in Büchern angeredet, die Niemand liest; man findet selbst auf Makulaturbogen Anrufungen an diese unbekannte Gottheit, deren Altar nirgends und allenthalben steht. Ich nannte den Leser eine Gottheit, nicht etwa bloß um dem meinigen etwas Schmeichelhaftes zu sagen, sondern weil ich überzeugt bin, nachdem ich eine Menge von Stellen aufgeschlagen habe, daß ihn sich die meisten Autoren unter diesem Bilde vorstellen. Sie denken ihn sich als einen ziemlich breitschultrigen Heros, der vieles dulden und ertragen kann, der es gleich einem Herkules wagt, das dickste Buch, selbst wenn es dialogirt ist, aufzuschlagen, es zu Ende zu lesen, und selbst nach dem zweiten und dritten Bande zu greifen. Dieser Leser ist zugleich so geformt, daß er mit allen Theilen aller Wissenschaften ziemlich vertraut ist, daß er sich für Vergangenheit und Zukunft interessirt, nur daß ihm in den meisten Fällen der gesunde Menschenverstand fehlt; er hat, trotz seiner robusten Constitution, doch viele Schwächen, und das Unglück ist, daß Autoren und Buchhändler diese recht gut kennen; denn dieses seltsame Wesen läßt sich zum Beispiel durch ganz schlechte Kupferstiche und ganz abgeschmackte Büchertitel anlocken: statt einer Allwissenheit ist dieser Halbgott mit einer Allneugier begabt; das Vorzüglichste an ihm ist seine Güte, darum wird er auch der Nachsichtige genannt, bei welchem Namen er sich fast auch am liebsten rufen hört. Gewisse Wesen, die die Sterblichen Recensenten nennen, machen ihm seit einiger Zeit dieser Nachsichtigkeit wegen Vorwürfe genug, aber er legt diese Tugend nicht ab, und ich und alle Autoren mit mir, bitten ihn inständigst, daß er es nie thun möge. Diese Recensenten sind nichts anders als eine schädliche Oppositionsparthei, die die einmal hergebrachte orbentliche Ordnung der Dinge umkehren wollen; sie werfen mit schädlichen und fast

(*) Ein damals in Berlin erschienenes, ganz schlechtes Wochenblatt; deren Herausgeber eine vornehme Miene annahmen, und nachher, durch andre mehr gefallende Produkte, sich einen Namen gemacht haben.

giftigen Reden um sich, und wollen den oftgenannten Leser gewissermaßen zwingen, Geschmack zu haben, als wenn dieses arme Wesen nicht schon von der Langeweile und von tausend Uebeln, von denen sich ein vernünftiger Mensch kaum eine Vorstellung machen kann, gequält genug wäre, daß man ihm auch noch die Freude rauben will, die Cramerschen Romane gut zu finden.

Doch, ich vergesse ganz, wovon ich sprechen wollte. — Ich stehe hier am Eingange und mache meine demüthige Verbeugung, und vergesse in der Zerstreuung, daß Leute um mich her stehen, die mich grüßen, die sich wundern, warum ich in dieser Rückensenkung so lange verharre.

Also, meine werthgeschätzten Herren und Damen — viele von Ihnen sind mit dem ersten Theile unzufrieden, und ich muß Ihnen leider gestehn, daß Ihnen dieser zweite noch weit weniger gefallen wird.

O, um des Himmels willen! lassen Sie mich von einem so kleinen, unbedeutenden und uninteressanten Buche nicht selbst so viel sprechen, oder ich werde so schwermüthig, daß ich es gar nicht wage, Ihnen über die Komplimente meine Bemerkungen mitzutheilen. — Was sind diese kleinen Blätter im lauten, rauschenden Strome der Zeit? — Sie können nur dazu dienen, Ihre Aufmerksamkeit etwas von diesem fürchterlichen Geräusche abzulenken. Mancher Leser, der meine Lebensgeschichte in einer müßigen, nachher ganz vergessenen Stunde durchblätterte, hat indeß vielleicht einen großen Verlust erlitten, oder sich in seinem Innern auf eine gewaltsame Art verändert; er blättert nun vielleicht in diesem zweiten Theile, um nicht bei sich zu seyn, um sich vor sich selber verläugnen zu lassen, und wie kann ich wissen, mit welchen umgewandelten Empfindungen er dann einst in starrer Hand das Zeitungsblatt hält, und er kaum noch darin bemerkt, daß der dritte Theil angekündigt wird.

Wenn ich zeichnen könnte, so würde ich hier das Buch sogleich mit vielen Figuren eröffnen, die mich und die verschiedenartigen Leser mit den Krümmungen ihrer Rücken, oder den Bewegungen ihrer Köpfe darstellen sollten.

Die Komplimente sind gewiß mehr als Lachen, Weinen und die Blattern, das, was den Menschen von den Thieren unterscheidet; denn ein Affe, der diese nicht einem wohlgezogenen Menschen nachmacht, wird von Natur gewiß nie auf diese Erfindung verfallen. Selbst der Verstand und der gen Himmel gerichtete Blick scheinen mir nicht so charakteristisch, denn der erste ist ziemlich unsichtbar, und das zweite Merkzeichen scheint immer seltener zu werden, und würde vielleicht ganz ausgehen, wenn ein starker Körperbau manche Menschen nicht zwänge, ihren Kopf gerade und aufrecht zu tragen. — Wenn ich in der Ferne zwei Wesen sehe, und weiß nicht, was ich aus ihnen machen soll, so schließe ich aus den gegenseitigen Verbeugungen, daß es Menschen sind.

Es hat mich oft in Erstaunen gesetzt, daß die Natur selbst durch die künstliche Einrichtung der Rückenwirbel dafür gesorgt hat, daß der Klient ohne Unbequemlichkeit seinem Patrone den gehörigen Respekt bezeigen kann, und sehr angenehm ist es mir immer gewesen, daß ich aus den Arten, den Rücken zu krümmen, jedesmal mit ziemlicher Gewißheit schließen kann, in welchem Verhältnisse die sich bückenden Personen gegen einander stehn. Stehn sie sich so gegenüber, daß sie ein vollkommenes Portal ausmachen, und daß einer genau auf den andern Acht giebt, und sich gleich einen Zoll tiefer untertaucht, wenn jener sich um einen Zoll tiefer bückt, so sind es gewöhnlich zwei Edelleute, mittlern Alters, in Civildiensten; sie bilden, wie gesagt, ein schönes, verhältnißmäßiges Portal; zwischen den beiden Frisuren fehlt nichts, als ein Schlußstein, und es ist ein schönes Gewölbe. — Ist dieses Gewölbe um so viele Grade tiefer gedrückt, daß es ungefähr einen Halbzirkel und kein Oval ausmacht, so daß es wie der Eingang zu einem Begräbnisse aussieht, so will ich jedesmal darauf wetten, daß es zwei Gelehrte sind, die sich unter dieser Figur vorlügen, daß sie größte Hochachtung vor einander haben.

Diese Verbeugungen gehören zu den gleichartigen. Wenn aber ein Adlicher mit einem Bürgerlichen sich begrüßt, so entsteht daraus eine andre Figur, die weit schwerer zu beschreiben ist. Der Bürgerliche wird plötzlich durch den Edelmann daran erinnert, daß er einen Rücken habe, und beugt diesen so künstlich, als es ihm nur immer möglich ist, bis auf den letzten Wirbel: der Edelmann im Gegentheil wird plötzlich durch den Bürgerlichen daran erinnert, daß er einen Kopf habe, und nickt mit diesem auf eine sehr angenehme Weise, ohne an den Rücken weiter zu denken, er spart diesen für die erste Zusammenkunft mit einem, der hochwohlgeboren ist. Sein Kopfnicken aber wird zuweilen durch ein gewisses Lächeln bedeutender gemacht, welches die Leute sehr gut ein gnädiges Lächeln nennen, oder er wendet wohl gar noch ein Stück der rechten oder linken Schulter daran, um das Wohlgefallen auf eine höfliche Art auszudrücken, daß man ihn gehörig gegrüßt habe.

Bürgerliche Anatomiker sagen uns, das Rückenmark sei eine Verlängerung des Gehirns; ich sehe aber gar nicht ein, warum es nicht ein Adlicher umkehren und sagen könnte: das Gehirn ist eine kugelförmige Verlängerung des Rückenmarks, eine abgerundete Zugabe, die nur dazu dient, um zu bezeichnen, daß der Körper fertig sei, und daß man nur noch einen großen Hut darauf setzen dürfe, um einen ganz gemachten Mann vor sich zu sehn. Wenn dies seine Richtigkeit hätte, so wäre die Abtheilung unter den Menschen eben so nothwendig als natürlich, und das Gleichheitssystem der Franzosen dürfte dadurch vielleicht den größten Stoß erhalten. Der Bürgerliche hätte dann ganz Recht, wenn er seinen Kopf immer als eine schwere übergebogene Blume vorwärts trüge, und der Adliche könnte dann ganz füglich seine Rückenbeugungen ebenfalls für Kopfarbeit ausgeben.

Alle Völker scheinen die Empfindung zu haben, daß im Kopfe irgend etwas Anstößiges liege: man schämt sich beim Grüßen, daß dieser kleine, unwürdige Theil einen Treffenhut trägt, und nimmt diesen sehr tief herunter; man biegt den Kopf selbst so tief, als er nur immer sinken kann; man giebt den ganzen Rücken Preis, um nur den Kopf zu verbergen, die Asiaten werfen sich auf das Gesicht nieder, und es ist ein Zeichen großer Ungnade dort, wenn der Sultan von irgend jemand den Kopf fodert. „Er hat Kopf!“ ist in vielen Gegenden das Schlechteste, was man von einem Menschen sagen kann;

kein Mensch macht jetzt mehr Prätension darauf, alle Schriftsteller beeifern sich um die Wette, nicht mit dem Ausdrucke beschimpft zu werden; man hört auch von keinem Buche sagen: der Verfasser verräth Kopf; sondern immer nur: es sind viel Geister und Mordthaten darin; man weiß gar nicht, wie die wunderbare Geschichte zu Ende gehn wird; — so daß ich nach allem diesen auf die Idee gekommen bin, daß man den Kopf vielleicht zu den Pudendis rechne, daß man ihn für eine Satyre der Natur auf den Menschen halte; daß man ihn vielleicht ganz bedeckt tragen würde, wenn es die daran angebrachten Sinne erlaubten.

Der Leser wird von mir nicht verlangen, daß ich ihm alle mögliche Ab- und Spielarten der Komplimente und Verbeugungen schildern soll, als da sind: Leute, die vor übergroßer Freundlichkeit mit den Zähnen grüßen; andere, die statt vorn über zu sinken, nach der einen Seite fallen; von Leuten, die von vielen Höflichkeitsbezeugungen schief und beinahe bucklicht geworden sind, und von andern dergleichen seltsamen Ausnahmen.

Nur den so sehr gewöhnlichen Gruß kann ich nicht unerwähnt lassen, daß man oft sieht, wie Leute sich mit den Augen ganz nahe kommen, sich erst die eine Hälfte des Gesichts, und dann eben so die andere genau betrachten.

Es ist z. B. Gesellschaft, in der sich der Doktor X.. befindet; man erwartet den Doktor Y..., der sich auch in dieser Stadt niederlassen will; Y... tritt ein; er wird dem X... vorgestellt; ein Kompliment wird erfolgen; sie werden sich auf jeder Seite des Mundes küssen, und um nähere Bekanntschaft und Freundschaft ersuchen.—Sie haben sich genau betrachtet, um sich vor einander zu hüten. — Geistliche schütteln sich dabei gewöhnlich noch die Hände.

Wenn sich Frauenzimmer küssen, so beobachten sie bloß, wie fein der Mousselin um den Busen der geliebten Freundin ist, um ihn mit dem ihrigen zu vergleichen, oder ihn gegen andre Freundinnen lächerlich zu machen: ohngefähr sechs Minuten nachher erfolgt dann die Frage: ei, wo haben Sie den schönen Zeug her? wie viel kostet Ihnen die Elle? — Diese Frage ist nichts, als eine Fortsetzung des Kusses.

Hat irgend einer meiner Leser mit einem andern Leser auf einem Kaffeehause achtmal Billard gespielt, so darf er diesem kühn die Hand geben, und selbst den Handschuh darauf behalten. Man klemmt sich gegenseitig die Finger ein wenig, und so äußert sich die vertraute Freundschaft; andre Leute sagen dann: »der ist mit dem und dem intim liirt.« —

Der Druck der Hand ist ein Gruß, den nur wenige verstehn, er ist die heimliche Chiffer einer geheimen Gesellschaft, man schreibt sie Tausenden in die Hand, und keiner erwiedert sie; der es thut, ist ein Freund, er komme auch aus der entferntesten Gegend. Verlassen stehn manche Menschen ihre Lebenszeit hindurch, und die Hand zittert nach diesem Drucke; kein Wanderer kömmt und bringt ihnen diesen Handwerksgruß.

Alle übrigen Komplimente lassen sich leicht entbehren, dieses nur schwer.

Ich muß hier das Kapitel schließen. —

Zweites Kapitel.

Meine Lebensweise.

—

Ich wurde gestört, und fast zu ernsthaft, um weiter zu schreiben. — Ein armer Bauer im Dorfe war gestorben, und die Glocke rief mich zum Leichenbegängniß ab.

Ich ging unter dem schwarzen Zuge ehrbar einher, denn ich hatte den Mann eben so genau gekannt, wie ich noch die übrigen Leute hier im Dorfe kenne und mich für das Schicksal eines jeden interessire. Das Grab auf dem Kirchhofe war fertig, der Todtengräber stand mit dem Ansehn eines Künstlers daneben; sechs Spaten steckten rund herum in der lockern Erde.

Die Frau näherte sich mit ihrer Schwester langsam, und sah fast ganz gefaßt in das geräumige Grab hinab: »Das Grab ist gut!« sagte sie seufzend, denn der Boden und die Wände waren wirklich fest geebnet; sie hatte nun das letzte Wohnhaus ihres Gatten betrachtet, dessen glatte Wände sogleich durch die herabgeworfene Erde wieder uneben sollten gemacht werden. — Die Seile wurden übergelegt, und der Sarg darauf gestellt. Itzt fing die Frau an zu weinen, die Schwester blieb noch ruhig. — Man ließ den Sarg hinunter, und nahm die Stangen weg. Jeder von den Anverwandten ergriff einen Spaten; der Todtengräber nahm ruhig den Hut ab, und betete ein Vaterunser. Alles wurde erweicht, als die Erde dumpf auf den Sarg scholl; die Frau schluchzte laut, und beugte sich hinüber, um noch die letzte schwarze Spitze des Sarges zu sehn; alles übrige war schon verschlungen. Ein zwölfjähriger Sohn spielte heimlich mit einer Blume, und schämte sich innerlich, daß er jetzt noch nicht weinen konnte. Ich weinte in seinem Namen. —

In so vielen Büchern findet man Begräbnisse beschrieben, und bei einer Leiche wünscht man immer, sich recht ernsthaft machen zu können. Es fällt uns dunkel dabei ein, daß wir, ohne uns zu kennen, durch Dunst und über Wasser getrieben werden, die wir das Leben nennen, wir bekommen dann vor dem Gewöhnlichen eine Furcht, und das Furchtbare rückt dann gleichsam zu einer vertrautern Bekanntschaft näher. Das Leben verliert in diesen Augenblicken seinen Sonnenschein, der wie über ferne Berge wegzieht, und den Wünschen winkt, die sich nach Frühling sehnen. —

Der Lebende aber kann nur die Freuden dieses Lebens verstehn, und ich komme daher, auch nach den schwermüthigsten Streifereien, bald zur Zufriedenheit mit mir und der Welt zurück. — Für die Leser, die sich für so etwas interessiren, will ich hier ganz kurz die Art meines Lebens beschreiben.

Ich habe von je die großen Städte gehaßt, in denen die fortgesetzten, hohen Häuser, die geraden Straßen, das Getümmel, unsern Sinn und unser Gemüth gleichsam gefangen nehmen; wie in niedrigen Kerkern, wachsen alle unsre Ideen klein und bleiben zwergartig. — Die freie Natur, der weite Himmel, Berge und Wälder, reden uns mit gewaltigen

herzerschütternden Tönen an, und sprechen uns Muth ein. Hier wird der Mensch, was er als Mensch werden kann; er kleidet sich in keinen geborgten Schmuck; er äfft nicht Thorheit oder Weisheit anderer nach, je nachdem es ihm in die Hände fällt.

Ich arbeite täglich im Felde oder im Garten, weil Körper und Seele sonst in eine gewisse Kränklichkeit gerathen. — Die Ruhe, der Umgang und die Lektüre sind mir dann um so erwünschter. — Ich studire oft in den Blumen und Bäumen, und lerne aus ihnen und von den simplen Menschen umher eine ganz eigne Philosophie.

Wenn ich nicht beschäftigt bin, und gerade viel Bedürfniß dazu empfinde, schreib' ich Kleinigkeiten nieder.

Wenn es der Leser erlaubt, will ich ihn jetzt mit einigen Personen bekannter machen, die mich näher umgeben.

Drittes Kapitel.

Schilderung einiger Menschen.

Mich selbst mag ich nicht zu beschreiben wagen, denn unter allen Schilderungen sind die Selbstschilderungen die schwierigsten. Vielleicht hat der Leser schon aus dem ersten Theile einige meiner ehemaligen Schwächen und Thorheiten kennen lernen, und ich gebe vielleicht in diesem Theile wider meinen Willen neue Preis, von denen ich selbst nichts weiß. Wenn der Leser klüger ist als ich, so wird er mich in diesem Falle gleich mit dem ersten Blicke durchschauen; er wird allerhand Schwächen entdecken, die er entweder an andern bemerkt, oder selbst schon überstanden hat. Ein Schriftsteller schildert sich selbst immer am besten dadurch, wie er andre zu schildern sucht.

Von Hannchen, meiner Frau, ist wenig zu sagen. Es ist mir bei ihrem Anblick noch nie etwas anders eingefallen, als daß ich ihr gut bin. Sie ist still und bescheiben, und ruhig in sich selbst gekehrt.

Ich sollte es, wie einige dramatische Schriftsteller, machen, und auch die Kleidung meiner Personen beschreiben, aber ich muß gestehn, daß sie sich oft umziehn, und so würde der Leser doch keine deutliche Vorstellung von ihnen bekommen.

Mein Schwiegervater Martin ist ein einfältiger guter Mann, und ich möchte fast sagen, der beste Mann von der Welt, außer daß er es sehr gern sieht, wenn man ihn mit etwas gekrümmtem Rücken grüßt, er selbst dankt nur, indem er mit dem Kopfe nickt. Auf mich hält er sehr viel, und er ist in der ganzen Gegend meine Chronik, weil ich, wie er glaubt, seinem Hause so großen Glanz ertheilt habe. — Er ist am Tage sehr fleißig, und besucht mich dann am Abend; zuweilen gehn wir miteinander auch wohl auf dem Felde spazieren; er hält mich im Ganzen für einen guten Kopf, nur kann er es an mir nicht leiden, daß ich schreibe; manchmal bin ich ihm auch ein wenig zu freigeisterisch. Es ist mir noch nicht vorgekommen, daß ich mich jemals zu seinem Verstande hätte herablassen dürfen; ein Vorurtheil, das man nur gar zu leicht von den gemeinern Leuten hat. — Ich weiß nicht, was er dazu sagen wird, wenn er durch einen Zufall dies Buch in die Hände bekömmt, und sich selbst darin beschrieben findet. Seiner Eitelkeit würde es lieb seyn, daß man in gedruckten Büchern von ihm spräche, und doch würde er es nicht gut finden, daß ich ihn nicht in allen Stücken gelobt habe.

Die Aufwärter und meinen Bedienten werde ich vielleicht einmal bei einer andern Gelegenheit beschreiben. Ich eile jetzt zu einem andern mir interessantern Gegenstande.

Ein Amtmann wohnt auf dem benachbarten Dorfe, der schon ehedem auf der Schule mein vertrauter Freund geworden ist. Ich will ihn hier genau beschreiben, damit ihn jedermann, der ihn sieht, erkennt und ebenfalls lieb gewinnt. Sein Name ist Sintmal. Er ist schon dreißig Jahr alt, aber er gehört doch noch zu jenen unschuldigen Menschen, die sich selbst nicht kennen. Er verwaltet seine Geschäfte mit der pünktlichsten Ordnung, und in der übrigen Zeit lebt er sich selbst und seinen Launen. — Sein Aeußeres fällt auf eine sonderbare Art in die Augen, denn sein Gang und seine Geberden sind ziemlich linkisch; sein Gesicht gleicht den Abbildungen, die wir vom Sokrates haben, außerordentlich; sein Haar ist schwarz, und giebt ihm in der Ferne ein wildes und zurückschreckendes Ansehn; kömmt man ihm aber näher, so entdeckt man in seinen kleinen blauen Augen so viele Gutmüthigkeit und Menschenliebe, daß man ihm gleich gewogen wird, daß man sich zu ihm hingezogen fühlt, man weiß selbst nicht, wie. Es ist schwer, mit ihm vertraut zu werden, und man hält ihn bei den ersten Unterredungen leicht für einfältig, denn er ist nicht einer von den leuchtenden Köpfen, die uns bei der ersten Zusammenkunft am meisten interessiren, und nachher gleichgültig werden. Man muß ihn erst näher kennen, um ihn recht zu verstehn; er sagt immer das, was er für klug hält, mit einer Art von Schaam; mit der gutmüthigsten Weitschweifigkeit von der Welt erzählt er im Gegentheil gern Anekdoten und Familiengeschichten, die Niemand hören mag. Er ist ein Freund der schönen Künste, vorzüglich der Poesie; aber auch hier ist er mit seinen Genüssen haushälterisch; er liebt sehr das nicht zu viel und nicht zu wenig. Wir streiten oft mit einander, weil seine Gegenwart mich leicht zu Behauptungen verführt, die ich selbst nicht glaube; seine zu ängstliche Gewissenhaftigkeit, alle Sätze gehörig abzuwiegen, verleitet mich dann, mit meinen Gedanken etwas zu frei und willkührlich zu schalten. — Ich mag hier nicht weitläuftiger von ihm sprechen, weil ich ihn nachher selber redend einführen will.

Es ist im Grunde eine betrübte Sache um die Schilderung der Menschen. Jeder hält sich für den klügsten, und für berufen, über die andern zu sprechen jeder vergleicht sich im Stillen mit dem andern, um mit sich selbst zufrieden zu seyn, und das Resultat dieser untersuchenden, kleingeisterischen Träumereien ist immer das, was sich aber keiner deutlich gesteht: daß jeder einzelne unter den übrigen Menschen, denen man alles Recht wolle widerfahren lassen, der vorzüglichste sei. Aus eben diesem Kitzel wollte ich erst die Schilderung meines Freundes weit witziger einrichten: ich wollte alle seine Qualitäten viel genauer

beschreiben und schärfer abschneiden; aber so manches Wahre ich auch darunter hätte sagen können, so hätte ich mich dadurch offenbar mehr, als ihn geschildert, und sein freundliches, gutmüthiges Gesicht hätte mich heut Abend noch beschämt, denn es ist kein Zweifel, daß er in tausend Sachen verständiger ist als ich, und doch hat er den frommen Aberglauben, ich sei im Ganzen gescheiter als er.

Man sollte Vergleichungen mit sich und andern Menschen nur selten anstellen, und die recht unschuldige Seele wird auch nie darauf verfallen. Diese Parallelen sind nur gar zu leicht ein Mittel, uns zu verhärten und eigenliebig zu machen. O, menschenfreundlicher Sterne! wie lieb bist du mir vor allen Schriftstellern immer dadurch geworden, daß du uns nicht gegen Schwächen und Thorheiten zu empören suchst, daß du nicht die Geißel der Satyre schwingst, sondern dich und die übrigen Menschen auf eine gleiche Art belächelst und bemitleidest.

Viertes Kapitel.

Eine Unterredung mit meinem Schwiegervater.

Ich wünschte nicht, daß der Leser sich viele Vorfälle und Begebenheiten in dieser kleinen Erzählung verspräche, denn wenigstens bis jetzt ist mir noch nichts Außerordentliches aufgestoßen; ja selbst der erste Theil wird gegen diesen zweiten und dritten eine wahre Weltgeschichte seyn, reich an Abentheuern und Entwickelungen. Ich wünschte, daß die Leser einen gewissen Sinn für Kleinigkeiten mitbrächten, aber ich fürchte, daß es nicht geschieht, denn dieses Talent scheint gänzlich bei ihnen verloren.

Diesen Sinn für Kleinigkeiten nenne ich ein Talent, und wie ich glaube, mit Recht. Es giebt eine Fähigkeit in der Seele, sich für geringscheinende Gegenstände zu interessiren, und eine Art von Freundschaft für sie zu gewinnen. Bei Menschen, die in einer stillen Eingezogenheit, in einem kleinen Kreise, von der größern Welt entfernt, sich und ihren Angehörigen leben, bemerken wir diese Fähigkeit vorzüglich, und oft in einem so hohen Grade, daß sie wieder zum unerträglichen Fehler wird. Mit einer hohen Eigenliebe verbunden, entsteht daraus der Geist der Kleinlichkeit, der auf jede Sache einen zu hohen Werth legt, und bloß aus der Ursach, weil sie mir zugehört; man verachtet alles Fremde, und bloß deswegen, weil es mir nicht gehört; man kann andre durch stundenlanges Geschwätz über Nichtswürdigkeiten ermüden, und es übel empfinden, wenn jene keinen hohen Antheil daran nehmen wollen. — Doch diese Schwachheit mein' ich nicht, und hatte nicht im Sinne, sie ein Talent zu nennen, das einer Ausbildung fähig wäre.

Sondern ich meine jenen liebenswürdigen poetischen Sinn, der in den bekannten Gegenständen stets etwas Neues und Anziehendes entdeckt, der sich von allem Fremden mit einer Art von Widerwillen zurück zieht und erst darauf wartet, daß es ihm auch befreundet werden soll. Mit Innigkeit hängen diese Menschen so gebildet an allen Gegenständen, die sie umgeben, oder die sie in Dichtern beschrieben finden; sie lieben jeden Baum und jedes Gebüsch, jeden dargestellten Charakter, sobald er aus der Natur genommen ist, mit der sie vertraut sind.

Die meisten Leser aber haben einen Widerwillen gegen die Welt, die sie umgiebt; sie haben kein poetisches Auge, und ihre innerliche Langeweile spiegelt sich daher in allen Gegenständen; sie suchen in der Weite ein fernliegendes Interesse, und die meisten neuern Schriftsteller bestreben sich um die Wette, diesen dunkeln unverständlichen Trieb zu befriedigen. Sie überhäufen die überspannte und eben darum erschlaffende Phantasie mit schlecht zusammenhängenden Abentheuerlichkeiten, mit einem ganzen Heere von wunderbaren Geschöpfen, die aber, troß ihrer seltsamen Karrikatur, keine Originalität und keine überzeugende Natur haben.

Wird sich denn die Lesewelt aber immer nur an Schlachten und fürchterlichen Mordgeschichten laben? Müssen in jedem Ritterromane die Tugendhaften und Bösewichter zu Schaaren fallen, damit der hartherzige Leser nur gerührt werde? Muß die Scene immer in fernen Ländern oder in einer wunderbaren Vorzeit liegen, um Theilnahme zu erwecken? — Bei dieser Lektüre muß die Erschlaffung immer zunehmen, und die Spannung des Schriftstellers muß immer erzwungener werden; die größten Wunder werden am Ende gewöhnlich, die ungeheuersten Charaktere alltäglich, es müssen daher neue, noch unsinnigere erfunden werden. Wir spotten über Lohenstein, über viele der altdeutschen Romane; wir lachen mit Cervantes über den Unsinn der Ritterbücher, und doch liest ein großer Theil von eben diesen Menschen das Thurnier zu Nordhausen, den klugen Alten, den braunen Robert. Ich habe nur einige Blicke in diese Bücher geworfen, und bin darüber erstaunt, nicht gerade, daß sie so geschrieben sind, sondern, daß solcher Unsinn schwarz auf weiß existirt; nur noch vor zehn Jahren würde man diese Mißgeburten einer leeren Phantasie für offenbaren Wahnwitz erklärt, und Niemand es eines Blicks gewürdiget haben. Die gewöhnlichen Leser sollten ja nicht über jene Volksromane spotten, die von alten Weibern auf der Straße für einen und zwei Groschen verkauft werden, denn der gehörnte Siegfried, die Heymonskinder, Herzog Ernst und die Genovefa haben mehr wahre Erfindung, und sind ungleich reiner und besser geschrieben, als jene beliebten Modebücher. — Will der Leser mir nicht auf mein Wort glauben, so mag er jene schlecht gedruckten und verachteten Geschichten selber nachlesen, und wenn sein Geschmack noch nicht ganz und gar zu Grunde gegangen ist, so wird er diesen vor jenen den Vorzug geben.

Ich kann mir vorstellen, wie erbittert alles auf mich ist, was mich liest; ich muß daher nur auf irgend eine Art den Leser wieder freundlich zu machen suchen, ich muß mich nur seinem Spott und seiner Satyre Preis geben. Ich habe schon lange eine Gelegenheit gesucht, ein Geständniß abzulegen, und hier ist, dünkt mich, die schicklichste. Ich habe nämlich ein Manuskript liegen, welches nächstens im Druck unter dem Titel Volksmährchen erscheinen wird, und welches nichts als wunderbare und abentheuerliche Geschichten enthält. Der Leser muß dies für keinen Scherz aufnehmen, sondern es ist mein voll-

kommener Ernst, und das Buch wird selbst nächstens bei dem Verleger dieser Erzählung herauskommen. Ich hoffe, ich habe durch diese Ankündigung so viele Blößen gegeben, daß der Leser sich unmittelbar mit mir aussöhnen wird; denn wie habe ich nun noch Recht, die gangbaren Produkte zu verspotten, da ich selber Beiträge zu ihrer Vermehrung liefere? — Wem daher dieses Buch nicht gefällt, der mag mit jenem zukünftigen den Versuch machen, denn es ist bei mir selbst der Zweifel aufgestiegen, ob ich auch wohl die Kunst verstünde, jene Kleinigkeiten, von denen ich vorher sprach, interessant zu machen. — Mein Schwiegervater ist mit allem, was ich ihm zuweilen von meinen Manuskripten vorlese, unzufrieden, aber ich will wünschen und hoffen, daß keiner von meinen Lesern ein so scharfer Kritiker sei, als er, denn er geht wirklich mit meinen Produkten ganz unbarmherzig um. Das schlimmste ist, daß er gar keinen Geschmack hat, und keine einzige von den gewöhnlichen Regeln und Formeln auswendig weiß, die unsre Halbkenner immer gleich zum Besten geben, denn sonst würde er gewiß manches vortrefflich finden, was ihm eigentlich Langeweile machte; der gewöhnliche Geschmack dient nicht dazu, daß wir an den Werken der Kunst Geschmack finden, sondern er bringt nur die nöthige Schaam hervor, so, daß wir es uns und andern nicht zu gestehn wagen, wie kalt sie uns lassen. — Ich weiß daher manchmal gar nicht, was ich mit meinem Schwiegervater anfangen soll, weil er gar nicht durch Widerlegung zum Stillschweigen zu bringen ist. Wenn man ihm etwas vorliest, so setzt er sich und hält beide Ohren aufmerksam hin; wird er gerührt und hingerissen, so ist es gut; wo nicht, so gefällt ihm das Buch nicht. — Ich habe ihm schon manche Regeln beibringen wollen, aber es verfängt bei ihm nichts, es ist und bleibt ein wahrer Dilettant.

Um dem Leser zu zeigen, wie unrecht mir oft Vater Martin thut, will ich nur eine Unterredung hieher setzen.

Es war ein schöner Sommertag und ich ging im Walde umher, und dachte eben auf eine neue Erzählung zu den Volksmährchen. Die Wipfel der Bäume rauschten ehrwürdig, und das Gebrause kam aus der Ferne, ging über mir hinweg, und verlor sich an der Gränze des Forstes; wie ein Chorgesang der Natur schallte es durch alle Bäume, und seltsam funkelte auf dem Boden das zerstreute Sonnenlicht durch die dichtverflochtnen Zweige. — Meine Phantasie war bald von jenen abentheuerlichen Gegenständen zurück gezogen, und ich betrachtete mit stiller Aufmerksamkeit die Natur, die mich umgab. Ich fühlte mich, wie von einem Tempel Gottes eingeschlossen, wo alle säuselnden Gebüsche, alle Zweige mir ihn und die Menschenliebe nannten. Eine seltsame Wehmuth ergriff mich, als ich an die Thorheiten und mannichfaltigen, unzähligen Leiden des Menschengeschlechtes dachte, wie sie sich alle selbst mit einem ewigen Kriege verfolgen, wie ein unzähliges Heer von Krankheiten und Schmerzen an der Gränze des engen Lebens lauern, und in jedem Augenblicke einzubrechen drohen, wie der Mensch, wie ein geängstigtes Wild, sich durch die Gebüsche windet, und immer hinter sich sieht, und plötzlich doch der Tod ihm entgegen tritt, und schadenfroh in die kalten Arme auffängt. Ich bemitleidete und liebte alle Menschen; ich vergab allen, die mich je gekränkt hatten; ich beschloß in diesen Stunden allen ihren Thorheiten nachzusehen, jede Eitelkeit zu dulden, weil sie doch am Ende nur ein bunter Putz ihrer kläglichen Existenz ist; wenn er ihnen nun gefällt, was kann es mich weiter kümmern? —

Mein Herz dehnte sich in mir so aus, daß ich unsichtbare Thränen weinte. Diese Stunden der reinen Wehmuth sind die hohen Festtage der menschlichen Seele, in der sie einen heiligen, dunkeln Tempel besucht, und sich von allem Irrdischem reinigt. —

Als ich, in der Begeisterung meine trunkenen Augen wieder aufschlug, sah ich ein Geschöpf, das sich in den rasselnden verdorrten Gesträuchen bewegte. Es war eine arme Frau, achtzig Jahr alt, die hier mühsam dürre Reiser sammelte, um sich in ihrer Hütte ein kleines Feuer zu bereiten. »Ach! die Unglückselige!« sagte ich zu mir selber. Ihre Seele darf sich jetzt nicht in diesen hohen Empfindungen sonnen, denn ihr Körper seufzt unter der Knechtschaft der Armuth; sie bettelt als ein Sklave ein Allmosen von der Natur, statt sie als Freund zu besuchen. — Ich fühlte meine Bequemlichkeit und mein Glück, ich näherte mich der Alten, und gab ihr, was ich bei mir hatte.

Ich fühlte plötzlich den Werth des Lebens und seiner Freuden. Zitternd und kummervoll stand sie an der Gränze, und hatte vielleicht nur wenig genossen; sie war vielleicht durch eine harte Schule gegangen, um die Resignation zu lernen, auf keine Freude zu hoffen, und Glück für etwas anzusehen, das sich mit ihrem Daseyn gar nicht vertrüge. — Wie kümmerlich hatte sie dann ihre Existenz bis zu diesem Augenblick geschleppt; wie waren alle Träume und bunten Bilder des Lebens, die Jugend, die Gesundheit, Kraft und Munterkeit nach und nach von ihr abgefallen, wie einsam stand sie nun an der letzten Stelle. —

Ich ging weiter nach einer alten, großen Linde, meinem Lieblingsplatze im Walde. — Hier setzt' ich mich nieder, und lehnte mich an den Stamm des Baumes. — Der Wind hatte Nachtschmetterlinge aus den Zweigen geschüttelt, und sie lagen betäubt und schlafend am Boden, und zuckten nur zuweilen mit den Füßen. — Sie krümmen sich nun, so sagte ich zu mir selbst, und wälzen sich in dumpfer Betäubung, bis die Sonne untergeht, und der Mond herauftritt; sie schlafen nicht und wachen nicht. Ist dies nicht vielleicht ein Bild unsers räthselhaften Lebens? Liegen wir nicht eben so am Boden gefesselt, und kämpfen und ringen mit uns selbst? Der Tod ist vielleicht der Untergang der Sonne, und wir erwachen wieder, und bewegen uns froh und frei.

Wie merkwürdig kann uns zuweilen ein Platz von einem Quadratschuhe werden! Wenn wir unser Auge einmal auf diesen kleinen Raum beschränken, so entdecken wir auch hier wunderbare Begebenheiten und merkwürdige Revolutionen. — Schwarzes Gewürm zieht emsig und eilfertig wie Pilgrimme seiner entfernten Heimath zu; sie arbeiten sich auch vielleicht durch die Grashalme, ohne zu wissen, wohin sie wollen, so wie der Mensch; Ameisen wühlen sich in den Boden, und schleppen sich in lächerlicher Thätigkeit mit Sandkörnern und kleinen Steinen; sie weichen sorgfältig andern, mächtigern Insekten

aus, die sie in der Ferne wittern. Wunderbare Gräser stehn umher, und bilden für diese Erdbewohner, die noch dichter als wir, am Boden liegen, große Wälder. — Hier lagen Johanniswürmchen auf ihren rothen Flügeldecken, und konnten sich bei allem Bestreben nicht wieder umkehren: ich konnt' es nicht unterlassen, sie wieder aufzurichten; knisternd schlugen sie ihre Flügel auseinander und flogen fröhlich davon, um vielleicht von einem kleinen Windstoß angewehet, drei Schritte von mir von neuem auf den Rücken zu fallen, um sich von neuem zu quälen.

Zu meinen Füßen war eine kleine Sandstrecke, die sich einige Fuß lang zwischen dem grünen Grase hinzog. Ein kleines Gewürm arbeitete sich mit vergeblicher Anstrengung durch diese Arabische Wüste; der Sand gab immer wieder unter seinen gekrümmten Füßen nach, und es gleitete immer wieder von jedem kleinen Hügel herunter. In der Mitte lag ein verdorrtes, gebogenes Lindenblatt; diese Insel erreichte es endlich. Emsig kroch es bis an die Spitze, und streckte dann seine Fühlhörner schnell und ängstlich in die weite, dicke Luft, als wenn es nach dem Baume fühlte, zu welchem dieses Blatt gehörte. Das Insekt ging zurück und traf unten den Sand wieder an, und nahm von neuem zum Blatte seine Zuflucht, und suchte ängstlicher wie vorher mit seinen Fühlhörnern einen Ankergrund. — In diesem Augenblicke ward mir dieser Wurm so theuer und befreundet; sein Schicksal ging mir so nahe; ich machte den Versuch, mein Auge abzuwenden, aber es kam unwillkührlich zurück; der gewöhnliche Stolz der Menschen flüstertete mir zu: ich solle mich schämen, und kein Kind seyn; — aber alles hatte mich wehmüthig gestimmt; das Gewürm krümmte sich noch immer auf dem verdorrten Blatte; ich hob es mit diesem auf und setzte es wieder auf seinen einheimischen Baum.

Jeder Leser, der in der Stadt wohnt, wird über mich lachen. — Freilich können wir Menschen leichter bemitleiben, weil wir in uns selbst ihr Unglück empfinden, mit einem eben so geformten Herzen, mit dem sie ihre Leiden fühlen: aber in einer feinern Stimmung mag der Mensch auch einmal so schwach seyn, und ein anderer ihm diese Schwäche verzeihen, daß er sich mit seinem Mitgefühl zu den verlassenen und einsam wandelnden Thieren hinabtaucht, es wird wenigstens sein Herz für die Leiden seiner Brüder um so empfänglicher machen. Ich mag mich wohl neben Lämmern niedersetzen und ihnen Gras zum Futter abreißen.

Ich setzte mich nachher an einer andern Stelle nieder, und schrieb folgendes in meine Schreibtafel:

„Große und heilige Natur! in deinen Hallen wandelt der Mensch und lernt von Stauden und Bäumen; sein Auge ruht wie ein Fühlhorn am blauen Himmel, und sucht nach dem, nach welchem sich sein Herz in der Brust ausstreckt. Dann wird er selbst zum Priester dieses Tempels eingeweiht; mit Thränen endigt er die Feierlichkeit. Durch Menschenliebe predigt er zu andern Menschen, durch Trost, durch Mitleid und Hülfe. — Wer kann die unendliche Liebe nicht fühlen, die über uns ausgespannt ist, und uns auf dieser Welt mit Zärtlichkeit gefangen hält? Wer kann sein Herz so sehr versteinern, daß es nicht einen kleinen Theil dieser allgemeinen Liebe in sich aufnehme?"

Am Abend endete sich mein Gespräch mit meinem Schwiegervater durch einen Zufall so, daß ich das Blatt nahm, und diese Worte meiner Frau und ihm vorlas; meine Stimmung aber war jetzt fort und ich schämte mich nun wirklich zu erzählen, wodurch ich bewogen worden, diesen Gedanken niederzuschreiben. Das Zarteste verfliegt schnell wieder, und ist nur die Blüthe eines Augenblicks, und nachher kömmt es uns seltsam vor, daß eben das Wesen, welches ißt und trinkt, etwas so feines habe fühlen, in einer so erhöhten Stimmung habe seyn können und wollen; wir zweifeln dann selbst an der Wahrheit, und schämen uns davon zu reden, weil dieses Gefühl schon in Worte gebracht, mit dem übrigen menschlichen Leben in einem fast lächerlichen Verhältniß steht.

Hannchen weinte, als ich geendigt hatte, ich weiß nicht, durch welche Kombinazion der Ideen; aber mein Schwiegervater schüttelte stillschweigend mit dem Kopfe.

Ich. Dieser Gedanke scheint Ihnen nicht zu gefallen.

Martin. O ja, es ist ganz gut; — aber es fehlt noch so was darinnen, — was ich aber nicht sagen kann.

Ich. Es sollte vielleicht in Versen seyn?

Martin. Ach, warum nicht gar! — Dann würde es mir noch weit weniger gefallen. — Es ist 'ne Leere darin, es fehlt hinten und vorne. — Wenn man so was hört und liest, so ist das ganz gut und löblich; aber solche Sachen sind wie in der Betrunkenheit geschrieben, und der Nüchterne fühlt wohl, was es seyn soll, aber er kann nicht nach.

Ich. Sie halten es also für übertrieben?

Martin. Nein doch; aber ich versteh mich nur nicht auszudrücken. — Es ist wahr und gut, aber es müßte auch die andere Seite mit darin seyn; das Ordinäre, wie einem gewöhnlich zu Muthe ist, und das Gewöhnliche muß dann das Ungewöhnliche mit hinunterbringen helfen. — Wenn man so manche Bücher und manche Beschreibungen von der Natur liest, so sollte man meinen, wenn man nun aufs Land käme, so hätte man da das klare Himmelreich, man brauchte nur den Kopf in die Natur hinein zu halten, so wäre man schon der edelste und beste Mensch. — Wenn man nun selbst in diesem sogenannten Zustande der Natur lebt, wenn man in allem so recht zu Hause ist, so kommen einem alle diese Beschreibungen so kurios vor, daß man sich und die Natur gar nicht darin wieder erkennt. Bei einem einzigen Abendbrode unter den Knechten würde allen diesen Herren die Begeisterung verrauchen. — Das ist mehr Kunst, alles Natürliche so recht nach der Natur zu schildern, und einem denn doch, wie mit Sonnenschein einzuwickeln, daß man nur das sieht, was man sehen soll, und jeder Baum wie mit einem neuen Grün gefärbt ist. Das ist aber nur wenigen gelungen.

Ich merkte jetzt, daß mein Schwiegervater eben das meine, was ich beim Anfange dieses Kapitels gesagt habe, daß man nicht suchen müsse, sich vom Gewöhnlichen zu entfernen. Ich sah ein, daß meine Stimmung doch etwas zu zart ausgesponnen war, und daß es ein feinerer und höherer Genuß sei, die ge-

wöhnlichen Empfindungen zu veredlen und in der trockensten Prosa des Lebens die reinste und schönste Poesie zu finden. — Unsere Schriftsteller suchen immer das sogenannte Poetische abzusondern, und zu einem für sich bestehenden Stoff zu machen; sie trennen dadurch die Einheit, und können uns nur einen einseitigen Genuß verschaffen; denn wem ist es unter den Deutschen gegeben, so wie Goethe zu schreiben?

Fünftes Kapitel.

Ein Beitrag zu den Kalenderprophezeihungen.

—

Ich war auf einige Tage nach der nächsten Stadt geritten, theils um Geschäfte zu besorgen, theils um einige Bekannten und Freunde zu besuchen.

Als ich noch einmal durch die Stadt spazieren gieng, bemerkte ich einige seltsame Veränderungen, die mir schon so oft aufgestoßen sind, daß ich es nicht unterlassen kann, hier meine Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Es giebt wunderbare Tage im Jahre, Tage, die so seltsam sind, daß sie gewiß schon vielen meinen Lesern aufgefallen sind, wenn sie gleich nicht so wie ich, ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben. Ich möchte diese kuriosen Tage mit einem Worte die unruhigen Tage nennen, denn das ist das hauptsächlichste, was an ihnen merkwürdig ist.

Ein solcher Tag kündigt sich gleich durch ein seltsames Wetter an: die Sonne geht auf eine eigene Art auf, wie man es sonst nicht an ihr gewohnt ist; die Wolken ziehn tief; der Wind bläst aus allen Weltgegenden; es fallen mehrere Ziegel vom Dache. Ich habe gleich ein besonderes Gefühl, an dem ich weiß, ob ein solcher Tag ein unruhiger werden wird, oder nicht. — Der Sonnenschein sieht an einem solchen Tage ganz anders aus, als gewöhnlich, und geht oft weg und kömmt schnell wieder. — Schon am frühen Morgen zanken sich die Leute aus den Fenstern über die Straße hinüber; man wirft sich hundert Sachen vor, die man bis auf diesen Tag verschwiegen hatte, und es hebt sich nun eine hartnäckige Feindschaft an. — Wenn es erst höher am Tage wird, sind die Leute weit früher betrunken, als sonst; in den einsamsten Straßen begegnen sich Wagen und versperren einander den Weg; die Fuhrleute schlagen sich; ein Wagen wird umgeworfen; die Personen darinnen rufen um Hülfe; hülfreiche Menschenfreunde erheben ein gewaltiges Geschrei und thun nichts.

Gegen Mittag liegen in den Hauptstraßen Aufwärterinnen mit dem Mittagsessen; gutgekleidete Leute werden nach der Wache gebracht; alle Creditoren bekommen Lust, ihre Schulden einzufordern; man hört von Leuten, die plötzlich davon gelaufen sind; wunderbare Lügen breiten sich aus, und alles ist in einer Art von Revolution.

Ich hüte mich an solchen Tagen sehr vor Händeln, denn jedermann ist dazu aufgelegt. Ich bin überzeugt, daß wichtige Begebenheiten an einem solchen Tage freiwillig ihren Anfang suchen. Ich gehe daher allen Menschen aus dem Wege.

An einem solchen Tage ritt ich aus der Stadt, um mein Dorf noch zu erreichen, denn allenthalben sah ich, wie der Tag auf die auffallendste Weise unruhig war. — Es ist, als wenn die träge langsame Zeit zuweilen Lust bekäme, sich schneller aus der Stelle zu bewegen; sie nimmt dann einen frischen Ansatz, und alle Gegenstände, an diese Raschheit nicht gewöhnt, fallen dann durch- und übereinander. Es ist gleichsam ein unsichtbares Erdbeben, das durch die lebendige und lebenlose Natur fortzittert.

Es war Nachmittag, als ich die Stadt verließ, und das schönste Wetter von der Welt. Am ganzen Horizonte war keine Wolke; ich freute mich schon im voraus auf den schönen Abend und auf die stille, feiernde Ruhe der Natur.

Es war wirklich durch den grünen Wald eine sehr angenehme Reise; die frische Kühle, der Sonnenschein, der durch die Zweige schimmerte, der Gesang der Vögel und der Duft der Kräuter und Bäume, alles versetzte mich in eine recht poetische Stimmung, und ich vergaß ganz, daß dieser Tag ein unruhiger Tag seyn müsse; oder wenn ich daran gedacht hätte, so würde ich gewiß in dieser Stimmung den Glauben daran für eine Narrheit gehalten haben.

Wenn man aus dem Walde kömmt, so hat man anderthalb Meilen zu reiten, ehe man wieder ein Gebüsch, oder ein Dorf antrifft; ein freies, schönes Feld zeigt sich dann dem Blicke, in der Ferne die blauen Gebirge, die still und erhaben die Aussicht beschließen.

Kaum war ich aus dem Walde gekommen, so sah ich einige Wolken herauf ziehen, und es war, als wenn ich es fernab im Gebirge donnern hörte. Aber ich ritt langsam weiter, weil dies im Sommer nichts ungewöhnliches ist, und das Wetter dennoch schön bleibt. Es währte nicht lange, so hörte ich den Donner vernehmlicher; es kam mir auch ein stärkerer Wind entgegen.

Ich fing an, mißtrauischer zu werden, und mein Roß zu spornen. Aber kaum war ich eine Viertelstunde geritten, als der ganze Himmel schon schwarz bezogen war; die Sonne entfloh, und ein feuchter Wind zog langsam über das Feld.

Es verändert sich wirklich in der Welt nichts so schnell als das Wetter, und es ist oft unbegreiflich, wo plötzlich die Heereszüge von Wolken herkommen. —

Der Regen stürzte nun herunter; der Blitz zuckte durch die schwarzen Wolken, und der Donner rollte laut über meinem Kopf weg. Mein Pferd ward scheu und der Regen war mir selber außerordentlich unangenehm. Kein Baum war in der Nähe, kein Dorf zu erreichen; der Regen fiel immer dichter, und der Donner ward immer lauter und häufiger. Stille stehn konnte ich nicht, denn der Regen konnte bis in die Nacht fortdauern; ritt ich aber weiter, so wurde mir Gesicht und Augen mit Strömen von Regen überschüttet, die mir der Wind entgegen trieb.

Jetzt sah ich ein, daß dieser Tag, trotz seiner anscheinenden Freundlichkeit, seinen boshaften Charakter nicht ablegen konnte. — Unwillig ritt ich weiter, und es war nun noch ein Vortheil mehr, daß das nasse Wetter die Wege schlüpfrig und uneben machte.

In den unangenehmsten Situationen aber findet sich die Geduld von selbst; sie ist dann keine Tugend

mehr, sondern man ist nur aus Bequemlichkeit geduldig. Ich war froh, wenn mein Pferd nicht fiel, wenn der Blitz nicht dicht neben mir einschlug; jede ungeduldige Geberde hätte nur meine Gefahr vermehrt, und am Ende fiel mir ein, daß das arme Pferd im Grunde noch übler daran sei, als ich selbst.

Warum ist unser Körper so eingerichtet, daß der Regen eine unangenehme Wirkung auf ihn macht? so sagt' ich zu mir selbst, um mir nur die Zeit zu verkürzen. Warum muß eine ganze Wolkenmasse auf mich armes zerbrechliches Wesen herunter stürzen? Schnupfen, Kopfweh, Husten, Erkältung, fliegen jetzt wie Harpyen in der Luft umher, und machen mich zu ihrer Beute. Es ist möglich, daß mein Pferd fällt, und ich mit einem zerbrochenen Fuße in diesem Wetter hier liegen muß; der Blitz kann mich treffen und mich lähmen, oder mir den wenigen Verstand gänzlich nehmen, den ich etwa noch habe. Es ist möglich, daß mein Kopf elektrisch wird, und die Elektricität aus der Luft an sich zieht. — O Himmel! wie viele Gefahren und Schmerzen lauern rund um den armen kleinen Menschen, der nichts Böses im Sinne hat, sondern auf seinem Pferde nur nach Hause reiten will, um einen Eierkuchen zu verzehren. — O wäre doch erst die Sonne herunter, und dieser unruhige Tag zu Ende —

Jetzt ging alles gut, denn ich hatte mich in ein recht schönes Mitleid mit mir selbst hineingeklagt. Es war mir eine Art von Freude, daß die Regengüsse sich noch immer nicht verminderten, daß ich vor Kälte schon ganz erstarrt war. — Bewahre der Himmel, daß ich je auf die menschliche Eitelkeit schimpfen sollte! Sie ist das schönste Geschenk des Himmels, das diesen armen reducirten und invaliden Engeln, den Menschen, zu Theil ward; sie ist ein Ordensband, das jeder immer, in Leiden und Widerwärtigkeiten, so wie Yoriks armer Pastetenbäcker vorn im Knopfloche trägt: wenn ihn alles verläßt, so blickt er auf dieses Zeichen, und er ist getröstet. Man suche ihm nicht dies Andenken aus einer bessern Existenz zu rauben, denn dadurch macht man den Armen erst wirklich arm, und den Elenden elend.

Nach und nach ward ich so verdrüßlich, daß ich die Schritte des Weges zählte; denn man mag noch so geistreich und delikat mit sich selber umgehen, so verliert sich doch bald in einer solchen Lage die gute Lebensart, und man gesteht es sich, daß man ennuyant ist.

Endlich kam ich in dem Dorfe an; in der Schenke hörte ich ein großes Lärmen, denn es war gerade auf dem Lande ein Feiertag. Ich ließ mein Pferd in den Stall ziehn, und trat in die Wirthsstube.

Alle Anwesenden, selbst der Wirth nicht ausgeschlossen, hatten ziemlich viel getrunken. Man disputirte über Sachen, und wußte sebst nicht worüber; der Wirth strich mit einem grünen Kamisol umher, und füllte bald die Gläser von neuem, bald machte er sich unter die Disputirenden, bald mokirte er sich gegen einen andern über die Hauptstreiter, als über betrunkene Dummköpfe, die selbst nicht wüßten, was sie redeten.

Ich ließ mir etwas zu essen und zu trinken bringen, um dadurch nur ein Recht zu haben, in der Stube zu bleiben, bis der Regen aufhörte.

Recht will ich haben! rief ein kleiner brauner Kerl sehr heftig, und schlug dabei auf den Tisch, — und Recht, siehst du, hab' ich und weiter brauchts nix! —

Sein Gegner war ein langer Mann, der still auf seinem Schemel sitzen blieb, um seine Betrunkenheit nicht zu verrathen. Seine Augen waren klein, und er drückte sie noch mehr zu, um recht listig auszusehn. — Nein, Nachbar Kasper, sagte er gesetzt und nachdrücklich, Ihr seid ein guter Mann, aber Ihr habt getrunken, und wißt nun nicht, was Ihr redet.

Ich, getrunken? fing jener an: ich habe nichts getrunken, aber nun will ich erst trinken. — Ein Glas, Herr Wirth! dem langen Peter da zum Possen; — ich kann trinken, so viel ich will, wenn ich bezahle, denn hier ist's Wirthshaus, und weiter brauchts nix!

Wirth. Aber mit Maaß, Kasper.

Kasper. Mit Maaß oder ohne Maaß, hier ist Geld und weiter brauchts nix!

Peter. Ei, es braucht noch vielmehr, Nachbar. — Verstand, Verstand muß man haben.

Kasper. Ich bin hier für mein Geld im Wirthshause, und so lange ich Geld habe, habe ich auch Verstand, sieht er, und weiter brauchts nix!

Diesen letzten Satz sprach er immer mit einem ganz besondern Nachdruck aus, denn er war sein quod erat demonstrandum. — Sein langer Gegner sah immer auf mich, und suchte mich durch Blicke auf seine Seite zu ziehn; als er sah, daß ich lachte, zuckte er über seinen Nachbar spöttisch die Schultern, und schüttelte mit dem Kopfe.

Der Herr da, fing er endlich an, sieht auch ein, daß du ein Narr bist.

Das ist nicht wahr! rief Kasper hitzig; er lacht über deine Dummheit, daß du nix einsehen thust, daß du keine Vernunft annimmst. — Hier, Herr! sagen Sie mal; er hat Unrecht, nicht wahr? Unrecht hat er, und weiter brauchts nix!

Laß den Herrn gehn, rief der Wirth, oder du mußt aus der Stube.

Laß er ihn doch, sagte ich, er thut mir ja nicht zu nahe.

Nun, wenn Sie an Besoffenen Gefallen finden, in Gottesnamen! brummte der Wirth.

Peter. Der Herr da wird schön bei sich über solchen besoffenen Esel spotten.

Kasper. Der Herr da soll mal sagen, ob ich besoffen bin.—Ha!—Kann ein Besoffener reden, wie ich? Ein Besoffener schnappt mit der Zunge über, so wie Gevatter Peter da. — Nicht wahr, Herr? aber der Verstand gerade aus, so sag' ich und weiter brauchts nix!

Peter. Wer hat Recht, mein Herr?

Ich. Wie kann ich das entscheiden? ich kenne ja die Ursach des Streits nicht.

Kasper. Daß er Unrecht hat, davon ist die Rede!

Peter. Daß er keinen Verstand hat, ist meine Meinung.

Kasper. Nun, warum antwort't der Herr nicht?—Sind wir keiner Antwort werth?—

Peter. Recht, Kasper, du hast wie ein vernünftiger Mann gesprochen.

Kasper. Ja, weiter brauchts nix!

Peter. Sind wir keiner Antwort werth?

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten.

Worüber lacht der Herr? riefen beide Gegner sehr hitzig.

Was ist hier zu lachen? fragte Kasper; antworten soll der Herr, und weiter brauchts nix!

Recht, Kasper, fiel Peter ein, da hast du die Wahrheit gesagt.

Der Herr sucht hier vielleicht Händel, sagte der Wirth, und trat auf die Seite der Streitenden: aber mein Haus ist ein ehrliches Haus, und ich will mir dergleichen verbitten.

Wir wollen ihn durchschlagen, daß er daran denkt, rief Kasper, und weiter brauchts nix!

Und wirklich machten nun alle drei Miene, über mich herzufallen. Ich aber glaubte am besten zu thun, wenn ich den Anfall nicht abwartete; ich eilte nach dem Stalle, bestieg mein Pferd, und ritt davon, indem ich sie noch immer hinter mir aus dem Fenster schimpfen hörte.

Der Regen hatte zwar etwas nachgelassen, aber das Wetter war mir doch immer noch sehr empfindlich; ich beschloß daher, im nächsten Dorfe in der Schenke einzukehren. — Als ich ankam, fand ich alle Stuben leer; kein Mensch kam, mir das Pferd abzunehmen; ich rief, ich fluchte, aber alles war vergebens, denn alle Leute waren davon gegangen, um ihr Heu in Sicherheit zu bringen, das der Regen von der Wiese zu verschwemmen drohte. Ein Kind saß in der Stube und sagte mir, daß es mit Pferden nicht umzugehen wisse, auch sei der Stall zugeschlossen.

Ich mußte fort, so leid es mir auch that, denn ich konnte doch das arme Pferd nicht im Freien stehen lassen. Das nächste Dorf war nur eine Viertelmeile entfernt, und ich beschloß, mich endlich dort zu erquicken.

Als ich ankam, sah ein altes Weib durch das Fenster der Schenke, und fragte, ob ich einkehren wolle; sie sagte mir aber gleich dabei, daß sie das Pferd nicht unterbringen könne, und daß sie auch nur im Hause allein sei. Ich bat sie jetzt nur um ein Glas Kirschwasser, um mich zu erwärmen, und nur endlich nach Hause zu kommen. Sie kam mit einem Glase nach dem Fenster zurück, und ich bat sie, mir einen Thaler zu wechseln, weil ich kein andres Geld bei mir hatte. — Schnell zog sie das Glas zurück. Ei, gehorsamer Diener! rief sie, der Herr ist pfiffig. — Aber wir sind auch nicht so dumm, als wir aussehn. — Umsonst das Wasser, und noch Geld obendrein bekommen, für falsches Geld, was nicht zwei Groschen werth ist? Nein, großen Dank! — Damit schob sie das Fenster wieder zu, und ich mußte weiter reiten.

Das Gewitter war jetzt vorüber, und ein feiner schneidender Regen eingetreten. Ich hatte nur noch zwei Meilen bis nach meinem Dorfe; von einer Anhöhe konnt' ich es schon sehn. — Auf dem nächsten Dorfe ritt ich wieder vor die Schenke, fast schon überzeugt, daß hier ein neues Unglück entstehn müsse, und dies war auch wirklich der Fall; denn kaum war man in der Stube meiner ansichtig geworden, so eröffnete sich sogleich das Fenster, und vier starke Arme griffen nach dem Zaum meines Pferdes. — Ei, das ist Lindners gestohlnes Pferd! riefen alle Stimmen durcheinander: gut, daß wir das wieder erwischt haben. — In demselben Augenblicke umringten mich auch schon fünf bis sechs Bauern, und bestanden darauf, ich solle vom Pferde steigen, denn es sei gestohlnes Gut. Ich mochte dagegen sagen und einwenden, was ich wollte, ich wurde nicht gehört, sondern alle fingen nur an, desto stärker zu schreien, und man würde mich am Ende wahrscheinlich vom Pferde mit Gewalt geworfen haben, wenn nicht zu meinem Glücke ein Bauer hinzugekommen wäre, der mich und mein Pferd kannte, und für beide gut sagte.

Als ich schon in meinem Dorfe war, kamen mir noch einige Kühe entgegen, die beim Anblick meines Pferdes wild wurden: mein Pferd, das gern bei noch geringern Veranlassungen scheu wird, sprang plötzlich auf die Seite, und warf mich vor meinem eigenen Hause auf einen Haufen Stroh hin. — So war ich endlich glücklich in meiner Heimath angelangt.

Alle bedauerten mich des schlechten Wetters wegen, und ich sorgte für nichts so sehr, als mich gänzlich umzuziehn, und dann starken Kaffee zu trinken. Als beides geschehn war, fühlte ich mich nach den überstandenen Beschwerlichkeiten in meinem Sessel recht behaglich. — Ich überlegte bei mir selbst, ob denn nun der unruhige Tag wirklich geschlossen sei; ich glaubte, er müsse noch auf eine ganz eigne Art endigen, da dieser so ausgezeichnet gewesen war, wie ich nur noch wenige erlebt hatte.

Die Sonne ging sehr dunkelroth unter, und der ganze Garten war mit Purpur gefärbt. Ich beschloß noch einen kleinen Spaziergang zu machen.

Die Luft und die Erleuchtung waren nach dem Regenwetter seltsam; alle Bäume und Stauden waren wie neubeseelt; die ganze Natur schöpfte nach dem Gewitter gleichsam frischen Athem, und alles Grüne funkelte wie Diamanten und Rubinen. Ich war noch mit vielen poetischen Ideen beschäftigt, als ich jemand bemerkte, der seitwärts durch die Gänge schlich. Es war Niemand aus dem Dorfe, und auch kein Bekannter; es fiel mir auf. — Kaum hatte er mich gesehn, so kam er schnell auf mich zu, fiel, obgleich der Boden naß war, zu meinen Füßen nieder, und sprach schnell folgende Worte:

Helfen Sie mir! schützen Sie mich, großmüthiger Mann. — Sie können mich retten, wenn Sie wollen, und ich werde mich Ihnen zeitlebens verbunden erkennen. — Wenn Sie des Mitleids fähig sind, so nehmen Sie sich eines armen verlassenen Menschen an, der ohne Sie verloren ist.

Ich wußte nicht, was ich denken oder sagen sollte, ich hielt den Menschen für wahnsinnig, bis es mir einfiel, daß dies die möglichbeste Beschließung dieses wunderbaren Tages sei. Ich fragte ihn noch einiges, und da er um meine Verschwiegenheit bat, so führte ich ihn endlich, ohne daß ihn jemand bemerkte, in ein Zimmer, das nach dem Garten ging, verschloß ihn dort, und trug ihm selbst nachher das Abendessen hinüber.

Jetzt war ich mit mir und dem Tage zufrieden. Warum hat unsre Seele zuweilen eine Begierde nach irgend einer seltsamen Begebenheit? Was sind diese Ahndungen, die sie uns zuweilen gleichsam im Voraus ankündigen? —

Dies ist die kurze Beschreibung eines von jenen unruhigen Tagen. Es sollten sich Leute mit ihren

Beobachtungen beschäftigen, so fände man am Ende vielleicht, nach welchen Regeln sie wiederkehrten; dieses Studium wäre eben so nützlich, als die Wetterbeobachtungen.

Sechstes Kapitel.

Unglück meines Freundes Sintmal.

—

Ich erwartete am folgenden Tage meinen Freund Sintmal, weil er versprochen hatte, mich zu besuchen. Die Wege waren vom Wetter außerordentlich schlecht geworden, und es regnete noch immer; kein Mensch setzte seine Reise fort, so, daß ich es aufgab, als ich mich etwas genauer umsah, daß er sein Versprechen erfüllen würde.

So oft er mich besuchte, sah ich ihn immer um die Ecke des Dorfs auf einem alten, ziemlich steifen und trägen Gaule Schritt vor Schritt einherreiten. Das Pferd hatte seine gemessenen Befehle, an welchen Stellen es traben mußte, und es kannte diese schon ohne daß es erinnert ward. Zum Dorfe mußte es immer langsam hineingehn, theils um nicht warm in den Stall gebracht zu werden (ob es gleich nie warm ward), theils weil einige große Steine im Wege lagen, an denen es leicht stolpern könne.

Der Amtmann hatte im Anfange einen Wagen gehabt. aber die Pferde waren einmal wild geworden, und ein andermal hatte ihn ein betrunkener Knecht umgeworfen, so daß er das Gelübde gethan hatte, in keinem Wage mehr zu sitzen. Er konnte aber seine Geschäfte unmöglich zu Fuß besorgen; er schaffte sich daher ein sicheres und zuverlässiges Pferd an, das weder durchging, noch ihn durch seltsame Künste in Gefahr setzte. Nach vielem Bedenken erstand er sein jetziges in einer Auktion, nachdem er alle seine Freunde und Bekannten um Rath gefragt hatte; er probirte es einigemal, und es war ganz gut, nur hatte es das Unglück, bei jeder Gelegenheit zu stolpern. Eine Sache, die sehr unangenehm ist.

Nachdem er es gekauft hatte, ritt er mit mir einigemal aus, um sein Pferd an sich und sich an sein Pferd zu gewöhnen. Beide schienen recht sehr gut für einander zu passen; das Pferd ging eben so furchtsam, als er oben saß; es hatte vor dem Gallop denselben Abscheu mit seinem Herrn gemein, ja es giebt Leute, die behaupten wollen, der Gaul habe die Fähigkeit zu gallopiren völlig verloren; ich stieg einmal auf, um den Versuch zu machen, aber ich bin noch immer ungewiß, was es lief, denn es war eine Art von unterbrochnem, stoßendem Trab, den es wahrscheinlich für Gallop ausgab.

Mein Freund hatte immer noch sehr viele Bedenklichkeiten, dies Pferd zu reiten, er meinte, es habe noch zu viel Feuer, und er könne dadurch einmal in Unglück gerathen. Er ritt es sich daher auf seine eigene Weise zu, und erfand einen Trab, der wirklich für ihn recht bequem ist, der aber nicht angenehm in die Augen fällt. Denn mit dem Kopfe fast auf der Erde, wackelt das Pferd ziemlich schnell von einem Orte zum andern; es stolpert dann nur selten, wenn man ihm seinen Willen läßt, und geht an den Stellen, die ihm schon bekannt sind, in den Schritt über, der fast noch bequemer und angenehmer ist; denn es hebt alsdann die Beine viel saumseliger auf, schreitet ehrbar daher, und stolpert nur bei wichtigen Veranlassungen. Pferd und Reiter sind nun auch so miteinander bekannt geworden, daß einer dem andern alles zu Gefallen thut, was er ihm nur abmerken kann.

Als es Abend wurde, heftete ich mein Auge doch nach der Ecke des Dorfes, um ihn zu erwarten; denn so schlecht das Wetter auch war, so unwahrscheinlich es seyn mochte, so wünschte ich doch herzlich, ihn einmal wieder zu sehn (denn ich hatte ihn in acht Tagen nicht gesprochen), daß ich nur an ihn dachte, und die Unwahrscheinlichkeiten gar nicht berechnete.

Es giebt für mich nichts Angenehmers, als ein Gespräch mit meinem Freunde Sintmal. Wenn wir uns einige Tage nicht gesehn haben, so hat er mir immer so mancherlei zu erzählen, und ich höre ihm mit so vieler Aufmerksamkeit zu, und interessire mich für jede Geringfügigkeit, daß mir in seiner Gesellschaft die Stunden wie Minuten verfliegen. Es ist etwas Unbegreifliches in den Empfindungen der Freundschaft und Zuneigung. Wenn er mir gegenüber sitzt, so verschlinge ich fast jedes Wort aus seinem Munde, und jedes gefällt mir, und kommt mir klug und bedeutend vor. Es ist ganz ohne Zweifel interessanter und belehrender, einen Menschen gleichsam so bis auf den Grund seiner Seele zu kennen, daß wir in jedem Worte die Einheit seines Wesens, die Uebereinstimmung mit seiner ganzen Art zu denken, antreffen, als daß wir uns mit witzigen und großen Köpfen unterhalten, bei denen wir dem Bedeutungslosen so oft einen tiefen Sinn unterschieben, um uns nur selber zu täuschen; dort werden wir den ganzen innern Menschen gewahr, hier nur das, was auf seiner Oberfläche schimmert, was oft gar nicht mit ihm selber zusammenhängt.

In Stunden, in denen ich die Eintheilungen liebe, habe ich die Menschen schon in drei Hauptklassen eintheilen wollen. Da ich gerade davon rede, will ich es hier zum Scherz einmal wirklich thun.

Die erste Klasse nehmen die Köpfe ein, die für jede Idee, für jede Hypothese und jeden Zweifel gleich empfänglich sind. Die Seele dieser Leute ist fast in einer ununterbrochenen Thätigkeit: heute schwören sie für einen Satz und morgen für die Widerlegung derselben Wahrheit; es kömmt nicht sowohl darauf an, die sogenannte Wahrheit zu suchen, als nur die Kräfte ihres Geistes zu üben; sie sehen ihr Leben für eine Lustreise an, die keinen bestimmten Zweck hat; sie fahren immer fort, und unterrichten sich hier und da; sie bleiben wochenlang an einem angenehmen Orte, dann reisen sie wieder schnell, ohne doch eigentlich den Weg zu beschleunigen, weil sie kein andres Ziel haben, als das, an dem sie unmittelbar stehen. Es sind Epikuräer im Denken; sie nehmen nichts in der Welt ganz wichtig: alles ist für sie nur flüchtige Erscheinung, die kömmt und geht. Mit ihnen selbst hängt nichts näher zusammen, als in so fern es einen Eindruck auf sie macht. — Leser aus dieser Klasse sind im Stande, mich heut zu loben, morgen zu verachten, und doch nach ihrer

Ueberzeugung zu handeln: diese Leute werden von denen aus der zweiten und dritten Klasse gewöhnlich die guten, aber unruhigen Köpfe genannt. Man findet sie auch oft gefährlich, weil die meisten eine Anlage zu spotten haben; dies ist die Ursache, warum diese Leute manchmal in der Ferne boshaft aussehn.

Die zweite Klasse besteht aus Leuten, die den eben beschriebenen geradezu entgegen stehn. Sie gehn mit sich selbst sehr haushältrisch um, indem sie sich und alles um sich her sehr wichtig finden. Was sie interessirt, beziehen sie sehr nahe auf sich selbst, ja es vereinigt sich mit ihrem Wesen; denn der Schein, der alle Gegenstände umgiebt, ist nur der Widerschein ihres eigenen Geistes. Sie sind intoleranter, aber billiger und menschenfreundlicher als die Leute aus der ersten Klasse. Sie suchen keinem Unrecht zu thun, und fürchten sich vor manchen Gedanken, so wie vor manchen Menschen. Was sie lieben, lieben sie innig, und ihre Zuneigung leidet keine Veränderung, ja wenn sie in sich die Möglichkeit einer solchen Veränderung fühlen, so läugnen sie sich dies Gefühl mit Gewalt ab. Man weiß bei diesen Menschen sogleich, woran man ist. Sie haben gleichsam angeborne Ideen mit auf die Welt gebracht, und diese suchen sie zu erweitern und zu berichtigen, ohne an die Kritik dieser Ideen selbst zu denken. Wenn uns die erste Klasse das Bild einer schönen Seelenthätigkeit giebt, so erfreuet uns diese durch die ruhige und vollendete Einheit, die in ihrem Innern herrscht. Mein Freund Sintmal gehört in diese Klasse.

Weil man bei jeder Eintheilung einige Klassen macht, die bloß dazu dienen, die Gegenstände hineinzubringen, die sich in die übrigen nicht schicken wollen, so habe ich aus eben dieser Ursache auch meine dritte Klasse erfunden. Es sind nämlich Menschen, die man gewiß mit einigem Scharfsinn noch auf mancherlei Art abtheilen könnte. Sie sind in allen Meinungen Partheigänger; sie gehn von dieser zu jener über, denn der Dienst einer jeden Vernunft wird ihnen am Ende unbequem. Sie machen in der Welt den größten Haufen aus, vorzüglich aber unter den Lesern, denn die Lektüre ist ihr Element. Sie leben nicht, sondern lesen nur die fingirten Lebensgeschichten andrer Helden; sie denken und fühlen nicht für sich selbst, sondern sie fühlen ihre gedruckten Bücher durch. Sie sind die langweiligsten, aber auch die glücklichsten Geschöpfe in der Welt, denn sie sind von ihrem eigenen Werthe hinlänglich überzeugt. Die meisten, wenn sie dieses lesen, werden die Schilderung der ersten Klasse mit vieler Vorliebe allen ihren Freunden vortragen, weil sie glauben werden, es sei die Charakteristik von ihnen. Ihr Schwanken, hiehin und dorthin, halten sie für die Fülle ihres Geistes; sie suchen den Mangel und die Leere in allen Gegenständen, von denen sie umgeben werden, nicht in sich selbst; sie haben keinen deutlichen Begriff von der Energie der Seele, und trauen sich daher sehr viel zu. Sie stehen unaufhörlich in einem Dilemma, das ihnen der Verstand vorlegt, und, um sich loszuwickeln, handeln sie lieber gegen alle Vernunft, als daß sie überlegen und unschlüssig bleiben sollten. —

Doch, es ist Zeit, daß ich zu meinem Freunde zurückkehre. — Es war schon spät am Abend, und ich gab es auf, daß ich ihn sehn würde, denn das Wetter wurde mit jedem Augenblicke stürmischer und unangenehmer. Ich hörte keinen Pferdeschritt, kein heiseres Wiehern, wodurch sich der alte Klepper immer anzukündigen pflegte, ich sah auch den Kopf des Thiers nicht um die Ecke wackeln, kurz, ich hoffte nicht, den Amtmann heute noch zu sehn, und ging daher vom Fenster weg.

Plötzlich öffnet sich meine Stubenthür, und er ist es selbst, der herein tritt! Ganz mit Koth bespritzt, mit schmutzigen Stiefeln und Sporen, vom Regen durchnäßt. Ich ging ihm voller Erstaunen entgegen, und fragte ihn, wie er in dem schlechten Wetter noch so spät ankomme?

Muß ein deutscher Biedermann nicht sein gegebenes Wort halten? sagte er, indem er mir die Hand drückte.

Da ich ihn schon kannte, merkte ich es seinem freundlichen Gesichte an, daß diese Antwort und mein freudiges Erstaunen ihm hinlänglicher Ersatz für alle überstandenen Beschwerlichkeiten waren. Denn er kann sich so gut wie der alte Shandy durch eine gute Antwort über sein Unglück trösten.

Aber wo ist Ihr Pferd, fragte ich ihn weiter?

Ich habe keines mitgebracht, antwortete er mit einem sehr gutmüthigen Lächeln.

Und doch in Sporen?

Ach, lieber Freund, lassen Sie sich mein Unglück erzählen! —

Er setzte sich nieder. Ich gab ihm einen Schlafrock und Wäsche, damit er seine nassen Kleider ausziehen könne. Mit außerordentlicher Innigkeit griff er nach der Schlafmütze, und setzte sie mit einer feierlichen Geberde auf den Kopf. Er sah nun wirklich ehrwürdig, aber doch dabei komisch aus; er wußte schon, daß ich jedesmal lachte, wenn ich ihn in einer Schlafmütze sah, er nahm es mir daher gar nicht übel.

Lassen Sie sich mein Unglück erzählen, fing er nun von neuem an. — Sie haben mein Pferd gekannt, nicht wahr? Nun, Gott weiß, es war ein gutes, und dabei ein sanftmüthiges Thier; ein Thier, wie man es nicht immer findet. Es war ein Paßgänger; er ging so sanft, daß man beim Reiten ordentlich lesen konnte. Die Sache lobt sich selbst, ich brauche also nichts weiter zu sagen. Aber in der vorigen Woche, als ich vor einem Wirthshause absteige, macht der Rappe, weiß der Himmel, aus welcher Ursach, — das Maul weit auf und schnappt nach meinem Arm; es fehlte wenig, so hätte er ihn erreicht und mich tüchtig gebissen. Sie können sich denken, wie ich erschrak, und daß ich sogleich ein Mißtrauen gegen das Pferd bekam. Als ich nachher mit vieler Behutsamkeit wieder aufstieg, und dem Maule ordentlich auswich, suchte es mir mit einem Hinterbeine auf den rechten Fuß zu treten, und hätte auch beinahe seine Absicht erreicht. Ich wußte gar nicht, woran ich war. Auf dem Rückweg hatte das Pferd einen viel schlechtern Gang, als gewöhnlich. Als ich wieder nach Hause kam, meldet sich am folgenden Tage ein Mensch bei mir, der mich gerne sprechen will. Er kömmt und fragt, ob ich wohl ein Pferd kaufen möchte. Ich sage ihm, ich hätte selber eins, und ein excellentes; wir gehn mit einander in den Stall. Mein Pferd stand an der Krippe und schüttelte unaufhörlich mit dem Kopfe. Wir wunderten uns beide darüber, und ich erzählte

ihm nun die neulichen Vorfälle. Er besah hierauf das Pferd recht genau, und meinte am Ende, es würde wohl unverständig oder verrückt werden; er schilderte mir alle die Gefahren recht lebhaft, die man bei einem verrückten Pferde habe, und ich fragte ihn endlich, ob er mir mein Pferd nicht abkaufen wolle. Er schlug mir einen Tausch vor, wenn ich noch etwas in den Kauf obenein geben wollte, weil ich bei dem Handel einen sichtbaren Vortheil hätte. Sein Pferd stand im Hofe. Wahrhaftig, ein schönes Thier; es sieht ganz aus, wie ihr Brauner. Ich besah es von allen Seiten, und konnte keinen Fehler entdecken, ob ich freilich wohl nichts davon verstehe, und in der Zeit an ganz andre Sachen dachte. Ich bot ihm endlich mein Pferd dagegen ohne alles Geld. Er fragte mich, ob ich glaube, daß er das Pferd gestohlen habe, was er mit einem verrückten Pferde solle? und dergleichen Roßhändlerredensarten mehr. Wir wurden endlich einig, ich gab ihm mein Pferd und noch zehn Thaler obenein. Heute fing ich nun an, das Pferd zu probiren, und ging ganz gut, nur daß es mir etwas zu lebhaft trabte. Ich komme an einen Kreuzweg, und bin gesonnen, geradeaus zu reiten, und das Dorf linker Hand liegen zu lassen. Aber mit einemmale verändert sich das Pferd so, daß ich es gar nicht wieder erkenne. Es bäumt sich, etwas, das mir noch zeitlebens mit keinem Pferde begegnet ist; es geht von der Seite, kurz, es macht tausend Streiche, die mich in die größte Angst versetzten. Ich nehme mich aber zusammen, und setze mich recht fest in den Sattel; ich führe den Zügel und die Trense, so gut ich kann, und gebe ihm auch manchmal verstohlenerweise die Sporen ein wenig. Es ging wirklich ganz gut, und ich bringe das Pferd endlich auf den rechten Weg; ich lasse die Zügel nach, und plötzlich wird das Pferd wild, und geht mit mir auf die unbarmherzigste Art durch. Ich wußte nicht, was ich machen sollte; ich verlor die Bügel, und endlich fiel ich gar herunter, und das war jetzt auch das Gescheiteste, was ich thun konnte, denn das tolle Thier lief nun über Aecker und Wiesen immer geradeaus, und hat gewiß in irgend einem Graben den Hals gebrochen. Da es ohngefähr nur noch eine Meile bis hieher war, so machte ich den Rest des Weges zu Fuß, und so bin ich hier angekommen. Was mich nun dauert, ist mein gutes altes Pferd, um das ich bei dieser Gelegenheit so schändlicherweise gekommen bin. Wenn ich das nur wieder bekäme, so wollte ich mich gern über mein ganzes Unglück zufrieden geben.

Ich tröstete meinen Freund, so gut ich konnte, und bestellte für ihn das Abendessen und ein Bett. Nach einer Stunde kam jemand, der den Amtmann bei mir suchte; es war ein Bauer, der mit seinem Nachbar das Pferd des Amtmanns und seinen Reiter angehalten hatte, weil sie geglaubt hatten, der Amtmann könne von diesem wohl gar umgebracht seyn. Es entdeckte sich jetzt zugleich, daß dieser Mensch einem andern Bauer ein Pferd gestohlen, und dies gestohlne meinem Freunde verkauft hatte. — Die Freude des Amtmanns, als er seinen alten Gaul wieder sah, war außerordentlich.

Ei, rief er, bist du wieder da? Gottlob! daß ich dich wieder habe! — Nur mußt du dir deine Neckereien und deine närrischen Streiche abgewöhnen. Verrückt im Kopfe bist du so wenig, wie ich selbst; ich habe dich immer als ein vernünftiges, gutdenkendes Thier gekannt. Nein, nun wollen wir auch beisammen bleiben. — Nun hatten Sie ja doch, mein saubrer Herr, das Pferd gestohlen. Ei! ei! und dann bieten Sie einem ehrlichen Manne einen Tausch an? Ein herrlicher Tausch! wahrhaftig! — Aber wo ist denn das andre tolle Thier geblieben?

Die Bauern gaben uns die Nachricht, es sei von selbst wieder zu seinem Herrn in den Stall gelaufen.

Da sehe man nur! rief mein Freund aus. Sieht Er (indem er sich gegen den Pferdedieb wandte), ein unvernünftiges Thier beschämt Ihn, und hat eine vernünftige Vorstellung von Recht und Eigenthum. Da nehm' Er sich ein Exempel, mein Freund, und werd' Er um Gotteswillen besser, sonst kömmt' Er höchstwahrscheinlich an den Galgen. —

Alle waren jetzt zufrieden gestellt; die Bauern gingen nach Hause, und ich setzte mich mit Sintmal zu Tische.

Siebentes Kapitel.

Ueber Biedermänner.

—

Mein Freund nannte sich vorher einen deutschen Biedermann, und ich bin willens, hier etwas über diese Gattung von Leuten zu sagen.

Man hört den Ausdruck jetzt so häufig, und in Büchern wie im gemeinen Leben von so vielen Leuten gebraucht, daß man glauben sollte, wir wären in die alten ehrlichen Zeiten unsrer Voreltern zurück versetzt. Man stößt auch auf nichts so häufig, als auf diese angeblichen Biedermänner, und so sehr ich mich vor ihnen in Acht nehme, haben sie mich doch schon oft mit ihrer Biederkeit verfolgt.

Daß zu diesen biedern Leuten mein Freund nicht gehöre, werden meine Leser von selber einsehn; er ist wirklich das, was die andern nur scheinen wollen, und er weiß es bis jetzt noch nicht, daß mir dieser Ausdruck etwas zuwider ist, daher nennt er sich so.

Jene Biedermänner sind gewöhnlich Leute, denen es zu unbequem ist, höflich zu seyn, und die sich aus Faulheit in einen gewissen groben Ton werfen, den sie gar zu gern für den ächten deutschen ausgeben möchten. Sie gehn darauf aus, gleich mit jedermann vertraut zu werden, damit sie nur nicht nöthig haben, Umstände mit ihm zu machen, oder jene Delikatessen des Umgangs zu beobachten, die für sie eine wahre Arbeit sind. So gern sie unhöflich werden, so ertragen sie doch keine Unhöflichkeit von andern, sie wollen nur unter den übrigen Menschen eine Art von Gleichheit herstellen, damit sie sie auf ihre Art beherrschen können.

Ich kannte einmal einen dieser Gattung, der, nachdem ich ihn zum erstenmal gesehn hatte, ohne Umstände alle meine Geheimnisse von mir verlangte. Er sagte mir auch sogleich, wie viel Schulden er habe, was er am liebsten esse, was er gelesen habe, in welches Frauenzimmer er auf seine Art verliebt sei. Solche Menschen suchen so etwas gegen einander auszutauschen, so wie die Wilden einen Ring zerbrechen, um sich daran wieder zu kennen: aus Zufälligkeiten

formiren sie sich den Charakter ihrer Freunde, und behandeln sie dann auf die plumpste Weise. Wen sie durch einen Zufall einmal berauscht gesehn haben, mit dem sprechen sie nachher nichts, als von dem Unterschied der Weine, und welchen man erst, und welchen man später trinken müsse, um den wahren kunstmäßigen Rausch zu bekommen. Sie breiten dabei in der ganzen Welt aus, daß dieser, ihr Freund, vom Aufgang der Sonne bis in die tiefe Nacht betrunken sei, er sei sonst ein braver bieberer Kerl, nur habe er diese ganz besondere Eigenheit. Durch diese Menschen kann der Unschuldigste den schlechtesten Ruf bekommen. — Als ich nun jenem Biedermanne, von dem ich oben sprach, sagte, daß ich gar keine Geheimnisse habe, ward er böse auf mich, und schalt mich einen verschlossenen, hinterlistigen Menschen, der in den boshaften Künsten der sogenannten feinen Welt erfahren sei, der nicht zu den ächten Deutschen gehöre, denn ohne Geheimnisse könne man so wenig, wie ohne Luft, leben. Er trotzte dabei gewaltig auf seine große Ehrlichkeit, und meinte, ich müßte ihm alles, ja selbst mein Leben, anvertrauen. Da ich aber die Nothwendigkeit davon durchaus nicht einsehn wollte, ließ er endlich von mir ab, und schwur, ich sei nicht eines tüchtigen Handdrucks werth.

Einen andern traf ich einmal, der mich erinnerte, daß wir in einem Wirthshause mit einander gegessen und sogar über die Französischen Angelegenheiten dieselbe Meinung gehabt hätten. Ohne alle weiteren Umstände zog er daraus die Folgerung, daß ich ihm jetzt auf eine unbestimmte Zeit eine Summe Geldes leihen müßte. Diesen los zu werden, ward mir noch um vieles schwerer.

Die kleinsten Leiden, die man von diesen Menschen erduldet, sind, daß sie einen auf der Promenade vertraulich unterm Arm nehmen, auf- und abgehn, und dabei so laut und so dumm sprechen, als sie es nur immer möglich machen können. Daß sie ihren angeblichen theuersten Freund besuchen, und vor dem Mittagsessen nicht wieder fortgehn, wenn sie gleich gewahr werden, daß er beschäftigt ist; daß sie Bücher wegnehmen, ohne es anzuzeigen, und sie nachher vergessen; daß sie so viel Gutes von ihrem Freunde in der Stadt und so großsprecherisch erzählen, daß jedermann das Schlechte nur um so leichter glaubt.

Auf den Universitäten geben diese Gattung von Leuten zuweilen den Ton an: sie spielen dort die wieder hergestellten altdeutschen Ritter, die Verfechter der Freiheit, die Eingeweihten in geheime der Menschheit wohlthätige Orden: zur Ehre ihrer Freunde und zum Besten des Vaterlandes trinken sie Bier und rauchen Taback, schlagen sich, und lernen es mit jedem Tage mehr, Biedermänner zu seyn.

Von den wahren ächten Biedermännern brauche ich kein Wort zu sagen, sie bedürfen keines Commentars, und zu diesen gehört Sintmal.

Achtes Kapitel.

Eine Erzählung.

Es ist Zeit, daß ich wieder auf den interessanten Unbekannten komme.

Es fiel mir wieder ein, daß es denn doch im Grunde ein wunderbarer Mensch seyn müsse, der sich ohne Umstände im schlechten, schmuzigen Wetter vor mir auf die Knie werfen könne. Es zieht nichts so sehr an, als etwas Wunderbares am Menschen, und ich warf es mir vor, daß ich mich nicht mehr um ihn bekümmert habe. — Wäre es meine Pflicht, mit an den gangbaren modernen Romanen zu arbeiten, so hätte ich mir wirklich keinen bessern Fund wünschen können, als diesen Unbekannten: die Erfindung, Plan, Anordnung der Charaktere, ganze Stellen, und wahrscheinlich auch Briefe, wären mir dann ordentlich ins Haus und vor die Füße gefallen, so, daß ich alles nur geradezu in die Druckerei hätte schicken dürfen, ohne zu besorgen, daß irgend ein Recensent nachher behauptete, es sei vieles, ja fast alles, aus andern längst bekannten Büchern entlehnt. Ich hatte ja die Natur und die Wahrheit selbst in meinem eignen Zimmer verschlossen; ich hatte ihr selbst das Essen hinüber getragen, und ein Paar äußerst wehmüthige Augen waren mir entgegen kommen. — Wie herrlich konnte sich nicht schon die Einleitung ausnehmen:

»Die Sonne ging unter. Ich ging in meinem Garten spazieren, um die letzten, sterbenden Accente der Nachtigall zu vernehmen. Wunderbare Töne zogen durch das Laub, und meine ganze Seele erweiterte sich zur Sehnsucht, zur allgemeinen Bruderliebe: da drängte sich plötzlich eine unbekannte Gestalt aus den Gebüschen hervor, und stürzte mit einer wilden, verzweiflungsvollen Geberde vor meinen Füßen nieder. — Rettung! rief der Unbekannte, und hob die Hände empor; an der rechten Hand entdeckt' ich mit Entsetzen, einen, ach! mir nur zu wohlbekannten Ring. — Woher? rief ich stammelnd, u. s. w.«

Kann ein interessanter Roman besser anfangen? — Diese ganze Stelle lag mir schon im Gedächtnisse, und es war freilich viel hinzu gelogen, z. B. die Geschichte mit dem Ringe, des Regenwetters war nicht erwähnt, meine Frau, mein Schwiegervater und Sintmal würden in einem solchen Roman eine alberne Rolle spielen, wenn sie nicht etwas idealisirt würden; ich hatte daher beschlossen, alle diese Umstände wegzulassen, und mich und den Unbekannten nur recht interessant zu machen. Ich dachte schon an einen anlockenden Titel, der zugleich neu und originell wäre, als etwa:

„Der schwarze Ulrich gab sich alle Mühe, Geister zu sehn, wunderbar geschah es, und er gerieth in die Orlaburg.
Erster Theil.
Berlin, bei ****„.

Als ich noch diese gottlosen Gedanken hegte, trat mir mein Freund Sintmal entgegen, und ich schämte mich vor seinem einfachen Gesichte so herzlich, daß

ich sogleich den ganzen Plan aufgab, und nur nachher mit einem guten Freunde darüber scherzte, der vielleicht verrätherischer Weise meinen Einfall dem Verfasser der schwarzen Brüder mitgetheilt hat, der ihn, ohne zu säumen, ausführte. Ich hatte jetzt zu viel wahres Mitleiden mit dem Unbekannten, um albern zu thun.

Ich sah aber ein, daß er unmöglich so wie bisher verborgen bleiben könne; meine Hausgenossen mußten mit ihm bekannt werden, eben, damit er sicher wäre. Ich ging daher zu ihm, und sagte ihm, daß er sich auf die Verschwiegenheit der Menschen, denen ich ihn vorstellen würde, so wie auf die meinige verlassen könne, daß ein zu ängstlich Geheimthun nur dazu dienen würde, die Aufmerksamkeit nach ihm hinzulenken. Er war mit allem zufrieden, was ich ihm vorschlug, und so führte ich ihn dann in die versammelte Gesellschaft, der ich den Vorfall erzählt hatte.

Der Unbekannte trat hinein, und verbeugte sich gegen alle sehr verbindlich, aber doch nach meiner Meinung etwas zu tief. Mein Schwiegervater musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und Sintmal nahm die Schlafmütze ab, weil ihn nichts so sehr als ein fremder Mensch genirt, besonders, wenn er ziemlich feine Sitten hat.

Ich freue mich, fing der Unbekannte an, eine Gesellschaft kennen zu lernen, in die ich von einem so edlen Manne eingeführt werde. — Sie werden erfahren haben, wie ich hier aufgenommen worden bin; und da mir ein Biedermann die Versicherung gegeben hat, daß ich mich auf Ihre allerseitige Verschwiegenheit verlassen kann, so trage ich kein Bedenken, Ihnen meine Geschichte und die Ursachen meiner Flucht anzuvertrauen.

Die Benennung, Biedermann, fiel mir unangenehm auf.

Ich bin überzeugt, fuhr der Unbekannte mit einem wehmüthigen Tone fort, daß mein Schicksal fast einzig in seiner Art zu nennen ist: ich bin daher schon manchmal auf den Gedanken gefallen, ob ich nicht zu meiner Rechtfertigung meine eigne Geschichte niederschreiben sollte.

Hier ward ich sehr roth.

Es ist wenigstens, sprach der Unbekannte weiter, ohne auf mich zu merken, mehr der Mühe werth, als so manche schale, langweilige Biographie, die uns die alltäglichsten Dinge weitläufig erzählt, und wo der Verfasser immer noch überzeugt ist, daß eben diese Alltäglichkeiten das größte Interesse erregen müßten.

Ich wußte mich kaum mehr zu lassen, denn es war gerade, als wenn auf mich und den ersten Theil meiner Lebensbeschreibung mit Fingern gewiesen würde; in dem Unbekannten saß gleichsam das ganze Lesepublikum personificirt in meiner Stube, und hielt mir meine Unverschämtheit vor. — Der Unbekannte kehrte sich gar nicht daran, daß ich auf meinem Stuhle hin- und her rückte, sondern ging nun zu seiner eigentlichen Geschichte über und erzählte folgendermaßen:

Ich bin der einzige Sohn eines angesehenen und begüterten Edelmanns, dessen Namen ich Ihnen aber verschweigen muß. Mein Vater liebte mich unbeschreiblich, und seine Erziehung war, ich darf es wohl sagen, nur allzu sorgfältig, denn er gewöhnte mich zu einer Zartheit und Weichheit des Gefühls, die mir nachher unter den übrigen Menschen großen Schaden gethan hat. Nichts wird in der Welt so sehr verkannt, als ein weiches Herz; nur wenige wissen es zu achten; dieses Wiedererkennen bleibt nur ein Regal der Unglücklichen; die Glücklichen stoßen ein solches Wesen zurück.

War es ein Wunder, daß ich bei dieser Zartheit die schönste der menschlichen Leidenschaften schon sehr früh kennen lernte? das Gegentheil wäre unbegreiflich gewesen. Ein Mädchen in der Nachbarschaft zog erst meine Aufmerksamkeit und bald meine ganze Liebe auf sich. Sie bemerkte mich bald, und welch ein glücklicher Abend war es, als die Sonne purpurroth hinter dem Tannenberge unterging, und ich den ersten Kuß von ihren Lippen pflückte!

Ich übergehe die Geschichte meiner Liebe, des schönsten Frühlings meines Lebens. Im Herbste macht die Erinnerung des holdseligen Mai's nur trübe Augenblicke. Ich schweige ebenfalls von manchen wunderbaren Vorfällen, um Ihre Geduld nicht zu ermüden. In einer weitläuftigern Erzählung würde es vielleicht Theilnahme erregen, aber jetzt will ich Ihnen nur sagen, was mich bewog, Ihren Schutz zu suchen.

Das Mädchen war arm, und ich wagte es daher nie, meinem Vater meine Liebe zu entdecken; trotz seiner Zärtlichkeit waren mir seine Plane sehr gut bekannt, ich hätte dadurch seine schöne Aussicht getrübt, und so mußte ich lernen, mich zu verstellen, bis ich endlich das Zutrauen zu ihm wirklich verlor.

Ich hatte einen Freund, den ich wie mich selber liebte: er war von Kindheit auf mit mir umgegangen, und wir erzeigten uns beide jede nur mögliche Gefälligkeit. Wie erschrak ich aber, als er mir eines Tages vertraute, daß er dasselbe Mädchen liebe, das ich mir auserkohren hatte. Da er nichts von meinem Verhältnisse mit ihr wußte, so bat er mich, sein Fürsprecher bei ihr und dem Vater zu seyn, weil er es nicht selber wage, für sich zu reden. Ich war oft in jenem Hause, und in der Verwirrung that ich das unbesonnene Versprechen; ich sah die Unmöglichkeit ein, daß Adelaide jemals die Meinige werden könne; ich nahm mir daher übereilterweise vor, meine Seligkeit dem Glücke meines Freundes aufzuopfern. — Aber bald gereute mich dieser zu rasche Entschluß, der, wie ich einsahe, ihm auch nicht einmal von Nutzen seyn konnte, denn Adelaide liebte mich; ich wagte es aber nicht, ihm dies zu sagen, und dadurch erzeugte sich nach und nach ein zurückhaltendes Betragen gegen meinen Freund, das ich mir nie vergeben werde. Ich hielt ihn immer mit der Hoffnung hin, daß er seine Wünsche wohl noch erfüllt sehn könnte; ich täuschte ihn durch leere Worte, und so verging ein ganzes Jahr, während welchem mein Vater starb.

Meine Wünsche standen nun in meiner Gewalt, und ich benutzte meine Freiheit dazu, um Adelaiden anzuhalten, die mir auch sogleich bewilligt ward. Es war unmöglich, meinem Freunde diesen Schritt zu verbergen, der sogleich zur größten Wuth überging. Er hielt mich für einen Menschen, der ihn verrathen, und sein Vertrauen gemißbraucht habe; er wußte es nicht, wie vielen Kampf, wie vielen Schmerz mich mein Zustand gekostet hatte; er sah

und hörte nur seinen Zorn. Kurz, er forderte mich, und alle meine Vorstellungen halfen nichts; in der unglücklichsten Stunde meines Lebens mußte ich meinen Freund erstechen, der mich noch sterbend verfluchte. — Ich entfloh sogleich; die Verwandten des jungen Menschen verfolgten mich, so sehr sie nur konnten; sie streuten wunderbare Gerüchte aus, um meiner nur habhaft zu werden: ich wußte kein anderes Mittel, ich verkleidete mich, bis mir seit einigen Tagen meine Verfolger so nahe waren, daß ich ihnen nur entgehn konnte, wenn ich mich einige Zeit verborgen hielt. — Aus dieser Ursach sucht' ich bei Ihnen einen Zufluchtsort. —

Ich habe seitdem gehört, daß auch Adelaide vor Schrecken und Gram gestorben sei: ich halte aus vielen Gründen diese Nachricht für Wahrheit. — Jetzt bin ich nur noch allein übrig. — —

Er fing heftig an zu weinen, und verließ schnell die Gesellschaft. — Hannchen, die sehr gerührt war, ging ebenfalls fort.

Neuntes Kapitel.

Episode über diese Episode.

Ich habe im vorigen Kapitel einen Fremden redend eingeführt, ohne mich vorher darum zu bekümmern, ob sein Styl auch dem Leser gefallen würde. Er hätte ohne Zweifel blumenreicher sprechen sollen, so hätte gewiß diese interessante Geschichte noch mehr Wirkung gethan.

Als er abgegangen war, überlegte ich bei mir, welch ein außerordentlich anziehendes Buch aus dieser Begebenheit entstehen müßte, wenn man die Geisterwelt nur etwas mit hinein mischte, etwa nur einen ganz kleinen Kobold, oder auch nur eine Stimme von ferne, oder einige Wahrsagungen. Wie fein konnte die peinliche Situazion der beiden Freunde ausgemalt werden! Welch ein schöner, heroischer, und doch weicher Charakter ließ sich auf den bloßen Namen Adelaide gründen! Das Duell konnte zugleich eine schöne moralische Wirkung auf den Leser thun, und der Schluß so grausenvoll eingerichtet werden, wie es im Abdalah nur immer geschehen ist.

Als ich von meinem Traum erwachte, sah ich, daß Sintmal seine Schlafmütze wieder aufgesetzt hatte, und mit meinem Schwiegervater in einem Gespräche verwickelt war. — Es ist immer eine seltsame Geschichte, sagte Sintmal, indem er den Finger an die kleine Nase legte, und dabei äußerst gutmüthig lächelte.

Seltsam? rief Vater Martin aus, romanhaft ist sie! Gerade wie ein Auszug aus einem Roman!

Ob auch alles darin so wahr seyn mag? sagte Sintmal, indem er den Finger von der Nase herunter fallen ließ, um mit der Halsbinde zu spielen.

Martin. Gott verzeih mir die Sünde, ich halte nach meiner Einfalt alles für erlogen. Mir kommt der Mensch wie ein Windbeutel vor, der sich mit uns einen empfindsamen Spaß machen will, und die ganze jämmerliche Geschichte erst erfunden hat, indem er sie uns erzählte. — Duell! das ist so ein alter, abgedroschner Pfiff: solche Menschen kommen sich als Mordthäter so wichtig und mitleidswürdig vor, daß sie sich am Ende das Ding wahrhaftig selber weiß machen.

Sintmal. Das wäre denn doch eine ziemlich schwierige Sache.

Martin. So ein Kerl, der gar keinen eigentlichen Charakter hat, kann sich leicht auf einige Tage irgend einen machen, der ihm ansteht: er weiß Komödien auswendig, und spielt sich in die erste beste hinein; er ist Akteur und Zuschauer zugleich, und so geht denn das Ding ganz vortrefflich.

Ich. Wie unbillig! wie intolerant! Sie kennen diesen Menschen gar nicht, und wollen ihn so genau beurtheilen?

Martin. Ich sage nur, wie er mir vorkömmt. Ein rechtlicher Mensch wird nicht so handeln, wie er von sich erzählt, es aber noch weniger unbekannten Leuten erzählen.

Ich. Er hält uns in seiner Gutmüthigkeit für seine Freunde.

Martin. Eine schöne Gutmüthigkeit, uns die Haut so voll zu lügen.

Sintmal. Mir scheint es auch nur Eitelkeit, daß er mit seiner Erzählung auf mancherlei Art glänzen wollte.

Ich. Ihr seid ein paar Menschenfeinde.

Sintmal. Ich nicht, aber sein Wesen war mir zuwider, besonders, daß er von sich selbst eine Geschichte schreiben wollte.

Ich. Nun, das ist denn wohl etwas sehr unschuldiges. — (NB. Hätte ich nur nicht schon den ersten Theil meiner Geschichte herausgegeben, so hätte ich gewiß nicht so geantwortet.)

Sintmal. Diese einzige Aeußerung war die Ursach, daß ich seiner ganzen Erzählung nicht glauben konnte. Und wenn sie auch wahr ist, so hat er sich gegen seinen Freund äußerst niederträchtig aufgeführt.

Ich. O ihr Unbilligen! die ihr euch nicht in eine zarte Seele hineindenken könnt, die von ihrer Pflicht und ihrem Gefühl gleich stark geängstigt wird, und nicht weiß, wofür sie sich entscheiden soll, und in dieser Verwirrung eigentlich gar nichts thut, sondern alles nur liegen läßt. Dieser Stillstand erscheint nachher den gemeinern Augen als ein Bubenstück, die Zeit macht zufällig daraus etwas Gutes oder Böses, woran Geist und Wille nicht den mindesten Antheil haben.

Sintmal. Lieber Freund, das ist so eine Art von brillanter Philosophie, die Sie selbst nicht glauben, so ein Kotzebuisch Wesen, das nicht Stich hält, wenn man es genauer betrachtet. Schöne Seifenblasen, auf denen die Farben aber vorübergehend sind, und das ganze Ding von einem Windstoße zerplatzt.

Ich. Nehmen Sie es, wie Sie wollen, so ist dies doch menschlicher, als Ihre Behauptung.

Martin. Menschlicher? — Weil die guten Menschen darunter leiden müssen, wenn man sie mit Schurken in Eine Klasse wirft? Nur ein Schurke kann dieß wünschen, und es ist auch Ihr Ernst nicht, lieber Schwiegersohn.

Ich. Ach, was können wir Ernst nennen? —

Dieser Unbekannte hat mich gerührt, und darum spreche ich jetzt gerade so, ich weiß nicht, ob ich Ihnen nicht morgen Recht geben kann, denn ich hatte selbst manches an ihm bemerkt, das mir auffiel, ich wollte mir aber dies Mißfallen nicht gestehn, weil es mir schlecht vorkam, einen unbekannten Elenden sogleich beim ersten Anblick mit seiner Meinung zu verfolgen.

Sintmal. Nun ja, da haben wir's. Die liebe Eitelkeit also? — Um sich selber nur recht edel vorzukommen, ließen Sie auch bei dem andern fünfe gerade seyn?

Martin. Wenn mir ein Mensch nicht gefällt, so kann ich's nicht unterdrücken, ich muß es mir merken lassen, ich mag nun Recht oder Unrecht haben. Und so dächt' ich, gäben wir diesem Vogel zu verstehn, daß er sich nur wieder fortmachen könne.

Sintmal. Ja wohl, denn sonst kommen wir alle noch in das Buch hinein, das er von sich herausgeben will.

Ich. Bewahre! ich habe ihm einmal versprochen, daß er eine Zeitlang hier seyn kann, und so mag er denn auch bleiben.

Martin. Nun, in Gottes Namen! wenn es uns nicht noch gereut.

Ich. Etwas Gutes muß man sich nie reuen lassen.

Martin. Was ist gut?

Ich. Das sollte man nie fragen.

Martin. O mit Euren spitzfindigen Antworten! — Solche Kerls, wie mein Schwiegersohn, fallen immer wie die Stehaufs und die Katzen auf die Beine, man mag sie auch herum werfen wie man will.

Zehntes Kapitel.

Eine Vorlesung.

—

Der Amtmann Sintmal hatte jetzt gerade Zeit, und er blieb daher einige Tage bei mir. — Der Unbekannte war bei unserm Frühstücke gegenwärtig, wir hatten ihn vorher im Garten schreiben sehn, und er bat jetzt um die Erlaubniß, uns das Geschriebene vorlesen zu dürfen. Er las hierauf folgendes Gedicht:

Wo seid ihr hin, ihr schönen Ideale,
Ihr goldnen Spiele meiner Jugend-Lust?
Sie ist geleert, die süße Nektarschaale
Der Phantasie! und kalt ist meine Brust!

Ich tapp' umher, und kann es nicht erlangen,
Was ich besaß, — es schwebt mir wie im Traum: —
Ich irre, dumpf, — von öder Nacht umfangen, —
Und meine Freunde kennen mich noch kaum. —

Wer war ich einst? Wer bin ich jetzt? O Schande!
War ich's, der mein Gefühl im Dichter las?
Er spricht mir jetzt von einem fremden Lande: —
O wehe, daß ich Mensch zu seyn vergaß! —

Ach! führe mich zu deiner Himmelsquelle,
Du, vormals meine Göttin, Phantasie,
Zu jener heitern, schönen Ruhestelle,
Die meine frohe Jugend mir verlieh.

Und mächtig greif' ich die verstummten Saiten,
Die einst Natur in meinen Busen zog, —
Und schließe wieder auf die Göttlichkeiten
In meiner Brust, um die ich mich betrog. —

Vergebens! ach! sie höret nicht den Armen,
Der einmal nur ihr Feenreich verließ:
Nie wieder wird an ihrer Sonn' erwarmen,
Wer sich von ihr in kalte Nacht verstieß. —

Es ist dahin. — Nun, Himmel! nun so thürme
Mir Leid und Trübsal auf, die Herzen regt,
Und jage mich durch Ungewitterstürme,
Daß mein Gemüth nur endlich Wellen schlägt!

Ich fand die Arbeit sehr gut, und weil mir das gestrige Gespräch über den Fremden noch im Kopfe lag, übertrieb ich manches.

Sintmal stimmte mir im Ganzen bei, nur mag er gern die Sachen so lange beschneiden und beschränken, aus Furcht zu viel zu sagen, daß er manchmal am Ende gar nichts sagt. — Mein Schwiegervater hatte gegen das Gedicht vieles einzuwenden.

Es ist alles recht hübsch gesagt, fing er an, aber es sind am Ende doch mehr gereimte Worte, als ein eigentliches Gedicht.

Ich. Aber warum wollen Sie es kein Gedicht nennen?

Martin. Ich kann es selbst nicht so eigentlich sagen, allein es ist mir ein gewisses gesuchtes Wesen, eine erzwungene Pracht darin. Die Empfindung ist vielleicht natürlich und ungesucht, allein die Ausdrücke sind so weit hergeholt. Ich kann es überhaupt gar nicht leiden, wenn man die Poesie immer nur für eine übersetzte, affektirte Prosa hält, sie müßte so natürlich seyn, daß man meinte, es könnte und müßte gar nicht anders geschrieben werden. Aber da sitzt mein Sohn und zerbeißt sich oft die Finger, und statt lieber nicht zu schreiben, quält er sich so lange, bis er endlich ein Gedicht hervorgebracht hat, das denn doch wirklich in Versen abgesetzt ist.

Sintmal. Aber die Natur macht es doch nicht allein aus, es muß denn doch auch Kunst darin stecken.

Martin. Die Kunst kömmt mir immer gerade so vor, wie die Gedichte, die ich in einem ganz alten Buche in der Form von Weingläsern oder Holzärten gesehn habe; es reimte sich alles auf eine wunderbare Weise, und die Worte brachten ordentlich die Figur heraus, aber es kam mir doch mehr albern, als kunstmäßig vor.

Sintmal. Man kann auch vielleicht die Natürlichkeit zu sehr lieben.

Martin. Das kann ich unmöglich glauben.

Sintmal. Und die Kunst muß am Ende von der Natur abweichen, um Kunst zu seyn.

Martin. Es ist möglich, und dann bin ich kein Kunstfreund.

Ich. Eben so wenig ein Kritiker.

Martin. Ei bewahre, nur ein simpler Mensch, der gern etwas lieset.

Ich. Aber eben den Begriff des Guten — wir drehen uns da in einem Zirkel.

Martin. Wir wollen lieber spazieren gehn.

Wir durchstrichen hierauf den Garten und die schönen benachbarten Wiesen.

Eilftes Kapitel.

Eine Gespenstergeschichte.

—

Das Abendessen war schon vorüber, als wir noch beisammen saßen, und uns über mancherlei Dinge unterredeten. Es war wieder Regenwetter eingefallen, und schwarze Wolken zogen über die Berge hinweg, der Wind winselte um die Ecke des Dorfes, kurz, es war jene schaurige Zeit, in der man sich gern in einem Winkel des Zimmers zusammen krümmt, und entweder den Flug der Wolken betrachtet, oder liest, oder sich wunderbare Geschichten erzählt.

Ohne daß wir es bemerkten, wandte sich das Gespräch auf die Existenz der Geister; Sintmal und Martin schüttelten über den Gegenstand des Gesprächs die Köpfe. Mein Schwiegervater erzieht nämlich noch immer an meiner Frau, er sieht es daher ungern, wenn in ihrer Gegenwart von solchen Sachen gesprochen wird, weil er meint, es könnten ihr dadurch seltsame Vorurtheile beigebracht werden, und weil er sich noch überdies bei Erzählungen von Gespenstergeschichten fürchtet, so sind sie ihm im höchsten Grade zuwider. Sintmal mag sie im Grunde sehr gerne anhören, aber wenn nach seiner Meinung vernünftige Leute zugegen sind, schämt er sich dieses Vergnügens. Als ich daher an diesem Gespräche lebhaften Antheil nahm, saßen beide, wie gesagt, mit dem Kopfe schüttelnd, da, und betrachteten mich mit einiger Verachtung von der Seite.

Der Fremde riß das Gespräch an sich, und da er durch meine Reden schon dreister geworden war, behauptete er, ohne Zurückhaltung, er sei vom Daseyn der Geister überzeugt, und er habe das vollkommenste Recht zu dieser Ueberzeugung. Unsre Aufmerksamkeit ward gespannt, und er fing folgendergestalt an:

Als ich auf meiner Flucht mich an einem Abende einem Dorfe näherte, sah ich in einiger Entfernung einen alten Mann auf mich zukommen. Es dämmerte, und ich muß gestehn, daß mich diese seltsame Gestalt schon in der Entfernung erschreckte. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ihm ein großer grauer Bart über die Brust hinab floß, der ihm ein äußerst ehrwürdiges Ansehn gab. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum, und machte seltsame Geberden, woraus ich schloß, daß er wahnsinnig seyn müßte. Ich kam ihm ganz nahe, und, um meine Furcht zu verbergen, fragte ich ihn nach dem Wege.

Ich habe keinen Weg, antwortete er.

Keinen Weg? fragte ich erstaunt.

Niemand kennt seinen Weg; es ist Einbildung, daß wir vorwärts gehn.

Einbildung?

Nichts weiter.

Wer bist du? Wie heißest du?

Ich habe keinen Namen.

Keinen Namen?

Wozu? Ich glaube, ich bin ein Mensch, und daran ist es mir genug.

Du erschreckst mich.

Der Alte lachte laut auf, und pfiff dann eine bekannte Melodie.

Entsetzlicher! rief ich aus.

Narr! antwortete jener.

Wo kömmst du her?

Ich weiß es nicht.

Wohin gehst du?

Das kümmert mich nicht.

Ich wollte fortgehn. — Halt! rief er mir zu; in dieser Nacht wirst du etwas Großes erfahren.

Etwas Großes? fragte ich.

Frage nicht, antwortete er, sondern sieh und denke.

Wozu denken?

Um nicht zu verzweifeln.

Verzweifeln?

Weil du ein Sterblicher bist.

Nach diesem seltsamen Gespräche trennten wir uns, das ich gern noch länger fortgesetzt hätte, um mehr von ihm zu erfahren.

Ich kam im Dorfe an: es war schon gegen Mitternacht. Man führte mich in ein schlechtes abgelegenes Zimmer, und ich fürchtete mich in der Einsamkeit. Ein feuchter Wind zog durch die Gebüsche und winselte um die Ecke des Hauses; ich konnte unmöglich schlafen, sondern öffnete das Fenster, und sah nach den Sternen und den ungeheuern Wolken, die durch den Himmel zogen. —

Auf einmal erblickte ich im naheliegenden Walde etwas Weißes, das ich, trotz aller Anstrengung, nicht genauer unterscheiden konnte. Der Schimmer schwebte näher, und immer näher, es war wie ein Wolkenstreif; jetzt nahm er eine Gestalt an, wie die Bildung eines Menschen, und seine Bewegung ward immer schneller. Ein kaltes Entsetzen ergriff mich, und nun war mir die Gestalt so nahe, daß ich Adelaiden erkannte. Wie mit einer eiskalten Hand berührte es mein Gesicht, und seufzte in bangen, gebrochenen Tönen: ich bin gestorben, folge mir bald nach. —

Ich stürzte zusammen, und erwachte nur erst spät am Morgen von meiner Betäubung.

Daher bin ich überzeugt, daß sie todt ist, und es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als auch zu sterben. Der Himmel möge mich bald diesem elenden, irdischen Getümmel entrücken!

Als er mit diesem Stoßgebete seine wunderbare Geschichte beschlossen hatte, stand er auf, und ging mit einer feierlichen und langsamen Bewegung auf sein Zimmer, indeß wir ihm alle, ohne ein Wort zu sprechen, nachsahen.

Zwölftes Kapitel.

Kritik des vorigen Kapitels.

—

Es geschieht zuweilen, daß verschiedene Personen dasselbe thun, aber aus ganz verschiedenen Bewegungsgründen. Ich war still und nachdenkend, weil ich nun fand, daß man in der Geschichte des unbekannten Unglücklichen gar nichts einmal hinzu erfinden oder lügen dürfe, um sie äußerst interessant zu machen. Es war alles so vortrefflich zugeschnitten, daß dem Leser fast gar nichts mehr zu wünschen übrig blieb: ich fand es überdies äußerst wahrscheinlich, daß, wenn der seltsame Fremde nur noch einige Zeit fortlebte, er ohne Zweifel noch mehrere Erscheinungen, so wie andre Unglücksfälle, erleben würde, denn er stand jetzt erst in der unentwickelten Mitte seiner Geschichte, sein Einkehren bei mir mußte etwa den zweiten Theil beschließen, dann mußte er ein Stück weiter leben, und sein Biograph mußte dann zur Fortsetzung nach einer neuen Feder greifen.

Hannchen war stumm, weil sie nicht wußte, was sie aus der Erzählung machen sollte. Sie überlegte den Zusammenhang der Geschichte, und dachte über den, der sie erzählt hatte, und sobald sie über etwas in Zweifel ist, ist es ihr unmöglich zu sprechen. Viele Leute sprechen in diesem Zustande am liebsten, weil sie dann eine recht dauerhafte Materie des Gespräches haben.

Sintmal hatte eben bei sich ausgemacht, daß man die ganze Erzählung des Fremden sehr gut psychologisch erklären könne, ohne auch nur einen einzigen Umstand abzuläugnen: er glaubte, daß es eine recht interessante Abhandlung für die Erfahrungsseelenkunde werden könnte, wenn man sich die Mühe geben wollte, alles recht umständlich auseinander zu setzen. Der Unglückliche sei auf der Reise voll von trüben Vorstellungen gewesen, ein Wahnsinniger sei ihm begegnet, und habe alles das wirklich zu ihm gesprochen, was er erzählt habe, dies habe ihn noch mehr erhitzt, die Vorstellung, seine Geliebte sei gestorben, sei nun bei ihm recht lebendig geworden, und so habe sich auf die natürlichste Art jene wunderbare Erscheinung erzeugt.

Ach was! rief mein Schwiegervater aus; wer wird sich hier noch mit einer vernünftigen Erklärung abquälen wollen: gewisse alberne Dinge sollte man niemals vernünftig anzusehen suchen, denn je mehr man sich diese Mühe giebt, je dummer werden sie. Weit kürzer ist es, daß ich alles für eine abgeschmackte Lüge halte, für ein schlechterfundenes Mährchen, wie es schon in tausend und tausend schlechten Büchern steht. Dieser Mensch ist ein Kerl, der gern alles erlebt haben will, und weil das in dem Alter nicht möglich ist, so will er sich mit seiner Phantasie nachhelfen, so gut er kann, und weil ihm auch davon Gott nicht viel hat zukommen lassen, so versteht er es nicht einmal, seine Erfindungen wahrscheinlich zu machen. Weil wir ihn so geduldig anhören, wird er mit jedem Tage unverschämter werden, er wird unserm Verstande immer mehr bieten, weil der es sich bieten läßt; er hat das Sprichwort im Kopfe, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

Sintmal. Sollte ein Mensch so unverschämt seyn können?

Martin. Nichts natürlicher, denn wir sind es zu wenig: je blöder man mit Menschen von dem Schlage umgeht, je dreister werden sie selbst. Er wird uns nächstens erzählen, daß er Geister beschwören könne, und ich wette, daß wir alle wieder ganz still sitzen, und thun, als wenn wir es glauben; besonders hat mein Schwiegersohn immer einen verdammten Respekt vor solchen Windbeuteln; über Bücher, die so geschrieben sind, lacht er, und wenn ihm nun gar ein Mensch aus einem solchen abgeschmackten Buche in den Weg kömmt, so hält er ihn ordentlich für was Rechts.

Ich. Es ist sehr wahr, daß ich oft jemand zu sehr achte, bloß um nicht in die Gefahr zu gerathen, ihm Unrecht zu thun.

Martin. Aber das andere ist ja noch schlimmer, es ist gerade, wie viele Leute ihre Kinder erziehn.

Ich. Aber was soll ich thun?

Martin. Solchen Leuten zu verstehn geben, daß man sie nicht leiden kann, oder es ihnen gerabezu ins Gesicht sagen. — Wenigstens ich muß meinem Aerger Platz machen, wenn er noch einmal mit solcher Geschichte angezogen kömmt; ich werde ihm dann sagen, daß wir das alles schon irgendwo gelesen haben.

Sintmal. Es scheint mir auch am Ende so ein Bücherwurm zu seyn, der aus schlechten Romanen seine Nahrung zieht, und daraus seinen Charakter distillirt.

Martin. Ganz Recht; nichts weiter ist er. Das ganze Gespräch mit dem Alten ist ja, als wenn es aus dem einen konfusen ägyptischen Buche abgeschrieben wäre; — ich kann mich nicht auf den Namen besinnen. —

Sintmal. Welches meinen Sie?

Martin. Wir fingen es einmal an zu lesen, weil uns der Prediger drüben gesagt hatte, es kämen so viele geheime und bedeutende Winke darin vor. — Je, es ist so ein gewisser wunderlicher Heiliger darin: — mich dünkt, es heißt, die Obelisken.

Sintmal. Ach, Sie meinen die Pyramiden.

Martin. Nun, Obelisken oder Pyramiden, ich habe nicht weit darin lesen können. — Da kommen viele solche interessante Gespräche vor, wo einer dem andern immer das Wort aus dem Munde nimmt, und man am Ende nicht weiß, was beide wollen. Solche Dialoge füllen die Seiten in den Büchern recht hübsch, und es liest sich wenigstens rasch weg.

Sintmal. Es ist eine gewisse neue Art zu sprechen, die man jetzt in vielen Büchern findet. Sie heißen's den kurzen, lebhaften Dialog. —

Es war indeß schon spät geworden, und jedermann ging schlafen.

Dreizehntes Kapitel.

Bekenntnisse.

Nachdem einige Tage verflossen waren, reiste mein Freund Sintmal wieder fort, weil ihn seine Geschäfte abriefen. Unser Abschied ist immer so zärtlich, als wenn wir uns in sehr langer Zeit nicht wieder sehn würden: er saß wieder auf seinem geliebten Pferde, und trat die Rückreise mit vieler Zufriedenheit an.

Bald darauf kam der Unbekannte auf mein Zimmer und bat mich um ein Stunde Gehör, weil er mir allein etwas zu eröffnen habe. Ich war auf seinen Vortrag begierig, und er fing auf folgende Art an:

Sie haben doch ohne Zweifel die Confessions des Jean Jacques gelesen?

O ja. —

Und was sagen Sie dazu?

Das kürzeste, was ich sagen könnte, wäre, daß ich nicht recht weiß, was ich dazu sagen soll.

Sie werden doch aber nicht zu jenen Elenden gehören, die nach diesen Bekenntnissen jenen großen Mann für einen Verworfenen halten? — Ich darf Ihnen also wohl gestehn, daß tausend unbeschreibliche Empfindungen, tausend qualvolle Erinnerungen und unwiderstehliche Ahndungen, ja das ganze Heer jener unbegreiflichen und unsichtbaren Wesen, die so oft unsre Handlungen gegen unsern Willen lenken, mich bewogen, Ihnen nicht meine Geschichte zu entdecken, sondern Sie mit einigen kleinen Erfindungen zu hintergehn.

O Schwiegervater! Schwiegervater! seufzte ich aus tiefer Seele, und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.

Aber, fuhr jener fort, ich schäme mich jetzt selbst jener Kleinmüthigkeit, und daß ich zu einem edlen Manne so wenig Zutrauen fassen konnte. Ich will mich daher selbst bestrafen, und Ihnen jetzt weitläuftig meine wahre Geschichte erzählen. Wenn Sie unbillig sind, werden Sie mich vielleicht nach meinen Geständnissen noch mehr verachten, als Sie es jetzt schon thun; aber ich will es darauf wagen. —

Ich komme von der Stadt — —

Halt! rief ich aus: Ihre Geschichte, die Sie mir jetzt erzählen wollen, sei nun wahr oder falsch, so mag ich sie nicht hören. Ich könnte Ihnen, wie Sie sagen, Unrecht thun, und darum verschonen Sie mich lieber damit.

Ich drehte mich unwillig um; der Unbekannte machte noch einige Einwendungen, da er aber sah, daß sie nichts fruchteten, verließ er endlich mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

Bin ich nicht ein großer Mann! rief ich aus, und gieng in der Stube auf und ab. — Kann ich mich denn nicht von jener Sucht losmachen, alles immer anders finden zu wollen, als die übrigen Menschen? Muß ich immer bei den simpeln Leuten in die Schule gehn, und so theures Lehrgeld bezahlen; — Wie wird mein Schwiegervater triumphiren! — Und nun weiß ich überdies nicht einmal, wie ich den fatalen Menschen los werden soll. — So geht es, wenn man Bücher schreibt, und durchaus immer neue schreiben will: der Mensch wäre mir sonst gleich wie ein Narr vorgekommen, aber nun hat er mich zu einem weit größern gemacht, als er selbst ist. —

Ich konnte mich gar nicht über mich selber zufrieden geben, ich war mir bis dahin edler und besser vorgekommen, als andre Menschen, weil ich einen unglücklichen Flüchtling in Schutz genommen hatte, ich bewunderte an mir die größere Toleranz, die zarte Fähigkeit, mich in jede fremdartige Seele zu versetzen: und nun erschien mir alles als eine Albernheit, als eine leere Großsprecherei vor mir selber; ich fand es am Ende nicht mehr so verächtlich, daß der Mensch mir so dummes Zeug vorgelogen hatte, weil ich mich selbst mit ähnlichen Abgeschmacktheiten getäuscht hatte.

Ist man erst einmal mit diesen Empfindungen im Gange, so treibt man auch die Feindschaft gegen sich selbst zu weit.

Nach zweien Tagen war der Unbekannte aus unserm Hause verschwunden, ohne von uns Abschied zu nehmen; auf seinem Tische lag ein Gedicht im freiesten Sylbenmaaße, worin er behauptete, daß ihn die Sterne weiter riefen, und er ihrer großen Gewalt nicht widerstehn könne.

Wir wunderten uns darüber, aber noch mehr, daß er meinem Schwiegervater eine ansehnliche Summe von harten Thalern gegeben hatte, für die er sich von ihm Gold hatte wechseln lassen.

Vater Martin war voller Freude, daß er mit seiner Meinung doch Recht gehabt hätte; er setzte sich noch an demselben Tage nieder, und berichtete den ganzen Vorfall sehr weitläuftig seinem Freunde Sintmal.

Vierzehntes Kapitel.

Ein äußerst unruhiger Tag.

Ich ritt nach acht Tagen ohngefähr wieder nach der Stadt, von der ich schon einmal in diesem Theile gesprochen habe. Mein Schwiegervater war schon am vorigen Abende hingefahren, weil er mancherlei Geschäfte abzumachen hatte.

Kaum war ich in der Stadt angekommen, als ich zu meinem Leidwesen bemerkte, daß ich gerade einen sehr unglücklichen Tag ausgewählt hatte. Ich hatte unterdeß meine Theorie von den unruhigen Tagen ganz vergessen, sie war mir als eine abentheuerliche Schimäre vorgekommen, und ich war daher ohne alle Vorsicht, ohne Nachdenken von meinem Hause abgereist.

In allen Straßen ward ich gedrängt und gestoßen. Mein Pferd ward scheu, und die Wache wollte mich durchaus arretiren, weil es die Trommel vom Bock herunter und in die Gasse geworfen hatte. — Nachher ritt ich in einige Brauerwagen hinein, daß ich mich gar nicht wieder zurück finden konnte. Ein Lumpensammler betäubte mich mit seiner Pfeife so.

daß ich beinahe aus dem Sattel in die Obstkörbe einiger Bäuerinnen fiel.

Auf den öffentlichen Plätzen schlug sich der Nährstand mit dem Wehrstand; ersterer behauptete, letzterer habe ihm etwas gestohlen: die Zuschauer waren theils für diesen, theils für jenen partheiisch, und auch ihre Händel wären bald in Thätlichkeiten ausgeartet.

Ich suchte in der Angst in einem Gasthofe einzukehren, aber alle öffentlichen Oerter waren besetzt: zum Ueberfluß kam mir nun noch ein Zug von Seiltänzern und spanischen Reitern mit einer lauten Musik entgegen, unter welche mein Pferd hinein trabte, und sie durchaus nicht eher wieder verlassen wollte, bis sie die ganze Stadt durchzogen hatte, und dann nach ihrem Gasthofe zurück kehrten. Hier fand ich noch ein kleines Zimmer, und ich glaubte nun, alle Mühseligkeiten überstanden zu haben.

Als ich nach dem Mittagessen wieder ausgieng, hörte ich auf den Straßen ein gewaltiges Geschrei. Eine Menge von Gassenjungen liefen umher, und konnten nicht laut genug jauchzen. Ich erkundigte mich, was es denn gäbe, und man schrie mir entgegen: sie haben ihn, sie haben den falschen Münzer! —

Ich sah jetzt die Wache aus der Ferne kommen, die von so unzähligen Leuten begleitet ward, daß ich den Missethäter gar nicht herausfinden konnte. — Der Zug ging nun an mir vorüber, und zu meinem größten Erstaunen sah' ich meinen Schwiegervater Martin nach der Wache bringen.

Und hier muß ich nun vors Erste die Geschichte dieses Theils beschließen; ich thue es blos, um den Leser auf den folgenden desto neugieriger zu machen.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Brief.

Ich will dem Leser nur noch einen Brief mittheilen, den ich vor einiger Zeit erhielt, damit er daraus sehe, welch ein bekannter und angesehener Mann aus mir wird. Ich habe schon mehr Leute gesehn, die Briefe, die sie von gekrönten Häuptern oder vornehmen Personen bekommen, unter Glas und Rahm fassen lassen, und zu jedermanns Erbauung in ihre Putzstube aufhängen. Ich habe mit nachfolgendem Briefe dasselbe gethan, aber ich will ihn hier noch zum Ueberfluß abdrucken lassen, damit ihn auch alle diejenigen lesen können, die sich nicht die Mühe geben wollen, mich zu besuchen.

Hochedelgeborner Herr!

Ich bin sehr erfreut, daß ich durch Dero Buch die Bekanntschaft von Ew. Hochedlen gemacht habe. Ich muß Denenselben nämlich zu wissen thun, daß ich mich von Jugend auf einer vernünftigen Aufklärung beflissen habe, ich lese daher nicht alle Bücher ohne Ausnahme, sondern nur die guten. Es wird Denenselben bekannt seyn, daß Ihre Lebensbeschreibung in Wien verboten ist, und da ich nun eigentlich nur die verbotenen Bücher lese, so war es gleich mein erstes Geschäft, mir den ersten Theil des Peter Lebrecht, zugleich mit den grauen Brüdern und andern vortrefflichen Werken, kommen zu lassen. Ich ersah aus Dero Geschichte, daß Dieselben eigentlich ein Edelmann sind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und tituliren sollte, doch, da Sie den Adel wieder abgelegt haben und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß Sie ihn fast nicht achten, so habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieselben auf keine Weise habe beleidigen wollen.

Ich will aber zum Zwecke meines Schreibens kommen. Ich habe aus Ihrem Buche gesehn, daß Sie ein Mann von ungemein großen Talenten sind, daß Sie vernünftig und aufgeklärt denken, und einen angenehmen und zugleich lehrreichen Styl in Ihrer Gewalt haben. Mich dünkt, die Nürnberger gelehrte Zeitung hat auch ein ähnliches Urtheil gefällt, ich kann also um so sichrer seyn, daß ich nicht auf falschen Irrwegen wandle. Neulich sah' ich hier ein Werk in Folio, mit sehr vielen ausgemalten Kupfern; ich glaube, es war eine sogenannte Flora oder Fauna, wo sich ein Gelehrter die Mühe gegeben hatte, von Blumen, ihren Geschlechtern und Vorfahren ein weitläuftiges Wesen zu beschreiben. Nun hätt' ich gar zu gern eine solche Fauna mit ausgemalten Kupfern und Wappenschildern von meiner eigenen Familie; ich habe in meinem Schlosse ein großes Archiv, und ich wollte eben Dieselben ersuchen, hieher zu kommen, und allhier einen ähnlichen Folianten zu schreiben. Unter meinen Ahnherren waren große und denkwürdige Männer. Nur müssen sich dieselben in diesem Buche vor dem scherzhaften und niedlichen Style sehr in Acht nehmen, sondern immer tief ins Große und Ernsthafte hineinzugehn suchen: denn Lachen hat seine Zeit, und auch die Würde hat ihre Zeit. So könnten Ew. Hochedlen der Geschichtschreiber meiner Familie werden; das Buch müßte so eingerichtet werden, daß es in Wien verboten würde, damit auch eben so aufgeklärte und vernünftige Männer, als ich, es läsen und beherzigten, und indem ich Ihre Antwort erwarte, verharre ich

Dero Freund und Gönner,
Baron D.. zu F...frt., Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf G...

Sechzehntes Kapitel.

Antwort und Beschluß an den Leser.

Hochwohlgeborner Herr!

Ueber das Zutrauen, das Dieselben zu mir haben, so wie über den Beifall, den Sie mir schenken, bin ich unendlich erfreut, nur thut es mir leid, daß ich nicht so glücklich seyn kann, das gnädige Anerbieten des Herrn Barons anzunehmen, denn leider seh' ich mich genöthigt, zu erkennen, daß ich den großen und heroischen Styl nicht im mindesten in meiner Gewalt habe: ohne daß ich es bemerke, geht er oft ins Gemeine und Scherzhafte über. Ja,

es ist mit mir so weit gekommen, daß mich das eigentliche Ernsthafte oft am allerlächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betrübten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermöchte. Daß eine solche Lebensbeschreibung in Wien verboten würde, wäre sehr leicht zu bewerkstelligen, ja, es sollte mir selbst keine Mühe kosten, es dahin zu bringen, daß man es noch in manchen andern Ländern nicht lesen dürfte, so daß dieses Werk dadurch ein äußerst kostbares und unvergleichliches Werk würde, aber, wie gesagt, der historiographische Styl steht nicht in meiner Macht. Dero Ahnherrn aber haben vielleicht manches Gute und Vortreffliche bewerkstelligt, Länder angebaut, und Tausende von Menschen glücklich gemacht: damit also diese Geschichten nicht verloren gingen, so möchte ich wohl so frei seyn, mir manches davon als einen Beitrag zu meinen neuen Volksmährchen auszubitten. — Ich verharre in der tiefsten Ergebenheit

Ew. Hochwohlgeborn

ergebenster

Peter Lebrecht.

An den Leser.

Hier schließe ich nun den zweiten Theil meiner Geschichte; wer von Ihnen den Fortgang erfahren will, wird sich wohl zum dritten hinüber bemühen müssen, in welchem man außer der Gefangenschaft meines Schwiegervaters noch die wahrhafte und äußerst interessante Historie antreffen wird, wie und auf welche Art sich mein Freund Sintmal verliebte. Ich hoffe auch, bis dahin manches Merkwürdige zu erleben, so daß der dritte Theil ohne Zweifel sehr gelesen zu werden verdient.

Da ich noch sobald nicht zu sterben denke, so hatte ich erst, da ich um mich her so viele Journale aufwachsen sah, den Vorsatz, meine Geschichte in der Form eines Journals monatlich herauszugeben, so wie der Apollo nichts als Ritter- und Geistergeschichten enthält; ich hätte dann weit mehr in ein genaues und interessantes Detail gehn, und jeden Vorfall in meiner Familie sehr weitläufig und umständlich berichten können; es wäre dann ein recht eigentliches Journal für Hausväter, und überhaupt für Leser in allen Ständen geworden. Meine Frau ist jetzt z. B. schwanger, ich erwarte in einigen Wochen ihre Entbindung, und wenn ich im Brandenburgischen lebte, so würden sich die Herausgeber der Denkwürdigkeiten der Churmark sehr freuen, den Namen meines Kindes, so wie den von allen Gevattern, aufgezeichnet zu finden, meine Geschichte gehörte dann gewissermaßen zu den Urkunden von den Preußischen Ländern. Jedes Journal zehrt auf seine Art von den Vorfällen des Tages, und so würde ich es mit meiner Familie gemacht haben, und wenn auch manchmal nichts vorgefallen wäre, so hätte ich dann manche Lüge von meinem Schwiegervater unter die Leute gebracht, und sie nachher im folgenden Stücke widerrufen und weitläufig widerlegt. So hätte es mir gewiß am Stoffe nie gemangelt.

Ich wollte auch noch eine andre nützliche Einrichtung mit diesem Journale verbinden. Es fehlt den Deutschen bis jetzt immer noch an guten Satyren; ich that mich daher mit einem gewissen Gottschalk Necker zusammen, der bis jetzt im Archiv des Berlinischen Geschmacks gearbeitet hat, und der sich seinen Lesern, ohne ihm zu schmeicheln, als einzig in der Kunst schlecht zu schreiben gezeigt haben muß. Er versprach mir viele Satyren, und in einem noch andern Sylbenmaße, in dem er sich der Prosa noch mehr zu nähern bestreben wollte; er schrieb mir, daß er nun in seinen Satyren fast alle namhaften Männer in Berlin benannt hätte, er wollte nun auch zu andern Städten übergehn, so daß seine Satyren zugleich als Namensregister berühmter Gelehrten gebraucht werden könnten. — Man kann sich einbilden, daß ich diesen Vorschlag mit beiden Händen ergriff, allein zu unserm Leidwesen wollte sich kein Verleger zu diesem Journale antreffen lassen, und so wird es dann wohl, Hochgeehrte Leser, dabei bleiben müssen, daß Sie im dritten Theil die Fortsetzung meiner höchstwahrhaften Geschichte suchen müssen.

Die
beiden merkwürdigsten Tage
aus
Siegmunds Leben.

Novelle.

1796.

Es war schon gegen Abend, als ein Wagen vor dem Gasthofe still hielt, und ein junger Mensch munter und fröhlich heraustieg, um sich vom Wirth ein Zimmer anweisen zu lassen. Es entstand ein Laufen im ganzen Hause, Treppe auf und nieder, um Licht und Feuerung zu besorgen, alle Schritte hallten fünffach von den großen Gewölben wieder, man führte den Fremden auf sein Zimmer und ließ ihm Wachslichter auf sehr eleganten Leuchtern da, und Herr **Siegmund** merkte aus allen Zeichen, daß er hier zwar in ein vornehmes, aber gewiß sehr theures Wirthshaus gerathen sei.

Mag's doch! sagte er ganz laut, indem er mit zuversichtlichen Schritten in seinem Zimmer auf- und abging, und flüchtig die englischen Kupferstiche betrachtete. Ich bin morgen vielleicht schon Rath, und alle Sorgen für die Zukunft sind gehoben.

Er sah aus dem Fenster; es war auf der Gasse noch ziemlich hell, und selbst hell genug, um ein allerliebstes Gesichtchen im gegenüberstehenden Hause zu bemerken, das aufmerksam nach ihm hinüber sah. Seine Augen begegneten ihren freundlichen Blicken, er grüßte endlich, und sie dankte verbindlich.

Der zukünftige Rath sah bei so guten Vorbedeutungen die Stadt mit sehr günstigen Augen an. Er träumte sich hundert angenehme Abentheuer, und sah es sehr ungern, als sich die Schöne von ihrem Fenster zurückzog, und er nur noch hinter ihren Vorhängen das Licht bemerkte, das sehr oft seine Stelle veränderte, und bald näher zum Fenster, bald weiter zurück gesetzt ward.

Er ließ ebenfalls die Vorhänge herunter. Der Ofen wärmte das Zimmer nur wenig, und da er von dem Fahren noch eine gewisse Unruhe im Körper verspürte, so nahm er die Lichter, verschloß die Stube, und bestellte unten in der Küche, daß er zum Abendessen zurückkommen würde. Es wurde ziemlich spät gegessen, und er hatte daher zum Spazierengehn noch Zeit genug.

Siegmund liebte nichts so sehr, als aufs Gerathewohl die Straßen einer fremden Stadt zu durchkreuzen, bald hier, bald dort zu verweilen, und die mannichfaltigen wunderbaren Eindrücke in seine Seele aufzunehmen, die die fremden Gegenstände, die unbekannten Häuser in ihm erregten. Es war ein angenehmer Herbstabend, allenthalben stand der Rauch des Abendessens über den Häusern und vermischte sich mit dem Dunste des Herbstnebels, der thauend in die Gassen niedersank; der Mond fing an die Dämmerung gelb zu färben, und aus den Fabriken kehrte jauchzend der Schwarm der jungen und alten Arbeiter nach Hause. Mädchen durchstreiften Arm in Arm die entfernteren Gassen und plauderten laut durch einander, um die vorübergehenden jungen Leute aufmerksam zu machen, und desto leichter ein interessanteres Gespräch mit diesen anzuknüpfen. Kleine Jungen balgten sich, und die Bettler sumsten ihre Bitten dreister den Eilenden nach.

Siegmund labte sich an den abwechselnden Gestalten, er stand oft still und sah durch ein niedriges Fenster in die sparsam erleuchtete Stube, deren Schein so anlockend, und deren enge von der Lampe schwarzgeräucherte Wände so abschreckend waren. Die Familien der Handwerker saßen um runde Tische und verzehrten froh und lebhaft kauend ihr Abendbrod; in andern Stuben saß eine emsige Alte beim Haspel, und zählte aufmerksam seine Umwälzungen, um morgen ihr gesponnenes Garn abzuliefern. Oft stand **Siegmund** still, wenn er in der Ferne auf den

Fluren der Häuser ein Licht wahrnahm, und die hin und herschießenden Schatten; oder wenn sich eine Thür unter dem Schall einer lauten Klingel eröffnete, und der Hausherr mit vielen Bücklingen einen Besuch entließ, der mit einer ehrbaren Laterne nach Hause schritt. — Siegmund las bei solchen Wanderungen das ganze menschliche Leben gleichsam kursorisch, er dachte sich in jede Familie hinein, und erinnerte sich seiner frühesten Kinderjahre, wo ihm in trüben regnigten Nächten der Schein des Lichts aus den Häusern immer wie in ein Feenland gewinkt hatte. — Er bestieg in seinem poetischen Taumel endlich noch den Wall der Stadt, und sah nun auf der einen Seite dunkelflimmernde Lichter, ein dumpfes Geräusch von Wagen und Stimmen durcheinander, die sich ablösenden Wachten und das Schlagen der Glocken, Häuser hinter Bäumen versteckt, und der Abendwind, der im rasselnden Laube nachsummte, einen Kahn auf dem kleinen Flusse: — auf der andern Seite das freie Feld mit Nebelwolken, mit fernen Hügeln und Wäldern, Bauern, die nach Hause fahren, Mühlen, die ihren einförmigen Takt im kleinen Wasserfall unermüdet wiederholten, Stimmen, von denen er nicht wußte, wo sie hingehörten, wandernde Vögel; — als er so alle die einzelnen zerstreuten Gemälde in ein einziges in seiner Phantasie sammelte, so war er mit sich und seinem Schicksale außerordentlich zufrieden, er dachte sich sein künftiges Leben hier recht schön, und es befiel ihn unter seinen Hoffnungen nur die dunkle Beklemmung, die sich fast jeglichem Menschen in fremden Gegenden nähert.

Siegmund überließ sich seinen Träumereien und ging immer in verkehrten Richtungen, wie sie der Zufall ihm bot. Er überließ sich gern einer unbestimmten Ahndung, um sich mühsam aus kreuzenden Wegen heraus zu finden. und am Ende mußte er gewöhnlich doch zum Fragen seine Zuflucht nehmen.

Die Scenen in den Straßen hatten sich jetzt sehr geändert, aus den Wirthshäusern tönte Musik und stampfender Tanz, die Fenster klirrten von fröhlichem Gelächter, Schattenspielleute zogen orgelnd und singend durch die Straßen, und kontrastirten seltsam mit den heiligen Liedern, die aus manchen unerleuchteten Dachstuben herunter winselten; an manchen Orten wurde gezankt, Bettler lehnten betrunken an den Ecken, und nahmen jetzt das Mitleid übel, das sie noch vor kurzem erfleht hatten. Die Grazien wandelten einsamer und stiller und viele waren in männlicher Begleitung; nur aus den vornehmern Häusern rauchten die Schornsteine noch und bewölkten den Mond.

Eben wollte sich Siegmund nach seinem Gasthofe erkundigen. als er ein lautes Gezänk durch die stille Straße schallen hörte: es machte ihn aufmerksam, und er ging dem kreischenden Tone nach. — Auf der steinernen Treppe eines kleines Hauses stand ein ältlicher wohlgekleideter Mann in einem Winkel und schien in das Haus zu wollen. Eine alte Weiberstimme versagte ihm den Eingang. — „Und Sie wissen ja ein für allemal, daß Mamsell nichts mit Ihnen zu sprechen hat,“ — rief es zu wiederholtenmalen kreischend aus dem Hause heraus; der alte Mann hatte aber immer wieder die Klingel in der Hand, und machte mit gedämpfter Stimme neue Vorschläge, von denen die Alte nichts wissen wollte. Die Kapitulation währte eine geraume Zeit, und Siegmund, der hier eine lustige Scene aus einem komischen Stücke zu sehn glaubte, konnte sich am Ende nicht mehr halten, sondern fing an überlaut zu lachen. Der alte Mann sah sich brummend um, und ging dem Lachenden hart vorüber nach Hause. Dieser erkundigte sich nun nach seinem Gasthofe, und die Reihe, ausgelacht zu werden, war jetzt an ihm, denn er stand dicht davor. — Das Haus, vor welchem die merkwürdige Kapitulation vorgefallen war, war dasselbe, aus welchem in der Dämmerung das allerliebste Mädchengesicht heraus gesehn hatte. —

Er ging in das Wirthszimmer, wo man schon stark mit Essen und politischen Gesprächen beschäftig war. Es war gerade um die Zeit, als Dümouriez sein Heer verlassen hatte, und dieser Schritt den Verstand und die Imagination aller Leute beschäftigte, man schrie und eiferte, um ihn zu vertheidigen oder zu verdammen, es wurde seine Gesundheit getrunken und an einer andern Stelle auf ihn geflucht, ein Spieler schalt ihn niederträchtig und sprach mit Enthusiasmus von den hohen Pflichten der Vaterlandsliebe; ein Gelehrter, der kürzlich einen Traktat über die römischen Sylbenmaße herausgegeben hatte, bewies, daß Dümouriez den ganzen Feldzug ohne die nöthigen taktischen Vorkenntnisse unternommen hätte; ein anderer sprach mit Verachtung von ganz Frankreich, und war schon halb betrunken, das arme Land hatte ihm in seinem eignen Weine Waffen wider sich in den Mund gegeben. —

Aber, meine Herren, der Präsident ist völlig meiner Meinung! rief ein kleiner untersetzter Mann hinter dem Tische hervor.

Sehr natürlich, antwortete der Spieler, weil Sie immer seiner Meinung sind.

Die ganze Gesellschaft lachte, und der kleine Mann ward roth, er wollte zu verstehen geben, daß er dem Präsidenten gar manches über die Zeitläufte unter den Fuß gebe, allein er fand kein Gehör. Je näher er die Parallele zwischen sich und dem Präsidenten zog, je deutlicher ward es den Zuhörern, daß er nichts als ein Echo seines Gönners sei, und manche spielten ziemlich handgreiflich darauf an, daß er nur durch sein Wiederhallen eine einträgliche Stelle suche. Der Mann ward immer hitziger und rother, und wandte sich vorzüglich mit seinen schutzsuchenden Blicken an Siegmund, dem die Verlegenheit des aufgelaufenen Gesichts wehe that, und der deswegen eine kleine Pause benutzte, um die Rechtfertigung des Kleinen über sich zu nehmen. —

Muß man denn, meine Herrn, immer nur Vortheil suchen, fing er an, wenn man der Meinung eines klugen angesehenen Mannes beitritt? Soll man ihm der Höflichkeit, der Freundschaft, ja seiner eigenen Ueberzeugung zum Trotz nur stets widersprechen, bloß um der Welt zu zeigen, daß man unabhängig von ihm leben könne? Nur der Egoismus kann in allen Schritten Eigennutz entdecken. — Und warum soll ich auch nicht die unschädliche Schwachheit eines Vornehmen auf eine unschädliche Art benutzen dürfen? Wir sind selbst gegen unsere vertrautesten Freunde nie ganz aufrichtig, wir geben ihnen manches zu, wovon wir nicht überzeugt sind, wir behalten in den herzlichsten Stunden eine gewisse Lebensart bei, wir schonen ihrer Schwachheiten, um sie nicht gegen uns aufzubringen, und damit sie wieder andere

Schwächen an uns übersehn. Hanc veniam damus petimusque vicissim.

Schön, rief der Mann aus, der den Traktat geschrieben hatte — Schade, daß Sie ein Sophist sind, und für Sophistereien einen Spruch des redlichen Horatii citiren.

Machen wir es in unserm ganzen Leben anders? fuhr Siegmund fort, und machen sich wohl die edelsten Menschen Vorwürfe darüber? — Wer giebt dem Müller das Recht, einem Wasserfalle sein Mühlenrad unterzustellen, so daß die Wellen, statt frei und ungehindert fortzufließen, erst angespannt werden, um mit Mühe ein ungeheures Rad zu drehen? —

Eine seltsame Ideenkombination! rief der Traktatenschreiber. —

Nicht so seltsam kombinirt, antwortete der Mann, der in Verlegenheit gewesen war, und dessen Gesichtswellen sich jetzt zur Ruhe legten: — nicht so seltsam, als Sie die Ode Justum et tenacem etc. erklärt haben. —

Sutor ne ultra crepidam! antwortete kaltblütig der Gelehrte, und warf sein Motto wie einen Fehdehandschuh über den Tisch hinüber. Der Gegner hatte eine außerordentliche Fertigkeit im Rothwerden, denn schneller als in einem erhitzten Thermometer stieg nun das Blut wieder in die aufgedunsenen Wangen. Er schöpfte frischen Athem, als Siegmund wieder von neuem anfing:

Wenn wir die Schwäche eines Menschen ertragen, so ist dies nichts als eine Pflicht der Menschenfreundlichkeit; bringt es aber der Zufall mit sich, daß wir durch diese Schonung irgend einen Vortheil erlangen können, so sind wir große Thoren, wenn wir uns nicht an dem Geländer festhalten, das uns einen steilen Pfad hinauf begleitet. Wer wird nicht bergunter langsam gehn, und einem bergabrollenden Steine aus dem Wege treten?

Der Freund des Präsidenten ward ein Freund Siegmunds, und bekräftigte alles, was dieser sagte, mit sehr gewichtvollen Blicken, die er langsam in der Gesellschaft herumgehn, und dann an dem überwundenen Gelehrten hängen ließ. Siegmund war ohne es zu wollen der Sprecher in diesem langweiligen Parlamente geworden, und alle Augen waren nach seinem Munde gerichtet. Man fragte den Wirth heimlich, wer der verständige Fremde sei; dieser aber wußte es selber nicht, und man hatte von Siegmund nur eine desto größere Hochachtung, da man seinen Namen und Charakter nicht kannte.

Die Gäste zerstreuten sich nach und nach, nur der kleine dicke Mann blieb mit Siegmund im Zimmer; dieser spürte jetzt einen weit größeren Muth, da er mit seinem Vertheidiger das Feld behalten hatte. Er wagte es jetzt dreister, sich in philosophischen Sentenzen zu ergießen, und Siegmund war gutmüthig genug, alles zu bestätigen, da er einmal sein Sekundant geworden war. Beide versprachen es sich, Freunde zu bleiben und sich öfters zu besuchen. — Man trennte sich und Siegmund ging schlafen.

Er wachte mit den angenehmsten Vorstellungen auf, die Sonne schien hell in sein Zimmer, und die freundlichen Tapeten und ihre Kupferstiche lachten ihm entgegen; er ließ sich frisiren und zog sich an. — Das hübsche Mädchen lag wieder im gegenüberliegenden Fenster, er grüßte, sie dankte, er sah noch einigemal hinüber, und stellte sich dann vor den Spiegel, um seinen Anzug und Anstand zu mustern. Dann ging er gedankenvoll im Zimmer auf und ab, und sagte zu sich selbst:

Es kann mir nicht fehlschlagen, meine Empfehlungen sind zu gut und dringend; es wäre Beleidigung des Generals, wenn man mir die Stelle versagte: und warum sollt' ich eine unnütze und lächerliche Deutschheit und Biederkeit und wie die närrischen Titel weiter heißen mögen, affektiren? Man empfiehlt sich den Menschen immer auf das vortheilhafteste, wenn man recht demüthig erscheint, und sich gar nicht zu empfehlen sucht; man darf nur die Leute selber sprechen lassen, und sie finden, daß man ganz außerodentlich vernünftig redet. — Bis jetzt haben die eingebildeten Weltreformatoren noch nichts genützt, aber wohl sich und andern geschadet. — Wenn es in unserer Welt dazu gehört, daß man schmeichelt um ein Amt zu bekommen, eben so, wie man sich examiniren läßt, — je nun, so kann ich nicht begreifen, warum ich nicht etwas schmeicheln sollte, um in einen Zustand zu gerathen, daß ich mir kann schmeicheln lassen. Das Ganze ist doch wahrhaftig nicht unangenehmer, als wenn ich auf der Hieherreise mit dem Wagen umgeworfen und einen Arm gebrochen hätte, und doch wäre es wahrlich auch nur geschehn, um hier Rath zu werden. Der Präsident hat viele Schwächen, sie sollen mir eben so viele Haken werden, um mein Glück zu ergreifen.

Als er diese Rede geendigt hatte, ging er zum Wirth hinunter, um sich jemand von seinen Leuten auszubitten, der ihn zum Präsidenten führen könne. — Was ist das für ein Mädchen, die dort drüben wohnt? fragte er den Wirth zu gleicher Zeit ganz vorübergehend.

Der Wirth schüttelte bedenklich den Kopf. — Es ist eine von denjenigen, sagte er halb lächelnd und halb böse — nun, Sie verstehen mich wohl; sie lebt so auf ihre eigne Hand, wie man so zu sagen pflegt. Eine niederträchtige Kreatur! sie hat schon manchen jungen Mann ausgezogen. — Nehmen Sie sich nur vor der boshaften Person in Acht, setzte er spottend hinzu, sie kann sich so fromm und unschuldig stellen: ein wahres Krokodill, ein Ungeheuer!

Siegmund hatte nicht Zeit, um den Schmähungen des Wirths noch länger zuzuhören, er ging und sahe nach den Fenstern des Mädchens hinauf, sie blickte ihm nach, und er schickte ihr nach dem, was er so eben gehört hatte, einen sehr verächtlichen Blick zu, und ging in die nächste Quergasse, ohne sich noch einmal umzusehn.

Nachdem sie durch mehrere Straßen gegangen waren, zeigte ihm der Bediente gerade vor ihm ein sehr ansehnliches Haus, dessen vornehme Treppe, die großen Fenster und alles von dem aristokratischen und reichen Besitzer zeugten. Das Herz fing ihm an etwas zu klopfen, da er nun in kurzem den Mann persönlich vor sich sehen sollte, der seinem Glücke den Ausschlag geben konnte. Er hatte sich den Präsidenten so viel als möglich gedacht, aber es war doch immer ein fremder Mensch, mit dem er jetzt in Unterhandlungen treten sollte: sein Anzug erschien ihm jetzt bei weitem nicht so vortheilhaft, und auf der hallenden, mit Marmor gepflasterten Flur schien es ihm sogar, als wäre er nicht Menschenkeu-

ner genug, um den Präsidenten so ganz in seine Gewalt zu bekommen, als er sich erst eingebildet hatte.

Er ward in das Vorzimmer geführt, um auf die Ankleidung des Präsidenten zu warten, er schickte ihm die Briefe des Generals hinein, und hatte Muße genug, um die ängstlich prächtige Möblirung des Zimmers zu mustern.

Als er in Gedanken seine Komplimente wiederholt, mehrmals leise und zahm auf dem getäfelten Boden auf- und abgegangen war, seine Uhr aufgezogen, ob es gleich noch nicht Zeit war, Tabak aus einer recht eleganten Dose, einem Präsente, genommen hatte, um es sich von neuem ins Gedächtniß zu rufen, daß er doch auch schon ehemals mit vornehmen Leuten, und zwar auf einem ziemlich vertrauten Fuße, umgegangen sei, trat der Präsident endlich zu ihm in das Zimmer, und hielt nachlässig den Brief des Generals in der Hand.

Verbeugungen, gnädig und demüthig, und von beiden Seiten ein Schritt plötzlich zurück. Verlegenheit, besonders auf Siegmunds Gesichte, indem man sich gegenseitig erkannte: denn der Präsident war Niemand anders, als der alte Mann, den er gestern im Mondenscheine vor der Thür seines Gasthofs so derb ausgelacht hatte.

Das Benehmen des Präsidenten setzte sich leicht wieder zu einer zurückstoßenden Kälte, die den vornehmen Leuten so leicht zu Gebote steht. Siegmund war in einer Verwirrung, die alles konfundirte, was er dachte und was er sagen wollte, die prästabilirte Harmonie war auf einige Minuten in ihm gestört, und er stammelte dem Präsidenten eine unzusammenhängende Entschuldigung ins Gesicht, daß er ihn gestern Abend unbekannterweise in der bewußten Gegend ausgelacht habe. Der Präsident fragte sehr ernsthaft und wie verwundert, was er meine, und Siegmund vermochte es kaum, sich auf seinen Beinen aufrecht zu erhalten.

Als er sich etwas erholt hatte, sah er ein, daß ihm unter diesen Umständen nur zwei Wege offen ständen, entweder sogleich den Präsidenten zu verlassen, Pferde zu nehmen, und nach seiner Geburtsstadt zurückzureisen, oder den Versuch zu machen, alles auf eine feine Art wieder ins Geleise zu bringen. Er entschloß sich zum letzten, da er sich erinnerte, daß er die gehoffte Stelle schon immer als sein Eigenthum angesehen und darnach alle Einrichtungen getroffen habe. Er fiel sich in den Zügel, und suchte bei der Dämmerung aller Sinne und Begriffe den rechten Weg wieder zu finden. Aber ich möchte den Mann sehn, der nach so vielen Unglücksfällen noch fein seyn kann und doch ein Deutscher ist.

Der Präsident war verstockt genug, dem armen Sünder auch nicht einen einzigen Schritt entgegen zu thun, oder ihm Pardon anzubieten; er hatte vielleicht ein Wohlgefallen an den Krümmungen und wunderbaren Windungen des Supplikanten, der die Füße in alle mögliche Tanzpositionen brachte, der die Uhrkette und die Augenbraunen kniff, und nichts sehnlicher wünschte, als der Präsident möchte seine goldene Dose zur Erde fallen lassen, um sie ihm mit der demüthigsten Lebendigkeit wieder reichen zu können.

Nach den gewöhnlichen Eingangsredensarten, von — „Leidthun" — „wünschen, ein andermal dienen zu können" — den Trauerkutschen, die unsre Hoffnungen so oft zu Grabe begleiten, kam endlich die abschlägliche Antwort zum Vorschein, die schon lange den armen Candidaten wie ein herannahendes Gewitter geängstigt hatte. Siegmund war ohne Trost, als jetzt der kleine Bellmann durch den Saal ging und ihn der Präsident sehr freundlich in sein Zimmer beschied, in welches er ihm sogleich folgen würde. Es fiel ihm schneidend ein, wie er gestern den Gönner des kleinen Mannes gespielt habe, und dieser heute mit einem Menschen so vertraut umging, der ihm fürchterlich war. Der Präsident suchte jetzt absichtlich die Visite abzukürzen, so wie Siegmund sie verlängerte, ohne eigentlich zu wissen, warum er es that. — Der Präsident sagte ihm endlich, daß der Mann, den er eben gesehn habe, derjenige wäre, dem die Stelle schon versprochen sei, auf die er gehofft habe. Siegmund fiel aus den Wolken.

Es giebt Momente im Leben, wo die Verlegenheit Stoß auf Stoß so auf uns einstürmt, daß wir uns endlich in blinder Verzweiflung widersetzen. Dies ist der Augenblick, wo alles Thierische im Menschen gewöhnlich die bessere geistige Materie zu Boden ringt, der gefährliche Augenblick, in welchem der Mensch allen seinern Empfindungen Abschied giebt, wo er in seinem Gegner den fühlenden Menschen verkennt und bloß den Feind wahrnimmt. In diesem stürmischen Augenblicke entdeckte Siegmund dem Präsidenten seine ganze Lage; wie er seinen vorigen Posten aufgegeben habe, weil er die hiesige Rathsstelle gewiß geglaubt, wie er Geld aufgenommen und nun nicht wieder zu bezahlen wisse, wie ihn jetzt plötzlich tausend Unannehmlichkeiten bestürmten, an die er bis dahin gar nicht gedacht habe.

Der Präsident zuckte die Schultern, eine Mitleidsbezeigung, mit der die Leute noch freigebiger sind, als mit Seufzern. Es kam ihm sogar ein Einfall, den er für witzig hielt, so daß er ihn unmöglich unterdrücken konnte.

Sie glaubten, sagte er mit sehr spitzigem Munde, daß guter Rath hier so theuer sei, daß man Sie auf den Händen tragen würde.

Man sieht, es war ein Wortspiel, die verschrieenste Abart unter den verschiedenen Arten des menschlichen Witzes; daß es außerdem noch unartig war, bedarf gar keiner Erwähnung.

Sie bringen mich zur Verzweiflung! rief Siegmund so aus, als wenn er schon wirklich verzweifelt wäre; der Präsident erschrak bei diesem Sprunge über die gewöhnliche Lebensart hinweg, er sicherte sich hinter einen prächtigen Sessel, vor dem Siegmund wie ein begeisterter Prophet stand und Reden führte, wie die verfolgte Tugend.

O wehe mir, daß ich sah, was ich sah, fuhr er fort zu klagen, und wandte eine Stelle aus dem Ovidius Naso auf seine Umstände an. Was konnte ich dafür, daß man Sie nicht in das bewußte Haus hineinlassen wollte? Was konnte ich dafür, daß ich Sie dort traf und wider meinen Willen lachen mußte? Ist Ihnen das Glück eines Menschen nicht theurer, als daß Sie es ganz so vom Zufalle und Ihren Launen abhängen lassen? — O, widerrufen Sie Ihr Urtheil und verhöhnen Sie mich nicht in meinem Unglücke, denn ich hab' es nicht verdient, schicken Sie mich nicht so ohne Trost fort, und be-

strafen Sie, wenn Sie können, den Zufall, nicht mich. —

Mein Freund, antwortete der Präsident mit einer unausstehlichen philosophischen Kälte — Ihr Unglück besteht ja eben darin, daß Sie mit diesem Zufall zusammengetroffen sind. Ist dies nicht vielleicht ein Wink des Verhängnisses, daß Sie unglücklich seyn sollen? Ja, es ist Ihr Verhängniß, denn Sie sind ja unglücklich und haben nicht die Kunst verstanden, mein Herz zu Ihrem Vortheil einzunehmen, weil es das Schicksal nicht so haben will. Bewundern Sie die Anzahl von Zufällen, die sich gleichsam mühsam aneinandergereiht haben, um diese Wirkung hervorzubringen.

Ich sehe nichts als Ihren Zorn und Unwillen, Ihre Hartherzigkeit mit meinem Unglücke, antwortete Siegmund. — Können Sie, ohne Reue zu fühlen, so ungerecht seyn?

Ungerecht? Der Präsident fing unwillig dies Wort auf. — Und wo liegt denn, mit Ihrer Erlaubniß, die Ungerechtigkeit? — Wenn ich einen Freund habe, der mir schon seit lange eine Menge von Gefälligkeiten erzeigt hat, und ich finde nun endlich Gelegenheit, ihm wieder etwas Vortheilhaftes zuzuwenden, sollt' ich es da unterlassen, und diesen Nutzen einem Menschen gönnen, der mir fremd ist? Warum soll ich meinem Freund nicht nützen, wenn ich die Gelegenheit dazu in Händen habe? — Ich halte es nicht für ungerecht, sondern für meine erste Pflicht. — Sie können nicht für den Zufall, aber ich eben so wenig für den, daß die Stelle schon meinem guten Freunde versprochen ist. — Leben Sie wohl.

Der Präsident machte ihm eine nachlässige Verbeugung, und der kleine Bellmann trat wieder aus dem Zimmer des Präsidenten; der Beschützer zog sich zurück, und der kleine Mann begleitete unsern Helden bis an die Treppe. Siegmund machte den Versuch, diesem wieder wie gestern zu imponiren; aber alle seine Kunst war vergebens, der kleine Mann kannte jetzt das Verhältniß, in welchem sie beide standen, und war fast eben so unhöflich als der Präsident selbst. Er bot ihm ein kaltes Lebewohl, und ging dann hochmüthig wieder in die Thür zurück.

Auf der Straße sah sich Siegmund ein paarmal um, um frische Luft zu schöpfen; er betrachtete die Vorübergehenden genau, um das Gesicht des Präsidenten in seinem Gedächtnisse zu verwischen; aber dieses stand mit allen seinen kalten und verhöhnenden Zügen wie angenagelt in seiner Phantasie da. Er ging in die erste Straße hinein, um nur das vornehme Haus aus den Augen zu verlieren, das ihm gleich beim ersten Anblick von so übler Vorbedeutung gewesen war. Es kam ihm vor, als wenn ihn alle Menschen höhnisch betrachteten, als wenn seine ganze Unterredung mit dem Präsidenten auf seiner Stirn geschrieben stehe.

Wie anders erschienen ihm alle Straßen jetzt, als gestern Abends! Das Gewühl der Menschen, die Kaufläden. die Thätigkeit, alles schlug ihn nieder, denn alles war ein Bild des Erwerbes, des Strebens nach Wohlstand; eine Vorstellung, die ihm gestern Abend so wohl gethan hatte, und die ihm jetzt verhaßt war. — Wie tief war er in seinen Ideen seit einer Stunde gesunken!

Wenn ein Mensch in einer großen Verlegenheit ist, geht er gewöhnlich sehr schnell, er will allen unangenehmen Gedanken vorübereilen nach einem Moment der Ruhe und Zufriedenheit hin, der boshaft mit jedem seiner Schritte wieder einen Schritt voranläuft. Siegmund stieß an manche Lastträger, die ihm ihre Flüche nachschickten; Kutscher schimpften von ihrem Bocke herunter, weil er ihnen zwischen die Pferde lief; eine alte Frau fing ein jämmerliches Geheul an, weil er ihr einige Töpfe zerbrochen hatte, die er in der zerstreuten Eil mit dem sechsfachen Preise bezahlte. — Er war des Getöses überdrüßig, und bestieg jetzt langsam, um sich wieder zu erhohlen, den Wall der Stadt.

Siegmund ward sehr verdrüßlich, als er auch hier die gehoffte Ruhe und Einsamkeit nicht fand. Geputzte Herren und Damen schritten vorbei, um gesehn zu werden. Männer gingen laut disputirend vorüber; — kein einziger Spaziergänger, der sein Auge an der schönen Natur erquickt hätte, und auch Siegmund that es nicht, denn er überlegte bei sich sein künftiges Schicksal.

O hätte ich nur meine gestrigen Empfindungen zurück! und lehnte sich an einen Baum. — Ich Thor! daß ich mich gestern des Kleinen so lebhaft annahm, und mir mein Genius nicht zuflüsterte, daß ich für meinen ärgsten Feind die Waffen ergreife! — Was soll ich nun anfangen? — dem General meine Verlegenheit melden? — Er ist froh, daß er sich seiner Verbindlichkeiten gegen mich entledigt hat. — Eine andre Stelle suchen? — Aber welche? —

Alles machte ihn betrübt, er sah in die Straßen der Stadt hinein, und verachtete das Treiben und Drängen der Menschen recht herzlich. Die Glocken riefen die Leute vom Spaziergange zum Mittagessen; aber er hörte es nicht; der Wall ward nach und nach leer, doch er achtete nicht darauf, und befand sich in der Einsamkeit ungestörter und glücklicher. Es währte aber nicht lange, so kamen die Spaziergänger zurück; ja ihre Anzahl war größer, als Vormittags, die Damen waren noch geputzter und sahen ängstlich nach dem Himmel, ob die drohenden Herbstwolken näher ziehen und durch einen Regenguß ihren Anzug verderben würden. Aber die Sonne brach immer wieder mit neuer Wärme hervor, und der Spaziergang machte alle Gesichter froh und heiter.

Ein hagerer Mann gesellte sich durch einen Zufall zum melankolischen Siegmund; es war der Zeitungsschreiber des Orts, der gern allenthalben nach Neuigkeiten forschte. Dieser vaterländische Dichter hatte es aus dem Gesicht, dem Gange und der Kleidung Siegmunds herausgebracht, daß er ein Fremder seyn müsse, er wollte daher einige Traditionen aus ihm herausziehn, um sie in Briefform mit andern Wendungen seinem Blatte einverleiben zu können. Siegmund war ziemlich einsylbig, seine Scene mit dem Präsidenten war für ihn jetzt die größte Weltbegebenheit, an diese dachte er unaufhörlich, und war sehr gleichgültig für alle politischen Bemerkungen seines neuen Bekannten, der viele Sachen prophezeihte und andere Prophezeihungen widerlegte.

Ein Pferd trabte hart an ihnen vorüber, und machte dann viele von den närrischen Geberden, die den Thieren mit großer Mühe in den Schulen bei-

gebracht werden, um nicht ganz geschickte Reiter bei irgend einer schicklichen Gelegenheit in die Gefahr zu bringen, herunter zu stürzen. Dies war auch hier der Fall; der Reiter wankte von einer Seite zur andern, und wollte doch auch nicht gern den edlen Paradeur in seinen schönen Figuren unterbrechen. Der Reiter war Niemand anders, als der furchtbare Präsident. — Sehn Sie, sagte der Zeitungsschreiber heimlich, den wunderbaren Mann an. Glauben Sie wohl, daß er sich bloß unsertwegen die Mühe giebt!

Unsertwegen? unterbrach ihn Siegmund. Nicht anders, antwortete der hagere Mann; dieser Herr bildet sich auf nichts in der Welt so viel ein, als auf seine Reitkunst, und bloß um sich von uns bewundern zu lassen, läuft er jetzt Gefahr den Hals zu brechen.—Sehn Sie, wir sehn ihn kaum mehr an und er läßt die Streiche doch noch nicht. — Der Präsident hatte sich indeß eine ziemliche Strecke unter Traversiren entfernt. Das Pferd drängte sich etwas zurück, er gerieth in die Zweige der Bäume und verlor in diesem Augenblicke einen sehr eleganten Hut. Kaum hatte der Zeitungsschreiber dies gesehn, als er schnell unsern Helden verließ, den Hut ehrerbietig dem gnädigen Herrn überreichte, und dadurch hinlänglich belohnt ward, daß der Präsident vor den Augen mehrerer Menschen eine Zeitlang mit ihm sprach, indem das Pferd wieder traversirte und der Zeitungsschreiber ebenfalls zu paradiren eifrigst bemüht war.

Wie gut, daß Siegmund zurückgeblieben war, denn er fing so laut an zu lachen, daß ihn ein alter Herr und eine ältliche Dame für verrückt erklärten, weil er so sehr alle Lebensart bei Seite setze und auf einem öffentlichen Spaziergang lache.

In seinem Stück, das er durchlachte, schien keine einzige Pause zu seyn, denn es war ein einziger Strom von jenen unartikulirte Tönen, aus denen die Menschen nicht wissen, was sie machen sollen, und die sie Lachen betiteln. Es ist schwer zu berechnen, wie vielerlei Gedanken jetzt durch seinen Kopf gehen mochten; aber als er ausgelacht hatte, setzte er sich ermüdet auf eine Bank, rieb sich die Hände, sah ganz froh und heiter die Gegend an, und da es gerade an dieser Stelle einsam war, genirte er sich nicht, sondern begann folgenden Monolog: —

Giebt es in der ganzen Welt etwas Närrischers, als den so genanten König der Welt, den Menschen? — Die seltsamste von allen Arabesken ist gerade in diesem bunten Gemälde des Lebens so angebracht, daß sie uns am meisten in die Augen fällt. — Ich komme hier mit der größten Zuversicht an, Rath zu werden, ich lache einen Menschen aus, von dem mein Glück abhängt, schütze mit kühnem Muthe meinen Feind vor den Angriffen seiner Spötter, werde von diesem und vom Präsidenten verachtet, ich fühle meine Abhängigkeit, — und doch giebt sich jetzt das Pferd und der Präsident meinetwegen die größte Mühe; er hängt von meinem Blick ab, und ein bedenkliches, verächtliches Kopfschütteln hätte ihn ängstigen können. Dieser hagre Mensch philosophirt über die Eitelkeit, und ist eitel genug, dem Präsidenten nachzulaufen, um mit ihm zu sprechen, die Vorübergehenden verspotten den Zeitungsschreiber, und werden bei der nächsten Gelegenheit sich nicht anders nehmen, und ich selbst wäre jetzt wieder im Stande, den Präsidenten den vortrefflichsten Reiter von der Welt zu nennen, um seine Gunst zu gewinnen, und an der nächsten Ecke liegt mein hoher Gönner vielleicht im Sande, weil er sich von einem vorübergehenden Dummkopf hat wollen bewundern lassen.

Siegmund fing hier von neuem an zu lachen, und rückte auf seiner Bank unter heftigen Erschütterungen des Körpers hin und her. —

Meinetwegen, fuhr er fort, hat der Präsident heut sein Pferd satteln und die beste Decke auflegen lassen; warum soll ich mich denn in einer demüthigen Abhängigkeit fühlen? — Mir zu gefallen sind diese Herren und Damen so geputzt und festlich!

Durch diese Philosophie bekam Siegmund seine gute Laune so ziemlich wieder. Da gerade Leute vorbeigingen, setzte er seine Gedanken stillschweigend fort, und war immer mehr überzeugt, daß die Menschen Narren sind.

Siegmund genoß nun des Spazierganges mit ziemlich heiterm Muthe; er spottete in seinem Herzen über jedermann, den er sah, kein Gesicht und kein prächtiger Anzug setzte ihn in Verlegenheit.

Gegen Abend kehrte er in seinen Gasthof zurück; er war zufrieden, daß der Wirth noch eben so höflich gegen ihn war, ja noch höflicher als vorher, weil er sich einbildete, Siegmund habe beim Präsidenten gegessen. Er ging auf sein Zimmer und bestellte sich ein delikates Souper, weil er nicht an der Wirthstafel den Spöttereien seines guten Freundes Bellmann ausgesetzt seyn wollte. Er ließ den Vorhang herunter, setzte sich einen behaglichen Sessel an den Tisch, und ließ sich eine Flasche vom besten Weine geben. Darauf fing er mit dem besten Appetit seine Mahlzeit an.

Als er einige Gläser des feurigen Weins getrunken hatte, kam er sich vor, wie ein Prinz in einem Feenpallast, auf dessen Gebot sich alle dienstbare Geister in Bewegung setzen; man trug die leeren Schüsseln fort und brachte andre mit neuen Gerichten, und er fühlte sich in seinem Zimmer warm und behaglich, und der Wein machte, daß ihm das Blut leicht und hüpfend durch das Herz strömte. Er vergaß seine Situation gänzlich, und lebte im Sinnengenuß die glücklichsten Minuten. Die Wände tanzten in einer leichten Bewegung um ihn her, er lachte und scherzte mit dem Marqueur, der nicht genug die kuriösen Einfälle des lustigen Herrn bewundern konnte.

Er trank jetzt mit einem langen Zuge das letzte Glas aus, und wankte die Treppe hinunter, um am schönen Abend noch einen Spaziergang zu machen. —

Die Häuser mit ihren erleuchteten Fenstern kamen ihm außerordentlich schön und freundlich vor; er grüßte ein paar Vorübergehende sehr höflich, ohne sie zu kennen, stand auf einer Brücke still, und lachte gewaltig über einen Kahn, der mit einer kleinen Kette an einer Waschbank befestigt war und hin und her schwankte. Er trug gar kein Bedenken, einen Mann mit einem Kuckkasten anzuhalten, und in seinem Schauplatz bei dem kreischenden Gesange des Alten hineinzusehn und sich von Herzen zu amüsiren. Als das Schauspiel geendigt war, wollte er sich ohne Bezahlung heimlich davon machen, bloß um mit

dem Direktor des Nationaltheaters zanken zu können. Als dieser Streit über das usurpirte Freibillet geendigt war, gab er dem Manne zwölfmal so viel als er verlangte.

Die freie Luft nahm nach und nach den Taumel von seinen Sinnen hinweg; es herrschte nun in ihm jene frohe Laune, die kälter und eben deswegen angenehmer ist. Die Umrisse der verschiedenen Gegenstände waren nicht mehr in einander verflossen, er ging langsamer, und alles, was er sah, machte ihn froh und heiter. Das warme, frohmachende Klima, der helle Sonnenschein und der blaue Himmel werden gleichsam verkörpert in den Weinfässern nach unserm Norden hergefahren; durch den Genuß des Weins wird der Mensch auf einzelne Stunden der Bewohner jener schönen Länder, und kehrt nur ungern in sein kaltes Klima nach den verflogenen Dünsten zurück. Siegmund nahm sich in dieser Stimmung vor, eine große und poetische Apologie des Weins und der Trunkenheit zu schreiben, zu beweisen, wie mit dem Rausche das Herz erwärmt und gehoben wird, wie unbemerkte geistige Kräfte des Menschen sich aus ihrem Hinterhalte hervorschleichen, und das Gehirn zum bunten Tanzplatz der schönsten und feinsten Gedanken machen. — Um sich nicht selbst Lügen zu strafen, gab er einem alten Krüppel alles Geld, das er bei sich trug, ohne es auch nur vorher zu zählen. Da ich mich glücklich fühle, sagte er, so nimm, und sei es auch heute Abend, und meine Augen sollen nicht wissen, was meine Hände thun.

Siegmund war fast schon wieder nüchtern, als er vor seinem Gasthofe stand und sich wunderte, als er die Thür verschlossen fand; er klingelte, es öffnete jemand das Fenster, und bald darauf hörte er Pantoffeln auf der Treppe und die Thür mühsam und tiefathmend aufschließen; sie öffnete sich, und eine alte Frau leuchtete ihm die Treppe hinauf. Noch ehe er sich besinnen konnte, stand er in einem fremden Zimmer, wo das oft erwähnte Mädchen mit dem hübschen Gesicht in einem Sopha saß.

Es wäre ungeschickt gewesen, sich zu entschuldigen und wieder fortzugehen; die Alte war verschwunden, und Siegmund nahm nach einer freundlichen Einladung Platz zur Seite des Mädchens.

Siegmund wollte seinem fröhlichen Taumel die Krone aufsetzen, und erstaunte sehr, als er seine dreisten Liebkosungen nicht so erwiedert fand, wie er nach allen Umständen erwarten konnte, sondern die Schöne machte sich im Gegentheil von ihm los, und bat ihn mit so vielem Anstande, sich gesitteter zu betragen, daß er roth ward und verschämt um Verzeihung bat. — Das Gespräch nahm nun eine andere Wendung; man sprach von gleichgültigen Dingen, und Siegmund, der eine mit Achtung vermischte Zuneigung zu dem Mädchen fühlte, war endlich schwach genug, ihr seine ganze Geschichte zu erzählen. — Sie gestand ihm im Gegentheil, daß er ihr gleich beim ersten Anblick auf eine sehr vortheilhafte Art aufgefallen wäre, daß sie sogleich seine Bekanntschaft gewünscht, daß sie aber nach dem Blick, den er ihr heut Vormittag zugeworfen habe, gänzlich daran verzweifelt sei.

Siegmund erinnerte sich nun, was ihm der Wirth am Morgen von diesem Mädchen gesagt hatte, und er fand sich jetzt schon aufgelegt, ihm kein Wort zu glauben.

Man hat gewiß von mir nachtheilig zu Ihnen gesprochen, fuhr die unbekannte Schöne fort, aber ich versichere Sie, es ist Verläumdung gewesen.

Siegmund bestätigte alles, was sie sagte; beide schimpften mit vereinigten Kräften auf die Bosheit der Welt, daß gerade die schlechtesten Menschen am schlechtesten von andern redeten. Hüten Sie sich besonders vor Ihrem Wirthe! sagte die Schöne sehr eifrig; er ist der größte Betrüger in der ganzen Stadt, ziehn Sie sobald als möglich von ihm aus, sonst wird er Ihnen eine ungeheure Rechnung machen!

Siegmund erschrack nicht wenig über diese Nachricht; er glaubte schon die geschriebene Summe zu sehen, die er dem wohlbeleibten Manne auszahlen solle.

Man sprach noch viel über die mannichfaltigen und zusammengesetzten Charaktere der Menschen, über Bosheit und Niederträchtigkeit, Edelsinn und Rechtschaffenheit. — Siegmund hatte es ganz vergessen, in welchem Hause er sich befand, und moralisirte tapfer darauf los.

Ich glaube nun Sie zu kennen, fuhr die Schöne fort; jetzt will ich Ihnen auch etwas von meiner Geschichte ganz aufrichtig erzählen, damit Sie sehen, wie sehr man sich in manchen Leuten irren kann.

Ich bin ein armes Mädchen, meine Aeltern sind früh gestorben, meine Erziehung war nicht die beste; was ich ohngefähr weiß, oder von Bildung erhalten habe, habe ich mir ganz allein zu danken. Man hat mich von Jugend auf ziemlich hübsch gefunden, und ich bin am Ende überredet worden, es selbst zu glauben.

Da ich kein Vermögen hatte, suchte ich meinen Unterhalt durch Sticken, Putzmachen und andere dergleichen Beschäftigungen zu erwerben; meine Anbeter verfolgten mich unaufhörlich, und ich überlegte mir meine Situation etwas vernünftiger, und seit der Zeit lebe ich vergnügter, und bin nicht so sehr, wie vorhem, dem Mangel ausgesetzt.

Man darf nur um sich her die Beschäftigungen der Menschen und das Triebwerk ihrer Thätigkeit betrachten, so findet man sehr bald, daß nichts als Eigennutz alle Maschinen in Bewegung bringt, und forscht man dem reellen Nutzen bei den meisten Beschäftigungen nach, so ist es kein anderer, als daß der Magen der Arbeitenden angefüllt wird. —

Gelehrte, schöne Geister, Musiker, alle Arten von Menschen leben von den Talenten, die ihnen die Natur mitgegeben hat. — Warum soll es denn nur erlaubt seyn, mit geistigen Schätzen oder körperlichen Kräften zu wuchern? — Warum soll man nicht auch andre Vorzüge geltend machen dürfen? Wenn die Menschen närrisch genug sind, ihr Vermögen einem Mädchen aufzuopfern, das sie für schön halten, warum sollte man nicht aus dieser Narrheit Nutzen ziehn, so wie Marktschreier, Doktoren, Seiltänzer und Schriftsteller die Schwächen der Menschen nutzen? Ich fand, daß es kein Gewerbe gebe, bei welchem nicht eine Art von Betrug statt fände, und daß die Dummheit sich betrügen zu lassen, die List des Betrügers gewissermaßen rechtfertigt. — Sie lächeln über meine Geständnisse, und werden gewiß in Ihrem Herzen glauben, daß ich Recht habe.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, meine schöne

Freundin, antwortete Siegmund, der eben daran dachte, wie er noch gestern die Schmeichler vertheidigt hatte.

Jeder, fuhr die Rednerin fort, sucht die Armseligkeiten seiner Nebenmenschen dazu zu brauchen, sich einen ebnen Weg durchs Leben zu bahnen; der eine kleidet sich, wie sein Gönner es gern sieht; ein anderer hat dieselbe politische und philosophische Meinung, die man von ihm fordert; ein dritter heirathet, um reich zu werden; ein vierter übervortheilt im Handel; jeder lügt, hintergeht, spielt den Charlatan; die ganze Welt maskirt, und nur die Macht der Schönheit soll von dieser allgemeinen Sucht, andre zu beherrschen, ausgeschlossen bleiben?

So lebe ich angenehm und im Wohlstande. Freunde, die, wenn nicht mir, einem andern Mädchen ihren Reichthum hingetragen haben würden, vermehrten mein Vermögen; Narren verfolgten mich, und drangen mir, so sehr ich mich weigerte, ihre Börse auf. — Aber ich wähle auch aus; ich bin, so wie Sie mich hier sehn, aufs eifrigste Demokratin, und hasse und verachte alles, was sich Edelmann nennt; so habe ich Ihren Präsidenten immer mit dem größten Spott abgewiesen, so sehr er sich mir aufgedrängt hat. — Ich habe schon manchen Armen unterstützt, und mancher Familie aufgeholfen, und so kann ich nicht einsehn, warum ich nicht mit mir zufrieden seyn, sondern mich für ein verworfenes Geschöpf halten sollte?

Sie sind die liebenswürdigste Philosophin von der Welt! rief Siegmund aus. Ich habe noch kein Frauenzimmer gefunden, deren Seelengröße sich mit der Ihrigen messen dürfte.

Die Schöne drückte einen zärtlichen Kuß auf die schmeichelnden Lippen. — Ich habe sie heut Abend kommen sehn, sagte sie, und Ihnen bloß die Thür eröffnet, weil Sie mir gefallen, und weil ich Sie jetzt sogar liebe, ohne Vortheil von Ihnen zu hoffen. Ich denke, meine Liebe ist uneigennütziger, als die anständige Zärtlichkeit mancher Ehefrau.

Siegmund ward immer mehr bezaubert; er schloß sie an sein klopfendes Herz und überdeckte Wangen und Busen mit feurigen Küssen.

Ich habe einen Einfall! rief die Geliebte wie begeistert aus, ich habe einen Einfall, für den Sie mir gewiß danken werden. — Sie sollen sehn, daß ich nicht nur uneigennützig bin, sondern daß ich mich auch aufopfern kann, wenn ich mich jemandes Freundin nenne. — Ich habe mir einmal vorgesetzt, daß Sie hier in der Stadt bleiben sollen, und ich will für Sie den unangenehmsten Schritt thun: ich will mich nämlich mit dem Präsidenten in Kapitulation einlassen.

Siegmund konnte nicht Worte genug finden, ihr zu danken. — Sie gab ihm in derselben Nacht noch zu mehrerem Dank Gelegenheit, und er verließ sie, um sich in seinem Gasthofe von dem philosophischen Raisonnement zu erholen, das ihn ermüdet hatte.

Es ward sogleich zum Präsidenten geschickt, der nicht zu kommen ermangelte.—Als sich Siegmund auskleidete, um zu Bette zu gehen, sagte er zu sich selbst: Einem Freudenmädchen soll ich also vielleicht mein Glück verdanken? nicht meinen Talenten und Kenntnissen? — Aber ich verdanke es mir ja doch selbst; meine Gestalt hat dies Mädchen ja so für mich eingenommen. Es hätte mir wahrhaftig weniger Ehre gemacht, wenn ich bloß dem vornehmen Fürwort des langweiligen Generals, der mich nicht kannte und nicht besonders leiden mochte, alles schuldig geworden wäre. — Ich bin nicht der Erste, und werde auch nicht der Letzte seyn, der durch ein Frauenzimmer eine Stelle erhält; sie geben uns als Säugling Milch und als Männer Brot, und es ist gewöhnlich noch anstößiger, wie viele durch eine verheirathete Frau oder durch Heirath versorgt werden.

Er schlief bald ein und lag noch in süßer Ruhe, als ihn der Marqueur weckte und ihm ein Billet vom feinsten Postpapier überreichte. Noch schlaftrunken erbrach er es. Es war eine außerordentlich höfliche Einladung vom Präsidenten, ihm die Ehre seines Besuchs zu gönnen; er habe gestern vergessen, sich nach manchen Umständen zu erkundigen, die ihn sehr interessirten.

Siegmund sprang schon aus dem Bette, ehe er noch zu Ende gelesen hatte, seine gestrigen Scrupel fielen ihm gar nicht einmal ein. Er rief den ersten vorübergehenden Friseur hinauf, zog sich so eilig an, daß es dadurch eine Viertelstunde länger währte, und lief trabend zum Präsidenten. Der Bediente führte ihn in das Schlafzimmer des gnädigen Herrn, der um Verzeihung bat, daß er ihn schon so früh inkommodirt habe. Siegmund wußte gar nicht, wie er die großen und ausgesuchten Höflichkeiten beantworten sollte. Der Präsident erklärte, daß er den Brief des Generals noch einmal überlesen und sich gestern aus Zerstreuung in der Person geirrt habe, er habe schon seit lange so viel von der Geschicklichkeit und den unbeschreiblich großen Talenten des Empfohlenen rühmen gehört, daß er ihm die verlangte Stelle unmöglich, ohne die größte Ungerechtigkeit zu begehen, abschlagen könne.

Kurz, alles ward in dieser Unterredung berichtigt: Siegmund war Rath, und miethete sich sogleich, als er den Präsidenten verließ, seine künftige Wohnung, forderte im Wirthshause die Rechnung, und erschrack zwar nicht, aber erstaunte doch ein wenig über die große Summe.

Alles schien hier in der Stadt sein Gewerbe philosophisch zu treiben, denn als der Wirth das langgezogene Gesicht des Bezahlenden sah, sagte er ganz kalt: Man kann es unser einem nicht übel nehmen, wenn man den Vortheil nimmt, wo man ihn findet; ich lasse mir auch dafür etwas bezahlen, daß mein Gasthof der beste ist, und jeder Eingehende kann doch nachher erzählen, daß er hier logirt habe. Ueber fünf Jahre ungefähr wird es auch bei mir etwas wohlfeiler seyn, denn ich denke, daß ich dann die Summe wieder erübrigt habe, um die mich einmal ein verkleideter Herzog betrog.

Der Bürger muß also auch bei Ihnen die Schulden der Fürsten bezahlen? fragte Siegmund lachend.

Zum Glück ist mein Gasthof hier in der Stadt der einzige recht gute, fuhr der dicke Mann ungestört fort; ich habe daher die Summe, auf die ich hoffe, schon so gut wie in der Tasche. Der Goldschmid ist ein Narr, der das abfallende Silber nicht sammelt.

Die Rechnung ward quittirt, Siegmund zog aus und in seine neue Wohnung.

Als er auf den Mittag wieder im Gasthofe aß, sprang ihm der kleine Bellmann in die Arme, und freute sich, daß ein so würdiger Mann die erledigte Stelle erhalten habe. Seine Freude war ungeheuchelt, denn er hatte die Aussicht, in wenigen Wochen mit einer andern eben so einträglichen Würde bekleidet zu werden.

Der Zeitungsschreiber machte in seinem Blatte einen großen Artikel aus der Ankunft und Einführung des neuen Raths.

Siegmund, der Präsident und das Mädchen lebten seit der Zeit in der größten Eintracht; die Schöne stimmte ihr demokratisches Gemüth etwas aristokratischer, und schon am folgenden Tage sah man den Präsidenten in der Gesellschaft Siegmunds reiten. Siegmund that ihm den Gefallen, nur wenig zu schließen, und mit dem Pferde etwas ungeschickt umzugehen. Der Präsident gab ihm viele Regeln; Siegmund dankte und lernte besser reiten.

Der General antwortete auf das Danksagungsschreiben des Raths: er habe wohl gewußt, daß der Präsident nicht unterlassen könne, seine Empfehlung zu beachten. —

Dies sind die beiden merkwürdigsten Lebenstage aus Siegmunds Geschichte. — Der Leser, der nur ein halb gutes Buch über die Moral gelesen hat, wird leicht die schlecht erfundene sophistische Charade auflösen können; folglich braucht sich der Verfasser gar nicht weiter darüber zu erklären, daß er die aufgestellten Personen nicht für Ideale auszugeben gesonnen sei.

Fermer, der Geniale.

Erzählung.

1796.

Als Fermer von der Universität zurückgekommen war, ging er zuerst hochklopfenden Herzens nach der Straße, in der seine Geliebte wohnte. Er gedachte auf diesem Gange zu verscheiden, so drängte sich ihm das Blut aus allen Adern nach dem Kopfe.

Die Straße war etwas entlegen, und er hatte Zeit, unterwegs einige nicht unwichtige Betrachtungen anzustellen. Ist sie mir noch getreu geblieben? sagte er zu sich selbst, — warum habe ich seit langer Zeit keine Briefe von ihr erhalten? — Bei Gott! wenn ich sie treulos fände! — —

Mit einem erhitzten Gesicht lief er gegen ein langes Stück Bauholz, daß ein Lastträger mit einer unverschämten Miene durch die Gasse trug: Vorgesehn! rief dieser, als er bemerkte daß der junge Fermer eben in hitzige Vorwürfe ausbrechen wollte.

Fermer fluchte ein paarmal und fuhr dann in seinen Seufzern fort, denn er sah nun schon das Haus vor sich, ja er glaubte sogar am Fenster eine weibliche Gestalt zu bemerken.

Fermer hatte Vermögen, seine Aeltern waren gestorben; er hatte nur, wie man zu sagen pflegt, zu seinem Vergnügen studirt, um in der Welt über manches mitsprechen zu können, denn das ist ein Nutzen, den man den Wissenschaften nie wird abläugnen können.

Fermer klingelte jetzt, ein Bedienter öffnete die Thür. — Er ging die Treppe hinauf, er fand Louisen in ihrem Zimmer.

Ohne weiter Umstände zu machen, sprang er auf sie zu und drückte sie herzhaft in seine Arme; dies ist von jeher ein Vorrecht der Verliebten gewesen. — So sehr er trunken von Wonne war, so glaubte er dennoch zu bemerken, daß seine Geliebte seine Herzlichkeit nicht so erwiederte, als sie wohl hätte thun sollen; indessen die Scene war einmal zur Freude bestimmt, und so gab er sich denn darüber zufrieden.

Warum hast Du mir so lange nicht geschrieben, Theuerste? — rief er aus; — wie konntest Du mich in dieser entsetzlichen Ungewißheit lassen? Du glaubst nicht, was ich gelitten habe, all mein Glück, alle meine Plane lagen zerschlagen vor meinen Füßen, und der wüthendste Schmerz fraß und nagte in meinem Herzen.

Louise schlug die Augen nieder. — Ich war nicht wohl, mein Vater war krank, unsre liebe Vertraute, durch die Du immer meine Briefe bekommen hast, war verreist.

Fermer. Louise, schreckliche Dinge gingen damals im meinem Innern vor, ich glaubte Dich untreu, alles fiel mir bei, was ich je in Büchern von dem Leichtsinn der Mädchen gelesen hatte. Keine Nacht konnt' ich schlafen. — Du glaubst nicht, was ich gelitten habe.

Louise. Unaussprechlich Theurer!

Fermer. Wie wohl ist mir, daß ich Dich wieder habe, daß ich mich wieder an diesen Augen erlaben kann, daß ich Deine süße Stimme höre! Alle Harmonie in mir war zerrissen und verstummt, ich glaubte an keine Unsterblichkeit mehr, alle meine Nerven zitterten.

Louise. Schrecklich, schrecklich!

Fermer. Ja wohl schrecklich! — die getrennte Liebe ist die Hölle auf Erden. — Aber Du bist nicht so froh, wie ich dich wünschte, um mich blühn alle Seeligkeit des Himmels, und Du —

Louise. Ich kann mich von dieser Freude noch gar nicht erholen.

Die Aufwärterin trat herein, um Louisen zu ihrem Vater abzurufen; die Lieben drückten sich noch einmal zärtlich an die Brust, dann schieden sie.

Fermer kam sich auf der Straße wie ein großer Held vor; er machte noch einen kleinen Spaziergang, redete einige Bekannten an, that gegen andre, als hätte er sie nie gesehn, und ging dann nach Hause.

Er gehörte nicht zu den schönen Leuten, seine Augen waren nicht blau und sanft und klug, in denen aber doch das Feuer des Muthes aufleuchtete, auch nicht dunkelbraun, eine Farbe, die bei den Liebhabern und Helden von Geschichten auch sehr beliebt ist, sondern, wenn ich die Wahrheit sagen soll, so fielen sie mehr ins graue. Er war klein von Person, sein Gesicht war gelblich und hatte häufige Pockennarben.

Es braucht mir Niemand zu sagen, daß ich hier gegen die ersten Regeln eines Schriftstellers anstoße;

gegen Regeln, die sogar die Kinder auswendig wissen. Die Wahrheit aber ist mir theurer, als alles, und darum habe ich den jungen Geliebten so beschrieben. Der Leser darf nur die gangbaren Bücher zusammenrechnen, die Helden und Heldinnen summiren, so wird er erstaunen, welche Menge von Schönheitsidealen sich unter uns Deutschen herumtreiben, und dann die Klagen der Bildhauer und Maler gar nicht begreifen können, die unaufhörlich jammern, daß es ihnen so ganz an schönen Modellen fehle. So oft ich gereist bin, habe ich mich in den Städten und auf dem Lande fleißig nach der unzähligen Menge von vortrefflichen Liebhabern und Liebhaberinnen umgesehn, die ich in den Büchern hatte kennen lernen; aber immer wurde ich getäuscht. Seit der Zeit mißfallen mir alle jene bezaubernde Schilderungen, jene Menge von Engels- und Adlersblicken, jene unbeschreiblich lieblichen Physiognomieen, weil ich nicht mehr daran glauben kann.

Als Fermer nach Hause gekommen war, war seine erste Frage, ob der Briefträger keinen Brief gebracht habe. Der Bediente überreichte ihm einen; er besah das Siegel und sagte: Gottlob! dann erbrach er ihn und las:

Geliebter meiner Seele!

„Dich sollt' ich vergessen können? — Unmöglich! — Schon seit anderthalb Tagen bist Du abgereist, und immer steht Dein Bild noch so lebendig vor mir, als wenn Du noch hier gegenwärtig, wärest. Immer hör' ich noch Deine süßen Schwüre, die gewaltigen Ausdrücke die Deine Liebe suchte und so behende fand. Du hast Recht, etwas Außerordentliches muß auch auf eine außerordentliche Art ausgesprochen werden. — Ich lese die Bücher, die Du mir empfohlen hast, und bin jetzt eben beim Thurnier von Nordhausen; schreibe mir doch Deine Meinung darüber, die kühne Darstellung hat mich gewaltig ergriffen, wie ich denn überhaupt sehr für das Große bin."

„Ich denke an Dich, ich träume von Dir; ich weiß nicht, wie es mit mir werden soll, in sechs Monaten wird eine schlimme Periode für mich eintreten. Doch ich kann mich dann vielleicht schon mit einem süßern Namen nennen, als ich mich jetzt unterschreibe

Deine Geliebte Nanette B.

Wie war Fermer von Nanettens Liebe, von ihrer Seelengröße gerührt! Er konnte vor Bewunderung gar nicht zu sich selber kommen, bis er bemerkte, daß er gähne, und sich daher sehr schnell niedersetzte, um diesen theuren Brief noch an diesem Abend zu beantworten. Er wunderte sich über seine seltsame romantische Lage, stand wieder auf, und gieng in der Stube auf und ab. Aus seiner Büchersammlung nahm er ein Buch und fing den Clavigo an zu lesen, um sich wieder etwas zu beruhigen; der Styl war ihm nur nicht stark genug, er fing an zu seufzen, dachte recht inbrünstig an Nanette, suchte Louisen auf einige Augenblicke zu vergessen, und schrieb nun seinen Brief nieder:

Theureste meiner Seele!

„Wie leer und nüchtern ist mir die Welt, seit ich Dich verlassen habe. Allenthalben steht mir Dein Bild noch vor den Augen. — So eben bin ich vom Wagen gestiegen, und so eben habe ich Deinen Brief gelesen; welche Wonne strömte durch alle meine Adern, als ich die Züge Deiner Hand gewahrte.

„Das Thurnier zu Nordhausen ist gewiß eins der kräftigsten deutschen Bücher. Welche Sympathie hat unsre Seelen so gleich gestimmt! — Ich bekomme eine hohe Achtung für Deutschland, wenn ich mich all der Helden, all der trefflichen Dichter erinnre. — Es ist Zeit, daß auch ich mich aufmache, ich bin lange genug müßig gewesen, und mein Vaterland hat Forderungen an mir.

„Vergieb die Kürze dieses Briefs, ich bin müde, die Uhr schlägt zwei in der Nacht, mit den Gedanken an Dich schläft ein

Leopold Fermer."

Er siegelte den Brief und setzte sich nieder, um den Genius (*) weiter zu lesen, auf dessen Schluß er sehr begierig war, denn es hatte eben erst sieben geschlagen. Dann verzehrte er ein sehr gutes Abendbrot, legte sich zu Bette, las im Genius weiter, schlug das Blatt ein und entschlief sanft.

Wenn er des Morgens aufstand, war gewöhnlich sein erstes Geschäft, einige Zeit aus dem Fenster zu sehn, er rauchte dabei seine Pfeife, und dachte an tausend Dinge, die ihm um keine andre Tageszeit einfielen. —

Bin ich nicht ein Thor? sagte er zu sich selber, nachdem ihn einige Vorübergehende höflich gegrüßt hatten: — nicht im Clavigo, nein, in der Stella ist meine ganze Lage geschildert, gemalt zum sprechen!

Er ging zurück und las dies Stück, indem er seinen Kaffee trank. Es ist gut, dachte er dabei, daß es doch Bücher und Gedichte für alle Menschen und für alle Situationen giebt; wie ich mich hier in jedem Zuge wieder finde, es ist, als wenn der Verfasser mich vor Augen gehabt hätte; Nanette ist die Madame Sommer, Louise die Schwärmerin Stella. — Ach! was richten wir Männer nicht für Unheil in den Herzen der Weiber an!

Er hatte geendigt, betrachtete das Kupfer vorn, stand auf und stellte sich vor den Spiegel. — Ja, sagte er mit bedeutenden Geberden, es geht den feurigen Gemüthern nicht anders; — kann ein junger, hitziger, genievoller Mensch leben, wie ein sechzigjähriger Alter? empfinden wie er? — mir braust die Kraft in jeder Ader, meine Phantasie läuft mit meinem Kopfe davon: — es müßte bei alle dem ein interessantes Buch werden, wenn jemand mich so recht schildern könnte.

Mit vielem Selbstbewußtseyn sah er wieder aus dem Fenster und erblickte im gegenüberstehenden Hause ein sehr reizendes Gesicht; er betrachtete sie, sie ihn; er grüßte, sie dankte; er zog sich zurück, legte ein elegantes Nachtkamisol an, und kam dann mit diesem und seinem besten meerschaumnen Pfeifenkopfe wieder ans Fenster. Die unbekannte Schöne lächelte, er lächelte gleichfalls; wenn zwei Leute erst lächeln, ist es fast eben so gut, als wenn sie sich lieben; so stand es wenigstens in Fermers Katechismus

(*) Roman von Marquis Grosse.

über die Menschenkenntniß, und er hatte diese Beobachtung bei allen Aufwärterinnen auf der Universität bestätigt gefunden.

Als er sich ankleidete, erkundigte sich bei seinem Bedienten, wer die interessante Dame gegenüber sei; er erfuhr, sie sei die Frau eines Hauptmanns. Mit wunderlichen Planen ging er auf das nächste Kaffeehaus, um doch auch in der Politik und den dorthin einschlagenden Wissenschaften nicht zu sehr zurück zu kommen. Er hatte schon mancherlei treffende Bemerkungen eingeerntet, als er in einem Winkel des Saals den Namen seiner geliebten Louise nennen hörte; er war aufmerksam, vergaß Pitt's Plane, und näherte sich den Sprechenden.

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als er hörte, daß Louise verlobt sei, und in vierzehn Tagen ihre Hochzeit feiern würde; aber er blieb außer allem Zweifel, als sich ein großer, wohlgewachsener Mann näherte, die Sprechenden ihm gratulirten, und er ohne Umstände den Glückwunsch annahm.

Fermer steckte seine Pfeife ein, nahm Hut und Stock, ging fort, ohne, wie er sonst that, mit dem Marqueur zu spaßen, und lief auf dem Spaziergange schnell auf und ab.

Menschen! Menschen! sprach er ganz laut, heuchlerische, giftige Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser, ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen und Schwerter im Busen! — O Bosheit, hab' ich dulden gelernt u. s. w.

Er hielt die ganze Rede Karl Moor's, und bemerkte in seiner Wuth nicht, daß sie nicht ganz auf seinen Zustand passe; wer wird auch in der Leidenschaft auf solche Kleinigkeiten Rücksicht nehmen?

Die Leute betrachteten ihn sehr aufmerksam; er hatte einen großen Hut, klirrende Sporen, die er immer trug, obgleich er nie ritt, einen Knotenstock, wie es einem Biedermanne ziemt, dabei arbeitete er mit den Händen gewaltig in der Luft herum, so, daß es manchen Einfältigen wohl zu verzeihen war, die ihn für einen Wahnsinnigen erklärten.

Er gieng nach dem Hause seiner Geliebten, stürmte die Treppe hinauf, und brach, ohne anzuklopfen, in ihr Zimmer. Sie frisirte sich eben und erschrack über seinen verwilderten Anblick.

Grausame! rief er, und stellte sich starr vor sie hin.

Louise wußte nicht, ob sie den Puderquast aus der Hand legen sollte. — Was ist Ihnen? fragte sie furchtsam.

Fermer. O! nichts! nichts! — Das ist Weibertreue! Ha! Schlangenfalschheit! Du bist mir fremd, Louise.

Louise. So haben Sie vielleicht gehört —

Fermer. Alles! alles! — Und Du wagst es noch, mir ins Gesicht zu sehn? Das Entsetzen, die Schaam macht Dich nicht zum Leichnam?

Louise. Lieber Fermer —

Fermer, Lügnerin! — O wie die Wuth in mir tobt! — Ich kann mich nicht lassen —

Er nahm wüthend die Puderschachtel, brach sie in Stücke und warf sie zum Fenster hinaus.

Wie Sie auch sind, sagte Louise, indem sie aufstand; womit soll ich mich denn nun frisiren?

Fermer stampfte gewaltig mit den Füßen, warf sich auf den Boden, erhob sich wieder und ging vor den Spiegel. — Wie es mich angreift! sagte er niedergeschlagen. Ich fühle, mein Ende ist nicht mehr weit, der Tod wird mitleidiger seyn als Sie.

Aber, sagte Louise sanftmüthig, es mußte ja doch einmal anders werden; man kann ja doch nicht ewig schwärmen; mein Vater hat Recht, man muß doch auch auf eine Versorgung denken. Ich wollte Ihnen nur neulich nichts sagen, weil ich Ihre Hitze fürchtete. — Nun sehen Sie, da schwimmen die Stücke der Puderschachtel — was nur die Leute davon denken werden.

Sie sah den Fragmenten wehmüthig nach, und Fermer sah aus, als ob er den Tisch nachwerfen wollte.

Ich glaubte, Sie hätten mich längst vergessen, fuhr Louise fort —

Aber meine liebevollen Briefe. —

Ich dachte, Sie schrieben sie nur, um sich im Styl zu üben, — und dann war ich immer in Angst, mein Vater würde endlich noch den ganzen Handel erfahren.

So müssen wir uns denn trennen? sagte Fermer in einem weinerlichen Ton.

Auf ewig! sagte Louise sehr rasch.

Auf ewig! seufzte Fermer und lag in ihren Armen: — wer weiß, ob wir uns nicht nach vielen Jahren einmal wiedersehn.

Wie würde mich das rühren, sagte Louise, wegen all der Erinnerungen. — Sie kennen ja wohl die schöne Scene in der Aussteuer von Iffland?

Ach ja! — und damit schieden die Unglücklichen. — Er eilte so schnell die Treppe hinunter, daß er sich mit dem Sporn den einen Stiefel aufriß und beinahe gefallen wäre.

Als er wieder auf seinem Zimmer war, sagte er: theure Nanette! große Seele! Jetzt erst erkenne ich ganz deinen Werth. — Er nahm sein Stammbuch und machte auf dem Blatte, auf das sich Louise geschrieben hatte, ein großes Kreuz mit Tinte; denn für ihn war sie ja gestorben. Es war ein rührender, ein großer Moment; er legte Löschpapier dazwischen, damit das unglückliche Zeichen nicht die gegenüberstehende Seite verderbe, und so ein übles Omen hervorbringe; denn Nanette hatte sich vis à vis eingeschrieben.

Es giebt Stunden im Leben, in denen sich der Mensch an Empfindungen so erschöpft hat, daß er nothwendig einschlafen muß. Fermer zog sich also aus, schickte den Stiefel zum Schuster und legte sich trübselig aufs Bett. Der Bediente hörte ihn schnarchen, als er vom Schuhmacher zurück kam.

Louise saß indeß an ihrem Schreibtisch und fertigte folgenden Brief an ihre Vertraute aus, die nach einer benachbarten kleinen Stadt verreist war, um unter Onkeln und Tanten auf Pikniks und einigen bevorstehenden Hochzeiten den Frühling auf dem Lande zu genießen.

Liebe Seele!

„Fermer und ich sind geschieden, es war eine entsetzliche Scene; ich mußte ihn mit Gewalt und mit Thränen zurückhalten, daß er nur nicht aus dem Fenster hinaus in den Kanal sprang. Ich hätte nie geglaubt, daß er einer so unendlichen Liebe fähig sei. — Meine Seele ist jetzt beunruhigt und ruhig zugleich; die Scene ist vorüber; aber er irrt jetzt vielleicht verzweifelt in

den Wäldern umher, haßt die Menschen und sich, und schlägt kein Auge auf, um die Natur nicht gewahr zu werden, die er an meiner Seite so oft bewunderte. Wir Weiber sind doch schwache Geschöpfe, das kann ich nun wohl mit Recht sagen; denn der Herr Walther gefällt mir im Grunde doch besser, er ist schöner; mein Vater sagt, er sei reich. — Ich habe mich darein ergeben; kommen Sie doch ja zu meiner Hochzeit zurück.»

»Wie schön ist der Frühling hier auf dem Lande,» schrieb die Freundin zurück; »aber Schade, daß ich noch fast gar nicht aus der Stadt gekommen bin, und es auch noch nicht habe möglich machen können, die Lektüre des Matthisson anzufangen. Aber meine Lust zu tanzen kann ich hier recht befriedigen, denn es wird alle Abend getanzt und gewalzt, und der Sohn des Bürgermeisters hier ist ein excellenter Tänzer und auch sonst ein artiger Mensch; er hat erstaunlich viel von Marquis Posa, dessen Rolle er auch fast ganz auswendig weiß. — Leben Sie wohl, bis wir uns fröhlicher wiedersehn.»

Fermer erhob sich gestärkt und getröstet vom Lager; die Dame gegenüber sah wieder aus dem Fenster, er ging im Zimmer auf und ab; bald sah er nach ihr; dann grüßte er; dann setzte er sich in einer schwermüthigen Stellung dicht an das offne Fenster, damit Sie ihn gewahr werden möchte; ja er gab sich selbst alle mögliche Mühe, um zu weinen, bildete es sich auch endlich ein und trocknete zu wiederholtenmalen die Augen. — Als er durchs Schnupftuch nach dem Frauenzimmer hinüber sah, bemerkte er, daß sie wieder lächle, und er schloß daher, ihre Seelen müßten ungemein sympathisiren.

Als sich die Dame zurückgezogen hatte, fiel es ihm ein, daß seine Mitbürger, nachdem er von der Akademie wieder zurückgekommen, wahrscheinlich irgend etwas von ihm erwarten würden. Er dachte an seine Geschichte, seine Empfindungen, an sein Herz, und er beschloß, alles in einem gutgesetzten Ritterromane wieder anzubringen; er sah sich schon gedruckt, rezensirt, in Kupfer gestochen. Auf einen feinen Bogen Papier schrieb er den Titel nieder, seinen Namen und inwendig: Erste Scene, denn es sollte dialogirt werden; dann durchdachte er die Materie und Einkleidung etwas genauer, trat bald vor den Spiegel, bald an das Fenster, und arbeitete so den größten Theil des Tages.

Er erhielt am folgenden Tage wieder einen schmeichelhaften Brief von Nanetten, die die Tochter eines Handwerkers war, aber immer große Gesinnungen äußerte, so, daß sie ihn selbst zuweilen beschämt hatte. Ideal! rief er aus, du sollst wahrlich in dem Buche nicht vergessen werden (er küßte den Brief), nein, ich mache dich aus Dankbarkeit zur Hauptheldin, alle deine Briefe sollen mit kleinen unbedeutenden Abänderungen gedruckt werden; Welt und Nachwelt sollen sie ebenfalls genießen, und die weibliche Tugend bewundern.

Er antwortete, er bekam Briefe, Louise feierte ihre Hochzeit, er schrieb an seinem Buche, er las andre Bücher, um sich zu bilden, ging spazieren, und rauchte einen neuen Pfeifenkopf braun; sah die Frau des Hauptmanns täglich; und als so ein Vierteljahr vergangen war, und Nanettens Briefe ausblieben, so gestand er es sich endlich, daß er in die Dame im Fenster gegenüber sterblich und unsterblich verliebt sei.

Eine neue wunderbare Situation! Sie war verheirathet; aber sie liebte ihren Mann gewiß nicht; der Hauptmann war gewiß ein roher gefühlloser Mensch; die Frau schmachtete wahrscheinlich nach Liebe und Büchern, und edelmütbigen Gesprächen; sie lächelte immer wenn sie ihn sah, — warum sollte er nicht den kühnen Schritt wagen, ihr seine Liebe zu gestehn?

Er wagte ihn, — und da er kein andres Mittel sah, warf er einen großen Brief in ihr Zimmer hinein, als das Fenster an einem warmen Tage offen gelassen war; dieser Brief enthielt alle seine Empfindungen, seine ewige Liebe, ganz genau beschrieben, so daß man hätte blind seyn müssen, um sie zu verkennen.

Er wollte nun den Erfolg seiner Erklärung abwarten; aber die Frau ließ sich seit der Zeit gar nicht mehr am Fenster sehn, und indem er noch in der höchsten Ungewißheit war, erhielt er ein Billet, das nichts geringeres als eine Ausforderung vom Hauptmann enthielt, der durchaus auf eine blutige Art die Beleidigung seiner Frau rächen wollte.

Fermer vergaß seine Bücher, seine Nanette, seine neue Geliebte, alles, über diese unvermuthete Ausforderung. Er schloß sich ein, er setzte sich nieder, er las das Billet noch einmal, und der Inhalt war um nichts besser; er weinte, er beklagte sein grausames Schicksal und sein frühzeitiges Ende, den Verlust seines Vaterlandes, die Vernichtung aller großen Plane. Er beschloß, die Ausforderung nicht anzunehmen, denn die Gesetze hätten dergleichen mörderliche Duelle verboten, ein junger Mensch könne wohl einmal in Versuchung fallen, verdiene aber deswegen nicht, daß er gleich umgebracht werde. Kurz, er hatte ungemein moralische Gedanken; er beschloß, in die Gattin des Hauptmanns nicht weiter verliebt zu seyn; denn es sei wirklich unrecht, aber auch nicht sich der Gefahr auszusetzen, die Spitze eines Degens in den Leib zu bekommen.

Aber bin ich nicht ein Feigling? rief er aus, indem ihm Friedrich mit der gebissenen Wange in die Augen fiel; soll sich ein deutscher Mann so betragen? — Was ist denn der Muth anders, als eben die Verachtung der Gefahr? Wahrlich, wenn es keine Gefahr gäbe, würden wir alle ohne Umstände muthig seyn. Jetzt nimmt vielleicht die größte Periode meines Lebens ihren Anfang, und ich ziehe mich selber schändlicherweise zurück; nein, ich will dem Abentheuer, ich will meinem Feinde entgegen gehn.

Er betrachtete seinen Degen, den er bis dahin noch nicht genau angesehn hatte, dann las er die Beschreibung einiger fürchterlichen Zweikämpfe, und hatte es noch nie so lebhaft empfunden, wie viel an Leib und Leben diese deutschen Helden gewagt hatten.

Er sah sich als Sieger aus dieser blutigen Fehde kommen, ein ganz neues, interessantes Kapitel in seiner Lebensgeschichte, er hörte sich bewundern, er war mit sich selber ungemein zufrieden.

Aber, unterbrach er diese angenehmen Vorstellungen, ich könnte mir denken, daß mein Gegner auch

der Held einer interessanten Lebensgeschichte wäre, in der ich gleichsam als Episode erschiene, als Nebenperson, die nur aufgefüttert ist, um den Ruhm dieses mir fremden Menschen zu verherrlichen; denn hätten jene alten Helden keine tapfern Männer umgebracht: so hätten wir auch von jenen Gefallenen keine weitläuftigen Sagen der Vorzeit. — Wer steht mir für den Sieg?

Dadurch wurde seine Heiterkeit wieder niedergeschlagen; er beschloß, niemand etwas von seiner Gefahr zu vertrauen, um sein gutes oder böses Schicksal in bestmöglichster Ruhe abzuwarten.

Der Bediente trug das Abendessen auf, aber der Herr hatte allen Appetit verloren; seine Schwermuth war so merklich, daß ihn selbst Johann fragte, ob ihm etwas fehle. Fermer seufzte, drehte den Kopf von der Seite und sagte: ihm fehle nichts.

Der Bediente kam wieder, und nahm das Abendessen fast ganz so wieder mit, wie er es aufgetragen hatte, das war ein unerhörter Fall; er konnte unmöglich seinen Herrn allein leiden lassen. Fermer ward durch die Treue seines Dieners gerührt, er fiel ihm schluchzend um den Hals. Johann! rief er aus, ich gehe in meinen Tod, mit dem Anbruch des Tages bin ich nicht mehr.

Johann entsetzte sich; denn er hatte noch rückstehenden Lohn zu fordern; er suchte seinem Herrn begreiflich zu machen, daß er nicht recht bei Sinnen sei, wie er aus diesen Reden und aus dem wenigen Appetite ganz deutlich abnehme. Fermer aber blieb in seiner tragischen Laune; behauptete, er könne nichts entdecken, aber sein Tod sei ihm nur allzugewiß.

Die Beredsamkeit Johanns stockte endlich, und der Herr nahm nun von seinem Diener den rührendsten Abschied. Einer hing am Halse des andern, beide weinten; die Edeln litten gewaltig.

Johann ging endlich zu Bette; in der grausenden Mitternacht schrieb Fermer diesen kurzen Brief an Nanette:

Gute!

„Lebe wohl, ewig wohl — ich danke Dir dafür, was Du mir in diesem Leben warst; die Erinnerung will ich mit in die Ewigkeit hinübernehmen. — Es ist schwarze Nacht, und der aufgehende Tag wird noch schwärzer seyn, — mein Schicksal ruft mit eherner Glockenstimme, ich muß ihm folgen — lebe wohl.“

Es wurde wirklich Tag, woran Fermer immer noch im Stillen gezweifelt hatte; er nahm seinen Degen unter seinen Ueberrock und verließ die Stadt. Es war ihm schauerlich, daß noch alle Leute schliefen und er allein so früh aufgestanden sei, um sich abschlachten zu lassen.

An dem bestimmten Orte sah er den Hauptmann mit entblößtem Degen stehn — aller Muth verließ ihn, er näherte sich zitternd und sank auf ein Knie nieder.

Großmüthiger Feind! rief er demüthig, — schonen Sie einen Jüngling, dessen Unbesonnenheit —

Der Hauptmann gab ihm ein paar Schläge mit der Klinge, die ziemlich empfindlich waren. Sei Er künftig kein Narr, sagte er, alles war nur ein Spaß, — ich mich schlagen mit einem solchen Schlucker? — Er ist jetzt genug gestraft, ich und meine Frau haben schon im Voraus über diese Posse gelacht. — Er steckte den Degen ein.

Fermer dankte in den rührendsten Ausdrücken, er flog zur Stadt zurück; Johanns Freude, daß er seinen Herrn wiedersah, war unbeschreiblich; Fermer zahlte ihm seinen Lohn aus, und gab ihm noch überdies ein Geschenk, dann legte er sich zu Bette und schlief einen vortrefflichen gesunden Schlaf.

Als er aufstand, war er ungewöhnlich froh; er aß stärker als gewöhnlich, rauchte mehr Tabak als gewöhnlich, zog sich besser an als gewöhnlich. Es war, als wenn er allen Gütern dieses Lebens seine Antrittsvisite abstatten wollte. Nachmittags schrieb er folgenden Brief an Nanetten:

Theure Seele!

„Die Gefahr ist vorüber — ich bin dem Leben zurückgegeben. — Beinahe wär' ich Dir auf mehr als eine Art entrissen worden, aber der Himmel hat sich unsrer Liebe angenommen, nun bin ich ganz, ganz wieder Dein; alle Hindernisse sind gehoben. — Jauchze mit mir, die Vernichtung hat nun weiter keinen Theil an mir, ich war der Gefahr zu stark; mein brausendes Blut, meine Nervenstärke hat den Tod zurückgeschreckt. Der Mann müßte kein Mann seyn, der nicht einmal das Schicksal besiegen könnte. — Ich will in der Einsamkeit nun ganz Dir leben, nur Gedanken an Dich sollen mich beschäftigen.

Adieu.“

Er gab beide Briefe zugleich auf die Post, der erste sollte mit der reitenden, der andere mit der fahrenden abgehn, so daß sie ungefähr zu gleicher Zeit ankämen.

Er wollte zum Fenster hinaussehn, zog aber den Kopf schnell wieder zurück, denn die Frau des Hauptmanns sah aus dem gegenüberstehenden.

Fermer machte nun ganz ernsthaft den Plan, die Stadt zu verlassen, und sich reizender auf einem Dorfe, den Rest des Sommers, einzumiethen. Es kam ihm so schön vor, sich als ein unbekannter Menschenhasser unter den Bauern umherzutreiben, die Neugier der Leute zu spannen, und jeden zu verwünschen, der nur ein menschliches Gesicht habe. Das ganze Menschengeschlecht sah er als eine Rotte von Verräthern an. Louise, die Hauptmännin, der Hauptmann, hatten sich treulos gegen ihn erwiesen, und auch von Nanetten war seit lange kein Brief angekommen. Hinlängliche Gründe, um die Welt zu verfluchen; viele thun es oft aus noch geringern Ursachen.

Er fand eine Wohnung, die ihm gefiel, und zog mit seinem Bedienten hin, das Dorf war nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt. Johann mußte nun viel leiden, weil er das Unglück hatte, auch zu den Menschen zu gehören; bald war das Essen schlecht, bald wurde seinem Herrn die Zeit lang, bald schimpfte er, daß auf dem Dorfe kein Kaffeehaus sei, und kein vernünftiger Mensch zum Umgang, um die Einsamkeit erträglich zu machen.

Er lernte Lieschen, die Tochter des Küsters, kennen. Sie war ein derbes, gesundes Mädchen, dem Fermer, seiner Sporen wegen, ganz außerordent-

lich gefiel. Er besuchte den Vater, sprach mit der Tochter, fluchte auf die Menschen, schalt sie alle Bösewichter, und machte Lieschen zu seiner Vertrauten.

Sie lernte bald von ihm die Menschen verwünschen und die Einsamkeit der Gesellschaft vorziehn, beide waren daher jetzt unzertrennlich. Fermer verliebte sich, er ward wieder geliebt, und da Lieschen in Büchern nicht sehr belesen war, so ging diese Liebe bald aus dem Sentimentalen in die natürliche über. Der Vater bemerkte ihre Vertraulichkeiten und ward ergrimmt; um ihn zufrieden zu stellen, ließ sich Fermer mit Lieschen aufbieten und versprach, die Hochzeit in vierzehn Tagen zu feiern.

Plötzlich erschien Nanette im Dorfe; sie hatte Fermern in der Stadt vergebens gesucht; sie war ihrem Vater entlaufen, um bei ihm Trost zu finden. — Alle waren in Verzweiflung.

Nanette warf sich auf die Knie und schrie und heulte. — Ich bin Mutter! rief sie pathetisch, — (und es wäre unnöthig gewesen, es zu sagen; denn jedermann bemerkte es). — Ums Himmelswillen, Leopold! gieb diesem Kinde einen Vater, oder ich muß es mit diesen Händen umbringen, so leid es mir auch thun sollte. — Laß die Bitten einer Mutter an Dein Herz ergehn.

Lieschen wollte schon aus dem ähnlichen Tone zu sprechen anfangen, als sich Nanette endlich besänftigen ließ, und großmüthig, nachdem ihr Fermer einige hundert Thaler verschrieben hatte, zurückstand. — Sie entdeckte jetzt, daß sie einen Liebhaber habe, der sie heirathen wolle, wenn sie nur einiges Vermögen aufzuweisen habe; er war auf der Universität Hofmeister eines jungen Amtmannssohns gewesen, und bekam jetzt eine Stelle an der Schule in Fermers Geburtsstadt.

Alle waren zufrieden; Fermer zog mit seiner Frau in die Stadt, und brachte ihr Geschmack an Büchern bei; sie lernte Louisen kennen, diese mit der Vertrauten, die indessen ihren Marquis Posa geheirathet hatte, nebst Nanetten und ihrem Mann, machten einen vertraulichen Zirkel aus, in dem man las und sprach und gähnte. —

Fermer ist seitdem Schriftsteller geworden und bietet den Buchhändlern folgende Manuscripte an:

- Löwenhelm, der Bärenstarke, Vaterlandssage, in 3 Bänden.
- Die Eroberung von Teltow, ein brandenburgisch-vaterländisches Schauspiel, in 6 Aufzügen.
- Die unsichtbaren Sichtbaren, eine Geschichte, die man kürzlich in den Obelisken gefunden, 4 Bände.
- Rudolph vom Kellersporn, gemeinhin genannt der Abgrundspringer, in 2 Bänden.

Der Naturfreund.

Erzählung.

1796.

Um die Zeit im Sommer, in der ein Theil der schönen Welt gewöhnlich seine Zuflucht nach einem Bade nimmt, setzte sich auch ein Kriegsrath **Kielmann** in einen Wagen, um die Stadt zu verlassen. Er war nicht krank, und wollte auch kein Bad besuchen, sondern eine Zeitlang in der Nähe eines Gesundbrunnens wohnen, um die schöne Natur zu genießen.

Der Kriegsrath Kielmann war ohngefähr dreißig Jahr alt und ein sehr brauchbarer Geschäftsmann, er hatte eine Erholung nöthig, weil er eine lange Zeit strenge gearbeitet hatte, und er jetzt selbst für seine Gesundheit fürchtete. Er wollte daher mehrere Wochen auf dem Lande zubringen, um sich und einer schönen Muse zu leben: denn der Kriegsrath war zugleich ein Mann von Empfindung, der in seinen jüngern Jahren die schönen Wissenschaften studirt hatte. Daraus wollten ihm manche Leute in der Stadt einen Vorwurf machen; ja manche gingen gar so weit, ihn einen Narren zu schelten: diese aber waren meist mit dem Kriegsrathe Weller verwandt, dessen Tochter Herr Kielmann nicht geheirathet hatte, ohngeachtet es ihm angeboten, und sie das reichste Mädchen in der Stadt war. Kielmann achtete wenig auf dieses Gerede, denn er war zu sehr Philosoph, um sich um Stadtgeschwätz zu kümmern; er fuhr jetzt mit frohem Sinne durch das Thor, und steckte seinen Kopf lächelnd weit aus der Chaise heraus, um sogleich das freie, sonnige Feld in Augenschein zu nehmen.

Jetzt will ich dich nun auch recht genießen, o Natur, dachte der Kriegsrath bei sich selber; alle meine Arbeiten und Geschäfte will ich nun vergessen und nur für dich Augen und Gedächtniß haben. Ich will zu den Empfindungen meiner poetischen Kinderjahre zurückkehren, ich will mein Daseyn verjüngen und wie ein Kind an den Händen der Schönheit und der Natur einhergehn.

Der Wagen fuhr indessen weiter, und der Kriegsrath gab sich große Mühe, ja keinen Berg oder kein Dorf mit seinen Augen zu versäumen, damit er nichts vom Genuß der ländlichen Natur verliere. — Wie glücklich bin ich, fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, daß ich noch so frei und ledig bin, ganz meinen eigenen Einfällen folgen kann und nicht von den Launen einer Frau abhänge; die Mademoiselle Weller ist ein ganz hübsches Mädchen, sie hat viel Geld, aber wenig Verstand und noch weniger Empfindung, keine Lektüre und keine Liebe für die Poesie; aus der Natur macht sie sich gar nichts, sie lacht zu viel, sie scherzt über alles. — Es ist überhaupt besser, daß ich mich nicht mit dem Heirathen übereile; denn wie selten ist es, daß wir eine Seele finden, die mit uns sympathisirt und ohne die reinste Sympathie der Seelen fühlt man in der Ehe nur die Fesseln, und den Verlust der Freiheit.

Kielmann hatte während dieser Betrachtungen einen See, der links an der Straße lag, zu bewundern vergessen; er ließ daher den Kutscher still halten, und stieg aus, um das Versäumte nachzuholen. Dann ging er einen Fußsteig über eine Wiese und ließ den Wagen langsam weiter fahren; er betrachtete nun jede Gruppe von Bäumen sehr genau, und suchte sie seiner Phantasie einzuprägen; er empfand ungemein viel, und stieg nur erst wieder in den Wagen, als ihn das Gehen ermüdete.

Als er wieder im Wagen saß, freute er sich auf den Anblick einiger Ruinen, die in einer halben Stunde erscheinen würden, und bei denen er schon in der bloßen Vorstellung einen kleinen Schauder empfand. — Bäume und Häuser gingen nun rasch seinen Augen vorüber, der Gesang der Vögel, das Rasseln der Räder, das Rauschen der Bäume und die wiegende Bewegung des Wagens versetzten ihn bald in eine gewisse Trunkenheit, er rieb die Augen zu wiederholtenmalen, gähnte dann, und nach einiger Zeit akkompagnirte er das Konzert der Natur mit einem lauten Schnarchen.

Der Fuhrmann rief: Brrr!! — Die Pferde standen, der Wagen hielt; der Kriegsrath dehnte sich, gähnte und rieb die Augen mit seinen ausgespreiteten Händen. — Wo sind wir denn? rief er jetzt dem Fuhrmann zu.

Beim Wirthshause, Herr Kriegsrath, hier wollen wir füttern. — Das war ein schlimmer Weg, die letzte halbe Meile hieher. —

Aber wo sind denn die Ruinen?

O Gottlob, da sind wir schon seit einer Stunde vorbei.

Schon seit einer Stunde? fragte der Kriegsrath und stieg noch halb schlaftrunken aus dem Wagen.

Ei! ei! sagte er zu sich selber, das ist nicht fein! Pfui! in der schönen, offenen Natur einzuschlafen! Auf einer Reise, auf die du dich schon seit so lange gefreut hast! — Wenn das so fortginge, so würden wir mit dem Genuß der Natur nicht weit kommen.

Man bereitete das Mittagsessen, das unsern Reisenden wieder stärkte; der Wirth unterhielt ihn dabei mit den Namen der Brunnengäste, die schon durchgereist wären; Kielmann aß und trank, und wiederholte sich die schönen Scenen in seiner Phantasie, die ihm auf dem Lande bevorstünden; die rauschenden Wälder, der Gesang der Nachtigallen und Lerchen, die schöne Unschuld von Dorfbewohnern, die Simplicität ihrer Lebensart u. s. w. — Es mißfiel ihm die Geschwätzigkeit des Wirths und er trieb den Fuhrmann und seinen Bedienten an, um so geschwind wie möglich, wieder anzuspannen.

Die Reise ging weiter. Der Kriegsrath labte sich wieder an den schönen Aussichten, und schlief dann zur Abwechslung wieder ein; auf jeder Meile nahm er sich fest vor, munter zu bleiben, aber seine Natur überwand jedesmal seinen Vorsatz; dann ward er auf sich selbst böse, und war am Ende doch genöthigt, sich wieder mit sich auszusöhnen.—Spät in der Nacht hielt der Wagen in dem Dorfe, in welchem der Kriegsrath seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Er aß nur wenig und legte sich bald schlafen.

Der Gesundbrunnen war nur eine halbe Meile von diesem Dorfe entfernt, und hier wohnte neben andern für uns uninteressanten Gästen die Geheimeräthin Langhof mit ihrer Tochter Caroline; der Mann war schon seit einigen Jahren todt und sie lebten jetzt von einer Pension und den unbedeutenden Renten eines kleinen Vermögens. Die Tochter ward in jedem Sommer krank, und die Mutter wandte einen großen Theil ihres jährlichen Einkommens darauf, um mit Carolinen eine Zeitlang auf dem Brunnen zu wohnen, um sie dort mit allen Gästen bekannt zu machen; der Zweck davon war: Mademoiselle Langhof war schon fünf und zwanzig Jahr alt, und doch noch nicht verheirathet. Man war in der Gesellschaft, man tanzte und lachte, und die Mutter glaubte, daß sich die Tochter doch wohl irgend einmal einen reichen, angesehenen Mann antanzen würde, den ihre schönen Augen oder ihr noch schönerer Wuchs auf ewig zu ihrem Sklaven, oder was noch schlimmer und bedeutender war, zu ihrem rechtmäßigen Manne machen würden.

Der Leser, der so gütig ist, diese kleine und unbedeutende Erzählung Wort für Wort zu lesen, wird uns nun erlauben, mit Briefen fortzufahren, die wir neben einander stellen wollen, damit die Verschiedenheit des Styls und der Charaktere desto mehr in die Augen falle.

Beim Sonnenaufgang saß der Kriegsrath schon an einem Tisch und schrieb einen Brief an einen Freund in der Stadt, den er aber nicht sogleich abschickte, sondern in der Form eines kleinen Tagebuches fortsetzen wollte; die schöne Caroline schrieb fast um dieselbe Stunde an eine Freundin, und der Leser erhält nun hier die

Parallelbriefe.

Briefe des Kriegsraths Kielmann.

am 3ten Juli.

Liebster Freund.

O wie glücklich, wie außerordentlich glücklich bin ich! — Ich schreibe Ihnen aus meinem Dorfe, indem die Sonne aufgeht und rothe, feurige Strahlen über mein Papier wirft. — Ein schöner Hügel mit Bäumen bekränzt steht vor meinen Augen, und mir ist so frisch und leicht, daß ich es Ihnen gar nicht beschreiben kann.

Welche reine gesunde Luft athme ich hier ein! — Wie froh werde ich nach einigen Wochen zur Stadt und zu meinen Geschäften zurückkehren! — Hier brauche ich nun nach keinem Rathhause zu gehen. Hier ängstigen mich nicht die vollgestopften Repositorien mit ihren bestäubten Akten. Ich will oft an diese Qualen zurückdenken, um die kurze Zeit, die ich hier zubringe, desto mehr zu genießen.

Briefe der M. Caroline.

am 3ten Juli.

Liebe Louise.

Ich bin heut früher als gewöhnlich aufgestanden, und es scheint heute recht schönes Wetter zu werden. — Was das hier angenehm ist, daß man sich nicht so wie in der Stadt zu genieren braucht. — Ich habe nun endlich meine elegante Morgenhaube fertig, und ich trage sie heute im Negligee zum erstenmale. — Das öftere Umkleiden, die Pläsirs, das Brunnentrinken macht, daß die Zeit vergeht, man weiß selbst nicht wie. Alles ist hier so lustig und munter, besonders ist ein gewisser Herr Brand die Seele der ganzen Gesellschaft. Er ist lauter Leben. Bald springt er herum, bald giebt er Räthsel auf, bald neckt er einige aus der Gesellschaft; er hat ein erstaunliches Gedächtniß. — Manche wollen es ihm nachmachen, aber es gelingt doch keinem so recht.

Briefe des Kriegsraths Kiekmann.

am 4ten Juli Nachmittags.

Ich habe gestern und heute die schönen Gegenden umher besucht.* Da ist ein kleiner Wasserfall hier ganz in der Nähe, der mich heut Morgen entzückt hat.

Das Mittagsessen, das ganz einfach war, hat mir heute köstlicher geschmeckt, als je in der Stadt, und die Menschen, bei denen ich wohne, sind so simpel und so gut, daß mich ihre Gespräche mehr unterhalten, als die mit jenen verfeinerten Stadtmenschen, die nie wissen, was sie glauben oder sagen sollen.

---

am 5ten Juli.

In dieser Nacht ist plötzlich Regenwetter eingefallen und es scheint anhalten zu wollen. — Das macht mir freilich einen großen Strich durch meine schöne Rechnung; ich muß mich aber trösten und meine Zuflucht zur Lektüre nehmen. Es ist denn doch gut, daß ich einige von meinen Lieblingsdichtern mitgenommen habe. Ich habe Thomsons Jahrszeiten schon angefangen und lese dies schöne Gedicht immer wieder mit großem Interesse von neuem.

---

am 7ten Juli.

Immer noch Regen und schwarzbezogener Himmel! — Das Wetter macht mich ganz unbegreiflich träge und schläfrig. Ich lese fast unaufhörlich; aber das Lesen spannt mich zu sehr an.

Statt selbst in der goldnen Zeitenwelt zu leben, lese ich jetzt Gesners göttliche Schilderungen davon. Es will mir nur alles nicht recht behagen, weil ich mich auf die Natur selbst zu sehr gefreuet habe.

---

am 10. Juli.

Es ist doch zu arg! Denken Sie nur, lieber Freund, das Regenwetter will immer noch nicht aufhören. Die Zeit meines Urlaubs verstreicht indeß, und ich sitze hier in einem schmutzigen, elenden Dorfe gefangen, ohne Beschäftigung, ohne Gesellschaft. — Soll man dabei nicht unzufrieden werden? Wenn ich wüßte, daß das Wetter so bliebe, ließe ich gleich anspannen und führe wieder nach der Stadt zurück. — Alles macht mir hier Langeweile; da ich nicht mehr spazieren gehen kann. Die Leute hier sind zwar auf den ersten Anblick recht gut; aber zum Umgang sind sie doch ganz unbrauchbar. Das Essen hier ist auch meistentheils sehr schlecht, und was das schlimmste ist, die Menschen wissen es nicht zuzurichten. — Ich bin ordentlich auf Neuigkeiten aus der Stadt begierig; aber man erfährt hier nichts, ich lebe hier, wie in der Arabischen Wüste.

Briefe der M. Caroline.

Nachmittags am 4ten Juli.

Ich kann immer noch vor Lachen nicht zu mir selber kommen. Herr Brand hatte heute Mittag einen Bauern zum besten, der Erdbeeren zum Verkauf brachte. Die ganze Tischgesellschaft wollte sich vor Lachen ausschütten. Es ist ein allerliebster Mensch, der Brand! die Frauenzimmer hier reißen sich auch um ihn; wie wenige Männer giebt es doch, die ihm ähnlich sind. Wie stechen die alten, steifen Offiziere, die hier sind, gegen ihn ab!

---

am 5ten Juli.

Es ist um zu verzweifeln! Es war so eine schöne Landpartie arrangirt und nun fällt es dem Himmel ein, zu regnen. — Da ist nun die liebe Frau von Lemstein und Herr Mannezt gebeten, und nun werden wir uns heute an den langweiligen l'Hombretisch setzen müssen. Ich werde Langeweile haben und vielleicht noch mein Geld verlieren, denn ich gebe gewiß auf das Spiel nicht Achtung. — Ist es nicht um zu verzweifeln, liebe Louise.

---

am 7ten Juli.

Jetzt ist mir bei dem schlechten Wetter doch besser, wenigstens etwas. Herr Brand hat uns schon einigemal recht lustige Anekdoten vorgelesen, wir kommen dabei im Saale zusammen; heute Abend wollen wir ein Pfänderspiel versuchen.

Das schlechte Wetter ist doch immer hier noch eher zu ertragen, als in der Stadt, man ist doch ungenirt und dabei in Gesellschaft.

Wie ich es sagte! ich habe gestern einen Thaler und drei Groschen verloren.

---

am 10. Juli.

Wir sind jetzt immer alle recht vergnügt. Es ist nur ärgerlich, daß mir Mama jetzt immer Streiche spielt. Sie mag den Herrn Brand nicht gerne leiden, und darum soll ich auch nicht viel mit ihm umgehn. Die Pfänderspiele haben uns alle recht amüsirt, und der kleine Brand wußte es so einzurichten, daß ich ihm durchaus ein Paar Küsse geben mußte. Es ist recht Schade, daß der hübsche Mensch nicht mehr Vermögen hat; denn so sagt man von ihm, daß er viel schuldig seyn soll. Ein paar allerliebste Sprüchwörter hat er auch erfunden und aufgeführt; in dem einen mußte ich seine Frau vorstellen; das gab denn zu allerhand Neckereien Gelegenheit, die Mama viel zu ernsthaft genommen hat. Ich wette, wenn der junge Mensch reicher wäre, Mama würde ihn selber gern sehen. — Aber so, — ach, ich weiß nicht, was ich alles schwatze! —

Briefe des Kriegsraths Kielmann.

am 11. Juli.

Ich bin mit dem Prediger des Dorfes, einem alten wunderlichen Manne, bekannt geworden. Er hat eine außerordentliche Leidenschaft fürs Kartenspiel, versteht aber kein anderes, als das gemeine, alte, fränkische Mariage. Er lenkte bald darauf ein, und ihm zu Gefallen habe ich heute fast den ganzen Tag an dem Spieltisch versessen. — Was sagen Sie dazu, mein Freund? Aber was soll man auch bei dem abscheulichen Wetter anfangen?

am 14. Juli.

Ich finde doch, daß man bei jedem Spiele mehr Feinheit anbringen kann, als man im Anfange glaubt. Der Prediger hatte bisher immer von mir gewonnen; aber jetzt ist oft der Sieg zweifelhaft. Das Spiel interessirt mich ordentlich lebhaft; der sonderbare Mann hat mich mit seiner Leidenschaft angesteckt.

am 20. Juli.

Ich bin recht böse auf mich, und ich denke, ich habe Ursache dazu. Schon seit vier Tagen ist das schönste Wetter von der Welt, und ich habe sie am Spieltische zugebracht, mit dem abgeschmackten Prediger und seinem kläglichen Spiele habe ich sie verschwendet. Erst heute bin ich wieder ausgegangen.

Wie kann der Mensch so schwach seyn? — Ich begreife mich selbst nicht.

am 21. Juli.

Ich habe den benachbarten Brunnen heute besucht, und ich finde, daß uns selbst auf dem Lande Gesellschaft unentbehrlich ist. Es sind viele Bekannte hier, als die Geheimeräthin Langhof mit ihrer Tochter, die Frau von Lemstein und andre. Pharao wird hier hoch gespielt. Ich werde öfter herkommen.

am 22. Juli.

Bin ich nicht ein rechter Narr, daß ich meine Zeit verderbe und mein Geld verspiele? — Ich habe heute im Pharao sehr ansehnlich verloren; ich will es auch künftig unterlassen.

am 23. Juli.

Die Gegend um den Brunnen und die Gesellschaft dort gefällt mir außerordentlich. Ich habe heute nicht gespielt und mich doch sehr unterhalten. Sie werden die Tochter der Räthin Langhof kennen, es ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen; ich habe mit ihr und der Mutter viel gesprochen, wir gingen ziemlich lange mit einander spazieren. Man hat mich eingeladen.

Briefe der M. Caroline.

am 11. Juli.

Ich kann doch den Herrn Brand nicht vermeiden, ohne die ganze Brunnengesellschaft aufmerksam zu machen, nicht wahr, liebe Louise? Und doch will es Mama durchaus so haben. Und ich weiß es, daß es den armen Menschen betrübt, wenn ich mich jetzt mehr zurückziehe. Er geht mir immer nach und sucht recht geflissentlich meine Gesellschaft, — ja Mama mag es ihm selber verbieten! was geht es mich an?

am 14. Juli.

Denken Sie nur, man sagt sich ins Ohr: Brand würde die dicke Frau von Lemstein heirathen. Er spricht zwar viel mit ihr, aber das kann ich denn doch unmöglich von ihm glauben. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, liebe Louise? Sie kennen ja auch das häßliche Weib.

am 20. Juli.

Es ist gewiß mit der Frau von Lemstein. O der Windbeutel! — Aber die ganze Gesellschaft hier verachtet ihn auch, und das mit Recht; der Harlekin kömmt einem gar nicht wie ein ordentlicher Mann vor. Bloß des Vermögens wegen ein altes, häßliches Weib zu heirathen?

Wie kann ein Mensch so elend seyn? — Ich kann es nicht begreifen.

am 21. Juli.

Ich wünsche, wir möchten wieder bald nach der Stadt zurückreisen. Alles wird hier so langweilig; man amüsirt sich jetzt mit Hazardspielen. — Da war heute der unausstehliche Kriegsrath Kielmann hier, der empfindsame Narr. Sie müssen ihn auch kennen, der einmal eine Liebschaft mit der Mamsell Weller hatte.

am 22. Juli.

Mama hat auch Lust, nach der Stadt zurückzukehren, und ich wünsche, es würde nur erst angespannt, dann könnt' ich mit Ihnen, liebe Louise, über dies und jenes weitläufig sprechen.

am 23. Juli.

Das fehlt uns noch, daß uns die langweiligen Narren auf den Hals kommen! Da hat sich der pinselnde Kielmann den ganzen Tag mit uns herum getrieben, und mir vollends alle Laune verdorben. Mama ist von dem vernünftigen Manne ganz charmirt, und hat ihn auf morgen gebeten. — Alles ist mir entgegen! — Ich möchte manchmal toll werden!

Briefe des Kriegsraths Kielmann.

am 24sten Juli.

Die Mademoiselle Langhof ist nicht nur ein schönes, sondern auch ein überaus verständiges Mädchen, sie spricht auch mit vielem Gefühl. Ein affektirtes Windspiel strich heut viel bei ihr herum; sie begegnete ihm aber, zu meiner großen Freude, mit der gehörigen Verachtung. Etwas, das man selbst bei den klügsten Frauenzimmern nur sehr selten findet, denn fast alle lieben bei den Mannspersonen die Affenmanieren.

Die Räthin selbst ist eine hochachtungswürdige Frau; sie scheint von mir eine sehr gute Meinung zu haben. Sie äußerte heut, daß sie wünsche, ich möchte sie öfter besuchen, damit sie sich etwas mehr von der uninteressanten Brunnengesellschaft entfernen könne. — Wenn ich der Tochter nur nicht zur Last falle! Mir schien es heut, als wenn sie mich nicht besonders gerne sähe. — Es thut mir fast leid, daß ich nicht selbst auf dem Brunnen wohne: der Weg nach dem Dorfe ist doch etwas beschwerlich.

am 27sten Juli.

Ich bin jetzt den ganzen Tag auf dem Brunnen. Morgen wird hier ein Zimmer leer, und ich will nun noch auf einige Tage hier wohnen.

Die Räthin hat mir erzählt, daß ihre Tochter mich sehr gerne sähe, daß sie oft nach mir frage, und daß sie nur zu blöde und bescheiden sei, um etwas von ihrer Zuneigung in meiner Gegenwart zu äußern. Ich habe es nie recht glauben können, aber jetzt bin ich davon überzeugt. Sie ist seit zwei Tagen sehr freundlich gegen mich, und als ich ihr heut aus dem Klopstock etwas vorlas, bemerkte ich plötzlich, daß Thränen aus ihren Augen brachen. — Wenn ich aufrichtig seyn soll, lieber Freund, so muß ich Ihnen sagen, daß das mein Herz gebrochen hat; ich fühle es jetzt, daß ich sie liebe, die Natur umher hat neue Reize für mich, ich bin glücklich. — Wenn sie mich nur wieder liebte, so wie ich sie liebe!

am 28sten Juli.

Ich habe mich erklärt, ich habe die Einwilligung. — Beschuldigen Sie mich keiner Uebereilung, theurer Freund; wie selten findet man jetzt ein fühlendes Herz? man achte es köstlich, wenn man es gefunden hat.

am 2ten August.

Morgen reise ich von hier ab, und zwar in Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwiegermutter; ich glaube, es wird nun gerade ein Monat seyn, daß ich die Stadt verlassen habe. — Wie freue ich mich darauf, Sie wieder zu sehn und Ihnen meine künftige Gattin vorzustellen.

Briefe der M. Caroline.

am 24sten Juli.

Einen so verdrießlichen Tag habe ich seit lange nicht erlebt. Der Kriegsrath ist fast bis um Mitternacht geblieben, und auch der elende Brand war impertinent genug, uns auf eine Stunde zu besuchen. Ich denke aber, ich bin ihm so begegnet, daß er nicht wieder kommen soll. Recht das Gegentheil von ihm ist der Kriegsrath, mit dem Mama außerordentlich höflich und freundschaftlich ist, weil er Vermögen hat: er findet sich dadurch sehr geschmeichelt.

Es war gestern ein Gewitter, und ich glaubte gewiß, daß uns der Kriegsrath verschonen würde; aber er kam dennoch. — Mama meint, er wäre in mich verliebt; je nu, als Mann wäre er wohl noch zu ertragen. Wir wollen sehen, wie es sich fügt; ich will wenigstens von nun an freundlicher gegen ihn seyn; sollte es auch nur deswegen geschehen, um den jämmerlichen Brand recht empfindlich zu kränken. — Wenn der Kriegsrath nur nicht so ganz außerordentlich langweilig wäre.

am 27sten Juli.

Der Kriegsrath wohnt jetzt auf dem Brunnen, so sehr hat er sich an uns attachirt.

Ich möchte jetzt mehr darauf wetten, daß er wirklich in mich verliebt ist. Unaufhörlich betrachtet er mich mit sehr zärtlichen Augen; er seufzt und ist oft in Gedanken. Ich begegne ihm freundlicher, und er ist dadurch sehr glücklich. Er las uns heute aus dem Klopstock etwas vor; er liest sehr schlecht, und dann machte mir auch der unaufhörliche Kram von Engeln und bösen Geistern, die unverständlichen Verse, und daß das Gedicht durchaus nicht spaßhaft war, so viel Langeweile, daß mir die Kinnbacken vom verbißnen Gähnen weh thaten; meine Augen gingen endlich davon über und er hielt es für Rührung.

Seit diesem Augenblicke wurde er noch weit zärtlicher gegen mich; meine Mutter ist sehr zufrieden, und ich bin es beinahe auch.

am 28sten Juli.

Er hat sich erklärt, er hat die Einwilligung. — Nennen Sie mich nicht rasch, liebe Louise, denn meine Mutter hat Recht. Die reichen Männer sind jetzt selten, und man schlage schnell zu, wenn sich einer anbietet.

am 2ten August.

Ich komme zurück, und zwar mit einem Bräutigam. — Endlich werde ich Sie nun wiedersehn, liebe Louise, und Sie müssen gleich in den ersten Tagen den Kriegsrath, meinen zukünftigen Mann, kennen lernen. — Leben Sie bis dahin recht wohl.

Und weiter? —

Alle kamen glücklich zur Stadt zurück, es ward eine gewöhnliche Heirath geschlossen.

Der Kriegsrath ward ein Ehemann; die ganze Stadt lachte, selbst die Braut lachte ein Duett mit ihrer Mutter.

Und der Kriegsrath Kielmann? —

Je nun, der sah ein, daß er sich geirrt habe. — Aber ist nicht all unser Wissen in dieser Welt nur ein Irrthum? — Er tröstete sich mit diesem Gedanken.

Die gelehrte Gesellschaft.

Eine Geschichte.

1796.

Wildberg saß angekleidet an einem Tische, und war eifrigst bemüht, eine Feder zu zerkäuen. Wer ihn sah, hätte wenigstens darauf schwören sollen, daß dieses sein angelegentliches Geschäft sei, aber im Grunde schrieb er Verse. — Es schlug drei Uhr, und ihm fehlte immer noch der Schluß seines Gedichts, und doch sollte er es um diese Zeit schon seinen guten Freunden vorlesen. Er wünschte selber nichts mehr, als daß es fertig seyn möchte, aber es wollte sich ihm zum Trotz das Ende immer nicht finden lassen; denn ein Gedicht in Reimen kann man nicht so behende schließen, als eines, das in Hexametern, oder gar in einem freien Sylbenmaaße geschrieben ist.

Man sagt, daß es kein so ungeduldiges Geschöpf gebe, als einen Dichter, der sein Produkt vorlesen wolle. Einer meiner Freunde, der sich auch für einen Dichter hält, behauptet wenigstens, daß, wenn es auch keine Unsterblichkeit, keinen Nachruhm gebe, ja wenn einem selbst in der Literaturzeitung übel mitgespielt würde, das Vorlesen eines Werks in einer Gesellschaft guter Freunde alles dieses Unglück gewissermaßen vergüte. Wenn dieser Satz wahr ist, so läßt sich Wildbergs Unruhe nicht begreifen; denn eine Minute verging nach der andern, und der Schlußgedanke kam immer noch nicht. Endlich steckte er sein Papier ein, fest entschlossen, entweder nur fünf Strophen seines Gedichts vorzulesen, oder unterwegs seine Phantasie noch anzustrengen.

Die Gesellschaft, zu der Wildberg eilte, bestand aus ihm und drei Freunden, die wir jetzt ganz kurz charakterisiren wollen.

Wildberg war ein Mensch, der viele Verse schrieb, und man hat schon oft behaupten wollen, diese Gattung von Leuten hätte nicht viel Charakter. Er war ein ganz guter Mensch, und seine größte Schwachheit war eben sein Hang zur Dichtkunst, und doch kamen ihm wenige Gedichte, die seinigen ausgenommen, poetisch vor. Er arbeitete sich oft ab, etwas Neues und Originelles hervorzubringen, und wenn er ausging und ihm irgend ein Gedanke einfiel, so fragte er sich gleich, ob er ihn nicht in einem Gedichte anbringen könne; denn sonst hatte er kein Interesse für ihn. — Er theilte die Menschen in zwei Klassen, in diejenigen, denen seine Gedichte gefielen, und in die, die sie schlecht fanden; den letztern traute er wenig Geschmack und auch nicht zu viel Tugend zu. Hätte man ihn dahin bringen können, kein Dichter zu seyn, so wäre er gewiß ein desto besserer Mensch geworden.

Das zweite Mitglied des kleinen Klubs hieß Wandel, und war ein sehr gesetzter ernsthafter Mensch. Man hätte ihn durch nichts dahin bringen können, irgend etwas zu thun oder zu unternehmen, wovon er keinen Nutzen absehn konnte. Jeder Umgang, jeder Besuch, jedes Buch, das er las, mußte Einfluß auf ihn haben, und doch hielt er sich für so ausgebildet, daß nichts auf ihn Einfluß haben konnte. Er war einer von jenen Lesern, die nur lesen um zu rezensiren; es giebt Leute, die gar nicht darauf kommen, irgend ein Kunstwerk zu genießen; ihr Vergnügen besteht bloß darin, es zu zerlegen, und zu diesen gehörte Wandel. Er hätte nie an dieser Gesellschaft Theil genommen, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, sich und andre hier bilden zu können; darum wurde bei jeder Zusammenkunft irgend etwas vorgelesen, wenn es auch noch so unbedeutend war, und er erzählte der ganzen Stadt mit wichtiger Miene von der gelehrten Gesellschaft, von der er auch ein Mitglied sei.

Der dritte Freund hieß Birnheim. Er war der auffallendste Contrast gegen Wandel. Er hatte vielleicht in seinem Leben noch gar nicht daran gedacht, daß er eigentlich lebe, und dies irgend einmal ein Ende nehmen müsse; von dem sogenannten Werthe der Zeit hatte er gar keinen Begriff; je schneller sie ihm verging, je lieber war es ihm. Er lachte über alles, und dann am meisten, wenn Wandel zuweilen begehrte, er möchte ihm zu Gefallen nur auf eine Viertelstunde ernsthaft seyn, damit er von seiner Freundschaft, oder über das Schicksal, oder etwas dem ähnlichen einen ernsthaften Discurs führen könne. Einige Leute, die Verstand zu haben glaubten, riethen ihm, Lustspiele zu schreiben, weil er offenbar dazu geboren seyn müsse; er aber war noch verständiger und unterließ es; nur der sogenannten gelehrten Gesellschaft zu Gefallen schrieb er etwas nieder, wenn die Reihe an ihn kam; aber nichts Scherzhaftes, sondern er untersuchte dann gewöhnlich auf dem Raum eines halben Bogens, welche Staatsverfassung die beste sei, in wiefern die Reformation Nutzen gestiftet habe und dergleichen; er trug dann

Sachen vor, die jedes Kind wußte; aber Wandel hielt diese Aufsätze seines Freundes doch in Ehren weil er behauptete, sie wären doch das Einzige, woraus man ersehn könne, daß er doch auch einigen Verstand besitze.

Der vierte Charakter war niemand anders, als eine stille melankolische Person, mit Namen Hüftner. Er war in sich zurückgezogen, weil er in der Liebe unglücklich gewesen war; er verträumte das Leben, und so ernsthaft er auch fast beständig aussah, so wenig nahm er doch irgend etwas ernsthaft. In seinen Aufsätzen für die Gesellschaft zwang er sich, immer spaßhaft zu seyn, weil er sich Witz zutraute. Bei jeder Zusammenkunft zankten die Mitglieder, weil sie einander so unähnlich waren, und jedesmal klagten sie darüber, daß in Deutschland doch eine gar zu große Aehnlichkeit der Charaktere herrsche. In keinem einzigen Satze waren sie einerlei Meinung außer in diesem. Wildberg trat jetzt herein, buckte sich schnell in eine Ecke, und schrieb die letzten Verse seines Gedichtes nieder, weil er sie wirklich unterwegs ausgearbeitet hatte. Alle waren neugierig, und um noch länger seine Bewunderung zu genießen, fing er erst an, etwas darüber zu sagen, was er durch dieses Gedicht habe ausdrücken wollen. Die Ueberschrift, sagte er, heißt das Meer. Ich habe nämlich fingirt, daß ich mit einigen guten Freunden oben auf einer Klippe stehe, die sich über die unermeßliche See hinüberbeugt. Wie kamen Sie aber dazu, rief Birnheim aus, Sie waren doch wahrscheinlich auf ebner Erde, in Ihrer Stube, als Sie es schrieben.

Das ist nun kein Einwurf, sagte Wandel, das ist ja nichts, als eine poetische Voraussetzung, die erste Bedingung. Denn sonst könnte man ja bei jedem Gedichte etwas Aehnliches fragen.

Ich frag' es auch immer, sagte Birnheim.

Wandel. Dann müssen Sie auch keine Dichter lesen —

Birnheim. Es geschieht auch nicht —

Wandel. Wie Sie wollen; aber lassen Sie uns wenigstens hören, was unser Freund gedichtet hat. — Aber mit Ihrer Erlaubniß, lieber Wildberg, es ist mir schon oft so gegangen, daß ich in der Ankündigung eines Dichters mehr sah, hörte und empfand, als im Gedichte selbst; ich sah Sie jetzt zum Beispiel mit Ihrem Freunden da oben auf der Klippe ganz deutlich stehn, wie Sie sich hinüber beugten, das Meer rauschen zu hören und sich vor seiner Gewalt entsetzen; aber es kann leicht seyn, daß ich bei Ihren Gefühlen darüber nichts empfinde —

Birnheim. Weil es in der Stube par terre geschrieben ist?

Wandel. Nicht grade deswegen, sondern weil alle Gemälde mehr auf meine Phantasie wirken und durch sich selbst Empfindungen in mir erregen; wenn ich aber Empfindungen hingestellt sehe, so bleibt meine Phantasie dabei ungerührt und meine ganze Seele müßig. So hat mich schon oft ein Auszug aus einem Trauerspiele, wenn ich las: nun erscheint der und der in höchster Wuth oder Traurigkeit — mehr gerührt, als das wirkliche Trauerspiel. — Aber lesen Sie nur, lieber Wildberg.

Wildberg setzte sich nieder und las mit vielem Pathos folgendes Gedicht:

Das Meer.

Auf hoher Felsenkante,
Der Menschheit Abgesandte,
Stehn wir und opfern Gott Gesang.
Ihm tönen Jubellieder
Im Namen unsrer Brüder
Für alle Pracht der Erde Dank.

In allgewalt'ger Schale
Dem heiligen Schicksale
Schäumt unter uns das weite Meer.
In lachend heit'rer Stille,
Im wilden Sturmgebrülle
Ist's immer heilig, groß und hehr.

Und Gottes Bild, der Himmel,
Schaut in der Fluth Gewimmel
Mit unbewegtem Aug' hinein;
Er beugt sich freundlich nieder,
Mit blauem Glanzgefieder
Schließt er die Fluth umarmend ein.

Wie diese regen Wellen
Gedrängt sich treibend schwellen,
So wallt der Menschen großes Meer:
In hoher Tugend Siege,
In schwarzer Laster Kriege
Stets groß und wundervoll und hehr.

Drum laßt uns, gleich dem Himmel,
Ins wilde Weltgetümmel
Mit sonnenhellem Auge sehn;
Fest an der Menschheit hangen,
Die Welt mit Lieb' umfangen
Und liebend, liebend untergehn.

Laßt länger hier uns harren,
In Meer und Himmel starren,
Bis jede Fiber fühlend schwillt;
Und segnet das Entzücken,
Das unsern trunknen Blicken,
Aus dir, Natur, geheiligt, quillt.

Er hatte geendigt und war begeistert, Wandel schüttelte mit dem Kopfe; Birnheim lachte aus vollem Halse; Hüftner weinte.

Wildberg wunderte sich über die verschiednen Wirkungen, die seine Phantasie hervorgebracht hatte. Wandel trat auf ihn zu.

Lieber Freund, fing dieser an, mich dünkt, daß sich gegen Ihr sonst vortreffliches Gedicht noch sehr vieles aussetzen ließe; die Sprache darin ist nicht korrekt, die Darstellung nicht deutlich, die Bilder sind gesucht, das Ganze ist nicht poetisch klar, sondern es schillert gleichsam nur so —

Wildberg. Und das Vortreffliche?

Wandel. Läßt sich demohngeachtet nicht läugnen. — Sie hätten uns aber das Meer individueller beschreiben sollen, sich etwas darauf einlassen, daß das Wasser eins von den vier Elementen sei, die Allegorie etwas mehr vermeiden müssen; kurz —

Wildberg. Ein ganz ander Gedicht schreiben.

Wandel. Nein, das will ich grade nicht sagen; aber Ihr Genie bequemt sich zu wenig nach der Kritik.

Aber warum lachen Sie so sehr, wenn es zu fragen erlaubt ist, sagte Wildberg zu Birnheim.

Nicht über Ihr Gedicht, wahrlich nicht, anwortete Birnheim, — denn ich habe es gar nicht einmal zu Ende gehört. Es sind nur einige Erinnerungen, die sich bei mir so frisch erneuerten. Lesen Sie doch einmal gleich den Anfang.

Wildberg las:

Auf hoher Felsenkante,
Der Menschheit Abgesandte —

Nun, was ist denn da zu lachen?

Birnheim. Und dann in der zweiten Strophe —

Wildberg. In allgewalt'ger Schale
Dem heiligen Schicksale —

Nun, was ist denn darüber zu lachen?

Birnheim. Nichts, wenn Sie wollen, und doch möchte ich vor Lachen ersticken. —Ich sehe schon, ich muß Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

Schon als ich noch auf der Schule war, war mir das ernsthafte Wesen meiner Mitschüler zuwider. Ich machte immer heimlich kleine Komplotte, mit denen ich, ohne entdeckt zu werden, manchen lustigen Streich ausführte.

Es war jetzt die Zeit gekommen, daß ich zur Universität abgehn sollte; eine Periode, die allen Menschen sonst sehr wichtig vorkömmt, aber mir war es nur lächerlich. Unser Rektor war ein alter, ernsthafter Mann, der uns den Schritt, den wir jetzt thäten, nicht erschrecklich genug vormalen konnte; um uns vor Verführungen zu sichern, las er denen, die zur Universität abgehen wollten, ein eignes kleines, äußerst nützliches und langweiliges Kollegium, worin er uns vor tausend Sachen warnte, vor denen wir uns schon auf der Schule nicht mehr gefürchtet hatten.

Er hatte sich einige Worte angewöhnt, die er ungemein gern in seinen Reden anbrachte; so sprach er oft von der Menschheit, und suchte uns diesen Begriff und seine Wichtigkeit recht deutlich auseinander zu setzen, er verband damit die Humanität und die Seele des Terenz, Homo sum etc. Er wollte uns durch seine Erklärungen eine hohe Ehrfurcht vor uns selber beibringen. Um dies noch bequemer zu bewerkstelligen, flocht er damit die Idee vom Schicksal zusammen, wie es die ganze Menschheit sowohl, wie auch den einzelnen Menschen leite, ihn nicht aus den Händen lasse und dergleichen mehr.

Ich war damals sehr jung, und mir kamen diese Vorstellungen so stolz vor, daß ich nicht im mindesten daran glauben konnte. Dergleichen Ideen sind den Menschen überhaupt vielleicht fremd, und ich ging nur noch einen Schritt weiter, und fing an, darüber zu spotten.

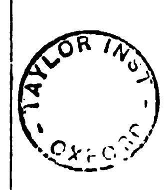
Ich schilderte die Menschheit wie einen Bär, den das Schicksal an einer Kette führe und Künste machen lasse; von den Zuschauern, sagte ich, wisse man nichts, das Schicksal übe sich vielleicht nur an den hiesigen Menschen im Lenken, um eine entstehende vornehmere Welt desto besser zu regieren. Es wäre vielleicht vernünftiger, wenn nicht so oft von Schicksal und Unsterblichkeit gesprochen würde, denn man denke sich gar zu selten etwas dabei.

Ich muß meine Thorheit gestehn, ich hatte ein eignes kleines Marionettentheater erbaut und Figuren geschnitzt, mit denen ich durch Hülfe eines Freundes Stücke aus dem Stegreife aufführte. Die Marionetten wurden von oben mit Fäden regiert; der Hauswurst repräsentirte die reine Menschheit, und ohne daß er es wußte, war er mit dem einen Beine, vermittelst eines Fadens, an eine verschleierte unförmliche Gestalt befestigt. Wenn er nun seinen guten Freunden versprach, sie im Gasthofe zu besuchen, oder wenn er Gevatter stehen sollte, und eben im Begriff war abzugehn, ward er von der unförmlichen Figur plötzlich zurückgezogen, so daß er selbst nicht wußte, woran er war. Wenn er dann ausgescholten ward, so entschuldigte er sich immer mit seinem Schicksale, und daß er keinen freien Willen habe. Nun sollte er dies wunderliche Schicksal beschreiben, er quälte sich lange und konnte es nicht; er sagte, er spüre es immer am Beine, wie es ihn ziehe. Er bat seine Freunde inständigst, ihm davon zu helfen und einen freien Willen zu verschaffen.

Zwei darunter, die Philosophen sind, beschließen, ihm beizustehn; sie sagen, sie kennen eine Göttin, die alles möglich machen könne. Sie machen sich auf den Weg.

Diese Göttin ist Niemand anders, als die Philosophie. Sie müssen unterwegs über viele mathematische Figuren steigen, weil es ein alter Tempelwärter Plato so haben will, sie kommen in ein Land, wo man eine andre Sprache spricht, die sie auch lernen müssen, eine ganze Scene hindurch hört man nur von a plus B minus C u. s. w.

Sie haben einen Wagen bei sich, und müssen auf diesen eine Menge unförmlicher Bedienten packen, Barbara, Celarent, Dario, Ferient und andre. — Sie kommen nun zum Tempel der Philosophie.



Die Bedienten müssen absteigen, den Tempel aufmachen, sie melden und dergleichen mehr. Die Göttin sitzt auf einem Throne und fragt, was sie wollen; sie tragen Ihr Gesuch vor. Sie läßt sich von den mitgekommenen Bedienten allerhand Packete reichen, um Ihre Reden recht vernünftig einzurichten: alles ist voller Erwartung.

Sie beweist nun weitläuftig, indem die Bedienten auf ihre Winke hin und her laufen, daß die Abgesandten der Menschheit ziemlich ohne Noth gekommen wären, denn obgleich Hanswurst mit Einem Beine an das Schicksal gebunden sei, so habe er dennoch seinen freien Willen. Die Gesandten können es nicht begreifen, sie repetirt ihren Beweis in allen Formen, die Gesandten geben ihr aus Ueberdruß Recht, und lassen sich am Ende alles in Paragraphen schreiben um ihren unzufriednen Freund desto besser zu überführen.

Die Gesandten sind nun von dem Geschwätz der Göttin so betäubt, daß sie den Rückweg zur armen simplen Menschheit gar nicht finden können; der eine verläuft sich in einem Dilemma, und sein Gefährte kann ihn anfangs gar nicht wieder finden. Nach vielen Strapazen kommen Sie zurück, sie wollen Hanswurst trösten; aber dieser versteht ihre Sprache nun gar nicht; er klagt über das Bein, die Bedienten wollen ihn losmachen, die Paragraphen werden ihm vorgelesen, daß er nothwendig schon einen freien Willen haben müsse. Die Bedienten fassen ihn so ungeschickt an, daß er umfällt, er wird böse, er glaubt endlich, er sei losgebunden, will nach dem Wirths-

hause, das Schicksal zieht ihn zurück; er sieht in der Ferne Goldstücke liegen, er will hineilen, sie aufzuheben und wird wieder zurückgezogen. Er fällt in Verzweiflung und schimpft auf die Philosophie, die Abgesandten, und die ungeschickten Bedienten. Die Gesandten finden sich beleidigt, sie sagen, sie hätten ihm ja gesagt, daß er noch unter dem Schicksale stehe. Hanswurst erzählt, es habe ihm das Bein bald abgerissen. Die Gesandten behaupteten, er habe aber demohngeachtet seinen freien Willen, er müsse nur immer das wollen, was er könne. Hanswurst wendet ein, das sei eine schlechte Kunst, es gehe ihm also, wie dem angebundenen Schweine, das auch die Erlaubniß habe, mit seinem freien Willen hinzugehn, wohin es wolle, wenn es nämlich nach dem Schlachthause grade hinlaufe; er behauptet, daß sie elende Gesandten der Menschheit wären, sie hätten seine Sache schlecht verfochten. Das Stück schloß nun mit einigen Versen.

Ein reicher Mitschüler hatte uns den Abend vor dem öffentlichen Examen zu sich eingeladen, der Wein hatte uns munter gemacht, und ich führte das beschriebene Stück auf, an dem einige ein großes Aergerniß nahmen. Ich war ganz begeistert, und wurde es beim Abendessen noch mehr; es fehlte wenig, so war ich ganz betrunken; einigen andern war es eben so ergangen, und wir machten uns nun taumelnd und singend auf den Weg nach Hause. Das possenhafte Marionettenspiel steckte noch allen im Kopfe, das Wort Schicksal und Menschheit schwebte uns immer auf der Zunge. Mit meinem Direkteur trennte ich mich endlich von den übrigen, und als wir Abschied nahmen, sagten wir, wir müßten nach Hause gehn, wenn uns das Schicksal dahin führen wollte.

Es kam aber anders; eine alte Frau begegnete uns mit einer Blendlaterne, wir waren böse darüber, weil wir selber ohne Laterne gingen; um uns also alle drei in einen gleichen Zustand zu setzen, zerschlugen wir die Laterne ohne weiteres Bedenken: eine Wache gieng grade vorbei, und nahm uns nach einem kurzen Wortwechsel in ihre Mitte. Weil ich von je die unnützen Fragen geliebt habe, so erkundigte ich mich, wo man uns hinbringen wollte; der eine Soldat antwortete: es wäre unser Schicksal, daß wir in die Wache wandern müßten, weil wir Unfug angerichtet hätten; einen alten Mann hätte das Schicksal auch schon dorthin gebracht, weil er auf öffentlicher Straße Tabak geraucht habe, welches verboten sei; er wolle durchaus nicht bekennen, wer er sei. Ich mußte lachen.

Wir kamen in die Wache, die ein Unteroffizier kommandirte, der beinah so that, als wenn er unser Schicksal beklagte. Wir sahn uns genauer um, und entdeckten zu unserm Erstaunen unsern Rektor, der trübselig in einer Ecke saß, und still vor sich von Menschheit und wunderlichen Schicksalen murmelte. Er mußte auch getrunken haben; denn er kannte uns beide nicht.

Als wir anfingen, etwas nüchterner zu werden, wollte uns der Spaß nicht mehr so recht gefallen; wir fragten zu wiederholtenmalen, ob wir denn dort bleiben müßten, morgen sei ein wichtiger Tag für uns, wir müßten fort. — Der Unteroffizier antwortete ganz kaltblütig, wenn uns das Schicksal nicht hinaus führte, so müßten wir hier bleiben. Ich kam auf eine Vermuthung. Ich drückte ihm zwei Thaler in die Hand, und wir konnten nun gehn, wohin wir wollten; der Rektor folgte unserm Beispiele, und so führte uns das Schicksal Alle ins Freie.

Die Luft machte mich und meinen Gefährten von neuem betrunken. Wir waren in einer unbekannten Straße, wir konnten uns durchaus nicht zurecht finden. Wenn uns das Schicksal nicht nach Hause bringt, sagte ich, so müssen wir die ganze Nacht herumlaufen, denn es geht Niemand mehr auf der Straße. Zum Glück fuhr ein lediger Miethswagen vorbei, für ein gutes Trinkgeld setzte er jeden vor seinem Hause ab.

Am andern Tage war das Examen. Eine glänzende Versammlung hörte zu, wie man uns unsre Kenntnisse abfrug; die Väter waren gerührt, manche schliefen; der Rektor wollte nun noch einige Bücher als Prämien austheilen, uns zur Universität Abgehende ermahnen, und mit einer kurzen rührenden Anrede entlassen. Das Gesumme von Menschen hatte mich schon etwas verwirrt gemacht; der Rektor fing seine Rede an, und sagte gerührt: wie das Schicksal die Menschheit an Fäden regiere; — aber plötzlich mußte ich und mein Freund so laut lachen, daß wir die Rührung der ganzen Versammlung unterbrachen; der Rektor schloß seine Rede schnell, gab nun keine Prämien und sagte, daß wir uns selbst dies Schicksal zugezogen hätten.

Sehn Sie, das sind die Ursachen, warum ich über das Schicksal im Gedicht und über die Abgesandten der Menschheit habe lachen müssen.

Es läßt sich fast denken, sagte Wandel, aber Sie werden mir doch auch zugeben, daß in Ihrem Marionettenspiele kein rechter Menschenverstand gewesen ist.

Von Herzen gern, sagte Birnheim, wenn's weiter nichts ist.

Ich werde nie mehr, sagte Wildberg empfindlich, die lächerliche Prätension machen, daß Sie von irgend einem Gedichte gerührt werden sollen.

Hüftner saß noch immer in der Ecke und weinte, er hatte nach Birnheims frivoler Erzählung gar nicht hingehört; Wildberg näherte sich ihm jetzt mit einem zufriednen Gesichte und sagte: Sie scheinen, lieber Freund, den Sinn meines Gedichts gefaßt zu haben, es hat Sie fast zu sehr angegriffen.

Nehmen Sie's nicht übel, sagte Hüftner, daß ich meinen Empfindungen so freien Lauf lasse. —

I, es ist ja außerordentlich schmeichelhaft für mich. — Aber sagen Sie mir doch, durch welche Stelle Sie so ganz vorzüglich sind frappirt worden.

Durch die ersten beiden Verse —

Wie?

Ja, wollen Sie die Güte haben, den Anfang zu lesen, so will ich Ihnen auch sagen, wie es auf mich gewirkt hat.

Wildberg las:

> Auf hoher Felsenkante,
> Der Menschheit Abgesandte
> Stehn wir —

O! schon genug! rief Hüftner, das andre habe ich vor Schmerz gar nicht mehr gehört.

Wie, diese beiden unzusammenhängenden Verse haben Sie zum Weinen gebracht?

Nicht anders; aber hören Sie mir nun auch zu, damit Sie mich nicht für ganz wahnsinnig halten. —

Sie wissen, daß ich vor einem halben Jahre unvermutheterweise zu einer reichen Erbschaft kam, und daß ich vorher in einer drückenden Dürftigkeit lebte. — Ich wurde, weil meine Eltern früh gestorben waren, ohne Vermögen zu hinterlassen, von einem reichen, aber äußerst wunderlichen Onkel erzogen. Der Mann vereinigte fast alle seltsamen Launen in sich, die uns sonst schon einzeln bei den Menschen auffallen. Er liebte mich außerordentlich, er fiel daher darauf, mich weder in eine Schule zu schicken, noch mir Hauslehrer zu halten, sondern er wollte mich selbst unterrichten. Er hatte mancherlei Kenntnisse, er war unermüdet, er lernte selbst mehreres wieder, was er schon längst vergessen hatte.

Vorzüglich eifrig war er, mir die französische Sprache beizubringen. Ich mußte täglich lesen und übersetzen: in einem dieser Exercitien kamen zufälligerweise die Wörter Envoyé und Ambassadeur vor; ich übersetzte beides durch Gesandte. Er las und schüttelte den Kopf, er tadelte mich, ich schlug ihm das Wörterbuch auf und behauptete, die deutsche Sprache mache darin keinen solchen Unterschied. Er wunderte sich, schimpfte auf die deutsche Sprache, und zog sich nachdenkend in sein Zimmer zurück. Nach einer halben Stunde ohngefähr kam er wieder zu mir und sagte freundlich, daß es allerdings doch einen Unterschied gebe, oder wenn er auch in der Sprache nicht gegründet sei, so wolle er ihn hiermit erfunden haben. Ich solle nämlich für Envoyé Gesandter und für Ambassadeur Abgesandter setzen. Ich that es, und er machte mir es nun zur unumstößlichen Regel, diesen Unterschied auf immer beizubehalten; ich vergaß es einigemal, und es wurde mir sehr hart verwiesen; noch mehr, als ich nachher das Wort Botschafter, was richtiger war, für Ambassadeur und Abgesandter einschwärzen wollte.

Der Unterschied dieser Worte war mir am Ende so gewöhnlich und trivial, daß ich mich eben deswegen in Acht nehmen mußte, sie nicht zu verwechseln, denn mein Onkel konnte darüber Wochen lang auf mich böse seyn.

Ich war zwanzig Jahr alt geworden, mein Oheim war schwächlich, er hatte sein Testament gemacht und mir zu verstehn gegeben, daß ich sein Universalerbe sei. Die ganze Stadt wußte es ebenfalls, und ich stand daher bei allen Vätern und Müttern in einem großen Ansehn. Ich hatte mich verliebt, und zwar in die Tochter eines reichen Kaufmanns. Henriette liebte mich wieder, und die Mutter war mir sehr gewogen; ich war endlich dreist genug, mich zu erklären, und der Vater gab mir auch seine Einwilligung. Von meinem Glück berauscht, flog ich zu meinem Oheim, ich will ihm alles entdecken; aber da ich bemerkte, daß er verdrüßlich ist, verschwieg ich es noch. Er fragte mich nach Neuigkeiten; zu meinem Unglück muß ein Ambassadeur denselben Tag angekommen seyn, ich erzähle von ihm, denke dabei an Henrietten, und nenne ihn in dieser Zerstreuung Gesandten.

Der Zorn meines Oheims war unbeschreiblich; er sagte, er könne sich nicht auf einen Menschen verlassen, der ihm zu Liebe nicht einmal diese kleine Aufmerksamkeit habe: ich mußte mich von seinem Bette aus dem Zimmer entfernen. — Einige Tage darauf starb er; er hatte vorher ein andres Testament gemacht, worin er mich völlig enterbte.

Henriette weinte, ihr Vater that ganz fremd gegen mich; er verbot mir sein Haus. Ich kam hieher und lebte in der größten Dürftigkeit, bis ich vor sechs Monaten so glücklich war, ein ansehnliches Vermögen zu bekommen.

Seit vier Jahren habe ich nun nichts von Henrietten gehört; ich habe es nicht gewagt, mich nach ihr zu erkundigen, weil ich die Nachricht ihrer Verheirathung oder ihres Todes fürchtete; jetzt habe ich eine Reise nach meiner Geburtsstadt von einer Woche zur andern aufgeschoben. — Sie lasen daher kaum den Anfang Ihres Gedichts, so fiel mir all mein Unglück bei, und so träumte ich immer weiter, bis ich endlich in Thränen ausbreche.

Seltsam genug! sagte Wildberg, — aber sagen Sie mir nur zum Henker, was ein Dichter unter diesen Umständen mit seiner Sprache anfangen soll? — Man möchte es ja verschwören, Verse zu machen, wenn jeder Mensch etwas anders dabei denkt. Da hat es der Maler und Bildhauer denn doch bequemer.

Am Ende, sagte Birnheim, sieht auch jeder die Farben anders.

Ich habe also, seufzte Wildberg, das Gedicht nur allein für mich geschrieben.

Und sich obenein noch etwas dazu gezwungen, sagte Birnheim.

Der Zank der gelehrten Gesellschaft würde ohnfehlbar ausgebrochen seyn, wenn sie nicht auf einen Wagen aufmerksam gemacht worden wären, der vor dem gegenüberstehenden Gasthofe hielt. Ein Bedienter sprang vom Bock und half zwei Frauenzimmer heraus.

Himmel! rief Hüftner, es ist Henriette und ihre Mutter.

Er bedachte sich einen Augenblick, dann eilte er hinüber. Die Damen hatten kaum ihr Zimmer eingenommen, als Hüftner schon vor ihnen stand.

Ich übergehe die zärtliche Scene; Henriette war ihm treu geblieben, der Vater war gestorben, Mutter und Tochter waren auf der Reise zu einem Verwandten, und äußerst erfreut, den alten Liebling ihres Hauses wieder zu finden.

Unsre Gesellschaft wird zerrissen, sagte Birnheim, als er es hörte; Hüftner reist fort und will wieder in seiner Geburtsstadt wohnen.

Gibt es denn eine Gesellschaft? rief Wildberg erhitzt, — haben wir denn eine Gesellschaft ausgemacht? Wir wollen ein neues Mitglied annehmen, das bei dem Worte Abgesandter niesen muß, so ist seine Stelle doppelt ersetzt.

Der Psycholog.

Erzählung.

1796

Zwei Freunde reisten mit einander; der eine bloß um zu reisen, der andre um Bemerkungen, statistische und philosophische, besonders aber psychologische, einzusammeln. Er besuchte daher alle Irrenanstalten, Zuchthäuser und dergleichen Orte, die als eben so viele Satyren auf den Menschen aufgestellt sind. Jetzt war ihm das Fach der Stillmelankolischen besonders interessant geworden; er hatte einige so seltsame Exemplare angetroffen, daß er sie mit einem ganz besondern Eifer aufsuchte. Der simple Reisende mußte immer so viele seiner Bemerkungen anhören, daß er sich beinahe auch darüber in einen psychologischen Reisenden verwandelt hätte.

Sie kamen in eine Stadt, in der sie ein paar Tage zu bleiben beschlossen. Indeß der Reisende spazieren ging, suchte der Psycholog Bekanntschaften aufzutreiben. Er hatte einige Briefe abzugeben, und bei dieser Gelegenheit lernte er einen andern Psychologen kennen; denn sie sind jetzt nicht mehr so selten, wie ehedem. Sie kamen sogleich auf ihr Lieblingsgespräch, und Winkler versprach unserm Psychologen zu einer äußerst interessanten Bekanntschaft zu verhelfen. Es lebe nämlich ein Mann in der Stadt, der in einem gewissen Grade toll zu nennen sei, und doch übrigens dabei so vernünftig, wie alle andre Menschen.

Sie besuchten ihn noch an demselben Tage. Der Tolle saß und arbeitete; denn er war ein Geschäftsmann, und es hätte sich keiner dürfen merken lassen, daß man ihn für einen Tollen ansah. Er stand auf und bewillkommte die Eintretenden, und ließ sich den Psychologen vorstellen: denn Winkler war sein guter Freund und besuchte ihn häufig. Man setzte sich, und der Tolle sprach so gesetzt und vernünftig, daß der Psycholog beinah eingeschlafen wäre.

Winkler suchte wie ein geschickter Steuermann die Unterredung zu lenken, und es gelang ihm endlich, den Tollen auf den Punkt zu bringen, auf dem er wirklich toll erschien.

Ich will Ihnen die wunderbare Geschichte erzählen, sagte der Tolle, und stellte zwei Stühle vor sich hin; er maß es sehr genau ab, wie sie neben einander stehn mußten, und der Psycholog, der den Zusammenhang der Stühle mit der Erzählung nicht begreifen konnte, fing an, sich eine reiche Ernte von Beobachtungen zu versprechen.

Es war im Herbst, fing der Tolle an, jetzt mögen es ungefähr zehn Jahre seyn, daß ich Briefe erhielt, daß einer meiner besten Freunde, der dreißig Meilen von hier wohnte, sehr gefährlich krank liege, daß man an seinem Aufkommen fast verzweifle. Ich war Tag und Nacht bekümmert, und fürchtete an jedem Posttage, die Nachricht seines Todes zu erhalten. Die Briefe blieben wieder aus, und wie es den Menschen oft geht, über dringende Geschäfte vergaß ich meinen Freund etwas mehr. An einem Morgen pochte es an meiner Thür: sie öffnete sich und mein krank geglaubter Freund trat herein, frisch und gesund. Ich eile ihm in die Arme, ich weiß mich vor Freuden nicht zu lassen, und er thut kalt und befremdet; er giebt mir einen Brief und verläßt mich bald darauf, weil er weiter reisen müsse. Ich konnte ihn und mich nicht begreifen; als er fort ist, eröffne ich den Brief — und nun denken Sie sich mein Entsetzen! — er enthielt nichts anders, als die Nachricht, daß eben dieser Mensch endlich nach einer langwierigen Krankheit gestorben sei. Ich wußte mich durchaus nicht zu fassen, ich war betäubt, und alle meine Ideen verwirrten sich. Ein Schwindel nach dem andern zog durch meinen Kopf.

Mein Bedienter war ausgegangen und kam zurück; er hatte natürlicherweise Niemand gesehen, keiner im Hause hatte jemand bemerkt, der zu mir gekommen; der Briefträger wollte von keinem Briefe wissen, den er mir gebracht hätte, denn ich fiel darauf, daß alles übrige, außer dem Briefe, den ich immer in der Hand hielt, nur meine Imagination seyn könne.

Sehn Sie, hier stand der Stuhl, auf dem ich gesessen habe, so neben mir saß mein Freund. Ich wußte recht gut, daß ich die Stühle in meiner Stube sonst nie so stelle, weil nichts das Gemüth so verwirrt, als ein unordentliches Zimmer; am Morgen war zwar der Barbier da gewesen, der den Stuhl auch so neben mich gestellt hatte, aber er hatte ihn wieder auf die Seite gesetzt, wie er gewöhnlich zu thun pflegt.

Konnte er es an diesem Tage nicht vergessen haben? fiel der Psychologe ein.

Ich glaubte es auch, antwortete der Tolle; allein wie kam der Brief in meine Hand? Ich will Ihnen alles zugeben und diese Frage bleibt immer noch unbeantwortet. Sie glauben nicht, wie ich alles mögliche aufgeboten habe, um mich zu beruhigen; aber es war umsonst, so, daß ich gezwungen bin, zu glauben, ich habe damals ein Gespenst gesehn.

Ich würde noch immer zweifeln, sagte der Psycholog.

Das thue ich auch, antwortete der Tolle, und das ist eben das Quälendste bei der Sache, so oft ich daran zurückdenke, denn wäre ich vollkommen überzeugt, so wäre ich ruhig; allein dies ewige Schwanken hin und her, dieses unaufhörliche Zweifeln versetzt mich zuweilen in einen Zustand, der der Verrücktheit nicht unähnlich ist.

Man trennte sich, und der Psycholog ging nach Hause. Wie bescheiden dieser Mann von sich denkt, sagte er zu sich selber; es ist überhaupt merkwürdig, wie die beiden äußern Enden der Tollheit der gesunden Vernunft so ganz ähnlich sehn, und wie die Tollheit nur in der Mitte eigentlich Tollheit zu nennen ist, und doch kann man auf den Linien die Punkte nicht auffinden, wo man sagen könnte: hier hebt der Wahnsinn an.

Sein Kopf war ganz verwirrt, denn ein Verrückter, der über seinen Zustand so billig gedacht hätte, war ihm noch nicht vorgekommen. Er hätte ihn so gern für vernünftig gehalten, aber die Geschichte mit dem Gespenste, und daß er zu seiner Erzählung immer die beiden Stühle nöthig hatte, machte es ihm unmöglich.

Als der Psycholog im Wirthshause ankam, erzählte er den ganzen Vorfall dem Reisenden, der darüber etwas nachdenklich wurde. — Und was sagen Sie dazu? schloß der Psycholog; es ist doch nicht anders möglich, als daß alles doch nur Imagination gewesen sei.

Er kann den Menschen aber vielleicht wirklich gesehn haben, antwortete der Reisende.

Wie? rief der Psycholog, und sah seinen Gefährten an, den er nach dieser Aeußerung selber für einen würdigen Gegenstand der Beobachtung halten mußte.

Lassen Sie mich eine kleine Geschichte erzählen, sagte der Reisende. Es sind zehn Jahre, als ich durch diese Stadt reiste, auf der letzten Station erhielt ich von einem Unbekannten einen Brief, den ich hier abgeben sollte; er hatte selbst gedacht, hieher zu reisen, aber ein Zufall nöthigte ihn, seinen Weg zu verändern. Ich frage den Mann aus, an den der Brief adressirt ist, denn ich hatte Eil, weil ich gleich weiter mußte; ich öffne die Thür und ich sehe einen ganz fremden Menschen; aber er eilt sogleich auf mich zu und umarmt mich herzlich, er freut sich unendlich und wir setzen uns. Ich war in der peinlichsten Lage, weil ich glauben mußte, mich bei einem tollen Menschen zu befinden; ich eile fort; er will mich nicht fortlassen, und ich bin froh, als ich das Haus erst wieder hinter mir sehe.

Wenn Sie dem Gestorbenen ähnlich sehn, rief der Psycholog, so ist Niemand anders, als Sie das Gespenst!

Allerdings, sagte jener.

Eine Auflösung, die die Psychologie niemals zu Staude bringen könnte, merkte der Psycholog an.

Beide Reisenden gingen zu Herrn Winkler, man besuchte den Tollen noch einmal; alles klärte sich so auf, wie es der Reisende vermuthet hatte. Der Tolle gestand, daß der Reisende seinem gestorbnen Freunde noch jetzt sehr ähnlich sehe. —

Der Psycholog setzte sich nieder, diese Geschichte aufzuzeichnen, verlor das Blatt auf einer Station, und so fiel es in meine Hände.

Der

Roman in Briefen.

Erzählung.

1797.

Es ist um die Schilderung der Menschen eine mißliche Sache!' rief Günther aus, als seine Freunde wieder darüber sprachen, wie schon oft geschehen war.

Und ich, sagte Madam Lindner, wünschte, daß sich jeder Mensch selber beschriebe, wie es Rousseau gethan hat.

Ganz recht, fiel ihr Verehrer Müller bei, der alles gut finden mußte, was sie sagte. Wenn das viele Menschen thäten, so würden wir bald erfahren, wie es mit der sogenannten Seele beschaffen sei.

Es ist um diese Selbstschilderung auch eine mißliche Sache, fiel Günther von neuem ein. —

Sie thun aber heute auch nichts, als diesen einzigen Satz wiederholen, sagte Madam Lindner.

Weil er mir heut gerade einleuchtender ist, als sonst.

Was ist dann aber nicht schwierig? fragte Mademoiselle Büttner bescheiden, die bis jetzt noch nicht mitgesprochen hatte.

Ach! allerdings! fuhr Günther fort; und so oft mir das von neuem einfällt, bewundre ich die Keckheit der schlechten und die Größe der guten Schriftsteller, — und doch muß ich gestehn, kenne ich keinen, von dem ich mich möchte schildern lassen.

Warum nicht? sagte Madam Lindner; denn sie fand sich oft zu ihrem Erstaunen in den edlen Menschen wieder.

Weil ich, antwortete Günther, mich schwerlich wieder kennen möchte, wenn ich getroffen wäre, und vielleicht am besten getroffen zu seyn glaubte, wenn das Bild gerade recht unähnlich wäre.

Sie lieben die Spitzfindigkeiten ungemein, fuhr Müller dazwischen.

Daß ich nicht wüßte, redete Günther weiter, — nur, — wem ist es denn gegeben, sich selber zu kennen?

Das ist der alte Satz, sagte Madam Lindner, den schon die Griechen auf ihrem Tempel abgenutzt haben; aber warum sollten wir denn nicht dahin kommen, wenn wir nur recht ernsthaft wollen?

Günther. Wenn wir recht ernsthaft wollen, gelingt es uns vielleicht am wenigsten.

Mad. Lindner. O Sie sind mit Ihren Paradoxen unausstehlich.

Günther. Ich glaube, daß wir uns dann am leichtesten mißverstehn, wenn wir am meisten darauf aus sind, uns zu beobachten.

Müller. Wie wollen Sie das beweisen?

Günther. Ich mag nichts in der Welt beweisen.

Müller. Warum sprechen Sie denn aber so?

Günther. Weil — mein Gott! auf dergleichen Fragen giebt's gar keine Antworten.

Alle lachten, und Müller war fest überzeugt, daß man die Kunst bewundre, mit der er Günthern aufs Eis geführt habe. Mamsell Büttner lachte, weil ihr Günthers Antwort gefiel, und Madam Lindner, — weil sie gerade um eine Antwort verlegen war.

Ein alter Mann, der im Winkel saß, lachte nicht, weil er niemals lachte. Er hatte den Grundsatz, daß es nur der Jugend zukomme; er nahm es daher auch der Madam Lindner etwas übel, weil sie schon über dreißig war.

Es giebt keine angenehmere und leichtere Konversation, als wenn viel hintereinander gelacht wird, besonders wenn ein Unbefangener keinen hinreichenden Grund dazu sieht. Manche Leute lachen nie anders, und man nennt sie im Leben die fröhlichen Gemüther. Der alte Birnheim brummte und nahm zwei Prisen schnell hinter einander, um nur aus einer gewissen Verlegenheit zu kommen; denn wenn er nicht mitlachte, hatte er jetzt gar nichts zu thun. Er wünschte aber innerlich das Gespräch wieder hergestellt, damit er alsdann thun könne, als wenn er zuhöre.

Der Ort, wo sich alles dies zutrug, war im Hause der verwittweten Madam Lindner. Die dort versammelten Menschen hatten sich nach und nach zusammengefunden und sahn sich nun fast täglich. Louise Büttner war mit der Wirthin verwandt.

Wenn man viel gelacht hat, findet man selten die oft nachfolgenden Sentenzen, als: „Ja, so geht's in der Welt! oder: ob der Frost nicht bald

aufhören wird," interessant; und doch waren es grade diese allgemeinen Bemerkungen, mit denen der alte Mann das Gelächter beschloß. Er klopfte mit seiner Dose auf den Tisch und machte ein sehr nachdenkliches Gesicht, gleichsam als wenn ihm diese Aeußerungen eine große Anstrengung gekostet hätten.

Die meisten Menschen machen ein einfältig Gesicht, wenn sie heftig gelacht haben; denn sie sind verlegen, und die Ernsthaftigkeit kömmt ihnen nicht so recht ernsthaft vor, — und der Alte betheuerte nun in seinen Gedanken: die Narren schämten sich selber des Lachens.

Sie würden also auch behaupten, fing Müller an, daß wenn sich mehrere Personen zusammenthäten, um sich selber in Briefen, oder sonst abzuschildern, daß sie sich vielleicht falsch zeichnen würden?

Ganz gewiß, sagte Günther.

Da bin ich nun gar nicht Ihrer Meinung, antwortete Madam Lindner.

Man sollt' es versuchen, um Sie vom Gegentheil zu überführen, fuhr Müller fort.

Madam Lindner erhob sich; eigentlich hatte Müller den Auftrag von ihr, das Gespräch so zu lenken; denn sie hatte schon seit lange einen Spaß im Kopfe, der ihr so lieb geworden war, daß er am Ende kein Spaß mehr blieb, — nämlich nichts anders, als bei Gelegenheit ein ordentliches Buch zu schreiben. Sie war aber darauf gekommen, Mitarbeiter zu erwählen, damit es um so schneller fertig würde, und sie auch nicht alle Verantwortung allein zu tragen hätte.

Madam Lindner fuhr daher fort: Ja, man sollte Sie vom Gegentheil überzeugen.

Günther. Wie wäre das möglich?

Mad. Lindner. Wir sollten zusammen ein Buch schreiben, in dem jeder seinen Charakter durchführte.

Günther. Ja, wenn —

Müller. Ja, ja, Herr Günther, wir müssen's versuchen, Sie müssen uns Ihre Hülfe nicht abschlagen.

Mad. Lindner. Ich bitte Sie recht sehr, Herr Günther.

Günther. Ich will nicht das Vergnügen der Gesellschaft stören.

Mad. Lindner. Wir haben es uns schon seit lange vorgesetzt, und ich habe Sie schon seit acht Tagen bitten wollen, uns einen Generalplan zu machen, in den unsere Charaktere eingeschoben würden. Sie erfinden eine Geschichte, und wir alle zusammen schreiben dann die Briefe; es muß ja in der Welt nichts leichter seyn.

Günther. Wie man es nimmt. — Eine Geschichte, in die Sie passen, — und Ihre Gesinnungen, die in eine Geschichte passen, — doch, ich will es versuchen.

Mad. Lindner. Sie mussen sich aber auch eine Rolle zutheilen.

Günther. Was für eine?

Mad. Lindner. Natürlich einen Paradoxen, einen, der den Leuten widerspricht, der seltsame Sachen sagt.

Günther. Und Mademoiselle müssen die Geliebte seyn. —

Mad. Lindner. Doch nicht von Ihnen? Das wäre vortrefflich, damit die Briefe nachher auf keinen Fall umsonst geschrieben wären.

Louise. Ich muß überhaupt die Rolle einer Verliebten verbitten; denn ich fühle dazu gar kein Talent in mir.

Günther. Ein Roman ohne Liebe! — Herr Müller müßte also einen Auffahrenden, Eifersüchtigen, Jähzornigen schildern.

Müller. Ich? — Dazu getraue ich mir keine Fertigkeit zu.

Günther. Was wollen Sie denn aber seyn?

Müller. Ein treuer Freund, — so ein heimlicher, blöder Liebhaber, — einer, der so mit Anspielungen — und Unglück —

Günther. Ich verstehe Sie schon. — Und Sie, Madame?

Mad. Lindner. Nun, eine ordinäre, gute Frau, die über manches in der Welt schon gedacht hat, — die, — nun, Sie können's ja so einrichten, daß sich um mich eigentlich die ganze Geschichte dreht.

Günther. Aber wo bleiben denn nun die Nebenbuhler? die unvollkommenen Charaktere? die gut angebrachten Kontraste?

Müller. Darauf muß man in diesem Buche gar nicht ausgehn.

Günther. Sie, Herr Birnheim, müssen denn auch eine Rolle mitspielen; ein Philosoph, der sich aus der Welt zurückgezogen hat, ein Spekulant —

Birnheim. Verschonen Sie mich, mein Herr, ich mag in keinem Buche figuriren, dazu bin ich, Gott sei Dank! zu alt geworden.

Mad. Lindner. Aber unsern ehemaligen Freund, den Rechthaber Wille, können Sie noch anbringen, der wird sehr gut dazu dienen, manchmal in der Empfindung eine Diversion zu machen.

Günther. Wie gesagt, ich will es versuchen, einen Plan dazu zu entwerfen.

Müller. Ich schreibe am Ende noch den Wille, denn ich habe die Ehre, ihn besonders genau zu kennen.

Man setzte sich nun zu Tische, und der Gedanke beschäftigte noch lange die Gesellschaft. Man trennte sich, man ging schlafen, man stand wieder auf, und Louise Büttner erhielt am folgenden Tage folgenden Brief von Günther.

Werthgeschätzte Freundin!

Ein unangenehmer Zufall hindert mich auszugehn und Sie heute Abend zu sehn. Ich habe mir den Fuß verwundet, als ich Sie gestern verließ, und es ist zwar nicht im mindesten gefährlich, könnte es aber, nach der Aussage des Wundarztes, werden. Die ganze Nacht hindurch habe ich an den Plan unsers Romans gedacht, und ich muß Ihnen gestehn, daß ich noch eine Menge von Schwierigkeiten angetroffen habe, auf die ich noch nicht gefallen war. Wird nämlich dieser Roman am Ende auch wirklich eine ordentliche Einheit bilden? Werd' ich einen Plan ersinnen können, der allen mitschreibenden Personen recht ist, so daß nicht einer und der andere glaubt, er kömmt in den Hintergrund zu stehn? Wird sich endlich nicht jeder bemühn, aus seiner Rolle die Hauptrolle zu machen? Jeder überlegt nur seinen

Theil, ich muß das Ganze im Namen Aller überdenken, und ich bin Allen für das gütige Zutrauen verbunden; nur fürcht' ich, daß es Alle so einrichten werden, daß man nachher von meinem Ueberdenken nicht mehr viel gewahr wird. — Und dann mein alter Einwurf: ob sich nicht mancher in der Rolle, die er sich zugetheilt hat, geirrt haben kann. — Doch, ich will mich wie ein ächter Romanschreiber über alle diese Bedenklichkeiten hinwegsetzen und nur Ihre Befehle auszuführen suchen, wenn ich auch im Versuche erliege, habe ich doch wenigstens mein Mögliches gethan. Nur mit Schrecken denk' ich immer wieder von Neuem daran, daß Sie mir, theure Freundin, so strenge verboten haben, Ihrem Charakter etwas von Liebe beizumischen; denn sonst sollten alle Ihre Briefe nur aus Liebe bestehn, wenn ich irgend etwas zu befehlen hätte. Wo soll das Interesse für das Buch herkommen? Für mich wird es wenigstens nicht das geringste haben; doch ich hoffe, Sie lassen sich noch erbitten. Ich bin u. s. w.

Antwort.

Ihr Unfall dauert mich und uns alle. Unser Buch muß gewiß gut werden, da Sie es so von allen Seiten überlegen. Ich bin nur auf die paradoxe Rolle begierig, die Sie sich geben werden. Mich lassen Sie ja nur Nebenperson bleiben, und Sie dürfen sich nur als einen Mann vorstellen, der alle Liebe verachtet, und ein andres sehr schätzbares Frauenzimmer von seinen Grundsätzen überzeugen will: so erreichen wir dadurch bequem einen doppelten Endzweck; erstlich, daß Sie paradox sind, und daß in dem ganzen Buche nicht viel von Liebe die Rede zu seyn braucht, den blödsinnigen, oder vielmehr wie ich sagen wollte, blöden Liebhaber abgerechnet. Doch, ich überlege eben, daß ich Ihnen ins Amt greife, welches sich für mich durchaus nicht schickt, und in der vorgeschlagenen Rolle würden Sie am Ende in unserm Zeitalter auch nicht sehr paradox erscheinen. —

Ich muß gestehn, ich wünsche es nur erst alles geschrieben; denn ich schäme mich, meinen Beitrag dazu zu liefern. — Bessern Sie sich bald, und noch eins, lassen Sie doch ja die Mißverständnisse der Eifersucht und dergleichen aus. Auch möchte ich noch manches gegen die zu große Zartheit erinnern; doch das kömmt am Ende auf die Uebrigen an. Wie gesagt, geben Sie mir nur einen ganz einfältigen Charakter, und ich bin u. s. w.

Günther an Herrn Wille.

Sie werden vielleicht gehört haben, lieber Freund, daß ich unpaß bin und das Zimmer hüten muß. Ich hoffe, Sie bedauren mich, aber ich wollte Sie zugleich bitten, mich auch bei Gelegenheit zu besuchen. Wir haben uns überdies seit lange nicht gesehn; an wem die Schuld liegt, kann ich nicht entscheiden. Ich möchte Sie in einigen Punkten um Rath befragen, den Niemand mir besser, als Sie, ertheilen kann. — Leben Sie wohl!

Antwort.

Ich würde sogleich Ihrer angenehmen Einladung nachkommen, wenn ich nicht durch einen Zufall heut' bei Herrn Müller engagirt wäre, dem ich schon zugesagt habe. Aber nächstens habe ich unfehlbar das Vergnügen, Sie zu sehn; denn Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich mein Wort brechen soll; es wäre eine Beleidigung für Herrn Müller und eine Verletzung der Freundschaft, die ich mir nie kann zu Schulden kommen lassen. Denn man muß den einen Freund behalten und den andern nicht verlieren; das ist ein Grundsatz, den ich immer vor Augen zu haben pflege, und bei dessen Beobachtung ich mich auch immer wohl befunden habe. Gute Besserung wünscht Ihnen Ihr Freund u. s. w.

Günther an Louise Büttner.

Man kann nicht mehr thun, als ich schon unserm Roman zu Gefallen habe thun wollen. Ich hatte nämlich Wille zu mir eingeladen, um ihn ordentlich zu beobachten, aber unser Freund Müller war mir schon zuvorgekommen. Dies Exemplar von Menschen wird also jetzt sehr gelesen und studirt. Ich glaube, mein Vorsatz war seltsam genug, um in unserm Romane paradiren zu können, und es ist wirklich Schade, daß ich ihn nicht dazu aufgespart habe. Ich muß Ihnen aber gestehn, daß mir die Rolle, die mir zugetheilt ist, sehr zur Last fällt, daß ich weit lieber den Charakter eines Liebhabers ausführte, keinen von jenen ungestümen, die die ganze Schöpfung immer mit einer Faust zusammendrücken wollen, die Gegenliebe ordentlich wie eine Abgabe fordern, und in keiner andern Sprache, als nur in fürchterlichen Eidschwüren reden. Wie gesagt, ich würde ein solches Wesen leiser darzustellen suchen, mich mehr zu errathen geben, als geradezu hinsagen: so bin ich! denn mir ist in Büchern nichts mehr zuwider, als wenn sich die Menschen so genau zu kennen glauben. Ich weiß nicht, ob Sie meiner Meinung sind: aber Sie lassen mich fürchten, daß Sie sich für einen armen Verliebten nicht im allergeringsten interessiren; auch hat der Herr Müller schon den Charakter an sich gerissen, den ich darstellen möchte, und ich muß also mit dem meinigen zufrieden seyn. Es ist überdies wohl möglich, daß er ihn besser durchführt als ich und — Sie sehn, daß selbst in unsrer kleinen Gesellschaft Rollenneid herrscht. Sie haben zwar alle Eifersucht in unserm Buche strenge verboten: allein ich muß gestehn, daß ich als Schriftsteller auf unsern Freund Müller etwas eifersüchtig bin; doch vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen mit meinem Briefe zur Last falle.

Antwort.

Wie kann mir ein Brief von Ihnen zur Last fallen, da er mir wenigstens einigermaßen Ihre Gegenwart ersetzt? Ich muß gestehn, daß Wille ein glück-

licher Mensch ist, daß er jetzt so gesucht wird. Er muß sich gewiß selber darüber wundern. Er wird noch bei unsrer ganzen Gesellschaft wie eine merkwürdige Mineralie herumgehn, und jeder wird an ihm studiren wollen. Am Ende führen wir alle stückweise seinen Charakter aus, und mit mehr Empressement, als unsern eignen; es wäre ein recht eigentlicher Schriftstellerfehler.

Es ist wirklich Schade, daß in jedem Buche ein Liebhaber seyn muß, mit allen seinen weitläuftigen Empfindungen, die sich meistentheils von selbst verstehn; und noch mehr zu bedauern ist es, daß unter uns diese Rolle Herrn Müller zugefallen ist. Er ist mir immer nicht interessant gewesen, aber als Liebhaber muß er der uninteressanteste Mensch von der Welt seyn. Es ist mir sehr lieb, daß ich seine empfindungsvollen Briefe nicht zu beantworten werde nöthig haben. Meine Tante Lindner wird diese Mühe gewiß über sich nehmen. Doch, wem sag' ich das? Sie sind ja der Schöpfer und Gebieter, und es steht daher bloß in Ihrer Willkühr. Ich bin überaus neugierig, wie sich alle diese Helden selber zeichnen werden. An Empfindung und Vernunft werden sie es gewiß nicht wollen mangeln lassen. — Leben Sie wohl!

Müller an Günther.

Ich war vorgestern mit Wille zusammen, und er hat mich so amusirt, daß ich sogleich in Versuchung gerathen bin, unsern Roman mit einem Briefe von ihm zu eröffnen. Ich habe ihn Wilibald genannt, und den Brief an Lindor gerichtet, der Niemand anders als ich, seyn soll. Ich habe sein ganzes Wesen darin zu treffen gesucht. Ich sollte meinen, daß dieser Brief kein unglücklicher Prolog zum ganzen Buche sei. Sie werden es schon so einzurichten wissen, daß er in die Geschichte paßt.

Wilibald an Lindor.

Man kann nicht immer so denken, wie man gern denken möchte. Die Gelegenheit formt uns bald so, bald anders. Nur derjenige ist das ächte Bild des Mannes, der die Gelegenheit entweder gar nicht anerkennt, oder ihr immer zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehn versteht. Ich habe mir jetzt, theurer Freund, einen Lebensplan entworfen, den ich immer zu befolgen denke: es ist nichts leichter, als zu leben, wenn man nur erst weiß, was man vom Leben zu fordern hat. Ihre Freundschaft wird mich warnen und unterstützen, wenn ich irgend einmal im Begriff seyn sollte, zu fehlen. Jeder Freund müßte eigentlich immer nur ein Aufseher des andern seyn, so würden wir uns alle besser befinden; aber man geht nur miteinander um, kaum daß sich einer die Mühe giebt, den andern zu kennen, viel weniger ihn zu bessern. Ich mag aber gern von meinen Freunden wissen, woran ich mit ihnen bin; und darum bitte ich Sie, diesen Brief so weitläuftig zu beantworten, als es Ihre Zeit nur immer erlaubt. — — —

Nun soll Lindor antworten, und den Versuch machen, ihn zu widerlegen. Im Gange des Romans kann es nachher vorkommen, daß Lindor wirklich Gelegenheit findet, seinen Freund zu warnen, aber dieser will nun nichts hören, und wundert sich sogar, wie Lindor sich so viel herausnehmen könne; so entsteht dadurch ein sehr schöner Kontrast, und es läßt sich überhaupt viel Lebensweisheit und viel über die Menschen und dergleichen anbringen. Lindor, der nachgebend und weiser ist, hilft nachher seinem Freunde, doch wider dessen Willen; und auf die Art muß die Rührung leicht zu bewerkstelligen seyn.

Aber jetzt muß ich noch von andern Dingen zu Ihnen sprechen. Es thut mir leid, daß ich Sie nicht besuchen kann, in mündlichem Gespräche wird man viel vertrauter. Sie haben es vielleicht schon bemerkt, daß Madam Lindner einen besondern Eindruck auf mein Herz gemacht hat; ich weiß nicht, ob sie mich wieder liebt. Schon lange habe ich einen Vertrauten nöthig gehabt, und ich halte Sie so sehr für meinen Freund, daß ich Ihnen meine Leidenschaft unverhohlen gestehen will. Bringen Sie doch diese Situation in unserm Buche an, damit sie etwas aufmerksam auf mich wird, und ich recht aus dem Herzen schreiben kann. Ich fürchte überdies, der alte Birnheim hat den Plan gemacht, sie zu heirathen; denn er ist alle Tage dort. Der Alte hat Vermögen. Ich weiß nicht, in manchen Augenblicken könnte ich ihn auf den Tod hassen; und obgleich Madam Lindner selbst ein ansehnliches Vermögen besitzt, so könnte sie doch vielleicht darauf kommen, ihm ihre Hand zu geben. — Wie, wenn wir beide den Versuch machten, es auf jeden Fall zu hintertreiben? Sie könnten, zum Beispiel, eine Episode einflechten, die das Unschickliche einer solchen Heirath recht klar ins Licht setzte. Ich muß mich immer hüten, wir meine innere Erhitzung nicht merken zu lassen, denn sie ist eine scharfsichtige Frau. — Leben Sie wohl, bis wir uns wieder sehn.

Birnheim an Günther.

Ich würde mich, werthgeschätzter Herr, nicht die Freiheit nehmen, an Ihnen zu schreiben, wenn es nicht die dringendste Noth erforderte und so gleichsam nothwendig machte. Sie werden eingesehn haben, daß ich schon etwas alt und bei Jahren seyn thue, und derohalben an manchem keinen Geschmack zu finden durchaus nicht im Stande bin. Die Jugend hat ihre Zeit, das Alter hat ihre Zeit. Wenn ich so mit Sie aus vollem Herzen spreche, so können Sie es mich unmöglich übelnehmen, ein Vertrauen ist das andre werth. Ich wollte nur von wegen das Buch mit Ihnen sprechen, das Sie da alle miteinander raussergeben, oder heraus verlegen wollen. Ich habe mich das Ding in meinem Kopfe überlegt, wie es denn seyn muß und auch nicht anders geht, daß das konfuse Wirthschaft, oder, Sie verstehn mir und nehmen mich so was nicht übel, dummes Zeug werden wird. Denn was kann dabei herauskommen? Antwort, Nichts. Nicht, daß ich nicht ein Buch oder so einen Gelehrten gerne leiden möchte, oder ihn verachten thäte, wie Sie vielleicht auf solchen Gedanken kommen könnten, nein e con trari, allen

Respekt davor, aber, mein' ich nur immer, wo er sich hingehört, denn daß ein Frauenzimmer will Bücher schreiben, ist ein ganz verkehrter Casus und dient durchaus zu nichts in der Hauswirthschaft; eine Suppe ist kein Buch und ein Buch ist kein Braten. Das ist so meine einfältige Meinung darüber. Wenn ich meine Tobaksdose zum Strickbeutel machen wollte, so wäre das dumm, wie die Leute ganz gewiß sagen würden, und sie hätten wahrhaftig in ihrer Art Recht, wenn ich ganz meine aufrichtige Meinung sagen soll. Und wenn ich nun vollends Madam Lindner noch heirathen sollte, wie es der Himmel vielleicht giebt, so kann ich es durchaus nicht zugeben, daß sie Bücher schreiben thut, denn sie wäre ja kapabel, mich einmal in ein Buch anzubringen. Das sind so Romanstreiche, und es ist überhaupt pover oder miserable, solche Bücher zu schreiben, wenigstens, nach meiner Meinung, das müssen nur Leute thun. die sonst kein Geld haben, so denk' ich davon. Halten Sie daher ja die Madam davon ab; ich würde sie zeitlebens nicht heirathen, wenn es so weit kommen sollte, und dann hat sie's nachher Niemand anders als sich selber zuzuschreiben. So denk' ich über das Bücherschreiben, und wer anders denkt, denkt nicht so wie ich, und das ist Unrecht. In meiner Jugend schrieb ich auch Bücher, aber das waren Sprüche die ich auswendig lernte, und merkwürdige Exempel; ich ließ sie mich auch ordentlich einbinden, aber Madam Lindner ist auch schon über die Jugend hinüber, und darum soll sie's lassen. Bessern Sie sich mit Ihrem Beine und bleiben Sie gesund.

Günther an Birnheim.

Ich habe Dero freundschaftliche Zeilen mit vielem Vergnügen erhalten. Ich sehe daraus, daß Sie ohngefähr so denken, wie ich, und daß man mir also sehr mit Unrecht den Namen eines paradoxen Menschen beilegt. Sie werden es auch gehört haben, daß man mir neulich diesen Ekelnamen gab, bloß weil ich das Gewöhnliche auf keine ungewöhnliche Art liebe, und das ist eben die Ursache, warum mir so manche andre Menschen parador erscheinen. Ich denke aber, Madam Lindner wird ganz von selbst dieses Gedankens überdrüßig werden, der überdies auf jeden Fall schwer auszuführen ist. Ihre Urtheile über den Werth des Bücherschreibens haben mich entzückt; man kann daraus sehn, wie die Leser von den Schriftstellern denken, und ob es nun wohl der Mühe werth ist, die Federn zu zerbeißen, sich schlaflose Nächte zu machen und das Papier unnöthigerweise zu vertheuern. Denn was kömmt am Ende dabei heraus? Antwort, Nichts. Und was ist Nichts? Ich glaube, es bedarf nicht einmal einer Antwort, ob man mir gleich sagt, daß es einige philosophische Abhandlungen darüber geben soll. Es wäre mir ungemein lieb, wenn ich die Ehre haben könnte, Sie näher kennen zu lernen. Wir treffen so selten auf Menschen, Herren und Freunde, die mit uns sympathisiren, so daß wir deswegen diejenigen, die es thun, desto mehr in Ehren halten müssen. Ich habe die Ehre, mich zu nennen u. s. w.

Günther an Louise Büttner.

Sie sagen in Ihrem Briefe, daß sich die Empfindungen der Liebe von selbst verstehn, und daß sie deswegen nicht brauchen geschildert zu werden; doch muß derjenige, der das sagen kann, schon mit ihnen bekannt seyn, und wenn Sie mir das zugestehn, will ich Ihnen auch unbedingt Recht geben. Sie wollen nichts von Liebe und Eifersucht hören, und in jedem Briefe möcht' ich Ihnen ein Kapitel darüber niederschreiben. Sie werden vielleicht sagen, daß es mir wie den Schauspielern geht, die sich zuweilen in ihrer Rolle vergessen, und diese auf ihr wirkliches gewöhnliches Leben übertragen, und hierin werde ich Ihnen nicht Recht geben, sondern Ihnen antworten, daß ich mich gar nicht für einen Schauspieler halte, sondern daß ich alles, was ich hier sage, für meinen Ernst ausgebe, wie es denn in der That auch ist. Wenn Sie mir nur glauben wollten! Könnt' ich es dahin bringen, so wollt' ich unser ganzes Buch aufgeben, und alle übrigen Bücher, und nur für die wirkliche Welt leben, wenn es anders eine wirkliche Welt giebt; denn das, was wir nach aller Ueberlegung so nennen, ist endlich doch nur wieder unsre Phantasie.

Aber wenn ich es nur mit meiner Phantasie dahin bringen könnte, mich glauben zu machen, daß Sie meinem Geschwätze eben so gern zuhören, als ich Ihnen etwas vorschwatze. Ich habe zu unserm Buche einen Brief aufgesetzt, in dem ein Liebender seine Liebe bekennt. Fast komme ich in die Versuchung, ihn Ihnen zur Beurtheilung vorzulegen.

Palämon an Daphne.

Glauben Sie doch ums Himmelswillen nicht, daß mir ein albernes Buch so wichtig seyn könnte, um Ihnen mit meinem Briefe zur Last zu fallen. Nein ich bin es selbst, meine Theure, von dem die Rede ist. Soll ich noch hinzusetzen, daß ich Sie liebe? Ich glaube, es wird unnöthig seyn. Wenn Sie mich nur sonst verstehn wollen, so müssen Sie mich schon längst verstanden haben. Ich kann nichts weiter hinzufügen. Beharren Sie darauf, die Liebe zu hassen, — doch, wie kann man die Liebe hassen? Wenn Sie es auch behaupten, so würde ich nur daraus folgern, daß Sie hassen

Ihren unglücklichen Günther.

Nun, was sagen Sie zu diesem Briefe? Werden Sie mir heute eben so gütig antworten, als auf meine vorigen Sendschreiben?

Müller hat unsern Roman schon angefangen, — ich sehe den Herrn Wille kommen — er will mich besuchen, — ich breche ab.

Louise an Günther.

Sie verlangen also im Ernst, im eigentlichen ernsthaften Ernst, daß wir beide einen Roman im Romane spielen sollen? Wenn ich argwöhnisch wäre,

oder mir einige Menschenkenntniß zutraute, so könnte ich darauf kommen, daß Sie alles dieses bloß einleiten, um Briefe von mir zu erhalten, die Sie im Romane brauchen könnten. Sie schließen so: wenn ich die Empfindungen der Liebe als bekannt annehme, so muß ich Sie kennen, — wenn ich sie kenne, so muß ich lieben, — wenn ich liebe, so kann es Niemand anders seyn, als Sie, der von mir geliebt wird. Ob diese Form ganz logisch ist, lasse ich dahin gestellt seyn, aber wie die Welt sich selten um die Gesetze der Logik bekümmert, so ist Ihr wunderlicher Schluß auch hier eingetroffen. Ich ziehe daraus einen andern Schluß, daß es tausend Sachen giebt, die ohne alle Logik richtiger sind, als die Logik selber. — Doch ich will Ihnen auf Ihre eigentliche Frage antworten.

Daphne an Palämon.

Liebe und Ehe, Herr Palämon, sind zwar so ernsthafte Dinge, daß ich hier Gelegenheit hätte, Ihnen recht viel darüber zu sagen und häufige Thränen zu vergießen; aber ich will es einmal leicht nehmen und Ihnen nur gestehn daß ich Ihnen und Ihrem Briefe glaube. Wenn es daher nur von mir abhängt, so brauchen Sie sich nicht als unglücklich zu unterschreiben, überlassen wir das denen, die nichts von Liebe wissen. Ich bin und bleibe

Ihre Louise Büttner.

Wer uns beide nicht kennte, dürfte fast auf den Gedanken kommen, daß wir uns verspotteten. Aber lassen Sie uns auch einmal ernsthaft sprechen. — Doch, so eben werde ich von meinem Vater abgerufen. — Besuchen Sie uns bald. — Schade, daß ich Ihnen nicht noch meine ernsthaften Gedanken mittheilen kann.

Günther an Louise.

Warum soll die Liebe nicht auch fröhlich machen, so wie sie traurig macht? Man sagt ihr so viel Uebles nach, daß einige heitre Gesichter ordentlich nothwendig geworden sind, um Ihre Ehre zu retten. O ich fühle mich so glücklich, daß ich allenthalben in der ganzen Welt nur Stoff zur Fröhlichkeit wahrnehme. Warum soll diese Empfindung gerade Leichtsinn genannt werden? Leichtsinn kann nur Mangel an Empfindung seyn. Es giebt überhaupt eine Art des Frohsinns, die nur eine schönere Melancholie ist, und in diesem Zustande befinde ich mich jetzt. Ich denke Sie und Ihren Herrn Vater heut Abend zu besuchen; machen Sie ihm meine Empfehlung.

Ich habe Wille einen Brief von Müller gezeigt, und ich hoffe, der ganze Roman soll dadurch zerstört werden.

Birnheim an Günther.

Nein, werthgeschätzter Herr und Freund, es ist alles vergebens, und so zu sagen umsonst, was Sie da in Ihrem vortrefflichen Briefe zu mich gesagt haben. Sie läßt nicht davon und läßt nicht davon. Das Bücherschreiben ist ihr so in den Kopf gefahren und in alle zehn Finger, daß sie es nicht lassen und bleiben lassen kann, und wenn alle sieben Todsünden darauf gesetzt wären, und ich bin darüber noch dazu ganz desperat geworden. Denn ich habe Ihnen meine ausführliche Meinung in meinen vorigen wenigen Zeilen gesagt, und dabei bleibt's, und ich kann mir keinen Gedanken davon rauben lassen und es soll auch in Ewigkeit nicht geschehn. Was Sie von fimbbathisiren sagen, ist erstaunlich wahr. Wer Ueberzeugungen hat, muß dabei bleiben, und das ist nun einmal meine Ueberzeugung. Es giebt Leute, die finden alles egal in der Welt, und leben derohalben wie die Narren, mit denen kann ich nicht sindbadsiren, wie gesagt. Narren sind keine Menschen, eben deswegen, weil sie Narren sind, und daß meine Frau dazu gehören sollte, kann ich nun und in Ewigkeit nicht zugeben, denn der Mann ist des Weibes Haupt, und da wäre ich denn der Hauptnarr, das geht nicht und geht nicht. Ich weiß nicht, ob Sie mir und meine Meinung verstanden haben, aber ich sollte meinen, daß ichs klar und deutlich genug einzurichten wüßte; denn ich bin gewöhnlich, wie die Leute sagen, kurz angebunden. Eben darum beschwör' ich Sie hoch und theuer, wenn es doch ja nun so seyn muß, daß das Buch geschrieben werden soll, die ganze Erfindung so einzurichten, daß Madam Lindner einen ordentlichen Ekel davor bekömmt und zeitlebens nichts hinzuschreibt. Es ist schwer, das seh' ich selber recht gut ein, aber es muß doch seyn. Sie müssen die Frauenzimmer alle dumme Frauenzimmer seyn lassen. Sie müssen darauf bestehen, daß es Ihr Plan so mit sich bringt, — denn, ich frage, was will sie nachher machen? Antwort, Nichts; denn Sie haben ja alsdenn den Plan gemacht, und Sie dürfen nur sagen, sie verstände den Henker davon, was so ein Plan zu besagen hätte, oder mit sich brächte; solche Reden müssen Sie führen. Sobald Ihr Bein besser ist, können Sie mir ja auch näher kennen lernen; ich lasse mir gern näher kennen lernen: denn was kömmt dabei heraus, wenn man sich einander nicht kennen thut? Sie wissen meine Gesinnungen. Nehmen Sie bei dem Wetter Ihr Bein in Acht und ich verbleibe u. s. w.

Antwort.

Wer könnte Ihr edles Gemüth in Ihren Briefen verkennen? Ich eile, um Ihnen meine schuldige Antwort zu überschicken. Sie geruhen, unsern ganzen Roman mit einem verächtlichen Blicke zu übersehn, und ich gestehe, daß Sie ganz recht daran thun. Mit Ihrem gütigen Vorschlage, die Frauenzimmercharaktere schlecht einzurichten, dem Plan zu gefallen, sieht es ein wenig mißlich aus; denn wenn ich auch die Charaktere so anlege, so werden sie mir unter den Händen umgearbeitet, und eh' wir es uns versehn, stehn statt der lächerlichen Weiber die allerverehrungswürdigsten da. Und was ist denn zu machen? Bringen Sie lieber irgend einen Recensenten für Geld und gute Worte dahin, daß

Buch, wenn es erschienen ist, ganz erbärmlich herunter zu machen; vielleicht bekömmt Ihre Geliebte dann eine Wasserscheu. Man muß nach meiner Meinung die Sucht zu schreiben ganz wie eine Krankheit behandeln und betrachten; da hilft keine Vernunft, sondern Medizin, und darum rathe ich Ihnen zu einer Recension. Nächstens werde ich mir die Ehre ausbitten, mehr mit Ihnen sympathisiren zu können; sobald ich gesund bin, besuche ich Sie.

Ich bin ꝛc.

Müller an Günther.

Treuloser Freund!

Hab' ich Sie darum zu meinem Vertrauten gemacht? Hab' ich mich darum vor der ganzen Welt verschlossen und Sie allein in mein bekümmertes Herz sehn lassen, damit Sie mich so verrathen sollten? Ich kann noch immer nicht begreifen, wie ein Mensch, den ich für meinen Freund hielt, sich zu einem solchen Verbrechen konnte verleiten lassen. Entdecken Sie doch dem elenden Wille lieber auch noch, daß ich die Lindner liebe, daß ich es Ihnen gestanden habe. Sie sind außerordentlich leichtsinnig, wenn Sie dergleichen Beleidigungen nur für Scherz oder spaßhafte Einfälle halten können; ich sehe sie weit wichtiger an. Sie haben dem Menschen die ganze Idee von dem Buche gesagt. Sie haben ihm gesagt, daß ich ihn studire und schon in einem Briefe kopirt habe. Ihre Freundschaft steht auf einem elenden Grunde, wenn Sie ihr nicht einmal Ihre Schwatzhaftigkeit aufopfern können. — Ich lege Ihnen den Brief von Wille bei, damit Sie selber sehn können, in welchem Grade Sie mich beleidigt haben.

Wille an Müller.

(Einlage des Vorigen.)

Also mußte ich nur darum neulich bei Ihnen Kaffee trinken, damit Sie mich auf Ihre Art beobachten möchten? Sie nahmen sich sehr viel heraus, und Sie irren sich auf eine lächerliche Weise, wenn Sie glauben daß Sie mich in dem sogenanten Wilibald getroffen haben. Dergleichen Unsinn denk' ich nicht einmal, viel weniger daß ich ihn niederschreibe. Ich glaube, es giebt über diesen elenden Brief keinen so kompetenten Rezensenten, als mich selber. Ich finde überhaupt nichts lächerlicher, als die Altklugheit, mit der Sie sich und die übrigen Menschen betrachten. Man sollte doch ja erst einsehn lernen, wie weit unser eigner Verstand reicht, ehe wir den der übrigen Menschen ausmessen wollen. Ich glaube, daß ich gar nicht nöthig habe, meine übrige Vernunft zusammen zu nehmen, um jenen Wilibald zu widerlegen; er ist zu elend, als daß ich noch ein Wort darüber verlieren sollte.

Günther an Müller.

Warum, werthgeschätzter Freund, sollte ich unserm gemeinschaftlichen Freunde, Wille, nichts von unserm Roman sagen? Ich glaube, daß Sie und er die Sache viel zu ernsthaft betrachten; denn ich muß Ihnen gestehn, daß ich ihn an demselben Tage zu mir gebeten hatte, als er Sie besuchte, bloß um ihn zu beobachten; aber ich hätte es ihm dann frei herausgesagt und ihn freundschaftlich erinnert, er möchte nun doch so gut seyn, seinen eigentlichen Charakter recht zu entwickeln. Sie aber haben ihn dadurch hintergangen, daß sie ihn heimlicherweise studirt haben, etwas, das ein Freund mit Recht übel nehmen kann. Sie werden sagen, ich sei paradox, aber desto besser, so bleibe ich in der Uebung, und führe im Roman meinen Charakter um so glücklicher durch.

Birnheim an Günther.

Ich bin Ihrem Rath gefolgt und habe mich schon einen Rezens-Enten aufgetrieben, der seine Sachen gewiß sehr gut machen wird; denn er kann schon von Natur keinen Roman vor Augen sehn. Er hat mich zugeschworen, daß er die besten sogar aus dem Grund seines Herzens verachte und daß er Ihr Buch so pfeffern wolle, daß es kein honetter Mensch sollte lesen wollen: das hat er mich versprochen. Sie haben Recht mit Umarbeiten. Kein Mensch will gern ein Narr seyn und ich auch nicht, das kann ich Sie wohl gestehn, denn es ist wider meine Natur, und was wider unsre Natur ist, davor können wir nicht, wenn wirs bei Lichte besehn. Ich habe nie glauben können, daß solche Rezins-Enten, wie sie sich tituliren, in der Welt etwas Nutz seyn könnten, aber jetzt seh' ich es doch recht gut ein. Man lernt alle Tage mehr, selbst noch im spätern Alter, und so ist es mich jetzt mit den sogenannten Rizzins-Enten gegangen. Sie sagen, es sei Krankheit von wegen mit dem Schreiben, das kann wohl möglich seyn, es ist vielleicht manches Krankheit, dem wir es nicht ansehn thun; diese Krankheit ist aber eine povre Krankheit und sollte gar nicht unter honetten Leuten gelitten werden. Wer Geld hat nun vollends! und sie hat Geld genug und auch die Jahre, um gescheut zu seyn. Das ärgert mir eben und verdrießt mich ordentlich etwas. Leben Sie wohl.

Günther an Birnheim.

Ich kann Ihnen nichts anders antworten, als daß ich Ihnen vollkommen Recht gebe; es ist immer nur eine halbe Antwort, das werden Sie selber einsehn, allein ich kann mir nicht helfen. Daß Sie einen Rezensenten erwischt haben, ist mir ungemein lieb, bitten Sie ihn doch, das Buch gleich jetzt zu beurtheilen, damit die Rezension nachher ja nicht zu spät komme. Ich will ihm selbst einige Data an die Hand geben, auf die er besonders losziehen muß. Daß Sie übrigens die Nutzbarkeit der Rezensenten bezweifelt haben, hat mich gewundert, sie sind wenigstens nützlicher, als die Schriftsteller, denn sie verbessern diese, und die Schriftsteller verbessern die Menschheit, und die Menschheit — doch, ich gerathe in zu erhabne Gedanken, ich breche daher lieber ab.

Müller an Wille.

Die Hitze, mit der Ihr Brief an mich abgefaßt ist, thut mir um Ihretwillen leid, denn sie macht Ihrem Verstande nicht viel Ehre. Doch, an Ihren Verstand haben Sie schwerlich gedacht, als Sie ihn niederschrieben. Aber Günther ist ein sehr schlechter Mensch, daß er so schwatzhaft ist, und doch hatte er Sie aus keiner andern Ursach gebeten, als ebenfalls um Sie zu beobachten. Er gesteht es mir ganz naiv in seinem Briefe; Sie können daraus sehn, was für einen Freund Sie an ihm besitzen. Es thut mir nur die Zeit leid, die ich Ihrentwegen mit diesem Billete verschwende.

Wille an Günther.

Ich muß jetzt leider die Erfahrung machen, daß ich mich in allen meinen Freunden geirrt habe, und das rührt bloß daher, weil ich ihnen zu leichtsinnig traute. Ich will mich aber künftig besser hüten. Ich lege Ihnen Müllers Billet bei, der mir schreibt, daß Sie mich auch zu nichts anderm haben brauchen wollen, als zu einem Exemplar in einem jämmerlichen Roman. Wenn Ihnen ein Roman lieber ist, als meine Freundschaft und Achtung, so haben Sie recht gehandelt, im entgegengesetzten Falle mögen Sie sich selber Ihr Urtheil sprechen. Ich mag nichts mehr hinzusetzen, als daß ich mich wundere, wie Sie von der Madam Lindner abhängen können, die Ihnen bloß den Auftrag gegeben hat, mich zu kopiren, um mich dafür zu strafen, daß ich sie nicht geheirathet habe. Denn nun seit ich meine Frau habe, ist sie meine Feindin; vorher waren wir sehr gute Freunde, und sie hielt mich für einen überaus verständigen Menschen, wir beide moquirten uns wenigstens über alle übrigen. Wie gesagt, es wäre nur auf mich angekommen, sie zu heirathen. Müller ist der unverschämteste Mensch, und es wird sich wohl eine Gelegenheit finden, ihn zu strafen.

Günther an Wille.

Es thut mir leid, daß Sie die Sache so ansehn, ich glaube, es giebt eine angenehmere Ansicht. Ist es nicht ein Kompliment, das ich Ihnen mache, wenn ich darauf ausgehe, Sie wie ein gutes Buch zu studiren und in einem guten Buche wieder Ihr Profil aufzustellen? Ist es der Madam Lindner zu verdenken, daß Sie dies Profil in ihrem Romane gern besitzen möchte, da Sie Ihrer eigentlichen Person nicht hat können habhaft werden? Ich hoffe, es ist an Ihnen etwas zu studiren, denn sonst wären Sie nicht interessant, und wenn Sie nicht interessant wären, möchte der Henker Ihr Freund seyn; folglich, wenn ich Ihr Freund bin, muß ich Sie studiren. Sie sehen selbst ein, daß da keine Rettung möglich ist. — Und warum wollen Sie auch von diesem allgemeinen Schicksale aller Menschen ausgenommen seyn? Ich hoffe, ich habe mich hinlänglich entschuldigt, ich unterschreibe mich also wie sonst

Ihr Freund Günther.

Louise an Günther.

Man kommt Ihnen beinahe auf die Spur; gestern Abend war Müller hier und behauptete keck, Sie hätten uns nur alle zum Narren; und es wäre Ihnen gar kein Ernst, das versprochene Buch zu schreiben. Ich begreife nicht, wie der blödsinnige Liebhaber grade darauf gekommen ist.

Madam Lindner an Günther.

Sind Sie noch nicht bald hergestellt? Wir alle sind eben so ungeduldig, als wir Sie bedauern, da wir Ihren Umgang so lange entbehren müssen. Sie scheinen unsern Roman ganz zu vergessen. Sie sollten doch gegen meinen Lieblingswunsch etwas nachsichtiger seyn, es kann ja gegen unsre Vermuthung kommen, daß das Werk weit interessanter wird, als wir Anfangs erwartet hatten, wenn jeder sich selber nur eben so richtig als zart darstellt, es wäre dann gleichsam ein Register von uns selber, aus dem neue Freunde schnell ersehen könnten, was sie von uns zu erwarten haben.

Antwort.

Allerdings! — allein mein Bein, — ich mag keine andere Entschuldigung für mein Verzögern anführen. So wie ich über den Plan nachdenken will, kömmt mir das Bein dazwischen; so wie ich einen Gedanken erhascht habe, thut mir das Bein weh. Ich wünschte, ich wäre so parador, von einem schlimmen Beine keine Schmerzen zu empfinden, so könnt' ich ein desto größerer Poet seyn. Aber es ist nicht anders, es ist ein ganz gewöhnliches Bein, meine Schmerzen sind ganz gewöhnlich, obgleich ziemlich stark, und darum lassen Sie auch diese höchst gewöhnliche Entschuldigung nur gültig seyn.

Louise an Günther.

Bei meiner Tante ist große Verwirrung: Wille, mein ehemaliger Liebhaber, hat ein Billet geschickt, wodurch sie auf Müller aufgebracht wurde, Müller hat alle Schuld auf Sie geschoben, ich lege Ihnen beide Billets bei.

Wille an Madam Lindner.

(Einlage des Vorigen.)

Sie irren sich sehr, Madam, wenn Sie glauben, daß Ihnen alle Menschen so unbedingt zu Gebote

stehn. Ich schicke Ihnen hier einen Brief von Herrn Müller, der acht Tage alt ist, damit Sie sehn, was Sie eigentlich von ihm zu halten haben.

Müller an Wille.

(Einlage des Vorigen.)

Gegen Sie, lieber Freund, ist mein Herz immer ganz offen, und ich kenne keinen Gedanken, den ich Ihnen verheimlichen möchte. Ich glaube, daß sie eben so gegen mich gesinnt sind. Ich habe jetzt seit einiger Zeit eine interessante Bekanntschaft gemacht, eine Wittwe, Madam Lindner, sie ist, wie die meisten Frauenzimmer über dreißig, sehr koquet, sie hört sich gern loben und ich lasse es daran nicht fehlen. Was soll man sonst in unsern gewöhnlichen, langweiligen Gesellschaften thun? Ich habe meine Caroline fast ganz vergessen, denn das Vermögen der Wittwe ist weit ansehnlicher. Sie wissen, wie ich über den Punkt des Geldes denke. Ich glaube, ich darf mich nur erklären, um die Heirath richtig zu machen, denn sie ist unbeschreiblich freundlich gegen mich, wenn wir allein sind. Ein alter Mann bewirbt sich auch um ihre Hand, und den auszustechen, ist nicht einmal ein Verdienst. — Leben Sie wohl.

Madam Lindner an Günther.

Ich sollte einen solchen Unverschämten wie Sie sind keiner Zeile würdigen, ich setze mich auch nur nieder, um Ihnen zu sagen, wie sehr ich Sie verachte. Ich schäme mich jetzt, daß ich Sie und Müllern je zu meinen Gesellschaftern zählte. Sie, ein Mensch, der nicht einmal so viel Verstand hat, seine eigne Einfalt einzusehn, einen der seine Plumpheit für Witz ausgiebt, der Menschen entzweit und mir dadurch am Ende den größten Verdruß zuzieht. — Ich hoffe, nie mehr so unglücklich zu seyn, Sie in meinem Hause zu sehn.

Birnheim an Günther.

Gottlob! kann ich nunmehr wohl mit wahrem Rechte und aus vollem Herzensgrunde sagen. Es ist alles vorbei, und alles ist in Richtigkeit. Man kann oft nicht wissen, wie etwas kömmt, und wozu manches in der Welt dient, was mir schon neulich bei Gelegenheit der Rehzensenten einfiel. Da ist nun das ganze Buch in die Brüche gefallen und die Heirath ist nun auch zu Stande gekommen. Sie will nämlich gar keine Bücher mehr schreiben, sie hat ein Haar darin gefunden, wie man zu sagen pflegt, aber zugleich hat sie auch zu ihren Trost, wieder einen Mann darin gefunden, und das ist eben Niemand anders, als ich. Sollten Sies gedacht haben, daß das so geschwind und gleichsam über Hals und Kopf gehn würde? Wers am wenigsten dachte war Niemand als ich. Meine Frau, in Zukunft, in Hoffnung nämlich, hat den schönsten Ekel vor den Buchschreibern, den ich mich nur wünschen konnte, aber auch zugleich, mit Erlaubniß zu sagen, vor Ihrer werthen Person. Wie das alles mit einander zusammenhängt, kann ich nicht recht klug daraus werden. Ich danke Ihnen für Ihre vorhergehende gütige Mühe meinetwegen, Sie habens gut gemeint, aber der Himmel hats noch besser gelenkt. Ich weiß, daß meine Frau schon einen Liebhaber gleichsam gehabt hat, das versteht sich, sie kennt mir noch nicht gar lange und jetzt hat sie sich mich doch ganz von selbst und von freien Stücken angetragen, das beweißt ihre jetzige Liebe genug, und so kommt auch ein hübsch Vermögen zusammen, und wir werden glücklich einer bei den andern seyn. Ich werde meine Verlobung in ein paar Tagen bekannt machen, Sie können mich also immer gratuliren, wies aber um unsre nähere Simpatie aussehn wird, weiß ich nicht, wenn meine Frau Ihnen nicht leiden kann.

Antwort.

Ich gratulire also von Herzen und freue mich, und wünsche alles nur mögliche Glück. Ich kann Sie versichern, daß Niemand als ich diese Heirath gemacht hat, doch ich will mich nicht selber loben; mit Ihrer zukünftigen Frau denke ich mich noch wieder zu versöhnen. Bis dahin leben Sie wohl.

Nachschrift. Mein Bein ist wieder gut.

Günther an Madam Lindner.

Es ist gerecht, einen Sünder zu verstoßen: aber schöner als gerecht ist es und ganz einer zarten Seele würdig, ihn wieder anzunehmen, wenn er seinen Fehler einsieht und bereuet. Das ist mit mir jetzt der Fall, das zweite ist nun Ihre Pflicht. Hab' ich gefehlt, so geschah es bloß, weil Sie mir selber aufgelegt haben, parador zu seyn. Sie sehn, ich habe mich dadurch ins Unglück gestürzt; nehmen Sie mich nun auch wieder zu Gnaden an, da Sie selber Schuld daran sind. Ich werde mich künftig sehr vor dem Paradoxen hüten. Wenn es meine Verzeihung leichter machen kann, so melde ich Ihnen, daß ich nicht nur den Plan zu unserm Romane fertig habe, sondern sogar den Anfang schon ausgearbeitet, aber mit Ihrer Erlaubniß, meine Rolle nicht nur, sondern auch die übrigen. Sie sehn, ich bin in meiner Krankheit nicht ganz träge gewesen. Mein Bein ist wieder hergestellt; wenn ich es also wagen darf, besuche ich Sie heute Abend.

Madam Lindner an Günther.

Ich will ein Auge zudrücken und Sie mit dem zweiten freundlich ansehn. Sie haben sich so seltsam entschuldigt, und sind Ihrer Rolle so treu geblieben, daß ich Ihnen deswegen verzeihe. Bringen Sie aber ja Ihr Manuscript mit, ich bin außerordentlich neugierig darauf. Uebrigens verlobe ich

mich heute Abend mit Herrn Birnheim, und Sie können zugleich als Zeuge dienen.

Günther ging am Abend hin; Müller war auch da; er hatte sich mit Carolinen und Madam Lindner zu gleicher Zeit ausgesöhnt. Bald darauf erschien Louise mit ihrem Vater, der sonst nicht diese Gesellschaft besuchte. Günther drang nun darauf, die Verlobung vorzunehmen, und ganz gegen alle Erwartung der übrigen, verlobte er sich zugleich mit Louisen, und die andern waren Zeugen.

Ehe ich nun mein Manuscript vorlese, rief er dann, muß ich noch ein paar Worte sagen.

Nun? riefen alle.

Mein böser Fuß war nur fingirt.

Fingirt? hallte es zurück.

Ja, um die sogenannte poetische Muse zu bekommen, um meine Klätscherei desto besser in den Gang zu bringen, durch die sie doch nun alle erfahren haben, wie Sie mit einander stehn.

Mad. Lindner. Sie sind ein Bösewicht. — Aber Sie haben sich doch im Buche den paradoxen Charakter gegeben?

Günther. Ja.

Louise. Und keine Liebe hineingebracht?

Günther. Nein.

Müller. Und der edle Freund — der blöde —

Günther. Steckt drinne.

Mad. Lindner. Und um mich dreht sich alles —

Günther. Allerdings.

Birnheim. Und die Frauenzimmer, wie ich im Briefe —

Günther. Natürlich.

Mad. Lindner. Aber haben Sie ihn nicht als Spekulanten hineingebracht?

Günther. Wie hätt' ich den Herrn auslassen können?

Er zog das Manuscript hervor und fing an zu lesen. Es bestand aus nichts als den Briefen, die er während seiner Krankheit geschrieben und bekommen hatte. Er hatte diese Briefe einbinden lassen. Alle erstaunten; jeder spielte den Unwissenden, und so las er zu Ende.

Madam Lindner brach zuerst los; sie suchte ihre Billets zu erhaschen; ihr folgte Müller, dann Birnheim und endlich Louise; jedes zog seine Briefe aus, und so erging es dem Manuscript, wie dem Raben in der Aesopischen Fabel, dem die übrigen Vögel die bunten Federn auszogen. Am Ende behielt Günther nichts, als seine eignen Briefe in der Hand. Da er sah, daß die übrigen die ihrigen zerrissen, folgte er ihrem Beispiel, und so war die Stube in einer Minute mit unzähligen Papierstückchen besäet. Da Louisens Vater voller Erstaunen dastand, und nicht wußte, was er aus alle dem machen sollte, reichte ihm Günther die Briefe von Wille, daß er sie auch zerreißen möchte. So ward dieser wider Willen ein Mitarbeiter an diesem Werke.

Günther aber hatte die Briefe vorher schon copiren lassen. Diese Gesellschaft blieb nachher immer bei einander, aber Günther hatte den Ruf eines satyrischen Menschen.

einem Worte, es giebt keinen einzigen Gesunden unter uns, und das ist für diesen denkbaren Gesunden auch sehr gut, denn wir andern würden ihn mit Kuriren zu Tode martern.

Man sagt immer, es spiegelt sich ein großer Geist im Baue unsrer Welt ab. Das ist aber nicht wahr; denn der Satz widerspricht sich selber. Der Geist könnte unmöglich groß seyn, der sich wie ein manierirter Dichter in einem so fehlerhaften Kunstwerke, als diese Welt ist, durchschimmern ließe; es folgt schon daraus ganz klar, daß ich mir in meiner eignen Seele, ohne Welt, einen noch größern Geist denken kann, und der Geist ist immer noch klein, dessen Größe wir groß nennen. Der Einfältigere ist hier der Wahrheit offenbar, wie vielmehr der Größe etwas näher, der gar keinen Zusammenhang wahrnimmt. — Auf die Art wäre auch zum Exempel Shakspears Geist größer, weil ihn noch gar zu wenige Leser aus dem Baue seiner Welt wahrgenommen haben: und das ist mir selber zu parador.

Alles dies ist aber nur wahr, nachdem man es versteht. Da ich aber nur für mich selber schreibe, schaden mir wahrscheinlich ein paar gefährliche Sätze nicht.

4.

Wenn ich Vermögen hätte, wie ich denn wirklich keins habe, so würde ich nur ein Ding im Anfange wissen, was ich gewiß unternähme: ich heirathete nämlich.

Es ist eine sündhafte Welt, daß man sogar, um zu lieben, Geld nöthig hat. — Ich bin heute sehr verdrüßlich; (auch eine Krankheit) das Paradies war offenbar eine sehr gute Armenanstalt, ein herrliches Institut, worüber ich noch immer weine; daß es unsre Vorfahren so liederlich durchgebracht und durch den Hals gejagt haben, wie man sich auszudrücken pflegt. Seidem ist der Teufel in der Welt gar los.

In Gherhardi's Italiänischem Theater steckt immer ein großer Trost für mich, und für verständige Leute sollte dieses Buch in der Noth eine ordentliche Postille seyn. Vernunft nützt wenig, wenn man verdrüßlich ist, (ich mag ungern das Wort unglücklich niederschreiben) aber das kurirt mich sehr oft, wenn man die Menschen so recht bis in die innerste Haut hinein verspottet: dieser Spott ist eine Sorte von Vernunft, die bei mir immer sehr gut anschlägt. Das Wort Spott scheint mir hier auch gar nicht zu passen; es ist bloß eine größere und freiere Ansicht der Dinge, mit dem Zeuge amalgamirt, das wir Poesie nennen, damit wir uns nicht beim Hinunterschlucken zu sehr sperren.

Es kann leicht seyn, daß in diesem Italiänischen Theater die meisten Stücke klüger sind, als es ihre Verfasser jemals waren, (doch nehm' ich das sogenannte Nouveau Théâtre Italien aus, wo es umgekehrt ist, oder wo Verfasser und Stück wenigstens sehr nahe gränzen) indessen thut das nichts zur Sache. Wenn die Menschen konsequent wären, so müßten sie über nichts in der Welt weinen können, wenn sie nur irgend etwas zu belachen im Stande sind. Darum gefallen mir eben die alten Einseitigen Heraklitus und Demokritus so sehr, weil sie doch aus System diese possirlichen Konvulsionen bekamen. — So weit hat es nachher kein einziger wieder gebracht. Die Stoiker gefallen mir aber doch noch viel mehr, (das ist alles bloß in diesem Augenblicke wahr, in welchem ich schreibe, das weiß ich schon vorher) weil sie weder lachten, noch weinten; dies scheinen mir diejenigen Menschen zu seyn, die vor allen am reellsten lustig gewesen sind.

Es fügte sich heute, daß ich eine sehr zärtliche Scene mit Emilien hatte, und ich will darauf schwören, daß sie mich wieder liebt. Ja sie hat es mir sogar gestanden, und sie hätte es mir zugeschworen, wenn ich es verlangt hätte. Doch der Schwur ist ja nur eine andre Formel des Geständnisses, diesen erließ ich ihr also.

Aber ich bin nun um so viel übler dran! Wir härmen uns beide, denn ich habe keine bestimmte Aussicht. Mein Onkel will, ich soll erst große Reisen durch die Welt machen, um mich zu bilden; Emiliens Vater will sie bald verheirathen. — Jetzt will ich einmal ernsthaft schreiben. — Ich bin wirklich sehr verdrüßlich; das Italiänische Theater ist mir wieder aus dem Kopfe gekommen. Die Wirklichkeit brennt am Ende den besten Humor durch, wenn man diesen Ofenschirm zu nahe ans Feuer rückt. Ich bin, wie gesagt, verdrüßlich, und wenn ich jetzt nur Leser hätte, so sollten sie es gewiß empfinden.

Der Schlaf ist der beste Trost in allen Widerwärtigkeiten, und darum will ich auch zu schreiben aufhören und mich in der That niederlegen. — Verflucht lächerlich kömmt's heraus, daß ich mir das alles erst in die Feder diktire, ich könnt's ja stillschweigend thun, — und nun könnt' ich doch wenigstens das Raisonniren darüber lassen. — Aber wahrhaftig nicht! Es sind zwei Prinzipe in mir, die ein drittes, das, wie ich glaube, ich selber bin, ordentlicherweise zum Narren haben. — Ich muß nur das Licht ausputzen, sonst schreib' ich bis morgen früh. — Aber —

5.

Ich hatte wirklich unbesonnenerweise das Licht frischweg ausgeputzt, aber wie ich das die ganze Nacht habe büßen müssen! Noch nie habe ich einen solchen Trieb zum Schreiben empfunden. Ideen kamen mir auf Ideen, so daß ich mich vor meinem eigenen Gedankenreichthum nicht zu lassen wußte, und darum will ich auch jetzt am Morgen gleich weiter schreiben. —

Aber nun ist alles fort, denn so um drei Uhr schlief ich ein, und da hab' ich meine schönsten Antithesen wieder weggeträumt. Nein! ich kann mich durchaus auf nichts besinnen! Künftig ich will ordentliche Fächer für meine Gedanken einrichten, wo ich gleich alles hineinwerfen kann, was mir einfällt.

Das Wichtigste war, daß ich mancherlei vernünftige Vorsätze faßte. Ich wollte mich nämlich in alles finden, in Freude und Leid; ich wollte das Nothwendige als etwas Nothwendiges betrachten lernen und so mich in allen Fällen des Lebens recht vortrefflich benehmen. — Aber, wie gesagt, das

Schönste hab' ich rein vergessen, denn so wie es jetzt ist, ist es gar nichts besondres.

Ich will nur noch eine physiologische Betrachtung machen: vielleicht ist es eine psychologische, nachdem es nun gerathen wird.

Die allerfeinsten und geistigsten Gedanken, wo man am besten sondert und am verständigsten verknüpft, fallen einem dicht vor dem Einschlafen ein. Indem man nun noch darüber her ist, sich zu ergötzen und zu belehren, ist man eingeschlafen. Ich bin nur noch ungewiß, ob man einschläft, weil die Ideen fein sind, oder ob die Ideen fein werden, weil man schon einzuschlafen anfängt. Aber die Thatsache ist unläugbar. Im Schlafe gewinnt man aber den Schlaf so lieb, daß man alles wieder verloren giebt, doch bin ich überzeugt, daß, wenn ich nur nicht jedesmal reel einschliefe, oder wenn ich nur in der folgenden Nacht da wieder fortfahren könnte, wo ich gestern aufgehört hatte, ich auf diesem Wege gewiß den Stein der Weisen entdecken müßte.

Freilich hängt meine Meinung mit dem thierischen Magnetismus, mit dem Somnambulismus zusammen, aber ich kann es nun nicht mehr ändern. Es ist schlimm für mich, daß ich mit meinen Behauptungen da hinein gerathen bin; so geht es mir aber sehr oft. Andere Leute sehn klugerweise erst zu, wohin es führt, ehe sie denken, und wenn das Ziel nichts taugt, so lassen sie lieber das ganze Denken und Beobachten bleiben. Das muß ich auch noch lernen.

In meinem Tagebuche ist noch zu keiner einzigen Schilderung Gelegenheit gewesen, und ich möchte mich doch auch aufs Schildern ein wenig appliziren. Ich will daher versuchen, einen Schriftsteller zu schildern, den ich gern und viel lese; wenn ich hier auch irre, so thut es nicht so viel, denn Schriftsteller müssen dergleichen leiden, und ich bekomme doch auf jeden Fall einige Uebung.

Es ist kein andrer, als Hans von Moscherosch, der unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewalt gegen das Ende des dreißigjährigen Krieges zwei Theile Geschichte herausgab, eine Nachahmung der Suennas des Spanischen Quevedo; dieser Moscherosch war zugleich ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in der er den Beinamen des Träumenden führte.

Aus allem diesem erhellt ziemlich deutlich, daß ich ihn nicht mehr persönlich gekannt habe, sondern daß ich ihn mir nur in meinen Gedanken vorstellen muß. Nach dieser Vorstellung muß er ein ächter Stoiker gewesen seyn, mehr in der Empfindung, in seiner Ansicht von sich und der Welt, als durch ein System. Sein Wesen ist mit jener alten, biedern Deutschheit versetzt, die eben so oft plump und ungeschliffen, als edel und groß ist. Er ist weit mehr Poet als Philosoph, verachtet aber deutscherweise die Poesie so wie alle Künste, und möchte sich gar zu gern das Ansehn eines Philosophen geben, und sollt' er auch darüber in die elendeste Trivialität hineingerathen. Wo er dichtet, ist er immer kühn; wo er witzig ist, ist er oft scharfsinnig, oft possirlich, zuweilen auch gemein und albern. Sein Zeitalter, der dreißigjährige Krieg, hat ihn erzogen, und alle Schriftsteller aus jener Epoche haben das Gepräge einer gewissen Derbheit, die sich besonders schön in ihrer Sprache abspiegelt. Er muß ziemlich breite Schultern haben und von untersetzter Person seyn. Das ist gar keine Frage, wenn man seine Sachen gelesen hat, es ist keine einzige schlanke und graziöse Wahrheit drin, eben so wenig eine schwebende Poesie. Er hat auch wahrscheinlich von Pockennarben gelitten, doch will ich das nicht so bestimmt behaupten.

Nach dieser persönlichen Schilderung werde ich vielleicht neugierig seyn, auch etwas von seinen Schriften kennen zu lernen. Zu meinem eignen Besten will ich daher folgende kleine Geschichte zur Probe ausheben, die mir immer ganz vorzüglich gefallen hat. Sie steht im zweiten Theil, S. 155.

„Es war vor Zeiten ein reicher großmächtiger Herr, der hatte einen einzigen Sohn: da er aber jetzo sterben sollte, und sahe, daß sein Sohn noch zu jung zum Regiment wäre, ließ er einen schönen großen güldenen Apfel machen, nahm den in seine Hand, rief den jungen Herrn und Erben, und sprach zu ihm: Mein Sohn, ich weiß, das ich jetzo sterben muß, und du mein Land und Leut, Geld und Gut erben wirst. Nun sehe ich deine Jugend an, und bedenke das alte wahre Sprichwort: Weh dem Volk, deß Herr ein Kind ist! Darumb ist mein letzter Will und Begehren an dich, du wollest diesen güldenen Apfel in deine Verwahrung nehmen, ausziehen, in fremden Landen dich erkundigen, und der Leute Sitten, Rechte, Gewohnheiten, Macht und Pracht ansehen: und wenn du den größten Narren findest, so verehre ihm diesen güldenen Apfel von meinetwegen, und zeuch heim: alsdann sollst du dieses Landes Herr, und mein gewünschter Erbe seyn. Unterdeß wird die Regierung durch meine alte getreue Räthe, wie bishero, versorgt werden, und dir nichts abgeben.— Der Sohn, als ein gehorsames Kind und junger Held, ließ ihme den Rath seines Vaters wohlgefallen, und sobald der Vater verschied, und in die Gruft versetzt ward, macht der Sohn sich auf, und durchzog Land und Leute, und fand mancherlei seltzame Abentheuer und wunderliche Narren in der Welt, deren er sich nicht versehen.

„Denn es begegneten ihm unterwegs reiche Leute, die hatten Haus und Hof, Acker und Wiesen, Geld und Gut, Kisten und Kasten voll, die rennten auf ihren Gäulen und Kutschen den Alchumistischen Schmelztiegeln zu, wollten Berge versetzen und Gold backen, scharreten und schmelzeten so lang, bis sie Söller und Keller, Thaler und Heller, Beutel und Ketten verkürzt und verpulvert hatten, und zuletzt den Ambtleuten ins Handwerk fallen, und zu Bögten sich brauchen mußten, wollten sie nicht graben oder betteln. Da sagte der junge Herr, das sind zimmliche fürwitzige Narren, wären schier werth, daß ich ihnen den Apfel gebe, doch er gedacht, vielleicht wirst du andre finden.“

„Es geschahe: er traf etliche an, so Land und Leute, Städte und Dörfer hatten, die fingen an und wollten Babylonische Thürme und Nimrodische Schlösser bauen; sie bauten auch Tag und Nacht, Winter und Sommer, bis sie Land und Leute, Städte und Dörfer versetzten, und letzlich, ehe der Bau zu Ende gebracht, mußten sie davon und der Burg der Todten zuziehen, und ihre angefangene halbvollendete Palläste also ohne Nutzen und mit Verderben ihrer Erben zu Grunde gehen. Da schüttelte der junge Held den Kopf und sagte: diese haben fast alles verbauet, allein da sie ewig wohnen müssen, und dahin

sie am Ersten denken sollen, das haben sie anstehen lassen bis auf das letzte."

Sie bauen alle feste
Und sind doch frembde Gäste;
Und da sie ewig sollen seyn,
Da bauen sie selten hin.

"Das sind ja die größesten Narren, und wollte ihnen den Apfel geben, aber sein Hofmeister blies ihme ins Ohr: Herr, thut ein wenig gemach, ihr werdet noch wohl größere finden, als diese."

„Er zoge fort. Unterwegs begegnet ihm ein wohlgerüstetes Kriegsheer, das brach auf, ohn all gegebene Ursach, wollt seines Nachbarn Land überfallen; das ward verkundschaftet, und da ihnen nichts träumete, denn wie sie die Leute laden und fortschaffen möchten, da kam der Feind gerasselt, überfiel es, schlug's mit der Schärfe des Schwerdts und theilet den Raub aus, fuhre fort, nahm dessen Land ein, und macht's ihm zinsbar und unterthan. Ey, sagte der junge Herr, dieser Feld-Oberster und Kriegsrath sollte den Apfel billig für andern bekommen haben, so er noch am Leben, aber weil er todt ist, muß ich fortrücken."

„Da kam er in ein Land, dessen Herr wollte nicht auf seinem Schloß und Sitz Hof halten, vermeynte, es möchte ihm zu viel aufgehen, zog herum von einer Wildfluhr zu der andern, beizte, hetzte und jagte Hirsch und Wildschwein, und das deuchte ihm die beste Kurzweil seyn. Unterdeß waren die Räthe, Haubtleute, Ambtleute, Rentmeistere und Schaffnere, Herren im Lande, die sollten das Gute schützen, und das Böse strafen, Gericht und Gerechtigkeit hegen, ohn alles Ansehn der Person, nach dem rechten Recht Urthel sprechen, und also des Landes Bestes suchen. Aber sie dachten bey sich selbst: Heut hie, Morgen anderswo; Herrengunst erbet nicht; wir müssen uns Pfeifflen schneiden, weil wir im Rohr sitzen; da gings an; wer sich nicht wollte bücken, der mußte den Mantel und das Bündlein ablegen und überspringen: wer nicht hatte die Hände mit güldenen Männlein zu füllen, der mußte unterliegen und seinem Widersacher die Schuhe putzen: In Summa, krumb mußte gerade, gerade krumb, und der Heuchler der beste Mann zu Hofe seyn. Hiebey war mein Herr sicher, soff, fraß, spielte, faulenzte, bis Hund und Katzen das beste Vieh waren, ja bis sie alle lahm, arm und krank wurden und mit Schmerzen von hinnen fuhren. Ach, sagte der Herr, hie sollte ich viel güldene Aepfel haben, weil aber nur einer vorhanden, muß ich wandern, er möchte mir sonst auch per fas et nefas abgedrungen werden."

„Brach eilends auf, machte sich davon, und kam in ein schönes und volkreiches Land. Er zog an einen derselben Fürstenhof, zu sehen, was er da für Anstalt finden möchte. Als er etliche Monate den ganzen Staat erkundiget: befande er, daß es ein rechtes Elend zu Hof seyn müßte; allwo der Herr selbsten es nicht besser hatte, als die Diener. Ja daß er noch viel übeler versehen war, und in der größesten Gefahr seines Lebens und seiner Wohlfahrt täglich stehen thäte. Denn wie zu Hof der Brauch ist, daß der am Besten aufschneiden kann, derselbe das beste Gehör, Glauben und Vortheil hatte: also hie auch. Der Herr hatte einen alten getreuen Diener, der manche Jahr sein Leib und Gut, Ehr und Blut, Tag und Nacht mit emsiger Sorg, Angst und Noth in seinen Diensten zugebracht: die Bösen mit Ernst und Eifer gestrafet, und die Unterdrükten wider den Gewaltigen mit allen Kräften geschützet hatte: also das Gericht und Gerechtigkeit im Schwang ginge. Der Herr aber hatte auch einen kurzweiligen Rath, einen hochtragenden Esel, der dem Herrn redete, was er gern hörete, und sich in allem nach seinem Willen also zu stellen wußte, daß es die andern verwunderte: der redete einem jeden große aufgeblasene Wort, sprach von der Sachen zierlich, als ob er allein der Atlas wäre, der die Berge tragen und des Herrn Autorität und Wohlstand befördern müßte; im Werk aber anders nicht dachte, als auf sein Eigennutzen, Vortheil und Ansehen, und selbst lieber Herr als Diener gewesen wäre. Dieser, damit seine Person und Rath gelten möchte, gab den alten Rath bei dem Herrn an, seines Unverstands, seines Unfleißes, seines Unansehns, als der sich nicht nach des Herrn Stande stellen und gravitätisch genug halten könnte. Ja auch, daß er dem Herrn untreu wäre: so fern, bis der gute Rath mit Ungenaden abgeschaffet worden. Als aber bald nachdem wichtige Sachen und Staatsgeschäfte vorfielen, welche der hochtragende Sennor Mutio nicht nur nicht verstunde, sondern auch niemalen dergleichen gehört hatte: da wollt der Herr nach seinem alten Diener sehen; aber er war davon, und mußte der Herr in Unrichtigkeit seiner Händel vor Leid vergehen, sterben und verderben. Diesem, sprach der junge Herr, gebe ich wahrhaftig den Apfel, wann er noch lebete: weil er dem aufgeblasenen Tropfen wider den aufrichtigen Mann, ohngeachtet aller vorigen getreuen Dienste, geglaubet hatte."

„An eben demselbigen Hof fand er andere, die sich neideten und keibeten, da der Eine auf den Andern erdachte und loge, was ihm in Sinn und ins Maul kam: also, daß der Unschuldige sich ein Zeitlang leiden und weichen mußte; endlich aber die Wahrheit hervorbrach, daß der Verläumder in seiner Unwahrheit öffentlich erwischet, mit Spott und Schanden davon ziehen mußte. Das ist wohl ein Narr, sprach der junge Herr, der einem andern eine Grube gräbet, und muß selbst darein fallen. Wollte ihm auch den Apfel geben haben."

„Aber er ward zu Gast gerufen bey einem Amtmann, dessen Wesen ihm nicht übel gefiele anfangs: allein nachher befand er, daß er etlichemal von den Reichen Geschenke nahm. Ho ho, sprach der junge Herr, das ist nicht gut: wenn es zum Treffen kommt, so wird er die Reichen nicht wohl sauer ansehn dürfen. Er sahe auch, daß er, der Amtmann, etliche böse Buben nur schlecht mit Worten abstrafete, damit er also des Pöffels Gunst und guten Willen bei männiglichen erhalten, geliebet und gelabet werden möchte. Aber das Widerspiel geschahe; denn er ward letzlich verachtet und verspottet, und von dem nothleidenden Mann, den der reiche Schacher unterdrückt hatte, angeklagt seiner untreuen Handlungen. Da sprach der junge Herr zu seinem Hofmeister: Da laß ich den Apfel; denn wie könnte ein größerer Narr seyn, als der sich in seinem Ambt das Unrecht zu strafen, und das rechte Recht zu befördern, will fürchten."

„Da gedachte er aber bei sich selbst, vielleicht hats

jenseits des Wassers auch Leute, zog über Meer und kam in eine Insel, da fand er ein reiches, schönes, lustiges Volk, das hatte einen König, derselbe thäte was ihm gelüstete: es war gleich wider Gott, sein Wort, Natürliche und Weltliche Gesetze, alle Zucht und Ehrbarkeit, so heißt es doch: Si lubet, licet: ainsi nous plait. Dies sahe der junge fremde Herr mit Verwundrung an, trat zu dieses Königs Kämmerling einem, fragte ihn und sprach: Mein Freund, was hats für eine Gelegenheit mit Eurem König? Ist keine Gottesfurcht, kein Gericht noch Gerechtigkeit, Zucht noch Ehrbarkeit in diesen Landen? Nein, antwortete der Kämmerling; Zucht, Ehre, Gottesfurcht, Redlichkeit, das sind bürgerliche Tugenden, gehn unsern Fürsten und Herren allhie nicht an, der thut, was er will: und was er will, das ist; ob es schon nicht wäre. Es geht mit uns wie mit dem Wolf und dem Karpfen. Die Wölfin war einmals groß-tragend, und bekam Gelüst nach einem Karpfen: deswegen den Wolf ausschickte, ihr dergleichen Fleisch zu bringen. Der Wolf hätte gern Karpfen gehabt, aber zu fangen? das war seines Thuns nicht. Derowegen bei einem Weyer traf er eine Heerde Schweine an, nahm eines, und mit davon. Unterwegs, als er ruhete, und das Schwein die Ursach dieser That fragte, erzählete der Wolf, wie er nach Karpfen geschickt wäre. Das Schwein entschuldigte sich, es wäre eine Sau, ein Schwein, und kein Karpfe; der Wolf aber verlachte das Wort und sprach: Nein, du sollst mich nicht lehren, Karpfen kennen, du bist mir ein Karpf, und wenn deiner noch hundert wären, ihr solltet mir alle für Karpfen gut seyn. Also was unser Herr, weil er die Gewalt hat, will, das muß seyn, wann es schon nicht wäre. Ist ihm also? spricht der junge Held, so kanns auch die Länge mit ihm nicht währen. Ja freilich, sagte der Kämmerling, währte es nicht lange, sondern ein einiges Jahr. Denn wir haben in diesem Lande eine solche Gewohnheit, daß wir in Erwählung eines Königs nicht sehn nach großem Geschlecht, Ehre, Kunst oder Weisheit; sondern nehmen einen aus den geringsten, Halunken, doch mit dem Bescheid, daß er nur ein einiges Jahr regiere, und bei dieser seiner Herrschaft Macht habe zu thun und zu schaffen alles, was sein Herz gelüstet. Wenn aber das Jahr um ist, so wird er seines Ambts entsetzt, in ein Gefängniß geworfen, darin muß er die Zeit seines Lebens verbleiben, Hunger und Durst und Frost, und den elendesten Jammer ausstehen, sterben und verderben. Ei, sagte der frembde Herr, er ist ein Narr und bleibt ein Narr, der um eines einzigen Jahres Wollust, nichtige, flüchtige Freude willen, ihme die Zeit seines ganzen Lebens, wissentlich und willig, herb, bitter und verdammlich machet! Ja, antwortete der Kämmerling, da man nur Einen sucht, findet man ihr wohl noch Tausend, die um eines solchen Jahres willen, nicht nur die zeitliche, sondern auch die ewige Wohlfahrt gern in den Wind schlagen und verscherzen. Der ist des Apfels wohl werth, sprach er: aber der Hofmeister hieß ihn noch Geduld tragen."

„Der junge Herr zoge weiters. In einem anderen Land begegnete ihm ein großer Herr, der war hetzen geritten auf einer Klepper, hatte zween Leitbunde, zween Strick Winde, so der Knecht neben seinem Klepper angefahren führete, einen vorstehende Hund, und einen Falken bey sich. Der Herr sang von heller Stimme:

Wohl uff, wohl uff Ritter und Knecht, und alle gute Gesellen,
Die mit mir gen Holz wöllen.
Wol uff, wol uff, die Faulen, und die Trägen,
Die noch gern länger schliefen und lägen.
Wol uff, wol uff, in des Nahmen,
Der da schuf den Wilden und den Zahmen.
Wol uff, wol uff, rösch und auch trat
Daß uns heut der berath,
Der uns Liebe und Seele beschaffen hat.
Hinfür, trutter Hund, hinfür, und auch daß dir
Gott heute gebe und auch mir;
Hinfür, trutter Hund, hinfür zu der Fert,
Die der Edele Hirsch heut selber thät.

Und als indessen der junge Herr an ihn kam, und ihn fragte, was er mit solchem Viehe alle machte, sprach er: Ich brauche es zu Hetzen und Beitzen. Und als er forschete: wie viel er des Tages fange? antwortete der Herr: Ja nach der Zeit, und wie das Glück will, dann viel, dann wenig, dann nichts: aber einen Tag in den andern zu rechnen, so habe ich wöchentlich meine zween Hasen und mein paar Feldhüner auf der Tafel, ohne der größten Lust, so ich dabei finde. Der junge Herr fragte weiters, was dieses Vieh alles zu unterhalten koste? Diese beiden Klepper, welche hierauf allein bestellet, haben Tags jeder Ein halben Sester Haber, ein jeder Hund des Tags vier Mitschen, und der Falk des Tags ein Pfund Fleisch, das ist ja ein geringes, sprach er. Der junge Herr, nachdem er sich ein wenig bedacht, die Ausgab und Innahm gegen einander gehalten: Alle Woche zween Hasen? sind 104 Hasen, jeden zu einem halben Gulden, sind 52 Gulden, die Feldhüner auch so viel: Also ist Innahme dieser Rechnung, 104 Gulden. Nun die Ausgabe. Die Elf Hunde, jeder 4 Mitschen, ist des Tags 44 Mitschen, deren 80 für einen Sester, thut Jahrs 16060 Mitschen, zu 36 Viertel, das Viertel à 3 Gulden, ist 108 Gulden. Auf die zwei Pferde des Tags ein Sester Haber, thut 61 Viertel, zu 15 Schilling, thut 91 und einen halben Gulden: 365 Pfund Fleisch, 24 Gulden, der Falkener aber 150 Gulden rc."

„Herr Hofmeister, sprach er, nun langet mir den Apfel her, denn es ist Zeit: dieser hat ihn am besten verdienet, auf daß wir nach Hause kommen."

„Nein, sprach der Hofmeister, es wird noch andre geben: zogen derowegen weiter, und kamen bei eine vornehme Stadt, unterwegs aber trafen sie in Gesellschaft an einen großen Herrn (dem Ansehn nach), welcher viel Diener, Hofmeister, Stallmeister, Falkener, Kammerdiener, Edelknaben, Kutscher, Reitknechte, Jungen, und viel Mägde, viel Vieh, Kutschen, Roß und Wagen, und etliche Beipferde mit sich hatte, der zog der Stadt auch zu: und als der junge Herr erforschet von einem, der nachritte, wer er wäre? und wo er hinziehn wollte? war ihm im Vertrauen gesagt, daß der Herr dieser Völker und Reichthums allen, seines Herkommens zwar nur eines Weingärtners Sohn gewesen, sich aber in Kriegen, Schlachten, Treffen, Stürmen, Plünderungen, Uebersteigungen, Einnehmungen, mit dem Maul so ritterlich gehalten, und durch seinen Fleiß und Vorsichtigkeit seine Sachen so klüg-

lich angegriffen, daß er nicht allein eine hohen Geschlechts Wälsche Tochter zur Ehe erworben; sondern auch an Baarschaft, Gold, Silber, Kleinodien, Kleidungen, Vieh, und andern einen solchen Vorrath erschwitzet, daß es unmöglich wäre, selbigen allen zu verthun. Darum er in der Nähe eine Herrschaft erhandeln, lauterhin sich des Pfaffenwesens abthun, und die übrige Zeit seines Lebens mit seinem adlichen Weib in Frieden, Freuden und Lust vollenden wollte: also daß seiner Meinung nach nicht wohl ein seligerer Mann zu finden sei. Der junge Herr sprach zu seinem Hofmeister, diesem großen Sprecher zieh ich so lange nach, bis ich sehe, was es für ein Ende mit ihm nehmen werde."

„Sie zogen in die Stadt, der Sennor ordnete sein Hauswesen an, erhandelte eine gelegene Herrschaft, einen schönen Pallast und Garten, ordnete sein Hauswesen dergestalt, daß er wußte, wie viel die Hühner alle Tage Eier legen könnten, damit er nicht irgend durch Unachtsamkeit an etwas Schaden leiden möchte. Er ließ sich sehen und hören: alle Tage veränderte er alle seine Kleidungen; aber dabei war er fast hochmüthig. Wann ihn jemand grüßte, er dankte ihm nicht: wo man aber den Hut nicht abzoge, so wollte er gleich um sich schmeißen und schlagen. Er thate, als ob er Niemands sahe oder kannte. Wenn ihn ein Armer um einen Pfennig bat, ließ er ihn mit Stößen fortweisen. Er brauchte sich wunderlicher Gebehrden und Sitten, trug einen hohen, breiten, fliegenden Hut, ein Igelköpfiges falschgemachtes Haar, alles war mit Armbanden und mit Ketten, köstlichen Ringen und Kleinodien versetzt. Zu keinem Menschen gesellte er sich, aus Furcht, daß ihn jemand kennen, oder sich zu viel gemein mit ihm machen möchte; seine Blutsfreunde, die in solchem seinem Ueberfluß eine Steuer von ihm baten, ließ er mit Prügeln forttreiben als falsche Leute, die ihn für einen andern halten und ansehn wollten. In Summa, seine Sachen waren so geordnet, daß er scheinet unsterblich zu seyn bei den einfältigen Menschen. Soll das gut thun, sprach der junge Herr, so nimmt michs Wunder; denn wenn ich betrachte, wie dieser große Sprecher alle seine Gelder und Mittel mit Staatsbettelei und Hilpersgriffen, nicht aber mit redlicher Soldaten-Faust noch mit ehrlichen Lehnungen erworben hat, so ists unmöglich, daß es lang kann Bestand haben: sintemal die Wahrheit Gottes an ihm nicht wird zur Lügnerin werden: als welche allem solchen ungerechten Gut den Fluch dergestalt angebunden, daß, ob es in eiserne Berge vergraben, das Feuer und der Blitz es doch daselbsten rühren und zertrümmern würde. Ist also dieser Kerl, meines Achtens, der größte Narr, den ich noch gesehn habe, und ich bin Willens, daß ich ihm den Apfel geben wolle: Als er aber in den Gedanken stunde, wird in der Nacht ein Geschrei und Ruf eines Feuers: und als man hörete, so war aus Verwahrlosung, aber Schickung Gottes, der herrliche Palast angegangen, und darin verbrunnen aller Raub und Vorrath, den der Hudler je gehabt hatte, in welchem Feuer auch sein Weib und etliche Diener das Leben lassen: Er aber, der Noth zu entkommen, zum Fenster hinaus springen und also den Hals brechen müssen; welches die Ursach ist, daß ihm der wohlverdiente Apfel nicht zu Theil worden."

— u. s. w. u. s. w. —

Bis hieher will ich diese Geschichte nur abschreiben, sie nimmt in meinem Tagebuche zu vielen Platz weg. Der Prinz findet endlich jemand, dem er den Apfel zuerkannt; er kehrt zurück und regiert sein Land.

Mir ist bei dieser Geschichte immer beigefallen, daß der junge Held nur einfältig ist; wie er es nämlich gar nicht merkt, daß er zu weiter nichts dient, als eine Fabel mit ihrer Lehre einzukleiden. Ich wäre wenigstens nicht so weit gereist, ohne darauf zu kommen, daß alles bloß veranstaltet sei, um mich reisen zu lassen.

Es können aber nicht alle Menschen gleich klug seyn, und das ist eine heilsame Einrichtung. Aber ausgemacht ist, daß sehr viele Personen nur dazu dienen, um den andern abstrakte Begriffe zu personificiren; sie können nicht dafür, diese Unschuldigen, das ist wohl wahr, und sie glauben ein ganz ordentliches, für sich bestehendes Leben zu führen. Ich würde mich nie zu dergleichen gebrauchen lassen. Wenn es einmal so weit kommt, daß ich mich dem Schicksal widersetze, so ist es nur in solchen Umständen.

Nahrung, Medicin, Weisheit, alles wird uns auf eine wunderliche Weise verkleidet zugeführt, wir werden von allen Elementen zum Besten gehabt, die sich anstellen, als wenn sie ganz etwas anders wären, als sie wirklich sind, und wir halten uns selbst für die Besten, und das ist der schlimmste Umstand von allem.

6.

Zuweilen kann ich mich auf manche Wörter nicht besinnen, und das kostet mich denn mehr Nachdenken und Mühe, als wenn ich eine Menge von Schlüssen ausarbeiten muß. Das Schließen ist meiner Seele überhaupt das leichteste, es ist nur das Unglück dabei, es führt zu nichts Rechtem.

Worauf ich mich heut gern besinnen wollte, war der Pietro de Cortona, der die schönen Kinder gemalt hat, die so überaus kindisch sind. Ich hätte nur dürfen ein Buch nachschlagen, allein das war zu umständlich, und so hab' ich mich denn darüber den ganzen Tag gequält. Ich habe einen guten Freund, der auch ein Maler ist, und der nicht viel von ihm hält; er hat viele Ursachen dazu, ich habe sie aber noch gar nicht umständlich wissen mögen. Aber nächstens will ich weitläufig mit ihm darüber sprechen, denn im Grunde bin ich neugierig darauf, was er gegen ihn hat.

Er ist jetzo todt, der gute Mann, und eins seiner Hauptverbrechen ist, daß seine Gewänder selten etwas taugen. Dieser Maler, mein Freund, und der noch lebt, heißt mit seinem Vornamen Ferdinand, ein Name, der zum Schreiben etwas zu lang ist. Ich weiß nicht, ob er wird unsterblich werden, er malt fast lauter Porträts, denn unser Zeitalter verlangt fast nur dergleichen. Er scheint das selbst nicht recht zu glauben, aber vielleicht ist es nur verstellte Bescheidenheit.

Ich kenne nichts Erbärmlicheres, als die Bescheidenheit der meisten Menschen, und dabei weiß ich nicht einmal, ob die meinige etwas taugt. Bei

den übrigen glaub' ich fast immer zu bemerken, daß es die unverschämteste Eitelkeit ist, die sie mit der Musik der Bescheidenheit akkompagniren, um sich einen noch größern Werth zu geben. Bei dem Maler ist es wohl nicht ganz so, aber er geht doch oft von der Blödigkeit zur stolzen Zuversicht über.

Ich will vielleicht einmal Reisen mit ihm anstellen, um die berühmtesten Gallerien anzusehen, denn ich möchte herzlich gern ein Kenner werden, und zwar so schnell als möglich. Ich sehe alles Gemalte mit so dummen Augen an, daß ich mich wahrlich vor mir selber schäme.

Dieser Maler Ferdinand ist darin ein sehr närrischer Mensch, daß er ein großer Enthusiast ist, ich glaube nicht, daß ich es werden kann. Man müßte einmal aus Neugier einen Versuch anstellen: aber es kann sehr schief ablaufen, es kann auf eine Art gerathen, die wahrhaft jämmerlich ist.

Wenn ich die Leute eintheilen wollte, so würde ich sie in mich, in Emilien und die übrigen theilen. Die letzte Rubrik ist freilich etwas groß, aber ich könnte mir doch nicht anders helfen, denn Ich wäre ich selber, Emilie das Wesen, das dieses Ich zu dem ich selber macht, und dann kömmt drittens die Zugabe; ohne Emilien würde ich mich gewiß unter die übrigen verlaufen, und in einer Rücksicht wäre das vortheilhafter und bequemer, denn es gäbe dann nur Eine Klasse; diese Eine Klasse wäre aber wahrhaftig gar nichts werth.

Ich seh' es mir selber zuweilen an, daß ich ein ausgemachter Menschenfeind bin. Es soll nicht gut seyn, man sagt es wenigstens allgemein. Es ist aber mit mir nicht zu ändern. — Und warum wäre es nicht zu ändern? — Ich dürfte ja nur ein paar Dutzend ungemein edle und große Menschen kennen lernen. — Aber da liegt eben der Hund begraben.

Ich hätte auch sagen können: da liegt der Haase im Pfeffer, aber die Redensart kam mir zu beißend vor; die andre ist aber auch nicht der Sache recht angemessen. Solcher Styl, wie ich ihn hier schreibe, ist überhaupt nur in einem Tagebuche erlaubt, das man zu seiner Besserung niederschreibt; der edle Zweck muß hier die unedlen Ausdrücke wieder gut machen.

Der Maler soll Emilien malen, aber dazu ist er gewiß zu ungeschickt: denn wer als ich versteht die ganze Holdseligkeit dieses Angesichts? und es nun vollends zu kopiren!

7.

Ich habe schon oft behauptet, daß die Welt schon deswegen endlich seyn müsse, weil sie sonst völlig unausstehlich wäre, und ich denke ich habe Recht. Die Philosophie ist meine Sache nicht, und es ist mir daher unmöglich, die nothwendigen Gründe beizubringen, die es auch für andre Personen wahrscheinlich machen könnten.

Mein Onkel ist krank und hat mir einen beweglichen Brief geschrieben, und dieser Umstand hat mich eigentlich auf obigen Satz geführt. Der Maler meint, die Krankheit würde wohl nicht viel zu bedeuten haben, indessen will ich ihn doch besuchen. Ich weiß nicht, ob ich über diesen Vorfall gerührt seyn soll, bis jetzt bin ich es eben noch nicht gewesen. Ich bin ja auch krank, ich bin verliebt und werde geliebt, und kein Mensch bekümmert sich um mich, keiner vergießt eine Thräne zu meinem Besten, ja ich selber thu es nicht einmal.

Wenn die Welt mein Tagebuch einmal vor die Augen nehmen sollte, so wäre sie im Stande, mich für schlecht auszuschreien. Die Welt ist ein Kollektivum, aber gemeiniglich steckt doch nichts dahinter; ich habe schon Welten gesehn, die aus einem und einem halben guten und ziemlich guten Freunde bestanden: es hat noch keinen Menschen gegeben, von dem die ganze Erde gesprochen hätte, es wird keinen solchen jemals geben, und darum ist es auch gar nicht der Mühe werth, der Welt etwas zu Gefallen zu thun.

Ich habe einmal in meinen jüngern Tagen gewettet, ob es ein Schicksal gäbe, und dazumal verlor ich meine Wette; denn ein berühmter Geistlicher entschied zu meinem Nachtheil. Ein andermal wettete ich wieder, daß Raphael einen größern Geist gehabt habe, als Plato, und ich verlor auch diese Wette. Ich hatte eine ordentliche Englische Wuth, zu wetten, und jemehr ich mich mit den Wissenschaften beschäftigte, jemehr ich nachdachte, jemehr Geld verlor ich. Ich ließ also das Studium fahren und ergab mich den Vergnügungen. Aber hier gieng es mir noch viel schlimmer, denn ich vergnügte mich durchaus nicht; es war, als wenn der Satan sein Spiel mit mir hätte und zwar immer in der Vorhand säße. Vor Langeweile mußte ich nun auch, so wie die andern Menschen thun, zur Langeweile greifen, ich erholte mich an wirthschaftlichen Diskursen mit einem benachbarten Amtmann. Er war ungemein langweilig, aber das that nichts zur Sache, denn er kurirte mich doch, und damit war mir im Grunde gedient. Nunmehr macht' ich zur Abwechselung auf die schöne Natur Jagd, das heißt, ich stellte malerische Reisen an, das heißt, ich ließ es mir in den Wirthshäusern gut schmecken und war erbost, wenn ich eine schlechte Herberge antraf. Ich aß und erboste mich so lange, bis ich etwas fetter zur Stadt zurückkehrte. Alle Leute fanden mich damals dummer. So wenig sind wir in unserm jetzigen Zustande für die Natur gemacht.

Fatal ist es, daß ich mich zu meiner eigenen Schande hier ordentlich charakterisire. Für den Verständigen liegen wenigstens viele Winke verborgen. Ueber's Jahr will ich mich aus allem diesem recht genau kennen lernen. Wenn ich nur so lange Geduld haben könnte! Aber da plagt mich eine ganz verzweifelte Neugier, eigentlich zu wissen, wie ich bin, oder vielmehr zu wissen, wie ich eigentlich bin, oder um mich am allervollständigsten auszudrücken, eigentlich zu wissen, wie ich eigentlich bin. Es klingt nur nicht hübsch.

Wenn ich's erst mit dem Schreiben genauer nehmen werde, so werde ich diese Genauigkeit auch gewiß bald auf das Leben anwenden. Oder vielmehr werd' ich's dann mit dem Leben gewiß noch ungenauer nehmen, weil ich dann für die letzte wenige Ordnung in mir einen Ableiter gefunden habe, der diese Gichtmaterie dem Papier anvertraut. Qui proficit in literis etc. — Wie wahr!

Unter einem ähnlichen Gedanken kann man sich das Schicksal dieser Welt vorstellen, und da ich mir

selber der nächste bin, will ich zu allererst so daran denken. — Emilie hält oft meinen Ernst für Spaß und meinen Spaß für Ernst, und das thut mir an ihr sehr leid. Ich vergesse es ihr oft vorher zu sagen, wenn ich ein Narr bin, und sie verwechselt mich dann jedesmal mit ihrem ordentlichen Liebhaber. Es ist eigentlich eine Untreue, und wahrlich, ich könnte mich sehr darüber grämen, ich könnte sehr eifersüchtig werden.

Die Eifersucht hat mir unter allen menschlichen Leidenschaften immer ganz vorzüglich gefallen, weil sie von allen die unvernünftigste ist. Es ist eine sehr große Unvernunft, die ich aber bei vielen vernünftigen Leuten angetroffen habe, zu verlangen, daß in irgend einer Leidenschaft Vernunft seyn soll. Die Eifersucht hat darum etwas Bezauberndes, erstens, weil kein Mensch von ihr frei ist, und zweitens, weil sie am besten den Menschen ausdrückt, und drittens, weil alle andre Leidenschaften in ihr zusammen treffen. Viertens, — nein, ich irre mich doch wohl, mehr Gründe hatt' ich nicht, und vielleicht sind die drei schon zu viel.

Ich will meinen Onkel besuchen. — Gute Nacht! das sag' ich nämlich zu mir selber, und aus Höflichkeit setz' ich hinzu: Schönen Dank! — Man muß auch gegen sich selbst die gute Lebensart nie aus den Augen setzen. Aber das thun auch die wenigsten Leute, wie denn überhaupt von den vielen Regeln, die man hat, nur die wenigen unterlassen werden, die gut sind. Das thut den Fortschritten unserer Vollkommenheit unsäglichen Schaden.

8.

Nun da haben wirs. Ich bin plötzlich zum Glücklich-Unglückseligen, oder vielmehr zum Unglücklich-Glücklichen geworden. Der Fall hat etwas besonders, im Grunde ist er aber wieder erlogen; denn ich bin nicht unglücklich.

Mein Onkel ist nämlich richtig gestorben, so wie ich es fürchtete und wünschte. Nach aller Wahrscheinlichkeit bin ich sein Erbe, und es hat mir dann Niemand etwas zu befehlen, ich selber ausgenommen, denn von irgend jemand muß man doch abhängig seyn, wenn man die Freiheit auch allen andern Gütern vorzieht.

Emilie ist mein erster und letzter Gedanke, eine poetische Umschreibung für einziger Gedanke. Ich habe Emilien schon den Todesfall gemeldet, der Maler braucht sie nun nicht zu malen, denn ich werde sie heirathen.

9.

O freilich giebts ein Schicksal! Welch ein Eselskopf müßte der seyn, der es nun noch zu läugnen vermöchte! — Nein, so etwas ist noch gar nicht erhört, und wird sich vielleicht in vielen hundert Jahren nicht wieder zutragen. Recht mit der Nase bin ich drauf gestoßen, daß es allerdings ein Schicksal giebt!

In manchen Augenblicken glaube ich an den Idealismus, so toll ist das Ganze. Nein, ich kann mich über diesen Zusammenhang nimmermehr zufrieden geben.

Ich bin nämlich der einzige Erbe meines Onkels, das Testament ist eröffnet, alles hat seine Richtigkeit. Ich habe schon mein Schloß besucht, die Lage ist reizend, alle Zimmer sind sehr schön möblirt und tapezirt, aber im Saale, wo die Gemälde hängen, fielen mir gleich drei leere Räume auf eine fatale Weise auf. Und nun hat es sich auch alles offenbart!

Im Testamente steht nämlich, daß ich nicht eher von meinen Gütern Besitz nehmen soll, bis ich gereist bin und die drei größten Narren aufgefunden habe. Ihre Bildnisse, die ich soll malen lassen, sollen dann die drei leeren Plätze ausfüllen.

Ohne eben natürliche Anlagen zum Narren zu haben, könnte man doch wohl über dergleichen närrisch werden. Und was hindert mich im Grunde? Nichts, als daß ich gern heirathen will, das ist das einzige Reelle, was mir im Wege steht.

Drei Narren! und der junge Held hatte schon an Einem so viel zu suchen! Wie soll das werden? — Der Maler muß nur gleich mitreisen, das ist noch die beste Seite von der Sache. Wahrhaftig, nun werde ich doch gerade wie der Prinz als Maschine gebraucht. theils um einen moralischen witzig seyn sollenden Satz auszudrücken, theils um mich auf unnützen Reisen auszubilden.

Und eine ganz neue Art zu reisen und Reisebeschreibungen zu machen, wird nun durch mich entdeckt! Ich könnte es vielleicht am bequemsten und nützlichsten mit den Reisen nach unsern größten Gelehrten vereinigen, keiner würde mir beim Besuch meine satyrische Absicht, und Rücksicht anmerken. (NB. Das Schicksal macht mich nun zum Satyriker, und ich kann nichts davon noch dazu thun; ist das nicht wieder Krankheit? Ich bin es gerade wie Herr Falk, auf höhere Auktorität.) Somit könnt' ich zugleich die drei größten Männer abkonterfeien lassen, und jeder würde mir für meine Verehrung den gehorsamsten Dank sagen, und ich verehrte sie im Grunde auch eben so sehr, wie es ihre Leser thun, gegen die sie doch dankbar sind.

Aber nun wieder auf das Vorige zu kommen, so hätt' ich große Lust zu rebelliren. Ich muß Emilien auf einem ganz eigenen Wege verdienen. Das beste ist, ich kann von meinem Vaterlande nachher eine ganz neue Landcharte stechen lassen, die anders illuminirt und eingetheilt ist, als die gewöhnliche. Es wäre ein Beitrag zur Statistik.

Ob mein Onkel vielleicht die Geschichte des jungen Helden gelesen hat? Wahrlich, die Einkleidung, in der ich auftrete, gränzt nahe an den Campenschen Robinson. — Hab' ich nun nicht immer recht gehabt, einen Abscheu vor den wunderbaren Begebenheiten zu empfinden? Jetzt fängt es nun mit mir an, und ich kann der Verwickelung vielleicht gar keinen Einhalt thun.

10.

Es ist alles im schönsten Gange. Ich habe von Emilien Abschied genommen, die untröstlich darüber ist, daß ich sie verlasse, um Narren aufzusuchen.

Ich bin eben so untröstlich, aber was nicht zu ändern ist, ist nicht zu ändern. Den Maler habe ich bei mir, damit es wenigstens nicht am Porträtiren fehlt, wenn wir die Narren endlich erwischt haben.

Ich sitze hier auf der ersten Station und schreibe meine Empfindungen nieder, indeß neue oder andere Pferde vorgelegt werden. Aber ich empfinde nichts besondres, außer daß ich mich noch immer ärgere.

Ich bemerke, daß im Tagebuche der Ausdruck im Grunde zu oft vorkömmt, und daß fast alle Uebergänge durch Aber gemacht sind. Ein sehr ungebildeter Styl.

Der Maler hat mit dem Pietro da Cortona nicht Unrecht. — Der Postbote hat eben ein geschossenes Reh neben mich gelegt, das oben auf der Stirn petschirt ist; nicht weit davon hat die Kugel getroffen. Es sieht sonderbar aus. Ein offener und gestempelter Kopf zu gleicher Zeit! — Die Poststube bekömmt mir nicht, denn ich bin auf dem Wege, schlechten Witz zu machen.

Ueber den Witz ist noch wenig Witziges gesagt, das macht, weil auch dazu Witz gehört. Die Leute behaupten, ein witziger Kopf könne leicht zu vielen Witz haben, woran ich aber nicht glaube: diese Leute meinen auch nur die an denen sie zu wenig Witz zu bemerken glauben, und daß sie zu wenig zu viel nennen, ist nur eine Höflichkeit, die sie nicht witzig ausgearbeitet haben. Daher kömmt es aber auch, daß der Witz da oft gar nicht bemerkt wird, wo seine eigentliche Heimath ist, weil hier für die gute Lesewelt zu viel ist: denn die meisten lieben Häuslichkeit. Darum tadeln diese Leser auch den Schakspear in seinen witzigen Scenen. Es ist schlimm, ein Schriftsteller zu seyn, aber fast ein noch schlimmeres Verhängniß, ein Leser zu werden! — —

So weit hatte ich auf der vorigen Station empfunden, jetzt will ich einen frischen Ansatz nehmen.

Die eigentlichen Empfindungen könnte man vielleicht innerlichen Witz nennen: wenigstens nenne ich sie mir manchmal so. Und es trifft sich sehr schön, daß sie eben so selten wie dieser verstanden werden; ich könnte den obigen Autor wieder als Exempel citiren, wenn es sich auf diesen fatalen Stationen etwas bequemer schreiben ließe.

Es ist aber auch wahr, daß die eigentlichen Empfindungen wieder so etwas Seltsames und Närrisches haben, daß man sie nicht gern Empfindungen nennen mag, und darum nehmen viele, Dichter und Fühlende, zu den falschen Empfindungen so oft ihre Zuflucht, weil sie mehr schimmern und auch subtiler scheinen.

Und geb' ich nicht mit meinen eigenen Empfindungen hier ein Beispiel? Ich wette, — oder lieber: ich behaupte, daß die meisten es sehr unnatürlich finden würden, daß sie nicht mehr von meinem eigentlichen Grame hier aufgezeichnet antreffen. Sie würden nämlich die dramatische Feinheit gar nicht bemerken, daß ich mich nur zu zerstreuen suchte; es ist daher sehr gut, daß ich auf Leser durchaus nicht zu rechnen brauche.

Der Maler schläft viel im Wagen, und es ist sehr Unrecht von mir, daß ich es nicht leiden kann. Auch ängstigt es mich, wenn der Postillon schnell fährt, weil es möglich ist, daß wir den schönsten Narren vorbeifahren, und wieder im Gegentheil schimpf' ich auf ihn, wenn er die Pferde im Schritte gehen läßt. Wenn der Maler wacht, so machen wir uns beide Langeweile, er mir mit dem Pietro da Cortona, ich ihm mit meiner Braut: und darum thut er eigentlich gut, daß er schläft.

In der nächsten Stadt will ich doch einige Tage bleiben, weil sonst meine Reise leicht ganz unnütz werden dürfte. — Der Maler ist auch hier im Posthause eingeschlafen, und das find' ich Unrecht; warum hält er sich kein Tagebuch, in das er seine Empfindungen einträgt? —

11.

Ich habe hier meine Empfehlungsbriefe abgegeben, aber es will sich noch nichts auftreiben lassen. Ich glaube, es fehlt mir noch an Uebung, da dies die erste Reise ist, die ich in dieser Rücksicht unternehme. Vielleicht sind auch die Briefe schlecht, die ich mitgenommen habe, denn die Menschen sind alle zu meinem äußersten Verdrusse ungemein vernünftig. Ich habe bei einigen gesucht, in eine recht vertraute Familienfreundschaft zu kommen, damit sie sich vor mir nicht genirten, aber das gerieth mir gar nicht, denn da wurden sie noch verständiger. Die Stadt hier ist nicht dazu gebaut, wenn es immer so fortgeht, werde ich lange suchen können.

Beiläufig finde ich die Klagen unsrer Schriftsteller und Menschen sehr ungegründet, daß wir einen zu großen Vorrath an Narren hätten.

Es ist mir überhaupt ärgerlich, daß dem Testamente meines Oheims nicht eine philosophische Definition angehängt ist, was man unter Narr zu verstehn habe. Der Henker mag wissen, wie ich das nehmen soll, (so schreibe ich hier mit dem größten Unwillen) es ist ein so gemeines, so alltägliches Wort, daß man sich fast gar nichts dabei denkt, daß man es fast gar nicht ändern kann, sich etwas Unrichtiges darunter vorzustellen. Ich habe in allen Büchern, die Register haben, nachgeschlagen, in vielen findet es sich nicht, in andern Werken machen mich die aufgestellten Beispiele nur noch verwirrter, und damit ist mir jetzt nicht geholfen, weil ich zum eigentlichen Studiren auf meiner Reise keine Zeit habe.

Es soll sich ein sehr verständiger Mann hier befinden, diesen will ich um Rath fragen; er muß doch seine Mitbürger kennen, und er kann mir daher vielleicht eine kleine Anweisung geben. Mein Onkel macht mir mit seinem Testamente gar zu viele Noth; er hat mich auf die Wanderschaft geschickt, und ich muß jetzt erst die Fähigkeit erwerben, sein Vermögen zu verwalten.

12.

O mir ist es sehr schlecht gegangen, und ich bin noch in Verzweiflung darüber. Wie schlägt es unsre besten Kräfte nieder, wenn unser gute Wille von den gefühllosen Menschen so sehr verkannt wird! Ich glaube wirklich, daß keine ächte Sympathie mehr in der Welt zu haben ist, obgleich so wenig aufgebraucht wird.

Ich war heut, wie ich es mit mir verabredet hatte, bei dem Manne, der mir Rath ertheilen sollte. Es war ein alter, höflicher Herr, der mir selber die Thür aufmachte, als ich klingelte, woraus ich den Schluß zog, daß er eben nicht sehr beschäftigt seyn müßte. Wir setzten uns. Ich trug ihm vor, daß ich so frei wäre, mir seinen Rath zu erbitten. Er wurde von Minute zu Minute höflicher und dienstfertiger, und ich hatte es mir schon lange ausgemacht, daß man alten Leuten eine große Freude damit macht, wenn man sich bei ihnen Raths erholt. Nun rückte ich nach und nach mit meinem Gesuch hervor, und der alte Mann wurde sehr ernsthaft. Ich trug ihm vor, wie es mir jetzt ungemein auf Narren ankomme, daß ich mich sonst zwar oft in Geldnoth, aber nie in dergleichen Verlegenheit befunden, er sei ansäßig und ein Landeskind, ob er mir nicht einige der hauptsächlichsten nachweisen könne. Ich sagte alles dies mit der größten Bescheidenheit, ohne Anmaßung, mit höflichem Ernst und mit einer Verbindlichkeit, die seinem Dienste, den er mir erweisen sollte, gleichsam zuvor eilte.

Mein Gesuch war geendigt. Es erfolgte eine Pause. Meine Erwartung war gespannt.

Mein Herr, fing der Mann an, indem er das Alter auf seinem Gesichte sehr geltend machte, ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre komme, daß Sie sich unterfangen, mir derlei Spaß vorzutragen. Ich bin Rath in dieser Stadt und habe mich in den Wissenschaften etwas umgesehn, und soll Ihnen mit diesen Qualitäten Narren nachweisen? Sie kommen vielleicht aber erst von der Universität, und sind gesonnen, witzig zu seyn: aber mein bester junger Herr, so müssen Sie wenigstens unter den Leuten einen Unterschied machen lernen.

Ich fiel aus den Wolken. Ich betheuerte ihm bei allen Heiligen, es sei mein Ernst, ich hätte nur unglücklicherweise das Testament nicht bei mir, aber ich wollte mein Gesuch schriftlich von mir stellen, und er könne es alsdann als ein Dokument auf dem Rathhause niederlegen: aber mit dem allen richtete ich gar nicht aus, sondern er zog bald die Manchetten weiter vor, bald nahm er eine auf dem Tische liegende Zeitung in die Hand, so daß ich wohl einsah, er könne von meiner Noth durchaus nicht gerührt werden, und diese Bemerkung rührte mich desto mehr. Ich fing sogar an zu schwören, weil ich dachte, er möchte vielleicht ein Liebhaber davon seyn; ich sagte ihm von meiner Liebe, und daß mich Narren zum höchsten Ziele meines Glückes führen könnten, aber nichts wollte bei ihm etwas verfangen. Er schien es ordentlich darauf angelegt zu haben, unerbittlich zu bleiben, und die Bearbeitung seiner Leidenschaften mißlang mir gänzlich. Ich setzte wirklich noch einmal an und suchte die mir in den Weg gelegten poetischen Schwierigkeiten zu überwinden, aber vergebens; es erfolgte nichts, als die mehr spitze als witzige Antwort, daß es schiene, als brauche ich nicht lange zu suchen, weil ich an mir selber ein so kostbares Exemplar besitze. Weiter war weder Witz noch Rath aus ihm herauszubringen.

Als er durch einen Zufall hörte, daß ich ein Edelmann sei, bat er mich wieder um Verzeihung, und das ärgerte mich mehr als seine Beleidigung; doch ließ ich ihn klugerweise davon nichts merken, sondern lenkte das Gespräch auf die Literatur. Ich hatte ihm damit einen großen Gefallen gethan, denn er wurde nun ganz zutraulich, was ich nach dem vorhergehenden nie erwartet hätte. Er war ein großer Bewunderer unserer neuen deutschen Schriftsteller, besonders liebte er einen gewissen La Fontaine, dessen Witz und Humor ihn entzückte. Ich warf ihm ein, und that, als wenn ich dessen Schriften gelesen hätte, er schiene mir doch für einen Romandichter die Menschen so wie die Menschheit zu genau zu kennen: das sei nicht des Mannes Sache, antwortete der Bewunderer, und dieser Vorwurf sei im höchsten Grade ungerecht, so wie der, daß er die Alten oder Goethe nachzunahmen suche, er ahme höchstens sich selber nach, und das sei ihm erlaubt, weil er ein braver Mann sei, und weil das den Leser eben erst mit seinen Vortrefflichkeiten recht bekannt mache, wenn er sie in jedem neuen Buche wieder anträfe. Uebrigens seien diese Bücher vielleicht kein Futter für jenes unbekannte Thier, welches man kurzweg die Nachwelt zu nennen pflege; denn er, so wie das übrige gegenwärtige Zeitalter, äßen die etwanigen Kerne heraus, und sie schmeckten ihnen. Ich erfuhr bei der Gelegenheit, daß dieser Mann an den Apollo und die Musen durchaus nicht glaube, sondern dergleichen unter die Fabeln der Vorzeit zu setzen pflegte, ja daß er die ganze Vorwelt so betrachtete und hinter sich legte, wie Kaufleute auf ihrem Ladentische die eingekommenen falschen Münzen zu nageln pflegen.

Was wohl aus unsrer jetzigen Gegenwart würde, fragte ich ihn, wenn hundert Jahre verflossen wären? - Er besann sich ein Weilchen und sagte dann: Liebster Freund, lassen Sie uns nur für die jetzige Zeit handeln, denken und empfinden; es wird nachher wahrscheinlich auch Leute geben, die für ihre Gegenwart diese Mühe übernehmen werden. So gescheidt, wie wir jetzt sind, sind jene schwerlich; denn wir leben schon im Abfall der Zeiten und müssen schon zu den Brosamen in den Körben unsre Zuflucht nehmen, die die Siebentausend in der Wüste übrig gelassen haben; die Zukunft muß vielleicht gar die Körbe anfressen.

Dergleichen Prophezeihungen hatte ich in diesem Manne durchaus nicht gesucht, daher verwunderte ich mich einigermaßen. Er schien es mit Vergnügen zu bemerken, und fuhr daher fort: er sei noch einer von dem alten bessern Geschlecht und habe Ballast genug bei sich, um von den jetzigen Wellen und Winden nicht umgeworfen zu werden, er sehe lieber etwas Solides für eine solche lustige leere Mahlzeit an, die in Engels Philosophen für die Welt der Sache so angemessen geschildert sei, als daß er ein einzigesmal die windigen Speisen für wirkliche in den Mund nehme; so befinde er sich wohl und sicher, und könne gleichsam die übrigen verspotten und beinahe über sie lachen, doch sei er im Grunde dazu wieder zu verständig.

Ich hörte mit einer Andacht zu, als wenn der delphische Apoll zu mir gesprochen hätte, und im Grunde war es mehr, denn jener hat vielleicht nie existirt. Ich empfahl mich endlich und nahm mir vor, nie jemand in meiner Bedrängniß um Rath zu fragen, um nicht für witzig zu gelten und nach und nach die ganze Menschheit gegen mich zu empören. —

Ich bin also nunmehr eben so weit, als ich war, — und doch ist man in einer Sache weit genug, wenn man nur nicht zurückkömmt. Das wäre nun gar schlimm, wenn ich mich nach einigen Wochen hinter meinem jetzigen Anfange befände; und wer kann mir dafür stehn, daß es nicht kommen wird?

Der Weg zur Tugend ist steil, das ist wahr, aber ich geh' jetzt auch auf keinem Blumenpfade.

13.

Wenn ich ein Lustspieldichter, oder überhaupt nur ein Dichter wäre, (d. h. was die meisten Menschen eben keinen Dichter nennen würden) so könnt' ich doch hoffen, bald die drei nöthigen Charaktere zusammen zu finden, denn ich würde alsdann die Menschen auf die wahre Art anzusehen wissen.

Viele Dichter haben ihre Bekannten oder Freunde kopirt, und die übrigen Freunde haben erst dadurch den kopirten Freund aus seinem wahren Gesichtspunkte angesehn. Wäre dieser glückliche Zufall nicht eingetreten, so hätte er vielleicht sein Lebelang für einen unkomischen Charakter gegolten. Ich hätte daher mit mehr Einsicht gehandelt, wenn ich statt des Malers einen solchen komischen Dichter mit mir genommen hätte. So geh' ich den schönsten Personen vorüber und weiß nicht, daß das die Schätze sind, die ich so emsig suche.

Freilich giebt es auch dabei viele Bedenklichkeiten, wie es denn bei keiner Sache daran fehlt, wenn man sich bedenken will. In dem sich bedenken liegt alles, was man dafür und dagegen sagen kann. Doch ich wollte die Anmerkung machen, daß wenn ich ein solcher komischer Dichter wäre, ich doch eigentlich nur meine eigne Narrheit in andern wahrnähme. Der Beweis wäre leicht zu führen, wenn ich einen nöthig hätte. Denn ich würde ja erst das zur Einheit vereinigen, was ohne diese meine Vereinigung nicht vereinigt wäre, kurz, ich wäre übel dran, und der alte Herr hätte gerade in diesem Falle vorzüglich recht.

Ach! ich suche überhaupt vielleicht nach nicht existirenden Idealen! Wie weit mag das Glück meiner Liebe und meiner Häuslichkeit noch entfernt liegen!

Der Maler ist auch langweilig, er besteht immer auf seinen wenigen Gedanken; ich bekomme keine Briefe von Emilien; ich finde nicht was ich suche; ich werd über lang oder kurz in Verzweiflung fallen.

Wenn mein Onkel nicht gestorben wäre, so möcht' ich ihn selber in den Saal hineinmalen lassen. Eigentlich liefe es gegen die kindliche Pflicht, aber ich würde mir kein großes Bedenken machen; denn warum hat er mich in solche Verwirrung gebracht?

Der Maler klagt sehr darüber, daß die Menschen hier herum gar nicht gebildet sind und sich für die Künste durchaus nicht interessiren. Das ist vielleicht noch das beste an ihnen, denn es giebt nichts verächtlichers, als das lumpige Interesse, das so viele Menschen an den sogenannten schönen Wissenschaften nehmen. Es ziemt den wenigsten, und der Geschmack sinkt eben dann am meisten, wenn der Pöbel ihn erobern will. Der Maler eifert auch zu sehr gegen den Pietro da Cortona, es wäre mir viel lieber, wenn er etwas billiger dächte.

Morgen früh reise ich von hier, und ich wünschte, ich könnte Opfer bringen, wie es in der alten Welt gebräuchlich war; ich wollte gewiß keinen einzigen Dämon, Waldgott oder helfende Göttin versäumen. Aber so muß ich mir nun selber durch die Welt helfen.

Man sagt immer, dem ernsthaften Willen sei nichts unmöglich. Wir wollen nun bald an meinem Beispiele sehn, ob dieser Satz seine Richtigkeit hat; bin ich unglücklich, so habe ich doch wenigstens einen Fehler in einem schönen Satze entdeckt.

14.

Emilie hat geschrieben! o nun ist schon alles besser in der Welt. Mir fällt manchmal ein, warum ich nicht einer von denen seyn könnte, die ich suche, wie mir der alte Herr von neulich schon auf den Kopf zugesagt hat, indem er zweifelte, ob ich Kopf habe. Wenn es sich zum Beispiel fügte, daß ein neuer junger Held jetzt auf eine Entdeckungsreise ausginge, so könnte es ihm vielleicht einfallen, mir seinen güldnen Apfel anzubieten. Das Menschenthum läuft wunderlich durcheinander; soviel ist gewiß, man weiß nicht, wer Koch oder Kellner ist. Beim Eulenspiegel ist mir immer der Zweifel aufgestoßen, ob er oder die übrigen Menschen größere Narren wären.

Ich sehe nun andre Häuser und andre Menschen vor mir, und unter diesen scheint mir auch mehr Anlage zu herrschen. Ich hörte gestern an der Table d'hôte einen herrlichen Mann über die Einrichtung von Europa sprechen. Es gefiel mir ungemein, daß er mit nichts in dieser Welt zufrieden war, daß er überzeugt war, er würde alles besser treffen. Ich suchte mir sogleich sein Vertrauen zu erwerben, um zu erforschen, ob ich vielleicht einen von den dreien Männern gefunden habe. Mein Zutrauen und meine Aufmerksamkeit gefielen ihm, so daß er mir nach und nach alle seine Projekte mittheilte. Er war ein sehr großer Freund der Republiken, alle andre Verfassungen schienen ihm unwürdig. Aber doch behielt er sich vor, die Republiken auf ihre wahre Art einzurichten, damit sie nicht in sich selber zusammenfielen. Ich habe noch nie einen Mann mit so vieler Weisheit sprechen hören, und es müßte eine wahre Lust seyn, wenn sich das närrische Thier von Europa nur bequemen wollte, sich so einrichten zu lassen. Aber daran ist jetzt noch nicht zu denken, und gute Köpfe müssen billig Thränen vergießen, wie es auch geschieht. — —

— — Zum Glück treffe ich hier ein Buch, das ich schon sonst mit sehr großem Vergnügen gelesen habe. Es ist der abentheuerliche Simplicissimus, 1669 gedruckt. In diesem Buche ist auf eine recht anschauliche Art das ganze Leben dargestellt, und so oft es auch angeführt ist, hat man es doch nach meinem Bedünken nie genug gelobt.

Im dritten Buche ist besonders eine Stelle, in der ich den Reformator ganz wiederfinde, den ich heut gesprochen habe. Der Held der Geschichte dient als Jäger im Kriege und erzählt folgendermaßen:

„Ich sahe einsmals mit 25 Feuer-Röhren nicht weit von Dörsten, und paßte einer Convoy mit et-

lichen Fuhrleuten auf, die nach Dörsten kommen sollte. Ich hielt meiner Gewohnheit nach selbst Schildwacht, weil wir dem Feind nahe waren; da kam ein einziger Mann daher, fein ehrbar gekleidet, der redete mit ihm selbst, und hatte mit seinem Meer-Rohr, das er in Händen trug, ein seltzam Gefecht. Ich konnte nichts anders verstehen, als daß er sagte: Ich will einmal die Welt strafen, es wolle mirs dann das große Numen nicht zugeben! Woraus ich muthmaßete, es möchte etwan ein mächtiger Fürst seyn, der so verkleideter Weis herumb ginge, seiner Unterthanen Leben und Sitten zu erkundigen, und sich nun vorgenommen hätte, solche (weil er sie vielleicht nicht nach seinem Willen gefunden) gebührend zu strafen. Ich gedachte, ist dieser Mann vom Feind, so setzts eine gute Ranzion, wo nicht, so willt du ihn so höflich tractiren, und ihm dermaßen das Herz abstehlen, daß es dir künftig dein Lebtage wohl bekommen soll, sprang derhalben hervor, präsentirte mein Gewehr mit aufgezogenen Hahnen, und sagte: der Herr wird ihm belieben lassen, vor mir hin in Busch zu gehn, wofern er nicht als Feind tractirt seyn will. Er antwortete sehr ernsthaft: Solcher Traktation ist meines gleichen nit gewohnt. Ich aber dummelte ihn höflich fort, und sagte: Der Herr wird ihm nicht zuwider seyn lassen, sich vor diesmal in die Zeit zu schicken, und als ich ihn in den Busch zu meinen Leuten gebracht, und die Schildwachten wieder besetzt hatte, fragte ich ihn, wer er seye? Er antwortete gar großmüthig, es würde mir wenig daran gelegen seyn, wenn ichs schon wüßte; Er sey ein großer Gott. Ich wurde nun bald innen, daß ich anstatt einen Fürsten einen Phantasten gefangen hätte, der sich überstudirt, und in der Poeterey gewaltig verstiegen; denn da er bei mir ein wenig erwarmte, gab er sich vor den Gott Jupiter aus."

„Ich wünschte zwar, daß ich diesen Fang nicht gethan; weil ich den Narren aber hatte, mußt ich ich ihn wohl behalten, bis wir von dannen rückten, und demnach mir die Zeit ohne das ziemlich lang wurde. gedachte ich, diesen Kerl zu stimmen, und mir seine Gaben zu Nutz zu machen, sagte derowegen zu ihm: Nun dann, mein lieber Jove, wie kompts doch, daß deine hohe Gottheit ihren himmlischen Thron verläßt, und zu uns auf Erden steigt? vergebe mir, o Jupiter, meine Frage, die du vor fürwitzig halten möchtest; denn wir seynd den himmlischen Göttern auch verwandt, und eitel Sylvani, von den Faunis und Nimphis geboren, denen diese Heimlichkeit billig ohnverborgen seyn sollte. Ich schwöre dir beim Styx, antwortete Jupiter, daß du hiervon nichts erfahren solltest, wenn du meinem Mundschenken Ganymede nicht so ähnlich sehest, und wenn du schon Pans eigner Sohn wärest; aber von seinetwegen communicire ich dir, daß ein groß Geschrei über der Weltlaster zu mir durch die Wolken gedrungen, darüber in aller Götter Rath beschlossen worden, ich könnte mit Billigkeit, wie zu Lycaons Zeiten, den Erdboden wieder mit Wasser austilgen, weil ich aber dem menschlichen Geschlecht mit sonderbarer Gunst gewogen bin, und ohnedas allezeit lieber die Güte, als eine strenge Verfahrung brauchte, vagire ich jetzt herum, der Menschen Thun und Lassen selbst zu erkundigen, und obwohl ich alles ärger finde, als mirs vorkommen, so bin ich doch nicht gesinnt, alle Menschen zugleich und ohne Ursach auszureuten, sondern nur diejenigen zu strafen, die zu strafen sind, und hernach die übrigen nach meinem Willen zu ziehen."

„Ich mußte zwar lachen, verbisse es doch so gut ich konnte und sagte: ach Jupiter, deine Mühe und Arbeit wird besorglich allerdings umsonst seyn, wenn du nicht wieder, wie vor diesem, die Welt mit Wasser oder gar mit Feuer heimsuchest: denn schickest du einen Krieg, so laufen alle böse verwegene Buben mit, welche die friedliebende fromme Menschen nur quälen werden; schickestu eine Theurung, so ists eine verwünschte Sach vor die Wucherer, weil alsdenn denselben ihr Korn viel gilt; schickstu aber ein Sterben, so haben die Geizhäls und alle übrige Menschen ein gewonnen Spiel, indem sie hernach viel erben; wirst derhalben die ganze Welt mit Butzen und Stil ausrotten müssen, wenn du anders strafen wilt."

„Jupiter antwortet, du redest von der Sach wie ein natürlicher Mensch, als ob du nicht wüßtest, daß uns Götter möglich sei, etwas anzustellen, daß nur die Böse gestraft und die Gute erhalten werden; ich will einen deutschen Helden erwecken; der soll alles mit der Schärfe des Schwerds vollenden, er wird alle verruchte Menschen umbringen, und die Frommen erhalten und erhöhen. Ich sagte: so muß ja ein solcher Held auch Soldaten haben; und wo man Soldaten braucht, da ist auch Krieg; und wo Krieg ist, da muß der Unschuldige sowohl als der Schuldige herhalten. Sind ihr irrdische Götter denn auch gesinnt wie die irrdische Menschen, sagte Jupiter hierauf, daß ihr sogar nichts verstehen könnet? Ich will einen solchen Helden schicken, der keinen Soldaten bedarf und doch die ganze Welt reformiren soll; in seiner Geburt-Stund will ich ihm verleihen, einen wohlgestalteten und stärkern Leib, als Hercules einen hatte, mit Fürsichtigkeit, Weisheit und Verstand überflüßig geziert, hierzu soll ihm Venus geben ein schön Angesicht, also, daß er auch Narcissum, Adonidem und meinen Ganymedem selbst übertreffen soll, sie soll ihm zu allen seinen Tugenden eine sonderbare Zierlichkeit, Auffehn und Anmüthigkeit vorstrecken, und dahero ihn bei aller Welt beliebt machen, weil ich sie eben der Ursach halber in seiner Nativität desto freundlicher anblicken werde. Mercurius aber soll ihn mit unvergleichlich sinnreicher Vernunft begaben, und der unbeständige Mann soll ihm nicht schädlich, sondern nützlich seyn, weil er ihm eine unglaubliche Geschwindigkeit einpflanzen wird; die Pallas soll ihn auf dem Parnasso auferziehen, und Vulkanus soll ihm in Hora Martis seine Waffen, sonderlich aber ein Schwerd schmieden, mit welchem er die ganze Welt bezwingen und alle Gottlosen niedermachen wird, ohne fernere Hülf eines einigen Menschen, der ihme etwan als ein Soldat beystehen möchte, er soll keines Beystandes bedörffen, eine jede große Stadt soll von seiner Gegenwart erzittern, und eine jede Vestung, die sonst unüberwindlich ist, wird er in der ersten Viertelstund in seinem Gehorsam haben, zuletzt wird er den größten Potentaten in der Welt befehlen, und die Regierung über Meere und Erden so löblich anstellen, daß beyde, Götter und Menschen ein Wohlgefallen darob haben sollen."

„Ich sagte: wie kann die Niedermachung aller Gottlosen ohne Blutvergießen, und das Commando über die ganze weite Welt ohne sonderbaren grossen Gewalt und starken Arm geschehen und zu wegen gebracht werden? o Jupiter, ich bekenne dir unverholen, daß ich diese Dinge weniger als ein sterblicher Mensch begreifen kann! Jupiter antwortet: das gibt mich nicht Wunder, weil du nicht weißt, was meines Helden Schwerd vor eine seltene Kraft an sich haben wird. Vulcanus wirds aus denen Materialien verfertigen, daraus er mir meine Donnerkeil macht, und dessen Tugenden dahin richten, daß mein Held, wenn er solches entblößt und nur einen Streich damit in die Luft thut, einer ganzen Armada, wenn sie gleich hinter einem Berg eine ganze Schweitzer Meilewegs von ihm stünden, auf einmal die Köpf herunderhauen kann, also daß die armen Teufel ohne Köpf da liegen müssen, ehe sie einmahl wissen wie ihnen geschehen! Wenn er denn nun seinem Lauf den Anfang macht, und vor eine Statt oder Bestung kommt, so wird er des Tamerlani Manier brauchen, und zum Zeichen, daß er Friedens halber, und zur Beförderung aller Wohlfahrt vorhanden seye, ein weißes Fähnlein aufstecken, kommen sie dann zu ihm heraus, und bequemen sich, wol gut; wo nicht, so wird er von Leder ziehen, und durch Kraft mehrgedachten Schwerds, allen Zauberern und Zauberinnen, so in der ganzen Statt seyn, die Köpff herunder hauen, und ein rothes Fähnlein aufstecken. Wird sich aber dennoch niemand einstellen, so wird er alle Mörder, Wucherer, Dieb, Schelmen, Ehebrecher, Huren und Buben auf die vorige Manier umbringen, und ein schwarzes Fähnlein sehen lassen, wofern aber nicht so bald diejenigen, so noch in der Statt übrig blieben, zu ihm kommen, und sich demüthig einstellen, so wird er die ganze Statt und ihre Inwohner als ein halsstarrig und ungehorsam Volk ausrotten wollen, wird aber nur diejenige hinrichten, die den andern abgewehret haben, und ein Ursach gewesen, daß sich das Volk nicht ehe ergeben. Also wird er von einer Statt zur andern ziehen, einer jeden Statt ihr Theil Landes um sie her gelegen, im Frieden zu regieren übergeben, und von jeder Statt durch ganz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtsten Männern zu sich nemmen, aus denselben ein Parlement machen, die Stätt mit einander auf ewig vereinigen, die Leibeigenschaften sammt allen Zöllen, Accisen, Zinsen, Gülten und Umbgelter durch ganz Teutschland aufheben, und solche Anstalten machen, daß man von keinen Fronen, wachen, contribuiren, Geld geben, Kriegen, noch einiger Beschwerlichkeit beim Volk mehr wissen, sondern viel seeliger als in den Elysischen Feldern leben wird: Alsdann (sagt Jupiter ferner) werde ich oftmals den ganzen Chorum Deorum nemmen, und herunder zu den Teutschen steigen, mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergötzen, da werde ich den Helicon mitten in ihre Grenzen setzen, und die Musen von neuem darauf pflanzen, ich werde Teutschland höher seegnen, mit allem Ueberfluß, als das glückseelige Arabien, Mesopotamiam, und die Gegend um Damasco; die griechische Sprache werde ich alsdenn verschwören, und nur Teutsch reden, und mit einem Wort mich so gut Teutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern die Beherrschung über die ganze Welt zukommen lassen werde. Ich sagte: Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herren dazu sagen, wenn sich der künftige Held unterstehet, ihnen das Ihrige so unrechtmäßigerweis abzunehmen, und den Stätten zu unterwerfen? werden sie sich nicht mit Gewalt widersetzen, oder wenigst vor Göttern und Menschen dawider protestiren? Jupiter antwortet: hierum wird sich der Held wenig bekümmern, er wird alle Grosse in drei Theil unterscheiden, und diejenige, so ohnexemplarisch und verrucht leben, gleich den Gemeinen strafen, weil seinem Schwerd kein irrdische Gewalt zu widerstehn vermag, denen übrigen aber wird er die Wahl geben, im Land zu bleiben oder nicht: was bleibt, und sein Vaterland liebet, die werden leben müssen wie andre gemeine Leut, aber das Privatleben der Teutschen wird alsdenn viel vergnügsamer und glückseeliger seyn, als jezund das Leben und der Stand eines Königes, und die Teutschen werden alsdenn lauter Fabricii seyn, welcher mit dem König Pyrrho sein Reich nicht theilen wollte, weil er sein Vaterland neben Ehr und Tugend so hoch liebte, und das seyn die zweite; die dritte aber, die Ja-Herrn bleiben, und immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn und Italia in die Moldau, Wallachey, in Macedoniam, Thraciam, Græciam, ja über den Hellespontum in Asiam hineinführen, ihnen dieselben Länder gewinnen, alle Müßiggänger in ganz Teutschland mitgeben, und sie alldort zu lauter Königen machen; alsdann wird er Constantinopel in einem Tag einnehmen, und allen Türken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Köpff vor den Hindern legen: daselbst wird er das Römisch Kaiserthum wieder aufrichten, und sich wieder in Teutschland begeben, und mit seinen Parlementsherrn (welche er, wie ich schon gesagt habe, aus allen teutschen Stätten paarweis samblen, und die Vorsteher und Väter seines teutschen Vaterlandes nennen wird) eine Statt mitten in Teutschland bauen, welche viel größer seyn wird, als Manoah in Amerika, und goldreicher als Jerusalem zu Salomons Zeiten gewesen, deren Wäll sich dem Tyrolischen Gebürg, und ihre Wassergräben der Breite des Meers zwischen Hispania und Africa vergleichen soll, er wird einen Tempel hineinbauen von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphiren, und in der Kunstkammer, die er aufrichten wird, werden sich alle Raritäten in der ganzen Welt versammeln, von den reichen Geschenken, die ihm die Könige in China, in Persia, der grosse Mogar, in dem Orientalischen Indien, der grosse Tarter Chan, Priester Johann in Africa, und der große Czar in der Moscau schicken; der Türkische Kaiser würde sich noch fleissiger einstellen, wofern ihm bemeldeter Held sein Kaiserthum nicht genommen, und solches dem Römischen Kaiser zu Lehne gegeben hätte."

„Ich fragte meinen Jovem, was denn die christlichen Könige bey der Sache thun würden? er antwortet, der in Engeland, Schweden und Dennemark werden, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens: der in Hispania, Frankreich und Portugall aber, weil die Alte Teutschen selbige Länder hiebevor auch eingenommen und regiert haben. ihre Kronen, Königreich und incorporirte Länder, von der Teutschen Nation aus freien Stücken zu Lehne empfahen,

und alsdenn wird, wie zu Augusti Zeiten, ein ewiger beständiger Fried zwischen allen Völkern in der ganzen Welt seyn."

„Einer von meinem Gefolge, der uns zuhörete, hätte den Jupiter schier unwillig gemacht, und den Handel beynahe verderbt, weil er sagte: Und alsdenn wirds in Teutschland hergehn wie im Schlaraffenland, da es lauter Muscateller regnet, und die Creutzer-Pastetlein über Nacht wie die Pfifferling wachsen! da werde ich mit beiden Backen fressen müssen wie ein Drescher, und Malvasier saufen, daß mir die Augen übergehn. Ja freilich, antwortet Jupiter, vornemlich wenn ich dir die Plag Erisichthonis anhenken würde, weil du, wie mich dünken will, meine Hoheit verspottest; zu mir aber sagte er, ich habe vermeint, ich sei bei lauter Silvanis, so sehe ich aber wol, daß ich den neidigen Momum oder Zoilum angetroffen habe; Ja man sollte solchen Verräthern das was der Himmel beschlossen, offenbaren, und so die edle Perlen vor die Säu werfen, ja freilich!"

„Ich sagte zu ihm; Allergütigster Jove, du wirst ja eines groben Waldgotts Unbescheidenheit halber deinem alten Ganimede nicht verhalten, wie es weiter in Teutschland hergehen wird? O Nein, antwortet er, aber befehle vorher diesem Theoni, daß er seine Hipponacis Zunge fürterhin in Zaum halten solle, ehe ich ihn (wie Mercurius den Battum) in einen Stein verwandele; Du selbst aber gestehe mir, daß du mein Ganymedes seist. und ob dich nicht meine eyffersichtige Juno in meiner Abwesenheit aus dem himmlischen Reich gejaget habe? Ich versprach ihm alles zu erzählen, da ich gern gehört haben würde, was ich zu wissen verlangte. Darauf sagte er: Lieber Ganymede, (läugne nur nicht mehr, denn ich sehe wohl, daß du es bist) es wird alsdenn das Goldmachen in Teutschland so gewiß und so gemein werden, als das Hafner-Handwerk, also daß schier ein jeder Roßbub den Lapidem Philosophorum wird umschleppen! Ich fragte, wie wird aber Teutschland bei so unterschiedlichen Religionen ein so langwierigen Frieden haben können? O Nein! sagt Jupiter, mein Held wird dieser Sorg weislich vorkommen, und vor allen Dingen alle christliche Religionen in der Welt mit einander vereinigen. Ich sagte, o Wunder, das wäre ein groß Werk! wie müßte das zugehen? Jupiter antwortet: das will ich dir herzlich gern offenbaren! Nachdem mein Held den Universalfrieden der ganzen Welt verschaft, wird er die Geist- und Weltlichen Vorsteher und Häupter der Christlichen Völker und unterschiedlichen Kirchen mit einem sehr beweglichen Sermon anreden, und ihnen die bisherige hochschädliche Spaltungen in den Glaubenssachen trefflich zu Gemüthe führen. sie auch durch hochvernünftige Gründe und unwidertreibliche Argumenta dahin bringen, daß sie von sich selbst eine allgemeine Vereinigung wünschen, und ihme das ganze Werk, seiner hohen Vernunft nach zu dirigiren. übergeben werden: Alsdann wird er die allergeistreichste, gelehrteste und frömmeste Theologie von allen Orten und Enden her, aus allen Religionen zusammenbringen, und ihnen eine Art, wie vor diesem Ptolomäus Philadelphus den 72 Dollmetschen gethan, in einer lustigen und doch stillen Gegend, da man wichtigen Sachen ungehindert nachsinnen kann, zurichten lassen, sie daselbst mit Speis und Trank, auch aller andrer Nothwendigkeit versehn, und ihnen auflegen, daß sie so bald immer möglich, und jedoch mit der allerreifsten und Wolerwegung die Strittigkeiten, so sich zwischen ihren Religionen enthalten, ernstlich beilegen, und nachgehends mit rechter Einhelligkeit die rechte, wahre, Heilige und Christliche Religion der H. Schrift, der uhralten Tradition und der Probirten H. Väter Meinung gemäß, schriftlich verfassen sollen: Um dieselbige Zeit wird sich Pluto gewaltig hintern Ohren kratzen, weil er alsdann die Schmälerung seines Reichs besorgen wird, ja er wird allerhand Fünd und List erdenken, ein Due darein zu machen, und die Sach, wo nicht gar zu hintertreiben, jedoch solche ad infinitum oder indefinitum zu bringen, sich gewaltig bemühen; er wird sich unterstehen, einem jeden Theologo sein Interesse, seinen Stand, sein geruhig Leben, sein Weib und Kind, sein Ansehn und je so etwas, das ihm seine Opinion zu behaupten, einrathen möchte, vorzumahlen: Aber mein dapfferer Held wird auch nicht feyern, er wird, so lang dieses Concilium währet, in der ganzen Christenheit alle Glocken läuten, und damit das Christlich Volk zum Gebet an das höchste Numen ohnablässig anmahnen, und um Sendung des Geistes der Wahrheit bitten lassen: Wenn er aber merken würde, daß sich einer oder ander vom Plutone einnemmen ließ, so wird er die ganze Congregation, wie in einem Conclave, mit Hunger quälen, und wenn sie noch nicht dranwollen, ein so hohes Werk zu befördern, so wird er ihnen allen von Henken predigen, oder ihnen seyn wunderbarlich Schwerd weisen, und sie also erstlich mit Güte, endlich mit Ernst und Bedrohungen dahin bringen, daß sie ad rem schreiten, und mit ihren halsstarrigen falschen Meinungen, die Welt nicht mehr wie vor Alters foppen: Nach erlangter Einigkeit wird er ein grosses Jubelfest anstellen, in der ganzen Welt diese geläuterte Religion publiciren, und welcher alsdann darwider glaubt, den wird er mit Schwefel und Bech martyrisiren, oder einen solchen Ketzer mit Buxbaum bestecken, und dem Plutone zum Neuen Jahr schenken. Jetzt weist du, lieber Ganymede, alles was du zu wissen begehrest." " — —

So weit der alte Simplicissimus.

In dieser ganzen Stelle herrscht mehr Satyre, als die meisten Leute bemerken werden, so wie im ganzen Buche mehr Poesie und ein besserer Styl ist, als man jemals geglaubt hat. Jene Stelle ist auch für uns noch nicht unpassend geworden und der wirkliche ewige Friede dürfte wohl nur durch einen ähnlichen Helden hervorgebracht werden können. Ich denke immer an diesen Jupiter, wenn ich die mannichfaltigen Vorschläge höre und lese, die das Glück der Menschheit begründen sollen.

Aber kein Mensch liest jetzt das alte vergessene Buch; wohl aber die neuen politischen Journale.

15.

Heute hat der Maler ein großes Herzeleid erlebt; er hat nämlich einen andern Menschen, auch einen Maler angetroffen, mit dem er Streit und Zank angefangen hat. Ich habe gar nicht geglaubt, daß eine kriegerische Natur in ihm verborgen läge; denn ich habe ihn immer für sehr friedfertig gehalten.

Jener fremde Mensch behauptete nämlich: Pietro Cortona sei einer der größten Maler, die die Welt je hervorgebracht habe; die meisten andern berühmten Meister müßten ihm weit nachstehn; und das war für den Herrn Ferdinand zu schwer zu verdauen. Sie wurden recht grob gegen einander, und beide warfen sich Unwissenheit vor. Ich freue mich sehr darüber, wenn Leute heftig gegen einander werden; denn dann schimmert in unsre feine und überkultivirte Welt gleichsam noch ein Stückchen des goldnen Zeitalters herein, und erinnert uns an die verlorne Freiheit, die jedem erlaubte zu thun, was er nur wollte. Suchen manchmal die Menschen gar das Faustrecht wieder hervor, so wird mir um so wohler; und ich wollte viel darum geben, wenn ich es mit bewirken könnte, daß in unserm Deutschland die edle Borkunst eingeführt würde.

Es ist gewiß, daß man viel zu viel Politesse gewahr wird, darüber kann der wirkliche Mensch gar nicht zum Vorschein kommen, sondern er ist von Lebensart und Sitten so eingebaut, daß es uns schwer wird, ihn auch nur zu errathen. Deswegen ist uns jetzt die Menschenkenntniß sehr sauer gemacht, und viele Leute haben Recht, wenn sie eine eigne Wissenschaft daraus bilden wollen. Einen großen Nachtheil auf die Sitten hat es gehabt, daß man auch vom Theater die Schlägereien verbannt hat, und sehr wunderlich ist es, daß die Duelle dort noch erlaubt sind. Aber der Mensch ist in allen Dingen inkonsequent, und man sollte sich darüber gar nicht mehr verwundern: denn wahrhaftig, wenn sie konsequent wären, würden sie noch viel närrischer seyn. Das, was die meisten aus dem Stegreife thun, ist bei weitem noch das beste; es geräth ihnen auch immer am besten.

Der fremde Maler schien Unrecht zu haben; denn Herr Ferdinand machte die meisten Worte. Der andre wurde beinah zum völligen Stillschweigen gebracht, und mehr ist zum Siege der Gegenparthei nicht nothwendig.

Ich schweige gern in jedem Streite gleich still und gönne meinem Gegner den Triumph; denn die Menschen streiten gewöhnlich über das, was sie nicht wissen; wovon sie kein Wort verstehn, da thun sie sich am allerliebsten mit ihren keckſten Behauptungen hervor; und freilich bin ich auch so. Ich bin aber meist selbst davon überzeugt und fange nur einen kleinen Streit an, um ihn gleich wieder fallen zu lassen. Ueberhaupt liebe ich das Schweigen mit Passion, am gewöhnlichsten, wenn andre Menschen gern recht viel mit mir sprechen möchten. Es ist mit den Menschen umgekehrt, wie mit den Violinen, diese gewinnen, je mehr man sie ausspielt; ein Mensch aber, der so recht ausgespielt ist, das heißt, der sich recht durch alle nur mögliche Materien durchgesprochen hat (und so weit kommen die meisten schon im 23sten Jahre), ist ein unausstehliches Instrument. Kömmt über einen solchen ein Virtuose oder sogenannter guter Gesellschafter, gebildeter Mann, Mann mit Kenntnissen ausgerüstet u. dergl. und zieht alle Register des Instruments an, um seine Fertigkeit zu zeigen, so entsteht daraus ein Konzert, daß man davon laufen möchte. Wenn es sich thun läßt, laufe ich auch immer unter solchen Umständen davon.

Ich könnte einen Folioband über die Vortrefflichkeit des Schweigens schreiben; wenn ich gern über eine Materie spreche, so ist es über diese, und sie ist für mich auch unerschöpflich. O ihr vortrefflichen Heiligen Ostindiens! die ihr oft in eurer Lebenszeit kein Wort aussprecht, wie weise seid ihr! Mit Euch muß es sich noch der Mühe verlohnen, sich zu unterhalten. Ihr habt gewiß den guten Ton völlig in Eurer Gewalt, zu Euch möchte ich reisen, um gute Gesellschaft aufzusuchen.

16.

Der fremde Maler, der Martin heißt, ist nun gänzlich der Meinung Ferdinands und vielleicht mehr von Pietros Schlechtigkeit überzeugt, als dieser selbst. Martin ist Ferdinands eifriger Anhänger geworden und sie lieben sich nun beide von Herzen. Wenn ich einen wirklichen, wahren Freund erwischen könnte, wollte ich ihm auch sehr gern ein paar von meinen besten Meinungen aufopfern, er sollte sogar das Aussuchen haben, und mehr kann man hoffentlich doch nicht thun. Dabei halte ich von meinen Meinungen gewiß eben so viel, als ein andrer verständiger Mensch.

Aber ich habe nun vor den Gedanken des Ferdinand selber mehr Respekt, seit er den Fremden überwunden hat; ich glaube nun fast, daß er so einfältig nicht seyn kann, als er mir immer vorgekommen ist. Freilich giebt es nicht leicht einen Menschen in der Welt, der nicht seine Anhänger finden kann, wenn er sich nur die Mühe geben will, sie zu suchen. Nichts ist so bequem, als etwas zu glauben, das ein andrer meint, und dieser hat seine Meinung gewöhnlich auch nur vom Hörensagen. So kann man die Rechnung bis ins Unendliche fortsetzen. Es muß aber irgend einmal in uralten Zeiten einen gegeben haben, der wirklich und wahrhaft etwas gemeint hat: und so werden wir ganz von selbst und natürlicherweise auf die Offenbarung geführt. Die Menschen können ohne Offenbarung nicht fertig werden, das sehn wir täglich mit unsern Augen; was ich mir selbst nicht zutraue, traue ich auch keinem andern zu, und wenn ich nun auf diese Art mit meinem Schlüssel immer höher klimme, so komme ich am Ende an die Pforte, aus der die Stimme den Menschen erschallte, die die hohe Weisheit ihnen zum bessern Verständniß in populäre begreifliche Sätze übersetzte: und davon hat man bisher gezehrt und wird zehren so lange die Welt steht.

Man kann die Offenbarung fast auf alles in der Welt ausdehnen. Nicht bloß die Sprache, Vernunft, u. dergl., sondern auch die Kleidertracht ist offenbart; nicht bloß die Philosophie, sondern auch die Art Taback zu nehmen und zu niesen. Es giebt keinen Menschen, der es wagte, alle diese Dinge nach seinem eignen Gusto, oder aus freiem Willen zu treiben.

Wenn es hin und wieder einmal Leute giebt, die sich gegen diese Offenbarungen sperren, so sind sie billig für Ketzer zu achten, und die übrigen Menschen thun wohl daran, den Umgang dieser gefährlichen Neuerer zu vermeiden.

Ich verliere mich immer in Gedanken, die ich anfangs gar nicht gesucht habe: ein schlimmer Erfolg des Nachdenkens.

Jetzt verfalle ich auf Emiliens Andenken. Es ist schändlich, daß ich seit langer Zeit so gar wenig an sie gedacht habe. Jetzt peinigt es mich, daß ich von ihr entfernt bin, und doch noch nicht zurückreisen darf: daß ich dem Endzweck meiner Reise noch um nichts näher gekommen bin. Ich weiß nicht, wie mein zukünftiger Lebenslauf aussehn wird, aber der jetzige gefällt mir gar nicht.

Die Langeweile ist das schlimmste Pockengift, das sich in diese arme Welt eingeschlichen hat. Und dagegen lassen sich gar keine Anstalten treffen, man kann sich nicht inokuliren lassen, um nachher davon frei zu seyn, denn sonst läse man eine Anzahl vortrefflicher Bücher hindurch, man besuchte eine Zeitlang gescheidte Leute, man hörte Predigten und studirte Journale, oder gäbe sich ordentlicherweise für die Krankheitszeit irgendwo in Pension; unsre Deutschen, denen es gewiß an praktischem Sinn nicht fehlt, und die gern Geld verdienen, würden sehr bald dergleichen Erziehunsanstalten anlegen: Waisenhäuser, Militärakademien, Gymnasien, durch die man hindurch müßte. Wenn man dann eine Zeitlang studirt hätte, müßte man ordentlich, wie es an vielen Orten eingeführt ist, examinirt werden, ob man r e i f sei, ob man wohl schon im Stande sei, andern Langeweile zu machen. Die sich ganz vorzüglich auszeichneten, müßten dann mit Stipendien versorgt und in bürgerlichen Geschäften vorgezogen werden.

Doch ich vergesse, daß diese Ideale zum Theil längst realisirt sind, und daß ich nur so über die Langeweile schreibe, um mir die Langeweile zu vertreiben.

Jetzt könnt' ich nun schon so lange verheirathet seyn, daß Emilie in meiner Gesellschaft Langeweile empfände; ich könnte auf dem Lande sitzen und an einem schönen Steckenpferde schnitzeln, um mir die Zeit zu vertreiben: etwa an einem fortlaufenden Auszuge aus der Hamburger Zeitung arbeiten, oder aus der Berliner das Avancement bei der Armee in ein Register tragen, und die Namen nachher wieder nach dem Alphabete rangiren: ich könnte mir auch eine Bibliothek von Schulprogrammen sammeln, oder in fünf bis sechs Lotterien setzen und nachher die Tabellen erwarten: kurz, ich könnte auf meinem Grund und Boden wie ein Fürst leben; aber das Schicksal, das boshafte, gönnt mir meine bescheidnen Wünsche nicht, sondern zwingt mich, mich auf einer verflucht langweiligen Reise herum zu treiben.

Welch eine glückliche Idee, daß es mir einfiel, mir ein Tagebuch einzurichten! Ist dieser Umstand nicht noch mein einziger Trost? Würde ich ohne ihn nicht in eine reelle Verzweiflung verfallen? Ich möchte behaupten, es rettet ein Menschenleben. O, äußerst nützliches Tagebuch!

Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich ohne Zweifel Verse machen. Gewiß muß man sich aus solchen Situationen den Ursprung der Dichter richtig vorstellen.

Ob Emilie wohl zuweilen an mich denkt? Hol's der Henker, warum kann ich durchaus nicht recht ernsthaft werden? Es ist ein wunderlicher Geist in mir, der alle vernünftigen Gedanken mit Gewalt zurückhält. Wenn ich im Stande der Ehe nicht verwandelt werde, so bin ich auf meine Lebenszeit ein verlornes Geschöpf. Darum sollte ich eben darnach trachten, sobald als möglich zurück zu reisen.

Ich muß mir von neuem Mühe geben, die erforderliche Portion Narren anzutreffen. Sollten sie denn wirklich allenthalben so selten seyn? Was ich hier nicht finde, finde ich vielleicht anderswo; was heute nicht gelingt, geräth morgen, wenn nicht morgen doch wohl übermorgen. —

„Und kriecht bis zur letzten Sylbe der uns be-
„stimmten Zeit, und alle unsre Gestern haben
„Narren zum staubbedeckten Tode hingeleuch-
„tet."

Ich muß mich schlafen legen, denn ich bin müde. Ein seichter und gewöhnlicher Grund, um einzuschlafen; aber ich habe keinen bessern.

17.

O unglückliches Schicksal! o verdammtes goldnes Zeitalter! —

Ich möchte rasend werden, wenigstens närrisch. Wer weiß, ob ichs nicht schon bin!

Heute könnte ich in unaufhörlichen Ausrufungen schreiben; denn ich bin noch an keinem Tage meines Lebens so verdrüßlich gewesen, als eben heute.

Die Sonne ging so freundlich auf, ich dachte nichts weniger, als daß mir so ein verdammter Streich arriviren könnte. Aber just darum ist er mir gewiß arrivirt, weil ich an nichts weniger dachte!

Aller Trost, alle Philosophie verläßt mich.

Statt den Entzweck meiner Reise zu erfüllen, verwickele ich mich ohne alle Noth in alberne Abentheuer. Ich komme immer später zu meiner Geliebten zurück, ich verliere immer mehr Zeit, und noch obendrein —

Nein, es ist nicht gar auszusprechen!

O warum reiste ich aus? O warum nahm ich nicht ein Barometer oder Thermometer mit, der es mir jedesmal nachgewiesen hätte, wenn ich mich in der Nähe eines Narren befand. Sie sind bei Gott gar nicht von den übrigen ordentlichen Menschen zu unterscheiden. Ich ließe mich gern in diesen Freimäurer-Orden aufnehmen, um nachher nur die Meister vom Stuhl zu erkennen. — Aber das strenge Verhängniß nimmt mir die Bissen von dem Munde weg: und nicht allein das, es giebt mir nachher noch einen Schlag auf den Mund.

Ich bin jetzt ohne allen Scherz; denn meine Wunde schmerzt mich empfindlich. Ich habe nämlich ein Duell gehabt, und die Spuren des goldnen Zeitalters, das ich neulich so lobte, sind an mir sichtbar genug. Es ist mir durch Fell und Fleisch gedrungen, und nun sitze ich hier und lamentire: und auch damit ist mir nicht einmal geholfen.

Ich begreife auch nicht, wie ich dazu kam; ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wie sich der Streit entspann. Genug, es war derselbe Mensch, der mir neulich mit seinen politischen Grundsätzen so aufgefallen war. Er wollte heut verreisen, und ist nun auch schon wirklich fort. Wir kamen heut Mittag zusammen und er sprach wieder über die Art, wie er Europa eingerichtet wissen wollte. Ich gab ihm Recht, um seine ganze Meinung zu hören, und die kam nun wirklich erst recht umständlich ans Tageslicht. Mir war immer, als hörte ich den

Gott Jovem aus meinem Simplicissimo reden. Kurz, ich wollte mein Tagebuch dann auch nicht ganz umsonst und pur zu meinem Besten geschrieben haben; ich holte es von meinem Zimmer, und las diesem Politiker mit ironischer Ernsthaftigkeit die ganze abgeschriebene Stelle vor. Er blieb ganz gleichmüthig; aber einige anwesende Personen, die uns zugehört hatten, lachten laut. Darüber wurde er böse, und es fiel ihm ein, ich könnte ihn wohl gar foppen. Vorher hatte er dem Jupiter in allen Dingen Recht gegeben und gemeint, der Kerl verstehe schon ein Ding einzurichten, wie es sich gehöre; jetzt aber schalt er ihn für einen unwissenden Esel, für einen Charlatan in der Politik, für einen Ignoranten, der den Henker von den jetzigen Aspekten verstünde. Er glaubte damit die übrigen von ihrem Lachen zu kuriren und sich zu ihrer Partei zu schlagen: ja um alles gut zu machen, wandte er selbst ein kleines Gelächter daran, und sah sich dann mit einiger Zuversicht wieder um.

Ich ließ es mir einfallen, Jupiters Ehre zu vertheidigen und zu behaupten, er sei ein guter Politiker, und seine Idee mit dem unverwundbaren streitbaren Helden sei vortrefflich. Die Herren lachten von neuem, und der Mann, der Europa umarbeiten wollte, kam von neuem in Verlegenheit. Er half sich endlich auf dem kürzesten Wege: er wurde grob. Es ist wahr, es giebt kein unfehlbareres Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehn, als dieses: denn gewöhnlich geräth überdies noch die Gegenpartei in Verlegenheit. So wäre es mir beinahe ergangen. Da ich aber wahrnahm, daß dieses Hausmittel, welches so vielen Hausvätern beständig zu Gebote steht, sich am Politiker so probat erwieß: so kam ich darauf, es in meinen mißlichen Umständen ebenfalls zu versuchen. Er war ein Edelmann: wir forderten uns. Da es schönes Wetter war, gingen wir sogleich vors Thor. Durch eine sonderbare Wendung erhielt ich eine Blessur am Knie. Mein Gegner reiste nach geendigtem Handel sogleich fort.

Wirklich habe ich mich durch Schreiben einigermaßen getröstet. Es ist ein großes Glück, daß ich noch schreiben kann. Wenn ich die Blessur nun am Arm empfangen hätte.

Freilich bin ich derjenige, der gestern noch dem Schweigen eine so feurige Lobrede hielt. Ich bin derjenige, der jeden Streit sogleich aufgiebt und seinen Gegner immer Recht behalten läßt. Mußte ich mir darum dies Tagebuch anlegen, um mir dadurch eine Wunde zu veranlassen?

Der Chirurgus sagt freilich, sie habe nicht viel zu bedeuten, und ich glaube es auch recht gern. Aber warum ließ ich Simplicissimus den Simplicissimus nicht in Ruhe? Weiß ich denn nicht, daß die Menschen keinen Spaß verstehn, und daß ihnen dieser Genuß wahrscheinlich als ein Theil ihrer himmlischen Freude aufgehoben wird, wenn sie hier unten an der Ernsthaftigkeit gestorben sind? Um diese Freude nun hier zu haben, wäre ich darüber beinahe zu früh in die himmlische versetzt worden. Was hätte Emilie dann wohl zu meiner allzugroßen Spaßhaftigkeit gesagt?

Alle Menschen trösten mich. Das ist mir in meiner Situazion auch sehr fatal.

18.

Ich spreche viel mit jenem Maler Martin, der sich neulich mit meinem Ferdinand auch beinah geprügelt hätte. Ich besorgte ohne Noth etwas Uebles; denn es ist nichts als lauter Gutes daraus entstanden; denn dieser Mann ist zu einem bessern Geschmack zurückgeführt, er giebt dem klügeren Maler Recht, und sieht ein, daß er bisher in der Irre gewandelt hat. Er ist nunmehr mit dem Herrn Ferdinand einerlei Meinung, und das gefällt mir besser, als Streiten. Ich finde überhaupt an der Friedfertigkeit ein großes Wohlbehagen, seit ich durch meine Bekehrungssucht so übel angekommen bin. Der andre ist ein Mensch, der sich sehr für die Wissenschaften interessirt; er studirt alles, was ihm in die Hände fällt; dabei ist er von einer heftigen Natur: er heißt Martin Werthmann. Er ist viel als Hofmeister in der Welt herumgereist, um andere junge Leute zu bilden und gebildet zu werden. Das Letztere ist ihm einigermaßen gelungen; nur finde ich, daß er darüber in eine gewisse Langweiligkeit verfallen ist, die ihm recht gut steht, mir aber lästig wird. Mir scheint er einer von denen Menschen, die zum Umgange vorzüglich brauchbar sind, weil sie ihr Inwendiges nie ganz herauskehren; oft, weil sie kein Inwendiges haben; oft aber auch, weil es ihnen unbequem fällt.

Der Maler hat also diesen Werthmann bekehrt, und ich denke, mir soll dieses Tagebuch fast gleiche Dienste leisten. Ich wollte zufrieden nach Hause kehren, wenn ich nur erst mein Korps von Narren angetroffen hätte. Jedermann genießt eines so stillen ruhigen Glücks, und klagt eher über Ueberfluß, als Mangel an Narrheit: nur ich Armseliger muß die weite Welt durchstreifen; Emilie sitzt indessen und wartet sehnlichst auf meine Rückkehr.

19.

Immer wunderbarer, immer närrischer! Man lernt doch alle Tage mehr Neues. Der bekehrte Herr Werthmann trifft gestern von ohngefähr einen Mann, der günstig von Pietro Cortona spricht Werthmann, um seine neue Religion in eine frische Ausübung zu bringen, behauptet kecklich, Pietro sei ein ganz schlechter Maler; jener giebt Anfangs etwas nach, da er aber sieht, daß Werthmann seinen Satz gar zu hitzig verficht, wird er auch aufgebracht, sie gerathen über den Italiänischen Maler in Zwist und Werthmann wird zerschlagen nach Hause gebracht. Der Maler hört von dem Vorfall und geht hin, um den Neubekehrten zu trösten, der sich durch seine Besserung so ansehnlich verschlimmert hatte. Kaum sieht Werthmann denjenigen, der ihn mit dem Geiste getauft hat, als er sogleich den Vorsatz faßt: ihm einiges vom Erworbenen zurückzugeben. Der Maler nun ist ein schwacher Mensch und darum liegt er jetzt auch verwundet im Bette.

So eben fällt es mir ein: diese beiden Bekehrer sind ja zwei vortreffliche Narren, deren ich nie schönere wieder habhaft werden kann. Nun noch

den dritten. O gütiges Schicksal, laß mich auch diesen finden!

Und besitze ich ihn dann nicht schon oder werde vielmehr von ihm besessen? Wer kann es anders seyn, als ich selber, da ich so weit herumreise und an mich gar nicht denke? da ich in der Ferne einen Schatz suche, den ich so nahe bei mir habe? — Ich reise zurück, ich schließe dieses Tagebuch und bin glücklich. Unsre drei Porträts zieren den Saal und können für Angedenken der Freundschaft gelten; Emilie giebt mir ihre Hand, wenn sie sich noch nicht eines bessern besonnen hat — und wahrlich, dann wär' ich erst ein recht vollkommner Narr, — doch nein, ich erhalte so eben einen Brief, sie liebt mich noch! —

Ulrich, der Empfindsame.

Erzählung.

1796.

In einer Stadt, wo man schon sehr früh, um die Aufklärung zu befördern, Leihbibliotheken einrichtete, damit die Jugend, so wie sie lesen könne, lerne, wie man lieben und verzweifeln, deklamiren und trágiren, auch wie man zärtliche Dialogen führen müsse; in dieser Stadt, wo die Knaben im zwölften Jahre Verse machten und im vierzehnten die Dichter Deutschlands vom ersten bis zum letzten rezensiren konnten, in dieser Stadt lebte Hartmann, ein alter reicher Kaufmann, den die jungen Leute geizig nannten, weil er sich einfach trug und kein Mitglied ihrer Ressourcen war, man ihn auch nie auf einem Kaffeehause Billard spielen sah; alte Leute nannten ihn einen Sonderling, weil er fast mit Niemand in der Stadt Umgang hatte, sondern sich immer nur mit sich selber beschäftigte.

Hartmann hatte in seinen jüngern Jahren viele Reisen gemacht, und war dabei mit mancherlei Menschen in Bekanntschaft gerathen; er hatte viel erfahren, und sich mit in den bunten verworrenen Zirkeln gedreht, aus denen das seltsame Ding vom menschlichen Leben gebildet ist. Er hatte hundert Freunde treulos und eigennützig, tausend Bekannte albern und langweilig, dreitausend Frauenzimmer koquett und ohne Herz gefunden, so daß ihm, als er älter ward, der Umgang mit Menschen anekelte. Er etablirte eine Handlung und spekulirte kaltblütig und gut, sein Vermögen wuchs mit jedem Jahre, und um einen Erben seines Geldes und seiner Handlung zu haben, heirathete er ein unbefangenes, einfältiges Mädchen, die ihm nach zwei Jahren einen Sohn zur Welt brachte, nach dem er sich gesehnet hatte. Von dieser Zeit an bekümmerte er sich wenig um seine Frau, er hatte keine Freunde und Bekannten, sondern lebte gewöhnlich in einem verschlossenen Zimmer unter seinen Rechnungen und Büchern, mit denen er sich den ganzen Tag beschäftigte. Es ist ausgemacht, daß einen Menschen, dessen Seele beruhigt ist, nichts so sehr anzieht, als seine Arbeiten, sie mögen nun bestehn, worin sie wollen; er bildet sich nach und nach eine Welt um sich her, die ihn in der Einsamkeit genügend unterhält. Viele Leute, die diese Selbstbeschäftigung nicht begreifen konnten, und gern irgend etwas Wunderbares erzählen mochten, vertrauten daher jedem unter dem Siegel der Verschwiegenheit: der alte Hartmann sei eigentlich ein Goldmacher.

Die Frau Hartmann war sich also mit ihrem Sohne Ulrich ganz selber überlassen, so daß sie ihn erziehen und verziehen konnte, wie sie nur wollte. Sie hatte einen eignen kleinen Schrank voll empfindsamer Erziehungsschriften in das Haus gebracht, deren Theorie jetzt bei dem Knaben praktisch angewendet wurde.

Dieser Ulrich ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Da er der einzige Sohn war, ward er von den Muhmen und Vettern der Mutter natürlicherweise für ein Genie erklärt; er konnte sich schon, noch eh' er sprechen lernte, allein in die Speisekammer finden, und als er sich die menschliche Sprache erworben hatte, wußte er sehr geschickt den Diebstahl der eingemachten Sachen, die man vermißte, von sich abzulehnen und auf das Gesinde zu schieben.

Hartmann hatte in der Stadt nur noch einen einzigen Verwandten, den er je zuweilen sah, einen abgedankten und auf Pension gesetzten Offizier, und von diesem hatte der junge Sprößling eben den Vornamen Ulrich empfangen.

Hätte der alte Hartmann einigen Geschmack gehabt, oder nur im Tristram Shandy das Kapitel von den Namen gelesen, so würde er gewiß nicht so unbesonnen gewesen seyn, seinem Erben aus bloßer Höflichkeit einen Namen von so übler Vorbedeutung zu geben. —

Es ist seltsam, wenn man bedenkt, was sich die Menschen einander für Höflichkeiten erzeigen. Hartmann nannte seinen Sohn Ulrich, und bedachte dabei nicht, daß er seinem Freunde, dem auf Pension sitzenden Offizier, den Charakter, ja das Glück von vielen Jahren seines Sohnes aufopfere. Denn in keiner Sache kann ich so sehr mit dem alten Shandy sympathisiren, als eben in seiner wunderbaren Theorie über die Namen; ich halte nicht nur alles für wahr, was sein Sohn in dem bekannten Kapitel schreibt, sondern ich bin sogar oft in Versuchung gekommen, dieses Kapitel besonders abdrucken

zu lassen, und es mit einem Kommentar und neuen Zusätzen zu versehen. — Ich will nur zu bedenken geben, welche sonderbaren Eindrücke in der Seele eines Kindes entstehen müssen, wenn es sich immer mit einem dumpfen Laut, wie ein bezauberter Geist, Ulrich gerufen hört, wenn es diesen seltsamen Klang mit dem Begriff seiner Ichheit verbindet: ob dies nicht einen Einfluß auf das ganze Leben des Menschen haben muß, und sich daraus tausend Charakterzüge nach und nach entwickeln können, die man sonst gewiß nicht an ihm finden würde. Man erwäge nur, an welche Zufälligkeiten sich der zarte Kindergeist lehnt, und die nach und nach seine Originalität bilden, um einzusehn, daß es nicht ganz und gar Narrheit war, was die Weisheit des alten Shandy sprach.

In Campens Kinderbibliothek lernte der junge Ulrich lesen, auch wurden ihm oft gute und erbauliche Kupferstiche vorgehalten; man hielt ihm die großen Muster einiger Kinder, als Gretchen, Minchen oder Wilhelmchen beständig vor Augen; auch wurde ihm die Moral und Religion in nuce beigebracht, und der Knabe wuchs und gedieh, und es fehlte weiter nichts, als daß man ihn in Kupfer stechen und eine Epopöe in Hexametern auf ihn dichten ließ.

Ein junger Mensch, mit Namen Seidemann, ward in dem Hause bekannt, und sein zartes Herz fühlte sich vom ersten Tage zu der hoffnungsvollen Pflanze hingezogen. Er kam unlängst von der Universität, und hatte einen Dornenstock, abgeschnittene Haare, viel Weltkenntniß und wenige Hefte mitgebracht: er war jetzt über Dessau gekommen, um das weltberühmte Philanthropin in Augenschein zu nehmen, und sein Herz schlug so gewaltig, als er die Meritentafeln mit goldenen Punkten, die Ordensbänder und das Privattheater, die Uniform und das Voltigirpferd sah, daß er das Gelübde that, wenigstens im Kleinen eben so viel zu wirken, wenn es ihm etwa nicht gelingen sollte, ins Große zu gehn.

Gottlob, daß alle diese Narrheiten, von denen ich hier spreche, nun in die Polterkammer geworfen sind, wo sie bald mit so dickem Staube werden überzogen seyn, daß man ihre eigentliche Farbe und Gestalt gar nicht erkennen kann, daß unsere Nachkommen uns nicht werden glauben wollen, wenn wir ihnen von den wunderseltsamen Fratzen erzählen, die wir erlebt haben. Nirgends zeigt sich mehr Mannichfaltigkeit, nirgends größere Abwechslung, als in den menschlichen Narrheiten; wer kann die gedrängte Schaar zählen und übersehn, die seit funfzig Jahren allein unser Deutschland durchzogen hat? Das Füllhorn leert sich immer wieder von neuem und wird doch nicht erschöpft; Dichter und Recensenten, Pädagogen und Philosophen, Kleiderthoren und Jakobiner, Aufklärer und Schwärmer, Betrüger und Betrogne, Feuillants und Terroristen, Journale und Zeitungen, Fausts Gesundheitskatechismus und die Debatten für und gegen die Beinkleider, — und alles zum Besten der Menschheit! Da sich jetzt von allen Seiten so viele Aerzte hinzudrängen, so sollte man fast auf den Gedanken kommen, daß sie in den letzten Zügen läge, so daß man nur noch in der Eil alle möglichen Mittel aufbieten müsse, um sie zu retten. Aber die Menschheit krankt eigentlich nur an diesen unberufenen Aerzten, es geht ihr wie den Staaten, wo oft die Mitglieder allen Unfug anrichten, die sie regieren und verbessern wollen. — Doch damit nur etwas wirklich Heilsames zum Besten der ganzen Menschheit geschehe, will ich in meiner erzmoralischen Erzählung fortfahren, und mir nicht durch unnütze Anmerkungen unter meinen eignen Lesern einen Haufen von Feinden erwecken.

Also Herr Seidemann erbarmte sich des jungen Ulrich, und erhob ihn zum Stande eines ordentlichen kultivirten Menschen. Er lehrte ihn schreiben und rechnen, die Anfangsgründe der Sprachen, wobei der Lehrer die so oft gepriesene Bemerkung an sich machte: docendo discere. Als der Jüngling anfing, zuweilen nach der Aufwärterin zu schlagen, oder den Hund unter dem Tische heimlich mit dem Fuße zu stoßen, suchte der Pädagoge, mit zartem Sinne, diese Kraftäußerungen zu ihrem wahren Endzweck zu lenken.

Manche von den alten epikurischen Philosophen sind der irrigen Meinung gewesen, der Mensch sei da, um zu trinken und zu essen, worüber sie denn längst sind belehrt und zurecht gewiesen worden. Die neuern Pädagogen besonders nahmen an, der Mensch existire, um sich zu bewegen; daher muß vor allen Dingen die Theorie, wie man sich am besten bewegt, um die Gesundheit zu bewahren, ins Reine gebracht werden. Die Kunst, sich Bewegung zu machen, ist nicht so leicht, als man auf den ersten Anblick meinen dürfte, sie scheint zwar jedem Menschen angeboren, und noch leichter, als die Kunst zu sprechen; aber wie wenige Menschen sprechen gut, und wie wenige bewegen sich auf die wahre Art! Unserm erleuchteten Zeitalter (das dem Herrn Guthsmuths gar nicht genug dafür danken kann) war es aufbehalten, ein eigenes schönes Buch nach Kapiteln und Abschnitten darüber zu bekommen, und so die natürliche Leibesbewegung zu einer Wissenschaft zu erheben.

Von der Kunst also zu laufen und zu springen, so wie vom Balgen und Voltigiren, hatte Herr Seidemann wenigstens oberflächliche, encyklopädische Kenntnisse, die zwar nicht gründlich, aber doch auch nicht völlig zu verachten waren. Er hatte überhaupt einen kompendiösen Auszug von der jetzigen kompendiösen Bibliothek aller Wissenschaften im Kopfe, und dies war die Ursache, daß er nicht so schwer an seiner Gelehrsamkeit zu tragen hatte, wie es wohl vielen unsrer altfränkischen Gelehrten geht, die das menschliche Wissen noch gern in Masse handhaben.

Madam Hartmann war von dem jungen Manne entzückt, denn er kam ihr wie ein Heiland vor, der die Welt von Stock und Ruthe, von Buchstabiren und Pedanterie erlösen würde; sie betrachtete ihn als einen Engel, der ihr ausdrücklich vom Himmel geschickt sei, um aus dem kleinen Ulrich das kräftigste Urgenie zu bilden, das nur jemals in Deutschland auf Stelzen gegangen ist.

Seidemann machte in der Stadt erst Aufsehen, und dann viele Bekanntschaften. Die Damen wurden besonders durch das runde Haar entzückt, welches damals noch nicht so gewöhnlich war als jetzt, wo es sich selbst Leute zu tragen unterstehn, die keine Genies sind; Seidemann kam allen als ein

wunderbarer Mensch vor, und wenn sie die kräftigen Bücher lasen, die damals Mode waren, in denen sich mehr Apostrophen als Buchstaben fanden, so glaubten sie im Stillen, sie wären von diesem wunderbaren Candidaten. Bald erhielt er in vielen der angesehensten Häuser Zutritt, und je mehr in seiner Abwesenheit die alten Männer die Köpfe über ihn schüttelten, um so mehr gewannen ihn die Frauenzimmer lieb; denn je mehr einer ein determinirter Narr ist, um so mehr macht er Glück bei diesem Geschlecht, weil die Frauen sich dann vor einem solchen um so weniger zu geniren brauchen, und ein Hausfreund in einem Hause, wo sich Frauenzimmer befinden, und ein Thor, sind in unserm modernen Dialekte fast gleich bedeutende Worte. — Es währte nicht lange, so bekam der Wundermann in mehrern Familien die Direktion der lieben Jugend, an der er zur Erbauung der Aeltern und zum Schrecken der Großväter frisch darauf los erzog. Er gab ihnen keinen bestimmten Unterricht über irgend eine Wissenschaft, sondern er hatte nur die allgemeine Aufsicht und Herrschaft über die ganze Erziehung, er stand wie mancher Premierminister an der Spitze, ohne von den Details unterrichtet zu seyn; er konnte weder Französisch noch Latein, weder Fechten noch Tanzen, weder Springen noch Voltigiren, aber er gab doch mit einem wahren Rezensenteneifer in allen diesen Dingen den gründlichsten Unterricht. — So wuchs die Jugend der Stadt unter Springen und Laufen auf, und ward groß und rüstig, philosophisch und lustig, und es hatte dabei den Anschein, als wenn sich Seidemann ein ganz artiges Vermögen sammeln würde.

Der alte Hartmann wußte von diesem Unfuge nichts, denn er bekümmerte sich nicht weiter um seinen Sohn, außer, wenn dieser etwa krank war, in welchem Falle er sich sehr fleißig nach ihm erkundigte; er wunderte sich zwar manchmal über dessen wunderliche Geberden und Ausdrücke, aber er schrieb alles auf die Rechnung der großen Jugend, und blieb ohne Sorgen. —

Ulrich verachtete unter der Anführung seines Lehrers nicht nur alle Einwohner der Stadt, sondern auch alle Gelehrten und selbst alle Wissenschaften. Wenn er irgend einen naseweisen Satz gesprochen, und ihn sein Lehrer dabei recht unmäßig gelobt hatte, so kam er sich größer vor als Cicero und Aristoteles. Sein Lehrer sparte nichts, ihn schon recht früh zur edlen und freien Kunst der Impertinenz anzuführen, vermittelst deren so manche unbedeutende Leute imponiren, und schon oft ihr Glück gemacht haben; er zeigte ihm, daß in unserm Zeitalter das eigentliche Leben nur in der Lebensart bestehe, und daß Lebensart nichts weiter sei, als daß man im Stillen bei sich ausmache: man sei der vollkommenste Mensch auf Erden, und so untrüglich, wie weiland der Pabst oder jetzt die Kantische Philosophie; auf diese Art könne man nie in Verlegenheit gesetzt werden, und die Menschen im Allgemeinen würden vor einem solchen Wesen stets eine heimliche Achtung haben, und im Allgemeinen müsse man die Menschen immer nehmen, wenn man mit ihnen zurecht kommen wolle; der Ausnahmen, die es etwa gäbe, wären so wenige, daß es nicht der Mühe werth sei, sie zu studiren.

Diese kompendiöse Menschenkenntniß suchte sich Ulrich tief einzuprägen, um in vorkommenden Fällen nach ihr zu handeln. Er war der hauptsächlichste und Lieblingsschüler des Seidemann, daher vertraute ihm dieser, daß er bloß dieser Art von Philosophie sein Glück zu verdanken habe, alle Menschen wären Narren, die einen so, die andern anders, man müsse sich, so viel man könne, in jeden schicken, damit dieser sich wieder nach uns bequeme. — Diese Geständnisse waren nur die Vorboten von andern, die für beide Partheien ungleich wichtiger waren.

Eine Fähigkeit, auf die sich der Pädagoge fast am meisten zu Gute that, war seine Kunst zu deklamiren; er hatte einmal etwas darüber gehört und gelesen, ohne es zu verstehen, und seine erhaschte Theorie rasch auf die Praxis angewendet. Er gab der ganzen Stadt einmal gegen ein billiges Eintrittsgeld die Freiheit, ihn zu bewundern, als er sich bei einigen Stellen von Klopstock und Shakspear außerordentlich angriff, und acht Tage hindurch von einem heftigen und hartnäckigen Katharr zu leiden hatte; er malte mit Händen, Füßen und Mienen, und fand darin den Unterschied zwischen einem Maler oder Bildhauer und einem Schauspieler. Alle Zuhörer hatten Mitleiden mit dem armen Menschen, der sich zu ihrem Besten so quälte, und im folgenden Monate hatte Seidemanm zwölf Eleven mehr.

So einfältig manche Menschen sind, so haben doch diese grade oft eine große Portion von Lebensklugheit. Der verdiente Pädagoge sah ein, daß ihn nichts so sehr halte, als daß er bis jetzt keinen Nebenbuhler habe, der es ihm in dieser oder jener Narrheit zuvor thue; er hielt es daher für nöthig, sich von einem Vierteljahr zum andern wieder aufzufrischen, um nicht ein abgestandenes Gericht zu werden, und dann selbst von einem noch fadern Narren verdrängt zu werden: er setzte daher einen Plan ins Werk, den er schon lange heimlich bei sich genährt hatte.

Es war damals die Zeit, als man, der lieben Jugend zum Besten, auf Privattheatern mancherlei Schau- und Trauerspiele auf eine jämmerliche Art darstellte, um sich gegenseitig in der Kunst gerührt zu werden, zu üben. Seidemann hatte ein Projekt, in der Stadt ein Nationaltheater ganz heimlich zu errichten, ohne daß die deutsche Nation ein Wort davon wüßte; er hatte die Stücke ausgesucht, die gespielt werden sollten, so wie die Rollen, die er sich zu übernehmen getraue, und es fehlte nun noch an den übrigen Spielern.

Ulrich war der Erste, den er zu seiner Entreprise engagirte. Er wußte es diesem so annehmlich zu machen, wie schön es sei, sich in die verschiedenen überaus edlen Charaktere hinein zu studiren, wie nöthig, um sich auszubilden, wie diese ganze Uebung der Seele einen neuen Schwung gebe, und wie man Miene, Geberdensprache und Gedächtniß zu gleicher Zeit vervollkommene, erwähnte dabei der Thränen, die man aus den schönsten Augen locke, kurz, er stellte ihm alles so paradiesisch vor, daß Ulrich, der ein ziemlich stammhafter Junge geworden war, sich nur gleich einen niederträchtigen Menschen herwünschte, den er nach einer ausgelernten Rolle im Edelmuth übertreffen könnte.

Mehrere Eleven wurden überredet, an dieser herrlichen Uebung Theil zu nehmen, und da es so außerordentlich nützlich seyn sollte, fanden sich bald auch

verschiedene Frauenzimmer, die sich gern dazu verstehn wollten, vor den Augen einer ansehnlichen Zuhörerschaft, von ihren begeisterten Liebhabern angebetet zu werden. — Der wahre Zusammenhang der Sache, der auch dem geliebten Ulrich eröffnet wurde, war aber dieser: Seidemann hatte sich bei seinen pädagogischen Bemühungen, in ein Mädchen aus einer angesehenen Familie verliebt, das er noch immer nicht, troß allen seinen Bemühungen, hatte sprechen können; er glaubte Mittel zu finden, sie in das Garn seines Theaters zu treiben, und so ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ulrich machte seiner Seits die Bedingung, daß Louise Wallmuth eine der mitspielenden Personen seyn müsse, woraus denn Seidemann den politischen Schluß zog, das Herz des Jünglings sei nicht mehr frei: eine Entdeckung, die ihm außerordentlich angenehm war.

Und wie oft haben wir es nicht gehört und in Büchern gelesen: daß die Liebe eigentlich den Menschen erziehen müsse? Der Pädagoge kann nichts weiter thun, als ihn aus dem Groben hauen, wie Dädalus, und es ist schon immer bewundernswürdig viel, daß ein solches erzogenes Wesen zu gehen und zu sprechen scheint: die Liebe aber setzt erst den Meißel eines Phidias und Praxiteles an ihn, und bearbeitet die unbeholfene Masse. Erzieher können daher nicht genug damit eilen, daß sich ihre Zöglinge irgendwo verlieben, weil sie dann die bequemsten Ferien haben, und ein wahrer Erzieher braucht dann nur zuzusehn und der begierigen Welt die Wunder aufzuschreiben, die er erlebt. — Seidemann versprach sich also jetzt von seinem theuren Eleven ein wahres Fest, er beschloß für einen künftigen Erziehungsroman alle interessanten Erscheinungen zu sammeln, und dabei in jener Liebe ein Vertrauter, Tröster und Rathgeber zu seyn. Denn eine Liebe ohne Unglück ist völlig undenkbar.

Alles ward bald eingerichtet, die Mütter gaben ihre Töchter gern hin, damit die ganze Stadt nur Gelegenheit hätte, sie zu bewundern, ja einige Mütter übernahmen selbst die ältern Rollen, damit das patriotische Unternehmen guten Fortgang haben möchte.

Man eröffnete die Bühne mit einem empfindsamen Familiengemälde, in welchem Seidemann den ersten Liebhaber, und seine Geliebte die Heldin des Stücks spielte. Ulrich spielte einen dummen Jungen zur Freude aller Zuschauer, und er that sich auf das Lob, das er einärntete, nicht wenig zu Gute. Der alte Hartmann wußte kein Wort von den Fortschritten, die seine Vaterstadt jetzt in der Kultur machte, und daß deren im Modejournal auf eine rühmliche Art Erwähnung geschehen würde.

Alle Schauspieler konnten nach geendigtem Stücke nicht schlafen, jeder berechnete die Rollen, in denen er noch würde glänzen können, ein jeder hatte die Hauptrollen, und in dieser Nacht entsprang die Quelle aller künftigen Gezänke und Streitigkeiten.

Livius Andronikus kann in Rom nicht mehr Aufsehn gemacht haben, als Seidemann in dieser Stadt. Man hielt ihn für mehr als Garrick, man stellte ihn höher als den lateinischen Roscius, und einige ahndende Seelen sahen in ihm das Genie, das einst alle übrigen in Deutschland verdunkeln würde.

Ulrich näherte sich während der Probe und beim Aufführen hinter den Coulissen seiner geliebten Louise immer mehr, und sie schien ihm gar nicht abgeneigt zu seyn; es währte nicht lange, so führte man sehr zärtliche Gespräche, indeß andre auf dem Theater gehalten wurden, und über eine kurze Zeit wollte Ulrich aus dem komischen Fache in das Fach der ersten Liebhaber übergehn.

Da entstanden nun viele Streitigkeiten mit Seidemann, der sich seine Rollen nicht wollte nehmen lassen, vorzüglich da Mademoiselle Stolbein immer die Liebhaberin spielte. Er wollte seine Autorität beweisen, aber der hartnäckige Ulrich achtete nicht darauf. Die Republik würde sich gewis durch innerliche Bürgerkriege aufgerieben haben, wenn nicht gerade damals zum Glück einige andre Stücke erschienen wären, in denen es wenigstens Fünfen bis Sechsen gegeben war, vor ihren Herzgeliebten niederzustürzen, ewige Treue zu schwören, abzustümen, und dergleichen mehr. Die Rezensenten, die diese Stücke so sehr herabgewürdigt haben, sind gewiß nicht darauf gefallen, welchem Unheil sie bei so manchem deutschen Privattheater Einhalt gethan haben.

Ich will hier dem Leser eine große Entdeckung mittheilen, die ich so eben gemacht: daß ich nämlich in dem klassischen Werke des Ovidii, de arte amandi, eine große Lücke entdeckt habe.

Ist es nicht zu verwundern, daß dieser große Kopf in seinen Vorschlägen, in der Kunst der Minne Terrain zu gewinnen, das Komödienspielen gänzlich ausgelassen hat? Nur Eine Hypothese kann ihm zur Entschuldigung dienen, daß nämlich das Leben der alten lateinischen Menschen vielleicht nicht so, wie das unsrige, mit Privatkomödien ausgeflickt war. In unserm Zeitalter sind Privatkomödien die wahren Stützen armer Verliebten, und es ist eine schöne Erfindung, daß sie sich ihre Herzensmeinung vor hundert Zuschauern sagen dürfen, die dabei noch gerührt sind und in die Hände klatschen, wohl gar zur Aufmunterung ein Bravo rufen, welches in unsern Konzerten und Schauspielen eben so zur Sache gehört, wie der Kolofonium und die Illuminazion; der größte Vortheil ist aber der, daß solche verliebte Seelen in der Fülle ihres Herzens ihren armen Kopf nicht noch obenein anzustrengen brauchen, sondern daß alles im Buche steht, was sie sich etwa zu sagen haben könnten. Man sehe darüber nur die rührenden Stellen in der Klara du Plessis. — Der Liebhaber muß nur immer auch in der Komödie in seine Angebetete verliebt zu seyn suchen; je herzhafter die Rolle geschrieben ist, je mehr erweicht sie sich für ihn; gleichgültige Rollen, vorzüglich aber komische, thun ihm großen Schaden, und vor diesen muß er sich, so wie vor den Spitzbuben und Betrügern, in den Stücken hüten, eben so vor den feigen Charakteren; ist ein Liebhaber aufzutreiben, der muthig oder wohl gar ein Held ist, so muß er sich diesen auf keinen Fall nehmen lassen, denn dann geht er in die Gunst seines Mädchens gleichsam mit Meilenstiefeln hinein; die Rollen, in denen geküßt wird, sind nicht mit Gold zu bezahlen, und Kotzebue hat hauptsächlich für die Privattheater gearbeitet, die ihn daher auch nicht genug spielen und loben können. — Ich habe diese wenigen scharfsinnigen Bemerkungen nicht unterdrücken wollen, weil sie, wie gesagt, im Ovid und in allen

Büchern über dasselbe Sujet, die ich kenne, gänzlich fehlen.

Ulrich und seine Louise spielten sich also mit jedem Tage in das Verliebtseyn mehr hinein, er machte alle leidenschaftlichen Scenen außerordentlich rührend und beweglich, wenn er auf die Kniee stürzte, so wankte das ganze Theater, und in dem Fußstampfen hatte er sich eine Fertigkeit erworben, in der es ihm schwerlich irgend ein Held oder Tyrann der deutschen Bühne gleich thun wird. Seine Mutter hatte eine herzliche Freude an ihm, und schluchzte manchmal laut, wenn es wohl vorkam, daß er sich zu ermorden drohte, oder andere ehrliche Leute umbrachte, und sich dann zuletzt selber erstach; ein andermal hatte sie dann wahre Hochachtung vor ihm, wenn er alle übrige Menschen in der Großmuth übertraf, oder sehr viel kindliche Liebe zeigte, und sie und alle Mütter fanden das Komödienspielen außerordentlich moralisch, weil doch in den jungen Leuten überflüssige gute Gesinnungen auferweckt würden, denn es waren damals manche von den modernen Stücken noch nicht geschrieben, die die Vorurtheile so gewaltig bekämpfen, und gegen die unsre Eltern daher so heftig eifern.

Louise und Ulrich, so wie Seidemann und Mademoiselle Stolbein führten nun eine Parallelliebe neben einander, die ich nicht zu schildern unternehme, so sehr sich auch vielleicht meine Leserinnen einen solchen Plutarch des menschlichen Herzens wünschen würden. Ich kann bloß sagen daß sie sterblich in einander verliebt waren, sich ewige Treue schwuren, und Stellen in Romanen anstrichen, die wie auf sie gemacht waren.

Der junge Ulrich sollte nun zur Handlung angeführt werden, weil es endlich Zeit war, daß er sich zu irgend einer Lebensweise bestimmte; allein er hatte sich so an eine poetische Existenz gewöhnt, daß ihm dies prosaische Leben, als rechnen und Briefe schreiben, durchaus nicht behagen wollte, er behauptete, daß es unendlich leichter sei, dreimal in einem Tage edelmüthig zu handeln, als nur eine Stunde die Buchhalterkunst zu studiren; er bejammerte die goldnen Kinderjahre, die ihm so plötzlich unter den Händen fortgekommen waren, und recitirte, wenn er allein war, lange Stellen aus Tragödien, um sich zu ennuyiren und so mittelbar zu trösten. Denn die Leute, die die Langweile für eine eben so unnütze Gabe des Himmels halten, als Fliegen und Mücken, haben nicht bedacht, daß in ihr nicht nur aller Trost im Leiden, sondern auch das stärkste Motiv aller menschlichen Thätigkeit liegt. Wenn die Menschen lange genug ihr Unglück empfunden haben, so fängt es an, ihnen langweilig vorzukommen, sie greifen zu den Zerstreuungen, die Zerstreuungen werden ennuyant, und sie fangen an zu arbeiten, bis ihnen die Arbeit Langeweile macht, und sie eine Weile müßig gehn; da nun der Müßiggang gerade der einförmigste Zustand von der Welt ist, so fangen sie wieder an thätig zu werden, oder sie fallen zur Abwechselung in ein neues Unglück, und so geht es immer im Zirkel herum. Die altgriechische Mythe von der Jo und ihrer Bremse habe ich immer für eine Allegorie auf die Menschen gehalten, die unaufhörlich von der Langeweile verfolgt werden, so daß sie mit ihnen zu Pferde und in den Wagen steigt, unter dem Arbeitstisch sitzt und laut gähnt, und mit ihrem Löffel zuerst in die Suppe greift. Es ist die Frage, ob diesen unglücklichen Menschen selbst das Sterben als eine Abwechselung vorkömmt; für sie ist doch die Zeit gewiß nicht ein bloßer Verstandesbegriff, sie sind unter den Menschen die Uhren mit ungeheuern langen Pendeln, die langsam und schläfrig fortschwingen, und auf dem einen Zifferblatt ihrer Existenz die Zeiger ganz unmerklich rücken. So wie Prometheus seinen gestohlnen Funken in einen Feuerstahl versteckte, so sind diese Menschen nur lebendige Schachteln, die die größten Gesellschaften hinlänglich mit der nöthigen Langeweile verproviantiren können, und die auch zu diesem Endzweck immer ordentlich mit eingeladen werden; ja, um auch noch dem spätern Enkel nützlich zu werden, schreiben sie oft dicke Bücher, streuen sie in der Zukunft und im gegenwärtigen Zeitalter den Nesselsamen aus, und aus diesem ächt patriotischen Gesichtspunkt muß man, glaube ich, die Gesprächsromane, Heinrich der Vierte, und Friedrich mit der gebissenen Wange, ansehn, eben so die meisten unsrer gangbaren Journale, und es steht zu vermuthen, daß diese nützlichen Institute sich von Jahr zu Jahr vermehren werden, bis die Sündfluth der allgemeinen Langeweile Städte und Dörfer überschwemmt hat.

Hartmann glaubte gar nicht, daß es möglich sei, bei Rechnungen und beim Buchhalten Langeweile zu empfinden, er bekümmerte sich daher auch nicht um die verdrüßlichen Gesichter, die er wohl zuweilen an seinem Sohne wahrnahm, sondern arbeitete immer fort und ließ diesen weiter studiren; er wußte nicht, daß die Seele des jungen Ulrich sich schon zur Verzweiflung neige.

Es wurden jetzt seltner Stücke aufgeführt, und er sah daher seine Geliebte nicht so häufig als sonst, — und, o Jammer! ein anderer junger Mensch, der Sohn eines reichen Advokaten, hatte im Hause von Louisens Eltern Zutritt gefunden, und machte dem Mädchen ziemlich öffentlich die Aufwartung. Dieser Nebenbuhler war älter als Ulrich, und schon seit einem halben Jahre von der Universität zurück. Er hatte Aussichten auf ein einträgliches Amt und Louise entdeckte dem armen Verlassenen, daß dieser Mensch sie unaufhörlich mit seiner Neigung quäle und sie durchaus heirathen wolle, ja daß die Eltern ihn gern zu sehn schienen, und ihn auf jede Weise begünstigten.—Welch ein fürchterlicher Schlag für das Herz des jungen Liebenden!

Es wurde ihm bald Gelegenheit zu noch größerem Verdrusse gegeben; der Nebenbuhler drängte sich in die Komödie ein, und riß die dankbarsten Rollen, in denen am meisten geküßt wurde, wie ein wahrer Eroberer an sich, und Louise mußte spielen und küssen, sie mochte wollen oder nicht. Der Jammer ging für Ulrich zu weit, er beschloß, ein unerhörtes Ding zu thun, es möchte auch ausfallen wie es wolle.

Nichts ist für einen verzweifelnden Liebhaber so bequem als sein Mädchen zu entführen. Eltern, Verwandte, niemand kann dann dagegen etwas thun. Dieser Gedanke war auch gleich nach dem, sich umzubringen, der erste in Ulrichs Seele. Er hatte es aus Romanen wohl inne, daß solche Entführungen immer einen äußerst romantischen und glücklichen Fortgang haben. Er theilte seinen Gedanken seiner

Geliebten mit, die zwar anfangs davor erschrak, sich aber bald darein fand, da er so vertraulich und gleichgültig davon redete. Ulrich brachte also so viel Geld zusammen, als er nur konnte, und entdeckte seinem geliebten Lehrer nichts von diesem Vorsatz, weil er dessen Mißbilligung fürchtete.

O Ulrich! wärest du doch deinem Lehrer, deinem Chiron mit mehr Vertrauen entgegen gekommen! Denn eben dies Mißtrauen war die Ursach, daß sich ihre Liebe jetzt, die bis dahin in so schönen Parallellinien neben einander hingelaufen war, durchkreuzte und verwickelte.

Seidemann, der es nicht wagen durfte, auf die Tochter eines so angesehenen Mannes, als Stolbein war, Anspruch zu machen, und der überhaupt anfing etwas in Verfall zu gerathen, war auf denselben Gedanken gefallen, den sein Zögling gefaßt hatte. Ein unglücklicher Zufall machte, daß beide ihre Entführung auf einen und eben denselben Abend festsetzten; zwei Wagen hielten vor dem Thore mit Kleidern und Wäsche bepackt.

Es wurde in der Stadt ein großer Ball gegeben, zu welchem fast die ganze Jugend der Stadt eingeladen war. Seidemann und Ulrich wollten beide unter dem Tumulte ihre Schönen davon führen, und mit ihnen über die Gränze eilen.

Schon sah Ulrich aus seinem Fenster Wagen mit geputzten Schönheiten vorüberrollen, die mit Federn und langen Schleppen sich hinfahren ließen, um im Saale recht viel Aufsehen und Staub zu erregen; junge Herren traten mit weißen seidenen Strümpfen behutsam über die schmutzige Straße; die Musikanten wankten schon nach dem Hause: und noch immer blieb sein Friseur aus. Er stampfte mit den Füßen, und studirte schon auf die Antrittsrede, wenn dieser in die Thür treten würde, aber er blieb aus; er bedachte, wie viele Zeit er noch zu seinem Anzuge brauchen würde, und sah von neuem aus dem Fenster, um den ersten Haarkünstler heraufzurufen, der vorüber rennen würde. Aber alle Menschen ließen sich jetzt frisiren, und die Straße war völlig an weißen Röcken leer. Endlich kam einer, der schnell um die Ecke lenkte und vorbeieilte. Ulrich rief so laut er konnte, der Friseur nahm den Hut ab, und schüttelte stillschweigend mit dem Kopf. Ulrich schickte ihm einige Flüche nach, und schrie nach der Aufwärterin, um sie zu seinem Friseur zu schicken. Sie war ausgegangen, um auf dem Balle dem Tanze zuzusehen, der schon seinen Anfang genommen hatte. Er stampfte noch ärger mit den Füßen, und sprach tragische Worte; noch nie hat jemand diese Begierde gehabt, sich einpudern zu lassen. Er rief endlich jemand von der Straße, und schickte ihn gegen ein ansehnliches Trinkgeld zu seinem Perückenmacher, daß er sogleich, ja sogleich kommen solle. Bis der Bote wieder kam, lag Ulrich in einer stillen Verzweiflung auf seinem Sofa; ein Kranker, der auf dem Tode liegt, kann seinen Arzt nicht so sehnlich herbeiwünschen, als Ulrich, der immer mit starren Augen nach der Thüre sah, den hereinrutschenden weißen Rock erwartete. Aber der Bote kam mit der Nachricht wieder, er habe weder Meister noch Gesellen zu Hause angetroffen, sobald nur irgend einer von ihnen zurückkäme, wollte ihn die Frau sogleich dem jungen Herrn zuschicken. Der Bote empfahl sich wieder und Ulrich saß wieder einsam in der Dunkelheit, auf seinem Sofa, und zählte mit einer unbeschreiblichen Angst, die so hoch stieg, daß sie wieder eine Art von Vergnügen ward, jede vorüberziehende Minute, er sah starr auf den Boden, und raufte sich manchmal wild in den Haaren, die aber bei allen seinen Bemühungen unfrisirt blieben.

O unglücklicher Jüngling! o bedauernswürdiger Ulrich! siehst du es nun wohl ein, wie sehr die Pädagogen Recht haben, wenn sie sich die Haare rund schneiden, und verächtlich von den Leuten sprechen, die von ihrem Friseur abhängen? denn Seidemann ist schon längst auf dem Balle, und — — doch, ich muß jetzt erst die Verzweiflung meines Helden zu Ende schildern, da ich mich überdies nicht erinnere, in irgend einem unsrer tragischen Romane eine ähnliche Situation gefunden zu haben.

Hundertmal war Ulrich im Begriff, sich, so gut es gehn möchte, selbst zu frisiren; aber er hatte sich in der Verzweiflung die Haare nur noch mehr durcheinander gerissen, so daß es selbst dem künstlichen Kamme des Meisters beschwerlich fallen mußte, die wilden Ruinen wieder zu einem schönen Gebäude zu ordnen.

Endlich klopfte ein leiser Finger schnell an die Thür, die sich schon öffnete, noch ehe er herein! rief. Selbst in der dicksten Finsterniß erkannte er den alten bebenden Meister Leyser. Er fuhr diesem fluchend auf den Hals, und der gewandte Perückenmacher konnte nicht unterscheiden, wo die Stimme herkam, die ihn so anfuhr. Man verglich sich endlich; Leyser bat tausendmal um Verzeihung, wie er gewiß und wahrhaftig den jungen Herrn beinah vergessen habe, er sei mit allen Kunden fertig gewesen, und habe sich nur auf eine halbe Stunde nach so vielen Strapazen beim benachbarten Weinschenken erquicken wollen, wo ihm der Gedanke an den jungen Herrn Hartmann wie ein Stein aufs Herz gefallen sei. — Da Ulrich überlegte, daß es nun endlich Zeit sei, nicht noch mehr Zeit zu verlieren, indem er schon seit zwei Stunden hätte auf dem Ball seyn sollen, so ward endlich mit dem Künstler ein Vergleich geschlossen, daß er ihn recht schön und schnell frisiren solle; der Friseur willigte ein, machte aber die Bemerkung, daß man zu dieser Beschäftigung nothwendig Licht haben müsse. Ulrich suchte in allen Winkeln das Feuerzeug, und konnte es nirgends finden, und als er es fand, schlug er den Feuerstein entzwei und sich fast die Hände wund, aber der nasse Zunder wollte nicht zünden. — Ich bitte alle meine Leser aus dem besten Herzen, sich ja sogleich, indem sie noch dieses lesen, aus Berlin eine von den schönen und äußerst nutzbaren elektrischen Lampen zu verschreiben; hätte man damals schon diese nützliche Erfindung gekannt, so stände der verunglückte Prometheus jetzt nicht mit knirschenden Zähnen da, und bliese in den nassen Zunder, so daß ihm Augen und Backen glühen, und nur das eigensinnige Feuerzeug kein Feuer fangen will, so sehr er auch demüthig bittend ein Endchen des Schwefelfadens hineinhält. — Der Friseur brachte indeß ganz kaltblütig sein Handwerkszeug in Ordnung, und nichts empört in einer ähnlichen Situation so sehr, als einen kaltblütigen Menschen vor sich zu sehn. — Da sich kein Funken entzünden wollte, mußte man auf eine andre Art Licht zu bekommen suchen. Ulrich

wankte im ganzen Hause herum und fand alle Zimmer verschlossen, denn seine Mutter war auf einem Besuch. Er klopfte endlich an die verschlossene Thür seines Vaters, der bei seinen Büchern saß und ihm brummend öffnete. Ulrich bat um Verzeihung und zündete eilig sein Licht an, kam aber sogleich wieder, weil es ihm beim zu großen Eilen auf der Treppe wieder ausgelöscht war. Der Vater öffnete wieder mit einer geduldigen Verdrüßlichkeit, und mußte es noch zweimal thun, weil ein boshafter Zugwind die Flamme immer wieder von neuem ausblies. Endlich war das Licht unbeschädigt hinaufgebracht, und Ulrich setzte sich, um frisirt zu werden, nieder. Ist eine Geduld erst abgenutzt, so reißt sie leicht bei der kleinsten Gelegenheit. So raufte der Friseur seinen Untergebenen kaum dreimal etwas empfindlich in den Haaren, als er auch schon eine so schallende Ohrfeige empfing, daß die Flamme des Lichtes wankte. Herr Leyser, der im nächsten Laden ziemlich viel getrunken hatte, und den eine ganze Atmosphäre feuriger Geister umgab, erstaunte nur einen Augenblick, dann warf er sich auf den Helden der Geschichte, und suchte ihm auf eine geschickte Weise die Ohrfeige wieder zurückzugeben. Ulrich widersetzte sich und ward wüthend, als er die Fäuste des Friseurs in seinen kaum etwas ausgekämmten Haaren verspürte. Ulrich fiel vom Stuhl herunter und der Friseur auf ihn, so daß Ulrich einen sehr empfindlichen Stoß an das Schienbein bekam: unter stummen Geberden wälzten sie sich ein paarmal übereinander, als der Friseur plötzlich aufstand und stillschweigend Hut und Muff ergiff. Ulrich, der seinen Entschluß errieth, hielt ihn beim Kleide fest, und wollte ihn zwingen, den Haarbau zu vollenden. Der Friseur aber hatte die Klinke in der Hand, und drängte mit seinem Knie herzhaft gegen die Thür; so stritten sie eine Weile, indem dieser jenen zurückhielt, und jener in jedem Augenblicke zu entwischen drohte, und von Impertinenzen, beleidigter Ehre und dergleichen redete. Ulrich mußte endlich wirklich zu Höflichkeiten und Bitten seine Zuflucht nehmen, nur um den theuren Mann da zu behalten; man schloß also einen Waffenstillstand, und Ulrich setzte sich wieder nieder, aber mit dem Gesichte gegen die Thür, damit ihm der Friseur nicht heimtückischerweise plötzlich entlaufen könne. Dieser bedachte sich in der Bosheit seines Herzens, ob er nicht, wie durch einen Zufall, das Licht von neuem auslöschen solle, und strich mit seinem Rücken oft dicht daneben weg: da er aber doch die Wuth und die Stärke des jungen Menschen fürchtete, so gab er diesen Gedanken wieder auf. Aber er versuchte dafür, ob er den Kopf Ulrichs nicht nach Herzenslust raufen dürfe, und fing daher in den Haaren ganz leise an zu ziehn, und immer stärker und stärker, indem er beständig über die unauflösliche Verwickelung klagte. Da er merkte, daß Ulrich ganz geduldig blieb, um nur endlich fertig zu werden, zog er die Haarschrauben immer schmerzhafter an, und touppirte und kämmte, wickelte und stach in den armen Ulrich hinein, daß diesem endlich Hören und Sehen verging. Dann beschüttete ihn Leyser noch mit einem gewaltigen Puderregen, ließ den Helden sitzen und empfahl sich.

So war Ulrich doch nun wenigstens frisirt. Er stand auf, nahm das Licht und stellte sich dicht an den Spiegel, um mit einem Messer den Puder von der Stirn zu streichen. Ueber alle Verwirrungen hatte er seinen Plan beinah ganz vergessen, und er dachte jetzt wieder zum erstenmale an die entworfene Entführung.

Er zog sich nun mit unbeschreiblicher Eile an, und vergaß und verwickelte dabei alle Augenblicke etwas. Er war schon fertig, und mußte wieder umkehren, weil er den Hut vergessen hatte. Er nimmt ihn und eilt davon; sein Schienbein schmerzt ihn, und er stößt sich unten an der Treppe noch einmal; ihm ist, als höre er ein kleines Prasseln an seinen Füßen, er geht an die Laterne vor der Thür und sieht den einen von seinen seidenen Strümpfen von unten bis oben aufgerissen.

Ich hoffe, ich habe nun das tragische Mitleid für meinen Helden bis auf den höchsten Punkt gespannt. — O warum stehn denn die Tage nicht im Kalender, in einem von den unzähligen Taschenbüchern, mit denen jetzt Deutschland überschwemmt ist, an welchen wir so viele ähnliche Unglücksfälle erdulden müssen? Ist es denn überhaupt an den schwarzen Kolossen nicht genug, die wie schreckliche Meilenzeiger in unserm Leben hinunterstehn, müssen uns auch noch diese Gewürme von Unglücksfällen anspringen, und uns mit ihrem stechenden Rüssel rasend machen? Denn rasend war Ulrich fast, als er von neuem aus seines Vater Stube Licht holte, der ihm nun noch zum Ueberfluß den Text las, als er wieder oben ging, um andere Strümpfe anzuziehn. Er suchte und suchte wieder und fand immer kein weißes Paar; endlich erinnert er sich, daß sich die andern schon auf dem Entführungswagen befänden. Er mußte also in der Noth ein schwarzes Paar anziehn, das wieder nothwendigerweise einen ganzen veränderten Anzug nach sich zog. — Endlich war er fertig, blies das Licht aus und ging. —

Er hatte nun alle widrigen Zufälle überwunden, aber das größte Unglück blieb ihm noch zurück. Louise hatte ihn immer erwartet, war oft hinausgegangen um zu sehn, ob er nicht käme. Seidemanns Geliebte war krank geworden und konnte nicht kommen; der Lehrer ging eben so oft, um sie zu suchen, beide Suchenden begegnen sich endlich auf dem dunkeln Gange. Seidemann redet sie an in der Meinung, es sei Mademoiselle Stolbein; sie antwortet, in der Meinung, er wisse als der Vertraute Ulrichs den ganzen Plan, so verlassen beide den Ball und die Stadt, setzen sich in den dazu bestimmten Wagen und fahren davon.

Ulrich rannte einen Bedienten um, der ihm mit Thee entgegen kam, er stürzte in den Saal, und ein lautes Gelächter lief an den Wänden herum, denn der schön geputzte junge Herr erschien ohne Weste.

Ulrich ließ sich nicht irre machen, sondern forschte nur nach seiner Geliebten, ohne in seiner Verwirrung daran zu denken, daß dieses emsige Nachsuchen nothwendig Aufsehen erregen müsse. Er fand sie nicht und wurde immer ängstlicher; andere, die durch ihn aufmerksam gemacht waren, suchten auch nach der Mademoiselle Wallmuth, und sie war immer nirgends zu finden; die ganze Tanzgesellschaft versammelte sich endlich, selbst mit den Musikanten, um sich zu verwundern und nachzuforschen. Man bemerkte nun auch, daß Seidemann fehle, und Ulrich gab sich etwas zufrieden und ließ einen

Wink über seinen Entführungsplan fallen: die Eltern des verlornen Mädchens waren indeß hinzugekommen, man schickte nach Seidemanns Wohnung, er war fort und hatte viele seiner Sachen weggeschickt. Aller Verdacht fiel jetzt auf den jungen Hartmann; man glaubte, alles sei mit seinem Pädagogen ein abgeredeter Plan, die Eltern zankten mit ihm, alles war in der größten Verwirrung, Ulrich stand ohne Bewußtseyn da, und ward endlich arretirt und nach dem Stadtgefängnisse hingeführt.

In dem engen Gefängnisse hatte Ulrich wieder Zeit, sich zu sammeln; er stand an der Wand gelehnt, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, sah sich von allen Seiten um und redete also:

O boshaftes Schicksal! Ward es mir aufbehalten, den schrecklichsten von deinen Kelchen zu leeren? Bin ich unter den Millionen Geschöpfen auserlesen, das elendeste zu seyn? — Ein Friseur läßt mich sitzen, und schlägt sich dann mit mir herum, selbst die leblose Natur empört sich gegen mich, Stein, Zunder, Feuerzeug, Weste und seidene Strümpfe: und nun endlich — meine theure Geliebte! O! wo bist du, und wo soll ich dich finden? Hier eingesperrt, bin ich dir, und du bist mir verloren. O Seidemann, Seidemann, warum hast du mir das gethan?

Er überlegte noch einmal sein ganzes Schicksal, und wollte immer mehr verzweifeln, je mehr er es überlegte. Er sprang manchmal hastig auf, als wenn er einen großen und schrecklichen Entschluß faßte, aber die verschlossene Thür und die eisernen Stangen vor den Fenstern erstickten immer wieder allen heroischen Muth. Da er gar nichts thun oder verbessern konnte, so überließ er sich endlich einer trägen Dumpfheit, die so oft bei Unglücksfällen unsern Verstand und unser helles Bewußtseyn ablöst und unsern Hoffnungen, aber auch unsrer Reue ein Ende macht.

Der alte Hartmann erstaunte nicht wenig, als er die Gefangennehmung seines Sohnes erfuhr; er verließ sich darauf, daß dieser gewiß unschuldig sei, und legte sich daher ruhig schlafen. Die Mutter weinte und betete viel ehe sie einschlief; sie dachte an die üble Nachrede, in die jetzt die Familie kommen würde.

Ulrich selbst konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen. Am Morgen brachte ihm der Aufseher sein Frühstück und kündigte ihm an, daß er gegen Mittag verhört werden solle. Ulrich hatte gerade, um sich etwas zu trösten, alles Geld aufgezählt, was er bei sich trug, nur um etwas Anschauliches zu haben, wobei sich besser überlegen ließe. Der Aufseher sah die Goldstücke mit glänzenden Augen an, und näherte sich schleichend dem Tische, an welchem Ulrich saß, und den Kopf melankolisch auf den Arm stützte. — Ei, so in Gedanken? schmunzelte er sehr freundlich.

Ulrich, der zum erstenmal im Leben unglücklich war, hatte noch viel Vertrauen auf das Mitleid der Menschen; er sah den Aufseher mit weinenden Augen an, und dieser fing an, ihn über seine Lage zu trösten.

Ei, junger Herr, sagte er mit einem rauhen Tone, Sie müssen nicht so kläglich thun; Sie sind nicht der Erste, der hier gesessen hat, und werden auch nicht der letzte seyn. Nur munter und lustig! Mancher ehrliche Mann hat da schon auf dem Stuhle gesessen, und mancher Schlingel ist hier lustig und guter Dinge gewesen. Drum nicht gegrämt! Es kann ja noch alles gut werden.

Ach nein, seufzte Ulrich aus tief betrübter Seele, ach nein, ich bin ganz unglücklich.

Sie dauern mich, junger Herr, sagte der rauhe Mann, gewiß und wahrhaftig, Sie dauern mich! Aber was ist da zu machen? Gerechtigkeit muß seyn, und wie du mir, so ich dir. — Ein Komplott machen! Ei, in so jungen Jahren! Und ein Mädchen entführen! Ei, ei, junger Herr, wo haben Sie hingedacht? Solch Ding kann kein gut Ende nehmen, da muß sich die Obrigkeit dreinschlagen.

Ach, wenn ich nur hier fort wäre! klagte Ulrich.

Ja das Lied hab' ich schon von manchem hier singen hören, antwortete der Aufseher, und ich bin eine gute mitleidige Seele; wenn's auf mich ankäme, ja ich ließe meiner Seele alle Vögel gleich ausfliegen.

O, fiel ihm Ulrich hastig und freudig ein, es kommt ja bloß auf ihn an, laß er mich fort, lieber Mann, wenn er des Mitleids fähig ist, so laß Er mich gehn.

Wenn man uns nicht auf die Finger klopfte, sagte jener; ja wenn sich das so thun ließe! Aber wir sind in Eid und Pflicht genommen; und ich würde auch noch gar ins Gebet genommen werden. —

Nur diesmal; nur dies einzige Mal kann es ihm ja unmöglich Schaden thun! rief Ulrich immer dringender.

Sie bitten wohl, rief der Mann, aber wenn ich Sie um etwas bitten wollte, Sie würden nicht gleich so bei der Hand seyn.

Alles, alles, fordr' Er, was Er will! —

Nun, wenn ich nun sagte, schenken Sie mir etliche von den Füchsen, so —

Nehm' Er, nehm' Er, so viel Er will!

Der Gewaltige hatte schon acht Stück zwischen den Fingern und machte Miene wegzugehn. — Nun, ich will sehn, sagte er im Fortgehen, ob ich bei Gelegenheit etwas für Sie thun kann; und so ging er und schloß wieder hinter sich zu.

Ulrich war wie versteinert, er hatte eine augenblickliche Erlösung gehofft, und war nun so übel dran als zuvor. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und deklamirte gegen die Niederträchtigkeit der Menschen. Endlich bemerkte er, daß die Thür nur angelehnt war, und empfand ein freudiges Erstaunen bei dieser Entdeckung. Er merkte nicht, daß es vorsätzlich geschehen sei, und berathschlagte lange, mit sich selber, ob er es wohl wagen dürfe, hinauszugehn. Er machte endlich die Thüre leise auf, und schlich sich mit Herzklopfen einen langen Gang hinunter. Im Vorhause begegneten ihm einige Menschen, die aber nicht auf ihn achteten, weil er gut gekleidet war; so kam er auf die Gasse, und eilte sogleich um die nächste Ecke.

Louise war jetzt sein einziger Gedanke, und er ging daher geradesweges zum Thore hinaus, mit dem Vorsatze sie aufzusuchen. Er berechnete auf ei-

ne ganz falsche Art, wie lange er wohl noch von dem Gelde zehren könne, das er bei sich habe, und ging so wohlgemuth die große gebahnte Straße hinunter, ohne auf den kalten Wind besonders zu achten, der ihm einen feinen schneidenden Regen entgegen trieb.

So lange Menschen Hoffnung haben, sind sie nicht arm und nicht unglücklich, ein Satz, der schon außerordentlich oft gesagt ist: so hatte Ulrich immer Louisens Bildniß vor Augen, er dachte sich schon die verschiedenen Dörfer und empfindsamen Haine, in denen er sie wieder finden könne, und fiel gar nicht darauf, daß sie ja eben so gut aus dem entgegengesetzten Thore hätte fahren können, und es war sehr gut, daß ihm dieser Gedanke nicht einfiel, sonst hätte er wahrscheinlich allen Muth zu seiner Wanderschaft verloren. Dabei stellte er sich die Menge von Bequemlichkeiten vor, die er sich auf der Reise machen könne, sein kleines Vermögen erschien ihm als ein unermeßlicher Schatz, und er sah in seiner Phantasie schon Flaschen Wein und Tische mit einer Menge von Gerichten vor sich. Hätte er auch hier die Richtigkeit seiner Rechnungen gefühlt, so wäre er vielleicht noch am demselben Tage zu seinen Eltern zurückgekehrt.

Von je an sind solche irrende Ritter ihrem Instinkte gefolgt, und haben den ersten Weg genommen, der ihnen unter die Füße gekommen ist. Diesem löblichen Gebrauche folgte auch Ulrich; denn was kann uns der Verstand in einer Sache nützen, wo wir gar nichts wissen und nichts berechnen können? Eben weil es hier keinen vernünftigen Grund zu handeln giebt, so müßte man am Ende gar nichts thun, wenn man nicht die unvernünftigen Gründe für sehr gültig erklärte. — Er fand auf seiner Reise das Paradies nicht, das er sich geträumt hatte, er mußte oft mit schlechtem Essen und noch schlechtern Betten, manchmal sogar mit einer Streu zufrieden seyn: da er zu Fuße ging, waren die Wirthe oft sehr grob, und manche, die ihn für verdächtig hielten, weil sich seit einiger Zeit Spitzbuben in der Nähe merken ließen, stichelten auf ihn auf eine ziemlich handgreifliche Weise.

Sein Muth wurde zwar etwas gedemüthigt, er setzte aber seine Reise demohngeachtet fort. — An einem Abend, als es schon anfing dunkel zu werden, gesellte sich ein Reisegefährte zu ihm, mit dem er allerhand Sachen sprach. Als sie um eine Ecke im Walde bogen, und der Forst nun dichter ward, kamen noch mehrere Menschen zu ihnen und gingen denselben Weg. Ulrich, der sich plötzlich unter so vielen fremden Menschen sah, fing an, etwas ängstlich zu werden, er erinnerte sich so mancher Geschichten, die er ehemals in Romanen gelesen hatte, von grausamen Ermordungen und Plünderungen; mit diesen Erinnerungen hielt er die Erzählung mancher Wirthe von den benachbarten Straßenräubern zusammen, und da es um ihn her mit jeder Minute dunkler ward, und immer noch kein Dorf erscheinen wollte, so glaubte er am Ende zu der Ueberzeugung ein Recht zu haben, daß er sich unter Spitzbuben befinde. Seine Begleiter ließen ihn auch nicht lange in Zweifel, sondern fielen über ihn her, und nahmen ihm Geld und Uhr, und was sie sonst noch brauchbar fanden. Dann zwangen sie ihn mit zu ihrer Wohnung zu gehen, wo sie ihn bereden wollten, ein Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden.

Sie kamen nach mancherlei verschlungenen Fußpfaden an eine geräumige Hütte im Walde an. Hier nahmen alle Mitglieder Platz, zu denen sich bald noch mehrere gesellten. Man sprach über die Einrichtung ihres Staats und über die Beuten, die jeder noch zu machen hoffte, indessen Ulrich zahm und in sich gekehrt im Winkel saß, und mit heimlicher Furcht dem Gespräche zuhörte. Als er gefragt ward, ob er sich noch nicht entschlossen habe, sagte er weder Ja noch Nein, sondern schlich sich mit seiner Antwort zwischen beide Extreme hindurch. — Als man noch sprach, kam ein Bote in der größten Eile, der ihnen ansagte, daß eben aus dem Städtchen ein Detaschement von Soldaten ihnen auf der Spur sei. Alle griffen sogleich zu den Gewehren und verließen schnell das Haus.

Aber statt ihren Verfolgern zu entwischen, liefen sie diesen gerade in die Hände. Man erstaunte von beiden Seiten, sich so schnell und unvermuthet anzutreffen, man feuerte auf einander und auf beiden Seiten fielen einige Mann.

Ulrich erschrak nicht wenig, als die Unterredung plötzlich eine so ernsthafte Wendung nahm, er retirirte sich eilig mit seinen Begleitern in das dickste Buschwerk zurück. Die Soldaten verfolgten sie durch wiederholtes Schießen, und der unbewaffnete Ulrich war zweifelhaft, zu welcher Parthei er sich schlagen sollte. Jetzt fiel der von den Räubern neben ihm nieder, der seine Börse zu sich gesteckt hatte, und die übrigen entflohn. Ulrich stand eine Weile, dann untersuchte er die Taschen des Getödteten, und fand einen großen schweren Beutel, in welchem er mit vieler Wahrscheinlichkeit auch seine Goldstücke zu finden hoffte. Er überlegte nicht lange, was hier Recht oder Unrecht, sein oder eines andern sei, sondern steckte den Beutel zu sich, ward aber in demselben Augenblicke von den nachsetzenden Soldaten ergriffen und fortgeführt; einen andern Räuber hatte man auch gefangen genommen, und man hielt es für bequemer die andern laufen zu lassen, weil das Nachsetzen in der Nacht eine höchst unsichere Sache schien.

Man führte den gefangenen Ulrich im Triumph in das nächste Städchen, wo man ihn mit dem Räuber in ein fest verwahrtes Loch sperrte, so sehr er auch protestirte, daß er nicht zu ihm gehöre. Da aber der Räuber das Gegentheil behauptete, so achtete man nicht viel auf seine Einwendungen.

Da saß nun der arme Ulrich zum zweitenmale in strenger Verwahrung. Die Leute kamen häufig um die beiden Delinquenten zu sehn und verwunderten sich besonders über Ulrich, daß er schon in so zarter Jugend einen so bösen Lebenswandel anfange. Ulrich weinte viel, und bereute es mit jedem Tage mehr, daß er je seine Vaterstadt verlassen, daß ihm je der verwegne Gedanke einer Entführung in den Kopf gekommen sei. Sein Gefährte im Gegentheil war sehr lustig und guter Dinge, und hatte seine Freude an der Angst, die er dem armen Ulrich machte, er redete ihm täglich vor, daß er doch nur höchstens aufgehängt werden könne, daß das ganze Leben, so wie der Tod nur ein lustiger Spaß sei, und daß er sich wie ein braver Kamerad betragen, und nicht den Muth so schändlich sinken lassen solle.

Es wurden mehrere Verhöre mit den Verbrechern vorgenommen, in denen Ulrich alles läugnete, und

der Mitgefangne ihm beständig widersprach, und dem unglücklichen Hartmann selbst eine Menge von Bubenstücken andichtete. Es ward alles Wort für Wort niedergeschrieben und Ulrich hörte von jedermann, daß es mit seinem Handel sehr übel stehe. — Die Richter schienen manchmal wohl von seinen Klagen gerührt, aber der Gang der Gerechtigkeit war immer gerade aus, und da sahe man nicht auf das Mitleid, das manchmal neben dem Wege lag.

Doch es ist Zeit, daß wir uns endlich wieder um Louisen, die Geliebte Ulrichs, bekümmern.

Louise Wallmuth also stieg mit ihrem Entführer ohne Bedenken in den dazu bestimmten Wagen und fuhr fort. Seidemann regierte die Pferde selbst, es war eine trübe regnigte Nacht, beide litten von der Kälte und sprachen daher nur wenig. Sie stiegen in einem Wirtshause ab, das einsam im Walde lag, und hier erkannte Seidemann mit großem Schrecken, wen er entführt habe. Louise war ziemlich ruhig, und fragte nur nach ihrem Geliebten. Seidemann, der sich bald erholte, gab ihr zweideutige Antworten, um sie nur zufrieden zu stellen. Nach einer kurzen Zeit, in der man sich erquickt hatte, stiegen beide wieder in den Wagen und fuhren weiter.

Die Wege waren vom häufigen Regenwetter sehr schlecht geworden, und der Wagen konnte jetzt nur langsam weiter fahren, worüber Louise anfing etwas furchtsamer zu werden, und Seidemann über seine Lage ernsthafter nachzudenken. Was ist hier zu thun? sagte er bei sich selber. Ich bin wahrlich in einer schönen Verlegenheit! — soll ich umkehren oder weiter fahren? In beiden Fällen hab' ich nichts gewonnen. — Je nun, es findet sich vielleicht am Tage ein guter Gedanke — Bei dieser letzten Vorstellung trieb Seidemann die Pferde von neuem an, die den Wagen eben in einer sumpfigen Stelle wollten stecken lassen. Sein guter Gedanke, auf den er gehofft hatte, kam, noch eh' es Tag wurde, und es war kein andrer, als Louisen immer weiter mitzunehmen. Seidemann sah nämlich mit seinem praktischen Verstande sehr wohl ein, daß das Geschehene nun nicht mehr zu ändern sei, die Reue aber hielt er für die allerdummste Empfindung des menschlichen Geschlechts, der kein großer Geist jemals unterworfen seyn müsse. Er überlegte, daß Louise doch fast ein eben so hübsches Mädchen sei, als Mademoiselle Stolbein, daß er also doch immer einen guten, wenn gleich nicht den besten Fang gethan habe, und daß er sich also auf die Art zufrieden geben müsse. Er überlegte dies von allen Seiten, und fand, daß es das vernünftigste sei; er leitete also schon in der Nacht von seinem Sitz herab seinen Plan durch zärtliche Gespräche ein, denn er bedachte, daß er doch wenigstens eine Frau gewonnen habe, wenn ihm sein Anschlag gelinge. Und an ein Mißlingen konnte er durchaus nicht glauben, denn Louise war ohne ihn in einer unbekannten Gegend, von Geld entblößt, unter fremden Menschen gänzlich verlassen.

Als es Morgen ward, lös'te er seiner schönen Begleiterin das seltsame Räthsel ihrer Entführung auf, als sie eben zu wiederholtenmalen nach ihrem geliebten Ulrich gefragt hatte. Sie erstaunte, und Seidemann glaubte in diesem Erstaunen schon das Entgegenkommen auf halbem Wege zu bemerken. Ein Mann, hatte er bei sich selber schon ehemals ausgemacht, der über einen Antrag in Verwunderung geräth, ist schwer zu gewinnen, und Menschen, die etwas durchsetzen wollen, müssen daher sehr genau auf die Mienen derer Acht geben, mit denen sie sprechen; bei einem Weibe aber ist schon alles gewonnen, indem sie erstaunt, denn sie hat schon immer alle möglichen Fälle in Gedanken kombinirt, und sich dagegen gerüstet; tritt aber irgend eine Idee in ihren Kopf, die eigentlich dort nicht zu Hause ist, so verliert sie Gedächtniß und Besinnung, und eben deswegen, weil sich ein Weib nie schnell entschließen kann, wird sie es immer leichter finden, das Ungescheidteste zu thun, als einen gescheidten Entschluß zu fassen. Seidemann hatte einen eignen kleinen Roman geschrieben, (und ich glaube, er ist noch in manchen Buchhandlungen zu haben,) in welchem er diesen Satz hauptsächlich durchgeführt, und sich in seiner Weiberkenntniß gleichsam erschöpft hatte. In diesem seinem Buche läßt er eine äußerst vortreffliche Frau durch einen Menschen verführt werden, der weder schön noch besonders geistreich ist; denn wie hätte er einen geistreichen Menschen darstellen wollen? Dieser geistlose Held des Seidemannischen Romans also hatte bloß die Fähigkeit, sich sehr gut mit der stillen ruhigen Maske eines Pietisten bedecken zu können, er ging im Hause aus und ein, und schien für alle Güter in der Welt so gleichgültig, daß kein Mensch den Fuchs hinter diesen Schaafskleidern argwöhnte. Aber wie erstaunte die oben erwähnte vortreffliche Frau, als er plötzlich in einer Stunde der Einsamkeit die Maske fallen ließ? sie wußte keinen andern Entschluß zu fassen, als sich zu ergeben. — Als Seidemann seinen Roman fertig hatte, und ihn einigen seiner vertrauten Freunde vorlas, lernte er selbst recht viel aus seinem eigenen Buche, er zog die Moral davon auf sich, und beschloß, stets nach seiner selbst erfundenen Theorie zu handeln. Allein die wahre List ist, die List zu verbergen, und Seidemann hatte im Grunde nur eine Ahndung davon, wie man listig seyn könne, — er handelte daher beständig viel zu fein, um eigentlich klug zu handeln; er machte bei keinem Frauenzimmer Glück, eh' er nach Ulrichs Geburtsstadt kam, und hier that das Fremde und Geheimnißvolle, das ihn umgab, mehr als alle seine Theorie.

Dieser Hang zum Wunderbaren nimmt in der Konstitution der menschlichen Seele einen großen Paragraphen ein, bei den Frauenzimmern aber macht er sogar ein eignes Kapitel aus. Kein andrer Mann wird bei diesem Geschlechte so viel Glück machen, als ein Fremder, der plötzlich in der Stadt auftritt, und aus dem man nicht recht klug werden kann; alle Zirkel drängen sich nach ihm, um ihn in ihrer Mitte zu haben; dies ist für alle Liebhaber die gefährlichste Periode, und es giebt, glaube ich, gar keine Kriegslist gegen einen solchen Menschen so lange, bis er sich für eine der regierenden Schönheiten ausdrücklich erklärt hat; dies ist die einzige Art, wie ein außerordentlicher Mensch zu einem gewöhnlichen herabsinken kann. Allen fahrenden Abentheurern und Glücksrittern ist es daher sehr anzurathen, sich auf keinen Fall zu verlieben, und nie ein gewisses geheimnißvolles Wesen und eine

Kälte gegen alle Weiber ganz abzulegen. Die Menschen sind die interessantesten, eben so wie die Frühlingstage, die nicht hell sind, aber wo die Sonne in jedem Moment durchbrechen will.

Mancher findet es unbegreiflich, wie Cagliostro und so manche andre Betrüger haben Glauben finden können; aber ich begreife es wohl. Die Menschen, besonders aber wieder die Frauenzimmer, machen sich so gern eine poetische Täuschung, die unendlich stärker ist, als der prosaische Zweifel. Ihr Vergnügen an wunderbaren Abentheuern ist daher gerade dasselbe, das wir bei guten Tragödien empfinden; so wie wir uns im Schauspielhause umsehen, oder so wie der Vorhang fällt, oder ein elender Spieler auftritt, in allen diesen Momenten hört unsre Täuschung nothwendigerweise auf, aber die Illusion ist uns weit lieber, als die trockne Ueberzeugung, daß wir uns in einem simpeln Komödienhause befinden, daher knüpfen wir freiwillig die unterbrochene Täuschung wieder an. Eben so geht es den Weibern, man braucht es ihnen gar nicht zu sagen, daß N. N. sehr wahrscheinlich ein Betrüger sei, denn ihr feiner Sinn hat das schon lange durchgesehn, eh' es ihnen ihre Männer sagten, die freilich früher davon überzeugt waren, als sie es glaubten; aber sie knüpfen an den wundervollen Menschen den Gedanken, daß denn doch wohl alles, was man von ihm erzähle, und noch tausend seltsame Sachen, die nur keiner wisse, möglich seyn könnten, und dies setzt sie in eine so wunderbare Stimmung, daß sie in manchen Stunden alles glauben. Das Sprichwort: „ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande," ist daher außerordentlich richtig, weil man dort nicht den Dunstkreis um sich her versammeln kann, der zum Prophezeien gewiß außerordentlich nöthig ist.

Um diese Bemerkungen auf Seidemann anzuwenden, so hatte er bloß diesem Hange zum Wunderbaren sein Glück bei Frauenzimmern in Ulrichs Geburtsstadt zu verdanken. Sie wurden ihm alle gewogen, weil sich jede in seiner Person etwas anders denken konnte; einige hielten ihn für einen unglücklichen Grafen, der in irgend einem Duell Unheil angerichtet, und sich deshalb die Haare rund geschnitten habe, um desto leichter inkognito zu bleiben; andre machten aus ihm einen Geisterseher oder Goldmacher, weil er mit dem einen Auge ein wenig schielte; noch andre meinten, er wäre ohne Zweifel das Haupt einer geheimen wohlthätigen Gesellschaft: — und doch waren alle diese Damen Freunde der Aufklärung, und Antagonisten aller möglichen Schwärmerei; sie hatten auch gar keine Gründe zu diesem seltsamen Glauben, aber sobald sie Gründe gehabt hätten, wäre ihnen Seidemann auch sogleich uninteressanter geworden, weil dann ihren erfindungsreichen Muthmaßungen ein Ziel wäre gesetzt worden.

Charlotte Stolbein war ein viel zu einfältiges und eben darum zu vernünftiges Mädchen, als daß sie den Pädagogen hätte liebenswürdig finden können: aber der Hang zum Wunderbaren riß sie zu ihm hin, sie konnte ihn nicht leiden und liebte ihn, sie interessirte sich für ihn, weil es mit zur Mode gehörte. Kaum aber hatte sich Seidemann auffallend für sie erklärt, als er auch sogleich einen großen Theil seines Ansehns verlor; ein Mann wird nur recht liebenswürdig gefunden, so lange sich ihn jedes Mädchen als ihren Liebhaber denken kann, entscheidet er sich aber für eine bestimmte Geliebte, so sehn ihn alle übrigen nur als einen Anhang ihrer Feindin an; er ist ein todtes Wild, das nicht mehr gejagt wird.

Seidemann glaubte also auch jetzt seine eben auseinander gesetzte Ueberraschungstheorie bestätigt zu finden. Ich brauche den Leser wohl nicht auf das jugendliche und unreife darin aufmerksam zu machen, und wie diese Wahrheit zu denen gehöre, die man nur umzukehren brauche, um sie noch wahrer zu machen. — Louise ging wider seine Erwartung plötzlich vom Erstaunen zum Schmerze über, sie weinte, sie klagte, sie verwünschte wechselseitig bald Seidemann, bald ihr grausames Schicksal: ein Wort, das eben so zum verwünschen erfunden ist, als die Namen Cajus und Sempronius in den juristischen Collegien die Exempelträger sind. — Seidemann wußte nun selbst nicht, was er für Erstaunen thun sollte, er war selbst außer aller Fassung, denn alle seine feinen Bemerkungen waren nun plötzlich umgestoßen, dabei hatte er noch die Pferde zu regieren, die jetzt ungeduldig werden wollten, Louisen zu trösten, und was mehr als alles war, sie zu überreden, daß sie seine Gedanken, seine Liebe und seine Person annehmlich fände; wahrlich, Cäsar ist mit seinen Briefstellern dagegen nur ein kleines Licht gewesen. Ist es daher dem Seidemann auch wohl so besonders zu verübeln, wenn keine von seinen Bemühungen recht gelingen wollte? Es überstieg die Kräfte eines Menschen, und Seidemann, der nur ein Sterblicher war, unterlag seinen Versuchen.

Aber so geben Sie sich doch zufrieden, theuerste Freundin, rief Seidemann. Umkehren können wir auf keinen Fall, ohne uns der Schande und Strafe Preis zu geben; wer weiß wie es mit Ulrich geworden ist, Sie bedürfen meiner Hülfe. — Hier mußte er inne halten, denn die Pferde liefen seitwärts, da er immer das Gesicht nach der Chaise zukehrte, und drohten den Wagen in einen Graben zu werfen.

Louise hörte indessen nicht auf sich zu beklagen, sie schalt den armen Pädagogen, der jetzt die ungezogenen Pferde statt der geduldigen Jugend unter Händen hatte, einen schändlichen Bösewicht, einen Betrüger; er suchte sich zu vertheidigen, und ihr zugleich zu erklären, wie er sie jetzt plötzlich liebe und anbete; seine pathetische Erklärung ward unaufhörlich von Interjektionen unterbrochen, die die Fuhrleute erfunden haben, um sich den Pferden verständlich zu machen. Wie? rief er; himmlisches Wesen meiner einzigen ewigen Liebe — halloh! hottoh! — Wollen Sie nicht glauben? — Ich schwöre Ihnen beim Firmament und allen — will der Racker wohl im Wege bleiben! — und allen seinen Gestirnen, daß — ich werde dir auf den Grind kommen, Spitzbube! — daß mein inbrünstiges Herz nur dies Eine Gefühl — der Satan stellt sich lahm, das infame Vieh! Weg da vom Graben! — Eine ideale Empfindung, aus dieser Verkettung von Umständen — Himmel! Donnerwetter noch einmal! — Was sagten Sie, Geliebteste? Louise hörte wenig auf seine Betheurungen, sondern ward zorniger, er immer verliebter, und mit Schwüren und Betheurungen zu-

dringlicher, der Weg ward unebner und die Pferde noch ungedulbiger. Jetzt fielen ihm sogar die Zügel aus der Hand, und die Pferde standen durch einen glücklichen Zufall; er stieg hinunter, um die Zügel behutsam wieder aufzunehmen, denselben Augenblick aber benutzte Louise, um leise vom Wagen zu steigen, und, ohne zu wissen, was sie thue, feldeinwärts zu laufen. Seidemann saß schon wieder auf seinem Regierungssitze, als er mit nicht geringem Erstaunen die flüchtige Louise schon in einer ziemlichen Entfernung wahrnahm; er stieg schnell von neuem herunter, und die Pferde benutzten diesen glücklichen Augenblick, in welchem er die Regierung niederlegte, um, sich selbst überlassen, mit dem raßselben Wagen durchzugehn.

Seidemann stand nun in einem wahren Dilemma, ohne zu wissen, ob er Louisen, oder dem flüchtigen Wagen folgen solle; und da eine Kugel, die von zwei Punkten gestoßen wird, die Diagonale geht, so lief Seidemann weder dem Wagen, noch Louisen nach, sondern in einer Mittelrichtung, um beide wieder einzuholen. Da er aber eine Strecke gelaufen und wieder zur Besinnung gekommen war, und einsah, daß er auf diesem Wege beide verlieren würde, so wandte er sich jetzt zu Louisen, und lief noch stärker. Es kamen Menschen übers Feld gegangen, und er eilte nun dem Wagen nach; der Wagen schien an einer Anhöhe still zu stehn, und er wandte sich wieder zu Louisen, und so ward er von entgegenstehenden Empfindungen hin- und hergetrieben, bis er müde war, und Louisen sowohl, als den Wagen aus den Augen verloren hatte.

Nun ging Seidemann ganz gelassen zu Fuß den gebahnten großen Weg hinunter, und wäre herzlich zufrieden gewesen, wenn er in seinen Beinen weniger Müdigkeit gefühlt hätte. So geht es den Menschen, sagte er schwerseufzend, wenn sie zu viele Plane zu gleicher Zeit verfolgen! Und so sprach er bei dieser Gelegenheit unwissend das Klügste aus, was er noch in seinem Leben gesagt hatte.

Seinen Wagen traf er ganz wohlbehalten im nächsten Flecken wieder an. Die Pferde waren bald langsamer gegangen, und ein Vorübergehender war mit dieser Gelegenheit weiter gereist, er hatte den Sitz bestiegen, und war auf die Art als blinder, und zugleich regierender Passagier froh und gutes Muths im Flecken angelangt. Der Zank zwischen diesem und dem Pädagogen war sehr bald beigelegt.

Erst nach einigen Tagen kam Louise in eine ansehnliche Stadt, wo es ihr gelang, als Kammermädchen in einem vornehmen Hause Dienste zu finden, da sie nicht wagte, zu ihren Eltern zurückzukehren. — Sie fühlte hier ihre bedrängte Lage nun oft, und bereute herzlich den voreiligen Schritt, den sie gethan hatte, aber sie mußte sich in ihr Schicksal finden und einsehn lernen, daß die Entführungen oft ein sehr unromantisches, unglückliches Ende nehmen.

So viel zur moralischen Nutzanwendung; und nun wollen wir zu unserm Haupthelden zurückkehren, da die Nebenpersonen alle in der weiten Welt zerstreuet sind. —

Ulrich saß noch immer im Gefängnisse, und ward oft und immer schärfer verhört. Der Richter wandte alle nur ersinnliche Kunstgriffe an, um ihn in seinen Aussagen zu verwickeln, und auf die Art die Wahrheit zu ergründen: aber Ulrich war zu einfältig, um sich zu widersprechen, er hatte sich keinen Plan gemacht, wie er sich in seiner seltsamen Lage benehmen wolle, sondern antwortete stets dasselbe, was er schon am ersten Tage ausgesagt hatte. Die Richter wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten, und hielten ihn endlich für den abgefeimtesten Schurken, für ein wahres Genie unter den Spitzbuben, weil er alle ihre Bemühungen vereitelte, und sich sogar fromm und ehrlich zu stellen wußte.

Die wiederholten Verhöre aber, die beständigen Beschuldigungen seines Mitgefangenen, und dessen seltsame Art den unglücklichen Jüngling in seiner Lage zu trösten, die Leute, die die Delinquenten besuchten, alles zusammengenommen, machte endlich, daß Ulrich selbst anfing an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln; in manchen Augenblicken glaubte er es selbst, daß er ein Straßenräuber und ausgemachter Spitzbube sei, und er fürchtete sich dann vor dem nächsten Verhöre, um sich nicht zu verrathen.

Als man endlich seinem Gesellschafter das Urtheil sprach, ging dieser in sich, bezeugte die Unschuld des jungen Menschen, und erzählte, wie er in ihre Gesellschaft gerathen sei. Die Richter freuten sich, daß die Unschuld doch nun endlich ans Tageslicht komme, und setzten den jungen Hartmann sogleich in Freiheit. Wer war glücklicher, als Ulrich! ihm war zu Muthe, als wenn er das Leben verwirkt hätte, und nun aus übergroßer Gnade Pardon erhielte. Er dankte sich bei seinen Richtern, und dachte in seiner Freude gar nicht daran, die Goldstücke wieder zu fordern, die das Gericht mit dem Beutel des Räubers an sich genommen hatte. Man erinnerte ihn auch nicht weiter daran, sondern ließ ihn so seine Straße ziehen.

Ulrich sah mit inniger Freude das freie Feld rings umher an, als er die Stadt verlassen hatte; er ging in das Wirthshaus eines Dorfes, und bestellte sich ein gutes Mittagessen, ohne daran zu denken, daß er es nicht bezahlen könne. Er erinnerte sich erst, daß man in dieser besten Welt, selbst unter den glücklichen Dorfbewohnern Geld nöthig habe, als ihn der Wirth nach Tische mit seinem Knechte prügelte, so viel er nur konnte, um sich wenigstens statt der Bezahlung eine Motion an ihm zu machen. — Ulrich schüttelte gedankenvoll das Haupt und ging weiter.

Er glaubte jetzt einzusehn, daß die Lebensart, die er seit seiner Flucht geführt hatte, nicht die beste und angenehmste sei. Er erinnerte sich der schönen Tage, die er im Hause seines Vaters verlebt hatte, sein Rücken schmerzte ihn, und das Buchhalten und Rechnen kam ihm heut weit erträglicher als damals, ja sogar angenehm vor. Er wußte nicht, was er jetzt anfangen solle, und nahm daher in einem Bauerhause Tinte und Feder, und schrieb auf ein Blatt Papier, das ihm die Leute schenkten, folgenden Brief an seinen Vater:

Theuerster Vater!

Wenn Sie sich Ihres Sohnes noch erinnern, so versagen Sie ihm nicht Ihr Mitleid und Ihre Verzeihung. Meine Reue und Bitte um Ihre Vergebung ist aufrichtig; ehe ich aber nicht von Ihrer gütigen Gesinnung gegen mich überzeugt bin, wage ich es nicht, vor Ihnen zu erscheinen, oder Ihnen den Ort

meines Aufenthalts zu nennen. Aber, wenn Sie sich meiner erbarmt haben, so lassen Sie es mich durch eines der öffentlichen Blätter erfahren.

Er blieb einige Tage bei dem Bauer, den Ulrichs häufige Thränen gerührt hatten. Bald darauf las er in der Zeitung folgende Nachricht:

Ein ungerathener Sohn muß erst Zutrauen zu seinem Vater haben, eh' ihm dieser seine Bosheit verzeihen kann; bis er nicht persönlich zurückkehrt, kann sich der Vater auf keine Weise mit ihm in Bedingungen einlassen.

Ulrich war in Verzweiflung; er fürchtete nur den Zorn seines Vaters, sonst wäre er dennoch zu diesem zurückgekehrt. Der alte Hartmann war jetzt auch wirklich gegen ihn sehr aufgebracht, er hielt seinen Sohn für einen ausgemachten Bösewicht, seit dieser aus dem Gefängnisse entsprungen war. Die Mutter weinte täglich um ihren Ulrich, und Seidemann ward in der ganzen Stadt als ein Verführer der Jugend gehaßt. Das Komödienspielen ward eingestellt, die runden Haare und Dornenstöcke wurden verdächtig, und jedermamm bekam ein großes Mißtrauen gegen alle Philosophen. Die Prediger sprachen von den letzten Zeiten und von den falschen Propheten, die sich dann zeigen würden, und deuteten alles sehr scharfsinnig und erbaulich auf die Pädagogen.

Ulrich mußte jetzt das Haus des Bauers verlassen, bei dem er indeß die Dienste eines kleinen Knechtes verrichtet hatte. Er stand von neuem auf der großen Heerstraße, und konnte hingehn, wohin es ihm gefiel.

Er wanderte unter tiefsinnigen Betrachtungen durch einen Wald, als sich ein Mensch zu ihm gesellte, der dieselbe Straße ging, und bald ein Gespräch mit ihm anspann. Dieser erkundigte sich, warum Ulrich so trübsinnig sei, und dieser bedachte sich nicht lange, sondern erzählte ihm den größten Theil seiner Geschichte.

Ulrich konnte unmöglich gegen seinen Gefährten zurückhaltend seyn, denn dieser hatte in seinem Aeußern außerordentlich viel Aehnlichkeit mit seinem geliebten Seidemann. Er trug wie dieser einen Dornenstock und abgeschnittenes Haar, und hatte eine so auffallende Weltbürgerphysiognomie, daß es dem Ulrich war, als wenn er ihn schon seit lange gekannt hätte. Der Unbekannte trug einen Bündel auf dem Rücken, und sah ganz so aus, wie wir so häufig in den Büchern die wandernden Menschenfreunde beschrieben finden.

Er nannte sich Holmann, und sprach dem abgehärmten Ulrich wieder Muth ein. Er war grade der Mensch, für den ihn Ulrich gleich anfangs gehalten hatte, und sie liebten sich beide schon, als sie sich kaum gesehen hatten.

Da das Wetter schön war, setzten sie sich im Walde an einer angenehmen Stelle nieder. Holmann fing an zu erzählen, daß er ein Schriftsteller sei, und daß Ulrich eben dies Gewerbe, wenn er einen Trieb dazu in sich fühle, ergreifen könne.

Ulrich erschrak bei diesem Vorschlage, weil er sich gar keine Kräfte zutraute, um ihn auszuführen. Der reisende Schriftsteller aber hob ihn bald durch seine Erfahrungen über alle Bedenklichkeiten hinüber.

Sie sehn, sagte er, in mir einen Mann, der schon im sechszehnten Jahre sein erstes Buch drucken ließ, ich gehöre zu jenen frühreifen Genie's, die sich schon in der Kindheit entwickeln. Sie sind noch jung, es ist wahr, aber um desto origineller wird Ihre Schreibart seyn; Sie sind von der modernen Erziehung, nun gut, versuchen Sie die Grundsätze derselben in ein recht helles Licht zu stellen, wir können dann mit gegenseitiger Unterstützung arbeiten. Ich habe über alle Fächer der Pädagogik viel und reiflich nachgedacht, und gefunden, daß wir in diesem Fache noch außerordentlich wenige nutzbare Schriften besitzen. Lassen Sie uns hier eine neue Fackel der Aufklärung anzünden.

Er öffnete darauf das Bündel, zeigte ihm seine Manuskripte, und las ihm einige Stellen vor, die er so ohngefähr für die besten hielt. Es waren Lieder für Kinder, von der Wiege bis zum männlichen Alter; dann eine Anleitung, wie man auch ohne Kirche gottesfürchtig seyn könne; ein bündiger Beweis, daß die natürliche Religion die allein seligmachende sei; verschiedene kleine Abhandlungen über den Nutzen des Stelzengehens.

Holmann erzählte ihm nachher von den verschiedenen Projekten, die er noch auszuführen gedächte. Er hatte sich vorgenommen, ein Aufklärer zu werden, und vorzüglich auf die untern Volksklassen zu wirken, er meinte, daß man die Menschen nur erst recht genau eintheilen müsse, um ihnen auf die wahre Art nützlich seyn zu können. So wollte er ein eignes Gesang- und Verhaltungsbuch für Dienstmägde schreiben, eigne Volkslieder für ein jedes Handwerk, moralische Betrachtungen bei den unterschiedenen Handwerksgeräthen. Manche von diesen Büchern sind auch nachher wirklich herausgekommen.

Ulrich hörte seinen Gesprächen aufmerksam zu, und entdeckte nun plötzlich eine wahre Schatzkammer von Talenten in sich, an die er bis dahin noch gar nicht gedacht hatte. Er summirte im Kopfe die Bücher zusammen, die er gar wohl noch schreiben könne, ohne seinen Kopf besonders zu erschöpfen. Er sah schon im Geiste Drucker und Setzer mit seinen Schriften beschäftigt, das Vaterland, das nicht müde werden konnte, sie zu kaufen und zu lesen, die Aufklärung, die wie eine neue Morgenröthe aus seinen Manuskripten hervorstieg. Unwillkührlich bewegte er die Finger der rechten Hand, die alles zu schreiben brannten, was er nur irgend denken mochte.

Beide Wandrer machten sich wieder auf den Weg und erreichten bald das nächste Städchen, den Wohnort des Schriftstellers. Ulrich zog bei diesem ein, und fing noch an eben dem Tage einen Aufsatz an: Wie die Privattheater auf die Bildung der Jugend und so mittelbar der ganzen Nation wirken könnten. Alles was er schrieb, gefiel seinem Beschützer Holmann außerordentlich, er fand so viele Spuren eines neuen Urgenie's darin, so tiefe und doch so praktische Ideen, daß er es sich sechsmal hintereinander vorlesen ließ.

Man muß gestehn, daß damals in Deutschland

alles, was nur die Finger regen konnte, zum Besten der Jugend arbeitete, und auch Holmann und Ulrich thaten redlich das Ihrige; sie vermehrten die ungeheure Bibliothek für Kinder, die so anwuchs, daß ein Kind wenigstens dreißig Jahr alt werden muß, um nur das Nutzbarste daraus mit Nutzen lesen zu können.

Ulrich lernte manchen neuen Gedanken kennen, manchen alten würdigen; und schätzte vorzüglich die Vorstellungen und schrieb sie nieder, die ihm wohl schon manchmal als Schimären durch den Kopf gegangen waren, und die er nie geachtet hatte. Holmann aber zeigte ihm, wie man eigentlich keinen Gedanken umsonst denken, und die Finger nicht ohne unmittelbare Bezahlung bewegen müsse. Holmann hatte überhaupt ein eignes Noth- und Hülfsbüchlein für Autoren im Kopfe, das Ulrich sich auswendig zu lernen bemühte. — Nach dem Beispiel der größten Männer fing der angehende Schriftsteller nun auch an, sein enges Leben zum Besten der Jugend zu beschreiben, worin er sich als außerordentlich liebenswürdig, und die erlittenen Drangsale als ungeheuer darstellte. Er machte dabei die Erfahrung, wie ein Mensch in sich selbst etwas hineinlügen könne, der von dem Vorsatz ausgegangen, die lauterste Wahrheit zu spechen.

Wie es dem Menschen gewöhnlich geht, so erging es auch unserm Ulrich. Er vergaß die Leiden nach und nach, die er überstanden hatte, und hielt bald seine gegenwärtige Lage für die allerglückseligste; er sehnte sich wieder nach Louisen hin, seine Liebe erwachte mit neuen Kräften in ihm, und er dachte bei Tage und in der Nacht nur an sie. Sein Styl ward unvermerkt sehr empfindsam, und zog sich die Mißbilligungen des gesetzten Holmann zu; in seinen Büchern ward viel von Liebe beigemischt, so daß sie sein Beschützer gar nicht mehr wollte drucken lassen: — endlich faßte Ulrich an einem Morgen einen raschen Entschluß; er nahm sein vorräthiges Geld und seinen Wanderstab, und begab sich noch einmal auf die Reise, um Louisen aufzusuchen.

Er hatte sich vorgesetzt, seine Reise ziemlich weitläuftig zu beschreiben, er eilte daher nicht zu sehr, sondern verweilte gern an Orten, an welchen er beschreibungswürdige Merkwürdigkeiten erwartete. Er wollte das Buch sehr empfindsam einrichten, und ließ sich daher oft mit Bauern und jungen Mädchen in Gespräche ein, bekam aber fast eben so oft Händel, weil die Leute glaubten, er wolle sie foppen. — Er ward unterwegs zum Mitgliede mancher bekannten und unbekannten Gesellschaft aufgenommen, die alle zu gleicher Zeit ihre Hände in Deutschland hineinstrecken, um es aufzuhelfen, und dafür das gebührende Lob und Geld zurück zu empfangen.

Er kam endlich an eine Stadt, und schon beim Eintritt ins Thor sagte ihm eine Ahndung, daß hier das Ende seiner Wanderschaft seyn würde. Selbst die aufgeklärtesten Menschen glauben an Ahndungen, weil es eine Poesie ist, die in ihnen selbst ertönt, und nicht von außen in ihr Ohr kömmt. — Es war ein trüber Abend, und er freute sich herzlich, als er an einer Ecke einen Komödienzettel angeschlagen fand. Man spielte Nicht mehr als sechs Schüsseln; und Ulrich ging stehenden Fußes in das Theater.

Es war eine herumziehende Truppe, die hier die Sitten verbesserte; die Bühne war im Rathskeller aufgeschlagen, und eben nicht die prächtigste. Die Basis bestand aus einer Menge von ausgeleerten Tonnen, die der Wirth gerade entbehren konnte, nur wenige Lichter brannten, der Vorhang war ein buntes verschossenes allegorisches Gemälde voller Tugenden und Laster, das Orchester bestand aus den Söhnen des Stadtmusikanten, die mit dem Bogen auf gesprungenen Geigen herumfuhren, und mit der größten Freimüthigkeit die Pedanterie des Taktes und der Tonarten verachteten. — Das Publikum war gemischt, d. h., es bestand aus Personen beiderlei Geschlechts und von verschiedenen Vermögensumständen, deren Geschmack aber so gleich abgeschliffen war, daß alles so eben und platt war, daß man auch nicht die kleinste Nüance entdecken konnte. Die meisten waren hergekommen, weil sie gehört hatten, im Stücke komme ein gar kurioser Sattler vor, den ein Schauspieler zur allgemeinen Freude mit einer ungeheuern langen hochroth gefärbten Nase spiele.

Manche der Schauspieler trieben sich unter den Zuschauern herum, und machten sich bald auf dem Theater, bald im Parterre Geschäfte, um sich schon vorher bewundern zu lassen; besonders konnten sich die nicht genug hervordrängen, die zu ihren Rollen fremde Kleider von den Einwohnern der Stadt geliehen hatten.

Man klagt so oft darüber, daß unser Theater jetzt ganz mit dem wahren Geschmack verfallen, und beides bald in einem völligen Ruin begraben liegen werde. Es ist hier gar nicht meine Absicht, das Gegentheil zu beweisen, sonden nur zu zeigen, daß dieser Verfall gut und heilsam sei, und zwar so sehr, daß wir ihn von allen Seiten wünschen und befördern sollten.

Wenn wir uns einmal auf die philosophische Seite legen, (und das versucht doch wohl ein jeder,) so werden uns bald alle sogenannten schönen Künste abgeschmackt erscheinen, vorzüglich aber das Theater. Der Zweck der Bühne ist, uns durch erlogene Geschichten zu rühren, und Thränen aus den Augen zu locken, oder uns zum Lachen zu bewegen: je mehr ein Theater dies bewerkstelligt, um so vortrefflicher ist es.

Wir lesen in Beschreibungen, daß es ehedem Schauspiele und Stücke gegeben habe, die diesen Zweck auf die beste und vollkommenste Art erfüllt haben, man schrieb Dramaturgien, um die Kunst und den Geschmack des Publikums zu veredeln, ein großer Theil der Nation, und gerade der bessere, interessirte sich lebhaft für das Schauspiel, von allen Seiten kamen Vorschläge zu Verbesserungen, Uebersetzungen guter Stücke, und Versuche, auch im Deutschen gute Schauspiele zu schreiben. Es war ein wahres Fieber in Deutschland, Geschmack und Liebe zum Theater mußte jedermann haben, aber es war nur die Vorbereitung zu einer äußern Existenz.

Man überlege nur, ob vernünftige Menschen sich wohl auf lange für Lügen interessiren können, oder ob sie nicht viel mehr so bald als möglich wieder zur Wahrheit greifen werden. Das erste Prinzip der Moral ist, Niemand zu täuschen, und das erste Prinzip der Klugheit, sich von Niemand täuschen zu lassen.

Den ersten reellen Stoß, als die Bewunderer und Geschmacksmenschen ausgestorben waren, erhielt das Theater schon von jenen verständigen Leuten, welche sagten: warum soll ich noch nach einem eigenen Hause gehn, um Unglück zu sehn und zu erleben, wohl gar zu weinen, welches sich durchaus nicht für einen alten Mann schickt, da ich im Hause Unglücks genug, und ohne Geld auszugeben, Ueberfluß daran habe? Muß ich mich nicht täglich mit meiner Frau zanken? Bin ich nicht um Geld betrogen? Macht mein eigener Sohn nicht liederliche Streiche genug? Ist mein Bedienter nicht dummer, wie der beste in der Komödie? u. s. w. Dadurch sahen andere vernünftige Menschen ein, daß sie Narren wären, die ihr Geld und ihre Rührung für bessere Gelegenheiten sparen könnten. Das Theater kam in ein lächerliches Licht zu stehn, und wenn man noch etwa hinging, nahm man sich sehr in Acht, sich von keiner Rührung überraschen zu lassen.

Aber so wie die Menschheit immer gesetzter und philosophischer wird, so sah man nun ein, daß das ganze Theater nur ein kindisches, unnützes und lästiges Spielzeug sei; es wurde von Obrigkeitswegen und durch die Mehrheit der Stimmen beschlossen, es nach und nach ganz eingehen zu lassen, damit die Menschen sich den ernsthaftern Beschäftigungen widmen könnten. Weil man aber fürchtete, daß dies bei manchen unverständigen Leuten Mißvergnügen und Unzufriedenheit erregen könnte, so beschloß man, die Sache leiser anzugreifen, um sie dann desto sichrer in den Gang zu bringen.

Es thaten sich daher langweilige Schriftsteller zusammen, die die bessern Stücke, die gar zu leicht einen Respekt vor der Kunst einflößen könnten, verdrängten, man machte Langeweile, um darauf aufmerksam zu machen, wie wenig unterhaltend das ganze Vergnügen sei, so wurden wir mit schlechten Lustspielen und Familiengemälden überschüttet, eine Reihe von Dialogen, wo der Vorhang manchmal dazwischen fällt, um sie zu ordentlichen Stücken von vier bis fünf Akten zu machen. Da der guten Schauspieler weniger wurden, so traten andre auf, die eben so wie jene Bewunderung erregten, weil die Verständigern nun schon das Theater verlassen hatten; diese verschrieen und zerstampften die ältern guten Stücke, sie lernten die Rollen nicht mehr auswendig, sie geberdeten sich wie unsinnig, um die elende Täuschung völlig zu zernichten. Diese haben der Aufklärung einen wesentlichen Dienst gethan, denn seit der Zeit sieht man nur selten noch einen vernünftigen Mann im Theater.

Nun wurden die Bühnen zu Nationalbühnen erhoben und dieser Schritt war für die Aufklärung sehr berechnet und nothwendig. Nun waren die Schauspieler unter schützenden Privilegien schlecht, und Niemand durfte es wagen, viel dagegen zu sprechen, wenn auch noch hie und da ein Thor gewesen wäre, der im Theater von Kunstwerk, Geschmack, oder dergleichen Narrenpossen geredet hätte. Denn die ganze Absicht war, die Theater zu einer Art von Kaffeehäusern zu machen, in denen zufälliger Weise manche Menschen auf einem erhöhten, illuminirten Gerüste etwas lauter sprachen als die übrigen.

Darauf wurde noch die Oper eingeführt, um den Rest von gesundem Menschenverstand mit den Wellen einer strömenden Musik wegzuspielen, die ausgetretenen Kinderschuhe wurden wieder hervorgesucht, das Theater wurde zu einem Tollhause umgeschaffen, und seit der Zeit schämt man sich zu gestehn, wenn man nämlich Minna von Barnhelm gelesen hat, daß man im Theater gewesen sei.

An manchen Orten soll die Obrigkeit sogar Direktoren angesetzt haben, die sich vorsetzlicherweise stellen, als verstünden sie vom Theater nichts, um diese abgeschmackte Spielerei nur völlig zu Grunde zu richten. Man nimmt immer mehr schlechte Schauspieler an und dankt die bessern ab, es werden unaufhörlich Opern auf Begehren gespielt, die Schauspieler schreien immer stärker, die Dichter schreiben immer langwieriger, so daß das deutsche Theater und der deutsche Geschmack gewiß eine eiserne Natur haben müßten, wenn sie dies alles, ohne zu sterben, ertragen könnten. — —

Ulrich stand und erwartete das Emporziehn des Vorhangs; es geschah, und der Hofrath zankte mit Friedrich, dieser Hofrath aber war niemand anders, als Seidemann.

So hat er das Fach des Liebhabers aufgegeben! dachte Ulrich bei sich; ja wohl ist das Theater ein Bild des menschlichen Lebens! begeisterte Liebhaber werden unglückliche Väter, die Geliebten zänkische Tanten, Narren ernsthaft, und gesetzte Leute Narren.

Ulrichs Erstaunen wurde noch vermehrt, als er im Kammerherrn seinen alten Friseur Leyser erkannte, auch die Frau von Schmerling kam ihm bekannt vor, er konnte sich aber gar nicht erinnern, wer es seyn möchte. Das Stück ging seinen Gang fort, und ward recht tapfer zu Ende gearbeitet, die Biederkeit des Hofraths erhielt allgemeinen Beifall. In der letzten Scene, die die Frau von Schmerling hat, erkannte Ulrich sie plötzlich an einem eigenthümlichen Zeichen der Augenbraunen: es war Niemand anders, als seine Louise. Er sprang sogleich über das Orchester hinweg, und kletterte über Lichter und Lampen zum Theater empor, fiel der erstaunten Schauspielerin um den Hals: alles, Theater und Publikum war erstaunt, der Regisseur ließ den Vorhang fallen, und das Stück war auf die Art mit einem neuen Schluß versehn.

Seidemann, Louise und Leyser freuten sich, ihren Ulrich wieder zu sehn, es kostete nur wenig, ihn dazu zu bereden, ein Mitglied der Truppe zu werden. In wenigen Tagen trat er als rechtschaffener Liebhaber auf, und beschämte an Edelmuth die ganze Truppe; in vierzehn Tagen war er Louisens Ehemann.

Das Publikum fand sein Spiel bewundernswürdig, denn er hatte einen weit herzhaftern Tritt als alle übrigen in der Gesellschaft, er ward unaufhörlich beklatscht, und dies erweckte den Neid seiner Gefährten.

Ulrich lernte nun die Fülle der niedrigen Kabalen kennen von kleiner und heimtückischer Bosheit; vorzüglich that ihm Leyser viel Herzeleid, der in der Truppe die Spitzbuben spielte, und nun manches aus seinen Rollen auf den armen Ulrich anwandte. Auch Louise, die bis dahin nicht von Seidemann gekannt war, hatte viel zu

dulden. Der Direkteur gab beiden endlich den Abschied, und da sie nun gar nicht wußten, was sie anfangen sollten, ward ihre Reue und ihr Schmerz nur um so lebhafter.

Ulrich faßte endlich einen schnellen Entschluß, nahm Louisen und reiste mit ihr zu seinem Vater, der auf dem Krankenbette lag, und ihnen darum leichter, als sonst, verzieh. Da ihm Louise bald daruuf einen Enkel brachte, war der alte Mann wieder ganz heiter, und Ulrich widmete sich dem Kaufmannstande.

Sein Vater starb bald nachher. Ulrich sieht jetzt als Kaufmann dem damaligen Ulrich gar nicht mehr ähnlich; er lebt äußerst eingezogen und haushälterisch, und alle Leute sagen von ihm, er sei ein solider, vernünftiger Mann geworden.

Die

Gemälde.

Novelle.

Treten Sie nur indeß hier in den Bildersaal, sagte der Diener, indem er den jungen Eduard herein ließ; der alte Herr wird gleich zu Ihnen kommen.

Mit schwerem Herzen ging der junge Mann durch die Thüre. Mit wie so andern Gefühlen, dachte er bei sich selbst, schritt ich sonst mit meinem würdigen Vater durch diese Zimmer! Das ist das erste Mal, daß ich mich zu dergleichen hergebe, und es soll auch das letzte seyn. Wahrlich das soll es! Und es ist Zeit, daß ich von mir und der Welt anders denke.

Er trat weiter im Saale vor, indem er ein eingehülltes Gemälde an die Wand stellte. Wie man nur so unter leblosen Bildern ausdauern kann, und einzig in ihnen und für sie da seyn! so setzte er seine stummen Betrachtungen fort. Ist es nicht, als wenn diese Enthusiasten in einem verzauberten Reiche untergehen? Für sie ist nur die Kunst das Fenster, durch welches sie die Natur und die Welt erblicken; sie können beide nur erkennen, indem sie sie mit den Nachahmungen derselben vergleichen. Und so verträumte doch auch mein Vater seine Jahre; was nicht Bezug auf seine Sammlung hatte, war für ihn nicht bedeutender, als wenn es unter dem Pole vorfiele. Seltsam, wie jede Begeisterung so leicht dahin führt, unser Daseyn und alle unsere Gefühle zu beschränken.

Indem erhob er sein Auge, und war fast geblendet oder erschrocken vor einem Gemälde, welches in der obern Region des hohen Saales ohne den Schmuck eines Rahmens hing. Ein blonder Mädchenkopf mit zierlich verwirrten Locken und muthwilligem Lächeln guckte herab, im leichten Nachtkleide, die eine Schulter etwas entblößt, die voll und glänzend schien; in langen zierlichen Fingern hielt sie eine eben aufgeblühte Rose, die sie den glühend rothen Lippen näherte. Nun wahrlich! rief Eduard laut, wenn dies Bild von Rubens ist, wie es seyn muß, so hat der herrliche Mann in dergleichen Gegenständen alle andern Meister übertroffen! Das lebt, das athmet! Wie die frische Rose den noch frischern Lippen entgegen blüht! Wie sanft und zart die Röthe beider in einander leuchtet und doch so sicher getrennt ist. Und dieser Glanz der vollen Schulter, darüber die Flachshaare in Unordnung gestreut! Wie kann der alte Walther sein bestes Stück so hoch hinauf hängen und ohne Rahmen lassen, da all das andre Zeug in den kostbarsten Zierden glänzt?

Er erhob wieder den Blick und fing an zu begreifen, welche gewaltige Kunst die der Malerei sei, denn das Bild wurde immer lebendiger. Nein, diese Augen! sprach er wieder zu sich selbst, ganz im Anschauen verloren; wie konnten Pinsel und Farbe dergleichen hervorbringen? Sieht man nicht den Busen athmen? die Finger und den runden Arm sich bewegen?

Und so war es auch in der That denn in diesem Augenblick erhob sich das reizende Bild, und warf mit dem Ausdruck schelmischen Muthwillens die Rose herab, die dem jungen Mann ins Gesicht flog, trat dann zurück und verschloß klirrend das kleine Fenster.

Erschrocken und beschämt nahm Eduard die Rose vom Boden auf. Er erinnerte sich nun deutlich des schmalen Ganges, welcher oben neben dem Saale weglief und zu den höhern Zimmern des Hauses führte; die übrigen kleinen Fenster waren mit Bildern verhangen, nur dieses hatte man, um Licht zu gewinnen, in seinem Zustande gelassen, und der Hausherr selbst pflegte von dort oft die Gäste zu mustern, die seine Gallerie besuchen wollten. Ist es möglich, sagte Eduard, nachdem er sich aller dieser Umstände erinnert hatte, daß die kleine Sophie in einem Zeitraume von vier Jahren zu einer solchen Schönheit hat erwachsen können? — Er drückte unbewußt und in sonderbarer Zerstreuung die Rose an den Mund, stellte sich dann, starr auf den Boden sehend, an die Mauer, und bemerkte nicht, daß der alte Walther schon seit einigen Sekunden neben ihm stand, bis dieser ihn mit einem freundlichen Schlage auf die Schulter aus seiner Träumerei erweckte. Wo waren Sie? junger Mann, sagte er scherzend; Sie sind wie einer, der eine Erscheinung gehabt hat.

So ist es mir selbst, sagte Eduard; vergeben Sie; daß ich Ihnen mit meinem Besuche lästig falle.

Wir sollten uns nicht so fremd seyn, junger Freund, sagte der Alte herzlich; es ist nun schon länger als vier Jahre, daß Sie mein Haus nicht betreten haben. Ist es recht, den Freund Ihres Vaters, Ihren ehemaligen Vormund, der es gewiß immer gut mit Ihnen meinte, wenn wir gleich damals einige Differenzen mit einander hatten, so ganz zu vergessen?

Eduard ward roth und wußte nicht gleich, was er antworten sollte. Ich glaubte nicht, daß Sie mich vermissen würden, stotterte er endlich. Es

könnte Vieles, Alles anders gewesen seyn; allein die Irrthümer der Jugend —

Lassen wir das, rief der Alte im frohen Muth; was hindert uns, unsere ehemalige Bekanntschaft und Freundschaft zu erneuern? Was führt Sie jetzt zu mir?

Eduard sah nieder, dann warf er einen eiligen, schnell abgleitenden Blick auf den alten Freund, zauderte noch, und ging nun mit zögerndem Schritt nach dem Pfeiler, wo das Gemälde stand, das er aus seiner Verhüllung nahm. Sehen Sie hier, sagte er, was ich noch unvermuthet in der Verlassenschaft meines seligen Vaters gefunden habe, ein Bild, das in einem Bücherschranke aufbewahrt war, den ich seit Jahren nicht eröffnet hatte; Kenner wollen mir sagen, daß es ein trefflicher Salvator Rosa sei.

So ist es, rief der alte Walther mit begeisterten Blicken. Ei, das ist ein herrlicher Fund! Ein Glück, daß Sie es so unvermuthet entdeckt haben. Ja, mein verstorbener lieber Freund hatte Schätze in seinem Hause, und er wußte selber nicht, was er alles besaß.

Er stellte das Bild in das rechte Licht, prüfte es mit leuchtenden Augen, ging näher und wieder zurück, begleitete aus der Ferne die Linien der Figuren mit einem Kennerfinger und sagte dann: wollen Sie mir es ablassen? Nennen Sie mir den Preis, und das Bild ist mein, wenn es nicht zu theuer ist.

Indem hatte sich ein Fremder herbei gemacht, der in einer andern Wendung des Saales nach einem Julio Romano zeichnete. Ein Salvator? fragte er mit etwas schneidendem Tone, den Sie wirklich als einen alten Besitz in einer Verlassenheit gefunden haben?

Allerdings, sagte Eduard, den Fremden mit einem stolzen Blicke musternd, dessen schlichter Oberrock und einfaches Wesen etwa einen reisenden Künstler vermuthen ließen.

So sind Sie selbst hintergangen, antwortete der Fremde mit einem stolzen, rauhen Tone, im Fall Sie nicht hintergehen wollen; denn dieses Bild ist augenscheinlich ein ziemlich modernes, vielleicht ist es ganz neu, wenigstens gewiß nicht über zehn Jahre alt, eine Nachahmung der Manier des Meisters, gut genug, um auf einen Augenblick zu täuschen, das sich aber bei näherer Prüfung dem Kenner bald in seiner Blöße zeigt.

Ich muß mich sehr über diese Anmaßung verwundern, rief Eduard aus, ganz aus aller Fassung gesetzt. Im Nachlasse meines Vaters befanden sich lauter gute Bilder und Originale, denn er und der Herr Walther galten immer für die besten Kenner in der Stadt. Und was wollen Sie? Bei unserm berühmten Kunsthändler Erich hängt der Pendant zu diesem Salvator, für welchen vor einigen Tagen ein Reisender eine sehr große Summe geboten hat. Man halte beide zusammen, und man wird sehen, daß sie von Einem Meister sind und zusammen gehören.

So? sagte der Fremde mit lang gedehntem Tone. Sie kennen also oder wissen um jenen Salvator auch? Freilich ist er von derselben Hand, wie dieser hier, das leidet keinen Zweifel. In dieser Stadt sind die Originale dieses Meisters selten, und Herr Erich und Walther besitzen keines von ihm; aber ich bin mit dem Pinsel dieses großen Meisters vertraut, und gebe Ihnen mein Wort, daß er diese Bilder nicht berührte, sondern daß sie von einem Neueren herrühren, der Liebhaber mit ihnen hintergehen will.

Ihr Wort? rief Eduard in glühender Röthe; Ihr Wort! Ich sollte denken, daß das Meinige hier eben so viel, und noch mehr gälte!

Gewiß nicht, sagte der Unbekannte, und außerdem muß ich noch bedauern, daß Sie Sich so von Ihrer Hitze übereilen und verrathen lassen. Sie wissen also um die Fabrikation dieses Machwerks, und kennen den nicht ungeschickten Nachahmer?

Nein! rief Eduard noch heftiger; Sie sollen mir diese Beschimpfung beweisen, mein Herr! Diese Anmaßungen, diese Unwahrheiten, die Sie so dreist herausstoßen, kündigen einen mehr als gehässigen Charakter an.

Der Geheimerath Walther war in der größten Verlegenheit, daß diese Scene in seinem Hause vorfallen mußte. Er stand prüfend vor dem Bilde, und hatte sich schon überzeugt, daß es eine moderne, aber treffliche Nachahmung des berühmten Meisters sey, die wohl auch ein erfahrenes Auge hintergehen konnte. Ihn schmerzte es innig, daß der junge Eduard in diesen bösen Handel verwickelt war; die beiden Streitenden aber waren so heftig erzürnt, daß jede Vermittlung unmöglich wurde.

Was Sie da sprechen, mein Herr! rief der Fremde jetzt in erhöhtem Tone, Sie sind unter meinem Zorn, und ich bin erfreut, daß ein Zufall mich in diese Gallerie geführt hat, um zu verhüten, daß ein würdiger Mann und Sammler hintergangen wurde.

Eduard schäumte vor Wuth. So ist es nicht gemeint gewesen, sagte begütigend der Alte.

Wohl war das die Meinung, fuhr der Fremde fort: es ist ein altes wiederholtes Spiel, bei dem man es nicht einmal der Mühe werth gefunden hat, eine neue Erfindung anzubringen. Ich sah in der Kunsthandlung jenen sogenannten Salvator Rosa; der Eigenthümer hielt ihn für ächt, und wurde noch mehr darin bestärkt, als ein Reisender, der, der Kleidung nach, ein sehr vornehmer Mann seyn konnte, einen hohen Preis für das Bildchen bot; er wollte bei der Rückkehr wieder zusprechen, und bat sich vom Kunsthändler aus, daß dieser das Gemälde wenigstens vier Wochen nicht aus den Händen geben sollte. — Und wer war dieser vornehme Herr? der weggejagte Kammerdiener des Grafen Alten aus Wien. So ist es klar, daß das Spiel, von wem es auch herrühre, auf Sie, Herr Walther, und Ihren Freund Erich abgekartet war.

Eduard hatte indessen mit zitternden Händen sein Bild schon wieder eingewickelt; er knirschte mit den Zähnen, stampfte mit dem Fuße und schrie: der Teufel soll mir diesen Streich bezahlen! So stürzte er zur Thüre hinaus, und bemerkte nicht, daß das Mädchen wieder von oben in den Saal herabschaute, die durch das Geschrei der Streiter herbei gezogen worden war.

Mein werther Herr, so wandte sich jetzt der Alte zu dem Unbekannten, Sie haben mir weh gethan; Sie sind zu rasch mit dem jungen Manne verfahren; er ist leichtsinnig und ausschweifend, aber ich habe bis jetzt noch keinen schlechten Streich von ihm gehört.

Einer muß immer der erste seyn, sagte der Fremde mit kalter Bitterkeit; er hat wenigstens heute Lehrgeld gegeben, und kehrt entweder um, oder lernt so viel, daß man seine Sachen klüger anfangen, und auf keinen Fall die Fassung verlieren muß.

Er ist gewiß selbst hintergangen, sagte der alte Walther, oder er hat wirklich das Bild, wie er sagt, gefunden, und sein Vater, der ein großer Kenner war, hat es schon deswegen, weil es nicht ächt ist, bei Seite geschafft.

Sie wollen es zum Besten kehren, alter Herr, sagte der Fremde; aber in diesem Falle wäre der junge Mensch nicht so unanständig heftig geworden. Wer ist er denn eigentlich?

Sein Vater, erzählte der Alte, war ein reicher Mann, der ein großes Vermögen hinterließ; er hatte eine so starke Leidenschaft für die Kunst, wie gewiß nur wenige Menschen ihrer fähig sind. Auf diese verwandte er einen großen Theil seines Vermögens, und seine Sammlung war unvergleichlich zu nennen. Darüber aber versäumte er wohl etwas zu sehr die Erziehung dieses seines einzigen Sohnes; so wie daher der Alte starb, war der junge Mensch nur darauf bedacht, Geld auszugeben, mit Schmarotzern und schlechtem Volke Umgang zu haben, sich Mädchen und Equipagen zu halten. Als er majorenn wurde, waren ungeheure Schulden bei Wucherern und Wechsel zu bezahlen, aber er setzte seinen Stolz darein nun noch mehr zu verschwenden; die Kunstwerke wurden verkauft, da er keinen Sinn für diese hat; ich nahm sie für billige Preise. Jetzt hat er wohl, außer dem schönen Hause, so ziemlich Alles durchgebracht, und auch auf diesem mögen Schulden lasten; Kenntnisse hat er sich schwerlich erworben, Beschäftigung ist ihm unleidlich, und so muß man mit Bedauern sehen, wie er seinem Untergange entgegen geht.

Die alltägliche Geschichte von so Vielen, bemerkte der Unbekannte, und der gewöhnliche Weg unwürdiger Eitelkeit, der die Menschen lustig in die Arme der Verachtung führt.

Wie haben Sie sich nur dieses sichre Auge erwerben können? fragte der Rath; auch erstaune ich über die Art, mit der Sie dem Julio nachzeichnen, da Sie doch kein Künstler sind, wie Sie sagen.

Aber ich studire seit lange die Kunst, antwortete der Fremde; ich habe die wichtigsten Gallerien in Europa fleißig und nicht ohne Nutzen gesehen, mein Blick ist von Natur scharf und richtig, und noch durch Uebung gebildet und sicher gemacht, so daß ich mir schmeicheln darf, wohl nicht so leicht, am wenigsten über meine Lieblinge zu irren.

Der Fremde empfahl sich jetzt, nachdem er dem Sammler hatte versprechen müssen, am folgenden Mittage bei ihm zu essen, denn der Alte hatte vor den Kenntnissen des Reisenden große Achtung gewonnen.

Mit unbeschreiblichem Zorne ging Eduard nach Hause. Er trat wüthend ein, warf alle Thüren heftig hinter sich zu, und eilte durch die großen Gemächer nach einem kleinen Hinterstübchen, wo in der Dämmerung der alte Eulenböck bei einem Glase starken Weines seiner wartete. Hier! schrie Eduard, du alter, schiefnasiger, weinverbrannter Halunke, ist Deine Schmiererei wieder; verkauf sie an den Seifensieder drüben, der sie in die Lichte gießen kann, wenn ihm die Malerei nicht ansteht.

Wäre Schade, sagte der alte Maler, um das gute Bildchen, indem er sich mit der größten Kaltblütigkeit ein neues Glas einschenkte. Hast Dich erhitzt, Freundchen; und der Alte hat von dem Kauf nichts wissen wollen?

Schelm! schrie Eduard, indem er das Bild heftig hinwarf; und um Deinetwillen bin ich auch zum Schelm geworden! Beschimpft, gekränkt! O und wie beschämt vor mir selber, glühend Kopf und Hals hinunter, daß ich mir aus Liebe zu Dir solche Lüge erlaubte.

Ist keine Lüge, liebes Männchen, sagte der Maler, indem er das Bild auswickelte, ist ein so veritabler Salvator Rosa, wie ich nur noch je einen gemalt habe. Hast mich ja nicht daran arbeiten sehen, und kannst also nicht wissen, von wem das Bild herrührt. Du hast kein Geschick, mein Hänschen; ich hätte Dir die Sache nicht anvertrauen sollen.

Ich will ehrlich seyn, rief Eduard, und schlug mit der Faust auf den Tisch; ich will ein ordentlicher Mensch werden, daß Andre und ich selber wieder Achtung vor mir haben! Ganz anders will ich werden, einen neuen Lebenswandel will ich anfangen!

Warum Dich erbosen? sagte der Alte und trank. Ich will Dich nicht hindern; mich wird's freuen, wenn ich das erlebe. Ich habe ja immer an Dir ermahnt und Dir vorgepredigt; ich habe Dich auch an Beschäftigung zu gewöhnen gesucht, ich habe dir das Restauriren lehren wollen, Firnisse bereiten, Farben reiben, in Summa, ich habe es an nichts bei Dir fehlen lassen.

Hund von Kerl! rief Eduard, Dein Junge, Dein Farbenreiber soll' ich werden? Aber freilich, ich bin ja heute noch tiefer gesunken, da ich mich zum Spitzbuben eines Spitzbuben habe gebrauchen lassen.

Was das Kind für ehrenrührige Ausdrücke braucht, sagte der Maler und schmunzelte in sein Glas hinein; wenn ich mir so was zu Herzen nähme, so hätten wir die Schlägerei oder bittre Feindschaft hier zur Stelle. Er meint es aber gut in seinem Eifer; der Junge hat was Nobles in seinem ganzen Wesen, allein zum Bilderhändler taugt er freilich nicht.

Eduard legte sich mit dem Kopf auf den Tisch, und der Maler wischte schnell einen Weinfleck ab, damit der Jüngling nicht mit dem Aermel hineinfahre. Der gute liebe Salvator, sagte er dann bedächtig, soll auch nicht das beste Leben geführt haben; sie geben ihm gar Schuld, er sei Bandit gewesen. Als Rembrandt sich bei lebendigem Leibe für todt ausgab, um den Preis seiner Werke zu erhöhen, war er auch nicht ganz der Wahrheit treu geblieben, ob er gleich wirklich einige Jahre später starb, und sich also nur in der Jahreszeit etwas verrechnet hatte. So, wenn ich nun solch Bildchen in aller Liebe und Demuth male, mich in den alten Meister und alle seine lieben Eigenheiten recht sanftselig und saumthunlich hineindenke, daß mir immer ist, als führte des Verstorbnen Seelchen mir Hand und Pinsel; und das Ding ist dann fertig, und nicht

mir mit rechter Herzlichkeit seinen Dank zu, daß ich auch was vom alten Virtuosen geliefert habe, der doch nicht Alles hat machen und nicht ewig hat leben können, und ich mich nun, vollends nach einem Glase Wein, indem ich es mit tieferer Prüfung beschaue, rechtgläubig überzeuge, daß es vom alten Herrn wirklich herrührt, und ich übergebe es so einem andern Liebhaber des Seligen, und verlange nur ein Billiges für die Mühe daß ich mir die Hand habe führen, mein eignes Ingenium derzeit unterdrücken lassen, an der Verringerung meines eigenen Künstlernamens zu arbeiten, — ist denn das so himmelschreiende Sünde, Freundchen, wenn ich mich selbst auf solche kindliche Weise aufopfre?

Er hob den Kopf des Liegenden auf, verwandelte aber seine grinsende Freundlichkeit in eben so verzerrten Ernst, als er die Wangen des Jünglings voll Thränen sah, die in einem heißen Strome unaufhaltsam aus den Augen stürzten. O meine verlorne Jugend! schluchzte Eduard: o ihr goldnen Tage, ihr Wochen und Jahre! wie seid ihr doch so sündlich verschleudert worden, als läge nicht in euern Stunden der Keim der Tugend, der Ehre und des Glücks; als sei dieser köstlichste Schatz der Zeit jemals wieder zu gewinnen. Wie ein Glas abgestandenes Wasser hab' ich mein Leben und den Inhalt meines Herzens ausgegossen. Ach! welch Daseyn hätte mir aufgehen können, welch Glück mir und Andern, wenn ein böser Geist nicht meine Augen verblendete. Segensbäume wuchsen und schatteten um mich und über mir, in denen der Freund, die Gattin und die Bedrängten Hülfe, Trost, Heimath und Frieden fanden; und ich habe die Axt im schwindelnden Uebermuth an diesen Hain gelegt, und muß nun Frost, Sturm und Hitze dulden!

Eulenböck wußte nicht, welch Gesicht er machen, noch weniger, was er sagen sollte, denn in dieser Stimmung, mit solchen Gesinnungen hatte er seinen jungen Freund noch niemals gesehen; er war endlich nur froh und beruhigt, daß dieser ihn nicht bemerkte, so daß er in behaglicher Heimlichkeit seinen Wein ausleerte.

Tugendhaft also willst Du werden, mein Sohn? fing er endlich an. Auch gut. Wahrlich! wenige Menschen sind für die Tugend so portirt, als ich selber, denn es gehört schon ein scharfer Blick dazu, um nur zu wissen, was Tugend ist. Knausern, den Leuten abzwacken, sich und unserm Herrgott etwas vorlügen, ist gewiß keine. Wer aber das rechte Talent dazu hat, der findet's auch. Wenn ich einen verständigen Mann zu einem guten Salvator oder Julio Romano von meiner Hand verhelfe, und er freut sich dann, so habe ich immer noch besser gehandelt, als wenn ich einem Pinsel einen ächten Rafael verkaufe, den der Gimpel nicht zu schätzen weiß, so daß ihm im Grunde seines Herzens ein geschniegelter Van der Werft mehr Freude machen würde. Meinen großen Julio Romano muß ich nun wohl in eigner Person verkaufen, da Du zu dergleichen weder Gaben noch Glück hast.

Diese armseligen Sophistereien, sagte Eduard, können auf mich nicht mehr wirken; diese Zeit ist vorüber, und Du magst Dich nur in Acht nehmen, daß sie Dich nicht ertappen; denn mit Laien mag es Dir wohl gelingen, aber nicht mit Kennern, wie der alte Walther einer ist.

Laß gut seyn, mein Kindchen, sagte der alte Maler, die Kenner sind gerade am besten zu betrügen, und mit einem Unerfahrnen möcht' ich gar nicht einmal anfangen. O dieser gute, alte, liebe Walther, dies feine Männchen! Hast Du nicht den schönen Höllenbreughel gesehen, der am dritten Pfeiler zwischen der Skizze von Rubens und dem Portrait von Van Dyk hängt? Der ist von mir. Ich kam zu dem Männchen mit dem Gemälde: Wollen Sie nicht etwas schönes kaufen? „Was! rief er; solche Fratzen, Tollheiten? Das ist nicht meine Sache; zeigen Sie doch. Nun, ich nehme sonst dergleichen Unsinn bei mir nicht auf, indessen weil in diesem Bilde doch etwas mehr Anmuth und Zeichnung ist, als man sonst bei diesen Phantasien trifft, so will ich mit ihm einmal eine Ausnahme machen." In Summa, er hat's behalten, und zeigt's den Leuten, um seinen vielseitigen Geschmack zu beurkunden.

Eduard sagte: Aber willst Du denn nicht auch noch ein rechtlicher Mann werden? Es ist doch die höchste Zeit.

Mein junger Bekehrer, rief der Alte, ich bin es längst; Du verstehst das Ding nicht, auch bist Du mit Deinem heißen Anlauf noch nicht durch. Stehst Du am Ziel, und bist glücklich allen Klippen, Halseisen, Leuchtpfählen vorüber, dann winke mir nur dreist, und ich steuere Dir vielleicht nach. Bis dahin laß mich ungeschoren.

So trennt sich also unsre Laufbahn, sagte Eduard, indem er ihn wieder freundlich anblickte; ich habe viel versäumt, aber doch noch nicht Alles, mir bleibt noch etwas von meinem Vermögen, mein Haus. Hier will ich mich einfach einrichten, und beim Prinzen, der binnen Kurzem hier ankommen wird, eine Stelle als Secretair oder Bibliothekar suchen, vielleicht reise ich mit ihm; vielleicht, daß anderswo ein Glück — oder, wenn das nicht, so beschränke ich mich hier, und suche Arbeit und Beschäftigung in meiner Vaterstadt.

Und wann soll das Tugendleben losgehen? fragte der Alte mit grinsendem Lachen.

Gleich, sagte der Jüngling, morgen, heut, diese Stunde!

Narrenspossen! sagte der Maler und schüttelte den greisen Kopf; zu allen guten Dingen muß man sich Zeit lassen, sich vorbereiten, einen Anlauf nehmen, die alte Periode mit einer Feierlichkeit beschließen und die neue eben so beginnen. Das war eine herrliche Sitte, daß in manchen Gegenden unsere Vorfahren den Carneval mit rechter ächter Ausgelassenheit zu Grabe trugen, daß sie zuletzt noch einmal recht toll aufjubelten und sich in der Lust übernahmen, um nachher ungestört und ganz ohne Gewissensskrupel fromm seyn zu können. Laß uns der verehrlichen Sitte nachfolgen; Brüderchen, sieh, ich bin Dir so gut, gieb uns und Deinen Launen noch einmal so einen rechten ausgesuchten Weinschmaus, so einen hohen Valet- und Abschieds-Hymnus, daß wir, besonders ich, Deiner gedenken; laß uns beim besten Wein bis in die tiefe Nacht hinein jubeln, dann gehst Du rechts ab zur Tugend und Mäßigkeit, und wir andern bleiben links, wo wir sind.

Schlemmer! sagte Eduard lächelnd: wenn Du nur einen Vorwand findest, Dich zu betrinken, so ist

Dir Alles recht. Es sei also am heiligen Dreikönigs-Abend.

Da ist ja noch vier Tage hin, seufzte der Alte, indem er den letzten Rest ausschlürfte, und sich dann schweigend entfernte.

Wir werden heute eine kleine Tischgesellschaft haben, sagte der Rath Walther zu seiner Tochter.

So? fragte Sophie. Und wird der junge Eduard auch herkommen?

Nein, antwortete der Vater. Wie fällst Du auf diesen?

Ich dachte nur, sagte Sophie, daß Sie ihm vielleicht durch eine Einladung die unangenehme Scene etwas vergüten wollten, die er ohne Ihren Willen in Ihrem Hause hat erleiden müssen.

Heute würde es am wenigsten passen, erwiederte der Alte, da gerade der Mann mit uns speisen wird, von dem der junge Mensch beleidigt ward.

So? der? sagte das Mädchen mit gedehntem Tone.

Es scheint, der fremde Mann ist Dir unangenehm.

Recht sehr, rief Sophie; denn erstlich kann ich es von Niemand leiden, wenn man nicht genau weiß wer er ist; solch Inkognito ist in der Fremde allerliebst, um für etwas Besonderes zu gelten, wenn hinter dem Menschen gerade gar nichts steckt, und so ist es gewiß mit diesem Unbekannten, der ganz das Wesen eines vacirenden Hofmeisters oder Secretairs hat, der sich gestern in Ihrer Gallerie ein Ansehen gab, als wenn er der oberste Direktor aller Heiden-Bekehrungsanstalten wäre.

Du sagtest: erstens? fragte der Vater lächelnd: nun also zweitens?

Zweitens ist er fatal, sagte sie lachend, und drittens ist er unausstehlich, und viertens hasse ich ihn wahrhaft.

Das ist freilich erstens und letztens bei euch, sagte der Alte. Uebrigens erscheint noch mein Freund Erich und der junge Maler Dietrich, so wie der wunderliche Eulenböck.

Da haben wir ja alle Zeitalter beisammen, rief Sophie aus, alle Arten von Geschmack und Gesinnung! Kommt nicht etwa auch noch der junge Herr von Eisenschlicht, um mir das Leben recht sauer zu machen?

Der Vater hob den Finger drohend auf, sie ließ sich aber nicht irren, sondern fuhr schnell und unwillig fort: Es ist ja wahr, daß ich in dieser Gesellschaft meines Lebens niemals froh werde; das schwatzt, und guckt, und ist artig, und lügt, und wird unausstehlich durch einander, daß ich statt solcher Mahlzeiten lieber drei Tage hungern möchte. Solche verliebte Leute sind mir so zuwider, wie unreife Johannisbeeren! jedes Wort von ihnen schmeckt mir noch sauer nach acht Tagen, und verdirbt mir auch die Zunge für alle bessere Früchte. Der alte krummnasige, kupfrige Sünder ist mir noch von allen der liebste, denn er denkt doch nicht daran, mich wie ein Möbel in seine Stuben hinzustellen.

Diese Art und Weise, sagte der Vater, ist mir an Dir selbst leid, ja recht verdrießlich, weil ich bei Deinem starren Eigensinn noch gar nicht absehen kann, wie Du Dich je ändern möchtest. Du weißt nun, wie ich über die Ehe und die sogenannte Liebe denke, wie sehr Du mich glücklich machen würdest, wenn Du Deinen Willen brechen wolltest —

Ich muß nach der Küche sehen, rief sie plötzlich: ich muß Ihnen heute Ehre machen; vergessen Sie nur nicht die guten Weine, damit der röthliche Eulenböck nicht Ihren Keller in schlechten Ruf bringt. So lief sie hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

Der Alte ging an seine Geschäfte, indessen die Tochter Küche und Tisch besorgte. Sie hatte jenes Gespräch so plötzlich abgebrochen, weil es der Wunsch des Vaters, den sie nur gar zu gut kannte, war, sie mit seinem Freunde Erich zu verheirathen, der zwar nicht mehr jung, indessen auch noch nicht so sehr in Jahren vorgerückt war, daß ein solcher Plan lächerlich gewesen wäre. Erich hatte bei seinem Handel ein ansehnliches Vermögen erworben; in diesem Augenblicke besaß er eine Sammlung ganz vorzüglicher Bilder aus den italiänischen Schulen, und Walther hatte den Gedanken, daß, falls seine Tochter sich noch zu dieser Heirath bereden ließe, Erich alsdann seinen Handel einstellen, und diese vorzüglichen Gemälde seiner Gallerie einverleiben solle, damit der Schwiegersohn diese dann nach seinem Tode als eine recht ausgezeichnete besäße und erhielte. Denn es war ihm fürchterlich, sich diese treffliche Sammlung einst wieder zerstreut zu denken, vielleicht gar unter dem Preise verkauft und an Menschen vergeudet, bei denen die Bilder durch Unverstand zu Grunde gehen könnten. Seine Leidenschaft für Malerei war so groß, daß er auf jeden Fall seines Freundes Bilder für eine sehr große Summe gekauft haben würde, wenn ihn nicht der Erwerb eines ansehnlichen Gutes und großen Gartens, die er seiner Tochter zurück lassen wollte, gehindert und ihm jetzt jede Auslage, vorzüglich aber eine so bedeutende, unmöglich gemacht hätten. Indem er seine Briefe schrieb, zerstreuten ihn diese Gedanken unaufhörlich. Er gedachte dann des jungen Malers Dietrich, eines hübschen, blonden Jünglings; und ob ihm gleich dessen Art, die Kunst auszuüben, so wenig wie die, sich zu kleiden, recht war, so hätte er doch auch diesen gern als Schwiegersohn umarmt, weil er überzeugt seyn konnte, daß der junge Mensch für sein Kunstvermächtniß die höchste Ehrerbietung hegen würde. Der alte Maler Eulenböck konnte ihm für seine Plane nie in die Gedanken kommen; aber seit gestern hatte er den fremden Kunstkenner mit väterlichem Auge gemustert, und die schnippische Antwort der Tochter, mit der sie sich über diesen geäußert hatte, war ihm daher um so empfindlicher. Er mochte es sich nicht gestehen, aber er dachte, wenn er in die Zukunft schaute, weit mehr an das Heil seiner Sammlung, als an das Glück seines Kindes. Selbst der junge Herr von Eisenschlicht, der Sohn eines Wucherers, wäre ihm zum Eidam erwünscht gewesen, weil der junge Mensch auf Reisen sich ziemlich gebildet hatte; und da dieser zugleich die Neigungen seines Vaters besaß, so ließ sich wohl erwarten, daß er aus jeder Rücksicht eine so kostbare Sammlung in Ehren halten würde.

So war der Vormittag verstrichen, und die Gäste fanden sich nach und nach ein. Zuerst der jüngste, Dietrich, im sogenannten altdeutschen Rocke, die weißlichen Haare auf den Schultern hangend, und mit einem blonden Bärtchen, der sein rosenrothes

durchsichtiges Antlitz nicht entstellte. Er erkundigte sich sogleich angelegentlich nach der Tochter, und diese erschien, geschmückt, in einem grünseidenen Kleide, das den Glanz ihres Gesichts und Nackens wunderbar erhob. Der Jüngling begann sogleich eben so verlegen als zudringlich ein Gespräch mit Sophien, das um so trockner wurde, um so mehr er es überschwenglich zu machen suchte. Gestört und getröstet wurden beide durch das Erscheinen des alten Eulenböck, der mit seinem braunrothen Gesicht wunderlich aus einer hellgrünen Weste und weißlichem Frack heraus schien, da er es, wie viele ausgemacht häßliche Menschen, liebte, sich in auffallende Farben zu kleiden. Die jungen Leute konnten kaum das Lachen unterdrücken, als sie ihn sich linkisch hereindrehen, grimassirend grüßen und mit falscher Artigkeit stolpern sahen, wobei sich sein schiefes Gesicht, die kleinen grellen Augen und seitwärts gedrehte Nase noch wunderlicher ausnahmen. Der Fremde ließ lange auf sich warten, und Sophie spöttelte wieder über die Anmaßung, den vornehmen Mann zu spielen, bis er endlich, schlicht gekleidet, erschien und es der Gesellschaft möglich machte, sich in das Speisezimmer zu begeben, in welchem sie Erich schon fanden, der dort ein Gemälde befestigt hatte, welches der Fremde und die Maler in Augenschein nehmen sollten.

Sophie saß zwischen Erich und dem Unbekannten, obgleich Dietrich einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich an ihre Seite einzuschieben. Eulenböck, der alles bemerkte, und der am liebsten seine Bosheit in das Gewand der Gutmüthigkeit hüllte, drückte dem jungen Menschen die Hand und dankte ihm wie gerührt, daß er so lang herumgekreuzt sei, um nur neben einem alten Manne zu sitzen, der zwar auch die Kunst liebe und ausübe, indessen freilich mit seinen abnehmenden Kräften dem Fluge der neuern Schule nicht mehr nachstreben könne, an deren Enthusiasmus er aber doch sein altes Feuer wieder anzünde und seine schon kalten Lebensgeister erwärme. Dietrich, der noch jung genug war, um alles dies für Ernst zu halten, wußte nicht Dankbarkeit genug auszudrücken, noch hinlängliche Bescheidenheit aufzutreiben, um diese Demuth aufzuwägen. Der alte Schelm freute sich, daß ihm seine Verstellung gelang, und machte den gutmüthigen Jüngling immer treuherziger, der in diesem alten Knaben schon einen Schüler von sich zu sehen wähnte, und dabei im Stillen berechnete, wie er dessen praktische Kenntnisse zu höhern Zwecken brauchen wolle, ohne daß der Alte merken müsse, wie der neue Lehrer wieder zugleich sein Schüler sei.

Indessen diese beiden sich so zu täuschen suchten, war das Gespräch des Fremden und des Wirthes zum Theil zufällig, und von der andern Seite klug gelenkt, auf die Ehe gefallen; denn der alte Walther ließ nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen, seine Gedanken über diesen Gegenstand auszusprechen. Ich habe niemals, sagte er, mit den Ansichten übereinstimmen können, die nun etwa seit funfzig Jahren zur allgemeinen Mode geworden sind. Ich nenne sie Mode, weil ich mich nie, obgleich ich auch jung gewesen bin, habe überzeugen können, daß sie in der Natur gegründet sind. Kann man läugnen, daß einzelne Menschen zu gewissen Zeiten leidenschaftlichen Stimmungen und Verirrungen ausgesetzt gewesen? Nur zu häufig haben wir die bösen Folgen des Zornes, der Trunkenheit, der Eifersucht und Wuth wahrnehmen müssen. Ebenso ist auch nicht zu läugnen, daß vielfaches Unheil und seltsame Begebenheiten aus jenen gesteigerten Empfindungen, die man Liebe nennt, hervorgegangen sind. Es ist nur die Rede von jener Verkehrtheit, daß der Mensch zwar alle andere Verwirrungen vermeidet, und sich der Ueberraschung der Leidenschaften zu entwöhnen sucht, Alle aber sich seit einer gewissen Zeit damit brüsten, ja es für nothwendig zum Leben halten, die Liebe und ihre wilden Zustände und leidenschaftlichen Verwirrungen erlebt zu haben.

Der Unbekannte sah den Wirth ernsthaft an und nickte ihm zu, worauf der Alte mit erhöhter Stimme fortfuhr:

Möchte man am Ende auch einer gewissen Billigkeit nachgeben, und diese Zustände der sogenannten Liebenden, in denen, wie sie uns erzählen, die ganze Welt ihnen im schönern Lichte erscheint, und in welchen sie sich aller ihrer Seelenkräfte erhöht und vielfacher bewußt werden (obgleich sie in jenem Schlummerwachen in der Regel träge, und zu keiner Arbeit zu bringen sind), natürlich finden; was thut, frag' ich nun, alles dies, auch noch so glücklich sich wendend, um eine vernünftige und gute Ehe zu schließen? Ich würde nie meine Einwilligung geben wenn ich das Unglück hätte, an meiner Tochter einmal diese Verstandesverwirrung zu bemerken.

Sophie lächelte; der junge Dietrich sah sie erröthend an, und Eulenböck trank mit großem Wohlbehagen, indeß der Fremde den Alten mit Ernst anhörte, der, seiner Sache gewiß, um so eifriger fortfuhr: Nein, wohl dem Manne, der, mit dieser verkehrenden Leidenschaft völlig unbekannt, den vernünftigen Entschluß faßt, sich in den Stand der Ehe zu begeben, und Heil dem Mädchen, das züchtig den Gemahl findet, ohne jene Scenen des Wahnsinns je mit ihm gespielt zu haben, denn alsdann findet sich jene Zufriedenheit, jene Ruhe und jener Segen, der unsern Vorfahren nicht unbekannt war, und den die heutige Welt nicht mehr achten will. In diesen Ehen, welche nach vernünftiger Ueberlegung in Demuth und stiller Ergebenheit geschlossen wurden, fanden die Menschen damals im wachsenden Vertrauen, in zunehmender Zärtlichkeit und im gegenseitigen Ertragen der Schwächen ein Glück, welches dem jetzigen hochfahrenden Geschlechte zu geringe erscheint, und das auch darum nur Elend und Noth, Unzufriedenheit und Mißverständniß, Zwietracht und Verachtung im Garten seines Lebens baut. Früh schon an den Rausch der Leidenschaft gewöhnt, suchen sie auch diesen in der Ehe, und verachten die Nothwendigkeit des alltäglichen Lebens, erneuern dann rechts und links in mannichfaltigen und immer geringeren Abwechselungen die Kunststücke ihres Liebeshandwerks, und gehen so in Schlechtigkeit und Selbstbetrug unter.

Sehr bitter, aber wahr, sagte der Unbekannte mit nachdenklicher Miene.

Es ist wie mit allen Bitterkeiten, flüsterte Sophie ihrem Nachbar zu, sie fallen zu schwer auf die Zunge; man kann nicht recht unterscheiden, ob es schmeckt, oder nur allen Geschmack betäubt; dergleichen ist natürlich für den wahr, der Liebhaber davon ist.

Eulenböck, der diesen Ausspruch auch gehört hatte, lachte, und der Vater, der die Sache nur halb verstanden, wandte sich mit Heiterkeit zu seinem fremden Gaste: Wir sind also darüber einig, daß nur die so genannten Conventionsheirathen glücklich seyn können; ich werde auch niemals Anstand nehmen, meine einzige und nicht unbegabte oder arme Tochter einem Manne zu geben, sei er, von welchem Stande er wolle, dessen Charakter mir werth ist, und dessen Kenntnisse ich, vorzüglich in der Kunst, achten muß, damit auch meine Enkel noch die Früchte meines Fleißes ärnten, und nicht in alle Winde und in die Häuser der Unwissenden das verstreut werde, was Liebe, Aufopferung, Studium und unermüdeter Fleiß in dieser Wohnung versammelt haben.

Er sah den Fremden mit gefälligem Lächeln an; doch dieser, der bis jetzt ihm freundlich erwiedert hatte, machte eine fast finstere Miene und sagte nach einer kleinen Pause: Die Sammlungen von Privatpersonen können niemals lange bestehen; wer die Kunst liebt, sollte, falls er gesammelt hat, seine Schätze um ein Billiges Fürsten verkaufen, oder sie größern Gallerieen durch Testament einverleiben. Darum kann ich auch den Plan mit ihrer Tochter nicht billigen, wenn ich auch mit Ihren Ansichten von der Ehe einverstanden bin. Und überhaupt ist es in Ansehung jeder Heirath eine mißliche Sache. Wenn ich nicht versprochen wäre und tausend dringende Ursachen mich zwängen, mein Wort nicht zu brechen, so würde ich meiner Neigung nach immer unverheirathet bleiben.

Der Alte wurde roth und sah vor sich nieder, dann fing er mit seinem Nachbar, nicht ohne Verlegenheit, ein anderes Gespräch an. Die neuliche Auction der Kupferstiche, sagte der Gemäldehändler, ist bei Weitem nicht so ergiebig ausgefallen, als es der Eigenthümer sich versprochen hatte. Das ist häufig mit Auctionen der Fall, warf die Tochter mit schnippischem Tone dazwischen: darum sollte sich kein Mensch damit einlassen, den nicht die äußerste Noth dazu treibt.

Dietrich war noch zu unerfahren, um den Zusammenhang dieser Gespräche einzusehen; er redete treuherzig und eifrig über die Barbarei der Auctionen, in denen oft die kostbarsten Seltenheiten übersehen, viele Kunstwerke durch die Gaffer und Handlanger beschädigt, und der Ruhm großer Meister, so wie das Gefühl ächter Bewunderer, schmerzlich verletzt würden. Dadurch gewann er die gute Meinung des Vaters, der die getrübte Miene erheiterte und ihm mit Freundlichkeit Recht gab. Sophie, welche fürchten mochte, das ein neuer Antrag im verdeckten Wege des Kunstenthusiasmus vorgeschoben werden sollte, fragte schnell den jungen Maler, ob er mit seinem Marienbilde bald fertig sei, oder ob er vorher die Abnahme vom Kreuz vollenden wolle?

Sie malen also auch dergleichen rührende Gegenstände? fragte der Unbekannte, indem er mit einem fast schielenden Blicke zum jungen Manne hinüber blinzelte. Mich wundert es immer von Neuem, daß Menschen in ihren besten und heitersten Jahren mit dergleichen Gegenständen ihre Zeit und Imagination verderben können. Der heiligen Familien haben wir wohl, dächte ich, in der Kunst genug; da ist nichts Neues anzubringen und zu erfinden, und jene Leichname und Verzerrungen des Schmerzes widerstreben so völlig allem Reiz und dem Genuß der Sinne, daß ich mein Auge immer davon abwenden muß. Die Kunst soll unser Leben erhöhen und erheitern, alle Dürftigkeiten desselben und aller Jammer der Welt soll uns in ihrer Nähe verschwinden; nicht aber darf unsre Phantasie durch ihre Hervorbringungen geängstigt und gefoltert werden. Im heitern, frischen Licht soll die Sinnenwelt spielen, und in freundlichem Reiz uns schmeicheln und auf diese Weise erheben. Schönheit ist Freude, Leben, Kraft. Der hat sie noch wenig verstanden, der Nacht und düstre Gefühle sucht. Oder gehören Sie auch etwa zu denen, die sich vor dergleichen Bildern mit erzwungener Gläubigkeit entzücken, und verlangen, daß in uns eine Art von Andacht sich entzünden soll, um den Gegenstand zu verstehen und christlich zu würdigen?

Und wäre denn das, rief Dietrich mit einer gewissen Eil und Heftigkeit, etwas so Unerhörtes oder nur Besonderes? Im Schönen, wenn es erscheint, wird der Reiz der Sinnenwelt zum Göttlichen erhöht, und so wird die stumme Ehrfurcht, die hülflose Rührung unbegeisterter Gemüther durch die Kunst zur himmlischen Andacht erhoben. Es ist, wenn auch verzeihlich, doch abgeschmackt, wenn bloß des frommen Gegenstandes wegen ein elendes Bild den gläubigen Beschauer entzückt, aber es ist mir völlig unbegreiflich, wenn sich ein fühlendes Herz vor der Sixtinischen Maria zu Dresden des Glaubens und der Andacht erwehren kann. Ich weiß es wohl, daß die neuen Bestrebungen jüngerer Künstler, zu denen ich mich auch bekennen muß, bei vielen trefflichen Leuten großes Aergerniß erregt haben, aber man sollte sich doch endlich ohne Leidenschaft überzeugen, daß das alte, ganz ausgefahrene Geleise kein Weg mehr ist. Was haben diejenigen, die diese neue Lehre zuerst wieder aufbrachten, denn anders gewollt, als das Gemüth wieder erwecken, welches seit langer Zeit bei allen Kunstproductionen als ganz überflüssig angesehen worden war? Und hat denn diese neue Schule nicht schon vieles Achtungswürdige hervorgebracht? Ein Geist offenbart sich, das ist nicht abzuläugnen, der sich kräftigen wird und ausbilden, ein neuer Weg ist gefunden, auf welchem freilich, wie bei jeder Begeisterung, mancher Unberufene auch das Uebertriebene, Widerwärtige und ganz Tadelswürdige hervorbringen wird. Ist denn aber das Schlechte dieser Zeit wirklich schlechter, als was weiland ein gefeierter Casanova erschuf, oder das Leere leerer, als jenes kalte Abschreiben der mißverstandnen Antike, das jene ganze frühere Zeit als einen großen Lückenbüßer in der Kunstgeschichte darstellt? Waren denn nicht bizarre Manieristen auch damals die tröstenden Erscheinungen? Und hat denn der Hülfsverein für die Kunst, von verehrten Männern gestiftet, etwas Tüchtiges hervorbringen können?

Junger Mann, sagte der Unbekannte mit der schneidendsten Kälte: ich müßte zehn Jahre jünger, oder Sie einige älter seyn, wenn ich über einen so wichtigen Gegenstand mit Ihnen streiten sollte. Dieser neue phantastische Traum hat sich der Zeit bemächtigt, das ist freilich nicht zu läugnen, und muß nun bis zum Erwachen fortgeschlummert werden. Waren jene, die Sie tadeln wollen, vielleicht zu nüchtern, so sind dafür die jetzt Gepriesenen in einem

kränklichen Rausch befangen, indem ihnen ein wenig schwaches Getränk zu Kopfe gestiegen ist.

Sie wollten nicht streiten, rief der junge Maler, und thun mehr, Sie sind bitter. In der Leidenschaft ist man wenigstens keines freien Urtheils fähig. Ob die Parthei, für die Sie mit solchen Waffen kämpfen, dadurch gewinnen kann, muß die Zukunft entscheiden.

Sophie sah den Jüngling ermuthigend mit einem schadenfrohen Blicke an, Walther war schon besorgt; doch nahm der Bilderhändler Erich das Gespräch beruhigend auf und sagte; Sobald sich ein heftiger Widerstreit in der Zeit regt, so ist es ein Zeichen, daß etwas Wirkliches in der Mitte liegt, das den Streit wohl verdient, und welches der Mitlebende nicht ganz ignoriren darf, wenn er nicht unbillig seyn will. Seit lange war die Kunst aus dem Leben getreten und nur ein Artikel des Luxus geworden; darüber vergaß man, daß sie jemals mit Kirche und Welt, mit Andacht und Begeisterung zusammengehangen hatte, und kalte Kennerschaft, Vorliebe für das Kleine und gemeine Natürlichkeit, so wie ein erkünstelter Enthusiasmus mußten sie erzeugen. Weiß ich doch die Zeit noch, wo man in den Gallerieen die schönsten Werke eines Leonardo nur als merkwürdige und sonderbare Alterthümer vorwies, selbst Rafael wurde nur mit einschränkender Kritik bewundert, und über noch ältere große Meister zuckte man die Achseln, und betrachtete die Malereien der früheren Deutschen oder Niederländer niemals ohne Lachen. Diese Barbarei der Unwissenheit ist doch jetzt vorüber.

Wenn nur keine neue und schlimmere darüber entstände! rief Eulenböck, vom Weine hochroth erglühend, indem er dem Unbekannten einen feurigen Blick zuwarf. Mir thut es immer weh, daß in unsern Tagen das Wort des ächten Kenners fast nie mehr gehört wird; der Enthusiasmus übertönt die Einsicht, und doch ist für den Künstler nichts so lehrreich, als ein Gespräch mit einem ächten Kunstfreunde, das ihn belehre und erhebe, da es ihm oft in Jahren nicht so gut wird, dergleichen zu genießen.

Der Fremde, welcher schon verstimmt und heftig zu werden schien, ward nach diesen Worten wieder heiter und freundlich. Künstler und Freunde der Kunst, erwiederte er, sollten sich immer aufsuchen, um beständig von einander zu lernen. So war es in voriger Zeit, und auch dies war eine der Ursachen, daß die Malerei gedieh. Die Phantasie eines jeden Schaffenden ist beschränkt und ermattet, wenn sie nicht von außen angefrischt und bereichert wird, und dies kann nur durch verständige, freundliche Mittheilungen geschehen; ohne zu erwähnen, was Korrektheit, Anmuth der Behandlung und Auswahl der Gegenstände gewinnen.

Sie haben sich, antwortete der alte Maler, einen Künstler vorzüglich ausersehen, den ich auch gewissermaßen mehr als alle liebe.

Ich gestehe, sagte der Fremde, daß ich ihm mein Herz vielleicht etwas zu ausschließlich zugewendet habe. Es war mir früh vergönnt, einige ausgezeichnete Werke des Julio Romano kennen zu lernen und zu verstehen; in Mantua fand ich auf meinen Reisen Gelegenheit, ihn zu studiren, und seitdem glaube ich, meine Vorliebe auch rechtfertigen zu können.

Gewiß, erwiederte der Alte, wird Ihr Aufenthalt dort zu den schönsten Epochen Ihres Lebens gehören. Habe ich doch zu meinem innerlichen Verdruß in neueren Zeiten auch manchen Tadel dieses großen Geistes hören müssen, vorzüglich, daß er die geistlichen Gegenstände nicht mit der gehörigen Innigkeit behandle. Einem Jeden ist nicht alles gegeben. Aber die Verklärung des frischen sinnlichen Lebens, die Herrlichkeit des freien Muthwillens, das Spiel der lebendigsten Phantasie waren ihm vorbehalten. Und ist dem jungen Wallfahrer sein Herz noch für den Reichthum dieses glänzenden Geistes verschlossen, so wandre er nur nach Mantua, um dort in dem Pallast T kennen zu lernen, was Erd' und Himmel, möcht' ich fast sagen, Herrliches in sich fassen; wie in den Schrecken des Riesensturzes noch Lust und Scherz gaukelnd, und in dem Saale des Amor und Psyche in der Trunkenheit des Entzückens die himmlische Erscheinung der vollendeten Schönheit sich verklären.

Der junge Dietrich sah seinen abtrünnigen Anhänger schon seit lange mit großen Augen an; er konnte diesen Abfall nicht begreifen und nahm sich vor, mit dem Alten in einer vertrauten Stunde darüber zu sprechen; denn wenn er auch die Bewunderung des Julius gelten ließ, so schien ihm doch die erste Hälfte des Gesprächs geradezu im Widerspruch mit der früheren Aeußerung Eulenböcks zu stehen, der sich aber um dergleichen Nebendinge nicht kümmerte, sondern sich mit dem fremden Kunstfreunde in so lebhaften Enthusiasmus hineinschwatzte, daß beide auf lange Zeit weder die übrigen hörten, noch sie zu Worte kommen ließen.

Erich wollte eine Aehnlichkeit des Fremden mit einem Verwandten Walthers bemerken; darüber kam man in das Kapitel der Aehnlichkeiten, und wie sonderbar sich in den Familien, oft in der fernsten Verzweigung am deutlichsten, gewisse Formen wiederholen. Sonderbar ist es auch, sagte der Wirth, daß die Natur oft ganz wie die Kunst verfährt. Wenn ein Niederländer und ein Italiäner aus der vorigen Zeit ein und dasselbe Bildniß malen sollten, so würden beide die Aehnlichkeit auffassen, aber jeder ein ganz verschiedenes Portrait und eine ganz andere Aehnlichkeit hervorbringen. So kannte ich in meiner Jugend eine Familie, die aus vielen Kindern bestand, an denen allen die Physiognomie der Aeltern und nur eine Hauptform, aber unter verschiedenen Bedingungen ausgeprägt war, so klar und sicher, als wenn die Kinder Bildnisse von demselben Gegenstande, von verschiedenen großen Malern gezeichnet, wären. Die älteste Tochter war wie von Correggio gemalt mit feinem Teint und zierlicher Form; die zweite war dasselbe Gesicht, aber größer, voller, wie aus der florentinischen Schule; die dritte hatte das Ansehen, als habe Rubens das nehmliche Portrait auf seine Art gemalt; die vierte wie ein Bild von Dürer; die nächste wie aus der französischen Schule glänzend, voll, aber unbestimmt, und die jüngste wie ein flüssig gemaltes Werk von Leonard. Es war eine Freude, diese Gesichter unter sich zu vergleichen, die mit denselben Formen, in Ausdruck, Farbe und Lineamenten wieder so verschieden waren.

Erinnern Sie sich des wunderbaren Portraits, fragte Erich, welches Ihr alter Freund in seiner Sammlung besaß, und welches sich mit so vielen andern Sachen auf eine unerklärliche Weise verloren hat?

Ja wohl! rief der alte Walther aus, wenn es nicht von Rafaels Händen war, wie einige behaupten wollen, so war es wenigstens von einem vorzüglichen Meister, der nach diesem Muster die Kunst mit Glück studirt hatte. Wenn einige Neuere von der Kunst des Portraitirens als von einer geringen Sache sprechen wollten, oder die gar den Maler erniedrige, so durfte man sie nur vor dieses wunderwürdige Bildniß führen, um sie zu beschämen.

Wie, sagen Sie, so wandte sich der Fremde lebhaft zum alten Rath, es sind außer diesem trefflichen Stück noch andere merkwürdige Gemälde verloren gegangen? Auf welche Weise?

Ob verloren, sagte Walther, kann man so eigentlich nicht sagen; aber sie sind unsichtbar geworden, und vielleicht ins ferne Ausland verkauft. Mein Freund, der Herr von Essen, der Vater des jungen Menschen, den Sie neulich in meinem Saale trafen, wurde mit zunehmendem Alter launenhaft und wunderlich. Die Liebe zur Kunst hatte uns befreundet, und ich kann sagen, daß ich sein ganzes Vertrauen besaß. Wir ergötzten uns an unsern Sammlungen, und die seinige übertraf damals bei Weitem die meinige, die ich erst durch die Nachlässigkeit seines Sohnes so ansehnlich habe vermehren können. Wenn wir uns einmal ein rechtes Fest geben wollten, so setzten wir uns in sein Cabinet, in welchem die ausgesuchtesten seiner Werke versammelt waren. Diese hatte er mit vorzüglich prächtigen Rahmen einfassen lassen, und sie sinnreich bei einer sehr vortheilhaften Erleuchtung geordnet. Außer jenem Portrait sah man dort eine so unvergleichliche Landschaft von Nicolas Poussin, wie mir noch nie eine vorgekommen ist. Im sanften Abendlicht fuhr Christus mit seinen Jüngern auf dem Wasser. Die Lieblichkeit des Widerscheins der Häuser und Bäume, die klare Luft, die Durchsichtigkeit der Wellen, der edle Charakter des Erlösers und die himmlische Ruhe, die über dem Ganzen schwebte und unser Gemüth wie in Wehmuth und friedlicher Sehnsucht auflös'te, ist nicht zu beschreiben. Daneben hing Christus mit der Dornenkrone, von Guido Reni, von einem Ausdrucke, wie ich ihn seitdem auch nicht wieder gesehen habe. Der alte Freund wollte sonst in seinem Eigensinne den trefflichen Guido vielleicht zu wenig gelten lassen; aber vor diesem Bilde war er immer entzückt, und es ist wahr, man sah es, so oft man es sah, jedesmal von Neuem; die vertraute Bekanntschaft mit ihm erhöhte nur den Genuß und ließ immer neue, noch geistigere Schönheiten entdecken. Dieser Ausdruck der Milde, des ergebenen Duldens, der himmlischen Güte und des Verzeihens mußten auch das starrste Herz durchdringen. Es war nicht jene gesteigerte Leidenschaftlichkeit, wie man wohl in andern ähnlichen Bildern des Guido wahrnimmt, und die uns bei trefflicher Behandlung des Gegenstandes doch eher zurück stößt, als anzieht, sondern es war das süßeste, wie das schmerzlichste Gemälde. Durch die zarten Fleischpartien unter Wange, Kinn und Auge sah und fühlte man den ganzen Schädel, und dieser Ausdruck des Leidens erhöhte nur die Schönheit. Gegenüber war eine Lukretia von demselben Meister, die sich mit starkem vollen Arm den Dolch in den schönen Busen stieß. In diesem Bilde war der Ausdruck groß und kräftig, die Farbe unvergleichlich. Eine Mutter, die dem schlafenden Kinde das Tuch vom nackten Körper nimmt, und Joseph und Johannes den Schläfer betrachtend, die Figuren lebensgroß, waren von einem alten römischen Meister so herrlich und graziös dargestellt, daß jede Beschreibung nur unzulänglich ist. Aber wohl möchte ich Worte suchen, um auch nur eine schwache Vorstellung von dem einzigen Van Eyck zu geben, einer Verkündigung, welche doch vielleicht die Krone der Sammlung war. Hat sich die Farbe je als eine Tochter des Himmels verherrlicht, ist mit Licht und Schatten jemals gespielt, und im Spiel die edelste Rührung der Seele erweckt worden, haben Luft, Begeisterung, Poesie und Wahrheit und Adel sich je in Figuren und Färbung auf eine Tafel gelegt, so war es in diesem Bilde geschehen, welches mehr als Malerei und Zauber war. Ich muß abbrechen, um mich nicht selbst zu vergessen. Diese Bilder waren die vorzüglichsten; aber ein Hemling, ein herrlicher Annibal Carracci, ein kleines Bild, Christus zwischen den Kriegsknechten, eine Venus, vielleicht von Titian, wären wohl noch der Erwähnung werth, und kein Bild war in diesem Cabinet, das nicht jeden Freund der Kunst beglückt hätte. Und, denken Sie, fassen Sie die Sonderbarkeit des Alten, kurz vor seinem Tode sind alle diese Stücke verschwunden, ohne Spur verschwunden. Hat er sie verkauft? Er hat nie diese Frage beantwortet, und seine Bücher hätten es nach seinem Tode ausweisen müssen, die aber nichts davon sagten. Hat er sie verschenkt? Aber wem? Man muß fürchten, und der Gedanke ist herzzerreißend, er hat sie in einer Art von wahnsinniger Schwermuth, weil er sie wohl keinem andern Menschen auf Erden gönnen mochte, kurz vor seinem Tode vernichtet. Vernichtet! Fassen Sie es, begreift ein Mensch diese furchtbare Abwesenheit, wenn mein Verdacht gegründet ist?

Der Alte war so erschüttert, daß er seine Thränen nicht zurück halten konnte, und Eulenböck zog ein ungeheures gelbseidnes Tuch aus der Tasche, um in auffallender Rührung sein dunkelrothes Gesicht abzutrocknen. Erinnern Sie sich wohl noch, hub er schluchzend an, des sonderbaren Bildes von Quintin Messis, auf dem ein junger Schäfer und ein Mädchen in seltsamer Tracht abgebildet waren, beide herrlich ausgearbeitet, und wovon er behauptete, die Figuren sähen seinem Sohne und Ihrer Tochter ähnlich.

Die Aehnlichkeit war damals auffallend, erwiederte Erich. Sie haben aber noch den Johannes zu nennen vergessen, der wenigstens mit dem Guido wetteifern konnte. Dies Bild war vielleicht von Domenichino, wenigstens war es jenem berühmten äußerst ähnlich. Dieser Blick des Jünglings nach dem Himmel, die Begeisterung, die Sehnsucht, zugleich die Wehmuth, daß er schon das Göttliche auf Erden gesehen, als Freund umarmt und als Lehrer verstanden hatte, dieser Widerschein einer entschwundnen Vergangenheit im Spiegel des edeln Antlitzes war rührend und erhebend. — O, wenige von diesen Bildern könnten den jungen Mann retten und wieder wohlhabend machen.

Wäre doch Alles an ihm verloren, rief Eulenböck aus. Er würde es doch nur wieder vergeuden. Was habe ich nicht an ihm ermahnt! Aber er hört auf den ältern Freund und die Stimme der Er-

fahrung nicht. Nun endlich, da ihm das Wasser doch wohl mag an die Seele gehen, ist er in sich geschlagen; er sah, daß ich über sein Unglück bis zu Thränen gerührt war, da hat er mir in meine Hand versprochen, sich von Stund' an zu bessern, zu arbeiten und ein ordentlicher Mensch zu werden. Wie ich ihn hierauf gerührt umarme, reißt er sich lachend los und ruft: aber erst vom heiligen Dreikönigs-Abend an soll dieser Vorsatz gelten, bis dahin will ich noch lustig seyn und in der alten Bahn fortlaufen! Was ich auch sagen mochte, Alles war umsonst; er drohte, wenn ich ihm nicht seinen Willen ließe, die ganze Besserung wieder aufzugeben. — Ei nun, das Fest ist in einigen Tagen, die Frist ist nur kurz; Sie können aber wenigstens daraus sehen, wie wenig auf seine guten Vorsätze zu bauen ist.

Von jeher, sagte Sophie, ist er zu sehr mit frommen Leuten umgeben gewesen; aus Widerspruch hat er sich auf die andre Seite gewandt, und so hat freilich sein Eigensinn verhindert, daß der Umgang mit den Tugendhaften ihm hat nützlich werden können.

Sie haben gewissermaßen Recht, rief der alte Maler. Hat er sich nicht von dem Pietisten, dem langweiligen Musikdirektor Henne seit einiger Zeit wie belagern lassen? Aber ich versichere Sie, dessen trockne Predigten können unmöglich an ihm haften; auch wird der Alte beim dritten Glase betrunken, und so kommt er aus dem Text.

Er hat es zu arg getrieben, bemerkte der Wirth: dergleichen Menschen, wenn Unordnung und Verschwendung erst ihre Lebensweise geworden sind, können sich niemals wieder zurecht finden. Das rechtliche, wahre Leben erscheint ihnen gering und bedeutungslos; sie sind verloren.

Sehr wahr, sagte Eulenböck: und um Ihnen nur ein auffallendes Beispiel seiner Raserei zu geben, so hören Sie, wie er es mit seiner Bibliothek anfing. Er erbte eine unvergleichliche Büchersammlung von seinem würdigen Vater; die herrlichsten Ausgaben der Classiker, die größten Seltenheiten der italiänischen Literatur, die ersten Ausgaben des Dante und Petrarca, nach denen man auch wohl in berühmten Städten umsonst fragt. Nun fällt es ihm ein, er müsse einen Secretair haben, der zugleich diese Bibliothek in Ordnung halten solle, die neu angekauften Werke in das Verzeichniß eintragen, die Werke systematisch aufstellen und dergleichen mehr. Ein junger wüster Mensch meldet sich zu diesem wichtigen Amte, und wird auch gleich angenommen, weil er zu schwatzen weiß. Zu schreiben ist nicht viel, aber trinken muß er lernen, und der Unterricht schlägt bei dem lockern Vogel an. Das wilde Leben nimmt gleich seinen Anfang; alle Tage toll und voll, Bälle, Maskeraden, Schlittenfahrten, die halbe Stadt frei gehalten. So fehlte es denn nun schon nach einem halben Jahre, als der junge Gelehrte sich seinen Gehalt ausbittet, am baaren Gelde. Man fällt auf den Ausweg, daß er für den Gehalt des ersten Jahres an Büchern nach einer billigen Taxe nehmen dürfe. Herr und Diener kennen aber den Werth der Sachen nicht, die auch nur für den Kenner kostbar sind, und deren finden sich nicht auf allen Gassen. Die theuersten Werke werden ihm also lächerlich wohlfeil überlassen, und da man die Auskunft einmal gefunden hat, so wiederholet sich das Spiel immer wieder, und um so öfter, da der neue Günstling zuweilen Gelegenheit hat, für seinen Patron baare Auslagen zu machen, die ihm in Büchern wieder erstattet werden. So fürchte ich sind von der Büchersammlung vielleicht nur noch die Schränke übrig geblieben.

Ich weiß am besten, sagte der Rath, wie unverantwortlich man mit den Büchern umgegangen ist.

Das sind ja alles erschreckliche Geschichten, sagte Sophie: wer möchte sie nur von seinem Feinde so wieder erzählen?

Das Schlimmste aber, fuhr Eulenböck fort, war denn doch seine Leidenschaft für die berüchtigte schöne Betty; denn diese that das im Großen, was alle seine übrigen Thorheiten an seinem Wohlstand nur im Kleinen vernichten konnten. Sie hat auch seinen Charakter zu Grunde gerichtet, der sich ursprünglich zum Guten neigte. Er ist gutherzig, aber schwach, so daß jeder, welcher sich seiner bemächtigt, aus ihm machen kann, was er will. Meine gutgemeinten Worte verschollen nur in den Wind. Bis in die tiefe Mitternacht hinein habe ich zuweilen auf die eindringlichste Art gesprochen, aber es war nur Schade um alle meine Ermahnungen. Sie hatte ihn so in Stricken, daß er selbst seine redlichsten und ältesten Freunde um ihretwillen mißhandeln konnte.

Indem erhob man sich von der Tafel, und während der gegenseitigen Begrüßungen nahm Sophie die Gelegenheit wahr, indem sie dem alten Maler die Hand reichte, der sie ihr zierlich küßte, ihm deutlich zuzuflüstern: o Sie abscheulichster von allen abscheulichen Sündern, Sie undankbarer Heuchler! Wie kann es Ihr verkehrtes Herz über sich gewinnen, den öffentlich zu lästern, von dessen Wohlthaten Sie sich bereichert haben, dessen Leichtsinn Sie benutzen, um ihn mit andern Gehülfen elend zu machen? Bisher habe ich Sie nur für abgeschmackt, aber gutmüthig gehalten; ich sehe aber, daß Sie nicht ohne Ursache eine wahre Teufels-Physiognomie tragen! Ich verabscheue Sie! — Sie stieß ihn mit Bewegung zurück, und eilte dann aus dem Zimmer.

Die Gesellschaft ging in den Bildersaal, wo der Kaffee herum gereicht wurde. Was war denn meiner Tochter? fragte der Rath den Maler: sie schien so eilig und hatte Thränen im Auge.

Ein gutes, liebes Kind, schmunzelte Eulenböck. Sie sind recht glücklich, Herr Geheimer Rath, bei diesem empfindsamen Herzen Ihrer Tochter. Sie war so liebevoll um meine Gesundheit besorgt; sie findet meine Augen entzündet, und meinte gar, ich könnte erblinden; darüber ist sie denn so gerührt worden.

Ein treffliches Kind! rief der Vater aus: wenn ich sie nur erst gut versorgt sähe, daß ich in Frieden sterben könnte. Der Fremde war noch zurückgeblieben, um das neue Gemälde in Augenschein zu nehmen, welches Erich ihm im Speisezimmer zeigte; jetzt kam er mit diesem zur Gesellschaft und Dietrich folgte. Sie waren Alle im lebhaften Gespräch begriffen; der Fremde tadelte den Gegenstand, welchen Dietrich vertheidigen wollte. Wenn Teniers und ähnliche Niederländer, sagte der letztere, die Versuchung des heiligen Antonius komisch und fratzen-

haft dargestellt haben, so ist diese Laune ihrer Stimmung zu vergeben, so wie ihrem Talent nachzusehen, da sie das Würdige nicht zu erschaffen wußten. Der Gegenstand aber fordert eine ernste Behandlung, und dem alten deutschen Meister dort ist sie ohne Zweifel gelungen; wenn der Beschauer nur unpartheiisch seyn kann, so wird er sich von seinem Bilde angezogen und befriedigt fühlen.

Dieser Gegenstand, nahm der Fremde das Wort, ist keiner für die bildende Kunst. Die ängstigenden Träume eines wahnsinnigen Alten, die Gespenster, die er in seiner Einsamkeit sieht, und die ihn durch falschen Reiz oder Entsetzen von seiner melancholischen Beschaulichkeit abziehen wollen, können nur in das Gebiet fratzenhafter Phantome fallen, und auch nur phantastisch dargestellt werden, wenn es überhaupt erlaubt seyn soll. Dagegen dort die weibliche Gestalt, welche sich edel zeigen will und zugleich reizend, eine enthüllte Schönheit in der Fülle der Jugend, und die doch nur ein verkleidetes Gespenst ist; die wilden Gestalten umher, die durch den grellen Contrast sie noch mehr hervorheben, das Entsetzen des Alten, der sich im Vertrauen wieder zu finden sucht, diese Vermischung der widersprechendsten Gefühle ist durchaus widersinnig, und Schade um Talent und Kunst, die sich an dergleichen abarbeitend verschwenden und vernichten.

Ihr Zorn, sagte Dietrich, enthält das schönste Lob des Bildes. Ist denn nicht Alles, was den Menschen versucht, nur Gespenst, in die lockende Gestalt der Schönheit verhüllt, oder sich scheinbar mit nichtigem Entsetzen verpanzernd? Sollte eine Darstellung, wie jene, nicht gerade in unsern neuesten Tagen eine doppelte Bedeutung erhalten? Allen kommt diese Versuchung, die sich noch ihres Herzens nicht ganz bewußt sind; aber in jenem Heiligen sehn wir den festen und reinen Blick, der über die Furcht erhaben ist, und längst die wahre unsichtbare Schönheit kennt, um Grauen und geringe Lüsternheit von sich zu weisen. Das wahre Schöne führt uns in keine Versuchung; das, was wir wirklich fürchten dürfen, erscheint nicht in Larve und Unform. Das Bestreben jenes alten Meisters läßt sich daher vor dem gebildeten Sinne rechtfertigen, nicht so Teniers und seines Gleichen.

Das Tolle, das Alberne und Abgeschmackte ist ein Unendliches, rief der Unbekannte: es ist es eben dadurch, daß es sich in keine Gränze fassen läßt, denn durch die Schranke wird alles Vernünftige: das Schöne, Edle, Freie, Kunst und Enthusiasmus. Weil sich aber etwas Ueberirdisches, Unaussprechliches beimischt, so meinen die Thoren, es sei das Unbedingte, und sündigen im angemaßten Mystizismus in Natur und Phantasie hinein. Sehn Sie diesen tollen Höllenbreughel hier am Pfeiler? Weil sein Auge gar keinen Blick mehr hatte für Wahrheit und Sinn, weil er sich ganz von der Natur lossagte, und Aberwitz und Unsinn ihm als Begeisterung und Verständniß galten, so ist er mir vom ganzen Heere der Fratzenmaler geradezu der liebste, da er ohne Weiteres die Thüre zuschlug und den Verstand draußen ließ. Sehn Sie den Riesensaal von Julio Romano in Mantua, seine wunderlichen Aufzüge, mit Thieren und Centauren und allen Wundern der Fabel, seine Bacchanalien, seine kühne Vermischung des Menschlichen, Schönen, Thierischen und Frechen; vertiefen Sie sich in diese Studien, dann werden Sie erst wissen, was ein wirklicher Poet aus diesen sonderbaren und unverstandenen Stimmungen unseres Gemüthes machen kann und darf, und wie er im Stande ist, auch in diesem, aus Träumen geflochtenen Netz, die Schönheit zu fangen.

Auf solchem Wege, sagte Dietrich, sind wir mit allen Dingen sehr bald fertig, wenn wir nur eine Norm und Regel annehmen, in leidenschaftlicher Verblendung alles Göttliche auf Einen Namen übertragen, und von dem einseitigen Erkennen seiner dann abweisen, was er nicht geleistet hat, oder nicht leisten konnte, der doch auch nur ein Einzelner und ein Sterblicher war, dessen Blick nicht in alle Tiefen drang, und dem wenigstens der Tod die Palette aus der Hand nahm, wäre er selbst fähig gewesen, alle Erscheinungen aus seinen Fingern quellen zu lassen. Schranke muß seyn; wer bezweifelt das? Aber so manche Altklugheit, die sich im Halten der Regel so groß dünkt, erinnert mich immer wieder an die sonderbare Eigenschaft des Hahns, der, wie unbändig und kriegerisch er auch thut, wenn er auf die Seite gelegt wird, und man von seinem Schnabel aus einen Kreidestrich auf den Boden hinzieht, unbeweglich und andächtig liegen bleibt, weil er sich, wer weiß von welcher Naturnothwendigkeit, philosophischer Regel oder unerlaßlichen Kunstschranke gefesselt glaubt.

Sie werden unbescheiden, mein junger altdeutscher Herr, sagte der Fremde in etwas hohem Tone. Die gute Erziehung wird freilich bald zu den verlorenen Künsten gerechnet werden müssen.

Dafür ist aber wohl gesorgt, versetzte Dietrich, daß Uebermuth nicht ausstirbt, und Dünkel bei frischen Kräften bleibt. Er verbeugte sich schnell gegen den Hausherrn und verließ die Gesellschaft.

Ich weiß nicht wie ich dazu komme, so behandelt zu werden, sagte der Fremde. Scheint doch über diesem Saal ein Unheil zu walten, daß ich hier immer auf Riesen treffe, die mich in den Staub legen wollen.

Der alte Walther war sehr mißmuthig, daß in seinem Hause solche Scenen vorfielen. So wie er den Fremden schon bei Tische hatte aufgeben müssen, so gab er nun auch den Gedanken auf, jemals den jungen Maler zum Schwiegersohn in Vorschlag zu bringen. Begütigend wendete er sich zu dem Fremden, der in seinem Zorn dem Höllenbreughel eine größere Aufmerksamkeit schenkte, als außerdem geschehen seyn würde. Nicht wahr, fing er an, ein in seiner Art treffliches Gemälde?

Das schönste von diesem Meister, das ich bisher gesehen, erwiederte der verstimmte junge Mann. Er nahm sein Glas zu Hülfe, um es genauer zu prüfen. Was ist das? rief er plötzlich: sehn Sie, wo die Beine der beiden Teufel zusammen kommen, und der feurige Schweif des Dritten, wird ein Gesicht, ein recht wunderlich ausdrucksvolles Profil gebildet, und, ich irre mich nicht, es gleicht auffallend hier Ihrem ältern Freunde, dem braven Künstler.

Alle drängten sich hinzu, keiner hatte diesen sonderbaren Einfall noch bemerkt. Eulenböck, der Schalk, spielte am meisten den Erstaunten. Daß mein Andenken, sagte er, sich in diesem seltsamen Stammbuche finden sollte, hätte ich mir nie träumen lassen; sollte der boshafte Maler aber mein

Profil schon in der Vorzeit geahndet haben, so ist es doch zu ruchlos, daß dieser Feuerschweif gerade meine etwas rothe Nase formiren muß.

Das Ding, sagte Erich, ist so sonderbar angebracht, daß man wirklich nicht ergründen kann, ob es Vorsatz, oder bloßer Zufall ist. Walther betrachtete das Profil im Bilde, dann musterte er die Physiognomie seines Freundes, schüttelte den Kopf, ward nachdenkend und nahm zerstreut Abschied, als der Fremde sich mit Eulenböck beurlaubte, der sich dessen Begleitung erbeten hatte, um ihm seine Kunstwerke zu zeigen.

Was ist Dir? fragte Erich, der mit dem Alten allein im Saale zurückgeblieben war. Du scheinst über den sonderbaren Scherz des Zufalls verdrüßlich, der uns alle zum Lachen gezwungen hat; ist doch der Säufer hinlänglich dadurch bestraft, daß diese Teufelscompagnie so artig sein Portrait zusammen setzen muß.

Hältst Du es denn wirklich auch für Zufall? rief Walther erzürnt aus: siehst Du denn nicht ein, daß der alte Schelm mir dies Bild betrügerisch aufgeheftet hat? Daß es von ihm herrührt? Schau nur hierher, ich habe ihn vor den andern nicht beschämen wollen; aber nicht genug an dieser Abschattung von sich selbst hat er auch noch dem großen Teufel da oben, der die Seelen in einer Handmühle mahlt, in seinem ungeheuern Schnauzbart fein den Namen Eulenböck eingeschrieben. Ich entdeckte die Kritzelei schon unlängst einmal; ich glaubte aber, da es nicht ganz deutlich war, es habe der Maler, oder ein Anderer, Höllenbreughel hineinschreiben wollen; so erklärte es mir der alte Schuft auch selbst, der mir, wie ich es ihm zeigte, Ellenbröeg herauslas, und hinzufügte, die Künstler hätten sich nie um die Orthographie viel gekümmert. Nun geht mir erst ein Licht auf, daß der verruchte Säufer auch nur den jungen Mann verführt hat, mir den Salvator zu verkaufen, daß Du einen solchen von ihm ebenfalls erhalten hast; und dabei müssen wir noch fürchten, unsere Gesichter einmal, wer weiß, unter welchen abscheulichen Gegenständen, irgendwo unanständig auf pasquillantische Weise angebracht zu sehen.

Er war so zornig, daß er die Faust aufhob, um das Bild zu zerstören. Aber Erich hielt ihn zurück und sagte: Vernichte nicht im Unmuth ein merkwürdiges Produkt eines Virtuosen, das Dich in Zukunft wieder ergötzen wird. Rührt es von unserm Eulenböck her, wie ich jetzt selber glauben muß, und sind gar noch die beiden Salvators von ihm, so muß ich die Geschicklichkeit des Mannes bewundern. Toll ist die Art, wie er sich selbst gezeichnet hat; indessen kann dieser Uebermuth nur ihm selber schädlich werden, da ich und Du uns nun wohl hüten werden, von ihm zu kaufen, von denen er außerdem wohl noch manchen Thaler gelöst hätte. Aber Dich wurmt noch etwas Anderes, ich sehe es Dir wohl an. Kann ich Dir rathen? Ist es vielleicht die alte Besorgniß um Deine Tochter?

Ja, mein Freund, sagte der Vater: und wie ist es mit Dir? Hast Du selbst meinen Worten nachgedacht?

Viel und oft, erwiederte Erich: aber, lieber Grillenfänger, wenn es auch glückliche Ehen ohne Leidenschaft geben kann, so muß doch eine Art von Neigung da seyn; die finde ich aber nicht, und ich kann es Deiner Tochter nicht verdenken, — wir sind uns zu ungleich. Schade wär' es auch, wenn das liebe Wesen mit seinen lebhaften Empfindungen nicht glücklich werden sollte.

Durch wen? rief der Vater, es findet sich ja Niemand, den sie mag, und der sich für sie paßt; Du trittst völlig zurück, der fremde, hochmüthige Gast hat mich heut' mit seiner vornehmen Art recht empfindlich geärgert; aus dem jungen Herrn Dietrich würde nie ein gescheidter Ehemann werden, da er sich gar nicht in die Welt zu schicken weiß, wie ich gesehen habe, und vom jungen Eisenschlicht darf ich ihr gar nicht einmal sprechen. Dazu ist mir aufs Neue der Verlust der herrlichen Bilder auf das Herz gefallen. Wo der Satan sie nur hingeführt hat! Sieh, meinem ärgsten Feinde möchte ich sie gönnen, wenn sie nur da wären? — Und dann — hab' ich nicht auch noch eine Verschuldung gegen Eduard? Du weißt, zu welchen billigen Preisen ich nach und nach von ihm kaufte, was er noch im Nachlasse seines Vaters fand. Er kannte, er achtete die Sachen nicht; ich habe ihm nie abgedungen, ich habe ihn nie angelockt, — aber doch — wenn der junge Mensch ordentlich werden wollte, wenn er den bessern Weg einschlüge, — wüßte ich nur, daß es ihn nicht wieder schlecht machte, daß er es nicht vergeudete, ich wollte ihm noch einen beträchtlichen Nachschuß gerne zahlen.

Brav! rief Erich und gab ihm die Hand. Ich habe den jungen Menschen nicht aus den Augen gelassen; er ist nicht ganz so schlimm, als die Stadt von ihm spricht, er kann noch einmal ein rechter Mann werden. Wenn wir Besserung sehen und und Du Dich ihm gewogen fühlst, vielleicht daß Deine Tochter einmal auch gut von ihm dächte, kann seyn, daß sie ihm gefiele; — wie wär's alsdann, wenn Du durch Dein Vermögen beiden ein glückliches Schicksal bereitetest, Enkel auf Deinen Knien schaukeltest, ihnen die ersten Begriffe der Kunstgeschichte beibrächtest, daß sie hier in Deinem Saale die berühmten Namen stammelten.

Nimmermehr! rief der Alte und stampfte mit dem Fuße. Wie? einem solchen verderbten Taugenichts mein einziges Kind? Ihm diese Sammlung hier, daß er sie verprassen und für ein Spottgeld verkaufen könnte? Das räth mir kein Freund.

Doch, sagte Erich: sei nur gelassen, überdenke den Vorschlag ohne Leidenschaft, und suche Deine Tochter zu prüfen.

Nein, nein! wiederholte Walther laut, es kann, es darf nicht seyn! Ja, könnte er noch ein einziges von jenen kostbaren, unvergleichlichen Bildern aufweisen, die aber nun auf ewig verloren sind, so ließe sich noch eher darüber sprechen. Aber so verschone mich in alle Zukunft mit dergleichen Vorschlägen. — Und der verdammte Breughel hier! Da oben, hoch, wo ich ihn nie wieder sehe, will ich ihn mit der Galgen-Physiognomie des alten Sünders und allen seinen Teufeln hinauf hängen!

Er sah empor, und wieder schaute aus dem offnen Fenster Sophie, lauschend auf ihr Gespräch, herab. Sie erröthete, entfloh, ohne das Fenster zu schließen, und der Alte rief: das fehlte noch! Nun hat die eigensinnige Dirne Alles mit angehört, und setzt sich wohl gar dergleichen in den kleinen trotzigen Kopf!

Die alten Freunde trennten sich, Walther mit sich und aller Welt unzufrieden.

Tief in der Nacht saß Eduard in seinem einsamen Zimmer, mit vielfachen Gedanken beschäftigt. Um ihn lagen unbezahlte Rechnungen, und er häufte die Summen daneben auf, um sie am folgenden Morgen zu tilgen. Es war ihm gelungen, unter billigen Bedingungen ein Capital auf sein Haus aufzunehmen, und so arm er sich erschien, so war er doch schon in dem Gefühl zufrieden, welches ihm sein fester Vorsatz gab, künftig auf andre Weise zu leben. Er sah sich in Gedanken schon thätig, er machte Plane, wie er von einem kleinen Amte zu einem wichtigern emporsteigen, und sich in diesem zu einem noch ansehnlichern vorbereiten wolle. Die Gewohnheit, sagte er, wird ja zu unserer Natur, so im Guten wie im Schlimmen, und wie mir Müssiggang bisher nothwendig gewesen ist, um mich wohl zu befinden, so wird es in Zukunft die Arbeit nicht weniger seyn. — Aber wann, wann wird denn dies erwünschte goldne Zeitalter meines edlern Bewußtseyns wirklich und wahrhaft in mir seyn, daß ich mit Befriedigung und Wohlbehagen die Gegenstände vor mir und mich selbst werde betrachten können? Jetzt sind es doch nur noch Vorsätze und liebliche Hoffnungen, die blühen und locken; und, ach! werde ich nicht auf halbem Wege, vielleicht schon auf dem Anfange meiner Bahn ermatten?

Er sah die Rose zärtlich an, die im Wasserglase ihm glühend entgegen lachte. Er nahm sie und drückte mit zarter Berührung einen leisen Kuß in ihre Blätter, und hauchte einen Seufzer in den Kelch. Dann stellte er sie behutsam in das nährende Element zurück. Er hatte sie neulich, schon verwelkt, in seinem Busen wieder gefunden; seit der Stunde, daß sie im Fluge sein Gesicht berührt hatte, war er ein andrer Mensch geworden, ohne daß er es sich selber gestehen wollte. Man ist nie so abergläubisch und merkt so gern auf Vorbedeutungen, als wenn das Herz recht erschüttert ist, und aus dem Sturm der Gefühle ein neues Leben sich erzeugen will. Eduard merkte selbst nicht, wie sehr ihm die kleine Blume Sophien selbst gegenwärtig machte, und da er Alles und sich selbst beinah verloren hatte, so sollte die welke Pflanze sein Orakel seyn, ob sie sich wieder erfrische und auch ihm ein neues Glück verkündigen wolle. Da sie aber nach einigen Stunden sich im Wasser nicht entfaltete, so half er ihr und der weissagenden Kraft durch die gewöhnliche Kunst, den Stengel zu beschneiden, diesen dann einige Augenblicke in die Flamme des Lichtes zu halten und die Blume nachher in das kalte Element zurück zu setzen. Fast sichtlich erfrischte sie sich nach dieser gewaltsamen Nachhülfe, und blühte so schnell und mächtig auf, daß Eduard fürchten mußte, sie würde binnen Kurzem alle ihre Blätter verstreuen. Doch war er seitdem getröstet, und traute seinen Sternen wieder.

Er blätterte in alten Papieren seines Vaters, schlug Briefe auseinander, und fand so manche Erinnerungen aus seiner Kindheit, so wie aus der Jugend des Erzeugers. Er hatte den Inhalt eines Schrankes vor sich ausgepackt, der Rechnungen, Nachweisungen, Prozeß-Acten und Vieles ähnlicher Art enthielt. Indem rollte sich ein Blatt auf, welches das Verzeichniß der ehemaligen Gallerie enthielt, die Geschichte der Bilder, ihre Preise, und was dem Besitzer bei jedem Stücke merkwürdig gewesen war. Eduard, der von einer Reise zurück kam, als sein Vater auf dem Sterbebette lag, hatte nach dem Begräbnisse vielfach nach jenen verlorenen Bildern gesucht, und manche vergebliche Nachforschung angestellt. Er konnte mit Recht erwarten, daß auch von jenen vermißten sich hier ein Wort finden möchte, und wirklich erschien ihm in einem andern Paket, zwischen Papieren versteckt, ein Blatt, welches genau jene Stücke nannte, die Namen der Meister, so wie die vorigen Eigenthümer. Die Schrift war augenscheinlich aus den letzten Tagen seines Vaters, und unten fanden sich die Worte: diese Stücke sind jetzt — — weiter hatte die Hand nicht geschrieben, und selbst diese Zeile war wieder ausgestrichen worden.

Nun suchte Eduard noch eifriger, aber keine Spur. Das Licht war niedergebrannt, sein Blut war erhitzt; er warf die Bogen eilig im Zimmer umher, aber es zeigte sich nichts. Als er ein altes vergelbtes Papier auseinander schlug, sah er zu seinem Erstaunen einen Schein, der vor vielen Jahren ausgestellt war, in welchem sich sein Vater als den Schuldner Walthers mit einer namhaften Summe bekannte. Er war nicht quittirt, aber doch nicht in den Händen des Gläubigers. Wie war dieser Umstand zu erklären? —

Er steckte ihn zu sich und rechnete aus, daß, wenn das Blatt gultig wäre, er von seinem Hause kaum noch etwas übrig behalten würde. Er betrachtete einen Beutel, den er in eine Ecke gestellt, und der dazu bestimmt war, ein für allemal noch den Familien, die er bisher im Stillen unterstützt hatte, eine ansehnliche Hülfe zu geben. — Denn wie er im Verschwenden leichtsinnig war, so war er es auch in seinen Wohlthaten; man hätte sie auch, wenn man strenge seyn wollte, Verschwendung nennen können. — Wenn ich nur diese Summe nicht anrühren darf, damit die Elenden sich noch einmal freuen, so ist es nachher auch eben so gut, ganz von vorn anzufangen und nur meinen Kräften zu vertrauen.

Dies war vor dem Einschlafen sein letzter Gedanke.

Eduard war vom Geheimenrath Walther eingeladen worden; es war lange nicht geschehen, und ob der Jüngling gleich nicht begriff, wie der alte Freund zu diesem erneuten Wohlwollen komme, so ging er doch mit frischem Muthe hin, hauptsächlich in der frohen Erwartung, mit Sophien die ehemalige Bekanntschaft wieder anzuknüpfen. Er nahm das aufgefundene Papier mit.

Es war ihm sehr verdrüßlich, dort den alten und den jungen Herrn von Eisenschlicht zu finden; indessen, da er bei Tische Sophien gegenüber saß, so richtete er das Gespräch hauptsächlich an diese, und bestrebte sich, heiter zu erscheinen, obgleich sein Gemüth auf vielfache Weise gereizt war; denn es entging ihm nicht, wie der alte Walther dem jungen Eisenschlicht mit aller Artigkeit entgegen kam, und ihn beinahe vernachläßigte; auch war es in der Stadt bekannt, daß sich der Rath den jungen reichen Mann zum Schwiegersohne wünsche. Dieser ließ sich die Freundlichkeit des Wirths gefallen mit einer

Art, als wenn es nicht anders seyn könne, und Erich, der es gut mit dem jungen Eduard meinte, suchte nur zu verhindern, daß der gereizte Jüngling nicht in Heftigkeit ausbräche. Sophie war die Munterkeit selbst; sie hatte sich mehr geschmückt, als gewöhnlich, und der Vater mußte sie oft prüfend betrachten, denn ihr Anzug wich in einigen Stücken von dem gebräuchlichen ab, und erinnerte ihn heute lebhafter, als je, an jenes verlorene Bild von Messys, welches die beiden jungen Leute in einer gewissen Aehnlichkeit als Schäfer darstellte.

Man versammelte sich nach Tische im Bildersaal, und Erich mußte lächeln, als er bemerkte, daß sein Freund wirklich den falschen Höllenbreughel hoch in einen Winkel hinauf gehangen hatte, wo man ihn kaum noch bemerken konnte. Der junge Eisenschlicht setzte sich neben Sophien, und schien sehr angelegentlich mit ihr zu sprechen. Eduard ging unruhig hin und her, und betrachtete die Bilder; Erich unterhielt sich mit dem Vater des jungen Freiwerbers, und Walther hatte ein prüfendes Auge auf Alle gerichtet.

Warum aber, sagte Erich zu seinem Nachbar, ist Ihnen hier das Meiste aus der niederländischen Schule zuwider?

Weil sie so viel Lumpenvolk und Bettler darstellt, antwortete der reiche Mann. Mein Widerwille trifft auch nicht diese Niederländer allein, sondern vorzüglich ist mir deshalb der Spanier Murillo verhaßt, und auch so manche Italiäner. Es ist schon traurig genug, daß man sich auf Markt und Straße, ja in den Häusern selbst, nicht vor diesem Geschmeiße zu retten weiß; wenn aber ein Künstler verlangt, ich soll mich gar noch auf bunter Leinwand an dem lästigen Volke ergötzen, so heißt das, meiner Geduld etwas zu viel anmuthen.

Da würde Ihnen vielleicht, sagte Eduard, der Quintin Messys recht seyn, der so häufig Wechsler an ihrem Tische, mit Münzen und Rechnungsbüchern so treu und kräftig vor uns hinstellt.

Auch nicht, junger Herr, sagte der alte Mann: das können wir leicht und ohne Anstrengung in der Wirklichkeit sehn. Soll ich mich einmal an Malerei erfreuen, so verlange ich große königliche Aufzüge, viele schwere Seidenzeuge, Kronen und Purpurmäntel, Pagen und Mohren; das, vereinigt mit einem Anblick auf Palläste, große Plätze und in weite gerade Straßen hinein, erhebt die Seele, das macht mich oft auf lange munter, und ich werde nicht müde, es immer wieder von Neuem zu beschauen.

Gewiß, sagte Erich, hat Paul Veronese und manche andere Italiäner auch darin viel Vorzügliches geleistet.

Was sagen Sie denn zu einer Hochzeit von Canaan in dieser Manier? fragte Eduard.

Alles Essen, erwiederte der alte Herr, wird auf Bildern langweilig, weil es doch nie von der Stelle rückt, und die gebratenen Pfauen und hoch aufgehobenen Pasteten, so wie die halb umgedrehten Mundschenken, sind auf allen solchen Darstellungen lästige Creaturen. Aber ein Anderes ist es, wenn sie den kleinen Moses aus dem Wasser ziehn, und dabei steht die Prinzeß in ihrem reichsten Schmuck, und umher die geputzten Damen, die auch für Fürstinnen gelten könnten, Männer mit Hellebarden und Rüstungen, selbst Zwerge und Hunde; ich kann nicht sagen, wie es mich erfreut, wenn ich eine solche Geschichte, die ich in meiner frühen Jugend oft unter Beklemmungen in einer dunkeln Schulstube lesen mußte, so herrlich ausgeschmückt wieder antreffe. Von dergleichen Sachen aber, lieber Herr Walther, haben Sie zu wenig. Ihre meisten Bilder sind für die Empfindung, und ich will niemals, am wenigsten von Kunstwerken, gerührt seyn. Ich werde es auch nicht, sondern ich ärgre mich nur.

Noch schlimmer, fing der junge Eisenschlicht an, ist es aber in unsern Comödien. Wenn wir aus einer angenehmen Gesellschaft und von einem glänzenden Diner in den erleuchteten Saal treten: wie kann man nur verlangen, daß wir uns für das mannichfaltige Elend und den kümmerlichen Mangel interessiren sollen, der uns hier aufgetischt wird? Könnte man nicht dieselbe polizeiliche Einrichtung treffen, die schon in den meisten Städten löblicherweise angeordnet ist, daß ich ein für allemal für die Armuth etwas einlege, und mich dann nicht weiter von den einzelnen Zerlumpten und Hungernden incommodiren lasse?

Bequem wäre es ohne Zweifel, sagte Eduard: ob aber durchaus zu loben, sei es als Polizei oder Kunsteinrichtung, weiß ich noch nicht zu sagen. Ich kann mich wenigstens des Mitleids gegen den Einzelnen nicht erwehren, und mag es auch nicht, wenn man freilich oft zur Unzeit gestört, unverschämt bedrängt, und zuweilen auch wohl arg betrogen wird.

Ich bin Ihrer Meinung, rief Sophie aus: ich kann die stummen, blinden Bücher nicht leiden, in die man sich einschreiben soll, um sich ruhig auf eine unsichtbare Verwaltung verlassen zu können, die dem Elende, so viel als möglich, abhelfen werde. In manchen Gegenden verlangt man sogar, man soll sich verpflichten, dem Einzelnen nichts zu geben. Aber wie kann man nur dem Jammer widerstehn? Wenn ich dem gebe, der mir seine Noth klagt, so sehe ich doch wenigstens seine augenblickliche Freude, und kann hoffen, ihn getröstet zu haben.

Das ist es eben, sagte der alte Kaufmann, was in allen Ländern den Bettelstand erhält, daß wir uns nicht von dem kleinlichen Gefühl einer weichlichen Eitelkeit und eines süßlichen Wohlthuns frei machen können und wollen. Dies ist es zugleich, was die besseren Maßregeln der Staaten vereitelt und unmöglich macht.

Sie denken anders, als jene Schweizer, sagte Eduard. Es war in einer katholischen Gegend, wo ein alter Bettler seit lange sein Almosen an gewissen Tagen einkassirte, und in jedem Hause fast, da die ländliche Einsamkeit nicht viel Gewerbe und Umtrieb gestattete, mit zur Familie gerechnet wurde. Indessen traf es sich doch, daß man ihn in einer Hütte, als er zusprach, da man gerade mit einer Wöchnerin sehr beschäftigt war, in der Verwirrung und Besorgniß für die Kranke abwies. Als er wirklich nach wiederholter Forderung nichts erhielt, wandte er sich zornig und rief im Scheiden: Nun, wahrlich, ihr sollt sehn, daß ich gar nicht wiederkomme, und so mögt ihr dann sehen, wo ihr wieder einen Bettler herkriegt!

Alle lachten, nur Sophie nicht, welche diesen Ausspruch ganz vernünftig finden wollte, und mit

diesen Worten schloß: Gewiß, wenn es uns unmöglich gemacht werden könnte, Wohlthaten zu erzeigen, so möchte unser Leben selber arm genug werden. Könnte der Trieb des Mitleids in uns ersterben, so möchte es auch wohl um Lust und Freude traurig aussehen. Derjenige, der glücklich genug ist, mittheilen zu können, empfängt mehr, als der arme Nehmende. Ach! das ist ja noch das Einzige, fügte sie mit großer Bewegung hinzu, was das starre Eigenthum, die Grausamkeit des Besitzes etwas entschuldigen und mildern kann, daß auf die Schmachtenden unten etwas von dem unbillig Aufgehäuften herabgeschüttet wird, damit es nicht ganz in Vergessenheit komme, daß wir alle Brüder sind.

Der Vater sah sie mißbilligend an, und wollte eben etwas sagen, als Eduard heftig einfiel, indem er seine feurigen Augen auf die feuchten des Mädchens heftete: Dächte die Mehrzahl der Menschen so, so lebten wir in einer andern und bessern Welt. Wir entsetzen uns, wenn wir von dem Drangsal lesen, das in Wüsten und Einöden fremder Himmelsstriche dem harmlosen Wanderer auflauert, oder von jenen Schrecknissen, die auf der unwirthbaren See das Schiffvolk fürchterlich verzehren, wenn im höchsten Mangel kein Fahrzeug oder keine Küste sich auf der unermeßlichen Fläche zeigen will; wir entsetzen uns, wenn Ungeheuer der Tiefe den Verunglückten zerfleischen, — und doch — leben wir nicht in den großen Städten, wie auf einem Vorgebirge, wo unmittelbar zu unsern Füßen aller dieser Jammer, dasselbe gräuliche Schauspiel sich entwickelt, nur langsamer und desto grausamer? Aber wir sehen aus unsern Concerten und Festen, und aus dem sichern Gewahrsam des Wohlstandes nicht in diesen Abgrund hinein, wo die Gestalten des Elends sich in tausend fürchterlichen Gruppen, wie in Dante's Gebilden, zermartern und verzehren, und gar nicht einmal mehr zu uns empor zu schauen wagen, weil sie schon wissen, welchem kalten Blick sie begegnen, wenn ihr Geschrei uns zu Zeiten aus den Betäubungen unsrer kalten Ruhe weckt.

Diese Uebertreibungen, sagte der alte Eisenschlicht, sind jugendlich. Ich behaupte immer noch, der wirklich gute Bürger, der ächte Patriot soll sich von augenblicklicher Rührung nicht hinreißen lassen, die Bettelei zu unterstützen. Er theile jenen wohlthätigen Anstalten mit, so viel er mit Bequemlichkeit entbehren kann; aber vergeude nicht seine geringen Mittel, die auch hierin der Aufsicht des Staates zu Gute kommen sollen. Denn was thut er im entgegengesetzten Fall? Er befördert durch seine Weichlichkeit, ja ich möchte es fast wollüstigen Kitzel des Herzens nennen, Betrug, Faulheit, Unverschämtheit, und entzieht das Wenige der wahren Armuth, die er doch nicht immer antreffen oder erkennen kann. Wenn wir aber auch jene übertriebene Schilderung des Elendes als richtig anerkennen wollten, was kann der Einzelne auch selbst in diesem Falle Gutes stiften? Ist er denn im Stande, die Lage des Verzweifelnden zu verbessern? Was hilft es, doch immer nur wieder einen Tag oder eine Stunde zu erleichtern? Der Unglückliche wird seine Schmach nur um so tiefer empfinden, wenn er nicht seinen Zustand in einen glücklichen verwandeln kann; er wird noch unzufriedner, noch elender werden, und ich schade ihm, anstatt ihm zu nützen.

O, sagen Sie das nicht, rief Eduard aus, wenn ich Sie nicht verkennen soll; denn es erscheint mir wie Lästerung! Was der Arme in einem solchen Augenblick des Sonnenscheins gewinnt? O mein Herr! er, der schon daran gewöhnt ist, von der Gesellschaft der Menschen ausgestoßen zu seyn; er, für den es kein Fest, keinen Markt, keine Gesellschaft, und kaum eine Kirche gibt; für den Ceremonie, Höflichkeit und alle die Rücksichten ausgestorben sind, die sonst jeder Mensch dem andern leistet; dieser Elende, dem auf Spaziergängen und in der Frühlingsnatur nur Verachtung grünt und blüht, er wendet oft das dürre Auge nach Himmel und Sternen über sich, und sieht auch dort nur Leere und Zweifel; aber in solcher Stunde, die ihm unverhofft eine reichlichere Gabe spendet, daß er mit mehr als augenblicklichem Trost zu den verschmachteten Seinigen in die dunkle Hütte kehren kann, geht ihm plötzlich im Herzen wieder der Glaube an Gott, an seinen Vater auf; er wird wieder Mensch, er fühlt wieder die Nähe eines Bruders, und darf diesen und sich wieder lieben. — Wohl dem Reichen, der diesen Glauben fördern, der mit der sichtbaren Gabe das Unsichtbare schenken kann; und wehe dem Verschwender, der sich durch frevelnden Leichtsinn dieser Mittel beraubt, ein Mensch unter den Menschen zu seyn; denn das Gefühl wird ihn am härtesten strafen, daß er als herzloser Barbar in Strömen das Labsal in die Wüste geschüttet hat, wovon ein jeder Tropfen seine Brüder, unter der Last des mühseligen Lebens erliegend, erquicken könnte.

Er konnte das Letzte nur mit Thränen sagen, er verhüllte sein Angesicht und bemerkte nicht, daß die Fremden, auch Erich, vom Wirthe Abschied nahmen. Auch Sophie weinte; doch ermunterte sie sich zur Heiterkeit, als der Vater zurück kam.

Als sich in andern Gesprächen die Gefühle wieder beruhigt hatten, zog Eduard das Papier aus der Tasche, und trug dem Rathe die zweifelhafte Sache vor, und wie sehr er besorge, noch mit einer ansehnlichen Summe sein Schuldner zu seyn, die er ihm durch ein Kapital abzutragen denke, welches er auf sein Haus zu bekommen suchen wolle.

Der Alte sah abwechselnd ihn und das vergelbte Papier mit großen Augen an, endlich faßte er die Hand des Jünglings und sagte mit gerührter Stimme: Mein junger Freund, Sie sind viel besser, als ich und auch die Welt von Ihnen gedacht haben; Ihr Gefühl entzückt mich, und wenn Sie auch mit dem Herrn von Eisenschlicht nicht so heftig hätten sprechen sollen, so war ich doch bewegt; denn, wahrlich! ich denke wie Sie über diesen Punkt. Was dies Papier betrifft, so kann ich Ihnen darüber schwerlich eine entscheidende Antwort geben, ob es gültig sei, oder nicht. Es rührt aus einer frühern Zeit her, in der ich mit Ihrem wackern Vater mancherlei, und zuweilen verwickelte Geldgeschäfte hatte; wir halfen einander bei unsern Speculationen und Reisen aus, und der alte Herr war dazumal in früherer Jugend freilich zuweilen etwas locker und wild. Er bekennt hier, mir eine ansehnliche Summe schuldig zu seyn; das Blatt muß sich unter seinen Papieren verloren haben; ich weiß nichts mehr davon, weil wir sehr viel mit einander zu berechnen hatten, und ich war denn damals auch nicht so ordentlich, wie jetzt. Indeß — (und mit

diesen Worten zerriß er das Blatt) sei diese anscheinende Forderung zernichtet; denn auf keinen Fall, auch wenn die Schuld klar wäre, könnte ich von Dir, mein Sohn, diese Summe annehmen; wenigstens sollte ich Dir so viel nachzahlen für jene Gemälde, die Du mir viel zu wohlfeil verkauft hast. Kann ich Dir überhaupt helfen, mein gutes Kind, so rechne auf mich, und alles kann vielleicht noch gut werden.

Eduard beugte sich über seine Hand und rief: Ja sein Sie mir Vater, ersetzen Sie mir den, den ich zu früh verloren habe: ich verspreche es Ihnen, es ist mein fester Vorsatz, ich will ein andrer Mensch werden, ich will meine versäumte Zeit wieder einbringen; ich hoffe, der menschlichen Gesellschaft noch einmal nützlich zu werden. Aber väterlicher Rath, wohlwollende Aufmunterung muß mich leiten, damit ich wieder Vertrauen zu mir fasse.

So gut, sagte der Alte, hätte es uns schon seit manchem Jahre werden können, aber Du hast es dazumal verschmäht. Worin ich Dir nur irgend helfen kann, darfst Du sicher auf mich rechnen. Jetzt aber will ich doch, Neugierde halber, noch einmal meine Papiere ansehen, ob ich denn doch von dieser Schuld gar keine Nachricht finden sollte.

Er ließ die beiden jungen Leute allein, die sich erst eine Weile stillschweigend ansahen, und sich dann in die Arme flogen. Sie hielten sich lange umschlossen, dann machte sich Sophie gelinde los, entfernte den Jüngling und sagte, indem sie ihm mit Munterkeit ins Auge sah: wie widerfährt mir denn das? Eduard, was soll uns denn das bedeuten?

Liebe, rief Eduard, Glück und ewige Treue! Sieh, liebstes Kind, ich fühle mich, wie von einem schweren Traum erwacht. Das Glück, das mir so nahe vor den Füßen lag, das mir mein redlicher Vater schon an Deiner Wiege zugedacht hatte, stieß ich wie ein ungezogener Knabe von mir, um mich der Welt und mir selbst verächtlich zu machen. Hast Du mir denn vergeben, holdseliges Wesen? Kannst Du mich denn lieben?

Ich bin Dir recht von Herzen gut, Du mein alter Spielkamerad, sagte Sophie: aber glücklich sind wir darum noch nicht.

Was kann uns noch im Wege seyn! rief Eduard aus. O wie tief beschämt es mich, daß ich Deinen edeln Vater so sehr habe verkennen mögen! Wie gütig er mir entgegen kommt! Wie herzlich er mich als Sohn an seine Brust drückt!

Ja, Du wunderlicher Kauz, lachte Sophie auf, das ist ja aber nicht so gemeint. Aber der bleibt zeitlebens unbesonnen, und hat gleich die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Davon wird der Papa, so gut er auch seyn mag, nicht eine Sylbe hören wollen. Auch müssen wir beide uns ja erst näher kennen lernen. Freund, das sind Sachen, die sich noch in die Jahre hinaus verziehen können. Und während der Zeit sattelst Du auch vielleicht wieder um, und lachst dann in deiner lustigen Gesellschaft über meinen Gram und meine Thränen.

Nein! rief Eduard und warf sich vor ihr nieder: verkenne mich nicht, sei so gut und lieb, wie Dein Auge verspricht! Und ich fühle es, Dein Vater wird sich unsers Glückes freuen, er wird unsern Bund segnen! Er umfaßte sie heftig, ohne zu bemerken, daß der Vater schon wieder hinter ihm stand. Was ist das, junger Herr? rief der Alte erzürnt aus: den Bund segnen? Nein, vertreiben, aus seinem Hause, verbannen wird er den lockern Zeisig, der so sein Vertrauen und seine Neigung zu ihm mißbrauchen will.

Eduard war aufgestanden und sah ihm ernst ins Auge. Sie sind nicht gesonnen, mir Ihre Tochter zur Frau zu geben? fragte er mit ruhigem Tone.

Was! rief der Alte mit der größten Ungeduld, seid Ihr rasend, Patron? Einem Menschen, der den Nachlaß seines Vaters, die kostbarsten Bilder verkauft und verschleudert hat? Und wenn Ihr ein Millionär wäret, ein so gefühlloser Mensch erhielte sie niemals! Ei, da würde es nach meinem Tode, vielleicht schon während meinen letzten Tagen, an ein herrliches Ausbieten meiner Schätze gehen, da würden die Bilder in alle vier Ecken der Welt fliegen, daß ich keine Ruhe in meinem Grabe hätte. Klug ist er aber, der saubre Herr. Macht mich erst recht treuherzig, bringt mir mit herrlicher Großmuth ein altes Schuldblatt seines Vaters, das er mir noch bezahlen will, kirrt mich in die Rührung hinein, damit ich nur noch großmüthiger, noch edler und heroischer werden, und ihm meine Tochter an den Hals werfen soll. Nein, nein, mein junger Herr, so leicht hat er das Spiel bei mir nicht gewonnen. Die Schuld ist kassirt, ich finde keine Spur davon in meinen Büchern, und selbst, wie ich schon sagte, wenn es wäre. Auch will ich Ihm helfen, wie ich versprach, mit Rath und That, mit Freundschaft und Geld, so viel er nur billigerweise verlangen kann. Aber mein Kind laß Er mir aus dem Spiele, und darum verbitt' ich mir in Zukunft Seine Gegenwart in meinem Hause. Auch mag sie ihn gar nicht, so wie ich sie kenne. Sprich, Sophie, wärst Du wohl im Stande, Dich mit einem solchen Thunichtgut einzulassen?

Ich mag gar noch nicht heirathen, sagte Sophie, und diesen wohl am wenigsten, der zu allen Dingen in der Welt besser, als zu einem Ehemann paßt. Halb schmerzhaft und doch lächelnd warf sie dem Jüngling einen scheidenden Blick zu und verließ den Saal. Sophie! rief Eduard aus und wollte ihr nacheilen: wie kannst Du diese Worte sprechen? Der Alte hielt ihn am Kleide fest und machte Miene, ihm noch eine lange Ermahnung zu halten; doch Eduard, der nun die Geduld völlig verloren hatte, nahm seinen Hut, stellte sich vor den Vater und sagte mit einer Stimme, die von Zorn und Schluchzen unterdrückt war: Ich gehe, alter Herr, und komme nicht, merken Sie sich das! in Ihr Haus zurück, bis Sie mich rufen lassen! bis Sie mich selber wieder hieher zurück rufen! Ja, bis Sie mich inständig bitten, Ihre Wohnung nicht zu verschmähen! Es kann mir nicht fehlen; Talente, gute Aufführung, Kenntnisse, sie bahnen mir den Weg zu den höchsten Ehrenstellen. Dem Prinzen bin ich schon empfohlen. Das ist aber nur die erste und kleinste Staffel meines Glücks! Ganz andre Wege müssen sich mir eröffnen. Und wenn dann die Stadt es sich zur Ehre rechnet, mich geboren zu haben, wenn ich diese jetzige Stunde ganz vergessen habe, dann sende ich irgend einen Vertrauten von Ansehn zu Ihnen, und lasse unter der Hand anfragen, wie es um Ihre Tochter steht: dann fallen Sie aus den Wolken, daß ich noch an Sie denke,

Sie falten andächtig die Hände, daß sich Ihnen die Möglichkeit zeigt, einen solchen Schwiegersohn zu erhalten, — und so, gerade so wird es kommen, und auf diese Weise werde ich Sie zwingen, mir Ihre Tochter zu geben.

Er stürzte fort, und der Vater sah ihm mit zweifelndem Blicke nach und murmelte: nun ist er gar verrückt geworden.

Im Freien, als dem jungen Manne ein heftiges Schneegestöber entgegenschlug, verkühlte sich seine sonderbare Hitze; er mußte über seine Heftigkeit und jene unsinnigen Reden erst lächeln, dann laut lachen, und als er sich in seiner Wohnung befand, kam er beim Umkleiden völlig zur Besinnung. Dieser Tag war für ihn von der höchsten Wichtigkeit, denn die Stunde war jetzt da, in welcher er sich dem Prinzen, der unterdessen, wie man ihm gesagt hatte, angelangt war, vorstellen sollte. Die Kleider, welche er jetzt anlegte, hatte er lange nicht getragen, mit solcher Aufmerksamkeit hatte er sich noch nie im Spiegel betrachtet. Er musterte seine Gestalt, und konnte sich nicht verhehlen, daß er gut gewachsen, daß sein Auge feurig, sein Gesicht anmuthig und die Stirn edel sei. Mein erster Anblick, sagte er zu sich selbst, wird ihm wenigstens nicht mißfallen. Alle Menschen, selbst diejenigen, die mich nicht leiden können, loben mein gewandtes und feines Betragen; ich habe manche Talente und Kenntnisse, und was mir mangelt, kann ich bei meiner Jugend, bei meinem trefflichen Gedächtnisse leicht nachholen. Er wird mich lieb gewinnen, und bald werde ich ihm unentbehrlich seyn. Der Umgang mit der großen Welt wird nach und nach alles das wegschleifen, was mir von schlechten Gesellschaften anhängen mag. Reise ich nun auch mit ihm, und muß mich etwa ein Jahr oder selbst noch länger von hiesiger Gegend entfernen, so dient dies auch in fremden Ländern nur um so mehr dazu, mich in seiner Gunst recht fest zu setzen. Wir kommen dann zurück; meiner Bildung, meinen Ansprüchen kommen durch seine Protection die ansehnlichsten Stellen hier, oder auch im Auslande entgegen, und ich werde gewiß alsdann nicht vergessen haben, daß es doch Sophie eigentlich war, die mein besseres Selbst zuerst aus seinem Schlaf erweckte.

Er war nun angekleidet und so trunken von seinen Hoffnungen, daß er es nicht merkte, wie er wieder die nämlichen Worte vor sich selber aussprach, über welche er sich vorhin verlacht hatte. Er nahm die ganz erblühte Monatsrose aus dem Glase, und drückte sie, um sich zu seinem Gange zu stärken, an den Mund, aber zugleich fielen ihm alle ihre Blätter vor die Füße. Eine üble Vorbedeutung! seufzte er und ging aus dem Hause, um in den Wagen zu steigen.

Als er im Palast angelangt war, gab er dem Bedienten den Brief, welcher ihn dem Prinzen empfehlen sollte. Indem er den Spiegelwänden vorüber spazierte, kam zu seiner Verwunderung der junge Dietrich aus einem Seitenzimmer in verstörter Eile, und bemerkte anfangs seinen Befreundeten nicht. Wie kommen Sie hieher? fragte Eduard hastig. Kennen Sie den Prinzen? — Ja, — nein, — stotterte Dietrich, — es ist eine sonderbare Sache, die wohl, — ich will es Ihnen erzählen, aber freilich wird hier keine Zeit dazu seyn.

Dies war in der That der Fall, denn eine geschmückte, in Juwelen prangende Dame schritt mit vornehmem Anstande herein, und vertrieb den jungen Maler, der sich mit ungeschickten Verbeugungen entfernte. Eduard stand still, als die glänzende Erscheinung ihm näher kam; er wollte sich verneigen, aber sein Erstaunen lähmte seine Bewegung, als er in ihr jene Schöne plötzlich erkannte, die zum Nachtheil seines Rufes so lange in seinem Hause gewohnt, und mehr als alle seine Verirrungen sein Vermögen verringert hatte. Wie! rief er aus, — Du selbst — Sie, hier in diesen Zimmern?

Und warum nicht? sagte sie lachend. Es wohnt sich gut hier. Du merkst doch wohl, mein Freund, daß ich, wie einst Deine Freundin, so jetzt die Freundin des Fürsten bin, und wenn du etwas bei ihm suchst, so kann ich Dir Ungetreuem vielleicht beförderlich seyn, denn er hat mehr Gemüth, als Du, und auf seine fortdauernde Gunst kann ich sicherer zählen, als es mir mit Deinem Flattersinn gelingen wollte.

Eduard mochte die freundliche Schöne in dieser Stunde nicht daran erinnern, daß sie sich zuerst von ihm entfernt hatte, als sie gesehen, daß sein Vermögen verschwendet war; er entdeckte ihr seine Lage und seine Hoffnungen, und sie versprach, sich mit dem besten Eifer für ihn zu verwenden. Sei nur ruhig, mein Freund, so beschloß sie ihre Versicherungen, es kann und soll dir nicht fehlen, und dann wird es sich ja zeigen, ob Du noch ein Fünkchen Liebe in Deinem kalten Herzen für mich aufbewahrt hast. Nur mußt Du vorsichtig seyn und in seiner Gegenwart fremd gegen mich thun, damit er nie erfährt oder merkt, daß wir uns schon sonst gekannt haben.

Mit einem flüchtigen Kuß, wobei die geschminkte Wange ihm einen lebhaften Widerwillen erregte, verließ sie ihn, und Eduard ging mit dem größten Mißbehagen im Saale auf und ab, da sich Alles so ganz anders gestaltete, als er es sich vorgebildet hatte. Dieses Wesen, welches er hassen mußte, in seiner neuen Umgebung zu finden, schlug alle seine Hoffnungen nieder, und er nahm sich fest vor, ihren Netzen und Lockungen zu entgehen, und wenn diese seine Tugend ihm auch die größten Nachtheile bringen sollte.

Indem öffnete sich die Thüre, und jener ihm so widerwärtige Unbekannte trat mit seinem hoffärtigen Gange und stolzer Geberde herein.

Eduard ging ihm entgegen und sagte: Vielleicht gehören Sie zum Gefolge Seiner Durchlaucht, und können mir melden, ob ich jetzt die Ehre haben kann, ihm meine Aufwartung zu machen.

Der Fremde stand still, sah ihn an, und nach einer Pause antwortete er in kaltem Tone: Das kann ich Ihnen freilich sagen; keiner besser als ich. — Eduard erschrak, da er den Empfehlungsbrief in seinen Händen bemerkte. Will mich der Prinz nicht sprechen? fragte er bestürzt. Er spricht mit Ihnen, antwortete jener, und mit so höhnendem und wegwerfendem Tone, daß der junge Mann alle Fassung verlor. Ich halte mich schon seit einiger Zeit in dieser Stadt auf, fuhr der vornehme Fremde fort, und habe Gelegenheit gefunden, Menschen und Verhältnisse durch mein Incognito kennen zu lernen. Wir

sind uns auf eine etwas sonderbare Art nahe gekommen, und wenn ich auch jenen Schritt, von dem Sie wohl selbst wissen, daß er kein ganz unschuldiger war, entschuldigen könnte, so hat er mir doch ein gerechtes Mißtrauen gegen Ihren Charakter eingeflößt, so daß ich unmöglich Ihnen eine Stelle einräumen kann, die uns in eine vertrauliche Nähe rücken würde. Ich gebe Ihnen also diesen Brief zurück, den ich, trotz seiner warmen Empfehlung, und obwohl er aus höchst achtungswürdigen Händen kommt, nicht berücksichtigen kann. Insofern Sie mich persönlich beleidigt haben, ist Ihnen, da Sie mich nicht kannten, völlig vergeben, und Ihre jetzige Beschämung und Verwirrung ist mehr als hinlängliche Strafe. Ein junger Mann verließ mich eben, von dem ich ein ziemlich wohlgerathenes Bild gekauft habe, und welchem ich auch einige Warnungen und gute Lehren für seine Zukunft mitgegeben habe. — Ich sehe, daß unser Zusammentreffen Sie etwas zu sehr erschüttert, und da Sie vielleicht auf jene Stelle schon mit zu großer Sicherheit gerechnet hatten, und wohl in augenblicklicher dringender Verlegenheit sind, so empfangen Sie diesen Ring zu meinem Andenken und zum Zeichen, daß ich ohne allen Groll von Ihnen scheide.

Eduard, welcher indeß Zeit gehabt hatte, sich wieder zu sammlen, trat mit Bescheidenheit einen Schritt zurück, indem er sagte: Rechnen Sie es mir, Durchlauchtiger Prinz, nicht als Stolz und Uebermuth an, wenn ich dieses Geschenk, welches mir unter andern Umständen höchst ehrenvoll seyn würde, in dieser Stunde ausschlage. Ich kann Ihre Art nicht mißbilligen, und Sie erlauben mir gewiß, ebenfalls meinem Gefühle zu folgen.

Junger Mann, sagte der Prinz, ich will Sie nicht verletzen, und da Sie mir Achtung abzwingen, so muß ich Ihnen auch noch sagen, daß wir uns, ungeachtet der sonderbaren Art, unsere Bekanntschaft zu machen, vereinigt hätten, wenn nicht eine Person, die ich achten und der ich glauben muß, und welche Sie vorhin in diesem Saale traf, mir so viel Nachtheiliges von Ihnen gesagt, und mich dringend ersucht hätte, auf den Brief keine Rücksicht zu nehmen.

Ich werde, sagte Eduard wieder ganz heiter, dem Beispiele dieser Dame nicht folgen, und sie wieder anklagen, noch mich über sie beklagen, da sie gewiß nur ihrer Ueberzeugung gemäß gesprochen hat. Wenn mir aber Ihre Durchlaucht die Gnade erzeigen wollen, das Bild des jungen Dietrich so wie einige Ihrer andern Gemälde zu zeigen, so werde ich mit der größten Dankbarkeit von Ihnen scheiden.

Es freut mich, antwortete der Prinz, wenn Sie Interesse an der Kunst nehmen; ich habe zwar nur weniges hier, aber ein Bild, das ich vor einigen Tagen so glücklich war zu dem meinigen zu machen, wiegt allein eine gewöhnliche Sammlung auf.

Sie traten in ein reich verziertes Kabinet, wo an den Wänden und auf einigen Staffeleien ältere und neuere Bilder sich zeigten. Hier ist der Versuch des jungen Mannes, sagte der Prinz, welcher allerdings etwas verspricht, und ob ich gleich dem Gegenstande keinen Geschmack abgewinnen kann, so ist doch die Behandlung desselben zu loben. Die Färbung ist gut, wenn auch etwas grell, die Zeichnung ist sicher, und der Ausdruck rührend. Nur sollte man die Marien mit dem Kinde endlich zu malen aufhören.

Der Prinz zog einen Vorhang auf, stellte Eduard in das rechte Licht und rief: Sehn Sie aber hier dies gelungene, herrliche Werk meines Lieblings, des Julio Romano, und erstaunen Sie, und entzücken Sie sich!

Mit einem lauten Ausrufe, und mit einem höchst freudigen, ja lachenden Gesichte mußte Eduard in der That dies große Bild begrüßen; denn es war das wohlbekannte Machwerk seines alten Freundes, an welchem dieser schon seit einem Jahre gearbeitet hatte. Es war Psyche und der schlafende Amor. Der Prinz stellte sich zu ihm und rief: Daß ich diesen Fund gethan habe, bezahlt mir allein schon die Reise hieher! Und bei jenem alten, unscheinbaren Manne habe ich dieses Kleinod angetroffen! Ein Mann, welcher selbst als Künstler keine unbedeutende Rolle spielt, aber doch bei Weitem nicht so erkannt wird, wie er sollte. Er besaß das Gemälde schon lange und wußte, daß es vom Julio sei; indessen, da er nicht Alles gesehen hat, so waren ihm immer noch einige Zweifel geblieben, und er war erfreut, von mir so viele nähere Umstände von diesem Meister und seinen Werken zu erfahren. Denn freilich hat er Sinn, der Alte, und weiß wohl ein solches Juwel zu würdigen; aber er ist nicht in alle Trefflichkeiten des Malers eingedrungen. Ich würde mich geschämt haben, seine Unkenntniß zu benutzen, denn er foderte für diese herrliche Arbeit, zu der er auf sonderbare Weise gekommen ist, einen zu mäßigen Preis; ich habe diesen erhöht, um die Zierde meiner Gallerie auch auf eine würdige Art bezahlt zu haben.

Er ist glücklich, sagte Eduard, der verkannte alte Mann, einen solchen Kenner und edeln Beschützer zum Freunde gewonnen zu haben; vielleicht ist er im Stande, die Gallerie Eurer Durchlaucht noch mit einigen Seltenheiten zu vermehren, denn er besitzt in seiner dunkeln Wohnung Manches, was er selbst nicht kennt oder würdigt, und ist eigensinnig genug, seine eignen Arbeiten oft allen ältern vorzuziehn.

Eduard empfahl sich, ging aber nicht sogleich nach Hause, sondern eilte, so leicht bekleidet er auch war, nach dem Park, rannte lustig durch die abgelegenen, mit Schnee bedeckten Gänge, lachte laut und rief: o Welt! Welt! Lauter Fratzen und Albernheiten! O Thorheit, du buntes, wunderliches Kind, wie führst du deine Lieblinge so zierlich an deinem glänzenden Gängelbande! Lange lebe der große Eulenböck, er, der trefflicher, als Julio Romano oder Rafael ist! Habe ich doch nun auch einmal einen Kenner kennen gelernt.

Eduard hatte nun Anstalten zu dem lustigen Abend gemacht, welchen er mit Eulenböck verabredet hatte. Vor Kurzem war ihm dieser Tag als ein lästiger erschienen, den er nur bald hinter sich zu haben wünschte; jetzt aber war seine Stimmung so, daß er sich auf diese Stunden der Betäubung freute, weil er meinte, daß sie für lange Zeit seine letzten vergnügten seyn würden. Gegen Abend erschien der Alte, und schleppte mit einem Diener zwei Körbe mit Wein herbei. Was soll das? fragte Eduard: ist es

denn nicht ausgemacht, daß ich Euch bewirthen soll? Das sollst Du auch, sagte der Alte. nur bringe ich einigen Vorrath zum Succurs, weil Du die Sache doch eigentlich nicht verstehst, und weil ich euch an diesem Abend recht ausgelassen sehn will.

Ein trauriger Vorsatz, erwiederte Eduard, lustig seyn zu wollen, und dennoch habe ich ihn auch gefaßt, mir und meinem Schicksal zum Trotz.

Sieh da, sagte Eulenböck lachend, hast Du auch ein Schicksal? Das hab' ich gar nicht einmal gewußt, junger Bursche; mir schien das Wesen sich immer höchstens zum Verhängniß hin zu neigen. Aber vornehmer ist das andere ohne Zweifel, und vielleicht wird es noch zum Geschick, wenn du erst etwas klüger geworden bist. Ja, ja, Freund, Geschick, das ist es, was den meisten Menschen fehlt, Verstand, Umstände zu nutzen, oder sie hervor zu bringen, und darüber gerathen sie ins Schicksal, oder gar in das noch fatalere Verhängniß, wo sich dann nicht immer eine christliche Hand findet, sie wieder los zu schneiden.

Du bist unverschämt, rief Eduard aus, und glaubst witzig zu seyn; oder Du hast Dir gar schon einen Rausch getrunken.

Kann seyn, mein Kind, schmunzelte jener, und wir wollen bald die Anstalten treffen mich wieder nüchtern zu machen. Unser gutes Prinzchen hat mich in eine Art von Wohlstand versetzt, der, wenn ich Vernunft habe, ein dauernder seyn kann; denn er protegirt mich trefflich, wird mir noch mehr abkaufen, und auch Sachen von meinem eignen Pinsel malen lassen. Er meint, ich wäre hier in dieser Stadt nicht an meiner Stelle, man erkenne mich nicht genug an, und es mangle an Aufmunterung. Vielleicht nimmt er mich mit, und bildet mich noch zum ächten Künstler aus, denn er hat den besten Willen dazu, und ich gerade Sinn und Talent genug, um ihn zu verstehn und mir von ihm rathen zu lassen.

Schelm der Du bist! sagte sein junger Freund: ich habe lachen müssen, daß Du deinen Julio Romano so vortheilhaft verkauft hast; aber ich möchte denn doch nicht an deiner Stelle seyn.

Der Alte ging auf ihn zu, sah ihn starr an und sagte: Und warum nicht, Kleiner? Wenn Du nur die Gabe dazu hättest! Jeder Mensch malt und pinselt an sich herum, um sich für besser auszugeben, als er in der That ist, und für ein wunderbares köstliches Original zu gelten, da die meisten doch nur geschmierte Copieen von Copieen sind. Hättest Du meinen Gönner das Bild nur analysiren hören, da hättest Du etwas lernen können! Nun verstehe ich erst alle die Kunst-Absichten des Julio Romano; Du glaubst nicht, wie viel Treffliches ich an dem Bilde übersehen hatte, wie viele Stellen seines markigen Pinsels. Ja, es ist eine Freude, einen solchen Künstler so recht zu durchdringen, und wenn man ihn ganz und in allen seinen Theilen zugleich faßt, so überschleicht uns im vollständigen Gefühl seines hohen Werthes eine wohlthätige Empfindung, als hätten wir auch an seiner Herrlichkeit einigen Antheil; denn ein Kunstwerk ganz verstehen, heißt, es gewissermaßen erschaffen. Wie großen Dank bin ich meinem erlauchten Gönner und Kenner schuldig, daß er mir auch außer dem Gelde noch eine solche Fülle von Künstlerweihe zufließen läßt.

Wenn ich ihn nicht an der Tafel hätte malen sehen, rief Eduard lächelnd aus, so könnte er mich glauben machen, das Bild sei ein ächtes!

Was hast du gesehen? antwortete im Eifer der Alte: was verstehst du von der Magie der Kunst und jenen unsichtbaren Geistern, die sich durch die Farbe und Zeichnung herbei ziehen und verkörpern lassen? Das sind eben Geheimnisse für den Layen. Glaubst Du denn, man malt nur, um zu malen. und daß es mit Palette, Pinsel und dem guten Vorsatze genug sei? O theurer Gelbschnabel, da müssen noch gar wunderbare Conjuncturen, astralische Einflüsse und Wohlwollen mannichfaltiger Geister zusammen treffen, um etwas rechtschaffenes zu Stande zu bringen! Hast Du es noch niemals erlebt, daß ein feinsinniger, tiefdenkender Künstler sein Tuch und Netz ausspannt, und seine Pinsel in die besten Farben taucht, um das schönste Ideal in sein Netz zu locken und hinein zu kitzeln? Er hat sich redlich vorgenommen, einen Apollo zu machen, er streicht und tuscht, und wischt und bürstet, und lächelt verliebt und mit süßester Freundlichkeit die Creatur an, die aus dem Nichts und Nebel hervorgeben soll; und wenn es nun fertig ist, siehe da, so hat sich in alle die künstliche Netze ein wahrer Lümmel eingefangen, der aus der arkadischen Landschaft uns zähnefletschend entgegen grinzt! Nun kommen die Unverständigen und schreien und toben: der Malerkerl hat kein Talent, er hat die Antike nicht gehörig verstanden, er hat statt eines Ideals ein Schmierial hervorgebracht! und was dergleichen unverdaute Urtheile mehr ausgestoßen werden. So wird alsdann das gerührte Herz des Künstlers verkannt, dem sich ein wahrer Teufel, eine Höllenbrut statt eines Himmelsengels in seiner künstlichen Krebsreuse gefangen hat. Denn auch diese Geister streifen herum, und lauern nur darauf, wo sie sich verkörpern können. Bildwerke, die etwa untergehn, treiben sich oft lange geängstigt im leeren Raum um, bis ein freundlicher und der Sache gewachsener Mann ihnen wieder Gelegenheit verschafft, sichtlich herab zu steigen. Es hat mich Mühe genug gekostet, dieses Gedichts des trefflichen römischen Malers wieder habhaft zu werden; es erfordert mehr Studium, als Du daran wandtest, wenn Du in der Jugend dem Nachbar seine Tauben wegfingst. Wenn Du der Meinung bist, daß der Mensch, um eine heilige Geschichte zu malen, nicht seine ganze Andacht dem Gegenstande entgegen bringen muß, so bist Du sehr im Irrthum, aus dem Dich unser junger Freund, der talentvolle Dietrich, am ersten reißen könnte.

Dietrich, welcher eingetreten war und nur die letzte Aeußerung gehört hatte, nahm sogleich Gelegenheit, diesen letzten Satz weitläufiger auszuführen. Indessen ließ Eulenböck decken, und stellte die Weine in die Ordnung, nach welcher sie genossen werden sollten; nachher wandte er sich mit der Frage an Eduard: Und was denkst Du nun in Zukunft anzufangen?

Fürs Erste nicht viel, antwortete dieser: indessen will ich meine vernachlässigten Studien wieder anknüpfen und fortsetzen, und mich vorzüglich mit Geschichte und den neuern Sprachen beschäftigen. Ich schränke mich ein, vermiethe die übrigen Theile meines Hauses, welches mir doch ohne Nutzen leer

steht, und behalte nur diesen kleinen Saal und die angränzenden Zimmer. So hoffe ich, ohne Sorgen, bei einer vernünftigen Lebensart, über die ersten Jahre hinüber zu kommen und mich indeß zu irgend einem Amte tauglich gemacht zu haben.

Hier also wird dein Museum seyn? sagte Eulenböck, indem er mit dem Kopfe schüttelte. Diese Einrichtung will mir gar nicht gefallen, denn ich glaube nicht, daß diese Wände dazu geeignet sind, um hier gehörig studiren zu lassen, denn sie haben nicht die gehörige Resonanz, das Zimmer selbst hat nicht die wahre Quadratur, die Gedanken schlagen zu heftig zurück und verschwirren, und wenn Du einmal eine rechte Fuge denken willst, so klappert gewiß Alles durch einander. Dein seliger Papa war auch darin wunderlich, noch in seinen letzten Jahren diesen schönen Saal durch seinen Eigensinn so zu verderben. Sonst sah man die Straße auf der einen Seite, und hier auf der andern über den Garten und den Park hinweg in die Hügel und fernen Berge hinein. Diese schöne Aussicht hat er nicht nur zumauern lassen, sondern auch noch die Fensteröffnungen mit Bohlen und Täfelung weit herein verbaut, und so das Ebenmaaß des Zimmers gestört. An Deiner Stelle riß' ich das Wesen, Tapeten und Vertäfelung wieder auf, und ließe, wenn doch einmal Fenster fehlen sollen, jene nach der Straße vermauern.

Es war kein Eigensinn, sagte Eduard, es geschah, da er hier am liebsten wohnte, seiner Gesundheit wegen; der Morgenwind von hier schadete ihm, und erregte ihm Gichtschmerzen. Konnte er doch in den andern Zimmern die grüne Aussicht genießen.

Wäre nur der alte Walther kein Narr, fuhr Eulenböck fort, so wäre Dir leicht geholfen. Er könnte Dir das Mädchen geben, die ja doch versorgt werden muß, und Alles wäre wieder in Ordnung!

Schweig! rief Eduard mit der größten Heftigkeit aus: nur heute laß mich vergessen, was ich hoffte und träumte. Ich mag nicht mehr an sie denken, seit ich zu meinem Entsetzen fühlte, daß ich sie liebe. Ich will es mir nicht wiederholen, wie albern und thöricht ich mich gegen den Vater betrug; nichts soll mir heut einfallen, auch ihre unbegreifliche Aufführung nicht. Nein, es gab ein herrliches Glück für mich, ich habe es zu spät erkannt; das ist die Strafe meines Leichtsinns, daß ich auf ewig darauf verzichten muß! Wie ich aber ohne sie leben soll, muß ich erst von der Zukunft lernen.

Indem trat der junge Mensch herein, der bis jetzt Eduards Bibliothekar vorgestellt hatte. Hier ist der Catalog, welchen Sie befohlen hatten, sagte er, indem er dem beschämten Jünglinge einige Blätter überreichte. Wie? rief dieser aus, nicht mehr als nur etwa sechshundert Bände sind noch von der schönen Sammlung übrig? Und unter diesen nur die gewöhnlichsten Werke? Der Bibliothekar zuckte mit den Achseln. Da Sie mir gleich vom Anbeginn, erwiederte er, meinen Gehalt in Büchern ausgezahlt haben, so mußte ich diejenigen nehmen, die am ersten Käufer fanden; auch bin ich nicht genug Kenner von Seltenheiten, und habe diese wohl nicht genug gewürdiget; außerdem haben Bücher, vorzüglich Raritäten, zu verschiedenen Zeiten einen ungleichen Werth, und ist der Verkäufer gedrängt, um eine Summe zu erhalten, so muß er fast nehmen, was ihm geboten wird.

So hätt' ich also, sagte Eduard halb in Wehmuth, halb mit Lachen, gewiß besser gethan, gar keinen Bibliothekar anzunehmen, oder die Sammlung gleich anfangs zu verkaufen, dann hätte ich Geld dafür gehabt, oder die Bücher behalten. Und welche Sammlung! Mit welcher Liebe hat sie mein Vater gehegt! Welche Freude war es ihm, als er den seltenen Petrark, die erste Ausgabe des Dante und Boccaz erhielt! Wie konnt' ich es vergessen, daß sich in den meisten Büchern Nachweisungen von seiner Hand finden! Wie wollt' ich diese Werke ehren, wenn ich sie noch besäße! Uebrigens, da ich keine Bibliothek mehr habe, werden Sie ermessen, wie ich Ihnen auch schon neulich meldete, daß ich keines Bibliothekars mehr bedarf. Indessen wollen wir heut noch mit einander fröhlich seyn.

Jetzt trat auch der Mann herein, der oft an den wilden Gelagen Theil genommen hatte, und den sie wegen seiner Gesinnungen immer nur den Pietisten nannten. Sie hatten ihm diesen Namen beigelegt, weil er nie in die heitern Scherze oder ausgelassene Fröhlichkeit der andern stimmte, sondern unter Murren und moralischen Betrachtungen seinen Antheil am Mahle verzehrte. Nun fehlt nur noch das Krokodill, rief Eulenböck aus, so sind wir beisammen. Dies war ein kleiner hypochondrischer Buchhalter, blaß und eingeschrumpft, aber einer der größten Trinker. Den sonderbaren Namen hatten sie ihm beigelegt, weil er alsbald, so wie ihn der kleinste Rausch anwandelte, in Thränen ausbrach, und diese um so reichlicher vergoß, je länger das Gelag dauerte, und je ausgelassener die Uebrigen waren. Die Thüre öffnete sich, und die Jammergestalt machte den wunderlichen Kreis der Gäste vollständig.

Die Tafel war mit Trüffelpasteten, Austern und andern Leckerbissen bedeckt; man setzte sich, und Eulenböck, dessen purpurrothes Gesicht zwischen den Kerzen einen ehrwürdigen Schein von sich gab, begann auf feierliche Weise also: Meine versammelten Freunde! Ein Unwissender, der plötzlich in diesen Saal träte, könnte von diesen Anstalten, die den Schein eines Festes haben, verleitet werden, im Fall er die Mitglieder dieser Gesellschaft nicht näher kennen sollte, die Meinung zu fassen, es sei hier auf Schwelgerei, Trinken, Tumult und ausgelassene Lustigkeit, die nur der rohen Menge ziemt, angelegt worden. Selbst ein junger Künstler, Dietrich mit Namen, der zum erstenmal unter uns an diesem Tische sitzt, läßt verwundernde Blicke auf die Menge dieser Flaschen und Gerichte, auf diese Gänseleberpastete, auf diese Austern und Muscheln, und auf den ganzen Apparat einer Feierlichkeit schießen, der ihm hier einen übertriebenen sinnlichen Genuß zu versprechen scheint, und auch er wird sich wundern, wenn er erfährt, wie alles dies so ganz anders und im entgegengesetzten Sinne gemeint sei. Meine Herren, ich bitte Acht zu geben, und meine Worte nicht zu leicht in das Ohr fallen zu lassen. Wenn Länder die Geburt eines Prinzen feierlich begehn, wenn in Arabien ein ganzer Stamm sich festlich freut, indem sich ein Dichter in ihm gezeigt und hervorgethan hat, wenn die Installation des Lord-Mayor mit einem Schmause verherrlicht wird, ja

wenn man die Geburtsstunde der Pferde von echter Race nicht unbillig auf nachdenkliche Weise auszeichnet: so liegt es uns ja wohl noch näher (um nicht mit einem Antiklimax zu schließen) aufzuschauen, gerührt zu seyn und etwa mit Gläsern anzustoßen, wenn das Unsterbliche sich uns zeigt, wenn die Tugend uns würdigt, körperlich vor uns zu erscheinen. Ja, meine Freunde, gerührten Herzens spreche ich es aus, ein junger angehender Tugendhafter ist unter uns, der noch heut Abend sich als eingepuppter Schmetterling durchbeißen, und seine Schwingen im neuen Leben entfalten wird. Es ist Niemand anders, als unser edler Wirth, der uns so manchen Schmaus gegönnt, so manches Glas eingeschenkt hat. Aber ein feuriger Vorsatz, abgerechnet, daß er selbst auf dem Trocknen sitzt, jener Impetus der Begeisterung, von dem schon die Alten sangen, reißt ihn nun von uns in lichte Höhen hinauf, und wir, von diesem Tisch und Flaschen und Schüsseln, seiner irdischen Grabesstätte, schauen ihm schwindelnd nach, staunend, welchen fremden Regionen er nun zusteuern wird. Ich sage Euch, Theuerste, er wälzt unendlich viele und treffliche Entschlüsse in seinem Busen: und was kann der Mensch, selbst der schwächste und unansehnlichste, nicht entschließen! Habt Ihr es wohl je schon erwogen (aber in Euerm Leichtsinn denkt Ihr nicht an dergleichen), daß in einer unscheinbaren Mappe, wenn sie nur etwa hundert gezeichnete Landschaften enthält, sich eine Strecke von tausend Meilen verbergen kann, und daß sie selbst doch nicht mehr Raum einnimmt, als ein mäßiger Foliant? Denn Perspektive liegt dort neben Perspektive, und Berg und Thal und Fluß und weite, unendliche Aussichten. So mit den Vorsätzen! so schwächlich unser Pietist, oder Herr Dietrich aussieht, so können sie doch gewiß an guten Entschlüssen mehr als zehn Elephanten, oder zwanzig Kameele tragen. Wie schwach ich selbst in dieser Tugend bin, weiß ich am Besten, und daher meine Verehrung vor denen, an welchen ich diese Kräfte wahrnehme.

Da wir nun nicht alle der Begeisterung fähig sind, so sitzen wir hier an diesem Tische, wie an einem Kreuzwege, an welchem sich viele Straßen in mannichfaltigen und entgegengesetzten Richtungen scheiden. Auf dergleichen Hauptstationen pflegen auf pyramidalischer Säule die Entfernungen der Städte nach allen vier Weltgegenden verzeichnet zu stehn. So mag es auch hier, in einem nicht unerfreulichen Bilde gelten. Diese Austern führen, übermäßig genossen, zur Krankheit, dieser Burgunder nach einigen Stationen zu rothen Nasen, diese Trüffeln und was ihnen anhängt, zu Wassersucht, Magenkrampf und ähnlichen Uebeln. Unser Eduard aber, alles dies verschmähend, wandelt zur Tugend. So fahre denn wohl auf Deinem einsamen Pfade, und wir, die wir entzündete Gesichter, dicke Bäuche und kurzen Athem nicht so sehr scheuen, gehn unsre Straße fort. Aber auch ich werde Euch bald verlassen, Theuerste; ein edler Unbekannter, den ich Euch noch nicht nennen darf, wird mein Kunstgenie zu den höchsten Leistungen begeistern, er wird mich in fernen Regionen einer idealischen Weihe empfänglich machen, und so zu sagen, vergeistigen. Unser frommer, gemüthlicher Dietrich, den wir kaum kennen lernten, wandelt den Kunstdom entlang, und schmückt die vaterländischen Altäre. Was soll ich von Dir sagen, Bibliothekar der Du vor den leeren Bücherschränken stehst, und die Werke nicht bloß gelesen, sondern buchstäblich verschlungen hast? O Du verlesener Mensch, Du von der Secte des muselmännischen Omar, Kienraupe der Bibliotheken, Verwüster der Schriften, der Du eine neue alexandrinische Sammlung bloß durch die treffliche neue Erfindung, Dein Salar nicht geistig, sondern wirklich aus den Schriften zu ziehn, vernichten könntest. Alle Buchhändler des römischen Reiches sollten Dich umher senden, um mit Deiner zerstörenden Kraft die Sammlungen zu zerstieben und neue Werke nothwendig zu machen. Du, mehr als Recensent und schlimmer als Saturnus, der doch nur verzehrte, was er selbst erzeugt: wo sind sie, Deine Untergebenen, Deine Mündel, die mit goldnem Rücken und Schnitt Dich so freundlich anlachten? Versilbert hast Du sie alle, und schon nach wenigen Jahren Deine silberne Hochzeit mit ihnen gefeiert. Lebe denn wohl, auch Du, Pietist, redlichster unter den Sterblichen, Du Hasser aller Poesie und Lüge! Reich mir die Hand zum Abschied, armes Krokodill, das schon in Thränen schwimmt; im Sumpf einer Taverne mußt Du künftig heulen. In einem bessern Leben sehn wir uns alle wieder.

Da Eduard nachdenkend war, und Dietrich in der Gesellschaft noch fremd, der Bibliothekar und Pietist keine Miene verzogen, so herrschte während und nach der Rede ein tiefes Stillschweigen, welches dadurch noch feierlicher wurde, daß der Buchhalter, der schon manches Glas geleert hatte, schluchzte und jammerte.

Heut ist der Abend der heiligen Drei-Könige, sagte Eduard, und wie es noch in manchen Gegenden Sitte ist, sich an diesem Tage zu beschenken, so wünsche ich, daß meine bisherigen Genossen und Freunde auch diese Nacht in froher Geselligkeit mit mir verbringen.

An diesem Abend, fuhr Eulenböck fort, ist es nicht unschicklich, einmal anders, als gewöhnlich zu leben; daher waren sonst Glücksspiele gebräuchlich, wenn sie auch übrigens verboten waren. Und wie gut wäre es für Dich, Freund Eduard, wenn heute auch Dein Glücksstern von Neuem erwachte, daß dem verarmten Verschwender ein neues Vermögen bescheert würde. Man hat wunderliche Erzählungen, wie verzweifelte Jünglinge sich in der Armuth haben in ihrem väterlichen Hause erhängen wollen, und siehe da, der Nagel fällt mit dem Balken der Decke herab, und mit beidem zugleich viele tausend Goldstücke, die der vorsorgende Vater dorthin versteckt hatte. Beim Lichte besehen, eine dumme Geschichte. Konnte der Vater denn wissen, daß der Sohn für das Hängen eine besondere Vorliebe haben würde? Konnte er wohl berechnen, daß der Körper des Desperaten noch schwer genug bleibe, den verborgenen Schatz durch sein Gewicht aufzudecken und herab zu ziehn? Konnte der verlorene Sohn nicht schon früher einen Kronleuchter dort anbringen wollen, und das Geld finden? Kurz, tausend gegründete Einwürfe kann die vernünftige Kritik diesem schlecht erfundenen Mährchen machen.

Ohne daß Du immer wieder auf diesen Vorwurf zurück kömmst, sagte Eduard empfindlich, schilt mein eignes Gewissen, meinen Leichtsinn und thörichte Verschwendung. Wären die Leidenschaften nicht unbändig, die ihren Stolz darein setzen, die Vernunft

zu verhöhnen, so hätten die Moralprediger nur leichte Arbeit. Es ist ganz begreiflich, wenn die armen Menschen glauben, von bösen Geistern besessen zu seyn. Denn wie soll man es erklären, daß man dem Schlimmen folgt, indem man das Bessere einsieht, ja daß wir oft zum Letztern selbst in unsern wildesten Stunden mehr Trieb, als zum Unrecht empfinden, und dennoch, uns selbst zum Trotz, jeder Einsicht den Rücken kehren, und schon vor der begangenen That von unserm Gewissen gequält werden? Es muß eine tiefgewurzelte Verderbniß in der menschlichen Natur seyn, die sich auch nie ganz zum Edeln erziehn, oder durch Pfropfreiser der Tugend umwandeln läßt.

So ist es, sagte der Pietist: der Mensch an sich taugt nichts, er ist gleich in der Schöpfung mißrathen. Er kann nur geflickt werden, und die Lappen bleiben immer auf dem alten schäbigen Tuche sichtbar.

Ja wohl, seufzte das Krokodill. es ist zu bejammern, und immer wieder zu bejammern. Die Thränen flossen ihm dicht aus den weinglühenden Augen.

Als Du mich zum erstenmal in jene Weinschenke führtest, fuhr Eduard zum alten Maler gewendet fort, machte es mir denn Freude, mich in dem Kreise dieser rohen und langweiligen Menschen zu sehn? Ich war beschämt, als der Herr der Schenke mir mit einer Ehrfurcht entgegen kam, als sei ich einer der Götter, vom Olymp herabgestiegen. Dergleichen Ehre war seinem Hause noch niemals widerfahren. Bald gewöhnte man sich an die Gegenwart meiner Herrlichkeit, und immer zog es mich wider meinen Willen in den Weinduft des Zimmers, in das schreiende Gespräch und an meine Wand hin, wie ein Zauber, der auch nicht riß, als die Gesichter des Wirthes und seiner Leute kälter, ja verdrossen wurden, als man mein Wort nicht mehr beachtete, und geringere Gäste anständiger behandelte; denn durch meine Nachlässigkeit war ich schon in eine bedeutende Schuld gerathen, um welche man mich mit grober Zudringlichkeit mahnte. Noch schlimmer ging es einem armen Lumpen, einem täglichen Gast, auf den man fast nie hörte, der oft verdorbenen Essig erhielt, und sich doch nicht beschweren durfte; er war die Zielscheibe des witzigen Gesindes, der Gegenstand des Hohns und Mitleids der übrigen Fremden, so wie seiner eignen furchtsamen Verachtung. Und so schlecht man ihn behandelte, mußte er doch theurer als alle bezahlen, und ward betrogen, ohne klagen zu dürfen, indeß sein Gewerbe versäumt ward, und Frau und Kinder zu Hause schmachteten. In diesem Spiegel sah ich nun mein eignes Elend, und als einmal ein redlicher Handwerker von unbescholtenem Wandel dort zufällig einkehrte, und von Allen als eine seltene Erscheinung mit Hochachtung begrüßt wurde, erwachte ich endlich aus dem Schlummer meiner Ohnmacht, bezahlte, was nur meine Trägheit versäumt hatte, und suchte auch jenen Elenden zu retten, daß er nicht ganz versank. Aber so ist es, daß selbst diejenigen, die sich vom Leichtsinnigen und Taugenichts bereichern, diesen verachten, und dem Würdigen, der ihnen aus dem Wege geht, ihre Ehrfurcht nicht versagen können. So habe ich meine Zeit und mein Vermögen unwürdig verschleudert, um Verachtung einzukaufen.

Sei still, Sohn, rief Eulenböck, Du hast auch mancher armen Familie Gutes gethan.

Laß uns davon schweigen, antwortete Eduard in Unmuth: auch das geschah ohne Sinn, so wie ich ohne Sinn Aufwand machte, ohne Sinn reisete, spielte und Wein trank, und weder mir noch Andern eine gute Stunde zuzubereiten verstand.

Das ist freilich schlimm, sagte der Alte, und was den lieblichen Wein betrifft, eine Sünde. Aber seid munter und trinkt, ihr wackern Gehülfen, damit auch der Wirth in die Stimmung komme, die ihm geziemt.

Es bedurfte aber dieser Aufmunterung nicht, denn die Tischgesellschaft war unermüdet. Selbst der junge Dietrich trank fleißig, und Eulenböck ordnete an, wie die Weine auf einander folgen sollten. Heute gilt es! rief er aus, die Schlacht muß gewonnen werden, und der Sieger erzeigt den Besiegten keine Gnade. Seht in mein kriegerisches Antlitz, Ihr jüngern Helden, hier hab' ich die rothe Blutfahne dräuend ausgehängt, zum Zeichen, daß kein Erbarmen statt finden soll! Nichts in der Welt wird so mißverstanden, Freunde, als der scheinbar einfache Actus, den die Menschen so obenhin trinken nennen, und keine Gabe wird so verkannt, so wenig gewürdiget, als der Wein. Könnt' ich wünschen, der Welt einmal nützlich zu werden, so möcht' ich eine aufgeklärte Regierung dahin bewegen, einen eignen Lehrstuhl zu errichten, von wo herab ich die unwissende Menschheit über die trefflichen Eigenschaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es giebt nur wenige Unglückselige, die das nicht mit Wahrheit von sich versichern können. Aber es ist ein Erbarmen, anzusehn, wie sie trinken, ohne alle Applikation, ohne Styl, Schatten und Licht, so daß sich kaum die Spur einer Schule findet: höchstens Colorit, was die Uebermüthigen dann auch gleich sich und der Welt auf die Nase binden und zur Schau aushängen.

Und wie muß man es eigentlich anfangen? fragte Dietrich.

Anfangs, erwiederte der Alte, muß man durch stille Demuth und einfachen Glauben, wie in allen Künsten, den Grund legen. Nur ja keine vorzeitige Kritik, kein spürendes, naseweises Schnüffeln, sondern ein edles, vertrauenvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun so mag er auch unterscheiden; und trifft der Wein nur Lehrbegier und Sitteneinfalt, so unterrichtet auch sein Geist von innen heraus, und weckt mit dem Enthusiasmus zugleich das Verständniß. Nur nicht die Uebung, als das Hauptsächlichste, hintangesetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meister.

O wie wahr! seufzte der Buchhalter, indem er seinen Thränen keinen Einhalt that. Worte sagte der Pietist, die der gemeine Haufe goldne nennen würde.

Wäre das Trinken, fuhr Eulenböck fort, keine Kunst und Wissenschaft, so dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, so wie das unschuldige Wasser schon diese Rolle spielt. Aber der Geist der Natur versenkt sich auf lieblich anmuthige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe, und läßt sich im wundersamen Ringen keltern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen, und dort aus al-

tem Chaos alle glänzende Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken. Seht, da geht der Säufer. O meine Freunde, so schalten und spotteten auch diejenigen, die die Eleusinische Weihe nicht empfangen hatten. Mit dieser goldnen und purpurnen Fluth ergießt sich und breitet sich in uns ein Meer von Wohllaut aus, und dem aufgehenden Morgenroth erklingt das alte Memnons-Bild, das bis dahin stumm in dunkler Nacht gestanden hatte. Durch Blut und Gehirn rinnt und eilt frohlockend der holde Ruf: der Frühling ist da! Da fühlen alle die Geisterchen die süßen Wogen, und kriechen mit lachenden Augen aus ihren finstern Winkeln hervor; sie dehnen die feinen kristallnen Gliederchen, und stürzen sich zum Bade in die Weinfluth, und plätschern und ringen, und steigen schwebend wieder heraus, und schütteln die bunten Geisterschwingen, daß mit Gesäusel die klaren Tropfen von den Federchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander, und küssen frohes Leben einer von des andern Lippe. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schaar, immer wohllautender ihr Gestammel: da führen sie gekränzt und hoch triumphirend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengewinden hervor schauen kann. Nun fühlt der Mensch die Unendlichkeit, die Unsterblichkeit; er sieht und fühlt die Millionen von Geistern in sich, und ergötzt sich an ihren Spielen. Was soll man dann von den gemeinen Seelen sagen, die einem nachrufen: seht! der Kerl ist besoffen. Was meinst Du, redliches Krokodill?

Der blasse Weinende reichte ihm die Hand und sagte: ach! Lieber, die Leute haben Recht, und Ihr habt Recht, und die ganze Welt hat Recht. Was Ihr so prophetisch daher gekugelt habt, geht über mein Verständniß, aber ich bin selig in meiner tiefen Rührung. Wenn Leute in die Komödie gehn, um für ihr Geld zu weinen, so kommt mir das ganz abgeschmackt vor; mag es andern vergönnt seyn, sich an hohen Gesinnungen und Thaten zu erheben, und darüber Thränen zu vergießen, aber ich verstehe es nicht; doch wenn solch guter Wein in mich hinein geht, so wirkt er wundersam, daß mir dann Alles, Alles, mag man sprechen was man will, mag man schweigen oder lachen, in der schönsten Rührung aufgeht. Seht, mein Herz möchte vor Wonne brechen, ich könnte Alles, und wär' es Euer lahmer Pudel, in die Arme schließen. Aber meine Augen leiden darunter, und der Doctor hat mir deshalb das Trinken ganz verbieten wollen. Aber dieser Gedanke ist mir eben die rührendste von allen Vorstellungen, darüber könnte ich Tage lang weinen, und deshalb hat er auch diese Verordnung wieder zurücknehmen müssen.

Je mehr ich trinke, sagte der Pietist, je mehr hasse ich das, was Ihr, Eulenböck, da schwabronirt habt, je unvernünftiger kommt es mir vor. Lug und Trug! Es ist beinah eben so dumm, als beim Trinken die Lieder zu singen, die dazu gemacht sind. Jedes Wort darin ist gelogen. Wenn der Mensch nur einen Gegenstand mit dem andern vergleicht, so lügt er schon. „Das Morgenroth streut Rosen.“ Giebt es etwas Dümmeres? „Die Sonne taucht sich in das Meer.“ Fratzen! „Der Wein glüht purpurn.“ Narrenspossen! „Der Morgen erwacht.“ Es giebt keinen Morgen, wie kann er schlafen? Es ist ja nichts, als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O dürft' ich nur einmal über die Sprache her, und sie so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen!

Laßt's Euch nicht irren, ehrlicher Mann, sagte Eulenböck, Eure Tugend meint es gut, und wenn Ihr die Sache anders ansehr, als ich, so trinkt ihr wenigstens denselben Wein, und fast eben so viel, als ich selber. Die That vereinigt uns, wenn uns das System auseinander führt. Wer versteht sich heut zu Tage? Davon ist auch gar nicht die Rede mehr. Ich wollte nur noch bemerken, wenn es auch mit dem vorigen gar nicht zusammen hängt, daß mir die Art, wie Menschen und Aerzte den Nahrungsprozeß und die so genannte Assimilation ansehen, höchst einfältig vorkommt. Der Eichenbaum wird aus seinem Saamenkorne eine Eiche, und die Feige bringt den Feigenbaum hervor, und wenn sie auch Luft, Wasser und Erde bedürfen, so sind es doch diese Elemente nicht eigentlich, aus denen sie erwachsen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und den Wachsthum, bringt sie aber nicht hervor; sie giebt die Möglichkeit, aber nicht die Sache, und aus sich selbst quillt der Mensch wie eine Pflanze hervor. Es ist eine platte Ansicht, zu glauben daß der Wein unmittelbar, an sich selbst, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuschreiben; nein, wie ich sagte, sein Duft und Hauch **erweckt** nur die Qualitäten, die in uns ruhn. Nun stürzen sich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn sie von diesen Wellen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunst und Wissenschaft anders sei? Ich brauche doch wohl die alte Platonische Idee nicht von Neuem vorzutragen. Rafael und Correggio und Titian regnen nur mein eignes Selbst an, das in Vergessenheit schlummert, und das größte Genie, der tiefste Kunstsinn können sich die Gebilde mit aller Imagination nicht erfinden, die ihnen von den großen Meistern vorgehalten werden; und doch wecken diese Werke selbst nur die alten Erinnerungen auf. Daher auch die Sucht nach neuen geistigen Genüßen, die sonst nicht löblich seyn würden; daher der Wunsch, Unbekanntes aufzufinden, Originelles hervorzubringen, der außerdem nur Unsinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntniß in uns, diesen weissagenden Spiegel der Ewigkeit, und was diese uns werden kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das sich im Mittelpunkt einer himmlischen Ruhe sammelt, und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben, meine lieben Saufbrüder, muß es auch viele und mancherlei Weine geben.

Und welchen ziehen Sie vor? fragte Dietrich. Giebt es hier nicht auch das Classische und Vollendete, das Moderne und Triviale, das Manierirte und Gesuchte, das Lieblich-Alte und Fromm-Schlichte, das Gemüthliche und leer Renommirende?

Jüngling, sagte der Alte, diese Frage ist zu verwickelt, setzt unendliche Erfahrung, historischen Ueberblick, abgelegtes Vorurtheil, und einen nach allen Richtungen ausgebildeten Geschmack voraus, den

zu verhöhnen, so hätten die Moralprediger nur leichte Arbeit. Es ist ganz begreiflich, wenn die armen Menschen glauben, von bösen Geistern besessen zu seyn. Denn wie soll man es erklären, daß man dem Schlimmen folgt, indem man das Bessere einsieht, ja daß wir oft zum Letztern selbst in unsern wildesten Stunden mehr Trieb, als zum Unrecht empfinden, und dennoch, uns selbst zum Trotz, jeder Einsicht den Rücken kehren, und schon vor der begangenen That von unserm Gewissen gequält werden? Es muß eine tiefgewurzelte Verderbniß in der menschlichen Natur seyn, die sich auch nie ganz zum Edeln erziehn, oder durch Pfropfreiser der Tugend umwandeln läßt.

So ist es, sagte der Pietist: der Mensch an sich taugt nichts, er ist gleich in der Schöpfung mißrathen. Er kann nur geflickt werden, und die Lappen bleiben immer auf dem alten schäbigen Tuche sichtbar.

Ja wohl, seufzte das Krokodill. es ist zu bejammern, und immer wieder zu bejammern. Die Thränen flossen ihm dicht aus den weinglühenden Augen.

Als Du mich zum erstenmal in jene Weinschenke führtest, fuhr Eduard zum alten Maler gewendet fort, machte es mir denn Freude, mich in dem Kreise diesen rohen und langweiligen Menschen zu sehn? Ich war beschämt, als der Herr der Schenke mir mit einer Ehrfurcht entgegen kam, als sei ich einer der Götter, vom Olymp herabgestiegen. Dergleichen Ehre war seinem Hause noch niemals widerfahren. Bald gewöhnte man sich an die Gegenwart meiner Herrlichkeit, und immer zog es mich wider meinen Willen in den Weinduft des Zimmers, in das schreiende Gespräch und an meine Wand hin, wie ein Zauber, der auch nicht riß, als die Gesichter des Wirthes und seiner Leute kälter, ja verdrossen wurden, als man mein Wort nicht mehr beachtete, und geringere Gäste anständiger behandelte; denn durch meine Nachlässigkeit war ich schon in eine bedeutende Schuld gerathen, um welche man mich mit grober Zudringlichkeit mahnte. Noch schlimmer ging es einem armen Lumpen, einem täglichen Gast, auf den man fast nie hörte, der oft verdorbenen Essig erhielt, und sich doch nicht beschweren durfte; er war die Zielscheibe des witzigen Gesindes, der Gegenstand des Hohns und Mitleids der übrigen Fremden, so wie seiner eignen furchtsamen Verachtung. Und so schlecht man ihn behandelte, mußte er doch theurer als alle bezahlen, und ward betrogen, ohne klagen zu dürfen, indeß sein Gewerbe versäumt ward, und Frau und Kinder zu Hause schmachteten. In diesem Spiegel sah ich nun mein eignes Elend, und als einmal ein redlicher Handwerker von unbescholtenem Wandel dort zufällig einkehrte, und von Allen als eine seltene Erscheinung mit Hochachtung begrüßt wurde, erwachte ich endlich aus dem Schlummer meiner Ohnmacht, bezahlte, was nur meine Trägheit versäumt hatte, und suchte auch jenen Elenden zu retten, daß er nicht ganz versank. Aber so ist es, daß selbst diejenigen, die sich vom Leichtsinnigen und Taugenichts bereichern, diesen verachten, und dem Würdigen, der ihnen aus dem Wege geht, ihre Ehrfurcht nicht versagen können. So habe ich meine Zeit und mein Vermögen unwürdig verschleudert, um Verachtung einzukaufen.

Sei still, Sohn, rief Eulenböck, Du hast auch mancher armen Familie Gutes gethan.

Laß uns davon schweigen, antwortete Eduard in Unmuth: auch das geschah ohne Sinn, so wie ich ohne Sinn Aufwand machte, ohne Sinn reisete, spielte und Wein trank, und weder mir noch Andern eine gute Stunde zuzubereiten verstand.

Das ist freilich schlimm, sagte der Alte, und was den lieblichen Wein betrifft, eine Sünde. Aber seid munter und trinkt, ihr wackern Gehülfen, damit auch der Wirth in die Stimmung komme, die ihm geziemt.

Es bedurfte aber dieser Aufmunterung nicht, denn die Tischgesellschaft war unermüdet. Selbst der junge Dietrich trank fleißig, und Eulenböck ordnete an, wie die Weine auf einander folgen sollten. Heute gilt es! rief er aus, die Schlacht muß gewonnen werden, und der Sieger erzeigt den Besiegten keine Gnade. Seht in mein kriegerisches Antlitz, Ihr jüngern Helden, hier hab' ich die rothe Blutfahne dräuend ausgehängt, zum Zeichen,' daß kein Erbarmen statt finden soll! Nichts in der Welt wird so mißverstanden, Freunde, als der scheinbar einfache Actus, den die Menschen so obenhin trinken nennen, und keine Gabe wird so verkannt, so wenig gewürdiget, als der Wein. Könnt' ich wünschen, der Welt einmal nützlich zu werden, so möcht' ich eine aufgeklärte Regierung dahin bewegen, einen eignen Lehrstuhl zu errichten, von wo herab ich die unwissende Menschheit über die trefflichen Eigenschaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es giebt nur wenige Unglückselige, die das nicht mit Wahrheit von sich versichern können. Aber es ist ein Erbarmen, anzusehn, wie sie trinken, ohne alle Applikation, ohne Styl, Schatten und Licht, so daß sich kaum die Spur einer Schule findet: höchstens Colorit, was die Uebermüthigen dann auch gleich sich und der Welt auf die Nase binden und zur Schau aushängen.

Und wie muß man es eigentlich anfangen? fragte Dietrich.

Anfangs, erwiederte der Alte, muß man durch stille Demuth und einfachen Glauben, wie in allen Künsten, den Grund legen. Nur ja keine vorzeitige Kritik, kein spürendes, naseweises Schnüffeln, sondern ein edles, vertrauenvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun so mag er auch unterscheiden; und trifft der Wein nur Lehrbegier und Sitteneinfalt, so unterrichtet auch sein Geist von innen heraus, und weckt mit dem Enthusiasmus zugleich das Verständniß. Nur nicht die Uebung, als das Hauptsächlichste, hintangesetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meister.

O wie wahr! seufzte der Buchhalter, indem er seinen Thränen keinen Einhalt that. Worte sagte der Pietist, die der gemeine Haufe goldne nennen würde.

Wäre das Trinken, fuhr Eulenböck fort, keine Kunst und Wissenschaft, so dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, so wie das unschuldige Wasser schon diese Rolle spielt. Aber der Geist der Natur versenkt sich auf lieblich anmuthige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe, und läßt sich im wundersamen Ringen keltern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen, und dort aus al-

tem Chaos alle glänzende Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken. Seht, da geht der Säufer. O meine Freunde, so schalten und spotteten auch diejenigen, die die Eleusinische Weihe nicht empfangen hatten. Mit dieser goldnen und purpurnen Fluth ergießt sich und breitet sich in uns ein Meer von Wohllaut aus, und dem aufgehenden Morgenroth erklingt das alte Memnons-Bild, das bis dahin stumm in dunkler Nacht gestanden hatte. Durch Blut und Gehirn rinnt und eilt frohlockend der holde Ruf: der Frühling ist da! Da fühlen alle die Geisterchen die süßen Wogen, und kriechen mit lachenden Augen aus ihren finstern Winkeln hervor; sie dehnen die feinen kristallnen Gliederchen, und stürzen sich zum Bade in die Weinfluth, und plätschern und ringen, und steigen schwebend wieder heraus, und schütteln die bunten Geisterschwingen, daß mit Gesäusel die klaren Tropfen von den Federchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander, und küssen frohes Leben einer von des andern Lippe. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schaar, immer wohllautender ihr Gestammel: da führen sie gekränzt und hoch triumphirend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengewinden hervor schauen kann. Nun fühlt der Mensch die Unendlichkeit, die Unsterblichkeit; er sieht und fühlt die Millionen von Geistern in sich, und ergötzt sich an ihren Spielen. Was soll man dann von den gemeinen Seelen sagen, die einem nachrufen: seht! der Kerl ist besoffen. Was meinst Du, redliches Krokodill?

Der blasse Weinende reichte ihm die Hand und sagte: ach! Lieber, die Leute haben Recht, und Ihr habt Recht, und die ganze Welt hat Recht. Was Ihr so prophetisch daher gekugelt habt, geht über mein Verständniß, aber ich bin selig in meiner tiefen Rührung. Wenn Leute in die Komödie gehn, um für ihr Geld zu weinen, so kommt mir das ganz abgeschmackt vor; mag es andern vergönnt seyn, sich an hohen Gesinnungen und Thaten zu erheben, und darüber Thränen zu vergießen, aber ich verstehe es nicht; doch wenn solch guter Wein in mich hinein geht, so wirkt er wundersam, daß mir dann Alles, Alles, mag man sprechen was man will, mag man schweigen oder lachen, in der schönsten Rührung aufgeht. Seht, mein Herz möchte vor Wonne brechen, ich könnte Alles, und wär' es Euer lahmer Pudel, in die Arme schließen. Aber meine Augen leiden darunter, und der Doctor hat mir deshalb das Trinken ganz verbieten wollen. Aber dieser Gedanke ist mir eben die rührendste von allen Vorstellungen, darüber könnte ich Tage lang weinen, und deshalb hat er auch diese Verordnung wieder zurücknehmen müssen.

Je mehr ich trinke, sagte der Pietist, je mehr hasse ich das, was Ihr, Eulenböck, da schwadronirt habt, je unvernünftiger kommt es mir vor. Lug und Trug! Es ist beinah eben so dumm, als beim Trinken die Lieder zu singen, die dazu gemacht sind. Jedes Wort darin ist gelogen. Wenn der Mensch nur einen Gegenstand mit dem andern vergleicht, so lügt er schon. „Das Morgenroth streut Rosen." Giebt es etwas Dümmeres? „Die Sonne taucht sich in das Meer." Fratzen! „Der Wein glüht purpurn." Narrenspossen! „Der Morgen erwacht." Es giebt keinen Morgen · wie kann er schlafen? Es ist ja nichts, als die Stunde, wenn die Sonne aufgeht. Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf; auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O dürft' ich nur einmal über die Sprache her, und sie so recht säubern und ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser lügenden Welt es nicht lassen, Unsinn zu sprechen!

Laßt's Euch nicht irren, ehrlicher Mann, sagte Eulenböck, Eure Tugend meint es gut, und wenn Ihr die Sache anders anseht, als ich, so trinkt ihr wenigstens denselben Wein, und fast eben so viel, als ich selber. Die That vereinigt uns, wenn uns das System auseinander führt. Wer versteht sich heut zu Tage? Davon ist auch gar nicht die Rede mehr. Ich wollte nur noch bemerken, wenn es auch mit dem vorigen gar nicht zusammen hängt, daß mir die Art, wie Menschen und Aerzte den Nahrungsprozeß und die so genannte Assimilation ansehen, höchst einfältig vorkommt. Der Eichenbaum wird aus seinem Saamenkorne eine Eiche, und die Feige bringt den Feigenbaum hervor, und wenn sie auch Luft, Wasser und Erde bedürfen, so sind es doch diese Elemente nicht eigentlich, aus denen sie erwachsen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und den Wachsthum, bringt sie aber nicht hervor; sie giebt die Möglichkeit, aber nicht die Sache, und aus sich selbst quillt der Mensch wie eine Pflanze hervor. Es ist eine platte Ansicht, zu glauben daß der Wein unmittelbar, an sich selbst, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuschreiben; nein, wie ich sagte, sein Duft und Hauch erweckt nur die Qualitäten, die in uns ruhn. Nun stürzen sich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn sie von diesen Wellen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunst und Wissenschaft anders sei? Ich brauche doch wohl die alte Platonische Idee nicht von Neuem vorzutragen. Rafael und Correggio und Titian regnen nur mein eignes Selbst an, das in Vergessenheit schlummert, und das größte Genie, der tiefste Kunstsinn können sich die Gebilde mit aller Imagination nicht erfinden, die ihnen von den großen Meistern vorgehalten werden; und doch wecken diese Werke selbst nur die alten Erinnerungen auf. Daher auch die Sucht nach neuen geistigen Genüßen, die sonst nicht löblich seyn würden; daher der Wunsch, Unbekanntes aufzufinden, Originelles hervorzubringen, der außerdem nur Unsinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntniß in uns, diesen weissagenden Spiegel der Ewigkeit, und was diese uns werden kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das sich im Mittelpunkt einer himmlischen Ruhe sammelt, und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben, meine lieben Saufbrüder, muß es auch viele und mancherlei Weine geben.

Und welchen ziehen Sie vor? fragte Dietrich. Giebt es hier nicht auch das Classische und Vollendete, das Moderne und Triviale, das Manierirte und Gesuchte, das Lieblich-Alte und Fromm-Schlichte, das Gemüthliche und leer Renommirende?

Jüngling, sagte der Alte, diese Frage ist zu verwickelt, setzt unendliche Erfahrung, historischen Ueberblick, abgelegtes Vorurtheil, und einen nach allen Richtungen ausgebildeten Geschmack voraus, den

nur viele Jahre, fortgesetzte Arbeit und unermüdliches Studium, so wie die Mittel dazu, die nicht in Jedermanns Händen sind, fassen und lösen können. Einiges Encyklopädische wird Dir hinreichen. Fast jeder Wein hat sein Gutes, fast alle verdienen gekannt zu werden. Ist in unserm Vaterlande der Neckar fast nur, den Durst zu löschen, da, so erhebt sich der Würzburger schon zum Edlen, und die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins lassen sich nicht in der Eile charakterisiren. Ihr habt sie hier vor Euch stehen gehabt und genossen. Diese trefflichen Wogen, vom leichten Laubenheimer bis zum starken Nierensteiner, gewaltigen Rüdesheimer und tiefsinnigen Hochheimer, mit allen ihren verwandten Fluthen gehörig zu preisen, dazu gehört mehr als die Zunge eines Redi, der in seinem toskanischen Dithyrambus doch nur mittelmäßig gefaselt hat. Diese Geister gehn rein und klar, kühlend und den Sinn erläuternd den Gaumen hinunter. Soll ich es vergleichen, so ist es die ruhige Gediegenheit trefflicher Schriftsteller, Gemüth und Fülle ohne Phantasterei oder schwärmerische Allegorie. Was ist nun der heißere Burgunder demjenigen, der ihn vertragen kann! Wie die unmittelbare Begeisterung fällt er in uns hinab, schwer, blutig, heftig erweckt er unsre Geister. Die Rebe von Bordeaux dagegen ist heiter, geschwätzig, ermuntert, aber begeistert nicht. Doch schon voller und wunderlicher dichtet die Provence und das poetische Languedoc. Dann das heiße Spanien in Xerez und ächten Malaga, und den glühenden Weinen von Valencia. Hier verwandelt sich der Weinstrom, indem wir ihn genießen, schon an unserm Gaumen in Kugelgestalt, die sich weit und weiter ausbreitet, und uns im Tokayer und St. Georgen-Ausbruch noch weit inniger und sinniger so erscheint. Wie erfüllt Mund und Gaumen und den ganzen Sinn des Gefälls nur ein Tropfen des edelsten Cap-Weins. Diese Weine muß der Kenner nippen und züngeln, und nicht mehr trinken wie unsern braven Rhein. Was sag' ich von Euch, ihr lieblichsten Gewächse Italiens, und namentlich Toskana's, du geistreichster Monte-Fiascone, du wahrhaft rührender Monte-Pulciano? Nun so kostet denn, Freunde, und versteht mich! Aber nicht konnt' ich dich aufsetzen, dich König aller Weine, dich rosenröthlichen Aleatico, Blume und Ausbund alles Weingeistes, Milch und Wein, Blume und Süße, Feuer und Milde zugleich! Diesen Wundergesellen trinkt, kostet, nippt und züngelt man nicht; sondern dem Beseligten erschließt sich ein neues Organ, das sich dem Unkundigen und Nüchternen nicht beschreiben läßt. — Hier brach er gerührt ab, und trocknete die Augen.

So hatte meine Ahnung ja doch Recht, rief Dietrich begeistert aus: dieser ist denn im Weinreich, was der alte Eyck oder Hemling, vielleicht auch der Bruder Johann von Fiesole unter den Malern sind. So schmeckt ja auch diese lieblich rührende und tiefe Farbe, die ohne Schatten doch so wahr, ohne Weiße so blendend und überzeugend ist. So sättigt und berauscht der Purpur des Gewandes, und so mildert und sänftigt das Feuer das milde Blau, das schwärmende Violett. Alles ist Eins, und klingt in unserm Geist zusammen!

Ausgenommen Eulenböcks Nase, rief der ganz trunkene Bibliothekar aus: die hat keinen Schorlach mehr, keine Uebergänge in den Tönen, um sie mit dem Gesicht in Verbindung zu setzen, sondern jenes violette Dunkelroth brütet in ihrer Zauberküche, wie unterirdisch in den Reichen der feuchten Nacht die rothe Rübe gerinnt, aller Sonne abgewandt. Soll dies Gewächs wohl dem Leben angehören? Soll der Weingott es so aufgefüttert haben? Nimmermehr. Es ist ein ungeschlachtes Gehäuse, ein widerwärtiges Etui für Bosheit und Lüge.

Leerer Schwulst, rief der Buchhalter, morscher Glanz, hinfällige Sterblichkeit! Und krumm, baufällig steht sie auch noch in dem unterminirten Gesicht, so daß sie mit ihrer Wucht bald den ganzen Mann in Trümmer drücken kann. Kerl! wo hast Du die unverschämt schiefe Nase her?

Ruhig, Krokodill! schrie Eulenböck, indem er heftig auf den Tisch schlug: will das Geziefer die Welt reformiren? Jede Nase hat ihre Geschichte, ihr Naseweise. Meint das dumme Volk denn, daß nicht auch das Kleinste sich als Ring an die Nothwendigkeit ewiger Gesetze fügt? Meine Nase, wie sie da ist, habe ich meinem Barbier zu verdanken.

Erzähle! Alter, riefen die jungen Leute.

Geduld! sprach der Maler. Die Physiognomik wird immer eine trügliche Wissenschaft bleiben, eben weil sie auf Barbiere, Weinschenken und sonstige historische Umstände zu wenig Rücksicht nimmt. Freilich ist das Gesicht der Ausdruck des Geistes; aber es leidet unter der Art, wie man damit handthirt, auffallend. Die Stirn hat es ihrer Festigkeit nach am Besten, wenn sich der Mensch nicht gewöhnt, alle kleinen Leidenschaften, Verdruß und Mißbehagen durch Faltenziehen darauf zu malen. Seht, wie edel ist die unsers Eduard, und wie viel schöner würde sie noch seyn, wenn der junge Bursche mehr gedacht und sich beschäftigt hätte! Die Augen, ihrer Beweglichkeit nach, hin und her rennend, conserviren sich in ihrem Spiel auch noch leiblich, man müßte sie denn ausweinen, wie unser krokodillischer Freund dort. Schlimmer ist es schon mit dem Munde; der schleift sich bald durch Schwatzen und fades Lächeln ab, wie bei unserm werthen Bibliothekar; wischt Einer nun gar nach Essen und Trinken übermäßig daran, so wird er bald unkenntlich, besonders, wenn man aus falscher Scham etwa die Lippen immer nach innen kneipt, wie unser trefflicher Pietist, der die Röthe derselben wohl für Lüge und unnützen Schwulst erklärt. Aber die Nase, die arme, die von allen Theilen am meisten sich hervorarbeitet, uns Unglückliche von allen Thieren unterscheidet, bei denen Maul und Schnauze so freundlich eins werden, und die beim Menschen als Höcker und Blocksberg der Tummelplatz aller Hexen und bösen Geister wird: wird sie nicht schon der kalten Luft und des Schnupfens wegen bei den meisten Menschen zum Sausewind und zur klingenden Trompete und Schlachtposaune ausgereckt, gezogen, gedehnt und gehudelt? Wird ihre Nachgiebigkeit, ihre Entwickelungs-Fähigkeit nicht gemißbraucht, um fast Elephantenrüssel und Truthahnsschnäbel heraus zu arbeiten? Frommere Seelen drücken sie wieder nieder und plätschen den Hochmuth in jammervolle Unformen zusammen. Alles dieses sah ich früh, schonte meine Nase, und konnte meinem Schicksal doch nicht entgehn. Ich bin mit meinem Barbier, einem mei-

ner innigsten Freunde, aufgewachsen und alt geworden. Dieser Künstler, indem er sich von einer Seite meines Antlitzes zur andern wandte, pflegte bei diesem Wechsel, um einen Stützpunkt zu haben, mir die Schneide des Messers unten an die Kehle zu setzen, und darauf drückend und sich lehnend schnell die andre Seite zu gewinnen. Dies schien mir bedenklich. Er durfte ausgleiten, sich stoßen, so schnitt er höchst wahrscheinlich mit dem Gestützten in das Stützende, und mein Angesicht lag unrasirt zu seinen Füßen. Dem mußte abgeholfen werden. Er dachte nach, und als wahres Genie war es ihm nicht so gar schwer, sein System und seine Manier zu ändern. Er packte nämlich mit seinen Fingern meine Nase, was ihm den Vortheil gewährte, sich stützen und viel länger auf sie lehnen zu können, und zog sie gewaltsam in die Höhe, vorzüglich, indem er die Oberlippe barbirte, und so beschauten wir uns Auge in Auge, ein Herz dem andern nahe, und das Scheermesser arbeitete in besonnener und sicherer Thätigkeit. Es traf sich aber, daß mein Freund von je her eins der auffallendsten Gesichter an sich trug, die der gemeine Haufe abscheulich, verzerrt und garstig zu nennen pflegt; dabei hatte er die Gewohnheit, zu grimassiren, und liebäugelte mir so herzlich entgegen, daß ich es in jeder Sitzung ihm erwiedern, und in dieser Nähe auch seine übrigen Fratzen unwillkührlich nachahmen mußte. Riß er die Nase unbillig hinauf, so zerrte er dafür, um mit seiner Kunst in die Mundewinkel zu gelangen, die Lippen und den Mund zu gewaltsam in die Breite. Hatte er auf mechanische Weise in meinem Antlitz ein scheinbares Lächeln erzwungen, so kam mir sein Lachen so liebreich, freundlich, herzinnig und rührend entgegen, daß mir oft aus schmerzlicher Theilnahme, und um nur ein boshaftes Lachen zu verbeißen, die Thränen in die Augen traten. Mensch! barbirender Freund! rief ich aus: stelle Dein menschenfreundliches Anlachen ein, ich lächle ja gar nicht, Du ziehst mir ja nur die Mundwinkel wie einen Schwamm auseinander. Thut nichts, antwortete die redliche Seele, Dein Liebreiz in diesem Lächeln zwingt mich zur Erwiederung. Seht, so grinzten wir uns denn wie die Affen minutenlang an. Ich bemerkte nach zwölf Wochen etwa eine auffallende Veränderung in meiner Physiognomie. Die Nase stieg und bäumte sich so auffallend nach oben, als wenn sie den Augen und der Stirn den Krieg ankündigen wollte, die wirklich häßlichen Verzerrungen der Wangen und Lippen ungerechnet, die ich aber schon nicht mehr lassen konnte, weil ich sie wie ein Andenken von meinem Freunde empfangen hatte. Ich drückte die aufstrebende Nase wieder nieder, und trug dem Edeln meine Wünsche noch einmal vor. Nun schien aber guter Rath theuer, und eine Auskunft kaum möglich. Doch entschloß er sich, ein zweiter Rafael, eine dritte untadelige Manier anzunehmen, und nach einigen Kämpfen gelang es ihm, indem er vorher bedächtig auskundschaftete, nach welcher Seite es am vortheilhaftesten sei, mir die Nase beim Auflehnen hin zu drehen: und dabei sind wir denn auch stehen geblieben, und diese Nothwendigkeit hat sie mir gebogen; das wahre Gesicht, nach dem ich mich instinktartig bilden mußte, hat mir diese Falten eingegraben, und tiefes Forschen und Denken, flammende Begeisterung und glühende Liebe zum Guten und Besten haben endlich diesen rothen Teppich über das Ganze gewoben.

Lautes Lachen hatte diese Erzählung begleitet; jetzt forderte der Bibliothekar ungestüm Champagner, und der Buchhalter schrie nach Punsch. Eulenböck aber rief: O ihr gemeinen Seelen! Nach dieser Himmelsleiter, die ich Euch habe hinauf klettern lassen, um in das Paradies zu schauen, kann auch ein so unedler, manirirter, moderner und witzloser Geist, wie dieser sogenannte Punsch, auch nur in den fernsten Winkel Eures Gedächtnisses kommen? Dies elende Gebräu aus heißem Wasser, schlechtem Branntwein und Zitronensäure? Und was soll dieses diplomatische, nüchterne Getränk, der Champagner, in unserm Kreise? Der nicht Herz und Geist aufschließt und nach dem halben Rausche höchstens dazu dienen kann, wieder nüchtern zu machen? O Ihr Profanen!

Er schlug auf den Tisch; aber die Uebrigen, Eduard ausgenommen, erwiederten diese Geberde so heftig, daß von der Erschütterung die Flaschen tanzten, und mehrere Gläser zerschmetternd auf den Boden stürzten. Hierüber ward Gelächter und Tumult noch lauter, man sprang auf, andre Gläser zu holen, und Dietrich rief: Es ist so kalt, eiskalt hier geworden, und dagegen würde der Punsch helfen.

Es war tief in der Nacht, die Diener hatten sich entfernt, man wußte nicht, wie man den Ofen wieder heizen sollte; auch gestand Eduard, daß sein Holzvorrath völlig zu Ende sei, und er morgen mit der Frühe erst neuen wieder herbeifahren lasse. Was meint Ihr? rief der ganz berauschte Dietrich, unser Wirth hat doch beschlossen, dies Zimmer auf eine neue Art einzurichten: wenn wir diese unnütze Vertäfelung, diese Bretter, welche die Fenster bedecken, herausbrächen, und in dem großen altfränkischen Camin hier ein herrliches deutsches Feuer anzündeten? Dieser tolle Vorschlag fand bei den verwilderten Gästen sogleich Gehör und lauten Beifall, und Eduard, der den ganzen Abend in einer Art von Betäubung gewesen war, widersetzte sich nicht. Man hob den Schirm vom Camin hinweg, und lief dann mit Kerzen nach der Küche, um Beile, Stangen und andere Instrumente herbei zu holen. Im Vorsaal fand Eulenböck ein altes verdorbenes Waldhorn, und darauf blasend, marschirten sie wie Soldaten unter Schreien und abscheulicher Musik in den Saal zurück. Der Tisch, welcher im Wege stand, ward umgeworfen, und sogleich begann ein Hauen, Brechen und Hämmern gegen die hohle Wand. Jeder suchte den Andern in Aemsigkeit zu übertreffen; um die Arbeitenden zu ermuntern, stimmte der Maler den Schlachtruf auf dem Horne wieder an, und beim Gepolter riefen Alle wie besessen: Holz! Holz! Feuer! Feuer! so daß dies Geschrei, die Musik, das Schlagen der Aexte, das Krachen der brechenden und ausspringenden Breter den Wirth des Hauses in eine so dumpfe Betäubung warf, daß er sich stumm in eine Ecke des Zimmers zurück zog.

Plötzlich wurde die Gesellschaft noch auf eine eben so unerwartete als unangenehme Art vermehrt. Die Nachbarschaft war unruhig geworden, und die Wache, welche ebenfalls das ungeheure Getümmel vernommen hatte, trat jetzt, einen Offizier an ihrer Spitze, herein, da sie das Haus unverschlossen gefunden hatten. Sie forschten nach der Ursache des

Getöses, und weshalb man Feuer geschrien habe. Eduard, der ziemlich nüchtern geblieben war, suchte ihnen Alles zu erklären, um seine Freunde zu entschuldigen. Diese aber, aufgeregt und keines vernünftigen Gedankens mehr fähig, behandelten diesen Besuch als einen gewaltsamen Einbruch in ihre unveräußerlichsten Rechte; jeder schrie auf den Offizier ein, Eulenböck drohte, der Buchhalter fluchte und weinte, der Bibliothekar holte mit der Brechstange aus, und Dietrich, welcher am meisten begeistert war, wollte sich mit dem Beile über den Lieutenant hermachen. Dieser, ebenfalls ein junger hitziger Mann, nahm es von der ernsthaften Seite und fand seine Ehre verletzt, und so war das Ende der Scene, daß Jene unter Geschrei und Lärmen, Drohungen und Freiheits-Declamationen nach der Hauptwache abgeführt wurden. So endigte das Fest, und Eduard, der allein im Saal zurück geblieben war, ging völlig verstimmt auf und nieder, und betrachtete die Verwüstung, welche seine begeisterten Freunde angerichtet hatten. Unter dem umgeworfenen Tische lagen zertrümmerte Flaschen, Gläser, Teller und Schüsseln, nebst Allem, was von den Leckerbissen übrig geblieben war; der kostbarste Wein floß über den Boden; die Leuchter waren zerschlagen; von denen, welche stehen geblieben waren, waren alle Lichter, bis auf eine Wachskerze, niedergebrannt und ausgelöscht. Er nahm das Licht und betrachtete die Wand, von der die Tapete abgerissen, und einige starke Breter herausgebrochen waren; ein Balken stand davor, der den Zutritt in die Nische hemmte. Ein sonderbares Gelüst befiel den Jüngling, noch in der Nacht das angefangene Werk seiner wilden Gesellen fortzusetzen; um aber kein übermäßiges Geräusch zu erregen, und doch noch vielleicht ihr Schicksal zu theilen, nahm er eine feine Säge, und durchschnitt oben vorsichtig den Balken; er wiederholte dies unten, und nahm dann den Kloben heraus. Hierauf war es nicht so gar schwer, noch eine innere leichte Vertäfelung wegzubrechen; das dünne Bret fiel nieder und Eduard leuchtete in die Nische hinein. Er konnte aber kaum den breiten Raum übersehen, und etwas, das ihm wie Gold entgegen glänzte, wahrnehmen, als Alles plötzlich verschwand; denn er hatte mit dem Lichte oben angestoßen und es ausgelöscht. Erschreckt und in der größten Bewegung tappte er durch den finstern Saal, aus der Thüre, über einen langen Gang, dann über den Hof nach einem kleinen Hintergebäude. Wie zürnte er über sich selbst, daß er keine Anstalt in der Nähe habe, Feuer zu machen. Aus festem Schlafe ermunterte er den eisgrauen Thürhüter, der sich lange nicht besinnen konnte, ließ sich von ihm, nach vielen vergeblichen Versuchen, sein Licht wieder anzünden, und kehrte dann mit behutsam vorgehaltner Hand, an allen Gliedern zitternd und mit klopfendem Herzen über die Gänge nach dem Zimmer zurück. Er wußte nicht, was er gesehen hatte, er wollte noch nicht glauben, was er ahnete. Im Saale setzte er sich erst in den Lehnstuhl, um sich zu sammeln, dann zündete er noch einige Kerzen an, und begab sich nun gebückt in die Nische. Der weite Raum der Fenster erglänzte von oben bis unten wie in goldnem Brand; denn Rahmen drängte sich an Rahmen, einer kostbarer als der andere, und in ihnen alle jene verloren gewähnten Gemälde seines Vaters, um die der alte Walther und Erich so oft gejammert hatten. Der Erlöser Guido's, der Johannes von Domenichino, sie alle schauten ihn an, und er fühlte sich selbst gerührt, andächtig, erstaunt, wie in einer bezauberten Welt. Als er sich besann, flossen seine Thränen, und er blieb dort, die Kälte nicht achtend, unter seinen neugefundenen Schätzen sitzen, bis der Morgen herauf dämmerte.

Walther war eben vom Tisch aufgestanden, als Erich eilig zu ihm in den Gemäldesaal trat. Was ist Dir, mein Freund? rief der Rath aus: hast Du Geister gesehn? Wie Du es nimmst, erwiederte Erich: mache Dich auf eine außerordentliche Nachricht gefaßt. — Nun? — Was gäbest Du wohl, was thätest Du wohl dafür, wenn alle die verlorenen Malereien Deines seligen Freundes, jene unschätzbaren Kostbarkeiten wieder da wären und Dein werden könnten?

Himmel! rief der Rath aus und verfärbte sich: ich habe keinen Athem. Was sagst Du? — Sie sind da, rief jener, und können Dein Eigenthum werden. — Ich habe kein Vermögen, sie zu kaufen, sagte der Rath: aber Alles, Alles würde ich geben, sie zu erhalten, meine Gallerie und Vermögen, aber ich bin zu arm dazu. — Wenn man sie Dir nun überlassen wollte, sagte Erich, und der Eigenthümer forderte bloß die Gunst dafür, Dein Schwiegersohn zu werden?

Ohne Antwort rannte der Alte hinaus und zur Tochter hinüber. Im Streit mit dieser kam er zurück. Du mußt mein Glück machen, geliebtes Kind, rief er aus, indem er mit ihr herein trat: von Dir hängt nun die Seligkeit meines Lebens ab. Die erschrockene Tochter wollte immer noch widersprechen, aber auf einen heimlichen Wink Erichs, den sie zu verstehen glaubte, schien sie endlich nachzugeben. Sie ging fort, sich umzukleiden; denn bei Erich warteten, wie dieser erklärte, die Bilder und der Freiwerber auf sie. Unter welchen sonderbaren Gedanken und Erwartungen suchte sie ihren besten Schmuck hervor; konnte sie sich in Erich nicht irren? Hatte er denn auch sie verstanden? hatte sie ihn richtig gedeutet? Walther war ungeduldig und zählte die Augenblicke; endlich kam Sophie zurück.

In Erichs Hause waren alle jene Gemälde im besten Lichte aufgehangen, und es wäre vergeblich, des Vaters Erstaunen, Freude und Entzücken beschreiben zu wollen. Die Bilder waren, so behauptete er, bei Weitem schöner, als er sie in seiner Erinnerung gesehen hatte. Du sagst, der Liebhaber meiner Tochter sei jung, wohlerzogen, von gutem Stande, Du giebst mir Dein Wort darauf, daß er ein ordentlicher Mann seyn wird, und niemals nach meinem Tode diese Bilder wieder veräußern? Wenn dies alles so ist, so braucht er kein anderes Vermögen zu besitzen, als diese Bilder, denn er ist überreich. Aber wo ist er?

Eine Seitenthüre öffnete sich, und Eduard trat ungefähr so gekleidet herein, wie der ihm ähnliche Schäfer auf dem alten Gemälde von Quintin Messys stand. — Dieser? schrie Walther: woher haben Sie die Gemälde? Als ihm Eduard den sonderbaren Vorfall erzählt hatte, nahm der Alte die Hand der

Tochter und legte sie in die des Jünglings, indem er sagte: Sophie wagt viel, aber sie thut es aus Liebe zu ihrem Vater; ich denke, mein Sohn, Du wirst nun klug und gut geworden seyn. Doch, eine Bedingung: Ihr wohnt bei mir, und Eulenböck kommt nie über meine Schwelle, auch siehst Du ihn mit keinem Auge wieder. Gewiß nicht, antwortete Eduard: überdies reiset er mit dem fremden Prinzen von hier fort. Man ging nach dem Hause des Vaters. Dieser führte den Jüngling in seine Bibliothek: hier, junger Mensch, sagte er, findest Du auch Deine Seltenheiten wieder, die Dein lustiger Bibliothekar mir für ein Spottgeld verkauft hat. Du wirst diese Schätze Deines Vaters künftig heiliger halten.

Die Liebenden waren glücklich. Als sie allein waren, schloß Sophie den Jüngling herzlich in die Arme. Ich liebe Dich innigst, mein Freund, flüsterte sie ihm zu, aber ich mußte neulich dem Eigensinne meines Vaters nachgeben, und mich damals und heute stellen, als gehorchte ich ihm unbedingt, um erst nicht alle Hoffnung aufzugeben, und heute ohne Widerspruch Dein zu seyn; denn hätte er meine Liebe gemerkt, so hätte er nimmermehr so schnell eingewilligt.

Nach wenigen Wochen waren sie vermählt. Es ward dem Jünglinge nun nicht schwer, ein ordentlicher und glücklicher Mann zu werden; an seine wilde Jugend dachte er im Arme seiner Frau und im Kreise seiner Kinder nur wie an einen schweren Traum zurück. Eulenböck hatte mit dem Prinzen die Stadt verlassen; und mit ihm zugleich der sogenannte Bibliothekar, der jene Stelle als Secretär beim Prinzen erhielt, um welche Eduard sich bemüht hatte und nach einigen Jahren die lockre Schöne heirathete, die unserm jungen Freunde einen so übeln Ruf in seiner Vaterstadt verursachte und fast die Veranlassung seines Unglücks geworden war.

Die

Verlobung.

Novelle.

„Ich habe lange auf Dich gewartet,“ rief der junge Ferdinand seinem Freunde entgegen.

„Du weißt ja, erwiederte jener, daß es unmöglich ist, sich schnell von dem wohlbeleibten Barone loszureißen, wenn er Fragmente aus seiner Lebensgeschichte vorträgt.“

„Wärst Du Offizier, wie ich, antwortete Ferdinand, so würdest Du es dennoch möglich gefunden haben, pünktlich zu seyn; dies wenigstens lernt man im Dienst. Sie sind alle schon auf dem Spaziergange dort versammelt, laß uns eilen, daß ich Dich der verehrten Familie vorstellen kann.“

Die jungen Freunde bogen um die Felsenecke, und erfreuten sich des klaren Anblickes am rauschenden Strome, der Wäldern und Bergen leuchtend vorüberzog. Der Frühling war in diesem Jahre vorzüglich üppig erschienen. „Wie wohl wird es dem Arbeiter, sagte Alfred, an einem solchen Tage die Stadt und die geistlosen Geschäfte hinter sich zu haben, um nach langer Anstrengung und Entbehrung diesen Segen der Natur zu fühlen und ihre heilige Stimme zu vernehmen! Und wie dankbar bin ich Dir, mein theurer Freund, daß Du mich in den Kreis der besten, der edelsten Menschen einführen willst. Denn wie wir uns auch zu bilden streben, wie ernsthaft wir studiren, einsammeln, und unser Herz und Gemüth erweitern wollen, so ist es doch der Umgang mit ächten Menschen, der alles dies todte Wirken und unbeholfene Kämpfen erst belebt, und den Besitz in ein wahrhaftes Gut verwandelt. Den zarten Frauen ist es aber vorbehalten, dem Manne die Bildung zu geben, deren er nach seinen Kräften und Gaben fähig ist.“

Der junge Offizier sah seinen Freund kopfschüttelnd an, stand einen Augenblick still, und sagte dann, indem sie weiter schritten: „O wie kann ich in diese Phrasen, die man schon tausendmal hat hören müssen, so gar nicht einstimmen! Somit wäre es ja die große Welt, oder die sogenannte gute Gesellschaft, die man aufsuchen müßte, um in schlechtem Witz, Coquetterie, Lügen und Geschwätz die Reife zu erlegen, die uns die Einsamkeit nicht gewähren könnte. Bin ich auch in den meisten Dingen Deiner Meinung, so muß ich Dir doch hierin geradezu Unrecht geben. Die Weiber! sie sind es ja eben, die recht eigentlich von einem boshaften Schicksal dazu hingestellt zu seyn scheinen, sich des Mannes, wenn er schwach genug ist, zu bemächtigen, alles Menschliche, Edle, Kraftvolle und Wahre von ihm abzustreifen, und ihn, so viel es nur möglich ist, in sein Gegentheil zu verwandeln, damit er ihnen nur zu einem unwürdigen Spielzeuge gut genug sei. Das, was Du eben äußertest, ist auch schon mehr die Denkweise einer jetzt fast verschwundenen Zeit, einer Zeit, die der Wahrheit, vorzüglich aber aller religiösen Gesinnung, feindlich gegenüber stand. Auch muß ich Dir sagen, daß Du jenes Wesen, wodurch sich vormals unsre jungen Herren zu bilden glaubten, in der Gesellschaft dieser Frauen nicht finden wirst, weil bei ihnen alles heilige Wahrheit, Unschuld und ächte Frömmigkeit ist.“

Der Freund suchte seine Meinung und sich selbst zu rechtfertigen, indem sie unter lebhaften Gesprächen ihren Weg eilig fortgesetzt hatten. Sie sahen jetzt schon den Garten vor sich liegen, in dessen kühlen Gängen die Baronin mit ihrer Familie und einigen auserwählten Freunden die Ankommenden erwartete. Alle fühlten sich in der grünen Umgebung wohl und behaglich.

Nur dem jungen Rathe Alfred ward es Anfangs schwer, sich in die Stimmung und Unterhaltung zu fügen. Wie es wohl zu geschehen pflegt, war er zu gespannt, um sich dem Gespräche leicht hinzugeben; auch hatte er zu Vieles auf dem Herzen, was er mit einer gewissen Bangigkeit an den Mann zu bringen strebte, wodurch er oft an sich und den Andern irre werden mußte; denn wenn er Gedanken zu einer Rede verarbeitet hatte, so war indessen der schickliche Moment verschwunden, um diese einzufügen, und unter den neuen Gegenständen der Unterhaltung kam wieder so Manches vor, das ihm unverständlich schien, und worüber er sich nähere Belehrung auszubitten doch zu verschämt war. Dazu kam daß er von dem Reiz der Frauengestalten wie geblendet war; die vermählte Tochter Kunigunde war eine glänzende Schönheit; noch üppiger strahlte die jüngere Clementine, gegen welche die blonde kindliche Physiognomie der jüngsten, Fräulein Clara, während kontrastirte; selbst die Mutter durfte noch Ansprüche auf Anmuth machen, und man sah, daß sie in ihrer Jugend eine schöne Frau gewesen war. Dorothea, das älteste Fräulein, fiel in dieser Umgebung am wenigsten auf, so schön auch ihr Auge, so fein ihr Wuchs war; auch zog sie sich zurück und blieb still und blöde; sie schien selbst an der lebhaften Unterhaltung der Geschwister nur geringen Antheil zu nehmen, und es fiel auf, daß keine Rede oder Frage an sie gerichtet wurde, so sehr die anwesenden Män-

ner sich auch mit Lebhaftigkeit um die übrigen Töchter oder die Mutter bemühten.

Unter den Männern zeichnete sich ein ältlicher aus, der am meisten das Wort führte, der Alle belehrte und alle streitigen oder zweifelhaften Fälle entschied. Auch der Offizier behandelte ihn mit ergebener Demuth, und dieser Familienfreund wandte sich mit Güte und Herablassung an Alle, sie fragend, zurechtweisend, aufmunternd und sich auf seine Weise bestrebend, Jeden zu ermuthigen oder aufzuklären. Ihm gelang es auch endlich, den verlegenen Alfred in das Gespräch zu ziehen, und dessen Dankbarkeit äußerte sich in einer feurigen Rede, die er jetzt anzubringen Gelegenheit fand, und in welcher er seinen Wunsch nach Bildung, seine Verehrung des Familienglücks, seine Hoffnung, daß die ächte religiöse Stimmung und wahre Frömmigkeit sich durch ganz Deutschland ausbreiten würden, mit allgemeinem Beifall und zu seiner eignen Zufriedenheit entwickelte.

Mehr noch als die übrigen war die schöne Kunigunde aufmerksam gewesen, und sie war es auch jetzt, die am lautesten ihren Beifall aussprach. „Wie glücklich sind wir, beschloß sie endlich, daß in unserm theuern Kreise sich immer mehr Gemüther versammeln, die das Gute und Edle wollen, die das Ueberirdische erkennen, und denen die Welt mit allen ihren anlockenden Schätzen nur nichtig erscheint. Aber das ist die Eigenschaft der Wahrheit und Güte, daß sie das Bessere sich näher zieht, daß sie das Schwache in etwas Höheres verwandelt. Wirkt der gesellige Umgang so glücklich in einem weitern Umfang, so ist es im beschränkten Hause der Segen der Ehe, der noch inniger die Vermählten anregt, sich für das Göttliche zu begeistern, der hier noch kräftiger das schwächere Gemüth zur Liebe des Unendlichen erhebt."

„Ja wohl, sagte ein junger Mann, der neben dem ältern saß, dies ist es, was ich mit jedem Tage inniger und dankbarer empfinde." Er seufzte und sah an die Wolken, und der Rath erfuhr auf seine Erkundigung, daß dieser der Gemahl der schönen und frommen Kunigunde sei.

Die Mutter nahm das Wort und sagte nicht ohne Bewegung: „Wie beglückt muß ich mich fühlen, daß ich so im Kreise meiner Kinder das Höchste gefunden und es ihnen selbst möglich gemacht habe, den edelsten Besitz dieser Erde zu erreichen. Wie kann ich doch so gar nicht an den Bestrebungen der meisten Menschen Antheil nehmen, ja wie erregt mir ihr mannichfaltiger Enthusiasmus eher Mitleid, als daß ich in ihren vielfachen Anstrengungen, ein sogenanntes Gut zu ergreifen, etwas finden könnte, das unsere Achtung aufruft. So rennen sie nach Kunst, oder Philosophie, meinen, im Wissen oder in Farben und Ton solle ihnen das ewige Licht aufgehen, quälen sich in Geschichte und den verworrenen Händeln des Lebens ab, und versäumen darüber das Eine, das Noth ist, und welches alles ergänzt und ersetzt. Seit ich diesen Quell gefunden habe, der jeden Durst der Seele so lieblich stillt, ist jenes bunte Mannichfaltige für mich gar nicht mehr da, dem ich in der Jugend auch wohl manchen sehnsüchtigen Blick zuwendete."

„Wie muß ich Sie bewundern! rief der Rath aus: mit welcher Sehnsucht habe ich das Leben gesucht, und immer nur leere Schatten gehascht! und wie leicht ist es doch, die Wahrheit zu finden, die uns niemals täuscht, die nie entschlüpft, die dem Herzen alles gewährt, in der wir nur leben und seyn können."

„Ich verstehe Sie, antwortete die Baronesse, Sie gehören zu unserm Kreise; es ist ein seliges Gefühl, daß sich die Gemeinschaft frommer und begeisterter Gemüther immerdar vermehrt."

„Den herrlichsten Zeiten gehen wir entgegen! rief der junge Offizier in Begeisterung aus. Und wie selig müssen wir uns fühlen, da Dasjenige, was uns über das nüchterne Leben erhebt, die ewige Wahrheit selber ist, da diese uns beherrscht, und wir, von ihr regiert, nicht fehlen, niemals irren können; denn wir geben uns der Liebe hin, daß sie in uns wirke und ihre Geheimnisse unserm Herzen offenbare."

„Nicht anders, beschloß der ältere würdige Mann, dies ist es, was uns die Sicherheit geben muß, die uns von gewöhnlichen Enthusiasten oder Schwärmern unterscheidet. Sie haben ein großes Wort gesprochen, theurer Ferdinand, und darum sind Sie mir so werth, weil Keiner, so wie Sie, auf dem kürzesten Wege das Rechte findet, weil Niemand es alsdann so klar und einfach auszusprechen weiß." Er umarmte den Jüngling, sah gen Himmel, und eine große Thräne glänzte ihm im schönen dunkeln Auge. Die Baronesse erhob sich und schloß sich an die Gruppe; alle waren bewegt, nur Fräulein Dorothea wandte sich ab, und schien im Busche etwas Verlornes zu suchen.

Dem aufmerksamen Alfred entging es nicht, daß die Mutter mit einem Ausdrucke des Schmerzes zu ihrem ältesten Kinde hinsah, das auf seltsame Weise von diesem Kreise der Rührung und Liebe ausgeschlossen schien. Der Baron Wallen, so hieß der ältere Hausfreund, näherte sich mit dem Ausdruck einer rührenden Milde dem Fräulein, die scheu vor sich niedersah, und in diesem Augenblick hochroth erglühte. Er sprach heimlich und mit vieler Bewegung zu ihr, sie schien aber in ihrer Verlegenheit auf seine Worte nicht sonderlich zu achten; denn als jetzt eine Dame in der Allee zur Gesellschaft herschritt, ging sie dieser in großer Eile entgegen, und schloß sie mit der größten Herzlichkeit und Freude in die Arme.

Die Mutter schüttelte fast unmerklich mit dem Kopfe, und sah den Baron Wallen mit prüfendem Auge an; dieser lächelte, und die Unterredung der Gesellschaft gerieth nun auf ganz andre und gleichgültige Gegenstände; denn die Frau von Halden, welche jetzt lautschwatzend, lachend und Neuigkeiten erzählend, herzutrat, machte jeden Aufschwung, jede innigere Mittheilung völlig unmöglich, so daß auch alle, bis auf Fräulein Dorothea, etwas verstimmt wurden, die wie erquickt und getröstet mit ihren Blicken am Munde der Redenden hing, und jetzt an der übrigen Gesellschaft noch weniger Antheil nahm.

„Wer ist denn diese Neuigkeits-Krämerin? fragte Alfred unwillig, die wie ein wilder Vogel in unsern stillen Kreis hereinfliegt, und alle zarteren Gefühle verschüchtert?"

„Eine Nachbarin unserer verehrlichen Baronesse, antwortete der Herr von Wallen: sie hat sich auf eine unbegreifliche Weise des Gemüthes der Fräulein Dorothea bemeistert, was wir Alle nur beklagen

können. Schon in der Jugend hat es die treffliche Erzieherin, die Fräulein von Erhard, eine Verwandte der Familie, verhindern wollen, daß dieser Umgang nicht die bessern Fähigkeiten des schönen Mädchens unterdrücke; aber von jeher sind alle ihre Bemühungen vergeblich gewesen."

Diese Erzieherin, welche bisher wenig bemerkt worden war, näherte sich jetzt, da sie sah, daß von ihr die Rede sei, und mischte sich in das Gespräch. Sie erzählte, daß in dieser so liebenden und hochgestimmten Familie Dorothea von früher Jugend ein abgesondertes Leben geführt habe, und unter so vielen Geschwistern gewissermaßen ganz einsam gewesen sei. Fräulein Charlotte von Erhard erzählte dies mit einer rauhen und heisern Stimme, wurde aber so bewegt, daß sie sich der Thränen nicht enthalten konnte. Alfred, der schon gerührt war, fand in seiner erhobenen Stimmung die geälterte und fast häßliche Dame liebenswürdig und schön, und ein herzlicher Unwille, eine lebhafte Geringschätzung wandte sich gegen die arme Dorothea, die jetzt von der redseligen Freundin Abschied nahm und zur übrigen Gesellschaft zurückkehrte. Sie war sichtlich erheitert, aber man sah, welche Ueberwindung es ihr koste, wieder an den ernsteren Gesprächen Theil zu nehmen. Sie erzählte, wie die Frau von Halden in Unterhandlungen stehe, und wahrscheinlich ihr Gut verkaufen werde.

„Verkaufen? fragte die Mutter erstaunt, und sie konnte dennoch so heiter, ja ausgelassen seyn?"

„Sie meint, erwiederte Dorothea, einen so vortheilhaften Kauf, ihrer noch unmündigen Kinder wegen, nicht abweisen zu dürfen."

„Giebt es einen Vortheil, sagte die Mutter, welcher den Kindern das Glück der Heimath aufwiegen kann? Und sie selbst, Deine Freundin, die hier auf ihrem Gute aufgewachsen ist, die hier mit Eltern und Geschwistern, nachher mit einem geliebten Manne lebte, wie kann sie sich selber so verstoßen und diesen Bäumen den Rücken wenden, sich von den Zimmern verbannen, die sie als Kind geliebt und gekannt hat? Immer wieder muß es mir auffallen, wie ich das Leben und Treiben der allermeisten Menschen so gar nicht verstehe. — Und wer ist denn der Käufer?"

„Die Sache ist wunderlich genug, erwiederte Dorothea, der Käufer will noch gar nicht genannt seyn; aber ein gewisser Graf Brandenstein führt die Unterhandlung. Meine Freundin ist eilig und bestimmt, denn der Fremde aus Amerika kauft noch manches andere Gut, so daß sie es für eine Gunst hält, da er nicht ängstlich auf den Preis sieht, wenn sie das übrige dem Unbekannten zuwenden kann".

Bei dem Namen „Brandenstein" wurde die Mutter blaß. Sie suchte sich aber schnell zu fassen, und sagte nach einer kleinen Pause: „Ja, der Name war es, der mir schon seit einer Woche schwer auf dem Herzen lag. Ich weiß es schon, daß dieser Mann hier ist, der nun auf eine Zeitlang unsre stille Freude verderben, und die Harmonie unsers Kreises stören wird. Und ich kann es nicht vermeiden, ihn zu sehn, denn er ist ein alter Bekannter unsers Hauses, und die Sitte der Welt zwingt uns ja, selbst mit denjenigen freundlich umzugehen, die uns im innersten Herzen zuwider sind, ja, die wir, wenn wir noch so billig denken, für schlechte und ruchlose Menschen anerkennen müssen."

Dorothea meinte, wo eine so bestimmte Empfindung vorherrsche, solle sich der Mensch keinen Zwang anthun; und besonders auf dem Lande, wo sie lebten, wäre es noch leichter, als in der Stadt, so widrigen Erscheinungen auszuweichen. Die Mutter aber sagte: „Du verstehst dies nicht, mein Kind; könnte ein gewissenloser Mensch ohne Grundsätze uns nicht auf die empfindlichste Art schaden oder kränken, hätte er es durch Witz und Frivolität nicht in seiner Gewalt, unser ganzes Leben zu verderben, so würde ich ihn kalt abweisen, und mit meiner Wahrheitsliebe ihm ohne Umschweif sagen, daß ich mit ihm nicht umgehen wolle; da aber dies nicht möglich ist, so muß ich ihm höflich entgegen kommen, mit Feinheit und Wohlwollen den bösen Geist in ihm zu beschwichtigen suchen, und mich späterhin so unmerklich als es seyn kann, von seinem verderblichen Kreise zurückziehn."

Die übrigen Töchter drängten sich um die Mutter, und umarmten sie wie tröstend. „Wenn ich Euch nicht hätte! seufzte die Baronesse: wenn ich nicht auf die Hülfe unsers edlen Hausfreundes rechnen dürfte, so würde mich der Besuch dieses gottlosen Menschen noch mehr ängstigen."

„Wer ist er eigentlich?" fragte der Baron.

„Ein Mann, antwortete die Mutter, der sich schon früh in der Welt und ihren Verstrickungen herumgetrieben hat, der, von seinem eignen Herzen belehrt, alles, was Liebe, Demuth, Frömmigkeit heißt, arg verspottet und verfolgt, ein grober Egoist, der Niemand lieben kann, und den das Heilige, Ueberirdische, wo er es wahrnimmt, wo er es nur ahndet, in einen widrigen Zorn versetzt, der ihn dann zu jenem frivolen Witze begeistert, den wir Alle so tief verachten. Es war das Unglück meines Lebens, daß er die Bekanntschaft meines guten seligen Mannes machte, daß dieser ihn lieb gewann, und sich in manchen trüben Stunden seiner Gesellschaft und traurigen Philosophie hingab."

„Sie schildern, verehrte Frau, sagte der Offizier, einen von jenen Charakteren, die, dem Himmel sei Dank! jetzt schon seltener geworden sind."

„Eine Verruchtheit, sagte der Baron, die das Unsichtbare lästert, weil sie auf Selbstverachtung gegründet ist. Sie sind aber, wie wir Alle, über diesem Jammer erhaben."

„Sein mittelmäßiges Vermögen, fuhr die Mutter fort, war bald ausgegeben; nun verließ er Europa, trieb sich, wer weiß, unter welchen wilden Völkern um, und ist nun zurückgekehrt, wie ich höre, als Geschäftsträger eines unermeßlich reichen Amerikaners, der ihm in Jahresfrist nachfolgen will, und der die Grille gefaßt hat, in unserer Nachbarschaft viele Güter zu einer großen Herrschaft zusammenzukaufen."

Fräulein Dorothea blieb dabei, daß man einem so bösen Menschen ausweichen könne und müsse, und daß sie ihm schon das Haus zu betreten unmöglich machen wolle, wenn die Mutter ihr dazu die gehörige Vollmacht gebe; doch diese ward unwillig, und gebot, für heute den Namen des Störenfried nicht mehr zu nennen. Jetzt sah man die Wagen vorfahren, weil mit der Abendkühle die Familie sich wieder auf ihr nahes Landgut begeben wollte, als sich in

diesem Augenblick eine sonderbare Scene entwickelte. Der alte Baron hatte sich schon einigemal Dorotheen genähert; sie war ihm aber ausgewichen, doch benutzte er den Moment, als er ihr in den Wagen half, ihr einige freundliche Worte zuzuraunen; sie sprang zurück, indem sie hastig der Kutsche enteilte und in den Baumgang lief. Der Baron konnte sie nicht einholen, so sehr er sich bestrebte; als er schon tief im Garten war, kam sie athemlos zurück, warf den Schleier über das erhitzte Angesicht, und weinte heftig, indem sie dem fragenden und strafenden Blicke der mehr als erstaunten Mutter ängstlich auswich. Der Wagen fuhr rasch davon, und der Baron, nachdem er verwirrt und beschämt von den jüngern Freunden Abschied genommen hatte, bestieg den seinigen, schwer gekränkt, wie man ihm anmerken konnte, so sehr er auch seiner Fassung Gewalt zu thun suchte.

Als der junge Rath und der Offizier ihren Rückweg zur Stadt antraten, sagte der erste nach einer Pause: „Was war das? Immer noch kann ich nicht von meiner Verwunderung zurückkommen, daß unter so gebildeten und feinen Menschen eine solche unschickliche Scene hat vorfallen können! Ueberhaupt, wie kommt dieses Fräulein, dieser sonderbare, ja widerwärtige Charakter in eine Familie, die ich fast eine geheiligte nennen möchte? Irgend eine tiefe Verschuldung muß sie drücken daß sie sich immer scheu zurück zieht, niemals an der Unterhaltung Theil nimmt, und auch von allen Uebrigen mit einem herablassenden, fast geringschätzenden Mitleide behandelt wird, das einem Fremden sehr auffallen muß. Man kommt auf ärgerliche Vermuthungen, wenn man auch eben nicht zum Argwohn geneigt ist.“

„Du würdest aber irren, sagte der militärische Freund, denn keine Schuld, kein Vergehn drückt dieses Wesen nieder. Unter so hochgestimmten Menschen, wie alle diese sind, würde sich dergleichen vielleich ohne große Kämpfe wieder herstellen, wenn diese Schwester nur sonst in einer geistigen Harmonie mit den übrigen stände. Schlimmer aber als alles ist, daß sie schon mit einem niedrigern, uneblern Geiste geboren wurde, daß sie das Bestreben aller Uebrigen nicht versteht, und sich doch sagen muß, es sei ein Hohes und Edles, nur für sie Unerreichbares. Dies Gefühl der Unwürdigkeit drückt sie mehr nieder, als das Bewußtseyn einer Schuld es thun könnte. Sie fühlt sich fremd unter den Nächsten, unheimisch in ihrem Hause; sie erquickt sich an den unwürdigen Bekanntschaften, wie mit jener dicken und geschwätzigen Nachbarin, und entflieht besonders dem Baron, den wir Alle so hoch verehren, und der sich zu sehr, fast mit Leidenschaft herabläßt, ihren Sinn für ein höheres Leben aufzuschließen.“

Sie bogen jetzt um die Felsenecke, und sahen die Stadt schon vor sich liegen. Aber zum ihrem Entsetzen bemerkten sie auch zugleich jenen wohlbeleibten Baron von Wilden, von dem sich Nachmittags der junge Rath nur schwer hatte losmachen können. „Nun, rief dieser ihnen entgegen, kommt Ihr schon aus dem Himmel zurück? Hat's brav viel ambrosische Redensarten abgesetzt? Sind die nektarischen Gesinnungen gut eingeschlagen? Hoffentlich war doch kein Mißwachs an überirdischen Gefühlen?“

Die Freunde, die in der schönen Natur und dem lieblichen Abende gern noch ihre Gefühle hätten harmonisch nachklingen lassen, suchten sich von ihm loszuwickeln; da sie aber denselben Weg zur Stadt zurückgingen, war dies unmöglich. „Nichts da! rief er mit herrschender Stimme aus: wir bleiben treu beisammen, und dort unten beim Brunnen treffen wir noch einen armen Sünder, der auf mich wartet.“

Die beiden jungen Leute sahen sich gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen, besonders weil der unempfindliche Baron mit kreischendem Tone fortfuhr: „Ich merke wohl, Ihr wäret hier in der Gegend gern noch empfindsam, besonders weil der Mond bald hervor kommen wird; aber dergleichen Unfug wird in meiner prosaischen Gesellschaft nicht geduldet. Glaubt mir doch, junge Menschen, all das Aetherisiren und Frommsäßlichen dort geschieht ja doch nur, daß Ihr an diesem lockenden Hamen als Eheleute anbeißen sollt, wenn Ihr nämlich selbst Amt und Vermögen besitzt. Es sind so viele Töchter dort, und nur die älteste, verwilderte, ist so toll, alle Partieen abzuweisen. Ja die liebe, gute, so hocherwünschte Ehe, das Freiwerben, wonach mit allen Fernröhren hinausgeschaut wird, wenn die herrliche edle Töchter in dem Familiensaal basitzen, rund und fett, roth und weiß, züchtig und tüchtig, auferwachsen und vollständig! Und in der Mitte die verständige Mutter, achtsam, lauernd und spekulirend, die Augen nach allen Seiten, jeden anfühlend, der nur eintritt, ob der feine Rock auch bezahlt ist, ob derselbe, wenn er von Reisen und Bällen erzählt, auch wohl im Stande sei, ein Ehefrauchen standesmäßig zu ernähren. Da gehn der guten Matrone dann so fromme, weiche und gar unbefangene Redensarten aus dem zarten Munde, die Blicke leuchten zum Himmel und rechts und links und alle Worte und alle Blicke schwimmen wie hundert Angeln im Strom der faden Unterhaltung, und die jungen Bursche schießen bald nach dieser, bald nach jener Schnur wedelnd und spielend hin, bis denn, wenn auch nach Wochen, einer und der andere fest sitzt. So haben sie für die Kunigunde den zarten Weißfisch erschnappt, und ihm gleich darauf eingebildet, das runde Mädchen sei für ihn viel zu gut, so daß er wie ein reuiger Sünder am Wagen des Ehestandes zieht, und sich geehrt fühlen muß, daß die Hohe sich zu ihm erniedrigt hat; nun müssen Clara, Clementine und die irdische Dorothea noch versorgt werden, ja ich stehe nicht dafür, daß die bejahrte Bekehrerin nicht selbst noch einmal aus einem frommen Knaben einen Bräutigam für sich drechselt, und ihm statt des Katechismus einen Ehekontrakt in die Hände schiebt. Ja wohl Ehestand, Wehestand! Wie rennt nur alles so blind und taub in das traurige Joch, und opfert Freiheit und Laune dem bösen Geiste, der den Mann fast immer unter den Sklaven erniedrigt.“

„Sie sind ein arger Frevler, sagte der Offizier: aus launenhafter Verruchtheit hassen Sie die Ehe, und verlangen nun, alle Menschen sollen als sündliche Hagestolze leben, und weil Ihr Sinn nicht in jene Umgebung paßt, so lästern sie diese Menschen, die jeder Verläumdung zu erhaben sind.“

„Ganz martialisch! rief der Baron aus. Und doch werde ich Recht behalten, und vielleicht seufzen Sie selbst einmal, wenn Sie an der Kette wie ein Eichhorn immer wieder dieselben rechtgläubigen

Sprünge machen müssen, um die Nüsse zu knappern, die die Gemahlin Ihnen zukommen läßt: ach! wenn ich doch dem resoluten Wilden hätte glauben wollen!"

„Nein, mein Herr, sagte der Rath sich ereifernd, Ihre Ansicht geht nur aus der Verzweiflung hervor, ja, Sie glauben sich selber nicht."

„Meinethalben, rief jener aus, kann seyn, daß eine ganz andere Kreatur, als ich selber, aus mir heraus redet; denn das ist im Leben oft der Fall, und bei jenen Apostolischen guckt auch oft was, wie ein Affe, aus den verbrämten und aufgesteiften Gewändern hervor. Nicht wahr, besonders aus dem ältlichen, zu wenig weltlichen Fräulein Erhard, der unvergleichlichen Erziehungskünstlerin? Diese hat das Haubenmuster der inwendigen Gesinnung für die ganze Familie zurecht gesteckt, sich selbst aber die krauseste Religions-Frisur zurecht gezimmert. Ihr meint, wenn diese ihr Orakel kräht und die kleinen Augen verdreht, so müssen wir Ungläubige gleich unterducken. Ihr bin ich am meisten aufsässig, denn sie ist es eigentlich, die die ganze Familie in Gruud und Boden verdorben hat."

Jetzt standen sie am Brunnen. Die Sonne war längst untergegangen, und aus der Finsterniß drehte sich ein Mensch hinter dem Weidenbusche hervor. „Ach! der Michel! rief der Baron: können Sie, meine Herren, einen ehrlichen Bedienten brauchen?"

„Warum, fragte der Offizier, habt Ihr die Dienste der trefflichen Baronesse verlassen, die so mütterlich für ihre Leute sorgt?"

„Ach! gnädiger Herr, sagte der Diener, weil ich neulich so ein bischen unschuldig gelogen habe, bin ich gleich fortgeschickt worden."

„Das ist recht! rief der Offizier, daran erkenn' ich die edle Frau."

„Alles ist nur ein Anstiften, fuhr Michel fort, von dem neidischen Fräulein Erhard: die kann's nicht leiden, wenn Mann und Weibsen sich gut sind, weil keiner sie aus dem ledigen Stande erlösen will, und seit sie vor vier Wochen sah, wie ich dem Hausmädchen einen Kuß gab, hat sie mir's nachgetragen."

„Wie gemein!" rief Alfred aus.

„Ja, mein gnädiger Herr, sagte der Diener, sie ist nicht vornehm, aber hübsch, und Kuß bleibt Kuß. Nun hatt' ich eines Tags, auch wegen des Mädchens, ein neues Buch von der Stadt zu holen vergessen, es sollte so ein recht superkluges, andächtiges seyn, da sagt' ich in der Angst, das Buch sei schon verliehen, das kam heraus, daß ich gar nicht weggegangen war, und da wurde ich nun um das bischen Lügen gleich aus dem Dienst geschickt."

„Können Sie ihn brauchen?" fragte der Baron die beiden junden Leute; diese versicherten aber: sie würden sich nie mit einem Menschen zu thun machen, der in der edelsten und nachsichtigsten Familie nicht einmal hätte geduldet werden können. „Nun so bleib indessen bei mir, schloß der Baron, aber lüge so wenig als möglich."

„Gewiß, gnädigster Baron, rief der Mensch aus, vorsätzlich niemals; es kommt einem manchmal in der Angst eine sogenannte Nothlüge in den Hals, die, meinte selbst mein alter Priester da hinten in meinem Dorfe, sei wohl noch zu vergeben; aber meine gnäd'ge Herrschaft legt alles auf die Goldwage, und in einem Hause, wo dann so die allerausgesuchteste Frömmigkeit und aufgeputzteste Tugend herrscht, da kommt ein armer, ordinärer Domestik durchaus gar nicht fort; wir sind zu irdisch, beste Herren, die vornehmen Leute haben es leichter, das schleift und schleift immer am Herzen und der Seele, dazu haben wir nicht Zeit vor Messerputzen und andern Verrichtungen. Fräulein Dorchen wollte mich auch entschuldigen und sagen, es wäre nicht so wichtig, die kam aber übel an, auf die schrieen sie alle zusammen noch mehr los, als auf mich. Die verachten sie alle, und sie ist doch die beste im Hause, weil sie nicht so hoch hinaus will, denn der Mensch ist doch einmal aus einem Erdenkloß formirt, und da rührt sich von Zeit zu Zeit der alte Lehm und Thon in ihm."

„Sie passen gut zusammen, Sie und Michel," sagte lachend der Offizier.

„Aber halt! rief der Baron, ich habe Dich nun in meine Dienste genommen, und ganz vergessen, daß morgen die Fräulein Erhard auf einige Zeit in mein Haus kommt. Ja, meine Freunde, ich kann diese Person gar nicht leiden, aber da ich mit meiner jungen Schwester lebe, die nun ganz aufgewachsen ist, mancher Mensch bei mir aus- und eingeht, ich auch oft außer dem Hause bin, so muß sie doch, da ich nicht zu heirathen Willens bin, eine Gesellschaft und Aufsicht haben. Da hat sich das verdrehte Weibsen entschlossen, es bei mir zu versuchen, denn sie weiß wohl, daß es bei mir gut hergeht, nicht so arm, wie dort in der Familie; ich sehe auch oft Gesellschaft, vielleicht denkt sie leichter einen Herzenskumpan bei mir zu finden, als dort in der Einsamkeit. So versuchen wir es denn auf einen Monat, oder so mit einander."

„Alles recht fein gemein konstruirt! sagte der Rath: wenn Sie nur geringe Motive finden, so begreifen Sie die Sachen."

„Kann nicht anders," sagte der Baron. Sie schieden, da sie schon das Stadtthor erreicht hatten.

Am andern Morgen war im Hause der Baronesse schon früh viel Unruhe. Im großen Saale, der unmittelbar in den Garten führte, war die ganze Familie mit Sonnenaufgang versammelt. Man zog Blumenkränze an den Wänden auf, ein geschmückter Tisch stand unter einer Thüre, mit Kleidern, Büchern und mannichfaltigen Angedenken bedeckt, und man erwartete nun die älteste Tochter Dorothea, die täglich den Garten am frühesten Morgen zu besuchen pflegte, um sie mit diesen Geschenken und dieser Festlichkeit erfreulich zu überraschen. Es war ihr Geburtstag, und Mutter und Töchter hatten alles anordnen können, ohne daß sie es bemerkte, weil sie sich niemals um den Kalender sonderlich bekümmerte. Jetzt kam sie den Garten herunter, und sah schon aus der Ferne die versammelten Geschwister. Als sie erstaunt in den Saal trat, und Alle sie freundlich umringten, die verschiedenen Gaben darboten, und Schwestern und Mutter sich so ungewöhnlich liebevoll bezeigten, war sie tief gerührt und um so heftiger erschüttert, je weniger sie diese Feier der Liebe erwartet hatte.

„Wie neu ist mir dies! rief sie aus: ach! wie wenig habe ich das um Euch verdienen können! Liebt Ihr mich denn wirklich so? Alle diese Ge-

schenke, dieser Glanz, diese freundliche Aufmerksamkeit, wie kann ich es Euch vergelten? Ich bin so überrascht, daß Ihr alle so an mich Arme denken mochtet, daß ich Euch noch gar nicht einmal danken kann.'

„Liebe uns nur recht innig, sagte die Mutter, sie herzlich umarmend, sondere Dich nicht so ab, komm uns Allen mehr entgegen; erkenne, wie wir es meinen, und bemühe Dich, in unsere Gefühle und Ansichten einzugehen; denn wir suchen ja nur das Gute, wir wollen ja nur das Rechte. Diese Deine Launen, mein geliebtes Kind, Dein störriger Sinn, der Dich den Freunden und Geschwistern entfremdet, der Dich geringeren Menschen entgegen führt, ist eine Unart und Verwöhnung Deines Geistes. Du wirst und kannst die Wahrheit erkennen, sobald es nur Dein ernstlicher Wille ist."

„Ich will besser werden, sagte die weinende Tochter, ich verspreche es Ihnen in dieser Stunde, die mich so unendlich bewegt."

Alle herzten und küßten sie, und Dorothea, die schon seit lange als ein Fremdling in ihrer Familie stand, fühlte sich wie in einem neuen Leben. Sie sah Alle prüfend an, sie liebkos'te Jeden, sie ließ sich die Geschenke zeigen und erklären; es war, als wäre sie von einer langen und weiten Reise zurück gekommen, und begrüße jetzt die Ihrigen nach schmerzlicher Trennung. „Wenn ich nur auch für Euch alle etwas thun könnte!" rief sie aus.

„Wenn Du es ernstlich willst, antwortete die Mutter, so kannst Du uns heut Alle, vor allen aber mich, unbeschreiblich glücklich machen."

„Nennen Sie, rief Dorothea, sagen Sie, was ich thun soll."

„Wenn Du heut an diesem feierlichen Tage, fuhr die Baronesse fort, endlich Deine so lange verweigerte Einwilligung geben, wenn Du unsern Freund Wallen heut mit Deinem Worte beglücken wolltest, den Du gestern so unziemlich gekränkt hast."

Dorothea wurde blaß und trat erschreckend zurück. „Dies fordern Sie? sagte sie stotternd: ich dachte, ich hätte darüber ein für allemal meine Erklärung gegeben."

„Deine Leidenschaftlichkeit, sagte die Mutter, kann für keinen vernünftigen Entschluß gelten, Du liebst keinen Mann, wie Du oft gesagt hast, Du kennst kaum einen', den Du achten möchtest; dieser edle Freund ist Dir mit der schönsten Herzlichkeit ergeben, er bietet Dir ein Glück an, das Dir so schön nicht wieder entgegen kommt, wenn Du es jetzt von Dir weisest; Du kennst die Lage Deiner Familie, wie mißlich es mit unserm Vermögen steht; Du kannst die Wohlthäterin Deiner Mutter, die Versorgerin Deiner Schwestern werden. Hast Du wohl schon bedacht, mein liebes Kind, wie trostlos Deine eigne Zukunft seyn muß, wenn Du auf Deinem Eigensinn beharrst? Von Männern und Frauen verlassen, den Deinigen empört und gehäsig, einsam und ganz verloren in einer kalten, höhnenden Welt, arm und ohne Hülfe! Wirst Du Dich alsdann nicht in Deine Jugend zurücksehnen und in bitterm Schmerz bereuen, daß Du jetzt alles Glück für Dich und die Deinigen so muthwillig, so unbedacht von Dir gestoßen hast? Fordert dieser edle Mann denn Liebe und Leidenschaft von Dir, wie sie wohl in unsern verkehrten Büchern geschildert werden? Will er mehr als Freundschaft und Achtung? Und kannst Du ihm diese versagen? Er ist zu allen Aufopferungen bereit, die unsere drückende Lage fordert, und die sein großer Reichthum möglich macht; aber wenn Du ihn so spröde verhöhnst, und er tritt beleidigt und beschimpft zurück — wer weiß, wo Deine Geschwister oder Deine Mutter und Du selbst noch einmal im Alter ein schnödes Almosen erbetteln müssen, wo ich noch krank und hülflos liege, und Dein weinendes Auge dann umsonst in diese Tage sehnsüchtig zurück blickt, die dann auf ewig verschwunden sind."

„Hören Sie auf, meine geliebteste Mutter, rief Dorothea im größten Schmerze aus. O leider, leider ist das Recht ganz auf Ihrer, und das Unrecht durchaus auf meiner Seite. Nein, ich habe noch nie geliebt, und werde es nie, mein Herz ist für dieses Gefühl verschlossen; die Männer, die ich gekannt habe, flößen mir alle ein Gefühl des Widerwillens ein, viele des Mitleids, um nicht Verachtung zu sagen; ich sehe ja ein, daß eine Ehe, die auf Vernunft sich gründet, die uns in Wohlstand und Sorglosigkeit versetzt, etwas Wünschenswerthes seyn muß; daß ich durch ein einziges Wort Sie und uns alle beglücken kann, daß es wohl edel ist, wenn ich es ausspreche, daß es die Nothwendigkeit vielleicht von mir erzwingt, und Kindespflicht und die edelsten Rücksichten — und doch — warum schaudert mein Gefühl davor zurück? — Ach, liebe Mutter, wenn nur eins nicht wäre, — darf ich es sagen? werden Sie mich nicht ganz mißverstehen? O gewiß! denn ich verstehe mich ja selber nicht."

„Sprich, mein geliebtes Kind, sagte die Mutter im freundlichsten Tone, ich werde Dein Herz fühlen, wenn ich auch nicht ganz Deine Worte fasse."

Dorothea zögerte, sah sie bittend an, und sagte endlich verlegen und mit bittender Stimme: „Oft habe ich mir selbst die Frage vorgelegt, ich habe mich in einsamen Stunden ernst geprüft, und mir schien denn wohl, als könnte ich meine Hand in die des würdigen Mannes fügen, den Sie alle, den die ganze Welt verehrt, wenn er nur nicht —

„Nun?" rief die Mutter.

„Wenn er nur nicht fromm wäre", sagte die Tochter hastig.

Eine lange Pause der Verlegenheit entstand. Dorothea war glühend roth geworden, die Schwestern traten scheu zurück, die Mutter schlug den Blick nieder, und wandte ihn dann um so schärfer prüfend auf die Arme, die Allen, und sich selbst fast eine Entartete schien. Endlich sagte die Mutter: „Nun, wahrlich, das muß mich überraschen, und wenn ich dies in Dir verstehe, so möchte es mich auch mit Schauder erfüllen. Also Du bekennst nun öffentlich Deinen Abfall von Gott? Du bist also darüber mit Dir einig, daß das Heilige Dir ein Anstoß und Gräuel ist? Du kannst das nicht lieben, was die Liebe selber ist? So geh denn und verläugne das Göttliche, lebe ruchlos und stirb vom Himmel verlassen."

"Sie verstehn mich nicht, rief Dorothea mit einem hohen Unwillen: das ist ja das Unglück meines Lebens, daß Alles an mir mißdeutet wird, wenn ich es noch so gut meine. Vielleicht würde mir Herr von Wallen ganz recht seyn, wenn ich nur nicht wüßte, daß er so fromm ist, ja vielleicht würde ich ihn alsdann für fromm halten."

„Trefflich! sagte die Mutter in schmerzlicher Entrüstung: wenn wir selber verderbt sind, so ist es freilich am bequemsten, an den Würdigen ihre Tugend zu bezweifeln. Damit sprichst du auch zugleich aus, wie Du von mir denkst, und was ich überhaupt von Deiner Kindesliebe zu erwarten habe.“

„Sie sollen, Sie werden sich irren! rief Dorothea fast im Zorne aus: ich will mehr thun aus Liebe für Sie, als ich vor mir selbst verantworten kann, ich will mich heute Abend, darauf gebe ich Ihnen jetzt mein Wort, mit dem Herrn von Wallen verloben.“

Ein allgemeiner Ausruf der Freude, Thränen, Umarmungen, Schluchzen unterbrachen und ersetzten jedes andere Gespräch. Der Wortwechsel verwandelte sich in das lauteste und fröhlichste Getümmel, Alle hatten die Fassung verloren, und drückten Liebe und Entzücken heftig und übertrieben aus. Nur Dorothea war nach ihren letzten Worten plötzlich wieder ganz kalt geworden, und gab sich ohne alle Erwiederung still den Liebkosungen hin.

„O Du mein geliebtes Kind! sagte die Mutter endlich wieder gefaßt, ja, ich habe Dich mißverstanden, und Du wirst mir verzeihen; macht ja diese unerwartete freiwillige Erklärung alles wieder gut. Und jetzt darf ich Dir auch noch das schönste und kostbarste Geschenk zu jenen Gaben der Liebe hinzufügen, diesen Schmuck, den Dir der Baron sendet; ich habe ihn zurückgehalten, weil ich wirklich an Deinem schönen Gefühle zweifelte.“

Die Tochter sah die Mutter mit großen Augen an, dann warf sie einen kalten Blick auf die kostbaren Steine, und legte sie ruhig zu den Blumen auf den Tisch. Das Frühstück ward gebracht, und man war nach der lauten Scene um so ruhiger, kein Gespräch wollte in den Gang kommen. Es läutete zur Kirche, die Bedienten brachten Mäntel und Bücher. Dorathea legte ihr Andachtsbuch aus der Hand und sagte: „Sie verzeihen wohl, liebe Mutter, wenn ich Sie heut nicht zur Kirche begleite, ich bin zu gespannt, ich will mich hier in der Einsamkeit indeß zu sammeln suchen und auf unsre Mittagsgesellschaft vorbereiten, noch mehr auf den Abend.“

„Wie Du willst, mein holdes Kind, antwortete die Baronesse: zwar wäre die Kirche und die Rede unsers frommen Seelsorgers wohl der natürlichste Ort und Anlaß, Deine Gedanken zu sammeln, indessen hast Du einmal Deine Art und Weise, sie bleibe Dir ganz unbekrittelt. Es ist augenscheinlich der Himmel selbst, der Dich, Geliebte, die Du es am meisten bedarfst, unserm geliebten Wallen zuführt; an seinem Arm wirst Du anders denken lernen, und vielleicht erlebe ich es noch, daß Du uns alle beschämst und in höherem Glanze voran leuchtest.“

Als sich Dorothea allein sah, musterte sie, fast gedankenlos, die Geschenke. Die schimmerden, kostbar gebundenen Bücher waren von jenen neuen religiösen, denen sie nie ein Interesse hatte abgewinnen können. Was macht es? sagte sie zu sich: ist denn die Erde selbst, das ganze Leben so sehr der Rede werth? Warum will ich mit so großem Widerwillen die Rolle durchführen, die mir einmal aufgegeben ist? Was ich mir früher dachte und vorsetzte, ist ja doch nur Traum und leere Einbildung! Ich sehe ja, wie alle, alle Menschen nur spielen und Erhebung heucheln, dann gern und beruhigt in die Gemeinheit sinken. Ist es das allgemeine Schicksal, warum will ich mich so heftig dagegen sträuben? Entsetzlich ist es! aber endlich, früh oder spät, löst ja doch der Tod das verwickelte Netz dieses Lebens, und jenseits wird es ja doch wohl Freiheit geben.

Mit ihrer Stimmung wurde auch der Himmel finsterer. Dunkle schwere Wolken zogen näher, und schienen ein Gewitter herbei zu führen. Ein schlanker Mann kam den Garten herauf und näherte sich dem Saal. Als er eintreten wollte, ging sie dem Fremden, der ein Mann von Stande zu seyn schien, entgegen. Sie begrüßten sich, und der Unbekannte bat um die Erlaubniß, verweilen zu dürfen, er habe in der Lindenallee sein Pferd dem Diener übergeben, und sei dann in den offenen Garten gerathen; er bedauerte, die übrige Familie nicht zu finden, worauf ihn Dorothea einlud, im Saale das Gewitter abzuwarten und zu verweilen, bis Mutter und Schwestern aus der Kirche zurückkehren würden.

„Sie scheinen beim Gewitter nicht ängstlich zu seyn,“ bemerkte der Fremde.

„Doch, erwiederte Dorothea, wenn es allzunahe kommt, und Feuer und Schlag eins und dasselbe werden; ich glaube auch, daß sich alsdann wohl alle Menschen mehr oder minder fürchten; denn wo es keinen Widerstand giebt, wo ein plötzlicher unversehener Augenblick mich wegraffen dürfte, da ängstet es mich gerade, daß ich nicht auf meiner Hut seyn kann. In diesen Augenblicken beruhigt nur der Glaube an ein nothwendiges Fatum und die Betrachtung, daß ich nichts Besseres bin, als die Tausende meiner Mitmenschen, die demselben Schrecken ausgesetzt sind.“

„Diese Gesinnung, sagte der Unbekannte, muß ich eine tapfere nennen, im Gegensatz jener Schwächen, die bei den Damen gar nicht selten ist, wenn sie beinahe in Furcht vergehn, alle Fassung verlieren und in Thränen jammern, indem nur noch das fernste Wetterleuchten herüberschimmert.“

„Wohl, sagte Dorothea, und ich sorge schon um Mutter und Schwestern, die nur gar zu reizbar sind. Ich mag es nicht tadeln, weil es wohl, wie so viele krampfhafte Furcht, Krankheit des Körpers seyn mag.“

„Es ist nicht so leicht zu entscheiden, bemerkte der fremde Mann, weil wir erst ernsthaft versuchen müßten, was der starke Wille denn wohl vermag, und ob, wenn die Seele sich zwingt, nicht auch der Körper wenigstens einige Schritte mitgeht, und von selbst da Gesundheit entsteht, wo die eigenwillige Stimmung die Kränklichkeit erzeugt hat.“

„Das führt auf die Frage, sagte Dorothea, in wie fern wir frei sind, und was wir im Geist und Körper durch Vorsatz vermögen.“

„Gewiß, erwiederte jener, und nicht bloß diese, alle ernsten Betrachtungen führen zu der großen Frage. Ohne diese uns beantwortet zu haben, können wir auch für nichts Interesse fassen, und weder an uns, noch an andere glauben.“

„Freiheit! seufzte Dorothea, wie vor sich hin phantasirend: Sie glauben also daran? Ich auch ehemals, als ich jünger war.“ —

„Jünger, mein Fräulein? das klingt von Ihren schönen Lippen sonderbar. Ich zweifelte als Jüngling, und habe erst später diese Ueberzeugung fassen lernen.“

„Vergeben Sie, rief Dorothea beschämt, daß

ich mich mit Ihnen in dergleichen Worte verliere, da ich" —

Der Fremde unterbrach sie: „Behandeln Sie mich nicht wie einen unbekannten jungen Menschen, der nur da seyn darf, um Ihnen etwas Verbindliches zu sagen. Sie sind mir mit einem schönen und ernsten Vertrauen entgegen gekommen, und ich weiß, daß ich dessen nicht unwerth bin."

Und wirklich schien es, als spräche Dorothea mit einem alten Bekannten oder Bruder, so wenig war dieser Mann — nach dessen Namen sie selbst zu fragen vergaß — ihr fremd. Seit lange hatte sie nicht dieses Gefühl gehabt, ihre Gedanken, ohne Furcht, mißverstanden zu werden, aussprechen zu dürfen; dies gab ihr eine Behaglichkeit, daß sie auf das heranrückende Gewitter nur wenig achtete, und selbst den Abend vergaß, an welchen sie so eben noch nur mit Entsetzen hatte denken können. Im Verlauf des Gesprächs erzählte der Fremde von seinen Reisen, manches von seinen Schicksalen; er erinnerte sich seiner Jugend, und bekannte endlich, daß er dies Haus, und vorzüglich den vor Jahren verstorbenen Vater des Fräuleins, oft gesehn habe. „Sie sehen Ihrem Vater wunderbar ähnlich, beschloß er, und ich habe gleich Anfangs diese freundlichen Lineamente nicht ohne Rührung betrachten können."

Dorothea war überrascht, als sie die Familie schon aus der Kirche zurückkommen sah. Man begrüßte den Fremden, die Mutter trat fast erschrocken zurück, und Dorothea erblaßte, als sie ihn Graf Brandenstein nennen hörte. Er ward höflich zu Tische geladen, und der alte Baron Wallen erschien ebenfalls, so wie der Rath Alfred und der junge Offizier; beide waren aus der Stadt herüber geritten. Die Familie kleidete sich um, und Dorothea war in ihrem einsamen Zimmer in tiefen Gedanken verloren. Die Welt lag sonderbarer als je vor ihrem Geiste da, sie konnte sich kaum zurecht finden, um ihren bescheidenen Putz zu ordnen, und als sie nachher wie träumend zur Gesellschaft zurückkehrte, erschienen ihr alle Gesichter wie hart und gespannt, ja, als fremd, besonders aber die weiche, gesalbte Miene des Barons wie zum Erschrecken verzerrt, und ein Gefühl, als wenn sie lachen solle, bemeisterte sich wie ein Frost ihres ganzen Wesens, indem sie sich erinnerte, daß sie diesen Mann noch heut Abend für ihren Bräutigam erklären müsse. Wie widrig ihr der junge Offizier und Rath auffielen, so bekannt, vertrauensvoll und milde leuchteten ihr die Blicke des Grafen entgegen, den sie als einen bösen und gefährlichen Menschen noch gestern hatte schildern hören.

Er schien allein unbefangen am Tische. Mit Behaglichkeit erzählte er von seinen Geschäften, die er für seinen amerikanischen Freund betrieb; er nannte die Güter, die er schon gekauft hatte, oder um welche er noch in Unterhandlungen stand, und man verwunderte sich über den Reichthum des unbekannten Mannes, der die schönsten Besitzungen zu einer großen Herrschaft vereinigen konnte. Durch die Gewandtheit des Grafen ward die Unterhaltung bald freier, und der Baron, welcher dem Gefühle, das ihn bedrängte, wie mit Gewalt widerstand, suchte das Gespräch an sich zu reißen und zu beherrschen, vorzüglich wohl, damit die Jugend und die Frau des Hauses nicht in der gewohnten Verehrung nachlassen möchten.

Wie es aber zu geschehen pflegt, daß ein Gespräch, wenn es nicht mit leichter Unbefangenheit und feinem Sinne geführt wird, wohl in Anmaßung und Spannung eine polemische Natur annimmt, so war es auch hier; denn die Reden und Aeußerungen des Barons waren alle verhüllte Angriffe gegen den Grafen und dessen Meinungen, wie er sich diese nach der Schilderung desselben dachte. Der Graf achtete diese Demonstrationen Anfangs wenig; er unterhielt sich hauptsächlich mit Dorotheen, die neben ihm saß, sprach von seinen Geschäften, und sagte endlich auch, wie im Scherz, er habe zugleich von seinem amerikanischen Freunde den Auftrag erhalten, ihm eine Gemahlin zu suchen.

„Das kann wohl von Ihnen beiden nicht ernsthaft gemeint seyn," sagte die Baronesse.

„Und warum nicht? erwiederte der Graf in heitrer Laune, mein Freund ahmt ja hierin nur den regierenden Fürsten nach, durch Anwalde und nach politischen Rücksichten zu unterhandeln. Er ist nicht mehr jung und kann nicht erwarten, Leidenschaft zu erregen; er hat in der Jugend traurige Erfahrungen gemacht, und an seinem eignen Unglück, so wie an manchem Freunde erlebt, daß dasjenige, was die Menschen Liebe nennen, nur weichliche Sehnsucht, oft Eitelkeit, zuweilen sogar Verblendung sei, und die meisten Ehen, die in scheinbarer Leidenschaft geschlossen werden, nur ein dürftiges, ganz kümmerliches Leben, oft Elend herbeiführen. Ich bin sein ganz vertrauter Freund, und er rechnet auf meine Menschenkenntniß, daß ich ihm ein Loos ziehen werde, welches ihm geziemt."

Der Baron erwiederte, daß ihm ein solches Unternehmen immer noch mißlich scheine, und daß der Unbekannte dabei doch das Glück seines Lebens auf das Spiel setze.

„Glück? nahm der Graf das Wort auf: gewiß, wenn er sich jenes Unbedingte, Unendliche und Unaussprechliche dabei dächte, was die Jugend gewöhnlich mit diesem Worte verbindet. Wo finden wir dies? Wer sich nicht zu beschränken versteht, wird nichts erlangen, am wenigsten, was jenseit aller Schranken liegt. Die Resignation mag Anfangs bitter scheinen, aber ohne sie ist kein Zustand des Lebens zu ertragen; denn wenn wir mit uns nur wahr umgehen, so müssen ja doch auch alle Entzückungen unmittelbar der Wehmuth Platz machen, ja sie sind eins mit dieser, und Schönheit, Kunst, Begeisterung, alles ist für irdische, vergängliche Menschen nur da, indem es vergänglich ist, obgleich die Wurzel alles Göttlichen in der Ewigkeit ruht."

„Sonderbar! sagte der Baron: somit wäre auch die Andacht und die Frömmigkeit, das Erkennen des Himmlischen diesem Wandel unterworfen?"

„Ich glaube, sagte der Graf, wer nicht irdisch seyn mag, kann auch nicht überirdisch seyn: Nacht und Tag, Schlaf und Wachen, Erhebung und Gleichgültigkeit müssen sich ablösen. Wir beklagen mit Recht, daß es so ist und seyn muß, aber es kann nicht anders; wer aber die Erleuchtungen der Andacht, die Entzückungen einer himmlischen Liebe zu einem stehenden Artikel in seinem Herzen machen wollte, der dürfte sich wohl auf dem allergefährlich-

sten Standpunkte befinden, auf den der Mensch sich nur wagen kann.

„Sie sind einmal als Freigeist bekannt, antwortete die Mutter, und es wird Ihnen bei uns nicht gelingen, unsere klare Ueberzeugung zu trüben.“

Kunigunde sagte mit einem schmelzenden Tone: „Sie meinen also, es sei gefährlich, den Herrn zu lieben?“

Brandenstein mußte lächeln: „Gefährlich, wie alle Liebe, schöne Frau, erwiederte er leicht, besonders, wenn man den Gegenstand, den man zu lieben unternimmt, nicht kennt, oder sich eine ganz unrichtige Vorstellung von ihm macht; noch schlimmer, wenn wir ein Phantom aus ihm bilden, das alle unsre Vorurtheile bestärken, uns in unsern Schwächen Recht geben, unsere Fehler und Irrthümer authorisiren soll. Da dürften wir unser thörichtes Herz leicht an ein Gespenst verschenken, wie einige alte Mährchen etwas Aehnliches erzählen, und uns entsetzen, wenn uns die wahre Gestalt des Göttlichen einmal in einer erleuchteten Minute erschiene.“

Dorothea hörte aufmerksam zu, und der Baron sagte nicht ohne Verdruß: „Die Liebe kann nicht irren. Wo sonst einen Wegweiser auf unserm Pfade suchen?“

„Wenn sie die wahre ist, nicht, erwiederte der Graf: aber über diese täuschen wir uns selber nur gar zu leicht; denn wenn unsere Leidenschaften nicht Sophisten wären, so wären sie eben auch keine Leidenschaften.“

„So ist denn der Zweifel, sagte der Baron zürnend, das Einzige, was wir gewinnen können.“

„Er sei unser Diener, antwortete der Graf, der die Wege untersucht, unser Thor, der mit nüchternem Spaß uns vor dem Allzuviel oder vor Uebereilung warne. Kinder und Narren reden aber, wie das Volkssprichwort sagt, die Wahrheit: zuweilen wenigstens, wenn nicht oft und immer.“

„Eine Mutter, sagte die Baronesse, weiß, was Liebe ist; der Mann behält vielleicht immer eine dunkle, zweifelnde Vorstellung von dieser Kraft. Auch ist die That immer mehr als das Wort, und so habe ich meine Kinder erzogen und mit ihnen gelebt, ganz in Liebe, keinen blinden Gehorsam, nie etwas Unvernünftiges von ihnen fordernd, immer habe ich mich ihnen geopfert; aber sie haben schon lallend meine Liebe erkannt und erwiedert, auch sie haben nur ihren Herzen folgen dürfen, und Strenge, Furcht und dergleichen ist ihnen völlig unbekannt geblieben.“

Die Töchter sahen die Mutter zärtlich an, die Mutter hatte Thränen im Auge, nur Dorothea blickte scheu vor sich nieder, und der Baron sagte begeistert: „Man kennt und verehrt diese musterhafte Erziehung, und wer an Liebe zweifelt, komme und sehe diesen Familienkreis.“

„Fern sei es von mir, sagte Brandenstein, zu Dorotheen gewendet, mit rohem Gefühl diese zarte Liebe nicht annerkennen zu wollen; nur meine ich wenn ich mich meiner glücklichen Kindheit erinnere, daß die Liebe zu den Eltern, und eine gewisse religiöse und edle Furcht vor ihnen ein und dasselbe seyn müßte; denn durch die letztere scheint mir meine Kindesliebe erst ihre wahre Kraft und Innigkeit erlangt zu haben, auch soll ja diese heilige Scheu vor etwas Unbegreiflichem in den Eltern jenen blinden, unbedingten Gehorsam erzeugen, in welchem sich das Kind eben so glücklich fühlt; denn ohne diesen Gehorsam findet, scheint es mir, weder Erziehung noch Liebe Statt.“

Die Mutter sah die älteste Tochter, welche derselben Meinung zu seyn schien, bedenklich an, und sagte dann mit etwas gespitztem Tone: „Ich habe es vorgezogen, meine Kinder früh zu überzeugen, und wo das nicht möglich war, stimmte ich sie so, daß sie aus Liebe zu mir das thaten, was sie nicht einsehen konnten.“

„Ich verehre Ihre Erziehung, sagte der Graf, denn wer möchte in dieser schönen Umgebung dagegen streiten? Doch dürften diese Auswege vielleicht etwas zu kostspielige Surrogate für den einfachen und wohlfeilen Gehorsam seyn.“

Der Baron wandte sich verstimmt an den Rath Alfred, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der junge Offizier erzählte mit Selbstgenügsamkeit, daß er neulich die Gesellschaft, zu der ihn eine Dame eingeladen hatte, ohne alle Entschuldigung vermieden habe, da es ihm sündlich scheine, eine Unpäßlichkeit oder ein Geschäft vorzuschützen. Man lobte diesen Wahrheitstrieb und meinte, diese Art und Weise müßte in der Gesellschaft die allgemeine werden, wenn sie sich vor der leeren Affectation, Heuchelei und fortwährenden kleinen Lüge retten wolle. Auch die Mutter stimmte zögernd in diese Behauptungen ein, ob sie gleich befürchtete, daß dergleichen nur schwer möglich zu machen sei, ohne zugleich die feinen Bande der Geselligkeit völlig zu lösen; doch sei eben darum die Tugend des Einzelnen, der den Muth habe, sich über diese Rücksichten hinwegzusetzen, um so mehr zu preisen. „Nichts, fuhr sie fort, habe ich bei meinen Kindern so sehr zu erwecken und zu beleben gesucht, als den heiligen Wahrheitstrieb; ich habe sie bewacht, daß sie sich nie auch nur die kleinste Unwahrheit, ja selbst im Scherze nicht, erlauben durften. Immer auch habe ich mich bestrebt, alle Fragen wahr zu beantworten, aus dem Unterricht alles zu entfernen was nicht klar und deutlich gemacht werden konnte; am meisten aber vermied ich jene unsinnigen Mährchen und lügenhaften Geschichten, die Furcht und Aberglauben nähren, und das Gemüth der Kinder wohl am allermeisten der Wahrheit entfremden.“

Der Baron führte diese Sätze noch mehr aus, und alle Uebrigen stimmten ein, außer dem Grafen, welcher äußerte, daß es eine der schwierigsten Antworten seyn möchte, zu sagen, was denn Wahrheit, die eigentliche Wahrheit sei. „Die Menschen, meinte er, suchen sie in allen Richtungen schon seit Jahrtausenden, und auch hier muß, wie fast immer, der gute Wille, wahr seyn zu wollen, nur zu oft die Sache selbst vertreten. Will ich gegen Kinder oder Schwache immerdar auf alle Fragen die Wahrheit sagen, so komme ich in die Gefahr, gar nicht mehr wahrhaft seyn zu können; denn das Letzte beruht ja doch auf einem Geheimniß, daß ich eben so wenig läugnen darf, als ich erklären es kann. Und zu diesem Unsichtbaren hin drängen uns Phantasie und Gefühl schon sehr früh, und der Lehrer, der die junge Ungeduld hiervon entfernen will, muß nun wieder zu einer andern Lüge seine Zuflucht nehmen, die

vielleicht in falscher Aufklärung eben so schlimm, als die des Abergläubigen ist. So scheint es mir auch nicht gut gethan, die Phantasie der Kinder nicht bilden zu wollen, auch in der sonderbaren Kraft, die das Grauen sucht, und blinde, wilde Schrecknisse ersinnt. Dieser Trieb ist in uns, er regt sich früh; und soll er unterdrückt werden, strebt man ihn zu vernichten, was nicht möglich ist, so wächst er in der finstern Tiefe fort und gewinnt an Macht, was er an Gestaltung verliert. Ich habe weibliche Wesen gekannt, die man aus übertriebener Aufklärung selbst vor dem unschuldigsten Märchen bewahrte, und die in reifen Jahren es nicht über sich vermochten, am Abend auch nur durch das benachbarte Zimmer zu gehen, so bezwang sie ein namenloses, ganz kindisches Grauen, so daß sie vor jedem Laut, vor jedem Schatten ohnmächtig erzitterten. Wird dagegen in der Kinder-Phantasie auch das Seltsam-Aengstigende in Gestalt gebracht, wird es in Mährchen und Erzählungen gesänftiget, so vermischt sich diese Schattenwelt sogar mit Laune und Scherz, und sie selbst, die verworrenste unsers Geistes, kann ein Wunderspiegel der Wahrheit werden. Durch diese Krystallseherei können wir weitentfernte und doch befreundete Geister wahrnehmen, die uns in sichtlicher Nähe nur höchst selten vorüberschweben."

"Daß Sie ein solcher Freund des Aberglaubens sind", erwiederte die Baronesse, muß ich erst jetzt von Ihnen erfahren."

Dorothea schien kein Wort dieser sonderbaren Unterredung zu verlieren; sie sah Kunigunden an, auf welche jene Schilderung einer unvernünftigen Angst, die sie oft sogar am Tage befiel, buchstäblich paßte; auch waren die andern Schwestern zuweilen kindisch genug und scheuten am Abend jeden Gang. Kunigunde war empfindlich, sie glaubte, der fremde Gast kenne diese ihre Schwäche, und habe sie nur schildern wollen. Die Mutter konnte ihre Verlegenheit nicht ganz verbergen.

"Der Gesellschaft, fuhr Brandenstein fort, kann ich mich nicht immer mit der nackten Wahrheit nahen, denn sie fordert und erwartet sie nicht von mir. Ich darf die Tugenden der Einsamkeit nicht in sie werfen, wenn ich nicht den Zauber, durch welchen sie für den gebildeten Menschen so reizend wird, zerstören will. Man findet allenthalben schlechte Gesellschaft, die ich wahrlich nicht preisen will; aber daß man das feine Leben, die zarteren Bande der gebildetern Welt, das anmuthige Verhältniß der Geschlechter, die Formen, welche Witz und Lebensart erfanden, so oft schmähend mit den Gesetzen und Bedingnissen eines sinnreichen Kartenspiels verglichen hat, ist mir zwar nicht unpassend, aber sonderbar vorgekommen, und unbegreiflich, daß man nicht die Mannichfaltigkeit des Lebens und dessen nothwendigen Figuren hat anerkennen wollen. Man muß nur eine Zeitlang mit bäuerischen Menschen gelebt haben, die ihre rohe Zutäppigkeit für biedere Tugend so oft verkaufen wollen, die alles verletzen, die kein Geheimniß, kein zartes Verhältniß anerkennen, sondern alles Geistigere Affectation und Heuchelei taufen; man muß Wochen lang diesem rohen Betasten und Anpacken, und der drückenden Langeweile ausgesetzt gewesen seyn, um den Adel eines feinen, geistreichen Umgangs wieder schätzen zu lernen. Hier gilt denn freilich nicht immer das blanke Ja und Nein; und mit der sogenannten Wahrheit die gegebenen Formen, durch welche diese Erscheinung sich nur darstellen läßt, umstoßen wollen, ist eben so unbillig, als wenn ich die Gesetze eines künstlichen Schachspiels Lüge nenne, mit meinen Bauern gleich in das letzte Feld des Gegners rücke und mein Spiel für gewonnen erkläre."

"Sie sind ein ziemlicher Sophist, sagte der Baron. Es fehlte noch, daß die Verläumdung, Klätscherei, Neid und Verfolgung der großen Gesellschaften einen Lobredner fanden; es bleibt dann nur noch übrig, die stille Tugend, die schöne Bürgerlichkeit, die kindliche Unschuld und edle Einfalt der nicht-vornehmen Welt zu schmähen."

"Sie können mich unmöglich so mißverstanden haben, sagte der Graf: ich meine nur, man soll Bedingnisse, die jedes Spiel und Kunstwerk nothwendig macht (und die gute und feine Gesellschaft sollte wohl von beidem etwas haben), nicht mit Unwahrheiten verwechseln; denn auch im Tanz ist keine Wahrheit, wenn anders der gerade eilige Geschäftsschritt so zu nennen ist, und es dürften sich von dieser Ansicht her selbst gegen den Spatziergang nicht unerhebliche tugendhafte Zweifel aufwerfen lassen."

"Immer ärger! rief der Baron: zum Glück, mein scharfsinniger Graf, sprechen Sie alles dies in einer Gesellschaft, auf die es nicht schädlich einwirken kann."

"Sie haben mich einmal hineingezogen, erwiederte Brandenstein, und so mögen Sie denn auch mein ganzes Glaubensbekenntniß hören. Ich denke, es hat noch keinen Menschen gegeben (und keiner wird kommen), der nicht irgend einmal in seinem Leben mit Bewußtseyn gelogen hätte. Sei es nun Nothlüge oder Schwäche, Furcht, Eigennutz oder Eitelkeit, und wie sie alle heißen mögen, diese Flecken unsrer Natur; vielleicht auch, um nur einmal diesem Geiste zu folgen, der uns doch gar zu reizend verlockt. Und dürfen wir doch nur auf die erhabenen Apostel sehen, um zu lernen, daß sie ihrem Vorbilde, der ewigen göttlichen Wahrheit, nicht immer getreu zu seyn stark genug waren. Vieles dieser Art möchte ich die unschuldigen Lügen nennen, denen der bessere Mensch, eben weil sie so resolut sind, bald aus dem Wege gehn kann. Aber wie steht es denn mit jener gleissenden Eigenliebe, mit jenem prunkenden Egoismus, mit der ausgebildeten Heuchelei, die aus dem ganzen langen Leben mancher Menschen nur eine einzige Lüge bilden? Ich habe wenigstens einige gekannt, die so im Lügengeiste untergesunken waren, daß es für sie gar keine Wahrheit mehr gab. Und diese Menschen galten für tugendhaft, sie hielten sich selbst für Auserlesene, es war ihnen möglich, selbst auf dem Sterbebette die Rolle der Heuchelei fortzuspielen."

"Dergleichen ist nicht möglich!" rief der Baron, und Alle stimmten ihm bei; nur Alfred äußerte, es könne doch wohl dergleichen Verkehrtheit geben, worauf ihn Dorothea verwundert mit großen Augen ansah. "Sie sprechen überhaupt, fuhr der Baron fort, von einer vorigen Welt; seit Ihrer Abwesenheit hat sich bei uns alles so geändert, daß Sie, wenn Sie unser Vaterland erst wieder kennen lernen, kaum mehr eine Spur vom vorigen finden werden. Die alte Irreligiosität, jene leere Freigeisterei, die sich Aufklärung nannte, ist, dem Himmel sei Dank!

ziemlich verschwunden; immer schöner entwickeln sich die Keime einer ächten Religiosität, man schämt sich nicht mehr, Christ zu seyn, an den Herrn zu glauben und sich im brünstigen Gebet zu ihm zu erheben. Die Kirchen sind wieder gefüllt, die höhern Stände verschmähen nicht mehr die Gemeinschaft ihres Nebenchristen, andächtige Bücher haben die frivolen von den Tischen unserer Weiber und Mädchen verdrängt, geläuterte Seelen unterhalten sich, statt mit Theatergeschwätz, über die Bibel, ermuntern sich zur Buße und Andacht, theilen sich die Erfahrungen mit, die sie an ihrem Herzen machen, stärken sich gegenseitig, und immer deutlicher spricht aus diesen erhobenen Gemüthern der Geist des Herrn. Alles dies, mein zweifelnder Freund, werden Sie wenigstens gelten und stehn lassen müssen, denn hier ist Wahrheit und Liebe, hier ist kein Irren möglich."

Er hatte alles dieses mit großer Salbung gesprochen. Der Graf schwieg einen Augenblick, ehe er sagte: „Unser Tischgespräch hat eine so ernsthafte Wendung und einen so feierlichen Inhalt gefunden, daß es wohl passender wäre. abzubrechen, entweder auf eine stillere Stunde diese Eröffnungen zu versparen, oder ganz zu schweigen, weil man sich über diese wichtigen Gegenstände am leichtesten mißversteht."

„Weil Sie sich jetzt völlig geschlagen fühlen, sagte der Baron, so wollen Sie sich wenigstens einen sichern Rückzug vorbehalten. Ich dächte, es wäre jetzt Ihre Pflicht, offen zu gestehen, daß Sie über diesen Punkt nichts zu sagen wissen. wenn Sie nicht unverholen bekennen wollen, daß Ihnen jene fast vergessene Freigeisterei lieber als unsere heilige Religion sey."

„O sprechen Sie!" rief Dorothea, sich selbst vergessend.

„Sie sehen, wie dringend Sie aufgefordert werden". sagte die Mutter, indem sie einen langen und drohenden Blick zu Dorotheen hinüber warf; auch Alfred bat, daß der Graf sich erklären möchte, in wiefern er in diesem Punkt mit dem Zeitalter einverstanden sei.

„Da ich es nicht ganz umgehen kann, sagte dieser: so will ich kurz andeuten, was ich habe beobachten können; denn da ich schon seit einem Jahre wieder in Deutschland bin, so ist mir nicht alles so fremd, wie Sie glauben, ob ich gleich erst seit kurzer Zeit meine Geburtsgegend hier wieder besucht habe. Könnte ich Ihnen allen nur das Vorurtheil benehmen, daß sie mich, wie ich merke, für einen gottlosen Unchristen halten. Nein, ein solcher bin ich wahrlich nicht, aber ich muß mir nur das unbestreitbare Recht vorbehalten, auf meine Weise ein Christ seyn zu dürfen. Daß es jetzt, wie zu allen Zeiten, wahrhaft fromme und erleuchtete Gemüther giebt, und daß man diese verehren solle, wer möchte daran zweifeln? Das Bedürfniß des Glaubens hat sich wieder gemeldet, der Geist hat fast an alle Herzen geklopft, und Anmahnungen mancher Art und aus allen Gegenden haben sich vernehmen lassen. Ein klarer frischer Strom hat sich wieder durch die lechzende Ebene von den ewigen Gebirgen her ergossen, und der Kraft seiner Wogen folgen die Dinge und Wesen, welche er ergreift; unwiderstehlich fühlt sich alles fortgezogen, und Groß und Klein, Stark und Schwach muß nothgedrungen mit hinunterfließen. Wie ächte Begeisterung dies veranlaßt hat, so ist es denn doch auch hier, wie in allen geschichtlichen Ereignissen, ergangen. die Menge, die Eitelkeit, die menschliche Schwäche trübt auch diese Erscheinung. und als es einmal Mode war, frei zu denken und den starken Geist zu spielen. wenn Viele auch schwach und abergläubig waren. so ist es jetzt Sitte geworden, religiös zu scheinen, wenn es Manchem auch frivol und unerleuchtet genug zu Muthe seyn mag."

„Desinit in atrum piscem, sagte der Baron ereifert, der Anfang Ihrer Rede ließ etwas Besseres vermuthen."

„Wie Viele, fuhr Brandenstein ruhig fort: sind mir aufgestoßen, die mir fast beim Begrüßen entgegen warfen, daß sie außerordentliche Christen seien. Andere sprechen beim dritten Worte und bei den gleichgültigsten Gegenständen vom Heiland; bei jeder Veranlassung, sei sie noch so geringe. beten sie und erzählen uns dies; ja ich habe Romane gelesen, in denen der Verfasser in der Vorrede sagte, er schreibe niemals, ohne vorher zu beten, und alles Gute, was im Buche stehe, sei unmittelbare Eingebung; das kürzeste Mittel, jede Kritik zurück zu schlagen, und die Romanze dicht an die geoffenbarte Schrift zu schieben. In Gesellschaften ergreift man jede Veranlassung, von Reue. Buße, Andacht und Erlösung zu sprechen, und entweiht, nach meinem Gefühl. das Heilige, vergißt, daß es eine Aehnlichkeit mit der Liebe hat, deren Gefühle und Geständnisse der wahre Liebende auch nicht jedem fremden Ohre Preis geben wird."

„Was schadet es aber, sagte der Baron, wenn die frommen Gemüther vielleicht auch zu oft von dem Gegenstande ihrer Liebe sprechen?"

„Es kann nicht die Liebe seyn, erwiederte Brandenstein: es ist Eitelkeit, Hochmuth, der besser seyn will, als andere Menschen. Gerade wie zu der Zeit der Empfindsamkeit oder der Aufklärung, ist es ein krankes Bedürfniß, das allenthalben Nahrung sucht, das sich schmeichelt und zu immer tieferer Krankheit verzieht, das unduldsam und verachtend auf Nebenmenschen, die oft besser und frömmer sind, hinblickt, weil diese nicht gerade in den angegebenen Ton auch einstimmen wollen."

„Sie schildern die Ausartung" stammelte die Baronesse in einer Art von Angst.

„Nichts anderes, verehrte Frau, antwortete der Graf: nur daß mir diese häufig in die Augen gefallen ist. Auch habe ich Erbauungsbücher gesehn, die sehr in der Mode zu seyn scheinen, Altes und Neues, die wahrlich nur dazu dienen können, mittelmäßige Menschen, die schon von der Eitelkeit ergriffen sind, ganz zu verwirren, in denen der Schöpfer, die reine Liebe, gleich einem launigen wunderlichen Alten dasteht. der sich aus Langeweile gelüsten läßt, die krausesten Schicksale zu flechten, und Diesen und Jenen, wenn auch Viele dabei untergehn, auf feine und seltsame Art aus seinem Elende wieder heraus zu führen. Andere verwandeln Religion in Magie und Zauberei; oder verhärten die Herzen der Weiber, daß sie sich unendlich über ihre Männer erhaben fühlen, diese. wenn sie nicht ganz auf ihre Weise frömmeln, in einem Zustande der Zerknirschung erhalten, und in dem Gefühl, wie tief sie sich herablassen, die geheiligten

Gattinnen so ordinärer Sünder zu seyn. Ich kannte ein armes, mittelmäßiges Mädchen, die sich glücklich schätzte, an einen jungen wohlhabenden Mann verheirathet zu werden, die aber nach einem halben Jahre auch zur Heiligen wurde, und sich nun vorlügt, ihre christliche Tugend bestehe darin, den Mann zu dulden; übermenschlich erscheint sie sich, wenn sie ihn nicht ganz verachtet, aber doch sagt sie sich dies täglich und ihren religiösen Gespielinnen, die sie auch in dieser Frömmigkeit bestärken. Ist nun dies nicht Sünde?"

„Ja wohl!" seufzte plötzlich Kunigundens Gatte auf, und die Mutter, welche den Halt ihrer Familie fast sichtlich zusammenbrechen sah, bereuete es, dies Gespräch begonnen zu haben, und zürnte ihrem würdigen Hausfreunde, dem Baron, daß es durch ihn so angefeuert wurde. Brandenstein aber, der nun einmal im Zuge war, konnte ebenfalls in seinem geistlichen Eifer nicht ruhen, bis er seine ganze Catilinarische Rede an den Mann gebracht hatte. „Wie erhebend kann es seyn, fuhr er lauter fort: wenn wir fromme Männer, um sich ganz dem Heiligen zu ergeben, der Welt und allen ihren Schätzen den Rücken kehren sehen, um in stiller Abgeschiedenheit nur Einem großen Gefühle zu leben. Ich will einzelne Brüderschaften nicht tadeln, wenn sie sich in einem ähnlichen Sinne verschließen, und von Kunst und Geschichte, Philosophie und Welt nichts wissen wollen. Aber wenn diese einseitigen Frommen, die in der Welt stehen bleiben, die Erziehung der Uebrigen genossen haben und sich selbst für gebildet ausgeben, uns immer und immer wieder zurufen, nur Eins sei, was Noth thue, Malerei, Musik und Dichtkunst seien nicht nur überflüssig, sondern sogar sündhaft, und nur Gebet, Erleuchtung, Buße sei alles, was den Menschen in Anspruch nehmen solle, so möchte ich doch wohl Diese fragen: von welchem engen Gefühle ihre sogenannte Religion sei, daß sie Liebe, Wahrheit, Vernunft und die lieblichen Erscheinungen der Phantasie gar nicht zulassen könne und dürfe? Also wäre den Reinen heut' nicht mehr alles rein? Der Mensch ist schon als todt zu betrachten, dem in der Natur und Geschichte nicht Gott mehr erscheint; der ist verloren, der in der Kraft der Vernunft seine hohe Gegenwart nicht mehr sieht. Auch der ist fromm, dem aus dem Gemälde eine Entzückung anstrahlt, und der sich so lange er Shakspears Sommernacht liest, selig und im Himmel fühlt. Denn auch Scherz, Lust und Witz sind göttlicher Abkunft, und wir werden um so reiner und geläuterter, je mehr wir den göttlichen Strahl in diesen zarten Spielen erkennen lernen."

„Ja wohl, sagte der Baron, welcher das auffallende Mißvergnügen der Baronesse bemerkt hatte, können wir heut dies interessante Gespräch nicht zu Ende führen."

„Unmöglich, antwortete der Graf, welcher selber über seinen Eifer zu erstaunen schien, denn sonst möchte ich wohl noch darüber belehrt seyn, warum diese frommen Gemüther sich nicht mit mehr Demuth der Kirche anschließen? Warum sie verlangen, daß alle Menschen auf ihre Weise die Dinge sehen sollen? Warum nicht Zweifel auch sie anwandeln und es ihnen begreiflich machen, daß sie doch auch wohl irren könnten? Ob es nicht christlicher sei, mehr nach dem Evangelium bei verschlossenen Thüren zu beten, als pharisäisch ihr vieles Beten weltkundig zu machen? Ich könnte denn wohl noch bemerken, daß dieser geistliche Schwindel sich auffallend genug mit einem politischen verbindet, und daß diese kranke Stimmung, die sich über ganz Deutschland verbreitet, es einem überaus verwirrten und schwachen Buche möglich gemacht hat, den Beifallsruf einer Menge zu erwerben, die nun erst beurkundet, wie wenig sie je unsern großen Dichter faßte, als sie ihm zujauchzte. Es kann als ein Frevel gegen diesen großen Mann erscheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich finden will, daß man ihm so schulmeisternd mit Glaubensfragen nahe rückt, daß man Immoralität und Mangel an Idee seinen Werken vorwirft, weil er sich nie zu den armen Bedürfnissen dieses Wortführers herabgelassen hat. Daß alles dies möglich gewesen ist, hat mir gezeigt, wie wenig wahre Bildung bei uns noch Wurzel gefaßt hat, und wie leicht es daher Schwindlern wird, mit halbwahren Begriffen die schreiende Menge zu verwirren."

„Sie meinen Goethe, sagte der Baron, und die sogenannten unächten Wanderjahre. Nun, da sind wir ja schon so ziemlich weit von unserm ersten Diskurse abgekommen."

Es trat eine Pause ein, Alle schienen verstimmt, Dorothea war tief bewegt. Indem der Bediente jetzt den Braten brachte, rief die Baronesse: „Ach! wie konnte ich nur die arme kranke Wittwe vergessen? Johann, tragt dies Gericht sogleich zu der Unglücklichen, mit meinen herzlichen Wünschen. Sie leidet, wie ich heut gehört habe, unglaublich, dabei ist sie arm, und ihre Kinder können ihr nur wenige Hülfe geben." „Ja, die Armuth, die Krankheit! seufzte der Baron. O Himmel, was würde aus der finstern Erde werden, wenn nicht immer noch weiche, edle Gemüther das ungeheure Elend zu mildern trachteten."

„Die bedauernswürdige Frau, fügte Kunigunde hinzu: soll auch mit ihrem verstorbenen Manne gar nicht glücklich gewesen seyn, er war hart und rauh, und behandelte sie oft übermüthig." Sie warf dabei ihrem Gatten, der am andern Ende des Tisches saß, einen sonderbaren Blick zu, der gar Vieles bedeuten konnte. Der junge Mann, vom Tischgespräch aufgeregt, war so unerhört dreist, zu erwiedern, daß es auch oft der Weiber eigne Schuld sei, wenn sie in der Ehe nicht glücklich wären. Der Graf, um nähere Erörterung zu verhindern, bemerkte, daß es vielleicht, da man die Krankheit der Frau nicht genau kenne, schädliche Wirkung thun möchte, wenn sie von der Fleischspeise unvorsichtig genösse. Der Baron aber, der einen neuen kriegerischen Angriff vermuthete, sprach gerührt über die große Wohlthätigkeit der Baronesse, wie sie den Armen eine Mutter sei, und begriff nicht, wie es noch so harte Menschen geben könne, die von dem Elende ihrer Nebengeschöpfe so ungerührt blieben.

Jetzt kam Johann mit dem Braten zurück und meldete, daß die Wittwe sich gehorsamst bedanke; es sei ihr aber vom Arzte im Fieber Fleischspeise bis jetzt noch untersagt, auch empfange sie seit drei Wochen alles vom Schlosse, was sie gebrauche, worüber sie ihre Rührung nicht genug ausdrücken könne,

„Ein Arzt? sagte die Baronesse, sie bekömmt schon? und wie?“ — „Ach gnädige Frau, sagte der alte Diener verlegen und mit Bewegung: Fräulein Dorothea endet ihr schon seit lange Alles, sie hat auch den Doktor kommen lassen, und besucht die Kranke selbst alle Morgen und Abende.“ — „So? sagte die Baronesse mit einem gedehnten, zitternden Tone, und ein durchdringender Blick fiel auf die Tochter, die in der Beschämung nichts erwidern konnte; „und warum, mein Kind, geschieht denn diese Ausübung der Wohlthätigkeit, diese Tugend, die mir an Dir neu ist, so heimlich? Warum gönnst Du Deiner Mutter denn nicht auch einen Antheil an dem Verdienste, da sich Dein Herz nun auf dergleichen christliche Liebesdienste hinlenkt? Mein Rath würde die Wohlthat erst zu einer ächten machen können. Aber so sieht es aus, als wenn eher Eigensinn, als Mitleid, Deine Handlungen lenke.“

„Liebe Mutter, flehte Dorothea, schonen Sie mich.“

„Es ist zu beklagen, fuhr diese fort, wenn selbst das, was an sich Tugend ist, durch die Art, wie man es ausübt, sich zum tadelnswürdigen Fehler umgestaltet. Vorzüglich sehe ich Stolz und Anmaßung in dieser Art zu handeln, daß Du es übernimmst, ohne mich klug und weise seyn zu wollen, da Du doch nicht wissen kannst, ob Du nicht dadurch mehr Schaden als Nutzen stiftest.“

„Es ist zu viel!“ rief Dorothea laut weinend aus, stand schnell auf und verließ mit verhülltem Angesicht das Zimmer.

Alle sahen auf, der Graf aber schien am meisten überrascht, er sagte mit bewegter Stimme: „Geschieht aber dem Fräulein auch nicht zu viel? Sie hat es wahrscheinlich gut gemeint; und mir scheint es auch nicht strafbar, daß sie ihre Wohltbaten heimlich erzeigt, daß sie vielleicht etwas zu verschwiegen ist, um sich nicht dem Schein des Prunkens auszusetzen.“

„Gewiß, gnädigste Frau, sagte der greise Diener, „das Fräulein ist ein Engel, alle Leute im Dorfe sehn sie auch so an; was sie nur von ihrem Taschengelde sich absparen kann, was sie an Kleidern irgend entbehrlich findet, wendet sie auf die Armuth, aber das Schönste dabei ist die freundliche, stille Art, und wie sie die Leute beruhigt, und die Kranken tröstet, und die Kinder zum Gehorsam gegen die Aeltern ermahnt, die oft unwirsch sind; — ja, wir sollen schweigen, denn das hat sie uns strenge befohlen, wir haben es auch Jahre lang gethan, aber einmal verschnappt man sich denn doch. Verzeihung, gnädige Frau.“

Diese Reden fielen vor, indem man aufstand; die Baronesse zitterte; der Baron suchte mit feierlichem Gesicht und Anstand, indem er der Mutter die Hand küßte, die Sache gut zu machen; der Graf empfahl sich mit wenigen Worten, und Alfred begleitete ihn; die übrige Gesellschaft ging in den Gartensaal.

„Es thut nicht gut, sagte die Mutter, wenn böse Menschen über unsere Schwelle treten.“

„Ihnen folgt kein Segen des Himmels“, fügte der Baron hinzu.

„Welch ein Mittag! rief die Baronesse, ich werde ihn lange nicht vergessen! Solche Menschen fehlen uns noch in unsrer Nähe, um mein armes abtrünniges Kind ganz unglücklich zu machen. Aber auch Sie, Herr Sohn, nahmen an dem gottlosen Menschen mehr Antheil, als ich oder die fromme Kunigunde wünschen können.“

„Mich dünkt aber, sagte Kunigundens Gatte, daß er manches ganz Vernünftige sprach; ich glaube auch, daß die Frömmigkeit zu weit gehen, und daß manche Frauen sich zu viel einbilden können.“

Da sah ihn der Baron mit einem langen strafenden Blicke an, den der Arme nicht aushalten konnte, und als jetzt Kunigunde laut zu weinen anfing, die Mutter ebenfalls weinend diese in die Arme nahm, um sie zu trösten, konnte er gerührt die bereuenden Thränen nicht länger zurückhalten; er stürzte sich auch an den Busen seiner Gattin, schluchzend und um Verzeihung bittend. „Seyn Sie alle beruhigt, tröstete feierlich der Baron, indem er den Blick zum Himmel erhob: der Herr wird alles gut machen, denn heut Abend, wie Sie mir gesagt haben, verlobt sich mir jenes verhärtete, uns dennoch theure Herz, durch meine schwache Hülfe wird der Geist sie dann erleuchten, und wir Alle werden Ein Herz und Eine Liebe seyn.“

Weinend hatte sich Dorothea in ihr Zimmer geschlossen. So zerstört, unzufrieden mit sich und der Welt, so ganz verloren und elend hatte sie sich noch nie gefühlt. Sie war tief beschämt, daß die einfache Art, sich der Armen anzunehmen, die ihr die natürlichste dünkte, plötzlich durch die Einfalt des Dieners war bekannt worden; aber es schien ihr auch zu hart, wie die eigne Mutter sie deshalb vor allen Gästen behandelt hatte, am schmerzhaftesten aber war es ihr, daß es in Gegenwart des Mannes geschah, den sie verehren mußte, der ihr Vertrauen gewonnen hatte, und dessen Achtung sie sich ebenfalls wünschte.

Es war finster geworden, ohne daß sie es bemerkte, als der Diener klopfte, und sie zur Mutter und der Gesellschaft herab zu kommen bat. „Mutter! sagte sie vor sich hin: Mutter! welch schönes Wort! Warum habe ich keine kennen gelernt?“

Sie ging hinab, im Saale saß die Familie versammelt, auch der junge Offizier war gegenwärtig. Indem Dorothea hereintrat, fiel ihr erst wieder ein, weswegen sie gerufen werde. Ein Fieberfrost überfiel sie. Alle begrüßten sie als die Braut des Barons, die Mutter sagte freundlich, sie wolle ihr jetzt das Betragen des heutigen Tages verzeihn, die Schwestern wünschten der Betrübten Glück, und der Baron bedeckte ihre zitternde Hand mit zärtlichen Küssen. „Seyn Sie ruhig, seyn Sie glücklich, sagte er mit sanftem Tone, von heut an werden Sie, Geliebte, ganz zu uns gehören, und dieser Mensch wird das Haus nicht mehr betreten; wohl hatten Sie Recht, und der Himmel sprach aus Ihnen, daß ein solcher Elender nicht wandeln darf, wo wir unsre Schritte setzen.“

„Elender? rief Dorothea, und riß ihre Hand so gewaltsam weg, daß der Baron zurücktaumelte. Sie sind ein frecher Mensch, daß Sie einen solchen Mann so zu lästern wagen!“

„Himmel! schrie die Mutter, sie hat den Verstand verloren! Ein böser Geist spricht aus ihr.“

Dorothea besann sich wieder, sie sah das Erstaunen der Umgebenden und suchte sich zu sammeln. „Ich bin so erschüttert, fing sie an, ich fühle mich so bewegt, vielleicht daß eine Krankheit — nur einen Augenblick will ich mich im Freien abkühlen.“

„In diesem Wetter? sagte die Mutter, in diesem Sturm und Regen, so ohne Tuch, in Deiner dünnen Bekleidung?“

„Es muß seyn! es muß!“ rief sie aus, und hatte schon, ohne auf die Uebrigen zu hören, die Saalthür geöffnet, und stand im finstern kalten Garten. Da der Regen ihr entgegen schlug, so wandte sie sich in den bedeckten, dicht verflochtenen Gang, und ging hastig auf und nieder. „Ihm, dem Widerwärtigen, sagte sie zu sich selbst, auf immer verbunden? So tief, so tief herabgewürdigt? Und für wen? Für Jene, die es mir niemals danken werden, die dann wieder thun, als sei mir dadurch die größte Wohlthat erwiesen worden? Meine Seele retten? Verloren geht sie hier, vernichtet wird sie!“

Ein dunkler Schatten kam auf sie zu, und an der lispelnden, sanften Stimme erkannte sie sogleich den Baron. „Meine Gute, fing er an, Ihre liebe Mutter und wir Alle erwarten Sie drinnen mit banger Besorgniß; mein Herz fließt in Zärtlichkeit über, da ich Sie schon als meine Gattin, und als die Mutter meiner frommen Kinder betrachte.“

Himmel, rief sie aus, das bedachte ich nicht einmal, daß mein Elend sich auch so weit erstrecken kann, Heuchler und böse Egoisten aus meinem Blute entsprießen zu sehen. Aber wenn mir auch dies Unglück nicht würde, so kann ich doch nie die Ihrige werden.“

„Wie? rief der Baron, und das feierliche Versprechen, welches Sie heut Morgen in die Hände Ihrer Mutter legten?“

„Und wenn ich es einem Engel vom Himmel gethan hätte, sagte Dorothea, so kann ich es nicht halten! Ja, wenn schon die Trauung geschehen wäre, so müßte man uns doch wieder trennen!“

„Seltsam, mein Fräulein! Bedenken Sie auch die Folgen?“

„Welche können es seyn? Alles ist zu tragen gegen das unabsehbare Elend, das meiner wartet.“

„Wissen Sie auch, daß es Ihre Mutter fordern kann? Wissen Sie, daß diese mir verpflichtet ist, was ich bis jetzt mit der Geduld der Liebe trug und verschwieg, in der Hoffnung, Ihrer Familie anzugehören? Fragen Sie sich, ob Sie unter diesen Umständen die Verpflichtungen Ihrer Mutter nicht lösen müssen, wenn Sie für eine gute Tochter gelten wollen?“

„Nein! rief das Mädchen in der allergrößten Anstrengung, lieber mit ihr darben, für sie arbeiten, ja, für sie sterben!“

„Es giebt aber doch noch Mittel, sagte der Baron halb lachend, solchen Starrsinn zu beugen; die Rechte der Eltern sind groß, und offenbar sind Sie jetzt Ihrer Sinne nicht ganz mächtig; etwas Bitte, etwas Gewalt wird schon den kindischen Willen brechen.“

Er hatte heftig ihren Arm gefaßt, und war bestrebt, sie nach dem Hause zu ziehen; aber das starke Mädchen riß sich behende los, und floh durch den Gang, der Baron ihr nach; sie aber, die leichter war und die Verschlingungen des Gartens besser kannte, war ihm bald weit voraus; jetzt war sie an der offenen Grenze des Parks, sie überschritt auch diese, und rannte nun über das Blachfeld wie ein gejagtes Reh, indem abwechselnd Regen sie durchnäßte, und Sturm ihre Glieder erstarren machte.

Die Frau von Halten saß behaglich in ihrem Stübchen, indem die Bäume draußen der Sturm schüttelte, und der Regen rasselnd gegen die Fenster schlug. Sie war recht von Herzen zufrieden; denn für einen unerwartet hohen Preis hatte sie ihr Gut verkauft, alles war abgeschlossen, und Graf Branbenstein hatte mit dem Rathe Alfred noch diesen Abend alles in Richtigkeit gebracht. Beide schliefen schon in den obern Zimmern des Hauses, denn es war nahe an Mitternacht, und sie wollte sich auch eben in ihr Schlafzimmer begeben, als ein heftiges, lautes Pochen an das Hausthor, und eine klägliche, bittende Stimme sie erschreckten. Sie klingelt, der Diener ward gesandt, um zu öffnen, und mit triefenden Kleidern, zitternd und todtenblaß stürzte Dorothea herein, warf sich ihr sogleich stürmisch an die Brust und rief mit heiserer Stimme: „Rette mich! rette mich!“

„Um Gotteswillen! sagte die Freundin im höchsten Schreck, Du bist es, geliebtes Kind? und so in diesem Zustande? Ich traue meinen Augen noch nicht.“

So sehr sie erschrocken war, so schaffte sie doch sogleich mit der größten Freundlichkeit Wäsche und Kleider herbei, half der Erkälteten beim Umziehen, tröstete sie lachend und freundlich, und nöthigte sie dann, Glühwein zu genießen, den sie eiligst besorgt hatte, um den bösen Folgen der Erkältung vorzubeugen. Dabei umarmte sie sie so herzlich, trocknete ihr die Thränen vom Auge, küßte die Wangen, die sich schon wieder rötheten, daß Dorothea sich fast so glücklich wie in den Armen einer Mutter fühlte. Nach vielen tröstenden und scherzenden Worten sagte die Frau von Halten endlich: „Nun erzähle mir kurz, wie Du zu diesem tollen Entschluß gekommen bist, und dann geh zu Bett und verschlafe Alles.“

„Du mußt mich schützen, sagte Dorothea: Du mußt mir ein Obdach nicht versagen, sonst muß ich verzweifelnd in die weite Welt rennen, oder die Raserei stürzt mich in die Wogen eines Mühlteichs.“

„Beruhige Dich, mein Kind, tröstete jene, Du mußt ja doch wieder nach Hause. Aber erzähle: was ist Dir denn so plötzlich gekommen?

„Nur lache nicht, rief Dorothea, bleibe ernsthaft, meine gute liebe Freundin, denn ich bin in Verzweiflung. Heut Morgen ließ ich mich bereden, aus Schwäche, aus Rührung, man hatte so unerwartet meinen Geburtstag gefeiert, daß ich versprach, mich heute Abend mit dem Baron von Wallen zu verloben. Das sollte nun geschehen, und darum bin ich weggerannt, weil ich ihn verabscheue, weil ich in meinem väterlichen Hause mit meinen Geschwistern, mit meiner Mutter nicht mehr leben kann.“

"Ich weiß es wohl,. erwiederte die Freundin, daß Du den Baron nie lieben kannst, daß Dir in der Familie oftmals Unrecht geschah; aber dieser Ausdruck des Entsetzens in Dir, da Du alles so gewohnt schienst, bleibt mir doch unbegreiflich."

"Immer noch fasse ich es selbst nicht, antwortete Dorothea: ich weiß nicht, wie ich es Dir erzählen soll. Daß ich nicht glücklich war mußt Du wohl gesehen haben, wenn ich Dir auch niemals ein Wort darüber sagte. Ach das schreibt sich ja schon seit dem Tode meines geliebten Vaters her. Du weißt, ich war kaum dreizehn Jahre, als er starb. O Himmel, welch ein Mann! ich konnte damals seinen Werth nicht ermessen; aber je älter ich wurde, je mehr blühte er in meiner Erinnerung zum verklärten Gegenstande meiner Liebe auf. Dieser milde, freundliche Sinn, diese Heiterkeit, Menschenliebe, stille Frömmigkeit, diese Freude an Natur und Kunst, dieser rege, herrliche Geist — ach! und er war auch nicht glücklich! Ich sah, ich bemerkte es wohl, als ich etwas zu Verstande kam, er war in der Ehe nicht glücklich, er und meine Mutter waren sich zu ungleich, sie stritten oft mit einander. Dann war er zu Zeiten recht tiefbetrübt, aus seinen schönen braunen Augen konnte ein unendlicher Kummer sprechen, wenn er sie so still vor sich niedersenkte. Dann war ich seine Freude, ich fühlte, wie ich ihn trösten konnte. Und nun war er plötzlich dahingegangen! Er muß es jenseits erfahren und gefühlt haben, wie meine Herzensliebe ihm gefolgt ist. O meine Freundin, es giebt Momente des Schmerzes, wo die kalte, taube Dumpfheit, in die endlich unser Wesen versinkt, uns von Wahnsinn und Raserei errettet. So war ich nun in Schmerz und Sehnsucht erwachsen, die Keiner theilte, Keiner verstand. Und wie veränderte sich das Leben unsers Hauses! Statt der heitern Mittheilungen, statt der frohen Gesellschaften ein ernstes, feierliches Prunken. Meine jüngern Geschwister wurden in einem ganz entgegengesetzten Sinne erzogen, als es mein Vater gewünscht hatte. Betstunden, Andachtbücher, religiöse Gespräche füllten die Zeiten des Tages; und mein Herz wurde immer leerer, ich konnte die Andacht nicht mitfühlen, ja, nicht einmal an ihr Daseyn glauben. Alle meine Bücher, noch Geschenke meines Vaters, durfte ich nicht mehr zeigen, Alles war weltlich, anstößig; ich erschrack über die Deutungen, die man einigen Stellen gab, die mir die liebsten waren die ich auswendig wußte. Goethe's himmlische Natur selbst, seine edle Hoheit war Verführung, Sinnenlust, und eine raffinirte Prüderie, die mir höchst anstößig schien, mußte Tugend heißen. Meine Geschwister, so wie sie zur Besinnung kamen, betrachteten mich als eine Ausgeartete, die fürs Gute nicht empfänglich sei; sie hörten das ja in allen Stunden, sie mußten es wohl glauben. Zwischen ihnen und der Mutter entspann sich ein Verhältniß, welches mich gleich sehr von beiden entfernte, und um welches ich sie doch nicht beneiden konnte. Eine übertriebene Liebe, eine zarte Weichheit, ein Schonen und Liebkosen, das mir oft durchs Herz schnitt; ja die Mutter ging so weit, diese jüngern Töchter zu vergöttern, sie anzubeten und es ihnen zu sagen, daß sie es thue. Die Schwestern behandelten die Mutter, wie man etwa mit einer abgeschiedenen Heiligen umgehen würde, wenn sie zu uns zurückkehrte; doch könnte ich es auch wohl nur einen Tag so treiben, und müßte dann heiterer mit ihr bekannt werden, oder sie wieder ganz vermeiden. Ich erinnerte mich noch wohl, wie oft mein Vater gesagt hatte, in früher Jugend müßten die Kinder blind gehorchen lernen, damit sie, erwachsen, der Freiheit fähig wären. Diese Freiheit des Geistes und des Gemüthes, die den Menschen erst zum bestehenden Wesen, die die Liebe, ein freies Hingeben, erst möglich macht, fand aber unter diesen so eng verbundenen doch nicht statt, ja sie wurde, wenn sie sich einmal zeigen wollte, als die ärgste Sünde behandelt. Die kleinste Schwäche, das geringste Vorurtheil der Mutter durfte nicht berührt werden, auch in Kleinigkeiten, über ein gleichgültiges Buch, über einen Menschen, ja über die Farbe eines Bandes, durfte keins eine andere Meinung hegen, als sie. War nur von einem Spaziergange die Rede, nur zum nächsten Gut, ja, durch den Garten, so verbot sie diesen, wenn sie nicht daran Theil nehmen konnte oder wollte, nicht gerabezu, sondern sie sagte: "Geht wenn ihr ohne mich seyn könnt; ich kann zwar ohne Euch nicht leben, aber könnt Ihr es, so will ich Euch nicht stören; bin ich doch daran gewöhnt, Euch alle Opfer zu bringen." Natürlich geschah nichts, und die Schwestern gaben dann ihrem Verdruß den Anstrich der Andacht, und ich, die ich zum Bündniß nicht gehörte, mußte ihren Launen entgelten. Mein Muth entwich. Ich ertrug es, auch von der jüngsten Schwester gehofmeistert zu werden. O meine Freundin! wenn ich dies alles so, was mir verkehrt und unrecht schien bemerkte, so ging ich dann wohl in den einsamsten Theil des Gartens, und ließ meinen heißen Thränen ihren Lauf, weil ich mir schlecht und gottlos erschien, daß ich mir alles dies gestand, und meinen Wahrheitssinn, der von meinem Vater erweckt und gebildet worden war, doch nicht unterdrücken konnte. Oft war ich so unaussprechlich elend, daß ich Gott um meinen Tod bat. Es kamen dann auch Zeiten, da ich doch sehn mußte, wie alle Menschen, die in unser Haus kamen, meine Schwestern verehrten, ihnen huldigten und mich vermieden, in denen ich mir selbst schlecht und verächtlich schien. Wenn ich aber rang, so wie die Andern zu seyn, so brachen mir alle Kräfte zusammen, und die Arme fielen mir gelähmt am Leibe nieder. — Aber, hörest Du nicht Geräusch im Nebenzimmer?"

"Nein, mein gutes Kind, sagte Frau von Halben: Alles schläft es kann höchstens eine Katze seyn:"

"Kunigunde heirathete, fuhr Dorothea fort: die Männer, die sich um mich bewarben, ängstigten mich nur durch ihr läppisches Wesen, andere stießen mich durch ihre Rohheit zurück. Ich konnte nicht fassen daß mich einer lieben könne, ohne daß ich ihn auch innigst liebte, und darum erschienen mir ihre affectirten, übertriebenen Redensarten so nüchtern, und es war mir unmöglich, an ihre Leidenschaft zu glauben. Alles aber war noch erträglich, bis der Baron Wallen in unser Haus kam; er bemächtigte sich bald des Gemüthes meiner Mutter, die Sclaverei wurde nun ganz unleidlich. Nun wurde erst recht im Großen mit der Liebe geprunkt, die meine Geschwister zu einander und zur Mutter trugen; in der ganzen Provinz sprach man davon; wenn Fremde kamen, war es wie ein Schauspiel, in dem

sich alle Tugenden entwickelten. O vergib mir, Du und die einsame Nacht werden meine Reden nicht weiter tragen! auch hast Du ja selbst die Art oft gesehen, und der Himmel mag meine Empfindungen ändern, oder sie verzeihn. Recht ängstlich aber war es, daß in diesem gleißenden Baron ein wahrer Faun unter der priesterlichen Decke wandelt. Clara gefiel ihm, auch Clementine; aber die Kinder, so sehr sie ihn auch verehren mußten, erschracken doch vor dem Gedanken, ihn als Ehemann anbeten zu müssen. Sie wurden aber bald befreit; denn die Bestimmung, für die sie sich zu gut fühlten, wurden mir unvermerkt und künstlich zugeschoben. Nun hörte ich ich immerdar, wie edel, ja wie nothwendig es sei, sich zu opfern, wie armselig die eigentliche Leidenschaft der Liebe erscheine, wie eine vernünftige Ehe jedes andere Glück der Erde übertreffe. Glaube mir, ich hätte mich fallen lassen, mein Leben war völlig abgeblüht, ich wäre das Opfer und ganz elend geworden, wenn — — "

Dorothea zögerte. „Nun, mein Kind?" fragte die Freundin gespannt.

„Wenn nicht heut, fuhr jene im melodischen Tone fort, heut' an diesem Tage, an dem ich geboren ward, und an welchem ich auch wieder zu leben anfing, ein Mann erschienen wäre, der unserer Familie ein Abscheu war, und auf den ich, nach den Beschreibungen, heftig zürnte, ein Mann, der mein ganzes Herz umgewendet, ja neu geschaffen hat, und dessen bloßer Anblick, wenn er auch nicht gesprochen hätte, es mir unmöglich macht, den Baron, ja irgend einen Mann zu heirathen."

„Wunderbar!" rief die Frau von Halden.

„Nenn' es so, sagte das Mädchen: es ist auch so, ach, und doch wieder so natürlich, so nothwendig. In ihm, in seinem milden Blick, der Vertrauen einflößt (glaube mir, ich hatte wirklich ganz vergessen, daß es noch Augen giebt), in seiner verständigen Rede, in jeder seiner Geberden erschien mir die Wahrheit wieder, die mir schon zur Fabel geworden war, meine Jugendzeit, der Segen meines Vaters. Nie habe ich begreifen können, was die Menschen Liebe nennen, in den Dichtern habe ich es wohl geahndet; ich glaubte aber immer, dies himmlische Gefühl sei für mich armes, verstoßenes Wesen nicht geschaffen; aber jetzt weiß ich, daß es das seyn müsse, was ich für diesen trefflichen Mann empfinde, denn ich konnte mir nicht einbilden, daß auf Erden wirklich eine solche Erscheinung wandle."

„Armes Kind! sagte die Freundin: er ist ein ruinirter Mann, ohne Vermögen, und wer weiß auch, ob er so für Dich empfände, denn er ist nicht mehr jung. Jetzt geh nur zu Bett, morgen früh wollen wir mit Verstand darüber nachdenken, wie der Baron zu besänftigen sei, und daß der Baron Dir Ruhe läßt."

„Nie gehe ich zurück: rief Dorothea mit erneuerter Heftigkeit: ich will lieber in einem fernen Lande als Magd dienen."

Jetzt hörte man deutlicher im Nebenzimmer Geräusch, die Frauen stutzten, die Thüre öffnete sich, ein Lichtstrahl drang heraus und Graf Brandenstein trat ihnen entgegen.

„O mein Gott! rief Dorothea: der Graf selbst!"

„Ich war nicht schlafen gegangen, antwortete dieser: sondern arbeitete noch, als dieser unerwartete Besuch — "

"O Sie Heimtückischer! rief die Frau von Halden: und so haben Sie auch gewiß alles gehört, was meine Freundin erzählt hat?"

"Ich kann es nicht läugnen, sagte der Graf: die Wand und Thüre sind so dünn, daß mir kein Wort verloren ging. (Dorothea zitterte heftig.) Sie würden mich also, edles und mir unbeschreiblich theures Fräulein, nicht verschmähen, wenn ich ein Vermögen zu ihren Füßen legen könnte?"

"O wie beschämen Sie mich! sagte das Fräulein — : soll ich noch mehr sagen?"

"Nehmen Sie dieses Blatt, fuhr der Graf fort: diese wenigen Zeilen werden Ihnen in Ihrem Hause vollkommene Sicherheit gewähren."

Er sah Dorotheen durchdringend an, und entfernte sich zögernd. Sie war so bewegt und erschüttert, daß ein unruhiger Schlummer sie nur wenig erquicken konnte.

Im Hause des Baron Wilden waren einige Freunde zu einem kleinen Balle versammelt. Auch Alfred und der Offizier waren zugegen, und die junge Schwester, ein liebenswürdiges Kind, schien äußerst vergnügt; auch zeigte sich das Fräulein Erhard sehr munter, und Michel, der Zuschauer war, begriff kaum, wie sie sich so schnell im schottischen Tanze bewegen konnte. Jetzt war der Tanz geendigt, und der korpulente Wirth taumelt erschöpft auf ein Sopha nieder. "Wird man nicht ordentlich wieder jung, rief er aus: so sauer es einem auch ankommt. Daß dich, mein werthes Fräulein Erhard, was Sie springen können! Niemals hätte ich mir bei Ihrer Gottesfurcht so viele Elastizität vermuthet. So gefällts mir, wenn man das überirdische Wesen mit dem weltlichen vereinigen kann, denn wahrhaftig, das Herz stirbt in der Demuth und dem weichen Wesen ab, wenn es nicht wieder einmal in Lust und Freude recht aufzappeln kann. Wie ein ganz neues Geschöpf, Fräulein Erhard, kommen Sie mir in meinem Hause hier vor, ich hätte Sie gar nicht wieder erkannt, wenn ich es nicht sonst wüßte, daß Sie es wären."

Das muntere Fräulein setzte sich zu ihm, und beide betrachteten die tanzenden Paare. Der Rath Alfred bemühte sich sehr um Sophien, die Schwester des Barons, welches dieser nicht ohne Wohlgefallen bemerkte. Die Schenktische waren reichlich mit Erfrischungen versehen, und die Diener in reichen Livreen servirten auf silbernem Geschirr. "Nicht wahr", schmunzelte Herr von Wilden, der die wohlgefälligen Blicke des Fräuleins wahrnahm: "hier geht es nicht so wie drüben, wo sie meistentheils alle beisammen sitzen, wie Adam und Eva vor dem Sündenfalle? Hochherzige Redensarten, apokalyptische Seufzer und eine Wundertinktur von ambrosianischer Wehmuth, Tugend und Andacht zum Zeuge, frommes Gemüth zum Unterfutter, und dann noch mit Reue und Buße aufgeschlagen. Nein, man muß ein bischen sündigen, um sich dann wieder bekehren zu können; nicht wahr, mein hochgeschätztes Fräulein? Die Beine thun Ihnen doch nicht weh? Sie zwinkeln so mit dem Munde."

„Nein, sagte diese, ich wollte mir nur das Lachen über Ihre sonderbaren Ausdrücke verhalten, denn Sie sind in der That ein arger Sünder; indessen, hoffe ich, werden Sie noch Buße thun.“

„Kommt Zeit, kommt Rath, sagte der Baron: sehen Sie, ich habe mich klug eingerichtet, ich habe in meiner Jugend eine Menge Sünden im voraus begangen, damit ich in meinem Alter hübsch was zu bereuen hätte, um mir nicht, wie mancher Pietist, die Verbrechen aus den Fingern zu saugen, und um nichts und wider nichts Gewissensscrupel zu machen. O, davon kann ich Ihnen noch einmal in manchem Nachmittagsstündchen erzählen, daß Sie Ihr blaues Wunder daran haben sollen.“

„Aber auch dergleichen Reden sind wieder Sünde“, antwortete das Fräulein.

„Nein, rief Herr von Wilden, durch das Microscop müssen Sie meine Tugend nicht betrachten, sonst werden wir nicht mit einander fertig; denn bei mir geht alles etwas ins Grobe, verfeinert sind meine Verdienste so wenig, wie meine Laster. Aber sehn Sie, wie unter allen meinen Gästen der Herr von Böhmer so einsam am Ofen steht, und mitten in der Musik seine Kalender macht! Herr Lieutenant, kommen Sie doch, und tanzen Sie einmal mit einer von diesen Damen.“

„Ich tanze niemals, sagte der junge Offizier, indem er näher trat: auch würde ich nicht hergekommen seyn, wenn mich nicht Fräulein Erhard eingeladen hätte, von der es mir wohl nicht einfallen konnte, daß sie es auf einen tobenden Ball abgesehen hatte.“

„Sollte dem Reinen nicht alles rein seyn?“ fragte das Fräulein mit vieler Salbung.

Alfred, der hinzugetreten war, antwortete: „Gewiß ist dies die richtige Ansicht, und es wäre lustig genug, wenn Herr von Wilden durch die Fräulein und diese durch unsern fröhlichen Baron bekehrt würde. Aber Du, Ferdinand (indem er sich an den Offizier wandte), trägst auch nicht eine einzige festliche Miene auf Deinem finstern Angesicht.“

„Ich gehe von hier, antwortete dieser, zur Baronesse hinüber, wirst Du mich begleiten?“

„Nein, mein Freund, antwortete dieser, und ich gedenke auch, diesem Kreise nie mehr zur Last zu fallen; denn diese prunkende Gleisnerei ist mir neulich deutlich genug geworden. Wie danke ich es dem wackern Manne, der mir diese Binde vom Auge schüttelte.“

„Du meinst den Graf Brandenstein? sagte jener: Du nimmst also die Partei des Bösen gegen den Frommen, der Sünde gegen die Tugend?“

„Lassen wir jetzt diese Reden, antwortete Alfred, ich fühle mich, seit ich diesen Mann kennen gelernt habe, mündiger.“

„Wissen Sie denn, fiel der Baron ein: etwas von der Geschichte? Der Wilde, der Amerikaner, soll ja nun angekommen seyn, ein gefleckter, kupfriger Mensch, mit Haaren wie Schuppen oder Stacheln. Auch sagen die Leute, dies unbändige Thier würde die störrige Dorothea heirathen.“

„Man weiß nichts Gewisses, sagte Alfred: der Amerikaner wird übrigens wohl ein Mensch wie alle seyn, und folglich ist sie mit ihm wohl glücklicher, als mit dem Baron Wallen.“

„Den Du nicht zu schätzen verstehst, rief der Offizier, indem er sich nach einer kleinen Verbeugung entfernte.

„Sie meinen, fuhr der Baron fort: ein wohlerzogenes Mädchen könnte mit einem solchen See-Ungeheuer glücklich leben? Aber freilich müssen im Leben wohl vielerlei Arten von Glück verbraucht werden, damit Jeder etwas bekommt, was für ihn paßt; und wie ich höre, ist ja die hübsche Dorothea so gottlos, daß vielleicht der gottloseste Menschenfresser für sie nicht zu schlimm ist.“

„Sie sind unrecht berichet“, antwortete Alfred, und wollte eine Erzählung anfangen, als die freundliche Sophie herbeihüpfte, um ihn zu erinnern, daß er mit ihr zur Quadrille versprochen sei. Der Baron trank indessen, und versprach dem Fräulein Erhard die nächste Polonoise, auf jeden Fall aber den fröhlichen Kehraus mit ihr zu tanzen.

Als man in jener Nacht Dorotheen vermißte, und der Baron die Geschichte seiner unglücklichen Werbung mitgetheilt, gerieth das ganze Haus in die größte Verwirrung. Man sendete Boten mit Lichtern aus, aber alle kamen in der stürmischen Nacht ohne Nachricht wieder. Die Mutter war sehr unruhig, und schien sich Vorwürfe zu machen, daß sie ein heftiges Gemüth, das sie an ihrer ältern Tochter kannte, zu weit getrieben habe. Sie schlief nicht, sondern irrte im Hause umher, und die beiden jüngern Töchter suchten sie zu trösten. Am Morgen erschien ein Bote von der Frau von Halden, der der Baronesse ein Billet übergab, und bald darauf fuhr eine Kutsche vor, aus welcher Dorothea stieg, welche die Mutter mit gezwungener Fassung aufnahm. Man sprach nur wenig, aber kein Wort des Vorwurfes ließ sich vernehmen, eben so wenig konnte die Tochter eine Entschuldignng hervorbringen.

Der Baron, welcher alles ängstlich und verwirrt beobachtet hatte, sagte endlich, als er sich mit der Baronesse allein sah: „Dies Blatt hat ja Wunder gethan! Von allem, was sie sich gegen das ungerathene Kind vornahmen, ist nicht das Mindeste geschehen, Sie sind im Gegentheil gütiger als jemals gegen sie. Darf ich nicht wissen, von wem es kommt, und was es enthält?“

Die Baronesse erröthete. „Es kommt von dem Brandenstein, sagte sie mit ungewisser Stimme: doch enthält der Schluß die gröbste Verläumdung.“

Der Baron las: „Im Fall Sie, wie ich gewiß hoffe, Ihre edle, trauernde Tochter freundlich aufnehmen, sie unter keinem Vorwande quälen, an die Ehe mit dem Baron Wallen nicht mehr denken, so verspeche ich Ihnen das Capital, welches der Baron an Sie zu fordern hat, und außerdem ein bedeutendes Darlehn, beide ohne Zinsen, auf unbestimmte Zeit. Zwingen Sie mich nicht, gegen Sie aufzutreten, es möchte sonst manches bekannt werden, was sich nicht zu dem Tugendbilde eignet, das die Welt in Ihnen bewundert. Gewiß darf ich mich unterschreiben

Ihren Freund
G. Brandenstein.“

„Dieser Zettel besagt, schmunzelte der Baron,

daß unser heroischer Graf über ansehnliche Summen zu disponiren hat, und daß sein amerikanischer Freund oder Schützling, dessen Hofmeister und Verwalter er spielt, so ziemlich blödsinnig seyn mag, ganz so, wie ich mir vom Anfange die Sache gedacht habe. Der edle Mann wird nach Umständen seine Hand tief in den Beutel des fremden Wunderthieres tauchen, und so verschwindet denn bei näherer Prüfung bei jedem aufgedunsenen Cato die falsche Vergoldung, und setzt sich in Kupfer um."

Die Sache bekam aber doch einen andern Schein, als am folgenden Tage ein Brief des Grafen anlangte, in welchem er für seinen reichen Amerikaner um die Hand Dorotheens anhielt. Er hätte sich überzeugt, so schrieb er, daß sein Freund, da er ihn genau kenne, nur mit diesem Wesen glücklich seyn könne.

Dorothea, die ganz in Ihren Gedanken und Empfindungen verloren war, erschrak über diesen Antrag; sie lehnte ihn heftig ab, ihr Herz verzweifelte, daß der Graf, der ihre ganze Seele gesehen hatte, diesen Vorschlag thun konnte. Also kein Gefühl, seufzte sie im Stillen, nicht das kleinste für mich, die ich ihn nur denke und träume.

Auf die abschlägige Antwort der Mutter erfolgte ein noch freundlicherer Brief des Grafen, er bat für seinen Unbekannten, der binnen Kurzem erscheinen würde, nur um die Erlaubniß, sich zeigen zu dürfen, daß Fräulein Dorothea ihn so viel würdigen möge, ihn und seine Gesinnungen kennen zu lernen.

Auf diesen Antrag hatte Dorothea nichts erwiedert. Im stummen Schmerz betrachtete sie die Zeit nicht, und ihre Angehörigen mußten ihr anzeigen, es sei nun Tag und Stunde da, in welcher der sonderbare Freiwerber auftreten würde. Frau von Halden war als Freundin zugegen. Ein Postzug englischer Pferde sprang vor, ein kostbarer Wagen und Domestiken erschienen. Dorothea war im Gartensaal einer Ohnmacht nahe. Brandenstein trat hochzeitlich geschmückt in der Schönheit des Mannes herein. „Und ihr Freund?" fragte die Mutter. „Nur die theure, geliebte Dorothea ist es, antwortete er, auf diese zueilend, von welcher mein Scherz Verzeihung erflehen muß, ich bin der Amerikaner selbst, jene Herrschaft ist nun endlich mein, und meinem Glücke fehlt nur noch ein Wort von diesem holdseligen Munde."

Dorothea blühte auf, sah ihn mit einer Thräne im glänzenden Auge an und reichte ihm ihre Hand. „Wir fahren sogleich, meine Theuern, indem er Alle begrüßte, auf das nächste Gut, welches bisher der Frau von Halden zugehörte; ich habe die Erlaubniß zur Trauung, das Haus ist geschmückt, der Geistliche wartet."

Nur der Brautkranz ward dem Mädchen in das Haar geheftet, dann stiegen Alle in den Wagen.

Der Graf umarmte seine Braut, und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen. „Durfte ich diese Seligkeit hoffen? sagte er mit Thränen: mußte mir die Liebe dieser reinen Seele begegnen? Dasselbe Kind wird die Freude meines Lebens, welches ich vor Jahren, neben Deinem theuern Vater sitzend, auf den Knien wiegte? Sieh, hier bist Du in jener Sturmnacht verzweifelnd gewandelt. In demselben Zimmer erwartet uns der Geistliche, in welchem Du damals der Freundin das Bekenntniß ablegtest, das mich wie Blitze durchdrang."

Dorothea war so glücklich, so vom Schmerz zur Wonne erwacht, daß sie nur wenig sprechen konnte. — Die ganze Provinz ertönte von dem Reichthum des Grafen, von dem wunderbaren Glück des Fräuleins, und alle Nachbarn waren Zeugen dieser glücklichen Ehe.

Als Alfred sich mit Sophien verlobte, meldete auch der Baron Wilden seine Verbindung mit dem Fräulein Erhard. Den Freunden, die sich darüber wunderten, antwortete er: „Seht, besten Leute, Einsamkeit und Langeweile machen viele Dinge möglich; dazu hat meine Braut viele gute Eigenschaften, und ist viel lustiger geworden, als sie ehemals war. Auch bemüht sie sich außerordentlich um meine Bekehrung, und das ist nichts Leichtes, da in meinem fetten Körper meine Seele so viel tiefer liegt, als bei andern Menschen. Ich bin nun auch bald auf meine Weise fromm, sorgt nur dafür, daß die Sache hübsch in der Mode bleibt, damit ich nicht wieder einmal, wie ein Krebs, rückwärts gehn muß."

Nach einiger Zeit fanden der Baron Wallen und die Baronesse es auch besser, sich durch die Ehe zu verbinden, da er keine der Töchter erhalten konnte, und ihm der Umgang dieser Familie doch unentbehrlich geworden war.

Alfred lebte nachher viel im Hause des Grafen, dessen Geschäfsträger er war, und noch oft erinnerte sich Brandenstein mit Entzücken, daß das Schicksal es ihm gegönnt habe, in seiner Gattin die edle Perle zu finden, die von ihrer ganzen Umgebung und von den nächsten Blutsverwandten so gänzlich verkannt wurde.

Die
Reisenden.
Novelle.

Es war an einem schönen Sommernachmittage, als drei junge Männer in lebhaften Gesprächen im schattigen Lindengange auf- und niederwandelten. Keiner kannte den Andern genau; noch weniger waren sie Freunde: und daher betraf ihre Unterhaltung auch nur unbedeutende Gegenstände. Doch wurde laut und sogar heftig gesprochen, weil der jüngste der Redenden es seinem Charakter und ausgezeichnetem Verstande angemessen hielt, seine Gedanken und Meinungen nicht ruhig, sondern in einem gewissen zänkischen und anmaßenden Tone vorzutragen, durch welchen er vielleicht seine Gegner eher zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht zu überzeugen glaubte. Sie sind, wie Sie mir gesagt haben, Arzt (so rief er eben jetzt aus), und als ein solcher haben Sie sich seit Jahren gewöhnt, das ganze Menschengeschlecht aus dem Gesichtspunkte der Kränklichkeit anzusehen. Wir Gesunden aber werden uns gewiß nicht so leicht, Ihrem Metier zu Gefallen, unsre feste Ueberzeugung nehmen lassen.

Mein Herr von Wolfsberg, erwiederte der Arzt, von meinem Metier, wie Sie es zu nennen belieben, kann hier gar nicht die Rede seyn.

Ja wohl, sagte der dritte Sprechende, welcher der Ruhigste schien. Wie kommen wir denn überhaupt dazu, zu streiten? Wir reden ja nur über allgemeine Gegenstände, die unmöglich einen von uns persönlich aufreizen können.

Warum nicht, mein ruhiger Herr Justizrath? rief der Baron noch lebhafter aus; denn gewiß können wir über die Leidenschaften nur dann etwas Bedeutendes aussprechen, wenn wir sie im eignen Herzen erfahren haben, und es scheint wohl, daß Sie alle Ihre klügelnden Beobachtungen nur aus mittelmäßigen Büchern schöpften.

Wenn Sie die Sache schon vorher abgemacht haben, antwortete der ruhige Mann, so thäten wir wohl besser, das ganze Gespräch zu schließen.

Es wandelt sich in der anmuthigen Kühle gut, sagte der Arzt; ereifern wir uns nicht, gönnen aber dem Herrn Baron diese Motion, die ihm nach dem Mittagsmahle wohl zuträglich seyn mag, da lebhaftere Geister und Temperamente auch im Verlauf des Tages mehr Lebenskraft verbrauchen, als wir übrigen.

So ist es, erwiederte der Baron mit vieler Selbstgenügsamkeit. Und ist es denn wohl anders mit der Liebe, über welche sich unser Streit anhob? Will ich es denn den sanften, stillen Gemüthern zum Vorwurf machen, wenn sie meinen und behaupten, ein einziger Gegenstand könne ihre Seele für die ganze Lebenszeit ausfüllen? Giebt es doch auch Menschen, die nur wenige Gedanken brauchen, noch weniger Bücher; die einen Monat lang sich an einer Flasche Wein vergnügen; die bei einem Schmause anderthalb Austern verzehren, und wenn sie in jedem Frühling einem Spaziergang mit der ganzen auferbauten Familie gemacht haben, die Natur dann wieder, wie eine Bude, bis zum künftigen Jahre verschließen. Lassen wir diese genügsamen Lämmerseelen in ihrer stillen Friedfertigkeit; nur stelle man sie uns nicht als Muster hin, wenn sie sich in grünen Tagen in eine verblaßte Amarillis vergaffen, und nachher mit erkaltetem Herzen in alberner Treue ihr Leben verwinseln, stolz sind auf diese felsenfeste Tugend, und auf feurige Gemüther, auf Herzen, die der Fülle und des jugendlichen Wechsels bedürfen, mit moralischer Verachtung herabblicken wollen.

Nach einigen Erwiederungen ließ man dies Gespräch fallen, weil es deutlich wurde, daß der Edelmann nur sich selbst und seinen Leidenschaften das Wort reden wollte. Wohin gedenken Sie von hier zu reisen? fragte endlich der Arzt.

Ich weiß es selbst noch so eigentlich nicht, antwortete der Baron: und wenn ich es auch wüßte, so würde ich es Ihnen nicht sagen.

Warum das?

Weil das eben, fuhr jener fort, auch zu meinen Eigenthümlichkeiten gehört, weßhalb mich so viele bürgerliche Menschen mit dem Namen Genie verlästern wollen. Wenn ich so recht eigentlich zur Lust reise, so halte ich mir die ganze Welt mit ihren erfreulichen Zufällen offen; ohne Paß, ohne Briefe, ohne Bedienten oder Kutscher; ohne alle die Zugaben, die unser Leben nur belästigen, tauche ich wie die Schwalbe in die blaue Luft, in die Schönheit der Natur hinein, und hinter mir muß jede Spur, so wie die der Welle im Strome, verschwinden. An einige Häuser ist schon im voraus geschrieben, wo ich Gelder finde, wenn ich sie brauche, doch führe ich so viel mit mir, als ich nöthig zu haben glaube. Dient es mir, so wechsle ich auch mit meinem Namen; und so wissen Sie von mir nur so viel, als ich für gut befunden habe, Ihnen mitzutheilen, und können nicht darauf wetten, daß der Name, den ich Ihnen genannt habe, mein wirklicher sei.

Sie können, sagte der Justizrath, auf diese Weise aber neben manchen angenehmen Zufällen auch auf sehr widerwärtige stoßen.

Jede Verwicklung wird sich doch nur lustig lösen, und wer die Menschen will kennen lernen, sollte durchaus nur in meiner Manier reisen.

Der Arzt konnte sich nicht entbrechen, die Frage zu thun: Was nennen Sie Menschenkenntniß? Da Sie die meisten Menschen schon vor der Untersuchung für Narren halten, so lohnt es sich schwerlich der Mühe, sie noch zu beobachten.

Zugegeben, rief jener, Sie thäten mir nicht so ganz Unrecht; ist denn nicht noch immer an den verschiedenen Modificationen eines und desselben Stoffes zu lernen? Ist es denn nicht auch erhebend und beruhigend, sich selbst an diesem und jenem zu messen? Das scheint mir eben die ächte Humanität, keinen zu verschmähen, und aufzumerken, welche Thorheit wir schon abgelegt haben, welche wohl noch unentwickelt in uns ruht, zu welcher wir keine Anlage spüren, warum wir uns für besser als andere halten dürfen, um so in uns hochfahrenden Stolz und kleinmüthige Bescheidenheit in das gehörige Gleichgewicht zu setzen.

Dann thäten Sie aber vielleicht besser, erwiederte der Arzt mit übertriebener Höflichkeit, sich gleich an die wahre Quelle zu begeben, und sich die mühseligen Umwege zu ersparen.

Und wo flösse diese?

Wie die Engländer, fuhr der Arzt fort, sich in Deutschland gern in Pension geben, um unsere Sprache zu lernen, so sollte ein Kosmopolit, der sich so für das, was man Narrheit nennt, begeistern kann, geradezu vor die rechte Schmiede gehn, und sich ein Jahr lang in einem gut versehenen Narrenhause als Kostgänger verpflegen lassen.

Sie sind ein Arzt! rief der Baron in der größten Erbitterung: man sagt mir, Ihre Reise sei auf diese Anstalten gerichtet, vielleicht um die zu finden, die Ihnen am meisten behagt, und sich dort niederzulassen. — Er warf noch einen grimmigen Blick, dann eilte er schnell den Lindengang hinunter.

Sie haben unsern edeln Unbekannten überrascht, sagte der Justizrath: wir werden seine theuere Gesellschaft darüber verlieren.

Er ist unerträglich, rief der Arzt aus. Sie haben es selber gehört, welche Geschichten er von sich an der Wirthstafel erzählt, wie alle Weiber ihm entgegen kommen, mit welcher Leichtigkeit er Liebschaften anknüpft und wieder löst. Gestern vertraute er mir, daß er seine Heimath plötzlich verlassen habe, weil ein unglückliches Mädchen gegründete Ansprüche an ihn mache. Die Arme wird nun vielleicht mit einem Kinde ihres Jammers nach ihm aussehn, indessen er sich mit seiner feigen Gewissenlosigkeit wie mit einer Tugend brüstet, und nach neuen Schlachtopfern seines verderbten Herzens sucht.

Der Justizrath meinte, er sei vielleicht nicht ganz so schlimm, sondern möge wohl zu jener armseligen Gattung von Prahlern gehören, die sich mit einer Verworfenheit brüsten, zu der ihnen doch der Muth ermangle.

Der junge Baron war indessen zornig ins Feld gelaufen. Er mußte sich seine Verdienste in den glänzendsten Farben dicht vor das Auge rücken, um seinen Verdruß zu überwinden. Indessen stellte sich bald seine gute Laune wieder ein, besonders durch Aussicht auf ein nahes und freundliches Abentheuer, das seiner Eitelkeit schon im voraus schmeichelte. Auf dem Walle, welchen große Linden schmückten, hatte er hinter einem Gitterfenster ein schönes blondes Köpfchen, einen blendenden Hals und Nacken bemerkt; schöne Augen hatten ihm nachgesehn, ein freundlicher Mund hatte ihn angelächelt, und ein dreister Gruß war ihm endlich bei seinem dritten Vorüberwandeln entgegen gekommen. Er hatte die Schöne auch in der Ferne nicht ganz aus dem Gesichte verloren; er wollte nur die zunehmende Dämmerung und die größere Einsamkeit der Gegend abwarten, um sich ihr zu nähern, Bekanntschaft zu machen, und sie, wenn die Umstände sich günstig erwiesen, zu besuchen. Er betrachtete sich selber wohlgefällig und ging mit Behaglichkeit die Scenen seines bunten Lebens durch, indem er sich vornahm, daß diese phantastische Reise ihm noch angenehmere Abentheuer zuführen solle.

Wieder schaute das Lockenköpfchen durch das Gitter, lächelte, winkte und zeigte sich sehr erfreut, als es den geputzten, schlanken Spaziergänger von Neuem vorbei gaukeln sah. Der Abend nahte schon, die Sonne ging unter. Er benutzte die Einsamkeit, um zu grüßen, stehen zu bleiben, und mit fragender Geberde auf die Thür zu deuten. Sie nickte und entfernte sich schnell. Er öffnete die Thür und stieg die Treppe hinauf. Sie empfing ihn oben; „nur leise, leise!" flüsterte sie, indem sie ihn in ihr Zimmer führte. So viel er in der Dunkelheit unterscheiden konnte, fand er das Gemach zierlich ausgeschmückt; er bemerkte, daß seine Führerin in Atlas gekleidet war. „Liebchen! sagte sie mit leiser Stimme, gedulde dich hie einen Augenblick, ich bin gleich wieder bei dir; ich will mich nur putzen und Licht bringen. Aber rühre dich nicht, daß meine Feinde dich nicht gewahr werden!"

Mit diesen Worten ging sie in ein Nebenzimmer. Dem Abentheuerer fing an, unheimlich zu Muthe zu werden. Da schlich man leise die Treppe herauf. Er besorgte einen Ueberfall und wußte nicht, welchen Entschluß er fassen sollte; doch trat Niemand ein, aber er ward zu seinem Erstaunen gewahr, daß man von außen die Thür verschloß. Als er jetzt von unten eine männliche Stimme zu einem andern sagen hörte: er ist drinnen; er kann uns nicht entwischen! so sträubten sich ihm die Haare vor Entsetzen. Sein Schauder wurde aber noch vermehrt, als jetzt die Schöne mit einer brennenden Wachskerze wieder in das Zimmer trat. Hals und Busen waren fast ganz entblößt und schimmerten wie Marmor; ihr Auge strahlte in seltsamem Glanze, ein Diadem von Goldpapier stand auf dem Haupte, große Glasperlen hingen auf den weißen Schultern, Stroh und Blumen rankten sich um den Leib. So schritt sie mit Lachen und wilder Geberde auf den Geängsteten zu, der seine Gedanken noch nicht ordnen konnte, als die andre Thür wieder aufgeschlossen wurde, die räthselhafte Schöne mit einem lauten Schrei das Licht fallen ließ, und zwei starke Männer den Verwirrten in der Dunkelheit faßten, ihn die

Treppe mehr hinunter trugen als führten, und ihn unten schnell in einen offenstehenden Wagen warfen. Ehe er noch fragen, sprechen, sich besinnen konnte, war die Thür des Wagens zugeschlagen, und im schnellsten Trabe fuhr dieser mit ihm durch die finstere Nacht über das Feld davon.

Am andern Morgen kam der Arzt in Eile und großer Bewegung zum Rathe. Was ist Ihnen? fragte dieser: es muß etwas Außerordentliches begegnet seyn. Theuerster Walther, rief der Arzt aus, unser Beisammenseyn, mein Aufenthalt wird plötzlich auf die unangenehmste Weise gestört und unmöglich gemacht. Sie haben ja zuweilen einen jungen Menschen in meiner Gesellschaft gesehen, der uns oft genug lästig fiel. Dieses Original, schon einfältig, stumpf und zugleich leidenschaftlich von Natur, durch eine verwahrlosete Erziehung aber völlig zum Thoren gemacht, ist mir von seinem Vater, einem reichen Grafen in Schwaben, in der Hoffnung anvertraut worden, daß eine Reise unter meiner Aufsicht ihn vielleicht bessern, und von seinem verwirrten Zustande befreien könnte. Ich nahm damals diesen mißlichen Auftrag sehr ungern über mich, und würde mich gar nicht darauf eingelassen haben, hätte ich die unzähligen Verdrießlichkeiten vorher sehn können, die mit demselben verknüpft sind. Das hätte ich aber niemals vermuthet, daß dieses drückende Verhältniß mich von Ihnen trennen und meine Freiheit völlig aufheben würde.

Aber wie ist dies möglich geworden? fragte der Rath.

Sie sollen es gleich hören, war die Antwort. Nachdem dieser junge Mensch schon tausend Händel angezettelt. die ich wieder habe schlichten müssen, oft durch Geld, zuweilen mit guten Worten, immer auf Unkosten meiner Zeit und guten Laune, hat er es seit gestern Abend für gut gefunden, sich unsichtbar zu machen. Ich habe schon zu allen Bekannten geschickt, auf der Post Erkundigung eingezogen, in allen Wirthshäusern nachgefragt: aber man will nirgend von ihm wissen. Es würde mir keine große Sorge machen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte Schrank und Schatulle zu öffnen, und hundert Goldstücke, so wie bedeutende Wechsel mitzunehmen; dies überzeugt mich, daß er gesonnen ist, seine Bekanntschaft mit mir nicht zu erneuern, so lange diese Summen vorhalten. Ich darf den Thörichten nicht seinem Schicksal überlassen, sondern muß ihn wieder zu finden suchen; dies ändert mein Reiseprojekt. Ungern nur würde ich ihn in öffentlichen Blättern auffordern und kenntlich machen.

Und Sie glauben nicht, fragte der Freund, daß er mit diesem Gelde in seine Heimath zurückgekehrt sei?

Auf keinen Fall, erwiederte der Arzt; es liegt ihm zu viel daran, frei und ungehindert in der Welt umher zu schwärmen. Seine Leidenschaft ist, allenthalben Händel anzufangen und in gemeinen Trinkstuben Zank zu erregen; er freut sich dann, einige Stunden auf der Wache zu sitzen, und nachher als Graf Birken ausgelöst zu werden. Am schlimmsten aber ist es, daß er mit Kammermädchen und Aufwärterinnen Liebeshändel anspinnt und ihnen die Ehe verspricht; und ich muß am meisten fürchten, ihn auf diese Weise verheirathet wieder zu finden.

Und was denken Sie nun zu thun?

Ich muß ihn aufsuchen, und wenn ich ihn in einigen Wochen nicht wieder antreffen sollte, die ganze Sache seinem Vater melden.

Ein Diener trat eilig herein, gab dem Rathe einen Brief und entfernte sich wieder. Walther las und wurde nachdenkend. Verweilen Sie noch zwei Tage hier, sagte er endlich, und ich reise vielleicht mit Ihnen. Ich suche ebenfalls einen Verlornen, der mir und seinen Freunden schon seit Jahr und Tag aus dem Gesichte gekommen ist, einen jungen Mann, der Ihrem Entflohenen freilich auch nicht auf das Entfernteste gleicht. Ich glaube jetzt auf seiner Spur zu seyn, und wenn Sie unterdessen den Entsprungenen nicht wieder kommen sehn, oder keine bestimmte Nachricht über seinen Aufenthalt empfangen, so könnten wir diese Reise, die wir uns vorgesetzt hatten, immer noch in Gesellschaft unternehmen.

Der Arzt war derselben Meinung, und man versprach sich, am andern Tage ine nähere Abrede zu treffen.

Der verschlossene Wagen fuhr mit dem jungen Baron die ganze Nacht hindurch fort. Allenthalben waren schon Pferde in Bereitschaft, und da der Mond sehr hell schien, konnte man so schnell, wie bei Tage reisen. In den dicht verhängten Wagen fielen nur wenige Strahlen hinein; doch bemerkte der Entführte, daß ein Mann an seiner Seite, und ein anderer ihm gegenüber saß. Als er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte, wollte er seinen Gesellschaftern Rede abgewinnen; aber sie beantworteten keine seiner Fragen oder Bemerkungen. Wohin führt man mich? rief er endlich in der größten Ungeduld. Ruhe! antwortete der starke Mann, Alles wird sich aufklären. — „Man verkennt mich, man verwechselt mich mit jemand anderm! — „Nichts weniger." — „Was hat man mit mir vor?"— „Morgen am Ort Ihrer Bestimmung werden Sie Alles erfahren."

Als der Gefangene Miene machte, den Wagen zu öffnen, ergriffen ihn die Unbekannten gewaltig, und der eine rief drohend: Keine Umstände! Finden Sie sich nicht gutwillig. so haben wir das Recht, Sie zu binden und zu knebeln! das geschieht auch, bei dem ersten Versuche zu entfliehen, oder wenn Sie Jemand Fremdes anreden wollten. Auch kann es Ihnen nichts nutzen; denn wir haben die gemessenste Ordre, die wir verzeigen können, und auf welche uns in jeder Stadt Beistand geleistet werden muß.

So fügte sich denn der Entführte und sann stillschweigend nach, für welche Begebenheit seines frühern Lebens ihn etwa dieses Unheil treffen möchte. So in seinen Busen und dessen Geheimnisse eingehend, fand er mehr auf der Rechnung stehen, als er in seinen heitern und zerstreuten Stunden vermuthet hatte. Je länger er in der stillen Nacht fuhr, je größer wuchs in seiner Erinnerung sein Sündenregister an, und er zitterte vor der Entwickelung seines Schicksals; denn Vestung, lebenslängliche Einkerkerung, ja selbst das Aergste standen vor sei-

ner erregten Phantasie. Er wandte sich von diesen Bildern des Schreckens ab, und suchte sich wieder zu überreden, Alles, was man ihm vorwerfen könne, sei doch nur Jugendthorheit und Leichtsinn. Mit Wehmuth mußte er an die hochmüthigen Reden gedenken, die er vor Kurzem noch gegen den Arzt geführt, und alle seine Zweifel kamen wenigstens darin überein, daß jene Handlungen, mit denen er als eben so viel Tugenden und Kraftäußerungen geprahlt hatte, doch wohl Sünden, oder gelindestens Verirrungen zu nennen wären. So blätterte er in dem dunkeln Buche seines Gewissens hin und her, und nahm sich vor, wenn ihn ein günstigeres Schicksal aus dieser Bedrängniß erlösen sollte, seinen Lebenslauf mit viel mehr Anstand und etwas mehr Weisheit zu führen.

Man fuhr die ganze Nacht und auch den folgenden Tag. Der Gefangene hatte sich fast schon an seinen Zustand gewöhnt, und die Furcht, daß seine Lage noch viel schlimmer werden könnte, machte, daß er die gegenwärtige mit Geduld ertrug. Hätte er sich ganz frei und ohne Schuld gewußt, so würde er in seinem Bewußtsein Waffen gefunden haben, sich dieser Gewalt zu widersetzen; aber der Zagende bettelte jetzt von jeder Stunde seines Daseyns noch eine dürftige Erquickung, im Aufschub und in der Verzögerung fand er eine Art von Glück, und vergaß sogar in manchen Augenblicken, daß sich sein Schicksal doch endlich, und wohl bald, entwickeln würde.

Am Abende, als es schon wieder finster ward, kam man an. Durch ein Thor, das sogleich wieder verschlossen wurde, fuhr der Wagen. Man brachte Licht. Ein Schreiben ward von einem der Begleiter hinaus gereicht. „Immer neue Gäste, immer mehr Geschäfte!" murrte eine dumpfe, verdrießliche Stimme draußen. Man fuhr in den Hof. Indem man ausstieg, ging einer der Männer jenem nach, der erst geschmollt hatte, und sagte: Ja werther Herr Direktor, endlich haben wir ihn Gott Lob! erwischt; fünf Tage hatten wir ihm vergeblich aufgepaßt. — War er ruhig? fragte jener. — „Ja er hat sich so leidlich vernünftig aufgeführt. Ein paarmal wollte er närrisch thun. Je nun, wir sind ja alle Menschen!"

Das letzte hörte der Entführte nur noch aus der Ferne. Er befand sich schon auf einer großen Treppe, zu welcher ihm zwei Menschen hinauf leuchteten. Ist Numero 18 aufgeschlossen? fragte der eine. Ja! scholl es von oben herab, und zugleich ward der Fremde in ein kleines, behagliches Zimmer hineingeschoben, in welchem Stühle, Tische, ein Bett und Sofa sich befanden. Lichter wurden hingestellt, und ein freundlicher Mann trug eine Abendmahlzeit auf. „Herr Friedrich, sagte der eine Diener, Sie haben doch nichts vergessen?" — Gewiß nicht, antwortete der kleine Mann; Alles ist schon mit dem Direktor abgemacht.

Man ließ den Fremden allein. Da er hungrig war, aß er mit großem Behagen; nur vermißte er ungern den Wein, doch ließ ihn der Durst das Wasser schmackhafter finden, als er es unter andern Umständen für möglich gehalten hätte. Er öffnete das Fenster. Eisenstäbe verwahrten es; doch blickte er im Mondlicht über eine reiche und mannichfaltige Landschaft hin. Die Thür fand er verschlossen.

Als man den Tisch wieder abgeräumt hatte, legte er sich nieder, und schlief auf die Anstrengung des Körpers und Geistes ruhig und lange. Nach dem Frühstück wurde die Thür mit einigen Ceremonien geöffnet, und ein starker, untersetzter Mann mit finsterer Miene und braunem Gesicht trat herein, dessen grollende Stimme er sogleich für diejenige erkannte, die er schon gestern Abend gehört hatte.

Der finstere Mann warf einen durchdringenden, festen Blick auf ihn, und der Baron, der sich am Morgen eine lange, wohlgesetzte Rede ausgesonnen hatte, um seine Unschuld und das Mißverständniß, das über ihm schweben müsse, aus einander zu setzen, wurde so verwirrt und beängstigt, daß er jedes Wort vergaß und nur wünschte, diesen Besuch erst wieder los zu seyn.

Haben Sie gut geschlafen? fragte der verdrüßliche Mann.

„Besser, als ich denken konnte, da ich so plötzlich" —

„Lassen wir das! Haben Sie mit Appetit gefrühstückt?"

„O ja — nur wünschte ich das Mißverständniß, den Irrthum schnell aufzuklären; da man mich gewiß für einen andern hält."

„Wir kennen Sie, junger Herr, besser, als Sie vielleicht glauben."

„Besser? sagte der junge Mann, und wurde roth und von Neuem verwirrt. Man hat mich um meinen Namen hier noch nicht gefragt!"

„Ist auch gar nicht nöthig. Wir wollen keine Rollen mit einander spielen."

„Rollen? Wie meinen Sie das?"

„Wie man so was meint. Sie sollen sich nicht verstellen, Sie sollen nicht hoffen, daß Sie mich hintergehen können."

„Wenn ich Ihnen aber so ganz bekannt bin — so sagen Sie mir wenigstens, — wo befinde ich mich? Ich bin vielleicht zwanzig Meilen gereist, ohne zu wissen wohin."

„Lassen wir das noch jetzt, dergleichen muß Ihnen fürs Erste noch ganz gleichgültig seyn."

„Die Forderung ist mehr als sonderbar."

„Bester junger Mann, sagte der Alte, um alle diese äußerlichen Zufälligkeiten müssen Sie sich jetzt gar nicht ängstigen. Es wird eine Zeit kommen, in der Ihnen Alles klar aufgeht."

„Und welch Schicksal erwartet mich?"

„Das wird ganz von Ihrem Betragen abhängen! Sind Sie sanft und ruhig, so wird Ihnen kein Mensch etwas in den Weg legen; können Sie es über sich gewinnen, vernünftig zu seyn, wenn es Ihnen auch im Anfange etwas schwer ankommen sollte, so wird man Ihnen alle Achtung bezeigen, die Sie erwarten können, und es liegt in Ihrer Hand, wie früh oder spät Sie Ihre Freiheit wieder erhalten werden."

„In meiner Hand?" fragte der Gefangene, indem er seine Hände betrachtete.

„Dummheit und kein Ende! fuhr der Alte ungeduldig heraus, ich dachte es wohl, daß der Diskurs nicht lange auf der geraden Straße bleiben würde. Figürlich gesprochen, junger Herr! Wie Sie sich benehmen, so wird man sich wieder gegen Sie benehmen; vielleicht sind Sie in Jahr und Tag wieder auf freien Füßen: das heißt, Jüngling,

(damit Sie nicht wieder querfeldein fragen) wenn Ihre Beine wieder frei sind, wird hoffentlich das übrige Zubehör, sogar der Kopf wieder mitlaufen dürfen.“

“Und was befiehlt man, fragte der Baron, das ich vorstellen soll? Wie soll mein Name heißen? Denn es scheint, daß hier ein strenges Regiment obwaltet, dem man sich fügen muß.“

“Nur keine Quängeleien! rief der alte Mann; machen Sie nicht, daß ich härter seyn muß, als ich von Natur bin; denn das ist mein Elend, daß der Teufel mir so ein breiweiches Herz eingesetzt hat, daß ich eigentlich ein altes Weib hätte werden müssen. Nun, lieber Herr Graf, wir werden uns schon noch verstehn lernen.“

Graf? rief der Baron; also doch wenigstens eine Standeserhöhung. — Er war nach diesem Worte plötzlich viel heitrer geworden; die Beklemmung, die ihn drückte, schien ziemlich verschwunden.

Ja, Graf, nicht anders, fuhr der Alte fort; ja mein junger Herr, man weiß hier mehr von Ihnen, als Sie begreifen können.

Nur noch eine Frage, dann will ich schweigen, sagte der Baron. — Bin ich etwa hier, wegen des Verhältnisses, das vor zwei Jahren die Baronesse —

Still! rief zornig der Alte; das ist es ja eben; an Liebe müssen Sie hier gar nicht denken, so wie Sie auf diese Passion gerathen, müssen gleich Anstalten getroffen werden; weder Baronesse, noch Gräfin, noch Fräulein, selbst das Wort Frauenzimmer muß nicht von Ihren Lippen gehört werden! Nun geben Sie mir die Hand, daß ich Sie noch einmal bewillkomme. Ich hoffe also, Sie werden uns keine Schande machen.

Er hielt die Hand des Barons lange in der seinigen eingeschlossen, drückte sie, schob seine Finger hinauf, fast als wenn er den Puls fühlen wollte, sah dem jungen Mann noch einmal scharf in die Augen, und entfernte sich dann schnell nach dieser sonderbaren Begrüßung.

Nach einiger Zeit erschien der kleine freundliche Mann, den man den Herrn Friedrich nannte. Nun, sagte dieser, es ist ja gut abgelaufen; unser melancholischer Gebieter ist ja mit Ihnen zufrieden, er meint, es würde schon werden.

Aber, wo bin ich nur? fragte der Baron.

Der Kleine legte mit einer sehr listigen Miene den Finger auf den Mund, kräuselte die Lippen, zog die schmalen Schultern bis zu den Ohren, und sagte dann ganz leise: So lange Sie noch bloß auf Ihr Zimmer eingeschränkt sind, darf ich nichts Bestimmtes mit Ihnen sprechen; aber wenn Sie erst einmal herunter gekommen sind, dann wird Ihnen nichts mehr Geheimniß bleiben.

Wer sind Sie. fragte der Baron eifrig, und wer ist der Mann, der mich heute besuchte?

Nichts! nichts! rief der Kleine; sehn Sie, Verehrter, wir sind Alle ohne Ausnahme nur das, was unser gestrenger Herr uns befiehlt zu seyn. Hat er doch nun die Macht einmal; woher er sie hat, das weiß der Himmel wohl am besten, der sie ihm verlieh. Sehn Sie, er ist sehr hypochondrisch, und fast niemals vergnügt, und darum verlangt er, alles im Hause solle auch ehrbar und fromm zugehn. Eine unbillige Forderung. Ich gelte aber doch viel bei ihm, und er meint, ich hätte Gaben. Nun haben Sie gleich beim Eintritt durch Ihr feines vornehmes Wesen mein ganzes Herz gewonnen, — Sie sehn einem großen Feldherrn so ähnlich, den ich einmal gekannt habe; aber ich bin doch zu schwach, Ihnen zu helfen.

„Wie so, zu schwach?“

Betrachten sie nur selbst meine Schultern, wie schmal, flüsterte der kleine Mann. Ja, wenn ich mehr heben und arbeiten könnte; wenn ich mich nicht immer so schonen müßte; wenn ich mir mehr bieten dürfte, so wäre mein Schicksal wohl ein ganz anderes, als hier im Hause herum zu kriechen.

Er entfernte sich, um dem Fremden das Mittagsessen zu holen, verschloß aber sorgfältig indessen die Thür.

Der Rath Walther hatte den Arzt wieder aufgesucht, um über den Plan ihrer gemeinschaftlichen Reise zu sprechen. Der Doktor hatte von seinem entlaufenen Zögling noch keine Nachrichten; er war jetzt neugierig, was sein Freund, dem er sich immer enger anschloß, ihm würde zu eröffnen haben.

Vielleicht, fing dieser an, sehe ich schon in einigen Tagen einen Jüngling wieder, den ich seit vielen Jahren schon, seit als ich ihn als Knaben kennen lernte und aufwachsen sah, meine Freundschaft, ja mein ganzes Herz schenken mußte. Alle unsere Bücher sind voll von Schilderungen der sogenannten Liebe; genau sind alle ihre Kennzeichen beschrieben, die Steigerungen, so wie die Verirrungen dieser Leidenschaft nachgewiesen, und von der Freundschaft, die eben so wundersam, zuweilen noch seltsamer erscheinen kann, wird kaum gesprochen, oder man setzt sie voraus, und meint, sie zu schildern, sei ohne Interesse. Wenn alle zu lieben glauben, ist es vielleicht nur Wenigen gegeben, im wahren Sinne Freund zu seyn. Ich habe mich früh und ohne Leidenschaft verheirathet, und bin glücklich in meiner Familie. Aber von frühester Jugend habe ich das Talent in mir ausgebildet, Freund seyn zu können, mich dem geliebten Gegenstande hinzugeben, seine Eigenheiten, Schwächen und Vortrefflichkeiten zu erkennen, mich zu überzeugen, wie bei den verdienstvollen Menschen die einen nicht ohne die andern seyn können, und alle Liebe ohne gegenseitiges Ertragen nicht möglich ist. Doch, um nicht zu weitläuftig zu werden, sage ich nur, daß es mir gelang, viele und sehr verschiedene Freunde zu erwerben; doch hatte ich noch nie das seltsame Gefühl kennen lernen, das mich zu einem Knaben hinzog, der in unsrer Familie aufwuchs und ein entfernter Verwandter von mir war. Er hatte nichts mit andern Kindern seines Alters gemein; er nahm an ihren Spielen nicht Theil; er sonderte sich ab, und lebte, seine Lehrstunden abgerechnet, ganz einer träumenden Einsamkeit hingegeben. Da der junge Mensch schon früh seine Eltern verloren hatte, so war sein Vormund, ein liebevoller Oheim, sehr um ihn besorgt. Fragte man Raimund, so hieß der Knabe, was ihm fehle, so antwortete er immer, ihm sei in der Einsamkeit unendlich wohl; ihn störe das Geräusch der Welt, er sinne sich und seinen Empfindungen

nach. Hauptsächlich schien ihn eine Wehmuth über das Elend der Welt, über ihre Armuth und Krankheit zu durchdringen, vorzüglich über die Feindschaft und den Haß, den er so oft wahrnehmen mußte. Der Vormund wünschte, ihn zum Geschäftsmann heranzubilden, oder ihm doch die Fähigkeit zu verschaffen, das große Vermögen, das er für ihn bewahrte, künftig selbst verwalten zu können. Die Bemühungen aber, den Weichgestimmten mit der Welt bekannt zu machen, schienen immer vergeblich; denn so leichte Fassungsgabe sein feiner Geist selbst verrieth; wie er in Poesie, Musik und Natur Alles begriff, und sich das Schwierigste aneignen konnte; so schien ihm doch der Sinn für gesetzliche Verhältnisse, für alles das, was Besitz und Eigenthum sichert, für juristische Verwickelungen, Berechnungen und dergleichen, gänzlich verschlossen. Begriff er doch gar nicht einmal, wie es möglich sei, daß seine Kapitalien Zinsen trügen. Er hielt dies, als er selbst schon erwachsen war, für ein Ergebniß, welches nur auf Betrug gegründet seyn könne. Als Jüngling war er die lieblichste Erscheinung. Wir verhärten uns gewöhnlich, und wohl mit Recht, gegen die Sentimentalität; weil dasjenige, was die Menge so nennt und schwache Gemüther interessirt, nur eine Mischung von Heuchelei und falscher Süßigkeit ist, eine egoistische Zartheit, die gerade da verletzt und roh tyrannisirt, wo sie Liebe und Weichheit zeigen sollte. Aber in Raimund offenbarte sich etwas Himmlisches verkörpert, und die naivste Wahrheit, die edelste Treue und Einfalt bildeten sein Wesen. Ich konnte oft in Gedanken beklagen, daß er späterhin doch zum Manne reifen und diese Wunderblume sich in Frucht verwandeln müsse. Er blieb immer menschenscheu; am meisten aber ängsteten ihn die schwatzenden und lachenden Mädchengesellschaften. Die meisten verspotteten ihn; ich allein verstand sein liebendes Gemüth; doch zitterte ich auch für ihn, wenn ich voraus dachte, wie ihm wohl einmal ein gleichgestimmtes weibliches Wesen begegnen könne. Dies geschah, und die Folgen waren erschreckender, als ich vermuthen konnte. Die schöngebildete Tochter eines reichen Hauses, schwärmerisch und scheu, lernte ihn kennen. Als wären die beiden Wesen nur für einander geschaffen, so schnell verstanden und vereinigten sie sich. Was ihr Glück störte, war der Oheim, obgleich er seinen Neffen so innig liebte. Er schien der Ueberzeugung, daß diese Leidenschaft nur zu Beider Unglück ausschlagen könne; er verweigerte durchaus seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, bis Raimund großjährig geworden sei. Dieser härmte sich und sann und träumte nur Unglück. Blanka weinte; ihr Gram zog ihr ein Nervenfieber zu. Nun schien auch Raimund verloren. Er irrte in den Nächten im Felde umher, er verschmähte fast alle Nahrung, er wollte nur seinem Schmerze leben und sterben. Als sie die gefährliche Kriese überstanden hatte, erlaubte sich ein Bedienter den grausamen Scherz, um ihn desto freudiger zu überraschen, ihm zu sagen, Blanka sei gestorben. Der Widerruf kam zu spät; sein ganzes Leben schien aus allen Fugen gerissen. Es währte nicht lange, so war er verschwunden; jede Nachfrage, jede Nachforschung umsonst. Sein Oheim, der Freiherr Eberhard ist außer sich; nun erst zeigt er, wie sehr er seinen Neffen geliebt; er macht sich die bittersten Vorwürfe, daß er jene Verbindung gehindert; er zögert noch immer, als der nächste Erbe, das Vermögen des Unglücklichen als das seinige zu betrachten; er hofft noch immer auf seine Rückkehr, und beweint ihn doch schon als einen Verlornen. Blanka war seitdem in einem fürchterlichen Zustande, ich habe sie nicht wieder gesehn; ihre Eltern verließen die Stadt, und ein ungewisses Gerücht wollte sagen, sie habe den Verstand verloren. Denken Sie nun die Freude, die mir der Brief machen mußte, der mir eine wahrscheinliche Spur meines jungen Freundes entdeckt. Wie werde ich den Oheim überraschen, wenn ich ihm etwas Gewisses melden kann!

Der Arzt war nachdenkend. Eberhard, — sagte er sinnend, — ein Mann bei Jahren, zwei ungleiche Augenbraunen, und eben so ein braunes und ein blaues Auge? Auch schwebt mir dunkel vor, als habe ich aus seinem Munde selbst die Geschichte, die Sie mir jetzt mittheilen, gehört; nur erzählte er die Umstände anders.

Ihre Beschreibung paßt auf ihn, sagte der Rath; er ist von der Natur so sonderbar gezeichnet, daß man ihn nicht leicht verkennen kann.

Wie seltsam, fuhr der Arzt fort; wenn es dieser seyn sollte! — Er spielte in meiner Vaterstadt eine wunderliche Rolle, und bewarb sich noch ganz kürzlich um eine Schauspielerin, die nicht den besten Ruf hatte.

Dann ist es dieser doch nicht, sagte der Rath; er lebt einsam, eingezogen, ja neigt eher zu einer übertriebenen Frömmigkeit hin.

Man kam dahin überein, am folgenden Tage abzureisen; denn im Dorfe eines einsamen Gebirges sollte der Jüngling, von dem der Rath Nachricht erhalten hatte, im Hause eines Predigers leben.

Es war einige Zeit verflossen, in der sich der junge Wolfsberg an seinen Aufenthalt und seine Lage gewöhnt hatte, und da er sich immer ruhig betragen, so trat eines Tages sein Freund, der kleine Friederich, in sein Gemach, that einen kurzen Sprung, zuckte die Schultern, verzog sein blasses Gesicht zum Grinsen und sagte: jetzt werden Sie einer von den unsern; der Alte schickt mich, Sie möchten in den Gesellschaftssaal hinunter kommen.

Sind viele Leute dort? fragte der Baron.

Je nun, eine hübsche Gesellschaft; bald mehr, bald weniger; mancher reiset dann auch wieder ab, und so habe ich vorige Woche einen meiner besten Freunde auf der Welt verloren.

Sie traten in den untern großen Saal, und Wolfsberg, der so lange in der Einsamkeit und im kleinen Zimmer gelebt hatte, war so vom Licht, von der Gesellschaft, und dem weiten Blicke über die Ebene und das Waldgebirge hin geblendet, daß er sich nur schwer fassen konnte, und einige Zeit brauchte, um sich mit allen diesen Gegenständen, vorzüglich aber mit den Menschen in dem großen Gemache bekannt zu machen. Der Direktor ging mit großen Schritten auf und nieder, noch finstrer, als er gewöhnlich war; er schien nur seinen Gedanken nachzuhängen, und sich um die Gesellschaft nicht zu kümmern. Er bemerkte auch den Eintre-

tenden nicht, und erwiederte nichts auf dessen Gruß. Zwei Männer spielten mit großer Anstrengung und gespannten Mienen Schach; in einer Ecke las ein Anderer in einem Buche, lächelte zuweilen, oder schüttelte den Kopf, machte auch zuweilen Geberden der Billigung, so daß er völlig mit seinem Autor beschäftigt schien. Auf einem Lehnstuhle war ein Mann eingeschlafen, der durch sein rothes Kleid auffiel; noch mehr dadurch, daß sein Kopf von einem großen dreieckigen Hute bedeckt war. Starr nach dem Himmel und dessen Wolken war der Blick eines Andern gerichtet, der einen Maßstab in der Hand hielt, dessen Zolle er dann immer wieder von Neuem überzählte. Drei seltsame Gesichter standen abseits, und stritten lebhaft. Der eine von diesen Männern war sehr beleibt; sein Kopf aufgedunsen, die Augen waren fast verschwollen, er krächzte mehr, als er sprach, und stach um so mehr gegen seinen schmalen langen Nachbar ab, dessen Gesicht so dürr und bleich erschien, daß man kaum noch Lippen darauf wahrnahm, indem die großen blauen Augen aber desto auffallender hervor leuchteten. Der dritte Redner lachte beständig mit seinem großen, aufgeworfenen Munde, und zerrte die wundersamsten Linien in seine kupfrigen Wangen hinein. Wolfsberg sah sich um, von seinem getreuen Friedrich Einiges über diese sonderbare Versammlung zu erfahren; dieser aber war verschwunden, und er mußte also selbst Bekanntschaft zu machen suchen. Er näherte sich den Schachspielern, und sah beim ersten Blick, daß beide Könige im Schach standen, ohne daß es die Streitenden, trotz ihrer angestrengten Aufmerksamkeit bemerkten, aber seine Verwundrung stieg noch mehr, als man den weißen Thurm nahm, ihn schräg über das Bret zog, mit ihm einen Läufer schlug, und ihn darauf neben den König stellte. Der braune König retirirte nun behende als Springer, und ein weißer Springer nahm mit einem Satz im Zickzack drei Bauern zugleich weg. Wie, meine Herren, rief Wolfsberg aus, Sie spielen ja ganz gegen die ersten Regeln! Was? rief der eine tiefsinnig vom Bret aufstehend; sehen Sie einmal, durchlauchtiger Kriegsgefährte, der Neuling will uns wohl Schach spielen lehren? — Nehmen Sie es dem Grünling nicht übel, erhabener Mann, antwortete die andere Figur: er ist augenscheinlich nicht in die Geheimnisse des Cosroes und die alte orientalische Spielweise eingeweiht; er weiß es ja nicht, daß Sie einer der Urindianer sind, großer Geist, und will nun seine Fibelweisheit hier schrinen lassen. Wissen Sie, junger Abendländer, Vandal, oder Gothe, vielleicht Slave, — man spielt hier nicht mit Bret und Schritt und Sprung, wie in den Westländern; unser freier Geist erkennt weder die conventionelle Würde des Königs, noch den niedern Rang der Bauern, sondern wir spielen nach Sympathie, in jenem Geist, der alle Welten nach unsichtbaren Gesetzen zusammenhält! In jeder Nacht hat mein Freund eine neue Inspiration, am folgenden Tage bin ich inspirirt; dann erräth der andre durch hochgetriebenen Instinkt, welch neues System sein Mitspieler ersonnen hat und geht in seine Mysterien ein. Das ist gar eine andre Vielseitigkeit, als das moderne Hin- und Herrutschen der Figuren.

Das ist freilich eine andere Sache, sagte Wolfsberg, indem er sich zurückzog. Er näherte sich dem Lesenden, sah aber zu seinem Erstaunen, daß dieser das Buch verkehrt hielt, und rückwärts die Blätter umschlug. Wie, mein Herr, sagte er höflich, sind Sie so zerstreut, daß Sie nicht bemerken, wie man auf diese Art nicht lesen kann? Oder sind Sie der Kunst etwa gar nicht mächtig? — Der Lesende stand schnell auf, machte ihm eine sehr tiefe Verbeugung, sah ihn an, beugte sich noch tiefer, und sprach dann mit einer lispelnden Stimme und mit überhöflichem Tone: „Geruhen dieselben gütigst zu bemerken, mein verehrter Herr Unbekannter, daß es denenselben gefällt, sich wie ein wahrer Einfaltspinsel auszudrücken. Nicht etwa, daß ich in Ihre eben so tiefen, als ausdrücklichen Einsichten einen Zweifel setzen wollte (fern sei von mir ein solcher Frevel!), so scheint es mir doch einleuchtend (möchte ich Sie auch übrigens anbeten), daß Sie mit der crassesten Ignoranz über eine Wissenschaft sich äußern, die freilich Ihrem elenden, kurzen, stümperhaften Horizonte weit entwachsen ist. Was? Weil ich etwa nicht von vorn lese, oder das Buch verkehrt halte, darum könnte ich nicht lesen? Ja, und wenn ich nun selber keinen Buchstaben wüßte, armer Hergelaufener, und ich nähme das Buch nur mit Glauben und Andacht in die Hand, könnte es nicht auch in mich übergehen? Habt Ihr denn wohl schon oft lesend gelesen, und verstehend verstanden? Ja, Druckerschwärze und die grausen Figuren sind Euch in die Augen, Geruch von Leim und Papier in die Nase gekräuselt, und dazu habt Ihr eine Physiognomie geschnitten, wie Schafe beim Gewitter, und meint alsdann, Ihr habt Weisheit in Euch geschlürft, oder seid Euerm berühmten Autor gar noch über den Kopf gewachsen! Bester Nichtdenker, verehrter Strohkopf, ich war seit Jahren Recensent, thätig und einsichtsvoll, gewöhnte mich ans Blättern und hatte immer um so mehr Urtheil, um so weniger ich las; ich brachte es zu der Höhe, daß ich kaum den Titel anzusehn brauchte, nur, wo verlegt, so hatt' ich das ganze Buch weg. Ist das etwa keine Kunst? Seit ich mich in diese Einsamkeit zurückgezogen, habe ich, weil ich ein demüthiger Charakter bin, wieder zu lesen angefangen; aber warum denn von vorn? Das Ende ist mein Anfang, und da ich mich längst geübt habe die Schrift umgekehrt zu erkennen, so wäre es mir nun gar nicht mehr möglich, auf eure dumme, hirnlose, völlig altfränkische Art die Sache zu treiben. Und wo ist denn der Anfang, der anfinge, Ihr Gimpel? Setzt nicht das erste Verslein im Moje schon einen andern Anfang voraus? Und wenn wir den fänden, wiese er dann nicht wieder auf ein Voriges? O Ihr Bettelmann der Gegenwart und Dürftigkeit! ein Ende gibt es; ja in Euerm Verstande; mit dem seid Ihr längst zu Ende!" — Er verbeugte sich hierauf wieder sehr tief und beschloß: „Verzeihung, Verehrtester und Einsichtsvollster aller Trefflichen, wenn ich, so tief ich auch unter Ihnen stehe, nur durch ein geringes Scherflein habe andeuten wollen, wie sehr ich mich bestrebe, Ihre Meinung zu fassen, und gewiß nicht wagen werde, Ihnen irgend in Hauptansichten zu widersprechen, sondern submissest einige kleine Zweifel, welche die Bitte um Belehrung enthalten, entgegen zu schütten, und dadurch nur Veranlassung gebe, noch tiefer Ihr tiefes Ingenium und noch klarer Ihren klaren

Geist, noch glänzender die Glanz-Atmosphäre Ihres Wissens, Denkens zu entwickeln, — und endlich, excellenter Mann, ich verstumme."

Heiliger Himmel! rief Wolfsberg mit Entsetzen aus, denn er erkannte nun erst, indem er noch einen hastigen Blick auf alle Gruppen warf, wo er sich befinde, — ich bin in einem Narrenhaus! Wer hat die Unverschämtheit gehabt, mich hieher zu versetzen?

Bei diesem lauten Ausruf, und dem Worte „Narrenhaus" wurden plötzlich alle Thoren aus ihren stillen Gesprächen und Speculationen aufgeschreckt. Der Beobachter ließ seinen Maßstab fallen und rannte herbei; der Aufgedunsene, der Bleiche, so wie der Kupferfarbene liefen schreiend herzu; die Schachspieler sprangen auf; der Lesende machte ein grimmiges Gesicht, und der schlafende Rothrock erwachte, indem er zugleich eine kleine Peitsche aus dem Busen zog. Was? Wie? schrieen Alle und tobten durch einander — ein Narrenhaus? Herr! Wissen Sie, was Sie sprechen? Er wird auch nicht für die Langweile hier seyn, sagte der große kräftige Mann im rothen Rock, und er darf mir nicht viel gute Worte geben, so lasse ich ihn hier, so wie meine Pygmäen, tanzen, bis die bösen Geister aus ihm gefahren sind.

Und wo sollten Sie denn sonst seyn, lieber Mann, schrie der Direktor zornig, der den verwirrten Haufen theilte und jeden zur Ruhe verwies; wenn Sie sich aber so aufführen und sich in Gesellschaft nicht zu nehmen wissen, so werden wir Sie wieder auf Ihr kleines Stübchen einquartiren müssen. Dies Wort zu nennen, was Sie gebrauchen, schickt sich in diesem Hause gar nicht, und schon aus Achtung vor mir müssen Sie es vermeiden! Und wer Sie hieher gesandt hat? Männer, denen Sie nicht verweigern werden, Gehorsam und Ehrfurcht zu bezeigen.

Wolfsberg war still und nachdenkend geworden, und der Rothgekleidete rief: Hab' ich's nicht gesagt? indem er zugleich die kleine Peitsche nahm und eifrig gegen alle Wände des Saales schlug, bis er außer Athem und ganz kraftlos war. Der Direktor wandte sich unwillig ab, und als der Ermüdete sich wieder in seinen Sessel geworfen hatte, trat Wolfsberg zu diesem und fragte: Was machten Sie eben, und was hat diese Anstrengung zu bedeuten?

Was? rief Herr Kranich aus (denn so nannten ihn die Uebrigen), Herr, wenn ich nicht wäre und die Augen immer offen hätte, so wären Sie und alle Uebrige hier verloren; ja ich möchte wohl wissen, was von der Welt sonderlich übrig bleiben würde. Sie sehn es nicht, wie diese verdammten Pygmäen, kleine böse Geister, mich allenthalben verfolgen, Gesichter schneiden, und alles Uebel auf Erden anrichten. Von diesen rührt auch Ihre Verstockung her, daß Sie nicht einsehn wollen, was an Ihnen ist; von diesen kleinen Creaturen entspringt alles Unglück, und ich muß sie unaufhörlich bewachen, um nur zu verhüten, daß sie nicht das Aergste ausüben.

So war Alles wieder beruhigt, als man einen Landedelmann mit seiner Familie anmeldete, die sich das Haus betrachten wollten. Ein ältlicher Mann trat lächelnd herein und sah sich selbstgenügsam um; ihm folgte eine erwachsene Tochter, blöde und einfältig, und ein ebenfalls erwachsener Sohn, der sich gleich das Ansehn gab, als wenn er hier zu Hause gehöre. Der Direktor fuhr sogleich barsch auf sie zu, und fragte heftig, was zu ihrem Befehle sei. Gott bewahre! stammelte der Edelmann, indem er scheu zurücktrat; ist denn hier kein andrer ruhiger Mann, der uns herumführen, und die Merkwürdigkeiten zeigen kann? Der Direktor sammelte sich wieder und sagte in sanftem Tone, daß er selbst der Vorsteher dieser Anstalt sei, und daß er sich ihm und dem kleinen Friedrich, der sich unterdessen wieder herbei gemacht hatte, getrost anvertrauen könne. Sie gingen hierauf friedlich durch den Saal, ergötzten sich an der Aussicht und betrachteten die Gesellschaft aus der Ferne, als sich der Kupferfarbene herbei machte, und um die Erlaubniß bat, etwas vorzutragen.

Meine beiden trefflichen Schüler, fing er an, möchten heute einen poetischen Wettstreit halten, wie er bei den alten Griechen wohl üblich war, und es trifft sich gut, daß einige Fremde, als ganz unbefangene Zuhörer zugegen seyn können, um über die Verdienste meiner begeisterten Scholaren nach reifer Prüfung ein Urtheil zu fällen.

Er winkte, und der lange Blasse, so wie der Beleibte mit dem verschwollenen Gesichte näherten sich. Die Uebrigen schlossen einen Kreis; der Lesende drängte sich am nächsten, und den Pygmäenbekämpfer sah kritisch umher, ob auch keine bösen Geister die poetische Unterhaltung stören möchten.

Der Mann mit der Kupfernase wandte sich hierauf an den Edelmann, den er freundlich bei der Hand nahm und ihm die Tressen seines grünen Kleides streichelte. Englischer Mann, sagte er zärtlich, verstehen Sie wohl Galimathias zu sprechen?

Nein, sagte jener; was ist das für eine Sprache?

Schade, fuhr jener fort; da werden Sie es nur halb genießen können, denn etwas wenigstens sollten sich wohl alle Menschen damit befassen. Es ist zu verwundern, wie wenig wir immer noch auf unsre eigentliche Ausbildung wenden. Tretet zuerst vor, mein theurer Freund und Schüler, würdiger Troubadour und Meistersänger!

Der Aufgeschwollene räusperte sich, athmete tief auf und sprach dann schnell, aber mit einer krähenden Stimme: „Sind wir nicht alle innigst von dem Gefühle durchdrungen, daß, wenn eine Krebsmoral erst an der tiefsten Wurzel der Menschenschicksale nagt, kein einziges Schaalthier mehr auf den Höhen der Gebirge wird gefunden werden? Gewiß, meine Theuersten, schlägt jeder mit erneuertem Mannsgefühl auf seine Brust, wenn er bedenkt daß bei dem siderischen Einfluß, denn jede Theemaschine auf die Verflechtung innerer Organe und Inspirationen unbedenklich ausströmt, die alten Germanen nimmermehr ihren Wodansdienst ohne Hülfsleistung abnormer Zustände und tief empfundener mikroskopischer Ansichten würden haben durchsetzen können. Denn hier kommt es ja nicht auf ein oberflächliches, leichtgewagtes Entdecken vulkanischer Revolutionen an; sondern die Menschheit selbst ruft das in uns auf, was schon im Anbeginn der Zeiten reif und heterodox, aber im galvanischen Mittelpunkt unendlicher Verschlossenheit, tief und geheim-

nißvoll gebrütet hat. War es denn nicht auch damals dieselbe große Schicksalskatastrophe und Weltumschwungsaxiomatische Wunderbegebenheit, als dasjenige, was man bis dahin nur für orkanische Centripetalkraft abgewogen hatte, sich plötzlich als das ungeheure Irionsrad schwärmerischer Antidiluvianer manifestirte? So merken wir, ist unsre Seel anders nicht völlig aphoristisch gebildet, und im Mausoleum hyrkanischer Waldgötter anticipirt worden, daß umgekehrte Verhältnisse sich immer wieder zu Kegelausschnitten gestalten, wenn die Galaxie der Planeten sich in elliptische Octomontaden verwandeln möchte. Aber festhalten müssen wir einen Gedanken, daß die Hieroglyphen immer nur wieder Apostrophen ausgebären können, wenn wir nicht mit den conglometirten Gnostikern annehmen wollen, daß die Hypotenuse der Polarvölker immer wieder in die materiellste Abstraction der eleusinischen Pyrrichien verfallen müßte, an welchem Irrthum auch schon der berühmte Johann Ballhorn in seinem großen granitgebundenen Werke vom Phlogiston der Polypenkrater verstorben ist, da er ein Apostem der großen alchemistischen Tinktur mit den rauschenden Kataraкten der Amathontischen Apodiktik mehr als ihm billig zugegeben werden konnte, verwechselt hat. So hoffe ich denn bewiesen zu haben, daß immer und ewig das große Geheimniß der peloponnesischen Antithese klar und verständlich ist ausgesprochen worden."

Gewiß! sagte der Edelmann.

Sublim! rief der Leser aus.

Ein Beifallsmurmeln ertönte aus der dichtgedrängten Umgebung.

Nun, Görge, was meinst du? fragte der Edelmann, indem er sich an seinen Sohn wandte, der mit starren Augen und offnem Munde zugehört hatte.

Ich wollte nur, antwortete Görge, unser Herr Pastor wäre hier, der den Mann vielleicht widerlegen könnte: denn seine Reden klingen fast eben so.

Nun höre man aber auch, rief der Kupferne, meinen zweiten Zögling, den edeln, sanften Musenliebling.

Die lange, hagre Gestalt trat hervor und klagte in einem weinenden, schnell singenden Tone also: „Ist nicht die Liebe und immer nur wieder die Liebe das hoch erhabne athletische Bildwerk der ächten attischen Hybla-akademischen, süßflötenden Nachtigallen-Atmosphäre? Wer möchte sich der Thränen enthalten, wenn fluthende Herzenslustren im Umschwung der zartesten Cicaden-Gesinnung nicht endlich einmal zur Vollendung einer umarmenden Schicksals-Apotheose hinstreben sollen? Denn das Bildwerk liebender Gestirne ist ja doch nur ein Abglanz häuslicher und mattherzig rührender Sarkophag-Mumien-Attribute; vorausgesetzt, daß fromme kindliche Gemüth hat sich schon in eine Phaläne von träumerischen Allegorieen verwandelt, und ist die ganze sublunarische Etymologie der peripatetischen, eben so großartigen, als herzergreifenden Sylbenstechereien uralter Religionsentzündungen durchgegangen. Fragt sich einzig nur: hat ein kryptogamisches Pfeifergericht von enggetriebenen Bildwerken nicht immerdar den Blumenstaub somnambulistischer Zustände auf hydraulisch Weise mit Prophetenencyklopädieen vorher verkündigt? worauf die mathematische Antwort lautet: so gewiß der Umkreis der Welt einzig in den Umfang sanfter Cirkelschwingungen gebannt ist, so gewiß hat auch jede Periode und bacchische Begeisterung im Lichtscheine der erotischen Neufundländer Sitz und Stimme gefunden. Denn, was ist es denn, was das Echo unsrer Brust ewig beweint? Nicht wahr, daß noch kein Sterblicher in das Universal-Paradoxon der Himmelskräfte hat einschlüpfen können? Aber dennoch sagen uns begeisterte Seher, daß das Berlappenmehl dazu diene, den Blitz der Götter, so wie alle diagonale hochgefeierte Perioden des Immateriellen zu erschöpfen, wenn wir nicht vergessen, daß Phydias darum der Große genannt wird, weil er zuerst die petrarkische Elegie in der neuen Ausgabe der Homilien hat mit Vignetten in einen großen Salat von Vergißmeinnicht bei den Olympischen Spielen verzehren lassen, was eben die Ursache war, daß Romeo und Julia sterben mußten, so sehr sie auch vorher auf Pardon vom Könige von Abyssinien rechnen durften. Aber das ist das Große und Erschütternde eben in den edelsten Lebensverhältnissen, daß die Liebe des Herzens immer wieder auf die reine und unreine Mathematik angewendet werden soll, was doch kaum dem Platonischen John Bull möglich gewesen ist, mit Hülfe seines Freundes, des großen Elektrikers Pope, vermöge seiner Stanzen und der noch berühmtern Parlamentsreform einzuführen. Daher bleibt unserm Leben diese ewige Trauer, daß jede Sonnenblume in Oel kann verwandelt werden, wenn wir umgekehrt niemals einen Tropfen Oel in Blumen, ja kaum in Sonnen umschmelzen können; daher ist die Thräne an unsrer Wimper ein zartes Herzenssiegel, welches tropfend beurkundet, daß wir alle nur Blindschleichen und arme Würmer sind. Dies herzzerreißende Gefühl mitzutheilen, habe ich mich nicht enthalten können."

Die Tochter des Edelmanns weinte und sagte: ja wohl, ist unser Leben nur ein zerbrechliches Geschirr! Der Lehrer aber sah triumphirend umher und fragte: Nun, meine Freunde, welchem würden Sie den Preis zuerkennen?

Das zweite, sagte das junge Mädchen, war mehr für das Herz, das erste mehr für den Geist.

So ist es, sagte Herr Kranich; der lange Herr Melchior hat die beste Rede gehalten: wir sind Alle gerührt; dazu hat er eine Stimme wie eine Nachteule oder Unke: die Thränen laufen einem über die Nase, man weiß nicht wie.

Ja, meine theuern Freunde und Sie, verehrte fremde Zuhörer, sagte der beleibte Lehrer, ich bin stolz darauf, daß ich in diesen beiden Männern diese großen Talente habe wecken und zur Reife führen können. Diese sokratische Hebammenkunst ist es, in welche ich meinen Stolz setze, da ich selber nichts dergleichen hervorbringen kann. Aber meine Schüler werden mich unsterblich machen. Doch soll der liebende, herzliche Melchior seines Kranzes nicht entbehren.

Er heftete diesem einen Stern von Blech an die Brust, mit welchem der lange blasse Mann sich brüstend durch den Saal schritt. Der Aufgedunsene ging verdrießlich in eine Ecke und murmelte: Abgeschmackter Kerl! Er hat doch durchaus keinen Be-

griff vom Aechten! Ich von ihm gelernt! Ja freilich, wenn ich solche Alfanzereien spräche, wie die aschgraue Hopfenstange!

Ruhig, großer Mann, sagte der Lesende, der ihm nachgegangen war; das Erhabene wird nie verstanden, so ist es vom Anfang der Schöpfung gewesen: der größere Sophokles wurde eben so vom süßlichen Euripides verdunkelt; Terenz mußte Seiltänzern weichen; Phydias ward verkannt; Dante aus seinem Vaterlande vertrieben. Lassen Sie den Narren mit dem alten Stückchen Blech laufen; Ihr Herz sei Ihr Elysium, und morgen werde ich Ihnen eine zinnerne Schnalle bringen; heften Sie diese an Ihre erhabene Brust und verachten Sie den Gegner.

Der Edelmann hatte sich indessen wieder mit dem Sokrates ins Gespräch eingelassen, und bewunderte am meisten, daß die beiden Proberedenden diese Fülle von Gedanken und gelehrten Materien so aus dem Stegereif hätten hersagen können. Begeistrung, rief der Sokratiker, ist Alles: sie haben ihr Gemüth gesammelt, und dann aus dem Mittelpunkt ihres Wesens den rauschenden Springquell der Suada hingeströmt.

Ich kann niemals, äußerte der Edelmann, gegen meinen Pfarrer zu Worte kommen; wären Sie nun capabel, mir auch die Zunge zu lösen, daß ich so wie ein Advokat oder Prokurator zu reden wüßte?

Der Director zupfte kopfschüttelnd den Edelmann am Rocke; dieser sah sich verdrießlich um, indem der finstre Mann zu ihm sagte: Lieber Mann, Sie verweilen offenbar zu lang in dieser Gesellschaft; dieser Umgang kann Ihnen unmöglich gut bekommen.

Indem erhob sich ein lautes Getümmel am andern Ende des Saales. Lassen Sie mich ungeschoren; rief der junge Wolfsberg laut, ich müßte ja selbst unsinnig seyn, wenn ich dergleichen Unsinn bewundern, oder mir auseinandersetzen wollte, welche von den beiden abgeschmackten Reden die bessere sei.

Die erste ist aber die bessere, rief der Lesende, und wenn Sie keine Kritik mehr respectiren wollen, so ist es mit Ihrem eigenen Verstande nur schwach bestellt. Und was nennen Sie denn Unsinn, Bester? O mein verehrter Widerwärtiger, hundert Meilen wollte ich reisen, wenn ich dergleichen doch nur einmal in Wahrheit anzutreffen wüßte. Das ist ja mein Jammer, daß ich mich schon seit länger als zehn Jahren damit abquäle, einmal den Unsinn zu finden. Aber rutschen Sie durch zehn Schauspielhäuser, und wenn Sie in jedem flüchtig auch nur ein paar Secunden verweilen, so hören Sie leider allenthalben etwas leidlich Vernünftiges; ja was noch schlimmer ist, die zehn kurzen Fragmente aus dem Trauer- und Lustspiel, aus dem Familiengemälde und der Posse, aus der Oper und dem Nachspiel, werden zusammen noch einen passabeln Satz formiren, über den sich sprächen läßt. Ein Blättchen, das Sie finden, ein Wort, das Sie aus dem Fenster hören, ein Gespräch aus einer vorüberrollenden Kutsche, Alles, Alles will leider noch etwas Verständiges aussprechen. Habe ich es nicht damals, als ich diese Liebhaberei zuerst bekam, an mich gewandt, die brillantesten Romane und Schauspiele, die verrufensten Broschüren anzukaufen und zu lesen, weil ich von allen Seiten hörte, daß Unsinn darin vorkäme. Nichts da! Eine alberne dumme Vernünftigkeit fand ich allenthalben, daß die Sachen mich auch gleich anekelten, eine miserable Luft, hie und da über die Schnur zu hauen, und gleich zum alltäglichen Verstande, wie Kinder im Finstern zur Mutter zurückgelaufen. Ja, mein Herzensfreund, in allem dem Geschwätz über Liberalismus und Monarchismus, in diesen Schilderungen von Riesen, Rittern und Pferden, in den Elementargeistern und Gespenster-Katzbalgereien, in dieser frömmelnden, liebesiechen Inspirationssucht ist immer noch kein rechter Aufschwung; allenthalben die kalte Vernunft; die Philisterei der Philisterei; und so sehr ich unsern Demosthenes oder Aeschylus hier in seiner ersten Rede verehre, so möchte ich sie doch nicht so übertrieben loben, daß ich sie unsinnig zu nennen wagte, denn jeden einzelnen Satz würde ich zu beweisen unternehmen und auch zeigen können, wie innig alle unter einander zusammenhangen. Von der zweiten Rede kann gar nicht die Rede seyn, denn sie war zu trivial.

Der verschmähte Redner hatte sich indessen die Zinnschnalle aus dem Zimmer des Lesenden geholt, und stolzirte mit diesem Schmucke schon im Saale auf und ab. Der Blasse wollte ihm die Auszeichnung nicht gönnen, weil sie seinen eignen Ruf zu beeinträchtigen schien. Er ging daher auf den Usurpator zu, und suchte ihm das glänzende Zeichen zu entreißen: dieser aber wehrte sich und wurde vom Recensenten vertheidigt. Die Schachspieler nahmen dieselbe Partei, indessen der Denker mit dem Maaßstabe den sanften Melchior zu beschützen strebte. Der Edelmann und Wolfsberg standen in der Mitte, und da sich bald aus dem Gezänk ein Stoßen und Schlagen entwickelte, so zog der Pygmäen-Bekämpfer seine kleine Peitsche hervor, und schlug ohne Unterschied unter beide Partheien hinein, indem er behauptete, daß er allenthalben auf Rücken und Schultern jene bösen Geister wahrnehme, welche nur aus Bosheit diesen Zank und Streit unter Menschen erregt, die bisher immer als befreundete Wesen mit einander hätten leben können. Der Director fuhr ebenfalls tobend dazwischen, und durch seine drohenden und ernstlichen Worte ward der Friede endlich wieder hergestellt, obgleich Wolfsberg und der Edelmann, beide als unschuldige Zuhörer, manchen Streich davon getragen hatten, weil es die boshaften Pygmäen-Geister nicht unter ihrer Würde gehalten hatten, diese neutralen Leiber während des Krieges besetzt zu halten. Der Edelmann verließ die Anstalt sehr verdrießlich und sein Sohn Görge begriff nicht, wie eine so lehrreiche Unterhaltung ohne alle Veranlassung eine so kriegerische Wendung hatte nehmen können.

Friedrich hatte, seiner sanftmüthigen Gemüthsart nach, den letzten Krieg nur ungern entstehn sehn. Er zog sich früh zurück und beklagte aus der Ferne seinen jungen Freund, zu dem er sich tröstend gesellte, als der Friede wieder hergestellt war. Sie gingen in den beschränkten Blumengarten. Da Sie nun, Theuerster, im Grunde ein freier Mann sind, so fing der Kleine an, so will ich Ihnen heute in der Nacht etwas mittheilen, was für uns beide von dem größtem Nutzen seyn kann. Wolfsberg war überzeugt, daß es nichts Geringeres, als die Mittel, sich frei zu machen, betreffen könne. Er ging zur

Gesellschaft zurück, und erwartete mit bangem Gefühl die Dunkelheit.

Gegen Mitternacht ward sein Zimmer eröffnet, der Kleine trat mit einer Laterne herein, und winkte seinem Freunde mit stummer Geberde. Wolfsberg folgte schnell, und schweigend stiegen sie die große Treppe hinunter. Das Hausthor war verschlossen, und als Wolfsberg die Klinke ergriff, schüttelte der Kleine sehr unwillig mit dem Kopfe und zeigte heftig nach einem Winkel hin. Der junge Mann folgte seinem Führer; sie stiegen eine andre Treppe hinab, und befanden sich jetzt in einem weitläuftigen Gewölbe. Nun fand der ängstliche Freund endlich seine Sprache wieder. Hier sind wir sicher, nicht gehorcht zu werden, sagte er flüsternd: dies sind die Kellergewölbe des großen Hauses. — Ich dachte, Sie wollten mir dem Weg zur Freiheit zeigen, sagte der Baron. — „Nicht daran zu denken, bester einziger Freund; das Thor ist doppelt verschlossen, dann müßten wir noch über den Hof und die äußere große Thür aufmachen, die der fatale Portier bewacht, mein größter Feind in der Welt, der niemals Vernunft annimmt, und sich von allen Menschen für den klügsten hält." — „Was machen wir aber hier?" — "Wenn es nun gelingt, liegt hier mehr, als Ihre Freiheit." — „Wie meinen Sie das?„ — „Nur still, unten sollen Sie Alles erfahren!„

Sie stiegen noch tiefer hinab. Im fernsten Winkel setzte sich nun Friedrich nieder, stellte die Laterne neben sich, und Wolfsberg sah zu seinem Erstaunen Hacke und Spaten auf dem Boden liegen. Die Erde war dort schon aufgewühlt, und als der Baron seinen Führer fragend und erstaunt betrachtete, lächelte dieser mit dem Ausdrucke der größten Verschmitztheit, zog den Andern neben sich nieder, und nachdem er ihn feurig umarmt hatte, sagte er endlich: Liebster Baron, Ihnen vor allen Menschen gönne ich das Glück, dessen Sie hier theilhaftig werden können; hieher folgt uns kein Neid und keine Beobachtung, diese Gegend der Gewölbe wird niemals besucht; hier können wir mit geringer Anstrengung und in kurzer Zeit einen Schatz entdecken, der uns über alle Sorgen der Zukunft hebt, ja uns zu den angesehensten Männern der ganzen Provinz macht. Ich habe niemand da oben etwas von dieser Entdeckung sagen mögen; denn alle jene Menschen sind mehr oder minder gemeine Naturen, wozu noch kommt, daß sie alle einen Stich von Narrheit haben, der sie mir höchst widerwärtig macht. Dem Director mag ich von meinem Funde gar nichts mittheilen; er würde in seiner hochfahrenden Superklugheit thun, als wenn er mir nicht glaubte, und hernach stillschweigend für sich arbeiten lassen: denn er ist ein sehr mißgünstiger Mann und beim Lichte besehn ohne Verstand; und er stellt sich viel klüger an, als er wirklich ist, und da er das Regiment im Hause hat, so darf ihm Keiner viel widersprechen. Nun, lieber, hochgeehrter Freund, hier nehmen Sie den Spaten und arbeiten Sie!

Aber, sagte Wolfsberg, wie kommen Sie nur zu dem Glauben, oder der Einbildung — —

Still! still! rief der Kleine im größten Eifer, nur ums Himmels Willen keine Zweifel in dieser feierlichen Stunde ausgesprochen, sonst ist Alles verloren. Kennen Sie die Wünschelruthe und ihre Wirkungen?

Nein, sagte Wolfsberg verwirrt und schüchtern.

Haben Sie wohl Wirkungen des Magnetismus gesehen, und glauben Sie an die Wunder dieser Wissenschaft?

Ich habe mich nur wenig um dergleichen Gegenstände bekümmert, antwortete jener, und kann also auch nicht einmal sagen, ob ich an die Seltsamkeiten, die man davon erzählt, glaube oder nicht.

O Sie unverständiger Mann, rief der Kleine im größten Eifer aus, so muß ich ja also dem Blinden von der Farbe predigen! Indessen was thut's? Glaube und Ueberzeugung werden Ihnen schon, wie zahme Hündchen, in die Hände laufen. Sehn Sie, ich bin schon eine Anzahl von Jahren Unteraufseher in diesem Hause. Ich sage nicht etwa deswegen Unteraufseher, weil wir jetzt hier im untern Theile des Hauses eine gewisse Aufsicht führen; sondern Sie verstehn mich schon: ich meine, ich bin so fast nach dem Director der wichtigste Mann hier, wie Sie auch wohl werden bemerkt haben; nur der verdammte Thürhüter will keinen Respect vor mir haben. Nach einer Nervenkrankheit, wie es die trivialen Aerzte nennen, fand ich mich schon vor vielen Jahren als einen verwandelten Menschen wieder. Freund, da war mir ganz so zu Muthe, als wenn einer meinem inwendigen Geiste Hosen und Weste aus-, ja noch die Haut dazu abgezogen hätte, so daß er nun niemals mehr zerstreut, oder dumm oder langweilig war. Sie werden mich nicht ganz verstehn, thut aber auch nichts zur Sache. Es ist nämlich so: ich konnte von dem Augenblicke an überirdische Dinge begreifen und fassen, nicht mit meiner alltäglichen Vernunft; sondern in meinem inwendigsten Geiste hatte sich noch ein eignes kleines und feines Verständchen angesetzt, das dergleichen begriff, und da der Geist nun nicht mehr bekleidet war, und auch keine dumme Haut mehr über sich hatte, so konnte Ich, der Lebendige, der hier draußen steht und mit Ihnen spricht, so frischweg in jene meine unsichtbare Creatur hineinsehn und Alles capiren. Capiren Sie mich?

So halb und halb, sagte Wolfsberg; Sie drücken sich etwas figürlich aus!

Außerdem aber, fuhr Friedrich fort, wurde ich gewahr, daß ich in fremde Leute hineinsehn konnte. Schaut's! jetzt laufen Ihnen die Gedanken, wie Ameisen, durch Ihren Kopf, und einige schleppen sich dummerweise mit kleinen Steinen, Holz, albernen Zweifeln. Da rennt eben eine großmäulige Ideenassociation in der inwendigen Gegend des Ohres, und schreit, daß Alles, was ich Ihnen vortrage, aberwitziges Zeug sei: und nun fliegt eine kluge Gedankentaube mit dem Oelzweig hintennach und meint, man könne es denn doch noch nicht wissen. Husch! rennen die übrigen Gedanken in den Winkel und sitzen gluckend wie die brütenden Hühner da. Ja, ja, Herr Baron, ich weiß wohl, wer Sie sind.

So? fragte Wolfsberg in der größten Spannung.

Ja wohl, sagte der Kleine ganz ruhig, kein Graf, wie unser mürrischer Director meint, — he! he! he! Sie sind auch kein Baron, Sie Vocativus, Sie!

Ich dächte doch, sagte Wolfsberg verwirrt.

Mir können Sie nichts weismachen, fuhr der Wahrsagende fort, denn ich weiß ja Alles: ja, ja, alle Ihre Streiche und Kniffe könnte ich Ihnen an den Fingern hersagen; aber still! wir sind ja alle Menschen, und Sie bleiben bei alledem immer

ein großer Mann. Ein sehr großer Mann, und ein berühmter Mann sind Sie, einer von denen, die die Nachwelt noch nennen wird! Haben Sie erst, was Sie brauchen, so werden Sie auch weiser werden, und das kann ich Ihnen schaffen, und vertraue dabei Ihrer Großmuth, daß Sie nicht allzu ungleich mit mir theilen werden.

Also zur Sache, rief Wolfsberg entschlossen, worauf kommt es an?

Wie ich in Menschen und Seelen hineinsehn kann, fuhr der Kleine fort, so kann ich es auch zu Zeiten in leblose Gegenstände. Lange schon habe ich gesehn, daß gerade hier, etwa vier Klaftern tief, ein ungeheurer Schatz liegt, fast ganz in Golde, nur wenige Edelsteine darunter. Es sind zwei große eiserne Kasten, auf dem einen ist eine Inschrift, aber so verrostet, daß ich die Buchstaben nicht recht zusammenbringen kann. Aber im zweiten Kasten befindet sich ein geschriebenes Blatt, welches Alles erklärt.

Wie sind aber diese Schätze hieher gekommen? fragte Wolfsberg; und weswegen hier verscharrt?

Schwer zu sagen ist es, sagte Friedrich, denn Sie begreifen doch so viel, daß ich in die Vergangenheit, in ein Nichts, das weder Körper noch Geist hat, nicht so hinein sehn kann, wie in einen Menschen, oder in ein Kellergewölbe. Doch, Spaß apart, wollen Sie mir helfen oder nicht? Glauben Sie mir, oder nicht? Wenn Sie nicht dran wollen, suche ich einen andern Gehülfen, oder verschweige die Sache noch Jahrelang, wie ich denn bisher ein Geheimniß daraus gemacht habe.

Und was soll ich also thun, wenn ich Ihnen glaube?

O Fragen und kein Ende, rief Friedrich in der größten Ungeduld, ich habe Ihnen ja schon neulich meine Schultern gezeigt, wie schwach, meine Arme, wie dünn sie sind. Ich habe es schon oft versucht; aber ich kann nicht graben, ich bekomme auch gleich den Husten, wenn ich stark arbeite. Hier, ungläubiger Thomas, ist das Grabscheid! Machen Sie sich dran und grübeln Sie nicht weiter; in acht Tagen sind wir die reichsten Männer im Lande, und dann können wir den Director und alle Narren da oben auslachen.

Wolfsberg bequemte sich und arbeitete mit der größten Anstrengung einige Stunden. Als er es kaum mehr vermochte, rief Friedrich: Für heute genug! Schlafen Sie nun gesund, denn man muß uns nicht vermissen. In der nächsten Nacht werde ich Sie wieder zur Arbeit abrufen.

Müde und ermattet, wie am ganzen Leibe zerschlagen ging der junge Mann, der an dergleichen Anstrengungen nicht gewöhnt war, auf sein Zimmer, und legte sich nieder.

Der Rath Walther hatte sich indessen mit dem Arzte auf die Reise begeben. Ihr Weg führte sie durch anmuthige Gegenden, und Walther wurde nicht müde, seinen Begleiter von der Trefflichkeit des jungen Raimund zu unterhalten. Der Arzt war sehr darauf gespannt, einer so wunderbaren Erscheinung im Leben zu begegnen; nur fürchtete er, ihre feine Harmonie jetzt durch Schmerz und Wahnsinn zerrissen zu finden. Manchmal stieß mir wohl ein Zweifel auf, ob die Schilderungen des Rathes, der in allen andern Dingen, außer dieser Verherrlichung seines jungen Freundes, ein ruhiger und kalter Mann war, nicht übertrieben poetisch seyn möchten. Sie näherten sich jetzt dem Dorfe, in welchem der junge Mensch leben sollte. In den engen Wegen des Gebirges fiel der Wagen um, und der Arzt ward am Fuße beschädigt; zwar nicht bedeutend, aber doch so, daß er einen Ruhepunkt zu erreichen wünschen mußte. Dies verdroß ihn um so mehr, da er in einer Waldschenke einen Mann gesprochen hatte, der ihm eine so seltsame Schilderung von einem jungen Wildfang gemacht hatte, welcher sich seit einiger Zeit in den dortigen Gegenden aufhalten sollte, daß er kaum daran zweifeln durfte, es sei der junge, ihm entsprungene Graf Birken. Der Rath erbot sich, den kurzen Umweg zu machen, indessen ihn der Arzt bei jenem Landprediger erwarten sollte, bei welchem man den jungen Raimund anzutreffen hoffte.

Der Arzt ließ sich bei dem Pfarrer melden, den er in einer Laube seines Gartens antraf. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen leitete der Fremde die Unterredung auf den jungen Mann, welcher der Obhut des Geistlichen anvertraut sei; der Pfarrer schien aber kein großes Interesse an diesem Gespräche zu nehmen und sagte endlich: Ja, seit einem Jahre etwa hält sich ein etwas confuser Mann bei mir auf, dessen ingenium und mens nicht zum Besten bestellt sind, und um den ich mich auch wenig kümmre, außer daß er uns bei Tische oft seine joci vormacht. Ich erhalte von dessen alten Domestiken eine anständige Pension, und so lasse ich ihn gewähren; denn es ist nicht meines Thuns, mich viel mit Narren einzulassen, oder sie gar curiren zu wollen. Der alte servus führt eigentlich ganz die Aufsicht über den Verwirrten, und mit wem sich dieser am meisten einläßt, ist unser gnädiger Junker, der freilich auch mit aller Macht zur dementia inclinirt. Diese beiden Thoren, wenn sie einmal bei Sonntagslaune sind, machen mir zuweilen mein kleines Haus zu enge.

Wissen Sie aber nichts Näheres von den Schicksalen des jungen Mannes? fragte der Arzt.

Urtheilen Sie selbst, verehrter Herr, erwiederte der Geistliche, ob eine solche Creatur, der es am Besten gebricht, wohl absonderliche Schicksale haben könne. Diese Personen sind ja recht eigentlich fruges consumere nati. Wir nennen ihn nur kurzweg immer den Werther.

Werther? fragte der Arzt sehr lebhaft.

Ja, mein Herr, fuhr jener fort, dieses ist ein Spitzname, der aus einem gewissen Buche entlehnt seyn soll, welches unsre junge Baronesse einmal gelesen hat. Derselbe trieb sich auch immer, wie man mir sagte, in Wald und Flur herum, statt in vernünftiger Societät ein Wort mitzusprechen, eine Pfeife zu rauchen und etwa zuhören, was es in der politischen Welt Neues giebt.

Sie scheinen kein Freund der Natur zu seyn, warf der Reisende ein, und bewohnen doch selbst eine der reizendsten Gegenden unsers Vaterlandes.

Natur! rief der Pfarrer aus; das Wort ist etwa seit 40 Jahren in die Mode gekommen, und so weit ich habe das Verständniß davon errathen können, meint man darunter einen etwanigen Bach oder Fluß, samt Berg und Steingeschichten, oder die Waldsachen und dergleichen. Hat mich nie sonderlich interessirt, weil ich mich immer bestrebt habe, ein denkendes Wesen vorzustellen. Und unser Wer-

ther, wie ihn die jungen Leute heißen, oder Theophilus, wie sein eigentlicher Taufname lautet, weiß auch weder, ob Frühling oder Herbst ist, ob die Bäume bluhen oder dürr sind, ob die Bergwand aus Granit oder Marmor besteht, sondern er läuft nur, wie ein Uhrwerk, so hin und her.

Der Alte war mit allerhand Papieren und Briefschaften beschäftigt, die er in einem Tischkasten zu ordnen suchte, und der Arzt sagte indessen zu sich; Der Aermste! Also auch diese Empfindung ist in ihm untergegangen, die sonst dem Unglücklichen so oft einen heiligen Trost gewährt! Denn der Natur gegenüber verklärt sich jeder Schmerz, der uns unter Menschen, in den Mauern der Städte oft zu vernichten droht, und verwandelt sich in ein himmlisches Wesen, in eine Erscheinung von oben herab. Wie eine Himmelsharfe tönt die Natur Freude und Leid mit, und setzte unsre stummen Seufzer, die Worte der Klage in überirrdische Musik um.

In den Phantasien, die wohl so schnell in ihm antönten, weil er so lange mit dem fast schwärmerischen Rathe gereiset war, wurde er wieder vom Pfarrer unterbrochen. Verzeihen Sie mir, sagte dieser, daß ich Sie so schlecht unterhalte, jeder macht so seine Studia. Dieselben haben sich wohl niemals mit der Astrologia eingelassen?

Nein, antwortete der Arzt.

Sehr Schade, fuhr jener fort, daß diese Wissenschaft seit neuern Zeiten so ist vernachlässiget worden. Ich habe sie immer bewährt gefunden. Und so sehe ich hier wieder das Horoskop an, welches ich meiner Tochter bei ihrer Geburt stellte. Ich prognosticirte damals, daß sie sich in einen hohen Stand erheben würde, und sie ist nun auch wirklich glückliche Braut eines vornehmen Mannes. Das hat mir auch den Geist so eingenommen, daß ich fast nicht capabel bin, eine recht fortgesetzte Konversation zu führen. Doch da kommt ja unser Theophilus mit seinem alten Gesellschafter. Der junge Mann ist eine Zeit lang in einer andern Familie sehr gemißhandelt worden; man darf ihn nicht auf diesen Gegenstand bringen: denn er wird zuweilen bitterböse, wenn er sich jener Tage erinnert.

Der Arzt stand auf und sah zu seinem Erstaunen einen langen, nicht mehr jungen Mann eintreten, der sich gebückt trug, und aus dessen regelmäßiger Physiognomie die höchste Beschränktheit und Einfalt hervorleuchtete, aber auch zugleich eine so heitere Jovialität, daß er von Neuem an dem Rathe und dessen übertriebener Schilderung irre ward. Der Einfältige gab dem Pfarrer die Hand, sah den Fremden mit scheuem Blick von der Seite an, ging dann auf ihn zu und fragte hastig: sind Sie ein Edelmann?

Verzeihung, rief der Pfarrer dazwischen; ich habe noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, mich nach Ihrem werthen Namen zu erkundigen.

Doctor Anselm, sagte der Arzt.

Ich dachte, Sie wären mein Vetter, rief der Einfältige, weil Sie eine solche ästhetische superfeine Nase haben. Zugleich sprang er in die Höhe, und schlug wie ein muthwilliges Füllen mit den Beinen hinten aus.

Der Arzt, der sich auf eine ganz andere Stimmung vorbereitet hatte, mußte laut lachen, indem der Pfarrer mißbilligend das Haupt schüttelte, und sehr ernste Runzeln in sein Gesicht zog.

Sehen Sie nur, sagte Theophil, indem er den Arzt etwas bei Seite führte, das Perlmutter-Gesicht von meinem alten Prediger; so debattirt er immer mit sich, als ob er an einem Obscuranten-Almanach arbeitete.

Sie drücken sich seltsam aus, sagte der Arzt, aber vergnüglich.

Er weiß nie, was er spricht, unser junger Freund, rief der Prediger; weder kennt er die Bedeutung der Worte, die er braucht, noch will er überhaupt Etwas damit ausdrücken. Es ist wie Widerhall von Felsen, oder Waldesbrausen. Mein ehrwürdiges Alter ist einmal immer das Stichblatt seines falschen Witzbestrebens.

Der Herr Prediger, sagte der Simple, hat eine rechte Hosianah-Stimme und sitzt so mächtig auf seiner Bank da, als wenn er Habakuk und alle zwölf kleine Propheten zu künftige Pfingsten confirmiren wollte. — Pankraz! rief er dem alten Diener zu, du mußt mir wieder Taschengeld geben!

Haben Sie denn schon Alles ausgegeben? fragte dieser.

Dummer Teufel! rief Theophilus; freilich! Denken Sie nur selbst, mein fremder Herr Vetter, draußen vor dem Dorfe begegnen mir die Mädchen, die drüben in der Stadt allerhand auf dem Jahrmarkt eingekauft hatten, Tücher, Schürzen, Mieder, Hauben, Spielzeug für die kleinen Geschwister. Sie hatten noch eine volle halbe Meile, und ließen mich nun die Sachen herüber tragen. Wie ich sie ihnen wieder abgab, mußte ich ihnen doch wohl ein Trinkgeld geben, daß sie mir Alles so hübsch anvertraut hatten? Aber Pankraz ist faul; und drum hat er auch sein Geld in der Tasche behalten.

Das ist ein schöner Zug von Ihnen, sagte der Arzt; sind Sie aber immer so vergnügt?

Wie's kommt, antwortete jener lachend; nur wenn die Leute dumm sind, kann ich mich sehr ärgern, wenn sie nicht capiren. Sehn Sie, es ist sehr traurig, wenn man allein klug seyn soll. In Gesellschaft habe ich noch einmal so gern Verstand.

Sie denken trefflich, sagte Anselm.

Was sagen Sie aber vollends dazu, schwatzte jener weiter, daß wenn ich einmal so recht superklug bin, die Leute mir beweisen wollen, ich wäre dumm? Nicht wahr, die Welt liegt im Argen; wie unser Herr Pastor Kilian letzt einmal in der Kirche sagte.

Ich werde sorgen, daß Sie niemals mehr hinein gelassen werden, rief der alte Mann.

Ich bin ja aber doch ein getaufter Christ, sagte Theophil mit der größten Ernsthaftigkeit und ging traurig zum Prediger hin.

Lassen Sie sich dienen, Herr Doctor, fuhr der Alte fort, daß es nicht angeht, weil er sich laut mit seinem Bedienten während des Gottesdienstes zankt. Was thut er aber neulich? Indem ich in der Predigt auffsehe, hat er unsern Hund in meinen Sitz gebracht, läßt den Pudel aufrecht stehn, der nun über das Chor gucken und ein Gesangbuch zwischen den Pfoten halten muß. Heißt das nicht, die Gemeine stören?

Ich bin ja aber doch ein getaufter Christ! sagte der Angeklagte mit weinerlicher Stimme. Der Arzt,

der eine ernsthafte Wendung des Gespräches fürchtete, fragte den Klagenden, was das neulich gewesen sei, wo er so allein klug, und die andern dumm gewesen wären. Ja so! sagte Theophil plötzlich laut lachend; das war eine lustige Geschichte! Die Mamsell Kilian hatte mir ganz neue Schnupftücher gekauft. Nun sollte ich den andern Tag mit dem Junker auf den Fischfang gehn, da nahm ich mir vor, den Pankraz zu erinnern, daß er mich erinnern sollte, damit ich es nicht vergessen möchte. Um aber auch gewiß daran zu denken, daß ich ihn zur rechten Zeit erinnern möchte, damit er mich ja erinnern könnte, machte ich einen Knoten in mein Schnupftuch. Sie wissen ja, das ist ein altes Herkommen, wenn man etwas nicht vergessen will.

„Ja wohl."

„Nun gut; ich wache den Morgen auf, da finde ich den Knoten. Da besinne ich mich auch gleich, daß ich den Pankraz erinnern muß. Pankraz, du sollst mich an etwas erinnern! Ganz recht, gnädiger Herr, Sie wollen mit dem Junker auf den Fischfang gehn. Ich geh' auf den Fischfang und denke nichts Böses. Den andern Tag aber ist der Knoten noch im Tuche. Das ängstete mich, denn es gab nun nichts mehr zu erinnern, und wenn ich den Knoten anfaßte, wollte ich mich immer auf etwas besinnen. Den Knoten hatte ich aber so feste gezogen, daß ich ihn gar nicht mehr aufkriegen konnte. So nehm' ich im Verdruß eine Scheere, und schneide bloß den Knoten, verstehn Sie, blos den Knoten ab, und werfe ihn aus dem Fenster. Wie nun das Tuch wieder gewaschen ist, sagte die Mamsell sammt allen Menschen im Hause, ich hätte es entzwei geschnitten; es fehlte auch wirklich ein großes Stück davon. Nun sagen Sie selbst, ob ich etwas dabei versehn habe, und wer Recht hat!"

Der Knoten, sagte der Arzt, war aber doch natürlich vorher ein Stück des Tuches, folglich mußte dieses nachher fehlen.

Sie begreifen nicht! sagte Theophil im großen Zorn, und faßte die Hand des Arztes heftig und stark; ich schnitt ja nicht das Tuch ab, sondern nur den Knoten, den ich erst hineingemacht hatte, der vorher nicht drin war.

Wir wollen nicht streiten, sagte Anselm, Sie können wohl Recht haben; ich habe bisher dieses Experiment noch nicht gemacht, und Vieles begreift man gewiß erst durch die Erfahrung.

Hat man Ihnen wohl schon einmal Gesellschaft geleistet? fragte der junge Mann mit listiger Miene.

O ja, sagte der Arzt, mehr als einmal; und Sie leisten mir jetzt eben auch Gesellschaft.

Sie würden sich dafür bedanken, fuhr jener fort, wenn ich's in der Manier thun wollte, wie mein Gesellschafter Walz da drüben in der kleinen Stadt mir die Zeit vertrieb. Da sagten sie, ich müßte einen Gesellschafter haben. Da kam Herr Walz, der dazu bestellt war. Das gab ein Gesellschaftsleisten, daß mir des Abends alle Rippen weh thaten.

„Wie so?"

„Er schlug immer um sich, und wir konnten uns gar nicht vertragen; aber ich durfte ihn niemals wieder prügeln. Ja, wie gern möcht' ich ihm auch einmal so recht Gesellschaft geleistet haben! Wenn ich verdrüßlich war, schlug er; war ich nicht aufgeräumt, ließ er mir zur Ader; ein paarmal ließ er mir auch Zähne ausziehn, — die beiden hier: weil er sagte, ich wäre zu böse, die Zähne wären schon nichts nütz und thäten mir nur jetzt oder in Zukunft einmal weh. Den andern habe ich einmal beim Essen verloren."

„Aber diesen Augenzahn hier?" fragte der Arzt.

„Der fehlte mir schon, antwortete jener ganz ruhig, vor meiner Zeit."

„Vor Ihrer Zeit? Wie verstehn Sie das?"

Lieber Himmel, Sie sind recht schwer von Begriffen! Vor meiner Zeit — ach! lassen Sie mich zufrieden und haben Sie mich nicht zum Narren! sagte er ganz böse.

„Verzeihen Sie, fiel der Arzt ein, ich verstehe Sie jetzt schon; ich begreife nur langsam, wie Sie ganz richtig bemerkten."

„Haben Sie die Naturwissenschaft studirt?" fragte der junge Mann wieder ganz heiter.

„O ja, sie ist mein Hauptstudium."

„Nun, dann gratuliere ich, sagte jener laut lachend. Sind Sie auch brav darin herum gewalzt worden?"

„Herumgewalzt?

„Sie capiren schon wieder nicht! Brav abgewammst, tüchtig gedroschen! Sie verstehn nun schon, so wie es mir dabei mit meinem Gesellschafter Walz ergangen ist."

„Er nahm also die Sache so ernsthaft?"

Ja freilich. Er sagte, er müsse mir die Botanik beibringen. Es war aber eigentlich die Batonik, weil er den lieben Baton so sehr dabei brauchte. Da krochen wir herum und suchten Petersilie und Wurstkraut, Rüben und Knoblauch, und das sollte ich immer alles behalten. Ein andermal fing er einen Maikäfer. Seht, das ist ein Maikäfer. Ja, sagt' ich, das ist ein Maikäfer. — Zu welchem Geschlecht gehört er? — Doch wohl zum Geschlecht der Maikäfer. — Sehn Sie, da brach er gleich einen Haselzweig ab, und demonstrirte mir die Sache auf meinem Rücken. Der wurde überhaupt dazumal so magnetisirt, daß er fast so hellsehend geworden wäre, daß die Sonne durch ihn hätte hindurchscheinen können. Sagen Sie mir überhaupt nur, wenn einer im Kopfe nicht zu Hause ist, warum man dann immer auf dem Rücken, oder noch tiefer anklopft. Sollte denn der Geist da allenthalben lieber als in der höhern Etage wohnen? — Nun gut; dann gingen wir in den Wald. Da unten liegt, schrie er, der berühmte Linné, oder auch Pistillen, oder dergleichen alberne Gelehrtennamen. Wenn ich's nicht behielt, von der Buche ein Zweig gebrochen, und damit wieder Privatstunde gehalten. Ich war nur froh, wenn das Botanisiren im Freien geschah, da war doch etwa nur ein Gesträuch zur Hand.

Sie haben also sagte Anselm, in dieser Wissenschaft auf dem Wege nichts profitiren können?

Doch, antwortete jener; aber Alles, worauf es mir auch nur abgesehn schien, mit dem Rücken; denn der kriegte durch vieles Repetiren der Studien eine so feste Memorie, daß ich noch jetzt bei jedem Stocke unterscheiden will, auf welchem Baume er gewachsen ist. Sie glauben nicht, wie anziehend die frischen Haselgerten sind! Weiden schmiegen sich mehr: sind aber weniger eindringlicher. Die Eiche klingt mächtig, als Baum der deutschen Frei-

heit; es läßt sich aber nicht viel damit ausrichten; der Walz konnte auch immer nur die dürren Zweige abbrechen, die fast gar nichts zu sagen haben. So ist es auch mit der Tanne und Fichte nicht viel. Die Buche ist körnig; die Birke, besonders im Frühjahr, empfindlich; auch wächst das Zeug, wo kein andrer Baum fortkommt, steht also fast immer zur Hand. Von allen diesen Stauden und Gewächsen brach er seine Wünschelruthen, und alle schlugen immer auf meinen Rücken an, so daß in meinem Innern große Schätze verwahrt liegen müssen. Er schonte auch die mitleidige Trauerweide, die vornehme Weihmuthskiefer nicht; ja selbst der Tulpenbaum mußte ein paarmal das Instrument zu meiner Weihe reichen; und so kann ich gewiß, da gar kein Tergiversiren etwas fruchtete, auf eine recht pragmatische und polyhistorische Bildung Anspruch machen. — Als ich mich genug durchstudirt, und er alle Naturreiche durchgeprügelt hatte, wurde ich hierher zu dem friedfertigen Herrn Kilian gethan; und hier ruhe ich auf meinen Lorbeern aus, die ich noch manchmal in Rippen und Seiten fühle.

Es freut mich, daß Sie so fröhlich sind, sagte der Arzt; haben Sie Appetit, schlafen Sie gut?

Ich danke, sagte jener, bald so, bald so; aber ich träume oft schwer und fürchterlich, und tobe dann und lärme in der Nacht. So hatte ich auch diese Nacht einen ängstlichen Traum.

Was war das für ein Traum?

Pankraz! rief Theophil dem Diener zu: was träumte mir diese Nacht?

Der Alte trat näher und sagte verdrießlich: Das kann ich nicht wissen.

Sehn Sie den eigensinnigen Menschen, rief Theophil aus, ich lasse ihn bloß deswegen in meiner Stube schlafen, daß er alles wissen soll, was ich denke und träume; aber er ist so träge, daß er sich fast nie darum bekümmert. Wenn Du es nicht weißt, wer soll es denn wissen? Dazu sollst Du die Aufsicht über mich haben!

Es ist aber nicht möglich, ereiferte sich Pankraz. So wollen Sie auch immer von mir wissen, was Sie denken, oder gedacht haben; wie soll ich das anfangen?

Durch Liebe, einfältiger Mensch! rief jener aus. Du sollst mit mir so eins werden, daß wir unsre Seelen gemeinsam haben, dann wird es mir weniger sauer werden, über Vieles nachzusinnen; denn dann denk' ich in Dir, und Du hast bloß die Mühe davon.

Dann müßte ich aber auch für uns Beide essen; sagte Pankraz mit Lächeln.

Nein, erwiederte Theophil; das würd' ich gern übernehmen, und zwar in Deinem Namen mit; ich die Wurzel und der Stamm, Du die Blume und Frucht.

Bei dieser Stimmung schien es dem Arzte möglich, den Kranken über den Gegenstand zu prüfen, den zu berühren er außerdem ängstlich würde vermieden haben. Er ging also näher und fragte ihn leise: Haben Sie lange keine Nachrichten von Blanka erhalten?

Blanka? rief Theophil aus; das ist ja wohl ein weißes Windspiel, das ich vor langer Zeit hatte?

Blanka? nahm der alte Diener das Wort, indem er den Arzt prüfend betrachtete: wissen Sie von der etwas?

Anselm begegnete dreist dem stechenden Blicke des Alten, und meinte nun fast nichts mehr schonen zu dürfen. Er sagte daher: Ich wünsche bloß etwas Näheres von Blanka und Raimund zu erfahren, deren trauriges Schicksal mich sehr interessirt hat.

Pankraz schlug die Augen nieder und sagte: Ich weiß nichts von ihnen; aber Theophil fiel plötzlich in eine tolle Laune, hüpfte auf Einem Beine herum, schwenkte den Hut und schrie halb singend: Da hinter des Priesters Garten, da ist ein Wiesenplan, da stehn rings Weiden und Birken, ein Wasser rauscht fließend daran; da schreien Kuckuk und Staare, da schaut wohl der Hirsch aus dem Busch: es ist ein liebes Plätzchen, voll Einsamkeit und Schatten genug. Da kommen in Herbstestagen, wenn welkes Laub schon rauscht, die liebe Fräulein Blanka, der Monsieur Raimund zusammen. Sie sehn sich mit weinenden Augen, sie drücken sich zärtlich die Hand; da giebt es herzig Umarmen, da finden sie wieder Verstand! — Er schrie und sang immer lauter, so daß der alte Pfarrer aufstand und rief: Um des Himmels Willen, junger Herr, in welcher Spinnstube haben Sie die alte Ballade wieder aufgehascht?

Das hab' ich selbst gedichtet jetzt eben, schrie Theophil erfreut. Pankraz, behalt' es ja, wir wollen es nachher dem Junker vorsingen.

Ich weiß kein Wort davon, sagte Pankraz, von Kuckuk war was in der Ode, und daß Sie gern Verstand haben möchten. Da kommt der Junker!

Ohne den Eingang zu suchen, sprang in diesem Augenblick ein junger Bursche über den Zaun, mit rothem Gesicht, ohne Hut mit Papierwickeln in den Haaren. Da sind wir wieder, schrie er ungezogen, guten Tag, Tiffel, ach! Herr Pastor, wären Sie doch mit uns gewesen; da hätten Sie disputiren können!

Wo war't Ihr, lieber Görge, fragte Theophil.

Ach liebster Freund, fuhr dieser jubelnd fort, unsre ganze Familie hat seitdem an den Narren dort den Narren gefressen; nur die Mamma will nichts davon wissen, und ist auf uns alle, vornehmlich auf den Papa böse, daß er uns so ein schlechtes Beispiel gibt.

Mein lieber Junker, sagte der Pfarrer sehr ehrbar, mit Narren würde ich niemals disputirt haben: denn sie haben keine Logik.

Es waren auch nicht so eigentliche Narren, sagte Görge, sondern eine Art Künstler. Ich sage Ihnen, der Papa war ganz eingenommen, und sie hatten da oben einen Mann, der den Leuten das Reden beibringen konnte.

Heisa! Heisa! Dort kommt erst der rechte Windbeutel, rief Theophil laut jubelnd; der und ich, wir sind die beiden größten Narren im Römischen Reich; das Kloster da oben, wo unser Herr Kilian disputiren soll, in allen Ehren gehalten.

Reden Sie mit Verstand, sagte der Geistliche, und respectiren Sie in dem verehrten Herrn Grafen den Bräutigam meiner Tochter.

Auf einem kleinen Schimmel sprengte ein junger

Mensch heran, hüpfte aus dem Sattel, und eilte in die Umarmung des Pfarres, indeß schon aus dem Hause, mit der Küchenschürze angethan, ein rothhaariges Mädchen herbeistürzte, und Vater und Geliebten zugleich umschloß. Die Gruppe fuhr aus einander, als sich jetzt der Arzt, so schnell es sein verwundeter Fuß erlaubte, ihnen näherte. Ist es möglich, Graf Birken, daß wir uns hier wieder treffen? Auf Sie hatte ich heute nicht gerechnet. Der junge Mensch sah sich schnell um, stieß seinen Schwiegervater so hastig vor den Bauch, daß dieser wieder in die Laube zurück taumelte, warf mit demselben Ungestüm die kleine dicke Braut von seinem Halse, ergriff den Schimmel, und ehe die Umstehenden sich noch recht besinnen konnten, war er im gestreckten Galopp schon aus dem Dorfe hinaus.

Ein Pferd! rief der Arzt. Setzt ihm nach!

Was haben Sie für Ansprüche an meinen Schwiegersohn? fragte der Pfarrer, der sich wieder gesammelt hatte.

Der Windbeutel reitet einmal! schrie Theophil jauchzend.

Um des Himmels Willen ein Pferd! rief der Arzt; kommt er uns aus den Augen, so haben wir ihn Alle für immer verloren.

Verloren! schrie die Braut und rang die Hände.

Sei still, mein Kind, rief der Geistliche; morgen ist die Trauung, und kein fremder Mensch, mag er sich auch Doctor nennen, hat das Recht, dir deinen Bräutigam zu entreißen.

Der Mensch ist ein Narr! rief der Arzt heftig aus, und nun er mich hier gesehen hat, kommt er gewiß nicht wieder.

Lästern Sie unsre Familie nicht! rief der Pfarrer noch heftiger, Sie fremder, unbekannter, hergelaufener Herr; und wenn mein Schwiegersohn Ihretwegen nicht wieder kommt, so gebe ich Ihnen meinen Fluch, Sie Gottloser!

Theophil und Görge waren von diesem Gezänk auf das Höchste erbaut; denn sie kannten keinen größern Genuß, als den alten Pfarrer im Zorn zu sehen. Die Tochter hatte verzweiflungsvoll den Garten verlassen. Ein Wagen fuhr in den Hof, und der Rath Walther, in gespannter Eile, ohne die Andern zu begrüßen, kam herbeigelaufen, und rief schon von Weitem dem Arzte zu: wo ist er? — „Wieder ein neuer Windbeutel! Heute haben wir die Hülle und Fülle!" jubelte Theophil. — Der Arzt ging ihm entgegen, indem er sagte: Dort steht ja Ihr Liebling. — Dieser da? fragte der Rath, indem er den Einfältigen nur flüchtig betrachtete. Ach! Pankraz! rief er dann höchlich überrascht; Du hier! Sage mir, wo ist Raimund?

Der Diener war verwirrt und erschrocken, und konnte erst keine Antwort finden; endlich stotterte er: Sie wissen es ja wohl, Herr Rath, daß ich, als ich damals plötzlich aus den Diensten des Herrn Raimund mußte —

Recht, sagte der Arzt; der Baron Eberhard gab dir den Abschied wegen des unglücklichen Einfalls, daß du dem kranken Jüngling die falsche Nachricht vom Tode seiner Geliebten überbrachtest.

Nun also, sagte Pankraz; seitdem habe ich von dem jungen Herrn nichts wieder gesehn und gehört. Es ist mir seitdem schlimm genug gegangen.

„Aber wie kommst du hierher?

„Es ist mein Pankraz, rief Theophil, mein Gesellschafter; aber nicht in der Walzmanier."

Wie heißen Sie? fragte der Rath.

Du, Pankraz, rief Theophil, wie heiß' ich doch? Ich kriege alle Augenblicke einen andern Namen.

Sie sind, sagte der Diener, der Herr Theophil von Leitmark.

So, sagte der Thor, ich dachte Ebermann, Harbeber oder sonst. Nun, mir kann's gleich gelten.

Der Arzt hatte sich wieder gesammelt, nahm Abschied vom Pfarrer, bat der Störung wegen um Verzeihung, und zog dann halb gewaltsam den Rath zum Wagen. Lassen Sie mich nur noch ein Wort mit Pankraz sprechen, sagte dieser. Doch Pankraz und Theophil waren eiligst verschwunden, und der Pfarrer erzählte, daß Beide oft Wochen lang in der Gegend, nahe und fern, auf ihren Pferden umherstreiften, und man alsdann nur selten erführe, wo sie auf ihren thörichten Irrfahrten verweilten. Der Arzt hob seinen Freund selbst in den Wagen und sagte dann laut: Lassen Sie uns doch nun unser Ziel verfolgen, den Grafen Birken suchen, nach Raimund spähen; fahre Herr Theophil und sein Pankraz wohl, und sei unser lieber Herr Pfarrer Kilian auf immer dem Himmel befohlen; denn hieher werden wir auf keinen Fall wieder kommen! Niemals, denn wir haben noch eine weite Reise vor uns!

Der Rath sah ihn verwundert an, und wollte fragen; aber das Rollen des Wagens hinderte jetzt noch das Gespräch, und sie hatten in kurzer Zeit das Dorf und die Gegend verlassen.

Baron Wolfsberg hatte unterdessen fleißig arbeiten müssen. Um sich nicht zu verrathen, durfte er am Tage nicht so lange schlafen, als es ihm wohl gut und heilsam gewesen wäre. Der kleine Friedrich führte eine strenge Aufsicht über ihn und ermunterte ihn kräftig, wenn er einmal ermatten wollte. Als das Geschäft des Eingrabens schon weit gediehen war, zeigte sich die größte Schwierigkeit darin, die aufgehäufte Erde welche bei der zunehmenden Arbeit immer hinderlicher wurde, fortzuschaffen. Doch Friedrich wußte auch dafür ein Mittel. Es gelang ihm, aus dem Garten einen Schiebkarren unbemerkt zu entfernen, und in die unterirdischen Gewölbe zu befördern. Da er aber selbst für die Arbeit viel zu schwächlich war, so mußte der junge Baron auch das Geschäft übernehmen, Sand und Erde herauf zu führen, und in die weit verbreiteten Räume der Keller zu verfahren und auszustreuen. Gewöhnlich holte Friedrich den nächtlichen Arbeiter schon vor eilf Uhr ab, und ließ ihn erst gegen vier Morgens zurückkehren, so daß auch Wolfsberg durch den wenigen Schlaf, da überdieß die Kost nicht die nahrhafteste war, sich nach wenigen Wochen ziemlich abgemattet fühlte. Er wurde mager, still und melancholisch, und sah dem jungen frischen Manne und dem übermüthigen Weiberlieb-

ling kaum mehr ähnlich in dessen Gestalt er zuerst das Haus betreten hatte. Der Director schaute ihn oft prüfend an, untersuchte seinen Puls, und erkundigte sich theilnehmend, ob ihn ein besonderer Gram quäle. Wolfsberg aber, der sich schmeichelte, bald das Ziel seiner Anstrengungen erreicht zu haben, wich allen prüfenden Fragen sorgfältig aus.

Zu einer Mittagsstunde ward der junge Mann dadurch überrascht, daß ihn sein getreuer Friedrich an den Tisch des Directors zum Essen einlud. Er fand dort nur eine kleine Gesellschaft, und außer dem Wirthe nur einen schmächtigen, ziemlich alten Prediger aus der benachbarten Stadt, der zuweilen in einer Capelle des großen Hauses den Verwirrten predigte und sie zu ermahnen und bekehren suchte, meist aber durch possirliche Störungen gehemmt und unterbrochen wurde. Außer Wolfsberg war nur noch Herr Kranich gewürdigt worden, an diesem kleinen vertraulichen Tische Platz zu nehmen; Friedrich war mit zur Aufwartung zugegen. Sie sehn, meine Herren, fing der Director mit einer heitern Miene an, die man nicht an ihm gewohnt war, ich behandle Sie heute als Männer, die sich selbst in der Gewalt haben. Der Herr Pastor und ich hoffen von Ihrer Unterhaltung Vergnügen und Aufheiterung; denn sich in diesem großen Hause immer so einsam zu fühlen, ist wahrlich nicht erfreulich.

Wohl, sagte der Pfarrer schmunzelnd; und es will mir oft vorkommen, als wenn unsre Freunde nur etwas mehr kräftigen Willen haben dürften, um so wie wir Andern zu seyn; aber ich versichre Sie, Herr Director, und Ihre eigene Beobachtung wird es Ihnen auch bestätigt haben, daß die leidige Eitelkeit, der Stolz auf irgend eine Grille, die man nicht ablegen will, sehr viel, ja bei manchen unsrer Patienten wohl das Allermeiste thut.

Friedrich mußte dem Baron, so wie dem Herrn Kranich Wein einschenken, damit sich beide, vorzüglich der junge Graf, wie ihn der Director nannte, stärken möchten. Freilich haben Sie Recht, Herr Pastor, setzte dieser das Gespräch fort; denn wer von uns fühlt wohl nicht daß er sich nur nachgeben und verweichlichen dürfte, um diese oder jene Seltsamkeit auf die wunderlichste Art auszubilden, und dadurch bei starken Menschen Anstoß oder Lachen zu erregen?

Mein Herr Director, antwortete der Geistliche, es ist überdies im Thörichten (Verzeihung, meine Herren, daß wir so offen über diesen Gegenstand sprechen) etwas so Anlockendes, fast Liebliches, daß man zuweilen recht im ganzen Wesen den unwiderstehlichen Reiz spürt, mit beiden Beinen frisch und wohlgemuth hinein zu springen. Soll ich? Soll ich nicht? so fragt man sich selbst. Warum nicht? sagt eine curiose Stimme, aus dem fernsten und buntesten Winkel unsers Geistes; tausend! ruft es, was kannst du da erfahren, und dich genießen, ja erst recht verstehen, wenn du der Altklugheit ein Schnippchen schlägst. Aber zum Glück kommt dann wieder eine ehrbare, aschgraue Moral, die mit ernster Miene sagt: widerstehe dem Verführer und seiner Lockung, laß dich nicht in die Kellergewölbe des Wahns führen, wo trotz aller Versprechungen keine Schätze liegen!

Kellergewölbe, fragte Wolfsberg und wurde roth; wie kommen Sie nur auf dieses Gleichniß, das mir hier gar nicht passend scheint.

Der Director sah ihn schon wieder mit dem prüfenden Blicke an, und Friedrich machte ihm gegenüber eine so seltsam bittende Miene, seine beiden Wangen zitterten und zuckten, die Lippen schmiegten und krümmten sich wie ein Wurm, und die Augen zwinkelten so bedeutend, daß Wolfsberg in das lauteste Gelächter ausbrechen mußte.

Gebe der Himmel, sagte der Director, daß unsre Mahlzeit mit der Heiterkeit schließe, mit welcher sie anzufangen scheint. Gewiß, fiel der Prediger ein, es ist zu wünschen, daß wir so fröhlich bleiben mögen; aber um fortzufahren, so kommt es mir noch immer nicht so ganz ausgemacht vor, ob die Mania (wir wollen dies Wort brauchen, um keinen Anstoß zu erregen) in uns Allen liegt, und nur wie bei den Lastern durch Nachgiebigkeit befördert und gereift wird, so daß der gewöhnliche Verstand nur in gewissen Graden von ihr entfernt seyn möchte: oder ob sie eine radicale Verschiedenheit, ein wahrhaft kranker Zustand, ein andres und schiefgerichtetes Verhältniß der Seele ist.

Das Letzte und auch zugleich das Erste, meinte der Director, und darum sei auch die Cur leicht und schwer zugleich: leicht, weil man sich den Verirrten nur hingeben müsse, sie zu verstehn suchen, da immer noch Verständniß, oft eine Art System zum Grunde liege, sie achten, ihnen zur passenden Zeit nachgeben, ein andermal Strenge üben: und von dieser Seite sei wohl keiner ganz unheilbar zu nennen: schwer sei die Cur aber, weil man die Symptome oft mit dem Grunde der Krankheit verwechsle, den Verirrten dann nur störe und kränker mache, — für ein schwaches Gemüth aber, meinte er selbst, sei sie dadurch am schwersten, daß man um diese Menschen zu verstehn, mit dramatischem Geiste zu tief in sie eingehe, leicht in eine Art Täuschung gerathe, und wenn man sich dann plötzlich prüfe, sich selbst beinahe auf dem nämlichen Wege finde.

O mir aus der Seele gesprochen! schmunzelte der Geistliche; ach, Herr Medicinalrath, was sind Sie für ein Menschenkenner! Da liegt freilich recht eigentlich der Hund begraben, daß man, wie man im Trauerspiel weint, indem man sich in die Confusion hinein denkt, selbst confus wird. Dis moi qui tu hantes etc. Ja wohl, ja wohl, ein wahres Sprichwörtchen! Ich habe schon zuweilen die Meinung fassen wollen, daß um als Seelsorger auf die guten Leutchen zu wirken, einer gefunden werden müßte, der, wenn auch nicht ganz in die Irre, doch ein wenig jenseit der Schnur gerathen wäre, und doch noch genug kräftige Religion übrig behalten hätte, um die Seelen zu ergreifen. Denn das, bester Herr Director, ist das Schlimmste, daß wenn man nicht selbst in ihren Orden eingeweiht ist, man fast niemals die rechte Perspective trifft. Sie wissen, wie ich in meinen Predigten gesucht habe, in Ton, Geberde und Beispiel mich den armen Drehschaafen zu nähern, aber manchmal zu wenig, oft aber viel zu viel that; Sie selber machten einige Male die Bemerkung, ich hätte wie ein wahrer Narr gesprochen. Ich mußte Ihre eigne Seele freilich ganz aus dem Spiele lassen; denn ich wußte ja, wie firm und kräftig Sie in Moral, Tugend und allen Glaubenslehren sind.

Sie gaben einige Male ein schlechtes Beispiel,

sagte der Director; denn Sie lachten auf der Kanzel selbst aus vollem Halse.

Der ernsthafteste Mann hätte es nicht unterlassen können, sagte der Prediger. von Neuem laut lachend. Denken Sie, Herr Graf, wir hatten hier in unserm Hause einen jungen Mann, der ein Baukünstler gewesen war; er hatte aber eine so heftige Liebesleidenschaft zur Tochter eines Perückenmachers gefaßt, daß er darüber sein Studium verließ, und das Handwerk des Meisters ergriff; da ihm aber das Mädchen untreu wurde, mit Erlaubniß von Ihnen, so zu sagen, überschnappte. Nun bestand seine Grille darin, sich und alle Menschen, die er dazu bewegen konnte, auf die sonderbarste Weise zu frisiren. An jedem Tage hatte er eine neue wunderliche Kopfverzierung ersonnen, und ich glaube, daß ihn bei diesen mannichfaltigen Erfindungen sein ehmaliges Studium der Baukunst sehr unterstützte. Ich predige hier an einem Pfingsttage, und sehe die liebe Gemeinde unter mir. Der Verwilderte hatte sich furchtbar à la Herisson frisirt, so daß ihm die Haare wie Borsten vom Kopfe weit weg abstanden; sieben oder acht seiner Freunde standen und saßen neben ihm mit hochaufgewirbelten Papillotten, ein Anblick, der schon sonderbar genug war, weil viele Papierbündel wirklich wie aufgerichtete Krämerduten auf den Köpfen leuchteten. Nun nahm er aber einen nach dem andern von seinen Anhängern zwischen die Knie, und frisirte ihn während meiner Predigt eben so fantastisch, wie er selbst sich trug, so daß gegen das Ende der Rede ein Theil meiner Andächtigen wie eben so viele wilde Teufel aussahen, und ich des Lachens wegen, das mich befiel, früher schließen mußte, als ich mir vorgesetzt hatte.

Friedrich wollte sich ausschütten vor Lachen, und der Director erwiederte: So wie der Verstand, so hat die Narrheit des Menschen keine Gränzen. Jetzt ist ein Mann bei uns, der sich immer mit einem Maaßstabe herumtreibt und ihn unabläßig betrachtet und rechnet. Dieser Mensch ist ziemlich wohlhabend und besitzt in der Stadt drüben ein mittelmäßiges Haus. Es verdroß ihn aber, daß, wenn er so manche größere Häuser des Ortes betrachtete, ihm sein ererbter Wohnsitz nur winzig und unbedeutend erscheinen mußte. Mit diesem Verdruß schleppte er sich Tag und Nacht, und wußte doch kein Mittel, dem Uebelstande abzuhelfen. Endlich, weil er vor Hochmuth weder mehr schlafen noch essen konnte, faßte er einen seiner Thorheit würdigen Entschluß. An einem schönen Sommertage geht er aus, miethet auf dem Markte vier der stärksten Tagelöhner, und nimmt sie mit in seine Wohnung. Hier führt er sie in sein größtes Zimmer; jeder von ihnen muß sich gegen eine Wand stemmen, und mit allen Kräften dagegen drücken, bis er ihnen Halt zuruft. Sie empfangen ihren Lohn, ohne zu begreifen, was sie gearbeitet haben. Am folgenden Tage wird derselbe Versuch wiederholt; sie müssen streben und drängen, daß ihnen der Schweiß herabfließt, genau auf sein Commandowort achten, und in demselben Augenblick alle zugleich zu drücken aufhören, wie sie in demselben begonnen haben. So treibt er es den ganzen Sommer; er erweitert nach und nach alle Zimmer seines Hauses, die Gänge, die Treppen, den Hof; und nachdem er so eine bedeutende Summe ausgegeben hat, ist er fest überzeugt, sein Haus sei das größeste in der ganzen Stadt. Er spaziert Stunden lang mit hoher Verehrung vor demselben auf und nieder, er zeigt erstaunten Fremden seine unermeßlichen Säle, er fängt an, sich selbst den Grafentitel beizulegen, hängt ein gemaltes Wappen über seine Hausthür, und ist auf einige Zeit unser Gast geworden, um sich wieder auf die Wahrheit besinnen zu lernen. Sehn Sie, lieber junger Herr Graf, so sonderbare Verirrungen fallen vor, daß dieser Mann sogar den sichtlichen Raum seines Hauses nicht mehr hat wahrnehmen können.

Sie beweisen mir heute ein so schönes Vertrauen, erwiederte Wolfsberg, daß ich es wohl wagen darf, noch einmal das Wort zu wiederholen, mit welchem ich Ihr Haus zuerst betrat, daß ich nämlich durchaus nicht der bin, für welchen Sie mich halten, und daß Sie, wenn Sie mich nur einer ruhigen Prüfung würdigen wollen, mich eben so wenig des Verstandes beraubt finden werden, als den Herrn Prediger, oder als Sie es selber sind.

Der Director winkte mit dem allerfinstersten Blicke, und Friederich, welcher jede seiner Mienen verstand, nahm schnell den Wein vor Wolfsberg weg, und stellte ihm ein großes Wasserglas hin. Es geht nicht, rief der Director, so mit Ihnen zu leben, wie ich wünsche. Da Sie jetzt so abgefallen und fast miserabel aussehen, da Ihr Blick so demüthig ist, so glaubte ich wirklich, Sie hätten in sich geschlagen, und ich dürfte Sie durch bessere Speise und Wein erquicken. Aber an Ihnen ist Hopfen und Malz verloren. Wie, Sie wollen wirklich streiten, daß Sie der Graf Birken, einer der confusesten jungen Männer sind? daß Sie schon tausend Händel angezettelt, und dafür drei oder viermal ansehnliche Schläge empfangen haben? daß Sie es zu guter Letzt gewagt, sich mehrmals in das Haus des Barons von Halden einzuschleichen, und das Unglück seiner sinnverwirrten Tochter durch Liebesbriefe und mündliche Betheurungen erhöht, ja sie endlich beredet haben, sich von Ihnen entführen zu lassen? Hier ist die Klage des Barons, hier sind Ihre kläglichen Briefe, hier ist die Ordre vom Minister, Sie gefangen zu halten. Wollen Sie aber dieser Graf Birken nicht seyn, so zeigen Sie uns Pässe, oder Schriften, durch welche Sie sich ausweisen können; stellen Sie angesehene Bürgen! Aber man hat Sie dort im Hause nur zu gut erkannt, und Sie zu oft aus- und einschleichen sehn, Sie auch zuletzt im Zimmer der Tochter selber ergriffen. Und nun kein Wort mehr über die Abgeschmacktheit, wenn Sie nicht bei Wasser und Brod in Ihrem Zimmer wollen eingesperrt seyn.

Wolfsberg las die Papiere mit Aufmerksamkeit durch, und wagte es nicht, noch ein einziges Wort zu seiner Rechtfertigung zu erwiedern. Friedrich sah ihn tröstend an und warf heimlich höhnische Blicke auf den Director; der aufmerksame Herr Kranich aber war schnell mit der kleinen Peitsche bei der Hand, um die bösen Geister von Wolfsbergs Schultern zu verjagen. Der Director wurde noch zorniger und rief: Stecken Sie die verdammte Peitsche ein! Ich glaubte, Sie würden doch wenigstens mein Vertrauen und mein Zimmer so weit ehren, das Zeichen Ihres Aberwitzes in Ihrer Klause zu lassen.

Der Rothrock steckte zwar die Peitsche wieder ein,

machte aber ein zorniges Gesicht, sah den Director mit großen Augen unverwandt an und sprach dann laut: Aberwitz, mein Herr? Dieses Worts sollen Sie sich jetzt und Ihre Lebenszeit hindurch schämen! Ich kam an Ihren Tisch in dem festen Vertrauen, daß Sie doch so viel Vernunft haben würden, mich nicht mit den mancherlei Gecken, von denen heut Mittag die Rede gewesen ist, in eine Classe zu werfen, und mich nicht mit dem Gezücht vergleichen zu wollen, was da unten im Saale sein Gaukelwesen treibt. Ich brauche, dem Himmel sei Dank, nicht curirt zu werden: auch will ich niemals curirt seyn; denn meine Vernunft, Herr, ist probefest, und auf die Dauer gearbeitet, und ich bin noch niemals, wie Sie von sich vorher zugestanden haben, in Gefahr gerathen, mit Närrischen närrisch zu werden. Wer wären Sie denn, wenn ich nicht das Geschmeiß von Pygmäen immer wieder aus dem Hause vertriebe? Ich will diese liebe Peitsche nur kurze Zeit ruhen lassen, und Sie werden es an sich erfahren, daß Sie ein ruinirter Mann sind, daß Sie überschnappen, daß Sie zum Kinderspott werden. Wie? Was? es gäbe wohl am Ende gar keine Pygmäen? Haben sie nicht schon die alten Griechen erkannt, aber nach ihrer dummen Weise darüber gefabelt. Sogar von mir und meinem großen Einfluß auf sie hat man in uralten Zeiten dunkle Legenden und Ahndungen gehabt; aber man dichtete, daß die Pygmäen ein wirkliches Volk seyen, so klein, daß die Kraniche Krieg mit ihnen führten. So erbärmlich hat man die Sache, und meinen Kampf mit ihnen entstellt. Heut zu Tage nennen sie's das böse Princip. Nicht wahr, da ist mehr Verstand drin! Nein, da lobe ich mir meine süße, liebe Peitsche; und wo ich bin, muß diese auch seyn. Dixi.

Der Geistliche sagte: Nicht so übel! aber der Director fuhr auf: Wenn Sie so großen Geschmack an Narren finden, ehrwürdiger Herr, so mögen Sie es haben. Er verließ das Zimmer· die übrigen folgten ihm nach.

Was machen Sie nur? fragte der Rath den Arzt, als der sandigere Weg wieder ein Gespräch erlaubte. Wir sollten lieber hier noch verweilen, vorzüglich Ihretwegen, da Sie doch nun Ihren theuren Grafen gefunden haben; und Sie selbst ziehen mich wie mit Gewalt in den Wagen, und erklären, Sie wollten niemals wieder hieher zurück kommen.

O mein bester Rath, sagte der Arzt halb lachend; für einen Rechtsgelehrten sind Sie mir doch etwas zu treuherzig und für einen Inquisitor und Nachspürer gar zu arglos. Der Birken ist entlaufen, Vater und Tochter sind mir entgegen. Vermuthen diese, ich komme wieder, so finde ich meinen Entsprungenen niemals und es geschieht, was ich verhindern will; kann ich sie aber sicher machen, daß ich nicht zurückkehre, so überrasche ich den vollständigen Familienkreis wohl in Kurzem. Mit Ihrem lieben Pankraz ist es derselbe Fall; er hat sich unsichtbar gemacht, und zeigt sich nur, wenn er uns entfernt weiß.

Was hat der ehrliche alte Mensch mit dieser Sache, ja mit irgend einer zu thun? antwortete der Rath. Er hat damals genug gelitten, als seine Unvorsichtigkeit dem armen Raimund so theuer zu stehen kam; der Mensch mußte sogleich den Dienst verlassen und dem Zorn des alten Barons entfliehn.

Der Arzt lachte laut auf. Wenn meine Menschenkenntniß mich nicht ganz trügt, sagte er endlich, so ist dieser gute alte Pankraz ein durchtriebener Schurke, und jener braun- und blauäugige Baron nichts geringeres.

„Sie schwärmen, lieber Freund.“

„Und Sie schlagen selbst etwas in die Farben, in denen Sie mir Ihren Raimund gezeichnet haben. Haben Sie denn nicht bemerkt, wie verlegen das Pankraziengesicht wurde, als es Sie erblickte? Schon vorher wurde er blaß, als ich ihn nach Blanka fragte. Er weiß uns Raimunds Aufenthalt gewiß zu entdecken. Können Sie sich in der Stadt durch Freunde oder Autorität eine Vollmacht verschaffen, um den Schurken, wenn Sie ihn wieder ansichtig werden, zu verhaften, ihn zu erschrecken; so erfahren wir gewiß Alles, und der Zweck Ihrer Reise ist erfüllt.“

Wenn Sie Recht hätten! sagte der Rath. — Er befahl dem Kutscher nach der Stadt zu fahren.

Bei der Gesellschaft im Saale waren einige Veränderungen vorgegangen. Die beiden Redner hatten sich immer noch nicht versöhnt und jeder vermied den andern; die Schachspielenden schienen auch weniger einig, als sonst, und der Mann mit dem Meßstabe war unruhiger, und lief hastig hin und wieder. Wolfsberg gesellte sich zu diesem, und fragte, was ihm fehle. Ach, mein Herr, sagte dieser heftig bewegt, Sie haben gewiß auch von meinem großen Hause gehört, welches ich durch meine Geschicklichkeit so ansehnlich gemacht hatte. Das konnte mir der Neid nie vergeben, daß ich durch Wissenschaft Besitzer eines der größten Paläste in der Stadt seyn sollte. Bald hieß es, durch die übermäßige Ausdehnung habe der Bau eine so zarte Constitution erhalten, daß er bei der nächsten Veranlassung, wenn etwa Truppen marschierten und die Trommel gerührt würde, erschreckend, wie in einem Nervenfieber zusammen stürzen müsse. Andre meinten gar, ich hätte die Stadt dadurch verengt, und die nahestehenden Häuser und Gassen litten darunter: als wenn der unendliche Raum etwas so Beschränktes wäre, daß man die Welt so leicht verderben könnte. Ich erbot mich, die ganze Stadt durch Beobachtung des Tactes auszudehnen, und sie, wenn wir Geld und Zeit genug hätten, größer als London und Nanking zu machen. Aber die Bosheit hörte auf nichts; ich mußte mich hieher in die Einsamkeit zurückziehen. Und was ist nun im Werke? Sollten Sie's glauben, daß die Verderbheit der Menschen so weit gehen könne! Eine ganze Schiffsladung von Gummi elasticum läßt man mit Erlaubniß des Parlaments von England kommen. Fünf hundert Menschen zerren das Zeug aus einander; man practizirt es so, nach allen Seiten ausgedehnt, unter meinen Palast, und auf ein Zeichen von dem nahestehenden Kirchthurm (denn auch die Religion wird dazu gemißbraucht) lassen alle fünfhundert Bösewichter in einem und demselben Augenblicke die Gummifetzen los; das unglückselige Zeug schnappt zusammen, und nimmt unwiderstehlich Breite und Länge meines

Palastes mit sich, der durch dieses höllische Kunststück wieder zu einem gewöhnlichen Hause zusammenschrumpft. Denn das giebt die Vernunft, daß, da das elastische Unwesen sich nun in der Grundlage an das Gebäude anklemmt, keine menschliche Kraft, keine Wissenschaft, kein noch so gut observirter Tact dazu hinreicht, es aus den Gummi-Klauen zu retten und wieder aus einander zu dehnen.

Wolfsberg mußte dem Klagenden Recht geben; doch wurde jetzt seine Aufmerksamkeit auf einen jungen Menschen gerichtet, der zum Saale herein schlich, und den er bisher noch niemals gesehen hatte. Methusalem kommt einmal wieder! riefen einige, und über die blassen Wangen des kranken Jünglings lief ein leichtes Roth. Wie nennen Sie ihn? fragte der Baron. O er heißt nur so, antwortete Sokrates, der eben vorüber ging, weil das Gespenst schon so außerordentlich bei Jahren ist, daß, gegen ihn gerechnet, Methusalem selbst noch in den Kinderschuhen steckt.

Die Gestalt und das Wesen des Jünglings waren so wunderbar und von Allem, was sich in diesem Hause zeigte, so verschieden, daß sich Wolfsberg wie gezwungen fühlte, sich ihm langsam und mit Blödigkeit zu nähern. Der Jüngling war schlank und mager, seine Geberde ruhig und edel, sein Gesicht schön, aber blaß und abgefallen; die Augen glänzten so überirdisch, daß man vor ihnen erschrecken konnte, wenn nicht eine süße Schwermuth ihr Feuer wieder gemildert hätte. Der junge Mensch schritt dem Baron entgegen, vielleicht, weil ihm auch dessen Gestalt und Wesen, als ein milderes, auffiel. Wolfsberg war um Worte verlegen, mit welchen er das Gespräch eröffnen könne; aber der Kranke kam ihm zuvor, nahm ihn bei der Hand und sagte mit der lieblichsten Stimme: Was fehlt Ihnen?

Meine Vergehungen, sagte der Baron in einem fast zerknirschten Tone, haben mich hieher geführt. Aber woran leiden Sie?

Ach! klagte der Jüngling, daß ich sogar übermäßig alt bin; die große Menge der Jahre drückt mich zu Boden. Wie alt schätzen Sie mich?

Höchstens drei und zwanzig Jahr, sagte der Baron.

Des Jünglings Gesicht ward noch wehmüthiger und zwei große Thränen fielen aus den Augen. Sie sehn, sagte er mit seiner lieblichen Stimme, wie ich lachen muß. Nun bin ich gerade sechstausend dreihundert und vier und neunzig Jahr alt. Gestern Nachmittag hatte ich nur sechstausend und vier und neunzig: und denken Sie, in der kurzen Zeit bin ich schon wieder um die dreihundert Jahre älter geworden.

Sie setzen mich in Erstaunen, sagte Wolfsberg.

Wissen Sie denn, was die Zeit ist? klagte jener weiter. O Lieber, mancher Achtzigjährige geht zu Grabe, und hat vielleicht nicht zwanzig Jahre, nicht zehn gelebt. Vielleicht giebt es Menschen, die von der Geburt an bis zum Greisenalter nicht zur Zeit erwachen, und erst jenseit die erste Stunde müssen kennen lernen. In der Gleichgültigkeit ist kein Strom; weder Vergangenheit, noch Zukunft, auch keine Gegenwart. Freude, Jubel und Glück sind rasende Kinder, die tobend umherspringen und das zarte Stundenglas zerbrechen; hinter ihnen steht Tod und Nichtseyn, — der Himmel gab uns dafür keine Sinne. Aber im Schmerz, im Schmerz! Wie durch diesen Wunderbalsam die Secunde, die das Auge kaum unterscheidet, aufschwillt, und mit der Ewigkeit schwanger wird! Ja, mein junger Zeitgenosse, ich habe Tage erlebt, in denen Jahrhunderte eingewickelt waren; sie lösten sie aus ihren Schleiern und legten sich mir um die Seele. Dann kam eine Stunde, eigentlich nur ein Augenblick; da sprang die ganze aufschwellende Knospe entzwei, in der mir die Zeit in duftenden Blättern aus einander blühen sollte, und ein Alles und Nichts, ein großer ewiger Tod, in dessen finsterm Herzen kindisch das süßeste Leben lächelte, brach mit Gewitternacht über mich ein. Da waren die Jahrtausende verlebt, dieselben an denen das Menschengeschlecht, ohne sie nur zu kosten, vorüber kriecht. Schmerz, Herz, Scherz; nicht wahr, im Schmerz ist Alles, was die Andern nur einzeln aussprechen? Leben Sie wohl, und hüten Sie sich, so alt zu werden! Ich gehe wieder auf mein Zimmer, denn wenn diese großen Minuten mich besuchen wollen, müssen sie mich wach finden. Adieu, junger Mann, vielleicht bin ich schon acht oder zehntausend Jahr alt, wenn wir uns wiedersehn. Er wankte hinaus und keiner von den Gegenwärtigen achtete auf ihn.

Die übrigen umringten Wolfsberg, und Sokrates, der den Sprecher im Namen Aller zu machen schien, sagte: Junger Herr, wir Alle sind es nun endlich überdrüssig, Sie noch länger diese triviale Rolle spielen zu sehn, mit der Sie uns Allen herzliche Langweile machen. Nicht der Unbedeutendste hier, der nicht sein Pfund wuchern ließe; und Sie wollen immer noch als leutseliger Beobachter sich herum treiben? Fordert die Menschheit nicht auch Ihre Kraft und Ihren Entschluß? Sie sollen nicht länger der Niemand seyn, mit dem Keiner von uns etwas anzufangen weiß.

Meine Herren, sagte Wolfsberg in einer sonderbaren Stimmung, die aus Schmerz und toller Laune gemischt war: da Sie mich Alle mit einem so gütigen Zuruf und schmeichelnden Zutrauen beehren, und da ich sehe, daß uns hier eine so glückliche Republik umfaßt, in der uns weder Gesetze der Zeit noch des Raumes tyrannisiren, und eine so freie Verfassung unsre Kräfte erhebt, daß auch selbst das Unmögliche möglich wird; so will ich denn auch nicht länger hinter dem Berge halten, mich Ihnen entdecken und Ihren herrlichen Bestrebungen anschließen? Wissen Sie also, daß ich das Eigne an mir habe, daß ich schon öfters gelebt habe, vielerlei Zustände erfahren, und mein dermaliges Leben nur als die hundertste Wiederholung in einer etwas veränderten Modifikation aufführte.

Wie meinen Sie das, Trivialer? fragte der Leser.

Dieselbe geruhen, antwortete Wolfsberg, mit Ihrer unvergleichlichen Stupidität nicht zu capiren. Ich war mit Einem Wort, genau nach der Lehre des Pythagoras, schon in vielfachen Gestalten im Leben. Ich war König, Kaiser, Bettler, Vater, Sohn, lasterhaft, zur Tugend geneigt, glücklich und elend.

O, sagte der Indianische Schauspieler, Sie fangen an interessant zu werden, Männchen; fahren Sie nun so fort, so können Sie noch was leisten.

Können Sie uns nicht etwas Bestimmteres von Ihren früheren Verhältnissen mittheilen? fragte Sokrates.

Gern, erwiederte der Baron mit geläufiger Zunge, ich war z. B. zugegen, als Cäsar ermordet wurde.

Trefflich, rief der Leser: wer waren Sie denn dazumal?

Wer anders, als der berühmte Cassius, antwortete Wolfsberg.

Halt! schrie der aufgedunsene Redner, der noch immer mit der Zinnschnalle paradirte, halt! rief seine krächzende Stimme; das ist nur Windbeutelei! Denn wenn ich damals hätte leben können; so würde ich Cassius gewesen seyn: also ist es pur unmöglich, daß du selbiger gewesen!

Dieser leere Wunsch, und die etwanige Möglichkeit, sagte Wolfsberg spitzfindig, schließt doch wohl meine wirklich erlebte Wirklichkeit nicht aus?

Leerer Wunsch? schrie der aufgebrachte Dichter, in meinem ganzen großen Leibe und noch größerem Geiste ist kein einziger Wunsch, den man als leer verlästern dürfte! Leer! Ei, den ausgelernten Lehrer! Mit diesen Worten schlug er auf den jungen Baron ein. Sokrates wollte seinen ehemaligen Schüler zurechtweisen? da dieser aber, noch ergrollt, ihn ebenfalls nicht schonte, so verließ auch diesen die sokratische Ruhe. Doch, wie es auch wohl bei Vernünftigern zu geschehen pflegt, vergaß er den Beginn des Zanks, und sein thätiger Unwille wandte sich nach wenigen Augenblicken gegen Wolfsberg. Die Schachspieler, Melchior, der Baukünstler, ja Alle im Saale schienen plötzlich von der Ueberzeugung begeistert, daß es nothwendig sei, denjenigen, der schon als Cassius uud in andern Zuständen Vieles gelitten, auch in diesem Momente mit empfindlichen Leiden zu überhäufen. Am grausamsten aber wüthete die Peitsche des Pygmäen-Bezwingers, dessen Seherkraft auf Rücken und Schultern des Armen Myriaden seiner kleinen Gegner erblicken mußte, weil er, unbarmherzia gegen sich und den Geschlagenen, in die Geister mit Anstrengung aller Kräfte hineinarbeitete. Entsetzt stürzte Friedrich, der seinen fleißigen Arbeiter und Schatzheber unterliegen sah, mit fürchterlichem Geschrei zum Director, dessen Autorotität und starkes Wort den armen, erschöpften Baron auch wirklich frei machte, der sich verdrüßlich und zerschlagen nach seinem Zimmer begab, und den der Trost, welchen ihm Friedrich noch in der Thür zuraunte, daß die nun kommende Nacht die letzte und entscheidende sei, in diesem Augenblick nicht sonderlich erheben konnte.

Als Friedrich seinen nächtlichen Schatzgräber abrief, fand er ihn sehr übel gelaunt. Die Arbeit wird mir zu schwer, sagte er verdrießlich; meine Kräfte nehmen ab, und ich muß fürchten, daß diese ganze ungeheure Anstrengung vergeblich gewesen ist; denn nach so manchen Wochen, nach so vieler herausgegrabenen Erde, da wir doch schon tief genug gekommen sind, zeigt sich noch immer nichts. Es wird auch fast unmöglich, die Erde aus der Tiefe noch höher herauf zu schaffen, da ich alles allein verrichten muß.

Nur heut noch, flüsterte Friedrich; ich gebe Ihnen mein Wort, heute ist die letzte und entscheidende Nacht! Wir müssen nur Anstalt treffen das viele Gold aufzubewahren, ohne daß man es bei uns bemerkt. Und noch Eins, verehrter Freund, in der letzten Nacht zeigt sich gewiß etwas Sonderbares oder Gespenstisches. Lassen Sie sich nicht überraschen; erschrecken Sie nicht, wenn Sie Stimmen hören, ein wunderliches Gepolter, Geschrei; wenn Lichter und Geister kommen, und uns das so sauer Errungene wieder zu entreißen streben. Denn das ist ihre Art, den Glücklichen noch zuletzt zu ängstigen, damit sie ihm seine Beute wieder entziehen. Darum hüten Sie sich heute besonders vor jedem Zweifel oder gottlosen Wort und Fluch; denn sonst versinkt unser Schatz gleich wieder so viele Klaftern tiefer, daß alsdann unsre Arbeit von neuem und viel beschwerlicher anfangen müßte. Heut müssen wir besonders still seyn, und uns eine feierliche Manns- und Heldenstimmung geben.

Sie gingen langsam hinunter. Sie flüsterten unterwegs, was sie mit den Schätzen beginnen, welche Unternehmungen sie ausführen wollten, wie die Welt vor den ungeheuren Dingen erstaunen sollte, die alsdann auftreten würden. Wolfsberg sprach davon, wie er sich sein eignes Theater in seinem großen Palaste anlegen wolle, und nur den vorzüglichsten Künstlern gestatten, bei ihm aufzutreten; Friedrich dachte mehr darauf, den Director zu kränken, seinem Hause gegenüber ein anderes, noch größeres aufzuführen, und alle Menschen dort festbar zu bewirthen, die sein Gebieter nicht leiden könne.

Als sie unten waren stellte Wolfsberg die Laterne wieder neben sich, und fing an seufzend zu graben, da ihm Arme und Rücken, ermüdet, wie sie waren, fast den Dienst versagten. Friedrich stand oben auf der lockern Erde, und konnte kaum seine heisern anordnenden Worte hinab gelangen lassen, so tief hatte sich Wolfsberg schon unter die Fundamente eingegraben. Eine schauerliche Stille umgab sie; ganz dumpf und fern hörten sie jetzt die große Uhr zwölf schlagen. Wolfsberg dachte nicht ohne Grausen daran, daß sich nach seines kleinen Freundes Voraussagung nun wohl etwas zeigen könne, und suchte seine Angst durch emsigere Arbeit zu betäuben. Friedrich stand hoch über ihm und zitterte an allen Gliedern; er wagte es nicht mehr hinabzusehn; die Erdschollen, wie sie von unten aufgeworfen wurden, erklangen ihm fürchterlich, weil er in jedem Wurf Schritt und Tritt eines Geistes zu hören glaubte. In der größeren Anstrengung warf Wolfsberg die Laterne um, die nur ein dämmerndes Licht in der ausgegrabenen Kluft schimmern ließ; Friedrich stieß einen leisen Ausruf des Entsetzens aus, und als sich jetzt ein seltsames Gepolter vernehmen ließ, ein dumpfes, brausendes Murren, von dem man nicht unterscheiden konnte, woher es komme, setzte sich Wolfsberg in höchster Angst nieder, ein Geisterheer und furchtbare Erscheinungen erwartend. Sein Haar sträubte sich als das Getöse zunahm; und jetzt fiel plötzlich mit schwerem Fall ein Wesen um seinen Hals, schlang sich zitternd und weinend an ihn fest und schien ihn erdrücken zu wollen. Als Wolfsberg sich etwas besann, erkannte er Friedrich, der von oben zu ihm herabgekugelt war, vom Schreck hinunter geworfen. Was wird aus uns werden? schluchzte dieser. Aber nur Muth, Muth, mein Leidensgefährte! Jetzt vernahm man etwas Bestimmtes, wie Reden, Schreien durch einander. Es kam näher; aber nicht aus dem

Boden, sondern von dem Eingange des Kellers her; Lichtschimmer fingen an sich zu verbreiten. Aber da muß das heilige Donnerwetter drein schlagen! brüllte jetzt eine Stimme, und der Kleine ließ jetzt den Baron fahren, richtete sich auf, und sagte: Gott Lob! es ist nichts, es ist nur unser Herr Director.

Mordelement! schrie dieser von oben, wie sieht das hier in den Kellergeschossen aus, da müssen wenigstens zwanzig verrückte Spitzbuben dran gearbeitet haben. Gewiß ist der Schuft, der Friedrich, wieder auf seine alten Tollheiten verfallen, und hat ein Rudel Dummköpfe zu Gehülfen genommen. An dir aber will ich ein Exempel statuiren!

Herr Director, Barmherzigkeit! winselte der Kleine von unten hinauf.

Leuchtet! schrie der zornige Mann. Die Diener kamen mit den Lichtern näher, stiegen auf die Erdhügel, und man sah jetzt beim Schein die armen Sünder, bleich und aufgelöst in Angst, unten stehn.

Wie? schrie der Director, der verrückte Graf ist da unten bei dir? Herauf ihr verdammten Kerle!

Langsam und mit Mühe krochen die Verbrecher aus ihrer Grube. Wißt ihr wohl, Patrone, eiferte der wüthende Medizinalrath, daß durch eure sauberen Bemühungen das Fundament hier gesunken ist, daß die äußere Mauer nach Westen einen Riß bekommen hat? daß ich das Recht habe, euch in Ketten zu schlagen und an die Wand zu schmieden? Ich erschrecke, wie ich heut Nachmittag den Sprung in der Mauer wahrnehme; aber das laß ich mir doch nicht träumen, daß der dumme Schatzgräber, der doch seine ehemalige Strafe nicht sollte vergessen haben, seine Streiche von Neuem angefangen hat. Sprich, wo sind die übrigen Verschwornen?

Der Graf, wie Sie ihn nennen, antwortete der zitternde Friedrich, hat alles ganz allein gemacht.

Was? rief der Director erstaunt; das Kerlchen ganz allein? allen diesen Schutt aufgeworfen? sich wohl vier Klafter tief eingegraben? die Erde in die Gewölbe heraufgefahren und dort abgeladen? Das ist kaum menschenmöglich! Und wie lange, treibt ihr die Teufeleien!

Seit vier oder fünf Wochen, klagte Friedrich.

Kein Wunder denn, sagte der Director, daß der Unkluge so verfiel und zum Jammer wurde. Aber wie konnten Sie nur, Graf, ein solcher Dummkopf seyn, und sich diesem armseligen Schaafe verführen lassen? Merkten Sie es denn gar nicht, da Sie doch manchmal Funken von Vernunft zeigen, daß er auch zu den Tollen gehört?

Also ist unser Herr Friedrich auch unklug? fragte Wolfsberg.

Was anders? erwiederte der Director: nur weil er anstelliger ist, als die Andern, wird er zum Aufwärter, ja Aufseher gebraucht. Nun hat sich das Ding freilich geändert. Hätten die Satans nicht uns Narren insgesammt den alten Kasten auf die Köpfe schmeißen können!

Mir fiel es oft ein, sagte Wolfsberg kleinlaut, daß hier keine Schätze liegen möchten, daß Friedrich vielleicht nicht gesunde Einsichten habe; aber weil ich doch einmal die tolle Arbeit angefangen hatte, weil er mich so zu lieben, auch ganz zu kennen schien, mehr als Alle, so — —

Ja, winselte Friedrich, ich mußte dem Narren gleich gut seyn, so wie ich ihn ankommen sah; denn betrachten Sie ihn nur, wie er dem berühmten Herzog Marlbrough ähnlich sieht, der vor einem halben Jahre bei uns saß, und mit dem ich damals auch die große Freundschaft errichtete. Aber da er nun doch ein recht verrätherischer Narr ist, will ich Ihnen auch sagen, wer er eigentlich ist; denn Sie kennen ihn Alle nicht.

Nun? sagte der Director.

Er ist, fuhr Friedrich trotzig fort, der durch die ganze Welt berüchtigte Cartouche, das können Sie mir auf mein Wort glauben.

Scheert Euch beide auf Eure Stuben, rief der Director, und nehmt da auf vier Wochen mit Wasser und Brod verlieb, das ist Eure gelindeste Strafe! Die Maurer werden hier wohl eben so lange zu thun finden, ehe das Haus wieder fest steht und Alles in Ordnung ist.

Sie gingen Alle hinauf, und die beiden armen Sünder mußten sich seufzend in ihre Strafe fügen, die noch härter hätte ausfallen können.

Vor der Stadt lustwandelten die beiden Freunde Walther und Anselm. Sie billigen es also, sprach der Letztere, daß ich dem alten Grafen Birken Alles, was seinen wilden Sohn betrifft, geschrieben habe, und daß er nun, wenn es ihm wichtig genug dünkt, selber kommen und ihn aufsuchen mag; denn ich kann meine Zeit nicht länger mit diesen Nachforschungen verlieren. Sie wissen, daß mit jedem Posttag die vortheilhafteste Anstellung ankommen kann, die ich nicht zurückweisen darf.

Ich bin in allen Dingen Ihrer Meinung, erwiederte Walther, nur darin nicht, daß Sie nicht zum Hause des Predigers Kilian zurückkehren wollen, wo, wie ich immer noch glaube, wir Alle antreffen würden. Was nützt mir nun die Vollmacht, die ich bei mir trage, wenn wir den guten Pankraz niemals wieder zu Gesichte bekommen?

Ein Auflauf störte die Unterredung, denn ein Rudel von Jugend war hinter der seltsamsten Erscheinung her, die ihnen zu entlaufen suchte. Eine lange Gestalt im rothen Tressenrocke, kleinem goldbesetzten Hut und großem Haarbeutel, einem feinen Degen mit Porzellan-Griff an der Seite, in aufgewickelten seidenen Strümpfen und Corduan-Schuhen mit rothen Absätzen, stolperte ihnen unbehülflich entgegen, und bat mit kläglicher Stimme um Hülfe gegen die ausgelassene Jugend. Sie halfen dem alten Manne in ihren Gasthof, vor dem sie eben standen, und als sie im Zimmer dem Geschrei und Lärmen des nachfolgenden Haufens entgangen waren, erkannten die Freunde zu ihrem Erstaunen an dem hochauffrisirten und gepuderten Kopf das Gesicht des verdächtigen Pankraz. Wie bin ich Ihnen verbunden, meine werthen Herren, sagte er, den Rath von der Seite betrachtend, daß sie mich gerettet haben!

Der Arzt, welcher fürchten mochte, daß bei der Milde seines Freundes vielleicht die Sache nicht die rechte Wendung nehmen könnte, bemächtigte sich gleich des Gespräches, indem er mit barschem Tone sagte: Wir kennen Euch recht gut, alter Narr Pankraz; wie seid Ihr in diesen Habit gekommen, und was hat die Posse zu bedeuten?

Ach, mein Herr, sagte der Diener, wir sind schon einige Zeit von unserm Prediger entfernt —

Das wissen wir, unterbrach ihn der Arzt, und auch den saubern Grund, weil der gute Pankraz uns nicht gern dort treffen wollte. Doch das wird sich Alles finden!

Nun kann ich meinen Herrn, fuhr der Diener fort, nachdem er den Arzt ein Weilchen mißtrauisch angesehn hatte, so ziemlich regieren: er folgt mir in wichtigen Sachen immer, wenn er auch murrt, und hat mehr Respect und Furcht vor mir, als vor dem Herrn Prediger selbst; aber an einem einzigen Tage im Jahr ist er durchaus nicht zu bezwingen; an seinem Geburtstage nämlich; da muß ich ihm in allen Dingen seinen Willen thun, wenn ich ihn nicht wüthig machen soll. Heut ist der Unglückstag, und da faßte er schon vorige Woche den Gedanken, ich müßte heut als Herr angeputzt seyn, und er wollte meinen Bedienten vorstellen. Ich bat und flehte; aber umsonst. Ich wollte wenigstens den Spaß auf dem Lande treiben; half nichts. Er staffirt mich also aus, und lehnt das Zeug dazu von Juden und Christen zusammen; er selber tritt in einer engen hechtblauen Livree hinter mir her, und da sich die Jungen versammeln, fängt der böse Mensch zuerst an, mich auszulachen, und schreit hinter mir drein, ich sei der ewige Jude. So bin ich durch die halbe Stadt verfolgt worden, und hoffe nun durch Sie den Habit los zu werden, und sicher nach unserm Wirthshause zu kommen.

Das wird alles nicht nöthig seyn, sagte der Arzt kaltblütig, der gute Pankraz wird wohl anderswo ein Unterkommen finden. Seht, der Herr Rath Walther hat sich zu Eurem Besten vom Gerichtspräsidenten hier in der Stadt, der sein naher Verwandter ist, diese Vollmacht geben lassen, Euch zu greifen, wo Ihr Euch betreffen ließet, und den Gerichten zu überliefern; wo Euch dann das Zuchthaus wenigstens gewiß ist, wenn Euch nicht, wie ich glaube, Kette und Karren auf dem Bestungsbau erwartet.

Mein Himmel, sagte der Alte zitternd, indem er einen schnellen Blick in das große Blatt warf, wodurch denn — dieser Verdacht — ach! Herr Rath — ich weiß nicht —

Freilich, fuhr der Arzt kalt und bestimmt fort, könnt Ihr Eurem Schicksal selbst eine bessere Wendung geben, wenn Ihr in unsrer und einiger Zeugen Gegenwart ganz aufrichtig seid.

Ich weiß ja nicht, winselte Pankraz, was ich gestehen soll.

Die Sache ist übrigens schon klar, sagte der Arzt, und kann auch ohne Euch ausgemittelt werden; nur bewegt uns das Mitleid mit Eurem Alter dazu, Euch das harte Schicksal zu ersparen, das Euch nothwendig treffen muß. Vertraut Ihr Euch uns gutwillig an, so haben wir den alten Baron Eberhard so in der Hand, daß er künftig für Euch sorgen muß, und noch besser, als er bisher gethan hat. Wir wollen als Eure Freunde für Euch handeln, wenn Ihr aufrichtig seid, und Euch als Feinde verfolgen, wenn Ihr läugnet.

Lieber Himmel, stotterte der Alte, wenn ich doch nur gleich recht viel wüßte, um Ihnen durch meine Bereitwilligkeit meinen Diensteifer und meine Liebe zu beweisen.

Wir verlangen nur Weniges von Euch, sprach Anselm.

Ach! das ist ja recht Schade, seufzte Pankraz; wollte der Himmel, ich hätte Ihnen recht Vieles zu erzählen!

Daß Ihr sonst den jungen Raimund bedientet, fuhr der Arzt fort, daß Ihr einen Spion bei ihm abgabt, daß Ihr es nicht ehrlich mit ihm meintet, sondern Alles dem alten Herrn Baron zutrugt, wissen wir schon längst. Es ist uns auch bekannt, daß sich der alte Herr Baron über die Schwächlichkeit seines Neffen freute, weil er ihn zu beerben hoffte; daß ihm deshalb die Verbindung mit Fräulein Blanka sehr zuwider war, die er auch nur unter den einfältigsten Vorwänden zu hindern suchte; daß er darum ihre tödtliche Krankheit so gern sah, und Euch alten Spitzbuben mit der Nachricht ihres Todes zu dem zerstörten jungen Manne schickte, als ob Ihr Euch einen rührenden und dummen Spaß mit ihm machtet. Als dieser Todesschlag die Sinne des Unglücklichen verwirrte, jagte der alte Unmensch Euch zum Scheine aus dem Dienst, wie es schon vorher unter Euch abgekartet war, und hat Euch seitdem eine gute Versorgung gegeben, und für die Zukunft eine noch bessere versprochen. Nicht wahr, so hat sich Alles begeben? Jetzt sagt nur noch, wo habt Ihr den armen Jüngling hingeschafft? Gesteht es lieber uns, als dort vor Gericht, wo keine Gnade mehr für Euch zu hoffen ist; auch thut ihr so Eurem alten Beschützer den besten Dienst, der nur auf diesem Wege einem schimpflichen Prozesse entgeht.

Ach! meine Herren, heulte Pankraz, meinen Sie es denn auch ehrlich mit mir? Wenn ich mich doch nur Ihrem edlen Herzen so recht gutmüthig vertrauen könnte! Wenn Sie es doch einzurichten wüßten, daß ich nichts mehr mit dem Herrn Theophil zu thun hätte, sondern das, was ich von dem Baron fordern kann, in ungestörter Ruhe genöße.

Das soll geschehen, sagte der Arzt. Nur schnell! wo ist Raimund?

Sehn Sie, fuhr der Diener fort, wie soll ein armer bedrängter Domestik ehrlich bleiben, wenn es die vornehmen Herrschaften bei allem ihrem Ueberflusse nicht einmal sind? Der alte Herr glaubte immer, er würde das Vermögen besser brauchen können, als sein junger Neffe, der niemals so ganz seinen Verstand hatte; darum dachte er auch, das feine Wesen sollte mit Tode abgehn, weil die Leute immer sagen, solche Kinder und junge Leute wären zu gut für diese Welt. Wie er nun doch schon confus war, so meinte der Baron, der Tod des Fräulein Blanka, die auch besser für den Himmel paßte, würde dem jungen Herrn auch dahin verhelfen; darum sollte ich ihn erschrecken, daß er nur recht schnell und ohne lange Leiden hinüber führe; und das alles wußte mir der Herr Baron ganz christlich vorzuschwatzen. Aber der junge Mensch hatte doch noch mehr Courage und Kraft, als wir ihm zugetraut hatten; er wurde freilich ein bissel lamentabel, und sein Verstand verfiel noch mehr, aber er blieb frisch weg am Leben. Da gab ihm der alte Herr einen andern Namen, schrieb Certificate, eine ganze lange Geschichte, die ich mir auch merken mußte; und das arme kranke Lamm ließ sich auch Alles gefallen; ob er so hieß, oder so, war ihm ganz gleich. Er wurde mir heimlich übergeben und ich brachte ihn ganz in der Stille auf das Haus

da drüben über dem Fluß, wo sie ihn gut verpflegen, und er sich, seit Fräulein Blanka für ihn todt ist, um nichts mehr kümmert. Ich bezahle vierteljährig seine Pension, die ich von einem Bankier erhebe, und so ist Alles in Ordnung.

Was ist das für ein Haus? fragte Walther.

Das berühmte Narrenhaus da drüben, antwortete Pankraz.

Entsetzlich! rief der Rath; du wirst uns nun deine Papiere ausliefern, dein Geständniß noch einmal wiederholen, und es unterschreiben, und so lange, bis alles entschieden ist, im leichten Arrest bleiben. Doch noch eins: wer ist denn dieser Theophil?

Der, sagte Pankraz, ist ein natürlicher Sohn unsers alten frommen Barons. Er schämt sich seiner, weil er ein Narr ist, und hat ihn bisher bald da, bald dort untergebracht.

Man hörte den Theophil draußen lärmen. Er trat als Bedienter gekleidet in das Zimmer. Ich will meinen Pankraz haben, rief er aus.

Ach, jammerte der Diener, ich bin zum armen Sünder geworden, und gegenwärtig im Arrest.

O das ist herrlich! jubelte Theophil; schöner konnte ich meinen Geburstag gar nicht feiern, als dadurch, daß sie den alten Kater zum armen Sünder gemacht haben! Das muß ich gleich draußen dem Herrn Kilian und Görge erzählen. Das wird ein Jubel im ganzen Lande seyn. Pankraz im Arrest! der weise Salomon, der schnurrende, altfränkische Solon mit seiner Cato-Physiognomie und dem herrlichen Haarbeutel im Nacken ein armer Sünder! — Er stürmte fort und hörte nicht auf die Einreden der beiden Freunde, oder die kläglichen Bitten seines alten Dieners.

Kaum war der Stubenarrest und die sehr dürftige Kost dem armen Wolfsberg noch nöthig, um ganz sein Inneres zu erkennen, und alle seine Thorheiten und die Verderbniß seines Lebens einzusehn. In demüthiger Unterwerfung ergab er sich seinem Schicksal, und war kaum erfreut, als man ihm ankündigte, daß seine wohlverdiente Strafe ihm früher erlassen sei. Jetzt durfte er wieder den Saal betreten, und der Director, den er bis dahin so wenig wie Friedrich, seinen Verführer, gesehn hatte, ließ ihn sogar dahin einladen.

Wolfsberg fand alle Thoren dort versammelt, und den Director mit dem Hut auf dem Kopfe sitzend. Dieser hielt ein Papier in den Händen, und seine Miene schien sehr verändert; doch konnte man nicht sagen, daß er heiterer, als gewöhnlich, aussah. Meine Freunde, fing er im Rednerton, aber mit einer weichen Stimme, an, wir haben lange mit einander gelebt, viel mit einander ertragen; aber heut ist der Tag, an welchem wir von einander scheiden sollen. Man hat endlich meinen vielfältigen Gesuchen, mich in Ruhestand zu versetzen, nachgegeben, und der Mann, der nun als Vorsteher meine Anstalt übernehmen wird, soll noch heut Mittag eintreffen. Möge sein Verstand erleuchteter, als der meinige, und sein Sinn nicht unfreundlicher seyn!

Die Thür ging auf, und Görge trat mit großer Dreistigkeit herein. Was giebt's, Bursche? fuhr der Director auf ihn los.

Ich kann's nicht mehr zu Hause aushalten, sagte Görge ganz unbefangen. Sehn Sie, Herr Director, seit ich neulich 'mal hier war, bin ich wie ein verwandelter Mensch; mein Verstand ist aufgeklärter, und ich kann nun meinen lieben Eltern nicht mehr so in allem folgen, wie ehedem. Wenn ich das nicht recht mache, und jenes versehe, 'mal so spreche oder morgen anders denke, wie es zu Hause bei mir Mode ist: so wird die Mamma immer sehr böse, und droht mir, mich in das Narrenhaus hier einsperren zu lassen. Gestern nun habe ich unserm Herrn Kilian wohl zwanzig Fledermäuse in die Stube geworfen: da hat er mich verklagt, und sie hat mir wieder gedroht, mich hieher zu schicken; da bin ich nun heute früh lieber gleich von selbst herüber gelaufen, und bitte, daß Sie mich eine Weile hier behalten; so könnte ich auch bei dem rothnasigen Herrn dort noch etwas lernen und mich ausbilden.

Sokrates machte sich sogleich herbei, und faßte die Hand des lehrbegierigen Jünglings. Der Director lächelte und sagte mit sonderbarer Miene: Wenn Strafe selber zum Lohn wird, so ist der Mensch gewiß am glücklichsten. — Ich bin in meiner Abschiedsrede an Euch, meine Freunde, unterbrochen worden, fuhr er hierauf in verändertem Tone fort. Ich habe dies Haus nun sechszehn Jahre bewacht; viele Gäste empfangen, viele gebessert entlassen. Ihr seid die letzten; und da ich Eure Besserung durch Pflege und Aufsicht nicht lange genug habe abwarten können, so will ich sie hiermit durch ein Machtwort veranstalten, und erkläre Euch nun hiermit für frei, hergestellt und gesund. Wie? Diese Gewalt wenigstens sollte mir nicht einmal geblieben seyn? Thut der Staat, der Fürst, die Universität denn etwas anders, wenn sie Doctorhüte, Titel und Würden austheilen? Da sehn wir ja täglich, wie Menschen plötzlich Verdienste und Tugenden haben und glänzen lassen, die kurz vorher nur wenig taugten, oder kaum über Vier hinauszählen konnten. Alle Thore, meine theuern, so lange gehegten und gepflegten Freunde, sind offen; die Thürhüter haben den Befehl, Niemanden am Ausgehn zu verhindern. Diese letzte Wohlthat ist es, wozu ich noch heute meine Macht gebrauchen will. Ich kann meinem Amte nicht länger vorstehn; denn, wie mancher der Märtyrer oder Wunderthäter jener frühern Jahrhunderte die Sünden ihrer Mitbrüder, so habe ich mit Liebe und Mitleid alle Eure Gebrechen in meine Seele aufgenommen: und Viele sind dadurch geheilt, die Bösartigkeit Andrer ist dadurch gemildert worden. Aber Ihr könnt wohl selbst ermessen, dankbare Freunde, daß das keine Kleinigkeit für einen sterblichen Mann ist, in seinem engen Busen so hundert Narrheiten zu tragen und zu hegen, an deren einer schon jeder von Euch genug zu schleppen hat. Freilich war ich auch dadurch nur Monarch und Herrscher, in welchem sich alle Kräfte und Vorzüge centralisiren. Nicht wahr, ihr guten, lieben Unterthanen und Einfaltspinsel? Geht nun zurück in die Welt, und gewöhnt Euch doch endlich als gesetzte Männer die kindische Aufrichtigkeit ab, mit der Ihr Euch vor jedem Narren Eure Narrheit habt merken lassen. Schaut um Euch! Von Allen, die hier vorbei fahren und gehn, die auf dem Flusse schiffen, die in der Stadt dort wandlen und auf ihren Zim-

mern sitzen, gehören, wenn man die Strenge brauchen wollte, wenigstens zwei Drittheil hieher. Warum wollt Ihr nun so weichherzig seyn, jedem Eure Brust zu öffnen, und in die curiose Structur Eures Innern hineinschauen zu lassen? Ist es denn so etwas Schweres, die gewöhnlichen Redensarten der Vernünftigen zu gebrauchen, ihre Geschäfte zu treiben, trivialen Spaß zu machen, und Ihnen die ganze Ehrwürdigkeit abzusehn und nachzuspielen? Kinder, glaubt mir doch, es gehört weit mehr Genie dazu, ein Narr zu seyn! Daher mag es auch Mangel an Muth seyn, wodurch sich die Meisten abhalten lassen, zu uns überzugehn. Denn ein trivialer Narr ist wirklich etwas recht Triviales. Wann nun der neue Herr Director ankommt, seht, Kinder, so wird er hier das leere Nest finden. Das glaube ich, wenn der sich so recht in die Fülle, wie in eine vollständige Haushaltung hinein setzen könnte, das wäre ein Jubel für ihn; Alles eingemacht, vollgesackt, geschlachtet und gepökelt für Herbst und Winter; die ganze Ernte, die ich so mühselig seit manchem Jahre habe sammlen müssen! Nein, er mag auch säen und pflanzen, die junge Zucht auffüttern, die alten Gänse nudeln und stopfen. Zehre er von seiner eignen Arbeit! — Lebt nun wohl und reicht mir Eure Hand, ehrwürdiger Sokrates! Geht und nehmt den jungen Alcibiades, den lieben Görge, mit Euch; bildet ihn, daß er Galimathias sprechen lerne, aber mit Maßen, damit er nicht verkannt werde, wenn er das, was auf einen Monat ausreichen sollte, in einem Tage an den Mann bringt. Fahrt wohl, Ihr beiden Redner; übt Euch dort vor dem Volke, und rührt und erbaut die Welt durch Liebe und erhabene Gesinnung! Indianer, großgesinnte Menschen mit edeln Inspirations-Gaben versehn, errichtet dort eine Akademie um die trockne Welt geheimnißvoller zu machen und sie mit tiefer Mystik zu nähren! Begleitet diese Edlen, Ihr Lesender; und wenn Ihr unserm Jahrhundert alles rücklings lesen und stellen könnt, so werdet Ihr Euch vielen Dank verdienen: ja der bloße Versuch wird Euch schon glänzend belohnt werden. Ihr Baukünstler, bezieht wieder Euer Haus, das Ihr als aufgeblühte Schönheit verließet, und das nun zu einem alten Mütterchen zusammen geschrumpft ist! Pygmäenfeind, geht und vertreibt die bösen Geister! Ihr, Graf Birken, macht Euch davon, und laßt nun Weiber und Mädchen in Ruhe! Herr von Linden, oder Methusalem, wie sie Euch hier nennen, verschwindet in Eil: denn Ihr macht hier nur theure Zeit, da Ihr sie so entsetzlich consumirt. Wie? wenn ich Euch nun die Zehrungskosten nebst Zinsen für die hundert tausend Jahre abfordern wollte, die Ihr hier Eurem eignen Geständnisse nach zugebracht habt? Meilen weit hier herum kann das Kind im Mutterleibe keine Zeit zum Wachsen finden, da Ihr Alles in Euch schlingt. — Friedrich, lebt wohl, und grabt keine Schätze mehr, sonst grabt Ihr Euch selber die Grube, in die Ihr hinein fallt!

Jeder mußte ihm, indem er vorüberging, die Hand reichen. Alle verließen das Haus; nur Friedrich erklärte, daß er niemals weichen wolle. Sieh, rief der Director, am Fenster stehend, wie sie sich verbreiten und dahin ziehen, die lieben Pilgersleute! Sie werden es doch vielleicht nicht wieder so gut finden, als hier. Mancher wird sich zurück sehnen!

Ein Wagen fuhr in den Hof, und der Mann, welcher herausstieg, war sehr verwundert, alle Thore offen zu finden. Noch mehr erstaunte er aber, als er sich dem zeitherigen Direktor näherte, und erkannte, daß dieser plötzlich ein Kranker seiner eignen Anstalt geworden sei. Er gab sich ihm als Doktor Anselm zu erkennen welchem die Regierung diesen Posten anvertraut habe: doch jener antwortete bloß: Ja, bester Mann, Sie finden mich ganz allein hier, als Stock und Stamm, der wohl wieder Früchte tragen mag, doch aber jetzt abgelaubt ist. Für etwas, wenn auch nicht für viel, kann mein Friedrich gelten.

Anselm ließ sogleich einige Diener zu Pferde ausreiten, um, wo möglich, noch einige der Flüchtlinge einzuholen.

Görge ging mit seinem neu erworbenen Sokrates seiner Heimath zu. Sie müssen sich nur nicht Sokrates nennen, machte er ihm begreiflich; denn das klingt so heidnisch: so können Sie gewiß in unserm Hause bleiben, und mir Unterricht geben. Der Papa suchte schon seit lange einen Lehrer: er hilft Ihnen gewiß durch, und thut, als wenn er sie dort oben nicht gesehn hätte; meine Schwester darf nichts ausplaudern, sonst verrathe ich ihre schwärmerische Liebe zu dem Windbeutel Theophil; bloß die Mama müssen wir betrügen, und Sie müssen sich nur hübsch klug und weise stellen.

Ich brauche mich nicht so zu stellen, antwortete Sokrates; das ist meine wahre Natur.

In einiger Entfernung hinter diesen schlich Wolfsberg; er ging nur langsam, und sehnte sich nach einer Erquickung. In dem großen Dorfe, wo der Junker ihm mit seinem Mentor aus den Augen verschwand, ließ er sich in dem Gasthofe ein Zimmer geben, und bestellte sich Essen und Wein. Er legte sich indessen auf das Bett, um etwas zu schlafen; aber kein Schlummer befiel sein Auge, denn tausend gute Vorsätze, Lebensplane und Erinnerungen besuchten ihn jetzt, da er sich nun endlich der Freiheit zurückgegeben sah, die er sich seit so mancher Woche vergeblich gewünscht hatte. Die heitere frische Berglust zog durch das offene Fenster, und stärkte seine Sinne. Wie ist mir wohl! sagte er zu sich selbst: warum habe ich denn so manches Jahr diese Empfindungen verschmäht, die mich jetzt besuchen, und die doch das theuerste Leben meines Lebens sind?

Ein sonderbares Gezänk, das draußen vorfiel, erregte erst seine Aufmerksamkeit und zog ihn dann ans Fenster. Ein alter Mann stritt mit einem jungen, und sagte jetzt eben: Nein, Sie müssen mit uns gehen, und daß ich Ihnen Ihre Baarschaft oder Ihre Wechsel jemals wiedergeben sollte, darauf machen Sie sich nur keine Rechnung; denn wenn ich nicht als ein kluger Mann Ihre Kapitalien in Verwahrung genommen hätte, so hätte es wohl so kommen können, wie uns der fremde Herr wahrsagte, daß mein altes Auge Sie nie wieder sah, und meine arme Tochter sich der Verzweiflung ergeben mußte.

Wolfsberg sah sich hier wieder einen Spiegel vorgehalten, der ihm die Scene noch weit interessanter machte. Aber, Herr Kilian, es ist doch mein Geld, sagte der junge Mensch.

Was, Kilian? schrie der Alte; Herr Schwiegervater müssen Sie zu mir sagen, so wie ich Sie auch lieber hochgeborner Herr Schwiegersohn, als Graf von Birken tituliren werde.

Wie, sagte Wolfsberg zu sich selbst, dies also ist der junge verkehrte Mensch, für den ich so lange habe leiden müssen? — Seine Aufmerksamkeit hatte den höchsten Grad erreicht, und weil er dem Gespräche so eifrig zuhörte, bemerkte er nicht, daß zwei fremde Menschen durch den Baumgarten herbei kamen. Kommen Sie, ohne Umstände, rief der Pfarrer jetzt von Neuem, oder ich lasse Sie aus meiner Machtvollkommenheit als Mädchenverführer und Jungfrauenräuber arretiren.

Einen solchen suchen wir eben, sagte der eine Fremde, einen jungen Grafen Birken, der ein Verbrecher und Narr zugleich seyn soll. Alle Thörichten haben sich heut aus dem Narrenhause befreit, und das ganze Land ist nun im Aufruhr, sie wieder einzufangen.

Wolfsberg erschrak; er wollte schnell den Kopf zurück ziehn, aber man hatte ihn schon bemerkt. Er sammelte sich und rief von oben herab: Sie suchen den Grafen Birken? Der dort ist es, der mit dem alten Manne spricht.

Der Graf erschrak, der Geistliche sammelte sich aber bald. Schwiegersohn oder Arrestant? fragte er den jungen Mann schnell und leise. „Ach! Schwiegersohn!" wimmerte dieser kläglich, und der Geistliche sagte mit fester Stimme: Meine Herren, ich bin der Pastor dieses Orts; dieser mein Herr Schwiegersohn wohnt schon seit vierzehn Tagen in meinem Hause; aber dem Menschen da oben sieht ja der Vagabunde und der Narr obenein aus den Augen heraus. Ich gebe Ihnen mein Wort, er ist der entsprungene Graf Birken!

Er nahm seinen Schwiegersohn unter den Arm und führte ihn mit starker Hand davon. Die Fremden bemächtigten sich des unglücklichen Wolfsberg, erlaubten ihm kaum, sein bestelltes Mittagsessen zu genießen, und schleppten ihn wieder in seine Haft zurück.

Der Rath Walther war in Begriff, in schnellster Eile nach der Stadt zu fahren. Nur auf eine halbe Stunde wollte er in dem Dorfe beim Pfarrer Kilian einsprechen, und scheute deshalb den Umweg nicht, weil er doch vielleicht irgend eine Nachricht durch ihn erhalten könnte. Als er nach dem Dorfe einbeugte, sah er seitwärts neben den Bergen auf einer grünen Wiese den Fluß entlang eine Gestalt gedankenvoll wandeln, die sein entzücktes Auge bald als seinen geliebten Raimund zu erkennen glaubte. Er ließ halten und wollte über die kleine Brücke dem Wasser zueilen, als er Schalmeien, Clarinetten und Waldhörner vernahm, und einen langen Zug geputzter Bauern und Bäuerinnen sich entgegen kommen sah. Alles jubelte, und in der Mitte gingen neben dem Pfarrer zwei wunderlich geschmückte Gestalten, die er für Graf Birken und die Tochter des Pfarrers erkannte, deren grüner Kranz in den brandrothen Haaren sie deutlich als Braut ankündigte.

Da der Rath wußte, wie wichtig es seinem Freunde, dem Arzte, seyn mußte, daß die Trauung nicht vor sich ginge, so begab er sich, statt nach jener Wiese, in die Mitte des Brautzuges. Er wollte sprechen; aber die lärmende Musik ließ ihn nicht zu Worte kommen; besonders da der Pfarrer die Musikanten zum Blasen und das junge Volk zum Schreien ermunterte, um nur den lästigen Besuch zu übertäuben und zu verscheuchen. Des Rathes Anstrengungen wären auch für jetzt vergeblich gewesen, wenn nicht einige Reiter herbei gesprengt wären, die dem Zuge Halt geboten. Die Musik verstummte, und diesen Augenblick der Ruhe benutzte Walther, um seinen Einspruch gegen die Feierlichkeit vorzutragen und zu erklären, daß der junge Graf noch nicht mündig, außerdem auch thöricht im Haupte sey. Des Pfarrers bemeisterte sich ein erhabener Zorn. Ich weiß nicht, rief er aus, warum sich alle Welt in Bosheit gegen meinen verehrten Schwiegersohn und meine geliebte Tochter verschworen hat! Er thöricht im Haupte? Wissen Sie, unbekannter Freund, was das sagen will?

Die Reiter begehrten ebenfalls angehört zuwerden. Sind Ihnen sonst keine Narren begegnet, fragte der erste sehr eifrig: das ganze Narrenhaus hat sich frei gemacht, wir sind alle in den Dörfern aufgeboten, sie wieder einzufangen. Jeder Reisende ist jetzt verdächtig; man prüft alle Welt sehr scharf, und selbst der Vernünftigste muß sich in Acht nehmen, nicht aufgegriffen zu werden; denn Narren müssen sie nun doch einmal dort oben wieder haben.

Sind Ihnen Verdächtige vorgekommen, Herr Pastor? fragte der zweite.

Ich untersage hiermit diese Hochzeit! rief der Rath im höchsten Unwillen.

Der Pfarrer, welcher das Grafthum seiner kleinen Tochter von Neuem in Gefahr sah, dessen Vaterliebe Alles daran setzte, sich diesen Schwiegersohn zu sichern, und dem mit Wolfsberg schon der kühne Streich gelungen war, rief jetzt laut: „Hier, meine Herren, sehn Sie einen solchen Wüthigen vor sich, der sogar die heilige Ceremonie durch seine Raserei stören will!"

Was? rief Walther aus; ich ein Rasender?

Sehn Sie nur, sagte der Pfarrer gesetzt, wie ihm die Augen wie zwei Feuerräder im Kopfe herum gehn! Er ist toll; wir erkennen ihn Alle dafür an.

Ja, schrieen die Musikanten, und am lautesten der Graf: es ist der tolle Mensch, der schon seit acht Tagen hier herum läuft.

Geben Sie Acht, was Sie thun, sagte der Rath etwas besänftigt; ich wollte eben nach der Stadt; ich bekleide dort jetzt die Stelle des Gerichtspräsidenten.

Vor Hochmuth ist er übergeschnappt, rief der Pfarrer; allons! fort mit ihm! — Fort mit ihm, schrie der ganze Haufe. Die Reiter hatten schon ein drittes, lediges Pferd herbei geschafft; Walther ward hinauf gepackt, und ehe er noch sagen konnte, daß sein Wagen vor dem Dorfe halte, trabten seine Begleiter mit ihm fort: denn das Singen und Schreien der Menge, die betäubende Musik und die Glocken, welche die Ceremonie einläuteten, machten für jetzt jede Erörterung unmöglich. Walther mußte gezwungen den Weg zur neuen Behausung seines Freundes antreten; der Pfarrer aber schleppte als Sieger seinen mühsam errungenen Schwiegersohn in die Kirche, mit dem Vorsatz, sich späterhin lieber je-

der Verantwortung zu unterziehn, als das Horoskop Lügen zu strafen!

Der neue Director Anselm hatte sich indessen um seinen kranken Collegen bemüht, und es war ihm auch gelungen, den alten Mann wieder ziemlich zu beruhigen. Dieser sah seinen Zustand ein, und fühlte sich beschämt, daß er so leicht jenem Gelüste nachgegeben, welches ihm noch kürzlich der Prediger als so gefährlich geschildert hatte. Er besaß in der Nähe ein Landhaus, auf welches er sich verfügte, und Anselm sah ihn gern abreisen, weil er überzeugt war, daß die schnell erzeugte Unpäßlichkeit in einigen Tagen auf immer verschwinden müßte.

Jetzt ward eine Gesellschaft von Reisenden gemeldet, die das Haus besehn wollten. Anselm ging ihnen entgegen, sie zu bewillkommen, und zugleich zu entschuldigen, daß ihre Neugier sich diesmal mit einem einzigen Vernünftigen begnügen müsse. Voran in den Saal trat ein langer alter Herr, dem die Uebrigen große Verehrung bezeigten; er führte an seinem Arm ein phantastisch geschmücktes Frauenzimmer, die dem Arzte bekannt schien, obwohl er sich ihrer nicht gleich erinnern konnte. Ein breitschultriger junger Mann folgte, und als letzte Begleiterin schlich ein blasses, krankes Mädchen nach, die Strickkorb und Tuch ihrer lachenden und übermüthigen Gebieterin demüthig trug.

Wir kommen, sagte der angesehene Mann, Ihre Anstalt zu betrachten; meine junge Gemahlin hat dergleichen noch niemals gesehn, und der Bruder meiner Frau hat noch andere philosophische und künstlerische Absichten bei dieser Reise.

Sind die Narren aber auch nicht fürchterlich? fragte die junge Dame; ist man auch nicht in Gefahr angesteckt zu werden?

Anselm erzählte ihnen die unglückliche und doch lächerliche Begebenheit, worauf der alte Herr sehr betreten und erblaßt zurück fuhr und ausrief: wie? Alle entlaufen? Schrecklich! Und auch ein gewisser Baron Linden unter den Geflüchteten?

Ja wohl; leider, sagte der Arzt, indem er den Sprechenden näher ins Auge faßte.

Das ist ein Jammer, rief der robuste junge Mensch aus; so bin ich denn vergebens hieher gereiset? Mir fallen jetzt bei unserm Theater die wichtigen Rollen des Macbeth und Lear zu, und für diese möchte ich so gern hier meine Studien machen; denn seit unser Großprahler, der Adlerfels, so ganz verschollen ist, und man nirgend von ihm hört (Schade um den übrigens guten Künstler!), so muß ich doch nothwendig die Lücke ausfüllen, die mit seinem Verlust bei uns entstanden ist.

Du solltest ihn nicht nennen, mon frère, sagte die Dame: sieh nur, wie Fanny wieder von Erinnerung ergriffen wird.

Auf den großen Mann, sagte der Bruder, hätte sich das Köpfchen ja doch niemals Rechnung machen dürfen.

Friedrich, der auch zugegen war, sagte: Es ist außer mir Niemand im Hause, als der berüchtigte Graf Birken; den haben sie vor Kurzem mit Gewalt wieder zurück geschleppt.

Graf Birken, rief der Arzt höchst erfreut aus; o diesen führe sogleich zu mir, guter Mann. Zugleich winkte er den Baron in ein Fenster, um im Geheimen mit ihm zu sprechen: Ich habe die Ehre, fing er an, den Herrn Baron Eberhard vor mir zu sehn. Jener verbeugte sich. Wenn Ihr Neffe, fuhr der Arzt fort, jetzt sich wieder fände, würden Sie gewiß seiner Verbindung mit Fräulein Blanka nichts mehr in den Weg legen. — Wenn er noch lebte, der liebe Jüngling, sagte jener süßlich, und sie den Verstand wieder gefunden hätte, — doch scheinen das unmögliche Dinge zu seyn! — „Doch nicht viel unmöglicher, sagte Anselm, als daß dieser nämliche Neffe lange als Baron Linden hier im Hause gelebt hat." — „Ei! was Sie mir sagen!" — „Sie mußten es doch wohl wissen, da Sie sich gleich so angelegentlich nach dem jungen Linden erkundigten." — „Ich? Ja, sehn Sie einmal, — daß ich nicht wüßte," — stotterte jener.

Sie sind ein so berühmter Christ, fuhr Anselm fort, Ihre Frömmigkeit und Menschenliebe sind so exemplarisch, daß Sie ganz gewiß in alle meine Bitten und Vorschläge willigen werden, da ich es gleich gut mit Ihnen, wie mit Ihrem Neffen meine.

Je, du mein Himmel, ächzte der Baron, wir sind ja alle gute Menschen. Wenn ich nur erst wüßte, wodurch ich die Ehre habe, von Ihnen gekannt zu seyn.

Die arge Welt könnte glauben, fuhr Anselm leise im sanftmüthigsten Tone fort, Sie hätten es auf das Vermögen Ihres lieben Neffen angesehn, besonders weil ein alter Schuft sich nicht entblödet, auszusagen, ein gewisser Pankraz —

O der Galgenschwengel! rief der Baron: was sagt er aus? er soll mir Alles bezahlen!

Sehn Sie einmal, indem Anselm die Bogen aus einander faltete, diese weitläuftige Anklage, vor Zeugen ausgesagt und unterschrieben. Es ist entsetzlich! Was gewinnt aber ein frommes Herz, wie das Ihrige, dabei, einen solchen Menschen zu bestrafen? Nein; sammeln Sie feurige Kohlen auf sein Haupt; belohnen Sie ihn großmüthig und übermäßig, daß er in sich geht, und an ihrem Edelmuth hinaufstaunend, an Tugend glauben lernt. Sie könnten ihm wohl ein Häuschen, ein kleines Capital, eine mäßige Wiese und einige Aecker schenken, wie ihm ein sonderbarer Mann, der seit gestern Gerichtspräsident hier drüben in der Stadt ist, etwas voreilig in Ihrem Namen schon versprochen hat: ein gewisser Walther, er hat auch die Ehre, mit Ihnen verwandt zu seyn, und denkt Ihnen auch die Mühe abzunehmen, künftig noch des Vermögens wegen, das Ihrem Neffen zusteht, Sorge zu tragen.

Je du mein Gott, ja, — Alles herzlich gern! seufzte der Alte kaum hörbar.

Wie wäre es denn nun noch zuletzt, theuerster Mann, den ich immer mehr verehren muß, wenn Sie auch Ihren armen Sohn, den Theophil, legitimirten, und ihm ein anständiges Auskommen gewährten. Würde Ihr Herz darüber nicht eine unbeschreibliche Freude empfinden?

Ach ja, sagte jener, eine unbeschreibliche Freude, und da Sie es wünschen — und Sie eine gewisse Art zu bitten, — und zum Herzen zu sprechen haben, — o Himmel! die Thränen stehn mir in den Augen, daß ich eine solche Bekanntschaft gemacht habe.

Ich bin im Innersten gerührt, erwiederte Anselm.

Sie umarmten sich herzlich, und der Baron wischte sich die Tropfen des kalten Angstschweißes von der Stirn. Lange bin ich nicht so bewegt gewesen, seufzte er, und blickte zum Himmel. Und ich, erwiederte Anselm, habe auch, so lange ich lebe, an keinem so großen Herzen gelegen.

Der Baron trat zur schäkernden Gattin. Sie werden, sagte er fromm, in diesen Tagen einen Sohn von mir kennen lernen: auch ist mein Neffe wieder gefunden, und ein alter Diener Pankraz wird das kleine Gütchen Liebendorf erhalten, welches Sie dem Pachter verkaufen wollten.

Das ist ja viel in einer kleinen Viertelstunde, sagte sie, und maß den Director mit großen Augen.

Es geht fast zu, wie im Lustspiel, sagte dieser.

Ja, sagte der Baron, der Herr Director haben mir Eröffnungen gemacht, und auf eine Art —

Hier kommt Graf Birken, schrie Friedrich; er wollte sich erst gar nicht dazu bequemen.

Wolfsberg trat herein; der Arzt ging ihm entgegen, aber beide fuhren in demselben Augenblicke vor einander zurück. Sie, Herr von Wolfsberg hier, unter diesem Namen? und so verwandelt, so abgefallen? So drückte mit wiederholten Ausrufungen der Arzt sein Erstaunen aus. Die Uebrigen im Saale waren nicht ruhiger. Fanny lag in Ohnmacht und Wolfsberg, der jetzt erst die Gruppe sah, machte sich aus den Armen des umhalsenden jungen Mannes, der einmal über das andre: mein Adlerfels! rief, los und eilte der Niedergesunkenen zu Hülfe. Er kniete zu ihr nieder, er legte ihr Köpfchen auf seinen Schooß: O meine geliebte, meine theuerste, meine einzige Franziska! rief er in den zärtlichsten Tönen; entziehe Dich mir jetzt nicht wegen meiner Missethat, entfliehe mir nicht, denn ich bin kein Herzloser mehr: ich kehre zu Dir zurück, wenn Du mich noch würdigest, mich Dein zu nennen! Ich bin ja aus meinem tiefen Elende zu mir selber erwacht; o so erwache denn auch Du zu diesem Leben wieder!

Franziska schlug die ermatteten, aber schönen Augen auf. Sie konnte an ihr Glück nicht glauben, daß sie in dessen Armen lag, der sie mit so grausamem Hochmuthe von sich gestoßen hatte. Du mein? stammelte sie; gewiß?

Ja, mein süßes Herz, erwiederte Wolfsberg, der sich nun als Adlerfels ausgewiesen hatte; ja ich kehre mit Dir zurück, Du wirst meine Gattin, und alle Schmerzen, allen Hohn, den Du um meinetwillen ertragen hast, will ich Dir vergüten, wenn ich es vermag. Und unser Kind, das arme Würmchen, lebt es denn noch?

Die liebe Bertha, sagte die Entzückte, ist zu Hause, bei meiner Schwester. Gott! wie wird sich Alles freuen!

Ich gratulire, Fanny, sagte die gnädige Frau: nun gieb mir nur Strickkorb und Shawl her, daß ich es selber trage.

Bruder, rief der andre Schauspieler, wie wird das Publikum sich freuen, Dich in Deinen Effect-Rollen wieder auftreten zu sehn.

So eben, rief Friedrich hereinspringend, haben sie noch einen ganz neuen Narren eingefangen. Das geht scharf her.

Walther trat lachend ein und man verständigte sich sogleich. Anselm stellte ihn dem Baron vor und sagte ihm kurz, daß das edle Herz des frommen alten Herrn in Alles gewilligt habe, was er nur irgend als Mensch oder Rechtsgelehrter von ihm fordern könne. So laßt uns denn, rief Walther, nach dem Dorfe zurück kehren, von dem ich eben herkomme, denn wenn meine Augen nicht ganz zu Lügnern geworden sind, so haben sie dort meinen geliebten Raimund erblickt.

Wirklich war es Raimund gewesen, den Walther erst erspäht hatte. Stumm und in sich gekehrt hatte der Jüngling das Haus verlassen. Er begriff nicht, was ihm geschah; er wußte auch nicht, wo er hin wollte. So ging er dem Fußsteige nach, der ihn bald in den Wald führte. Er sann seinem verschwundenen Leben nach, und ihm ward fromm und heilig zu Sinne. War es doch, als fielen verhüllende Schleier von seinem Gemüthe und Herzen herunter. Er kam an einen grünen runden Platz im Walde, wo er sich unendlich bewegt fühlte. Er sah sich um, um sich zu erkennen, und eine alte Birke, in welcher noch die Namenszüge, die er einst eingegraben, fast unkenntlich verwachsen waren, erinnerte ihn an Alles. Er war noch ein Kind gewesen, als er hier einmal von seiner theuren Mutter Abschied genommen hatte; bis hieher hatte er sie begleiten dürfen, und von dieser Stelle kehrte er mit seinem Vater wieder nach dem Schlosse zurück. Er ahndete damals nicht, daß er nach einem Jahre schon beide Eltern beweinen sollte. Das Gut wurde nachher vom Oheime vortheilhaft verkauft, und Raimund hatte seit seiner Kindheit diese Gegend nicht wieder gesehn. So wie er jetzt zu diesen Erinnerungen immer deutlicher erwachte, wie die Sehnsucht nach den Scenen seiner Kindheit, nach dem Kirchhofe, wo seine Eltern ruhten, in ihm wuchs; so empfand er es, wie jene dumpfe Angst immer mehr verschwand, die bis dahin seinen Geist wie in einem finstern Kerker eingefangen hielt. Er verließ den Wald, da lag der kleine Fluß vor ihm, der vom Wohnsitze seiner Kindheit herströmte. Alle Wogen schienen ihn zu grüßen, jede Blume am Ufer ihm einen kindlichen Gruß zuzunicken. Da fand er schon die Mühle im engen Thal, die ihm als Knaben mit ihren rauschenden Rädern so wunderbar erschienen war. Sie ist ja jetzt nicht weniger wundervoll, sagte er zu sich, wenn ich gleich weiß, was und wozu sie da ist. Er ging vorüber, und wollüstige erleichternde Thränen strömten aus seinen Augen. Da war der Bergschacht, der ihm so entsetzlich vorgekommen war; er ging dicht hinan, und erinnerte sich der grauenvollen Sagen, die von ihm im Lande umgingen. Nun sah er schon den wohlbekannten Berg seines Geburtsortes, die rothe hohe Felswand und die von oben herabhangenden Bäume. Da schimmerte auch schon das Dach des Schlosses herüber. Es schmerzte ihn, daß er nicht in das Thor vertraut eintreten dürfe, daß fremde Menschen, die er nur wenig kannte, in den Zimmern wohnten, wo seine Wiege gestanden, wo sein Vater ihm vorgelesen, wo seine Mutter ihn in einer Krankheit auf ihrem Schooße eingesungen hatte. Auf dem Kirchhofe kniete er mit Andacht an der Gruft. Er nahm sich nun fest vor, seine Freunde wieder aufzusuchen, und nachzuforschen, wer ihm das Schicksal bereitet haben könne, das ihm erst jetzt seltsam erschien. Doch mußte er, ehe er weiter ging, die einsame Wiese hinter des Pfarrers Garten besuchen,

den Spielplatz seiner Kindheit, wo er unter der hohen Linde so manchmal im grünen Grase halb eingeschlummert war, auf das Säuseln der Blätter, das Summen der Bienen, und das Plätschern des nahen Baches horchend, wo Alles wie süßer Geistergesang ihn anredete, und er noch lieblicher aus seinen Träumen Antwort gab. Nun stand er wieder unter dem Baume, und eine himmlische Müdigkeit ergriff ihn, wie damals; er tauchte die brennenden, thränennassen, jetzt so bleichen Wangen in das kühle grüne Gras, und die Bienen schwärmten im Baum, die Blätter schwatzten mit ihnen, das Flüßchen erzählte sich selbst eine alte Geschichte, und er entschlief wieder, wie in der Kindheit. — —

Ein Wagen hielt am Dorfe. »Willst du ruhen, mein Kind?« — fragte die Mutter. — »Ja, aber im Freien.« — »Bist du auch wohl genug?« — »O Sie sorgsame, treue, mütterliche Pflegerin, antwortete die Tochter, Sie sehn ja, wie es mit meiner Gesundheit mit jedem Tage besser wird. Vertrauen Sie mir nur mehr, damit ich mir auch selber wieder vertraue. Nein, Geliebteste, jene trübe Zeit wird niemals wieder kehren; aber ich fühle es, durch diesen fürchterlichen Zustand mußte sich meine Krankheit arbeiten, damit ich wieder genesen konnte.« — Bist du dessen so gewiß, meine Tochter? Dann möchte ich Gott mit Thränen für die Verzweiflung danken, durch welche er mich geprüft hat.

Gewiß, liebe Mutter, sagte die reizende Tochter. Kenne ich doch nun mein ganzes Unglück; es ist mir kein düstres Geheimniß mehr. Wenn ich an die Ewigkeit der Liebe glaube, warum sollte ich denn jemals verzweifeln? Hier ist er geboren! O hätte ich ihn doch als Kind gekannt! Eine Welt voll Glück wäre mehr in meinem Besitz! Hier ist er auch wohl gewandelt! alle diese Gegenstände hat sein frisches Auge, wie oft, begrüßt. Nur über die Wiese will ich gehn, ein Viertelstündchen am Bache ruhn, so recht an ihn denken; dann komm' ich zurück und wir reisen weiter. Aber allein müssen Sie mich lassen! — Sie umarmte die Mutter, und schritt über die kleine hölzerne Brücke. — —

Raimund träumte indessen einen seltsamen Traum. Der Wahnsinn war die Wahrheit, und was die Menschen Vernunft nannten, nur ein dämmernder Schlummer. Auch kein Raum war da und keine Zeit. So wie auf den alten Stammbäumen es abgebildet ist, sah er sich aus dem Herzen eine hohe Blume wachsen; sie wurde von seinem Herzblut getränkt, und ihr rother Glanz ward immer mehr zum goldenen Purpur. Da sang es im wiegenden Kelch, er that sich süßflötend auf, und Blanka schaukelte sich drin hin und wieder, wie in einem durchsichtigen Kahn. Da blickte er über sich, und ihr blaues Auge ging in das seine; da zitterte sein Herz und mit ihr die Blume. Warte, rief sie, jetzt stirbt mein Blumenhaus ab, ich komme draußen in der Wirklichkeit zu dir! Sie schlüpfte auf den Rasen und stellte sich unter die Linde — Gott im Himmel, hörte er sagen, das ist Raimund! Er schlug die Augen auf, und Blanka's blaues Auge ging in das seine. Er kannte sie gleich. Sie umschlossen sich, als wenn die Arme sich nie wieder los lassen wollten. Auf den lauten Freudenschrei eilte die Mutter herbei, und fand das unvermuthete Glück, das Sie noch nicht begriff. Auch Walther und Anselm kamen. Walther war so entzückt und berauscht, als wenn er selbst der Bräutigam wäre.

Im Hause des Pfarrers tobte indessen ein lautes Getümmel. Die Hochzeitgäste waren so lustig, daß es die Glücklichen endlich auch auf der Wiese hörten. Der alte Baron hatte indessen schon seinen Sohn Theophilus herausgesucht und ihm unter Umarmungen seine Vaterschaft erklärt. Ich habe nun auch einen Vater! rief Theophilus im Hause lärmend umher, und schlug laut lachend mit den Beinen aus, als der Pfarrer ihm dazu vernünftig Glück wünschen wollte. Wolfsberg machte es mit dem Pfarrer ab, daß er ihn in den nächsten Tagen mit seiner überglücklichen Franziska verbinden sollte. Der Gerichtspräsident Walther konnte in der Leidenschaft des Glücks nicht so mit dem Geistlichen sprechen, wie dieser es wohl verdient hätte; aber wurden alle Unterhandlungen durch ein laut schmetterndes Posthorn unterbrochen. Eine glänzende Equipage hielt, viele zierlich gekleidete Diener beeiferten sich, einen ansehnlichen Mann, der auf dem Rocke einen großen Stern trug, aus dem Wagen zu heben. Die Dorfleute befiel ein stilles Grauen, und als Anselm ausrief, der alte Graf Birken! so fing der Pfarrer an zu zittern.

Wo ist mein ungerathener Sohn? schrie der alte Graf, als er in das mit Menschen überfüllte Zimmer trat. Die Braut heulte laut, und die anwesenden Weiber aus dem Dorfe stimmten in denselben Ton ein. Wo ist Caspar Birken? schrie der Alte noch einmal. Hier, winselte der junge Graf, der sich hinter einen großen eichenen Tisch verschanzt hatte. — Und wo ist der unverschämte Pfaff, der es gewagt hat, den dummen Laffen mit seiner Tochter zu verkuppeln? — Hier! rief der Pfarrer, der sich indessen wieder gesammelt hatte; aber keine Verkuppelung, sondern eine ächte christliche Ehe, wie unsre Kirche sie vorschreibt. — »Die wird wieder geschieden!« — »Die wird nicht geschieden!" — „Sie ist nicht gültig, so gewiß da oben auf den Ebreschenbäumen keine Aprikosen wachsen." — „Sie bleibt so lange gültig, bis da oben die rothe Fesenwand ein Mensch hinauf klettern kann, und von den nämlichen Ebreschenbäumen sein Veto in das Thal zu uns herunterschreit." — „Und wenn ich Blut und Leben, wenn ich mein Vermögen lassen muß, und wenn ich der Mörder meines eigenen Sohnes werden sollte, so gebe ich zu dem Unsinn nie meine Einwilligung." — „Und wenn ich, schrie der Pfarrer entgegen, prozessiren müßte, bis ich keinen Groschen mehr hätte, und wenn ich zur Fortsetzung des Prozesses von dem Junker Görge, oder einem noch Einfältigern, das Geld betteln müßte, so lasse ich die Sache nicht ruhen. Mein Kind muß glücklich und Gemahlin des Grafen, Ihres Sohnes, bleiben. Wissen Sie, was ein Horoskop ist?" — „Nein." „Nun, dann können Sie auch gar nicht mitsprechen. Sehn Sie dies Papier; in der Geburtsstunde meiner Tochter habe ich alle ihre Sterne beobachtet, und schon damals mit Gewißheit prophezeit, daß sie eine Gräfin werden müsse. Was können Sie gegen alle Sterne ausrichten? He?"

Der Graf sah das Papier eine Weile mit staunen-

den Blicken an. He! Caspar! schrie er von Neuem. Heraus aus deinem Winkel, du Satansbrut! Komm her. Spitzbube, ich will dir ja meinen väterlichen Segen geben, weil es denn also doch einmal nicht anders seyn kann.

Der junge Birken hüpfte herbei, er legte die Hand des Sohnes in die seiner Braut und küßte das kleine dicke Mädchen dann recht herzlich auf den Mund. Nun, Spaß bei Seite, sagte hierauf der alte Herr bedächtlich, im Grunde ist es mir ganz lieb, daß die Sache so gekommen ist, denn der Junge hätte einmal noch ärger anlaufen können; er kommt somit in eine ziemlich reputierliche Familie; der Mosje Caspar muß nun aber seine dummen Teufeleien lassen, die ihm einmal den Hals hätten kosten mögen; der Schwiegerpapa ist ein resoluter Kerl, der wird ihm wohl den Daumen aufs Auge halten. Aber nun kriegt dein jüngerer Bruder die großen Güter und du, Hasenfuß, trittst in seine Rechte, wie es auch eigentlich viel vernünftiger ist.

Alles war zufrieden und glücklich. Walther und Raimund waren indeß mit der Geliebten Blanka zum Hause des Edelmanns gewallfahrtet. Es war vorläufig davon die Rede gewesen, den Jugendwohnsitz Raimunds wieder zu kaufen; auch zeigte sich die Möglichkeit einer Verbindung zwischen der empfindsamen Baronesse und Theophilus, da dieser jetzt von seinem Vater anerkannt wurde.

Alle gingen selig, in Gefühlen und Hoffnungen schwelgend, sprechend und scherzend die grüne Wiese hinunter. Kilian unterhielt sich mit Sokrates. Gnädige Frau, sagte er nachher zu Görges Mutter, der Mann kann ihrem Sohne auf die Beine helfen; ich habe ihm auf den Zahn gefühlt, ich habe mit ihm disputirt, einen solchen Gelehrten bekommen Sie niemals wieder. Indem man noch sprach, hörte man von oben, die Felswand herunter ein lautes Veto! rufen. Alle sahen hinauf und schwindelten, denn von der steilsten Höhe hing der alte Graf Birken reitend auf einem Ebreschenbaum. Veto! rief er noch einmal; aber nun kommt schnell zu Hülfe, oder ich breche den Hals! Widerrufen Sie erst Ihr Veto! schrie der Pfarrer hinauf. Ich widerrufe, tönte es herab, aber ich werde doch den Hals brechen. Die Bedienten liefen: die Leute aus dem Dorfe holten Stangen, Leitern und Stricke. Plötzlich brach der Baum, und der Graf stürzte herab; er kam aber noch ziemlich glücklich auf dem Boden, zur Freude Aller, an. — Wie ist er nur auf die steile Wand gekommen? rief der Pfarrer. Ja, Schwiegervater, antwortet der junge Graf Birken, Sie sehen, mein Papa ist noch toller, als ich!

Die Sonne sank und beschloß den seligsten Tag, den Walther, Blanka und Raimund noch erlebt hatten, Franziska schloß sich diesen an, und im gebesserten Herzen fühlte sich Adlerfels als den glücklichsten Menschen.

Der

Jahrmarkt.

Novelle.

Auf einem großen, schöngelegenen Dorfe lebte ein Pfarrer, wohlhabend und behaglich, denn, »ihn drückte nicht die Last schwerer Gelehrsamkeit, noch litt er am Podagra«, oder einer andern Krankheit. Herr Gottfried war in sich vergnügt, und kümmerte sich nicht sonderlich um den Lauf der Welt. Seine Frau war noch ruhiger, und Rosina, ihr einziges Kind, erwuchs in stiller Einsamkeit, indem sie jeden Tag sich zufrieden niederlegte, manchmal nur darüber verdrüßlich, daß sie ihren theuren Fritz nicht hatte sehen können.

Dieser, der hoffnungsvolle Sohn des Amtmanns, mit ihr aufgewachsen, war ein rüstiger junger Jäger, ein Freund von Romanen und wunderbaren Geschichten, treu, unerfahren in den Welthändeln, da er bis jetzt sein Dorf nicht verlassen, und keinen andern Unterricht, als den des alten Schulmeisters genossen hatte.

Man kann nicht immer zufrieden seyn, auch wenn man im Schooß der Zufriedenheit selbst leben sollte. Die Befreundeten, die sich täglich sahen, schwärmten oft, wenn sie Reisebeschreibungen lasen, von Ausflügen in die ferne Welt, von Wunderbegebenheiten, die sie erleben würden und erleben möchten, und am eifrigsten war die Gemahlin des Amtmanns im Phantasiren, was alles geschehn sollte und könnte, die keine Aussicht hatte, das große, weitläuftige Amtsgebäude jemals zu verlassen, weil sie es in ihrem gichtkranken Zustande kaum möglich machen konnte, die Treppen hinab zu steigen, um bei schöner Sommerwärme im Garten etwas spazieren zu gehn.

So war es denn endlich schon seit zwei Jahren beschlossen worden, in des Amtmanns großer Kutsche nach der Residenz zu fahren, welche gerade fünfzehn deutsche Meilen von diesem Dorfe entfernt war. Man schob aber bald der Erndte, bald der Aussaat, oder wegen der großen christlichen Festtage diese Reise wieder auf, und Fritz meinte schon, wenn er mit seiner geliebten Rosine vertraulich allein sprechen konnte, es würde niemals aus der Sache selbst etwas werden, sondern die redseligen Eltern möchten wohl immerdar nur in Planen, Vorsätzen und Anstalten ihre Reiselust büßen.

Wahrscheinlich hätte der junge Prophet auch wohl richtig geweissagt, wenn nicht seit dem Frühjahr die Gesellschaft durch einen Fremdling wäre vermehrt worden, der es verstand, die Begeistrung allgemach und durch wiederholte Angriffe auf die Unentschlossenheit, bis zur wirklichen Thatsache zu treiben.

Herr Titus war der Besitzer eines kleinen, unbedeutenden Gutes, welches einige Meilen entfernt, im Wald und Gebirge lag, tief in Felsen, der schlechten Wege halb fast unzugänglich. Da es nun auch bekannt war, oder böse Zungen es verbreitet hatten, daß, wenn er Besuch erhielt, und beschädigte und zerbrochene Wagen endlich vor seinem Hause hielten, er niemals eingerichtet war, die Gäste zu empfangen, so hatten sich Freunde und Bekannte entwöhnt, ihn dort aufzusuchen. Ein ehemaliger Jäger, der zugleich den Kammerdiener, Reitknecht und Koch vorgestellt hatte, sollte selbst ausgesagt haben, daß der Herr einen Wartthurm, den er oft bestieg, hauptsächlich dazu benutzt habe, um von dort die Gegend und die Thäler zu überschauen, und, wenn sich irgendwo eine Chaise zeige, die die Richtung nach seinem Hause nehme, sich sogleich im dichtesten Walde zu verbergen. Der vielseitige Diener war dann darauf angewiesen, den Fremden zu erzählen, der Herr sei unglücklicherweise eines wichtigen Prozesses wegen auf vier Wochen nach der Residenz verreiset, oder sei zum Besuch bei einem alten sterbenden Onkel, und habe also die Zeit seiner Rückkehr nicht bestimmen können. Mochte das Verläumdung oder Wahrheit seyn, so unterließ es der aufmerksame und dankbare Titus niemals, diejenigen, welche ihn hatten überraschen wollen, auf seinem magern Klepper zu besuchen, um gerührt zu beklagen, wie sehr es ihm schmerzhaft sei, daß er sie jüngst verfehlt, und daß sie ihm vergönnen möchten, sich bei ihnen selbst Schadenersatz und freundliche Tröstung für seinen Unstern zu suchen.

So war man es bald in der Provinz gewohnt worden sich vom Herrn Titus besuchen zu lassen, und so wie man ihn aus der Ferne kommen sah, oder den Hufschlag seines Pferdes vernahm, wurde gleich Bett und Zimmer für ihn eingerichtet.

Die Edelleute, Pächter oder Pfarrer gewannen auch offenbar dabei, sich besuchen zu lassen, statt jenem selbst beschwerlich zu fallen. Denn Herr Titus war ein lustiger Gesellschafter, ein muntrer, aufmerksamer Mann, der mit allen sprach, was sie gern hörten, bald Anekdoten, bald Klätschereien vortrug, die Chronik der ganzen Gegend kannte, in Büchern belesen war, und in der Politik der Höfe nicht unerfahren. Hätte er doch auch fast in seiner

Jugend den Krieg mit gestritten, wenn nicht kürzlich sein Vater eben damals gestorben wäre, und die weitläufige Erbschaft und verwickelte Verhältnisse ihn nicht im Vaterlande zurück gehalten hätten. Noch immer beklagte er dieses Unglück, das eine zu harte Pflicht seinen kräftigen Arm in jenem entscheidendem Zeitpunkt habe lähmen müssen.

Er war nun schon wieder seit vier Wochen beim reichen Amtmanne eingekehrt, dessen kranke Gattin ihm wohl wollte, vorzüglich deswegen, weil sein Enthusiasmus für ihren Lieblingsschriftsteller sich fast von seinen Lippen noch lebhafter aussprach, als aus ihrem Munde. Zum Verdruß des Amtmannes, welcher fast immer dabei einschlief, wurde in vielen Stunden, vorzüglich des Abends, manches Werk von Jean Paul vorgelesen.

Dieser vielberedte Mann hatte in den Pausen der Vorlesungen und auf den Spaziergängen die Trägheit des Amtmannes so bearbeitet, daß dieser endlich alle Bedenklichkeiten fahren ließ, sondern fest beschloß, nicht mehr aufzuschieben, und wirklich zum großen Jahrmarkt, der binnen acht Tagen war, mit der Gesellschaft seiner Freunde in der Residenz einzutreffen. Die Kutsche wurde hergestellt, die Pferde besser gefüttert, das gute Zaumzeug hervor genommen und gesäubert, und für den Kutscher und Bedienten neue Kleidung besorgt.

Als der saumselige Pfarrer Gottfried erfuhr, daß nun endlich alles bereit sei, um den Freitag abzufahren, damit man Sonnabend spät, oder Sonntag früh in der Hauptstadt ankomme, erschrak der stille Mann, der seit seinen Universitätsjahren das Dorf nicht mehr verlassen hatte. Er verwunderte sich, daß doch endlich Ernst werde, so eifrig er selbst immer zur Reise gerathen hatte: je heftiger er aber gesprochen und phantasirt hatte, um so weniger hatte er an die wirkliche Ausführung geglaubt. Am freudigsten waren die beiden jungen Leute, die von diesem unerhörten Ausflug alles für ihre Liebe und Plane hofften, denn der reiche und eigensinnige Amtmann war ihrer Verbindung entgegen, und hatte seinem Sohne ernsthaft zugeredet, als dieser ihm seine Liebe erklärte. Dadurch war dieser, und Rosina noch mehr, verschüchtert worden. Doch sahen sie sich täglich, und der Amtmann hinderte auch ihren Umgang nicht, oder beobachtete ihn argwöhnisch, weil es ihm unnöthig schien, die vieljährige Gewohnheit des Lebens zu unterbrechen. Er vertraute dem Pfarrer, der in seiner Einfalt keine Plane bildete und begünstigte, und der Redlichkeit und dem Gehorsam der jungen Leute.

Man kam wieder in dem Saal des Amtmanns zusammen. Die Pfarrerin war über die nun schon so nahe Abreise so sehr alterirt worden, daß sie die ganze Nacht schlaflos zugebracht hatte. Sie klagte der kränkelnden und winselnden Amtmännin ihre Noth, die sie mit dem Gedanken zu trösten suchte, daß man sich einem großen unausweichlichen Verhängniß immer mit einer stillen Resignation unbedingt unterwerfen müsse. Aber, verehrte Frau, sagte die Pfarrerin, es ist ja nicht blos die Reise allein, die mir den Kummer macht, sondern eben auch jene Schicksale, die uns während derselben und nachher betreffen können. Ich bin gewiß nicht abergläubisch, aber ich habe so bestimmte Ahndungen und Vorzeichen, daß wir unserm Unglück in die weite wüste Welt entgegen reisen, daß es vielleicht eine Gottlosigkeit ist, daß wir die entsetzliche unerhörte Sache so leichtsinnig unternehmen.

Die Arme war auf dem benachbarten Dorfe geboren und früh mit dem Pfarrer Gottlieb verheirathet worden. Ihr Vater war dort ebenfalls Prediger gewesen.

Sie haben sich aber, erwiederte die Kranke, eben so wie die übrigen, auf diese Reise gefreut.

Man rennt ja oft, antwortete die Klagende, seinem Elend muthwillig und mit Lachen entgegen.

Nicht also, meine Freunde, ließ sich Herr Titus vernehmen; die Welt wird hier nicht hinter uns untergehn, so wie wir ihr den Rücken gewendet haben: dort wird sich kein Lissaboner Erdbeben, kein Brand von Moskau, keine Pariser Revolution zubereiten. Liebe Freundin, wir finden dort Betten und Kaffe wie hier, Sie können dort in die Kirche gehn und eine bessere Orgel als die hiesige hören, die in den hohen Tönen nicht selten dem Dudelsack in seinen bescheidenen Beruf fällt. Auf der andern Seite ist wieder nicht zu läugnen, daß etwas mehr Geräusch in den großen Straßen seyn wird, Obstkörbe statt Apfelbäume, hundert Equipagen statt der Ackerknechte mit ihren Pflugschaaren, eine große glänzende Wachtparade und Janitschaaren-Musik statt unsers Nachtwächters, und dergleichen Unheil mehr, was zu ertragen freilich viel Standhaftigkeit kostet.

Sie sprechen und spotten wieder auf Ihre Art und Weise, sagte die Bangende; aber eine Mutter darf wohl sorgen; Sie sind los und ledig, wie der Vogel auf dem Dache, es ist natürlich, daß Sie diese Explosion nur von der lustigen Seite betrachten.

Mammachen, rief Titus lachend, die so lange projektirte Reise ist für Sie eine wahre Pflicht geworden.

Wie das? fragte die Predigerin, und zog Rosine, indem sie sie mit einem wehmüthigen Blick betrachtete, dicht an sich, als könnte sie sie im nächsten Augenblicke verlieren.

Ihre Tochter, fuhr jene fort, ist erwachsen, und hat doch von der Welt noch nichts gesehn. Sie denkt sie sich anders, falsch, und wird entweder eine übertriebene Sehnsucht nach ihr empfinden, oder ebenfalls, wie Sie, einen unpassenden Haß und Abscheu gegen sie tragen. Darum ist es auch gut und löblich, daß Sie selbst, wenn auch spät, die Stadt suchen, um mit eignen Augen zu sehn, wie es dort zugeht. Unser hoffnungsreicher Fritz muß aber vor allen Dingen in die Stadt hinein, um seinen Sinn, sein Gemüth auszuweiten. Lieben Freunde insgesammt: habt ihr es wohl schon bemerkt, wie ich es nicht bezweifle, daß wenn man lange einen Kleiderschrank nicht öffnet, die Röcke nicht herausnimmt und trägt, sie umpackt, das Möbel lüftet, nachsieht und ordnet, leicht Motten sich hier und dort einspinnen, und selbst ganz neues, schönes Tuch zernagen und sich ganz gute Theile herausbeißen, die nachher zu Löchern werden? Seht, Kinder, so ist es auch mit dem Menschen. Er muß an das Freie, umgepackt oder getragen werden, etwas erleben, sonst setzen sich in der ungestörten Einsamkeit noch schlimmere Motten in sein Herz und seinen Verstand. Ja, das Gemüth kann so versauern, daß der Mensch wahrhaft schlecht und elend wird. Ich habe schon Familien gekannt, die mit ihren Vorurtheilen und Schwächen aller

Art, weil sie beständig beisammen und ohne alle Störung lebten, in sich verschrumpften, daß man sie wohl nicht unbillig mit einem Weichselzopf vergleichen durfte. Beißen nun Motten und andere Gewürme uralte Pelze und Schlafröcke entzwei, so ist der Schmerz nicht so groß, und der Schaden läßt sich verwinden, aber wenn es neuem, feinem Tuch kaum erst gemachten schönen Kleidern widerfährt, so möchte man aus der Haut fahren. So ist es mit Euch, alter lieber grauer Amtmann, und mit Euch, verehrungswürdiger Seelsorger: das Abgeschabte, die Stellen, wo Euch die Motten zugesetzt haben, sieht man kaum mehr, oder wenn man sie auch bemerkt, so kleiden sie Euch selbst nicht übel, mit einem Wort, an Euch, edle Prinzipale, ist nicht so gar viel verloren, — aber wenn sich in das junge glänzende Gespinnst dort schon so viel Teufelszeug einfressen sollte, so daß die beiden bald keinen Spaß und Ernst mehr vertragen könnten, daß sie lieber aus dem Kaffeesatz, als aus den Bewegungen ihres Herzens sich wahrsagten, daß sie dumme Kartenblätter legten, um zu wissen, ob sie geliebt würden, daß sie, kurz zu sagen, sich wie die Seidenraupe, schon jetzt einphilisterten, und sich in lauter kleinen Sorgen und kurzen Gedanken einspönnen: das wäre um das junge Blut Schade.

Seine Bücher, sagte der Pfarrer bedächtig, verderben ihn ganz, den Herrn Titus, er spricht kaum noch wie ein Mensch.

Er hat aber, rief der Amtmann, beim Teufel Recht, wenn ich ihn auch nicht ganz verstanden habe! Denn, Gevatter Priester, es ist etwas Wahres dran, daß wir hier auf dem Lande ganz versauern, und mein Junge soll klüger werden, als ich, oder ich will das Leben nicht haben. Ei, die Zeit muß besser, das Jahrhundert heller werden, und die junge Brut muß wenigstens voran, wenn wir schon zu lahm seyn sollten.

Ja wohl, fügte die vornehme Gertrud, die Frau des Amtmanns, hinzu: Reisen bildet den jungen Menschen und Jedermann, das ist eine alte Wahrheit. Und ich gebe meinem Sohne meinen vollständigen Segen, ohne allen Rückhalt, mit auf den Weg, wenn ich gleich hier in meinem einsamen Schlosse allein und verlassen bleiben muß. Indessen füge ich mich gern und bin unterdessen froh bei meinen Büchern, in der Erwartung, daß alle nach acht Tagen gesunder, heitrer, verständiger und gebildeter zurückkommen werden.

Es ist sehr möglich, sagte der Amtmann, und zog die Augenbraunen in die Höhe, daß wir zehn Tage ausbleiben, denn man kann nicht alle Fälle und Unfälle vorher sehn.

Odysseus oder Ulysses, antwortete sie mit Lächeln, blieb zwanzig Jahre vom Haus, und doch wußte Penelope, seine Gattin, ihre Zeit gut anzuwenden, und soll niemals an Langeweile gelitten haben.

Gewiß, sagte Titus, hat sich diese Dame in diesem Fach sehr ausgezeichnet, und im Erwarten sehr resolut bewiesen, obgleich man auch eingestehn muß, daß die sechzig oder siebenzig Freier, die ihr Haus täglich anfüllten, ihr etwas mögen die Zeit vertrieben haben. Indessen sind zwanzig Jahre ein so bedeutender Zeitraum, daß man wohl wünschen möchte, etwas Näheres darüber zu erfahren, mit welchen Amüsements, Clubs, Andachts-Anstalten, Thee- und Kaffee-Visiten sie diese Kluft auch nur erträglich ausgefüllt hat.

Krank, sagte die kranke Amtmannsfrau, scheint sie nicht gewesen zu seyn, denn an der Gicht zu leiden, ist zwar nicht angenehm, aber es füllt wenigstens die Zeit aus, daß man, so lang der einzelne Tag auch währt, nachher nicht weiß, wo die Zeit geblieben ist. Ihr Aufenthalt war, wie es scheint, auch auf dem Lande, und daß man damals schon, wie heut zu Tage, so viel sollte verläumdet haben, ist kaum anzunehmen. Dem widersprechen die einfachen Sitten und das erhabene homerische Zeitalter.

Gewiß, sagte Titus; und das Stricken, dieser liebe Lückenbüßer und Zeitvertreiber, war auch noch nicht erfunden; sie mußte sich daher auf das Weben verlegen, und soll es darin, für ihr Jahrhundert, auch ziemlich weit gebracht haben. Den Pfiff abgerechnet, daß sie bei Nacht wieder auftrennte, was sie bei Tage gearbeitet. Das ist beinahe unserm Journallesen zu vergleichen.

Ob denn an einer wunderlichen Sache etwas Wahres seyn mag? fragte Fritz, indem er sich näher an Titus setzte.

Und was, mein Sohn? nahm der Amtmann das Wort; sprich, rede, du mußt dreister und gewandter werden, und dazu hilft dir der Aufenthalt in der Stadt wohl auch.

Ich habe immer gehört, sagte Fritz sehr gespannt, daß bei solchen Messen oder Jahrmärkten auch die Weißkäufer zugelassen würden.

Weißkäufer? erhob die Mutter das Wort; von dem Gewerbe habe ich noch niemals etwas vernommen; ich habe immer nur von Weißgerbern und Weißbäckern reden hören.

Weißkäufer, sagte Fritz, sollen Leute seyn, die man außerhalb der Messe Spitzbuben nennt; die sich aber am Thor beim Einpassiren dem Examinirenden mit Namen nennen, und den Charakter als Weißkäufer hinzufügen; dann hat die Polizei, so lange der Jahrmarkt dauert, nichts auf sie zu sagen, sie müßten sich denn etwa im Stehlen auf der That selbst ertappen lassen. Sie geben auch dem Staat in jener Zeit ein Quantum, eine Abgabe, und keiner, selbst wenn er den Weißkäufer als Spitzbuben kennt, darf Hand an ihn legen, bis der Jahrmarkt wieder ausgeläutet ist. Diese Sache scheint mir eine der wunderbarsten Ueberbleibsel aus dem Mittel-Alter zu seyn, und dabei doch ein schöner Beweis ächter Humanität, daß jeder Stand, auch der schlimmste, auf gewisse Zeiten und Stunden geduldet und beschützt wird.

Und von wem, fragte der Prediger, haben Sie diese wunderbare Nachricht erhalten?

Voriges Jahr, antwortete Fritz, war der Hausirer, oder Tabuletkrämer, wohl acht Tage in unserm Dorfe. Ich besuchte und sah ihn viel in der Schenke, denn der Mann hatte weite Reisen gemacht und viel Erfahrung gesammelt. Von solchen Leuten lernt man am meisten, und oft mehr als aus Büchern. Er schwur mir, diese Sache sey wahr, und er habe selber in Frankfurt am Main einen von diesen Weißkäufern gesehn.

Unmöglich ist es nicht, fuhr Titus fort, denn, was die sogenannten Spitzbuben betrifft, so hat sich mit diesen schon vielerlei Unbegreifliches in verschiedenen Lebensverhältnissen zugetragen. Denn alles kommt darauf an, was wir unter diesem Namen befassen

wollen. Die klugen Schelme machen oft eine gut organisirte, aber unsichtbare Zunft aus, und es hat manchmal sogar das Ansehn, als wären sie nur eine Parodie, oder vielmehr Abbild der bürgerlichen Societät, in welcher, von Privilegien und Monopolen geschützt, so vieles ausgeübt, so viel Gutes unterdrückt, so viel Freiheit gehemmt wird, um reiche Taugenichtse noch reicher zu machen, schlimmer als das, was die Räuber thun, um die Sicherheit zu stören. Es ist vom Dichter kein übler Gedanke, daß ein Schwärmer sich an die Spitze einer Bande stellt, um die edle Gerechtigkeit wieder durch Gewaltthat herzustellen und Schicksal und Vorsehung im Kleinen zu spielen.

Das ist vielmehr ein gottloser, sündlicher Gedanke, fiel der Pfarrer mit großem Eifer ein; wenn ich das dichterische Buch kennte, oder wenn es in meiner frommen Gemeine gelesen werden sollte, so würde ich eigene Predigten dagegen halten und ausarbeiten.

Stille! stille! sagte Titus mit vornehmer Miene! ein erlauchter, frommer Mann, der sich eine Zeit lang gegen seinen König auflehnte, im Gebirge umstreifte und die reichen Gutsbesitzer brandschatzte, wird von Euch höchlich venerirt, wie er denn bei alle dem auch Ehrfurcht verdient, weil er bestimmt war, Großes auszurichten und in Frömmigkeiten Jahrhunderten vorzuleuchten.

Herr von Titus, sagte der Pfarrer empfindlich, nennt diesen Rebellen mit Namen, damit ich Euren unwahren Mund hier vor allen unsern Freunden sogleich durch meine gründliche Widerlegung beschämen kann.

Ist es nicht, sagte Titus mit aufgeworfenem Haupte, David selbst, der so mancherlei in seinem vieldeutigen Lebenslauf erfahren hat?

Gottfried wurde roth, ließ den Kopf sinken und sagte dann nach einer Pause: Das ist etwas ganz Anders, mein Herr, das kann und darf man nicht mit dem gewöhnlichen Maaßstabe messen. Er hatte schwere Kränkung von seinem Könige geduldet, der ein Tyrann geworden war, der Prophet Samuel hatte den Jüngling selbst aufgerufen, sich dem Verhärteten zu widersetzen, er mußte sein Leben zu erhalten suchen, und weil ihm das Reich nach höherem Rechte gebührte, war er so wenig ein Aufrührer, daß der König selbst vielmehr in diesem Lichte erscheint. Wenn aber kein anderer Discurs aufkommt, werde ich genöthigt seyn, mich mit meiner unschuldigen Tochter hinweg zu begeben, damit ihr frommes Herz nicht verdorben werde. Ich mag nicht sitzen, wo die Spötter sitzen:

Der Amtmann, der eine stille Freude daran hatte, wenn der rechtgläubige Pastor manchmal verwirrt gemacht wurde, stellte den zürnenden alten Mann wieder zufrieden, indem er sagte, man müsse nicht alle Worte unter alten Freunden auf der Goldwage abwiegen wollen.

Nur nicht, sagte der Priester, das Heilige gelästert, sonst mag Spaß und Ernst, wie er auch sei, drauf und drein gehn.

Ich erzählte nur die Thatsache, erwiederte Titus ruhig, und mag weder deuten, noch Folgerungen ziehen, am wenigsten aber in der Manier der Leichtsinnigen sprechen. Ich denke nur, wenn Sauls Geheim-Sekretär die Sache beschrieben hätte (wie er es denn vielleicht hat) und wir besäßen noch jetzo seine offizielle Relation, so würde der nachher so große König in einem noch sonderbareren Licht erscheinen. — Indessen bin ich weder Theologe noch Geschichtschreiber und die Sache mag auf sich selber beruhn. Der Carrikatur und dem Narren seiner Einbildung, dem Johann von Leyden, ging es verdienter Maaßen schlecht und erbärmlich. Das aber ist wahr und ausgemacht, daß es oft Schade um die Genies ist, die als Spitzbuben zu Grunde gehn. So Cartouche, der sich so lange erhielt, allen Spionen zum Trotz. Der so oft in der vornehmsten Gesellschaft, wenn von ihm gesprochen wurde, selber zugegen war. Dergleichen ist aber auch nur in den großen Städten möglich. Unter allen Schelmen habe ich immer mit den Wildschützen am meisten Mitleid gehabt.

Da kommt der Herr, rief der Amtmann, auf ein zweites noch gottloseres Kapitel. Habt mit denen Mitleid und macht dies Mitleid Mode, so haben wir in zehn Jahren weder Wild noch Wald mehr. Der ordinäre Spitzbube ist gegen diese Wilddiebe, die Mörder werden, wenn man ihnen das Handwerk legen will, ein frommes Kind.

Erinnern Sie sich, gnädige Frau, rief Titus, indem er sich zur Kranken wendete, des herrlichen Kapitels im Siebenkäs über die Bettler? Auf diese Erscheinungen freue ich mich ebenfalls am allermeisten, und dieses Gesindel zu sehn und zu beobachten, ist für mich allein schon Sporns genug, um diesen feierlichen, geräuschigen Jahrmarkt zu besuchen. Da will ich meinen Humor weiden und neue Bilder und Gleichnisse sammeln. Nicht wahr?

„Der ächte Bettler ist der ächte König." —

Er ist ganz toll und wild heut, rief der Amtmann; von einer Extravaganz auf die andere! Das Bettelwesen, Freunde, können sie auch hier bei uns studiren. Dazu sind die Bibliotheken überall zugänglich und die Exemplare keine Seltenheit.

Aber doch fehlen jene Pracht-Exemplare, erwiederte Titus, die man durchaus nur auf den Jahrmärkten antrifft. Das ordinäre Bettelgesindel verdient so wenig Studium als Hochachtung. Sie treiben hier ihren elenden Beruf ganz ohne Genie und Enthusiasmus, ein ganz jämmerliches alltägliches Betteln, wozu sie der Hunger treibt: aber dort sieht man hochbegabte Menschen, die auch den Geizhals zwingen können, etwas zu geben, die alle etwas vom Gauner an sich haben, und die Bettel-Philosophie nach Maximen und Kunst-Anschauungen treiben. Betteln kann jeder, so simpel hin, aber so, daß jeder Vorübergehende Erbarmen haben muß, wenn er sich auch noch so sehr verhärtet, oder daß der Hochmüthigste Respekt haben muß vor dem Krüppel, oder daß derjenige, der weder auf den Prediger in der Kirche hört, noch auf Ermahnung und Beredsamkeit der Freunde, der seinen Stolz darein setzt, niemals zu etwas gegen seinen Willen bewegt zu werden, daß ein solcher sich vom Stelzfuß oder Einäugigen bereden läßt, in die Tasche zu fahren, und sein bestes Silberstück heraus zu nehmen, für das er eben eine Portion Caviar genießen wollte; seht Freunde, das ist der wahre hohe Styl der Bettelei, die klassische Vollendung, die ich aufsuchen und ihr das Studium meiner begeisterten Laune widmen will.

Warum es mich am meisten schmerzt, sagte die Kranke, daß ich diese schöne Reise nicht mitmachen

kann, ist jener reizende Park, auf dem halben Wege zur Stadt, den ich nun auch diesmal nicht genießen und in Augenschein nehmen werde; die vielen Thränenweiden und Trauerbirken, die Eremitenhäuschen, die süßen, kleinen Wasserfälle, alle diese herrliche Kunst-Natur hätte ich wohl einmal recht in der Nähe sehen mögen, da mich die Beschreibung immer schon so sehr entzückt hat. Wie mehr könnte ich mich nachher in den himmlischen Park des Hesperus oder des Titan hinein phantasiren, wo ich schon jede Staude und jede Weihmuthskiefer zu kennen glaube, die man nach meinem Gefühl auch lieber Wehmuths-Tannen nennen sollte.

Sehr wahr, sagte Titus: überhaupt sollten Pflanzen und Blumen mehr ihre Titel und Namen von den menschlichen Gemüthsbewegungen und Empfindungen hernehmen. Wir haben fast nur das einzige Vergißmein-Nicht, mit seiner sinnigen Bezeichnung; Rose und Lilie haben nun einmal ihren europäischen Namen, der sich nicht gut wieder umtaufen ließe. Aber nehmen wir nur die einfältige Tulpe, auf die sich auch nichts einmal reimt, wenn man vielleicht nicht nach neuester Mode Tulpe

Schuld-be-

wußte, — geniemäßig sagen und trennen wollte; Tulpe, Tulband, Turban, weil die Blume mit dieser Kopfbedeckung Aenlichkeit hat; — könnte man sie nicht, wegen der schwarzen Dolche in ihrem Kelche Liebesrasen oder Werthergefühl nennen? Man könnte ja die große Saamen-Kapsel für eine Pistol ausgeben. Hyacinthe und Narcisse, selbst Levkoje, oder Leuko-Ion, mit dem griechischen Namen, klingen leidlich; aber Flieder! wie gemein! wenn sich auch bieder und Lieder darauf reimen. Rittersporn, Löwenmaul und ähnliche Namen sind gesucht und platt; Astern erträglich, — aber Päonen, Je länger je lieber oder Caprifolium, wieder dumm, Jonkille klingt wenigstens gut, so wie Jasmin: — aber wieder Balsamine, — fast lumpig. Primeln und Himmelschlüssel wieder gut, Nelke höchst unbedeutend; die große aufplatzende sollte man gebrochenes Herz nennen, eine andere Pflanze Minnetrost, Sehnsuchtkeim, Thränenquell, Venuslächeln, wie wir schon das Venushaar besitzen. Aber wir Deutsche denken an nichts, und treiben lieber Possen mit den zarten Blümchen, zum Beispiel mit jenen, die so schön aus den Wiesen heraufglänzen, und die wir, kindisch genug, Stiefmütterchen nennen. Hier übertrifft uns der Franzose einmal, der sie doch Pensées tauft.

O sie sinniger Botanist, sagte die Kranke; darüber sollten Sie einmal etwas im Zusammenhange schreiben.

Es macht ein eignes großes Kapitel in meinem Buche aus.

In Ihrem Buche? riefen alle zugleich, sich verwundernd.

Und so hatte sich Titus selbst verrathen. Das Geheimniß, weshalb er hauptsächlich auf diese Reise so sehr gedrungen hatte, war nun ein öffentliches geworden. Er hatte nä lich einen großen Roman in der Manier seines Lieblings geschrieben, und zu diesem dachte er in der Stadt einen Verleger aufzusuchen. Und so war, außer der Neugier und Sucht nach Veränderung, von der sie Alle getrieben wurden, noch in jedem etwas Besondres, das ihn anspornte, nach der Residenz zu streben. Denn als sich die Uebrigen jetzt entfernt hatten und der Pfarrer mit dem Amtmann, seinem Gönner, allein geblieben war, fing dieser mit bedächtiger Stimme an: Mein theurer Freund, ich will Ihnen jetzt auch noch ein Geheimniß anvertrauen, das ich nicht Preis geben wollte, als jener Windbeutel noch zugegen war. Sie wissen, lieber, theurer Mann, wie sehr ich immer auf die Ehre und den Glanz meiner Familie gehalten habe, und wäre dieses hohe Gefühl meines Herzens nicht, so könnte ich mir gewiß keinen bessern Schwager, als Sie, treuherzigster aller Männer, so wie keine bessere Schwiegertochter, als ihr allerliebstes Röschen wünschen.

Gehn wir über dies Kapitel hin, sagte der Geistliche, welches wir schon ehemals auf immer abgemacht haben. Meine Tochter ist überdies noch zu jung.

Gut also, sprach der Amtmann weiter, indem er sein Gesicht immer feierlicher einrichtete; Sie wissen es vielleicht gar nicht einmal, daß ein jüngerer Bruder von mir noch lebt, der meinem seligen Vater unendlichen Kummer verursacht hat. Ein wilder, toller Bursch war dieser Ferdinand, der durchaus nicht gehorchen und noch weniger etwas lernen wollte. Er prügelte Alles, was ihm vernünftig zuzureden wünschte, lebte immer im Stalle und mit den Knechten, zur Kirche ging er gar nicht, und dem Schulmeister wollte er das liebe unschuldige Schulhaus, das auch bald nachher von selbst eingefallen ist, über dem Kopf anstecken. Vergeblich, daß ich, der Aeltere, ihm als ein Muster vorgehalten wurde, er lachte nur über mein solides Wesen und meinte, er wollte schon ohne das durch die Welt kommen, und reicher und angesehener als wir Alle werden. Mein Vater hatte kein großes Vermögen, denn ich bin erst durch meine Frau zu dieser großen ansehnlichen Pachtung gekommen. So war denn der Bursche kaum sieben Jahr, als er mit einer Bande Zigeuner, die durch das Dorf zog, davon lief; oder ob sie ihn mit List weggeführt, oder mit Gewalt fortgeschleppt haben, das weiß kein Mensch, denn es hat niemals wieder etwas von ihm verlautet. Jener Hausirer nun, oder Tabuletkrämer, mit welchem mein Sohn damals höchst unnöthiger Weise Bekanntschaft machte, erzählte mir in einer vertrauten Abendstunde, als ich mit ihm in meiner Gartenlaube saß (denn der Mann hatte einen großen Theil der Welt gesehn, und log wohl nicht allzuviel), von einem Herrn, den er an verschiedenen Orten angetroffen haben wollte, der reich, vornehm, unternehmend und weit gewandert sei, und bei dessen Schilderung mir einfiel, ob dieser nicht mein Bruder seyn möchte. Jener Hausirer wußte mir nicht zu sagen, wo er sich aufhalte, behauptete aber, er komme sehr häufig in die Residenz, wo er der größten Achtung genieße. Er soll von Adel seyn, Landgüter besitzen, seinen Namen wußte der gute Kleinkrämer auch nicht; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser mein Bruder, wenn er es ist, sich als Edelmann einen andern Namen zugelegt hat. Hat er sein großes Vermögen nun durch eine Heirath, oder durch Kriegsdienste erworben, hat er vielleicht eine bedeutende Anstellung, ist er Fabrikherr, oder Associé eines großen Wechselhauses: sehn Sie, über alles dieses fehlen mir die Nachrichten, und meine

Vermuthungen können nur vage und oberflächliche seyn. Ist es aber der Bruder, ist er reich und mächtig, so will ich es nicht verschwören, daß ich auch meinen Adel erneuen lasse, denn es ist eine alte Tradition in unserer Familie, daß der Vater meines Urgroßvaters von Adel und ein großer Kriegesheld gewesen sei.

Davon haben Sie mir noch niemals etwas gesagt, erwiederte der Geistliche: obgleich wir uns schon dreißig Jahre kennen.

Wer kann immer über Alles sprechen, antwortete der Amtmann etwas verlegen; genug, der Name Lindwurm ist schon ein uralter Name, den ich mich, oft gefunden zu haben, wohl erinnere.

Daß aber der unbestimmte, fremde Mann, von dem eigentlich kein Mensch etwas weiß, (fuhr der Pfarrer mit bedenklichem Kopfschütteln fort) sich als Ihren Herrn Bruder ausweisen sollte, ist doch auch eine höchst sonderbare Voraussetzung, und ihn vollends so ohne Kennzeichen und Nachweisung aufsuchen wollen, ein höchst gewagtes Unternehmen.

Wagen gewinnt, erwiederte der Amtmann, die Sache hat mich seither zu sehr beschäftigt, als daß ich sie wieder aufgeben könnte.

Sonderbar! sonderbar! sagte der Pfarrer zu sich selber; wie man nur, wenn man auch übrigens solide denkt, der Phantasterei soviel einräumen kann. — Nein, fuhr er aus den Gedanken auf, da habe ich doch ein festeres Projekt, eine richtigere Aussicht, weshalb ich auch wünsche, daß ich bald in der Stadt wäre, wenigstens vor dem Schlusse der nächsten Woche.

Nun?

Sehn Sie, fuhr der Geistliche fort, ein guter Christ soll so wenig Zeichendeuter selbst seyn, als den Deutungen andrer glauben, das weiß ich so gut, als Sie, und habe bisher auch immer in diesem Sinne gelebt. Aber, wenn Wunder zum Wunder kommt, so wankt auch der Andächtige und Ueberzeugte, und verläßt auch wohl einmal, ohne ein allzugroßer Sünder zu werden, die bis dahin stets verfolgte Bahn. Als ich letzt meine Hühner zähle und nachher meine Tauben füttre, so geh' ich dann in mein Studierstübchen, um meine Predigt auszuarbeiten. Wie dieses vollbracht, lege ich mich, nach erfüllter Pflicht mit gutem Bewußtseyn zum Schlafe nieder. So träumt mir alsbald, denken Sie nur ich füttre dreizehn Hühner, da ich doch achtzehn besitze, aber alle zinnoberroth, ich überzähle meine Tauben, auf der Leiter stehend, und finde fünf und zwanzig, da ihre Anzahl doch sechs und dreißig beträgt, sie sind aber alle von dem schönsten Himmelblau. Dann komme ich zu meinem Bücherschrank, der gerade fünfhundert Bände enthält, die sind aber alle weg, und nur drei und dreißig Bände theologische Werke stehen da: — aber wie? — Alle goldner Schnitt, und die Deckel in den prächtigsten Harlekinsfarben. Denken Sie den Unsinn!

Ja wohl, sagte der Amtmann.

Ich schlage mir, als ich erwache die Dummheit denn aus dem Sinn, schlafe wieder ein, — derselbe Traum, die blauen Tauben, die rothen Hühner, die in Hanswurst-Gewand gebundenen Theologen, und immer dieselbe Zahl. Noch hätte ich nichts auf diesen weltlichen Tand gegeben, wenn mir nicht nach zwei Tagen meine gute Frau erzählt hätte, daß sie von einem sehr ängstlichen Traum die ganze Nacht sei bedrückt worden; ich hätte sie nämlich, um das heilige Pfingstfest zu feiern, gezwungen, zur Kirche drei und dreißig große Perücken aufzusetzen, nachher habe sie sich Mittags an fünf und zwanzig schönen großen purpurrothen Krebsen den Magen verdorben, die sie mit den Schaalen in sich hinein gespeiset, und als sie den Fall unserm Chirurgus geklagt, habe der ihr verordnet, dreizehnmahl zur Ader zu lassen, wodurch sie wieder sehr abgemattet sei. — Nun, verehrtester Herr Gevatter, was sagen Sie dazu?

Gar nichts, antwortete der Amtmann, als was sie selber vorher zu sagen beliebten: Unsinn, Dummheit!

Gut, sagte der Priester, mag es so seyn, auch konnte es, so wunderbar es war, dabei sein Bewenden haben: aber denselben Tag bringt mir Röschen drei und dreißig große, rothe Kirschen, die ersten reifen, auf einem hübschen Fruchtteller von Porzellan, auf dem dreizehn blaue Hühnerchen gemalt sind, und wie wir uns an den Tisch setzen, sind gerade fünf und zwanzig Kartoffeln in der Schüssel. — Nun? —

Wie vorher, sagte der Amtmann; die Applikation bleibt immer dieselbe.

Nein, beschloß der Pfarrer, wenn sich dasselbe Wunder immerdar wiederholt, so glaube ich daran, und halte es für meine Pflicht, so zu thun, denn es ist ein Wink, den ich befolgen muß. In der Stadt besetze ich eine Terne in der Lotterie.

Als der Amtmann allein war, sagte er grollend vor sich hin: Es besteht doch kein solider Charakter, wenn er nur ein wenig in Versuchung geführt wird. Der alte Mann schlägt auch noch über und wird zum Phantasten. Der soll nun andre Menschen erbauen und unterrichten, und ist selbst dem Aberglauben und den Vorurtheilen unterworfen! Traumbeuter! Rothe Hühner und Krebse, blaue Tauben und Kartoffeln! Kindisch wird er, der Gute.

Indem die Abreise näher rückte, und man in beiden Häusern Anstalten traf, ward der Pfarrer nicht wenig verwirrt, als er am Abend von der Post einen Brief erhielt, der, dem Anschein nach, weit herkam, denn die Auslösung belief sich hoch, Hand und Petschaft waren ihm ganz fremd. Der Brief war ohne alle Unterschrift und lautete folgendermaßen:

„Sie haben, geehrter Herr, einen jungen Mann erzogen, der Ihnen vor fünf und zwanzig Jahren als Kind von unbekannten Händen übergeben wurde. Damals war der Knabe, als Sie ihn empfingen, etwa acht Jahre alt, so daß er jetzt drei und dreißig Jahre zurück gelegt haben müßte. Sie erinnern sich, daß Anfangs das für Sie bestimmte Kostgeld für seine Verpflegung sehr pünktlich aus der Stadt von einem Kaufmann einlief: nachher freilich, von der Zeit bedrängt, durch Unglücksfälle und seltsame Begebenheiten, die man Ihnen jetzt nicht mittheilen kann, blieb es aus. Die Angehörigen des Knaben waren gezwungen, sich aus Europa zu entfernen, und erst jetzt, nach vielen Jahren, ist es den Zurückgebliebenen möglich, sich wieder nach jenem jungen Manne, der Bernhard genannt war, zu erkundigen. Es fällt ihm nemlich eine bedeutende Erbschaft zu, die

man ihm wird verabfolgen lassen, wenn Sie ein Zeugniß einsenden, daß er sich gut betragen, daß er fleißig gewesen und jetzt ein ordentlicher Mann geworden ist, der irgend ein bürgerliches Geschäft betreibt. Denn es ist nicht die Meinung des Erblassers, dem Lasterhaften, wenn er ein solcher geworden wäre, Vorschub zu thun. Erfahren wir von Ihnen, was wir wünschen, so wird ein zweiter Brief Ihnen alles sagen, was dem jungen Manne nützlich ist. Ihr Brief wird uns, wenn auch etwas spät, sicher zukommen, wenn Sie ihn nach der Residenz senden, Hauptstraße, Nro. 13, im Hintergebäude des Gartens, an den Gärtner Friedmann. Schreiben Sie an diesen Alten, so werden wir mit Ihnen in Verbindung bleiben. Sie können uns, wenn wir erst mit dem Bernhard richtig sind, auch berechnen, was Sie auf Ihren Zögling noch gewendet und Sie an uns zu fordern haben, für jene Jahre, für welche wir mit Ihnen im Rückstande sind. Es ist möglich, daß Bernhard gestorben ist, dann kommt für ihn unsre Sorge zu spät, indessen hoffentlich nicht für Sie, um unsre Schuld bei Ihnen, geehrter Mann, abzutragen, dem wir außerdem noch unendlich verpflichtet bleiben." —

Ueber diesen seltsamen Brief, der einen längst vergessenen Vorfall betraf, konnte der Pfarrer Gottfried seiner Verwunderung kein Ende finden. Er erinnerte ihn so plötzlich an eine längst entschwundene Zeit; Vorwürfe erwachten in seiner Brust, und Gedanken wurden in ihm erregt, Zweifel und Besorgnisse, die er vordem abgewiesen, über die er sich schon vor vielen Jahren beruhigt hatte. Allerdings war ihm der Knabe Bernhard vor fünf und zwanzig Jahren auf eine sonderbare Weise anvertraut worden. Auf einem Bauernwagen war das achtjährige Kind mit einem Briefe, welcher Geld und Anweisungen enthielt, angekommen. Bis zum nächsten Städtchen hatte ihn ein ältlicher Mann begleitet, der ihn nun sich selbst und dem Pfarrer überließ. Der Knabe, welcher eine fremdartige Aussprache hatte, sagte, er käme weit, sehr weit her, wußte aber den eigentlichen Ort seiner Geburt nicht zu nennen, weil er seit einigen Jahren schon immer auf Reisen gewesen war. Die Schweiz schien es nach den Beschreibungen Bernhards zu seyn, wo er sich am längsten aufgehalten hatte. Ihm war gesagt worden, er käme zu einem Oheim, der ihn erziehen und verpflegen würde. Die Leute, mit denen er bis dahin am meisten gelebt hatte, waren auch Geistliche gewesen. Das Kostgeld für seine Pflege und Erziehung war nur mäßig, indessen kam es doch dem Prediger, der noch nicht gar lange im Amt war, zu statten. Der Knabe zeigte sich wild, lernte nur ungern, und wurde bald, da er stark war und schnell wuchs, der Anführer der ungezogenen Jugend im Dorf. Bald war vor dem jungen Gesindel keine Familie sicher, die sie nicht beleidigten und vielfach kränkten. Der Unfug ging endlich so weit, daß der Pfarrer Gottfried gern den Buben wieder von sich gethan hätte, wußte er nur, wohin mit ihm. So waren sieben bis acht Jahr verlaufen, als das Kostgeld ausblieb. Der Pfarrer schrieb an das Handelshaus, durch welches er es bis dahin empfangen hatte; dieses konnte aber keine Nachweisung geben. War Gottfried in seiner Erziehung des Wildfangs bis jetzt nicht glücklich gewesen, so artete der Bube jetzt noch schlimmer aus, weil er noch mehr vernachlässiget wurde. Es ging so weit, daß man dem Pfarrer Vorwürfe machte, denn das Consistorium hatte von der heillosen Wirthschaft Kunde bekommen. Gottfried, der den jungen Bösewicht schon seit einigen Jahren auf eigne Kosten nährte und kleidete, ergrimmte, und züchtigte den hoch aufgeschossenen Burschen, wie er es verdiente. Dieser aber, seiner Kraft sich bewußt, vergaß die Ehrfurcht, die er seinem Pflegevater schuldig war, so sehr, daß er sich ihm widersetzte und ohne Bedenken Schlag mit Schlag erwiederte. Mit Hülfe der Knechte, die auf das Zetergeschrei herzuliefen, wurde der junge Bösewicht endlich gebunden und geknebelt, und so in ein finstres Loch geworfen, indem Schulmeister und Schulze, auch der damalige Amtmann herbei gerufen wurden, um gemeinsam zu berathen und zu beschließen, was mit dem Hoffnungslosen anzufangen sei. Nach vielstündigem Erörtern, Zweifeln und Bedenken kam man dahin überein, ihn für's Erste acht Tage lang bei Wasser und Brod in seinem unfreundlichen Aufenthalt fest verschlossen zu lassen, ihn dann noch einmal feierlich zu vermahnen, und, wenn Züchtigung und Bußpredigt vergeblich seyn sollte, und er wieder auf seinen alten Wandel verfiele, ihn dem Zuchthaus der Residenz zu überliefern.

Als der Senat sich erhob um dem jungen Bösewicht diese Sentenz anzukündigen, und man den Stall aufgeschlossen, war der Verbrecher verschwunden. Er hatte Mittel gefunden, seine Bande aufzulösen, hatte dann mit einer Axt, die dort lag, die Mauer, die nur schwach war, durchbrochen, und war entsprungen. Man tröstete sich über den Verlust, und der Pfarrer fühlte sich leicht, von dieser Last befreit zu seyn. Er erkundigte sich nur saumselig in der Umgegend, aber konnte nichts Gewisses in Erfahrung bringen. Als das Wahrscheinlichste ergab sich, daß Bernhard sich einer Bande von Seiltänzern angeschlossen hatte, um bei ihnen neue Studien zu beginnen und die alten fortzusetzen. Jene Bande, die durch die ganze Welt zog, war bald wieder aus den dortigen Provinzen verschwunden, und seitdem sprach man nicht mehr von Bernhard, um ihn bald darauf völlig zu vergessen.

Jetzt also erwachte beim Pfarrer Gottfried nach langer Zeit zuerst wieder das Andenken an Bernhard, und mit diesem ein stiller Vorwurf. Der Ungezogene stammte also von rechtlichen Leuten ab, die sich, zwar nach vielen Jahren erst, doch dankbar beweisen wollten. Wenn er jetzt über die längst verflossenen Begebenheiten nachdachte, so schien es ihm, es sei wohl seine Pflicht gewesen, genauer dem Entsprungenen nachzuspüren; an den Prinzipal jener Bande zu schreiben, und die Polizei und Obrigkeit selbst in Thätigkeit zu setzen. Wollte man ihm jetzt seine Auslagen, reichlich sogar, ersetzen, so mußte er sich auch, wenn er nicht ganz unwahr berichten wollte, der Saumseligkeit anklagen, und den Verlust jenes Bernhard melden, von dem auch die letzte schwache Spur völlig verschwunden war, weil man sogar nicht gesorgt hatte, sie gleich anfangs zu verfolgen.

In diesen Sorgen und Beängstigungen fiel es dem alten Geistlichen zugleich auf, wie ihn hier doch wieder jene Zahlen bedrängten, welchen er sein Glück anvertrauen wollte. Drei und dreißig Jahr mußte Bernhard jetzt alt seyn, wenn er lebte, vor fünf und zwanzig Jahren war er ihm gebracht worden, und

in Nummer 13 sollte er den Gärtner aufsuchen, welcher ihm Nachricht geben sollte, was in Ansehung der Angehörigen Bernhards zu thun sei.

Gedankenvoll streckte er sich zum letztenmal auf sein Lager hin, denn auf morgen war der merkwürdige Aufbruch nach der Residenz festgesetzt worden.

Zärtlichen Abschied nahm man von der kranken Gattin des Amtmanns. In der Kutsche saßen der Amtmann, der Pfarrer und dessen Frau, und Fritz und Rosine. Auf dem Bocke hatte sich Titus einen ziemlich bequemen Sitz eingerichtet, und der Kutscher unterhielt sich gern mit diesem. Da man für den kurzen Aufenthalt nicht zu viele Sachen mitnahm, so hatte ein Knecht noch hinten neben den Koffern einen bescheidenen Platz gefunden. Die Zehrung auf der Reise, so wie in der Stadt, hatte der Reiche Amtmann großmüthig über sich genommen, und Titus war deshalb um so fröhlicher gelaunt, weil er die Aussicht hatte, seinen Klepper nach der Rückkehr recht ausgefüttert und muthig wieder zu finden.

Die schwere Kutsche fuhr sehr langsam, und es dauerte eine geraume Zeit, bevor man nur das Dorf im Rücken hatte. Der Amtmann rief unwillig hinaus: Christian, ich habe meine besten vier Pferde vorspannen lassen, und wir kommen doch nicht aus der Stelle! Christian hielt nun völlig an, um bequemer antworten zu können: Herr Amtmann, die Pferde sind zu dick, sie haben seit vierzehn Tagen zu viel gefressen. Wenn sie erst ein paar Meilen gemacht haben, wird es schon besser gehen; sie können sich nicht rühren und kaum recht Athem holen, so aufgebrauscht ist das liebe Vieh. Sie sind zu vollkommen, mein Herr Amtmann.

Es schien, daß Christian dort Ruhepunkt machen wollte, um sein Gespräch nur in Bequemlichkeit führen zu können. Ein mäßiger Fluch seines Herrn setzte die Thiere und die Maschine wieder in langsame Bewegung.

Als man eine halbe Meile zurück gelegt hatte, befanden sich Alle, auch der Kutscher, in einer neuen Welt. Alles wurde angestaunt, jede Hütte, jeder Baum, und beim kleinsten Feldwege rechts oder links fragte der vorsichtige Christian die Vorübergehenden immer wieder, ob er auch auf der rechten Straße sei.

Auf diese Weise rückte das Fuhrwerk nur sacht und langsam vor, und als man endlich bei einer einsamen Schenke Halt machen und frühstücken wollte, erstaunte man, daß man erst Eine Meile von der lieben Heimath, dem Dorfe Wandelheim, entfernt sei. Es ward dem Kutscher anbefohlen, den Pferden fast gar nichts zu verabreichen, damit der Hunger sie nur endlich zu einem etwas rascheren Schritt, und wo möglich Trab, anfrischen möge. Man erfuhr hier, daß man nach Schönhof, wo man zu übernachten dachte, noch sechs starke Meilen habe.

Christian, als er seinen Sitz wieder einnahm, schüttelte bedenklich das Haupt, und erklärte dem benachbarten Titus, wie er große Zweifel hege, ob man auch wirklich dort anlangen, und die ungeheure Strecke mit Pferden, die dergleichen nicht gewohnt seyen, zurück legen könnte. Titus, der sich mehr auf den Landstraßen umgetrieben hatte, machte ihm Muth und nahm selbst die Zügel in die Hand, um ihm zu zeigen, wie man den Thieren, die eigentlich nicht ohne guten Willen waren, etwas mehr zumuthen müsse. Christian war sehr verwundert, daß die Kutsche sich wirklich schneller bewegen könne. Der ängstliche Pfarrer schrie auf, und meinte, die Pferde gingen durch; doch Christian besänftigte ihn und beschwichtigte jeden Zweifel der Eingekutschten, und da man ihn als vernünftig und höchst vorsichtig kannte, so setzte man im Wagen sorglos die angefangene Unterhaltung fort.

Am glücklichsten war Rosine, die zum erstenmal in ihrem Leben so weit von der Heimath sich befand. Ihr dünkte, über diese Felder sei schon ein ganz neuer Himmel mit hellerem Lichte gespannt, die Bauart der Häuser erschien ihr fremd, die Tracht der Wandersleute seltsam. Begegnete ihnen ein Wagen, so begriff sie nicht, wie man nach der Gegend von Wendelheim zufahren könne; die Gesichter der Reisenden erschienen ihr auch bekümmert genug, weil sie sich mit jedem Schritte von den Wundern entfernten, denen sie entgegen ging. Sie saß dabei ihrem geliebten Fritz gegenüber, dessen helle Augen ihr immer entgegen lachten, und der eben so wißbegierig in die neue Welt hinein gukte. Die beiden hörten nur wenig auf die Gespräche der Alten, die ihnen langweilig dünkten, sie begriffen selbst nicht, wie sie sich von alltäglichen Gegenständen, oder längst verlaufenen Geschichten besprechen konnten, da neue Tauben und Schwalben über ihnen wegflogen, da Störche in den Nestern saßen, und zuweilen sogar ein Postillon in der Ferne auf seinem Hörnchen so lieblich blies.

Am Mittage verweilten sie in einem großen Dorfe das anmuthig zerstreut auf Hügeln lag. Christian brachte die dampfenden Pferde unter, sehr verwundert darüber, daß es ihm wirklich möglich geworden sei, die ganze Gesellschaft schon so weit in die Welt hinaus zu schaffen. Der Amtmann richtete sich im Saale ein, als wenn er hier lange wohnen sollte; der Pfarrer und seine Frau wandelten hin und her, um bei der Einrichtung zu helfen, die jungen Leute blieben im Freien, und gafften alles mit Entzücken an, indem sie sich selig fühlten, in ihrer lieben Nähe die erste Reise ihres Lebens zu machen. Der Humorist Titus hatte sich zum Wirthe begeben, um sich von dem gesprächigen Mann tausend unbedeutende Geschichten erzählen zu lassen.

An der Mittagstafel waren Alle vergnügt und fast ausgelassen. Man trank fleißig von dem Wein, den der Amtmann mitgenommen hatte. Titus erzählte wieder, was er unten vernommen hatte, und freute sich vorzüglich, den weltberühmten Garten in Schönhof nun morgen wirklich mit seinen Augen zu sehen. Mehr als ein Wunder der Natur, sagte er unter andern, hat der reiche Baron dort möglich gemacht. Wasserfälle, hohe, steilrechte, wo vorher kein Wasser anzutreffen war, Felsen, schwindelnd hoch, hat er aufgebaut, so daß man in der Schweiz zu seyn glaubt, und umgekehrt hat er wieder ungeheuer tiefe Abgründe ausgegraben, in die man kaum hinein zu blicken wagt, und über die der Wandersmann nur auf Kettenbrücken zitternd schreitet. Majestätische Eichen wechseln mit finstern Tannen, herrliche Buchen mit mächtig hohen Weiden und alle fremden, seltenen Gewächse dazwischen. Man kann nichts so Seltsames ersinnen, was er nicht ausgeführt hätte. Chinesische Häuser mit ganz schmalen bunten Treppen und vergoldeten Thürmchen, in welchen Glockenspiele hängen: alte Ritterburgen, dann wieder Ruinen, Laby-

rinthe, in denen man sich verirret und in unterirdische Gänge geräth; Bergwerke, kristallene Höhlen, ja selbst ein feuerspeiender Berg, groß, wie der Aetna selber, ist angebracht. Vor diesem ist eine Englische Herzogin neulich in Ohnmacht gefallen, ein alter dicker Herr hat von dem gothischen Thurm vor vier Wochen gar nicht wieder herunter gewollt, ein so entsetzlicher Schwindel hat ihn befallen, man hat ihm müssen die Augen verbinden, und nachher ist er sehr künstlich an Stricken wieder herab gelassen worden. Es soll, mit einem Wort, so viel himmlischer Genuß, so viel zu sehen seyn, daß es kaum auszuhalten ist. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß sich dergleichen einrichten ließe.

Die Kunst, sagte der Amtmann, ist in unsern Tagen gewiß zu einer außerordentlichen Höhe gelangt. Es wird unsern Nachkommen kaum noch etwas zu thun übrig bleiben. Da wir aber so bequem und langsam reisen, thut es mir doch leid, daß ich meiner Frau nicht mehr zugeredet habe, uns zu begleiten; sie ist eigentlich Kennerin von solchen Natursachen, und würde sich noch besser, als ich, darin finden können.

Sie sehn, theurer Freund, sagte Titus, es reiset sich leichter in die Welt hinein, als Sie gedacht haben mögen. Was hindert Sie, über's Jahr oder noch in diesem Sommer und Herbst den guten Christian die etwas zu dicken Braunen noch einmal einspannen zu lassen, um wenigstens bis Schönhof zu reisen, wo sie dann alle die Merkwürdigkeiten mit Muße in Ihrer, und vielleicht auch meiner Gesellschaft betrachten kann, die wir mit den Gegenständen alsdann schon vertraut sind, um sie ihr ausbeuten zu können.

Der Amtmann schien diesen Vorschlag nicht abzuweisen, und es ward beschlossen, am heutigen Tag auf jeden Fall noch diesen Zaubergarten zu erreichen; morgen dann vom frühen Morgen bis Mittag das Elysium zu durchwandern, dann in einem kleinen Städtchen die Nacht zu bleiben, und Sonntags bei guter Zeit die Residenz zu erreichen.

Christian, als er wieder eingespannt hatte, wollte nicht glauben, daß er am Abend schon in Schönhof seyn würde. Die guten Braunen, sagte er mit sorgender Miene, werden nicht wissen, was sie aus ihrem Lebenslauf machen sollen. Dergleichen ist ihnen, seit sie auf der Welt sind, noch nicht angemuthet worden. Und wirklich gab Titus auch schon den Gedanken auf, anzulangen, so schwerfällig waren sie, so keuchend zogen sie ermüdet den schweren Wagen. Titus führte wieder oft das Leitseil und trieb nach allen Kräften. Es wurde aber Nacht, bevor man das Ziel erreicht hatte. Jetzt strengte Titus das Pferde auf das Aeußerste an, und um so dreister, weil der zu mitleidige Christoph neben ihm fest schlief und schnarchte. Eine Stunde vor Mitternacht konnte man vor dem großen Gasthofe in Schönhof endlich stille halten. —

Die Gesellschaft verweilte nur wenige Zeit bei ihrem Abendessen. Alle waren ermüdet und schliefen lange. Die beiden jungen Leute waren zuerst am Morgen munter und sahen sich in der Landschaft um. Sie konnten es kaum erwarten, bis man sich zu den Herrlichkeiten des Gartens begäbe, und begriffen den unempfindlichen festen Schlaf der ältern Reisenden nicht.

Endlich wurden die übrigen munter, nachdem [illegible] Sonne schon einen großen Theil ihres Weges durch[illegible]messen hatte. Vom Wirthe erfuhr man, daß [illegible] Besitzer es gern sähe, wenn man vorher bei ihm [illegible] die Erlaubniß, den Garten zu betrachten, nachsuchen ließe, weil er für den Ruhm seiner Anstalt, wie [illegible]lig, wünsche, daß man das Kunstwerk in einer [illegible] ziemlichen Folge genieße, damit die Wirkung um [illegible] eindringlicher sei. Auch mache er sich oft selber das Vergnügen, angesehene Fremde herum zu führen.

Man erwartete den abgeschickten Kellner, und der humane Amtmann ließ indeß seinen Kutscher kommen, um diesen zu fragen, ob er auch die Naturschätze mit ihnen betrachten wolle. Christian aber schlug in seiner melankolichen Laune dieses Ansinnen mit großer Bestimmtheit ab. Er sah müde und überwacht aus, und antwortete, als man sich nach der Ursach erkundigte: Ja, mein Herr Amtmann, ich habe mich gar nicht niedergelegt, denn ich habe die ganze Nacht durch die vier Braunen trösten müssen. Wenn ich nicht bei ihnen geblieben wäre, was hätten die Armen anfangen sollen? Wen haben sie [illegible] noch, der sich ihrer erbarmt? Wenn der Herr [illegible] Titus doch einmal Kutscher vorstellen will, so [illegible] Sie mich können zu Hause lassen. Nein, das [illegible] sich die guten Viehe wohl niemals träumen lassen, [illegible] es einmal so über sie hergehn sollte.

Sind sie denn krank? fragte der Amtmann; [illegible]sen sie denn nicht?

Je nun, antwortete Christian, sie sind in [illegible] noch ziemlich wohl und fassen sich mit Verstand [illegible] thun im Fressen eher ein Uebriges, als daß sie [illegible] etwas abgehn ließen, sie knirschen den gelben [illegible] so frisch hinunter, daß man selber Appetit kriegen könnte. Aber dabei sehn sie sich untereinander [illegible] nachdenklich und wunderbar an, und schauen [illegible] nach mir wieder um, und schütteln mit den K[illegible] daß ich genug zu thun habe, sie wieder zu beruhigen. Dazu stehn sie nun da in einem fremden Stall, [illegible] sie nicht gewohnt sind. Das ängstet sie auch. [illegible] darum muß ich auch jetzt bei ihnen bleiben, [illegible] etwas zu verständigen. Es ist recht gut, daß [illegible] erst heut Nachmittag ausreisen, so kommen die [illegible]men Creaturen wohl etw[illegible] [illegible]er zu Vernunft.

Der Amtmann mußte [illegible] beschränkten Sinn [illegible] Dieners belächeln, und ermahnte ihn nur, [illegible] versäumten Nachtschlaf nachzuholen, damit er [illegible]mittags wacker seyn könne.

Der Diener kam mit der Nachricht zurück, [illegible] wenn die Gesellschaft sich noch eine kleine [illegible] Stunde gedulden wolle, der gnädige Herr sich [illegible] die Ehre geben würde, ihnen alle Anlagen [illegible] Gartens zu zeigen. Der Amtmann war mit [illegible] Anstalt unzufrieden, weil er lieber die Sache [illegible] nach seiner Bequemlichkeit behandelt hätte, indessen stellte ihn Titus wieder zufrieden und versprach, wenn es nöthig wäre, die Unterhaltung mit dem Baron ganz auf sich zu nehmen.

Als man eine Weile gewartet und sich gesammelt hatte, zeigte sich vom Schlosse her, das auf einer [illegible]höhe lag, ein Mensch, der einen Hut mit breiten Tressen trug: sein Rock glänzte ebenfalls von Go[illegible] seine Unterkleider waren weiß, und seidne Strümpfe deckten zwei feine, zierlich schreitende Beine. [illegible] wie die majestätische Figur näher kam, wurde man immer ungewisser, ob es nicht der Baron selber sei,

doch erkannte man zuletzt die freilich zu prächtige Livree und den Bedienten. Sie folgten ihm zum Schloß, in dessen Thor ein eben so prächtiger Portier prangte, der mit breitem Bandelier, schönem Degen und dem Stocke mit großem silbernen Knopfe ihnen barsch entgegen trat. Hier zweifelten alle nicht, da keinem, Titus ausgenommen, jemals eine solche bunte, breitschultrige und ausgeputzte Figur vorgekommen war, daß es der gnädige Herr selber sei, der sich in sein Garten-Costüm gesetzt habe, in welchem er wohl die Fremden herum zu führen pflege. Sie verneigten sich daher tief und demüthig, der Pfarrer war ganz aus seiner Fassung gebracht, und es kostete dem Welt- und Menschenkenner Titus einige Mühe, seine Gesellschaft etwas aufzuklären und in die nöthige Haltung zu versetzen.

Als alle sich von diesem Schrecke erholt hatten, begaben sie sich über den tiefen, etwas finstern Vorsaal, um jenseit durch ein großes Thor in den künstlichen Garten zu treten. Im Hintergrunde kam ihnen ein unansehnlicher Mann entgegen, in einem alten, etwas zerrissenen Ueberrock, ein schwarzes Tuch nachlässig um den Hals geschlungen. Seine unbedeutende Physiognomie und der nachlässige Anzug schienen einen Verwalter oder noch kleineren Diener des Hauses zu bezeichnen.

Der Amtmann, der sich von seinem vorigen Irrthum mehr als erholen wollte, athmete hoch auf, und fragte dann mit starkem Ton: Wird Er uns, mein Guter, zum gnädigen Herrn führen?

Treten Sie nur vorerst gefällig in den Garten hinein, sagte der unscheinbare Mann. Sie folgten seiner Anweisung, gingen durch die hohe Thür, die der unbekannte Begleiter selbst wieder verschloß, und jetzt standen sie im Garten, der von der Sonne hell erleuchtet war. Sage Er uns doch, fing der Amtmann von neuem an, werden wir hier den Herrn Baron finden, der uns hat sagen lassen, daß er uns selber herum führen wollte?

Ich gebe mir schon die Ehre, sagte der Unbekannte, ich bin der Herr von Steinsberg, der Ihnen sein Compliment macht, und erfreut ist, allerseits Ihre werthe Bekanntschaft zu machen.

Dieser Schreck war viel größer, als der erste. Der Amtmann fuhr entsetzt zurück und stotterte eine unvernehmliche Entschuldigung, der Pfarrer verbeugte sich fast bis zur Erde, die beiden jungen Leute waren blutroth geworden und kicherten vor Verlegenheit, und die Mutter Rosinens knixte den ganzen Baumgang hinauf, um die Unhöflichkeit wieder etwas gut zu machen.

Als man die große Allee hinunter gekommen war, sagte der Baron: Hier, meine Verehrten werden Sie nun in mein Labyrinth eintreten. Es soll gleichsam den dunkeln, ungewissen Ursprung unsers Lebens bezeichnen. — Die Eingänge waren sehr niedrig und eng, alle mußten sich bücken. Drinne war es finster, und man stieß an die engen, gemauerten Wände. In der Mitte war der Raum etwas breiter, und von hier gingen wieder kleine Straßen nach verschiedenen Gegenden. Man trat endlich, nachdem Alle ziemlich lange gebückt hatten wandeln müssen, ins Freie, und der Baron fing wieder an: wir treten nun, nach jener Finsterniß, in das heitere Thal der Kindheit. — Es war ein kleines grünes Fleckchen voller Frühlingsblumen, und mit blühenden Gebüschen umkränzt. Halt! rief plötzlich der Herumführende: einer von Ihrer werthen Gesellschaft fehlt. Der Herr wird mir ganz gewiß zu früh ins Elysium gerathen; er hat den falschen Weg links genommen. Erlauben Sie, daß ich den Verirrten wieder aufsuche und erwarten Sie mich hier.

Er ging schnell in das Labyrinth zurück, und man hörte ihn rufen. Titus war es, der sich auf unerlaubten Wegen davon gemacht hatte. Artlich! schmunzelte der Pfarrer: daß es aus jenem finstern Labyrinth einen Weg giebt, der sogleich ins Elysium führt, wohin so manche Kinderseele unmittelbar nach der Geburt, einige sogar früher, eilen. Wir aber wandeln auf dem gewöhnlicheren Wege durch Kindheit und Jugend.

Sie mußten eine geraume Zeit auf der kleinen Stelle warten, endlich traten der Baron und Titus aus den engen Gängen wieder vor. Der gute Herr, sagte der Edelmann, war schon durch Elysium und Tartarus hin gesprungen, ganz gegen allen Plan und Zusammenhang.

Die Schönheiten, erwiederte Titus, sind so vielfach, und so neben einander gedrängt, daß man sich entzückt und betäubt zwischen allen diesen herrlichen Contrasten verirrt. Festgehalten und zugleich fortgestoßen, zaudert man und eilt, und hat das irdische und ewige Leben übersprungen, ehe man nur weiß, was man thut. Das ist eben die Eigenschaft der ächten Schönheit, daß man sich ganz in sie hinein stürzt, und das persönliche Bewußtseyn darüber einbüßt.

Der Baron trocknete sich den Schweiß ab, und erzählte ihnen das Charakteristische von diesem Thal der Kindheit; sie kamen hierauf in die Ebene der Jugend, in welcher junge Bäume standen und keine Blumen. Etwas aufwärts mußte man zum Manns-Alter steigen, wo man eine Aussicht auf Tempel und Hütten hatte, dann kam man noch höher in die reifen Jahre, welche Tannen bezeichneten; ganz oben stand man endlich im Greisesalter, wo alle Aussicht mit Sträuchen bedeckt war, rund umher abgestorbene Bäume, von denen selbst vielen die Rinde abgeschält war, unten sah man von einer Seite in einen kleinen Kirchhof hinein, der voller Gräber und schwarzer Kreuze war.

Herr Baron, sagte der Pfarrer begeistert, das hätte ich mir niemals gedacht, daß ein Garten so erbaulich seyn könne. Wahrlich, das nenne ich Philosophie! Und so innig mit der Kunst vermählt! Und diese Kunst wieder eins und dasselbe mit der Natur! Ich sollte meinen, das eben sei die allerhöchste Vollendung!

Es freut mich, sagte der Baron, daß sie so ganz in meine Ideen einzugehn vermögen; man hat so selten die Freude, daß ächte, tiefe Denker uns näher treten. — Er zog einen Drath und man hörte eine Glocke. Auf einem kürzeren Wege rannte jener geschmückte Bediente herbei, welchem der Führer eilig einige Worte ins Ohr sagte, worauf sich dieser wieder eben so schnell entfernte.

Was Sie bisher gesehn haben, fing der Führer wieder an, war eine allgemeine Einleitung, gleichsam eine Symphonie zu dem Gedicht meines Gartens. Jetzt treten wir in die Geschichte der Menschheit.

Abseits lenkte ein bequemer Steig, und man gelangte in eine kleine umbuschte Gegend, mit einem

dorischen kleinen Tempel aus Holz, welcher einige Figuren enthielt, die den griechischen nachgebildet waren. Auch in den Gebüschen zeigten sich einige Statuen. So sind wir denn in Griechenland, sagte der Führer. Ein einfaches, schönes Leben, eine veredelte Natur, ein sinniger Cultus. Von hier gelangt man durch diesen sich schlängelnden Weg in das Elysium, wie jene Menschen es sich dachten. Es war ein ziemlich heitrer Raum, voll Blumenbeete, ein Schattengang daneben, hinter welchem sich gleich der Tartarus befand. Hier waren künstliche Felsen gebaut und Grotten erschaffen; vor der einen lag der dreiköpfige Cerberus, mit weit geöffnetem Rachen. Die Pfarrerin trat erschrocken einen Schritt zurück, aber der Baron führte sie selbst, wohlgefällig lächelnd dem Höllenhunde vorüber, welcher nur aus Holz und mit kräftigen Farben übermalt war.

Man sah hier ebenfalls gemalt den Ixion auf seinem Rade, und in einer Grotte links Pluto und Proserpina. Die eine Grotte hatte Fenster mit farbigem Glase, und die ganze Gegend umher schien im dunkelrothen Feuer zu brennen. Dieser Platz gefiel der Gattin des Pfarrers vorzüglich; sie war kaum zu bewegen, die Grotte und ihre Täuschung wieder zu verlassen.

So kam man in die chinesische Gegend, die voller Hügel, Häuserchen, kleiner Treppen und Thürme war, alles aus Latten geschnitzelt und mit grellen Lackfarben überzogen. So wie die Luft sich bewegte, ertönten eine Menge kleiner Glockenspiele. Kleine Figuren standen auf den Gallerieen, und einige Pagoden saßen nickend und wackelnd. Beim Himmel! rief der Amtmann aus; ich bin heut wie im Himmel selbst! Was braucht der Mensch noch zu reisen, oder Bücher zu lesen, oder Gemälde zu sehn, wenn er alles viel besser hier in Natura vor sich erblicken und erleben kann! Verehrter Herr Baron, Sie sind wahrhaftig mehr als ein Tausendkünstler!

Ich würde Sie, antwortete der Baron, einen nach dem andern dort auf den höchsten chinesischen Thurm hinaufführen, wenn nicht neulich ein dicker, unbeholfener Mann das Geländer und die Treppe zerbrochen hätte. Er beachtete die Künstlichkeit nicht, und lehnte sich zu handfest auf die leicht geschnitzte Gallerie. Er wäre fast unglücklich geworden und herabgestürzt.

Wer keinen Spaß versteht, sagte der Amtmann, der sich gern gefällig machen wollte, muß sich mit solcher künstlichen Natur nicht einlassen.

Spaß nennen Sie das? fragte der Baron etwas empfindlich; ich habe es ernsthaft genug gemeint.

Der Herr Amtmann, fiel Titus ein, will damit nur sagen, daß sich einer geziemlich betragen muß, und vorbereitet seyn, um Schein und Wirklichkeit, die in der ächten Kunst immerdar durch einander spielen und sich gegenseitig unterstützen, gehörig zu würdigen. Für Schein, Nachahmung, pflegt der Herr immer Spaß zu sagen.

Jetzt betraten sie die türkische Gegend mit einigen Moscheen und Minarets; von da gelangten sie in das christlichgothische Zeitalter: eine Ritterburg präsentirte sich, mit Giebeln, Thürmen und bunt gemalten Fenstern: geharnischte Männer, von Holz, standen am Eingange. Gegen über war eine Ruine. Im Ritterschloß fanden sie ein elegantes Frühstück, zu welchem sie der Wirth mit vieler Freundlichkeit einlud.

Alle waren von den vielen Genüssen wie betäubt, und der Wein, so wie die kalten Hühner behagten ihnen nach der Wanderung und Anstrengung sehr. Durch das einfache und freundliche Wesen ihres Wirthes waren sie alle heiter und guten Muths geworden, und der Pfarrer hatte großes Vertrauen gewonnen, da der Baron ihn für einen tiefen Denker erklärt hatte.

Unmittelbar hinter der Ruine lag ein kleiner Garten mit beschnittenen Hecken, die französische Zeit darstellend; daneben war ein Fleck, wo Taxus in Pyramiden, Obelisken, ungestaltete Frauen und Männern verschnitten war, eben so die Bäume, deren Rinde man gefärbt hatte, und zwischen denen Pyramiden von Glaskügelchen standen, von welchen die Sonne blendend zurück strahlte. Der Boden bestand aus farbigem Sande. Allerliebst! rief die Pfarrerin; so artig ist es nicht einmal in meiner Putzstube!

Die vollendete Unnatur, erläuterte der Baron, hat auch einen gewissen Reiz: auch wird dadurch der Sinn für Natur wieder um so mehr geläutert und geschärft.

Als man den Ort verlassen hatte, von dem sich die Pfarerin auch nur sehr ungern trennte, sagte der Führer: Jetzt besuchen wir nun die Gegenden der menschlichen Leidenschaften und Gemüthsstimmungen, und zwar zuerst die Grotte der Sirenen.

Es war ein Gartensaal, der rings mit Spiegeln belegt war: in Nischen waren Sirenen von Stein übermalt, angebracht, die aus den Brüsten und dem Munde Wasser spritzten: eine Wasserorgel erklang, um ihren Gesang anzudeuten. In der Mitte war ein Felsen, der ebenfalls Wasser ausströmte, und an diesem stand ein Mann, den Ulysses bezeichnend, festgebunden. Fritz wollte die Sirenen etwas mehr in der Nähe besehn, und so wie er einen dunklerenLuderstein betrat, erhoben sich auf den Wänden, dem Fußboden und dem Felsen tausend feine Strahlen, die ihn alle, wie eine Wasserlaube umhüllten, und ihn mehr durchnäßten, als ihm erwünscht seyn mochte. Alles erstaunte, und Fritz stand in seinem Tropfbade unbeweglich. So ergeht es, rief der Baron, denen, die ihren Leidenschaften folgen, und den verführerischen Sirenen zu nahe treten. — Er drückte an einen Knopf am Felsen und die Wasserstrahlen versiegten plötzlich.

Fritz ward ausgelacht und der Vater sagte zu ihm: Merke dir diese Lehre, mein Sohn, sie kann dir für dein ganzes Leben nützlich seyn! Geh dem Stein immer aus dem Wege, der dich so pudelnaß machen kann; du hast nun erfahren, was die Leidenschaften mit uns für ein Spiel treiben.

Ja, sagte Fritz, wenn der Stein immer so gezeichnet wäre, wie der da, so könnte man leicht tugendhaft seyn. Und doch muß man erst auf ihn treten, um durch die Erfahrung gewitzigt zu werden, daß er den Schalk im Nacken hat.

Jetzt kamen sie in einen Raum, dicht von Trauerbirken, Thränenweiden und Weihmuthskiefern eingeschlossen. Dies ist das Thal der Thränen, sagte der Baron, es gränzt an den Saal der Sinnlichkeit und Leidenschaft. Von da stiegen sie aufwärts zu einer ziemlichen Höhe, und standen dann an einem künstlich gemachten Absturz. Dies, fuhr der Baron

fort, ist die Höhe der Verzweiflung: nur ein schmales, schwankendes Brett, das in Ketten hängt, führt über diesen schauderhaften schwindelnden Abgrund. Ich muß Sie bitten, einzeln und Mann für Mann hinüberzugehn, weil diese Brücke nicht auf eine große Last berechnet ist. Fritz, dem es nach dem Unheil, das die Leidenschaften ihm erregt hatten, am nöthigsten that, die Gegend der Verzweiflung zu verlassen, hüpfte über die schwankende, klirrende Brücke hinüber. Dann folgte Rosine ihrem Lieblinge artig nach, ihr folgte der Amtmann, dann Titus, der sich keck in die Mitte der Brücke hinstellte und mit begeistertem Auge dreist in den Abgrund schaute, dann ging der Pfarrer bedächtig hinüber, dessen Gattin aber zögerte, und klagte, ihr Schwindel lasse diese Passage nicht zu. Altes Närrchen! rief der Pfarrer vom jenseitigen Ufer herüber, es ist ja nicht höher als unsre Bodentreppe! Mache doch keine Umstände! Du kletterst ja auch zuweilen zum Taubenschlag hinauf, und das ist denn doch wohl schlimmer.

Sie faßte sich ein Herz und betrat das schaukelnde Brett. Der Gatte streckte ihr von drüben, so weit er es vermochte, den Arm entgegen, und zog die Kreischende, so wie sie nur die Mitte erreicht hatte, mit Gewalt zu sich, der Freiherr machte den Beschluß.

Nun sind wir, fing er jenseits an, auf dem Gebiet der Tugend. — Hinter Gebüschen that sich ein kleiner ebener Fleck auf, rund um mit Ruhestellen besetzt. In der Mitte stand auf einem Fußgestell von Rasen die Büste des Sokrates.

Alle setzten sich nach den überstandenen Mühseligkeiten, um auszuruhn. Hier, fing der Pfarrer an, sollten nun unmaßgeblich philosophische und moralische Diskurse geführt werden, nachdem wir durch des Himmels Hülfe die Leidenschaften, die Thränen, und die Verzweiflung überstanden haben.

Nach der Ruhe wanderte man durch die Natur, welche die Natur selbst darstellte, mit den Beschäftigungen der Menschen vereinigt. Weiß angestrichene Steine und Sand, ohne Baum und Strauch waren die Polarländer: dann stieg man zum mäßigen Himmelsstriche, den ein kleines Kornfeld bezeichnete: man kam an eine Mauer, an welcher ein Weinstock hinaufrankte: nun erhob man sich wieder zu den Bergen. Sehn Sie, rief der Baron, hier links die Fülle der Wasserfälle. Er hatte wieder eine Glocke angezogen, und, reichlich genug, stürzte Wasser in vielen Rinnen hinab, über eingefügte Steine und zwischen Gras und Gebüschen. Er trieb aber selbst zum Weitergehn, weil er wußte, daß nach einigen Minuten das Wasser ausbleiben würde, welches nur künstlich gesammelt war, und erst in vier und zwanzig Stunden wieder springen konnte.

Als sie weiter gingen, machte er sie auf einige ausländische Stauden aufmerksam, dann folgten sie seiner Einladung, sich wieder auf eine Ruhebank niederzulassen. Nachdem sie sich umgesehn, gesprochen und sich gestärkt hatten, erhoben sie sich wieder, aber die Pfarrerin stieß zu aller Schrecken einen lauten Schrei aus, denn unmittelbar hinter ihr, stieg, wie aus einem Schacht, auf einer Leiter ein Bergmann mit einer Mulde voll Erz auf der Schulter. Der Baron freute sich, daß die gut gefärbte und geschnitzte Figur nicht vorher war bemerkt worden. —

Nun zog sich der Weg abseits durch mehrere Gewächshäuser, die so künstlich eingerichtet waren, daß man nicht gleich die Gläser und Oefen bemerkte. Diese, die immer heißer wurden, stellten die tropischen Länder vor, hier sah man dann die Früchte und wundersamen Stauden des Süden, Aloe, Cactus, Palmen und Ananas.

Schweißbetrieft verließen alle die tropischen Länder, um sich im deutschen Klima wieder zu erholen. Man ging an einem Fichtenwalde hin, und plötzlich zog der Baron wieder eine Glocke, die weithin durch den Garten schallte. Wir bekommen ein Gewitter, sagte er dann, und wir werden etwas eilen müssen. Man wendete sich in den Wald, und erblickte in einiger Entfernung eine Hütte von Moos, mit einem Crucifix, Todtenkopf und einem einfachen Lager. Der Baron schüttelte heftig mit dem Kopfe und kehrte dazu, ohne sich der Einsiedelei zu nähern, mit der Gesellschaft wieder um, welche seine Verstimmung, die er deutlich genug zeigte, nicht begriff. Als man wieder an die Tannen gelangt war, faßte er in die Zweige und zog zwei, dreimal noch viel stärker, als vorhin, dann stand er murrend eine Weile still, und ging langsam, und wie es schien, vorsätzlich zaudernd, noch einmal nach der Gegend jener Einsiedlerhütte, die sie nur eben verlassen hatten.

Als sie wieder zur Eremitenhütte hinzogen, sahen sie einen Einsiedler in brauner Kutte mit langem schwarzen Barte vor dem Crucifixe knieen. Dann las er in einem Brevier, bekreuzte sich und stand auf. Ach! rief die Pfarrerin: dies ist noch die hübscheste Puppe von allen! Sie schrie aber laut auf vor Schrecken, als der Eremit sich jetzt zu ihnen kehrte und sie mit demüthiger Andacht begrüßte. Der Baron wendete sich stumm mit einem auffordernden Blicke zu seiner Gesellschaft und kniete nieder, Fritz und Rosine folgten schnell dem Beispiel, der Amtmann und die Predigerin zögernd, doch Gottfried trat mißtrauisch zurück und sah es aus der Ferne kopfschüttelnd mit an, wie der Eremit Allen die Hände segnend auf das Haupt legte und über jeden das Zeichen des Kreuzes machte. Noch sonderbarer erschien ihm die Handlung, als bei einer rascheren Bewegung dem Eremiten eine Tabackspfeife aus dem Gewande fiel. Als sie weiter gegangen waren, eilte der Baron noch einmal schnell zurück, und der mißtrauische Pfarrer glaubte die Worte, im zornigen Tone gesprochen, zu vernehmen: „Trunkenbold! — Immer saufen! — Die verdammte Tabackspfeife! — »Von dem, was der Eremit erwiederte, war gar nichts zu verstehn, auch kam der Baron bald mit einer verdrüßlichen Miene zu seiner Gesellschaft zurück. Ich habe es vorgezogen, sagte er, indem sie weiter gingen, einen wirklichen Einsiedler in jene Hütte hinein zu stiften, als einen nachgemachten hinein zu setzen. Dieser betet wirklich und lebt vom Getümmel der Welt entfernt in diesem Walde, bei einfacher Kost, in frommer Andacht.

Auch im Winter? fragte der Prediger. — Ihm ist, erwiederte der Baron, für die strengere Jahrszeit ein Häuschen nebenbei eingerichtet worden. Doch eilen wir, bevor das Gewitter uns überrascht. — Er zog wieder eine Glocke an, und als sie um die

Ecke bogen, standen sie vor einem kleinen dunklen Hügel, der von lauter Eisenschlacken aufgehäuft zu seyn schien. Mit lautem Donner und Krachen sprang aus dem Gipfel plötzlich eine Feuer-Explosion, und streute die Funken weit umher. Die Frau des Predigers fiel auf den starken Amtmann, der hinter ihr stand, denn sie war einer Ohnmacht nahe.

Der Baron, sehr zufrieden mit der Wirkung seines feuerspeienden Berges, beruhigte und tröstete die noch immer zitternde Alte. Ich habe Sie übermäßig ermüdet und angestrengt, sagte er dann freundlich, eilen wir in das Haus, das Gewitter ist ganz nahe, und machen Sie mir das Vergnügen, an meinem Tische, bei heiteren Gesprächen, wieder einige Kräfte zu sammeln.

Alle dankten für die übergroße Freundlichkeit des Barons und nur dem gewandteren Titus gelang es, einige wirklich verbindliche und höfliche Redensarten anzubringen. Der Baron war sehr aufgeräumt, daß sein Garten so großen Beifall fand, und sagte: Das Gewitter hat es mir unmöglich gemacht, Ihnen noch einige kleinere Parthien zu zeigen, Ihnen, zum Beispiel, den Anblick des Weltmeers, mit einigen Kriegsschiffen zu vergönnen, welches künstlich durch Perspektive, Malerei und etlichen ganz feinen Modellen nur möglich ist, aber doch täuschend wirkt. Otaheiti und Amerika haben wir auch überspringen müssen. Sie haben die Vielseitigkeit bewundert, so wie die Menge von Gegenständen. Ich sollte wohl mein Geheimniß nicht selber verrathen, aber ich versichere Ihnen, es ist alles mit großer Kunst so zusammengedrängt, daß Sie ungefähr nur eine halbe Stunde brauchen, um den Park von außen zu umwandeln.

Ueber diese Vollendung und enge Gebundenheit der Kunst konnte der beredte Titus nicht Worte genug finden, um sein Erstaunen wie seine Bewunderung gehörig auszudrücken.

Sie waren nahe am Hause, und der Baron sagte: Diese letzte Explosion des feuerspeienden Berges war zugleich für den Koch das Zeichen, daß er anrichten solle. — Er führte sie in den Speisesaal, in welchem die Gerichte schon auf dem Tische standen, und entfernte sich, um sich umzukleiden. So vertraut die Gesellschaft in den Stunden dieses Vormittags mit dem Besitzer des Gutes geworden war, so fühlte sie sich doch jetzt wieder in Gegenwart der reichen Livreen in Verlegenheit. Diese nahm noch zu, als ein vornehmer Herr, geschmückt mit Orden und einem großen Sterne, eintrat, und sich ihnen näherte. Erst nach den Anreden erkannten die Fremden ihren Freund wieder und setzten sich mit ihm zu Tische.

Man war heiter und Jedermann wurde gesprächig, selbst Rosine, die vieles von ihrer kleinen Wirthschaft zu erzählen wußte. Titus machte sich dadurch beim Wirthe beliebt, daß er immer wieder in einer neuen Wendung das Lob des Gartens und eine Schmeichelei für den Gründer desselben zu finden wußte.

Gestört wurde die Gesellschaft durch den Gärtner, welcher sich in einer dringenden Angelegenheit zu dieser ungewöhnlichen Stunde anmelden ließ. Er trat mit erhitztem Gesicht herein und meldete mit allen Zeichen des Schreckens, daß der Eremit, wie man überzeugt seyn müsse, weggelaufen sei. Weggelaufen! der undankbare Trunkenbold! rief der Baron. Er nahm den Brief, den der Eremit zurückgelassen hatte, aus den Händen des Gärtners, und überlas ihn mit den Geberden des Zornes. Auch noch grob ist der schlechte Mensch! sagte er dann: Wilhelm! fuhr er fort, indem er sich gegen den Bedienten wendete, der nach dem Kammerdiener der vornehmste schien; es bleibt nichts übrig, als daß du einige Tage den Einsiedler spielen mußt, denn auf morgen hat sich Graf Kleeborn mit seiner Familie ansagen lassen, bis ich mir einen andern wirklichen Eremiten wieder angeschafft habe; es soll sogleich eine Anzeige in die öffentlichen Blätter gesetzt werden, daß diese Stelle bei mir offen ist.

Wilhelm schien über diese Anmuthung nichts weniger als vergnügt zu seyn. Der Gärtner entfernte sich wieder, und der Baron war, so lange die Mahlzeit noch währte, verstimmt. Doch erneute er den Wunsch, daß man ihm, auf der Rückreise, wiederum das Vergnügen des Besuches gönnen möge: diesen Wunsch legte er besonders Titus recht dringend ans Herz, der auch feierlich versprach, das Glück, das ihm die Bekanntschaft eines so großen und edeln Mannes gegönnt habe, gewiß zu benutzen und seine Besuche zu wiederholen, um dieses Elysium näher kennen zu lernen.

Von Wein, Vergnügen und Ehre berauscht, empfahlen sich der Amtmann, der Pfarrer und Titus dem großmüthigen, neu erworbenen Freunde, und trafen den Kutscher Christian nachdenkend in der Schenke. Also, es soll doch immer noch weiter in die Welt hineingehn? Wir kehren nicht um? fragte er mit trübseligem Blick den Amtmann: also, nach heut den ganzen Tag fahren, und morgen noch einen ganzen halben! Und immer gerade aus! Man kann es sich kaum denken, wie weit das vom Hause seyn muß.

Zögernd und murrend spannte er an. Er war vom Wachen ermüdet und schien kaum fähig, den Wagen zu regieren. Titus ermunterte ihn, so viel er es konnte, doch war nichts vermögend, Christians Laune zu erheitern. Man fuhr ab, und die Gesellschaft richtete sich zum Schlafen ein, als Christian's Ausruf: Hier ist's zur See! indem er anhielt, sie erschreckte.

Zur See sind wir? rief der Amtmann, indem er den Kopf zum Wagen hinaus steckte.

Ja, Herr Amtmann, antwortete Christian, von hier bis zur Residenz.

Er will Chaussee sagen, bedeutete Titus vom Bock herunter, eine Sache, die ihm neu ist, die er noch niemals gesehn hat.

Ich auch noch nicht, erwiederte der Amtmann, ich bin noch nie auf einer solchen Chaussee gefahren, von denen ich immer so viel habe reden hören.

Nachdem Christian sich über den festen Weg, die Arbeiter auf demselben, die Einnehmer und Zettel eine Weile gewundert hatte, überließ er sich wieder seiner Schläfrigkeit, so daß Titus ihm wieder die Leinen aus den Händen nehmen mußte. Er rieth ihm zugleich, sich hinten zum Knecht zu setzen, welcher Weisung auch der Uebermüdete folgte. Man fuhr schneller, und als die Reisenden im Wagen sich nach einiger Zeit wieder ermunterten, und sich den Weg, die Gegend und die Dörfer und Häuser betrachteten, waren sie verwundert, daß jeder Wanderer und Reiter, jeder Wagen, der ihnen vorüber fuhr, Alt wie Jung, ihre Kutsche, und was zu dieser

gehörte, mit einem auffallenden Erstaunen betrachtete. Der Amtmann sagte endlich: Haben alle diese Menschen noch niemals einen solchen Wagen gesehn? Sind die Reisenden hier so selten? Verwundert man sich, daß wir in dieser Jahreszeit zur Stadt kommen? Aber ich sehe ja so viele Equipagen und Menschen, die sich auch nach diesem berühmten Jahrmarkt begeben.

Als sie mit dem Abend in dem kleinen Städtchen, in welchem sie übernachten wollten, abstiegen, löste sich das Räthsel auf, denn mit Titus stieg auch jener Garten-Eremit in seiner Kutte und mit seinem übermäßig langen Barte vom Wagen. Die Jugend des Ortes hatte sich schon um die Kutsche versammelt, alle Fenster standen offen, und die Leute riethen und fragten, ob ein türkischer Gesandter, oder ein Abgeschickter des Pabstes, oder von den Wilden der Herr der Equipage sei. Ein vielbelesener junger Kaufmann erklärte die Sache endlich den Neugierigen am befriedigendsten dadurch, daß die ganze Gesellschaft innen wie außerhalb der großen schweren Kutsche nichts anders als Emissare der Jesuiten seien, welche kämen, um in der Hauptstadt so wie auf dem Lande ihre Missions-Anstalten zu verbreiten.

Der Amtmann begab sich verstimmt auf sein Zimmer, daß er, wie ein Wunderthäter, durch den bärtigen Deserteur solch Aufsehn erregen sollte. Indessen wußte ihn Titus wieder zu begütigen, der seine Großmuth in Anspruch nahm und versicherte, er hätte in dem Flüchtigen schon während des Fahrens einen der edelsten Männer kennen gelernt, und es sei Christenpflicht, einem armen Verfolgten sein Unglück zu erleichtern, und ihn mit dem Himmel wieder auszusöhnen.

Der gutmüthige Amtmann war bald überredet und so gerührt, daß er den Anstößigen sogar an seine Abendtafel durch Titus freundlich einladen ließ. Die Pfarrerin war erst ängstlich, und der Geistliche machte sich ein Gewissen daraus, mit einem Katholiken und obenein einem Eremiten in so nahe Berührung zu kommen.

Bei Tische wurden Alle die Sache bald gewohnt, selbst der aufwartende Kellner, um so mehr da der Einsiedler sich so, wie alle übrigen Menschen im Gespräch ausdrückte. Er war sehr dankbar und küßte Rosinen wie deren Mutter mit vieler Ergebenheit die Hand, wovor sich die beiden erst entsetzten, nachher aber fanden, daß der verwilderte Mensch mehr Lebensart besitze, als man ihm seinem Barte nach, zutrauen könne. Der Amtmann ermunterte ihn, zu essen und zu trinken, da er dessen zu bedürfen schien, und da der Pfarrer der einzige war, der sich noch zurückhaltend betrug, so gewann der Fremde auch dessen Herz endlich durch die Versicherung, er habe mit der katholischen Kirche keine Gemeinschaft.

Als die Dienerschaft sich entfernt hatte und das Gespräch vertraulicher werden konnte, der Amtmann auch seinem bärtigen Gaste fleißig eingeschenkt hatte, sagte dieser: Nein, mein verehrter geistlicher Herr, ich bin ein lutherisch, eifrig Glaubender wie Sie, Herr Gottfried, und eben als ein Opfer meines frommen Eifers, sitze ich in dieser Gestaltung jetzt neben Ihnen hier an diesem Tisch.

Wie ist das möglich? rief Gottfried.

Erfahren Sie denn, frommer Kirchenlehrer, so wie Sie, großmüthiger Herr Amtmann, daß mein Ursprung sich aus Asien herschreibt. Meine Voreltern waren jenseit des rothen Meeres, wo die Stämme mehrerer Juden sich noch gesammelt haben und ein kleines Königreich bilden, Fürsten dieser versprengten, in Europa unbekannten Nation. Ich ward als Prinz auferzogen, und meine Aussichten waren die glänzendsten. Da spielte mir ein reisender Missionär das Evangelium in die Hände. Meine Seele wurde umgekehrt und dem wahren Glauben, dem Christenthume, zugewendet. Ich entfloh meinen Eltern und Wächtern, denn alle hatten schon Verdacht geschöpft, und der Schatz der Diamanten, die ich als mein Eigenthum mitgenommen hatte, eröffnete mir die Welt. Ich landete in Rom, sah aber bei näherer Erkundigung und Prüfung bald, daß hier das Christenthum nicht sei, welches mein Herz so inbrünstig suchte. Aus Furcht vor der Inquisition entfloh ich wieder, und mit mehr Furcht, als ich mich erst den Juden entzogen hatte. Ich gerieth nach Deutschland und begab mich bei einem wackern lutherischen Prediger in die Lehre. Bei ihm überzeugte ich mich daß sein Glaube das wahre Christenthum sei, und daß alle übrigen Partheien nur in der Irre wandelten. Ich schloß mich also dieser einzig rechtgläubigen Meinung an, und glaubte jetzt, allen Gefahren und Nachstellungen entgangen zu seyn. Aber wie sehr war ich im Irrthum!

Nun? sagte der Pfarrer mit der größten Erwartung, indem er die Hand des Fremden ergriff.

Ich hatte mir, fuhr dieser fort, merken lassen, daß ich reich sei. Durch die wundersame Verbindung der Judenschaft auf dem ganzen Erdboden war mein Aufenthalt ausgemittelt worden. Die deutschen Juden verfolgten mich mit Verläumdungen, als sei ich ein Räuber und Mörder. Die Päbstler, die mich schon in Italien als den ihrigen angesehn hatten, verbanden sich mit den Juden, um mich zu plündern und unglücklich zu machen. Ich sah mich plötzlich in weitläufige Prozesse verwickelt; mein Vermögen ward in Beschlag genommen, unter dem Vorwand, daß ich Caution leisten müsse. Die Untersuchung zog sich in die Länge und falsche Zeugen wurden erkauft, die gegen mich aussagen mußten. Unerfahren, wie ich war, in dergleichen europäischen Schändlichkeiten, wurde es meinen Feinden leicht, meine Imagination zu erhitzen und mir große und unnöthige Angst beizubringen. Ich schätzte mich glücklich, als ich endlich nur aus meinem Gefängniß entfliehen konnte. Nichts war meinen Gegnern so erwünscht, als diese Unbesonnenheit, denn dadurch machte ich mich verdächtig, und das Recht schien auf ihrer Seite. Mein Vermögen war verfallen, und Juden sowohl wie Katholiken versäumten nichts, mich mit Anklagen zu verfolgen, so daß sich meine neuen Glaubensgenossen, die lutherischen Christen, auch voll Mißtrauen von mir zurückzogen. Wohin ich kam, erblickte ich Feindschaft, wonach ich meine Arme hülferufend ausstreckte, wich man vor mir scheu zurück. Ich versuchte es in allen Gewerben, aber ich fand nur Widerstand. Ich bin ganz Deutschland viele Jahre mit dem trostlosen Gefühl durchirrt, keiner einzigen Religion angehören zu dürfen. War es ein Wunder, wenn ich mich endlich einer gewissen Freigeisterei ergab, die ich selbst nicht billigen mag?

Ich war Schulmeister, Gelehrter gewesen, ich hatte im Kleinen einen Handel getrieben, ich hatte eine Weinschenke gehabt, ein religiöses Conventikel gehalten, war Commis eines Banquiers gewesen, hatte rezensirt und ein pikantes Blatt redigirt, hatte Zeitung und Predigt, Roman und Gedicht geschrieben, und war allenthalben durch die menschliche Bosheit aus dem Felde geschlagen worden. In der höchsten Verzweiflung, als ich schon zu sterben wünschte, da ich doch zu verhungern schien, fand ich in einem öffentlichen Blatte einen Aufruf jenes Kunst-Barons, daß, wenn sich jemand fände, der als ein wirklicher Eremit in einer Clause, mit ächtem gewachsenen Barte, sich wolle anstellen lassen, dieser sich bei ihm melden solle. Diese Zeitung schien mir eine helfende Hand aus den Wolken. Ich eilte nach dieser Gegend so viel ich nur vermochte, in Furcht, andre, Glücklichere, möchten mir zuvor kommen. Indessen hatte sich noch Niemand gemeldet, und ich ward angenommen. Der Gehalt war nur geringe, die Kleider, wie Sie wohl bemerken können, kosteten dem Baron auch nicht so gar viel: ich hatte aber gehofft, daß ich besser leben würde. Mein Herr aber, ob er gleich selbst Protestant war, und auch wußte, daß ich ein Opfer des lutherischen Lehrbegriffs geworden war, zwang mich dennoch, von Wurzeln und Kräutern, Wasser, selten schwachen Wein, und noch seltner Fleischspeisen genießend, ganz wie ein ächter, strenger katholischer Eremit zu leben. Dazu hatte ich auch, wie Sie gesehen haben, ein Brevier: ich mußte, wenn Fremde kamen, nicht nur viel knien und beten, sondern den Reisenden auch, als wenn ich gleichsam ein Heiliger wäre, meinen Segen geben. Ob wir uns gleich täglich zankten, kniete er doch jedesmal, um die Illusion nur recht groß zu machen, selbst vor mir hin, und ich mußte die Hand auf seinen Kopf legen. Ich hätte ihn lieber in den Haaren gerissen, als ihn gesegnet, besonders heut' Morgen. — Ich sah wohl, verehrter Herr Prediger, mit welchem Grauen Sie sich von diesem katholischen Aberglauben abwendeten, und mein Herz flog Ihnen deshalb auch gleich entgegen.

Ja, mein Lieber, sagte Gottfried schmunzelnd, ich durfte als ordinirter Pfarrer keine solche Blöße geben, mich von einem Eremiten segnen zu lassen. Ich hätte mich zurückgezogen, wenn ich selbst gewußt hätte, daß es nur ein nachgemachter Einsiedler sei.

Der Eremit sagte, nachdem ihm die Gesellschaft mehr Vertrauen eingeflößt hatte: Verehrte Freunde, (verzeihen Sie, daß ich so dreist bin, Ihnen diesen Namen zu geben), ich habe mich endlich selbst aus dieser Hölle erlöst, denn so muß ich den Aufenthalt bei dem Baron nennen. Denn keine größere Qual giebt es wohl auf Erden, als eine unauslöschliche Langeweile. Mein Gehalt war so kümmerlich, daß ich wirklich fast ganz allein von der mir angewiesenen Eremitenkost leben mußte. Ein nichtswürdiges Fasten, welches, da es nur von der abergläubischen päbstlichen Kirche vorgeschrieben wird, meinem Gewissen fast eben so lästig als meinem Magen wurde. Zuweilen, wenn katholische Herrschaften bei ihm speiseten, wurde ich wohl auch an die Tafel gezogen, aber mit raffinirter Grausamkeit. Denn ich mußte alsdann, damit die Fremden, wenn sie rechtgläubig waren, sich in ihrer Verwunderung an mir erbauen sollten, nur rohe Wurzeln und Kräuter speisen. Natürlich suchte ich, wie auch heute geschah, meinem verdorbenen Magen in der Schenke durch ein Glas Wein wieder aufzuhelfen, aber dann wurde ich von meinem Zwingherrn, wenn er es erfuhr, als Säufer und Trunkenbold ausgescholten. Solch Aergerniß machte er mir auch heute, als ich seinen ersten Klingelzug nicht gleich gehört hatte. Seine Natur ist eine schlechte Comödie, und seine Andacht mit dem Eremiten Gotteslästrung.

Der Amtmann war verlegen, was er hierauf erwiedern sollte, weil er in dieses Schelten über einen verehrten Mann und seine bewunderte Kunstwelt weder einstimmen konnte noch wollte. Der Pfarrer aber, dessen Gefühle nicht so zart seyn mochten, stimmte mit dem vollständigsten Beifall in die Anklagen des entlaufenen aufgebrachten Einsiedlers. Gottlos, rief er aus, ist die ganze Garten-Anstalt, weil der hochmüthige Freigeist das Christliche und Heidnische so frech durcheinander mengt und verwirrt. Schade was um die sinnreichen Allegorien, wenn der ächte Glaube dadurch auf falsche Wege geleitet wird. Wollte er einmal einen christlichen Garten bauen, so mußten weder Eremiten mit Brevieren, noch Sirenen, noch Chinesen und dergleichen Unzucht, nebst dem Höllenhund und Pluto oder Elysium hinein kommen, sondern er mußte streng bei den Thränen der Verzweiflung und Hoffnung verbleiben, von da in die christliche Liebe und in den Glauben an die Unsterblichkeit führen. Kann denn ein Weltmann, dem so große Reichthümer zu Gebote stehn, nicht alle Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, nicht alle vernünftigen Beweise für das Daseyn Gottes in seinen Garten aufpflanzen und ausmauern? Aber ihm ist es nur um Sinnenlust und Ueberraschung zu thun, und Ihrem Fritz seinen neuen Rokserock mit seinen Wasserstralen zu verderben. Wo hat man noch gesehn, daß die Leidenschaften den Menschen naß wie eine Katze machen?

Ihr Christenthum, sagte Titus, macht Sie sehr unbillig gegen die Kunst, theurer Freund. Glauben Sie doch, Bester, daß die Heiden in ihrem Tartarus und Elysium eine dunkle Vorahndung von unsrer Wahrheit, vom Himmel und der Hölle hatten. Wäre der Garten dazu angelegt, um Heiden oder Freigeister zu bekehren, so hätte Ihr Tadel Grund, aber da Alles nur einen süßen Traum, eine schwärmerische Täuschung, eine Erinnerung an die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Zeiten und Räume andeuten soll, so ist das Kunstwerk mehr für den freisinnigen Denker, für den fühlenden Menschen als für den orthodoxen Christen eingerichtet. Zu geschweigen, daß es schwer fallen müßte, Aussichten in die Ewigkeit, oder Beweise für das Daseyn Gottes in Garten-Anstalten deutlich auszudrücken.

Wie Sie wollen, sagte der Pfarrer, ich mag mit Ihnen nicht streiten, der Sie lau im Glauben sind, um dem Phantastischen, der Poesie, Allegorie, Symbolik und Hieroglyphe, oder gar jenem noch verdächtigern Humor, oder der sogenannten Ironie mit desto wärmern Herzen anzuhängen. Aber ich schwöre Ihnen, ein wahrer Christ könnte die Augsburgische Confession so gut zu einem Garten machen, wie jener Phantast seine Weltgeschichte und Zeitalter.

Sie gehn zu weit, sagte der billige Amtmann: jedes in seiner Art. Es bleibt ja für die Zukunft einem

religiösen Fürsten wohl einmal vorbehalten, Ihr Ideal zu verwirklichen. Geht doch alles stufenweise, so in der Geschichte, wie in der Kunst. Möglich (und der Gedanke ist erfreulich), daß die Menschheit so hoch steigt, daß man in Zukunft einen Verbrecher oder gottlosen Zweifler nur in das Gatterthor eines Gartens sanft einschiebt, um ihm nach zwei, drei Stunden jenseit als Gläubigen, Ueberzeugten und Tugendhaften wieder heraus zu lassen. — Sie haben aber wirklich (fuhr er fort, indem er sich wieder an den Einsiedler wendete) ein trübseliges Leben dort geführt, welches für uns durchreisende Fremde einen so reizenden Anschein hatte. Denn ich dachte mir wie glückselig Sie dort in der grünen Umgebung, von Crucifixen und Todtenköpfen umstellt, der Andacht gewidmet seyn müßten. Ich bin überzeugt, wäre meine Frau mit uns gewesen, sie hätte in Ihrer Seele Freudenthränen vergossen.

Das ist eben die lehrreichste Allegorie, sagte der Pfarrer, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, daß hinter dem Kreuze oft der Teufel steckt, daß es nichts so Unnatürliches giebt, als die so genannte Natur, daß, wo man Wolle sucht, man oft selbst geschoren nach Hause kommt, und daß es am schlimmsten ist, wenn es einem, wie dem Einsiedler geht, immerdar geschoren zu werden, ohne eigentlich Wolle zu haben, wenn man auch vielleicht Schaf oder Hammel ist.

Mann! Mann! rief erschrocken die gutmüthige Pfarrerin aus; Gottfried! Wohin geräthst du denn? So habe ich dich ja in meinem ganzen Leben nicht gesehn.

Es ist allerdings merkwürdig, sagte Titus, wie unserm lieben Prediger dieser Kunstgenuß zugeschlagen ist, als wenn er aus den Thränenweiden und Rosen nur bittern Wermuth geschlürft hätte. Es scheint, sein Gemüth muß dergleichen berauschende Erhebungen vermeiden, sonst wird er, trotz seiner Milde, ein Ketzermacher und inquisitorischer Verfolger.

Mich hat dieser Kunst-Vormittag milde und nur müde gemacht, sagte der Amtmann selbstgefällig. Und du, mein Sohn Fritz? fragte er lächelnd diesen.

Hunger kriegt man, sagte Fritz, daß man den Cerberus braten möchte; und insofern macht die Kunst auch gut und menschlich, denn Menschen, wie ich mir habe sagen lassen, die einen guten Appetit und Magen haben, sind immer auch gute Menschen.

Bleiben wir das, sagte der Amtmann: eine gewisse Rührung und Spannung der Lebensgeister erfrischt auch unsre Seele, und macht sie zart und weich, dann tritt die körperliche Ermüdung ein, und es ist eine schöne Einrichtung der allweisen Vorsehung daß wir Schwache so auf die irdischen Nahrungsmittel hingewiesen werden, um in dieser Erschöpfung Zorn, Bitterkeit und Kritik aller Art auszulöschen.

Sehr wahr und tiefsinnig! rief der ziemlich berauschte Eremit; denn dieser unaufhörlich kneifende Hunger machte mich ja fast zum bösen Menschen, der immerdar den Baron und seine Freunde beneidete, die sich so gut herausfüttern konnten. Und doch bedaure ich diesen Baron.

Wie so? fragte der Amtmann.

Weil ihn ebenfalls, fuhr der Eremit fort, die Langeweile so ungeheuer quält. Jetzt ist er nun seit einigen Jahren mit seinem Allerwelts-Garten fertig geworden. Was soll er thun, wenn er nicht wieder einreißt, und statt Chinesen, Samojeden, statt Mandarinen, Braminen einsetzt? Er kennt jeden Grashalm und jeden Frosch im Sumpf; da steht er also und gähnt und gähnt, und sieht sich oben im Thurm fast die Augen nach allen Richtungen aus, ob denn nicht von Süden oder Norden, oder Nordwest und Südsüd-Ost eine Caravane anlangt, oder ein Reiter, oder mindestens doch ein Fußgänger, der wohl bei ihm einkehren und seine Zaubereien bewundern möchte. Wenn er nur dürfte, so ließe er es als Gesetz auf den Landstraßen anschlagen, daß Niemand bei Lebensstrafe durchreisen dürfte, ohne seinen Garten zu betrachten.

In der That! sagte Titus sehr lebhaft; nun das ist wahrlich ein sehr merkwürdiger Charakterzug! Ich, so wie jeder gebildete Mensch, der gern die Gastfreiheit übt, wird jeden angenehmen Fremden oder guten Bekannten freudig aufnehmen, aber diese Sehnsucht nach Gästen darf man doch wohl eine übertriebene, ja krankhafte nennen.

Gewiß! sagte der Einsiedler, denn man muß so reich seyn, wie er, um an dieser Leidenschaft nicht zu verarmen. Wenn er nun Fremde in seinem Netze eingefangen hat, drängt er sich hinzu, ihnen die Raritäten selbst zu zeigen, um sich an ihrem Maul-Aufsperren, Aha!-Schreien, Zappeln, Verwundern, Kreischen, oder gar ihren Thränen der Dummheit zu ergötzen.

Sacht! mein lieber Mann, unterbrach ihn der Amtmann: Ihr Zorn führt sie zu weit.

Vergebung, sagte der erhitzte Einsiedler, die neue, ungewohnte Freiheit berauscht mich gleichsam, doch kann ich es nicht über mich gewinnen, an diesem Kunst-Baron, bei dem ich so lange Hunger und Kummer, Durst und Angst habe erleiden müssen, irgend eine gute Seite aufzufinden. Er rechnet sich auch selbst, so richtig ist sein Urtheil, zu seinen Pagoden und chinesischen Fratzen.

Wie das? fragte der Pfarrer begierig.

Hat sich eine Gesellschaft nun wieder melden lassen, so schickt er blank, von Gold starrend, seinen Bedienten, sein Thürsteher muß sich in seinen auffallendsten Staat werfen, und seine Keule mit dem ungeheuren silbernen Knopf in die Hand nehmen. Um so lieber thut er dies, wenn er meint, die Fremden sind vielleicht etwas simpel, haben die Welt nicht viel gesehn. Dann steht er selbst ganz ruppig, arm, die Ellenbogen am Ueberrock zerrissen, mit schmutzigen, herabhängenden Strümpfen im Hintergrund, und freut sich über die Maßen, wenn die Gimpel vor seinem Portier in Ehrfurcht erstarren, und als Pinsel noch mehr erschrecken, wenn sie im Verlumpten den gnädigen Baron nachher erkennen müssen.

Herr Einsiedler! rief der Amtmann unwillig aus; Sie vergessen sich wirklich zu sehr. Zähmen Sie Ihre bittre Zunge etwas mehr, wenn wir Ihnen länger mit Wohlgefallen zuhören sollen.

Der Eremit, welcher merkte, daß er seinen Wirth beleidigte, mäßigte seinen Eifer, und fuhr etwas ruhiger fort: Entdeckt nun der erhabene Gartenfreund, daß die Gesellschaft, welche er führt, verständige, gebildete und edle Menschen sind, so zieht er an eine der vielen Glocken, die im Garten vertheilt sind, und alle ihre Bedeutung haben, und die

Fremden finden im gothischen oder chinesischen Hause ein anständiges Frühstück. Zeichnen sich die Fremden durch Gedankenreichthum, Tiefsinn und Feinheit aus, so ladet er sie auch an seine Tafel. Dann wird auch, mögen es Fürsten, oder Land-Adel, oder Pfarrer seyn, das silberne Tafel-Service aufgesetzt.

Der Amtmann schmunzelte wohlgefällig, und der Pfarrer, plötzlich beschämt, suchte seinen vorigen bittern Tadel wieder zu vergüten, indem er mit andächtiger Miene sagte: Ich Armer bin nebst meiner Familie einer so hohen Auszeichnung nicht würdig gewesen, sondern man hat mich nur, als Begleiter meines edlen Freundes, gütig aufgenommen, obgleich der ausgezeichnete Mann mich nach seiner zu weit getriebenen Güte einmal einen tiefen Denker nannte.

Wir haben, sagte die Pfarrerin, heut von Zinn gespeiset, das aber sehr schön war.

Glauben Sie das nicht, verehrte Frau, antwortete der Einsiedler, es war schweres, gediegenes Silber. Zinn finden Sie im ganzen Schlosse nicht.

Mann! Gottfried! schrie die Pfarrerin auf; ich möchte ohnmächtig werden, wenn ich nur könnte. Ich habe von schweren, silbernen Tellern gegessen. Und alle die vielen, großen Schüsseln, die Terrinen, die Aufsätze, alles pures, reines Silber! Daß ich so was erleben muß!

Mäßige dein irdisches Erstaunen etwas, sagte Gottfried milde; ich habe es auch für Zinn gehalten; der Baron hat uns große, zu große Gnade erwiesen. Wir haben gespeiset, so gut, reich und prächtig, wie es uns im Leben niemalen wieder begegnen wird.

Der Amtmann sah ihn an und sagte: Herr Gevatter, wenn auch nicht von schwerem Silber, werden wir doch auch noch einmal mit einander eine Mahlzeit verzehren, die sich darf loben lassen.

Der Pfarrer reichte ihm freundlich die Hand, und der Eremit sagte wieder mit einigem Grimm: Ich saß indessen in meiner Hundehöhle und hungerte! — — Darum bin ich vielleicht in meinem Urtheil über den Baron nicht ganz gerecht. So artig der Mann gegen Sie war, so grob kann er seyn, wenn einmal ein Fremder sich ohne Erlaubniß in seinen Garten begiebt, und er jenen dort trifft, der nun alles bunt durch einander und, so zu sagen, gegen den Strich genossen hat. Aber seit einem Jahre hat er ein noch größeres Leiden. Drüben, eine Meile von hier, hat der Graf einen schönen Garten durch neue verständige Anlagen noch verschönert. Er hat der Natur selbst auf einfache Weise nachgeholfen, und nicht mit Künsteleien und kindischen Effekten einen Guckkasten aufgebaut. Kenner und Verständige besuchen den Grafen und freuen sich seiner Anlagen. Dies ist der größte Verdruß für unsern Baron. Ich habe ihn schon todtenblaß werden sehn, wenn ein Reisender jenen andern Garten lobte. Ich weiß gewiß, dieser Nachbar verbittert ihm sein Leben.

Ganz gut, sagte der Amtmann, er bleibt mit allen seinen Schwächen immer ein verehrungswürdiges Individuum, denn er strebt einem Unsichtbaren nach, einem Ueberirdischen. und ein solcher ist immer mehr werth, als tausende von denen, die sich nichts Höheres wissen und wünschen, als nur der Gemeinheit zu dienen —

Man stand vom Tische auf. um sich zur Ruhe zu begeben. Der Amtmann gab dem Eremiten, ohne daß es Jemand bemerkte, einige Goldstücke, damit er sich Kleider verschaffen und ihn in einem Anzuge, der weniger anstößig sei, nach der Residenz begleiten könne. Der Eremit dankte mit einer demüthigen Verbeugung und entfernte sich; die Uebrigen eilten nach ihren Ruhestätten, um morgen früh, bei guter Zeit, bereit zu seyn, die Reise fortzusetzen, damit man noch zeitig am Sonntage in der Residenz eintreffen könne.

Am folgenden Morgen, als Alle sich zum Einsteigen in den Wagen versammelten, war der Einsiedler nirgend zu finden. Man hörte, daß er in einem neuen Anzuge, mit verschnittenen Haaren und Bart, sich einem Courier angeschlossen habe, der schon vor Sonnen-Aufgang nach der Hauptstadt geeilt sei. Der Amtmann tröstete sich, seinen Begleiter verloren zu haben, und der Pfarrer war augenscheinlich froh, dieses verdächtigen Gefährten entledigt zu seyn. Christian war wieder in der Nachbarschaft des Herrn Titus, der Führer der Rosse, und machte sich, so sehr dieser auch dagegen kämpfte, dadurch lächerlich, daß er auf der breiten Chaussee Jedermann befragte, ob dieses auch der rechte Weg nach der Residenz sei.

So kam man denn gegen Mittag an. Im Thor wurde gefragt, man zeigte die Pässe, der Visitator ließ sich mit einer Kleinigkeit zufrieden stellen, und die Koffer brauchten nicht losgebunden, nicht aufgeschlossen zu werden. Man fuhr weiter und erschrak nur, als Christian wieder still hielt, über ein unmäßiges Gelächter einiger Vorübergehenden. Dieser weise Kutscher hatte nämlich, um durchaus nicht irre zu fahren, wiederum gefragt, ob dieses die rechte Straße nach der Residenz sei, und ein Schalk, der Anführer einer Gesellschaft, antwortete lachend laut: Kleiner lieber Mann, Er ist ja schon mitten in der Stadt! Vorübergehende, die die Sache erfuhren, verstärkten das fröhliche laute Gelächter. —

Man stieg am Gasthofe ab. In der Eil fragte der Amtmann den Pfarrer: Welches waren denn Ihre sonderbaren Nummern, Herr Gevatter? — Der Pfarrer sah seinen vornehmen Freund verwundert an und sagte endlich: Wahrlich, ich habe sie selbst vergessen. Vergessen? rief der Amtmann; etwas so Wichtiges? — Es waren sagte der Pfarrer nach einer Pause: 64, 28, 33. —

Bei Erkundigung im Gasthofe hörte der Pfarrer, es sei schon zu spät, noch Zahlen in der Lotterie zu besetzen; bloß bei der Haupt-Collekte sei es noch möglich. Er eilte gegen Abend dorthin. Auf der Treppe begegnete ihm der Amtmann, der ihn in der Eile nicht erkannte. Der Collekteur war verdrüßlich und sagte: sonderbar, daß die Herren so auf den letzten Augenblick warten! — Ich komme vom Lande, sagte der Pfarrer Gotlfried, und bin eben erst angelangt. — Man nahm das Goldstück murrend, und gab ihm das Billet mit den Zahlen. Der Pfarrer ging nachdenkend zum Gasthof, sinnend, was sein Freund, der Amtmann, beim Lotto für Geschäfte habe ausführen wollen. —

Am Morgen standen Alle mit den größten und sonderbarsten Erwartungen auf. Fritz und Rosine

sahen aus den Fenstern des großen Gasthofes, und freuten sich über die gerade, weit hingestreckte Gasse, wo Haus an Haus stand, eins so hoch wie das andre, und kein Feld, kein Garten, kein Baum dazwischen. Wenn man so was, sagte Rosine, unserer Magd draußen erzählte, sie würde es nicht glauben. Alle diese Häuser und Mauern, so hoch wie unser Kirchthurm, und so weit, weit hinunter, wie das Auge nur sehen kann, uub lauter große Fenster, und hinter allen Fenstern geputzte Leute, und Menschen unten, die immer, immer wieder vorbeigehn, und Soldaten darunter und Trommelschläger, und dann wieder Bauern mit Gemüse, und Briefträger und was nicht alles.

Hier, antwortete Fritz, kann den Leuten die Zeit unmöglich lang werden, denn es fällt immer, immer etwas vor. Wenn nur ein einzigesmal die gestrige Abendtrommel mit ihrer Musik durch unser Dorf ziehn wollte, die Leute würden gewiß alle ein ganzes Jahr darüber sprechen. Das muß in solchen Städten ein glückseliges Leben seyn. Wenn wir uns draußen einmal unter der Linde heimlich sprechen wollten, so mußten wir immer fürchten, daß es der Verwalter, oder einer seiner Knechte, oder eure Magd sehn könnte und weiter erzählen, hier in der Stadt ist aber die allergrößte Sicherheit, den es laufen, sprechen und drängen immer so viele Menschen, daß keiner Zeit hat, auf den andern Acht zu geben.

Hier ist ein solches Durcheinanderlaufen, antwortete Rosine, daß ich erst gedacht habe, es müsse Aufruhr oder Empörung seyn. Auch schreit alles so durcheinander, die Höken, die Verkäufer, die Bauern auf Wagen, die Fischhändler, und so vieles mir ganz unbekannte Volk, daß man wie betäubt wird und keinen stillen Gedanken fassen kannn. Wie die Leute nur beten können. Schon die vielen Glocken machen es Ihnen unmöglich.

Nach dem Frühstück zog die ganze Gesellschaft aus, um sich vorläufig die Stadt in Augenschein zu nehmen. Man schritt nur langsam vor, weil jeder, vorzüglich die jüngsten, bei jedem Laden, jedem Zeichen und Bilde still standen, um es aufmerksam zu betrachten. Ihre Neugier war so auffallend, sie stellten so unbefangen die Unerfahrenheit der Dorfbewohner dar, daß sie wiederum für die Städter ein Gegenstand der Betrachtung und Verwunderung wurden. Als Fritz um eine Ecke bog, um einem Grenadier, dessen hohe Bärenmütze ihn erfreute, zu folgen, zog ihn der Vater am Rockschooße zurück, weil seine Absicht war, sich nach einem Platze zu wenden, zu welchem ihn hohe grüne Bäume aus der Ferne einluden. Dieser Gang führte sie wieder aus der Stadt in die Prommenaden, und zugleich zu einer Reihe von großen hölzernen Gebäuden, in welchen verschiedene Schau-Ausstellungen sich der Betrachtung boten.

Man las die verschiedenen lobpreisenden Zettel und Ankündigungen, und dem Amtmann schien ein großes berühmtes Kabinet von Wachsfiguren, in welchem viele bekannte todte und lebenden Menschen aufgestellt waren, am anlockendsten.

Man bezahlte den Eintrittspreis. Die Thür ward geöffnet, und der Amtmann, welcher als der Vornehmste voran schritt, wendete sich an einen wohlgekleideten Herrn, welcher gleich rechts stand, mit der Frage: Ist es erlaubt, allenthalben ganz nahe hinzu zu treten? Die Pfarrerin und Rosine, die jetzt folgten, verneigten sich vor den schimmernden geputzten Figuren demüthig, und der Amtmann nahm es fast übel, daß der freundliche Herr ihn keiner Antwort würdigte, bis er inne ward, daß dieser, mit welchem er sich unterhielt, eben auch nichts Besseres, als eine wächserne Larve sei.

Da es noch früh am Tage war, fanden sie nur wenige andre Beschauer, und die beiden Familien vom Lande waren im Genuß um so heiterer und weniger befangen. Als man sich genug von den Potentaten und den Diamanten der Prinzessinnen hatte blenden lassen, so nahm man auch von den Gelehrten und Bürgerlichen in dieser Kunst-Ausstellung einige Kenntniß. Plötzlich eilte der Amtmann nach einem Winkel und deutete, daß seine Begleitung ihm folgen solle. Hier stand eine Figur in altfränkischen Gallakleidern, in einem betreßten Rock, seidenen Strümpfen, mit Degen und dem Hut unter dem Arm, das breite, stark gefärbte Gesicht lächelnd und grinsend. Nun? sagte der Amtmann erfreut; kennen Sie Pastor, diesen Mann?

Nein, sagte dieser, und doch schwebt mir wie eine Erinnerung vor, als wenn ich diese Figur schon einmal sollte gesehn haben.

Ei! ei! rief der Amtmann halb verdrüßlich; sehn Sie doch nur die Kleider an! Es werden jetzt fünf oder sechs Jahre seyn, daß ein umfahrender Künstler auf meinem Amte einkehrte und auch an meinem Tische aß. Er suchte mich, weil ich ihn freundlich aufgenommen hatte, zu zeichnen, er kopirte und bossirte, färbte und künstelte, und hatte auch mit Wachs zu schaffen. Er ließ mir auch keine Ruhe, bis ich ihm mein ältestes Gallakleid für einen mäßigen Preis verkauft, wozu ich auch endlich mich bequemte, weil ich es, wie mir meine Gattin vorstellte, doch niemals wieder brauchen könne, indem die Mode zu veraltet sei. Nun hat dieser Mann, der wohl mit dem Kabinetthalter verwandt ist, meine Gestalt hier unter alle diese erlauchten und berühmten Menschen aus Dankbarkeit aufgestellt. Denn sehn Sie nur etwas genauer hin, so werden Sie gewiß, wenn auch vielleicht nicht ganz täuschend ähnlich, meine Physiognomie erkennen.

Alle erkannten jetzt den Amtmann an seinen ehemaligen Kleidern, und Fritz war hoch erfreut, seinen Papa in einer so würdigen Gesellschaft stehn zu sehn. Ja, rief Titus aus, Sie stehn hier zwischen Voltaire und Friedrich dem Großen, Sie haben sich Ihrer Nachbarschaft nicht zu schämen.

Einige Mädchen, in Gesellschaft von jungen Leuten, waren auch näher getreten, und der Prediger ersuchte jetzt den bewanderten Titus, die Nummer in dem Verzeichniß nachzusehn, und ihnen vorzulesen, auf welche Art ihr würdiger Freund in dem gedruckten Blatt beschrieben würde. Titus las:

„Dieses geistreiche Gesicht mit dem feinen bedeutsamen Lächeln"—

Der Amtmann verbeugte sich erröthend, indem er mit leiser Simme sagte: Es muß mich beschämen, daß diese freundliche Gesinnung, nun so allgemein aller Welt mitgetheilt wird. Indessen ist es schmeichelhaft, seinen Mitbürgern und wohlwollenden Zeitgenossen auf diese Weise vorgeführt zu werden. Fahren Sie fort, Herr von Titus.

Titus las weiter: „mit dieser Haltung, die ganz

den vollendeten Weltmann verkündet, der immer nur in den vornehmsten Cirkeln gelebt hat,"—

Man schmeichelt aber, warf der Amtmann ein, und übertreibt.

„in dessen Physiognomie, las Titus weiter, Menschenfreundlichkeit, Wohlwollen, Großmuth und jede edle Tugend sich zu verkündigen scheint," —

Ich weiß nicht, unterbrach der Amtmann wieder, das ganze Gesicht von Röthe der Bescheidenheit übergossen, wie ich nur, nach diesen Lobpreisungen, auf den Straßen werde wandeln können. Aber dir, mein Sohn Fritz, sei diese Begebenheit eine Aufmunterung, immerdar der Bahn der Tugend getreu zu bleiben. Du siehst, auch das verborgene Verdienst wird nicht verkannt, auch aus der stillen Einsamkeit wird es an das Licht des Tages gezogen, auch der schweigenden Tugend schlägt die Stunde der Anerkennung. Gieb mir die Hand darauf, mein Sohn, daß du in meine Fußstapfen treten willst. — Fritz schüttelte des Vaters Rechte und machte fast eine Miene, als wenn er vor Rührung weinen wollte. — Weiter! befahl hierauf der Amtmann in einem barschen Tone, indem er sich gerade aufrecht stellte, und stolz seiner Copie ins grinsende Antlitz schaute.

Titus aber fiel in einen seltsamen Husten, der gar nicht endigen wollte, sein Gesicht verzog sich gewaltsam, als wenn er zu ersticken fürchtete. Fritz klopfte dem Kämpfenden in den Rücken, um ihn zu erleichtern, und als der Krampf sich beruhigt hatte, las der Erschöpfte mit matter Stimme:

„Wer würde in dieser anmuthigen Bildung jenen Bösewicht, den weltbekannten Cartouche, der ehemals in Paris eine so große Rolle spielte, wieder erkennen! Der Künstler hat das Gesicht genau nach einem authentischen Gemälde gebildet, die Kleider sind ebenfalls dieselben, in welchen der Bösewicht die vornehmsten Gesellschaften zu besuchen pflegte." — —

Es ist nicht möglich, den Zorn, Schreck, das Entsetzen des Amtmannes zu beschreiben, als er diesen Artikel vorlesen hörte. Nein! schrie er mit donnernder Stimme, hier ist mehr als kriminell, mehr als kriminell, mehr als Hochverrath! Himmel und Erde! Das muß einem ehrbaren Mann, einem tugendhaften Staatsbürger begegnen! Schändlicher, als im imfamsten Pasquill ausgestellt zu werden! Das verdient mit dem Scheiterhaufen, mit dem Fluche der Mit- und Nachwelt bestraft zu werden!

Es waren indessen noch mehr Neugierige herein getreten, und Alles drängte sich neugierig um die Gruppe, welche den deklamirenden Amtmann umgab. Die Besitzer des Kabinetts, als sie dies wilde Schreien hörten, stürzten ebenfalls herein, weil sie fürchteten, es sei einer ihrer Figuren ein Unglück zugestoßen. Alles fragte, drängte, schrie, man wollte den empörten Amtmann zu Gute sprechen, aber vergeblich. Man hatte genug zu thun, den Wüthenden nur mit Gewalt von seinem Ebenbilde zurück zu halten, welches er zertrümmern wollte. Die Eigenthümer schickten nach der Wache, doch ehe diese noch anlangte, trat der Polizei-Präsident, welcher vorüber gehend den Lärmen vernommen hatte, in das Getümmel.

Er ließ sich den Fall vortragen, nachdem es ihm gelungen war, den Amtmann einigermaßen zu beruhigen. Der Besitzer des Kunstwerkes erörterte dagegen; er habe schon vor zwei Jahren diese Figur, welche dem fremden Herrn so großen Anstoß erregte, von einem nicht unberühmten Wachskünstler eingekauft, welcher sie ihm unter dem Namen des berüchtigten Diebes und Spitzbuben Cartousche verhandelt habe. Er habe die Figur lieber als einen neuern Charakter gut oder böse ausstellen wollen, am liebsten als den Mörder Louvet, oder als den Dämagogen Hunt, weil jede Zeit sich selbst doch immer am nächsten, und Cartouche so gut wie vergessen sei; nur Gewissenhaftigkeit und redliche Gesinnung habe ihn abgehalten, so als Wiedertäufer zu schalten, und es schmerze ihn, daß ein Kunstverwandter ihn so gröblich hintergangen habe. Er müsse nach der Versicherung glauben, daß der Anzug der Kunstfigur ehmals den Körper des Herrn Amtmanns bekleidet habe, was aber das Gesicht betreffe, so könne er als Kenner der Malerei und der Physiognomie, die Aehnlichkeit mit den verehrten Zürnenden nicht so auffallend finden: da also kein Mensch das Gesicht verwechseln würde, und Niemand in der Stadt den Kläger mit jenem Galla-Rocke jemals habe wandeln sehn, so bitte er, daß der Herr Präsident als Machthaber der Polizei dem ausgestopften Cartouche wiederum zu seiner Ehre und seinem Namen verhelfen wolle.

Von neuem erwachte der Zorn des Amtmanns, der Präsident hatte viel zu thun, ihn zu besänftigen, und es war schwer, ein Auskunftmittel, das Alle befriedigt hätte, ausfündig zu machen. Gegen den Vorschlag, daß man die Figur nunmehr als Lindwurm, in Wendelheim residirenden Amtmann, vorzeigen, und die ganze Charakteristik des Cartouche für einen Druckfehler oder Variante, die eine Verbesserung erlitten, ausgeben wolle, stritt mit gereiztem Gemüthe der Amtmann von neuem heftig, so schmeichelhaft ihm auch vor kurzem dieser Gedanke gewesen war. Da der Künstler wiederholt seine Unschuld beschwur, so bewegte ihn der Präsident, der die Sache nicht ernsthaft nehmen mochte, dahin, daß er dem Cartouche den Kopf abnahm, und aus seinem Vorrath ihm einen andern, der einem solchen Gesellen etwa passen mochte, aufsetzte. Der vorige Kopf aber ward dem Amtmann ausgeliefert, um mit ihm, da er wirklich seinem Gesichte nicht unähnlich war, nach Willkühr zu schalten. Die Kleider aber, da sie doch waren erkauft worden, blieben dem berüchtigten Schelme. So glaubte der Richter allen Partheien Genüge gethan zu haben, die sich auch bei diesem Ausspruche beruhigten.

Der Amtmann legte die Larve in seinen Hut und begab sich nach dem Gasthofe, um dort von seinem Zorne auszuruhen und zu überlegen, was er mit seinem so seltsam errungenen Kopfe vornehmen solle. Die Familie des Pfarrers ging mit ihm, um ihm Gesellschaft zu leisten, und Fritz folgte Rosinen, von der er sich niemals trennte. Titus aber spazierte durch die Stadt, um für seinen Humor und seine Menschenkenntniß Bilder einzusammeln, auch wohl bei Gelegenheit für sein Buch einen poetischen Verleger zu entdecken.

Er gerieth in den Keller eines Italiäners, wo eine muntere Gesellschaft sich an ausländischen Leckerbissen und Weinen erfrischte. An einem kleinen Tischchen saß ein großer schöner Mann, mit einem lachenden Gesicht und klugen Augen, der unsern feinen Menschenbeobachter aber sogleich an Cartouche, aus

dessen Gesellschaft er eben kam, erinnerte. Titus meinte, dieser Herr von Wandel, wie ihn die andern nannten, habe besser dort mit seiner geistreichen, schelmischen Physiognomie aushelfen können, als sein ehrwürdiger, unbescholtener alter Freund.

Dieser lebhafte Sprecher erlabte sich an einer Pastete und erzählte dazwischen: ihm gegenüber saß ein Offizier, der einen Muschelsalat verzehrte und nicht weniger gesprächig schien. Mit großen Schritten ging ein langer Mann heftig im kleinen Zimmer auf und ab, halb mit sich selber leise sprechend, und zuweilen singend. Dessen Bewegungen beobachtete eine kleine dicke Figur, die sich in einen Winkel gezwängt hatte und über den schlanken, ältern Mann lächelte.

Der Jahrmarkt ist weniger besucht, als sonst, rief endlich der Umwandelnde, indem er stehen blieb; die Zeiten werden immer schlechter. Es ist überhaupt ein klägliches Jahr.

Ihr seyd bloß verdrüßlich, sagte der kleine Dicke, weil in diesem Jahr die Menagerie nicht kommt, dafür haben wir diesmal das Kabinett der Wachsfiguren.

Was gehn mich die Narrentheidungen an! sagte der Ernsthafte, und fing wieder an, heftig zu wandeln. Mein Kopf hat wohl andre Dinge zu verarbeiten.

Gewiß, sagte der Offizier, indem er sich herum drehte, Ihre Leidenschaft wird mit jedem Tage mächtiger. Sie vermagern auch sichtlich.

Ich weiß nicht, was Sie meinen, sagte der Schlanke verdrüßlich, ich bin nicht anders, wie ich immer gewesen bin. Der ächte Mensch hat genug zu denken, ohne sich mit Fratzen einzulassen.

Man muß nicht läugnen, sagte Herr von Wandel freundlich, was doch die ganze Stadt schon weiß. Es macht Ihnen übrigens ja nur Ehre, daß Ihr Herz noch so frisch ist.

Stumm ging der Schlanke jetzt fort, und warf die Thür hinter sich heftig zu. Ich wette, sagte der Offizier, er wandelt nun wieder eine Stunde lang dem Bäckerladen vorüber, um mit seinen Liebes-Augen das schöne Bäckermädchen zu betrachten, oder ihr gar Rede abzugewinnen. Der Alte ist verliebter, als ein Jüngling, und schämt sich seiner Leidenschaft.

Sie irren sich völlig in diesem Mann, sagte der Kleine aus seinem Winkel heraus, er liebt nichts als seine Kunst, und er scheut sich nicht, dieser die größten Opfer zu bringen. Selbst Verläumdung und falsche Urtheile sind ihm gleichgültig. Tag und Nacht beschäftigt ihn jetzt Schillers Philipp der Zweite, da Don Carlos in vier Wochen gegeben werden soll. Diesen Philipp möchte er nun recht groß, körnig, originell und tyrannisch heraus bringen. Sie wissen, daß bei den meisten Bäckerläden eine Bretzel abgemalt ist, welche zwei Löwen halten, oder entzwei reißen wollen. So oft Maler auch diesen symbolischen Gegenstand mögen dargestellt haben, so ist es doch wohl noch niemals so großartig geschehn, als drüben auf dem Schilde des Hauses, in welchem die schöne Bäckerin wohnt. Die beiden Löwen sperren den Rachen so fürchterlich auf, funkeln mit den zornigen Augen so bedeutsam, und wickeln so krause und tiefsinnig zürnende Runzeln in ihre gefurchten Stirnen, daß unser Freund es nicht satt werden kann, vor diesen Bildern auf und ab zu wandeln, um von ihnen Tyrannen-Blick und Despoten-Stirn und Wange zu entnehmen. Als er im vorigen Jahr den Macbeth einstudirte, war er ebenfalls vor dem Laden des Seifensieders in der langen Straße viel anzutreffen, wo auch Löwen mit der Aufklärung, oder einem Gebunde Lichter spielen, und es ist auch nicht zu läugnen, dort sind die Löwen phantastischer entworfen, wodurch sie auch der Tyrannen-Laune eines Macbeth mehr zusagen. Sehn Sie, so wirkt und arbeitet unser Freund Zimmer, und wird nur verkannt. Wo fände auch das Große ein Anerkenntniß in unserm Säculum?

Die Uebrigen lachten, als ein großer dicker Mann mit Geräusch herein trat, der seufzend über die steile Treppe schalt, welche halsbrechend zum Keller hinunter führe. Er bestellte sich sogleich einige Sorten Wein und vielerlei Speisen, musterte die Gesellschaft mit kritischen, vornehmen Blicken, und richtete sich dann mit vielem Geräusch am Tisch ein, den er gleich so schob, daß Niemand neben ihm Platz finden konnte. Sein Auge verweilte am längsten auf dem magern Titus, der bescheiden und langsam von seinem Weine trank, und sich fast ängstlich von dieser kolossalen Figur zurück zog.

Unausstehliche Hitze! begann dann der große Mann: und wo, meine Herren, wo komme ich jetzt her? Von draußen, von der Vorstadt, wo ich mich als Narr hatte hinlocken lassen, denn das ist wahr: ein Narr macht viele Narren. Da hat sich, wie Sie vielleicht wissen, ein Magus etablirt, und die Zeitung ist voll von seinen Ankündigungen. Er will die Vergangenheit und Zukunft wissen, und viele Geheimnisse kundbar machen. Mir hat er lauter Dummheiten gesagt, daß ich bald würde mager werden, und dafür zum Ersatz eine fette Erbschaft thun, daß meine Eltern nicht mehr lebten, was ich ohne ihn wußte, daß aber ein natürlicher Sohn von mir in der Welt eine große Rolle spielen würde. Und doch weiß ich von keinem, und habe Zeit Lebens weder natürliche noch unnatürliche Kinder gehabt.

Herr von Mayern, sagte der Offizier, sich zu ihm wendend, es kann ja aber seyn, daß Sie zum Trost Ihres Alters noch einen entdecken, oder sich einen Erben Ihrer Reichthümer zeugen.

Ich habe weder Reichthümer, sagte der Kaufmann, noch bedarf ich der Erben. Aus der Hand in den Mund! ist mein Wahlspruch.

Aber wie war es dort, beim Magus? fragte der heitre Mann, der jetzt zu Titus gerückt war, um bequemer an dem Gespräch Theil zu nehmen.

Verstehn Sie, antwortete der Starke, daß da zwei Säle sind, mit Crocodilen, Schlangen, Fischen, seltsamen Figuren und allerhand Hexen-Hausrath ausgeputzt. Man muß lange warten, ehe man für seinen Thaler den Zauberer nur zu sehn bekommt. Allerhand Dienstboten, kleine, dumme Tausendkünstler laufen einem vor den Füßen vorbei und machen sich unnütz. Endlich kommt denn die große dicke Figur herein, man muß wieder einen Thaler geben, und nun darf man den Aberwitzigen fragen, was man will. Er hört zu, schüttelt mit dem Kopf und seiner baumhohen Mütze, setzt sich nieder, rechnet, geht auf und ab, stellt sich als wenn er nachdenkt, und wenn die Langeweile viel Zeit weggenommen hat, kommt er endlich mit seinen dummen Sprüchen, die nicht Hand nicht Fuß haben. Aber vornehme und

gelehrte Leute laufen hin, und ich habe ohngefähr die Empfindung gehabt, als wenn ich auf der Redoute, auf einem Maskenball gewesen wäre.

Es gehört dergleichen zum Jahrmarkt, sagte der Offizier. Man sollte, wenn der Mann vieles Geheime weiß, den Anführer jener Räuber- und Diebesbande, die schon so verwegne Streiche ausgeführt hat, ausfündig machen, und den Sitz dieser Brüderschaft durch seine Hülfe entdecken.

Das wäre das nothwendigste, sagte der heitre Mann, denn wir Gutsbesitzer auf dem Lande wissen uns vor den verwegenen Schelmen gar nicht mehr zu schützen. Sind sie in den Städten kühn, so sind sie in der Einsamkeit draußen frech und verwegen. Ob die vielen, einzelnen Banden zusammenhängen, ob das gestohlene Gut in einen gemeinsamen Schatz geliefert wird, ob sie auf eigne Hand ihre Streiche ausführen, oder ob sie einem Anführer gehorchen, alles das zu erfahren, wäre für den Menschenbeobachter ohne Zweifel sehr interressant.

So oft das Wort Menschenbeobachter, oder Menschenkenner oder Kenner der Herzen und dergleichen genannt wurde, meinte Titus jedesmal, die Rede müsse an ihn gerichtet seyn. Er erkundigte sich daher sogleich nach den nähern Umständen dieser Diebesbande, und erfuhr so viel von ihrer Dreistigkeit und schlau ausgeführten Thaten, daß er beschloß, seinem Roman einige Kapitel über diesen Gegenstand hinzu zu fügen.

Den kleinen Kaspar, sagte der Offizier, nennen diejenigen, die von der Sache etwas Bestimmteres wissen wollen, den Anführer. Es soll ein ganz kleines Männchen von ungewisser Herkunft seyn, denn einige machen ihn zum Juden, andre wollen ihm sein Christenthum nicht rauben lassen. Dieser Zwerg soll aus Ungarn oder Siebenbürgen herüber gekommen seyn, um in unsern Gegenden den großen Styl in der Gaunerei einzuführen, die bisher auf elende, jämmerliche Art getrieben wurde. So viel ist gewiß, diesem sogenannten kleinen Kaspar stellt man von allen Seiten nach, und die Polizei soll eine genaue Beschreibung seiner Person besitzen und ihm auch unermüdet nachspüren.

Der heitre Mann, den die Uebrigen den Herrn von Wandel nannten und ihm mit Auszeichnung begegneten, spottete jetzt über die einseitigen und immer kurzsichtigen Maßregeln der Justiz. Er behauptete, je komplizierter die Polizei-Anstalten würden, je heller und aufgeklärter, um so mehr würde eben dadurch den Schelmen vorgearbeitet. Wo viele Theilnehmer nöthig würden, da könnte dasjenige, was nur durch Verschweigen gelingen könne, unmöglich ein Geheimniß bleiben. Auch sey es nicht schwer, die Subalternen der Justiz selber anzuwerben, daß sie wissend oder nicht wissend den Gaunern helfen müßten.

Titus kam immer näher, um von dieser, ihm so neuen Weisheit, nichts zu verlieren. Dem Herrn von Wandel schien diese Aufmerksamkeit zu gefallen, denn er wendete nach einiger Zeit seine Bemerkungen und sein Gespräch fast ganz an den wißbegierigen Titus. Der kleine Dicke im Winkel mochte hierüber seine boshaften Bemerkungen machen, denn er lächelte mit witziger Miene, indem er die Beiden beobachtete. Als Herr von Wandel den schmächtigen Titus endlich ersuchte, mit ihm zu Mittage zu speisen, konnte der Kleine ein ziemlich lautes Lachen nicht unterdrücken.

Was ist Ihnen, Herr Buchweiz? fragte Wandel, überrascht. — Ich denke nur an unsern Collegen Zimmer, antwortete der kleine Schauspieler, ob er seine Löwen-Promenade schon beendigt hat, oder sich noch begeistert. Man sagt, er wird nachher Schwan, Gans, Krebs, Krokodill, Drachen, und alle Zeichen der Gasthöfe durchstudiren, um seinen Kunst-Darstellungen eine größere Manichfaltigkeit zu geben.

Ich traf* diesen originellen Zimmer, nahm der Offizier das Wort, neulich draußen beim Baron in Schönhof, den er durch seine Begeisterung für dessen schöne Natur selbst im hohen Grade begeisterte. Wir hatten einen vergnügten Tag mit einander, obgleich Zimmer alles ernst und feierlich auffaßte.

Titus erzählte jetzt, daß er auch gestern erst den Baron und dessen wundersamen Garten kennen gelernt habe, und daß er nicht läugnen könne, er selbst, wie seine Begleiter, vielleicht nur den Pfarrer ab gerechnet, wären von Erstaunen und Entzücken berauscht gewesen.

Die Freiheit, die Sache auf seine eigenthümliche Weise zu genießen, sagte der Offizier, muß jedem unbenommen seyn. Ich konnte es nicht unterlassen über Vieles, was wir sahen und hörten, zu lachen. Sie wissen es vielleicht nicht, Herr von Wandel, bei [illegible] den Seltsamkeiten dieses reichen und ziemlich gelehr[illegible] weilten Barons auch die gehört, sich in einer [illegible] einen ächten wahren Eremiten zu halten.

Was nennen Sie so? fragte Wandel.

Nun, fuhr jener fort, daß es nicht eine ausgestopfte oder hölzerne Figur ist, wie ich sie wohl in andern Kunstgärten gesehn habe, die in einer [illegible] kniet oder steht: sondern ein wirklicher Mensch [illegible] zu dieser Andacht und Einsamkeit für seine [illegible] gemiethet, und zwar für ein ziemlich beträchtliches Gehalt. Es meldete sich nämlich vor anderthalb Jahren ein Landstreicher, der dessen Aufruf in den Zeitungen gelesen hatte, bei dem Baron. Der [illegible] bedung sich aus, der Vagabunde solle wirklich, [illegible] die Täuschung auf den höchsten Grad zu treiben, immer in der Kutte gehn, sich den Bart wachsen lassen, und keine Leinwand tragen, dabei aber auch nichts als rohe Wurzeln und rohe Kräuter genießen. Das letzte schien dem gemietheten Einsiedler [illegible]lich hart, und da es fast die menschlichen Kräfte überstieg, mußte der Baron sich gefallen lassen, den Gehalt bedeutend zu steigern. Als man einig geworden war, zeigte es sich bald, daß der Eremit einer der größten Trunkenbolde war, die man nur im Lande antreffen konnte. Wie sein Herr ihm darüber Vorstellungen machte, rechtfertigte er sich damit, daß die unnatürliche Kost, die kaum das Vieh ertrage, ihm den Wein nothwendig mache, wenn er nicht ganz den Magen verderben, er nicht erkranken und in seinem poetischen Dienste [illegible] wolle. Der Herr von Schönhof mußte es sich [illegible] gefallen lassen, ihn aus seiner Küche mit gesunden und nahrhaften Gerichten zu versorgen.. Der [illegible]fer aber ließ doch seine Unart nicht, und der Baron mußte ihm seine Stelle immer theurer und theurer bezahlen, um nur den Eremiten, der ihm so wichtig war, nicht einzubüßen. Zuweilen ließ er ihn [illegible]

Fremden an seiner Tafel speisen, doch war es ausgemacht, daß der Eremit alles abweisen mußte, um sich am klaren Wasser und Salat zu begnügen. Diese einfache Kost kontrastirte dann sehr gegen die gierigen Blicke, die der Schelmmer auf den Wein und die Leckerbissen der Gäste warf. Neulich also, als mich der Baron umherführte, waren wir schon zweimal der Clause vorüber gegangen, man hatte eine Glocke vernommen, aber kein Einsiedler war anzutreffen. Der Herr von Schönhof war sehr verstimmt. Als wir nun niederstiegen, ich weiß nicht, nach welchem Thal des Jammers, indem über unsern Köpfen der Fels der Verzweiflung hing, hören wir plötzlich Ketten klirren, und über uns zeigt sich der Eremit, der auf eine kleine Kettenbrücke springt und laut schreit: ich komme jetzt! gleich bin ich da! Indem er uns diese Worte zurief und sich weit überbeugte, verlor er das Gleichgewicht und stürzte die Höhe herab. Weil der Felsen nicht so gar hoch war, die Trunknen in der Regel auch viel Glück haben, so lag er unbeschädigt zu unsern Füßen. Er war berauscht und lachte heftig, daß wir so erschrocken waren, er sang einige Studenten-Lieder und ließ sich auf keine Weise beruhigen, oder zu einem anständigen und geistlichen Betragen bereden. Wir gingen zum Platz der Tugend, der Zufriedenheit und hörten ihn immer noch schreien und jauchzen.

Er ist gestern fortgelaufen, sagte Titus, und der Baron muß sich nun ein Zeit lang ohne Einsiedler behelfen.

Da könnte ich ihm, sagte der dicke Herr, meinen Bedienten empfehlen, der zu keinem weltlichen Geschäfte zu gebrauchen ist. Ich werde den unnützen Menschen gleich fragen und ihm dann einen Empfehlungsbrief mitgeben. So wäre uns Allen dreien geholfen.

Der dicke Mann arbeitete sich wieder aus dem unterirdischen Gemache zur Oberwelt zurück. Der Kleine im Winkel sagte: er sollte lieber selbst die einträgliche Stelle annehmen, und überhaupt wäre es vielleicht gut, wenn sich alle große Herren dergleichen Eremiten hielten, so könnte mancher Gelehrte versorgt werden.

Es giebt sonderbare Mittel und Wege, nahm der Herr von Wandel das Wort, sich durch die Welt zu helfen, oder sein Brod zu erwerben. Im Hause meiner Eltern hatten wir einen alten Diener, der ganz eigen dazu gehalten wurde, meinen Vater zu ärgern, und je empfindlicher, je mehr wurde es ihm gedankt. Denn mein Vater, der in Grillen und Launen lebte, hatte die Einbildung gefaßt, er könne nicht verdauen und gesund bleiben, wenn ihn nicht recht tüchtig die Galle erregt würde. Da der Mann aber so phlegmatisch war, und Frau und Kinder, so wie die Hausgenossen liebte, so konnte ihm von allen nur dieser Domestik, der ihm zuwider war, einen heilsamen Aerger zu Wege bringen. Die Sache, die anfangs bloß sonderbar erschien, nahm aber bald eine sehr gehässige Wendung. Da der Vater mich besonders liebte und vorzog, so hatte der ärgernde Diener den besten Spielraum, wenn er seinem Herrn von mir Schlechtigkeiten und Bosheiten erzählte. Im Anfang war der Aerger erreicht, die Verdauung befördert, und die Heiterkeit des Vaters zurückgekehrt, indem er mir vergeben und die Sache vergessen hatte. Doch bald nahm es die Wendung, daß er alles was der Bediente zu seinem Wohlseyn erfand und erdichtete, immer für Wahrheit hielt, und da er mich zärtlich liebte, um so schmerzlicher empfand. Kein halbes Jahr war vergangen, als er seine Liebe zu mir in den tödlichsten Haß verwandelte. Ich erschien ihm als ein Ungeheuer der Hölle, das Unwahrscheinlichste, Tollste, schien ihm, wenn es mich nur verklagte, wahrscheinlich, ja ausgemacht. Meine Vertheidiger wurden nicht angehört, und ich selbst durfte nichts zu meiner Rechtfertigung sagen. Bald war mein Leben im väterlichen Hause mir eine Folter, und ich, ein Knabe noch, entfloh, ohne irgend zu wissen, was ich anfangen sollte, oder wo ich Rath und Hülfe finden könnte. Ich will mich nicht mit jenem jungen Lord vergleichen, den seine Eltern, nachdem er schon seit länger als einem Jahr im Hause vermißt war, als einen Schornsteinfeger wieder fanden: denn weder im Vermögen noch Ansehn kann sich meine Familie der seinigen vergleichen; doch waren meine Abentheuer, die ich als Kind bestand, nicht weniger sonderbar. Ich lief nach der großen Stadt, und als ich dort hungrig und ermüdet ankam, wußte ich nicht, wo ich mein Haupt hinlegen sollte. — In der Vorstadt erbarmte sich eine alte Frau meines Klagens und Weinens und beherbergte mich, indem sie auf meine hülflose Kindheit rechnete, um durch sie und die Rührung, die sie erregen möchte, ihre Auslagen wieder zu erhalten. Ich schämte mich meinen Namen zu sagen, und ließ mich bald in das Geschäft einweihen, das mir, so erniedrigend es seyn mochte, immer doch gegen die barbarischen Mißhandlungen, die ich im väterlichen Hause erlitten hatte, als ein herrliches Leben erschien. Die alte Frau hatte nämlich einen noch ältern Mann, welcher stockblind war. Es wurde mir aufgetragen, diesen Hülflosen durch die Stadt zu führen und Almosen für ihn einzusammeln. Im Anfange dünkte mir diese Beschäftigung nicht unangenehm. Allenthalben bedauerte man uns und gab uns gern; man bemitleidete auch den kleinen Sohn, für den man mich hielt. Aber nach einiger Zeit änderte sich die Stimmung sehr zu meinem Nachtheil. Einige alte Frauen bemerkten, daß die Art, mit welcher ich bettelte, viel zu gleichgültig sei, daß die Worte, deren ich mich bediente, zu wenig Ausdruck hätten und einem jungen Sohn, der das Elend seines blinden Vaters doch fühlen müsse, nicht geziemten. Diesen Leichtsinn bestrafte man dadurch, daß man mir weniger gab, und manche, die noch strenger dachten und edler fühlten, entzogen mir ihr Almosen ganz. Zu Hause wurde dies übel vermerkt, und ich zog mir erst empfindliche Scheltworte zu, und nachher waren auch die Schläge nicht selten, die die alte Frau, so schwach sie auch schien, mit Nachdruck und Kraft zu geben wußte. Als meine Erscheinung in der Stadt etwas Gewöhnliches geworden war, hörte ich oft: ist es denn nicht erschrecklich, daß der Junge, der den alten Vater führt, so gut gekleidet ist, und der Vater so schlecht? Man gab immer weniger, und der Schläge, die ich in der kleinen Hütte erhielt, wurden immer mehr. Mein Gewand, das ich noch mitgebracht hatte, verschoß und zerriß, und der Alte erhielt einen neuen Anzug. Als ich nun mit ihm ausging, hörte ich: seht nur, das Kind, das den Alten doch ernähren muß, verkömmt, und der alte Esel putzt sich heraus! — Um Gerechtigkeit

auszuüben, gab man uns immer weniger. Nach einiger Zeit waren der Blinde und ich in gleichem elenden Zustand, was den Anzug betraf. Da mußt' ich hören: wem gehören die beiden nur an? Immer kriegen sie Geld über Geld, und wie sehn sie aus! Schand' und Spott, daß die Obrigkeit dergleichen duldet! — Von einem übermäßig Mitleidigen erhielt ich unvermuthet neue Kleidung, ich sah heiter aus, und wenn ich bettelte, rief man: der Leichtsinnige! Kann man so ohne Gefühl seyn, wie der junge Bengel! Er verdiente, ins Zuchthaus zu kommen! — Es ist nicht zu beschreiben, wie ich gemißhandelt wurde, als die Einnahme sich mit jeder Woche verminderte. Ich weiß nicht, ob es eine Wohlthat war, daß der Blinde endlich vor Alter und Schwachheit starb, aber so sehr ich der Schläge und des Hungers gewohnt war, schien mir das Leben doch unerträglich, und ehe noch mein alter Bettler begraben war, entfloh ich aus dem Hause, ungewiß, ob ich zu meinem Vater zurückkehren, oder noch länger die Abentheuer der Welt, die mir noch wenig Freundlichkeit erwiesen hatten, fortsetzen sollte. In meiner dummen Unerfahrenheit entschloß ich mich zum Letzteren, und lernte wieder neues Elend kennen.

So begab ich mich denn um in meiner Erzählung fortzufahren, zu einer alten Frau, welche mir schon oft Mitleid gezeigt und mich getröstet hatte, wenn sie sah, wie unglücklich ich mich fühlte, von allen Seiten verkannt und unwürdig behandelt zu werden. Sie war nichts weiter als eine Hökin, die mit mancherlei Dingen einen kleinen Handel trieb. Sie nahm mich freundlich auf und ich erbot mich, ihr in allem zu dienen, was sie mir nur auftragen würde; auch verlangte ich nur geringen Lohn, denn es komme mir mehr auf eine freundliche, gute Behandlung an. Wir waren also einig und ich besorgte alles für den kleinen Haushalt, ich kaufte ein, ich lief in der Stadt herum und bestellte, ich besorgte die Kundleute, wenn sie nicht zu Hause war.

Die Frau, welche zuweilen heftig seyn konnte und überall kein edeles Betragen hatte, war mir doch bald wie eine Mutter, denn ich hatte mein väterliches Haus nun schon völlig vergessen. Mir schien, wie man in der frühen Jugend niemals an die Zukunft denkt, es könne mir nichts Besseres begegnen, als wenn ich nur den einen Tag wie den andern so hinleben dürfte. Doch hatte ein böser Geist schon daran gedacht, uns bald zu entzweien, denn nichts bleibt in diesem irdischen Leben auf lange Zeit in gleicher Güte. Derselbe Jahrmarkt, der jetzt Stadt und Umgegend in Bewegung setzt, fiel ein, die Zeit, auf welche auch die kleinen Krämer als auf die gewinnreichste rechnen. Meiner Pflegerin war es gelungen, zu wohlfeilen Preisen von einem Durchreisenden einen Schweizerkäse zu erhandeln, und da sie andere Geschäfte hatte, setzte sie mich mit einigen Pfunden und einer kleinen Wagschaale dort in jene Ecke hin, wo auch die Fremden mit Datteln und Feigen ihr Wesen trieben.

Es war der schönste, wärmste Sonnenschein. Das Gewühl des Marktes, die Fremden, vorbeiziehende Musik-Banden, Gelächter und Erzählungen der Wandelnden, schön geputzte Mädchen, alles versetzte mich in die froheste Stimmung. Ich freute mich, so in der heitern Umgebung bald mein Brod, mein Frühstück, verzehren zu können. Um den edlen Käse, dessen fette Augen glänzten, schwärmte eine große schwarze Fliege, die ich mit dem Messer zu verscheuchen suchte. In dieser Mühwaltung fügte es sich, daß ich mit der Schneide, indem ich zuschlug, einen kleinen, schmalen, fast unsichtbaren Schnitt vom Käse trennte, den ich, um ihn nicht umkommen zu lassen, auf meine Zunge legte und verschluckte. Unabsichtlich gerieth es mir, indem ich wieder die böse Fliege fortscheuchte, einen etwas größeren Theil von meinem Käse scharf abzutrennen. Diesen Bissen, der mir so zufällig gegönnt wurde, genoß ich mit Behagen, und bemerkte, daß von allem, was ich bis dahin gegessen hatte, nichts von dem Wohlgeschmack gewesen sei, als dieser fette ächte Schweizerkäse. Ich nahm mein Brod aus der Tasche und wünschte, jene Fliege möge nun recht unverschämt wiederkehren, denn die Schärfe des Messers gönnte mir dann wohl im Scheuchen noch einige kleine Schnitte, die an der großen, vor mir liegenden Masse auf keine Weise vermißt werden konnten. Als wenn jene Fliege meine Gedanken errathen hätte, so kam sie meinen lüsternen Wünschen entgegen. Fleißiges Fortjagen und Schnitt auf Schnitt in fein abgetrennten Stückchen wurden mir von dem glänzenden Gebirge zu Theil, die ich lächelnd zu meinem Brode wohlgemuth verzehrte. Bald gerieth ich in eine Art von Begeisterung und Taumel, so daß es anfing, mir gleichgültig zu werden, ob die Fliege in Person mein Eigenthum umschwärmte; ich hieb immer eiliger und häufiger auf die weiße, scharf abgeschnittne Kante los, und zwar immer weniger genau, so daß die Bissen größer und wohlschmeckender ausfielen. Das Klipp-Klapp des schlagenden Messers ertönte wie eine arbeitende Mühle auf meinem kleinen Tisch. Ziemlich war mein Eifer schon in die Masse eingedrungen, als sich ein anderer Bursche zu mir gesellte, der aus der Ferne meine Thätigkeit nicht ohne Bewunderung angesehen hatte, und den Trieb der Nachahmung in sich erwachen fühlte. Ihm war, auf ähnliche Weise wie mir, ein Abschnitt eines Parmesan-Käses zum Aushöken anvertraut worden. Diesen Beitrag aus Italien legte er neben mein Schweizer-Produkt und so das Brod in der einen und das Messer in der andern Hand arbeiteten wir wetteifernd und unermüdet in die beiden Provinzen hinein, daß bei dieser Länder-Allianz und Versetzung beide Kreise immer kleiner und unansehnlicher wurden. Sie waren nach einiger Zeit so sehr vermindert, denn Parma erhöhte das Wohlgefallen an der Schweiz, und die fette Schweiz half wieder sehr dem trocknen Italien auf, daß es nicht mehr der Rede werth schien, das Uebriggebliebene zu konserviren oder einem Käufer anzubieten. So war bald alles verzehrt und die Fliegen schwärmten zwecklos um die leere Stätte. Jetzt verwunderte ich mich über das, was ich gethan hatte, und begriff nicht, wie es gekommen sei, daß ohne böslichen Vorsatz, ohne Naschhaftigkeit oder Hunger diese Verwüstung oder Vernichtung so bedeutender Massen sei möglich geworden. Mein Mitarbeiter hatte sich nachdenkend und stillschweigend entfernt. Indem kam meine Pflegemutter erfreut, daß sie den Tisch schon ledig sah. Sie wollte fröhlich das Geld einstreichen und meiner glücklichen Hand sogleich neuen Vorrath herbei

schaffen. Ich zögerte mit der Antwort, gestand aber, daß ich kein Geld abzuliefern habe. Sie begriff den Handel nicht, aber schadenfrohe Verkäufer, die den Vertilgungs-Prozeß mit angesehen hatten, eröffneten der erstaunten Frau das Verständniß. Ueber diese Besitznahme, Ländervertheilung und Partage-Traktat, die jenen Vernichtungskrieg herbei geführt hatten, gerieth sie in den höchsten Zorn, und behandelte mich wie einen gewissenlosen Räuber und leichtsinnigen Verschwender. Als sie mir mein Verbrechen vorhielt, und immer wiederholte, wie ich auf gute Behandlung meine Wünsche gerichtet habe, und sie selber nun so schlecht behandle, gab sie mir ohne weiteres den Abschied, indeß ich in der Nachbarschaft meinen Mitregenten und Handels-Compagnon tüchtig von seinem Vorgesetzten prügeln hörte, dessen Schläge über den geräuschvollen Markt hinschallten. Die Dattelhändler und Orangemänner waren über diese Begebenheit sehr erfreut, und man sprach noch lange mit lautem Lachen über diese Eßverbrüderung, die sich so seltsam verbunden und ein so klägliches Ende genommen hatte.

Wegen meiner Käse-Verspeisung war ich nun wieder brodlos. Aus Klugheit wollte ich einer neuen Anstellung gewiß seyn, bevor sich der Hunger einstellen könnte: ich ging daher auf ein besuchtes Kaffeehaus, wo junge und alte Herren versammelt waren, unter denen ich einen zu finden hoffte, der mich als Jockey, Bedienten, oder Küchenbuben annehmen möchte. Ich trug, als eine Stille entstanden war, meine Bitte vor, und da ich wieder damit schloß, daß ich mehr auf gute Behandlung als einen großen Gehalt sehn würde, entstand im Saale ein lautes und unendliches Gelächter; denn einige der Herren waren Zeuge meines Abschiedes gewesen, und hatten von meinem seltsamen Vergehn vernommen. Indessen gab man mir zu essen und zu trinken, und ich mußte der aufgeräumten Gesellschaft meine Geschichte selber erzählen. Dies war die Veranlassung, daß ich nach einiger Zeit zu meinen Eltern zurück kehrte. Wenige Männer meines Standes haben wohl in ihrer Kindheit solche wunderliche Erfahrungen gemacht.

Der Offizier und der kleine Schauspieler hatten abwechselnd sich und den Erzählenden mit Erstaunen angesehen; jetzt stürmte der Wirth herein und rief: Das ist ein Spektakel! sie haben den schwarzen Caspar doch richtig gefangen!

Den schwarzen? rief der Herr von Wandel; ich denke, er heißt der kleine.

Einerlei! rief der erfreute Wirth; sie bringen ihn dort, sie schleppen ihn ins Gefängniß!

Man konnte durch die hochliegenden Fenster nur mühsam zur Gasse hinauf sehn. Jeder drängte sich herbei und sie sahen einen Haufen von schwarz gekleideten Leuten, in deren Mitte ein schwarzer Mann geführt wurde, in welchem Titus mit dem größten Erstaunen sogleich seinen alten Freund, den Prediger Gottfried erkannte. Titus stürzte sogleich hinaus und der Herr von Wandel folgte ihm. Die Schwarzen waren die Chorschüler, die von vielen Leuten umgeben und gedrängt wurden, und alles schalt auf den guten Prediger, dessen Stimme und Vertheidigung in dem Getöse nicht vernommen wurde. Es ergab sich endlich, als einige angesehene Männer hinzu getreten waren, daß Gottfried den Chorschülern gefolgt war, um sich an ihrem Gesange zu erbauen. Er ward aber verdrießlich, daß sie weltliche Musik vortrugen, der man geistliche Worte untergelegt hatte. Noch mehr aber ward er erzürnt, als er vernahm, wie man einige alte Kirchenlieder mit freigeistigen Veränderungen sang: er trat dem Chore näher uud schrie laut mitsingend den originalen rechtgläubigen Text hinein. Dies machte die jüngern Sänger irre, und der Chorführer verwies dem alten Priester sein unziemendes Betragen. Dieser ereiferte sich, und so hatte sich ein Zank entsponnen, der das Singen unterbrach. Manche Bürger gaben dem rechtgläubigen Pfarrer recht, der Chorführer vertheidigte mit vielen Zuhörern die Neuerungen als passend und nothwendig. Die Wachtparade zog vorüber und stiftete mit ihrer Janitscharen-Musik Friede, denn vor diesem weltlichen Getöse mußten orthodoxer Gesang wie erneuerter Text verstummen.

Der Pfarrer ging nach dem Gasthofe und Titus folgte seinem neuen Beschützer, Wandel. Der Offizier sagte zu Buchweitz, dem Kleinen, indem sie die Treppe hinauf stiegen: Wie kann der reiche, vornehme Mann nur dergleichen Armseligkeiten von seiner Jugend erzählen?

Buchweitz antwortete: Er ergötzt sich wohl am Contrast, auch erschreckt er gern einfältige Zuhörer mit dem Jammer; denn sie wissen, er wird es nicht satt, auch die Verlegenheiten zu schildern, die er auf seinen mannichfaltigen Reisen erlebt hat. Es ist auch Eitelkeit, nur von einer ungewöhnlichen Art. Jeder treibt es auf seine Weise.

Im großen Saale des Gasthofes war die weit ausgebreitete Wirthstafel mit Gästen so besetzt, daß unsere bescheidenen Reisenden nur in einer Ecke ihre Plätze nehmen konnten. In ihre Nähe setzte sich der kleine Schauspieler Buchweitz, und ihnen gegenüber ein junger Mensch, der besonders in das klare reizende Gesicht der Rosine und in ihre leuchtenden Augen sich vertiefte. Dieser suchte sich durch Gespräch und zarte Aufmerksamkeiten beliebt zu machen, so daß auch Fritz, der neben Rosinen saß, böse war, weil sie nach seiner Meinung zu viel und zu aufmerksam nach den unnützen Redensarten des Fremden hinhörte. Der Amtmann so wie der Prediger waren verstimmt und nachdenkend; beide bereuten es fast, daß sie sich nach der verwirrten Residenz begeben hatten.

Nach vielen Erzählungen, Scherzen und nüchternen Einfällen kam endlich, gegen den Beschluß der Mahlzeit, die Rede auf die Kunst, und der fremde Jüngling, der sich schon immer sehr lebhaft gezeigt hatte, wurde nun noch herzlicher begeistert. Wir leben in einer Zeit, fing er an, wo so viele die hohe himmlische Bestimmung dieser Tochter des Olymp bezweifeln wollen, und doch zeigen sich immer wieder und unter allen Umständen, Beweise, wie nahe der Kunst die Erreichung ihrer höchsten Absicht liegt, die Veredlung nemlich des Menschengeschlechts. So hat sich heute Vormittag ein merkwürdiger Vorfall ereignet, der in den Annalen der Kunstgeschichte eine Epoche bezeichnet.

Der Amtmann wurde aufmerksam und auch der

Pfarrer hörte auf den Begeisterten hin, welcher also fortfuhr: Sie wissen, mein Fräulein, daß unsere Residenz und selbst das ganze Land schon seit lange von einem merkwürdigen Banditen, den sie nur den kleinen Caspar nennen, in mehr als in einer Hinsicht belästigt wird. Man hat Preise ausgeboten, um den gefährlichen Menschen zu fangen, die klügsten Polizei-Beamten haben sich beeifert ihn auszuforschen und seiner habhaft zu werden; man hat alle Behörden auf dem Lande in Bewegung gesetzt, um nur etwas Gewisseres von ihm zu erfahren, doch bisher immer umsonst. Es ist jetzt (was Sie besuchen sollten) ein Kabinett von Wachsfiguren in unserer Stadt, lauter ächte Kunstwerke, die von den größten Meistern gefertigt sind, etwas Ueberschwengliches in jeder Figur, wie denn die Kunst in dieser Rücksicht seit neuerdings wirklich Riesenschritte gemacht hat. O mein Fräulein! verzeihen Sie meiner Bewegung, welche vielleicht eine kältere Natur mißbeuten könnte. Heute Morgen also tritt ein Mann, ein angesehener, mit Begleitung in diesen Saal. Man bemerkt, er ist erschüttert, man sieht seine Thränen rinnen. Am längsten verweilt er vor dem Meisterstück, der sprechenden, unendlich geistigen Gestalt des berühmten Cartouche. Man sieht das Klopfen seines Herzens. Er sinkt in die Kniee in einer betenden Stellung, und als er sich wieder erhebt, sagt er mit hochverklärtem Antlitz: Man rufe den Herrn Polizei-Präsidenten, ich habe ihm etwas sehr Wichtiges zu offenbaren! — Es geschieht. — Der Richter kommt, ungewiß, erwartungsvoll, höchst gespannt, — und — denken Sie, schönes Fräulein, — bemerken Sie die göttliche Wirkung der Kunst — Ich bin gerührt, erschüttert, ruft der Unbekannte, von diesen himmlischen Werken umgewandelt, ein neues Herz ist in meinem Innern erwachsen, — ich bin — so ruft der große, — der kleine Caspar, den man schon seit Jahren sucht. — Er giebt sich an, denken Sie das Erstaunen des Präsidenten, der sich anfangs in diese Seelengröße gar nicht zu finden weiß. Die ganze Stadt ist erschüttert, und ich kann meine Thränen nicht mehr zurück halten.

Rosine hätte gern von Herzen gelacht, wenn sie nicht das verzerrte Antlitz des Amtmanns gefürchtet hätte, welcher jetzt, von neuem höchst erzürnt, der gefühlvollen Erzählung eine prosaische Nutzanwendung gab, indem er laut ausrief: Donnerwetter und kein Ende! Wie können Sie nur, mein guter junger Mensch, sich solche abgeschmackte Faseleien aufbinden lassen! Wie sollten denn so ganz dumme Wachs-Narretheien, solche alberne Physiognomien, die alle wie nach Hammeln geformt sind, die blinzend in die Sonne schauen, — wie sollten denn solche Vogelscheuchen eine überirrdische Wirkung, nur auf einen Dummkopf, geschweige auf einen abgefeimten Spitzbuben veranstalten können! Ich war es, mein junger Jünglings-Mann, der sich über den wächsernen Nasendreher und gewissenlosen Schelmenfabrikanten heute bei der Polizei beschwert hat, weil man meinen Gallarock und meine Silhuette zu einer nichtsnutzigen Infamie gemißbraucht hat. Und weit entfernt, daß eine solche Kunst göttlichen Ursprungs seyn sollte, verdient sie vielmehr als eine Pasquillantin in das ordinäre Halseisen gespannt zu werden und an dem Pranger zu stehn. Ja, junger Begeisterungs-Jünger, Sie sind also falsch berichtet worden, denn dieser niederträchtige Mann, der Cartouche (wie ich bei mir die Hunde nenne) war ich in der Vorstellung. Sehn Sie also künftig zu, Bester, worüber Sie weinen, denn Sie können gewiß Ihre Thränen besser anwenden.

Der Jüngling stotterte sehr verlegen eine Entschuldigung, und meinte nur, ein andrer seiner Freunde habe ihm erzählt, wie er den großen Verbrecher, von den sämmtlichen Chorschülern begleitet, habe nach dem Stadtgefängnisse bringen sehn.

Das war ich! rief der Pfarrer höchst verdrüßlich, man kann, scheint es, nicht ein paar Stunden in der Stadt seyn, ohne für einen Banditen zu gelten.

So bin ich denn falsch berichtet worden, sagte der empfindsame Jüngling. Da ich aber ein so inniger Verehrer der Kunst bin, so glaube ich nur zu gern, was man zu ihrer Verherrlichung erzählt, und wenn es einmal sich deutlich ergiebt, wie sie durch ihre Gewalt das Gemüth eines verstockten Bösewichtes umgewandelt hat.

Die Kunst, warf plötzlich Buchweitz ein, indem er sich der Rede bemächtigte, wenn ich die des Theaters ausnehme, weil hier ihr Einfluß und ihre Heilsamkeit so einleuchtend ist, daß es Aberwitz wäre, ihn bestreiten zu wollen, die übrige Kunst, behaupte ich, hat von jeher weit mehr geschadet als genutzt. Sie ist ein verderbliches Gift, das die Kraft der Staaten aussaugt und die Moralität der Menschen untergräbt; sie erregt Zwiespalt, Heiz, Verweichlichung, und ist schlimmer anzusehn, als ein offenbarer Feind, der von außen hereinbricht.

Wenn Sie sich vielleicht auf die Wachsfiguren beziehn, sagte der Amtmann, so bin ich jetzt vollkommen Ihrer Meinung; diese Kunst arbeitet der Religion entgegen.

Noch mehr das Aufputzen von Gärten mit heidnischem Kram, bemerkte der Pfarrer: alles führt uns ab von dem Einen, welches Noth ist. Ueber dergleichen eigendünkelnde Schöpfungen verlieren wir nur gar zu leicht den Schöpfer aus den Augen: wer sich mit Phantasten einläßt, entfernt sich vom Glauben.

Sehr richtig bemerkt, antwortete der Offizier, der sich auch an den Tisch in die Nähe der ländlichen Gesellschaft niedergelassen hatte. Wäre nicht die Kriegskunst, welche die Staaten erhält und vertheidigt, so dürfte alles, was Kunst heißt, nur wieder untergehn und in Vergessenheit gerathen, da die gereifte Menschheit diesem Kindertande endlich entwachsen ist.

Wie! rief ein junger Maler mit Entsetzen aus, indem er einen leeren Platz neben dem empfindsamen Jüngling einnahm: ist das Ihr Ernst, Herr Hauptmann? Kann irgend ein Mensch wirklich die Göttlichkeit der Kunst bezweifeln? Wenn ich auch die übrigen fallen ließe, so werden Sie doch wenigstens die Malerei müssen gelten lassen.

Und diese, rief Buchweitz etwas lauter, am wenigsten. Es ist nicht so gar unrecht von den Muselmännern, daß sie die Bilder, als eine Gottlosigkeit, verboten haben.

Wir sind aber Christen, erwiederte der Maler, und unsre Religion hat diese Kunst immerdar beschützt, und alle christlichen Fürsten haben der Kunst gehuldigt und sie durch Akademien geehrt und be-

fördert. Theure Schulen sind gestiftet, um Talente zu wecken und aufzumuntern. Ja, es hat den Anschein, als wenn Staaten und Regierungen, Völker und Constitutionen, Handel und Länderverbindungen nur dahin abzweckten, die Kunst mittelbar und unmittelbar zu befördern.

Dies kann alles wahr seyn, antwortete Buchweiz, und ich und meine Parthei werden dennoch Recht behalten. Der Aberglaube an die Kunst und ihre Nothwendigkeit oder ihren Adel ist freilich ein sehr alter Aberglaube, denn in Indien und in Egypten finden wir ja uralte Spuren und Werke, die uns belehren, daß die Priester-Kaste durch sie schon in früher Vorzeit die kindischen Menschen gelenkt und beherrscht hatten. Seit die unruhigen Griechen auf Erden ihr Wesen trieben, ist es Mode geworden, das poetische Zeug und Alles, was mit diesem zusammenhängt, für was Nobles zu halten. Aber, glauben Sie mir nur, sehr dem Sinne der wahren Herrscher, welche in die Ferne sehn, entgegen. Und in neueren Zeiten, — wer waren denn diese Mediceer, die immer und ewig gepriesen werden? Bürgerliche Emporkömmlinge, um nichts besser, als jener konfuse Perikles, der ganz Griechenland in Verwirrung brachte und durch seine Kunstliebe zerstörte. Einige irreligiöse Päbste haben das Werk fortgesetzt, statt daß sie die Aufklärung hätten befördern sollen. Eben so Reichsstädte, wie Nürnberg, die nichts besseres zu thun hatten, und deren Kunst sich nachher in die Kinderpfeifen und Puppen und Lebkuchen zurückgezogen, und in ihnen nur noch einigermaßen fort vegetirt hat. Meine Herren, es ist nicht zu läugnen, daß es unter den menschlichen Anlagen auch einen Kunsttrieb giebt, und daß sich viele herrliche Genien dieses blinden Triebes bemächtigt haben, um treffliche und zuweilen ganz vorzügliche Werke hervorzubringen. Aber geschadet hat die Ausbreitung dieses Kunstgeistes immerdar. Perikles und die Mediceer können es am deutlichsten beweisen. Und nun zu jener Zeit, die damals in Italien unter dem zweiten Julius angebrochen war, — welche Ueberschwemmung von vortrefflichen Kunstwerken! Die Kenner wissen, daß es damals in Italien kein Städtchen, keinen Flecken, kein Dorf gab, wo nicht wenigstens Ein vorzüglicher Meister wohnte. Wie eine Epidemie hatte sich das Gift ausgebreitet, denn wer nur einen Pinsel ansetzte, war ein Genie. Lächerlich drum, wenn wir jetzt so oft die Meister bestimmen und über sie zanken wollen. Ganz unbekannte, nie genannte, längst vergessene haben Tafeln mit Farben überzogen, wie es nachher und jetzt nicht die Berühmtesten vermochten. Allenthalben, in Kirchen, Klöstern und Palästen, Kaufmanns- und Bürgerhäusern, in den offenen Kapellen, auf den Landstraßen, auf Steinen und Hölzern am Wege fand und sah man nichts als Bilder, und gute Bilder, und diese Fülle von Mustern begeisterte wieder Knaben und Jünglinge, und alles streckte die Hände nach Pallette und Bleifeder aus, um zu zeichnen, zu malen, zu skizziren, inventiren, korrigiren, porträtiren und zu phantasiren, so daß es schien, als wenn die Welt an diesem Bilderkrame untergehn solle. Die Herrscher auf den Thronen, die klüger gewordenen Päbste auf ihren Stühlen, die Gesetzgeber zwischen ihren Akten fingen auch an zu zittern, daß die Gewerbe, der Glaube, Staat und Kirchenthum leiden, wohl gar an diesem Gewirre untergehn möchten. Was half es, wenn die Regierenden die Künste nicht mehr beschützten und ihnen die Unterstützung entzogen? Bürger, Kaufmann, Bauer, Adel und Unadel mochte ohne diese Klexerei nicht mehr leben. Nicht nur innen waren die Häuser und Wände voller Bilder, auch außen waren ganze Straßen, Klöster und Kirchen beschmiert, so daß ein rechtlicher Mann und Patriot kaum einen Winkel finden konnte, um sich, wie es doch oft unerläßlich ist, zu erleichtern. In jenen Zeiten, so lesen wir in Chroniken und Berichten, war zwischen Päbsten, Florenz, Urbino, Frankreich, Ferrara, Venedig und was noch, ein beständiges Verhandeln, Beschicken, Gesandtschaftsberichten, heimliches und öffentliches Bündnißschließen. Die politischen Verhältnisse waren verwickelt; wer läugnet das? Aber ich, der ich Zugang zu manchen noch unbenutzten Archiven fand, da ich in so manchem Rathhause bis zu seinen unterirdischen Tiefen drang, wie in Bremen und Hamburg, ich habe an vielen Orten Spuren, Zeugnisse, Hindeutungen, ja gewisse Nachrichten angetroffen, die mich überzeugen, daß nicht bloß über jene politischen Verhältnisse zwischen den Päbsten, Herzogen, Kaisern und Königen verhandelt wurde: nein, es galt zugleich dieser verderblichen Kunst. Sollte man ihr den Krieg erklären? Die Zeit der Kreuzzüge war vorüber, man konnte nicht, wie gegen die Albigenser, gegen diese lombardischen, venetianischen und florentinischen Schulen wüthen. Die Bilderstürmer, die in den Niederlanden in diesem Sinne, und hie und da in Deutschland zu arbeiten anfingen, waren zugleich in den Augen der Regenten Rebellen, und in denen der Päbste Ketzer. In dieser mißlichen Lage war ein weltkluger Pabst, der die Menschen kannte, auf einen Gedanken gerathen, dem Könige und Kaiser und etwas später die Herzoge, so wie bald darauf auch die Republiken beitraten. Mit Gewalt gegen das Uebel kämpfen, hätte wahrscheinlich die Sache nur schlimmer gemacht. Nein, meine Freunde, man gab sich heimlich das Wort, daß man den Anschein annehmen wolle, als beschütze, als befördre man die verderbliche Sache, um sie auf diesem Wege nach und nach herunter zu bringen. So entstanden denn in allen Ländern jene gepriesenen Akademien, und ihnen haben wir es in der That zu danken, daß dem Ueberwachsen und Ausbreiten jenes Unkrautes der Kunst ziemlich Einhalt gethan ist. Mit Recht trachtete man dahin, nach und nach das Vortreffliche zu verschreien, oder in Vergessenheit zu bringen, das Unbedeutende, Nüchterne, Manierirte zu heben. So verloren sich nach und nach die Genien, weil ihnen die löbliche neue Anstalt in allen Richtungen widerstrebte. Die Völker langweilten sich an der Kunst, die ihnen früher zum Leben unentbehrlich geschienen hatte. Man sorgte mit vieler Einsicht dafür, daß die Vorsteher der Akademien, die Lehrer bei denselben nicht etwa helle Köpfe waren, die ihre Aufgabe mit Ironie und dem Verständniß der großen Forderung lösten: sondern ehrliche, beschränkte Männer wurden befördert, die ihr armes Pinseln und Anstreichen für das Rechte hielten, und von allen Schülern dieselbe Antike, dieselbe Kritik, Symbolik, Systematik, Physiognomik, Mathematik, und ihre erfundene

Symmetrie der Gedanken verlangten. Als man schon weit fortgeschritten war, schickte man noch das Gespenst des Ideals in die ausgelichteten Köpfe und Gemüther, um gleichsam dadurch die Rückkehr und das Wiedererwachen eines lebendigen Triebes, oder gar der Begeistrung auf immer zu verhindern. Sehn Sie, einsichtsvolle Kunstfreunde, so sind die Akademien und ihre Direktoren und Professoren, ihre Intendanten und Exspektanten, ihre Scholaren und Mäcenen entstanden, und in diesem Sinne sind sie fortgesetzt, und haben das Lob und die Bewunderung der Staaten redlich verdient, die Ehrenzeichen und Besoldungen für ihre Vorsteher und Lehrer waren gewiß gut angewendet, — denn wo, möchte man wohl fragen, ist denn nun jene gepriesene und gefürchtete Kunst geblieben? Welche Werke hat sie seitdem aufgestellt? Wen hat sie begeistert oder verführt? Wie die übrigen Staats-Elemente, wie die andern Dikasterien, Bureaus oder Kollegien schleicht sie sanft und menschlich, still und ohne Aufruhr zu erregen, in ihrem Geschäftsgange saumselig aber human einher — und es ist eine Erbauung, es mit anzusehen, wie Diplomaten, große Herren, aufgeklärte Geistliche und geadelte Banquiers nun zuweilen vor einem neu vom Stapel gelaufenen großen Kunstwerke stehen oder sitzen müssen, durch und durch gelangweilt, aber doch in Freude, daß die Sache so überaus gelungen und das entzückende Werk so völlig schlecht ist. Sie werfen sich Blicke zu, sprechen: hm! — ha! — ja, ja! — und so weiter, die Losungssylben, mit denen sich die Klugen unter einander verstehen. Sind Uneingeweihte zugegen, oder Künstler, so muß man freilich einige Bewundrung hinzufügen, um nur das Geheimniß nicht zu verrathen. Es will freilich verlauten, der Krater dieser Revolution, der nun so verständig und human auf immer zugedeckt schien, habe sich neuerdings wieder in Lava und Flammen ergossen. Und so schiene denn, wenn das Gerücht Wahrheit enthält, daß keine menschliche Weisheit jenem Lucifer, dem Lichtbringer, Phosphorus, oder Kunstgeist, wie man ihn nennen will, auf immer hemmend entgegen treten könne. Das ist freilich das Loos aller Bemühung der Sterblichen.

Gottfried wollte antworten, als alle durch den dicken Herrn von Mayern gestört wurden, der jetzt erst kam, als die Mahlzeit fast beendiget war. Er aß schnell und erzählte wieder von dem Magus in der Vorstadt so viel, daß Gottfried sich im Stillen vornahm, sogleich von der Tafel sich dorthin zu begeben, um von diesem wunderbaren Manne, der doch vielleicht mehr als ein Marktschreier seyn könne, Nachrichten von seinem verlornen Bernhard zu bekommen.

Ehe er sich aber zum Zauberer begab, suchte er jenes Haus auf, in welchem er den Gärtner finden sollte, der ihm in jenem Briefe bezeichnet war. Die Anweisung führte ihn vor ein großes Gebäude, welches beinah ein Palast zu nennen war. Er wunderte sich, als er auf Erkundigung erfuhr, dieses Haus sei das Eigenthum eines jüdischen Banquiers. Er ließ zaghaft die Glocke ertönen, die mächtige Thür öffnete sich durch ein Druckwerk, und der Portier wies ihn von einem Fenster herab nach dem Hofe. Hier war das kleine Häuschen, in welchem der Gärtner wohnte. Durch ein eisernes hohes Gitter sah er die Bäume eines weit verbreiteten Gartens.

Im Häuschen fand er ein uraltes Mütterchen, das in Sämereien und Zwiebeln kramte. Sie rief auf die Bitte des Pfarrers ihren Mann aus dem Garten. Der Greis wunderte sich über den Besuch und konnte die Nachfrage nicht begreifen. Er erklärte, daß er von jenem Briefe und der ganzen Sache gar nichts wisse, daß er aber mit dem Herrn des Hauses sprechen wolle, denn diesem bringe er alle Briefe, die er wohl zuweilen, aber nur selten erhielte, und dieser Mann, der mit der ganzen Welt in Verbindung stehe, würde wahrscheinlich auch um jenen Brief und um die Angehörigen dieses verlornen Bernhard wissen. Der Pfarrer versprach, am folgenden Tage wieder zu kommen, um sich bei dem Handelsherrn selbst zu erkundigen.

In einem einsamen Hause der Vorstadt hatte der Magier seine Wohnung genommen. Einige Vornehme kamen mit rothen Gesichtern die Treppe herunter, um in ihre Wag[illegible] zu steigen, die in einiger Entfernung hielten. Er ist mit dem Satan im Bunde! sagte der Eine grollend zu seinem Begleiter, und ich bitte nur, sprechen Sie nie von dem, was er in Ihrer Gegenwart gesagt.

Ich muß dieselbe Bitte an Sie thun, erwiederte jener, es bleibt unbegreiflich, wie er so Vieles von uns weiß, das ich längst für vergessen hielt, weil ich es gern vergessen habe.

Mit klopfendem Herzen stieg der Pfarrer die hohe Treppe hinauf. Sein Gewissen meldete sich und sagte ihm, daß er jetzt einen Schritt thue, der einem Priester und religiösen Manne nicht gezieme. Indessen war er schon zu weit vorgeschritten, und beschwichtigte seine Scrupel mit der Ausrede, daß er nur einer unschuldigen Neugier nachgebe.

Im Vorsaale mußte er seinen Thaler in eine Büchse werfen, die ihm eine seltsam gekleidete Figur hinreichte. Ein Diener führte ihn in den Saal, wo er einen andern traf, welcher den zweiten Thaler von ihm forderte. Auch dieser ging in einem fremdartigen orientalischen Gewande. In armenischer Tracht trat jetzt eine hohe Figur herein, mit einer spitzigen Mütze auf dem Haupt, einem schwarzen kleinen Bart und mit pechschwarzen Augenbraunen. Gottfried begrüßte ihn als den Zauberer, der Armenier beugte sich, die Arme auf die Brust gelegt, vor ihm, umarmte ihn dann, und sagte ihm in gebrochenem, fast unverständlichem Deutsch, er sei nicht selbst der große, weltberühmte Magus, wolle ihn aber seinem Herrn und großen Meister anmelden, der drinne in seinem Zimmer über hochwichtigen Arbeiten sitze.

Mit den letzten Worten verließ er ihn, indem er sich wieder tief vor ihm, auf orientalische Weise, neigte. Der Pfarrer mußte lange warten, und betrachtete die ausgestopften Krokodile und Schlangen, die seltsamen Bildnisse, so wie einige Monstra die in großen Gläsern aufbewahrt wurden. Endlich öffnete sich die Thür, der Armenier ging vorbei und bedeutete dem Priester, daß er eintreten möge.

Im Zimmer, welches sogleich wieder geschlossen wurde, saß ein kleiner greiser Mann, mit einem schwarzen Talar bekleidet. Er war in Schriften und Rechnungen vertieft, und um ihn standen Himmelsgloben, vielfache Instrumente, Bücher und sonderbare Gemälde, die Erscheinungen, Geister und Wunder darstellten; Blätter, mit Hieroglyphen bemalt, bedeckten die Wände. Der Kleine erhob sich

endlich, sah mit durchbringendem grauem Auge den Prediger an, welcher sich in Verlegenheit befand und sagte dann: Werther Herr, worin kann ich Ihnen mit meinem Rathe dienen?

Gottfried trug ihm seine Frage bescheiden vor, ob er wohl Hoffnung nähren könne, von einem gewissen Bernhard etwas, vielleicht bald, zu erfahren.

Der kleine Zauberer setzte sich nieder und fing an zu rechnen. Nach einer Weile stand er wieder auf und ließ sich bestimmter die Ursach angeben, weshalb der Pfarrer jetzt diesen Verschollenen aufsuche. Als er die Umstände erfahren hatte, sagte der Kleine mit Feierlichkeit: Herr Prediger Gottfried, hochwürdiger Herr, der Sie aus Wandelheim in dieser und noch einer andern Absicht zur Residenz gekommen sind, es mag sich fügen, daß Ihr Wunsch in Erfüllung geht.

Der Pfarrer erstarrte, daß der Unbekannte seinen Namen und Wohnort, ohne Anweisung, so bestimmt anzugeben wußte. Wie erschrak er aber, als der Wahrsager fortfuhr: Die kleine Muhme Brigitta, die vor zwanzig Jahren in Ihrem Hause zum Besuch war, ist recht früh gestorben, das liebe Kindchen. Ein großer Hund, den man seltsamer Weise Emmrich nannte, nach dem lustigen Jäger, von dem Sie ihn zum Geschenk erhielten, spielte damals recht artig mit dem kleinen Mädchen. Dieser gutgesinnte Pudel ist nun freilich seit lange dahin. Ich sehe, Sie tragen noch denselben Stock in der Hand, welchen Ihnen um dieselbe Zeit ein Durchreisender verehrte, der von Jerusalem kam, und Ihnen zum Andenken für Ihre freundschaftliche Aufnahme diesen Palmenzweig schenkte. Der Mann, wie Sie wissen werden, ist nachher als General in österreichischen Diensten gestorben. Es war ein lustiger Abend, als er sich auf einem Spaziergange zu Ihnen verirrt hatte, und Sie beim anhaltenden Regenwetter mit Ihrer damals jungen Frau und dem Förster Emmrich und andern Nachbarn mit ihm einen ganzen Abend um Nüsse spielten, wobei viel gelacht und allerhand Mährchen erzählt wurden.

Der Pfarrer sah ihn mit großen Augen an und sagte endlich: Waren Sie denn, verehrter Herr, damals wohl auch in unserm Dorfe und meinem Hause?

Nichts weniger, sagte der Zauberer, ich bin niemals in jene Gegend gekommen; aber so wie Jemand in meine Nähe tritt, und ich bin begierig, denselben näher zu kennen, so richte ich meinen Geist ihm zu, und weiß durch diesen Vorsatz Alles von ihm, was ich erfahren will.

Schrecklich! sagte der Pfarrer, und trat einige Schritte zurück; und so kann Ihnen nichts verborgen bleiben?

Warum auch? erwiederte der Zauberer; der Mensch bleibt Mensch, das ist das Resultat meiner hundertjährigen Forschung. Ist es denn etwas Besonderes, daß Ihnen damals, als Sie noch ein junger Mann waren, die Nichte Ihres geistlichen Bruders in Warmstedt etwas mehr gefiel, als es einem Priester und kürzlich getrauten Eheherrn nach den strengsten Grundsätzen der Eiferer geziemlich war?

Bei meinem Wort! rief der Priester entsetzt, es ist nichts zwischen mir und diesem Mägdelein vorgefallen, worüber ich mir eigentlich Vorwürfe machen dürfte. Sie hat nachher in einer glücklichen, unbescholtenen Ehe gelebt.

Ich weiß, antwortete der Magus; aber das kleine goldne Herzchen, welches Sie ihr damals, halb gegen ihren Willen raubten —

Ich habe es ihr, als sie getraut werden sollte, zurückgestellt, erwiederte der Priester, und meine Frau hat niemals etwas bemerkt.

Zeigen Sie mir Ihre Hände, rief der Magus. Der Pfarrer bot sie ihm zitternd, und der Magus betrachtete die Linien der flachen Hand genau und lange. Dann setzte er sich wieder hin, um zu rechnen, und sagte nach einiger Zeit: Dieser Bernhard lebt noch, ich weiß es ganz gewiß, er hat mannichfaltige Schicksale erfahren und ist jetzt eben auf dem Wege zur Residenz. Morgen in der dritten Stunde Nachmittag können sie das Fest des Wiedersehens feiern, draußen im schönen Garten, in der zweiten Laube rechts. Erwarten Sie ihn dort.

Mit unbeschreiblichen Gefühlen ging der Pfarrer, nachdem er Abschied genommen hatte, zur Thür wieder hinaus. Ihm begegneten Fremde, welche der Armenier ebenfalls einführte. Herr von Wandel, rief der Armenier, wünscht Besuch Dir und andre Cavalier. —

Der Magier begrüßte sie, und Gottfried glaubte, als er wieder im Freien war, sich in einer neuen Welt zu befinden. Immer hatte er allen Aberglauben als Thorheit abgewiesen, und jetzt mußten ihm so viele Wunder begegnen.

Er war tiefsinnend; die übrigen kehrten müde von einem Spaziergange zurück, und Alle suchten die Ruhe.

Am folgenden Tage war das Gewühl des Marktes viel lebhafter. Noch mehr Fremde und Landleute schienen angekommen zu seyn. Die Familien begaben sich, Alles beobachtend, mitten in das Getümmel, und so sehr der Pfarrer mit den Prophezeihungen beschäftigt war, so verdrießlich der Amtmann auch über die erlittene Kränkung noch seyn mochte, so rissen die verschiedenen Gegenstände, die Tracht der Fremden, die vielen kostbaren Waaren, sie doch so hin, daß sie sich selbst mehr und mehr vergaßen. Oft wurde der Zug getrennt, und fand sich nachher im Gedränge wieder eben so unvermuthet zusammen. Einen solchen Augenblick, als eine große Menschenmasse sich zwischen die Wandelnden geschoben hatte, benutzten Fritz und Rosine, wie sie es am Abend verabredet, um sich unvermerkt von den Eltern mehr und mehr zu entfernen, und dann, sobald sie es vermochten, den Markt zu verlassen.

Sie bogen in eine Gasse, eilten von dort in eine kleinere, und Fritz suchte die Gegend zu finden, die er aufsuchte und deren Lage er sich eingeprägt hatte. Ach! lieber Fritz! sagte Rosine, so bin ich nun auf einmal entführt, wovon ich sonst nur in Büchern gelesen habe. Es ist so wunderbar und doch so natürlich. Eben erst noch bei den Eltern, und nun schon mitten in der Entführung.

Ja, mein Rosinchen, antwortete Fritz, das ist mein Leben nicht anders. Laß uns nur das Haus des Superintendenten aufsuchen; es muß in jener Gasse dort seyn und ist an seinem hohen Giebel kenntlich.

Wie ist dir, Fritz? fragte Rosine, klopft dir das Herz eben so, wie mir? Wenn man uns hier so gehen sieht, so meinen gewiß alle Menschen, die aus den Fenstern sehen, wir gehn hier so ganz gewöhnlich und natürlich spazieren, und keinem einzigen in den Häusern und auf der Straße, fällt es ein, daß du mich entführt hast.

Stille, sagte Fritz, sprich nicht so laut von der gefährlichen Sache, denn sonst können sie uns ja anpacken und mit Gewalt wieder zu unsern Eltern zurückführen. — Dort, dort ist das Haus schon, wo der edle Mann wohnt, der uns glücklich machen soll.

Sie gingen in das Thor ein und die breite Treppe hinauf. Eine Magd führte sie auf ihr Verlangen in das Zimmer des Superintendenten, welcher verwundert war, schon so früh Besuch zu erhalten. Der geistliche Herr ging den beiden jugendlich schönen Gestalten freundlich entgegen und ersuchte sie, ihm ihr Verlangen, weshalb sie zu ihm kämen, zu eröffnen. Fritz schickte sich an, seine Geschichte vorzutragen, als sie von der Aufwärterin unterbrochen wurde, die einen Herrn Zimmer anmeldete, welcher sich durchaus nicht wollte abweisen lassen, weil er, wie er sagte, höchst dringend und ohne Aufschub mit dem Herrn Superintendenten zu sprechen habe. Der Geistliche ließ den Fremden eintreten und ersuchte die jungen Leute, sich indessen zu setzen. Rosine wollte mit Fritz ein Gespräch anknüpfen, welches dieser aber abwies, denn sie war überzeugt, daß schon jemand von den Eltern abgeschickt sei, um sie eiligst zurückzuführen.

Ein schlanker Mann, mit einem verdrießlichen blassen Gesichte, trat ein. Hochwürdiger Herr, sagte der Fremde, schon seit vierzehn Nächten bin ich ohne Schlaf und am Tage ohne Ruhe, weil es mich immer drängte, zu Ihnen zu gehn, der Sie als der weiseste und frömmste unter den Häuptern der Geistlichkeit dieses Landes bekannt sind. Denn wahrlich, jetzt ist eine so gefahrvolle Zeit, daß alle Guten zusammen treten, daß alle Kräfte sich vereinigen und nach Einem Mittelpunkte hinwirken müssen, wenn nicht alles wieder zu Grunde gehn soll, was unsere Vorfahren mit so unsäglichen Aufopferungen erbaut und gegründet haben.

Nehmen Sie Platz, sagte der Geistliche gespannt, und sagen Sie mir, worin ich Ihnen dienen kann, wozu Sie meine Hülfe begehren.

Ich heiße Zimmer, fuhr jener fort, und bin Schauspieler beim hiesigen Theater. Lassen Sie sich diesen Titel, verehrter Herr, nicht mir und meinem Vortrage abwendig machen. Die Zeit ist vorüber, wo man von den Kanzeln gegen die Theater als sittenverderbliche und gottlose Anstalten donnerte; eben so wenig ist es mehr in der Ordnung der Dinge, daß der Künstler oder Comödiant, wie man ihn ehemals nannte, sich mit einer mißverstandenen Genialität der Ruchlosigkeit widmet. Die Humanität hat sich durch alle Stände verbreitet, ächte Bildung hat alle Menschen einander näher gebracht, und das wahre Christenthum hat die Mehrzahl der Herzen durchdrungen.

Gewiß, antwortete der Geistliche, sind viele Vorurtheile gesunken, und schroffe Absonderungen vernichtet. Fahren Sie fort.

Mein Stand, sprach Zimmer weiter, bringt mich mit vielen Menschen in Berührung, er macht es mir zum Geschäft, sie zu beobachten; dazu kommt, daß man sich vor mir nicht so, wie vor einem Staatsbeamten verbirgt und verstellt, und so habe ich denn auch meine günstige Stellung benutzt, um manches zu erfahren, seltsame Spuren zu entdecken, die Zeichen der Zeit zu begreifen, und als Bürger und Patriot ist es meine Pflicht, die Resultate bekannt zu machen: und konnt' ich mich einem Würdigern vertrauen, als dem Mann, dem ich jetzt nahe zu sitzen glücklich genug bin?

Der Geistliche wurde immer begieriger, was sich endlich aus dieser Unterhaltung ergeben würde.

Zimmer sah ihn gerührt an, reichte ihm die Hand und sprach weiter: Ich versäume keine Ihrer Predigten. Gewinnt hier mein Herz, so lese ich aber auch viel Zeitungen und Journale, um historisch die Gegenwart würdigen zu können. Was nützte mir aber beides, wenn ich meine Umgebung nicht prüfte und kennte? Alles aber würde doch wohl ohne Inhalt seyn, wenn ich mich nicht einer religiösen Vereinigung angeschlossen hätte, einem Kreise, den man mit der Benennung des pietistischen schelten und verhöhnen will. Nicht wahr, allenthalben in ganz Europa zeigt sich das Bestreben, unter allen möglichen scheinbaren Vorwänden, des Bürgerthums, Unterrichts, der Schulen, der Frömmigkeit sogar, alte, verdorbene und gefährliche Institute wieder einzurichten, die der Geistesfreiheit, wie dem wahren Christenthum gleich gefährlich sind? Verkappte Jesuiten schleichen in allen Gestalten umher, und suchen sich der Gemüther der Schwachen in allen Ständen zu bemächtigen. Jeder muß jetzt auf die Wache ziehen, um der ächten Lehre, dem Protestantismus den Rücken frei zu halten. Und Ihnen, Verehrter, liegt es am meisten ob, zu reden, zu kämpfen, und der List und den Larven entgegen zu treten.

Was ich thun kann, sagte der Geistliche, indem er den Redner mit einiger Verwirrung betrachtete und seinen Stuhl etwas zurückzog, soll gewiß gern geschehn, und was Sie mir eröffnen werden, soll auch, sei es was es sei, verschwiegen und geprüft seyn.

Auf den Dächern müssen wir es im Gegentheil ausrufen! rief der Schauspieler begeistert. — Er stand auf und nahm mit Feierlichkeit ein Paket aus der Tasche, welches er aus einander wickelte. Was ist dieses, verehrtester der Männer? sagte er dann.

Dies? rief der Prediger eben so erstaunt als verwirrt — dies, so viel ich unterscheiden kann, ist nichts anders, als ein geräucherter Häring, ein sogenannter Bückling

So ist es, sprach Zimmer, ein Bückling ist es, ein einziger aus der Anzahl jener Millionen, die unser schwachsinniger Magistrat alljährlich in der Stadt und im ganzen Lande verkaufen läßt.

Aber in aller Welt, rief der Superintendent, was hat dieser gedörrte Fisch nur irgend für einen Zusammenhang mit unserm Gespräch?

Geduld, verehrter Hirt, sagte Zimmer. Schon seit zwei Jahren stand ich auf der Lauer, und bin nun endlich überzeugt, daß meine Vermuthungen Gewißheit sind. Dieser sogenannte Bückling, mein Herr, ist für eine kleine Silbermünze zu haben, also ohne Zweifel dem Armen so gut, wie dem Reichen,

zugänglich. Sehn Sie, mein Herr, in jedem Jahr kommt mit diesen Fischen eine Anzahl von Menschen in unsere Stadt, fremden Aussehns, mit fremdem Dialekt, in einer Tracht, der hiesigen unähnlich. Diese, und es sind ihrer viele, sitzen, aus Westphalen her, oder von holländischer Gränze, zwölf, vierzehn, sechzehn Wochen behaglich, lächelnd, mit Nachbarn und Vorübergehenden schwatzend, auf ihren Stühlen; alles sehend, beobachtend, prüfend. Und wie viel verkauft ein jeder von diesen Verdächtigen? Kann das ausgelegte Kapital so viel Zinsen tragen? Können diese Menschen so lange davon leben und noch Vortheil haben, wie sie doch müßten, wenn sie immer und immer wiederkommen sollen, und zwar in jedem Jahre mehr ihrer Art? Das alles ließ mir keine Ruhe, und ich glaube auch, jetzt meinen längst gehegten Argwohn als Ueberzeugung aussprechen zu können. Alle diese Bücklingsmänner, diese anscheinenden Krämer, alle sind verkappte Jesuiten, Jesuitenschüler, oder von diesem Orden besoldete Menschen.

Sie glauben, — sagte der Superintendent —

Ueberzeugt bin ich, rief jener; und sehn sie hier, — hier, — hier, was ist das alles?

Der Schauspieler kramte noch viele schmutzige Papiere aus der Tasche, breitete sie aus und wies triumphirend darauf hin. — Diese Blätter, sagte der Geistliche mit ungewissem Ton, sind Makulatur.

Makulatur! rief Zimmer heftig aus; glauben Sie wirklich, daß es dergleichen giebt? Bemerken Sie — hier Blätter aus einem katholischen Katechismus; hier katholische Gesänge; hier ein Aufsatz von der Unfehlbarkeit des Pabstes; hier vom Sünden-Ablaß; hier sogar ein Bogen von einer Schrift des verruchten Weislinger, in welchem auf unsern großen Luther gelästert wird. Die Schriften des Mannes werden als Seltenheiten geachtet; wie kommt es, daß man jetzt Bücklinge hinein wickelt? Und — was sagen Sie — hier! ich triumphire! ist hier nicht ein französisches Blatt aus der neuen Schule, hier ein Fragment vom Restaurator Haller — hier ein gottseliges Fragment von Adam Müller — Nun? was sagen Sie? — Sehn Sie, mit jedem Bückling ein Stück Gift ausgegeben: kein Armer, der nicht zwei, drei solcher Blätter erhielte; ist der Bückling verzehrt, jede Silbe wird gelesen, der Unglückliche hält es für gottlos, das Blatt wegzuwerfen, ohne es auch zu genießen. In den reichen Häusern sind es wenigstens Diener und Mägde, die die Sachen studiren. Etwas bleibt hängen, das Gedruckte imponirt, die Nachwirkung bleibt nicht aus. O dies Schlangengezücht, diese Jesuiten, diese Weltverderber, nichts ist ihnen zu klein, sie benutzen es, um ihre Zwecke zu erreichen. —

Zimmer stand auf und sagte: Jetzt ist es an Ihnen, verehrter Seelenhirt, zu handeln! Die Data haben Sie alle in Händen, ich habe gethan, so viel ich konnte; meine Kraft ist beschränkt, und ich erwarte nun mit allen denen, welche mit mir gleiche Gesinnungen theilen, die Folgen.

Da er sich der Thüre schon näherte, rief der Geistliche: Wollen Sie nicht Ihren Fisch, sammt Zubehör, wieder mit sich nehmen?

Alle diese Documente müssen Ihnen bleiben, sagte Zimmer feierlich, und entfernte sich mit gemessenen Schritten. Der Superintendent begleitete ihn und kam dann murmelnd zurück, indem er sogleich heftig seine Klingel anzog. Ein Diener erschien, und der Superintendent wandte sich mit einer Miene, die Ekel ausdrückte, nach dem Tische, indem er sagte: Nehmt Alles fort, auch die fettige, beschmierte Makulatur! Und was soll mit dem Bückling? — Ich schenke euch das Thier, wenn ihr es haben wollt, sagte der Geistliche halb lachend. Kopfschüttelnd nahm der Diener Alles fort und ging.

Ich bin, sagte der Superintendent zu den beiden jungen Leuten, wie Sie selbst gesehn und gehört haben, auf eine höchst sonderbare Art unterbrochen worden, Ihr Gesuch zu vernehmen: worin kann ich Ihnen dienen?

Verehrter Herr Superintendent, fing Fritz an, wir beide sind junge Leute, wie Sie sehen; Rosinchen ist die Tochter des Predigers auf unserm Dorfe, ich bin der Sohn des Amtmanns. Wir sind mit unsern Eltern nach der Stadt gereiset, wir lieben uns, können aber die Einwilligung nicht erhalten, weil mein Vater sich zu reich und vornehm dünkt, und der Prediger zu gewissenhaft und ängstlich ist. Da habe ich nun heut Morgen, wie es immer zu geschehen pflegt, und mir auch kein anderes Mittel übrig bleibt, meine Geliebte entführt, und so sind wir vom Markte her wohl durch sieben Straßen gewandert, ehe wir zu Ihnen kamen, und nun bitten wir Sie inständig, uns durch Ihren kirchlichen Segen zum Bunde der heiligen Ehe einzuweihen, damit wir durch Sie glücklich und unsere Eltern zur Vernunft gebracht werden.

Der Geistliche betrachtete den jungen Mann mit Verwunderung, der ihm dieses Anliegen so einfach vortrug, daß man ihm ansah, er zweifle gar nicht, der Superintendent werde seinen Wunsch sogleich erfüllen. Rosine, die das Stillschweigen des Erstaunens zu ihren Gunsten auslegte, faßte jetzt die Hand des alten Mannes, indem sie ihm mit ihrem rothen, schamerglühenden Gesichte ins Auge sah, und fügte hinzu: Ja, Herr Superintendent, zu Ihnen, als dem klügsten und frommsten Manne in der ganzen Stadt, haben wir das feste Vertrauen, daß Sie uns glücklich machen werden. Wir wollten gleich zum vornehmsten und besten Herrn von der Geistlichkeit lieber gehn, als zu einem andern, der uns vielleicht Schwierigkeiten machte.

Der Superintendent, nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, erwiederte lächelnd: Ohne Zweifel ehren Sie mich sehr, meine jungen Freunde, durch dieses Vertrauen. In welchem Gasthofe sind Sie mit Ihren Eltern abgestiegen?

Im goldnen Schlüssel, antwortete Fritz.

Aber, fuhr der Geistliche fort, Sie sind beiderseits noch sehr jung, und wenn Ihre Eltern gegen Ihre Verbindung Einwendungen machen, so mögen diese wohl sehr gegründet seyn; auch ist die Einwilligung der Eltern beim wichtigsten Schritte, den die Kinder im Leben thun können, so nothwendig und so heiliger Natur, daß jeder gutgeartete Mensch diese wohl nicht ohne die bringendste Noth umgeht.

Diese ist ja aber da, antwortete Fritz, nachdem ich meine Rosine nun entführt habe. Sie scheinen gar nicht in Büchern gelesen zu haben, welch ein wichtiger und fürchterlicher Schritt das ist. Nun ist ja jede Rückkehr unmöglich.

Der Gasthof, erwiederte der Superintendent, ist

gar nicht so fern von hier, und wenn Sie still dahin zurückkehren, wird Sie in dem Getümmel des Marktes wohl Niemand vermißt haben.

Nein! rief Fritz, der Würfel ist geworfen! Das wäre schön, nun wieder nach dem Wirthhause zurück zu gehen, und dort mir nichts dir nichts wieder aus dem Fenster zu gucken. Das wäre ja beinah eine lächerliche Geschichte. So müssen wir uns denn also wohl nach einem andern Geistlichen umsehen, der uns trauen kann.

Sie sind aber schwerlich schon mündig, Herr Lindwurm, bemerkte der alte Superintendent; und auch, wenn das selbst wäre, so wäre es wider Pflicht und Gewissen, junge, leidenschaftliche Menschen, die die Welt nicht kennen, hinter dem Rücken ihrer Eltern zu kopuliren. Und selbst, wenn ich leichtsinnig genug wäre, wie ich es gewiß nicht bin, um Ihnen zu willfahren, so würde ich mir dadurch die schwerste Verantwortung zuziehen. Was würde das Consistorium, die Regierung, der Minister dazu sagen, wenn ich durch mein Amt Ihr pflichtwidriges, vielleicht nur kindisches Treiben sanctionirte?

So sprechen Sie, rief Fritz mit hochrothem Gesichte aus, so erwiedern Sie unser schönes Vertrauen? Wer ist Ihr Vorgesetzter? Was kümmert Sie die weltliche Regierung? Ich komme in der Ueberzeugung zu Ihnen, daß es noch die alte evangelische Freiheit giebt, in dem Glauben eröffne ich Ihnen mein Herz, aber ich sehe es nun auch ein, wovon ich schon oft habe munkeln hören, und was vorher der lange Herr, der den Bückling brachte, auch gesagt hat, daß die Jesuiten wieder die Herrschaft erlangen und die Protestanten in Fesseln schlagen; wie können Sie sonst so zaghaft seyn, ein gutes Werk zu befördern, und zwei liebende Herzen auf die Bahn des Glückes zu führen? Eine That, die dem protestantischen Geistlichen, den ächten Seelenhirten am schönsten schmückt. Aber, ich sehe es, wir sollen wieder die alten Ketten tragen, alle Vorurtheile des dunkeln Mittelalters sollen wieder für uns Gesetze werden. Nehmen Sie sich in Acht, alter Herr, daß Sie nicht in diese Schlingen der Jesuiten fallen, die alle Welt zu verführen suchen, und unsere protestantischen Priester natürlich am liebsten.

Sie sprechen, junger Mensch, sagte der Geistliche, mit einigem Unwillen, und wissen nicht was. Das ist heut ein sonderbarer Tag, an dem ich auf so verschiedenen Wegen so vieles von den Jesuiten hören muß. Der Vater Ihrer Geliebten hätte Ihnen auch wohl bessere Begriffe von der protestantischen Freiheit beibringen können. Herrlich, wenn sie darin bestände, daß jedes entlaufene Paar sich ohne Zeugen und Legitimation vom ersten besten Prediger könne kopuliren lassen. Doch ich sehe Sie beide lieber als Kinder an, die weder den Schritt begreifen, den sie thun, noch meine Pflichten. Ihre Erziehung ist vernachlässiget worden, und ich bin nicht dazu da, ihr weiter fort zu helfen. Gehn Sie in den Gasthof zu Ihren Angehörigen zurück, und bitten Sie sie um Vergebung, wenn man sie schon vermißt haben sollte. Man nimmt wohl auch an, Sie sind im Gedränge von den Eltern getrennt worden.

Die kleine Rosine weinte bitterlich, Fritz aber warf sich in einen erhabenen Zorn und rief: Herr! Sie sind selbst ein Jesuit, nun sehe ich es klar, die letzte Wendung hat Sie verrathen! Freilich, lieber lügen und heucheln, als seine edele Liebe baar und offen zu gestehn! Ich sehe das ganze Gewebe durch, und Sie sollen mir keinen Schleier über die Augen werfen! Jetzt begreife ich es auch, warum Sie so wenig darauf eingingen, was Ihnen der scharfsinnige Beobachter in Ansehung der bedenklichen und gefährlichen Bücklingsmänner vorgetragen hat; die skandalösen, papistischen Schriften haben Sie kaum eines Blickes gewürdigt. Vielleicht, wahrscheinlich selbst, daß Ihnen diese Umtriebe ganz recht sind. — Nein, weine nicht, mein Röschen, es giebt noch aufrichtige Herzen, es giebt noch ächte Protestanten! Komm von hier, verlassen wir dieses Babel. Es wird sich ein Geistlicher finden, der uns versteht, und der keine Ausreden sucht. Aber erzählen wollen wir dem, wie wir hier sind behandelt worden.

Er faßte die Hand seiner weinenden Geliebten, um sich mit ihr zu entfernen, als der Geistliche, nachdem er den jungen Mann eine kurze Zeit aufmerksam betrachtet hatte, mit ganz verändertem Tone sagte, indem er ihn auf den Sessel zurückführte: Nein, junger Herr, ich bin kein Jesuit, und davon will ich Ihnen den Beweis geben. Ich sehe, Ihre Liebe ist von der ächten Art, treu und ewig, allen Hindernissen gewachsen. Und da dem also ist, will ich es mit Freuden übernehmen, Sie nach Ihrem Wunsche zu trauen; aber Zeugen müssen dabei seyn. Ich werde meine Frau und ihre Schwester rufen, auch muß ich meine Agende holen und mich in die Amtskleidung werfen. Gebulden Sie sich so lange, ich bin sogleich wieder bei Ihnen.

Er ging durch die Thür und Fritz sah seine Geliebte triumphirend an. Was sagst Du nun, mein Rosinchen? fragte er schalkhaft lächelnd: siehst Du, man muß jeden Menschen nur zu behandeln wissen, so kann uns Alles gelingen. Jetzt habe ich ihn erschreckt, er sieht ein, mit wem er es zu thun hat. Jetzt bist Du nun in einer Viertelstunde meine liebe Frau.

Rosine sah ihn verschämt an und erwiederte: Es ist ja aber fürchterlich und entsetzlich, wenn der Mann ein Jesuit ist. Ich zittre nun vor ihm.

Es war nicht ganz so mein Ernst, wie ich mich anstellte, belehrte sie Fritz, ich sprach mehr so, um ihn zu schrecken; halb und halb mag er wohl dahin inkliniren, und darum sattelte er, als ein kluger Mann, gleich um, da er meinen Ernst sah.

Lieber Fritz, sagte Rosine, was ist denn eigentlich ein Jesuit, wovon ich jetzt so viel höre?

Das ist eben schwer zu beschreiben, antwortete Fritz zögernd und mit einiger Verwirrung. Sieh, mein Kind, böse Menschen sind es auf allen Fall, die unsere Kirchen stürzen und uns wieder zum Aberglauben zurückbringen wollen. Sie sollen es so künstlich anfangen, daß man ihnen nur schwer auf die Spur geräth. Sie verfahren so fein, daß mancher ein Jesuit ist, und weiß es selber nicht. Es geht es durch alle Stände, vom König bis zum Bettler hinab. Der Herr, der hier war, hat die Entdeckung gemacht, daß aus fernen Landen die Menschen verkappt herkommen, als wenn sie Fische verkauften.

Mein Gott! mein Gott! rief Rosine verzweifelnd und rang die Hände, du bist wohl auch einer von

den bösen Menschen, und ich gerathe unter sie und weiß nicht wie.

Nein, mein Kind, sagte Friedrich, und faßte die Hände der Kleinen, ich bleibe dem Glauben meiner Vater treu, und will schon dafür sorgen, daß Du nicht von der evangelischen Lehre abfällst.

Aber wenn Du nun schon, ohne es zu wissen, so ein böses Ungeheuer bist, antwortete sie: was ist denn die reine Lehre? Wo steckt eigentlich der Aberglaube? Nicht wahr, auf unser Dorf, nach Wandelheim, kommt das Mittelalter wohl nicht hin? Mein Vater hat mir von allen den Sachen nichts in der Kinderlehre gesagt.

Es ist erst jetzt so schlimm geworden, antwortete Fritz, und Alles weiß ich auch noch nicht; die Hauptsache ist, daß ich mich fürchte, und niemals mehr von den geräucherten Häringen essen werde, die mir schon immer verdächtig vorgekommen sind. Sie haben wirklich einen ganz papistischen Geruch. Da ist der klare, weiße, gesalzene Häring doch eine ganz andere Creatur.

Lieber Fritz, sagte Rosine ängstlich, was gehen uns alle die Sachen an? Weit schlimmer ist es, daß der alte Herr gar nicht wieder kommt.

Er muß sich ankleiden, sagte Fritz, seine Frau ebenfalls.

Wenn Du ihm nur nicht gesagt hättest, fuhr sie fort, wo unsre Eltern wohnen. Wenn der Mann so listig ist und zu der abscheulichen Sekte gehört, so ist er im Stande, ganz still zu Deinem Vater hinzugehn und uns zu verrathen.

Das wäre gräßlich! rief Fritz erschrocken aus. Er ging nach der Thür; sie war verschlossen. — Wir sind verloren! schrie er auf. — Eingefangen! — Siehst Du nun, daß ich ihm nicht Unrecht that, daß er ein solcher Ketzer ist? Uns vorgelogen, daß er uns trauen wolle, daß er nur seinen Ornat hole? So freundlich gekrümmt und gewunden! Und nun ein solcher Judas! Und der Bösewicht soll der Vorsteher einer christlichen Gemeine seyn! Er soll das Wohl und Wehe von Tausenden besorgen!

Hättest Du ihm nur nicht gesagt, wo die Eltern wohnten, klagte Rosine, wenn er uns nur vorher getraut hätte.

Er hätte wieder eine andre Ausrede gefunden, sagte Fritz, denn er ist klug wie die Schlangen.

Rosine ging händeringend und schluchzend im großen Zimmer auf und ab: Nun, rief sie, werden sie bald mit den Häschern kommen: Du bist ein Entführer, Fritz, darum schlagen sie Dich in Ketten und sperren Dich in den finstern Thurm. Entführen, nicht wahr, ist ein Kapital- und Kriminal-Verbrechen? Das geht eigentlich an den Hals? Ach! Du Unglückseliger! wohin hat Dich Deine reine, heftige Liebe zu mir, dem armen Wesen, geführt!

Jetzt konnte auch Fritz seine Thränen nicht zurück halten. Die armen Kinder standen sich höchst betrübt gegenüber, und hatten allen Muth und jede Hoffnung verloren. Schaffot, Kerker, Ketten, Schande, Folter, Alles ging durch ihr verwirrtes Gemüth. Gern wären sie, wenn es möglich gewesen wäre, still zum Gasthofe zurückgekehrt, denn Fritz hatte alle seine Kühnheit, die eben noch so drohend sprach, eingebüßt. An der Tapete rührte in ihrer Betrübniß Rosine an einen kleinen Haken, und es zeigte sich, daß dies eine Thür war, die nach den innern Gemächern führte. Sie gingen sacht in das Nebenzimmer, welches auch eine Hauptthür hatte, die zum Glück offen war, sie schlichen die Treppe hinunter, öffneten leise das Thor und standen wieder auf der Straße. Schnell eilten sie nach dem bewegten Theil der Stadt, um nur das Haus des Superintendenten aus den Augen zu verlieren.

Als sie von der Menschenmasse gedrängt und gestoßen wurden, war ihnen viel wohler. Sie waren ungewiß, ob sie nach dem Gasthofe gehen sollten; sie kehrten aber schnell wieder um, als sie in dessen Nähe gelangt waren, denn sie sahen aus der Thür desselben den Superintendenten kommen, der noch auf der Straße mit den Kellnern sprach. Dieser Anblick scheuchte die Schuldbewußten wieder in das Gewühl des Marktes zurück.

Der Prediger Gottfried war indessen wieder nach dem großen Hause, in welchem er den alten Gärtner Friedmann hatte kennen lernen, hingeeilt. Es war ihm zu wichtig, nach den neuesten Aussichten, die ihm der wunderbare Magus gegeben hatte, von den Angehörigen seines vormaligen Zöglings etwas Näheres zu erfahren. Er mußte den kleinen Greis im Garten aufsuchen, der sich weit hinter diesem und vielen andern Häusern verbreitete. Der Alte arbeitete in einer Laube und ging dem Prediger, als er ihn kommen sah, mit den Worten entgegen: Gut, daß Sie da sind, ich habe Sie meinem Herrn schon gemeldet. Er ist sehr begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Sie gingen durch den Garten, über den Hof und die große Treppe hinauf. Ein prächtiger Saal öffnete sich, welchen Gemälde in glänzenden Rahmen schmückten. Ein alter, feingekleideter Jude, dessem Gesichte ein kleiner greiser Bart sehr zierlich stand, erhob sich, und führte den verlegnen Gottfried zu einem seidnen Sessel. Lassen Sie sich nieder, mein geehrter Herr Prediger, sagte er freundlich, wir sprechen nachher mitsammen.

Der Jude begab sich wieder zu dem Herrn, mit welchem er im Gespräch begriffen gewesen, und in welchem der Prediger zu seinem Erstaunen den Polizei-Präsidenten wieder erkannte. Ja wohl, fuhr dieser fort, hat uns die Angabe dieses angeblichen Magus in die größte Verwunderung gesetzt. Er erbietet sich, uns den viel berüchtigten kleinen Caspar zu schaffen und nachzuweisen, wodurch er in der That ein Wohlthäter dieser Gegend werden würde: denn nur gestern sind wieder zwei sehr bedeutende Diebstähle verübt worden.

Der Jude erwiederte: Könnte man auf irgend eine Weise diese Bande stören oder ganz aufheben, so wäre es für Stadt und Land ein Glück zu nennen. Aber wie er helfen, wie er etwas entdecken kann, ist mir unbegreiflich.

Auf jeden Fall, sagte der Präsident, werde ich den seltsamen Mann zu mir kommen lassen und mich mit ihm besprechen. Auch ein Charlatan kann zuweilen nützlich seyn. Daß er mit der weit verbreiteten Bande selbst irgend verknüpft wäre, läßt sich wohl nicht annehmen, weil er sonst die Blöße nicht geben und durch seine Deklaration selbst in die Untersuchung gezogen werden könnte.

Der Prediger konnte jetzt nicht länger schweigen, sondern wendete sich mit den Worten zum Präsidenten: Daß dieser Mann eine gleichsam übernatürliche Kenntniß, wenigstens eine unbegreifliche, von unzähligen Dingen besitzt, davon bin ich selbst ein Zeuge gewesen; denn er hat mir so viele unbedeutende Vorfälle aus meinem früheren Leben so wahr und umständlich vorgetragen, daß mir seine Kunde Zauberei zu seyn schien.

Und in wiefern? fragte der Präsident begierig; was hat er Ihnen erzählt?

Kleinigkeiten, verehrter Herr, antwortete Gottfried, Dinge, die sich keinem Dritten mittheilen lassen. Es erschreckte mich nur, daß von Vorfällen meines kleinen Hauswesens, Kindereien und Thorheit plötzlich aus dem greisen Antlitz eines Magiers mir wieder lebendig würden.

Als sich der Präsident entfernt hatte, gab der Banquier die Ordre, daß Niemand ihn stören möchte, und setzte sich dann vertraulich zum Prediger nieder, der in einer seltsam bewegten Stimmung war, daß dieser reiche Mann, der Besitzer eines so prachtvollen, vornehmen Hauses so gütig und freundlich mit ihm war; dazu kam, daß, arme Wandrer und Kleinkrämer abgerechnet, dieser Mann der erste Jude war, mit dem der Pfarrer zu verhandeln hatte. Mein Gärtner, sagte der reiche Wolf, hat mir erzählt, daß Sie der Mann sind, welcher vor vielen Jahren einen gewissen Bernhard in Kost und Pflege hatte. Erzählen Sie mir von diesem, und Sie sollen dann erfahren, in welcher Verbindung ich mit seinen Angehörigen stehe.

Gottfried trug Alles weitläufig vor, wie er an diesen Pflegesohn gerathen, was er mit ihm erlebt, und wie er ihn wieder verloren habe. Er zeigte die Briefe vor, die er mitgebracht, was er durch Kaufleute erhalten hatte, und was er nach dem strengen Rechte vielleicht noch fordern könnte, wenn die Angehörigen ihm nicht vielleicht zürnten, daß der Wilde seiner Aufsicht entlaufen sei, und er in allen den Jahren keine Spur von ihm habe entdecken können.

Sie sind ein rechtlicher Mann, sagte der alte Wolf, das sagt mir Alles, was ich von Ihnen vernommen, und was ich jetzt von Ihnen gehört habe: daß sie nicht eifriger im Wiederfinden des Wildfangs waren, ist sehr verzeihlich, und so lasse ich denn die Maske fallen, und spreche mit Ihnen als Freund zum Freunde. Wissen Sie also, daß Sie jenen Brief, auf einem Umwege, von mir erhielten, und da Sie eine Zeit lang die Vaterstelle bei Bernhard vertreten haben, so können Sie auch wohl verlangen, seine eigentliche Geschichte zu erfahren. Vor vielen Jahren, als unsre Familie noch keine Reichthümer besaß, und ich noch in Schwaben meine Geschäfte trieb, war mein Bruder, ein ziemlich ausgelassener Mensch, mein Compagnon. Er machte mir durch seinen Leichtsinn viele Noth. Immer waren Schulden zu bezahlen, von denen ich nichts wußte, Kaufleute, die er beleidigt hatte, wieder zu versöhnen, so daß ich beschloß, mich von ihm zu trennen, um meinen Kredit nicht völlig zu vernichten. Um so mehr wurde ich in diesem Entschluß bestärkt, weil ich plötzlich von mehreren Seiten hören mußte, mein Bruder sei Christ geworden, und zwar ein sehr eifriger, so daß er mit strengen Leuten und schwärmerischen Gemüthern gemeine Sache gemacht hatte, um Proselyten, besonders unter der Judenschaft, zu werben. Das Letzte war unwahr, aber gegründet allerdings, daß er sich zum Christenthum gewendet hatte. Er hatte ein schönes christliches Mädchen kennen gelernt, in die er sich so leidenschaftlich verliebt hatte, daß er sie heimlich heirathete. Die Eltern, die den Bruder für reicher mochten gehalten haben, als er es wirklich war, gaben ihre Einwilligung, doch nur unter der Bedingung, daß er zum Christenthum übertreten müsse. Der Leichtsinnige fand dabei kein Bedenken. Mein Vater und die ganze Verwandtschaft entzog ihm aber nun allen Beistand, und da er nur weniges als sein Eigenthum erworben hatte, so gerieth er bald in Noth, und bereute den Schritt, den er ohne Ueberlegung gethan hatte.

Die Frau starb bald, nachdem sie mit einem Knaben, jenem Bernhard, niedergekommen war. Er war trostlos und schien zu verzweifeln. Ich nahm mich heimlich seiner an und versöhnte ihn wieder mit dem Vater. Die Annäherung wurde immer vertrauter und inniger, und mein Vater, ein höchst eifriger Bekenner der mosaischen Lehre, vermochte über das schwache Gemüth des unbestimmten Mannes so viel, daß er ihn nach einiger Zeit zum Judenthum zurück bekehrte. Dies mußte aber geheim gehalten werden, denn sonst hätte es uns von eifrigen Christen und ihren Priestern eine gefährliche Verfolgung zuziehen können, weil eine so seltsame Begebenheit vielfachen Mißdeutungen unterliegen konnte, und viele, die die Juden bitterlich haßten, in einer Provinz, wo man unsern Reichthum mit neidischen Augen ansah, konnten eine so auffallende Thatsache benutzen, Kampf und Verfolgung gegen unsere bedrückte Gemeine zu erregen.

Wie es aber auch wohl zu geschehen pflegt, daß die schwächsten Menschen die hitzigen sind und durch gesteigerte Leidenschaft als starke, kräftige und begeisterte erscheinen können, so ereignete es sich auch mit meinem armen Bruder. Es kam ihm nämlich nach einiger Zeit ein, er dürfe nicht als Lügner und Heuchler dastehn, er müsse sich öffentlich als Israelit und Bekenner der mosaichen Lehre zeigen. Wir konnten und durften ihm dies nicht gestatten, wenn auch viele Juden seiner Meinung waren und in unsern Schulen sich heftige Streitigkeiten über diesen Punkt entspannen. Der Unbesonnene ging noch weiter. Er verlangte auch seinen Knaben von den Angehörigen zurück, die ihn indessen genährt und erzogen hatten, um ihn zum Juden zu bilden. Schadenfrohe Geister hatten die Sache ausgebracht, die sich auch nur schwer verheimlichen ließ, und so entstand ein Prozeß und viel Skandal. Alles zog sich von uns, als von verdächtigen Leuten zurück, wir verloren den Prozeß und unsern Credit, und waren gezwungen, den Ort zu verlassen, um uns anderswo zu etabliren, wo das Vorurtheil nicht so heftig gegen uns kämpfte. Wir mußten den Großeltern und Verwandten des Knaben Bernhard ein mäßiges Capital aussetzen, von dem er als Christ erzogen, und das ihm, wenn er mündig, als Eigenthum gehören sollte. So ward das Kind nach einigen Jahren einem Geistlichen übergeben, bald aber nach der Schweiz gebracht, weil mein Bruder Anstalten machte, es seinen Pflege-Eltern heimlich rauben zu lassen. Auch in der Schweiz hielten die Verwandten der Mutter es nicht sicher genug und der Knabe war

plötzlich ohne Spur verschwunden. Damals wurde er Ihnen übergeben. Mein Bruder verließ uns, ging erst nach England, wo er sich wieder mit einer reichen Jüdin verheirathete, und von dort nach Amerika.

So gingen Monden und Jahre hin. Ich hatte den Jungen, den Bernhard, ganz vergessen. Meine Bemühungen waren gesegnet, und schon vor geraumer Zeit kaufte ich mich in hiesiger Residenz an. Mit meinem Bruder und dessen Familie blieb ich in Verbindung, und wußte, daß ihm das Glück nicht so hold, wie mir, gewesen war. Seine Kinder starben alle, als sie erwachsen waren, die Frau war schon früher dahin gegangen, und so übermachte er mir sein Eigenthum, ein nicht unbedeutendes Capital, um in meinem Hause ruhig zu sterben, von allen Geschäften entfernt. Umsonst erwartete ich ihn, eine Krankheit raffte ihn jenseits des Meeres hin. Nun gedachte ich jenes Bernhard, den er selbst in seinem Briefen erwähnt hatte. Um so mehr bedauerte ich diesen Hülflosen, als ich erfuhr, daß jener Kaufmann, bei welchem jenes Capital für ihn niedergelegt war, schon seit lange fallirt hatte. Die Großeltern waren längst todt, die Angehörigen verschollen, Bernhard selbst verschwunden. Da erhielten Sie jenen Brief von mir, denn es schien mir billig, daß der Arme, wenn er noch lebe, dieses Erbtheil seines Vaters, als der Nächste, in Empfang nehmen müsse. — Nun — was kann aus ihm geworden seyn? Ich zittre, wenn ich von Diebesbanden, von eingefangenen Schelmen höre, denn wie möglich ist es, daß der Unglückselige, wenn er keinen festen Standpunkt in der Gesellschaft gefunden hat, aus Verzweiflung und Leichtsinn sich von Gesindel und Bösewichtern hat verführen lassen, und daß ich diesen, meinen Neffen, wohl noch einmal als Verbrecher wieder sehe.

Der Pfarrer suchte zu beruhigen und sagte einiges von der Güte Gottes, welches Wolf mit Geduld und Fassung anhörte. Als aber der Priester in seinem Eifer ganz vergaß, wen er vor sich hatte, und vom Gebet, der Gnade und dem Vertrauen auf den Heiland mit vieler Genügsamkeit und in fließenden Worten sprach, sagte der Banquier gelassen: Brechen wir davon ab, Herr Pfarrer, denn ich bin kein Mitglied Ihrer Gemeine.

Gottfried ward roth und stotterte eine Entschuldigung, doch Wolf unterbrach ihn, indem er den Pfarrer erinnerte, daß er ihm von jenem Bernhard noch etwas Wichtiges habe mittheilen wollen.

Das Beste und Nöthigste hätte ich fast vergessen, erwiederte Gottfried, wie mir jener Magus nemlich als gewiß versichert hat, daß ich noch heut Nachmittag diesen verschollenen Bernhard im schönen Garten treffen werde. —

Der alte Kaufmann ward nachdenkend und sagte dann: Herr Pfarrer! Empfangen Sie vorerst mit meinem Dank die rückständige Summe, die wir seit so langer Zeit haben schuldig bleiben müssen: Sie werden finden, ich habe nur mäßige Zinsen dem kleinen Kapital berechnet, die Sie aber mit Recht erwarten können, weil Ihnen das Geldchen so lange ist entzogen worden. — Und — finden Sie den Bernhard, wie ich ihn wünsche, so führen Sie denselben noch heut zu mir, oder weisen Sie ihm mein Haus an, damit er mich besuche und wir unsere Rechnung mit einander stellen.

Der Pfarrer war gerührt, erschüttert und hoch erfreut, denn plötzlich war er Eigenthümer einer so großen Summe, wie er sie noch nie auf einmal besessen hatte. Als der Jude ihm die Hand gab, und er sie dem alten Manne herzlich drückte, umarmte ihn der Greis, und Gottfried vergoß Thränen in dieser Umhalsung.

Als der Pfarrer sich wieder auf der Straße befand, war er über sich selbst verwundert, daß er als Christ und Geistlicher in ein so inniges Verhältniß mit einem Juden gerathen sei. Er konnte es sich nicht abläugnen, daß er eine Ehrfurcht und zärtliche Liebe gegen den jüdischen Greis empfunden hatte. Je nun, sagte er zu sich selbst, man schreitet freilich immer mehr vorwärts, die Zeiten klären sich auf, der Jude selbst scheint mir auch von wahrhaft christlicher Gesinnung. Er wägte das Kapital, welches er in Gold empfangen hatte, und welches ihm die Tasche niederzog; er dachte darüber nach, wie glücklich es sich für ihn getroffen, daß er den Amtmann nach der Residenz begleitet habe, und wie dieses eine Glück alle die kleinen erlittenen Unfälle und Drangsale hoch aufwiege. Er freute sich schon über die erstaunten, weit geöffneten Augen der Frau, wenn er ihr die Goldstücke auf den Tisch vorzählen würde, und eilte deswegen nach dem Gasthofe.

Titus, der taumelnd über die Straße ging, um seinen Mäcen, den humoristischen Herrn von Wandel aufzusuchen, lief ihm entgegen. Gottfried war so voll von seinem Glück, daß er ihm das Wesentliche aller dieser sonderbaren Begebenheiten mittheilte, ihm von Bernhard, dem alten Wolf und dessen vielseitig religiösen Bruder stammelnd und verwirrt erzählte, ihm auch nicht verschwieg, daß der Magier ihm versprochen habe, daß sich noch heut Bernhard wieder einstellen würde. Dann ging er schnell auf den Umstand über, daß derselbe Zauberer auch die Diebesbande zerstreuen und den Anführer derselben zur gefänglichen Haft liefern wolle.

Titus sagte: Mein alter Freund, Sie verjüngen sich sichtlich in diesen wunderbaren Abentheuern. Sie haben also eine namhafte Summe unerwartet erhalten, welches fast so gut wie ein Gewinn in der Lotterie anzusehen ist. Wenn es sich nun noch zutragen sollte, daß Ihr kleines Rosinchen die Gemahlin des vortrefflichen, geistreichen Fritz würde, so bliebe Ihnen in dieser Welt kaum noch etwas zu wünschen übrig

Ein Auflauf trennte sie. Gottfried eilte nach der Herberge, um aus dem verdächtigen Gedränge sein Geld in Sicherheit zu bringen, und seine Gattin durch den Anblick desselben glücklich zu machen. Er dachte unterwegs über die sonderbare Einrichtung der menschlichen Seele nach, daß er in dieser Fluth von Begebenheiten die Lotterie so völlig vergessen hatte, daß er noch nicht wußte, ob seine ahndungsreichen Zahlen etwas gewonnen, oder ob sie durchgefallen wären. Er nahm sich vor, auch heute noch Erkundigung darüber einzuziehen, so bald er die Frau gesprochen, gegessen, und dann den oft erwähnten Bernhard wiedergefunden habe.

Alle diese ihm so nahe liegenden Sachen beschäftigten ihn so sehr, daß er kaum darauf hinhörte, wie wieder in den Läden und auf den Straßen von einem Diebstahle erzählt wurde, der mit unerhörter Frechheit war ausgeführt worden. Man hatte ein

Gewölbe, welches die feinsten und kostbarsten Brabander Spitzen führte, fast ganz ausgeplündert.

Als Titus den Herrn von Wandel im bezeichneten Hause antraf, war dieser mit einigen Briefen beschäftigt, die ihn zu interessiren schienen. Er hörte anfangs auf das Geschwätz des redseligen Titus nicht sonderlich hin und sagte dann: Wissen Sie denn, daß man nun endlich einen bedeutenden Preis auf den Kopf des sogenannten kleinen Caspar gesetzt hat? Das hätte wohl früher geschehen sollen, um den verwegenen Menschen, wenn auch nicht zu fangen, wenigstens einzuschüchtern. Auch höre ich, daß ein angeblicher Zauberer sich anheischig gemacht hat, den Dieb zu entdecken. Die Polizei, im Bunde mit dem Magier, kann ihres Zweckes kaum verfehlen. Haben Sie auch schon von dieser Geschichte etwas gehört?

Titus sagte ihm, was er in der Stadt erfahren, und was ihm außerdem sein Freund, der Pfarrer Gottfried aus Wandelheim, erzählt hatte. Als der redselige Titus die sonderbare Geschichte von Bernhard vortrug, wurde Wandel sehr aufmerksam. Der Magier, sagte er endlich, ist nur ein kleines schmächtiges Männchen, und dieser vermißte Bernhard soll, wie ich einmal vor vielen Jahren gehört habe, ein großer, breitschultriger Gesell geworden seyn.

Also haben Sie ihn gekannt? fragte Titus.

Nicht weniger als das, sagte der Edelmann; sondern ich habe vor vielen Jahren nur von ihm reden hören. — Er brach ab, um mit Titus nach dem Orte zu gehen, wo sie essen wollten. Titus wollte, so wie sie gespeiset hatten, einen Buchhändler aufsuchen, den man ihm als einen unternehmenden bezeichnet hatte, um diesem seinen humoristisch-sentimentalen Roman anzubieten. Er hatte ihn deshalb auch zu sich gesteckt, und wünschte nur, daß der Verleger Muße genug haben möge, um sich einige der glänzendsten Kapitel desselben vorlesen zu lassen.

Im Gedränge, welches sich auf dem Markte mit jeder Minute zu vermehren schien, war es schwer, daß die bekümmerten Liebenden, Fritz und Rosine, nicht von einander getrennt wurden. Sie hielten sich fest, wurden aber nur um so mehr hin und her gestoßen. In dem Geschrei und Toben war es nicht möglich, einen Rath und Entschluß zu fassen, ob sie nach dem Gasthofe zurückkehren, oder im Getümmel die Eltern wieder aufsuchen sollten. Da sie kein Wort mit einander wechselten, denn das Geschrei machte es unmöglich, so fand kein Ueberlegen statt ob sie einen andern willigern Geistlichen ausmitteln möchten, oder den klug ersonnenen Plan, sich zu verbinden, wenigstens für heute aufgeben.

So hin und her geschoben, von Fuhrwagen und Equipagen in Gefahr versetzt, von Käufern angeredet, von groben Leuten, die sich gehemmt fühlten, gescholten, verloren sie alle Besinnung, daß sie keines Gedankens fähig waren. Ein Lastträger, der auf dem Kopfe eine große Bürde trug und sich gehemmt fühlte, schrie: Platz da! das fehlt noch, daß sich die Menschenkinder hier an Armen führen! Scheert Euch in die Allee, wenn Ihr zärtlich spazieren wollt.

Ein heftiger Stoß des Ungestümen trennte die Liebenden, und sogleich schoß ihm eine große Flut von Menschen nach, daß Fritz seine Rosine aus den Augen verlor. Er rief, aber vergeblich, denn sein schwacher Laut ward nicht vernommen. Er suchte ängstlich mit den Augen, aber vergeblich. Denn je mehr und länger er in die Verwirrung mit angestrengtem Blick hinein sah, um so mehr schwindelte sein Auge. In einer fast gleichgültigen Betäubung ging er weiter, um sie zu suchen, oder gelegentlich und unverhofft wieder anzutreffen.

Rosine wußte nicht, wie ihr geschah, als sie sich plötzlich in der ungeheuern Menschenmenge so ganz allein und völlig verlassen sah. Ihr Gewissen raunte ihr zu, daß dies die Strafe dafür sei, daß sie sich so leichtsinnig von Fritz habe entführen lassen. Sie fürchtete sich in dieser wogenden Menschenmasse, und kam sich einsamer vor, als im finstersten Walde. Wenn sie sich nicht geschämt hätte, so würde sie sich einem lauten Weinen und Schluchzen überlassen haben.

In dieser höchsten Verwirrung und Abspannung aller Lebensgeister fühlte sie plötzlich einen Pferdekopf in ihrem Nacken. Erschrocken blickte sie um, ein glänzender Wagen drohte sie zu verletzen; der Kutscher rief, der Bediente, welcher hinten aufstand, winkte, und eine geschmückte Dame, die in der offenen eleganten Chaise saß, schrie, entsetzt, laut auf. Auf ihren Wink mußte der Kutscher halten. Das arme, liebe Kind! sagte die Dame, indem sie sich erhob. Sie beugte sich über den Schlag des Wagens und sagte mit feiner Stimme: Liebe Kleine! — Sie haben doch keinen Schaden genommen. Sie allerliebstes Wesen, und ich muß Sie so erschrecken. Steigen Sie zu mir ein, Vortrefflichste, ich führe Sie nach Haus, oder wo Sie hin begehren. Wenigstens können Sie vom Wagen aus das Getümmel des Marktes mit mehr Sicherheit betrachten, und finden auch die Ihrigen, im Fall Sie sie verloren haben sollten, leichter wieder. Steigen Sie zu mir ein. — Joseph, öffne Er die Wagenthür!

Der Bediente, Joseph, sprang herunter, öffnete, hob Rosinen in den Wagen, so behende, daß sie kaum wußte, wie ihr geschah, oder ob sie ihre Einwilligung gegeben habe. — Wohin? gnädige Gräfin? fragte der Bediente. — Zu Humbert, rief die Dame; der Bediente stieg wieder auf und der Kutscher suchte sich Platz zu machen.

Wie Sie meiner Cousine ähnlich sehn, der Comtesse Bertha! sagte die Gräfin, indem sie der verlegenen und doch getrösteten Rosine die Hand gab. — Sie zittert noch, die allerliebste Kleine. — Sie sind gewiß nicht aus der Stadt hier, Sie sind zu hübsch. — Was das für klare Augen sind! — Wo wollten Sie hin?

Rosine erzählte eilig ihr Abentheuer, wie sie im wilden Gedränge von ihrem Bekannten sei abgeschnitten worden und sich verloren habe: sie sagte auch ihren Namen und wo sie her sei. Alles von Getöse, Musik, Geschrei unterbrochen, indessen der Wagen nur langsam vorrücken konnte. Die Gräfin liebkosete das reizende Mädchen und versprach ihr, sie, sobald sie es wünsche, vor ihrem Gasthofe sicher abzusetzen. Aber, sagte sie, als sie sich jetzt aus dem dichten Menschenknäuel heraus gewunden hatte und in eine Gegend geriethen, die etwas mehr

gelichtet war, Sie müssen mir erlauben, Sie Mühmchen, Cousine zu nennen, denn Sie sehn meiner lieben Bertha gar zu ähnlich. Ich hoffe auch, daß wir unsere zufällig gemachte Bekanntschaft fortsetzen werden, daß Sie mich in der Stadt und auf meinem Gute besuchen.

Rosine bedankte sich mit ländlichen Ausdrücken für alle diese Artigkeiten, und war sehr erfreut, daß ihr Schicksal plötzlich diese angenehme Wendung genommen hatte. Sie überlegte, ob Sie die Gunst und den hohen Schutz nicht vielleicht brauchen könne, den eigensinnigen Amtmann umzustimmen, und ihm durch die Ueberredung der Gräfin seine Einwilligung in ihr Glück zu entlocken.

Jetzt hielt man, der elegante Diener öffnete den Wagen die Gräfin hüpfte hinaus; kommen Sie mit, Cousinchen, sagte sie, und sehn Sie sich auch im Laden etwas um. Rosine folgte und betrat mit beklemmter Brust den eleganten, mit Spiegeln und Bronzen verzierten Ort, den sie gestern im Vorbeigehn bewundert und nicht geglaubt hatte, das es möglich sei, ihn jemals selbst zu besuchen.

Der glänzende Laden war voll Käufer und Betrachter, Schawls, Spitzen, Seidenzeuge, Sammt, Alles lag aufgeschlagen umher, ward geprüft und glänzte und blendete. Excellenz, Gräfin Solm! rief der Bediente, als der Herr der Handlung die Gruppe mit einem fragenden Blicke betrachtete.

Die Gräfin trat näher und der Kaufmann verbeugte sich tief. Ich wollte für meine Schwägerin, sagte sie, die Gemahlin des Ministers, einige Schawls auswählen, wenn Sie noch von den feinsten und edelsten Vorrath haben. Der Kaufmann versicherte, daß er noch schönere zu höhern Preisen empfangen habe, und hohlte sie aus einem innern Zimmer. Sie wurden ausgebreitet und geprüft, und die Gräfin legte sechs oder sieben beiseit. Jetzt für mich! sagte die Dame; ich kann aber so kostbaren Schmuck nicht brauchen. Sie wählte ein Paar geringere, und nahm dann einige Garnituren der schönsten Spitzen.

Nun, Comtesse Bertha, rief sie, wählen Sie sich, Cousinchen, auch etwas zum Andenken. Rosine wurde roth und wußte nicht, was sie thun oder antworten sollte. Da sie so lange zögerte, warf die Dame ihr ein schönes Tuch zu, stellte das blühende Mädchen dann vor sich und probirte es ihr an.— Es kleidet Sie gut, Herzchen, sagte sie, indem sie sie umarmte.

Bester Humbert, wendete sie sich dann zum Kaufherrn, der Minister, mein Schwager, ist Ihnen nicht unbekannt, Sie kennen sein großes Haus in der Vorstadt; dorthin geben Sie mir einen Ihrer Leute mit, denn ich weiß noch nicht, welche Tücher meine Schwägerin, die unpaß ist, auswählen wird; ich komme dann gleich zurück, und wir machen die Rechnung.

Excellenz, sagte der Kaufmann etwas verlegen, Sie sehen, meine Leute sind heut alle beschäftigt, es wäre auch ganz unnöthig, indessen werde ich die Ehre haben, Ihnen Jemand mitzugeben.

Vetter Wilhelm! rief er, begleite die Dame nach dem Hotel des Ministers Solm draußen, sie wollen mir die Ehre erzeigen, nachher wieder zu mir zu kommen.

Ein ganz junger, wie es schien noch unerfahrner Lehrling hörte diesen Auftrag mit offnem Munde an. Joseph legte das sorgfältig eingeschlagene Paket in den Wagen, half der Gräfin einsteigen, eben so der Cousine Bertha, und Wilhelm, der erst Miene machte zum Kutscher hinaufzuklettern, mußte auf einen gnädigen bittenden Befehl den Rücksitz einnehmen.

Man fuhr fort. Der Hausherr machte in der Thür des Ladens noch eine tiefe Verbeugung, sah dem Wagen nach und sendete seinem Vetter, der sich zurückbog, einen scharfen Blick nach. Der junge Vetter fühlte sich geehrt, und betrachtete mit steigender Verwundrung und Freude die Cousine Bertha, welche ihm lächelnd gegenüber saß, mit ihrem schönen neuen Tuche geschmückt. Es schien dem jungen Menschen, als wenn er noch nie eine solche Schönheit, so klare Augen, und so lieblichen Mund gesehn hätte. Nicht wahr? fragte die Gräfin, welche ihn beobachtete, meine Mühmchen ist ein schmuckes Wesen? So etwas blüht nicht jeden Frühling auf.

Wilhelm wurde noch röther, verbeugte sich und stotterte einige Worte, die die Behauptung der Dame bestätigen sollten. Ja, mein Kind, fuhr diese fort, Sie mögen hier in der Stadt auch recht schöne Mädchen haben, aber in unserer Familie sind sie immer seit alten Zeiten ganz vorzüglich gerathen. Mit dieser lieben Comtesse möchten Sie wohl den ganzen Tag spazieren fahren, oder ihr gegenüber Stunden lang so sitzen? Nicht wahr?

Der junge Mann war von dieser Gnade und Vertraulichkeit entzückt, doch konnte sie ihm dennoch nicht, so erfreut er war, über seine Verlegenheit hinüber helfen. Als die Gräfin diese fast kindische Unbeholfenheit bemerkte, neckte sie ihn nur um so lustiger. Rosine wurde auch betroffen, um so mehr, als endlich ihre Beschützerin laut lachend ausrief: Sitzen Sie nicht gegenüber ganz wie ein Paar Liebesleute! — Wilhelm schmunzelte selbstgefällig, aber Rosine dachte an Fritz und wurde verdrüßlich und traurig.

So fuhr man durch die Gassen und kam in die stillere Vorstadt. Nach andern Neckereien sagte die Dame: Aber gewiß hat unser junger Freund schon irgend eine Geliebte. Nicht wahr, Mühmchen, er ist zu hübsch, als daß er nicht schon längst ein artiges Mädchen bezaubert haben sollte? Ach, die liebe Jugend, diese erste frühe frische, was ist sie glücklich! Und weiß es meistentheils selbst nicht.

Sie hielten vor einem großen Hause. Lieber junger Freund, sagte die Dame anmuthig, Sie leisten meiner Cousine wohl einen Augenblick Gesellschaft, in zwei Minuten bin ich wieder hier, wenn ich nur den Minister, meinen Bruder, und die Schwägerin kurz gesprochen habe. — Sie stand auf, legte die Hand des jungen Burschen in Rosinens Hand, hüpfte aus dem Wagen, gab dem Bedienten das Paquet und verschwand in dem Thore des Palastes.

Wilhelms Hand zitterte vor Wohlbehagen in der des schönen Mädchens. Aus Höflichkeit wagte er es nicht, sie zurück zu ziehen, weil es ihm als Ungezogenheit vorkam, das wieder zu trennen, was die vornehme Gräfin so zart und freundlich vereinigt hatte. Rosine betrachtete diese Einmüthigkeit und Handhabung als einen Befehl, und wagte außerdem nicht die Hand zurück zu ziehen, weil sie fürchtete, den jungen Menschen zu kränken, der von ihrer Schönheit so hingerissen schien. So saßen sie stumm ein-

ander gegenüber und betrachteten sich still, so daß Wilhelm endlich aus Verlegenheit das zarte Händchen der Comtesse zu drücken begann. Da fing Rosine an, nachzudenken, was sie thun solle, um an ihrem Fritz nicht eine Art von Untreue zu begehen. Sie hätten wohl noch länger so gesessen, wenn ihnen nicht eine Kutsche schnell vorüber gerasselt wäre; vom Peitschenschlage des treibenden Führers geschreckt, fuhren auch die Pferde von der Chaise auf, zogen diese an, und rissen so die beklemmten Hände auseinander.

Rosine fuhr hastig zurück, um in die Kutsche zu sehen, denn beim Vorüberrauschen hatte sie eine Dame bemerkt, die sich zurück drängte und verhüllte, und die ihr eine große Aehnlichkeit mit ihrer Beschützerin zu haben schien. Doch die Kutsche war schon aus dem Thor, und die Sache selbst so unwahrscheinlich, daß sie den Gedanken sogleich wieder aufgab.

Es schien aber wirklich, als wenn die Gräfin es wahr machen wollte, daß sich die jungen Leute zärtlich und liebäugelnd einige Stunden gegenüber sitzen sollten. Sie sahen nun abwechselnd ihre Gesichter und die großen Fenster des Hauses an, von diesen wieder auf den Thorweg, ob nicht endlich die heitere, muthwillige Dame, oder wenigstens Joseph, der Jäger, wieder erscheinen würde. Aber sie blieben ungestört, und so, um die Zeit zu vertreiben und die Verlegenheit etwas zu verbannen, faßte die Comtesse den Muth, nach dem Herkommen und den Verhältnissen ihres neu gewonnenen Freundes und Verehrers sich zu erkundigen. Es ergab sich, daß er in einer kleinen Stadt geboren sey, daß er zwar keine große Lust spüre, die Handlung zu erlernen, von Herrn Humbert aber, der eigentlich nur sehr, sehr weitläufig mit ihm verwandt sei, gütig dazu ermuntert werde, in dessen Hause er sich fast wie ein Sohn betrachten könne. So wie man weiter die Familienverhältnisse erörterte, fand Rosine zu ihrem Erstaunen und ihrer Freude, daß der Jüngling ihr näher verwandt sei, als seinem Erzieher; er hieß selbst Wilhelm Gottfried, und ihr Vater hatte ihr oft von diesem Gottfried, der in jener kleinen Stadt einen Krämerladen hatte, erzählt; es waren selbst zuweilen Briefe von diesem Vetter angekommen. Unvermerkt war beim Erzählen seine Hand wieder in die ihrige gerathen, und jetzt drückte sie die seine, als eines verwandten Blutes, recht herzlich. Durch diese Aufmunterung wurde der Jüngling immer redseliger, und die Zeit dünkte den beiden Sprechenden nicht lang, am wenigsten dem jungen Menschen, der seine Neigung, die er sich wohl selber nicht gestand, so schön erwiedert sah

Der Kutscher aber war in einer ganz andern Stimmung; denn er fing erst an zu schelten, dann zu fluchen, daß man ihn so lange warten lasse. Dies störte die jungen Leute in ihren Herzensergießungen, sie wurden aufmerksam. Aus den Klagen des Kutschers ergab sich, daß ihm der Wagen gehöre, und daß er die Bezahlung desselben noch zu fordern habe. Der junge Mensch stutzte; wären Sie nicht, sagte er, verehrte Comtesse, im Wagen, so könnte ein Argwöhnischer auf sonderbare Gedanken gerathen; denn Excellenz, Ihre Frau Muhme, schien den Wagen für ihre Equipage auszugeben.

Ach Gott! sagte Rosine in Angst, sie ist nicht meine Muhme, und ich bin auch keine Comtesse, sondern vielmehr Ihre Muhme, Herr Vetter; denn ich bin ja die Rosine Gottfried, die Tochter des Predigers in Wandelheim, von der Sie Ihren Vater wohl auch haben sprechen hören. Darum bin ich ja auch so bekannt und freundlich mit Ihnen geworden. Die vornehme Dame macht sich einen Spaß mit uns.

Spaß? rief der junge Mann ganz bestürzt; ja, zum Verzweifeln! Wie sind Sie denn an sie gerathen? Woher kennen Sie sie?

Ich habe sie erst heut, vor einer Stunde, auf dem Markt kennen gelernt, sagte Rosine. Sie erzählte ihm hierauf ihr Abentheuer. Es trat ein Bedienter aus dem Hause und der Vetter rief ihn geängstet an den Wagen. Dieser wollte von keiner Schwester seines Herrn, die der Gemahlin Schawls und Tücher zum Ansehn gebracht, etwas wissen. Das große Haus des Ministers war unten ein Durchgang zu einer andern Straße; ein Vorbeigehender erzählte, in jener Gasse habe seit lange eine Kutsche gehalten, in welche vor einiger Zeit ein Frauenzimmer, das aus dem Hause des Ministers gekommen, eilig gestiegen und schnell fortgefahren sei. Der Diener des Ministers, so deutlich die Sache auch schon war, lief zum Ueberfluß noch einmal zu seinem Herrn hinauf, und bestätigte nach einiger Zeit die Gewißheit, daß dieser, so wie seine Gemahlin, von nichts wisse. Der junge Vetter fing an zu weinen, und die neugefundene Muhme leistete ihm Gesellschaft. Es hatten sich Leute um den Wagen gesammelt, man fragte, erzählte, indeß der Fuhrmann schalt und tobte und seine Bezahlung verlangte. Ein Polizei-Offiziant war auch herzu getreten, und hatte sich von dem Hause unterrichten lassen. Er verlangte, daß die jungen Leute mit ihm nach dem Rathhause fahren sollten, damit man dort die Sache genauer untersuchen könne. So geschahe es, indem er neben dem Kutscher seinen Sitz einnahm.

Als man sich im Gasthofe an der Wirthstafel wieder versammelte, waren alle besorgt und geängstigt daß Rosine ausblieb. Jedermann hatte geglaubt, sie habe diesen oder jenen der Gesellschaft auf den Markt begleitet und sich verspätet; Friedrich, der von Allen am meisten bewegt war, mochte nicht gestehen, wie viel er von ihr wisse, und daß er sie im Gedränge der Menschen verloren habe. Er hatte vernommen, daß der Superintendent am Morgen seinen Vater hatte sprechen wollen, der mit allen Uebrigen schon früh das Haus verlassen hatte. Er nahm sich vor, gleich, wenn abgespeiset sei, alle Buden und Läden des Marktes zu durchforschen. Der Vater selbst ängstete sich weniger als die Mutter, denn sein Geist war zum Theil auf andre Gegenstände gerichtet. Die Stunde war ganz nahe, in welcher er den verlornen Bernhard wieder sehen sollte. Er war der Meinung, daß er dieses Rendezvous, welches ihm auf so wunderbare Weise war gegeben worden, nicht versäumen dürfe. Er nahm daher mit dem Amtmann die Abrede, daß dieser mit seinem Sohne die verlorne oder verirrte Rosine allenthalben suchen solle, und daß man sich am Abend wiedersehen würde. Titus war Gast bei seinem vornehmen Freunde, dem Herrn von Wandel. Im

Gasthofe wurde fast nur von dem kleinen Caspar, dessen Klugheit und seiner Diebesbande gesprochen. Viele waren der Meinung, daß diese Gesellen sich noch niemals so frech betragen hätten, als während dieses Marktes, es fehle nur noch, daß sie am hellen Tage und in Gegenwart der Menschen und Wächter in die Silberläden öffentlich einbrächen. Man erzählte, daß Menschen in allen nur ersinnlichen Verkleidungen sich in der Stadt umtrieben, die zu dieser Gesellschaft gehörten, daß viele Subalternen der Polizei ihnen angehören, oder von ihnen bezahlt seyn müßten, weil es sonst unbegreiflich wäre, wie sie mit dieser Sicherheit arbeiten können, und immer im Voraus von allen Maaßregeln, die gegen sie genommen wurden, unterrichtet wären. Der dicke Herr von Mayern, welcher wieder zugegen war, behauptete, auch vornehme, reiche Frauenzimmer, Töchter aus guten Familien, befänden sich mit in diesem Bunde und wären Theilnehmer am Gewinn.

Die Gesellschaft vom Lande erhob sich früh, um ihre Vorsätze auszuführen, und Fritz, der in einer tragischen Stimmung war, rannte fort, ohne nur seinen Vater noch einmal zu begrüßen.

Titus hatte seinem Gönner mit Begeisterung einige Kapitel seines humoristischen Romanes vorgelesen, von welchen der Herr von Wandel hingerissen schien, denn er lobte sie übermäßig, und ermunterte den vom Lob berauschten Verfasser, das Buch ja recht bald dem Druck zu übergeben. Er hatte ihm auch einen Verleger, einen jungen Anfänger, empfohlen, der Enthusiasmus für die Literatur und ihre Fortschritte deutlich merken lasse. Der Gönner war auch so freundlich, sich nach den bürgerlichen und Familien-Verhältnissen des neuen Autors zu erkundigen. Von sich wußte Titus nicht viel, destomehr aber von der Familie seines Freundes, des Amtmanns, zu erzählen; es fand sich von selbst, daß auch der Hausstand Gottfrieds beschrieben wurde, und bei diesem Anlaß erzählte er von neuem, daß der alte Pfarrer wie ihm der Magier verheißen habe, noch heute sein längst entlaufenes Pflegekind, das jetzt freilich schon über die dreißig Jahre hinaus seyn müsse, wieder finden solle, einen Bernhard, dessen Vater und Mutter immer unbekannt gewesen wären. Bei diesen Erinnerungen wurde Herr von Wandel aufmerksam und forschte diesem Bernhard weiter nach, doch konnte ihm Titus keine nähere Auskunft über diesen Vagabonden geben. Er muß also hier in der Stadt seyn, dieser verdächtige Mensch, sagte der Baron Wandel, und wahrscheinlich hängt er mit dem unklugen Magier zusammen.

Diesen muß ich auch noch besuchen, rief Titus aus, ich kann vielleicht aus ihm ein paar Kapitel in meinem Buche machen, das noch nicht geschlossen ist. Er bringt wohl auch das Wunderbare hinein, welches bis jetzt meinem Romane noch fehlt. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron, daß ein ächter oder ein gaukelnder Wahrsager, Zigeuner, Spitzbuben und Diebe, vielleicht auch Ein Mörder, aber nicht mehr, meiner Geschichte noch abgehen? Ich habe mich, durch meine Vorliebe für den Siebenkäs, zu sehr in das Bettelgesindel vertieft und verliebt, und habe hier in der Stadt doch nichts Besonderes von dieser Gattung angetroffen. Ich möchte mein Werk gern so bunt und vollständig als möglich machen, daß es Ihrer nicht, indem ich es Ihnen widme und es durch Ihren Namen der Lesewelt imponirt, ganz unwürdig sei. Wenn ich nur mit einem recht feinen Spitzbuben in nähere Bekanntschaft gerathen könnte. Heißt das, ohne meinem Rufe und meiner Moralität zu schaden. Ich habe immer die Gauner-Romane sehr geliebt, bin aber noch niemals mit einem ausgezeichneten Spitzbuben in Gesellschaft gewesen, denn das Gesindel, unter welches man zuweilen draußen auf dem Lande geräth, ist ganz ohne Bedeutung. Werden Sie aber meine Dedication auch nicht verschmähen?

Der Baron dankte mit Freundlichkeit im Voraus für dieses öffentliche Zeichen der Achtung, das ihm, von einem so ausgezeichneten Talente gegeben, im ganzen Vaterlande zur größten Ehre gereichen müsse.

Ein Bedienter brachte ein kleines Billet, der Baron erbrach es hastig, und Titus glaubte zu bemerken, daß er sich entfärbe. Verzeihen Sie, sagte er, ich muß nur eine Zeile antworten. Er ging in das Nebenzimmer und gab dem Diener ein Blatt, der sich schnell wieder entfernte. Jetzt, sagte der Baron, wie es schien, mit einiger Bewegung, muß ich mich auf einige Zeit von Ihnen trennen, denn mich rufen unabweisliche Geschäfte. Am Abend sehen wir uns dort im Keller wieder. — Beide verließen das Haus.

Im Gasthofe war indessen ein Diener der Polizei erschienen, welcher den Pfarrer Gottfried zum Präsidenten beschied. Doch war der Prediger, so wie die Uebrigen, schon längst entfernt und ihren verschiedenen Geschäften nachgegangen. Die Mutter aber, welche im Hause geblieben war, entsetzte sich vor dieser Citation, und wußte sich nicht anders zu trösten, als daß sie sich einem stillen, gemächlichen Weinen ergab.

Der Pfarrer Gottfried begab sich indessen mit klopfendem Herzen und gespannten Erwartungen nach dem schönen Garten. Er setzte sich in die Laube und erwartete seinen Zögling, indem er die längst vergangene Jahre in sein Gedächtniß zurück rief. Es schien fast, als sei seine Erwartung vergeblich, und er wurde über sich selbst verdrießlich, daß er sich von einem angeblichen Magier habe hintergehen lassen. Als es ihm immer gewisser wurde, daß er nur geneckt sei, sah er einen großen, breitschultrigen Menschen nach der Laube schleichen. Der Fremde kam gleichgültig näher, nahm den Hut ab, und reichte dem Pfarrer die Hand, indem er sagte: So sehen wir uns nun doch einmal wieder, Herr Gottfried.

Sie kennen mich also? fragte dieser.

Wie sollt' ich nicht? antwortete der Fremde; denn wenn Sie auch viel älter geworden sind, so haben Sie doch noch dasselbe gutmüthige Gesicht, die freundlichen Züge, alles das Ehrwürdige, welches den ächten christlichen Geistlichen charakterisiren muß. — Er streifte den Aermel auf und zeigte ein braunes Mahl am Arme. — Sehen Sie wohl an dieser Brandstelle, als ich einmal mit Pulver fast ihre Stube gesprengt und mich getödtet hätte, daß ich jener Bernhard bin, an welchem dazumal alle ihre Lehren und Bemühungen nicht anschlugen?

Gottfried umarmte seinen gealterten Zögling nicht ohne Rührung und sagte dann: Mein lieber Sohn, ich habe Ihnen Nachrichten mitzutheilen, die Ihnen

wohl erfreulich seyn können, nur möchte ich erst Einiges von Ihnen wissen, um zu beurtheilen, ob Ihre Angehörigen, die ich endlich entdeckt habe, sich Ihrer nicht zu schämen brauchen, oder ob die Erbschaft, die Ihnen zufällt, auch verdient in Ihre Hände zu kommen.

Bernhard sah den Pfarrer mit großen Augen an und sagte dann ganz ruhig: Geehrter Herr Pflegevater, wenn meine Angehörigen etwas anders als einen ganz gewöhnlichen Taugenichts in mir erwarten, so befinden sie sich im allergrößten Irrthum. Mein Herr, ein unnützer Bursche, der mit einer Bande Seiltänzer davon läuft, der bald Springer, Bettler, Comödiant, Bedienter und allerhand dergleichen ist, und nur eben dicht am Straßenräuber und Galgen vorbeikommt, kann in dieser zu hohen und großen Schule und Turn-Anstalt unmöglich zu einem feinen wohlhäblichen Tugendhaften gedrechselt werden. Sehr bin ich meines bisherigen Lebenswandels überdrüßig, und habe, wenn es seyn muß, den Willen, besser zu werden. Ich danke Gott, wenn ich ein sicheres, dürftiges Auskommen finde, wenn ich dabei ein ehrliches Geschäft treiben kann: sind aber meine Verwandten von so verfeinerter Natur, daß sie nur einen Cousin suchen, der sich unter den gesichteten Rechtgläubigen gut ausnehmen würde, so ist es besser, sie kümmern sich gar nicht um mich, und lassen mich meines Weges weiter gehen.

Sie haben also wohl gar nichts gelernt? fragte Gottfried.

Zu viel, antwortete Bernhard, und das ist eben das Unglück, denn darum habe ich es in keiner Sache zu etwas Rechtem bringen können. Wenn ich ein kleines, nur ein kleines Kapital hätte, so ginge ich zu meiner Frau und finge einen Handel an, wie ich es schon vor sechs Jahren versuchte.

Verheirathet also? fragte der Pfarrer.

Ja wohl, an ein liebes Weibchen, von dem ich auch einen Sohn habe, wenn er noch lebt. Ich hatte sie auf meinen Irrfahrten im Reiche kennen gelernt, und sie gewann mich lieb. Ich war damals Tanzmeister. Ein kleines Vermögen, das sie ererbte, ward zu einer Handelseinrichtung verwendet. Aber wir hatten kein Glück. Und ich, um sie nicht ganz arm zu machen, wanderte wieder aus, um ein besseres Verhältniß zu entdecken, daß sich denn bis jetzt nicht hat finden wollen.

Gottfried erzählte ihm von seiner Abstammung, so viel er von dem alten würdigen Banquier erfahren hatte, und Bernhard sagte am Schluße: Sieh! sieh! darum habe ich es niemals dahin bringen können, ein recht eifriger Christ zu seyn. Es steckt doch das meiste, was wir Vorzüge oder Fehler nennen, im Blute. Ich habe auch immer zu den Juden eine gewisse Inclination gehabt, und wollte in meiner dringendsten Noth mehr wie einmal zu ihrem Glauben übertreten; indessen ist es eben so gut, daß ich meine Religion noch so rein erhalten habe, denn es hätte mir sonst wie meinem guten Vater gehn können, der viel Verdruß, wie ich höre, mit seinem Gewissen gehabt hat.

Der Pfarrer erzählte ihm jetzt, daß ihm der so genannte Magier von seinem Pflegesohne gesagt, und ihm diesen Platz des Wiederfindens bestimmt habe.

Das ist keine Kunst, antwortete Bernhard, denn zwei Tage früher kam ich zu diesem Charlatan in Dienst, und spielte seinen Armenier. Wie ich Sie kommen sah, erzählte ich ihm vorher die Schnurren, die er Ihnen gleich wieder vorgetragen hat.

Ihre Stimme, sagte der Pfarrer, ist mir so bekannt, als wenn ich sie schon sonst gehört hätte.

Ist auch geschehen, rief Bernhard aus, denn Sie trafen mich ja, alter Herr, dort in Schönhof als Einsiedler, das fatalste Gewerbe, das ich Zeit meines ganzen Lebens getrieben habe.

Ei! ei! rief Gottfried aus, so waren wir uns schon damals so nahe und ich wußte es nicht.

Als sie zu dem alten Banquier Wolf sich begaben, ward, nach einigen Erzählungen und Reden, die Sache bald geordnet. Bernhard nahm sich vor, zu seiner Frau zurück zu kehren, und mit Unterstützung Wolfs ein ehrliches Gewerbe anzufangen. Das Kapital, welches ihm der Banquier nach und nach auszuhändigen versprach, war ansehnlich genug, um mit diesem und irgend einem Gewerbe, oder durch den Ankauf eines Gutes anständig leben zu können. Bernhard war auf seine Art erfreut und gerührt und sagte: Nun will ich der Welt und meinen Bekannten zeigen, daß es zehnmal leichter sey, ein ehrlicher Mann, als ein Schelm oder Abentheurer zu seyn. Die wenigsten vortrefflichen Menschen wären der Aufgabe gewachsen; und doch wird das arme Gesindel unserer Art immer so unbarmherzig von Polizei und Moralisten verfolgt. Freilich ist das Gesindel eben so intolerant, wenn es einmal oben auf kommt, und hängt, köpft und plündert die Ehrlichen unbarmherzig, vertreibt sie aus dem Lande oder wirft sie in Gefängnisse. So geht der Streit der Sekten hin und her, und keiner will glauben, daß der Gegner so viel Recht habe wie er.

Jetzt beurlaubte sich der Pfarrer, nachdem er diese Sache zu Aller Zufriedenheit geschlichtet hatte, um seine verlorne Tochter aufzusuchen. Er mußte aber versprechen, mit dieser und der Frau, so wie mit dem Amtmann Lindwurm und dessen Sohn am folgenden Mittage beim Banquier zu speisen. Bernhard blieb gleich bei diesem, der ihm noch Vieles eröffnen wollte, auch wohl die Absicht hatte, ihm guten Rath zu geben, und ihn zu seiner neuen Lebensbahn zu stärken.

Titus wendete sich jetzt nach einer abgelegenen Gasse, um jenen unternehmenden Verleger aufzusuchen, der ihm als ein Mann von Geschmack und Einsicht, und als freisinnig empfohlen worden, der gern junge Autoren aufmuntere und unterstütze.

Als er den bescheidenen Laden, welcher ihm kein großes Zutrauen einflößen wollte, aufgefunden hatte, fragte er nach dem Besitzer der Handlung. Ein kleiner, magrer Mann kam ihm entgegen, der ihn gleich mit scharfen Blicken musterte. Er mochte wohl aus einer gewissen verlegenen Bescheidenheit sogleich den angehenden neuen Autor erkennen, denn statt höflich zu seyn, warf er sich gleich in die Brust und fragte kurz und barsch: Womit kann ich dienen, mein Herr?

Titus, der kürzlich erst von seinem vornehmen Gönner mit Lob und Bewunderung war überschüttet worden, empfand diesen Herrscherton etwas übel und erwiederte auf ähnliche Weise: Mein Herr, ich

kam, Ihnen ein Anerbieten zu thun, was Ihnen vielleicht nützlich seyn könnte; wenn Sie aber keine Zeit haben sollten, mein Gesuch anzuhören, so will ich Sie nicht belästigen, sondern eine andre Handlung aufsuchen, die meinen Vorschlägen vielleicht billiger die Hand bietet.

Der Herr Zinnober erschrak fast, und glaubte jetzt, irgend einen berühmten Autor verletzt zu haben, oder einen höchst freisinnigen Mann, der ihm mit bitterer Feder in öffentlichen Blättern schaden könne; deshalb nahm er schnell eine andere Wendung, nöthigte den Fremden in ein Stübchen, und bat ihn, sich niederzusetzen, und ihm mit Gemächlichkeit seine Wünsche vorzutragen.

Titus nannte ihm nun seinen Namen, und wie er, obschon als Edelmann geboren, von je Wissenschaft und Künste höher als einen zufälligen Vorzug der Geburt geschätzt habe. — Als nun Herr Zinnober über diese Eröffnung noch höflicher wurde, bekam Titus ein so großes Vertrauen zu dem kleinen Manne, daß er ihm fast zu weitläufig sein litterarisches Bestreben auseinandersetzte. Er erzählte ihm wie seit vielen Jahren Jean Paul sein Lieblings-Dichter sei, den er unablässig gelesen und studirt habe. Die Bewunderung dieses herrlichen Geistes, die genaue Bekanntschaft mit seinem Humor habe in ihm eine ähnliche Stimmung erzeugt, so daß es ihm wohl gelungen sei, das menschliche Thun und Treiben aus demselben Gesichtspunkte anzusehen; seine Begeisterung sei endlich so hoch gestiegen, daß sie ihm die Feder gleichsam in die Hand gezwungen habe, um der Welt die Ergießungen seiner Laune und seines Herzens mitzutheilen. Da er nun überdies, wie ein moralisch gebildeter Mensch es müsse, auch die Tugend, den Edelmuth, die Religiosität und alles Billige auf jeder Seite empfehle, so scheine es ihm dringend Noth, dieses Werk eiligst dem Druck zu übergeben. Wünsche er so auf der einen Seite, seinen Landsleuten und der Mit- und Nachwelt nützlich zu werden, so treibe ihn auf der andern auch der Stachel aller edlen Seelen, sich nehmlich berühmt zu machen und seinen Namen zu verewigen.

Zinnober hatte mit großer Geduld zugehört und sagte jetzt gerührt: Und Ihre Bedingungen?

Diese, sagte Titus, zu machen, würde ich Ihnen überlassen, denn meine Absicht ist nicht sowohl darauf gerichtet, durch meine Arbeit etwas zu erwerben, als nützlich zu seyn und mich auszuzeichnen.

Mit einem billigenden Lächeln lobte Zinnober diesen großmüthigen Entschluß, der eines moralischen Autors, der noch obenein Edelmann, vollkommen würdig sei, und fügte dann hinzu: Mein verehrter Herr, ich gebe Ihnen nur das unmaßgeblich zu bedenken, daß von den vielen Nachahmern jenes großen Geistes es keinem einzigen gelungen ist, nur einigermaßen Beifall zu finden. Die Kritik hat behaupten wollen, es sei leicht, in dem Tone fortzufahren, den jener Genius, als Original, angestimmt habe. Nun bin ich zwar überzeugt, daß Ihre Arbeit, hochwohlgeborner Herr, eben so sehr Original als Nachahmung seyn wird, daß es Ihnen gelungen seyn wird, ganz neue Seiten dem geheimnißvollen Herzen und der tiefsinnigen Seele abzulauschen, aber, glauben Sie mir, Verehrter, und zürnen Sie mir deshalb nicht, für einen Anfänger, wie ich es noch bin, kann dieser treffliche Artikel, den Sie mir anzubieten die Gnade haben, nicht fruktifiziren. Die Welt hat jetzt ein anderes Bestreben. Alles drängt nach dem Oeffentlichen, das Staatsleben blüht, Gesinnungen, gründliche, liberale, lassen sich vernehmen, jeder will thätig seyn und seinem Jahrhundert nützen; die Freiheit der Presse, der Kampf gegen veraltete Vorurtheile und Bedrückungen, das Stürzen der Autoritäten und großer Namen, die Proklamation der ächten Freiheit, dies, sammt Memoirs, Anekdoten, Enthüllung und an den Prangerstellen von Lastern und Kabalen, so wie Aehnliches, ist jetzt an der Tagesordnung. O, herrlicher Mann, wenden Sie Ihr großes, einziges Talent doch dazu an, auf diese Weise Ihren Mitmenschen nützlich zu seyn, und sich unverwelklichen Ruhm zu erwerben.

Auf welche Art meinen Sie? fragte Titus, der verwirrt war und sich doch geschmeichelt fühlte.

Sehn Sie, fuhr der Buchhändler fort, im Grunde ist es auch leichter als jene Studien, die Sie so mühselig gemacht haben. Glauben Sie mir nur, es geht schon die Rede, daß unser Jean Paul sehr weichlich sei, daß er zu oft der Unnatur folge, und seine weiblichen Charaktere besonders aus Luft und Dunst gewoben sind. Er selbst wird schon fast vernachlässiget und wird bald nicht mehr der Lieblingsschriftsteller seyn, der er so lange gewesen ist.

Was wünschten Sie also von mir herauszugeben? fragte Titus weiter.

Wenn Sie in unserer Stadt bekannt sind, fuhr Zinnober fort, so wissen Sie auch, wie man klagt und schilt, lobt und tadelt. Könnten Sie mir nur so ein recht derbes, etwas grimmiges Büchlein über unsre Minister schreiben, etwas vom Hof einfließen lassen, so recht gründlichen Tadel, der wenigstens so aussieht, oder eine recht maliciöse Lobeserhebung von allen bei uns wichtigen Männern, die beim Volke nicht recht beliebt sind, so, daß jeder gleich die Bosheit mit Händen griffe, so wäre Ihr Ruhm auf immer entschieden, und Sie gälten der Welt als geistreicher Patriot. Dazu müßte nun freilich noch eine gewisse Kraft, Wärme, Begeistrung gefügt werden, was wir Gesinnung nennen, ein Aufbrausen bei jeder Gelegenheit, das Tugend verräth, so ein Zischen oder Gischen, so oft Sie auf Freiheit, Volksunterdrückung, Adelstolz und dergleichen kommen, daß es den guten Lesern so recht in Arme und Beine fährt, und sie gleich durch Ihre schöne Sprache und freimüthige Darstellung erhitzt eine Prügelei anfangen möchten. Wenn Sie mir ein solches Buch machen können, so theilen wir uns in den Gewinn.

Ich bin viel zu wenig mit den politischen Verhältnissen bekannt, antwortete Titus, um ein solches Werk unternehmen zu können.

Werk? sagte Zinnober, indem er die Nase rümpfte; ich sehe wirklich, daß Sie noch wenig mit der Schriftstellerei bekannt sind, denn es schreibt sich ja nichts leichter, als dergleichen. Man horcht zusammen, man spricht und läßt antworten, aus Vermuthungen über diesen und jenen Mann macht man Gewißheit, und wo Vermuthung fehlt, erfindet man geradezu; dazu kommt, daß man nicht immerdar zu lügen braucht, die Wahrheit hat das an sich, daß sie sich so und so erklären und deuten läßt, die ächte Kunst aber ist, mit einem Skrupel Wahrheit einen

ganzen Zentner Lüge verkäuflich und beifällig zu machen. Einen solchen politischen Schriftsteller habe ich immer gesucht; widmen Sie sich, geistreicher Mann und Herr, diesem einträglichen Fache, und wir wollen uns innig verbinden.

Was nicht aus mir selbst hervorgeht, sagte Titus, dazu kann ich meine Hand nicht bieten, am wenigsten zu solchen Sachen, die mir unmoralisch vorkommen.

Wo kommen Sie denn her? rief Zinnober lachend aus: wie fremd sind Sie in der Literatur. Zwei Drittheil unserer Bücher werden von uns Buchhändlern geradezu bestellt. Und das ist auch recht und billig. Wir sitzen an der Quelle der Erfahrung und sehn, was verkauft, was vernachlässiget wird. Macht was Aufsehn, Furore, reißt man sich darum, ist unser eins gleich hinterdrein, da wird fortgesetzt, ergänzt, in derselben Manier etwas geliefert. Oder wir bemerken von unserer Warte herab eine Lücke in der Literatur: gleich lassen wir sie durch ein neues Buch ausfüllen. Nun fließt der Strom der Wissenschaften einmal langsam, oder steht gar still. Frisch wieder drauf losgearbeitet, daß er in Bewegung kommt. Wo soll der einsame Stubengelehrte, der fast immer bestochen für diese oder jene Arbeit schwärmt, und alles nur einseitig, das Ganze aber niemals sieht, woher soll er die Kenntniß schöpfen dessen, was Noth thut? Nein, mein Herr, wir sind die Verwalter der Wissenschaft und Literatur, und die Gelehrten und Schriftsteller nur unsre Handlanger, wenige abgerechnet, die sich emancipiren wollen. Aber wir werden wie ein großes Fabrikgeschäft, gewiß binnen Kurzem die ganze Sache des Volksthums und Volkwissens ganz allein dirigiren, und dann wird man auch eine ganz andre Consequenz, als bisher, wahrnehmen. Und was nennen Sie unmoralisch? Wenn man sich und sein ganzes Daseyn dem Wohle des Volkes opfert, wenn wir nichts denken und wollen, als die große, himmlische Freiheit befördern und ausbreiten, können wir da immer gerecht seyn? haben wir nur Zeit dazu? Und wie unbedeutend, daß diesem oder jenem Manne, der der Sache im Wege steht, oder nicht eifrig genug Hand anlegt, Unrecht geschieht? Daß er mancher Dinge bezüchtigt wird, die ihm kein Mensch beweisen kann? Warum ist er groß, berühmt und ausgezeichnet? Konnte er sich nicht mit der Mittelmäßigkeit begnügen? Denn das ist doch auch verderbliche Aristokratie, unbillig hervorragen wollen. — Am liebsten aber stiftete ich ein recht bissiges, skandalöses Journal oder Wochenblatt, da müßte über Alles scharf, witzig, kurz und anziehend gesprochen, raisonnirt, abgeurtheilt und immer gelogen und gelästert werden. Was soll denn geschehen, wie soll denn die Zeit vorwärts kommen, wenn man immer ein paar Geister saumselig und abergläubig bewundert? Heruntergerissen das Hohe, erniedrigt das Große, das mit Füßen getreten, was man gestern anbetete, den beschmuzt, der das Reine liebt, mit dem sich verbrüdert, der eben so denkt, oder dessen Zahn und Gift man fürchten muß, wie die wachsamen Kettenhunde immerdar gebellt, auch wenn keine Ursache ist, so muß das Leben immer frisch und thätig erhalten werden und die Musen müssen sich zu Köchinnen und Wäschermädchen umwandeln, wenn die Literatur lebendig einwirken, wenn das Wissen fortschreiten, wenn die Pedanterie absterben soll. Schlagen Sie ein und helfen Sie bei dem großen Werke.

Ich kann mich nicht diesen Klätschereien hingeben, sagte Titus etwas unwillig, und mein Vorbild, Jean Paul, hat nie auf diese Weise zu wirken gestrebt.

Sie kommen mir fast verdächtig vor, fuhr der Buchhändler in seinem Eifer fort; sollten Sie vielleicht jener jesuitischen Parthei angehören, die in allen Richtungen dem Lichte entgegenarbeitet? — Noch eins, und etwas ganz Unschuldiges. Sie müssen doch erfahren haben, wie der berühmte oder berüchtigte kleine Caspar unser ganzes Land, vorzüglich aber die Residenz, in Bewegung setzt. Man weiß wenig von dem Menschen, man erzählt allerhand von ihm. Der neuliche Diebstahl, als der Laden, der mit Brüsseler Spitzen handelte, ganz ausgeplündert wurde, hat alle Menschen wieder aufmerksam gemacht. Schreiben Sie schnell seine ganze Lebensgeschichte, als hätten Sie neue und noch ganz unbekannte Nachrichten erhalten; seine Jugend und Erziehung muß erzählt werden, alle seine Streiche, und wir können manche von Cartousche und andern berühmten Spitzbuben mit hinein nehmen. Der Gauner soll sich in vielfältigen Verkleidungen, mit allerhand Namen, in allen Gesellschaften umtreiben. Welches Feld für einen erfindsamen Kopf, wie der Ihrige ist. Fingiren Sie, Sie haben ihn dort und hier angetroffen, sind genau mit ihm bekannt gewesen, führen Sie seine Reden an, sagen Sie, er hat hier in meinem Laden mit Ihnen gesprochen; legen Sie ihm possirliche und scharfe Urtheile über unsere berühmtesten Schriftsteller in den Mund, über die Regenten, etcetera, etcetera. Aber in acht Tagen muß das Werk fertig seyn, und so wie Sie schreiben, wird Tag und Nacht auch gedruckt und korrigirt. Noch im Jahrmarkt wird es über zehn Tagen mit dem Bildnisse des allbekannten Räubers ausgegeben, es geht reißend ab, und ich theile mit Ihnen den Gewinnst. —

Alles, was Sie mir da vortragen, erzählen und anbieten, sagte Titus, ist mir so fremd, daß ich nicht darauf antworten, und noch weniger auf Ihre Anmuthungen eingehn kann. In meiner Einsamkeit habe ich nur ein poetisches Auge auf die Händel und Verwirrungen der Welt gerichtet und bin ganz unfähig, auch wenn Sie mich, was gewiß nicht ist, überreden könnten, irgend einen dieser Plane auszuführen. Aber betrachten Sie wenigstens mein Buch, lesen Sie nur einige Kapitel, ja selbst nur einige Seiten, und ich bin überzeugt, Sie werden so hingerissen, so frappirt durch die neuen Gegenstände, die kühnen Bilder und Vergleichungen, den Witz und Humor, die Naturschilderungen nicht einmal mitgerechnet, daß sie es gern drucken und der Welt übergeben.

Zinnober sah ihn ungläubig an, und nahm das fein eingeschlagene und versiegelte Paket langsam und mißtrauisch in seine dürren Hände, betastete es mit den langen Fingern, als wenn diese durch den Einschlag das Manuskript lesen könnten und ging dann an den Schreibtisch, um die Siegel zu lösen. Er beseitigte das feine, einhüllende Papier, wickelte den Inhalt heraus — und starrte dann den Ueberbringer mit weit geöffneten Augen lange an. Titus

wußte nicht, wie er diese sonderbare Miene auslegen sollte und sagte ruhig: Nun lesen Sie etwas. — Herr! Herr! fuhr der Verleger auf ihn ein — Alles ist entdeckt! Sie selbst (o Finger der rachekundigen Nemesis!) Sie selbst bringen mir einige Pakete der geraubten Brüsseler kostbaren Spitzen! — Und an den Spitzen den Zettel — hören Sie: — Er las: „dem kleinen Caspar wird bedeutet, daß man ihn kennt, er hat kaum noch eine Stunde Zeit, sich zu retten." He! — Und darunter hier von einer andern Hand: — „Er kann nicht aus der Stadt, er thut am besten, wieder einmal, wie schon oft geschehen, die Maske des Gelehrten oder Schriftstellers vorzunehmen." —

Die Spitzen und der Zettel wurden schnell verschlossen, indem der Verleger zugleich seine Gehülfen und den Hausknecht rief. Bewacht, bewacht diesen Mann! er ist der weltberüchtige kleine Caspar! schrie er mit der lautesten Stimme. — Alle entsetzten sich. — Daniel, sagte er, indem er sich an seinen großen Ladenburschen wendete, Du hast den derbsten und klarsten Ton: stelle dich auf die Gasse hinaus, und schreie es aus, daß es mir gelungen ist, den kleinen Caspar zu fangen; er sei hier im Hinterstübchen durch die Glasthüren zu sehen, aber jeder, der ihn sehn will, muß im Laden eins von meinen Büchern kaufen, sonst wird er nicht eingelassen. Darauf gehalten; Sie, Melchior, gehen Sie nicht davon ab. —

Die Diener richteten den Befehl ihres Herrn aus, und bald hörte man Daniels Stimme, bald füllte sich die Gasse, bald drängten Menschen heran, und Melchior hatte viel zu thun, jedem ein Buch oder Büchelchen zu verabreichen und die Bezahlung einzunehmen. — Hier, sagte der Verleger, sitzt, Verehrte, der weltberühmte Gaudieb; wie charakteristisch ist sein gelbes, vermagertes Gesicht, die braunen, dunkeln Augen, die kleinen, kaum sichtbaren Augenbraunen. Sehen Sie, selbst dieser leberfarbene Rock ist bedeutsam. — Mit einem weltberühmten Namen ist er zu mir gedrungen, Titus nennt sich der Spitzbube, die Wonne des Menschengeschlechtes, nach dem Kaiser, der keinen Tag ohne Wohlthat verlieren wollte. Gewiß hat er keinen Tag und keine Nacht ohne Spitzbubenstreiche vergehen lassen. — Aber nun genug, meine Herren, treten Sie nun ab, Sie haben ihn genug gesehen; Sie sehen, mein ganzer Laden ist voll. Alle haben ein Recht ihn zu betrachten. Machen Sie Platz. — Eilig, Melchior! — Himmel, die ganze Straße ist schon gedrängt voller Menschen! — Hausknecht, bindet den Bösewicht fest an den Stuhl, ich muß im Laden helfen Geld einnehmen. — Wer nicht ein größeres Buch kauft, wird gar nicht eingelassen. — Gemach! meine Freunde! Human und höflich, wer den Genuß haben will, in die Nähe des Spitzbuben zu treten! — Nicht so gedrängt und gestoßen! — Still! ich habe nur zwei Hände! — Hier, nehmen Sie, geben Sie, — nehmen Sie Platz, die Andern wollen auch sehn!

So nahm der kluge Zinnober von dieser unerwarteten Entdeckung mit schlauer Eile seinen Vortheil, denn einige Hundert Menschen kauften bei ihm größere oder kleinere Bücher und bezahlten schnell und ohne den Preis genau zu beachten, um nur den bekannten und gefürchteten Schelm in Augenschein zu nehmen; indessen der arme Titus, an seinem Stuhle festgebunden, die Schadenfreude und den Hohn Aller ertragen mußte, die ihn mit einem schimpflichen Tode bedrohten. Das Getümmel war so groß, daß er es bald völlig aufgab, etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen. So resignirt und immerdar die schadenfrohen Verwünschungen hörend, schien er sich endlich, betrübt und überschrieen, selbst für den Verbrecher zu halten, für welchen ihn alle Anschauenden hielten.

Man hatte die Wache rufen müssen, um den Andrang vor dem Hause zu vermindern. Das Geschrei und Gerücht, welche sich bald durch die ganze Stadt verbreitete, daß der große Dieb eingefangen in Zinnobers Buchhandlung sitze, hatte den Polizei-Inspektor bewogen, sich ebenfalls zum Verleger zu begeben, um den Inquisiten in Augenschein zu nehmen. Der Inspektor protestirte lebhaft gegen den Ankauf eines Buches, weil er nicht als Neugieriger, sondern um sein Amt zu versehen, in das Haus trete. Nach einigem Widerspruch ward ihm, als einem Offizianten, der freie Eingang gestattet, er ward sogar in das innere Gemach hinzugelassen, um den Delinquenten näher zu betrachten, zu welchem ihn der Buchhändler selbst begleitete. Indessen draußen noch der Verkehr fortgesetzt wurde, der sich aber schon etwas verminderte, sagte Zinnober zum Inspektor: Sehen Sie, Herr Wahrmund, da sitzt der gottlose Bösewicht, den ich mit Gefahr des Lebens zum Besten des Staates eingefangen habe. Hier sind die Brüsseler Spitzen, die in seiner Tasche waren, hier ist der Zettel, der ihn, mehr als ein eignes Geständniß es könnte, überführt. — Er zeigte dem Inspektor die Dokumente, die er dann wieder verschloß. — Nun wissen Sie, fuhr Zinnober fort, daß die Regierung demjenigen, der den großen Verbrecher lebend einliefern würde, zwei Tausend Thaler zur Belohnung verheißen hat; auf diese mache ich jetzt Anspruch, und werde diesen Mann hier, den ich mir durch Klugheit und Geistesgegenwart erworben und eingefangen habe, der Polizei, oder dem Kriminal-Gerichte nicht eher abliefern, bis diese zwei Tausend Thaler hier blank und baar auf meinem Tische liegen.

Das hängt nicht von Ihnen ab, mein Herr, sagte der Inspektor; wir werden sogleich, ohne zu fragen, den armen Sünder abholen und die Untersuchung eröffnen.

Ich gebe ihn nicht heraus, schrie Zinnober; vorher mein Geld!

Was? erwiederte der Inspektor; sollen wir etwa die Katze im Sacke kaufen? Wenn er es nun nicht ist?

Katze im Sack! sagte Zinnober eifernd; welche unpassende Ausdrücke! Ehrenrührig! Er sitzt öffentlich da; die Handschrift und die Spitzen sind bei ihm gefunden worden; mein Handel ist der ehrlichste von der Welt; ich liefere Ihnen einen lebendigen, gesunden, gut konservirten Spitzbuben, in seinen besten Jahren, frisch und munter, nicht vom Volke zerschlagen, nicht durch Gewissensbisse herunter gebracht, und für die gute Waare will ich mein gutes Geld. Es ist aber begreiflich, daß die Inquisition oder der Staat, besonders bei dem jetzigen Spaar-System, ihn lieber umsonst hätte. Aber ich werde mir kein X für ein U machen lassen. Mein Recht ist klar.

Wenn es sich so findet, sagte der Offiziant, wird Ihnen ihre Belohnung nicht entstehn; am wenigsten wird, wie Sie fast zu glauben scheinen, geleugnet werden, der Verbrecher sei er selbst, wenn es sich erst vollständig ausgewiesen hat.

Ich bin aber wirklich, wimmerte Titus, eine solche Katze im Sack, die man einer löblichen Justiz für einen Hasen verkaufen will. Erbarmen Sie sich meiner, geehrter Herr, und führen Sie mich zum Präsidenten der Polizei, der mich noch gestern Morgen bei den Wachsfiguren in meiner vollständigen Unschuld, in der unbescholtensten Gesellschaft gesehen hat; er wird mich frei sprechen.

Kürzer ist es, mein Guter, sagte der Offiziant, Er wird vorläufig auf das Stockhaus gebracht und dort krumm geschlossen, damit er Morgen, der Ordnung gemäß, zum Verhör geführt werden kann. Die Pflicht der ächten Polizei ist es, jeden Menschen, bis auf nähere Ausweisung, für einen Schelm zu halten. Auf die bloße Einwendung, man sei tugendhaft, darf nicht gehört werden.

Ich bin nicht tugendhaft, klagte Titus, aber unschuldig.

Und ich glaube noch weit eher, sagte der Polizeimann, daß ein Mensch tugendhaft, als daß er unschuldig sei.

Mir ist jetzt der Mensch, rief Zinnober, wie ein Wechsel nach Sicht; ich lasse und lasse denselben nicht aus meinen vier Pfählen. Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich habe niemals einen andern Nächsten anerkannt.

Der Streit wäre noch heftiger geworden, wenn nicht alles durch den Eintritt eines angesehenen Mannes eine andre Wendung genommen hätte. Der Präsident, welcher von dem Auflauf gehört hatte, fuhr selbst vor, um den Grund oder Ungrund des Gerüchtes zu untersuchen. So wie er eintrat, erkannte er Titus wieder, den er in Gesellschaft des Amtmanns und Predigers gesehen hatte. So sehr sich Zinnober weigerte, mußte er doch sogleich Titus vom Stuhle losbinden. Titus dankte seinem vornehmen Befreier mit gerührtem Herzen. Der Präsident ließ sich die Spitzen und die Handschrift ausliefern und sagte zu dem Verleger: Seyn Sie für das Erste mit dem Gewinnst zufrieden, Herr Zinnober, den Sie ziemlich widerrechtlich gemacht haben, indem Sie diesen unschuldigen und achtbaren Mann wie ein wildes Thier zur Schau ausstellten und ihn für Geld sehen ließen. Herr von Titus könnte deshalb noch eine Klage gegen Sie erheben, ich vertraue aber seiner Gutmüthigkeit so viel, daß er diese Sache wird beruhen lassen. — Wie sind Sie aber an diese Spitzen gerathen, Herr von Titus?

Ich begreife es selbst nicht, antwortete dieser; ich las einem angesehenen Manne, einem Herr von Wandel, mein Manuskript vor; ich ging von ihm, mit meinem Buch in der Tasche und wie ich es diesem geldgierigen Herrn hier zum Druck vorlegen will, hat es sich in diese Spitzen verwandelt.

Die Sache ist klar, antwortete der Präsident: wir haben, auf seltsamen Wegen freilich, die bestimmteste Anzeige erhalten, daß das Haupt der Diebesbande sich schon seit lange als ein Herr von Wandel in der Residenz umtreibe, alle Cirkel und öffentlichen Orte in dieser Maske besuche, um seiner Bande durch seine Bekanntschaften die Mittel und Wege zum Raube zu erleichtern. Er war unter dem Namen des kleinen Caspar bekannt, er soll aber eigentlich Lindwurm heißen. Dieser listige Mensch hat sich heut aus dem Staub gemacht, weil er erfuhr, daß er entdeckt worden sei; er hat Ihnen, armer Mann, das Paket mit dem Zettel in die Tasche praktizirt, und noch einige Worte hinzugefügt, die Sie nur um so mehr verdächtig machen mußten. Kommen Sie, ich will Sie in meinem Wagen nach Ihrem Gasthofe zurück führen, um Sie vor den Mißhandlungen des unverständigen Pöbels zu sichern.

So geschah es, so ungern auch Zinnober seine Beute fahren ließ. Er sah ihr um so trauriger mit langem Halse nach, weil sich nach der Erklärung des Präsidenten zugleich alle Käufer wieder zerstreuten. Indessen war er mit seinem unverhofften Gewinne, den er schnell überzählte, ziemlich zufrieden, und rechnete mit einiger Sicherheit darauf, daß noch mancher in den folgenden Tagen aus Neugier in seinen Laden treten, und so seine Handlung, die zu den unbekanntesten gehörte, einige Celebrität erlangen würde.

Fritz hatte indessen mit der gespanntesten Unruhe den Markt hier und dort in allen seinen Richtungen durchforscht. Er ging, unter den unwahrscheinlichsten Vorwänden, in alle Läden und Gewölbe hinein, und musterte auf eine unbescheidene Weise die weibliche Genossenschaft, um nur seine geliebte Rosine zu entdecken. Wo ein Auflauf war, wo die Menschen sich um ein aufgestelltes Bild und dessen Erklärer, um einen Leierkasten, um Bergmusikanten und dergleichen versammelten, dahin drang er ungestüm, um die Theilnehmer zu beobachten und zu unterscheiden. Seine Angst wuchs, je mehr Zeit er unnütz verlor, je mehr Straßen er durchirrte. Er erregte Verwunderung und Lachen, als er in manche Bude trat, und Käufer wie Verkäufer fragte, ob sie nicht ein junges Mädchen, welches er eilig beschrieb, gesehen hätten. Man erwiederte ihm, wohl ein Tausend solcher wären vorübergegangen und ständen und wandelten noch jetzt allenthalben. So verlor er Stunden, indessen der Amtmann sich ebenfalls in andern Richtungen umsonst bemühte. Als dieser bei einer Wanderung in eine andre Gasse seinen geschärften Blick wieder nach der Ferne richtete und alle Vorübergehenden anstarrte, gesellte sich ein ältlicher, hagerer Mann zu ihm, welcher leise sagte: Ich freue mich, daß es noch andre Männer giebt, die ein wachsames Auge auf die Weltgeschichte richten und festen Trittes der Bosheit nachschleichen. — Kennen Sie Rosinen? fragte der Amtmann. — Nein, antwortete Zimmer, (denn dieser Schauspieler war es, der unermüdet umher wandelte,) die Jesuiten meine ich, die auf diesem unglückseligen Jahrmarkt in allen Winkeln sitzen.

Indem stießen sie an eine dicke Figur, die nicht ausweichen konnte, weil sie von Andern gedrängt wurde. Es war der Herr von Mayern, der sich keuchend durch das Gewühl arbeitete. In der Fischergasse! In der Fischergasse sitzt er! schrieen jetzt viele Jungen, die sich tobend und muthwillig umtrieben. In der Fischergasse! hörte man von

allen Seiten und rund um das Geschrei wiederholen. — Was giebt's da? schrieen andre. — Da haben sie den kleinen Caspar eingefangen, sie lassen ihn dort für Geld sehen. — Dahin! rief ein Schwarm, der sich durchdrängen wollte. — Lindwurm! Lindwurm! tobte man von einer andern Seite. — Der Amtmann sah erschrocken um und fragte: Was soll's? was will man von mir? — Er wurde aber nicht gehört, sondern der Jubel und das Toben überschrie jeden einzelnen Laut. — Lindwurm heißt eigentlich der kleine Caspar! riefen Viele von der andern Seite herüber. — Ja, sagte ein großer Mann mit tiefer Stimme, es ist nun Alles entdeckt, Lindwurm ist des Spitzbuben eigentlicher Name. — Der Amtmann blieb betroffen und erschrocken stehen. Seltsame Vermuthungen, beschämende Gedanken, vereitelte Hoffnungen, alles kreuzte sich sinnverwirrend in seinem Gehirn. — Denkt an die Jesuiten! schrie Zimmer mit einer hohlen Stimme dazwischen; duldet diese boshaften Fischhändler nicht und ihre verrätherische Makulatur! — Jetzt war Fritz, dessen Herz fast hörbar schlug, nahe an ein großes Gebäude gedrängt worden. So wie er die Hand erhob, um sich mehr Raum zu machen, wurde ihm plötzlich von einem Nahestehenden so schnell, daß er den Menschen nicht unterscheiden konnte, etwas Schweres in die Hand gedrückt. Er schloß sie mechanisch und fühlte, es sei eine Uhr. — Indem hörte man, etwas entfernt, aus dem Gewühl heraus eine heisere Stimme: Meine kostbare goldene Uhr ist mir gestohlen! meine Uhr mit den Brillanten! — Es war der dicke Herr von Mayern, der das Zetergeschrei erhob. — Die goldene Kette, mit vielen glänzenden Petschaften, hing aus Fritzens geschlossener Hand herab, und ein Nahestehender packte die erhobene und zitternde Hand und rief: Hier ist eine Uhr! — Mayern arbeitete sich mit gluthrothem Gesichte durch die Masse. Man machte ihm Platz, und er erkannte sogleich seine Uhr, der er sich wieder bemächtigte. Die Umstehenden hatten Fritz ergriffen, auf dessen Läugnen Niemand hörte. Ein Polizeidiener sagte: gleich ans Halseisen mit dem jungen Spitzbuben, der auch zur Bande gehört. — Ja, sagte ein andrer Beamte, so ist es Gebrauch; wer auf frischer That ertappt wird, den schließt man dort an, daß er eine Stunde ausgestellt bleibt; nachher folgt die Strafe. — Die beiden Diener der Gerechtigkeit hatten Fritz gepackt, indessen ein anderer schon das Eisen öffnete, um den Verbrecher einzuschließen. Der Haufen jubelte. Jetzt war der Amtmann nahe gekommen. Was? schrie er mit Entsetzen: mein Sohn, mein unschuldiger Fritz soll so beschimpft werden? Wer sind Sie, fragte der Polizeidiener. — Amtmann Lindwurm — Man ließ ihn nicht weiter sprechen. Lindwurm! Lindwurm! tobten Alle, der Hauptspitzbube! Laßt ihn nicht entwischen! der kleine Caspar! — Auch der Amtmann wurde festgenommen, und der Pfarrer Gottfried, der indessen sein Geschäft beim Banquier und mit Bernhard beschlossen hatte, sah mit Entsetzen diese Scene des Tumultes und der Verwirrung. Er war viel zu schwach, dem Pöbel Einhalt zu thun, Niemand achtete seiner. Schon war es daran, daß unter schadenfrohem Jauchzen Fritz der Schande Preis gegeben, und dessen Vater gemißhandelt und verhaftet werden sollte, als ein Wagen durch die Menge langsam fuhr, in welchem der Präsident und Titus saßen. Titus erkannte seine bedrängten Freunde und der Präsident stieg mit ihm aus, um sie zu befreien.

Gehen wir in dies Haus, sagte der Präsident, nachdem er Fritz angehört und den Dienern der Polizei seine Befehle gegeben hatte. Wir sind hier an dem Lotterie-Gebäude, das uns vorerst sichern wird.

Alle gingen in den Saal, in welchem sie der Vorgesetzte, ein angesehener Mann, empfing. Man beruhigte sich, und der Pfarrer, der bis dahin seines Zettels nicht gedacht hatte, sah seine besetzten Nummern groß im Saale angeschrieben. Er verständigte sich mit dem Vorgesetzten, es ergab sich, da er hoch gespielt hatte, daß sein Gewinn funfzehn Tausend Thaler betrug.

Auch die arme Rosine, deren Unschuld bald erkannt wurde, ward wieder frei gemacht. Alle dankten dem Präsidenten, und begaben sich mit mannichfaltigen Gefühlen, nachdem sie so viele Erschütterungen überstanden hatten, in den Gasthof zurück.

Der verstimmte und gedemüthigte Amtmann, dem nun deutlich geworden war, daß sein verschollener Bruder, der kleine Caspar und Herr von Wandel ein und dieselbe Person seien, sagte zum Pfarrer: Ist das Recht, Herr Gevatter, mir falsche Nummern zu sagen? Ohne Ihre Unredlichkeit hätte ich so viel als Sie gewonnen.

Wie konnte ich, theurer Mann, antwortete der Pfarrer kalt, denken, daß Sie auch setzen wollten, da Sie meinen Aberglauben so lächerlich machten? Indessen hat sich der Herr meiner erbarmt, mein Alter ist sorgenfrei, meine Tochter mit einem mäßigen Vermögen keine üble Parthie. Nun ist es wohl an mir, zu bedenken, ob ich Sie einem jungen Menschen geben will, der fast schon im Halseisen gestanden hat, der einen Namen führt, welcher nun bald im ganzen Lande berüchtigt seyn wird, der sich eines Onkels zu schämen hat, von dem man wünschen muß, daß er niemals wieder zum Vorschein kommen möge.

Ihre Tochter, erwiederte der Amtmann, ist auch im Arrest, und mit einem spitzbübischen Weibe in Verbindung gewesen.

Die ebenfalls, sagte der Pfarrer, zu jener Bande gehört, die ich nicht nennen will, denn es ist am klügsten, Alles zu verschweigen. Sie können nichts dafür, Herr und Freund, und ich wäre eben so unvernünftig als unhöflich, wenn ich Ihnen das Schicksal, das Sie bedrückt, zum Vorwurf machen wollte.

Am Morgen versammelte man sich wieder, wie es bisher an jedem Tage geschehen war, in dem großen Zimmer des Amtmanns. Nach den überstandenen Leiden hatten die jungen Leute sehr gut geschlafen. Rosine hatte erst noch ein Stündchen geweint, indem sie der Mutter alles hatte erzählen müssen, daß sie, des Diebstahls verdächtig, auf dem Rathhause gesessen hatte. Fritz war über seinen Unfall und jener kurzen Schande, die ihm nur ein Irrthum zugezogen hatte, bald getröstet, da sich Rosine wieder gefunden hatte. Er glaubte fest, daß sein Wunsch nun in Erfüllung gehn würde. Am freudigsten war der Pfarrer, der sich plötzlich in einen reichen Mann verwandelt sah; er hatte in der Nacht noch viel mit der ruhigen Frau, die sich mit Gelas-

fenheit in alles fand, über sein Glück gesprochen. Dagegen war der Amtmann mürrisch und verdrüßlich und ihn hatte der Kummer wach erhalten. Seinen alten Freunden gegenüber, die er bis jetzt gewissermaßen beherrscht hatte, fühlte er sich gedemüthigt: seit Jahren war es seine stolzeste Hoffnung, seinen abentheuernden Bruder wieder zu finden und an dessen Glücke Theil zu nehmen. Jetzt war der sonst ehrwürdige Name Lindwurm schimpflich geworden, und er wußte, daß er in allen Zeitungen würde verrufen werden.

Titus war am meisten darüber bekümmert, daß bei seinen wunderbaren Begebenheiten sein kostbares Manuskript war verloren gegangen, welches derselbe Herr von Wandel eigenmächtig gegen jene Spitzen eingetauscht hatte, die natürlich dem Gericht anheim gefallen waren, das sie dem Eigenthümer wohl wieder zustellte.

Der Amtmann machte, als man wieder vereinigt war, die Bedingung für ihren künftigen Lebenslauf, daß man ihn nie bei seinem Namen, sondern nach seiner Würde nennen solle, daß des kleinen Caspars aber und aller Umstände, die mit diesem zusammen hingen, niemals wieder erwähnt würde. Seine Freunde versprachen es ihm feierlich.

Man wollte sich bis Mittag zu Hause halten, um kein unnützes Geschwätz der Menschen anhören zu müssen. Es war jedem erfreulich, einen Theil des Tages im Hause des Banquier Wolf zubringen zu können. Auf morgen war die Rückreise nach Wandelheim festgesetzt, worüber sich Christian besonders freute, der in der großen Stadt gar nichts anzufangen wußte und sich völlig verlassen fühlte.

Indem der Amtmann nachdenkend im Zimmer auf und nieder ging, sagte er plötzlich: Ich gehe doch auf keinen Fall mit zu diesem reichen Juden, es sind fremde Menschen da, man wird mich vorstellen, mich nennen, und wenn dies auch nicht geschehen sollte, so wird man von dem kleinen Caspar sprechen. Ja, wenn selbst alle Menschen mein Verhältniß zu ihm wüßten, ist es zu verlangen oder zu erwarten, daß der Gegenstand nicht auf das Tapet kommen solle, der Groß und Klein, die ganze Stadt in Bewegung gesetzt hat? Nein, ich speise zu Hause, hier auf meinem Zimmer.

Er öffnete einen Schrank, nahm die erbeutete Wachsmaske und zertrümmerte sie, knetete dann den Klumpen in einander, indem er sagte: Jetzt wird man jenen Caspar, an den ich nicht denken mag, hie und da aufstellen; wie gut, daß ich das Gesicht, das meines vorstellen soll, aus der dummen Bude fortgenommen habe.

Gegen die Zeit der Speisestunde gingen alle Uebrige im besten Anzuge nach dem Hause des reichen Wolf. Gottfried hatte genug zu thun, um seine Frau darüber zu beruhigen, daß sie am Tische eines Juden essen solle. Der Weltmann Titus führte ihr aber so mannichfaltige Gründe an, daß sie sich endlich zufrieden stellte. Als man in den großen Saal trat, erschrak Rosine nicht wenig, daß sie in Gesellschaft des jüdischen Greises schon den Superintendenten traf, den gestern am Morgen ihr Fritz so derb ausgescholten hatte. Der Geistliche machte sogleich mit dem Pfarrer Bekanntschaft, den er gestern schon vergeblich im Gasthofe aufgesucht hatte. Er erzählte, wie er die Enkel des geehrten Wolf im Christenthum unterrichtet und konfirmirt habe, die mit freiem Entschluß den Glauben ihrer Väter verlassen hatten. Die Pfarrerin überlegte im Stillen, wie es doch wahr sei, woran sie auf ihrem Dorfe immer noch gezweifelt hatte, daß die Welt sich sehr verwandelt habe und vorgeschritten sei, da sie hier im Hause eines Juden sich in Gesellschaft des hochverehrten Superintendenten befinde. Fritz bewachte ängstlich die Mienen und das Gespräch dieses Geistlichen, der ihn lächelnd betrachtete, und benutzte eine Pause, in der er ihm zuflüsterte, er möge seinem Vater von der Entführung nichts sagen, denn die gewünschte Eheverbindung würde sich jetzt wohl ohne gewaltsame Schritte fügen, da die Sachen sich sehr geändert hätten. Gottfried erzählte auch gleich darauf von seinem unverhofften Lotteriegewinnste, durch welchen er ein reicher Mann geworden sei, die große Summe, die er für Bernhard erhalten habe, hinzugerechnet. Bernhard trat jetzt auch, anständig gekleidet und in seinem Wesen auffallend verändert, zur Gesellschaft. Die Familie Wolfs erschien mit dem Polizei-Präsidenten, mit welchem Titus und der Pfarrer, so wie Fritz und Rosine ihre Bekanntschaften erneuerten. Er erzählte, daß einige Schwalternen, die schon längst verdächtig gewesen, plötzlich unsichtbar geworden, weil sie mit dem Herrn von Wandel verbunden gewesen waren und in dessen Sold gestanden hatten.

Man erwartete nur noch den reichen Grafen Rehbahn, um sich an den Tisch zu setzen. Wolf sowohl wie der Präsident sprachen mit Bewunderung von diesem jungen Manne, der, so viel er bei Hofe gelte, doch um kein Amt nachsuche, sondern sich ganz unabhängig erhalten wolle. Man erzählte von ihm und seinen Launen die seltsamsten Dinge. Wie er mit den verschiedensten Menschen aus allen Ständen leben, und jedem eine interessante Seite abgewinnen könne. Mit Handwerkern, Schauspielern, Künstlern, Gauklern sei er vertraut, ohne sich zu erniedrigen, und genieße eben so die Achtung der Vornehmsten, sei von Damen begünstigt, und von den Armen seiner Wohlthätigkeit wegen angebetet. Die ihn nicht kannten, mußten nach dieser Beschreibung auf seine Erscheinung sehr neugierig werden. Endlich trat er ein. Ein kleiner, feiner, junger Mann, zart gebaut und fast mädchenhaft anzusehen, der ganz den Anstand eines feinen Weltmanns hatte. Er war heiter und gesprächig, und die Gesellschaft fühlte sich belebt und behaglich, so wie er nur an ihren Gesprächen und Verhandlungen Theil genommen hatte.

Man setzte sich zu Tische und die ganze Gesellschaft war heiter und fröhlich. Die Fremden hatten alle ihre Leiden vergessen, und erfreuten sich der Speisen, des guten Weins und der Erzählungen. Der alte Wolf zeigte für Bernhard, den er neben sich gesetzt hatte, die Zärtlichkeit eines liebenden Oheims, und Bernhard, der seit vielen Jahren nicht von ehrbaren Leuten mit Freundlichkeit und Achtung war behandelt worden, fühlte sich glücklich, dachte an Gattin und Kind, und nahm sich fest vor, in seinem neuem Lebenslaufe ein rechtlicher Mann zu werden.

Der junge Graf wurde bald sehr fröhlich und erzählte so manche sonderbare und lustige Begebenheit, die er in seinen mannichfaltigen Lebensweisen gesehen

und erfahren hatte, daß aller Augen an seinen Lippen hingen. So sehr es Wolf verhinderte, daß sich die Rede nicht auf den jetzt enthüllten Lindwurm oder kleinen Caspar wendete, so wurde doch der neusten Entdeckung wieder erwähnt, und Rehbahn, der gern scherzte, wendete sich zu einer Dame, die neben ihm saß und zum Präsidenten gegenüber, indem er ausrief, was man nun viel Aufhebens von der Sache macht, der Mann ist nichts weiter, als ein Sektirer, der nur darum verfolgt wird, weil wir andern von den Lehren einer andern Sekte befangen sind.

Wie meinen Sie das? fragte der Präsident.

Ich denke, erwiederte der Graf, daß von den frühesten Zeiten her, so lange uns die Geschichte etwas meldet, die Menschen immerdar von Vorurtheilen beherrscht werden, für die sie weit mehr wie für Vernunft und Weisheit eifern. Dergleichen Sekten haben den armen Menschen von jeher viel zu schaffen gemacht. Wie viel Unheil hat die uralte Kasten-Einrichtung, wie viel die Aufhebung dieses Vorurtheils und das Verfahren im entgegengesetzten Sinne hervorgebracht! Wir finden Spuren, daß es Völker gab, die die Weiber vielleicht übermäßig verehrten, und andere, die sie unbillig herabsetzten und beschränkten. Die alten, fast erloschenen Sagen von Semiramis und Sesostris deuten darauf hin. Von den verschiedenen religiösen Partheien will ich nicht einmal sprechen. Hüben war es ein Lehrsatz, der seine Bekenner selig sprach, drüben, nur wenige Meilen entfernt, verfiel der Bekenner desselben der ewigen Verdammniß, und wenn einer den andern auf seinem Territorio, den Ketzer von jenseit, erwischen konnte, so schlug er ihn todt und machte ihn zum Märtyrer. Wir bemerken zwei verschiedene Sekten in der Lehre, die wir die Reinlichkeit nennen. Diese leben still neben einander, ohne sich eben zu verfolgen. Der Südländer, so wie der Slave, weiß fast gar nicht, was die Lehre zu bedeuten hat, die sich auch in der That nur schwer beschreiben läßt; denn was ist, tiefsinnig angesehen, diese Reinlichkeit? Der Holländer, der orthodoxeste Bekenner, treibt sie so weit, daß sie nicht nur lästig, sondern für den Deutschen widerwärtig, und selbst zu Zeiten ekelhaft wird. In der Regel ist der Protestant sauberer, als es die meisten in katholischen Ländern sind; Sachsen und Böhmen macht einen großen Abstich, und in Italien neigt sich Florenz wieder mehr zur Reinlichkeit. In Spanien scheint, wie in Sicilien und Calabrien, wenige Orte ausgenommen, die Sache noch nicht entdeckt zu seyn, die jene Völker wohl für einen germanischen Aberglauben erklären mögen; denn in der That hat sich bei den Deutschen Stämmen diese Lehre zumeist ausgebildet.

So theilen sich die Menschen auch immerdar wieder in diejenige, welche an das Eigenthum glauben, und in jene, die es bezweifeln, oder, wenn sie streng orthodox sind, es zu vernichten streben. Jede Lehre, jeden Gedanken, von denen ich innigst durchdrungen und wahrhaft überzeugt seyn soll, muß ich wahrhaft erlebt haben, sonst wird mein Bekenntniß immer nur todter Buchstabe und Nachbeterei bleiben. Es ist aber bekannt, daß es in allen Ländern Tausende giebt, die ohne alles Eigenthum umirren, und denen es unmöglich wird, den Glauben daran lebendig aufzufassen, wenn sie auch sagen hören, Paläste, Gärten, Equipagen, reichbesetzte Tafeln wären das Eigenthum von diesem und Jenem. Diese Skeptiker schelten also auf jene Lehre als einen verderblichen Aberglauben. Die Bekenner des Eigenthums sind fast immer auf diese irrenden Ketzer nicht gut zu sprechen, und die orthodoxen derselben bestrafen sie, wie sie können, indem sie ihnen schwere Arbeiten auflegen, sie verachten und mißhandeln, und nur eben das nackte Leben der Gottlosen fristen. Manche der irrenden Ketzer suchen nun, um sich zu überzeugen und zu bekehren, Eigenthum zu erleben und zu erwerben. Krank, hülflos irren sie oft umher und sprechen die orthodoxen Eigenthümer an, sie zu überzeugen, ihnen, wo möglich, den Glauben in die Hand zu geben. Die Weichherzigen, die gern Proselyten machen wollen, drücken nach Umständen einen halben Gulden, Groschen, Dreier oder Pfennig dem, der sich bekehren möchte, in die Hand, sagend: siehe, da theile ich dir von meinem Eigenthume mit, sei auch hübsch gläubig. Der Skeptiker betrachtet die kleine Gabe, wundert sich, daß das dünne Blech eine so große Zauberkraft besitzen solle, sein System und seinen Glauben umzuwerfen, er sagt: der Himmel segne, belohne euch dafür! das heißt: der Himmel erleuchte euch, daß ihr selbst euren Irrthum aufgebt, und, wenn es wirklich Eigenthum giebt, mir doch so viel mittheilt, daß es mir in die Augen fällt, daß ich mich darauf stützen kann. So geht der Irrende in die nächste Schenke oder zum Bäckerladen, setzt das Blech, um die Zauberkraft zu prüfen, in wenig Nahrung um, verißt und vergißt die Bekehrung, und fällt in seinen Irrthum zurück.

Andere giebt's, die, schon lehrbegieriger, sich selbst hinbegeben, wo das Eigenthum aufbewahrt wird. Still und unbemerkt, ohne durch ihren Glaubenstrieb Aufsehen erregen zu wollen, schleichen sie sacht, oft sogar in finstern Nächten, bei Sturm und Regen, in fest verschlossene Häuser, mit Gefahr, zu den Gold- und Silberhaufen, um sich zu überzeugen und ein Pfand mitzunehmen, daß die Lehre ihrer Gegner kein Irrthum sei. Sie wollen sich überzeugen, aber nicht bloß für den Augenblick, die Wahrheit soll ihnen durch das Leben leuchten, und sie wollen gern, wie natürlich, in Massen und so viel als möglich von den Documenten an sich bringen. Unglaublich ist es, wie diese Armen und ihr lobenswerther Trieb von der Sekte der Eigenthümler verfolgt werden. Gefängniß, Pranger, Schläge, was sie nur ersinnen können, lassen sie ihnen zukommen, aber nichts von dem ihr so genannten Eigenthume, durch welches sie sie doch am leichtesten überzeugen könnten. Ist es zu verwundern, wenn mehr als einer über diese Bigotterie und Verfolgungssucht der Gegner empört wird, und diese Enthusiasten sich verbünden, auf allen Wegen durch List und Gewalt, durch heimlichen wie öffentlichen Widerstand entweder das Gespenst des Eigenthums zu zerstören, oder sich den Glauben daran durch Realität, Besitz, nicht auf phantastische Weise durch jene aus den Händen gleitende, kleine, unansehnliche Amulete, anzueignen? Wenn sie nun im Walde, auf dem einsamen Felde einen ihrer ausgemachtesten Gegner antreffen, der aber viel des so genannten Eigenthums im Wagen mit sich führt, so erhebt sich ein lebhafter Disput, jeder besteht auf seiner Lehre, und die Unterdrückten vergessen sich auch zuweilen in ihrem Triebe, sich

besser zu unterrichten, so weit, daß sie den hartgläubigen Gegner simpel todt schlagen und mit seinem Gute davon gehen. In der Regel sind die Regierungen auf der Seite der Eigenthümler, und stehen ihnen nach allen Kräften bei, so daß jene Skeptiker, oder Unbekehrte, die aber oft sich gern zum bessern Glauben wendeten, fast schlimmer als die Kaste der Paria in Indien verfolgt werden. Und doch haben wir schon Regierungen und Fürsten gekannt, die auf allen Wegen dahin strebten, ihren Unterthanen unter vielfachem Vorwand das so genannte Eigenthum zu entreißen, und das Volk somit in jene verkannte und verfolgte Sekte zu werfen.

Ihr Scherz, sagte der Präsident, hat, wie jeder, eine sehr ernste Seite. So lange die Staaten nicht viel besser für die Bildung der niedrigsten und ärmsten Klassen sorgen, sieht es fast aus, als freue man sich, um doch alles vollständig zu besitzen, Diebe, Spitzbuben und Mörder zu haben, an denen sich Criminalisten und Henker üben können. Ich meine nicht, daß man dem Bauer, dem Bauernknecht und dem ganz verstoßnen Armen die Kunststücke eines Pestalozzi, oder andrer Virtuosen, wie es wohl geschieht, beibringen solle; sondern früh soll den Aermsten und Verlassenen ein edler Trieb zur Thätigkeit, eine Liebe zur Wahrheit beigebracht werden. Der Staat wird dann freilich auch hie und da etwas aufgeben müssen, um nicht mit der einen Hand wieder mehr zu nehmen, als er mit der andern giebt. In nahrungslosen Gegenden wachsen nur zu oft, von diebischen, ehrlosen Eltern, die allgemein verachtet werden, denen aber kein Mensch zu helfen sucht, verwahrlosete Kinder auf, ohne Bewußtseyn, daß es Wahrheit und Ehre geben könne, alles menschliche Gefühl wird in ihnen erstickt, in der Schule, die sie bezahlen sollen, lernen sie nichts; die Gemeine, das Dorf, die Provinz, das Land, ja die Menschheit steht ihnen als verachtender, hassender Feind gegenüber, und sie sollen — mehr als man von Märtyrern und Glaubenshelden fordert — in der Entbehrung aller Bedürfnisse und Genüsse, ehrlich, tugendhaft und edel seyn. Wie viele der Guterzogenen würden sich denn wohl unter diesen Umständen so zeigen? — Die Armen, völlig Verwahrloseten erliegen der Versuchung, oder sie sind schon des Glaubens, alles sei ihnen gegen den allgemeinen Feind erlaubt. Nun weiß der Staat, der zu diesen Verstoßenen niemals auch nur mit einem Blicke hingesehen hat, nichts als sie zu geißeln, zu hängen, zu köpfen und zu rädern. Und doch kann der Listige, wenn er die Umstände kennt und nutzt, und an der rechten Stelle steht, durch List und Trug unter dem Scheine der Tugend viel Schlimmeres thun, wenn er schuld ist, daß der Rechtliche verarmt, der wackere, gedrückte Bürger in seinem Wirken gestört sich dem Leichtsinn und der Verzweiflung ergiebt, damit er nur reicher und immer reicher werde. Wir haben es auch schon erlebt, daß der Staat solche Spekulanten durch Ehrenstellen belohnt. — In meinem Amte habe ich wohl die Erfahrung machen müssen, daß der gemeine Mann nicht so schlimm ist, als man ihn oft schildern will, und daß selbst der verfolgteste Bösewicht, wenn man ihn beobachtet und seine Geschichte kennt, eine menschliche Stelle im Herzen hat, von wo aus er gebessert werden kann. Ich habe aber freilich auch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Todesstrafen menschlicher und weniger grausam sind, als die Surrogate oder Zwangsanstalten, die man an die Stelle derselben, scheinbar human, hat einführen wollen. Ein Botany-Bay ist wahrhaft menschlich; kann der Verbrecher sich nicht in den Zuchthäusern und Gefängnissen bessern, so sind wir gegen ihn und gelegentlich gegen andere weniger grausam, wenn wir ihn hinrichten.

Als man diese Ansicht gebilligt hatte, gestand Bernhard ein, daß er es sei, der den Magier veranlaßt habe, der Polizei die Anzeige zu machen, daß man in der Person des Herrn von Wandel sich des kleinen Caspar bemächtigen könne. Schon vor einigen Jahren sei er auf seinen Wanderungen diesem Schelm nahe gekommen, der ihn selbst, da er von seinen tollkühnen Streichen und seiner Armuth gehört habe, für seine Bande habe anwerben wollen.

Der Banquier unterbrach dieses Gespräch, weil ihm dergleichen Geständnisse seines abentheuernden Neffen ängstlich waren. Titus erzählte nicht ohne Laune, wie sonderbare Verlegenheit er bei seinem Verleger erlebt habe, und wie wunderbar ihm sein Wunsch in Erfüllung gegangen sei, in der Person des Wandel mit einem ausbündigen Schelme in ein vertrautes Verhältniß zu gerathen. Aber wo, sagte der Präsident, ist nur dieser sonderbare Magier geblieben? Er ist verschwunden, ohne Spur: man glaubte, er würde sich melden, um auf eine Belohnung Anspruch zu machen, da er doch für Geld geweissagt hat.

Diese Summe, sagte der heitre Graf, die nicht unbeträchtlich ist, hat er schon ganz und vollständig der Armenanstalt überliefert, die auch darüber dem großmüthigen Manne eine Quittung ausgestellt hat.

Noch unbegreiflicher, sagte der Präsident: dann muß man fragen, wovon lebt dieser alte Charlatan? Wo kam er her? Wo ist er geblieben?

Mir ist er völlig unbekannt, bemerkte Bernhard, denn ich bin ihm früher niemals begegnet; ganz zufällig lernte ich ihn kennen, denn einer seiner Diener führte mich zu ihm, und er selbst unterrichtete mich dann, welche Rolle ich zu spielen habe.

So sehe ich mich denn in dieser heitern Gesellschaft veranlaßt, rief der Graf mit fröhlichem Lachen, einzugestehen, daß ich selbst dieser alte Charlatan und Zauberer war.

Alle erstaunten. Es entstand neulich, fuhr der junge Mann fort, unter einigen meiner nähern Freunde ein Streit, der sich in eine Wette verwandelte, indem ich behauptete, ich könne mich irgend einmal, die Zeit war nicht bestimmt, mit ihnen in Gesellschaft befinden, ich so verkleidet und entstellt, daß keiner von ihnen mich wieder erkennen solle. Alle wußten, daß ich zu meinem Oheim reisen müsse, der mir eines seiner Güter übergeben wollte; keiner vermuthete mich also in der Stadt. Ich nahm Abschied, fuhr am Tage aus dem Thore und benutzte die Verwirrung und den Andrang dieses Jahrmarktes, um unerkannt in meiner seltsamen Maske zurück zu kommen. Da ich mir schon seit lange diesen Spaß vorgesetzt hatte, so war ich auch beflissen gewesen, Anekdoten zu sammeln, mich in Kenntniß von vielen Kleinigkeiten zu setzen, und mir alle die Nachrichten, besonders diejenigen, die

meine nähern Freunde betrafen, genau einzuprägen. Durch meine Dienerschaft, durch weibliche Bekanntschaften hatte ich auch mancherlei erfahren, und so meinte ich, für meine Rolle hinreichend vorbereitet zu seyn. Es geschah, wie ich erwartet hatte. Meine Freunde waren fast die ersten. die sich, so aufgeklärt sie sich dünkten, zu dem alten Zauberer begaben. Mit Schrecken und Bestürzung verließen sie seine Wohnung, weil ich ihnen Dinge erzählt hatte, die, wie sie wähnten, nur ihnen allein bekannt waren. Durch den Herrn Bernhard erhielt ich die Kunde, daß ein Mann, der sich in der Stadt Baron Wandel nennen ließ, niemand anders als der sogenannte kleine Caspar sei. Kamen ganz fremde Menschen zu mir, die ich nicht konnte abweisen lassen, so half ich mir mit gemeinen Aussprüchen, die jeder auslegen konnte, wie er wollte, und ich war in diesen Späßen um so dreister, weil ich ja binnen kurzem wieder verschwand, und Niemand mich beschämen konnte, wenn meine Weissagungen etwa nicht in Erfüllung gingen. Jetzt also habe ich Ihnen das entdeckt, was morgen meine beschämten Freunde erfahren werden, die mir außerdem eine ansehnliche Wette zu bezahlen haben.

Man beurlaubte sich von dem alten reichen Wolf, dem alle eine große Hochachtung bezeigten. Gottfried war bewegt, um so mehr, als er gesehn hatte, wie vertraut der Superintendent, vor welchem er eine verehrende Scheu empfand, der Präsident und der junge Graf mit dem Kaufmanne umgegangen waren. Der Landprediger war vollkommen glücklich, daß seine Reise ihn so unverhofft zum reichen Manne gemacht hatte. Seine Frau, die immer gelassen war, zeigte sich auch bei diesem Glückswechsel völlig ruhig.

Man machte im Gasthofe die nöthigen Vorbereitungen, um am folgenden Morgen mit dem Frühesten abreisen zu können. Der junge Vetter des Predigers, der sich so leicht von der verkappten Dame hatte hintergehen lassen, war vom Kaufmann Humbert mit einigen unfreundlichen Worten seines Dienstes entsetzt, er wußte nicht wohin, da er sich scheute, unter diesen Umständen zu seinem Vater zurück zu kehren; der Pfarrer beschloß also, ihn vorerst bei sich aufzunehmen, bis sich ein anderes Unterkommen für ihn gefunden hätte; leicht war der Amtmann dahin gestimmt worden, ihm noch ein Plätzchen in seiner geräumigen Kutsche zu bewilligen.

So kam man am folgenden Abend in Schönhof an. Der Amtmann war nicht, und der Pfarrer noch weniger, gelaunt, die Herrlichkeit des Gartens und die Gastfreundschaft des Barons noch einmal zu genießen. Titus aber, der vor einigen Tagen vom Gutsherrn so dringend war eingeladen worden, meinte, er dürfe sich der Freundlichkeit des angesehenen Mannes nicht entziehen, ohne für unhöflich und undankbar zu gelten. Er hoffte, daß ihn der Baron in seinem prächtigen Schlosse einige Tage oder Wochen beherbergen würde, er hatte die Aussicht, daß er öfter diesen Gartenkünstler besuchen und bei ihm wohnen könne, und darum wollte er diese günstige Gelegenheit nicht fahren lassen. In diesen Aussichten fand er auch einigen Trost für sein verlornes Manuskript, dessen Verlust er um so mehr beklagte, weil er seiner kranken Freundin, der Frau des Amtmanns, noch gar nichts von diesem poetischen Werke vorgelesen hatte.

Ohne diesen Freund reisete die Gesellschaft weiter, welches die Folge hatte, daß dem jungen niedergeschlagenen Vetter ein bequemer Sitz auf dem Bocke eingeräumt werden konnte. Ohne Gefährde und Widerspruch brachte der mehr gewitzigte Christian, der jetzt die Welt hatte kennen lernen, den Amtmann und seine Begleiter am Abend nach Wandelheim und seinem Hause, das gemeinhin nur das Schloß genannt wurde.

Die kranke Frau, die noch wach war und im Jean Paul las, war höchst verwundert, den Mann und die Freunde, die sie erst sechs oder sieben Tage später erwartet hatte, schon ankommen zu sehen. Sie war beruhigt und erfreut, daß nur kein Unglück diese so unvermuthet schnelle Rückkehr veranlaßt hatte.

Der Pfarrer hatte schon am folgenden Tage eine geheime Unterredung mit dem Amtmann, und beide trennten sich heiter und zufrieden. Es war ausgemacht worden, daß Fritz die kleine Rosine heirathen sollte. Ein Gut, kaum eine Viertelmeile von Wandelheim, war zu kaufen, wozu der Pfarrer das im Lotto gewonnene Geld hergab, und der Amtmann die größere Hälfte aus seinem Vermögen bezahlte. Der Amtmann behielt sich vor, in den ersten Jahren selbst die Verwaltung zu führen, damit Fritz die Wirthschaft lernte; als Jäger und Forstmann hatte der junge Mann schon mit Nutzen seine Lehrjahre überstanden.

Die beiden jungen Kinder, als sie diese Anordnungen erfuhren, waren sehr glücklich. Schon am Sonntage geschah in der Kirche das erste Aufgebot, bei welchem Rosine und die Mutter von Herzen weinten.

So verflossen die Tage und Wochen, und der Sonntag, an welchem die Hochzeit gefeiert werden sollte, war schon ziemlich nahe. Da erschien plötzlich und unerwartet Herr von Titus, den man fast schon vergessen hatte. Er war sehr redselig und glücklich, sein Angesicht strahlte von Heiterkeit. Er entdeckte den versammelten Freunden, daß er ebenfalls verlobt sei, seine Braut am folgenden Tage erwarte, und mit dem lieben Fritz seine Hochzeit zugleich feiern wolle, wenn der Prediger ihm das Aufgebot erlasse. Gottfried machte vielerlei Einwendungen, doch der begeisterte Titus wußte alle Bedenklichkeit hinweg zu räsoniren. Auf Erkundigung, wer diese Braut sei, erklärte er: Sie ist eine schöne und reiche Dame, eine geborne Freiin Enkelsberg, die Witwe des Major Fabel, der im Oestreichischen Dienst in Ungarn verstorben ist. Ich lernte sie, wunderbar genug, im Labyrinth unsers Barons, dort in Schönhof, kennen. Sie war von der entgegengesetzten Seite in den Garten eingetreten; sie dankte mir in der Finsterniß, daß jemand eintrete, der sie von dort befreien werde, wo sie den Ausgang vergeblich gesucht. Wir haben glückliche Tage dort im schönen Garten verlebt, in welchem unter den Naturwundern unsere Liebe nach und nach erwuchs und reifte. Sie verließ vor einigen Tagen Schloß und Garten, und ich besuchte sie auf einem Dorfe, wo sie bei einer Freundin wohnte. Hier verlobte ich mich mit ihr, und erwarte sie jede Stunde, weil ich ihr, im Vertrauen auf meinen edlen Freund, Wandelheim zum Ort unsrer Vermählung bestimmte.

Der Amtmann und dessen Gattin waren mit allem zufrieden; die Frau fragte nur, um ihren Freund besorgt: Bringt Ihnen, geehrter Mann, die Dame auch einiges Vermögen zu?

Sie ist reich, erwiederte Titus, und zum Beweise, daß sie es ist, hat sie mir vorläufig zwei Tausend Thaler baar eingehändigt, um unsre erste Einrichtung auf meinem Gute zu treffen, das ich nun wohl vergrößern und verbessern werde.

Alle wünschten ihm Glück und freuten sich seines zunehmenden Wohlstandes; auch war man sehr begierig, seine künftige Gattin kennen zu lernen.

Als man von Tische aufgestanden war, ging der Pfarrer mit seiner Familie in den Garten, der hinter dem Amthause lag, und weitverbreitet wieder an die Landstraße gränzte, die durch das Dorf lief. Die Frau des Amtmanns, die sich etwas besser fühlte, ließ sich beim warmen Sommerwetter nach der Laube, ihrem Lieblingssitze, führen, von wo man einen Baumgang übersah, und auf der andern Seite die Straße und einen Theil des Dorfes. Fritz und Rosine, so wie die Pfarrerin, berathschlagten die Anstalten zur Hochzeit und die Aussteuer, wobei Gottfried und die Gattin des Amtmanns die höchste Behörde vorstellten. Titus führte den Amtmann nach dem Baumgang, und sagte, als sie entfernt genug waren, daß ihn die Uebrigen nicht vernehmen konnten: Hochgeehrter Freund, noch einmal, aber zum letztenmal, sei ein Name gegen Sie erwähnt, des kleinen Caspar, oder Baron Wandel nehmlich, aber um Sie völlig zu beruhigen. Zürnen Sie mir nicht, denn mir scheint es Freundespflicht, Ihnen Folgendes mitzutheilen. Der Präsident, den wir beide kennen, und der sich uns wohlwollend erwiesen hat, war draußen in Schönhof, um den Baron zu besuchen. Jener Mann, dessen Namen ich verschweige, ist glücklich davongekommen; er war von Vielen unterstützt, mit vielen in Verbindung, selbst ansehnlichen Familien, so daß man über sein Entschlüpfen froh ist, weil man sonst nicht umhin konnte, viele Menschen zu kompromittiren. Durch seine Verbindungen weiß der Präsident für gewiß, daß jener Wandel mit einem ansehnlichen Kapital nach Amerika unterwegs ist: mit einem ganz neuen Namen, den er jetzt schon führt, kann er dort auch ein ganz neuer Mensch werden.

Der Amtmann gab ihm die Hand und sagte: Schön! Nun auch kein Wort weiter, auch nicht zu den andern. Er kehrte heiter um, um sich mit der Gesellschaft wieder zu vereinigen, und den jungen Vetter des Predigers zu begrüßen, der jetzt erst vom Pfarrhause kam und seine Verwandten aufsuchte. Indem sie an der Landstraße standen, rief Titus, der vorangeschritten war: Ich sehe einen offnen Wagen, meine Braut langt an! Haben Sie nicht den Schlüssel hier zum Gartenthore bei sich? Man hörte Pferde und einen rollenden Wagen, der Amtmann forschte nach dem Schlüssel, auf einen Ruf des begeisterten Titus hielt der Wagen dicht vor den Stäben des Gatterthores.

Die Dame, eine zierliche Gestalt, stieg vom Wagen herab, alles drängte sich, sie zu sehen und zu begrüßen, ein Bedienter lief nach dem Hause, um den Thorschlüssel zu holen, Titus hatte die weiße Hand der Geliebten ergriffen, näherte sie durch das Gitter seinen Lippen, um sie mit zärtlichen Küssen zu bedecken. Indem stieß Rosine einen lebhaften Schrei aus, der junge Vetter sekundirte, beide sagten dann: Sie ist es! und die Dame, so wie sie die beiden jungen Gesichter zwischen den übrigen Figuren unterschieden hatte, riß ihre Hand so heftig zurück, daß Titus Nase gegen das Gitter schlug und nur ohne Verletzung blieb. Bevor er noch fragen konnte: was soll das? war die Braut schon wieder in den Wagen gesprungen, und der Kutscher fuhr, ihrem Befehle folgend, im schnellsten Trabe seiner Pferde davon. Als der Bediente den Thorschlüssel brachte und die Gesellschaft sich von ihrem Erstaunen erholt und einigermaßen verständigt hatte, war die Gräfin aus dem Bereich, und, wie man glauben mußte, auf immer verschwunden; denn Rosine, so wie der junge Vetter, erklärten jetzt, die Flüchtige sei jene Gräfin, die die kostbaren Schawls und Spitzen neulich beim Kaufmann Humbert ausgenommen habe.

Titus konnte sich erst nicht fassen. Er verbat sich jeden Trost und hörte kaum die vernünftigen Reden seiner poetischen Freundin an. Er wurde erst beruhigt, als der Pfarrer über seine schnell gestörte Ehe scherzte, und die Uebrigen guthmüthig über seine Verlegenheit lachten.

So haben Sie wenigstens, bemerkte der Pfarrer, auch zwei Tausend Thaler in der Lotterie gewonnen; wenn Sie diese Summe nicht als Abstands- und Schmerzensgeld nehmen wollen.

Gewiß nicht, sagte Titus, denn ich werde noch heut das Geld an den Kaufmann Humbert, dem es zunächst gehört, zurücksenden. Vielleicht ist dadurch sein Schaden größtentheils vergütet, und er nimmt den jungen Vetter wohl auch wieder zu Gnaden an.

So geschah es. Der Vetter betrat wieder seine Laufbahn als Lehrling des reichen Kaufmanns, und Titus war ganz zufrieden, als er bald darauf sein verlornes Manuskript, ohne Brief und Nachricht, durch die Post erhielt.

Musikalische Leiden und Freuden.

Novelle.

Zwei Freunde stiegen vor der Stadt vom Wagen, um zu Fuß durch die Gassen zu wandeln und den Fragen am Thor auszuweichen. Es war noch ganz früh am Morgen und ein Herbstnebel verdeckte die Landschaft. Etwas entfernt vom Wege bemerkten sie ein kleines Häuschen, aus welchem schon früh vor Tage eine herrliche Frauenstimme erklang. Sie gingen näher, erstaunt über den unvergleichlichen Diskant, wie über die ungewöhnliche Stunde. Einige Träger brachten Lauten und viele Notenbücher, die kleine Thüre öffnet sich, und neugierig gemacht, fragte der ältere Reisende einen von den Tagelöhnern: Hier, mein Freund! wohnt wohl ein Musikus und eine Sängerin? Der Teufel und seine Großmutter wohnt hier! erscholl eine krächzende Stimme von oben aus dem offnen Fenster, und zugleich fiel ein Lauten-Futteral dem Fragenden auf den Kopf. In diesem Augenblick hörte der Gesang auf, und der Frager sah im Fenster ein kleines greises Männchen stehn, welches die zornigsten Geberden machte, und dessen funkelnde schwarze Augen aus tausend Runzeln hervor grimmige Blicke herunter schossen. Der Reisende wußte nicht, ob er lachen oder schelten sollte, doch sprach ihn aus dem greisen Kopfe etwas so Wunderliches an, daß er in Verlegenheit den Hut zog, und sich mit einer höflichen Verbeugung stumm entfernte.

Was war das, Herr Kapellmeister? sagte der jüngere Reisende, als sie das kleine Häuschen schon im Rücken hatten. Ich weiß nicht, erwiederte jener, vielleicht ein wahnsinniger alter Mann, vielleicht gar dort in der Einsamkeit, in der Nähe des Tannenwäldchens, eine Spuckgestalt.

Sie scherzen, sagte der Sänger, ich begreife jetzt selber nicht, wie wir so gelassen seyn konnten, dem Alten auf seine Grobheit nichts zu erwiedern.

Lassen wir es gut seyn, sagte der Kapellmeister, indem sie schon die noch ruhige Straße der Residenz hinunter gingen: in dem Ton der Sängerin war etwas so Wunderbares, daß es mich tief ergriffen hat; ich war wie im Traum, und darum konnte mir auch der alte Thor keinen Zorn abgewinnen.

Wieder die alte Schwärmerei und Güte! rief der Sänger lachend aus; denn erstens haben wir so gut wie nichts gehört, und zweitens war in dem Wenigen noch weniger Besonderes zu vernehmen, es war weder Methode noch Schule in dem traurigen Gesange.

Als sie jetzt um die Ecke nach dem Gasthofe zu bogen, hörten sie aus einem obern Stock ein Lied pfeifen; ein rundes, junges Gesicht guckte mit der Schlafmütze aus dem Fenster, und so wie er die Fußgänger gewahr wurde, schrie er: Haltet, Freunde! einen Augenblick! ich bin gleich unten! Gott im Himmel! das ist eine Erscheinung! Er zog den Kopf so schnell zurück, daß er ihn heftig an das niedere Fenster stieß und die Bekleidung des Hauptes langsam schwebend zu den Füßen des Kapellmeisters niedersank.

Wunderbar! rief dieser, indem er die Zipfelmütze aufhob; sagen diese sonderbaren Vorbedeutungen uns etwas Gutes oder Schlimmes voraus?

Es ist unser Enthusiast Kellermann, erwiederte der Sänger: hören Sie, er rasselt schon mit dem Hausschlüssel.

In diesem Augenblick stürzte der Bewunderer im Schlafrock heraus und umarmte die beiden Künstler mit theatralischer Herzlichkeit; er wurde es nicht müde, jedem wieder von neuem an die Brust zu stürzen, ihn zu drücken und dann die Arme verwundernd in die Höhe zu strecken, bis der Sänger endlich sagte: Laßt es nun gut seyn, Hasenfuß! Ihr habt das Ding jetzt hinlänglich getrieben. Ein Glück, daß noch kein Mensch auf der Straße ist, sonst würden Eure Bocksprünge in dem saffrangelben Schlafrock alle Gassenjungen aufregen.

Also Ihr seid nun wirklich da, Ihr goldnen Menschenkinder? rief der Enthusiast aus; was würde es mich kümmern, wenn der vollständige Magistratus an meinem Entzücken Aergerniß oder Theil nehmen wollte? Habe ich doch seit drei Monaten nicht begreifen können, wozu diese Gasse eigentlich gebaut sei, noch weniger, warum sie so viele Fenster zum Auf- und Zuschieben habe, bis nun endlich ihre Bestimmung erfüllt ist; Ihr kommt durch dieselbe hergegangen, und ich gucke da oben mit meiner verlornen Mütze heraus, um Euch im Namen der Nachwelt zu begrüßen. Also nun wird Eure Oper doch gegeben werden, ausbündigster Mann?

Sind denn Sänger und Sängerinnen auch noch alle gesund? fragte der lebhafte Kapellmeister.

So, so, erwiederte jener, wie es die Laune mit sich bringt; genau genommen, existirt das Volk gar nicht, sondern lebt nur wie im Traum; die Zugabe,

die an die Kehle mit Arm und Bein gewachsen ist, macht es oft schwer, sie nur zu ertragen, der unnatürliche Geschwulst aber oben, den sie Kopf tituliren, ist wie ein Dampfkolben, um in diesem Recipienten die unbegreiflichsten Verrücktheiten aufzunehmen. In so weit sind sie alle gesund, als es ihnen bis jetzt so gefällt, ist aber die und jene Arie ihnen nicht recht, hat der eine zu viel, die andere zu wenig zu singen, geht die Arie aus As moll, wenn sie Gis seyn sollte, so fallen sie vielleicht binnen drei Tagen wie die Fliegen hin.

Zieht Euch an, sagte der Sänger, und kommt zu uns in den Gasthof hier drüben, so können wir mehr sprechen, auch sollt ihr uns auf den Besuchen begleiten.

Ohne Antwort sprang Kellermann in sein Haus, und die Reisenden begaben sich in das Hotel, wo sie ihren Wagen schon fanden.

Im Hause des Barons Fernow war am Abend große Gesellschaft versammelt. Der Ruf, daß der beliebte Kapellmeister und sein erster Tenorist endlich angekommen seien, hatte in die Wohnung des Musikfreundes alles getrieben, was sich für die neue Oper interessirte. Man hoffte, einige der vorzüglichsten Partien vorgetragen zu hören und viele drängten sich hinzu, um wenigstens nachher in andern Gesellschaften darüber sprechen zu können.

In diesem Getümmel, welches der Hausherr, seine Frau und eine Tochter mit Klugheit beherrschten, schwamm der behende Enthusiast wie in einem Strome herum, um Jedem von der Herrlichkeit der neuen Composition begeisterte Worte, über die große Manier, die lieblichen Melodieen und den vortrefflichen Ausdruck in das Ohr zu raunen, obgleich er selbst noch keine Note davon gehört hatte. Sein rundes geröthetes Gesicht schob sich wie eine Kugel von einem zuhörenden Kopf zum andern, und die meisten Gesichter zogen jene nichtssagende Miene, die in Gesellschaften geistreiche Aufmerksamkeit bedeuten muß. Jetzt wurde ein Theil der Versammlung auf einen andern Gegenstand hingerichtet, denn in einfacher, höchstsauberer Kleidung trat ein junges Mädchen herein, von so glänzender Schönheit, daß man ihren unbedeutenden Anzug über den edlen und ausdrucksvollen Kopf, über die vornehme Geberde, den feinen Anstand gänzlich vergaß, und die Nahstehenden sie mit Ehrfurcht begrüßten. Die Tochter des Hauses eilte auf sie zu, indem sie ausrief: o meine theuerste Julie! wie glücklich machen Sie mich, daß Sie meinen Bitten doch noch nachgegeben haben! Aber Ihr Vater? — Sie wissen ja, erwiederte die Schöne, wie menschenscheu er ist, wie wenig er mit seiner Melancholie und Kränklichkeit in die Gesellschaft paßt; und ich gestehe, ich würde auch nicht gekommen seyn, wenn ich einen so großen Cirkel hätte vermuthen können.

Die Umgebung sprach über die außerordentliche Schönheit dieses Wesens, und man erfuhr, daß sie die Tochter eines armen Musikers sei, die aus einer entfernten Stadt dem Fräulein des Hauses einen Brief einer Freundin überbracht hatte. Immer noch hatte der Kapellmeister mit seinen Sängern keines der Stücke vorgetragen, weil der Wirth noch einen jungen Grafen erwartete, der einer der größten Enthusiasten für Musik seyn sollte. Denken Sie sich, sagte der Baron zum Kapellmeister, den sonderbarsten, unruhigsten aller Menschen, nichts interessirt ihn als Musik, er läuft von einem Concert ins andre, er reis't von einer Stadt zur andern, um Sänger und Compositionen zu hören, er vermeidet allen andern Umgang, er spricht und denkt nur über diese Kunst, und selten ist er doch ruhig genug, ein Musikstück ganz und mit völliger Aufmerksamkeit anzuhören, denn er ist eben so zerstreut als überspannt. Dazu scheint er den eigensinnigsten und eingeschränktesten Geschmack zu haben, so daß ihm selten ein Kunstwerk zusagt, eben so wenig ist er mit dem Vortrag zufrieden, und dennoch bleibt er Enthusiast. Er ist von großer Familie und reich, war eine Zeit lang in diplomatischen Geschäften an einem angesehenen Hofe, hat aber alles der Musik wegen, die er doch oft nach seinen Reden zu verabscheuen scheint, aufgegeben.

Die nähern Freunde des Barons waren nach dieser Schilderung sehr begierig, einen Mann zu sehen, der wie von bösen und guten Geistern geplagt und verfolgt wurde. Als daher Graf Alten eintrat, sahen ihm alle mit großer Neugier entgegen. Er begrüßte die Gesellschaft hastig und sein dunkles Auge durchlief sie eilig; dann senkte er den Blick und setzte sein Gespräch mit einem alten, hagern und eingeschrumpften Italiäner fort, welcher mit ihm gekommen war. Doch plötzlich brach er ab und rief laut vernehmlich: Himmel! was ist das? Er stand unmittelbar hinter Julien. Jetzt sang der Tenorist eine Arie der neuen Oper, und alles schien begeistert, der Graf war in tiefen Gedanken. Nun, Excellenza, fragte der Italiäner am Schlusse, sind Sie contentirt? Ich habe keinen Ton gehört, erwartete der Graf, indem er den Kopf erhob und die schwarzen Locken aus der denkenden melancholischen Stirne strich.

Er benutzte die Pause, in welcher sich Alles staunend und bewundernd um den Kapellmeister drängte, vorzutreten und sich neben Julien zu setzen. Er wollte sie anreden, aber indem sie höflich das Antlitz zu ihm wandte, fuhr er wie erschreckt zurück. Nein, wahrlich, dergleichen hatte ich nicht erwartet! sagte er für sich. Das junge Mädchen war erstaunt und verlegen. Verzeihen Sie, redete der Graf sie heiterer an, Sie werden mich sonderbar finden: als ich vorher hinter Ihnen stand, mußte ich glauben, eine ehemalige Bekanntschaft zu erneuen, und jetzt bin ich von Ihrer mehr als wunderbaren Schönheit so geblendet worden, daß ich Zeit haben muß, um mich zu fassen. Die wahre ächte Schönheit kann wohl erschrecken, denn etwas Uebermenschliches kündigt sich unsern Sinnen und dem Gemüthe an. Himmel! wie müssen Sie singen!

Ich singe gar nicht, Herr Graf, und habe weder Stimme noch Kenntniß der Musik, erwiederte sie mit angenehmem Ton.

Der Graf sah sie prüfend an, schüttelte bezweifelnd den Kopf und murrete unverständliche Worte verdrossen vor sich hin. Jetzt wurde ein Duett vorgetragen, und Alles war aufmerksam, nur der Graf betrachtete unverwandt seine Nachbarin. Das Duett war schwierig und die erste Sängerin äußerte ihren Verdruß, der Kapellmeister wurde

empfindlich, wies zurecht, half nach, alles vergebens; man mußte abbrechen, indem die Virtuosin behauptete, die Passage müsse geändert werden, weil sie ihrer Stimme ganz entgegen sey; der Componist meinte, er dürfe Ausdruck und Kraft nicht dem Eigenwillen aufopfern, denn die vortreffliche Künstlerin könne dies und noch schwierigere Sachen leisten; wenn sie sich nur bemühen wolle. Darüber aber wurde der Gesang völlig unterbrochen, und indem der Kapellmeister ein anders Musikstück anordnen wollte, sagte der Graf zu Julien: Ich wette, Sie können diese schwierige Stelle ohne Anstoß vom Blatte singen, wenn Sie nur wollen. Als Julie zu läugnen fortfuhr, sagte jener: Ihre Röthe, Ihr Auge widerspricht! Wie? dieser gewölbte Mund sollte in der Mitte der Lippen diese sanfte, seelenvolle Erhöhung von selbst haben, und nicht von den reinen vollen Tönen, die so oft über diesen Hügel schwebten? Denn nur der Ton, wenn er stark und lieblich die rothe Straße befährt, darüber klingend weht, bildet diese ausdrucksvolle Erhebung; ganz im Gegensatz jener gefurchten Mundwinkel, die jene berühmte Sängerin dort hat, die mit breitgedrückten und in die Länge gequetschten Lippen den armen kreischenden Ton hervorpreßt. Sie versündigen sich, meine Schöne, daß Sie Ihr großes Talent verläugnen wollen.

Sie sind zu scharfsichtig, erwiederte Julie; um so trauriger, daß Sie dennoch irren.

Sie sprechen auch ganz wie eine Sängerin, fuhr jener fort, es ist ein lieblicher aber unterdrückter Ton in der Rede, der seine Fittige nicht auszufalten wagt. Wenn Sie doch nur wenigstens einen einzigen Ton anschlagen wollten! das Glück meines Lebens hängt davon ab, daß Sie singen können.

Sie quälen mich, Herr Graf, antwortete die Verlegene empfindlich; ich versichere Sie auf das Theuerste, ich werde nicht singen, weil mir diese herrliche Gabe von der Natur versagt wurde.

Gnaden, sagte der braune kleine Italiäner, sollen alles zu Virtuosen haben; kann aber nicht alles singen, was hübsch und feinen Mund hat. Conträr! haben oft göttliche Prima Donna vor pur himmlisch Gesang und forzirt Schreien eine Schnautz wie Signor Cerberus, der die Talent hat, dreistimmige Sach solo durchzuführen.

Der frohe leichte Geist der Musiker war gestört, der Kapellmeister verstimmt, und die Sängerin mehr als verdrießlich. Der Enthusiast war in der Klemme, weil er es mit keinem verderben und doch keinen stummen gleichgültigen Zuschauer abgeben wollte. Da man sah, daß für diesen Abend nichts Bedeutendes mehr geschehen würde, so entfernten sich nach und nach die Fremden, auch die Musiker gingen, und nur der Kapellmeister blieb, dem sich der Enthusiast, ohne eine nähere Einladung abzuwarten, anschloß: der gedankenvolle Graf und sein Italiäner verweilten ebenfalls, um mit der Familie des Barons beim Glase Wein und einem leichten Abendessen sich zu erheitern.

So ist es nun wieder wie fast immer ergangen, fing der Kapellmeister an, als sie um den runden Tisch saßen; man arbeitet sich ab, man studirt, man quält, und endlich freut man sich auch, wenn das Werk vollendet ist und gelungen scheint, und dann muß es diesen elenden, verdorbenen Handwerkern übergeben werden, die nichts gelernt haben, und mit dem Wenigen, was sie wissen, noch wie mit Wunderwerken hinter dem Berge halten wollen. Kann es einen traurigern Beruf, als den eines musikalischen Componisten geben? Denn endlich nun, wenn auch dieser Jammer durch Bitten, Drohen, Scherzen, Vergötterung, Lüge und Falschheit, durch kleine Aenderungen, Zusätze und Wegnahme überwunden ist, wird das gemarterte Werk der Laune des Publikums, und dem blinden Zufall, seinem allmächtigen Beherrscher übergeben. Nun muß es aber weder zu heiß, noch zu kalt, das Haus muß weder zu voll noch zu leer seyn, keine große politische Neuigkeit darf sich eben haben hören, ja keine Seiltänzer und Springer anmelden lassen, um das so nothwendige Klatschen und mit diesen armen Beifall einigen Enthusiasmus zu erregen. Und doch kann man es nicht lassen, sich wieder in der Vorstellung zu erhitzen, um eine neue undankbare Arbeit zu beginnen.

Wo ist die Dame geblieben? fuhr der Graf plötzlich auf.

Neben der sie lange saßen? fragte die Tochter. Diese ist längst fort und von einer Magd abgeholt worden, denn sie wohnt entlegen, in einer fernen, unbekannten Gasse.

Die sollte Ihre treffliche Arbeit singen, sagte der Graf, da würden wir etwas anders hören.

Sie irren, berichtigte die Tochter, ich weiß, daß das junge Frauenzimmer durchaus nicht musikalisch ist. Sie ist aber sonst in weiblichen Arbeiten sehr geschickt, auch hat ihr Vater, ein alter, verarmter Musikus, sie etwas zeichnen lernen lassen.

O du alter Sünder! rief der junge Graf im höchsten Verdruß: und keinen Gesang diesen Lippen, keinen Ton diesem schwellenden Munde! Ist es nicht, als wenn man der Rose den Duft rauben wollte, den die Natur ihr gleich im Erblühen mitgegeben hat?

Die Tochter war etwas empfindlich, denn sie glaubte auch eine Sängerin zu seyn, da aber der Kapellmeister in seiner Klage fortfuhr, so blieb ihre gespitzte Antwort unbeantwortet. Abgesehn aber, fuhr der Kapellmeister fort, von diesen armseligen Zufälligkeiten, so verkündigen sich auch erst am Kunstwerke selbst bei der öffentlichen Darstellung Mängel, welche sich der Componist vorher auf seinem Zimmer nicht hat träumen lassen. Denn mögen wir ein Werk noch so oft durchsingen, genau kennen, von allen Seiten prüfen, das Urtheil aller Freunde und Kenner vernehmen, so bleibt Manches, und oft das Beste, zurück und das Schlimmste zeigt sich bei der Aufführung erst. Und überhaupt — die Bestimmung des Künstlers! Ist sie nicht eine traurige? Ich setze mich zu keinem neuen Werke nieder, ohne innig überzeugt zu seyn, daß ich nun etwas ganz und durchaus Treffliches, Vollendetes erschaffen werde, das meine großen Vorgänger erreicht, und sie selbst hie und da übertreffen möchte. Diese himmlische Ruhe und Sicherheit verschwindet aber bald während der Arbeit; mein Entzücken an meiner Hervorbringung wechselt mit den bittersten Zweifeln. Dann fühl' ich oft recht innig, daß ganz, ganz nahe an dem, was ich schreibe, das Wahre und Himmlische liegt, daß meine Noten anklopfen und den Wandnachbar, den unbekannten, begrüßen: mir ist, ich dürfte nur den Kopf so oder so wenden, so müßte mir der Genius

sichtbarlich entgegen treten, — und immer, immer wieder erscheint er nicht! Mein Geist quält sich, um außen, weit ab, die Bahn anzutreffen — und so im Jammer, im Resigniren, arbeite ich weiter. Es gemuthet mir wie der Affe mit seiner traurigen Unruhe und dem fatalen Gesichterschneiden; vielleicht hat er jeden Moment dunkler oder deutlicher eine Ahndung von der Vernunft, will sie nun, die nah Erreichbare, und nun wieder haschen und sich dann besinnen, und findet sich immer wieder in seinem widerwärtigen Zustand eingeriegelt.

Jetzt trat noch ein Mann reifen Alters zur Gesellschaft, ein Gelehrter und Hausfreund des Barons, der sich fast täglich einfand, aber gern die größeren Versammlungen vermied. Sie haben wieder, redete ihn der Wirth an, unser Concert, wie Sie es gewöhnlich machen, nicht mit anhören wollen. Ich bin zu sehr Laie, erwiederte der Freund, und darum mag ich mich nicht unter die Kenner drängen; soll der Unmusikalische dem Gebildeten durch seine trockne Gegenwart ihren Genuß verkümmern?

Wir kennen diesen Schalk schon, rief ihm der Kapellmeister zu, indem er den alten Bekannten begrüßte. Sie haben recht gethan, denn unsre Sängerinnen haben wieder den alten Spuk getrieben: schlecht gesungen, sich zu vornehm gedünkt, die Musik kritisirt, und endlich damit beschlossen, alle Musik in Verstimmung und Eigensinn zu beerdigen.

Sie sind also wirklich unmusikalisch? fragte der Enthusiast; und Sie machen auch kein Hehl daraus?

Warum sollte ich es? antwortete der Laie; kein Mensch kann alle Talente in sich vereinigen, oder alle seine schlummernden Anlagen erwecken und ausbilden.

Viel Charakter, es so dreist zu bekennen, erwiederte der junge Mann, der durch vieles Schwatzen während der Musik und dem hastigen Genuß des starken Weines in eine Laune erhitzt gerathen war, deren Sonderbarkeit er selber nicht zu bemerken schien; sehn Sie, fuhr er fort, daraus ist schon viel Unheil für mich entstanden, daß ich mich zu solchem Muthe nicht habe entschließen können. Ich war anfangs (und wie es schien, von Natur so geschaffen) gar kein Musikfreund, ich hatte kein Ohr, ich konnte keine Melodie behalten; darum vermied ich auch Conzerte und Opern, und in Gesellschaften, wenn Lieder gesungen, wenn Cantaten aufgeführt wurden, sprach ich entweder, oder suchte eines Buches habhaft zu werden. Denn gewiß, nichts verschließt unser Ohr so sicher vor all den herein- und durch einander fahrenden Tönen, als ein tüchtiges und vorhaltendes Gespräch über Stadtneuigkeiten oder einige interessante Verläumdungen. Sehe man nur den Stock! ertönte es nun von allen Seiten: hat die dicke Figur wohl eine menschliche Seele in seinen weitläufigen Fleischanlagen sitzen? Von der Musik, der göttlichsten aller Künste, nichts zu verstehen! Ist wohl ein Block, ein Stein, der nicht gewissermaßen von der himmlischen Harmonie gerührt werden müßte? — Nun gefiel mir dazumal auf mehr als gewöhnliche Weise ein gewisses Frauenzimmer: diese pflegte, so wie gesungen wurde, vor übermäßiger Empfindung herzlich zu weinen. Dieser nun war ich mit meinem kalten Herzen gradezu ein Abscheu. Wie? sagte sie, lieben wollen Sie, der Sie nicht einmal eine Ahndung jener Wonne haben, die aus dem Himmel stammt, und mit der Liebe so nah verwandt ist? — Da, Freunde! faßte ich nun den Entschluß, umzusatteln, und von der Musik begeistert zu werden. Alle meine Freunde und Bekannten erstaunten, als ihnen meine neugeprägte blanke Entzückung in die Augen strahlte. Da war nun auch gar kein Halten mehr, ich übertraf alles in der Begeisterung, was ich nur je in den Gesellschaften hatte beobachten können; alles zappelte an mir vor Freude, so wie nur das Clavier angeschlagen wurde, die Beine trommelten, die Arme schlenkerten, die Augen wackelten; ja ich nahm die Zunge zu Hülfe, und leckte mir zuweilen die vor Erstaunen weitgeöffneten Lippen. Dann mußten die Hände klatschen, die Augen, wenn es irgend möglich zu machen war, weinen, die ausgestreckten Arme Bekannt und Unbekannt an dies stürmische Herz schließen, das mit mächtigen Schlägen im wildesten Enthusiasmus klopfte. Ja, wenn ich nachher in mein einsames Zimmer trat, war ich so müde und matt, und so mürbe und zerschlagen, daß ich zuweilen Kunst und Künstler, Liebe und Harmonie so wie alle die bezaubernden Gefühle zum Satan wünschte.

Aber empfanden Sie nun wirklich recht viel? fragte der Laie lachend.

Das ist eine bedenkliche Frage, erwiederte der Enthusiast; was der Mensch so stürmisch will, davon muß wohl etwas auch wirklich in sein Wesen übergehn; es wäre unbegreiflich, wenn durch das vorsätzliche Nachspielen nicht hie und da ein Gefühl in unsrer Brust wiederklingen sollte. Aber um doch ganz aufrichtig zu seyn, so war mir bei all diesem Bewundrungsbemühen oft unerträglich nüchtern zu Muthe, so recht, was der Haufe langweilig nennt, und wenn ich nicht so stark mit Händen und Füßen gearbeitet hätte, so wäre mir wohl oft ein herzliches Gähnen angekommen. Das Schlimmste aber ist, ich habe doch nichts dabei gewonnen; denn meine boshaften Freunde meinten, ich hätte den Ansatz zu hoch genommen, und sei von der andern Seite vom Pferde wieder hinunter gefallen. Sei ich erst wie ein verstocktes dumpfes Thier gewesen, so erscheine ich jetzt wie ein verwildeter Hasenfuß, mein Enthusiasmus träte als ein verzerrender Krampf auf, man müsse fast glauben, mein Arzt habe mir diese übertriebene Motion nur empfohlen, um sie gegen mein Fettwerden zu gebrauchen. Ach! und die Musiker! Von denen habe ich das meiste gelitten. Vor acht Monaten war es, als hier im Saal die beiden berühmten Compositeurs ihre Sachen aufführten. Wie der erste geendigt hatte, konnte ich ihm richtig mit fließenden Thränen an seinen Hals fallen, und der Mann klopfte mir selber über mein Entzücken gerührt mit aller Freundschaft auf den Rücken, wir drückten uns recht herzlich zusammen, und er sagte ganz laut, er habe noch keinen so gründlichen Kenner in allen Reichen der musikalischen Welt angetroffen. Nun brannte der andere Mann aber auch sein Kunststück los. Thränen hatte ich nicht mehr, es meldete sich aber ein großartiges Schluchzen, was noch höher lag als die Thräne, — und ein ganz stummer Druck, ein Vergehen, Aufgelöstseyn, fast sterbend in die Arme des Zweiten hinfallen, ja ein reelles Abstehn mußte diesen großen Meister belohnen. Der grobe Schelm ließ

mich aber geradezu auf das Parket hinschlagen, ohne mir seine dankbare Brust unterzustemmen, und sagte, wie ich in der Kunstohnmacht lag, höhnisch zu mir: Bleiben Sie in des Himmels Namen liegen, denn wer über die Stümperei jenes Menschen dort weinen kann, verdient gar nicht einen Ton von mir mit seinen Ohren aufzufassen. So erhob ich mich, um Trost bei meinem großen Freunde zu suchen, dessen allergrößter Kenner ich war. Er sprang aber auch vor meinem Ausrufe weg, so daß ich mit der Nase fast an die Wand stieß, unter dem nichtigen Vorwande, daß wer so wenig ächtes Gefühl besitze, daß er das Armselige wie das Edle so übermäßig bewundern könne, für die Kunst ein mißgeschaffenes Ungeheuer sei. Wie ich nun bei meiner Geliebten Hülfe suchen wollte, war sie ebenfalls gegen mich empört, denn ich hatte bei ganz unrechten Stellen geweint, und da am lebhaftesten empfunden, wo grade die wenigste Empfindung hingehörte. O Theuerste, Verehrteste, möchte man nicht fast veranlaßt seyn, den Schwur zu thun, daß man bei Arioso und Cavatine, Finale und Ouvertüre, Adagio und Presto nur mit ruhig getretschten Beinen dasitzen und höchstens zuweilen den Takt schlagen wolle; denn wenn all dies Hämmern und Puffen, dies Abarbeiten unsers irdischen entzückten Herzens, diese weissagende rinnende Thräne, die den Wiederschein der Unsichtbaren abspiegelt; wenn alles dies nichts fruchtet, sag' ich noch einmal, und statt paradiesischer Sympathie nur die infernalische Antipathie erregt, so wünschte man ja lieber Balgentreter oder Schmiedegesell, als ächter Enthusiast zu werden. Darum wundert Euch nicht, wenn ich der undankbaren Kunst wieder einmal den Rücken wende.

Als man über diese Geständnisse lachte, sagte der Laie im frohen Muth: In meinem Leben gehören die Leiden der Musik auch zu den empfindlichsten. Nicht der zu starke Enthusiasmus hat mir geschadet, wohl aber sind meine Kinder- und frühen Jugendjahre mir durch Musik verbittert worden. Lächerlichkeiten, an die ich noch jetzt mit innigem Schrecken denken muß.

Sprechen Sie, alter Freund, rief der Kapellmeister, habe ich doch auch schon erst mein Leiden geklagt, was Sie freilich nicht mit angehört haben.

Ich mochte zwölf Jahr alt seyn, fing der Laie an, es ging mir gut, in der Schule rückte ich schnell hinauf, meine Lehrer so wie meine Eltern waren mit mir zufrieden, als ein böser Geist, dieser Behaglichkeit und Harmonie zürnend, sein Unkraut unter den aufwachsenden Waizen säete. Mein Vater, ein strenger, aber heiterer Mann, ließ mir frei, meine Bestimmung zu wählen, er war ein Freund der Musik, aber ohne alles Talent. An einem Nachmittag fragt er mich, ob ich vielleicht Lust hätte, ein Instrument zu spielen. Mir war der Gedanke noch niemals gekommen; ich solle es mir überlegen, er verlange es nicht, aber wenn ich mich entschließe, müsse ich auch Ernst machen. Darauf kannte ich ihn, ich wußte, daß er sich nicht wundern würde, im Fall ich keine Musik triebe, aber einmal angefangen, durfte ich die Sache niemals wieder fallen lassen. Mir war, weil mein Ohr noch schlief, bis dahin alle Musik höchst gleichgültig und langweilig vorgekommen. Die Opern haßte ich geradezu, weil bei den Arien und Duetten, von denen ich nichts vernahm, die Handlung, die mich einzig interessirte, stehen blieb. Nie war in unserm Hausbedarf von Musik etwas vorgekommen, außer in den Stunden bei dem Tanzmeister, zu dessen vorzüglichsten Scholaren ich gehörte, der es mir aber nie hatte deutlich machen können, daß die Musik seiner Geige mit zum Tanz gehöre. Traf ich daher gleich anfangs den Takt, so tanzte ich meine Menuet, Kosak, oder was es war, trefflich hindurch. Fehlte es mir aber, so half kein Aufkratzen, Anhalten, Beschleunigen, mich wieder in den verlornen Takt zu werfen. Ich hielt es auch geradezu für Aberglauben, daß man herkömmlich zum Tanzen aufspiele. Konnte mich schon hier die Musik ängstigen, so brachte sie mich in der Kirche, die mir schon nicht erfreulich war, fast zur Verzweiflung. Meine Nerven waren schwach, und die losbrausende Orgel mit ihren schmetternden Tremulanten verwirrte mein Gehirn und unerträglich fiel mir der unisone kreischende Gesang der Gemeine. Mit beiden habe ich mich auch noch nicht vertragen lernen: die Orgel, sei sie eine erhabene Erfindung, erschreckt und ängstigt sie mich in der Nähe, und dieser Choralgesang, der sich so demüthig, wie gefesselte reuige Verbrecher, auf dem Boden hinschleppt, nimmt mir, so oft ich ihn auch gut vorgetragen höre, allen Muth, alle Poesie und Musik erlischt bis auf das letzte Fünkchen in meinem Gemüth, und ein nüchterner Lebensüberdruß bemächtigt sich meines Geistes.

Darüber ließe sich viel sagen, meinte der Kapellmeister, doch komme auch wohl eine seltne Eigenthümlichkeit des Laien hinzu.

So fern, begann dieser wieder, war ich aller Musik, und keine Spur eines Talents hatte sich gezeigt, als der böse Geist es mir in den Kopf setzte, in mir sei vielleicht ein großer Violinspieler verborgen. Die Geige wurde angeschafft, ein Lehrer angenommen. Es hatten sich aber nun der seltsamste Scholar und der wunderlichste Meister zusammen gefunden, denn dieser unterrichtete mich eigentlich so, als wenn ich schon seit Jahren ein nicht unwissender Violinspieler gewesen wäre. In der ersten Stunde ließ er mich nur die Geige anstreichen, was mir bei meinen zarten Nerven keine Freude verursachte. Zur folgenden hatte er mir schon ein Buch gemacht, und einige leichte Lieder hingeschrieben. Dies Stück, sagte er, geht aus D dur; es war: Blühe, liebes Veilchen. Ich bekümmerte mich nicht weiter darum, was die beiden Kreuze oder D dur zu bedeuten hatten, ob es eine oder mehrere Tonarten gäbe, was die Taktabtheilung, oder die Striche an den Noten bedeuteten, sondern wir spielten nun wohlgemuth das Lied durch, und ich ihm nach, Fingersetzung und Alles aus dem Gedächtniß. So ging es beim zweiten und dritten Liede, welches aus C dur ging. Ich sah wohl, daß nun die Kreuze fehlten, und er nannte jedesmal die Tonart, wenn ich falsch griff, fand es aber gar nicht nothwendig, weitere Erklärung hierüber, oder über die Dauer der Noten hinzu zu fügen. Es klingt mährchenhaft, aber eben so wahr ist es, daß ich in dieser Manier sechs bis sieben Jahr die Geige gestrichen habe, ohne daß der Trieb in mir erwachte, der Sache näher auf den Grund zu kommen, oder daß er es nothwendig geachtet hätte, unsrer praktischen Kunst einige Theorie anzuhängen. Uebrigens kann man sich vorstellen, wie es lautete. Da ich Länge und Kürze der Töne, ihre Abweichung in Moll und

alles, was die Musik ausmacht, ohne jedes Verständniß, nur aus dem Gedächtniß spielte, (denn ich kannte nur die Note an sich selbst, so wie sie auf der Linie stand, und nichts weiter) da ich überdies gar kein Gehör hatte, den Bogen schlecht führte, und in der Fingersetzung häufig irrte, so begreift sich's, was ich für ein Schariwari hervorbrachte. Mein Meister, der wirklich geschickt im Spiel war, klagte in jeder Stunde über seine Ohren. Ich selbst litt, so oft ich die Violine unters Kinn nahm, wahre Höllenpein. Dieses Schnarren, Pfeifen, Mauzen und Girren war mir unerträglich: selbst der beste Geiger hat, wenn man ihn zu nahe hört, einen Nebenton, die stark angestrichene Saite, besonders in der Applikatur, überschreit sich zuweilen, aber bei mir thaten sich fast nur die abscheulichsten Mißtöne hervor. Da meine Nerven so stark afficirt wurden, so zeigte sich mein Widerwille gegen dies Geheul und Schnarzen, welches meine Finger so dicht vor meiner Nase erregten, auch deutlich in meinen Gesichtsmuskeln, der Mund und die Wangen begleiteten mit widerlichen Verzerrungen die hohen und tiefen Töne, die Augen klemmten sich zu und rissen sich auf, und ich fühlte deutlich, daß manche neue Falten und Lineamente sich formirten, die ursprünglich nicht für ein gewöhnliches Menschengesicht berechnet waren. Mein tiefsinniger Meister schüttelte oft sein Haupt, und meinte, so wenig Talent als ich, habe keiner seiner Scholaren. Mir begegneten aber auch in der That mehr Unglücksfälle, als ich sonst bei ausübenden Künstlern wahrgenommen hatte. Kamen wir so recht in Eifer und lieferten, nachdem ich schon länger studirt hatte, die raschen muthigen Passagen: so rutschte im Allegro mein Bogen über den Steg, und im Entsetzen ließ mein Lehrer die Geige sinken, denn welcher Ton alsdann im heftigen Streichen aufquikt, weiß nur der, dem dieses Abentheuer begegnet ist. Mehr wie einmal fiel der Steg selber um, wie aus Mitgefühl, und ein heftiger Knall endigte mit Macht ein schmachtendes Largo mitten in der Note. Einmal sogar, und ich dachte der Tod ergriffe mich, brach der Knopf ab, der unten das Saitenbret festhält, und sprang, unbarmherzig gegen meine Nase. Für diese Stunde war denn unsre Harmonie zu Ende, und das Instrument mußte erst wieder hergestellt werden. Nach einem Zeitraum war denn auch mein Vater so neugierig zu hören, wie ich mich applicire. Ich trug ihm einige der Lieder vor, die ich am besten inne zu haben glaubte. Er erschrack über das, was er hörte, und erstaunte noch mehr über das, was er sah. Er meinte nämlich, in der Kunst, Gesichter zu schneiden, sei ich unbegreiflich weit vorgeschritten, und meine Musik könne doch von Nutzen seyn, Ratten und Mäuse zu vertreiben: er warnte mich nur zum Beschluß, den Ausdruck meiner musikalischen Physiognomie doch etwas zu beschränken, weil ich außerdem auf dem graden Wege zum Affen sei. Das war mein Lohn dafür, daß ich das damals populäre rührende Lied: Hier schlummern meine Kinder ꝛc. ihm nicht ganz ohne Glück vorgetragen hatte, denn dies war gradezu meine Lieblings-Arie, in der ich firm zu seyn glaubte, die auch in den Mitteltönen mit melancholischer Gesetztheit verweilte, und nicht in den Diskant oder gar in die Applikatur hinauf stieg, die ich ein für allemal verabscheute.

Hatten Sie denn aber gar keinen Ersatz für diese mannichfaltigen Leiden? fragte der Kapelmeister launig.

Wenig, erwiederte der Laie: als mein Lehrer es nöthig fand, wegen des Ausdrucks für mich ein Sordin zu kaufen, den ich mit Freuden aufsteckte, weil es doch einmal einen andern Ton gab: die Dämpfung auch wie ein spanischer Reiter es dem reißenden Bogen unmöglich machte, wieder jenseit den Steg zu springen. Auch machte es mir innige Freude, als wir erst weiter vorgerückt waren, in den Ouvertüren die Vier und Sechszigtel als eine und dieselbe Nota dreißigmal abzuspielen, welche meistentheils gegen Ende des Stücks, kurz vor dem Aufzug der Gardine, vorkommen. Diese wiederholte ich gern in der Einsamkeit, weil in diesen Passagen keine große Schwierigkeit ist, mir auch der so oft wiederholte Ton die Empfindung gab, als wenn ich in meinem geliebten Theater säße.

Aber damals, fragte der Kapellmeister, hatten Sie doch wohl einige klare Begriffe von der Musik?

So wenige, antwortete der Laie, wie in der allerersten Stunde; Takt, Vorzeichnung, Tonart, nichts von alle dem begriff ich, sondern spielte Sonaten und Symphonien so pur aus dem Gedächtnisse hin, wie ich es von meinem Lehrer hörte; auch vernahm ich keine Melodie, keinen musikalichen Gedanken; die und da führten mir wohl ein paar Takte eine Art von Verständniß herbei, das ich aber nie weiter verfolgen konnte. So fern war ich allem Begriffe, daß ich mir einmal einbildete, weil g, h, a und b vorkommen, daß das ganze Alfabet wohl in den Noten enthalten sei, und daß man bei der Composition eines Liedes nichts zu thun habe, als die Noten zu nehmen, die die Buchstaben eines Wortes bezeichneten und sie dann schneller uud langsamer abzuspielen. Wie ich nun meinen Lehrer fragte, wo denn das m, r oder p stecke, wurde ich zwar von diesem sehr verlacht, aber doch nicht besser belehrt, denn er erstaunte nur immer von neuem über meine ungeheure Einfalt, daß ich das alles nicht wisse, was sich doch von selbst verstehe. Eben da mir alle Musik nur wie ein Schariwari vorkam, so ließ ich mir beigehn, auch selbst einmal zu komponiren. Der Takt schien mir gleich ein Vorurtheil, eine Tonart brauchte ich noch weniger, und nie werde ich die Freude vergessen, die ich meinem Meister machte, als ich meine wild zusammengewürfelten Noten ihm als meinen ersten dichtenden Versuch überbrachte. Er wollte sich ausschütten vor Lachen, und konnte nicht müde werden, sich unter Lust und Freude meine Phantasie vorzuspielen. Mir klang sie wie jede andere Musik.

Der braune alte Italiäner erfreute sich sehr über diese Erzählung, und selbst der finstre Graf lächelte. Es ist unbegreiflich, sagte der Baron, daß Sie so lange ausgehalten haben. Ich mußte wohl, erwiederte der Erzähler, meines strengen Vaters wegen, da ich das Ungethüm einmal begonnen hatte. Sonst bekümmerte er sich nicht weiter um meine Kunst, weil er einigemal da ich ihm Sonntags Nachmittags einen Zeitvertreib machen sollte, von meinem Spiel, wie er behauptete, Zahnschmerzen bekommen hatte. Einmal widerfuhr mir als ausübenden Künstler eine ausgezeichnete Demüthigung. Die Besitzerin des Hauses, in welchem wir wohnten, hatte zum Geburtstag ihrer erwach-

senen Tochter eine große Anzahl hübscher Mädchen gebeten. Um das Fest unerwartet fröhlich zu machen, hatte die gute Dame mit meiner Mutter die Abrede getroffen, ich solle heimlich mit meiner Geige hinauf kommen, im Nebenzimmer plötzlich stimmen, und den überraschten schönen Kindern dann einige englische Tänze aufspielen, damit sie einmal im Saale recht wohlgemuth herumspringen könnten. Ich wurde in das Nebenzimmer mit allem Geheimniß geführt: ich sah durch den Vorhang in die allerliebste Versammlung hinein, — aber nun, — die Geige stimmen! Wie gemein! Ich hatte es auch in meinem Leben nie versucht, weil mein Meister das besorgte, ich hörte auch niemals einen Unterschied, wenn sie nach seiner Meinung im Stande war, und wenn sie nicht jetzt schon richtig stimmte, so konnte ich auf jeden Fall nur das Uebel ärger machen. Es schien mir edler sowohl wie vorsichtiger, mit meiner Lieblings-Arie mich anzukündigen, und so ließ ich dann plötzlich das: „Hier schlummern meine Kinder" anmuthig ertönen. Die Freude dieser Nicht-Schlummernden war unbeschreiblich, mit Jubel ward ich in den Saal gezogen, wo ich wie geblendet da stand, da ich noch niemals so viele reizende Wesen beisammen gesehen hatte. Das war ein Fragen und ein Bestellen; ich zeigte ihnen die englischen Tänze, die mir mein guter Meister in mein Notenbuch geschrieben hatte, ich spielte einen auf, aber er wollte nicht passen. Sie fragten nach der Anzahl der Touren und dergleichen, was mir alles unverständlich war. Ich sollte ihnen den Tanz und die Musik dazu arrangiren. Ich versuchte noch eine Angloise und eben so die dritte, nun war meine Kunst zu Ende, und da auch diese nicht paßten und wir uns gar nicht verständigen konnten, so mußte ich, den sie im Triumph eingeholt hatten, mit der größten Beschämung wieder abziehen, und sie endigten ihren Nachmittag in Verdruß, der ihnen ohne die plötzliche unerwartete Freude heiter verflossen wäre. Meiner Mutter, die mich ausfragte, erzählte ich, die Mädchen hätten eigentlich gar nicht tanzen können; und so kam es mir auch vor, da sie sich aus meinem Spiel nicht zu vernehmen wußten. — Mein Meister wurde endlich zu einer auswärtigen Kapelle verschrieben, und nun glaubte ich meiner Qual los zu seyn: mein konsequenter Vater aber hatte schon wieder einen neuen Lehrmeister bei der Hand, der, als ich ihm meine Künste vorgespielt hatte, die Sache gründlich wieder von vorne anfing. Ich, der ich schon Symphonieen und die schwierigsten Sachen vorgetragen hatte, mußte jetzt jene mir verhaßten Choräle und Kirchenmelodieen einlernen, lauter Noten aus halben oder ganzen Takten, weil mein neuer Meister behauptete, ich hätte weder Strich noch Fingersetzung. Dieser hatte ein so delikates Ohr, daß er bei meinen Mißtönen fast ärgere Gesichter schnitt, als ich selber, er lachte auch niemals über meine Ungeschicklichkeit und Mangel an Talent, wie der erste, sondern nahm sich die Sache sehr empfindsam zu Herzen, und war manchmal fast dem Weinen nahe. Zum Glück dauerte diese neue Schererei etwa nur ein halbes Jahr, worauf ich zur Universität abging, und seitdem kein Instrument wieder angerührt habe. Diese Bekenntnisse, meine Herren, schildern nur kurz den geringsten Theil meiner musikalischen Leiden, denn wenn ich sie ganz hätte darstellen wollen, würde mir Zeit, und Ihnen Geduld ermangeln.

Jetzt ist die Reihe an Ihnen, sagte der Baron Fernow, indem er sich zum alten Italiäner wandte, Sie haben bei diesen Erzählungen eine besondere Freude gezeigt, und es ist wohl billig, daß Sie uns auch einige Ihrer Leiden mittheilen, die Ihnen wohl, als einem alten Virtuosen, nicht gefehlt haben können.

Ach! meine Herren, sagte der Alte mit einem sonderbaren Gesicht, meine Leiden seyn zu tragisch, um Plaisir zu machen, auch kann meine welsche Zunge nicht in die Landstraße von der deutsch Idiom recht fortkommen, muß daher um Nachsicht anfleh, wenn meine Confession etwas mit Confusion verschwägert seyn sollte. Ich war von Jugend auf geübt im Sang, fertig im Clavierspiel und guter Tenor, frisch auf Theatern mit Glück in Napoli gesungen, und brav beklatscht und e viva! mich zugerufen. Ging nach Rom, gefiel nicht so ausnehmend, denn die Herren Romani seyn kritischer Natur, bilden sich ein, die feinste Ohreinrichtung in den ganzen Italia zu haben. Ach! aber hier sah ich im Carnaval eine junge Demoiselle, die Stunde bei mich nahm, um nachher in Firenza zu singen, auch auf das Theater. Ach! welcher Ton! welche Talente! welche Augen! Nun das war ein cara mia, amor und mio cour, bis wir, eh' wir uns das Ding versahn, mitsammen davon gelaufen waren, und singen nun in Firenza auf Theater aus Leibesmacht als Mann und Frau. Hatten viel Zärtlichkeit in der Eh, aber auch manchen Verdruß, denn cara mia war der Jalousie ergeben, und meine Wenigkeit war dazumal ein gar hübscher Giovine und die Frauenzimmer rührten leicht mein Herz. Doch alles ging gut, bis wir in eine deutsche Residenz engagirt wurden. Da lebte eine Compositeur, ein Maestro, so recht ein Theoretiko, voll Prätension, aber gescheidt, dabei ein hübsch wohlgewachsen Männel. Der Hortensio gefiel meiner Cara, und sie wollte nun seine Schülerin vorstellen, in edel große Manier singen, mit Seele, wie Hortensio sagte, nicht mehr aus Hals und Kehle, sondern so wie Deutsche meinen, aus Gemüth heraus. Gemüth! eine extra deutsche Erfindung, das alle andern Natione gar nicht kennen. Bis dahin hatte die Gute ihren schönen Ton gehabt, grausame Höhe, hell wie Glas, spitz, laut, mochte Compositeur componiren wie er wollte, brachte er seinen hohen Ton, flugs hatten wir ihn weg, richtig mußte er in seine Passage und Cadenz hinein, hinaufgeschroben, höher und immer höher, da oben dann umgeschwenkt, und wieder hinabgegurgelt, und brava! brava! bravissima! aus den Logen herausgeschrieen, mit Fächern und Händchen geklopft, mia cara sich verneigt, Arme kreuzweis vor der Brust, und keinem Menschen war's eingefallen, das monsieur Compositeur da hatte Gedanken, aparte Fühlungen hineindrechseln wollen. Aber Hortensio! Hortensio! bestia maladetta! denk' ich, der Schlag soll mich rühren, wie ich zum erstenmal die seelische Manier in mein Ohr hinein hör! Keine Passage, keine Uebergänge, keine Triller, singt daher wie ein Kalb, das geschlacht werden soll, pur ohne Manier und Methode. Ich war der primo uomo, konnte aber nicht lassen, meine prima donna im Liebesduett rechtschaffen in den runden Arm zu zwicken. Schreit sie auf gefährlich: meinen die Leut, das soll auch große

neue Manier seyn, und fangen an zu lachen. Von dem Tage Zwietracht unter uns, kein Beifall vom Publikum mehr. Hortensio war großer Theoretiker und Enthusiast, wollte aber keinen Amanten abgeben, war verheirathet an eine gute Frau, die nach deutscher Manier ganz Seele war. Nun steigt in meiner zarten Isabelle die Bosheit immer höher. Sie will retour in alte brillante Manier, verflucht Seele und Gemüth, aber war nicht anders, als wenn die Töne wie Besessene durch einander schrien, kochte und zwirbelte oft in der Gurgel, murrte und pfiff, als wenn Satansbrut in dem kleinen Hals mit einander auf Gabel und Besenstiel wie zum Schornstein hinaus auf die liebe Blocksberg fahren und rutschen wollten. So war das Elend komplett, fehlte nur noch, daß sie mir alle Schuld gab, und das that sie denn auch redlich: ich sänge so schlecht, wäre rückwärts gegangen: enfin, wir kriegten beide unsern Abschied mit kleine Pension. Zogen durch alle Provinz, den wohlfeilsten Ort anzutreffen und fanden immer die allertheuersten, gaben Concert, ich Privatstund im Singen. Die cara Isabella konnte aber Musik nicht aufgeben, und je ärger es wurde, je lieber sie sang; als kein Mensch mehr zuhören wollte, trieben wir das Spektakel privatissime auf unserer Stube. Ja, da mußte ich ganzer Mann seyn, um mit meine Heroismus das Schlachtgeschrei auszuhalten, und oftmals dachte ich, es müßte gestorben werden. Wir hatten großen mächtigen Kater, der lag immer auf das Klavier: sehn Sie, das Kerl fürchtete sich weder vor Katz noch Maus, lief vor keine noch so große Hund, und hatte sich mal mit einem allmächtigen Bullenbeißer gekratzt: aber so wie meine Gemahlin nur den Dekel aufmachte, um die Harmonie loszulassen, so lief das Katz was es konnte bis auf den alleroberste n Boden. Wir tobten so gewaltig, daß uns kein Wirth mehr zum Miethmann einnehmen wollte. Natürlich mochte nun kein Mensch mehr unser Concert hören, denn die menschliche Ohr seyn meistentheils etwas zart construirt und sehr viel Menschen haben fast natürlichen Widerwillen gegen Detoniren und widerwärtigen Gesang.

An einem Tage sagte mir die Gattin, ich soll meine besten Kleid anziehn, es sei große reputirliche Gesellschaft von Zuhörer gebeten. Wir sangen und tobten, es war aber kein Mensch da. Wie ich in der Nacht darüber mit ihr redete, sagte sie. die gewöhnliche Menschheit sei zu platt und grob organisirt, ihre Kunst zu fassen, darum habe sie überirrdische invitirt, die klagten niemals über Dissonanz, ich aber sei ein Gesell zu plump, um die feinen Creaturen mit meine dumme Augen zu sehn. Nun gings immer so fort mit die Engelssocietäten, und sie erzählte mich viel von dem großen Beifall, den ihr Vortrag bei die Kenner fände. Am andern Abend, als wieder große Geisterassamblée bei uns war, und wir beide gnug schrieen, sagte sie zu mir plötzlich, ich sänge entsetzlich falsch, es sei nicht auszuhalten, und König David, der gewiß ein Kenner in Musiken sei, wolle gar nicht wiederkommen, wenn ich nicht richtiger und mit mehr Respekt sänge. Ich sollte gleich hin, und Majesté um Verzeihung bitten. Wo sitzt er denn? Da, nahe am Ofen, denn der alte Herr hätte etwas kalt. Ich trug meine submisse Devotion in höfliche Redensart vor und wurde pardonirt.

Armer Mensch! sagte der Kapellmeister gerührt, und wie lang lebte die Wahnsinnige noch?

Bitte sehr um Verzeihung, erwiederte der Italiäner, meine selige Gattin nicht zu lästern, war nichts weniger wie etwa toll im Kopf, dachte es auch erst, sah aber bald meinen Irrthum. Denn als es noch kälter wurde, die Tage immer kürzer, die Selige mich auch tüchtig tribulirt hatte und ich mir fast den Hals entzwei gesungen, weil diesmal alle Maccabäer uns die Ehre erzeigten, da sah ich, wie ich Licht heimbrachte, die ganze Stube voll unsichtbarer Menschen, will sagen verstorbene Geister. Seitdem mir nun die Binde von meine Augen herunter gefallen war, habe ich manche interessante Bekanntschaft unter die Abgeschiedenen gemacht, und hatte nun gar nicht mehr nöthig, viel mit die sterbliche Menschen umzugehn.

Das glaub' ich, sagte der Baron, indem er den Erzählenden mit einem prüfenden Blicke anstarrte; die Tochter rückte etwas weiter von ihm weg, der Enthusiast war erstaunt, der Laie lachte und nur der Graf, welcher ihn schon kannte, blieb ruhig. Wir sahen ein, fuhr der Alte fort, daß die zu weit ausgebreitete Bekanntschaft mit die ganzen Vorzeit etwas lästig werden könnte, und beschränkten uns nachher fast nur auf die berühmte Musiker. Ja, meine Herren, da habe ich nachher erst Dinge über Contrapunkt, Wirkung, Ausbeugung und über Charakter von die Tonarten erfahren, die in keinem Buche stehen. Aber meine liebe Frau starb bald, und seitdem habe ich den Umgang auch nicht fortsetzen können, denn alle die Herren haben sich mich allein, da Cara mia nicht zugegen, seitdem mir nicht wieder gezeigt.

Der Baron fragte den Grafen nach einer Pause, ob er nicht auch vielleicht einige musikalische Leiden vorzutragen habe, und dieser, der bis jetzt geschwiegen hatte, fing so an: Ihre Klagen meine Herren, waren zum Theil darüber, daß sie mit der Musik in Verbindung kamen, ohne eigentliche Lust oder ernsten Sinn für diese Kunst zu besitzen. Mein Elend kommt von der entgegengesetzten Seite. Von frühester Jugend war meine Freude an Musik, mein Trieb zu ihr überreizt zu nennen, auch machte er meinen Eltern und Erziehern genug zu schaffen. Ich wollte nichts anders lernen, und verwünschte oft meinen Stand, der mich hinderte, ein ausübender Künstler zu werden. Wo nur ein Ton erklang, wo nur Gesang sich hören ließ, da war ich gleich mit ganzer Seele, und vergaß alle meine Geschäfte. Mein Vater, ein ernster, heftiger Mann, zürnte über meinen Enthusiasmus, der allen seinen Absichten feindlich zu werden drohte. Da ich auch zu leidenschaftlich war, und im jugendlichen Eifer wähnte, ich könnte meine Kunst nicht fanatisch genug vertheidigen, so verletzte und kränkte ich oft meinen Vater auf ungeziemende Weise, und dieser Kampf, diese Reue und Zerknirschung über meine Hitze, Verstimmung gegen die Welt und mich, dies traurige, zerrissene Wesen verdarb mir völlig die Heiterkeit meiner Jugend, denn der gewaltsam errungene Genuß meiner Kunst war doch nicht im Stande, mir alles das zu ersetzen, was ich einbüßen mußte. Ja, sei es nun, daß meine Erwartungen zu hoch gespannt waren, daß meine Ahndung für das Höchste zu sehr meine Forderungen stimmte, genug, es wurden mir auch die Werke der Kunst selbst, so gut wie ihr Vortrag, oft allzusehr verkümmert. Denn ich glaubte

nicht selten wahrzunehmen, daß man so vieles in die Musik aufgenommen habe, was dieser Kunst ganz fremd bleiben müsse, daß sie meistentheils zu sehr zum Zeitvertreibe herabgesunken sei, daß sie um Effekte buhle, die ihrer unwürdig sind, und daß die wenigsten Sänger nur wissen, was Vortrag und Gefühl zu bedeuten habe. Eine tiefe Schwermuth konnte sich meiner bemeistern, daß fast nirgend in der Welt die Stimmung angetroffen werde, die ich für nothwendig hielt, wenn diese hohe Kunst ihr Element finden sollte. Ich mußte denn endlich meinem Vater doch nachgeben und an den Geschäften Theil nehmen. Die Arbeit wurde mir leichter als ich mir vorgestellt hatte, und mein Vater, der mich wegen meiner Kunstliebe für fast blödsinnig gehalten, war so mit mir zufrieden, daß seine ehemalige Zärtlichkeit gegen mich erwachte. Nach einigen Jahren ward ich in diplomatischen bedeutenden Geschäften an einen großen Hof gesendet. Seit lange hatte ich die neuen Sänger und Sängerinnen beobachtet, und war fast mit allen unzufrieden. Wenn die Stimme das Gefühl, den Enthusiasmus der Leidenschaft ausdrücken soll, so muß sie sich großartig erheben, mächtig anschwellen, und die Höhe nur deswegen suchen, um die stärkste Lichtregion und Kraft zu gewinnen. In dieser Gegend ist es, wo Componist und Sängerin das Uebermenschliche der Liebe, der Klage, der Andacht und jeder Regung der Seele ausdrücken können: und doch fand ich fast immer, daß der Wohllaut, die Wollust dieser Klänge nur gebraucht wurden, um eine kleine Künstlichkeit, eine Art Springerei anzubringen, eine Virtuosität, die wohl ganz nahe an die Seiltänzer grenzt, und von der ächten Kunst ganz ausgeschlossen seyn sollte. Noch schlimmer fast erschienen mir diejenigen, die nach einer ziemlich verbreiteten neuen Manier den Ausdruck anbringen wollten. Kein Crescendo, kein Portament der Stimme, sondern ein plötzlicher Aufschrei, wie ein Angst- oder Hülferuf, dann ein eben so plötzliches Verhauchen, ein unmotivirtes Sinkenlassen des Gesanges, ein dumpfer Seufzer statt des Tons, und sofort in diesen schroffen eckigen Wechsel, so daß ich nichts hörte, und jetzt wieder von grellen Tönen erschreckt wurde, ein Unfug, den oft ein ganzes Publikum bewunderte, und der mir noch jenseit dem Anfange der Schule zu liegen schien, oder mir vielmehr wie der rohe unmusikalische Gegensatz alles Anfanges vorkam. Von dem neuesten Geschmack der Opern will ich schweigen, denn hier fände ich meinen Klageliedern kein Ende.

Als ich dem fremden Hofe mich vorgestellt hatte, empfing ich bald darauf den Bescheid, daß ich mit einem wichtigen Auftrage schnell in mein Vaterland zurück müsse. Am Abend war beim Bruder des regierenden Fürsten Concert, und eine fremde Sängerin wollte sich zum erstenmal hören lassen. Ich begab mich in den Concertsaal. Nur der Sängerin Nacken, dessen blendende Weiße von einem wunderlich gekräuselten braunen Löckchen erhöht wurde, konnte ich wahrnehmen, so wie einen Theil des feingerundeten Ohres, so dicht war das Gedränge. Aber jetzt erhob das Mädchen den Ton, und ging in einen zweiten über, und strahlte den dritten aus, so mächtig, edel, rein, voll und lieblich zugleich, daß ich wie bezaubert stand, denn das war es, wie ich es immer gedacht, ja es war mehr, wie ich gewünscht hatte. Dieser reine himmlische Discant war Liebe, Hoheit, zarte Kraft und Fülle der edelsten, der überirdischen Empfindung. Da hörte ich nicht den spitzen, blendenden Glaston, der noch die Harmonika überschleift, nicht die Betäubung in der letzten, schwindelnden Höhe, die wie mit Spitzen das Ohr verletzt und durchbohrt, nicht die Ohnmacht an der Grenze der Stimme, die erst ein Mitleidsgefühl in uns erregt, und von diesem dann Hülfe und Beifall bettelt: nein, es war die Sicherheit selbst, die Wahrheit, die Liebe. Nun begriff ich erst, wie Hasse hatte wagen können, zuweilen in seinen Arien durch viele Takte den Sopran auf ein und zwei Sylben trillern, sich senken und wieder steigen zu lassen. Ich war so entzückt, daß ich mich und alles vergaß, ich legte in diesem höchsten Augenblicke meines Lebens das sonderbare Gelübde mir selber heimlich ab, daß nur dieses Wesen mit dieser Wunderstimme, oder keins, meine Gattin werden sollte. Der Rath und der Laufer des Fürsten hatten mich schon zwei, dreimal erinnert. Ich ging zum regierenden Herrn in das Schloß hinüber. Es ward mir schwer, meine Lebensgeister zu dem sehr bedeutenden Gespräche zu sammeln. Nach der Audienz mußte ich mich in stürmischer Nacht in den Wagen werfen. Kein Diener, am wenigsten der alte Rath, mein Begleiter, wußten mir von der Sängerin etwas zu sagen. In meinem Vaterlande angekommen, erwarteten meiner dringende Arbeiten, die mich selbst in den Nächten beschäftigten, ich konnte meinen Vater, der auf dem Krankenbette lag, nur wenig sehn. Als ich fertig war und meinem leidenden Vater jetzt meinen Trost und Dienst widmen wollte, konnte ich ihm nur noch die Augen zudrücken. Jetzt wußte ich erst, wie theuer mir der edle Mann gewesen war, doch war es mir jetzt erlaubt, meiner Neigung zu folgen; ich entzog mich den Staatsdiensten. Sobald es meine geordneten Geschäfte zuließen, reisete ich nach jener Residenz zurück, — aber — und wie ist dies zu begreifen? Kein Mensch, kein Musiker, Niemand am Hofe wollte von jener Sängerin, oder jenem Abend, den ich beschrieb, etwas wissen, als sei diese einzige, himmlische Stimme eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, die man kaum bemerkt und dann vergißt, oder als sei ich in Wahnsinn und Bezauberung, daß ich mir alles nur eingebildet habe.

Als jede Nachforschung vergeblich war, suchte ich auf Reisen jenes Wunder wieder anzutreffen. Darum versäumte ich kein Concert und keine Oper, suchte jede musikalische Versammlung auf, und immer vergebens. Seit zwei Jahren führe ich dies unruhige traurige Leben, und heut Abend dacht' ich thöricht zu werden, denn in der fremden Dame glaubte ich meine Unbekannte gefunden zu haben, dieselbe Locke im Nacken, derselbe feine Contour des Ohrs; und Mund und Physiognomie schienen mir ganz die einer Sängerin.

Die Tochter des Hauses versicherte nun noch einmal, daß sich der Graf durchaus irre, und daß seine Bemerkungen über Gesang fast ebenso einseitig als fein zu nennen wären. Denken Sie denn Ihr sonderbares Gelübde zu halten? fragte hierauf der Baron.

Ich muß wohl, erwiederte der Graf, denn, mögen Sie auch lächeln und es unbegreiflich finden, jener wunderbare süße Ton hat mir Liebe, wahre Liebe

eingeflößt. Warum soll denn unser Auge der einzige Sinn seyn, der uns dies Gefühl, diesen enthusiastischen Taumel zuführt? Ich träume von dieser Engelsstimme, immer vernehme ich sie, alles erinnert mich an diesen Ton: o Himmel! wenn er verschwunden, wenn sie gestorben seyn sollte! Ich mag mir die Unermeßlichkeit dieses Elendes gar nicht vorstellen.

Die übrigen, den Laien abgerechnet, schienen diese Leidenschaft nicht begreifen zu können, oder an sie glauben zu wollen. Da es spät war, trennte man sich, und der Italiäner begleitete den Grafen, in dessen Hause er wohnte.

Eccellenza, fing er in einer einsamen Straße an, thut mir die Gefälligkeit, mich übermorgen vor das Thor da in den Tannenwald zu begleiten, da will ich mich umbringen.

Narr! sagte der Graf, was fällt Euch einmal wieder ein? Habe ich nicht versprochen, für Euren Lebensunterhalt zu sorgen?

Alles recht schön, sagte jener, danke auch für die Großmuth; aber ich bin mein Leben völlig satt, so sehne ich mir nach meiner abgeschiedenen Hälfte.

Damit Ihr auch jenseit, fragte der Graf, Euer Katzenkonzert wieder fortsetzen könnt?

Nicht bloß deswegen, erwiederte der Alte, bin aber mit Isabellen so gewohnt gewesen, mit Palestrina, Durante, Bach und alle große Leute, den königlichen Kapellmeister David mit eingerechnet, zu leben, daß ich es mit so ordinären Menschen nicht mehr aushalten kann. Wie rathen mich, Eccellenza, daß ich mir umbringen soll, hängen, schießen oder ersaufen?

Ich werde den Narren einsperren lassen, sagte der Graf.

Hat jedes etwas für sich, fuhr der Italiäner fort, ohne sich stören zu lassen: Luft, Feuer, Wasser; jedes ein ganz gutes Element. Ein einziges Ding könnte mich mein Leben versüßen, so daß ich wieder in die Lebenslust einbiße.

Nun, und was?

Daß ich den Herrn Hortensio nochmal anträfe.

Und weshalb?

Daß ich ihn so recht abwamsen, durchdreschen könnte, daß er dazumal meiner Cara die Gesangmethode so verdorben hat.

Phantast! sagte der Graf, indem sie durch die Thür schritten. — Und was ist Eccellenza? murmelte der Alte, indem die Diener ihnen entgegen kamen.

Der Kapellmeister war in Verzweiflung. Es war ganz so gekommen, wie er gefürchtet hatte. Die erste Sängerin zeigte sich mehr als empfindlich, sie fühlte sich beleidiget, und sogleich war auf einen Wink von ihr eine recht schwere Krankheit da, die ihr es unmöglich machte, einen Ton zu singen, ja nur ihr Zimmer zu verlassen. Der Enthusiast wandelte und rannte hin und her, aber seine Vermittlung machte die Sache eher ärger als besser, denn da er treuherzig wieder erzählte, was jede der Parteien geäußert hatte, so wurde der Kapellmeister immer mehr erbittert, und die Sängerin ging am Ende so weit, daß sie verlangte, statt der beiden Haupt-Arien sollten zwei ganz neue gesetzt werden, und das Duo im letzten Acte müsse in den ersten und zwar gleich in den Anfang, verlegt seyn, auch forderte sie noch für sich die große Arie der zweiten Sängerin, ohne welche Bewilligungen an keinen Friedensschluß zu denken sei. Ueber diese ungeheure Forderungen gerieth der Kapellmeister so außer sich, daß er schwur, sie solle nun in seiner Oper gar nicht singen, ob er gleich noch nicht wußte, wie er seiner Verlegenheit abhelfen sollte. Wenn nur meine Cara noch lebte! rief der alte Italiäner aus, der an den Berathschlagungen Theil nahm, und jetzt die Verzweiflung des Kapellmeisters sah; ach! wie brillant könnte die Selige zum Theater wieder auferstehn! Die Rolle ist ganz und gar für sie geschrieben.

Könnt Ihr sie nicht vielleicht selbst übernehmen? fragte der Kapellmeister in tragischer Bosheit.

Signor si! rief der Alte, wenn Ihr kein ander Subjekt findet, ich kann zum Entsetzen einen hohen Sopran durch die Fistel singen.

Es kommt wirklich fast auf eins hinaus, rief der Componist in seiner Verzweiflung, ob man so oder so parodirt wird; wenigstens würde doch kein Liebhaber bei einer unpassenden Gelegenheit klatschen, und kein Eifersüchtiger, oder der Bewunderer der zweiten Dame aus Neid pochen oder zischen. Unternehmt Ihr, Alter, aber auch liebenswürdig zu erscheinen?

Was der Mensch leisten kann, antwortete jener, der es für Ernst hielt: vor dreißig Jahren war ich zum Malen hübsch, und wenn ich mal auf Carneval in Weibskleidern ging, so lief mir alles junge Mannsvolk nach.

Die Prima Dona hätten wir also, sagte der Enthusiast, und wenn die Oper nur Nacht und Verfinsterung des Theaters erforderte, und kein Mensch die Sache erführe, so käme es wohl auf den Versuch an, welche Wirkung der alte Freund machen würde.

Wenn ich nicht vor der Aufführung todt bin, warf der Italiäner ein, so wie das andere Subjekt krank ist, so möchte ich wohl in das Sterben gerathen.

Ich sehe schon, beschloß der Kapellmeister, ich bin vergeblich hergereist, ich habe umsonst alle Anstalten getroffen. So lange es unmöglich bleibt von Obrigkeits wegen einen solchen Eigensinn zu bestrafen und zu hindern, so lange das Publikum selbst nicht eine solche Frechheit und Verachtung seiner so ahndet, daß kein zweiter dieselbe Vergehung wieder wagt, so lange bleiben wir das Opfer dieser Caprice von unwissenden Menschen, die für ihr mäßiges Talent viel zu sehr belohnt und von den Directionen und allen Zuhörern verzogen werden. Ich werde wieder einpacken.

Der Enthusiast weinte vor Schmerz, der Italiäner aber sagte: Ihr habt ganz recht; nicht wahr, das Leben mit all den Mühseligkeiten ist nicht die Rede werth?

Ich bin es wenigstens völlig satt, antwortete der Componist.

Nun, so kommt mit mich, leistet mir Gesellschaft, sagte der Alte sehr freundlich, indem er sich an ihn schmiegte.

Wohin?

Nach jenseit, nach dem weiten großen Raum, wo man Ellenbogen-Freiheit nach Herzenslust hat. Sagt, Mann, wollen wir uns lieber ins Wasser

schmeißen, oder frisch den Kopf abschießen, wie dem Vogel von der Stange?

Geht, rief der Musiker, Ihr seid schon am frühen Morgen trunken.

Nein, sagte jener, ich habe einmal einen heiligen Schwur gethan, mich aus dieser Welt hier fortzuschaffen, wenn ich nicht etwa den lieben Signor Hortensio wieder antreffen thäte: das würde natürlich die ganze Sache verändern. Aber wenn mir die Freude nicht arrivirt, sagt nur selbst, was ist denn das für ein lumpiges Leben hier unten? Da sitzt Ihr immer, närrischer Maestro, und klimpert auf das Klavier, und schreibt Eure Eingebungen auf, und ängstigt Euch um Invention, Charakter, Melodie, Styl, Originalität, und wie man Kunstwesen alles nennt: und wer dankt es Euch? Wer merkt es nur ein bissel? Laßt uns doch mal als vernünftige Männer in Tag hinein reden: ist es denn nicht spaßhafter, sich aus dem Staub zu machen? Ja, Ruhm, Nachwelt! Wollen der lieben Nachwelt ein bissel entgegen gehn, und mal hinter den Vorhang gucken, ob es solches Gethier überhaupt nur giebt. Uebermorgen, Freundchen, seid von der Parthie, ich bring' auch Pistol mit: Ihr müßtet denn lieber baumeln wollen; ist aber jetzt windiges und garstiges Wetter.

Laßt die Narrenspossen, sagte der Musikus sehr ernst, es wird noch dahin kommen, alter Thor, daß Ihr nach dem Tollhause wandert.

Und wohnen da nicht auch Leute? sagte der Italiäner grinsend; Ihr habt Vernunft noch nicht viel gebraucht, junger Mann, da ist sie noch ein bissel frisch! wer sie aber so wie ich strapazirt hat, da ist sie mürbe und matt; mir kommt's gar nicht so sehr auf Ambition an, daß mich Eures Gleichen für vernünftig, oder Weisen aus Griechenland hält. Ich habe wohl andern Umgang gehabt, als Ihr, Ihr armer, gegenwärtiger kurzsichtiger Mensch! und wenn Nestor, oder Phidias und Praxiteles, mit die ich so oft konversirt habe, mich so etwas gesagt hätten, so hätte ich jeden einen Schlag an die Gegend von das Ohr gegeben.

Er lief wüthend fort, und der Kapellmeister setzte sich melancholisch nieder; auch der geschwätzige Enthusiast mußte ihn verlassen, damit er seinem Kummer recht ungestört nachhängen könne.

Nein, sagte am Abend der Laie zum Baron Fernow, ich habe dazumal einen Schwur gethan, niemals eine Geige wieder anzurühren, und darum verschonen Sie mich. Der Vater und die Tochter wünschten nämlich, er möchte ihnen nur etwas, das kleinste Liedchen vorspielen, um zu sehen, wie er sich in der Jugend mit seinem Instrumente ausgenommen habe.

Man sollte wohl nichts verschwören, sagte der Baron, am wenigsten die Ausübung einer so edeln Kunst.

Der Kapellmeister trat herein, und erzählte eine sonderbare Anmuthung, die ihm vom Grafen geschehen sei. Dieser habe ihn nämlich besucht und gebeten, am heutigen Abend mit ihm und dem alten Italiäner in den Wald vor die Stadt zu gehn, wo sich der Sänger erschießen wolle; der Graf wünschte wenigstens einen rechtlichen Mann zum Zeugen, der es nachher bewähren könne, daß der alte Thor sich selber umgebracht habe. Der Baron war der Meinung, man müsse den alten Verrückten sogleich festnehmen und einstecken; die übrigen fielen bei, nur der Laie äußerte den Zweifel, ob nicht Jedem das Recht zustehen müsse, über sein Leben zu entscheiden, wie es ihm am besten dünkte. Hierüber entspann sich ein Streit, ob es dem Staate, oder den übrigen Menschen erlaubt sei, über irgend wen eine solche beschränkende Aufsicht zu führen, welches der Baron uneingeschränkt behauptete, da ein solcher durchaus, der einen so unklugen Vorsatz fasse, als ein Wahnsinniger zu betrachten sei.

So muß man erst ermitteln, was Wahnsinn ist, warf der Laie ein; denn wir sehn es in der Geschichte, wie die Gesetze und ihre Vollstrecker nach den Umständen und herrschenden Gesinnungen bald dieses bald jenes zum todeswürdigen Verbrechen gestempelt haben, welches andere Zeitalter zu Tugenden erhoben, oder gleichgültig ansahen, ja selbst verlachten. Frei zu denken, von gewissen Meinungen abzuweichen, hat ehemals Manchen auf den Scheiterhaufen geführt; wegen Zauberei, wegen angeschuldigter Künste ist Manchem der Stab gebrochen worden, und jetzt, wo wir in diesen Punkten Freiheit gestatten, und es doch dulden müssen, wie Viele durch Uebermaß und Ausschweifung sich vorsätzlich zu Grunde richten, begreife ich nicht, wie man es den Elenden und Verstörten mit Recht verwehren kann, das Leben wegzuwerfen, wenn sie diesen Entschluß wirklich ergreifen.

Sie sind paradox, rief der Baron; ich bin nicht Philosoph genug, um Sie widerlegen zu können, allein aus den Ueberzeugungen der Religion müssen Sie es selber schon wissen, daß Sie eine böse Sache vertheidigen.

Ich habe versprochen, mit auszuwandern, sagte der Kapellmeister, denn ich kann mir nimmermehr vorstellen, daß der alte Thor Ernst machen wird. Uebrigens wäre es wahrlich nicht zu verwundern, wenn ein armer geplagter Kapellmeister diese Gelegenheit benutzte, und ihm Gesellschaft leistete.

Der Graf trat wie verstört und tiefsinnig herein. Man fragte ihn, ob etwas Neues begegnet sei; er äußerte aber, die Erinnerung an jene Stimme, die neulich ihm durch Erzählung wieder mit frischer Lebhaftigkeit in das Gedächtniß gekommen sei, sein rastloses Suchen, die Qual dieser Spannung und die Unruhe, die es seinem ganzen Wesen mittheile, mache ihn völlig elend, und er habe beschlossen, wenn sich der Italiäner erst erschossen habe, weiter zu reisen.

So halten Sie es denn für Ernst? fragte der Baron erstaunt.

Wenn er nicht wirklich dazu thut, antwortete der Graf, so nehme ich den Narren wieder auf die Reise mit.

Der Italiäner trat herein und schien aufgeräumter, als man ihn noch je gesehen hatte. Alle betrachten ihn mit einer gewissen Scheu, er aber nahm keine Notiz von diesem veränderten Betragen, und als jetzt der Enthusiast und der Sänger die Gesellschaft vermehrten, wurden alle in heitern Gesprächen von einer vergnüglichen Laune beherrscht, den Grafen ausgenommen, der seine trübe Miene nicht veränderte. Lassen Sie uns, sagte der Kapellmeister

endlich, einiges von unsern neulichen Erzählungen aufnehmen. Wie ist es möglich (indem er sich zum Laien wandte), daß Sie nach ihren neuerlichen komischen Bekenntnissen ein so großer Freund der Musik haben werden können? Vielleicht dadurch um so mehr, erwiederte dieser, weil das Gefühl, als es reif in mir war, durch sich selbst und stark erwachte, daß ich nichts Angelerntes, Nachgesprochenes in meine Liebhaberei hinüber nahm. Ich hatte es endlich dahin gebracht, daß ich kleine einfache Lieder begriff, die mir auch wohl im Gedächtniß hängen blieben, die trefflichen von Schulz, zum Beispiel, in denen uns, ohne daß sie uns eben poetisch aufregen, so behaglich und wohl wird, die uns so klar blauen Himmel, grüne Landschaften, leichte Figuren und anmuthige Empfindungen hinmalen, waren mir oft gegenwärtig und verständlich. Nur die größern Compositionen, am meisten aber die dramatische Musik waren mir zuwider, wenn ich auch in der letztern manchmal mit Wohlgefallen eine kleine Arie hörte, die sich dem Ohr einschmeichelte. Auch der Harthörigste lernt am Ende die kleinen melodischen Sachen fühlen, wenn ihm auch der Zusammenhang großer musikalischer Dichtungen unverständlich bleibt. Als das erstemal Don Juan von Mozart gegeben wurde, ließ ich mich bereden, das Theater zu besuchen. Es war unlängst componirt, und des großen Mannes Ruhm noch in Deutschland nicht so begründet, wie bald nachher, welches ich besonders an einem hochgeachteten Musiker wahrnahm, der während und nach der Aufführung nicht gnug über den falschen Geschmack des Werkes reden konnte. Mir aber war, als fiele mir schon während der Ouvertüre eine Binde von allen Sinnen. Ich kann die Empfindung nicht beschreiben, die mich zum erstenmal überraschte, da ich wahre Musik hörte und verstand. Mit dem Verlauf des Werkes steigerte sich mein Entzücken, die Absichten des Componisten wurden mir klar, und der große Geist, der unendliche Wohllaut, der Zauber des Wundervollen, die Manichfaltigkeit der widersprechendsten Töne, die sich doch zu einem schöngeordneten Ganzen verbinden, der tiefe Ausdruck des Gefühls, das Bizarre und Grauenhafte, Freche und Liebevolle, Heitere und Tragische, alles dieses, was dieses Werk zu dem einzigen seiner Art macht, ging mir durch das Ohr in meiner Seele auf. Daß es so plötzlich geschah, vermehrte meine Begeisterung, und ich konnte nun kaum den Belmont desselben Meisters erwarten, dessen Leidenschaftlichkeit mich nicht weniger entzückte. Auch andre Componisten suchte ich zu begreifen, und Glucks großen Styl, seine edle Rhetorik, sein tiefes Gemüth rissen mich hin, ich erfreute mich an Paisiello, und Martini, Cimorosa's heller Geist leuchtete mir ein, und ich bestrebte mich, die Verschiedenheiten des musikalischen Styls, so wie verschiedenartige Dichter zu erfassen und mir anzueignen. Während meiner Universitäts-Jahre verlor ich diese Kunst wieder aus dem Gesichte, doch zurückgekehrt war mein Eifer für sie um so brennender, vorzüglich da einige vertraute Freunde mein Urtheil und Gefühl läuterten. Jetzt wurde ich mit dem wundervollen Genius des großen Sebastian Bach bekannt, in dem vielleicht schon alle Folgezeit der entwickelten Musik ruhte, der alles kannte und alles vermochte, und dessen Werke ich etwa nur mit den altdeutschen tiefsinnigen Münstern vergleichen möchte, wo Zier, Liebe und Ernst, das Mannichfaltige und Reizende in der höchsten Nothwendigkeit sich vereinigt, und in der Erhabenheit uns am faßlichsten das Bild ewiger und unerschöpflicher Kräfte vergegenwärtiget.

Der Componist sagte: Gewiß, es könnte Schwindel erregen, wenn man überschaut was alles vorangehen mußte, bevor Bach seine Werke schreiben konnte; aber es gehört auch wahrlich viel dazu, einer solchen Fuge oder einem vielstimmigen Satz auf die rechte Weise zu folgen, und ihn zu verstehn, es ist gleichsam eine Allgegenwart des Geistes, die ich einem solchen Laien am wenigsten zugetraut hätte.

Nach mehreren Jahren, fing der Laie wieder an, wurde mir es so gut, in eine edle Familie eingeführt zu werden, deren Mitglieder, vorzüglich die weiblichen, auf eine entzückende Art die Musik ausübten, Die älteste Tochter sang einen Sopran, so voll und lieblich, so himmlisch klar, daß ich bei Ihrer neulichen Beschreibung des Gesangs Ihrer Unbekannten, werther Graf, an diese unbegreifliche Stimme denken mußte. Hier vernahm ich nun neben manchem Weltlichen vorzüglich die großen und ewigen Gedichte des erhabenen Palestrina, die herrlichen Compositionen eines Leo und Durante, die Zaubermelodieen des Pergolese, den ich mit den Lichtspielen des Correggio vergleichen mußte, die trefflichen Psalme Marcellos, die großartige Heiterkeit unsers Hasse, und das dramatische Requiem Jomellis: manches von Feo, die Miserere von Bai und Allegri ungerechnet. So rein, ungeziert, im großen einfachen Styl, ohne alle Manier vorgetragen, wird man schwerlich je wieder die Meisterwerke hören. Diese glückliche Zeit versetzte meinen Geist in eine so erhöhte Stimmung, daß sie eine Epoche in meinem Leben macht. Nur in wenigen schwachen Gedichten habe ich versucht, meine Dankbarkeit auszusprechen. Meine Seele war so ganz in diesen göttlichen Tönen aufgegangen, daß ich dazumal nichts von weltlicher Musik wissen wollte, es schien mir eine Entadelung der Göttlichen, daß sie sich zu den menschlichen Leidenschaften erniedrigen sollte. Ich glaubte, es sei nur ihre wahre Bestimmung, sich zum Himmel aufzuschwingen, das Göttliche und den Glauben an ihn zu verkündigen.

Ein Beweis, sagte der Kapellmeister, daß Ihr ganzes Herz damals von der Glorie dieser Erscheinung durchdrungen war. Man thut auch Unrecht, dergleichen wahre Begeisterung Einseitigkeit zu schelten, denn unsre Seele, wenn sie wirklich auf so große Art ergriffen und erschüttert wird, fühlt dann in diesem ihr neuen Element die ganze Kraft und Ewigkeit ihres Wesens: sie findet dann die Schönheit, von der sie früher gerührt wurde, erhöht und vollendet in der neuen Erscheinung, und sieht mit Recht auf ihre frühern Zustände als auf etwas Geringeres hinab. In wessen Herz eine solche Vision nicht steigen und es ganz ausfüllen kann, der weiß überhaupt nicht, was ächte Begeisterung ist. Und gewiß ist die Kirchenmusik, welche freilich die Neueren meist auch so tief herabgezogen haben, die erhabenste und schönste Aufgabe unserer Kunst. Ich bin aber überzeugt, daß Sie späterhin von selbst, eben aus Ihrem Enthusiasmus wieder den Weg zu Ihrem geliebten Mozart nnd andern gefunden haben.

Natürlich, fuhr der Laie fort, denn die Liebe kann sich ja doch niemals in Haß umwandeln. Ich habe immer die Menschen gefürchtet, die mit ihren Gefühlen in den Extremen schwärmen, und heut über-

trieben verehren, was sie in einiger Zeit mit Füßen treten. Unsre Bildung kann und soll nur eine Modifikation einer und derselben Kraft, einer und derselben Wahrheit seyn, kein unruhiger Austausch und Wechsel, und kein hungerndes Verlangen nach Neuem und Unerhörtem, welches doch niemals befriedigend gesättiget werden kann. Als es mir nachher so gut ward, in Rom von der päbstlichen Kapelle viele derselben Sachen vortragen zu hören, so fühlte ich wohl, daß hier ein eigener traditioneller Vortrag des alten Canto fermo manches anders und noch einfacher gestalte, aber weder dort noch in den Theatern habe ich je diesen unbeschreiblichen Diskant wieder vernommen, und Pergolese oder andere neuere Kirchenmusik ist mir auch niemals in dieser Vollendung wieder vorgetragen worden.

Aus Ihren Beschreibungen, fing der Sänger an, muß ich wohl abnehmen, daß Sie mit der neuen Sängermanier wohl selten zufrieden seyn mögen. Ich gestehe Ihnen aber, daß ich hierin nicht ganz Ihrer Meinung seyn kann: zu große, zu schlichte Einfalt würde mich zurückstoßen, ich will den Virtuosen vernehmen, der die Musik und seine Stimme beherrscht. Wie der Deklamator nicht bloß ruhig ablesen soll, sondern durch Erhöhung und Senkung der Stimme, durch kleine Pausen, durch rollende Töne erst zum Schauspieler wird, und das zur Kunst erhöht, was der ganz gute Vorleser doch in der niedrigen Region stehen lassen muß.

Sie haben gewiß Recht, erwiederte der Laie, vorausgesetzt, daß es wirklich das sei, was ich Deklamation im Schauspiel, oder Vortrag des Gesanges nennen kann. Was uns der Graf aber neulich als falschen und schlechten Ausdruck schilderte, muß ich freilich auch als meine Meinung unterschreiben. Und ist es denn in unsern Schauspielen anders? Wie denn überhaupt wohl nie Gebrechen und Vorzüge eines Zeitalters einzeln stehn können, sondern jede Kunst wird eine Abspiegelung der andern seyn, und selbst Staat und Geschichte müssen ebenfalls alle Gesundheits- oder Krankheitsstoffe wieder in ihrem großen verschlungenen Gewebe nachweisen. Eben so wie der Sänger schreit und seufzt, und selten das Gefühl im Ganzen ausspricht, welches die Arie oder das Duo von ihm fordert, so auch der Schauspieler; dieser hilft sich auch durch einzelne übertriebene Accente, herausgehobene Worte, stark unterstrichene Stellen, und muß darüber den Sinn des Ganzen fallen lassen, wodurch die Scene wie die einzelnen Stellen für den Kenner nüchtern und trivial werden. Denn wo giebt es jetzt wohl noch Schauspieler, an deren Leidenschaft man glaubt, die uns täuschen und in ihrem hohlen abgepufften Ton nur irgend Wahrheit sprechen? Ja unser Freund Wolf, so wie seine Gattin machen hievon eine ehrenvolle Ausnahme, so sehr, daß sie fast schon einzeln in Deutschland da stehn, wenn auch hie und da ein Talent sich zeigt, das aber immer nur zu Zeiten jener Manier widersteht, die unser Theater beinah schon völlig zerstört hat. Nicht, daß sich nicht viele Schauspieler bemühten, aber es ist hier eben so wohl wie im Gesange eine falsche Schule entstanden, die Ausdruck, Empfindung durch Einzelheiten, die nicht in der Sache selbst liegen, erregen will, und darüber das Ganze verdunkelt, und wenn wir uns strenge ausdrücken wollen, die Absicht der Kunst, ja diese selber vernichtet.

Sie haben vollkommen Recht, rief der Kapellmeister: aber machen es denn meine Handwerksgenossen, die Componisten selbst, anders? Kaum ein Lied wissen sie mehr zu setzen, wo sie nicht jede Strophe neu componiren, gewaltsam accentuiren, innehalten, abbrechen und in gesuchte und fernliegende Tonarten übergehn, um nur, wo sie die Empfindung warnehmen, so starke Schlagschatten hinzumalen, daß man diese Stellen nun zwar nicht übersieht, aber auch gewissermaßen mehr Schwärze als Farbe gewahr wird. Als wenn es dem Sänger nicht müßte überlassen bleiben, auch im wiederkehrend Einfachen eine leise Variation anzubringen, oder als wenn das nicht eben das musikalische Gefühl in unserer Natur wäre, in diesen sich wiederholenden Klängen ohne Weiters vermöge unsrer Liebe zu ihnen das Mannichfaltige zu empfinden.

Sehr wahr, fügte der Laie hinzu, aus demselben Unglauben fürchtet auch mancher geniale Musiker, wie der herrliche Beethoven, nicht neue Gedanken genug anbringen zu können, deshalb läßt er so selten einen zu unsrer Freude ruhig auswachsen, sondern reißt uns, ehe wir kaum den ersten vernommen, schon zum zweiten und dritten hin, und zerstört so, wie oft, selbst seine schönsten Wirkungen. Sehn wir sogar auf die Göthe'schen Lieder, die er gesetzt hat: welche Unruhe, welche scharfe Deklamation, welches Ueberspringen. Ich möchte diesem trefflichen Manne, so wie manchem andern nicht gerne Unrecht thun, aber die Reichardschen Melodieen zu den meisten dieser herrlichen Gesänge haben sich mir so eingewohnt, daß ich mir diese Gedichte, vorzüglich die frühern, nicht anders denken und singen kann.

Wenn Sie so gesinnt, nahm die Tochter das Wort, und die übertriebene falsche Gelehrsamkeit verwerfen, den Ausdruck schelten, der sich vordrängt, und darüber Melodie und eigentlichen Gesang verdunkelt, so hätten Sie ja nun selbst meinen geliebten Rossini gerechtfertiget.

O divino maestro! o piu che divino Rossini! rief begeistert und mit verzerrtem Gesicht der alte Italiäner. Eccolo il vero! den ausgemachten Wunderdoktor des Jahrhunderts, der uns verirrte Schafe wieder auf die rechte Straße bringt, der alle die falsche deutsche Bestrebunge maustodt schlagt, der mit himmlische unerschöpfliche Genie Oper über Oper, Kunstwerk auf Kunstwerk häuft, und sich Pyramid oder Mausoleum erbaut, worunter nachher alle die ausdrucksvolle, gedankenreiche und seelenmäßige Klimperlinge auf ewig begraben liegen.

O wie wahr! rief der Enthusiast, ich habe mir schon oft vorgenommen, keinen andern Componisten mehr anzuhören, so entzückt hat mich jedes seiner Werke, es kam mir nur unbillig vor, da ich doch selber ein Deutscher bin, mich so feindlich meinen Landsleuten gegenüber zu stellen.

Was hat die Landsmannschaft damit zu thun? sagte der Laie: manche Italiäner, die gern eine Partei formiren möchten, haben es freilich bequem, wenn sie den Mozart oder gar Gluck zu den ihrigen rechnen, und so gegen Bestrebungen zu Felde ziehn wollen, die ihnen im Wege stehn. Giebt es aber eine wahrhaft deutsche Oper, eine Musik, die wir uns als national durchaus aneignen müssen, so ist es eben die Mozartische, und es ist sehr gleichgültig, daß der Don Juan ursprünglich für italiänische Sänger

geschrieben wurde. Italien hat auch deutlich genug bewiesen, daß es diesen großen und reichen Geist nicht fassen und lieben konnte. Mozart, Gluck, Bach, Händel und Haydn sind ächte Deutsche, die wir uns niemals dürfen abdisputiren lassen, und ihre Compositionen sind, recht im Gegensatz gegen die Italiänischen, wahrhaft deutsche zu nennen.

Und dann, fügte der Kapellmeister hinzu, kann man gern dem Rossini Talent und Melodie zugestehen, wenn der Lobpreisende auch uns zugiebt, daß ihm in seiner Eile alles das abgehe, was den Componisten erst zu einem dramatischen macht. Regellos, willkührlich ist er durchaus, und achtet weder Zusammenhang noch Charakter, ja ich fürchte, in diesem leichten und wilden Spiel bestehe sein Talent, so wie das mancher dramatischen Schriftsteller, und ihn zwingen wollen, consequent zu seyn, dem Charakter und Inhalt gemäß zu componiren, hieße nur, ihm das Componiren selbst untersagen.

Sein schneller Ruhm, sagte der Laie, ist wohl nur entstanden, weil eben der ächte Sinn für Musik unterzugehen droht. Denn wie kann man sich doch nur mit diesem völligen Mangel an Styl vertragen, der allen seinen Melodieen einen so niedrigen, geringen Charakter aufdrückt? Seine Sangstücke sind größtentheils sangbar, ja recht bequem für unsere jetzigen Sänger geschrieben, aber sehr häufig setzt er auch nur, so vielen andern ähnlich, wie für Instrumente, und wenn sein Beifall noch lange währt, so wird er auch noch dazu beitragen, die Sänger völlig zu verderben, ja auch wohl den guten und edlen Vortrag der Instrumente, weil er alles so kleinlich und geringe behandelt. Der Sinn für Musik erwachte bei uns auf eine schöne Weise, er kräftigte sich und es war uns vergönnt, Gluck zu verstehn und uns völlig anzueignen, eine so große Erscheinung, wie Mozart, entstand und vollendete sich vor unsern Augen, Haydn's tiefsinniger Humor in seinen Instrumental-Compositionen ergriff alle Freunde der Kunst, des großen Händels Werke wurden wieder studirt, und selbst die Dilettanten fühlten sich von seiner Kunst entzückt, die das Mächtige, Gewaltige erstrebt, jeden kleinlichen Reiz verschmähend; wir sahen Anstalten gedeihen, die auch die alte Kirchenmusik, die herrlichen Werke der großen Meister wieder ertönen ließen, es schien, daß auf immer der Geschmack am Großen und Edlen gerettet sei. Nur hatte sich indessen die Menge auch mit der Musik scheinbar vertraut gemacht, und diese kann, wenn sie sich eine edle Sache aneignet, immer nur bis auf eine gewisse Weite mitgehn, dann wird sie nothwendig das Ergriffene in etwas Geringeres verwandeln, das ihr zusagt. Ehemals hatten wir nur Kenner und oberflächliche Liebhaber in Deutschland, jetzt aber entstand eine Halbkennerschaft statt der Freunde, die sich unschuldig ergötzten. Diese anmaßlichen Kenner haben mit lauter schreienden Stimmen nach und nach das Wort der wahren Musikfreunde verdrängt, ja diese gelten den neuern Enthusiasten wohl gar für eigensinnige oder gefühllose Kritiker, die aus Neid und Mißlaune die glänzenden Erscheinungen der neuesten Zeit nicht anerkennen wollen. Darum hat auch in meiner Vaterstadt, in Berlin, Rossini am meisten Widerspruch gefunden, weil durch des unvergeßlichen Fasch herrlichen Eifer dort die treffliche Musik-Akademie gegründet wurde, die unser Freund, der wackre Zelter, nach dessen Tode in demselben Sinne fortgeführt hat. Durch die Vergegenwärtigung der alten Meisterwerke, durch den einfachen, edlen Gesang, der dort bekannter ist, als anderswo, sind die zahlreichen Mitglieder zum Bessern verwöhnt, und können sich unmöglich dem zierlich Nüchternen hingeben.

Sie werden es mit meiner Tochter völlig verderben, sagte der Baron lachend, denn sie meint, wo nur Effekt sei, da wäre es lächerlich zu fragen, ob die Wirkung auch statt finden dürfe.

Sie hat vollkommen Recht, antwortete der Laie, ich aber auch, wenn ich behaupte, die Wirkung müsse gar nicht eintreten. Um diesen Punkt dreht sich ja die Kritik in allen Künsten.

Darum ist es ein Glück zu nennen, antwortete der Baron, ja gewissermaßen eine weise Lenkung des Kunstgenius, daß ein großer Componist sich diesem kleinlichen Unwesen so mächtig gegenüber stellt, und das so ausgezeichnet besitzt, Styl nämlich, was jenem ganz abgeht. Ich spreche von dem nicht genug zu lobenden Spontini. Es läßt sich hoffen, daß von dieser Seite durch mächtige Wirkungen der Sinn der Deutschen wird gehoben, und ihr Wohlgefallen an diesem Melodienkitzel beseitigt werden.

Der Laie schien so in Eifer gerathen zu seyn, daß er allein das Wort führen wollte. Gewiß, sagte er lebhaft, wäre es lächerlich, wenn man diesem Manne ein ausgezeichnetes Talent absprechen wollte, und über die Verdienste seiner Vestalin läßt sich vieles sagen und streiten. Aber daß er im Cortez und nachher noch gewaltiger ein Brausen und Stürmen der Instrumente, ein Ueberschreien der Stimmen, ein Aufkreischen, ein wildes Getümmel uns hat für Musik geben wollen, scheint mir ebenfalls ausgemacht. Man kann schwerlich im voraus bestimmen, wie viel oder wenig unser Ohr von Instrumental-Musik vertragen soll, denn Mozart hat die meisten seiner Vorgänger überboten, und es gab früherhin auch Kunstfreunde, die bei ihm über zu große Fülle klagten; und schon lange vor diesem hat der große Händel außerordentlich viele Instrumente in Anspruch genommen, um seine erhabenen Gedanken auszusprechen. Aber bei diesen war die Fülle der Töne doch Musik, ein Anschwellen, ein Heranbrausen, ein Abdämpfen und Zurücksinken in eine gewisse Stille und Ruhe, aber nicht dieses ununterbrochene, nie rastende Wüthen aller Kräfte ohne Vorbereitung, Inhalt und Bedeutung, welches nur betäuben kann, und dessen Macht und Gewaltsamkeit mehr erschreckt und ermüdet, als erhebt und erschüttert. Geht der berühmte neuere Componist hierbei nur gar zu oft auf leeren Effekt und Schreckbares aus, so wie manche Schauspieler und Schauspieldichter, wirkt er nur einzig und allein durch große Massen, so ist er zwar wohl nicht der Wandnachbar Rossinis, aber sie reichen sich denn doch aus einer gewissen Entfernung befreundet die Hände und stehen sich nicht als feindliche Kräfte einander gegenüber. Wohl uns, daß unser hochgeehrter Maria Weber uns zu den schönsten Erwartungen berechtigt, der in dem, was er schon trefflich geleistet hat, so glänzend zeigt, wie viel er in Zukunft noch vermag.

Nun erhob sich die Tochter mit allen Tönen, und der Vater stand ihr bei, um den Laien in die Enge zu treiben, der ihre Lieblinge so keck angegriffen hatte, ohne doch vom Metier zu seyn, da er sein ehemali-

des Violinspielen selber nicht in Anschlag zu bringen wage. Unter lautem Lachen wurde disputirt und behauptet, der Teufel sei ein für allemal unmusikalisch, die Kugelgießerei und der Lärmen dabei schlimmer, als was je auf dem Theater getobt, und der Musik, die ganz Deutschland wie verwirrt gemacht, fehle die Manichfaltigkeit, ein heiteres Element, ja auch jene Ironie, wodurch Mozart erst seine ungeheure Dichtung des Don Juan zu diesem einzigen Werke gebildet habe, so daß bei diesem durch Gegensätze sich Inhalt und Behandlung rechtfertigen, was dort ganz aus der Acht gelassen sei.

Der Kapellmeister nahm sich des armen Laien, der hierauf wenig zu erwiedern wußte, oder den man vielmehr nicht zu Worte kommen ließ, freundlichst an, und meinte, eine Vergleichung auf diese Weise anzustellen, sei unbillig, weil das neue Kunstwerk gar nicht die Absicht habe, sich neben jenes ungeheure zu stellen. Ueberschreitet auch die angefochtene Scene, fuhr er fort, welche gerade die Menge herbei gelockt hat, die Gränzen der Musik, so ist doch übrigens des Vortrefflichen, des ächten Gesanges, des Neuen und Genialischen, vorzüglich aber des wahrhaft Deutschen, im besten Sinne, so viel, daß ich vollkommen in das Lob unsers unmusikalischen violinspielenden Laien einstimmen muß, der manches wohl eben deswegen bestimmter empfindet und kecker ausspricht, weil er niemals vom Handwerk gewesen ist, und selbst nicht als Dilettant hinein gepfuscht hat, da er sich doch bescheidet, in die eigentlich grammatische Kritik einzugehn. Sollte keiner als nur Musiker mitsprechen dürfen, so würde ja auch für diese nur componirt, und das werden wir uns doch wohl, so wie alle Künstler, verbitten, nur für die Zunftgenossen zu arbeiten, um von ihnen empfunden und verstanden zu werden.

Könnte ich nur, fing der Laie wieder an, den sanften Genuß wieder haben, den mir ehemals die Lila des Martini gewährte. Diese idyllische, reine und heitere Musik wäre nach so manchem Ungethüm unserer Theater eine wahre Erquickung. Wie würde ich mich freuen, Paisiellos Barbier von Sevilla wieder zu vernehmen, und es kränkt mich innig, daß man eine solche Composition nicht als eine klassische verehrt, die nun einmal für allemal fertig ist, und an die sich keiner von neuem wagen dürfte. Denn ist bei Rossini auch hier und da vielleicht ein Moment brillanter, so ist doch der dramatische Sinn des Ganzen, die Bedeutung untergegangen, und nichts gegeben, was sich dem Humor in der Rolle des Alten nur irgend vergleichen dürfte. Die Verwöhnung der gehäuften Instrumente läßt aber befürchten, daß man, wenn man auch einmal diese trefflichen alten Sachen geben möchte, Zusätze zur Begleitung macht, oder diese wenigstens verstärkt. Hier und da habe ich schon murmeln hören, daß Gluck dergleichen bedürfe. Mozarts Figaro ist schon in Violinen und andern Instrumenten doppelt so stark besetzt worden, als es der Componist vorgeschrieben hat, bei dieser heitern Musik um so unpassender, weil dadurch der Witz, das wundersam Leichte und heitere des Gesanges gestört wird. Es ist, als wollte man treffliche Brillanten aus ihrer leichten Fassung nehmen, und sie, um sie zu ehren, in schweres Gold schmieden. Oder, als riefe man sich witzige und launige Einfälle durch ein Sprachrohr zu.

Man sang zum Beschluß noch einiges, und die Gesellschaft trennte sich dann. Beim Abschiede sagte der Baron zum alten Italiäner: Auf Wiedersehen! Doch dieser schüttelte den Kopf, und wies mit dem Finger nach oben. Der Laie ging nach seinem Hause, weil es schon spät war, und er in der kalten Nacht an einem Abentheuer, an welches er nicht glauben mochte, nicht Theil nehmen wollte. Der Kapellmeister und der Graf wandelten aber mit dem wunderlichen Alten durch die ruhige Stadt, ließen sich das Thor öffnen, und begaben sich nun nach dem Tannenwalde, wo der Lebensüberdrüssige seine Laufbahn eigenmächtig zu vollenden drohte. Als sie unter den finstern Bäumen standen, sagte der Graf: Nun, Alter, seid Ihr wieder gescheidt geworden, wollt Ihr nun nicht lieber zu Bette gehn?

In die Ewigkeit thu ich mich hineinlegen, sagte der Italiäner, und das liebe Vergessen, Ruh, tiefer Schlaf, werden wie Flaumen eines Daunenbetts um mich zusammenschlagen. Adieu, Eccelenza! lebt wohl, thörichter Kapellmeister, der Ihr die schöne Gelegenheit nicht benutzt, allen Euren Jammer, Partituren, Noten, Pausen, Tonarten, Sänger und Sängerinnen los zu werden. Nun laßt mir ein bissel noch über meinen Zustand nachdenken, und dann rufe ich Euch wieder; Kapellmeister kommandirt Eins, Zwei, Drei, und beim Worte Drei, deutlich ausgesprochen, langsam, feierlich, laut, daß liebe Echo auch etwas davon abkriegt und mitspricht, schieß ich mich die ganze Pistole in meinen dummen Kopf hinein.

Ihr werdet doch nicht, sagte der Kapellmeister, so abgeschmackt wie der Hanswurst in der Kreuzerkomödie sterben wollen?

Gerade so muß es geschehen, sagte der Alte, und legte sich in einen Sandgraben nieder. Die beiden Begleiter gingen tiefer in den Wald, die Nacht war still, kein Wind wehte, ein ganz leiser Hauch rührte zuweilen die Zweige an, so daß die Nadeln der Tannen in sanften Tönen lispelten, das Flüstern fortlief, und indem sich dann der Wald in allen Stämmen bewegte, wie ferner Orgelton verhallte. Feierlich genug ist die Stunde, sagte der Musiker. Eine wundersame Empfindung, erwiederte leise der Graf, hat den ganzen Abend in mir fort geklungen: vielleicht bin ich dem Tode näher, als jener alte Wahnsinnige, denn noch nie war mir mein Daseyn so abgestanden und leer, so jedes Reizes entkleidet. Ich glaube nun auch, daß jenes himmlische Wesen, welches ich schon lang suche, gestorben ist. — Still! rief jener: hörten Sie nicht Musik! — Vielleicht die fernen Glocken.

Nein, sagte der Kapellmeister gehend: ich höre es deutlicher: und nun erinnere ich mich, hier wohnt der unkluge Alte nicht fern, in dessen Häuschen ich bei meiner Ankunft schon Morgens um fünf Uhr einen herrlichen Diskant vernahm.

Der Graf war tief bewegt. Jetzt kommt! kommt! schrie der Italiäner, mein Ermorden soll ein bißchen seinen Anfang nehmen! Schießt Euch todt, oder hängt Euch! rief der Graf zurück, wir haben jetzt etwas Besseres zu thun, als Eure Possen anzuhören.

Sie gingen weiter, drängten sich durch Baum und Strauch, und der neugierige Italiäner hatte sich zu ihnen gesellt. Jetzt tönte ihnen schon bestimm-

ter der Gesang entgegen, und der Graf zerriß sich Hände und Gesicht, um nur aus den Gesträuchen zu kommen, in denen er sich aus Eifer immer tiefer verwickelte. Er drängte endlich hindurch und stand in der Nähe des Häuschens, dessen kleine Fenster erleuchtet waren. Der treffliche Psalm Marcello's „Qual anhellante“ tönte ihnen voll und rein entgegen, so einfach, so edel vorgetragen, daß der Kapellmeister erstaunt und hingerissen kaum athmete. Sie ist es! sie ist es! meine Einzige! rief der Graf in der größten Erschütterung aus, und wollte sich dem Hause nähern, aber der Kapellmeister hielt ihn fest, klemmte sich an ihn, und warf sich dann zu seinen Füßen nieder, die er umarmte und rief: O bester glücklichster Graf! Heirathen Sie sie also, wie Sie gelobt haben; aber gönnen Sie mir vorher das einzige Glück, daß sie erst, die Geliebte, in meiner ruinirten Oper singt; dann will ich gern sterben, denn eine solche Stimme giebt es auf Erden nicht mehr.

Der Graf strebte zum Hause hin, und der Kapellmeister ließ endlich sein ungeduldiges Bein los. So wie er auf die Wohnung losstürzte und an die kleine Thür klopfte, verstummte der Gesang. Macht nicht so viel Umstände, sagte der Italiäner, der Sing-Sang ist nicht der Mühe werth, man sieht wohl, daß ihr meine Selige nicht gekannt habt. Der Kapellmeister, der jetzt eben so außer sich war, wie der Graf selbst, klopfte mit diesem wetteifernd an die Thür, und da sich beide in den Kräften überboten und das Tempo immer schneller nahmen, so entstand dadurch ein sonderbares Concert in der ruhigen Nacht. Im Hause war alles still, endlich aber schien man drinnen doch die Geduld verloren zu haben, denn ein Fenster öffnete sich und eine leise, heisere Stimme sagte: Was giebt's da? Seyd ihr betrunken? Laßt uns ein! rief der Graf: hinein müssen wir! schrie der Kapellmeister: wo ist die Sängerin? der Graf: ich habe sie schon am Morgen neulich gehört, der Kapellmeister, als Ihr mir sagtet, es sei des Teufels Großmutter: aber hinein müssen wir! vereinigten sich nun beide. Seid ihr rasend? rief die erhöhte Stimme des Alten, und in diesem Augenblick schrie der Italiäner lauter als alle: Hortensio! Hortensio! haben wir Euch endlich erwischt? Nun bleib' ich am Leben! Mag sich umbringen, wer Lust hat, ich halte mich an Euch, altes Fell!

Ich bin der Graf Alten, schrie der Liebhaber; ich der Kapellmeister! rief sein Begleiter, laßt uns nur hinein, daß wir die Sängerin sehn: kommt herab! rief der Italiäner, daß wir beide unsre Bekanntschaft erneuern können.

Mein Himmel! ächzte der Greis, so nach tiefer Mitternacht! Meine guten Herren, wenn Sie bei mir was zu suchen haben, so kommen Sie doch morgen, wenn der Tag scheint.

Gut, sagte der Graf beruhigter, morgen früh! der Kapellmeister fand sich auch in den Vorschlag, und als sie friedlich wieder fortgingen, sagte der Italiäner: Ich bleibe die Nacht hier draußen und passe ihm auf. Morgen früh machen wir alle unsern Besuch.

Wie erstaunten, erschracken am folgenden Tage der Graf und der Musiker, als sie das Haus verlassen und öde fanden: noch vor Tage, sagte die alte Aufwärterin, seien die beiden Bewohner ausgezogen und haben in größter Eil alle Sachen fortschaffen lassen. Auch der Italiäner zeigte sich nirgend.

Ein schöner, heiterer Herbsttag war aufgegangen, die Sonne schien in dieser späten Jahreszeit noch so warm, wie im Sommer, und dies bestimmte den Laien mit seiner Tochter in das naheliegende Bergthal zu fahren. Auf einem kleinen Miethpferde sahen sie in der Entfernung den Enthusiasten auch mit nachflatterndem Kleide auf dieselbe Gegend zusprengen. Der Himmel verhüte nur, bemerkte der Laie zu seiner Tochter, daß der Schwätzer nicht ebenfalls in jenem Thale verweilt, weil er uns sonst mit seinen heftigen Reden und Schilderungen den Tag verderben würde.

Wir müssen uns schon darauf gefaßt machen, erwiederte die Tochter, denn er sagte mir neulich, daß er diese Gegend vorzüglich liebe und sie oft besuche.

Wie sind diese Menschen doch so lästig, fuhr der Laie fort, die eben, weil sie gar nichts empfinden, über alles in Hitze gerathen können. Aber mehr noch, als bei Kunstwerken, stören sie mich in der Natur, die am meisten ein stilles Sinnen, ein liebliches Träumen erregt, in der ein vorüberschwebender Enthusiasmus und Behaglichkeit sich ablösen, und sie unsern Geist fast immer in eine beschauliche Ruhe versenken, in welcher Passivität und schaffende Thätigkeit eines und dasselbe werden: dazu der Anhauch einer großartigen Wehmuth in der Freude. So bin ich in der schönen Landschaft gegen diese beschreibenden Schwätzer oft schon recht intolerant gewesen hier.

Sie stören fast eben so sehr, wie die unerträgliche Musik, antwortete das Mädchen, da man so oft in der Nähe der Gebäude Tänze oder kreischende Arien vernehmen muß.

Als sie angekommen waren, sprang ihnen der berührige Enthusiast schon aus dem Hause entgegen. O wie schön, rief er aus, daß Sie diesen herrlichen Tag auch benutzen, der wahrscheinlich der letzte helle dieses Jahres ist. Lassen Sie uns nur gleich an den murmelnden Bach gehn, und dann von der Höhe des Berges das Thal überschauen. Es ist eine Wonne, die Schwingungen der Hügel, den kleinen Fluß, das herrliche Grün und dann die Beleuchtung zu sehn und zu fühlen. Giebt es wohl ein Entzücken, das diesem gleich oder nur nahe kommen kann.

Ich will mit Ihnen gehen, erwiederte der Laie, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mich mit allen Schilderungen und begeisterten Redensarten verschonen. Wie können Sie überhaupt nur immer so vielen Enthusiasmus verbrauchen? Es ist nicht möglich, wie Sie auch neulich gestanden haben, daß Sie so viel empfinden.

Bei der Kunst, sagte der Enthusiast, setzt man freilich wohl hie und da, dem Künstler zu gefallen, etwas zu, aber in der himmlischen Natur — nein! da kann doch keine Zunge Worte genug finden, um nur einigermaßen das wiederzugeben, was im Herzen aufgeht. Ich habe es aber seit lange bemerkt, daß Sie kein großer Freund der Natur sind, denn wie konnten Sie nur sonst, wie ich schon so oft gesehn habe, daß Sie thun, beim schönsten Frühlingswetter in das dumpfe

Theater kriechen, um eine Oper zu hören, oder sogar ein mittelmäßiges Schauspiel zu sehn, über welches Sie nachher selber Klage führen?

Weil es mir an solchem Tag, antwortete jener, darum zu thun ist, ein Schauspiel zu sehn, und ich dies mit dem Genusse der Natur dann nicht vereinigen kann und mag. Auch gestehe ich Ihnen, daß ich oft in der schönsten Natur bin, ohne sie mit den geschärften Jäger-Augen in mein Bewußtseyn aufzunehmen, wenn mich ein heiteres Gespräch beschäftigt, oder ich auf einsamem Spaziergang etwas sinne, oder ein Buch meine Aufmerksamkeit fesselt. Glauben Sie nur, unbewußt, und oft um so erfreulicher, spielt und schimmert die romantische Umgebung doch in die Seele hinein. Wenn wir uns überhaupt immer so sehr von allem Rechenschaft geben sollen, so verwandelt sich unser Leben in ein trübseliges Abzählen, und die feinsten und geistigsten Genüsse entschwinden.

Hm! Sie mögen nicht ganz Unrecht haben, sagte der Enthusiast nachsinnend: wenn ich nur nicht einmal den Charakter der Heftigkeit angenommen hätte und bei allen meinen Bekannten als ein Eiferer gälte, so wollte ich mir das Wesen wieder abzugewöhnen suchen. Es ist aber denn doch auch fatal, wenn man, so wie Sie, für einen Pflegmatiker gilt. Da Sie also nichts von Naturbegeisterung hören wollen, so will ich Ihnen lieber erzählen, daß ich schon vorhin, ehe Sie kamen, eine sonderbare Erscheinung hier bemerkt habe. Ein junges, wunderschönes Mädchen stand dort oben auf dem Hügel, sah immerdar auf den Weg hin, der zur Stadt führt, und weinte dann heftig. Sie erregte mein lebhaftestes Mitgefühl, ich ging zu ihr, aber so sehr ich auch in sie drang, so konnte ich sie doch nicht bewegen, mir eine vernünftige Antwort zu geben, oder mir zu erzählen, was sie hier mache, wie sie hergekommen sei und wen sie hier erwarte. Und ich war doch so ganz außerordentlich neugierig, vorzüglich, weil ich dies junge, außerordentlich reizende Frauenzimmer neulich schon bei unserm Baron in der Gesellschaft gesehen habe, wo sich der verwirrte melancholische Graf viel mit ihr zu schaffen machte. — Sehn Sie, sie steigt schon wieder den Hügel hinan, um ihre Beobachtungen anzustellen.

Mit Zierlichkeit und Grazie schwebte die Gestalt die grüne Anhöhe hinauf, und ihre vollen, braunen Locken, ihr leuchtendes Auge, das einfache Gewand und die Geberde wirkten mit unbeschreiblichem Zauber in der anmuthigen Landschaft. Die Tochter fühlte sich bewegt, als sie das schöne Wesen wieder weinen sah, die Thränen stiegen ihr selbst in die Augen, als die Unbekannte jetzt im Ausdruck des höchsten Schmerzes die Hände rang, und sich jammernd auf den Rasen niedersetzte. Lassen Sie uns hinaufsteigen, sagte der Laie, das arme Wesen bedarf unsers Trostes und Beistandes, meine Tochter soll sie anreden, wir aber, Herr Kellermann, wollen uns fürs erste schweigend verhalten, und die Betrübte am wenigsten mit zudringlichen Fragen ängstigen. Die Tochter ging zu ihr, und die Fremde bekannte, daß sie ihren alten Vater aus der Stadt erwarte, und nicht begreife, wie er so lang zögern könne, da er ihr diesen Ort angewiesen habe, wo sie zusammentreffen wollten, um weiter zu reisen.

Sie wollen also unsre Gegend verlassen? fragte der Laie, da Sie doch, so viel ich weiß, nur kürzlich angekommen sind?

Ach! mein Herr, antwortete die schöne Fremde klagend, mein lieber Vater leidet schon seit lange an einer schweren Melancholie, an Menschenfeindschaft und tiefem Lebensüberdruß, so zieht er seit einigen Jahren von Ort zu Ort, verarmt immer mehr, wird immer kränker, versagt sich selbst alle Hülfe, und will auch mir das Glück nicht gönnen, ihm beizustehn, da ohne diesen starren Willen meine Talente sein Leben wohl unterstützen könnten. Denn mein Gesang und die Musik überhaupt machen das Unglück meines Lebens.

Sie singen also doch? fragte der Laie sehr lebhaft.

Meine Trauer, mein tiefer Schmerz, erwiederte die schöne Klagende, sind Schuld, daß ich mein Gelübde gebrochen habe. Ich habe meinem Vater geloben müssen, niemals zu gestehen, daß ich singe, auch niemals, außer wenn er zugegen ist, und es mir erlaubt, einen Ton anzuschlagen. Wir wohnten deshalb von der Stadt entfernt, wir vermieden allen Umgang, nur neulich war ich zufällig im Hause des Baron Fernow, wo ein Fremder, ein feiner, anständiger Mann mich über die Gebühr mit Fragen und Aufforderungen zum Singen ängstigte. In der letzten Nacht, als ich, wie ich glaube, in der höchsten Einsamkeit einen Psalm Marcellos einübe, entsteht vor dem Hause ein Getümmel, wir halten die Leute für Räuber oder Trunkene, der Graf nennt sich endlich, und will eingelassen seyn, noch einige andere toben eben so laut, und mein Vater kann sie endlich nur beruhigen, indem er ihnen verspricht am Morgen ihren Besuch anzunehmen. Kaum sind sie fort, so muß alles in der größten Eile eingepackt werden, noch in der Nacht werden Fuhrleute gemiethet, unsere wenigen Sachen hieher zu fahren, am Morgen muß ich nachreisen, und er verspricht, in wenigen Stunden ebenfalls hier zu seyn, weil er in der Stadt noch unsere Reisepässe besorgen müsse. Hier erwarte ich ihn nun schon manche Stunde, gewiß ist er krank, ein Unglück ist ihm zugestoßen, und ich weiß in meiner Angst nicht Rath noch Hülfe; wo soll ich ihn wieder finden?

Der Laie suchte sie zu beruhigen. Er schlug vor, im Gasthause bis nach Tische den Alten zu erwarten, dann solle sie mit ihm und seiner Tochter zurück fahren, da nur ein Weg zur Stadt führe, so müßten sie dem Vater begegnen, wäre dies nicht der Fall, so solle die Fremde in seinem Hause absteigen, indessen er selbst Erkundigungen einzöge. Auf sein eindringliches Zureden und der Tochter schmeichelnde Liebkosungen wurde sie ruhiger und ging mit ihnen in den Gasthof. Bei Tische wurde man sogar guter Laune, nur verweigerte die Fremde auf die unbescheidene Bitte des Enthusiasten, zu singen, weil dies gegen ihr heiliges Versprechen laufe. Man sprach dann viel über die neulichen Musikstücke, die der Kapellmeister im Hause des Barons habe probiren lassen, sie lobte die Composition als großartig, tadelte aber die Manier der Sänger. Es kann seyn, beschloß sie ihre Kritik, daß ich hierüber völlig in Irrthum bin, aber nach den Grundsätzen meines Vaters, und nach der Gesangesweise, die ich nach seinem Unterricht ausüben muß, ist jene Manier eben so klein als willkührlich. Ja, dürfte ich einmal (aber dazu ist mein

Vater auf keine Weise zu bewegen) eine Opern-Rolle, wie diese des Kapellmeisters singen, so schmeichle ich mir, daß ich eine große Wirkung hervor bringen würde, und vielleicht um so größer, weil diese Art jetzt ganz vergessen ist und die Neuheit um so mehr erschüttern möchte.

Wenn Sie diejenige sind, erwiederte der Laie, für welche ich Sie jetzt halten muß, so können Sie einen gewissen enthusiastischen Mann, wenn es übrigens Ihre Gesinnung erlaubte, unbeschreiblich glücklich machen.

Die Schöne wurde roth, und der Enthusiast Kellermann, so wie er das Wort enthusiastisch nennen hörte, sprang eilig herbei und rief: ja gewiß, Verehrte! wie könnte mein Herz wohl so vielfach vereinigtem Zauber widerstehn?

Gebt euch keine unnütze Mühe, rief der Laie laut lachend, ich meine jenen sonderbaren Grafen, den wir alle kennen. Ich hoffe einen beglückenden Ausgang weissagen zu dürfen.

Die Schöne wollte sich auf keine nähern Erörterungen einlassen; lobte aber nachher im Verlauf des Gespräches den jungen Grafen, als einen schönen und verständigen Mann, der sie auch in der Gesellschaft am meisten interessirt habe.

Auf der Rückfahrt unterhielt man sich mit heitern Gesprächen. Der Enthusiast sprengte wieder auf seinem kleinen Pferde voran, und zwar bemüht, seine Geschicklichkeit im Reiten zu zeigen. Als sie in die Stadt hineingefahren waren, sahen sie in der Hauptstraße einen großen Volksauflauf, Getümmel, Geschrei, ein Vor- und Zurückdrängen; der Wagen mußte halten, die Wache machte Platz und der Laie erstaunte, als er den alten Italiäner zwischen den Soldaten bemerkte, die ihn als Gefangenen fortführten. Was giebt es? fragte er einen Vorübergehenden. — Je, der braune Schelm, antwortete dieser, hat einen alten Mann so eben todtgeschlagen.

Als sich die Menge verlaufen hatte und sie weiter fahren konnten, stürzte ihnen aus einem großen Hause der Graf entgegen, und rief, daß man anhalten solle, und mit einem Ausdrucke übermenschlichen Entzückens half er Julien aussteigen. Der Laie und die Tochter folgten, um zu sehen, wie sich die Scene entwickeln würde.

Im Saale fand Julie den alten Mann im Lehnstuhl sitzen, blaß und erschüttert, aber wohl und unverletzt. Man erfuhr, daß er den ganzen Tag durch Hin- und Herschicken, indem er seine Pässe berichtigen und auslösen mußte, von der Polizei war aufgehalten worden. Als er endlich fertig zu seyn glaubte, und eben einen Wagen suchte, um seiner Tochter nachzueilen, begegnete er dem thörichten Italiäner, der ihn sogleich auf offener Straße angriff, um ihn zu mißhandeln, als er aber um Hülfe rief, nahmen sich die Vorübergehenden des Greises an, und der Verwirrte wurde der Wache übergeben. Julie liebkosete den Alten und suchte ihn durch ihre Zärtlichkeit zu beruhigen. Der Enthusiast, so wie der Kapellmeister waren ebenfalls Zeugen dieses Auftrittes.

Vielen Dank, sagte endlich der Alte, bin ich Ihnen, mein Herr Graf, schuldig, daß Sie sich meiner so freundlich angenommen haben, jetzt aber lassen Sie uns abreisen, damit wir recht bald den Ort unserer neuen Bestimmung erreichen.

Er stand auf und wollte gehn, Julie blieb zaudernd, und blickte verlegen auf die Gegenwärtigen, der Graf aber trat vor den Greis hin und sagte mit zitterndem Tone: Können Sie mir das Glück meines Lebens entreißen wollen, dem ich so lange nacheilte, jetzt, nachdem ich es endlich so unverhofft und so wunderbar gefunden habe?

Was meinen Sie? fragte der Alte.

Selig würde ich seyn, antwortete der Graf, wenn Ihre Tochter sich entschließen könnte, mir ihre Hand zu schenken. Ich bin reich, völlig unabhängig, lassen Sie uns in Liebe, Freundschaft und Musik verbunden ein Glück begründen und genießen, wie es nur immer auf Erden möglich ist.

Der Alte taumelte wie erschrocken zurück, er mußte sich vor Zittern wieder niedersetzen. Wie! rief er im heftigen Weinen aus: das könnte Ihr Ernst seyn, mein Herr Graf?

Ich nehme, rief dieser, alle diese Freunde zu Zeugen: doch, Julie selbst?

Nun, meine Tochter, sagte der Alte bewegt, könntest Du Deinen greisen Vater so glücklich machen? Jetzt liegt es in Deiner Hand, mir allen Gram meines Lebens zu vergüten und meine letzten Tage zu verherrlichen. Aber ist es denn kein Traum? Wie kommt dies Alles? Kannst Du dich entschließen, mein Kind?

Die Tochter war heftig erschüttert. O Himmel! rief der Graf: nein, Gewalt sollen Sie sich nicht anthun: lieber entsage ich allen meinen Hoffnungen.

Können Sie mich so mißverstehn? antwortete Julie kaum hörbar: hätten Sie wirklich nicht gefühlt, wie sehr ich mich zu Ihnen gezogen fühlte? Habe ich doch seitdem immer Ihr Bild vor Augen gehabt. Aber auch den allerfernsten Schimmer eines solchen Glücks wies ich als einen wahnsinnigen Traum zurück.

Der Graf kniete vor ihr nieder, der Alte legte gerührt ihre Hände in einander, dann sank sie an die Brust ihres Geliebten.

Doch jetzt, rief der Graf aufspringend, nur Einen Ton, einen Takt, ich weiß es zwar gewiß, daß Du es bist, aber um mich völlig zu überzeugen.

Sie sah fragend ihren Vater an, doch dieser sagte lächelnd: Ich löse dich jetzt gänzlich von dem Gelübde, welches du mir gethan hast, jetzt darfst und mußt Du alles thun, was Dein Bräutigam von Dir fordert.

Da sang sie ohne alle Begleitung den Anfang des stabat mater von Palestrina, so stark und voll, so anschwellend die Töne, so gehalten und lieblich, daß alle, vorzüglich aber der Graf und der Kapellmeister in ihrem Entzücken keine Worte finden konnten.

Ja, sagte der Vater, als man wieder ruhiger war, es ist mein Stolz und mein Glück, diese Stimme gebildet zu haben, ich darf es ohne väterliche Verblendung behaupten, sie ist einzig in ihrer Art, und diesen Vortrag wird man jetzt nirgends hören.

Aber wie kamen Sie nur dazu, fragte der Laie, von Ihrer Tochter sich geloben zu lassen, niemals in Gesellschaft zu singen, ja sogar dieses himmlische Talent zu verläugnen?

O, mein Herr, sagte der Alte, wenn Sie meine Geschichte kennten, mein jahrelanges Elend, wie ich verkannt und gemißhandelt wurde, so würden Sie dies und noch weit mehr begreifen. Von frühster

Jugend war mein Sinn und Streben auf Musik gerichtet, aber meine Eltern waren so arm, daß sie für meine Ausbildung nur wenig thun konnten. Mit Chorsingen fristete ich mich durch, späterhin mit Stundengeben. Ich mußte mir alles selber erringen und auf den mühseligsten Wegen. Als ich den Contrapunkt gründlich studirt hatte und alles versucht und durchgearbeitet, was zu einem musikalischen Componisten nothwendig ist, als ich nun fertig zu seyn glaubte, und schon manche Kirchenmusik geschrieben, die mir gelungen schien, fand ich nirgends Unterstützung, kein Mensch wollte von mir etwas wissen, mein Aeußeres war nicht empfehlend, ich besaß keine feine Lebensart, mir fehlten die einschmeichelnden Manieren. Nach Italien strebte mein Sinn, doch die matten Augen meiner hülflosen Eltern sahen mich so flehend an, daß ich recht im Herzen fühlte, wie es meine Pflicht sei, für sie zu sorgen. So mußte ich denn wieder für ein geringes Geld fast auf allen Instrumenten Unterricht geben, und diese Pein, mit einem ungeschickten gefühllosen Schüler die Geige zu kratzen, immer dieselben Mißtöne zu hören, ist über alle Beschreibung. Nur ein solcher Musiklehrer erfährt, welche Dummköpfe es in der Welt giebt. So bot man mir einen an, der schon sechs Jahre Violine gespielt hatte. Ei! dachte ich dazumal, das ist doch ein Trost, da kann ich einmal musikalisch zu Werke schreiten und vielleicht einen ächten Scholaren erziehn. Er hatte schon Sonaten, Quartetts, Symphonien und die schwierigsten Sachen durchgearbeitet. Und, denken Sie, als ich ihn nun ins Examen nehme, ist dieser Virtuose nicht im Stande seine Geige zu stimmen, er kennt keine Tonart, schabt alles aus dem Gedächtniß daher, hat keinen Takt, und verwundert sich in seiner blanken Unschuld, daß alles das Zusammenhang habe und Wissenschaft sei. Wie das Meerwunder, das schon fast ein erwachsener Jüngling war, seinen Pleyel zusammen rasselte, alle Töne falsch, ohne Bindung und Sinn, kreischend und quitschend, Gesichter schneidend und Pausbacken machend, davon haben Sie alle keine Vorstellung. Denken Sie, ich mußte mit ihm wieder einen Choral zu spielen anfangen, und nach sechs oder sieben Jahren, die er schon bei einem andern Lehrer verarbeitet hatte, konnte er das nicht einmal leisten.

Die übrigen hatten den Layen schon während dieser Erzählung lächelnd angesehn, als dieser ausrief: Ist es möglich, daß ich so unvermuthet meinen verehrlichen Musiklehrer wieder finden muß? Ja, alter Herr, damals haben wir uns beide das Leben rechtschaffen sauer gemacht.

Sie sind der junge Mensch von damals? sagte der alte Mann in Verlegenheit; bitte tausendmal um Verzeihung: aber es war mir doch so merkwürdig, daß ich diesen Umstand niemals wieder vergessen habe.— Auf diese Weise ging dann meine Jugend hin. Meine Eltern starben, ich war aber indeß alt geworden. Nach und nach gab man in kleinen Orten von meinen Compositionen. Hier und da versuchte auch ein Theater meine Opern darzustellen, aber sie machten kein Glück. Als ich meine Gattin, eine herrliche Sängerin, kennen lernte, und sie ihr Schicksal mit dem meinigen vereinigte, schien mit nichts mehr zu wünschen übrig. Aber nach der Geburt meiner Tochter war ihre Stimme schwächer geworden. Ach was ist es doch für ein unermeßlicher Verlust, wenn eine wahrhaft schöne Stimme verloren geht. Es ist ja noch weit mehr, als wenn uns ein geliebter Freund abstirbt. Und doch muß sich der Mensch auch darein finden. Meine Frau wollte es aber nicht, sie sang immer schwächer, immer stärker griff sie sich an, und sang sich zu Tode. Nun war mein ganzer Himmel diese meine Tochter. Eine kleine Pension, die mir das Theater zukommen ließ, das ich eine Zeit lang dirigirt hatte, schützte mich vor der äußersten Dürftigkeit. Von jetzt vertiefte ich mich erst recht in die großen Kirchenmusiken der alten Meister. Immer armseliger erschien mir die Gegenwart. Alle die Manieren, die Liebhabereien, die überhand nahmen, waren mir verhaßt. Am abscheulichsten aber erschien mir die neue Singmethode, welche immer mehr einriß. Der rechte Ton muß wie die Sonne aufgehn, klar, majestätisch, hell und immer heller, man muß die Unendlichkeit in ihm fühlen, und der Sänger muß ja nicht verrathen, daß er die letzte Kraft ausspielt. Eine Musik, recht vorgetragen, wiegt sich wie ein Stück des Himmels, und sieht aus dem reinen Aether in unser Herz, und zieht es hinauf. Und was ich einzig und allein im Ton hören will, ist die Begeisterung. Einen tragischen oder göttlichen Enthusiasmus gibt es, der herausklingend jeden Zuhörer von seiner menschlichen Beschränktheit erlöst. Ist die Sängerin dieser Vision fähig, so fühlt sie sich vom Sinn des Componisten, aber auch zugleich vom Sinn der ganzen Kunst durchdrungen, daß sie Schöpferin, Dichterin wird, und wehe dem armen Kapellmeister, der dann noch Tact schlagen, und das Tempo zu starr fest halten will, denn die Eingeweihte darf über die gewöhnlichen und nothwendigen Schranken hinauf steigen, und sich wie ein Engel schwebend aus dem Grabe des Zeitlichen erheben, und triumphirend in lichter Glorie dem Unsterblichen zusteigen.

Das ist es, sagte der Laie, was ich neulich habe aussprechen wollen.

Die meisten Künstler, fuhr der Alte fort, sind nur höchstens von ihrer eignen Virtuosität trunken, selten, selten daß einer nur wagt, den Componisten zu verstehn, geschweige über ihn hinausschreiten. So wie im letzten Fall der Componist verherrlicht wird, so wird er im ersten fast immer vernichtet, doch ist diese Begeisterung nicht ganz zu verwerfen, weil alsdann, wenn auch auf eitle Weise, Seele in den Gesang kömmt, in so fern nämlich der Sänger ein wirklicher ist. Mein Kind erwuchs, und ward ganz, wie ich mir es gewünscht. Sie faßte meinen Sinn, sie bekam eine Stimme, wie ich sie noch niemals gehört hatte. Ich glaubte, ein unschätzbares Kleinod in ihr zu besitzen. In dieser Ueberzeugung schrieb ich von ihr einem großen Hof, wo man sie zur Kammersängerin berief. Nun glaubte ich, in Ruhe und ohne Armuth meine Tage beschließen zu können. Die vornehme Welt ist versammelt, und sie singt ein altes Musikstück, so, daß mir die Thränen in den Augen stehn; ich selbst hatte sie nie so singen hören, denn sie hat Stolz, die Umgebung befeuerte sie. Und wie sie geendigt, keine Hand, kein Wort, kein Blick. Der alte Kapellmeister kommt dann zu mir und flüstert, der Fürst und die Damen hätten geäußert, und er selber müsse die Meinung unterschreiben, meine Tochter möchte noch erst Unterricht

von einem guten Sänger haben, um Schule zu bekommen.

Das ist es eben, rief jetzt der Graf aus, was sie wollen, Schule, Methode, wie sie es nennen, statt des Gesanges. Ja, das war jener Abend, als ich, Julie, in Wonne aufgelöst, hinter Deinem Rücken stand, und Dein Angesicht nicht sehn konnte. Methode! gerade als wenn ein Solimene oder Trevisano den Raphael bedauern wollte, daß er nicht mehr Schule in seinen Werken zeige.

Julie sagte: Glauben Sie mir, mein Vater, ich kann besser singen, als ich jenen Abend sang. Ja, vor Freunden, die uns verstehn, die unserm Sinn entgegen kommen, wird die Stimme noch einmal so mächtig und die Sicherheit unendlich. Aber man fühlt es auch vorher durch geistigen Instinkt, wenn wir vor Unverständigen uns hören lassen sollen. Wird bei jenen der Gesang wie Gold in Gluth der Liebe geschmolzen, so versagt bei diesen Stimme und Muth, ja der Ton wird oft, trotz aller Anstrengung, kümmerlich. An jenem, mir fürchterlichen Abende, sah ich mich geflissentlich nicht um, und doch steckten mir alle die Augen der gelangweilten Hofdamen, und die verwunderten Blicke der neugierigen Cavaliere in der Kehle.

Das Unglück, dieser Unsinn, nahm der Alte wieder das Wort, verwirrten mir auch den Kopf. Ohne es nur anzuzeigen, reisete ich noch in derselben kalten Nacht mit meiner Tochter wieder ab. Sie mußte mir feierlich geloben, nie anders, als nur in meiner Gegenwart, und wenn ich es ihr erlaubte, zu singen. Kam sie unter Menschen, die jetzt fast alle gern kreischen und zwitschern, so mußte sie fest verläugnen, daß sie nur irgend was von Musik wisse. Wir lebten sehr einsam, kamen wenig, oder gar nicht unter die Leute. Mein Gemüth verfinsterte sich immer mehr, und hätte mich nicht meine Tochter getröstet, so wäre ich wohl längst gestorben, oder Wahnsinn hätte mich ergriffen. Ist mir doch fast, als wäre ich in manchen Stunden diesem Elende nicht allzufern gewesen. Oft wechselte ich den Wohnsitz und kam nun hierher, um draußen, in der Nähe finsterer Tannen recht einsam zu leben, und ungestört mit meinem Kinde Gesang und Musik zu üben, da sah mich neulich der Herr (indem er auf den Kapellmeister wies) draußen, und gestern wollten sie beide in der Nacht mein Haus bestürmen, was ich freilich ganz anders auslegte, als es sich nun zu meinem unerwarteten Glücke ausgewiesen hat.

Man setzte fest, daß noch heute Abend die Verlobung seyn sollte, zu welcher auch der Baron und seine Familie gebeten wurde.

Aber halt! rief der Kapellmeister, Ihr Gelübde, Herr Graf, welches Sie in dieser Nacht gethan haben, daß Ihre schöne Braut noch vor der Vermählung die Hauptpartie in meiner Oper singen soll!

Es sei, sagte der Graf, wenn es meiner Julie nicht unangenehm ist. Man sah es ihr aber, auch ohne ihre Versicherung wohl an, daß es ihr Freude mache, auf eine so glänzende Art ihr großes Talent zu entwickeln.

Ehe der Graf in das Schauspiel ging, nahm er noch einmal den alten Italiäner einsam vor und sagte: Ihr hättet neulich fast Unglück gestiftet, alter Thor, reiset nun, wozu ich Euch ausgestattet habe, in Eure Heimath zurück, lebt dort ruhig, und Ihr werdet richtig Eure Pension ausgezahlt erhalten, die Euer Alter froh und sorgenlos machen kann.

Eccellenza, antwortete der Verwirrte, seyn die Großmuth selbst: bitte auch auf Knien um Pardon, daß den Schwiegervater habe prügeln wollen, den alten boshaften Hortensio, der alle Musik ruinirt. Ich hatte lange draußen gelauert, und war im Wald vor Müdigkeit und Chagrin eingeschlafen, unterdessen er auf und davon. Untersuche alle Dörfer dort, komme müde und matt zurück, da rennt er über die Straße: Herr Graf, da zog es mich so allgewaltig, ich mußte losprügeln, und wenn es mein leiblicher Vater gewesen wäre.

Als Julie sich in der schöngesetzten Parthie zeigte, und in vollen Tönen so sicher ausstrahlte, war das Entzücken des Publikums allgemein. Die Zeichen des Mißfallens, die einige Freunde der eigensinnigen Sängerin wollten hören lassen, mußten beschämt verstummen. Als die große Arie gesungen war, entstand ein so lautes Beifallrufen, ein solches Jauchzen und Geräusch, daß Musik und Stück inne hielt. Als es ruhiger war, hörte man eine laut heisere Stimme, die vom Parterre herauf rief: taugt nix: gar nix! miserable Pfuscherei, kein Vortrag: ist nur Aberwitz und deutsche Seelenmanier des verrückten Herrn Hortensio! Es war der alte Italiäner, der sich noch einmal vernehmen ließ, aber genöthigt wurde das Theater zu verlassen.

Noch niemals hatte in dieser Stadt eine Oper so großes Glück gemacht, der Kapellmeister war befestigt, der Vater glücklich, der Graf entzückt, der Laie in frühere Jahre versetzt, und der Enthusiast, was die Uebrigen freute, ohne Worte.

Bald darauf war die Vermählung der Glücklichen. Dann zog der Graf auf seine großen Güter; alte Musik, die Compositionen Hortensios, Opern wurden in seinen Sälen gegeben, und die abwesenden Freunde hörten in Briefen nur von der ungetrübten Freude dieser auf so wunderliche Art Vereinigten.

Pietro von Abano

oder

Petrus Apone.

Zaubergeschichte.

Die untergehende Sonne warf schon ihre rothen Strahlen an die Thürme, und über die Häuser von Padua, als ein junger Fremder, der eben angekommen war, durch ein Volksgewühl, ein Eilen, ein Rennen aufmerksam gemacht, und aus seinem Wege mit fortgerissen wurde. Er fragte ein junges Mädchen, welches ihm ebenfalls schnell vorüber ging, was denn alle diese Menschen in so ungewohnte Bewegung setze. Wißt Ihr es denn nicht? antwortete diese, die schöne Crescentia, das junge Kind, wird jetzt beerdigt; alle wollen sie noch einmal sehn, da sie immer für die anmuthigste Jungfrau in der ganzen Stadt gegolten hat. Die Eltern sind trostlos. Die letzten Worte rief sie schon aus der Entfernung zurück.

Der Fremde beugte um den finstern Palast in die große Straße hinein, und ihm tönte schon Leichengesang, ihm wehte der Schein der blaßrothen Fackeln entgegen. Als er näher kam, sah er, nachdem das Gedränge des Volkes ihn vorgeschoben hatte, ein Gerüst, mit schwarzem Tuche verdeckt. Um dieses waren Sitze, ebenfalls schwarz, erhöht, auf welchen die traurenden Eltern und Verwandten saßen, alle in finsterem Ernst, einige Gesichter mit dem Ausdruck der Verzweiflung. Jetzt bewegten sich Figuren aus der Thür des Hauses, Priester und schwarze Gestalten trugen einen offenen Sarg, aus welchem Blumenkränze und grüne Gewinde niederhingen. Zwischen den blühenden bunten Pflanzen lag auf Kissen die weibliche Gestalt, blaß, im weißen Kleide, die zarten lieblichen Hände gefaltet, die ein Crucifix hielten, die Augen geschlossen, dunkle schwarze Ringellocken voll und schwer um das Haupt, auf welchem ein Kranz von Rosen, Cypressen und Myrthen prangte. Man stellte den Sarg mit seiner schönen Leiche auf das Gerüst, die Priester warfen sich zum Beten nieder, die Eltern erhuben sich in stärkerem Jammer, noch klagender ertönten die Hymnen, und alles umher, die Fremden selbst, schluchzten und weinten. Der Reisende glaubte noch nie ein so schönes weibliches Wesen gesehn zu haben, als diese Leiche, die so wehmüthig an die Vergänglichkeit und den nichtigen Reiz des Lebens erinnerte.

Jetzt ertönte das feierliche Geläute der Glocken, und die Träger wollten eben den Sarg erheben, um die Leiche in das gewölbte Grab der großen Kirche zu tragen, als ein lauter tobender Jubelruf, schallendes Gelächter und das Geschrei einer ausgelassenen Freude die Eltern, Verwandten, Priester und Leidtragende störte und erschreckte. Alles sah unwillig umher, und aus der andern Gasse schwärmte ein froher Zug junger Leute heran, singend, jauchzend, ihrem ehrwürdigen Lehrer immer wieder von neuem ein Lebehoch zurufend. Es waren die Studirenden der Universität, die auf einem Sessel hoch auf den Schultern einen bejahrten Mann von dem edelsten Ansehn trugen, der wie in einem Throne saß, mit einem Purpurmantel bedeckt, das Haupt mit dem Doktorhute geschmückt, unter welchem weiße Silberlocken hervor quollen, so wie ein weißer langer Bart auf das schwarzsammete Wamms majestätisch herabfloß. Ein begleitender Narr mit Schellen und in bunter Tracht sprang umher, und wollte schlagend und scherzend dem Zuge durch das Volk und die Trauerleute Platz machen, doch auf einen Wink des ehrwürdigen Alten senkten die Schüler die Trage, er stieg herab und näherte sich gerührt und mit feierlichem Anstande den weinenden Eltern. Vergebt, sagte er ernst und mit einer Thräne im Auge, daß dieses wilde Geschrei so eure Leichenfeier stört, die mich innigst erschüttert und entsetzt. Ich komme von meiner Reise endlich zurück, meine Schüller wollen meinen Einzug durch ihre Freude verherrlichen, ich gebe ihren Bitten und Anstalten nach, und finde nun, — wie? Eure Crescentia, das Musterbild aller Holdseligkeit und Tugend, hier vor euch im Sarge? umher diesen düstern Prunk und jene Trauergestalten, um sie mit Thränen und Herzensweh zu ihrer Ruhestelle zu geleiten? — Er winkte seinen Begleitern und sprach einige Worte. Alles war schon längst still und stumm geworden, und die meisten entfernten sich jetzt, um die Leichenfeier nicht zu stören. Da kam die Mutter zitternd näher und sank an der Gestalt des Alten nieder, indem sie im krampfhaften Schmerze dessen Knie umschlang. Ach! warum seid Ihr nicht zugegen gewesen? rief sie verzweifelnd; Eure Kunst, Euer Wissen hätte sie gerettet. O Pietro! Pietro! Ihr, der Freund unsers Hauses! habt Ihr denn so Euren

Liebling, Euren Augapfel können untergehn lassen? Kommt! Erweckt sie noch jetzt! Flößt ihr noch jetzt von den Wunderessenzen ein, die Ihr zu bereiten wißt, und nehmt dafür zum Dank alles, was wir besitzen, wenn sie nur wieder da ist, unter uns wandelt und mit uns spricht!

Laßt eure Verzweiflung nicht das Wort führen, antwortete Pietro: der Herr hatte sie euch geliehen, er hat sie euch wieder abgefordert; der Mensch vermesse sich nie, in den Arm seines weisen Rathschlusses zu greifen. Wer sind wir, daß wir gegen ihn murren sollten! Will der Sohn des Staubes, der im Winde verweht, mit seinem schwachen Athem gegen die ewigen Beschlüsse zürnen? Nein, meine Geliebten, fühlt als Eltern und Freunde ganz euren Schmerz: er soll unserm Herzen so einheimisch wie Lust und Freude seyn, auch er wird von dem Vater zu uns gesendet, der jede unsrer Thränen sieht, der wohl unsre Herzen kennt und prüft, und weiß, was der schwache Mensch ertragen kann. So traget denn dieses große übermächtige Leid um seinetwillen, aus Liebe zu ihm, denn nur Liebe ist es, was er euch auch auferlegen mag. Ist denn der Schmerz, das Herz in seiner Zerknirschung, die Seele, die in Wehmuth zerrinnen will, nicht ein heiliges göttliches Opfer, welches ihr in euren brennenden Thränen der höchsten, der ewigen Liebe als euer Köstlichstes darbringt? So rechnet es auch jener dort, der alle eure Seufzer und Thränen zählt. Aber der böse Feind, der immer an unsrer Seite lauert, beneidet uns die Heiligkeit dieser himmlischen Schmerzen, er ist es, der sie euch zur Verzweiflung, zum Zorn gegen den Schöpfer der Liebe und des Leides erhöhen will, damit ihr nicht im Jammer der Liebe noch inniger verbunden werdet, sondern in den Abgrund des Hasses untergeht. Er, dieser Geist der Lüge, täuscht euch jetzt, und raunt euch boshaft seine Fabeln zu, als wenn ihr sie auf ewig verloren hättet, die doch nur in Geist und Seele und Liebe eins mit euch war, und euch nur als Unsichtbare zugehörte. Er will, daß ihr es vergessen sollt, wie diese schöne Hülle nur ihr Kleid war, dem Staube verwandt, zum Staube jetzt wiederkehrend. Werft ihn zurück, diesen Lügengeist, daß er sich vor der ewigen allmächtigen Wahrheit schämen muß, die ihr ihm entgegen haltet, daß sie noch euer ist, noch neben, nah um euch, ja weit mehr, weit inniger euer, als da euch diese Schranken des sterblichen Fleisches noch trennten, und euch in der Liebe selbst einander entfremdeten. Alle euere Erinnerung, Hoffnung, Schmerz und Lust ist sie von heute an; sie leuchtet euch in jedem erfreulichen Lichte, sie tröstet euch in den Blumen des Frühlings, sie küßt euch im zarten Hauch, der eure Wangen rührt, und jedes Entzücken, das fortan in eueren Herzen aufblüht, ist ihr Herz und ihre Liebe zu euch, und dieses Entzücken und diese ewige, unsterbliche Liebe sind eins mit Gott. So tragt sie denn zu ihrer Ruhestelle, und folgt ihr in stiller, gottergebner Demuth, damit durch euch nicht ihr Geist im Aufenthalt des ewigen Friedens gestört und geängstiget werde.

Alle schienen mehr beruhigt, der Vater reichte ihm stumm die Hand mit dem Ausdruck der Herzlichkeit und des gefühlten Trostes. Man ordnete sich, der Zug setzte sich in Bewegung, die Verlarvten, die Brüderschaften, die es sich zur Pflicht machen, die Leichen zu begleiten, reihten sich in ihren weißen Gewändern, und mit verdecktem Antlitz, von welchem nur die Augen sichtbar waren, an. Stumm bewegte sich der Zug fort, sie hatten jetzt fast schon die Kirche erreicht, als ihnen ein Reiter auf schäumendem Rosse entgegen sprengte. Was giebt es? schrie der Jüngling. Er warf einen Blick in den Sarg, und mit einem Ausruf der Verzweiflung wandte er das Roß, stürzte fort, und verlor in wilder Hast den Hut, so daß ihm die langen Locken im Abendwinde nachflatterten. Er war der Bräutigam, der zur Hochzeit kam.

Die Finsterniß umgab das Trauergefolge und die stille Feier, indem die schöne Leiche in das Gewölbe ihrer Familie hinabgesenkt wurde.

Als sich alle zerstreut hatten, wendete sich der junge Fremdling, der in staunendem Schmerze dem Zuge gefolgt war, an einen alten Priester, der allein am Grabe betend verweilte. Er brannte zu erfahren, wer jener majestätische Greis sei, der ihm als mit göttlichen Kräften und überirdischer Weisheit begabt erschien. Als der Jüngling dem Geistlichen die bescheidene Frage vortrug, stand dieser still, und sah ihm beim Scheine eines Lichtes, das aus einem Fenster auf sie schien, scharf ins Auge. Der Alte war eine kleine magere Gestalt, ein blasses schmales Antlitz erhob das Feuer der Augen um so mehr, und die eingekniffenen Lippen zitterten, als er ihm in beißerem Tone antwortete: Wie? Ihr kennt ihn nicht? Unsern weltberühmten Petrus von Apone, oder Abano, von dem man in Paris, London, dem deutschen Reiche und ganz Italien spricht? kennt nicht den größten Weltweisen und Arzt, den Astronomen und Astrologen, von dem zu lernen und ihn zu schauen die wilde Jugend aus dem fernen Polenlande hieher schwärmt?

Der junge Spanier, Alfons, war im entzückten Erstaunen einen Schritt zurück getreten, denn der Ruhm dieses großen Lehrers hatte auch ihn von Barcelona über die See getrieben. Also er war es selbst? rief er begeistert aus: darum war auch mein Herz so tief bewegt. Mein Geist erkannte den seinigen. O edler, frommer Mann, wie lieb ich Euch darum, daß Ihr ihn nicht minder verehrt, wie alle Edlen und Guten der christlichen Welt.

Wollt wohl auch unter ihm studiren? fragte der Priester im grimmigen Ton.

Gewiß, antwortete jener, wenn er mich würdigt, sich meiner anzunehmen.

Der Alte stand still, legte seine Hand auf die Schulter des Jünglings und sagte dann milde: Lieber junger Freund, noch ist es Zeit, hört noch meine väterliche Warnung, bevor es zu spät ist. Täuscht Euch nicht selbst, wie es so Viele, Unzählige schon gethan haben, seid auf Eurer Hut und wahret Eurer Seele. Seid Ihr denn Eurer Ruhe und künftigen Seligkeit schon im voraus überdrüßig, wollt Ihr dem Heiland seine Liebe damit vergelten, daß Ihr ihm abtrünnig werdet, ihn läugnet, und als ein Rebell die Waffen gegen ihn schwingt?

Ich verstehe Euch nicht, alter Mann; erwiederte Alfonso: habt Ihr nicht selbst gesehen und gehört, wie fromm, wie christlich, mit welcher eindringlichen Majestät der Herrliche sprach, und den verirrten

Schmerz der Liebe durch himmlischen Trost wieder in seine rechte Bahn lenkte?

Was vermag, was kann der nicht alles! dieser Künstler und Zauberer! rief der alte Priester bewegt aus.

Zauberer? fragte Alfonso. Ihr wollt also auch den Wahn des Pöbels theilen, der die Wissenschaft hoher Geister nicht zu würdigen weiß und lieber das Abgeschmackte glauben, als die eigne Seele an der Erhabenheit des Mitbruders stärken will.

Fahrt nur so fort, sagte der Priester erzürnt, so habt Ihr kaum nöthig, in seine weltberühmte Schule zu treten. Es ist augenscheinlich, sein Zauber hat Euch schon umstrickt, so wie er jedes Herz bezwingt, das nur in seiner Nähe schlägt. Ja wohl, der Heide, hat er heut wie ein Priester gesprochen und geweissagt, und seiner Lüge auch einmal diese Farbe angestrichen. So regiert er auch das Haus des Podesta's. Die arme Crescentia konnte kaum in ihren letzten Stunden den Rückweg zur heiligen Kirche wieder finden, so war ihre Seele in den Irrlehren befangen, die der böse Heuchler wie giftige Netze um den jungen Geist geworfen hatte. Jetzt ist sie ihm entronnen, der Herr hat sie zu sich gerufen, und sandte diese Krankheit, um ihre Seele mit dem Verluste des Leibes zu retten.

Die Sprechenden waren auf den großen Platz gekommen. Der Jüngling war empört und sagte jetzt, um seinem Gefühle Luft zu machen: Wozu nur, geistlicher Herr, diesen grimmigen Neid? Seht ihr denn, erkennt ihr es denn nicht, wie die Welt nur um so mehr von euch abfällt, um so mehr ihr mit Bann und Fluch und Verfolgung den neuen Geist ersticken wollt? den Geist der ewigen Wahrheit, der jetzt alle Landschaften erregt? Der nicht wieder, trotz eurer Künste, untertauchen wird, um gläubig euren Legenden zu gehorchen.

Wohl, sagte der Alte im hohen Zorne, haben wir doch jetzt Averroes statt Christus, und Aristoteles statt des Allmächtigen, und diesen euren Pietro, diesen Ischarioth, statt des Geistes! Nicht wahr, der Erdgeist hat ihn groß und schlank auferbaut, und ihm ein feuriges Auge, edle Stirn, schönen Mund der Ueberredung, und majestätische Gebärden geliehen um zu gaukeln und zu täuschen: indeß ich, der unwürdige Diener des Herrn, hier krank, schwach und unansehnlich wandle, und nur mein Bekenntniß, meinen Glauben habe, um darzuthun, daß ich ein Christ sei. Ich kann nicht so in die Tiefen glänzender Weisheit hinabsteigen, nicht den Lauf der Sterne berechnen, und Glück und Unglück vorhersagen, ich werde von den Ueberklugen geschmäht und verachtet, aber ich trage es demüthig, ihm zu Liebe, der mir alles auferlegt hat. Aber erwartet das Ende, und seht, ob ihn seine sieben Geister, die er im Zauberbann hält, erretten können, ob ihm sein Famulus, das Höllengebild, dann zur Hülfe seyn wird.

War sein Famulus zugegen? fragte Alfonso neugierig.

Habt ihr das Gespenst nicht bemerkt, antwortete der Mönch, das sich als Narr ausstaffirt hatte? die Mißgeburt mit dem Höcker, den verdrehten Händen und Armen, den krummen Beinen, den schielenden Augen und der ungeheuren Nase in dem Fratzengesicht.

Ich hielt alles dies für Maske.

Nein, dieser, erwiedert der Alte, braucht sich nicht zu verlarven. So wie er da ist, ist er Larve und Gespenst, ein Geist der Hölle, dieser Beresynth, wie sie ihn nennen. — Wollt Ihr die Nacht in meinem Kloster zubringen, junger Mensch, bis Ihr eine Wohnung gefunden habt?

Nein, antwortete dieser sehr entschlossen, ich mag die Gastfreundschaft dem Manne nicht schuldig seyn, der so den Herrlichen durch Verläumdung schmäht, dessen Name mich schon im Vaterlande entzückt hat, der mir hier als Vorbild wandeln und leuchten soll. Schlimm genug, daß ich dergleichen von Euch habe anhören müssen, von einem Manne, dessen Stand und Alter mir verbeut, ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehn. Soll der nur fromm heißen, der die Wissenschaft verachtet, nur der ein Christ, der im wachen Schlummer die Tage seines Lebens und die Kräfte seiner Seele hinwegträumt, so trete ich aus dieser dumpfen Gemeinschaft. Aber dem ist nicht so, und nicht der Mensch, der Christ oder Priester haben aus Euch gesprochen, sondern Eure Zunft. Lebt wohl, wenn Ihr es mit diesen Gesinnungen könnt.

Sie trennten sich, beide verstimmt.

Der junge Florentiner, welcher in der Stadt dem Leichenzuge begegnet war, sprengte wie rasend durch das Thor und rannte dann in ungemessener Eil durch Feld und Wald. Als er sich im Freien sah, stieß er Verwünschungen gegen Welt und Schicksal aus, raufte sein Haar, fluchte seinen Sternen und seiner Jugend und eilte dann wie bewußtlos weiter. Er spornte dem Winde entgegen, der sich nächtlicherweise aufmachte, als wenn er die Gluth seiner Wangen abkühlen wollte. Als es später ward, sank das Roß, das schon oft gestolpert war und das er knirschend immer wieder aufriß, ermattet nieder, und er war gezwungen, seinen Weg zu Fuß fortzusetzen. Er wußte nicht, wo er war, noch weniger, wohin er wollte; nur sein Elend stand mit unauslöschlichen Zügen vor ihm, die Nichtigkeit der Welt, die Unbeständigkeit alles Glücks. Verruchter Wahnsinn des Lebens! rief er verzweifelnd durch die Nacht; so, so grausam erweckst du mich aus meinem Schlummer? Tödtlich muß ich dich hassen um deine Gaukeleien, deinen Aberwitz, um alle jene unsinnigen Hoffnungen, die unsre Jugend anlachen, so freundlich auf unserm Wege mit uns gehn, und wenn sie uns in die Wüste geführt, grinsend und höhnend davon fliegen. Leben! Was ist dieses thörichte Gespinnst, dieser alberne Traum eines Fieberkranken? Ein matter Schauer folgt auf den andern, ein verrücktes Gebild verjagt das andre, unsre Wünsche springen in der kahlen Einöde umher, und erkennen sich selber nicht. O Tod, o Ruhe, o Nichtseyn, komm zu mir, laß dich umarmen, und löse dieses stürmende Herz. Könnt' ich nur gleich meine letzten Minuten in Krämpfen verknirschen, daß die Morgensonne meine Stätte nicht mehr fände, daß kein Gedanke in mir ihrem neuen Strahl entgegen grüßte. Bin ich denn nicht das elendeste Geschöpf, das athmet? Um so ärmer, wie ich mir vor wenigen Stunden noch das glücklichste dünkte. Wehe der Jugend, wehe der Liebe, welche dem Gefühl des Herzens, die sich so leiht, so gröblich täuschen lassen.

Ein Regen stöberte jetzt durch die kalte Luft, und bald wurden die Tropfen größer und dichter. Der Jüngling wußte nicht, wohin er gerathen war, der Wald lag schon fern hinter ihm, kein Obdach war in der Nähe. Er fing an, seine Erinnerungen wieder zu sammeln, sein Schmerz ward milder, Thränen flossen aus seinen Augen. Er haßte das Leben schon weniger, ihm war als wenn die Nacht selbst ihn trösten und seinen Kummer lindern wollte. Ungewiß, ob er das gestürzte Roß wieder aufsuchen, ob er sich in einem Graben vor dem Unwetter bergen sollte, sah er noch einmal um sich, und entdeckte endlich, weit, weit hinab, hinter Thal und Busch ein hüpfend Lichtlein, welches ihn wie ein freundliches Auge durch die dicke Finsterniß zu sich winkte. Er eilte dem ungewissen Scheine nach, der bald verschwand, bald wieder erglänzte. Alle seine Kräfte, seine Gefühle waren wie in einem Schlummer gebunden, sein ganzes Daseyn war wie in einem Traum zergangen.

Ein Sturm machte sich auf, und schwere, tiefhangende Gewitterwolken wälzten sich langsam herbei. Schon kam er Bäumen näher, wie es ihm dünkte, aber die Finsterniß machte es ihm unmöglich, irgend etwas zu unterscheiden. Er stürzte in eine Grube, als ein Blitz ihn blendete und ein lauter Donnerschlag betäubte; wie er sich wieder aufraffte, war das Licht, welches ihn gelockt hatte, schon nahe. Er klopfte an das kleine Fenster, welches sich hinter einigen Bäumen zeigte, und bat um Einlaß gegen Sturm und Ungewitter. Eine laute heisere Stimme antwortete von innen, doch vernahm der Jüngling kein Wort, denn Sturm und Gewitter und Regen, das Rauschen der Bäume, alles tobte jetzt so heftig durcheinander, daß jeder andre Laut erstarb.

Die Thür des kleinen Hauses ging nach dem Garten, er mußte durch diesen eilen, dann faßte ihn eine weibliche Hand, leitete ihn durch einen finstern Gang, und eröffnete eine kleine Stube, aus welcher ihm der Schein einer Lampe und das Feuer auf dem Heerde entgegen schimmerte. In der Ecke saß bei der Lampe eine häßliche Alte und spann, das junge Mädchen, das ihn hereingeführt hatte, machte sich am Heerde zu thun, und lange konnte er vor dem ungewissen wankenden Schein die Gestalten nicht näher prüfen, lange konnte kein Gespräch gangbar werden, weil das Getöse des Donners alles übertäubte.

Das ist ein grausames Unwetter, sagte in einer Pause die Alte mit krächzender Stimme. Woher seid Ihr denn, junger Mensch?

Ich komme von Padua, seit heut Abend.

Weither, rief die Alte, liegt ja sechs Stunden von hier. Wo wollt Ihr denn hin, da hier keine Landstraße geht?

Weiß es nicht, mag es auch nicht wissen. Der Unglückliche ist nicht fähig, einen Plan zu entwerfen, oder für die Zukunft zu sorgen. Wie wohl würde mir seyn, wenn es für mich gar keine Zukunft gäbe.

Sprecht irre, junger Mensch, und das muß nicht seyn. — Ei! rief sie aus, indem sie die Lampe erhob und ihn näher betrachtete, ja gar ein Florentiner! Das Wamms und den Kragen habe ich lange nicht gesehn. Je nun, das hat mir wohl auch was Gutes zu bedeuten. Hat mir das garstige Gewitter also einen lieben Gast bescheert; denn wißt nur, mein junger Herr, ich bin auch aus dem gesegneten Lande. Ja Florenz! Ach, wer doch einmal wieder auf deinen Boden treten und die theuren Berge und Gärten wieder sehn könnte! Und Euer Name, lieber, junger Herr?

Antonio Cavalcanti, sagte der Jüngling, der wegen der Landsmannschaft zu der häßlichen Alten mehr Vertrauen faßte.

O welcher Ton, rief sie wie begeistert aus: ja Cavalcanti, so einen habe ich vor Jahren wohl auch gekannt, einen Guido.

Der war mein Vater, rief Antonio.

Und lebt nicht mehr?

Nein, sagte der junge Mann, auch meine Mutter ist mir schon seit lange entrissen.

Weiß es, weiß es, liebes, schönes, junges Kind. Ja, ja, es werden jetzt schon funfzehn Jahre seyn, daß sie gestorben ist. Ach ja, sie mußte wohl dazumal in der bösen Zeit den Geist aufgeben. Und Euer lieber, guter Vater, dem habe ich es einzig zu verdanken, daß die Richter mich nicht einige Jahre nachher auf den Scheiterhaufen setzten, sie hatten sich's einmal in den Kopf genommen, ich sei eine Hexe, und da half kein Widersprechen. Aber der Herr Guido kämpfte mich durch, mit Vernunft und Drohung, mit Bitten und Zorn, und sie haben mich denn bloß aus dem lieben Lande verbannt. Und nun bringt mir das Donnerwetter den Sohn meines Wohlthäters in meine kleine, arme Hütte. Gebt mir doch auch die Hand darauf, junges Blut.

Antonio gab sie der Alten schaudernd, die er jetzt erst näher betrachten konnte. Sie grinste ihn an, und zeigte zwei schwarze, lange Zähne, die einen widerwärtigen Mund noch häßlicher machten, die Augen waren klein und scharf, die Stirn gefurcht, das Kinn lang, sie streckte zwei dürre Arme nach ihm aus, und als er sie wider Willen umfassen mußte, fühlte er den Höcker, der die Häßlichkeit noch abscheulicher machte. Nicht wahr? sagte sie mit erzwungenem Lachen; ich bin nicht sonderlich hübsch, war es auch in meiner Jugend nicht. Es ist mit der Schönheit etwas Besonderes, man kann eigentlich niemals sagen und beschreiben, worin sie besteht, es ist immer nur eine Abwesenheit von gewissen Dingen, die, wenn sie in ihrer Bestimmtheit da sind, das ausmachen, was die Leute die Häßlichkeit nennen. Sagt mir einmal, was findet Ihr denn nun so an mir wohl am widerwärtigsten?

Liebe Alte, sagte der Jüngling verlegen —

Nein, rief sie, rund mit der Wahrheit heraus, ohne alle Schmeichelei! jeder Mensch hat doch nun einmal die oder jene Gabe, und so bilde ich mir nicht wenig darauf ein, daß mir alles das abgeht, was sie in der Welt schön nennen. Nun, zeigt einmal euren Geschmack. Sprecht!

Wenn ich muß, stotterte Antonio, dem trotz seinem Traum ein Lächeln jetzt auf die Lippen trat, die beiden Zähne wollen mir —

Ha, ha! rief die Alte laut lachend, die beiden guten lieben alten schwarzen Zähne wollen Euch am wenigsten gefallen. Ich glaub' es wohl, sie stehn wie zwei verbrannte Palisaden an einer zerstörten Bestung da in dem weiten leeren Raum. Aber Ihr hättet mich vor zehn Jahren sehn sollen, da war das Ding noch viel schlimmer. Dazumal hatt' ich den ganzen Mund voll solcher entsetzlichen Hauer, und die mich lieb hatten, wollten nie sagen, es sähe gräßlich aus. So fielen sie denn nach und nach aus, die

beiden Stammhalter sind nur noch übrig geblieben. Wenn sie einmal abgehn, so klappt das Maul völlig zu, die Oberlippe wird dreimal so lang, und man kann wieder nicht wissen, was für ein Bildniß dadurch zu Stande kommt. Die Zeit, mein lieber junger Freund, ist, wie schon vor vielen Jahren einer gesagt hat, eine thörichte Künstlerin, sie macht ein Bild leidlich hübsch, dann künstelt, schnitzelt, reckt und stümpert sie am Menschen herum, zieht Nase und Kinn in die Länge, drückt die Backen ein, pinselt die Stirn voller Falten, bis sie ein Fratzengesicht zu Stande gebracht hat; dann schämt sie sich am Ende, schmeißt den ganzen Bettel hin und deckt ihn mit Erde zu, damit nicht alle Welt ihre Schande sehe. So glatt bleibt Ihr auch nicht, wie Ihr jetzt in Euer Politur glänzt. Ah! zeigt! freilich, ihr habt Zähnchen wie die reinsten Perlen. Schade, daß die müssen gebraucht werden, um Brod und Rinderbraten zu kauen. Ei, ei, — zeigt — weiter auf den Mund — die stehn aber so sonderbar, — hm! und der Augenzahn! Nun, das ist zu bedenken.

Antonio wußte nicht, ob er schelten oder lachen sollte; doch zwang er sich heiter zu seyn, und dem Geschwätz der Alten nachzugeben, die gleichsam wegen früher Bekanntschaft mit der Familie eine sonderbare Gewalt an ihm ausübte. Wie fuhr er aber entsetzt zusammen, als sie plötzlich: Crescentia! ausrief.

Ums Himmels willen! sprach er erschüttert, kennt Ihr sie? Seht Ihr sie? Wißt Ihr von ihr?

Was ist Euch? heulte die Alte, muß ich sie doch wohl kennen, da sie meine eigne Tochter ist. Seht nur selbst, wie die träge Dirne da eingeschlafen sitzt, das Feuer ausgehn und die Suppe verkühlen läßt.

Sie nahm die Lampe und näherte sich dem Heerde; aber wie ward dem Jünglinge, als er seine Geliebte heute zum zweitenmale wiedersah, fast eben so, wie am Abend. Das blasse Haupt lag gesenkt, die Augen geschlossen, alle Lineamente, auch die dunklen Locken seiner Braut, eben so hatte sie die kleinen Händchen gefaltet, zwischen welchen sie ebenfalls ein Christusbild hielt. Das weiße Gewand half die Täuschung erhöhen, nur fehlten die Blumen, doch webte die Dämmerung wie Kränze schweren dunkeln Laubes um ihre Locken. Sie ist todt, seufzte Antonio, sie starr betrachtend. Faul ist sie, die träge Dirne, sagte die Alte, und schüttelte die schöne Schläferin wach; nichts als beten und schlummern kann das unnütze Geschöpf.

Crescentia ermunterte sich, und ihre Verwirrung erhöhte noch ihre Anmuth. Antonio fühlte sich dem Wahnsinne nahe, daß er diejenige wieder vor sich sah, die er doch auf ewig verloren hatte. Alte Zauberinn! rief er heftig aus, wo bin ich? Und welche Gebilde führst du vor die irren Sinne? Sprich, wer ist jenes holdselige Wesen? Crescentia, bist du wieder da? Erkennst du mich noch als den deinen? Wie bist du hieher gerathen.

Holla! mein junger Prinz, schrie die Alte, Ihr faselt ja, als wenn Ihr Euer bischen Verstand verloren hättet. Rumort Euch das Gewitter im Kopf herum? Hat der Blitz etwa in Eure Vernunft geschlagen? Es ist meine Tochter, und ist es von je an gewesen.

Ich kenne Euch nicht, sagte die bleiche Crescentia hold erröthend. Ich bin nie in der Stadt gewesen.

Setzt Euch, unterbrach sie die Alte, genießt, was da ist. Die Suppe wurde aufgetragen, einige Früchte, und aus einem kleinen Wandschrank nahm die Alte eine Flasche köstlichen florentinischen Weins. Antonio konnte nur wenig genießen, sein Auge war auf Crescentia hingebannt, und seine verwirrte und erschütterte Phantasie wollte ihn immer wieder von neuem bereden, diese sei seine gestorbene Braut. Oft glaubte er dann wieder, in einem schweren Traum gefesselt zu liegen, oder von einem Wahnsinn befangen zu seyn, der alle Gegenstände um ihn verwandele, daß er vielleicht in der Stadt, oder in seiner Heimat weile, nur seine Einbildungen sehe, und keinen seiner Freunde erkenne und vernehme, die wohl tröstend oder klagend um ihn stehn möchten.

Das Gewitter hatte ausgetobt und die Sterne glänzten am beruhigten dunkeln Himmel. Die Alte aß mit Begier und trank noch eifriger von dem süßen Weine. Nun endlich, junger Antonio, fing sie nach einiger Zeit an, erzählt uns doch, was Euch nach Padua, was Euch hieher getrieben hat.

Antonio fuhr erwachend auf. Ihr könnt wohl, erwiederte er, einige Nachrichten von eurem Gaste verlangen, die Ihr obenein meinen Vater, und vielleicht auch meine Mutter gekannt habt.

Wohl habe ich sie gekannt, sagte die Alte schmunzelnd, kein Mensch so gut, als ich. Ja, ja, sie starb sechs Monat zuvor, ehe Euer Vater seine zweite Ehe mit der Marchese Manfredi stiftete.

Also das wißt Ihr auch?

Ist mir doch, fuhr jene fort, als sähe ich das schmucke Püppchen noch immer vor mir. Nun, lebt die schöne Stiefmutter denn noch? Als sie mich aus dem Lande jagten, war sie noch in ihrer schönsten Blüthe.

Ich mag es Euch nicht wiederholen, sagte Antonio mit einem Seufzer, was ich durch diese mir fremde Mutter litt; sie hatte meinen Vater wie bezaubert, der lieber allen seinen alten Freunden, lieber seinem Sohne unrecht thun als sie irgend beleidigen wollte. Endlich aber änderte sich dieses Verhältniß, doch brach mein Herz fast beim Anblick dieses Hasses, wenn es früher nur über erlittene Kränkungen geblutet hatte.

Also recht bitter böse, fragte die Alte mit widerwärtigem Lächeln, ging es in der Haushaltung zu?

Antonio betrachtete sie mit scharfem Blicke und sagte verwirrt: Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, hier von meinem und dem Elend meiner Eltern zu erzählen.

Die Alte leerte ein Glas rothen Weins, der wie Blut im Glase stand. Mit lautem Lachen sagte sie dann: Weiß ich mir doch kein herrlicheres Vergnügen, versteht, was man so recht Wonne und Seligkeit nennen kann, als wenn so zwei Ehehälften, die früher einmal zwei Liebesleute waren, sich wie Katze und Hund, oder wie zwei Tiegerthiere herumbeißen, schelten, einander verfluchen, und Herz und Seele dem Satan opfern möchten, um den andern nur zu kränken, oder seiner los zu werden. Das, junger Fant, ist die wahre Herrlichkeit des sterblichen Lebens. Besonders aber, wenn die beiden Verbündeten vorher aus Liebe recht geraset haben, alles, auch das Ungewöhnliche für einander gethan, wohl gar manches begangen, was andre fromme Leutchen Verbrechen nennen, um nur zu einander zu kommen, um nur endlich das nun so verhaßte Band zu schlingen. Glaubt mir, das ist alsdann

für den Satan und die ganze Hölle ein hohes Fest, ein Jubeln und Cymbelklang der Unterirdischen. Und hier nun gar, — doch ich schweige, ich könnt' leicht zu viel sagen.

Crescentia sah den Erstaunten wehmüthig an. Verzeiht ihr, sagte sie lispelnd, Ihr seht, sie ist trunken, die Unglückliche.

In Antonio's Seele aber erwachte die Vorzeit und alle ihre trüben Scenen mit frischer Kraft. Der trübe Tag kam ihm zurück, als er seine Stiefmutter auf ihrem Sterbebette sah, als sein Vater verzweifelte und sich und die Stunde seiner Geburt verfluchte, als er den Geist seiner ersten Gattin anrief und um Vergebung flehte.

Habt Ihr nichts mehr zu erzählen? fragte die Alte, und weckte ihn dadurch aus seiner staunenden Träumerei.

Was soll's? sagte Antonio im tiefsten Schmerz, scheint Ihr doch alles zu wissen, oder durch Weissagung erfahren zu haben. Brauche ich es Euch zu sagen, daß ein alter Diener, Roberto, sie vergiftet hatte, von ihrem Haß verfolgt und zur Rache angespornt? Daß dieser boshaft und verrucht meinem Vater das Verbrechen zuwälzen wollte? Er entsprang aus dem Gefängnisse, übersteigt die Gartenmauer und stößt in der Grotte meinem Vater den Dolch in die Brust.

Der alte Roberto? Roberto? rief die Alte, fast wie im frohen Jubel; ei, sieh doch! was man an den Leuten nicht erlebt! Ja, ja, der Schleicher war in jüngern Jahren so ein rechter Duckmäuser, ein scheinheiliger Hund, ist aber nachher ein resoluter Bursche geworden, wie ich höre. In der Grotte also? Wie sich alles so wunderbar fügen muß. Da saß euer Vater in frühern Jahren so oft mit der ersten Gattin, dort hat er ihr zuerst, als ihr Bräutigam, ewige Liebe geschworen. Dazumal trug Roberto gewiß schon jenen Dolch, wußte aber nicht, daß er ihn erst nach zwanzig Jahren so sonderbar brauchen sollte. Dort hat auch die zweite Gemahlin oft bei dem kühlen Brunnen geschlummert, da lag der Mann wieder zu ihren Füßen. Nicht wahr, Antonio, Kind, das Leben ist ein recht buntes, recht dummes, recht abgeschmacktes und recht greuliches Fabelgemisch? Kein Mensch kann sagen: dahin will ich nicht! die Schmerzen und Gefühle, die Stacheln und das Rasen, die die schwarzen Gesellen in der Hölle schmieden, das alles kommt und kommt langsam, wunderlich, näher und immer näher, mit einemmale ist das Entsetzliche im Hause, und der Verzweifelte sitzt dann damit im Winkel und nagt daran, so wie der Hund am Knochen. Trink, trink, mein Söhnchen, durch diesen Saft wird alles besser, wenn seine Geister in die Seele steigen. — Nun, und du? Erzähle doch weiter.

Ich schwur dem Vater Rache, sagte Antonio.

So ist es recht, erwiederte die Alte, sieh, mein Kind, wann so ein Brand in ein Haus geschleudert ist, so muß er niemals, niemals wieder erlöschen. Von Geschlecht zu Geschlecht, zum Enkel und zum Vetter erbt das Gift, die Kinder rasen schon, die Wunde blutet immer wieder, ein neuer Aderlaß muß wieder das Unglück retten und auf die Beine bringen, das sonst vielleicht gar verscheiden könnte. O Rache, Rache ist ein köstliches Wort.

Aber Roberto, sagte Antonio, war entflohen, und nirgends zu finden.

Schade, schade, rief die Alte aus. Nun treibt dich deine Rache wohl in die Welt?

Ja wohl, ich sah Italien, forschte in allen Städten, konnte aber keine Spur des Mörders entdecken. Der Ruf Pietros von Abano hielt mich endlich in Padua fest. Ich wollte von ihm Weisheit lernen, aber als ich in das Haus des Podesta kam —

Nun? sprich heraus, Kind!

Was soll ich sagen? Ich weiß nicht. ob ich rase oder träume. Dort sah ich die Tochter, die holde, die liebreizende Crescentia. Und ich sehe sie jetzt wieder vor mir, ja sie ist es selbst. jener Leichenzug war ein böser ungeziemender Scherz, und diese Verkleidung, diese Flucht in die Wüste hieher ist wieder eine unziemliche Verlarvung. Gib dich endlich. endlich zu erkennen, theure, holdselige Crescentia. Weißt du es ja doch, daß mein Herz nur in deinem Busen lebt. Wozu diese grausamen Proben? Sind deine Eltern vielleicht dort in der Kammer, und hören alles, was wir sprechen. Laß sie nun endlich, endlich herein treten, es sei nun der grausamen Prüfung, die mich wahnsinnig machen kann, genug geschehn.

Die bleiche Crescentia sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an, eine solche Wehmuth im Angesicht, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Er ist wahrlich schon betrunken! heulte die Alte. Sprecht, sagt, ist denn die Tochter des Podesta todt? Gestorben wäre sie? Und wann?

Heut Abend, sagte der weinende, bin ich ihrer Leiche begegnet.

Also auch die? fuhr die Alte lustig fort, indem sie wieder einschenkte. Nun, da wird sich ja die Familie Markone in Venedig freuen.

Warum?

Weil sie nun die einzigen Erben des reichen Mannes sind. Das haben die klugen immer gewünscht, es aber niemals hoffen können.

Weib! rief Antonio mit neuem Entsetzen aus, du weißt ja Alles!

Nicht Alles, erwiederte jene, aber etwas. Und manches läßt sich dann auch wohl errathen. Und freilich, etwas Hexerei ist auch im Spiele. Erschreckt nur nicht gar zu sehr. Es war auch nicht so ganz und gar um nichts, daß mich die Herren Florentiner auf den Holzstoß setzen wollten, einige kleine unbedeutende Ursächelchen konnten sie immer für diesen Wunsch anführen. — Schau mir ins Gesicht, Knabe, streiche die Locken aus der Stirn: gut! Nun gieb die linke Hand: die rechte; ei! ei! sonderbar und wunderlich! Ja, ja, dir steht ein nahes Unglück bevor; aber wenn du es überlebst, wirst du deine Geliebte noch wiedersehn.

Jenseit! seufzte Antonio.

Jenseit? was ist jenseit? rief die Alte im Taumel; nein, diesseit, was wir hier auf Erden nennen. Was die Narren für Worte brauchen. Es giebt kein Jenseit, alberner Kindskopf, wer hier nicht schon das Fett von der Brühe abschöpft, der ist übel betrogen. Aber damit kirren sie die Gelbschnäbel, daß sie hübsch im Gleise bleiben, wohin man sie lenken will, wer aber ihren Fabeln nicht glaubt, der ist auch dafür frei und kann thun, was ihn gelüstet.

Antonio sah sie zürnend an, und wollte ihr heftig erwiedern, aber die blasse Crescentia legte einen so demüthig flehenden Blick für ihre Mutter ein, daß sein Zorn entwaffnet wurde. Die Alte gähnte und rieb sich die Augen, und es währte nicht lange, so war sie, vom häufigen Genuß des starken Weins betäubt, fest eingeschlafen. Das Feuer auf dem Heerde war erloschen, und die Lampe warf nur noch matte Schimmer. Antonio fiel in ein tiefes Nachsinnen, und Crescentia saß am Fenster auf einem niedrigen Schemmel. Kann ich wo schlafen? sagte der erschöpfte Jüngling endlich.

Oben ist noch eine Kammer, sagte Crescentia schluchzend, und er bemerkte nun erst, daß sie die ganze Zeit über heftig geweint hatte. Sie putzte die Lampe, daß sie heller brenne und ging schweigend voran. Er folgte eine schmale Treppe hinauf, und als sie oben in dem engen finstern Behältnisse waren, setzte das Mädchen die Leuchte auf einen kleinen Tisch, und war im Begriff sich zu entfernen. Doch schon an der Thür kehrte sie noch einmal um, betrachtete den jungen Mann wie mit einem Todtenblicke, stand bebend vor ihm, und fiel dann laut schluchzend und in unverständlichen heftigen Klagen wie in Krämpfen zu seinen Füßen nieder. Was ist dir, mein holdes Kind? rief er aus, und wollte sie aufheben; beruhige dich: sage mir dein Leid.

Nein, laß mich hier liegen, rief die Klagende, ach! wenn ich doch hier zu Euren Füßen, wenn ich doch jetzt sterben könnte! Nein, es ist zu entsetzlich! Und daß ich nichts thun, nichts hindern kann, daß ich den Greuel nur stumm und ohnmächtig anschauen muß. Aber Ihr müßt es erfahren.

So sammle dich nur, sagte tröstend Antonio, daß nur deine Stimme, daß du nur deine Worte wieder findest.

Ich sehe, sprach jene vom Weinen unterbrochen heftig fort, Eurer gestorbenen Geliebten ähnlich und ich bin es, die Euch an der Hand in die Mördergrube führen muß. Meine Mutter kann leicht prophezeien, daß Euch ein nahes Unglück bevorsteht: kennt sie doch die Gesellen, die allnächtlich hier einkehren. Dieser Hölle ist noch keiner lebendig entronnen. Jede Minute führt ihn näher und näher dem greulichen Ildefons, oder dem verruchten Andrea, mit ihren Knechten und Gehülfen. Ach! und ich kann nur der Herold Eures Todes seyn, Euch keine Hülfe, Euch keine Rettung bieten.

Antonio entsetzte sich. Bleich und zitternd faßte er nach seinem Schwert, versuchte seinen Dolch, und sammelte Muth und Entschlossenheit wieder. So sehr er den Tod erst gewünscht hatte, so war es ihm doch zu furchtbar, in einer Räuberhöhle endigen zu müssen. Du aber, fing er an, du mit diesem Angesichte, mit dieser Gestalt, kannst es über dich gewinnen, eine Gesellin, eine Gehülfin der Verruchten zu seyn?

Ich kann nicht entfliehen, seufzte die Trostlose, wie gern entwiche ich diesem Hause. Ach! und diese Nacht, morgen soll ich von hier und über das Meer geschleppt werden, die Gattin des Andrea oder Ildefons soll ich seyn. Ist es nicht besser, jetzt zu sterben?

Komm, rief Antonio, die Thür ist offen, entflieh mit mir, die Nacht, der Wald werden uns ihren Schutz verleihen.

Seht Euch nur um, sagte das Mädchen, seht nur wie hier und im untern Gemache die Fenster mit starken Eisenstäben verwahrt sind, die Thür des Hauses ist mit einem großen Schlüssel versperrt, den die Mutter nicht von sich gibt. Saht Ihr nicht, wie sie die Thür ins Schloß warf, als Ihr, Herr, eingetreten wart?

So falle die Alte zuerst, rief Antonio, wir entreißen ihr den Schlüssel —

Meine Mutter sterben! schrie die blasse Mädchengestalt, und klammerte sich mit Heftigkeit an ihn, um ihn fest zu halten.

Antonio beruhigte sie. Er schlug ihr vor, der Alten, da sie berauscht sei, und fest schlafe, den großen Schlüssel der Thüre leise von ihrer Seite zu nehmen, dann zu öffnen und zu entfliehen. Von diesem Plane schien Crescentia einige Hoffnung zu fassen, sie gingen also still wieder in das untere Gemach und fanden die Alte noch fest schlafend. Crescentia machte sich zitternd an sie, suchte und fand den Schlüssel, und es gelang ihr nach einiger Zeit, ihn vom Bande des Gürtels abzulösen. Sie winkte dem Jüngling, behutsam näherten sie sich der Thür, mit Vorsicht brachten sie den eisernen Schlüssel in das Schloß, mit fester Hand wollte Antonio jetzt ohne Geräusch den Riegel zurück schieben, als er fühlte, daß draußen eben so geräuschlos ein andrer am Schlosse arbeitete. Die Thür öffnete sich sacht und hereintrat, Antlitz an Antlitz dem Antonio, ein großer wilder Mann. Ildefonso! schrie das Mädchen auf, und der Jüngling erkannte in ihm auf den ersten Blick den Mörder Roberto.

Was ist das? sagte dieser mit dumpfer Stimme; woher habt Ihr den Schlüssel? Wohin?

Roberto! schrie Antonio und faßte den ungeheuren Mann wüthend an der Kehle. Sie rangen heftig mit einander, doch gelang es der Kraft des Jünglings, den Bösewicht auf den Boden zu werfen, dann kniete er ihm auf die Brust und senkte seinen Dolch ihm in das Herz. Mit lautem Geschrei war indessen die Alte erwacht, sie sprang auf, als sie den Kampf sah und riß unter Geheul und Verwünschungen die Tochter hinweg, sie schleppte sie zur Kammer hinauf, und verriegelte von innen die Thür. Jetzt wollte Antonio hinauf, um sich die Kammer mit Gewalt zu öffnen, als mehrere dunkle Gestalten herein traten, und nicht wenig erstaunten, ihren Anführer todt am Boden zu finden. Jetzt bin ich euer Hauptmann! rief eine breite, prächtige Figur, indem der Wilde das Schwert zog. Wenn Crescentia mein ist! antwortete trotzig ein jüngerer Räuber. Beide, auf ihrem Sinne bestehend, fielen sich mörderisch an. Die Lampe ward umgestürzt, und unter Geheul und Fluchen wälzte sich der Kampf in der Finsterniß von einer Ecke zur andern. Seid ihr unsinnig? schrie eine andere Stimme dazwischen; ihr laßt den Fremden entfliehn, schlagt ihn zuerst darnieder und fechtet dann eure Händel aus! Doch jene, vor Wuth blind, vernahmen ihn nicht. Schon dämmerte der erste graue ungewisse Strahl des frühen Morgens. Da fühlte Antonio die Mörderfaust an seiner Brust, aber schnell und rüstig stieß er den Angreifenden nieder. Ich bin erschlagen, rief dieser, auf den Boden fallend: Wahnsinnige, besetzt die Thüren, laßt ihn nicht entrinnen. Antonio hatte indessen diese gefun-

den, er sprang durch den kleinen Garten und über den Zaun, die Räuber, welche unterdeß die Besinnung gefunden hatten, eilten ihm nach. Er war nur um wenige Schritte voraus, und sie suchten ihm die Bahn abzugewinnen. Einer warf mit Feldsteinen nach ihm, die aber ihres Ziels verfehlten. Unter Geschrei und Drohworten waren sie in den Wald gekommen. Hier zeigten sich verschiedene Richtungen, und Antonio war ungewiß, welche er wählen sollte. Da sah er zurück und die Räuber getrennt, er stellte sich dem nächsten und verwundete ihn im Kampf, daß jener das Schwert mußte sinken lassen. Doch zugleich vernahm er Geschrei und sah von einem Seitenwege neue Gestalten daher eilen, die ihm den Weg bald verrennen mußten. In dieser höchsten Noth traf er auf einer kleinen Waldwiese sein Roß wieder an. Es schien sich von der gestrigen Uebermüdung erholt zu haben. Er schwang sich hinauf, nachdem er schnell den Zaum ergriffen und geordnet hatte, und mit der größten Schnelle, als wenn das Thier seine Gefahr gefühlt hätte, trug es ihn auf einem gebahnten Pfade aus dem Walde. Nach und nach ertönte das Geschrei seiner Verfolger immer ferner und ferner, der Wald lichtete sich, und als er schon glauben mußte, nichts mehr befürchten zu dürfen, sah er die Stadt im Sonnenglanze vor sich liegen.

Menschen begegneten ihm, Landleute gingen dieselbe Straße zur Stadt, Reisende gesellten sich zu ihm, und so kam er nach Padua zurück, indem er nur weniges auf die vielfachen Fragen und Erkundigungen antwortete, warum sein Anzug so verwildert, warum er ohne Hut sei. Die Bürger sahen ihn mit Verwunderung an, als er vor dem großen Hause des Podesta abstieg.

In der Stadt hatte sich in derselben Nacht etwas Wunderbares zugetragen, was bis jetzt noch allen Menschen ein Geheimniß war. Kaum hatte sich die Finsterniß dicht und dichter verbreitet, als Pietro, den man gemeiniglich nur von seiner Geburtsstadt Apone oder Abano nannte, im innersten Zimmer seines Hauses, alle Geräthe, alle seine künstlichen Instrumente zu einer geheimen und seltsamen Operation in Ordnung richtete. Er selbst war in lange Gewänder gekleidet, die mit wunderlichen Hieroglyphen bezeichnet waren, in seinem Saal hatte er die magischen Kreise beschrieben, und alles kunstreich geordnet, um seiner Wirkung gewiß zu seyn. Er hatte den Stand der Gestirne genau erforscht, und erwartete jetzt den günstigsten Augenblick.

Sein Gefährte, der häßliche Beresynth, war auch mit magischen Kleidern angethan. Er holte und stellte auf den Befehl seines Gebieters alles so wie dieser es nöthig erachtete. Bemahlte Decken waren an den Wänden verbreitet, der Boden des Zimmers verkleidet, der große Zauberspiegel aufgerichtet und näher und näher rückte der Moment, den der Magier für den glücklichsten erachtete.

Hast du die Kristalle in die Kreise gestellt? rief Pietro. Ja, antwortete der geschäftige Gesell, dessen Fratze sich zwischen den Phiolen, Spiegeln, menschlichen Gerippen und allen dem seltsamen Hausrath munter und unermüdlich tummelte. Jetzt wurde das Rauchwerk gebracht, eine Flamme entzündete sich auf dem Altar, und der Magier nahm vorsichtig, fast bebend, aus seinem geheimsten Schranke das große Buch. Geht's los? rief Beresynth. Schweig, erwiederte der Alte feierlich, und störe die heilige Handlung durch keine frevelnden, durch keine unnützen Worte. Er las, erst leise, dann lauter und eifriger, indem er mit gemeßneren Schritten auf und nieder, dann im Kreise wandelte. Nach einer Weile hielt er inne und befahl: Schau hinaus, wie sich der Himmel gestaltet.

Dichte Finsterniß, sagte der rückkehrende Diener, hat den Himmel umzogen, Wolken jagen sich, ein Regen fängt an zu träufeln. Sie sind mir günstig, rief der Alte, es muß gelingen! Jetzt kniete er nieder, und berührte oft, die Beschwörungen murmelnd, mit der Stirn den Boden. Sein Gesicht war erhitzt, seine Augen funkelten. Man hörte ihn die heiligen Namen nennen, die verboten sind auszusprechen, und er sandte nach langer Zeit seinen Diener wieder hinaus, um nach dem Firmament zu schauen. Indessen vernahm man den heranbrausenden Sturm, Blitz und Donner jagten sich, und das Haus schien in seinen Grundfesten zu erbeben. Hört das Wetter, rief Beresynth, eilig zurückkehrend: die Hölle hat sich von unten herauf gemacht, und wüthet mit Feuer und wilden krachenden Donnerschlägen, ein Sturm braust dazwischen, und die Erde zittert. Haltet inne mit Beschwören, daß nicht die Speicher brechen und die Fugen, die die Welt zusammenhalten, zerspringen.

Thörichter! Blödsinniger! rief der Magier; genug der unützen Worte! Alle Thüren reiß auf, eröffne auch das Thor des Hauses.

Der Zwerg entfernte sich, um die Gebote seines Herrn auszurichten. Dieser entzündete indeß die geweihten Kerzen, mit Schaudern nahte er sich der großen Fackel, die auf dem hohen Leuchter stand, auch sie brannte endlich, dann wand er sich auf dem Boden und beschwor lauter und lauter. Seine Augen funkelten, seine Glieder bebten alle, zuckten wie in Krämpfen, und ein kalter Schweiß der Angst floß von seinem Haupte. Mit wilder Gebärde sprang der Zwerg wie entsetzt wieder herein und rettete sich in die Kreise. Die Welt geht unter! schrie er bleich und mit den Zähnen klappernd, die Gewitter ziehn fort, aber alles ist in der stillen Nacht Entsetzen und Graus, jedes Geschöpf hat sich in das innerste Gemach und die Kissen des Bettes geflüchtet, um der Angst zu entweichen.

Der Alte erhob vom Boden ein todtenbleiches Antlitz, und verzerrt und unkenntlich schrie er mit fremdem Laute: Schweig, Unglückseliger, und störe das Werk nicht. Gieb Acht, und behalte deine Sinne. Das Größte ist noch zurück.

Mit einer Stimme, als wollte er seine Brust zersprengen, las und beschwor er wieder, der Athem schien ihm oft zu fehlen, es war als müsse die ungeheure Anstrengung ihn tödten. Da hörte man plötzlich Stimmen durcheinander, wie im Streit, dann wie Gespräch, sie flüsterten, sie tobten und lachten, Gesang ertönte, und verworrener Klang von wundersamen Instrumenten. Alle Geräthe wurden lebendig und schritten vor und gingen wieder zurück, und aus den Wänden in allen Gemächern quollen Wesen

aller Art, Gethier und Ungeheuer und abscheuliche Fratzen im buntesten Gewirre.

Herr! schrie Bereschnth, das Haus wird zu enge! Wohin mit allen diesen Geistern? Einer muß den andern fressen. O weh! o weh! Immer greulicher, immer toller wickelt sich einer aus dem andern: ich verliere den Verstand! Und diese Musik dazu, dies Gellen und Pfeifen, Gelächter dazwischen, und rührende Klaggesänge. Seht, Herr! seht! die Wände, die Zimmer behnen sich aus: alles wird zu unermeßlichen Sälen, zu hohen Gewölben, und noch schießen die Creaturen hervor, und vermehren sich mit dem wachsenden Raume. Könnt Ihr nicht rathen, könnt Ihr nicht helfen.

Ganz ermattet erhob sich jetzt Pietro, er war verwandelt und wie sterbend. Schau noch einmal hinaus, sprach er leise, wende deine Augen nach dem Dom, und berichte mir, was du siehst.

Ich trete dem Gesindel hier auf den Kopf, schrie der verwirrte Bereschnth, sie winden sich spielend wie die Schlangen um mich her, und lachen höhnisch über mich. Sind es Geister? Sind es Kobolde oder leere Phantome? Ei was! wenn ihr nicht aus dem Wege gehn wollt, so tret' ich euch in die grünlichen und blauen Schnauzen hinein! Jeder ist sich selbst der Nächste. Er polterte murmelnd hinaus.

Jetzt ward es still, und Pietro stand auf. Er winkte, und alle jene Wundergestalten, die sich am Boden gekrümmt, die sich in der Luft durcheinander gewunden hatten, verschwanden wieder. Er trocknete Schweiß und Thränen ab und holte freier Athem. Sein Diener kam zurück und sagte: Herr! alles ist ruhig und gut, aber leichte Gebilde zogen mir vorüber und verschwanden in den dunklen Himmel hinein: darauf, wie ich unverwandt nach dem Dom hinschaue, ertönt ein gewaltiger Klang, wie wenn alle Saiten einer Harfe zugleich rissen, und ein Schlag geschah, daß die Straße und alle Häuser zitterten. So riß sich dann die große Thür der Kirche auf, Flöten erklangen süß und lieblich, und eine sanfte lichte Klarheit ergoß sich aus dem Innern der Kirche. Gleich darauf trat ein weibliches Gebild in den Schein, blaß aber glänzend, mit Blumenkronen geschmückt, sie schwebte aus dem Thor und Lichtstrahlen bereiteten ihr eine Straße, auf welcher sie wandeln sollte. Das Haupt gerade, die Hände gefaltet, so schwebt sie heran, auf unsre Wohnung zu. Ist es denn diese, auf welche Ihr gewartet habt?

Nimm den goldnen Schlüssel, antwortete Pietro, und eröffne mit ihm das innerste kostbarste Gemach meines Hauses. Die Purpurdecke ist ausgebreitet, die Wohlgerüche duften. Dann fort und lege dich nieder. Forsche nicht weiter nach, was geschieht. Sei gehorsam und verschwiegen, wenn du dein Leben achtest.

Kenne ich Euch doch, antwortete der Zwerg und entfernte sich mit dem Schlüssel, indem er noch einmal wie einen schadenfrohen Blick zurück warf.

Indem kam ein liebliches Gesäusel näher, Pietro ging nach dem Vorsaal, und herein schwebte die blasse Leichengestalt der Crescentia, in ihrem Todtenschmucke, das Crucifix noch in den gefaltenen Händen haltend. Er stand vor ihr, sie schlug die großen Augen auf und schauderte in lebhafter Bewegung vor ihm zurück, so daß vom schüttelnden Haupte die Blumenkränze niedersanken. Stumm bog er die festgeschlossenen Hände auseinander, in der linken aber behielt sie das Kreuz fest eingeklemmt. An der rechten Hand führte er sie durch seine Gemächer, und sie ging neben ihm, starr und ohne Theilnahme, ohne sich umzusehn.

Das fernste Gemach empfing sie. Purpur und Gold, Seide und Sammet schmückten es kostbar aus. Durch die schweren Vorhänge schimmerte am Tage das Licht nur matt herein. Er deutete hin auf das Lager, und die Bewußtlose, wunderbar Belebte senkte und neigte sich wie eine Lilienblume, die der Wind bewegt, sie fiel auf die rothen Decken und athmete schmerzlich. Aus einem goldnen Fläschchen goß der Alte eine kostbare Essenz in eine kleine Schale von Kristall und legte ihr diese an den Mund. Die blassen Lippen schlürften den wunderbaren Trank, sie schlug noch einmal das Auge auf, betrachtete ihren vormaligen Freund, wandte sich mit dem Ausdruck des Abscheues um, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Sorgfältig verschloß der Alte wieder das Gemach. Alles im Hause war ruhig. Er begab sich auf sein Zimmer, um unter seinen Büchern und Zaubergeräthen den Aufgang der Sonne und die Geschäfte des Tages zu erwarten.

Als der unglückliche Jüngling Antonio geruht hatte, ritt der Podesta am folgenden Tage mit ihm und einem großen bewaffneten Gefolge aus, um jene Hütte, die häßliche Alte und die Räuber aufzusuchen und zu fangen. Nach der Erzählung Antonio's war der trostlose Vater sehr begierig geworden, jenes Mädchen zu sehn, welches seiner verstorbenen Tochter so ähnlich seyn sollte. Kann es seyn, sagte der Alte unterwegs, daß ein Traum, dem ich mich nur zu oft überlassen habe, wirklich werden könnte?

Der Vater war so eilig, daß er dem Jüngling nicht weiter Rede stand. Sie kamen in den benachbarten Wald, und hier glaubte sich Antonio noch zu erkennen, und die Spuren wieder zu finden. Aber jene Nacht hatte ihn so verwirrt, und seine Lebensgeister so heftig erschüttert, daß er nachher seinen Weg nicht entdecken konnte, den er während des Sturmes und dem Krachen des Donners betäubt, zu Fuß, und über Aecker und Feld irrend, fortgesetzt hatte. Sie kreuzten das weite Gefilde nach allen Richtungen, wo nur Bäume oder Gebüsche sich entdecken ließen, dahin spornte Antonio, um die Räuberhütte und in ihr jene wundersame Erscheinung wieder anzutreffen, oder wenigstens, wenn die Einwohner auch verschwunden seyn sollten, wie er wohl glauben mußte, irgend eine Nachweisung zu erhalten. Der Podesta glaubte endlich, als man schon einen großen Theil des Tages so umgeirrt war, die erhitzte Einbildung des Jünglings habe nur in der Verwilderung seines Schmerzes diese Erscheinungen gesehn. Das Glück, rief er aus, wäre zu groß, und ich bin nur zum Unglück geboren.

In einem Dorfe mußte man die Pferde und die Diener verschnaufen lassen. Die Bewohner wollten nichts von so verdächtigen Nachbarn wissen, auch hatte man in der Umgegend die Leichname der Erschlagenen nicht gefunden. Nach kurzer Frist machte sich Antonio wieder auf den Weg, obgleich der

Podesta ihm mit größerem Mißtrauen folgte. Bei jedem Bauer, der ihnen aufstieß, wurden Erkundigungen eingezogen, doch keiner wußte irgend eine bestimmte Nachricht zu geben. Gegen Abend traf man auf einen scheinbar zerstörten Platz, Asche und Schutt lag umher, einige verkohlte Balken zeigten sich zwischen den Steinen: Bäume die nahe standen, waren verbrannt. Jetzt schien sich der Jüngling wieder zu erkennen. Hier, so meinte er mit Bestimmtheit, sei der Aufenthalt der Mörder und jener wunderbaren Crescentia gewesen. Man machte Halt. Weit und breit war in der wüsten Gegend kein Haus zu sehn, kein Mensch war zu errufen. Ein Diener ritt zum nächsten Ort und brachte nach einer Stunde einen Alten zu Pferde mit sich. Dieser wollte wissen, daß schon seit einem Jahre eine Hütte hier abgebrannt sei, von Soldaten angezündet, der Eigenthümer des Feldes sei schon seit zehn Jahren in Rom, wo er ein versprochenes geistliches Amt erwarte, der Verwalter desselben aber nach Ravenna gereist, um eine alte Schuld einzukassiren.

Verdrossen und ermüdet begaben sich die Reisenden zur Stadt zurück. Der Podesta Ambrosio ging damit um, seine Stelle aufzugeben, sich von allen Geschäften zurück zu ziehen, und selbst Padua zu verlassen, wo ihn alles nur an sein Unglück erinnerte. Antonio wollte in der Schule des berühmten Apone sein Elend ertragen und vielleicht vergessen lernen. Er zog in das Haus dieses großen Mannes, welcher ihm schon seit lange gewogen war.

Also auch Ihr, sagte nach einiger Zeit der kleine Priester zum tiefsinnigen Antonio, habt euch diesem unglücklichen Studio und jenem verderblichen Manne ergeben, der eure Seelen verführen wird?

Warum zürnt Ihr, antwortete Antonio freundlich, Ihr frommer Mann? Soll Religion und Wissenschaft sich nicht freundlich die Hand bieten dürfen, wie es in diesem trefflichen Lehrer geschieht? Er, den die ganze Welt verehrt, den die Fürsten schätzen und lieben, den der heilige Vater selber bald zu einer geistlichen Würde erheben will? Warum zürnt Ihr dem, der Euch und jedermann mit Liebe entgegen kommt? Wüßtet Ihr, wie seine Lehre mich tröstet, wie er meinen Geist erhebt und zum Himmel richtet, wie in seinem Munde Frömmigkeit und Religion die begeisterten Worte und Bilder finden, die seine Schüler, wie mit Schwingen des Geistes, in die überirdischen Regionen führen, Ihr würdet nicht so unbillig von ihm denken und sprechen. Lernt ihn näher kennen, sucht seinen Umgang, und ihr werdet mit Reue und in Liebe Euren Haß, Euer voreiliges Urtheil über ihn widerrufen.

Ihn? rief der Priester: nein nimmermehr! Wahrt Euch selbst, Jüngling, vor ihm und seinem höllenbezeichneten Diener, der keinen so arglistig, wie sein Meister, belügen kann.

Es ist wahr, erwiederte Antonio, der kleine Beresynth ist eine lächerliche und häßliche Figur, mich wundert selbst, daß ihn der edle Pietro so beständig in allen seinen Zimmern und Geschäften um sich dulden mag: aber sollen Höcker und andre häßliche Abzeichen uns gegen einen Armen, den die Natur vernachläßigt hat, grausam machen?

Schöne Worte! herrliche Redensarten! rief der Priester ungeduldig aus: bei diesen Gesinnungen gedeihen freilich Zauberer und Betrüger. Seht! da kommt das Scheusal, das ich nicht anschauen, viel weniger mit ihm etwas verhandeln mag. Wen der Herr auf diese Weise gezeichnet hat, der ist kenntlich genug, und jedermann, in dem noch nicht alles Gefühl erloschen ist, gehe ihm aus dem Wege.

Beresynth, der die letzten Worte gehört hatte, machte sich in einigen seltsamen Sprüngen herbei. Hochwürdiger Herr, rief er aus, seit Ihr denn etwa selbst von so ausbündiger Schönheit, daß Ihr so unbillig urtheilen dürft? Mein Herr ist von Jugend auf ein majestätischer herrlicher Mann gewesen, und der denkt doch von mir und meines gleichen ganz anders. Was? Ihr kleiner, untersetzter, verstumpfter, kollriger Mann, dem die Nase vor Zorne fast immer roth anläuft? Ihr mit euren krummen Mundwinkeln, mit den verzwickten Falten in der kleinen Stirn, Ihr wollt von meiner Häßlichkeit rumoren? Kukt das Zwerglein doch kaum über die Kanzel hinaus, wenn es dorten handthiert, und ist so schmalbeinig, daß er nicht über den großen Platz gehn darf, wenn der Wind einmal stark weht; den die Gemeine kaum erkennt, wenn er vor dem Altar gestikulirt, und dem der christliche Glaube nachhelfen muß, in der Hoffnung, er sei wirklich zugegen: — wie, ein solcher Knirps und geistlicher Nirgend gesehn will hier wie Goliath Rede führen? Laßt Euch dienen, unangesehnlich Gottseliger, daß man aus meiner Nase allein einen solchen Glaubenshelden, wie Ihr seid, formiren könnte, wobei ich meinen doppelten Höcker vorn und hinten noch gar nicht einmal in die Rechnung bringe.

Der erzürnte Priester Theodor hatte sich schon vor dem Schluß dieser Rede entfernt, und der melancholische Antonio verwies dem kleinen Gesellen seinen Muthwillen; doch dieser rief aus: Fangt Ihr nur nicht auch an zu moralisiren! das leide ich einmal von keinem andern als meinem Herrn, denn der ist dazu in der Welt, die Moral, die Philosophie und dergleichen zu doziren. Aber diese Windfahne von Mönch da, die nur von Neid und Bosheit so knurrend herum gedreht wird, weil er meint, ihm geschieht durch meinen herrlichen Meister ein Abbruch an Autorität, Geld und Gut, der soll nicht den zahnlosen Mund aufthun, wo ich mein ungewaschnes Maul nur irgend brauchen kann; und von einem jungen Studenten leide ich auch keine Widerrede, denn ich habe mir schon den Bart beschneiden lassen, als Euer Vater noch im Westerhemdchen lief, Prügel in der Schule und den Esel bekam ich schon umgehängt, als sie eurem erlauchten Großvater die ersten Hosen anthaten, darum erzeigt den Respekt da, wo er hingehört und vergeßt niemals, wen Ihr vor euch habt.

Erzürne dich nicht, kleiner Mann, sagte Antonio, ich meine es gut mit dir.

Meint's wie Ihr wollt, rief jener. Mein Herr wird Prälat, wißt Ihr das schon? Und Rektor der Universität? Und eine neue goldne Gnadenkette hat er von Paris erhalten! Und Ihr sollt zu ihm kommen, weil er verreisen und Euch vorher noch einmal sprechen will. Schleppt Euch nicht mit Pfaffen so herum, wenn Ihr Philosoph seyn wollt.

In krummen, wunderlichen Sätzen sprang er

wieder die Straße hinüber, und Antonio sagte zu Alfonso, der jetzt hinzutrat, und seit einiger Zeit sich oft freundlich zu ihm gesellte: Ich weiß niemals, wenn ich mit der kleinen Mißgeburt rede, ob sie ihre Worte ernsthaft, oder nur im Scherze meint. Scheint er doch über sich selbst und alle Creatur zu spotten.

Das ist ihm, antwortete Alfonso, ein nothwendiger Ersatz, um sich über seine Ungestalt zu trösten, denn durch seinen Hohn macht er in seiner Einbildung alle übrigen Geschöpfe sich gleich. Aber wißt ihr schon von den neuen Ehren, die unserm herrlichen Lehrer und Meister zugetheilt sind?

Die Welt, erwiederte Antonio, erkennt sein hohes Verdienst, und daß auch der Pabst, unser heiliger Vater, ihn jetzt zum Prälaten macht, das wird den neidischen Priestern und Mönchen, die den tugendhaften und frommen Mann immerdar verketzern wollen, endlich Schweigen gebieten.

Sie trennten sich, und Antonio eilte, von seinem Lehrer auf einige Tage Abschied zu nehmen. Der kleine Zwerg Beresynth erwartete ihn schon in der Thür mit grinsender Freundlichkeit.

In den Zimmern war es schon trübe, und da Beresynth den Jüngling verließ, so ging dieser, der seinen Lehrer im Saale, auch in seiner Bücherstube nicht traf, durch die vielen Gemächer, und gelangte so bis in das innerste, welches er noch niemals betreten hatte. Bei einer dämmernden Lampe saß hier Pietro und verwunderte sich nicht wenig, den Florentiner eintreten zu sehn, der über die Gerippe, seltsamen Instrumente und den wunderlichen Hausrath des Greises erstaunt war. Nicht ohne Verlegenheit näherte sich der Alte. Ich hatte Euch hier nicht erwartet, sagte er, sondern dachte Euch draußen zu treffen, oder Euch oben in Eurem eigenen Zimmer aufzusuchen. Ich soll dem Abgesandten des Pabstes, unsres heiligen Vaters, entgegen reisen, und sein Schreiben und die neue Würde, die seine Gnade und väterliche Güte mir mittheilt, demüthig und dankbar vom Prälaten dort annehmen.

Antonio war befangen, und schien die Instrumente und den unbekannten Apparat genau zu betrachten. Ihr verwundert Euch, sagte der Alte endlich, über alle diese Dinge, die mir zu meinen Studien nöthig sind; wenn Ihr einmal meine Vorlesungen über die Natur besucht habt, werde ich Euch in Zukunft alles erklären können, was Euch jetzt vielleicht unbegreiflich erscheint.

Doch in diesem Augenblicke ereignete sich etwas, das Antonio's Aufmerksamkeit von allen diesen Gegenständen abzog. Eine Thür, die verschlossen schien, war nur angelehnt, sie that sich auf, und der Jüngling sah in ein Gemach, das mit purpurrothem Lichte erfüllt war, aber in dieser Rosenglut stand an der Thür ein bleiches Gespenst, welches winkte und lächelte. Mit Blitzesschnelle wendete der Alte sich um, warf donnernd die Thür in das Schloß, und verriegelte sie mit einem goldenen Schlüssel. Zitternd und leichenblaß warf er sich dann in einen Sessel, indem ihm große Schweißtropfen von der Stirne rannen. Als er sich etwas erholt hatte, winkte er, noch immer zitternd, Antonio herbei und sagte mit bebender Stimme: Auch dieses Geheimniß, mein junger Freund, wird Euch einmal deutlich werden; denke, mein geliebter Sohn, das Beste von mir. Dich vor allen, du Leidender, du Vielgeliebter, will ich in mein tiefstes Wissen dringen lassen, du sollst mein wahrer Schüler, mein Erbe werden. Aber laß mich jetzt, geh nun hinauf zu deinem einsamen Zimmer und rufe im brünstigen Gebete den Himmel und seine heiligen Kräfte zu deinem Beistande auf.

Antonio konnte nicht antworten, so war er von der Erscheinung überrascht und entsetzt, so hatte ihn die Rede seines verehrten Lehrers verwirrt, denn ihm schien, als müsse dieser einen Zorn unterdrücken, als leuchte ein verhaltener Grimm aus seinen feurigen Augen, die nach dem plötzlichen Erlöschen schnell einen stärkern Glanz ausstrahlten.

Er ging und im Vorzimmer fand er Beresynth, der mit grinsendem Gesicht Fliegen haschte, die er dann einem Affen zuwarf. Beide schienen im Wettstreit begriffen, wer die ärgsten Fratzen hervorbringen könnte. Der Meister rief jetzt laut den Diener, und die Mißgestalt hüpfte hinein. Antonio vernahm einen lauten Wortwechsel, und Pietro schien sehr zornig. Weinend und heulend kam Beresynth aus dem Zimmer, ein Blutstrom floß über die ungeheure Nase hinab. Kann er nicht selbst seine Thüren verschließen, heulte die Mißgeburt, der Allerwelts-Weise und Allmächtige? Ist der Herr dumm, so muß der Diener die Schuld tragen. Scheert Ihr euch, Allverehrtester, auf Eure Dachkammer hinauf, und laßt mich mit meinem guten Freund, dem lieben Pavian da, in Ruhe. Der hat noch ein menschliches Herz, der liebe, getreue. Ein lustiger Bruder, wie er ist, und doch in der Zartheit ein recht ausbündiger Kerl. Marsch da! Der Pylades will wieder Fliegen speisen, die ihm sein Orest zusammenfangen muß.

Antonio verließ wie betäubt den Saal.

Der florentinische Jüngling war in das Haus seines Lehrers gezogen, um ganz ungestört seinen Leiden und Studien leben zu können. Oben im entferntesten und höchsten Gemache des Hauses hatte er sich eingerichtet, um recht einsam und von Menschen unbesucht zu leben. Wenn er von hier die schönen und fruchtbaren Gefilde des Landes übersah und dem Laufe des Stromes mit den Blicken folgte, so dachte er um so inniger seiner entschwundenen Geliebten. Er hatte ihr Bild von den Eltern bekommen, und einiges Geräth, mit welchem sie als Kind gespielt hatte; vorzüglich lieb war ihm eine Nachtigall, die ihm in ihren rührenden Klaggesängen nur sein eigenes Leid auszutönen schien. Dieser Vogel war von Crescentien mit Sorgfalt und Liebe gepflegt worden, und der schwärmende Jüngling bewahrte ihn als ein Heiligthum, als den letzten Ueberrest seines irdischen Glückes.

Andre Jünglinge seines Alters sahe er nicht, außer dem Spanier Alfonso, mit welchem ihn der gleiche Enthusiasmus für die Größe des Pietro Abano vereinigte. Der Podesta Ambrosio hatte seine Stelle niedergelegt und die Stadt verlassen, er wollte in Rom seine letzten Tage verleben, um sich

seinen Verwandten in Venedig zu entziehn. Er hatte es aufgegeben, die frühgeraubte Zwillingstochter wieder zu finden, und es schmerzte ihn um so inniger, daß Antonio ihm diese Hoffnung so erschütternd wieder in seine Seele gerufen hatte.

Am Morgen reiste Pietro mit seinem getreuen Diener ab. Antonio war ganz allein im großen Hause, dessen Zimmer alle verschlossen waren. Die Nacht war ihm schlaflos hingegangen. Immer stand ihm das entsetzliche Gebild vor Augen, das ihm, wie es ihn erschüttert hatte, doch die schönsten Empfindungen zurück rief. Ihm war, als wenn jede Kraft zu denken in ihm erstorben sei, Gebilde, die er nicht festhalten konnte, bewegten sich in ewig umschwingenden Kreisen vor seiner Phantasie. Die Empfindung war ihm fürchterlich, daß er an seinem verehrten Lehrer irre wurde, daß er unerlaubte Geheimnisse ahnete und ein Entsetzen, das seit jenem Blicke ins Gemach hinein, auf ihn zu warten schien, um ihm allen Lebensmuth zu rauben, oder ihn einem verzweifelnden Wahnsinn zu überliefern.

Die Nachtigall sang eben vor seinem Fenster, und er sah, daß es stürmte und regnete. Vorsorglich nahm er sie herein und stellte sie hoch auf einen alten Wandschrank hinauf. Indem er sich überbog, um den Käfig sicher zu stellen, riß die Kette, an welcher er das Bildniß seiner Geliebten trug, und das Gemälde rollte nach der Wand zu, und hinter den alten Brettern hinab. Der Unglückliche wird auch von Kleinigkeiten erschreckt. Eilig stieg er hinunter um sein geliebtes Kleinod wieder zu suchen. Er bückte sich, aber so sehr auch er auch forschte, war es unter dem großen, schweren Schranke nicht anzutreffen. Alles, das Große wie das Kleine in seinem Leben, schien ihn wie eine Bezauberung zu verfolgen. Er schüttelte an dem alten Gerüste und wollte es aus der Stelle schieben, aber es war in der Mauer befestigt. Sein Ungestüm wurde mit jedem Hinderniß heftiger. Er faßte eine alte Eisenstange, die er im Vorzimmer fand und arbeitete mit aller Anstrengung seiner Kräfte den Schrein zu rücken, und endlich, nach vielem Heben und Stemmen, hundert vergeblichen Bemühungen geschah ein Riß mit lautem Krachen, als wenn eine eiserne Klammer oder Kette gesprungen wäre. Jetzt wich allmählig das Gebäude und Antonio vermochte es endlich, sich zwischen dieses und die Wand einzudrängen. Er sah sogleich sein geliebtes Bildniß. Es lag auf dem breiten Knauf einer Thür, die in der Mauer war. Er küßte es, und drehte den Griff, welcher nachgab. Die Thür öffnete sich, und er fiel darauf, den großen Schrank noch etwas mehr zurück zu schieben, und diese Seltsamkeit näher zu untersuchen, denn er glaubte, daß der Besitzer des Hauses diese geheime Oeffnung, die mit so vieler Sorgfalt, und wie es schien, seit so langer Zeit verdeckt war, selber nicht kenne. Als er sich mehr Raum verschafft hatte, sah er, daß hinter der Thür eine enge gewundene Stiege sich hinabsenkte. Er stieg einige Stufen hinunter, die dichteste Finsterniß umgab ihn. Er schritt weiter und immer weiter, die Treppe schien bis in die untern Gemächer hinab zu führen. Schon wollte er umkehren, als er auf eine Hemmung stieß, denn die Wendelstiege war nun zu Ende. Indem er in der Dunkelheit auf und nieder tastete, traf seine Hand auf einen ehernen Ring, den er anzog, und sogleich öffnete sich die Mauer und ein rother Glanz quoll ihm entgegen. Noch ehe er in die Oeffnung hineintrat, untersuchte er die Thür und fand, daß eine Feder, die der Ring in Bewegung gesetzt, sie ihm aufgethan hatte. Er lehnte sie an und schritt behutsam in das Gemach. Rothe kostbare Teppiche schmückten es, mit Purpurdecken von schwerer Seide waren die Fenster verhängt, ein Bett, von glänzendem Scharlach mit Gold verziert, stand im Zimmer. Alles war still, man hörte das Getöse der Straße nicht, die Fenster gingen nach dem kleinen Garten. Mit beklemmter Brust stand der Jüngling im Gemach, er horchte aufmerksam, und endlich dünkte ihm, er vernähme das Säuseln des Athems, wie von einem Schlafenden. Mit klopfendem Herzen wandte er sich um, und ging vor, um zu spähn, ob auf dem Bette jemand ruhe, er schlug die seidenen Vorhänge zurück — und glaubte nur zu träumen, denn vor ihm lag, leichenblaß, aber süß schlummernd, das Bildniß seiner geliebten Crescentia. Der Busen hob sich sichtlich, wie eine leichte Röthe war den blassen Lippen angeflogen, die, zart geschlossen, von einem sanften Lächeln unmerklich bewegt wurden. Das Haar war aufgelöst, und lag in seinen schweren dunkeln Locken auf den Schultern. Das Kleid war weiß, der Gürtel eine goldne Spange. Lange stand Antonio im Anschauen versenkt; endlich, wie von einer übernatürlichen Gewalt getrieben, faßte er die weiße feine Hand, und wollte die Schläferin gewaltsam emporziehen. Diese stieß einen klagenden Schrei aus, und erschreckt ließ er den Arm wieder fahren, der ermüdet in die Kissen sank. Doch war der Traum, so schien es, entflogen, das Netz des Schlummers, welches das wundersame Bildniß umschlossen hielt, war zerrissen und wie Wolken und Nebel sich in leisem Morgenwinde in wallenden Gestaltungen an den Bergen hinbewegen und wechselnd auf und nieder sinken, so rührte sich die Schläferin, dehnte sich wie ohnmächtig, und strebte in langsamen anmuthigen Bewegungen dem Erwachen entgegen. Die Arme erhoben sich, so daß die weiten Ermel zurückfielen, und die volle schöne Rundung zeigten, die Hände falteten sich, und sanken dann wieder nieder; das Haupt erhob sich und der glänzende Nacken richtete sich frei auf, doch waren die Augen immer noch geschlossen, die Locken fielen schwarz in das Gesicht hinein, doch strichen die feinen langen Finger sie zurück; ganz aufrecht sitzend kreuzte die Schöne nun die Arme über die Brust, stieß einen schweren Seufzer aus und plötzlich standen die großen Augen weit offen und glänzend.

Sie betrachtete den Jüngling, als sähe sie ihn nicht, sie schüttelte das Haupt und ergriff jetzt die goldne Quaste, die über ihr am Bette befestigt war, richtete sich kräftig auf und auf den Füßen stand jetzt in der purpurnen Umhüllung hoch aufgerichtet die große schlanke Gestalt, sie schritt dann sicher und fest vom Lager herunter, ging auf Antonio, der zurück gewichen war, einige Schritte zu, und mit einem kindischen Ausruf der Ueberraschung, wie wenn Kinder sich plötzlich über ein neues Spielzeug erfreuen, legte sie ihm die Hand auf die Schulter, lächelte ihn holdselig an und rief mit sanfter Stimme: Antonio!

Dieser von Furcht, Entsetzen, Freude, Ueberraschung und dem tiefsten Mitleiden durchdrungen,

wußte nicht, ob er fliehen, sie umarmen, zu ihren Füßen stürzen, oder in Thränen aufgelöst sterben sollte. Das war derselbe Ton, den er sonst so oft und so gern vernommen hatte, bei dem sich sein ganzes Herz umwendete. Du lebst! rief er mit einer Stimme, die sein überschwellendes Gefühl erstickte.

Das süße Lächeln, das von den blassen Lippen aus über die Wangen bis in die strahlenden Augen aufgegangen war, zerbrach plötzlich und ging in einen starren Ausdruck des tiefsten, des unsäglichsten Schmerzes unter. Antonio konnte den Blick dieser Augen nicht aushalten, er bedeckte mit den Händen sein Gesicht und schrie: Bist du ein Gespenst?

Die Erscheinung trat noch näher, drückte mit ihren Händen seine Arme nieder, so daß sein Antlitz frei wurde, und sagte mit sanft bebender Stimme: Nein, sieh mich an, ich bin nicht todt, und lebe doch nicht. Reiche mir die Schale dort.

Eine duftende Flüssigkeit schwebte in dem kristallenen Gefäß, er reichte es ihr zitternd, sie setzte es an den Mund und schlürfte den Trank in langsamen Zügen. Ach! mein armer Antonio! sagte sie dann, ich will nur diese irdischen Kräfte erborgen, um dir den ungeheuersten Frevel kund zu thun, um Hülfe von dir zu erflehen, um dich zu vermögen, mir zu der Ruhe zu verhelfen, nach welcher sich alle meine Gefühle so inbrünstig sehnen.

Sie war wieder in den Armstuhl gesunken, und Antonio saß zu ihren Füßen. Höllische Künste, fing sie wieder an, haben mich scheinbar vom Tode erweckt. Derselbe Mann, den meine unerfahrne Jugend wie einen Apostel verehrte, ist ein Geist des Abgrunds. Er gab mir den Schatten dieses Lebens. Er liebt mich, wie er sagt. Wie schauderte mein Gefühl vor ihm zurück, als ihn mein erwachendes Auge erkannte. Ich schlummre, ich athme, ich kann ganz, wenn ich will, zum Leben wieder genesen, so hat es mir der Böse verheißen, wenn ich mich ihm mit ganzem Herzen ergebe, wenn er, in geheimer Verborgenheit, mein Gatte werden darf. — O Antonio, wie schwer wird mir jedes Wort, jeder Gedanke. Alle seine Kunst zerbricht an meiner Sehnsucht zum Tode. Das war fürchterlich, als mein Geist, schon in der Ruhe, schon in der Entwickelung neuer Anschauungen, aus dem stillen Frieden so gräßlich zurück gerissen wurde. Mein Leib war mir schon fremd, feindlich und verhaßt geworden. Zurück kam ich, wie der befreite Sklave zu Ketten und Gefängniß. Hilf mir, Treuer, rette mich.

Wie? sagte Antonio: Gott im Himmel! was erleb' ich? Wie muß ich dich wieder finden? Und du kannst, du darfst nicht ganz zum Leben zurückkehren? Du kannst nicht mir und deinen Eltern wieder angehören?

Unmöglich! rief Crescentia mit einem ängstlichen Ton, und ihre Blässe wurde vor Entsetzen noch bleicher. Ach! das Leben! Wie kann der es wieder suchen, der schon davon gelöst war? Du Armer fassest die tiefe Sehnsucht nicht, die Liebe, das Entzücken, womit ich den Tod denke und wünsche. Noch inniger, wie ich dich ehemals liebte, noch brünstiger wie meine Lippen am Osterfeste nach der heiligen Hostie schmachteten, ist mein Wunsch zu ihm. Dann liebe ich dich freier und inniger in Gott, dann bin ich meinen Eltern wiedergegeben. Dann leb' ich, sonst war ich gestorben, jetzt bin ich Nebel und Schatten, mir und dir ein Räthsel. Ach, wenn deine Liebe und unsre Jugend in mein jetziges Daseyn hinein schien, wenn ich von oben herab die wohlbekannte Nachtigall hier in meiner Einsamkeit schlagen hörte, welch süßes Grauen, welche finstre Freude und Angst rieselte dann durch die Dämmerung meines Wesens. O hilf mir los von der Kette.

Was kann ich für dich thun? fragte Antonio.

Die Reden hatten wieder die Kraft der Erscheinung gebrochen: sie ruhte eine Weile mit geschlossenen Augenliedern, dann sagte sie matt: Ach! wenn ich eine Kirche betreten könnte, wenn ich zugegen wäre, indem der Herr im Sakrament erhoben wird und der Gemeinde erscheint, dann würde ich in diesem seligen Augenblicke vor Entzücken sterben.

Was hindert mich, sprach Antonio, den Bösewicht anzugeben, ihn den Gerichten und der Inquisition zu überliefern?

Nein! nein! nein! ächzte das Bildniß in der höchsten Angst: du kennst ihn nicht, er ist zu mächtig, er würde entfliehn und mich wieder mit sich in den Kreis seiner Bosheit reißen. Stille, ruhig nur kann es gelingen, wenn er sicher ist. Ein Zufall hat dich zu mir geführt. Du mußt ihn ganz sicher machen, alles verschweigen.

Der Jüngling sammelte seine Sinne, er sprach viel mit seiner vormaligen Braut, ihr ward das Reden immer schwerer, die Augen fielen ihr zu, sie trank noch einmal von dem Wundertrank, dann ließ sie sich nach dem Lager führen. Lebe wohl, rief sie schon wie träumend, vergiß mich nicht. — Sie bestieg das Bett, legte sich ruhig nieder, die Hände suchten das Crucifix, das sie mit geschlossenen Augen küßte, dann reichte sie dem Liebenden die Hand, und winkte ihn hinweg, indem sie sich zum Schlummer hinstreckte. Antonio betrachtete sie noch, dann ließ er die Feder die unsichtbare Thür wieder einfugen, schlich die enge Wendeltreppe bis zu seinem Gemache wieder hinan, stellte den Schrank an seine vorige Stelle, und brach in heiße Thränen aus, als ihn der Gesang der Nachtigall mit seinen schwellenden Klagetönen bewillkommte. Auch er sehnte sich nach dem Tode, und wünschte nur vorher diejenige, die noch vor wenigen Tagen seine irdische Braut gewesen war, von ihrem wundersamen schrecklichen Zustande zu erlösen.

Um seinem Lehrer auszuweichen, wenn er von seiner Reise zurück käme, hatte Antonio die Schritte nach der einsamsten Stelle des Waldes gelenkt. Es war ihm ungelegen, daß ihm hier sein Freund, der Spanier, begegnete, denn er war nicht gestimmt, ein Gespräch zu führen. Doch konnte er dem Gespielen nicht mehr ausweichen, und so ergab er sich in stiller Trauer der Gesellschaft, die ihm sonst erfreulich und tröstend gewesen war. Nur halb hörte er auf dessen Reden, und erwiederte nur sparsam. Wie fast immer war wieder Pietro der Gegenstand von Alfonsos ungemessener Bewunderung. Warum seid Ihr heut so karglaut? fing er endlich verdrüßlich an: ist Euch meine Gesellschaft zuwider, oder seid Ihr nicht mehr

wie sonst fähig, unsern erhabenen Lehrer zu verehren, und ihm den Preis zu geben, den er verdient?

Antonio mußte sich sammeln, um nicht ganz in seinen träumenden Zustand zu versinken. Was ist Euch? fragte Alfonso wieder; es scheint, daß ich Euch beleidigt habe. Ihr habt es nicht, rief der Florentiner, aber wenn ihr mich irgend liebt, wenn Ihr nicht meinen Zorn erregen wollt, wenn nicht die bittersten Gefühle mein Herz zerreißen sollen, so unterlaßt heut das Lobpreisen Eures vergötterten Pietro. Sprechen wir von andern Gegenständen.

Ha! bei Gott! rief Alfonso aus, die Pfaffen haben Euch doch noch den schwachen Sinn umgewendet. Geht nur fernerhin Eures Weges, junger Mensch, denn die Weisheit, das sehe ich nun wohl ein, ist euch ein zu erhabenes Gut. Euer Kopf ist dieser Kost zu schwach, und Ihr sehnt euch wieder nach den Kinderspeisen Eurer ehemaligen Seelenväter. Bleibt nur bei diesem so lange, bis Euch die Milchzähne ausgefallen sind.

Ihr sprecht übermüthig, rief Antonio erzürnt, oder vielmehr wißt Ihr gar nicht, was Ihr sagt, und ich verdiene das nicht von Euch.

Wodurch verdient es unser Lehrer, sagte der Spanier eifrig, der Euch wie ein Vater aufgenommen hat, der Euch vor allen Jünglingen dieser Universität so hoch würdiget, daß Ihr in seinem Hause wohnen dürft, der Euch sein innigstes Vertrauen schenkt, wodurch hat dieser es nun verschuldet, daß Ihr ihn so kleinmüthig verläugnet?

Wenn ich nun antworte, sprach Antonio zornig, daß Ihr ihn nicht kennt, daß ich Ursache, und die vollständigste habe, anders von ihm zu denken, so würdet Ihr mich wieder nicht verstehn.

Ihr seid wohl schon, sagte Alfonso höhnisch, so hoch in seine geheime Philosophie hinein gestiegen, daß der gewöhnliche unbegünstigte Erdensohn Euch nicht zu folgen vermag? Wieder zeigt es sich, daß das halbe und Viertel-Verdienst sich am höchsten aufbläht? Pietro Abano ist demüthiger, als Ihr, seine schwächliche Copie.

Ihr seid ungezogen, rief der junge Florentiner in der höchsten Erbitterung aus. Wenn ich Euch nun bei meiner Ehre, bei meinem Glauben, beim Himmel und bei allem, was mir und Euch heilig und ehrenwerth seyn muß, versichere, daß es in ganz Italien, in Europa, keinen so argen Bösewicht, keinen so verruchten Heuchler gibt als diesen —

Wen? schrie Alfonso.

Pietro Abano, sagte Antonio gemäßigt: was würdet Ihr denn sagen?

Nichts, rief jener wüthend, der ihn nicht hatte endigen lassen, als daß Ihr und jedermann, der dergleichen zu sprechen wagt, der nichtswürdigste Schurke seid, der je das Heilige zu lästern sich erfrechte. Zieht, wenn Ihr nicht eben so verächtliche Memme, als ein niederträchtiger Verleumder heißen wollt.

Das gezogene Eisen begegnete dem Ausfodernden schon eben so schnell, und es half nichts, daß ihnen eine heisere ängstliche Stimme: Halt! zurief. Alfonso war in der Brust verwundet, und zu gleicher Zeit rann Blut aus dem Arm Antonio's. Der alte Priester, der die Erbitterten hatte trennen wollen, eilte nun herbei, er verband die Wunden und stillte das Blut, darauf rief er andere Studirende herzu, die er in der Nähe schon gesehen hatte, die den ermatteten Alfonso nach der Stadt führen sollten. Ehe sich dieser erntfernte, ging Antonio noch einmal zu ihm, und raunte ihm ins Ohr: Wenn Ihr ein Edelmann seid, so kommt von der Ursache unsres Zwistes kein Wort über Eure Lippen. In vier Tagen sprechen wir uns wieder, und wenn Ihr dann nicht meiner Ueberzeugung seid, bin ich zu jeder Genugthuung erbötig.

Alfonso versprach feierlich, auch alle Umstehenden versicherten, daß die Wunde so wie das Gefecht selbst verschwiegen bleiben sollten, um den jungen Florentiner keiner Gefahr auszusetzen. Als sich alle entfernt hatten, ging Antonio mit dem Priester Theodor tiefer in den Wald. Warum, fing dieser an, wollt Ihr euch, eines Verdammten wegen, selber der Hölle überliefern? Ich sehe, daß ihr jetzt anderer Meinung seid; aber ist das Schwert wohl der Redner, der Andere bekehren darf? — Antonio war ungewiß, in wie weit er sich dem Mönche entdecken sollte, doch verschwieg er ihm noch die wunderbare Begebenheit, welche er erlebt hatte, und bedung sich nur die Erlaubniß aus, bei dem nahe bevorstehenden Osterfeste, während des Hochamtes, durch die Sakristei in der Nähe des Altars zum großen Tempel eingehen zu dürfen. Nach einigen Einwürfen gab Theodor nach, ob er gleich nicht begriff, was der Jüngling mit dieser Erlaubniß bezwecken könne. Ich will einen Gast so in die Kirche einführen, sagte dieser nur noch, dem man am großen Thor den Eingang vielleicht versagen würde.

Alle Glocken der Stadt läuteten, um das heilige Osterfest in Freuden und Andacht zu begehn. Das Volk strömte nach dem Dom, um das froheste christliche Fest zu feiern, und auch den berühmten Apone in seiner neuen Würde zu erblicken. Die Studirenden begleiteten ihren berühmten Lehrer, der vom Adel, dem Rath und der Bürgerschaft ehrfurchtvoll begrüßt in anscheinender Frömmigkeit und Demuth dahin wandelte, allen ein Beispiel, der Stolz der Stadt, das begeisternde Vorbild der Jugend. An der Thür des Tempels wich das Gedränge in scheuer Verehrung zurück, um dem Gefeierten Platz zu machen, der in der Tracht des Prälaten, mit der goldenen Kette geschmückt, im weißen Bart und lockigem Haupthaar einem Kaiser oder einem alten Lehrer der Kirche in seinem majestätischen Anstande zu vergleichen war.

In der Nähe des Altars war dem berühmten Manne ein erhobener Sitz zubereitet, daß Schüler und Volk ihn sehen konnten, und als die Menge der Andächtigen in den Tempel hereingeströmt war, begann das Hochamt. Theodor, der kleine Priester, las an diesem Tage Messe, und Jung und Alt, Vornehm und Geringe war in Freudigkeit, das Fest der Auferstehung des Herrn würdig zu begehn, den wiederkehrenden Glanz zu schauen, um sich nach den Tagen der strengen Fasten, nach den betrübenden Vorstellungen der Leiden und des Schmerzes an dem Gefühl des wieder erwachten Lebens zu trösten.

Schon war der erste Theil des Gottesdienstes geendigt, da sah man mit Erstaunen an der Seite des Altars Antonio Cavalcanti in die Kirche treten, der eine dicht verschleierte Figur an seiner Hand führte.

Er stellte diese auf die Erhöhung, dem Pietro dicht gegen über, und warf sich dann betend am Altare nieder. Die Verschleierte stand starr und hoch da, und man sah unter der Verhüllung die brennend schwarzen Augen, Pietro erhob sich vom Sessel, und sank bleich und zitternd in denselben zurück. Die Musik der Messe strömte und wogte in volleren Accorden, jetzt wickelte sich die Verhüllte langsam aus ihren Schleiern, das Antlitz ward frei, und die Nächsten erkannten mit Entsetzen die gestorbene Crescentia. Ein Schauder ging durch die ganze Kirche, auch die fernsten faßte ein heimliches Grauen, das todtenbleiche Bild so hoch dort stehn zu sehn, das so andächtig betete und die großen feurigen Augen nicht vom Priester am Altar verwendete. Auch der große mächtige Pietro schien in eine Leiche verwandelt, man hätte ihn den entstellten Zügen nach für todt halten können, wenn sich sein Leben nicht im heftigen Zittern verrathen hätte. Nun wendete sich der Priester, und erhob die geweihte Hostie, Trompeten verkündigten die erneute Gegenwart des Herrn, und mit einem Jubelton, mit hochentzücktem Antlitz, die Arme weit ausgebreitet, indem sie laut Hosiannah! rief, daß die Kirche wieder tönte, brach nun die bleiche Erscheinung zusammen, und lag todt, starr und bewegungslos zu Pietros Füßen hingestürzt. Das Volk lief hinzu, die Musik verstummte, Fragen, Verwundern, Entsetzen und Schreck sprach und forschte aus jeder Miene, der Adel und die Studierenden wollten den ehrwürdigen Greis, der so tief erschüttert schien, trösten und unterstützen, als Antonio mit gellendem Tone: Zeter! Zeter! schrie, und die furchtbarste Anklage, die schrecklichste Erzählung begann, die höllische Kunst, die verworfene Magie des zagenden Sünders aufdeckte, von sich und Crescentia und ihrem schaudervollen Wiederfinden sprach, so daß Zorn, Wuth, Verwünschung, Abscheu und Fluch, wie ein stürmendes Meer um den Geängsteten tobte und ihn zu vernichten, im Wahnsinn des Grimmes zu zerreißen dachte. Man sprach von Schergen und Fesseln, die Inquisitoren nahten, als sich Pietro wie rasend erhub, mit geballten Fäusten um sich stieß und schlug, und riesenhaft sich auszudehnen schien. Er trat zu Crescentias Leichnam, der lächelnd wie das Bild einer Heiligen dalag, betrachtete sie noch einmal, und ging dann brüllend und mit funkelnden Augen durch die Menge. Ein neues Entsetzen ergriff das Volk, man machte dem Ungeheuren Platz, alles wich zurück. So kam Pietro auf die freie Straße, doch nun besann sich der Pöbel, und mit Geschrei, Verfluchung und Schimpfreden verfolgte er den Fliehenden, der in Eil dahin rannte, indem sein Talar ihm weit nachflog, und die goldne Kette schallend auf Brust und Schultern schlug. Das Gesindel grub die Steine aus dem Boden und warf nach ihm, da es ihn nicht einholen konnte, und verwundet, blutend, triefend von Schweiß, die Zähne klappernd vor Angst erreichte Pietro endlich die Schwelle seines Hauses.

Er verbarg sich in den innersten Gemächern, und der neugierige Beresynth trat fragend und forschend dem Pöbel und dem Andrang des Volkes entgegen. Nehmt die Teufelslarve, den Famulus, schrien alle, zerreißt den Gottvergessenen, der nie eine Kirche besucht hat! Er wurde in die Straße geführt und gestoßen, auf seine Fragen, Bitten, auf sein Heulen und Schreien ward ihm keine Antwort, auch vernahm man in dem stürmenden Getümmel nichts anders als Flüche und Todesdrohung. Bringt mich ins Verhör! schrie endlich der Zwerg, da wird meine Unschuld offenbar werden! die herbeigerufenen Schergen ergriffen ihn, und führten ihn nach dem Gefängniß. Alles Volk drängte sich nach. Hier hinein! rief der Anführer der Häscher, Ketten und Holzstoß warten deiner. Er wollte sich losreißen, die Schergen packten ihn und stießen ihn hin und her, der faßte ihn am Kragen, jener am Arm, der hing sich an sein Bein, um ihn fest zu halten, ein anderer packte den Kopf, um seiner gewiß zu werden. Indem sie ihn so unter Geschrei, Fluchen und Lachen hin und wieder zerrten, fuhren alle plötzlich auseinander, denn jeder hatte nur ein Kleidungsstück, Aermel, Mütze oder Schuh des Mißgeschaffenen, er selbst war nirgend zu sehn. Entflohen konnte er nicht seyn, er schien verschwunden, doch keiner begriff wie.

Als man Apone's Zimmer erbrochen hatte, fanden ihn die Eindringenden todt und verblutet auf seinem Bette liegen. Man plünderte das Haus, die magischen Instrumente, die Bücher, der seltsame Hausrath, alles wurde den Flammen übergeben, und durch die ganze Stadt erscholl nichts als Verfluchung des Mannes, den gestern noch alle wie einen Abgesandten der Gottheit verehrt hatten. Der Abscheu, mit welchem sie sich von dem Trugbild wendeten, war um so größer.

Als sich das Getümmel des aufgeregten Volkes etwas beruhigt hatte, wurde der Leichnam Pietros still in der Nacht, außerhalb des geweihten Kirchhofes, beigesetzt. Antonio und Alfonso versöhnten sich wieder, und schlossen sich dem frommen Theodor an, der zum zweitenmal mit Feierlichkeit und einer andächtigen Rede den Leichnam der schönen Crescentia in die ihr bestimmte Gruft legen ließ. Antonio aber konnte nun nicht länger in Padua bleiben, er wollte seine Vaterstadt wieder besuchen, um seine Angelegenheiten zu ordnen, und sich dann vielleicht in einem Kloster aufnehmen zu lassen. Alfonso faßte den Entschluß, nach Rom zu wallfahrten, wohin der heilige Vater ein Jubeljahr und Ablaß von Sünden ausgeschrieben hatte. Nicht nur in Italien regte sich alles, sondern auch aus Frankreich, Deutschland und Spanien kamen viele Züge von Pilgrimmen an, um diese bis dahin unerhörte Feierlichkeit, dieses große Kirchenfest in der heiligen Stadt zu begehn.

Nachdem die Freunde sich getrennt hatten, verfolgte Antonio seine einsame Bahn, denn er vermied die große Straße, theils um seiner Schwermuth desto ungestörter nachhängen zu können, theils um die Schwärme zu vermeiden, die sich auf dem großen Wege drängten, und in den Nachtlagern beschwerlich fielen.

So seiner Laune folgend, streifte er durch die Fluren und die Thäler des Apennins. Einst ging die Sonne unter, und keine Herberge wollte sich zeigen. Indem die Schatten dichter wuchsen, hörte er seitwärts im Walde das Glöcklein eines Einsiedlers

schallen. Er ging dem Tone nach und gelangte, als die Dunkelheit der Nacht schon hereingebrochen war, an die kleine Hütte, zu welcher ein Steg von Brettern über den Bach in das Buschwerk hinein führte. Er fand einen alten gebrechlichen Greis in tiefster Andacht vor einem Cruzifixe betend. Der Einsiedler nahm den Jüngling, der ihn freundlich begrüßte, mit Wohlwollen auf, bereitete ihm im Felsen, der durch eine Thüre von der Einsiedelei getrennt war, ein Lager auf Moos, und setzte ihm von seinen Früchten, Wasser und etwas Wein vor. Als Antonio erquickt war, erfreute er sich am Gespräche des Mönchs, der früher in der Welt gelebt und als Soldat manchen Feldzug mitgemacht hatte. So war es tiefe Nacht geworden, und der Jüngling begab sich zur Ruhe, indem ein anderer kranker und schwacher Mönch hineintrat, der mit dem Einsiedler in Gebeten die Nacht zubringen wollte.

Als Antonio eine Stunde geruht hatte, fuhr er plötzlich aus dem Schlafe auf. Ihm dünkte, er vernähme laute Stimmen und Streit. Er richtete sich empor, und es blieb ihm über das Gezänk und den Wortwechsel kein Zweifel übrig. Auch die Töne schienen ihm bekannt, und er fragte sich selber, ob er nicht träume. Er näherte sich der Thüre und entdeckte eine Spalte, durch welche er in den vordern Raum schauen konnte. Wie erstaunte er, als er Pietro Abano gewahr wurde, den er für gestorben halten mußte, der mit zornigen Augen und rothem Antlitz laut sprach und sich in heftigen Gebärden bewegte. Ihm gegenüber stand die Fratze des kleinen Beresynth. Also euren Verfolger, rief dieser mit krächzender Stimme, der euch unglücklich gemacht, den verliebten frommen Narren, habt Ihr hier in eurem Hause? der ist von selbst, wie ein Kaninchen, zu Euch in die Grube gefallen? Und Ihr zögert noch ihn abzuschlachten? — Schweig, rief die große Figur, ich habe mich schon mit meinen Geistern berathen, sie wollen nicht einwilligen, ich kann ihm nichts anhaben, denn er ist in keiner Sünde befangen. — So schlagt ihn, sagte der Kleine, ohne Eure Geister, mit Euren eigenen huldreichen Händen todt, so wird ihm seine Jugend und Sündenlosigkeit nicht viel helfen, und ich müßte ein elender Diener seyn, wenn ich Euch in so löblicher That nicht beistehen sollte. — So laß uns, rief Pietro, an das Werk gehn, nimm den Hammer du, ich führe das Beil, jetzt schläft er fest. — Sie näherten sich der Thür, doch Antonio riß diese auf, um den Bösewichtern muthig entgegen zu treten. Er hatte sein Schwert gezogen, aber er blieb wie eine Bildsäule mit aufgehobenem Arme stehn, als er zwei kranke, gebrechliche Einsiedler auf den Knien vor dem Kreuze liegend fand, die ihre Gebete murmelten. Wollt Ihr etwas? fragte ihn sein Wirth, der sich mühsam vom Boden erhob. Antonio konnte verwundert keine Antwort geben. Warum das Schwert? fragte der gebückte, schwache Eremit; wozu diese feindlichen Blicke? Antonio zog sich zurück mit der Entschuldigung, daß ihn ein böser Traum erschreckt und geängstigt habe. Er konnte nicht wieder einschlafen, so verstört waren seine Sinne. Da vernahm er wieder deutlich Beresynths krähende Stimme, und Pietro sagte mit vollem klarem Tone: Laß ab, denn da siehst, er ist bewaffnet und gewarnt, er wird sich dem Schlafe nicht von neuem überlassen. Wir müssen ihn überwältigen! schrie der Kleine, da er uns nun wieder erkannt hat, sind wir ja auf alle Weise verloren! Der Knecht gibt uns morgen der Inquisition an, und das Volk ist auch dann gleich mit dem Verbrennen bei der Hand.

Durch die zerrissene Thür erkannte er die beiden Zauberer. Er stürzte wieder mit gezogenem Schwerte hinein, und fand wieder zwei kranke Alte, im Gebete flehend, am Boden liegen. Erbittert über die Truggestalt ergriff er sie in seine Arme, und rang kräftig mit ihnen, sie wehrten sich verzweifelt, bald war es Pietro, bald der Eremit, bald das Gespenst Beresynth, bald ein kranker Greis. Unter Geschrei, Toben, Fluchen und Wehklagen gelang es ihm endlich, sie aus der Zelle zu werfen, die er dann fest verriegelte. Nun hörte er draußen Gewinsel, Bitten und Aechzen, dazwischen ein Flüstern von vielen Stimmen, Gesang und Geheul, nachher schien Regen und Sturm sich aufzumachen und ein fernes Gewitter rollte zwischen das mannichfache Getöse. Betäubt schlief endlich Antonio, auf sein Schwert gelehnt, vor dem Crucifixe ruhend ein, und als ihn der kalte Morgenwind erweckte, fand er sich auf der höchsten Spitze einer schmalen Klippe, mitten im dicken Walde wieder, und glaubte, hinter sich ein Hohngelächter zu vernehmen. Nur mit Lebensgefahr gelang es ihm, von der schroffen Höhe hinab zu klimmen, indem er die Kleider zerriß und Antlitz und Hand und Fuß verwundete. Mühselig mußte er durch die Wälder irren, kein Mensch war zu errufen, keine Hütte, so oft er auch die Anhöhen bestieg, weit umher zu entdecken. Fast in der Nacht traf er, von Müdigkeit, Hunger und Erschöpfung aufgelöst, auf einen alten Köhler, der ihn in seiner kleinen Hütte erquickte. Er erfuhr, daß er von jener Einsiedelei, die er gestern getroffen hatte, wohl zwölf Meilen und mehr entfernt sei. Erst spät am folgenden Tage konnte er, etwas gestärkt, und ermuntert seine Reise nach Florenz wieder fortsetzen.

Antonio hatte sich nach Florenz begeben, um seine Verwandten und sein väterliches Haus wieder zu besuchen. Er konnte sich nicht entscheiden, welchen Lebenslauf er beginnen sollte, da ihm alles Glück des Daseyns so treulos geworden war, da sich die Wirklichkeit ihm nur als ein wilder Traum erwiesen hatte. Er ordnete seine Angelegenheiten und ergab sich in dem großen väterlichen Palaste dem Gram, um in jener Grotte, in den wohlbekannten Zimmern sein Unglück und das seiner Eltern sich recht lebhaft zu vergegenwärtigen. Er gedachte jener scheußlichen Hexe, die in sein Verhängniß verflochten, und jener Crescentia, die ihm eben so wunderbar wie seine Braut erschienen und wieder verschwunden war. Hätte er nur irgend eine Hoffnung fassen können, so wäre es ihm möglich gewesen, sich mit dem Leben wieder auszusöhnen. Endlich ging ihm der Wunsch, wie ein blasser Stern, in seiner Seele auf, nach Rom zu wallfahrten, welches er noch nicht kannte, dort an den Gnaden der Gläubigen Theil zu nehmen, die berühmten Kirchen und Heiligthümer zu sehn, sich in der wogenden Volksmenge, in dem Gedränge der unzähligen Fremden, die aus allen Thei-

len der Erbe dorthin zogen, zu zerstreuen, und seinen Freund Alfonso aufzusuchen. Er vermuthete auch, den alten Ambrosio in der großen Stadt anzutreffen, sich von diesem Leidenden, der ihm Vater hatte werden wollen, trösten zu lassen, und dem Bekümmerten wohl auch Trost gewähren zu können. Mit diesen Gesinnungen und Erwartungen machte er sich auf den Weg und langte nach einiger Zeit in Rom an.

Er erstaunte, als er in die große Stadt eintrat. So hatte er sich ihre Macht, ihre Denkmäler, und das Getümmel der unzähligen Fremden nicht vorgestellt. Hier war es ein Wunder zu nennen, einen Freund oder Bekannten aufzufinden, wenn man seine Wohnung nicht schon genau bezeichnen konnte. Und doch begegnete ihm dieser wunderbare Zufall, daß er dem Ambrosio plötzlich begegnete, indem er das Kapitol hinaufsteigen wollte, von welchem der Alte niederschritt. Der Podesta nahm ihn sogleich mit in seine Wohnung, in welcher Antonio die trauernde Mutter begrüßte. Der Ruf von dem seltsamen Ende Pietros, von der Wiederbelebung Crescentias und ihrem Hinscheiden war schon bis Rom erschollen, diese wunderbare Geschichte war im Munde aller Pilger, entstellt, mit verworrenen Zusätzen und Widersprüchen, von der oftmaligen Wiederholung bis zu ihrem eigenen Gegentheil ausgebildet. Die Eltern hörten mit Freude und Schmerz die Begebenheit aus Antonios Munde, so furchtbar das Entsetzen auch beide, vorzüglich die Mutter ergriff, die mit Abscheu den alten scheinheiligen Magier verwünschte, von dem sie in ihrer Erbitterung selbst zu glauben schien, daß er den Tod ihrer Tochter, vielleicht sogar von der Familie Markoni erkauft, herbeigeführt habe, um die Leiche nur wieder zu seinem wahnsinnigen Frevel erwecken zu können.

Ueberlassen wir, sagte der Alte, alles dem Himmel; was geschah und stadt- und landkundig wurde ist erschrecklich genug, um nicht andere, die doch vielleicht unschuldig sind, in diese ungeheure Bosheit zu verwickeln. Mag es sich mit den Markonis verhalten, wie es wolle, so bin ich wenigstens dahin entschlossen, ihnen das Erbe meines Vermögens zu entziehen. Durch meine Beschützer hier werde ich es möglich machen, meine Besitzungen Klöstern oder frommen Stiftungen zu übertragen, und mein Lebensüberdruß bewegt mich vielleicht, selbst als Mönch oder Klausner mein Leben zu enden.

Wie aber, wandte die Mutter mit Thränen ein, wenn es doch möglich wäre, jene zweite Crescentia, von der uns Antonio erzählt hat, wieder aufzufinden? Das Kind wurde mir in deiner Abwesenheit auf eine unbegreifliche Art geraubt, jene Hexe, die die Markonis in jener Nacht genannt hat, die Aehnlichkeit, alles, alles trifft ja so seltsam überein, daß wir doch die Hoffnung, das allerhöchste Gut des Lebens, nicht zu früh, nicht übereilt aus Verzweiflung aufgeben sollten.

Gute Eudoria, sagte der Vater, laß, laß alle jene Träume, Sagen und Einbildungen fahren, für uns ist auf dieser Erde nichts mehr gewiß, als der Tod, und daß dieser fromm und sanft sei, müssen wir wünschen und vom Himmel erflehen.

Und wenn nun nachher, und zu spät, rief die Mutter aus, unser armes verwaistes Kind sich wieder finden sollte, dürfte uns die Unglückselige nicht mit Recht schelten, daß wir der Barmherzigkeit des Himmels nicht vertraut, und ihr Wiederkommen mit etwas mehr Ruhe und Geduld abgewartet haben?

Ambrosio warf einen finstern Blick auf den Jüngling und sagte dann: Es gehört noch zur Vergrößerung unsers Elends, daß Ihr die Arme mit Euren kranken Einbildungen angesteckt, und ihr dadurch die letzte Ruhe des Lebens geraubt habt.

Wie meint Ihr das? fragte Antonio.

Junger Mann, antwortete der Vater, schon seit jenem Ritt durch Feld und Wald, wo Ihr mir jenes Mährchen aufgeheftet, das Euch in der vorigen Nacht begegnet seyn sollte —

Herr Ambrosio! rief Antonio, und seine Hand fiel unwillkührlich auf sein Schwert.

Laßt das, fuhr der Alte gelassen fort, fern sei es von mir, Euch einer Lüge bezüchtigen zu wollen, ich kenne ja seit lange Euren Edelmuth, wie Eure Wahrheitsliebe. Aber ist es Euch denn nicht, armer Jüngling, ohne meine Erinnerung beigefallen, daß seit jener Nacht, als Ihr dem Sarge meiner Tochter begegnetet, die Ihr am folgenden Tage als Braut heimzuführen gedachtet, Eure Sinne in Unordnung gerathen sind, Eure Vernunft geschwächt ist? In der einsamen Nacht, in Gewitter, in aufgeregter Leidenschaft, glaubtet Ihr die Gestorbene wieder zu sehen, daran knüpfte sich die Erinnerung an Euren unglücklichen Vater, an Eure frühgestorbene Mutter. So entstanden Euch jene Gebilde, und setzten sich in Eurem Gehirn fest. Fanden wir denn wohl eine Spur jener Hütte? Wußte uns irgend ein Mensch in der Umgegend von jenen getödteten Bewohnern zu sagen? Jenes furchtbare Wiederfinden meiner wahren Tochter, an welches ich wohl glauben muß, ist allein hinreichend, auch das kälteste Gefühl bis zum Wahnsinn zu treiben, und, soll ich mich nun verwundern, wenn Ihr wieder etwas Unmögliches erlebt haben wollt, daß Ihr im Gebirge den gestorbenenen Pietro wiedergefunden, und ihn nicht erkannt habt, daß jenes fast lächerliche Gaukelspiel mit Euch vorgenommen sei, das Ihr uns eben so bestimmt erzählt habt? Nein, junger Freund, Gram und Schmerz haben Euren gesunden Sinn zerrüttet, daß Ihr nun Dinge seht und glaubt, die nicht in der Wirklichkeit sind.

Antonio war verlegen, und wußte nicht, was er antworten sollte. Wie sehr ihn der Verlust seiner Geliebten in allen seinen Seelenkräften erschüttert hatte, so war er sich doch der erlebten Begebenheiten zu deutlich bewußt, um sie auf diese Weise in Zweifel ziehen zu können. Er fühlte einen neuen Trieb zur Thätigkeit, er wünschte wenigstens darthun zu können, daß die Geschichte jener Nacht kein Traumbild, daß jene zweite Crescentia ein wirkliches Wesen sei, und darum war es sein lebhaftester Wunsch, sie wiederzufinden, um sie den traurenden Eltern zurück zu geben, oder Ambrosio wenigstens beschämen zu können. In dieser Stimmung verließ er den alten Freund, und streifte durch die Stadt, allenthalben vom Gewühl des Volks gedrängt und vom mannichfaltigen Geschrei, Fragen und Erzählen in allen Sprachen betäubt. So war er von den Massen geschoben und gestoßen bis zum

Lateran fortgetrieben worden, als er ganz deutlich, aber fern, so wie sich zu Zeiten das Gewühl etwas öffnete, jene häßliche Alte wahrzunehmen glaubte, die Mutter des schönen Mädchens, die ebenfalls Crescentia genannt wurde. Er strebte nun in ihre Nähe zu kommen, und es schien ihm schon zu gelingen, als ein entgegenströmender Zug von Pilgern ihn wieder völlig von jener Erscheinung abschnitt, und alles weitere Vordringen unmöglich machte. Indem er am heftigsten kämpfte und sich auf die Stufen des Tempels des heiligen Johannes empor arbeitete, um weiter um sich sehn zu können, fühlte er den freundlichen Schlag einer Hand auf seiner Schulter, und eine bekannte Stimme nannte seinen Namen. Es war der Spanier Alfonso. So finde ich dich also genau an der Stelle, sagte er freudig, wo ich dich zu finden hoffte?

Wie meinst du das? fragte Antonio.

Laß uns nur aus dem Gedränge und dieser Strömung kommen, rief jener, hier vernimmt man vor tausendfältigem Sprechen, und vor dem Gesumme der ungeheuren babylonischen Verwirrung kein Wort.

Sie begaben sich in das Gefilde, und hier eröffnete ihm Alfonso, daß, seitdem er sich in Rom befinde, er sich der Wissenschaft, der Astrologie, der Wahrsagekunst und ähnlichen Dingen ergeben habe, die er vormals gehaßt, weil er der Ueberzeugung gewesen, sie könnten nur durch verdammliche Mittel und Hülfe der bösen Geister errungen werden. Seit ich aber, fuhr er fort, die Bekanntschaft des unvergleichlichen Castalio gemacht habe, erscheint mir dies Wissen in einem gar höheren und verklärteren Lichte.

Ist es möglich, rief Antonio aus, daß nach jener furchtbaren Begebenheit in Padua, du deine Seele doch wieder der Gefahr bloß stellen kannst? Dir leuchtet nicht ein, daß dasjenige, was auf natürlichem Wege und mittelst der Vernunft zu erreichen steht, nicht der Mühe verlohnt, weil es geringfügige Künste sind, die nur Scherz und Gelächter veranlassen können; alles Höhere aber, welches nicht auf leere Täuschung hinausgeht, allerdings nur durch böse und verdammliche Kräfte aufzuregen ist?

Eifern, sagte der Spanier, ist kein Beweisen; wir sind noch zu jung, um unsere Natur ganz zu verstehn, viel weniger die übrige Welt und alle Geheimnisse zu fassen. Siehst du den Mann, dem ich so viel zu verdanken habe, so werden alle deine Zweifel verschwinden. Fromm, einfach, ja kindlich wie er ist, leuchtet uns aus jedem seiner Blicke das schönste Vertrauen entgegen.

Und wie war es mit jenem Apone? warf Antonio ein.

Der, erwiederte der Freund, wollte ja doch wie ein überirdisches Wesen auftreten, er bestrebte sich mit Kunst und Bewußtseyn, als ein Abgesandter des Himmels zu erscheinen, und mit erkünsteltem Glanz die gewöhnlichen Söhne der Menschen zu blenden. Er erfreute sich des Pompes, er ließ sich zwar herab, aber nur, um den ungeheuren Abstand zwischen ihm und uns noch fühlbarer zu machen. Schwelgte er nicht in der Bewunderung, die ihm Vornehm und Gering, Jugend und Alter zollen mußten? Aber mein jetziger Freund (denn das ist er, weil er sich mir ganz gleich stellt) will nicht groß und erhaben erscheinen, er belächelt dies Bestreben so vieler Menschen, und meint, schon dies leiste Gewähr, daß etwas Unächtes, Gebrechliches verhüllt werden solle, denn ein klares Bewußtsein wolle nur gelten als das, was es sich fühlt, und der Größte der Sterblichen müsse sich ja doch gestehen, daß er eben so, wie der blödsinnige Bettler auch, nur ein Sohn des Staubes sei.

Du machst mich begierig, sagte Antonio: er kennt also Zukunft und Vergangenheit? die Schicksale der Menschen? Und weiß mir zu sagen, wie glücklich oder unglücklich noch meine Verhältnisse seyn werden? ob gewisse, geheimnißvolle Wünsche sich erfüllen können? Kann er denn errathen und entziffern, was mir selbst in meiner eigenen Geschichte undeutlich ist?

Das eben ist seine Weisheit, sagte Alfonso begeistert, daß er durch Buchstaben und Zahlen, auf die einfachste und unschuldigste Weise alles erfährt, wozu jene Unglückseligen Beschwörungen, Formeln, Heulen, Geschrei und Todesangst anwenden müssen. Darum findest du auch jenen widerwärtigen Zauberapparat nicht bei ihm: keine Kristalle und eingesperrte Geister, keine Spiegel und Gerippe, kein Rauchwerk und keine fratzenhaften Phantome, sondern er ist sich selbst genug. Ich sagte ihm von dir, und er fand in seiner Rechnung, daß ich dich heut, in dieser Stunde auf den Stufen der Laterankirche ganz gewiß antreffen würde. So ist es nun auch in derselben Minute geschehn.

Antonio wurde begierig, den wunderbegabten Greis kennen zu lernen, um von ihm sein eignes Schicksal zu erfahren. Sie speisten in einem Garten und gingen gegen Abend zur Stadt zurück. Die Straßen waren etwas mehr beruhigt, sie konnten ungestörter ihren Weg fortsetzen. In der Dämmerung kamen sie in die Gassen, die sich eng hinter dem Grabmal des Augustus zogen. Sie schritten durch ein Gärtchen: ein freundliches Licht schimmerte ihnen aus den Fenstern eines kleinen Hauses entgegen. Sie zogen die Glocke, die Thür öffnete sich, und mit den sonderbarsten und gespanntesten Erwartungen trat Antonio mit seinem Freunde in den Saal.

Antonio war verwundert, einen schlichten, nicht großen jungen Mann vor sich zu sehen, der noch, dem Anscheine nach, nicht viel über dreißig Jahr alt seyn konnte. Mit einfacher Gebärde begrüßte er den eintretenden Jüngling wie einen alten Bekannten. Seid mir willkommen, sprach er mit wohllautender Stimme, Euer spanischer Freund hat mir viel Gutes von Euch gesagt, daß ich mich schon längst auf Euren Umgang gefreut habe. Nur müßt Ihr freilich nicht wähnen, daß Ihr zu einem Weisen, zu einem Adepten gekommen seid, oder gar zu einem Manne, vor welchem die Hölle in ihren Grundfesten zittert, sondern Ihr findet hier einen Sterblichen, wie Ihr seid und werden könnt, so wie jeder, den die ernsten Studien und die Entfernung vom eitlen Weltgetümmel nicht abschrecken.

Antonio fühlte sich wohl und behaglich, so sehr er auch überrascht war, er musterte die Stube, die, außer einigen Büchern und einer Laute, nichts Unge-

wöhnliches aufwies. Er verglich in Gedanken dieses kleine Haus und seinen schlichten Bewohner mit dem Palaste und Gepränge, den Instrumenten und den Geheimnissen seines ehemaligen Lehrers und sagte: Freilich sieht man hier keine Spuren jener hohen und geheimen Weisheit, die mir mein Freund gerühmt und in welcher Ihr untrüglich seyn sollt.

Castalio lachte herzlich und sagte dann: Nein, mein junger Freund, nicht untrüglich, denn so weit kommt kein Sterblicher. Seht Euch nur um, dies ist mein Wohnzimmer, dort in jener kleinen Kammer ist mein Bett; hier ist weder Raum noch Möglichkeit, trügerische Anstalten zu verbergen, oder künstliche Maschinen in Thätigkeit zu setzen. Alle jene Kreise, Gläser, Himmelsgloben und Sternbilder, die jene Beschwörer zu Ihren Künsten nöthig haben, finden hier keinen Platz und jene Elenden werden auch nur vom Geist der Lüge hintergangen, weil sie die Kräfte ihres eignen Geistes nicht kennen lernen. Wer aber in der Tiefe seiner Seele, von Demuth und frommen Sinn geleitet, steigt, wem es Ernst ist, sich selbst zu erkennen, der findet auch hier alles, was er vergeblich durch künstliche und verzweifelte Mittel von Himmel und Hölle erzwingen will. „Werdet wie die Kinder!" In diesem Aufruf liegt das ganze Geheimniß verborgen. Ist unser Gemüth ungefälscht, können wir, wenn auch nur auf Stunden und Augenblicke, das wieder von uns werfen, welches unsre ersten Eltern mit frevlem Muthwillen an sich zogen, so wandeln wir wieder im Paradiese und die Natur mit allen ihren Kräften tritt wie damals, im bräutlichen Jugendalter der Welt, dem verklärten Menschen entgegen. Ist denn unser Geist nicht eben dadurch Geist, daß körperliche Schranken, verwirrender Raum und Zeit, ihn nicht hemmen sollen? Er schwingt sich ja schon, von Sehnsucht und Andacht beflügelt, über alle Sternenräume hinaus, nichts hemmt seinen Flug, als jene Erdengewalt, die sich in der Sünde erst auf ihn geworfen, und ihn zu ihrem Knechte gemacht hat. Diese können und sollen wir aber wieder bezwingen, durch Gebet, durch Zerknirschung vor dem Herrn, durch Erkennen unsrer großen Schuld und durch ungemessene Dankbarkeit für seine überschwengliche Liebe, und dann sehn und hören wir, was sich uns durch Raum und Zeit entzieht, wir sind dort und hier, die Zukunft tritt hervor, und schüttet, so wie die Vergangenheit, ihre Geheimnisse vor uns aus, das ganze Reich des Wissens, Begreifens steht uns offen, die himmlischen Kräfte werden freiwillig unsre Diener; und dennoch ist dem ächten Weisen ein Blick in die Geheimnisse der Gottheit, eine Rührung seines Herzens, indem er ihre Liebe fühlt, mehr und wissenswerther als alle Schätze, die sich dem forschenden Geiste bieten, als alle Enthüllungen der Geschichte und Gegenwart, als die Kniebeugungen von tausend Engeln, die ihren Meister nennen wollen.

Alfonso sah seinen Freund mit begeisterten Blicken an, und Antonio konnte sich nicht erwehren, sich zu gestehn, daß ihm hier im Gewande einfacher Demuth mehr entgegen komme, als ihn aus Apones Munde, zur Zeit seiner größten Verehrung des prunkenden Weltweisen, jemals angesprochen hatte. Faßte er doch jetzt die Ueberzeugung, daß die Weisheit, welche man die übernatürliche nennt, sich wohl mit Frömmigkeit und der völligen Ergebung in den Herrn vereinigen lasse.

Wißt Ihr nun von meinen Schicksalen? fragte der Jüngling bewegt; könnt Ihr mir von meiner Zukunft etwas sagen?

Wenn ich das Jahr, den Tag und die Stunde Eurer Geburt weiß, antwortete Castalio, mit dem Horoskop, das ich dann stelle, die Lineamente eures Antlitzes und die Züge auf Eurer Hand vergleiche, nachher mit meinem freien Geiste mich der Anschauung ergebe, so zweifle ich kaum, Euch etwas davon offenbaren zu können.

Antonio übergab ihm ein Taschenbuch, in welchem sein Vater selbst seine Geburtsstunde bemerkt hatte, Castalio schenkte den Jünglingen Wein ein, indem er selber ein wenig von diesem genoß, schlug einige Bücher auf und setzte sich alsdann zum Rechnen nieder, ohne nebenher seine Gespräche mit dem Jünglinge völlig abzubrechen. Es schien nur, als wenn der junge heitre Mann ein ganz gewöhnliches Geschäft vornehme, das bei weitem nicht seine ganze Aufmerksamkeit erfordere. So mochte unter Lachen und fröhlichen Gesprächen eine Stunde verflossen sein, als Castalio aufstand und Antonio zu sich in ein Fenster winkte. Ich weiß nicht, fing er an, wie viel Ihr Eurem Freunde dort vertraut, was Ihr ihm etwa verschweigen wollt. Er betrachtete hierauf Antonios Gesicht, so wie seine Hände sehr aufmerksam, und erzählte ihm dann zusammenhängend die Geschichte und das Unglück seiner Eltern, den frühen gewaltsamen Tod der Mutter, und die verirrte Leidenschaft des Vaters, dessen Ermordung durch seinen frevelhaften Mitschuldigen: hierauf kam er auf Antonios Begebenheiten selbst, wie er den Mörder gesucht und verfolgt, und selbst von einer Leidenschaft in Padua sei festgehalten worden. Ihr seid also, beschloß er, was ich nicht ohne Erstaunen erfahren habe, jener Jüngling, der jüngst die Bosheit des verruchten Apone auf wunderbare Weise entdeckt hat, der den Schändlichen seiner Strafe überlieferte, ob gleich er selbst nur um so unglücklicher wurde, weil er seine Geliebte zweimal auf entsetzliche Weise verlieren mußte.

Antonio bestätigte dem freundlichen Manne alles, und hatte ein solches Zutrauen zu ihm gewonnen, daß es ihm war, als wenn er nur mit sich selber spräche. Er erzählte ihm noch hierauf von den Abentheuern jener Nacht, der zweiten Crescentia und jener widerlichen Hexe, die ihm, wie er glauben müsse, heute von neuem erschienen sei. Könnt Ihr mir nun, fragte er eifrig, sagen, ob dieses Wahrheit sei, wer jene Crescentia ist, ob ich sie wiedersehn und ihren Eltern zuführen werde?

Castalio war nachdenklicher als zuvor. Wenn jener abentheuerliche Berelynth, die Fratze, welche den Zauberer begleitete, sich nicht als Weib verstellt hat, um den Nachforschungen zu entgehn, so getraue ich mir dieses Weib aufzufinden. Geduldet Euch nur bis morgen und ich sage Euch Bescheid. Uebrigens sind die Begebenheiten jener Nacht keine Phantasien Eures Innern, sondern Wirklichkeit gewesen, damit mögt Ihr fürs Erste Euch und Euren ältern Freund beruhigen.

Nachdenkend verließen die jungen Leute den wunderbaren Mann, und Antonio dankte dem Spanier

herzlich, daß er ihm diese Bekanntschaft verschafft hatte.

Antonio hatte sich aber nicht getäuscht. Es war wirklich die Alte, die er im Gedränge wahrgenommen hatte. Sie wohnte in einer kleinen Hütte, hinter verfallenen Häusern, unweit des Laterans. Verfolgt, dürftig, von aller Welt verlassen, gehaßt und gefürchtet, war sie hier, im Aufenthalte des Elendes, der Verzweiflung nahe. Sie wagte es nur selten sich zu zeigen, und war auch nur an diesem Tage gezwungen worden, auszugehen, um ihre Crescentia, die ihr entlaufen war, wieder zu finden. Da jedermann ihr scheu aus dem Wege ging, da es ihr selbst schwer wurde, nur hie und da ein Almosen zu erhalten, und ihre ehemaligen Künste keine Liebhaber fanden, so war sie nicht wenig erstaunt, als sie am Abend an ihre Thür klopfen hörte, indem draußen Geschrei und Lärmen tobte. Sie nahm ihre Lampe und machte auf, und sah draußen ein Rudel Gassenjungen und Pöbel, die eine kleine buckliche Figur, die in rothen Sammet mit Gold phantastisch gekleidet war, verfolgten. Wohnt hier nicht die würdige Pankrazia? schrie der mißgestaltete Zwerg. So ist es, sagte die Alte, indem sie mit Gewalt die Thür zuschlug und das Volk draußen mit Schimpfreden zu vertreiben suchte. — Wer seid Ihr? würdiger Herr, was sucht Ihr bei einer alten verlassenen Frau?

Setzt Euch nieder, sagte der Kleine, und zündet etwas mehr Licht an, damit wir uns schauen und betrachten können, und weil Ihr Euch arm nennt, so nehmt diese Goldstücke, und wir wollen auf bessere Bekanntschaft ein Gläschen Wein mit einander leeren.

Die Alte schmunzelte, zündete einige Wachskerzen an, die sie in einer Schieblade verwahrte und sagte: Ich habe noch ein Fläschchen guten Florentiner, ehrwürdiger Herr, der uns schmecken soll. Sie öffnete einen kleinen Schrank und setzte die rothe Labung auf den Tisch, dem Unbekannten zuerst einschenkend.

Warum nennt Ihr mich ehrwürdig? fragte dieser.

Sagen es die Goldstücke nicht aus, antwortete sie, Euer Wamms, die Treffen darauf, die Feder auf dem Hut? Seid Ihr kein Prinz, kein Magnat?

Nein, schrie der Kleine: ei potz tausend, Muhme! kennt Ihr mich denn gar nicht? hat man mir doch schon in der Jugend damit schmeicheln wollen, daß wir uns einigermaßen ähnlich sähen, und wahrlich, wenn ich so Eure Natur, Physiognomie, den Ausdruck, das Lächeln und das Blinzeln der Augen unpartheiisch betrachte und erwäge, so sind die Muhme Pankrazia, aus dem Hause Posaterrena aus Florenz, und der kleine Beresynth, aus der Familie Juocoterrestro aus Mailand, so in Verwandschaftszügen, wie Muhme und Vetter, sich ähnlich genug.

Jemine! schrie die Alte erfreut, so seid Ihr der Beresynth aus Mailand, von dem ich in meiner Kindheit wohl habe reden hören? Ei! ei! so muß ich so spät, im hohen Alter, noch einen so liebwerthen Vetter von Angesicht zu Angesicht kennen lernen!

Ja, sagte der Kleine, recht von Nase zu Nase, denn die aufgeworfene hohe Schanze ist doch das größte Knochenstück in unsrem Gesicht. Curiosität halber, liebe Muhme, probiren wir einmal, ob wir uns wohl einen vetterlichen Kuß geben können. — Nein, pur unmöglich, die weit ausgestreckten Vorgebirge rasseln gleich aneinander, und schließen unsre demüthigen Lippen von jeder sanften Begrüßung aus. Man müßte mit beiden Fäusten die edlen Römernasen seitwärts zwängen. So. Laßt nicht abschnappen, Frau Muhme, ich möchte eine Ohrfeige kriegen, daß mir die letzten Zähne ausfielen.

Unter herzlichem Lachen rief die Alte: Ei! so fröhlich bin ich lange nicht gewesen. Was wollte man denn von Euch da draußen, Vetter?

Was? schrie der Kleine: mich ansehn, sich über mich freuen, weiter nichts. Ist der Mensch nicht, werthgeschätzte Frau Muhme, eine ganz dumme Figur? Hier in Rom sind nun seit Monaten Hunderttausende versammelt, ihrem Erlöser zu Ehren, so wie sie vorgeben, und ihre Sünden abzubüßen, und, so wie ich nur aus dem Fenster gucke (ich bin erst seit vorgestern hier), sei es auch nur in der Schlafmütze, oder gar mit ganzer Figur und in meinem besten Anzuge auf den Markt hinaus trete, so müßte man doch schwören, daß das ganze Gezeug bloß meinetwegen von allen Ecken Europas ausgezogen sei, so gucken, äugeln, forschen, fragen sie, lachen und freuen sich. Reich, so scheint es, könnte ich werden, wenn ich mich die Zeit hier für Geld wollte sehen lassen, und wenn ich ihnen nun einmal umsonst die Freude mache, so schreit und lärmt das dumme Volk hinter mir drein. Eine Meerkatze, Affen oder Seehunde zu beschauen, müßten sie sich in Unkosten setzen, und statt meine Großmuth ruhig und wie gesetzte Leute zu genießen, tobt und schimpft der Pöbel um mich her, und sucht alle Ekelnamen aus der Naturgeschichte zusammen, um seine krasse Ignoranz an den Tag zu geben.

Ja wohl, ja wohl, seufzte die Alte: es geht mir nicht besser. Sind die Thiere wohl so dumm? Da mag einer Nase, Augen und Kinn nach Gutdünken haben, und es geht ruhig hin.

Seht nur die sonst einfältigen Fische an, fuhr Beresynth fort, welche philosophische Toleranz! Und unter denen sind manche Kerle doch ganz Schnauze, und halten den Forschern der Tiefe eine Physiognomie entgegen, ernst, kalt, ruhig im Bewußtseyn ihrer Originalität, und umher krümmelt und wimmelt es von andern seltsamen Angesichtern, Kiefern, Zähnen, vorgequollnen Augen und frappantem Ausdruck aller Art, aber ruhig und still wandelt jedes Ungeheuer dort seinen Gang, ungeschoren und unmolestirt. Nur der Mensch ist so thöricht, daß er über das Nebengeschöpf lacht und spottet.

Und worauf, sagte die Alte, läuft denn nun der mächtige Unterschied hinaus? Ich habe doch noch keine Nase gesehn, die nur eine einzige Elle lang wäre, ein Zoll, höchstens zwei, kaum drei ist der Unterschied zwischen der sogenannten Mißgeburt und dem, was sie Schönheit nennen. Und auf den Höcker zu kommen. Wenn er im Bett nicht manchmal unbequem wäre, nicht wahr, so ist er eigentlich viel angenehmer, als so ein dummer, gerader Rücken, wo sich bei manchem großgewachsenen Schlingel die langweilige grade Linie, ohne Verzierung und Schnörkel bis ins Unermeßliche hinauf erstreckt.

Recht habt Ihr, Frau Muhme, rief der schon trunkne Beresynth der Trunknen entgegen. Was macht denn die Natur, wenn sie solche sogenannte Schönheit von der Töpferscheibe laufen läßt? Das ist

ja kaum der Mühe werth, die Arbeit nur anzufangen. Aber solche Kabinetstücke, wie wir, da kann die schaffende Kraft, oder das Naturprinzip, oder Weltgeist, oder wie man das Ding nennen will, doch mit einer gewissen Beruhigung und Befriedigung seine Produktion anschauen. Das rundet sich doch, das bricht in merkwürdige Ecken aus, das zackt sich wie Korallen, springt hervor in Kristallen, formirt sich wie Basalt, und rennt und jubelt und hüpfelt in allen Linien um unsern Körper. Wir, Base, sind die verzognen, verhätschelten Kinder der Formation, und darum ist der Pöbel der Natur auch so boshaft und neidisch auf uns. Das schlanke miserable Wesen gränzt an den kläglichen Aal, da ist keine Auferbauung. Von der dummen Figur zur Seespinne ist schon sehr weit, und wie fern davon Meerkalb, wie übertreffen wir dieses, so wie den Seestern, Krebs und Hummer, getreuste Cousine, mit unsern Abnormitäten, die sich in keine Rechnung bringen lassen. — Wo habt Ihr nur die herrlichen beiden Zähne her? diese unvergleichlichen Mordanten figuriren so recht schwarz und düster in der tiefsinnigen Zugirung Eures unergründlichen Mundes.

O Schäker! o Schmeichler, lachte die Alte, aber Euer liebes Kinn, das sich so huldreich und dienstfertig hervordrängt und tischartig umbeugt. Könntet Ihr nicht einen ziemlichen Teller bequem darauf setzen, und von ihm ungestört mit den Lippen herunter naschen, indessen Eure Hände anderswo Arbeit suchen? das nenne ich ökonomische Einrichtung.

Wir wollen uns nicht durch Lobeserhebungen verderben, sagte der Zwerg, sind wir ja doch schon auf unsre Vorzüge eitel genug, die wir uns nicht selbst gegeben haben.

Ihr habt Recht, sagte sie, aber was treibt Ihr, Vetter? Wo lebt Ihr?

Kurios genug, antwortete Beresynth, bald hier, bald dort, wie ein Vagabund; jetzt aber will ich mich zur Ruhe setzen, und da ich hörte, daß noch eine nahe Verwandte von mir lebte, so wollte ich die aufsuchen, und sie bitten, mit mir zu ziehn. So komm ich zu Euch. In meiner Jugend war ich Apotheker in Calabrien, da jagten sie mich fort, weil sie meinten, ich fabricire Liebespulver. Du liebe Zeit! Als wenn es deren noch bedürfte. Dann war ich einmal Schneider, es hieß, ich stöhle zu arg; als Pastetenbäcker wieder die Beschuldigung, daß ich Katzen und Hunden nachstellte. Ich wollte Mönch werden, aber kein Kloster wollte mich einlassen. Als Doctor sollt' ich verbrannt werden, denn sie sprachen gar von Hexerei. Ich wurde gelehrt; schrieb, dichtete, das Volk meinte, ich lästre Gott und die Christenheit. Nach vielen Jahren kam ich zum weltberühmten Pietro Apone, und wurde dessen Famulus, nachher Eremit, und was nicht Alles; am besten, daß ich in jedem Stande Geld gemacht und zurückgelegt habe, so daß ich meine alten Tage ohne Noth und Sorge beschließen kann. — Und Ihr, Muhme, Eure Geschichte?

Wie die Eurige, antwortete die Base: man wird immer unschuldig verfolgt. Ich habe etlichemal am Pranger stehn müssen, aus einigen Ländern bin ich verwiesen, sie wollten mich unter andern auch verbrennen: es hieß, ich herte, ich stöhle Kinder, ich verzauberte die Leute, ich kochte Gift.

Nicht wahr, sagte Beresynth treuherzig, es war auch etwas an diesem Gerede? Ich muß es wenigstens von mir bekennen, und vielleicht liegt es in der Familie, daß ich manche dem ähnliche Künste getrieben habe. Zarte Freundin, wer einmal vom lieben Herrn ein Bischen weg hat, der kann es nachher Zeitlebens nicht wieder lassen. Das Ding ist wie mit dem Weintrinken. Einmal den Geschmack gewonnen und Zunge, Kehle, Gaumen, ja Lung und Leber lassen von dem Dinge nicht wieder los.

Ihr seid ein Menschenkenner, lieber Vetter, sagte die Alte mit selbstgefälligem Lächeln. So etwas Mord und Hexerei, Gift und Diebstahl läuft auch beim Unschuldigsten mit unter. Das Kuppeln hat mir nie einschlagen wollen. Und was soll man sagen, wenn man an eignen Kindern Undank und Unheil erlebt? Meine Tochter, die nun gesehn hat, wie ich Hunger und Kummer leiden muß, wie ich mir an meinem alten Munde abspare, um sie nur schön in Kleidung zu setzen, die ungerathne Dirne hat sich nie von mir erweichen lassen, auch nur einen Groschen zu verdienen. Früher konnte sie gute Heirathen treffen; Ildefons, Andrea und noch einige andere tapfere Männer, die unser ganzes Haus und sie mit erhielten; da brauchte sie den armseligen Vorwand, daß die Herren Räuber und Mörder wären, denen sie ihr Herz verschließen müsse. Die Männer waren so großmüthig, daß sie sich wirklich die Dirne wollten antrauen lassen, aber die dumme Jugend hat weder Verstand noch Tugend. Nun ruhen sie im Grabe, die vergänglichen Männer, und sind auf eine schnöde Art umgekommen. Doch das rührt sie so wenig, wie mein Kummer und Elend, so daß sie nicht drein willigen mochte, mit einem jungen, reichen, vornehmen Herrn, dem Neffen eines Cardinals zu leben, der unsre ganze Stube mit Gold überziehen konnte. Weggelaufen ist die einfältige Dirne, und man will sie mir gar nicht wieder ausliefern. So werden heut zu Tage die Eltern verachtet.

Laßt sie laufen, die Verächtliche, sagte Beresynth, wir wollen ohne sie schon glücklich mit einander leben, denn unsre Meinungen und Gemüther sind sich so gleich.

Warum aber weglaufen, sagte die Alte, wie eine ungetreue, geprügelte Katze? Wir hätten uns ja wie liebende, wie vernünftige Wesen trennen können. Es fand sich gewiß Gelegenheit, die bleichsüchtige Dirne vortheilhaft zu verkaufen, an Alt oder an Jung, und das hätte auch wohl gelingen können, wenn sie sich nicht einen einfältigen jungen Burschen ins Herz geschlossen hätte, den sie liebt, wie sie sagt.

O hört auf, schrie Beresynth, taumelnd, und schon halb im Schlaf, wenn ihr von Liebe sprecht, Base, so verfalle ich in so konvulsivisches Lachen, daß ich mich in drei Tagen nicht wieder erhole. Liebe! das dumme Wort hat meinem berühmten Meister Pietro den Hals gebrochen. Ohne den Tarantelanz säße die große Habichtsnase noch als Professor auf seinem Katheder, und kräute die jungen Gänse mit Philosophie und Tiefsinn, die ihm die Gelbschnäbel entgegen reckten. Ja, ja, Alte, das Affenthum von Liebe und platonischer Seelentrunkenheit hätte uns beiden, auch mir, nur noch gefehlt, um die Wunderthat unsrer heroischen Existenz

vollständig zu machen. — Nun lebt wohl, Alte, morgen in der Nacht um diese Zeit hole ich Euch ab, und dann trennen wir uns nie wieder.

Vetter, sagte Pankrazia, auf Wiedersehn. Seit Ihr zu mir eingetreten seid, bin ich ein ganz andres Wesen geworden. Wir wollen in Zukunft eine herrliche Haushaltung führen.

Haben wir unser Jubeljahr doch nun auch gefeiert, lallte Beresynth, der schon auf der Straße stand, und in dunkler Nacht nach seiner Wohnung taumelte.

Antonio hatte indessen den alten Ambrosio und dessen Gattin schon darauf vorbereitet, daß er gewiß jene widerwärtige Alte, und so auch deren Tochter Crescentia wieder auffinden würde. Die Mutter glaubte ihm gern, aber der Vater blieb bei seinen Zweifeln. Noch vor Sonnenuntergang begab sich der Jüngling mit seinem Freunde wieder zum weisen Castalio. Dieser kam ihnen schon lächelnd entgegen und sagte: Hier, Antonio, nehmt dieses Blatt, Ihr findet auf ihm verzeichnet, in welcher Gasse, in welchem Hause Ihr jene Unholdin antreffen werdet. Wenn Ihr sie aufgefunden habt, werdet Ihr an meiner Wissenschaft nicht mehr zweifeln.

Schon jetzt bin ich überzeugt, sagte Antonio, ich war es schon gestern, Ihr seid der weiseste der Sterblichen, und werdet mich durch Eure Kunst zum glücklichsten machen. Ich gehe, die böse Alte aufzusuchen, und wenn Crescentia nicht gestorben, oder verloren ist, so führe ich sie in die Arme ihrer Eltern.

Bewegt und voller Erwartung wollte er sich eilig entfernen, er hatte schon den Drücker der Thür in der Hand, als sich ein leises ängstliches Klopfen draußen ankündigte, von einem heiserem Husten und Scharren der Füße begleitet. Wer ist da? rief Castalio, und da die Freunde öffneten, trat Beresynth herein, der sich gleich in die Mitte des Zimmers stellte, und unter vielen fratzenhaften Verbeugungen, so wie Verzerrungen des Gesichtes dem weisen Manne seine Dienste anbot.

Wer seid Ihr? rief Castalio, der sich verfärbt hatte und mit blassem Angesicht einige Schritte zurückgewichen war.

Ein Bösewicht ist der Verruchte! rief Antonio, ein Zauberer, den wir der Inquisition überliefern müssen, der verruchte Beresynth selbst ist es, dessen Namen Ihr, verehrter Mann, schon kennt, und von dem ich Euch erzählt habe.

Meint Ihr, junges Blut? sagte Beresynth mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung. Mit Euch, ihr Kinder, habe ich nichts zu schaffen. Kennt Ihr mich nicht? rief er zu Castalio gewendet, und könnt auch meine Dienste nicht brauchen.

Wie sollt ich, sagte Castalio mit ungewisser Stimme, ich habe Euch nie gesehn. Entfernt Euch, ich muß Eure Dienste ablehnen. In meinem kleinen Hause bedarf ich keines fremden Wesens.

Beresynth ging mit großen Schritten auf und ab. Also, Ihr kennt mich nicht? Kann seyn; man verändert sich manchmal, denn der Mensch bleibt nicht in seiner Blüthe. Doch, mein' ich, sollte man mich nicht so bald vergessen, oder mit andern verwechseln, wie so manchen glatten, fein gemahlten Tropfen. — Und Ihr, indem er sich zu den jungen Leuten wendete, kennt wohl jenen Weisheitsfinder auch nicht?

O ja, sagte Antonio, er ist unser Freund, der treffliche Castalio.

Da erhub der Kleine ein so ungeheures Lachen, daß Wände und Fenster des Zimmers erklirrten und wiederhallten. Castalio! Castalio! schrie er wie besessen; warum nicht auch Aganippe oder Hippokrene? Also, Ihr habt den Brill vor den Augen, mit Kalbsblicken schaut Eure Seele aus dem runden Kürbiß Eurer Köpfe dumm heraus? Seibt euch die Nase, und seht und erkennt doch Euren verehrten Pietro von Abano, den großen Tausendkünstler aus Padua!

Derjenige, der sich Castalio nannte, war wie ohnmächtig in einen Sessel gesunken, sein Zittern war so heftig, daß alle Glieder seines Körpers flogen, die Muskeln seines Antlitzes bebten so gewaltsam, daß kein Zug in ihm wahrzunehmen war, und nachdem die jungen Leute dies einige Zeit staunend betrachtet hatten, glaubten sie mit Entsetzen wahrzunehmen, daß aus den sich verwirrenden Lineamenten die alten Bildung des bekannten greisen Apone hervorstiege. Laut schreiend erhub sich der Zauberer vom Sessel, ballte die Fäuste und schäumte mit dem Munde, er schien in seiner Wuth riesengroß. Nun ja! brüllte er im Donnerton: ich bin es, jener Pietro, und du Knecht, verdirbst mir jetzt mein Spiel, jene junge Brut dort auf einem neuen Wege zu vernichten. Was willst du, Wurm, von mir, der ich dein Meister, dich nicht mehr anerkenne? Zitterst du nicht in allen Gebeinen vor meiner Rache und Strafe?

Beresynth erhub wieder jenes schallende entsetzliche Gelächter. Strafe? Rache? wiederholte er grinsend; Dummkopf ohne Gleichen! Mußt du denn jetzt erst merken, daß dir diese Sprache zu mir nicht geziemt? Daß du, Gaukler, dich vor mir im Staube krümmen mußt? daß ein Blick meines Auges, ein Griff meines erznen Armes dich zerschmettert, du erdgebornes Larvenspiel elender Künste, die nur ich gelingen ließ.

Ein Scheusal stand im Saal. Seine Augen sprühten Feuer, seine Arme dehnten sich wie zwei Adlerschwingen aus, das Haupt berührte die Decke; Pietro lag winselnd und heulend zu seinen Füßen. Ich war es, fuhr der Dämon fort, der deine arme Gaukelei beförderte, der die Menschen täuschte, der den Frevel durch meine Macht erschuf. Du tratst mich mit Füßen, ich war dein Hohn, deine hochmüthige Weisheit triumphirte ob meinem Blödsinn. Nun bin ich dein Gebieter! Jetzt folgst du mir als mein leibeigner Knecht in meine Herrschaft! — Entfernt Euch, Ihr Elenden! rief er den Jünglingen zu, was wir noch verhandeln, geziemt Euch nicht zu schauen! und ein ungeheurer Donnerschlag erschütterte das Haus in seinen Tiefen, geblendet, entsetzt stürzten Antonio und Alfonso hinaus, ihre Knie wankten, ihre Zähne klapperten. Ohne zu wissen wie, befanden sie sich wieder auf der Straße, sie flüchteten in einen nahen Tempel, denn eine heulende Windsbraut erhob sich mit Donner und Blitzen, und die Wohnung, als sie hinter sich sahen, brannte in zerfallenen Trümmern, zwei dunkle Schatten schwebten über dem Brande, kämpfend, so schien es, und in Verschlingungen hin und herwerfend und ringend, Geheul der Verzweiflung und lautes

Lachen des Hohnes erklangen abwechselnd zwischen den Pausen des lautrasenden Sturmwinds.

Erst nach langer Zeit konnte sich Antonio so viel sammeln, daß er stark genug war, nach der gegebenen Anweisung das Haus der Alten aufzusuchen. Er fand sie geschmückt und rief ihm frohlockend entgegen: Ei! Florentiner! seid Ihr auch einmal wieder da?

Wo ist Eure Tochter? fragte Antonio, zitternd vor Eil.

Wenn Ihr sie jetzt haben wollt, sagte die Alte, so will ich sie Euch nicht vorenthalten. Aber bezahlen müßt ihr rechtschaffen für sie, oder der Podesta von Padua, wenn er noch lebt, denn sie ist sein Kind, das ich ihm damals gestohlen habe, weil mir die Herren Markoni ein ansehnliches Stück Geld dafür gönnten.

Wenn Ihr es beweisen könnt, sagte der Jüngling, so fordert.

Beweise, so viel Ihr wollt, rief die Alte, Windeln mit Wappen, Kleider von damals, ein Maal auf der rechten Schulter, was ja die Mutter am besten kennen muß. Aber auch Briefe von den Markonis sollt Ihr haben, Schriften von Padua selbst, die ich damals in der Eile mit wegfischte. Alles, nur Geld muß da seyn.

Antonio zahlte alles Gold, was er bei sich trug, und gab Ihr noch die Edelsteine, die Hut und Kleidung schmückten, Perlen und eine goldne Kette. Sie strich alles lächelnd ein, indem sie sagte: Wundert Euch nicht, daß ich so eilfertig und leicht zu befriedigen bin. Die Dirne ist mir weggelaufen, weil sie keinen Liebhaber wollte, und steckt im Nonnenkloster bei der Trajanssäule, die Abtissin hat sie mir nicht herausgeben wollen, aber meldet euch nur dort, das junge Blut wird Euch von selbst in die Arme springen, denn es träumt und denkt nur von Euch, so habt ihr Ihr thörichtes Herz bezaubert, daß sie seit jener Nacht, der Ihr euch wohl noch erinnern werdet, kein vernünftiges Wort mehr gesprochen hat, daß sie weder Liebhaber noch Mann mehr leiden konnte. Froh bin ich, daß ich sie los werde, ich gehe mit einem vornehmen Vetter, Herrn Beresynth, der mich eigens dazu aufgesucht hat, noch heut Nacht auf seine Güter. Lebt wohl, junger Mann, und seid mit Eurer Crescentia glücklich.

Antonio nahm alle Briefschaften, die Kleidungen des Kindes, alle Beweise Ihrer Geburt. In der Thür begegnete ihm schon jener Furchtbare, der sich Beresynth nannte. Er eilte, und war so leichten Herzens, so beflügelt, daß er den Sturm hinter sich nicht vernahm, der die Gegend zu verwüsten und die Häuser aus ihren Gründungen zu heben drohte.

Bei nächtlicher Weile untersuchten die überglücklichen Eltern die Briefe, und diese, so wie die Kleider überzeugten sie, daß diese zweite Crescentia ihr Kind sei, die Zwillingsschwester jener gestorbenen, die sie in der Taufe damals Cäcilia genannt hatten. Der Vater holte am Morgen das schöne bleiche Mädchen aus dem Kloster, die sich wie im Himmel fühlte, edlen Eltern anzugehören, und einen Jüngling, der sie anbetete, wieder gefunden zu haben, dem sie in jener Nacht auf ewig ihr ganzes Herz hatte schenken müssen.

Rom sprach einige Zeit von den beiden Unglücklichen, welche das Gewitter erschlagen hatte, und Ambrosio lebte nachher mit seiner Gattin, der wieder gefundenen Tochter und seinem Eidam Antonio in der Nähe von Neapel. Der Jüngling verschmerzte im Glück der Liebe die Leiden seiner Jugend, und an Kindern und Enkeln trösteten sich die Eltern über den Verlust der schönen und innig geliebten Crescentia.



